



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>





699

Per. 29835 d. 29  
1866

Per. 122  
1866











# Blätter für literarische Unterhaltung.

---

Jahrgang 1866.

Erster Band.



699

Per. 29835 d. 29  
1866











# Blätter für literarische Unterhaltung.

---

Jahrgang 1866.

Erster Band.





**Blätter**  
für  
**literarische Unterhaltung.**

---

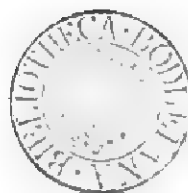
**Jahrgang 1866.**

---

**Erster Band.**

**Januar bis Juni.**

(Enthaltend: Nr. 1—26.)



**Leipzig:**  
**F. A. Brodhans.**

**1866.**



# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 1. —

1. Januar 1866.

**Inhalt:** Rückblick auf das Literaturjahr 1865. Von Rudolf Gottschall. — Paul Heyse als Dramatiker. Von Rudolf Gottschall. Erster Artikel. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Karl Diebemann. Erster Artikel. — Senileton. (Literarische Plaudereien; Das „Anno-Reb“ nach dem Abdruck von Opitz.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Rückblick auf das Literaturjahr 1865.

Die literarische Arbeit scheint auf einem ähnlichen Instinct zu beruhen, wie derjenige ist, welchem die Bienen und Ameisen folgen, wenn sie ihre Bauten aufzuführen. Dieselbe Unermüdlichkeit, dieselbe Unvermeidlichkeit! Freilich ist es bedauerlich, daß die Production in einem Maße zunimmt, mit welchem die Consumption nicht mehr Schritt halten kann, ja daß der Büchermarkt an einer Ueberschwerenung leidet, die von Jahr zu Jahr im Wachsen ist und gegen welche alle Dämme der Kritik nichts mehr helfen. Für den deutschen Verlagsbuchhandel, der allein in durchgreifender Weise das Amt eines Deichgrafen versehen kann, ist es indeß kein rühmliches Zeugniß, daß außer dem vielen Mittelmäßigen, welches wenigstens in einer anständigen Form auftritt, so vieles erscheint, das absolut schlecht zu nennen ist und den Stempel der geistigen Ohnmacht und Unbildung deutlich an der Stirn trägt. Es gibt nur eine Kritik, welche die Massenproduction in erwünschte Schranken zurückdämmen kann — das ist die Kritik, welche der deutsche Verlagsbuchhandel selbst und noch dazu in seinem eigenen wohlverstandenen Interesse ausübt, indem er die unberufenen Manuscripte zurückweist, welche sich ihm mit der Annahme aufdrängen, durch seine Hilfe in die Oeffentlichkeit zu gelangen. Mindestens müßte denn doch jene Grenze eingehalten werden, wo das Reich der unmöglichen Verse, der unglaublichen Hallucinationen in Poesie und Philosophie, der kindischen Geschichten, der Romane ohne Stil und Zusammenhang, und der wechsellos zusammengelasterten Compilationen auf allen Gebieten beginnt.

Auf der andern Seite ist das Verlangen ebenso unberechtigt, daß jedes einzelne Literaturjahr mit großartigen Productionen schwanger gehe, welche das Siegel der Unsterblichkeit auf der Stirn tragen, oder daß selbst das Tüchtige und Hervorragende gleich in großen Quantitäten zu Tage gefördert werde. Wir brauchen bloß einen Jahresgang aus der Blüthezeit unserer classischen Epoche ins Auge zu fassen, um unsere Anforderungen auf ein billiges Maß zu beschränken. Auch damals gab es Literatur-

jahre, welche ganz leer ausgingen oder nur durch eine Tragödie von Schiller verherrlicht wurden, während übrigen die Literatur ganz lustig ins Kraut schoß mit lauter heutzutage gänzlich vergessenen Productionen. Das Genie, ja selbst das Talent ist einmal nicht Dugendwaare, die man zum Marktpreis einhandeln kann, und selbst viele derjenigen Talente, denen die Kritik der Zeitgenossen so freundlich ist, diesen Abelsbrief zu ertheilen, conserviren sich trotz aller Räucherung nicht und werden eines schönen Tages, noch ehe die Nachwelt nach Generationen zählt, als ungenießbar beseitigt.

Das Literaturjahr 1865 war daher nicht besser und nicht schlechter, als seine Vorgänger gewesen sind und seine Nachfolger sein werden, sobald wir seine Leistungen vorurtheilsfrei betrachten. Es befindet sich unter denselben kein unsterbliches Werk; doch müssen wir uns bescheiden, denn wer darf sich rühmen, den Maßstab hierfür zu besitzen, da die Unsterblichkeit jedenfalls für die gleichzeitige Kritik zu den Imponderabilien gehört. Wer hätte dem Schwan von Avon vorausgesagt, daß dies ober jenes Trauerspiel, welches dem Publikum des Globe-theaters einige Unterhaltung gewährte, noch nach Jahrhunderten über die englischen und deutschen Bühnen gehen würde? Daß einer oder der andere von Shakespeares Freunden an seine Unsterblichkeit glaubte, ist wenig beweiskräftig; denn welchem Miniaturlyriker der heutigen Zeit wäre nicht von guten Freunden und Freundinnen die Unsterblichkeit so sicher vorausgesagt worden, daß er in seinen Versen bereits seine Leser darauf pränumeriren lassen konnte?

Es ist bei literarischen Neuen Brauch, die literarhistorischen und kritischen Schriften in erster Linie zu besprechen. Dies hängt mit einem bedenklichen Symptom der Zeit zusammen, der Ueberschätzung der Reproduction gegenüber der Production. Die Reproduction erscheint als eine wissenschaftliche Arbeit, welche man geneigt ist, über das dichterische Schaffen zu stellen; wir haben in Deutschland viele solcher Berühmtheiten aus zweiter Hand, geistige Begabung und Größe sogar wird Männern zugesprochen, welche nicht viel mehr sind, als Pächter eines geistigen Eigenthums der Vergangenheit, und dies Pachtgut

mit kritischem Pflug beackern. Es ist das gleiche Vorurtheil, welches den Sängern und Schauspielern, den nur reproducirenden Künstlern, den Vorrang vor den Componisten und Dichtern einräumt. Gegen dies Vorurtheil, welches auf einer Verlehrung geistiger Werthschätzung beruht, muß mit aller Energie protestirt werden. Der geistige Nationalreichtum beruht auf der Production und nur auf ihr, sie ernährt den ganzen literarischen Zwischenhandel, von so renommirten Häusern er auch betrieben werden mag. Das schöpferische Talent ist das A und O, der Anfang und das Ende der Literatur. Für ein einziges gutes Gedicht kann man eine ganze Literaturgeschichte in den Kauf geben, für einen einzigen guten Dichter ein Duzend von Literaturhistorikern. Wir werden daher den producirenden Talenten die Ehre geben, die ihnen gebührt, und es andern überlassen, das Pferd am Schwanz anzukümmern.

Die Lyrik und die lyrisch-epische Poesie blühen fröhlich fort, möglichst unbekümmert um das Publikum, das sich um sie nicht kümmert. Das Bedürfniß, aus der Verborgenheit des Verlags- und Sortimentsbuchhandels und der hin- und herwandernden Bücherballen sich an das Licht einer bescheidenen Oeffentlichkeit herauszuretten, hat unsere Lyriker angetrieben, sich nicht auf die Ausgaben ihrer gesammelten Gedichte zu beschränken, über deren unzweideutigen Erfolg sie meistens nicht im Zweifel sind, sondern sich in einzelnen Albums womöglich mit künstlerischer Ausstattung zu sammeln, wo denn ein Modelyriker ein Duzend andere mit ins Schlepptau nimmt und vor die aufmerksamen Leser bugst. Da sind zunächst die großen Kunstalben, das „Düsseldorfer Künstleralbum“ und „Bild und Wort“, in denen sich die Lyrik recht stattlich ausnimmt und vortheilhaft von dem eleganten Papier abhebt. Dann haben sich in jüngster Zeit einige literarische Albums Bahn gebrochen, welche einen Mittelpunkt für die Lyriker der einzelnen Städte bilden, wie das nürnberg'sche „Album“, die „Weimarischen Beiträge“ u. a. Endlich hat sich ein selbstständiges Asyl für die Lyrik in dem, in Frankfurt a. M. erscheinenden „Deutschen Dichtergarten“ eröffnet.

Zu den bedeutendsten Erscheinungen auf lyrischem Gebiet gehören Emanuel Geibel's „Gedichte und Gedankblätter“, die „Verbstrofen“ von Robert Prutz, beides Sammlungen von vorwiegend elegischer Färbung, obgleich der letztere Dichter frischer erscheint, als der erstere, der ganz in der Vergangenheit lebt, und die „Neuen Gedichte“ von J. G. Fischer in ihrer originellen, oft schwunghaften und harmonischen, oft etwas verben und trivialen Haltung. Außerdem hat sich im Laufe des Jahres eine Zahl jüngerer Dichter in die Literatur eingeführt, denen man wenigstens nachrühmen muß, daß sie in anständiger Form einen anständigen Inhalt bieten. Albert Möser, etwas blasirt in trefflich behandelten Sonetten und antiken Strophen; Max Freybank, ebenfalls mit Vorliebe antikisirend und mehr heimisch im Epischen als im Lyrischen; Ernst Scherenberg, schwunghaft in seinen „Stürmen des Frühlings“ und aus der Zeit herausblickend; Karl Mund,

ein formgewandter Dichter der Goethe'schen Schule; Karl Vag, glücklich in einzelnen poetischen Pointen, bilden den Kern der diesjährigen Aushebung, welcher zu den gebietenden Truppen der Lyrik stößt. Zwei österreichische Dichter, Stephan Milow und J. F. Tandler, werden durch die Anspruchslosigkeit ihres Auftretens bei manchem glücklichen Wurf in Lied und Bild charakterisirt. Der österreichische Lyriker, Hermann Rollet, gibt eine Auswahl seiner Gedichte, die bei manchem Trefflichen doch Spreu und Weizen besser hätte sondern sollen. Eine religiöse Richtung schlägt Hermann von Loeper in seinen Gedichten ein und zeigt sich als Zögling der Geibel'schen Schule, während eine andere Eigenthümlichkeit derselben, die Bemeisterung der buntesten Stoffe in den verschiedenartigsten Dichtformen in den Gedichten von Bernhardt von Lepel hervortritt. Wir erwähnen noch Martin's „Unter den Sternen“, Karl Birkenbühl's „Sonette aus dem Orient“, „Alte Träume“ von Ignaz Weissberg, Gedichte von Karl Altmüller, den zweiten Theil der Gedichte des bekannten Homöopathen Arthur Luke, die innigen Gedichte des kranken Volksdichters Ernst Donath, die hinterlassenen Gedichte der kranken, edel resignirten Gräfin Auguste von und zu Egloffstein und diejenigen der jedenfalls talentvollen Frau Agnes Kayser-Langerhann's.

In der lyrisch-epischen Dichtung ragt Robert Hamerling's „Ahasverus in Rom“ durch Farbenpracht und Gedankenreichtum hervor, ohne indeß für Form und Inhalt das harmonische Gleichmaß der Behandlung zu wahren. Ein etwas weitaussehendes und weitschweifiges Epos: „Die Wanderungen des Ahasver“, hat E. Heller zu dichten begonnen. An den Stil des großen Epos streift die hinterlassene Dichtung von Bechstein: „Thüringens letztes Königshaus“, während Hermann Neumann's „Dinonhy“ dem Bereich der von Thomas Moore und Byron angeregten, von Adolf Böttiger u. a. nach Deutschland verpflanzten erotischen poetischen Erzählung angehört. Adolf Böttiger selbst gibt seine gesammelten Dichtungen heraus, von denen der erste Band lyrische Gedichte enthält, der zweite und soeben erschienene dritte Band größere poetische Erzählungen, theils historisch, theils erotisch und märchenhaft-phantastisch, in welcher letztern Gattung der Dichter, sonst ein Zögling der Byron'schen Muse, am originellsten erscheint. An Goethe's „Hermann und Dorothea“ erinnert Bournot's Hexameterpos: „Meta“, das kleinbürgerliche Verhältnisse darstellt, in welche die politische Bewegung hineingreift, während „Dornröschen“ von Livius Fürst als ein niedliches Märchenepos betrachtet werden kann, in welches hübsche sangbare Lieder verwebt sind. Andere epische Dichtungen, wie „Kaiser Karl V.“, von Karl Gunttram, Karl Pflaume's „Hermann der Cheruskler“, „Odysseus' Heimkehr“ von Gravenhorst, eine verfehlte Paraphrase des Homer, Adalbert Hermann's „Hercules“ u. a. dienen nur zur Ueberfüllung des Buchermarkts.

Die poetischen Uebersetzungen stehen im Flor. Daß auf diesem Gebiete Vortreffliches geleistet wird, beweist die Gildemeister'sche Uebersetzung Byron's, auf welche wir zurückkommen werden. Auch Alexander Reichardt hat

neuerdings „Ford Byron's sämtliche Werke“ in acht Bänden übertragen, während Schaffer sich nur an einzelnen Gedichten Byron's versucht und Erich von Monbart „Parol's Pilgerfahrt“ ins Deutsche übertrug. Gisbert von Vande's „Rose und Distel“, Uebersetzungen englischer Gedichte, erscheinen in zweiter Auflage. Einen neuen Mittelpunkt für diese Uebersetzungen bietet die „Bibliothek ausländischer Classiker“, die bei Meyer in Hildburghausen erscheint. Als besonders gelungen erscheint Dingelstedt's Uebersetzung der „Hochzeit des Figaro“ von Beaumarchais und die Shakspeare-Uebersetzungen von Wilhelm Jordan („Macbeth“, „Romeo Julia“, „König Lear“), den auch Bodensiedt übersehte. Von Uebersetzungen aus der classischen Poesie erwähnen wir die dreibändige Plautus-Uebersetzung von Donner, eine Uebersetzung des Lucretius Carus von Gustav Boffart-Verden und des „Agamemnon“ von Aeschylus von A. Oldenberg. Auch drei neue vollständige Dante-Uebersetzungen von Blanc, Eitner und Karl Witte sind in dem Jubeljahre des großen Florentiners erschienen, während mehrere andere bereits angekündigt sind. Die lateinischen Hymnen und Gesänge aus dem Mittelalter eignete G. A. Königsfeld unserer modernen Sprache zu, während Max Waldstein die Volkslieder der Portugiesen und Catalanen in freier Weise nachbildete und Adolf Staufe die romanischen Poeten in ihren originellen Formen metrisch übersehte. Dohlenschläger's Gedicht „Helge“ ist von Gottfried von Leinburg mit gewohnter Trefflichkeit aus dem Dänischen ins Deutsche übertragen worden.

Den Uebergang von den Lyrikern zu den Dramatikern bildet am besten Friedrich Palm, welcher den siebenten und achten Band seiner Werke erscheinen ließ und in dem erstern „Neue Gedichte“ theils sinnig, theils rhapsodisch-weißschweifig, in dem letztern zwei Dramen, das antike „Iphigenie in Delphi“ und das romantische „Wilhelm Feuer“ veröffentlichte, beide reich an poetischen Schönheiten und dramatischen Schwächen. Von Friedrich Hebbel's „Sämtlichen Werken“ sind die beiden ersten Bände erschienen, welche in willkürlicher Zusammenstellung einige seiner besten und seiner verzwicktesten Dramen enthalten. Paul Heyse hat bis jetzt vier Bändchen seiner dramatischen Werke erscheinen lassen, welche „Elisabeth Charlotte“, „Maria Theresia“, „Kaiser Hadrian“ und „Hans Lange“ enthalten. Ebenso sind von dem unterzeichneten Herausgeber d. Bl. die vier ersten Bändchen dramatischer Werke aus gegeben worden, welche das Lustspiel „Pitt und For“, das Trauerspiel „Mazepa“, das Lustspiel „Die Diplomaten“ und das Trauerspiel „Der Rabob“ enthalten. Von den erfolgreichsten Bühnenstücken der letzten Saison sind Rosenthal's „Pietra“, Weilen's „Eda“ und Brachvogel's „Prinzessin Montpensier“ im Druck erschienen. Ein originelles, im Stil des Passionsstücks entworfenes Volksdrama: „Jesus der Christ“, von Albert Duff, verzichtet dagegen durch seine Composition auf die Bühne der Gegenwart. Das historische Drama wird im übrigen mit großem Eifer gepflegt, obwol ein historisches Trauerspiel auf der Bühne nur zu den weißen Raben gerechnet wer-

den kann. Der griechischen Geschichte entnommen ist das Trauerspiel von Julius Große: „Der letzte Grieche.“ Am zahlreichsten sind die der deutschen Geschichte entlehnten Dramen. Zwar die Hohenstaufen sind im Jahre 1865 durch keinen Dramatiker aus dem Schlummer gestört worden; dafür wurde Heinrich IV. zweimal behandelt, einmal von Ferdinand von Saar in dem Drama: „Hildebrand“, dann von Richard Weiland in „Kaiser und Papst“; „Otto II.“ von Flemming und „Ludolf von Schwaben“ von Günther. Ludwig der Baier in Thamer's „Bürgerkaiser“ und in Karl Hugo's Drama: „Ludwig der Baier und Friedrich von Oesterreich“, Karl V. von Friedrich, Ulrich von Hutten in Hans Koster's gleichnamigem Drama, Prinz Louis Ferdinand von Wilhelm Hofhaus dramatisirt. Specieell der preussischen Geschichte sind die „Dramatischen Bilder“ von Robert Giese entnommen, „Der Hochmeister von Marienburg“, „Der Burggraf von Nürnberg“, „Der Bürgermeister von Berlin“, von denen das letztere wol das meiste dramatische Leben athmet. Den Tiroler Pöbel hat Baron Plessen von Tiefenhausen zum Helden eines Trauerspiels gemacht, einen neuen „Tristan“ nach Joseph Weilen Ludwig Schneegans gedichtet. Einen Vertreter der Gedanken- und Gewissensfreiheit verherrlicht Karl Bay in seinem historisch-dramatischen Gedicht „Othino“. Das Malleferfragment Schiller's hat Friedrich Kötter seiner Tragödie: „Die Johanner“, einem im kräftigen, oft forcirten Stil gehaltenen Werke, zu Grunde gelegt. Wir erwähnen noch von historischen Dramen: Thal's „Beatrix von Burgund“, „Kintelas Fall“ von A. von Elssmann. Einen „König Saul“ und ein Mysterium „Das Gelübde“ veröffentlichte Göbly, während der besonders als Romanschriftsteller bekannte Julius Bacher eine „Lady Seymour“ gedichtet hat. Denselben Stoff wie Palm, eine „Iphigenie in Delphi“, behandelte auch Widmann, beide Dichter jedenfalls in Folge der Anregung, die Goethe in seiner „Italienischen Reise“ gegeben. Was die leichtern dramatischen Gattungen betrifft, denen die Wucht des tragischen Pathos fehlt, so dürfen wir Uchner's „Drei neue Theaterspiele“ hierher rechnen. Feodor Wehl, so gewandt in eleganten Blüthen nach französischem Muster, hat den zweiten Band seiner „Lustspiele“ erscheinen lassen, während auch Hofmann heitere „Bühnenspiele“ herausgibt. Alfred Königsberg macht den Secretär des Grafen Lauenzien, Lessing, zum Helden eines Lustspiels, während das gefällige Talent von Julius von Rodenberg sich in den eben herausgegebenen „Dramatischen Idyllen“ bewährt.

Dramatische Werke haben, wenn sie nicht auf der Bühne zur Darstellung gekommen sind, wenig Aussichten auf buchhändlerischen Erfolg. Anders verhält es sich mit der erzählenden Literatur, die wenigstens mit Sicherheit auf die Leihbibliotheken und das Publikum derselben rechnen kann. Die Production auf diesem Gebiete ist daher am unermüdetlichsten; hier ist das Feld, wo die Halbtalente heimisch sind, hier die literarische Herenkläche, in deren Kessel alles geworfen wird, was zwischen Himmel und Erde sich bewegt. Die Bedeutung des Romans als eines

Culturgemälde der Gegenwart oder der Vergangenheit wird allerdings von den hervorragenden Autoren nicht verkannt. Gustav Freytag's „Verlorene Handschrift“ ist, nächst dem Roman Berthold Auerbach's „Auf der Höhe“, das Ereignis auf dem Gebiete des Zeitromans, und hat, trotz der Schwächen, in denen sich das nicht ausreichende Compositonalstalent des Dichters verrät, bereits eine große Zahl von Auflagen erlebt. Neben diesen beiden Romanwerken steht würdig als Vertreter des historischen Romans Laube's „Deutscher Krieg“, dessen zweiter Theil „Waldstein“ den Helden der Schiller'schen Tragödie in mehr realistischer, aber markiger und edel getragener Weise auf dem lebendigsten Hintergrunde der damaligen Zeit darstellt. Diese drei Werke sind auch in stilistischer Hinsicht als Vereicherungen unserer Nationalliteratur zu betrachten. Dasselbe gilt von Alfred Meißner's Roman: „Schwarzgelb“, der vor kurzem in einer neuen, einbändigen Volksausgabe ausgegeben wurde. Emil Brachvogel's „Beaumarchais“ steht mehrere Stufen tiefer infolge der geschmacklosen und unkünstlerischen Darstellung, während „Nach der Stundflut“ von Julius Rodenberg einen, in der Zeit wenig entfernten Stoff mit gleicher Lebendigkeit, aber mit weit größerem Kunstsinne behandelt. Der umfangreiche Roman: „Von Geschlecht zu Geschlecht“, von Fanny Lewald, gibt manche psychologisch interessante und tief in die Zeit einschneidende Entwicklungen. Nicht minder umfangreich ist des beliebten Erzählers Gustav von See „Marquise und Tänzerin“ mit seiner Fortsetzung „Ost und West“. Von den Romanen der Luise Mühlbach, welche sich, durch günstigen Erfolg getragen, als Volksbücher geberden, obgleich sie dem Volke ein sehr incorrectes Verständnis der Geschichte beibringen, sind einige in neuen Volksausgaben erschienen; ihr neuester Abstecker in die Geschichte galten dem „Großen Kurfürsten und seiner Zeit“ und dem „Grafen von Benjowsky“, die nun auch für die Leihbibliotheken zurechtgemacht sind. Von sonstigen Persönlichkeiten der Geschichte sind für den Winterbedarf des Lesepublikums eingeschachtet worden: von Sacher-Masoch „Raunig“, von Peribert Rau „Karl Maria von Weber“, zuletzt „Der Präsident Lincoln und Jefferson Davis“ von John Metcliffe und „John Wilkes Booth“ von J. Wood. Der sehr fruchtbare George Hefsel verfolgt bei aller Einseitigkeit seines Parteistandpunkts doch eine über den saloppen Memoirenroman hinausgehende künstlerische Richtung, wie er auch in seinen „Vier Junkern“ bewiesen hat. Dasselbe gilt von Bernd von Gusek und seinen beiden Romanen: „Unter dem Krummstabe“ und „König Murat“, und von F. von Kemmersdorf's historischem Roman: „Doge und Papst.“ Edmund Hofer, dessen „Erzählungen“ in einer Gesamtausgabe von 12 Bänden erschienen sind, gab in seinem Roman „Altarmann Hyle“ ein größeres, etwas weitschweifiges Zeitgemälde aus der Epoche der Franzosenherrschaft in Deutschland. Zu den besten geschichtlichen Romanen dieses Jahres gehört „Der Stadtchreiber von Pienitz“, von Ludwig Fabicht. Von andern historischen Romanen erwähnen wir noch: „Rom und Habsburg“ und „Aspromonte“ von

E. Rüffer, „Die Jakobiner in Oesterreich“ von G. A. Luther, „Der Königssohn oder die letzten Tage August's von Polen“ von Penferoso, „Herzog Wallenstein in Medlenburg“ von J. von Wiedebe, „Sibylla von Elene“ von J. Bachter, „Königin und Buhlerin“ und „Ein Ostseepirat“ von E. Schmeling, „Rufinus“ von J. Schöpf, „Puebla“ von John Metcliffe, „Neuhof“ von Braun von Braanthal, „Die Czarentochter“ von L. Hemsen; G. Hütl: „Gefahrvolle Wege“ — eine hinlänglich bunte Reihe, die wir absichtlich ohne chronologische Ordnung hingestellt, um zu zeigen, mit welcher Unbefangenheit der historische Roman aus allen Zeit- und Weltaltern schöpft. Selten streift ein Schimmer von Tendenz über diese historischen Prosapen hin — die Tendenz pflegt sich nicht so episch auszubreiten, nicht den Mund so voll zu nehmen. Ihr genügt der novellistische Streifschuß — wir erinnern nur an E. von Bolanden's historische Novellen über Friedrich II. von Preußen, in denen der Preußenkönig durch eine ultramontane Brille angesehen wird, in directem Gegensatz zu der Verherrlichung, welche ihm durch Luise Mühlbach und andere norddeutsche Autoren zuteil wird.

Den Zeitroman als Culturgemälde der Gegenwart, wie er von Freytag, Auerbach und Fanny Lewald in den oben angeführten Werken gepflegt wird, bauen besonders die Frauen an, von denen nur wenige mit der Unerforschlichkeit der Luise Mühlbach sich auf das historische Gebiet wagen. Hervorzuheben sind die Romane zweier Schriftstellerinnen, denen man Geist und Originalität nicht absprechen kann: „Doppelleben“ von Wilhelmine von Hilern, der Tochter der Frau Birch-Pfeiffer, und „Zeitgenossen“ von Elise Schmidt. Ihnen schließt sich Luise Ernesti mit ihrem künstlerisch angelegten, aber ungleich gearbeiteten Roman „Die Aristokratin und der Fabrikant“, Luise Büchner mit dem „Schloß zu Wimmis“, Rahel mit dem Roman „In Vanden frei“, A. von Großmann mit dem socialen Roman „Wahn und Wahrheit“ an. Zu den besten Productionen der Dichter auf diesem Gebiete gehören: „Frauen und Räthsel“ von Levin Schücking, der auch seine Erzählungen gesammelt herausgibt, „Kunst und Gunst“ von dem Aesthetiker Zeising, Graf U. Baubissin's „Ein pseudonymer Hauslehrer“, L. König's „Eine catilinische Existenz“, „Der letzte Trunk“ von E. Willkomm und „Der Insurgent“ von A. Lewald. Der specifisch christliche Roman ist vertreten durch „Stand und Bildung“ von Friedrich Weisdorf, während „Salvator, eine Verjüngungsgeschichte“ von Karl Eubach, einen Abstecker auf das physiologische Gebiet und in seine am meisten problematischen Regionen macht. Albalert Stifter hat den ersten Band einer Erzählung: „Witilo“, erscheinen lassen, Arnold Kuge „Zwei Doppelromane in dramatischer Form“.

Den erotischen, in andere Zonen schweifenden Roman vertreten Armand's „Mexico“, F. Gerstäder's „Zwei Republiken“ und zum Theil seine Novellen: „Unter Palmen und Buchen“ und „Wilde Welt“, und G. Hennig's „Die Araber des Sahels“.

Mit der Fruchtbarkeit auf dem Gebiete des Romans

hält die Erzählung und Novelle gleichen Schritt, ja sie übertrifft dieselbe noch: denn alles, was in den Journalen und Zeitungsfeniletons zum Abdruck gekommen war, wird nachher als Buch unter irgendeinem beliebigen Gesamttitel noch einmal der Lesewelt dargereicht. Die wenigsten dieser Erzählungen sind so ernst und sinnig wie Melchior Meyr's „Ewige Liebe“, Feodor Wehl's „Der Mann der Todten“ und Dräxler-Manfred's „Wohlthaten“, so heiter und ansprechend wie Wolfgang Müller's „Zum stillen Vergnügen“ und „Von drei Mühlen“, so pitant und spannend wie Robert Waldmüller's Novellen „Mirandola“ und „Fra Tedesco“, wie die „Neuen Stadtgeschichten“ von Max Ring, so originell wie M. Solitaire's „Erzählungen bei Mondenschein“ und „Drei Federn“ von Corvinus, oder so künstlerisch gehalten, wie die jüngst veröffentlichten Erzählungen von M. Futterus, wie die Novellen von Lorenz Diefenbach und „Gefallene Würfel“ von Ludwig Eckardt, so feinsüßlich wie Leopold Kompert's „Erzählungen aus dem Ghetto“, und Mathilde Quednow's „Am Ufer“, oder so bizarr wie Hermann Schiff's „Die wilde Rabbizin“ und „Selbstbekenntnisse eines Gefinnungsflöhs“. Es genügt, hier ein Register der thätigsten Novellisten zusammenzustellen, ohne die verschiedenen, meist sehr willkürlich gewählten Titel ihrer Sammlungen. Wir begegnen unter den Autoren, die im vorigen Jahre auf diesem Gebiete productiv waren: Theodor Drobisch und C. von Winterfeld, beide mit mehr-humoristischer Färbung, der letztere bekannt als Darsteller des Soldatenlebens, dem sich E. A. König, in ernsterer Haltung Julius von Wiedede anschließt; Freiherr Ernst von Vibra (der auch einen Roman „Tzaroggy“ veröffentlicht hat), A. Schirmer, Adolf Benek, Adolf Görling, Julius Gumbing, F. R. Wild, R. Neumann-Strela (mit sanftern culturgeschichtlichen Bildern), L. Esch, S. J. F. Wenbal, M. Norden, H. Smidt (mit Novellen der Niederelbe), A. Bitter, H. Wiesing und A. Werfer (beide mit historischen Novellen), J. Krüger, Ferdinand Pfing, Hermine Wild, D. Wilius, Feodor Stefens, Ernestine Castell, M. Horst, D. Schön, Graf S. Grabowski, Lucian Herbert, A. Duaglio, J. Waldau, A. Wellmer.

Bei der Hyperproduction auf diesem Gebiete ist es möglich, daß unser Register, um mit Spiegelberg zu sprechen, ein Buch hat, oder auch mehrere Bücher — wer wollte einen Rundschauer, gegenüber dieser bedrückenden Massenhaftigkeit, für einzelne Lücken verantwortlich machen, die doch, gegenüber der „Lücke“ der preussischen Verfassung, den Vorzug der vollkommensten Harmlosigkeit haben? Die Vollständigkeit, welche d. Bl. überhaupt anstreben, bleibt immer ein Ziel, das sich nur annäherungsweise erreichen läßt. Wir haben die Pflicht, das Bedeutende rasch hervorzuheben, sodas die Kritik der Production auf dem Fuße folgt, dem Mittelgut seine gebührende Stelle aufzuweisen, und wenn bei dem summarischen Verfahren, mit welchem wir über das Schlechte und Werthlose zu Gericht sitzen, eine oder die andere dieser unter dem kritischen Niveau stehenden Productionen sich unserm

Tribunal entzieht, so ist der Verlust weder für die Kritik, noch für die Literatur hoch anzuschlagen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Paul Heyse als Dramatiker.

Erster Artikel.

Dramatische Dichtungen von Paul Heyse. Erstes Bändchen: Elisabeth Charlotte. Zweites Bändchen: Maria Moroni. Drittes Bändchen: Fabrian. Viertes Bändchen: Hans Lange. Berlin, Perz. 1864—66. 8. Jedes Bändchen 25 Mgr.

Die dramatischen Mufen sind keineswegs so liberal gesinnt wie die Engel, welche Faust's Unsterbliches tragen und dabei singen:

Wer immer strebend sich bemüht,  
Den können wir erlösen!

Es gibt so viele „Strebende“ Dramatiker, denen nicht vergönnt ist, ihr unsterbliches Theil durch die Mufen gerettet zu sehen, ja denen nicht einmal ein Wurf auf jenem Gebiete gelingt, wo die sehr sterblichen Bühnendramen wachsen. Nebliches Streben ist jedenfalls eine Beruhigung für den Strebenden, doch ein Factor, der nur in der Moral, nicht in der Aesthetik mitzählt. Man wird die Ausdauer bewundern, die immerfort neue Anläufe nimmt, um über einen Graben zu setzen. Wenn ihr aber die nöthige Kraft mangelt und kein Anlauf hinüberführt, so wendet man sich von diesem kläglichen Schauspiel mit Bedauern ab. In magois voluisse sat est — ist ein Satz, dessen Anwendung auf das Gebiet der Kunst von verderblichster Wirkung ist. Hier gilt nur das Können, nicht das Wollen, und je größer die Aufgabe, desto verhängnißvoller ist ein Wollen, das sie nicht lösen kann. Das Große besteht in der Kunst entweder mit aller Vollkommenheit und bewältigenden Macht, oder es besteht gar nicht, und an seine Stelle tritt die Caricatur. Das gewollte, aber nicht erreichte Große im Reiche der Moral stellt dem Strebenden noch immer einen Adelsbrief aus; das gewollte, aber nicht erreichte Große im Reiche der Kunst ist nichtiger, als das gelangene Kleinste. Denn das Kunstwerk ist eine Totalität, in welchem das Wollen des Autors untergegangen sein muß, und nur sein Können, die Macht seines Genius, uns entgegentritt. Sobald man hier und dort auf „guten Willen“ stößt, so kracht das Kunstwerk gleich in allen Fugen und geht auseinander. Denn da merkt man alsbald den Leim, mit dem es zusammengeklebt ist, statt aus einem unlösbaren Gusse geschaffen zu sein.

Die Kränze der Tragödie hängen jedenfalls hoch genug, daß auf sie jener Horazische Spruch ebenso angewendet werden kann, wie er entschieden in dieser Anwendung abgelehnt werden muß. Der Strebenden und Wollenden ist hier Legion; aber weder unsere Bühne noch unsere Literatur kann das „sat est“ unterschreiben. Es sind nicht immer Talentlosigkeit, die sich nach diesem Preis außer Athem laufen; oft sind es Talente, anerkannte Talente, deren Schwerpunkt aber nach einer andern Seite hin liegt, als nach der dramatischen. Wenn sich auch das lyrische Talent vortrefflich mit dem dramatischen verträgt,



ja ein Dramatiker ohne lyrische Aber stets ein sehr nützlich-terner Bursche bleiben wird, der allenfalls den Schauspielern etwas auf den Leib schreiben kann, niemals aber der dramatischen Muse, während die größten Dramatiker der Neuzeit, Shakespeare und Schiller, nicht nur bedeutende Lyriker waren, sondern sich auch in ihren Dramen als solche bewährten, so scheint doch das vorwiegend epische Talent dem dramatischen gegenüberzustehen, und wenn beide sich in einem reichen Genius wie in Goethe vereinigten, so geschah diese Vereinigung doch nicht auf der Grundlage vollkommener Gleichberechtigung, indem eins von beiden, und zwar in Goethe das epische zu Ungunsten des andern, überwog. Jedenfalls scheint das Talent für epische Miniature die Begabung für das dramatische Fresco auszuschließen.

Zu den rastlos Strebenden auf dem Gebiete des Dramas gehört jedenfalls Paul Heyse, und das Register seiner Versuche würde nicht kurzatmiger sein, als das Repertoire der Schauspielgesellschaft im „Hamlet“, welches Polonius herunterbetet: Tragödie, Komödie, Historie, Pastorale, Historio-Pastorale, Tragico-Historie u. s. w. Er hat antike Mythenstoffe behandelt wie den „Meklager“, historische Sagenstoffe der alten Welt wie „Die Sabinerinnen“; er hat deutsche Historien gedichtet wie „Ludwig der Bair“, Volksschauspiele wie „Die Pflüger in Irland“ und „Hans Lange“, tragische Seelengemälde wie „Fadrian“ und „Maria Moroni“, Intriguenschauspiele wie „Elisabeth Charlotte“ u. a. Eine außerordentliche Vielseitigkeit, fast zu groß, wenn man den Maßstab innerer Nöthigung dabei ins Auge faßt, welcher der dramatischen Production zu Grunde liegen muß. Es heißt zwar: „Seid ihr Poeten, so commandirt die Poesie“, aber die dichterische Begeisterung ist doch nicht eine Wärmflasche, die man in jede Wiege legen kann, oder eine Glasur, mit der man allen Töpfen Glanz verleiht. Das innerste Wesen des Dichters drückt sich in ihr aus, und es ist nicht anzunehmen, daß diesem Wesen alles zwischen Erde und Himmel gleich sympathisch ist. Wo wir diese unerschöpfliche Sympathie für den ganzen Orbis-pictus bei einem Dichter gewahren, da müssen wir befürchten, daß ihm die Poesie nur als eine formelle Kunst erscheint, aber als die Kunst, alles schön anzustreichen und durch diesen Anstrich allein zum Kunstwerk zu machen.

Wir haben zwar ein universelles Kunstgenie in Goethe. Doch die kleinen Goethes vergessen, daß es die Größe und innere Einheit der Weltanschauung war, welche diesem Meister deutscher Kunst als eine den Kosmos tragende und spiegelnde Macht des Genies eingeboren war. Die dilettantischen Griffe in all den bunten Formen und Stoffen waren nur Schein; sein Wesen war über den Dilettantismus erhaben; er war eine groß angelegte Natur, die mit innerer Nothwendigkeit alles gestaltete. Ohne Frage aber hat auch dem Dramatiker Goethe dies Umhergreifen in den verschiedenartigsten Stoffen geschadet und ihn gegen Schiller in den Schatten gestellt, der einseitiger, aber mit schärferer Bestimmtheit seine Stoffe im Geiste des Jahrhunderts erfaßte. Aber auch Goethe legte

in jeden Stoff sein ganzes Wesen. Das vergessen die „kleinen Goethes“ — doch wir phantasiren; „keine Goethes“ gibt es nicht.

Wir haben die vier Bändchen von Paul Heyse's dramatischen Schriften durchstudirt, und können als Resultat unsers Studiums nur die Ansicht aussprechen, daß dem sonst begabten und feinsinnigen Dichter das eigentlich dramatische Talent fehle oder daß es am meisten noch für jene Gattung anreiche, welche Polonius als das Historio-Pastorale bezeichnen würde, und zu welcher z. B. „Hans Lange“ zu rechnen ist. Die unermüdbliche Productivität des Autors gerade auf diesem Gebiete scheint unsere Ansicht zu widerlegen; doch dieselbe geht wol mehr aus der Energie seines Willens als aus der Energie seines Talents hervor. Paul Heyse will sich die Bühne erobern, und wenn er auch vielleicht selbst nicht an große Dimensionen seines Talents glaubt, so meint er doch gewiß, daß unter den Blinden der Einäugige König ist. Er versucht diese Eroberung mit den Waffen Schiller's und Goethe's, er versucht sie mit den Waffen der Birch-Pfeiffer — so oder so muß es ihm glücken. Und in der That hat er mit „Hans Lange“ auf dem Gebiete des Historio-Pastoralen einen Erfolg errungen, der an die Erfolge der Frau Birch-Pfeiffer heranzieht. Wir wollen uns von den künftigen Erfolgen besserer Stücke gern Lügen strafen lassen; denn die Talente entwickeln sich oft anders, als selbst eine wohlbegründete Prophezeiung voraussagen konnte. Fleiß und Ausdauer zwingen selbst einem unfruchtbaren Boden unerwartete Früchte ab. Doch nach den bis jetzt vorliegenden „Dramatischen Dichtungen“ vermessen wir in dem Dichter den Kern des dramatischen Talents.

Es fehlt Paul Heyse zunächst jene Originalität der Weltanschauung, ohne welche wir uns keinen großen Dramatiker, freilich keinen großen Dichter überhaupt denken können. Wir brauchen bloß an Shakespeare und Schiller, an Calderon und Sophokles zu erinnern, um die Bedeutung dieses Moments klar zu machen. Es muß einen Urgrund der Ueberzeugung geben, von welchem sich die Gestalten des Dramatikers lösen, wenn sie nicht wie die Schatten einer Laterna-magica vorüberfliegen sollen. Ein Dichter muß einen Glauben, eine Ueberzeugung haben; doch dieser Glaube muß mit dem Kern seines Genies innerlich verwachsen sein. In diesem Glauben muß sich zugleich der Glaube seiner Zeit, seines Jahrhunderts condensiren; aber innerlich vertieft und über sich selbst hinausweisend. Ein Bannerträger der Cultur im Dienst des Ewigen, doch in der Form, in der seine Zeit es erfaßt und zu erfassen ein Recht hat — das soll der Dichter sein, das der Dramatiker, der in der Bühne zugleich die Stätte eines Kultus zu wahren hat, durch die er mit dem nationalen Geiste, wie er in der Menge sich spiegelt, zusammenhängt. Die Aesthetik der Schablone legt auf das alles geringes Gewicht; sie betont nur die Objectivität des Dramatikers, und wenn seine Gestalten allein ohne Dröhre laufen und so geschickt auswattirt sind, daß man die dicken und dünnen unterscheiden kann, so

hat nach ihrer Ansicht der Dichter dieser Pflicht genügt. Bei dieser Theorie ist in der That nicht abzusehen, warum man Fran Birch-Pfeiffer nicht mit Shakespeare und Schiller in eine Linie stellen sollte. Es ist aber grundfalsch, die Objectivität darin zu suchen, daß die Gestalten ihren Schöpfer verleugnen. Die Größe des Dichters muß sich in ihnen spiegeln, in allen gleichmäßig. Shakespeare's tiefstimmige Weltanschauung spricht aus jeder Zeile; sie ist in seinem Hamlet, wie in seinem Falstaff, in seinen römischen Cäsaren, wie in seinen englischen Königen gleich lebendig. Ebenso ist Schiller's energische Willenskraft und sittliche Weihe in Fleisch und Blut aller seiner Charaktere verwandelt. Das Wesen und die Größe des Dramatikers macht nicht jene protensartige Verwandlungsfähigkeit, die in jedem Stücke ein anderes Gesicht zeigt, nicht die fleisch- und blutlose Technik, die wol verschiedenartige Gestalten schafft, aber ihnen die Mitgift entzieht, durch die sie allein tiefere Bedeutung gewinnen und die eben nicht in ihrer eigenen Originalität, sondern in der Originalität des schöpferischen Genius beruht. Jene Aesthetik, die wir die formale oder schüngeistige nennen könnten, hat freilich keine Formel hierfür; sie meint, der Dramatiker müsse hinter seinem Werke verschwinden, während er doch in demselben aufgehen muß.

Paul Heyse gehört nun zu den Dramatikern, die hinter ihren Werken verschwinden — verschwinden allerdings bis zur Nichtbeachtung ihrer dichterischen Individualität. Wir lesen seine vier Dramen und müssen uns fragen, was ist das Gemeinsame in ihnen? Aus welcher Weltanschauung sind sie hervorgegangen? Welcher Glauben, welche Ueberzeugung erwärmt und beseelt sie? Wie sieht der Dichter aus, der diese Gestalten geschaffen hat? Was ist der Kern seines Wesens, seines Wollens? Warum hat er sich diese Stoffe gewählt und welche innere Verwandtschaft ist zwischen ihnen? Wer diese Fragen aufwirft, dem ergeht es gewiß, wie jenem Feine'schen Jüngling am Meer — „und ein Narr wartet auf Antwort“. Das entgegen die Aesthetik de pur sang und alles Ernstes. Der Dichter geht uns nichts an, wir haben sein Werk. Es ist um so vollkommener, je mehr es auf eigenen Füßen steht. Ueberzeugung, Glauben, Begeisterung sind Phrasen, welche allenfalls für jugendliche Productionen passen. Künstlerische Reife verschmäht diesen Aufputz. Der Dichter wählt seine Stoffe, wie er beim Spaziergang sich Blumen pflückt. Erst wenn er die Nabelschnur zwischen sich und seinen Werken zerschnitten, athmen die letztern ein eigenes Leben. Vom Dichter aber gar ein sittliches oder geistiges Pathos zu verlangen, ein anderes, als was an richtiger Stelle die künstlerische Oekonomie dictirt — das ist ein Attentat auf die Selbstherrlichkeit der dramatischen Dichtkunst, der Dichtkunst überhaupt.

Für diesen Standpunkt mögen die Dramen Paul Heyse's der Vorzüge genug haben; ja ihre Vorzüge würden gerade in dem bestehen, was wir als ihre Mängel bezeichnen. Welche Vielseitigkeit und Vielgewandtheit, so verschiedenartigen Stoffen gerecht zu werden! Wohl, doch die dramatische Kunst ist keine, lauter Bildchen zusammen-

lebende Potichomanie! In jedem Stück muß doch ein geistiger Kern, ein Gedanke liegen, wenn ihm auch gerade die Moral nicht hinten heranhängt, wie das Schnupftuch aus der Tasche. Und alle diese Gedanken müssen einen zusammenhängenden Kreis bilden, eine Art von Jodikus, durch den die Sonne des Genius wandelt. Welche erhabenen Sternbilder großer und tiefer Gedanken sind in den Shakespeare'schen Dramen verkörpert! Mit welcher Vorliebe wählt er z. B. die Stoffe, in denen sich der Gegensatz zwischen Schein und Wesen ausdrückt, der seiner tiefstimmigen Weltanschauung so nahe lag! Alle diese Stücke schließen sich von selbst zusammen zu einer Totalität — und das ist eben der Shakespeare'sche Genius mit den Lichtstrahlen seiner großen Gedanken.

Doch wenn wir die Paul Heyse'schen Stücke aneinanderreihen, so erhalten wir eine Mosaik von bunten Steinchen. Wir fragen vergebens: Wo ist Paul Heyse in seinen Stücken und wer ist Paul Heyse? Er hat sie gemacht, er hat ihnen seinen Namen als Etiquette angeklebt; aber es sind lauter dramatische Undinen; ihnen fehlt die dichterische Seele! Ein Stückchen französisches Hofsleben mit lauwarmem deutschem Patriotismus, ein italienisches Eifersuchtstrauerspiel mit kleinen und trivialen Motiven, eine antike Kaisertragödie mit psychologischen Sonderbarkeiten, ein hinterpommersches Volksschauspiel mit listigen Bauern und lustigen Edelenten — es ist ein ziemlich bunter Kram; doch das würde noch weniger schaden, wenn nur Gedanken in diesen Stücken wären und diese Gedanken sich zur Totalität einer dichterischen Weltanschauung zusammenschließen. Doch wir springen aus dem einen in das andere, wie man von einer treibenden Scholle im Fluß auf die andere springt! Der Dichter ist von einer Objectivität, die uns in Erstaunen setzt — in jedem Stück ein anderer, kaum sein Stil ist wieder zu erkennen. Doch ebenso fehlt die innere Einheit; es sind Modellirbogen einer kunstfertigen Hand, die mit vollkommener Gleichgültigkeit gegen den Stoff die Form gestaltet. Es fehlt die Wärme, die Begeisterung, die immer nur aus jenem innersten Focus kommt, wo die Sonne des Jahrhunderts den Brennstoff des Genius berührt.

Die Fülle von Sentenzen, Gedanken, Reflexionen, an denen Shakespeare und Schiller überreich sind, ist man neuerdings geneigt, als einen dramatischen Mangel zu bezeichnen. Und doch sind sie die nothwendigen Früchte jener schöpferisch treibenden Gedankenwelt, die sich in ihre Dramen hineinerzweigt hat. Wenn es ein Unglück ist, daß große Dichter große Gedanken haben, so ist es ein Glück für die kleinen, wenn sie ohne Gedanken den Anforderungen der Kunst um so mehr gerecht werden können. In der That ist die Ausbeute an Gedanken, Sentenzen, Reflexionen in den Heyse'schen Dramen eine sehr geringe, etwa den Kaiser „Hadrian“ ausgenommen, und wo wir auf sie stoßen, vermischen wir Originalität in Inhalt und Ausdruck. Es sind, wenn auch nicht gerade klimpernde Rechenpfennige, doch Milzen, die bei aller feinen Prägung sich doch bereits lange eines verbreiteten Curses erfreuen.

Ein anderer nicht minder wichtiger Punkt ist der: ein

Dramatiker darf niemals ein Miniatur- und Aquarellmaler sein — das verstößt schon gegen die äußern Dimensionen des Dramas. Zu seine Pinselstriche gehören nicht in ein Bühnengemälde; daß es dagegen eher die größten verträgt, beweist das Beispiel Shakespeares. Heyse hat sich durch seine Novellen an eine Miniaturmalerei gewöhnt, welche durch seine Uebergänge und Nuancierungen zu wirken sucht, welche aber dabei die entscheidenden Wendepunkte der Action mit jener Energie hervorzuheben vergißt, ohne welche der Strom des Dramas im Sande verläuft. Mit Feuerzügen müssen diese Hauptmomente dramatischer Bewegung geschrieben sein bis zum letzten Wene-Tel der Katastrophe, welche den Helden erfasst. Das ist die Schrift Shakespeares und Schillers! Wer nicht das os magna sonaturum hat, der bleibe mindestens von der Tragödie zurück. Zu den Voraussetzungen derselben gehört die Größe der Composition, welche dabei auf echt menschlichen Motiven beruhen muß, nicht auf paradoxen Knisteleien. Die Bühne wendet sich an das Volk und hat nichts mit den Marotten der Studirstube zu thun. Es gibt eine Art von ungesunder Psychologie, deren Entwicklungen man in einer Novelle mit Interesse verfolgt, die aber ein für allemal nicht auf die Bühne gehört. Alles Aparte und Absonderliche, alles, was dem Hauptgout eines gewissen geistigen Raffinements an sich trägt, muß von ihr verbannt bleiben. Die echt menschlichen Leidenschaften, in höherer Potenz, durch das Feuer der Dichtkunst gesteigert und geadelt, sind die Domäne der Tragödie. Daneben hat das Pathos des Gedankens, die Begeisterung für die Idee ihr volles Recht, sobald sie einerseits, wenn auch in historischer Spiegelung, Gedankenkräfte repräsentiren, die noch in der Gegenwart lebendig oder ihr mindestens sympathisch sind, und sobald andererseits der Dichter verstanden hat, die Helden, welche sie vertreten, zu Menschen von Fleisch und Blut zu machen.

Man wird zwar entgegenen, daß auch Shakespeare in einzelnen Dramen, namentlich in „Hamlet“, feineren psychologischen Entwicklungen nachgegangen ist, die nicht auf der Oberfläche liegen. Doch man muß die Dichtung von ihren Commentaren unterscheiden. Das Grundmotiv des Hamlet, ein Sohn, der seinen ermordeten Vater rächen will, ist von verständlichster Volksthümlichkeit, nicht minder volksthümlich das Motiv des angenommenen Wahnsinns. Daß das Bögen und Aufschieben in der Natur des Helden selbst liegt, hat Shakespeare als ein minder augenfälliges Moment nicht etwa mit feinen Zügen angedeutet, sondern mit den dorbsten, fast gekleckten Pinselstrichen hervorgehoben — man denke nur an die groben Schimpfwörter, mit denen sich Hamlet deshalb selbst in seinen Monologen überhäuft. Wir finden diese Ausdruckweise vielleicht etwas roh; aber gerade dadurch machte Shakespeare seine tiefer liegenden Intentionen den Grundblinden im Parterre verständlich. Jedenfalls handelt es sich im „Hamlet“ um sehr verständliche Thatsachen; denn die Pflicht kindlicher Pietät leuchtet von Haus aus jedem Gewissen ein. Wenn aber z. B. Paul Heyse uns in seinem Kaiser „Hadrian“ einen hypochondrischen Selbstherr-

scher vorführt, der die Größe hat, sein Herz an einem schönen Jüngling zu hängen, und aus dieser eigenthümlichen Grundstimmung sich die Tragödie entwickeln läßt, so haben wir durchaus keine allgemein menschlichen und allgemein verständlichen Motive, sondern eine eigenthümliche Marotte, die wir vielleicht, wenn auch schwer begreifen, die uns aber niemals die geringste Sympathie und Theilnahme einflößen kann, mag sich auch die Handlung aus ihr mit psychologischer Folgerichtigkeit entwickeln.

Der Dramatiker muß Fracturschrift schreiben; Paul Heyse schreibt Perlschrift, eine niedliche, allerliebste Perlschrift mit feingeistigen Schnörkeln. Das ist besser geeignet für das Boudoir, als für das Theater. Wer erkennt nicht das Talent der Darstellungen, das sich in den Novellen zeigt, dies sauber malende Talent, das uns so anmuthig-lebendige Bildchen vorführt, so viel Fleiß auf die Beleuchtung verwendet, die Wandlungen des Seelenlebens so sorgsam kundig schildert? Aehnliche sorgfältig ausgemalte Genrebilder des äußern und innern Lebens finden sich auch in „Maria Wroton“, in „Elisabeth Charlotte“, selbst in „Hadrian“; es ist die dramatisirte Novelle, die sich für ein Drama ausgibt, ja welche sogar in der Einleitung manches echt dramatische Moment aufgenommen hat, aber ohne jene Energie der forttreibenden Handlung, die allein das Drama macht. Doch, wird man uns entgegenen, in einem Drama wie „Haus Lange“ ist ja keine Spur seiner und zierlicher Perlschrift; das sind doch derbe, feste Züge. Gewiß — der Autor durchbricht gewaltthätig die schüchternste Sphäre, in welcher seine Muse heimisch ist; er entsetzt gleichsam seine Handschrift; er macht realistische Tüppelchen und Kleckse in sein Perlschriftconcept, um ja volksthümlich und wirksam zu werden, doch er bringt es immer nicht über das Genre hinaus; all dieser Derbheit fehlt der Reiz des Ursprünglichen; diese ganze Holzschnittmanier ist ein künstlich Angeeignetes, das nicht aus dem Naturell des Autors mit innerer Nothigung hervorgeht. Mit Übung und Formtalent läßt sich alles machen, das mißte schädlich und vieles wirksam; freilich wird ein Watteau, auch wenn er eine Dorfschenke malt, sich noch immer von einem Teniers und Ostade unterscheiden; doch nur wenige Watteaus haben den Ehrgeiz, mit den Teniers und Ostades zu wetteifern.

Es ist eins der für Paul Heyse's Productionsweise bedenklichsten Symptome, daß ihm das Kunstdrama und das Volksdrama auf so entgegengesetzten Seiten liegen. In seinen Kunstdramen hat er, was die Wahl der Stoffe und die Feinheit der Ausführung betrifft, durchweg das Gepräge des akademischen Idealismus, während er in seinen Volksdramen wieder aus dem reinen Aether der Kunst gänzlich herausfällt, in jenen bühnengerechten, aber gedankenlosen Realismus, wie ihn Frau Birch-Pfeiffer in ihren Dramen vertritt. Dieser Januskopf, dessen eines Antlitz nach der Bühne der Gegenwart, das andere nach der Wallhalla der Zukunft lugt, und der sich so rasch herumdreht, wie die Mustersköpfe an den Säben der pariser Zahnärzte, motivirt die Zweifel an des Dichters

dramatischem Talent, da für die echten Dramatiker, wie für Shakspeare und Schiller, Kunst- und Volksdrama zusammenfällt, da sie mit einem und demselben Stück die Bühne der Gegenwart und die Walhalla der Zukunft erobern.

Wir wollen dieser allgemeinen Charakteristik in einem zweiten Artikel eine Analyse der einzelnen Dramen folgen lassen, welche, bei aller unbefangenen Anerkennung des Verdienstlichen in denselben, doch die eben ausgesprochenen Zweifel rechtfertigen wird.

Rudolf Gottschall.

## Zur deutschen Literaturgeschichte.

### Erster Artikel.

Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Hermann Hettner. Dritter Theil. — A. u. d. L.: Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert. Erstes Buch: Vom Westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen (1648—1740). Zweites Buch: Das Zeitalter Friedrich's des Großen. Braunschweig, Vieweg und Sohn. 1865. Gr. 8. 5 Thlr. 10 Ngr.

Auf die „Geschichte der englischen Literatur von der Wiederherstellung des Königthums bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, 1660—1770“ (1856) und die „Geschichte der französischen Literatur im 18. Jahrhundert“ (1860), welche die beiden ersten Theile seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ bilden, hat Hettner zwei weitere, der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert gewidmete Bände folgen lassen; ein dritter ist noch rückständig, welcher das classische Zeitalter unserer Literatur schildern und so das Unternehmen einer vergleichenden Literaturgeschichte der drei vornehmsten Culturvölker der Neuzeit in dem für die Entfaltung geistigen Lebens so wichtigen 18. Jahrhundert vollends abschließen soll.

Dieses Unternehmen Hettner's, wie es seinem allergrößten Theile nach nun bereits vollendet vor uns liegt, erweist sich in dreifacher Hinsicht von vortheilhafter Eigenthümlichkeit. Zuerst durch eben jenen vergleichenden Charakter, indem der Verfasser die drei Literaturen, die englische, die französische, die deutsche, nicht isolirt jede für sich, sondern in ihren mannichfachen Wechselbeziehungen, nach den Rückwirkungen der einen auf die andern, ins Auge faßt. Leider müssen wir sagen, daß die deutsche Literatur dabei die mindest vortheilhafte Rolle spielt: sie ist, den beiden andern gegenüber, auf allen Gebieten die beeinflusstste, nachahmende, in zweiter Linie stehende, nirgends die tonangebende, vorangehende, bahnbrechende. Letztern Rang nimmt an erster Stelle in dieser Periode die englische ein, besonders die wissenschaftliche, philosophische und politische, aber auch zum Theil die poetische. Von dort gehen die großen Impulse der Aufklärung, der freien Entwicklung des Denkens, der vom Autoritätsglauben unabhängigen Erörterung der höchsten speculativen Probleme, von dort jene halb philosophische, halb poetische Behandlung allgemein menschlicher, sittlicher und socialer Fragen aus, welche dann ein so weitverbreitetes Thema der Literatur in Frankreich und in Deutschland wurden. Auf den Bahnen der Aufklärung folgt der eng-

lischen Literatur zunächst die französische, bald auch die deutsche nach. Was die eigentliche sogenannte schöne Literatur betrifft, so spielt hier freilich England seit der Restauration von 1660 eine Zeit lang die Rolle der Nachtreterin und Schleppträgerin des französischen Nachbars. Mit den vertriebenen Stuarts und ihrem Hofe ist von Frankreich auch der in letztem Lande zur Herrschaft gelangte, halb rhetorisch frostige und pathetisch geschnaubte, halb sinnlich frivole Geschmack auf die britischen Inseln hinübergekommen, hat den guten altenglischen Humor, den streng sittlichen und zugleich traulichen Familienflair verdrängt. Nach einiger Zeit aber erfolgt eine kräftige Reaction dieses letztern: das Gemüth, die natürliche Herzempfindung werden in ihre Rechte wieder eingesetzt: und, wie das zu gehen pflegt, der lange zurückgedämmte Strom schwillt nun fast über seine Ufer hinaus — die Empfindung wird zur Empfindsamkeit, das entfesselte Gemüthsleben überwuchert alle andern Aeußerungen der Geistesthätigkeit und steigert sich vielfach bis zu Schwermuth und Tiefsinn; alles wimmelt von schönen Seelen und rührenden Tugendidealen. Dieser Aufschwung wirkt mächtig hierüber auf den Continent, partiell nur und vorübergehend auf das leichtblutige Frankreich, tiefeingreifend und langandauernd auf das zu Grubelei und Empfindelei durch Volkscharakter und äußere Umstände prädisponirte Deutschland, und verwischt hier schon einigermaßen die Spuren der vorausgegangenen Einwirkungen französischer Literatur, bis dann der berechtigtere Einfluß Shakspeare's ebensoviel diese Einwirkungen vollends vernichtet, als auch jener theilweise selbst wieder in Unnatur und Geschmacklosigkeit ausgearteten Richtung der Empfindsamkeit siegreich entgegentritt.

Dies sind in großen und allgemeinen Zügen die hauptsächlichsten Wechselbeziehungen der drei Literaturen, wie sie Hettner in seinem Werke im einzelnen aufzuzeigen bemüht ist. Aus dem hier Ange deuteten leuchtet zugleich eine zweite Eigenthümlichkeit der Hettner'schen Literaturgeschichte hervor: die Ausdehnung, die der Verfasser seinen Betrachtungen weit über das gewöhnliche Reich der Literaturgeschichte hinaus gibt, indem er neben der sogenannten schönen auch einen Theil der wissenschaftlichen Literatur, Philosophie, Theologie, Pädagogik, Naturwissenschaft, ferner den allgemeinen Volksgeist und seinen Ausdruck, die politischen und Geschichtswissenschaften, endlich auch die Kunst, namentlich die bildende, hereinbezieht.

Ein dritter und nicht der geringste Vorzug des Hettner'schen Buchs besteht darin, daß Hettner die Erscheinungen der Literatur nicht als Ausflüsse einer abseits vom gewöhnlichen Leben und Treiben der Menschen lediglich in und um sich selbst kreisenden geistigen Bewegung, sondern immer in möglichst engem Zusammenhange mit der Gesamtcultur eines Volks und einer Zeit betrachtet und behandelt. Dieser culturgeschichtlichen Aufassung der Literatur, die mit Recht neuerdings immer mehr an die Stelle der bloß ästhetischen gesetzt wird, hat sich offenbar Hettner mit großer Vorliebe und Beifertigung beileigigt, wenn auch vielleicht im einzelnen

hier und da die Verwirklichung seiner Absicht hinter dieser selbst zurückgeblieben ist.

So viel über den allgemeinen Plan und Charakter des Pettner'schen Literaturwerks, in dem wir jedenfalls eine sehr dankenswerthe Bereicherung des in neuester Zeit von so vielen Seiten her angebauten Feldes der Literaturgeschichte zu begrüßen haben. Wir wenden uns nun, da die beiden ersten Theile desselben, die Geschichte der englischen und der französischen Literatur, schon früher in d. Bl. angezeigt worden sind, speciell zu dem dritten, die deutsche Literatur behandelnden Theile.

Sogleich im Eingange sucht Pettner den Charakter der Periode, die er schildern will, festzustellen. „Wissenschaftlich“, sagt er, „ist das 18. Jahrhundert das Zeitalter der deutschen Aufklärung, die Befreiung vom Buchstaben, oder, um mit Kant zu reden, der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit; künstlerisch ist es die Erstrebung einer eigenen, selbstständigen Kunst und Dichtung, die Eroberung eines idealen und doch volksthümlichen Stils, dessen Verwirklichung sich zuerst in Lessing, sodann in seiner höchsten Vollenbung in der schönen und freien Dichtung Goethe's und Schiller's darstellt.“

Es ist mit solchen allgemeinen Charakteristiken immer eine eigene Sache. Sie erschöpfen den Gegenstand nicht und beengen gleichwol einigermaßen die Freiheit des Schriftstellers in der Behandlung des einzelnen, indem sie ihm zum Voraus einen bestimmten Weg anweisen, von dem er sich nicht leicht abzuweichen getraut. An der vorliegenden haben wir das auszuzeigen, daß sie das Resultat der wissenschaftlichen Bewegung des 18. Jahrhunderts rein negativ aufstellt, als eine bloße Beseitigung von Schranken, nicht nach dem positiven Gehalt, der damit zugleich gewonnen ward. Und an einem solchen fehlt es doch nicht. Das natürliche Recht, wie es ein Chr. Thomasius, die natürliche Moral, welche ein Chr. Wolf aufstellte, die vielseitige Pflege der Erfahrungswissenschaften, der empirischen Psychologie und Anthropologie, der socialen Wissenschaft, der Staats- und Wirtschaftslehre u. s. w., wie solche principiell zuerst durch die sogenannte Populärphilosophie, gründlicher dann durch Kant angebahnt und eingeleitet ward, dies und Aehnliches waren sehr positive, für das Leben der einzelnen, wie für Staat und Gesellschaft im ganzen vielfach fruchtbare Errungenschaften jener, nach ihren nächsten Ursachen und Wirkungen allerdings vorzugsweise negativen, befreienden, raumerschaffenden Bewegung. Ferner vermiffen wir in dieser Abschilderung der Hauptrichtungen des vorigen Jahrhunderts ein sehr wesentliches Gebiet, das jener sittlichen und socialen Ideen, welche halb der Wissenschaft, halb der sogenannten schönen Literatur, der Dichtkunst, angehören, zum Theil auch als eine selbstständige Mittelgattung zwischen beiden auftreten (z. B. in den moralischen Wochenchriften, dann wieder bei den Populärphilosophen), und welche gerade damals eine so bedeutsame, einflussreiche Rolle spielten.

Und endlich erscheint uns auch die Aufgabe der Kunst, wenigstens der Dichtkunst, zu eng gefaßt, wenn sie auf die bloße Herausbildung eines „Stils“, also auf etwas

vorwiegend Formales beschränkt wird. Bei dem bilden den Künsten, allenfalls auch der Musik, mag dieses formale Moment, der „Stil“, mit Recht im Vordergrunde stehen; die Dichtkunst, und ganz besonders die deutsche Dichtkunst im 18. Jahrhundert, wird man nach unserer Ansicht in ihrer wahren Wesenheit und ihrem tiefern Zusammenhange mit den gesammten Culturbezügen der Zeit und des Volks niemals recht zu begreifen vermögen, wenn man nicht über die bloß formale Seite derselben hinaus- und auf ihren stofflichen Gehalt, auf die von ihr verarbeiteten sittlichen und socialen Ideen zurückgeht. Unser Verfasser hat dies auch in den nachfolgenden Betrachtungen mehrentheils und vielfach mit bestem Erfolg gethan, und es ist daher wol nur ein unbequemer Ausdruck, zu dem ihn die Absicht, mit wenig Zügen seine Aufgabe im Voraus zu umschreiben, verführt hat, wenn er hier lediglich vom „Stil“ spricht. Wir wollen ihn daher auch wegen dieses Ausdrucks nicht chicaniren, wenden uns vielmehr zu den Einzelheiten seiner Darstellung, wo erst der rechte Ort sein wird, die Wichtigkeit und Zureichendheit seiner Anschauungsweise zu prüfen. Ebenso wenig rechten wir an dieser Stelle mit ihm darüber, ob zutreffend sei, was er hier über das 18. Jahrhundert im allgemeinen sagt, nämlich, dasselbe sei „die bewußte Wiederaufnahme und Fortbildung der in der Mitte des 16. Jahrhunderts gewaltthätig und vorzeitig abgebrochenen großen Reformationsideen“. Für Deutschland wenigstens war, wie Pettner selbst dies weiterhin anerkennt, die allmähliche Wiedererhebung in Wissenschaft und Kunst aus dem tiefen Verfall in und nach dem Dreißigjährigen Kriege doch wol nicht so sehr eine Wiederaufnahme an die Culturformen und Culturziele der Reformationszeit, als vielmehr eine Bildung ganz aus dem Frischen, und zwar, wie der Verfasser richtig anmerkt, „nicht auf der culturgeschichtlichen Grundlage der heimischen religiösen und politischen Bildungszustände, denn diese sind erstorben und ohne alle innere und naturwüchsige Reimkraft, sondern vielmehr infolge von Anregungen und Einwirkungen, welche sich ein gedrücktes, aber ungebrochenes und aufstrebendes Geschlecht zu selbstständiger Um- und Fortbildung zunächst aus der Schule des freieren und vorgeschrittenern Auslandes holte“.

So beginnt denn auch unser Verfasser ganz sachgemäß, nachdem er in der „Einleitung“ einen „Rückblick auf die deutsche Bildung des 16. und 17. Jahrhunderts“ gegeben, das erste Buch seiner Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert mit einer Darstellung der „Einwirkungen der fremden Philosophie“, des Cartesius, Bayle, Spinoza, auf die er dann, als eine zweite, gleichsam ergänzende, mehr volksthümliche, mehr dem Herzen als dem Verstande entsprungene Seite der damaligen Bewegung, den „Pietismus“ folgen läßt. Fein und zutreffend ist die Parallele, die er dabei mit England und Frankreich zieht: auch dort stehen neben Bacon, Hobbes und Herbert von Esherbury die Puritaner, neben Descartes und Gassendi die Jansenisten. Uebrigens aber wird der Pietismus ziemlich kurz abgehandelt, zu kurz, will uns scheinen,



für ein Werk, welches doch nicht bloß die ästhetischen Formen und Stilarten, sondern die ganze Ideenbewegung der Zeit schildern will. Wenn Hettner sagt: „Der Kirchengeschichte liegt ob, die gewaltigen Segnungen des reinen und edeln Pietismus in alle Einzelheiten zu verfolgen“, so möchten wir eine solche Aufgabe noch viel mehr der Culturgeschichte und der auf culturgeschichtlicher Grundlage sich bewegenden Literaturgeschichte vindiciren. Denn die Wirkungen der durch den Pietismus hervorgerufenen „tiefen Verinnerlichung der gesamten Sitte und Denkart“ (wie es der Verfasser ganz richtig bezeichnet) reichen über das theologische und kirchliche Gebiet weit hinüber, nicht allein auf das sittliche, sondern auch auf das sociale, das bürgerliche, damit zugleich aber auf das literarische. Der Pietismus hat zwar — darin geben wir dem Verfasser vollkommen recht — unmittelbar von sich aus literarisch wenig Frucht getrieben, eigentlich poetische so gut wie gar nicht, denn die meist sehr schwächliche Literatur des pietistischen, besonders herrnhutischen Kirchenliedes ist kaum der Rede werth, und auf dem wissenschaftlichen Felde gehören nur etwa Arnold's Kirchen- und Regergeschichte und Dippel's polemische Schriften gegen die Orthodorie hierher, obschon auch diese nur zum Theil; allem mittelbar hat die pietistische Bewegung, namentlich durch die Kräftigung des bürgerlichen Bewußtseins gegenüber der ausländischen Freivoluntät und Charakterlosigkeit der Hölse und der tonangebenden Klassen überhaupt, zuerst wieder einen ausgiebigen Fruchtboden geschaffen, in welchem, unter Hinzutritt anderer Elemente, die Keime einer neuen, zugleich freieren und volksthümlicheren, sittlichen und poetischen Denkweise Wurzel schlagen und gedeihen konnten.

Auf den Pietismus läßt Hettner die „Versuche der Kircheneinigung“ folgen, auf diese (unter der allgemeinen Ueberschrift: „Befreiung der Wissenschaft von der Obmacht der Theologie“) die Begründung des Naturrechts durch Puffendorf und Chr. Thomassius und die vielseitige wissenschaftliche Thätigkeit des Leibniz. Ohne gerade neue Gesichtspunkte aufzustellen, ist die Behandlung dieser Abschnitte wohl gelungen, klar und durchsichtig; sie würde es noch mehr sein, wenn sie weniger mosaikartig gearbeitet wäre. Hettner liebt es, fremde und eigene Ansichten vergleicht miteinander zu verweben, daß es schwer fällt, die einen von den andern zu unterscheiden. Die gute Absicht ist nicht zu verkennen: der Verfasser will den Resultaten fremder Forschung gerecht werden; er scheint sich aber, diese Auführungen in Noten zu verweisen, anscheinend, um seinem Buche nicht das Ansehen gesuchter Gelehrsamkeit zu geben. Aber er thut damit bisweilen sich selbst anrecht, indem er seiner Darstellung den eigenthümlichen Reiz schmälert, den der ununterbrochene Fluß einer völlig aus dem Ganzen gearbeiteten und gleichsam aus dem Innersten des Schriftstellers wiedererbornen Auffassung und Gestaltung des Stoffes gewährt.

Letzteres ist weit mehr der Fall bei dem folgenden Kapitel: „Der Gegensatz zwischen Renaissance und Volksthümlichkeit in Kunst und Dichtung“, welches überhaupt

durch Reichhaltigkeit des Stoffes wie durch eigenthümliche Behandlungsweise ein besonderes Interesse darbietet. Der Verfasser zeigt sich hier als vielbewanderten Kenner und als feinsinnigen Beurtheiler nicht bloß der schönen Literatur, sondern auch der Plastik und Plastik jener Zeit. Er sucht auf allen diesen Gebieten den Gegensatz und Kampf zweier Richtungen nachzuweisen, der „Renaissance“, oder der Einwirkungen der ihrerseits wieder durch die Verhältnisse mit dem wiedererwachten Alterthum angeregten romanischen Literaturen und der „Volksthümlichkeit“, oder des selbstschöpferischen Triebes des heimischen Volksgeistes. Den Vertretern der Renaissance auf dem Gebiete des Romans, Buchholz, Herzog Anton Ulrich von Braunschweig, Lohenstein, Ziegler, Hoppel, welche sich in der Behandlung entweder weitabgelegener, heroischer u. dgl. Stoffe, oder scheinbar naheliegender Stoffe, aber in fremdartigen Einkleidungen, in gelehrten Anspielungen u. s. w. gefallen, jeder Darstellung unmittelbar, wirklicher Erlebnisse und Empfindungen aber fernstehen, stellt Hettner gegenüber die „Gesichte“ von Moscherosch, die, obschon in der Form den spanischen „Schelmenromane“ nachgebildet, doch durch frische Lebensbeobachtung (wenigstens in vielen ihrer Schilderungen) sich als originell und volksthümlich ausweisen, sodann den „Simplicissimus“, den „ersten großen deutschen Roman, der heute noch lesbar und lehrwerth ist“, mit seinen vielen zum Theil verzerrten Nachbildungen, welche wiederum als eine verbe, aber vielfach von trefflichem Humor durchwehte Parodie den „Schelmuffski“ hervorriefen. Im Drama stehen nach Hettner auf Seiten der Renaissance A. Gryphius, Lohenstein und einige minder Bekannte (wobei er doch vielleicht den ersten etwas zu unterschiedlos mit Lohenstein und seinesgleichen zusammenwirft), während als Pfleger des Volksthümlichen Chr. Weise in seinen Schuldramen erscheint. Der Bühne bemächtigt sich keine dieser beiden Richtungen; diese wird vielmehr nach dem Abgange der „fahrenden englischen Komödianten“ (welche noch bis zum Dreißigjährigen Kriege hier und dort in Deutschland auftraten und wahrscheinlich unter andern auch Schallpearsche Stücke, freilich wol in zum Theil sehr roher Bearbeitung, vorführten), theils von den Haupt- und Staatsactionen, theils von den Parlekriaden beherrscht, bis endlich die französische regelrechte Tragödie schon vor Gottsched ab und zu Eingang findet. Auch die Lyrik theilt sich in eine künstlich gemachte, die sich theils an die Marinisten anlehnt (die sogenannten Pegnischäfer und die zweite Schleier'sche Schule), theils an den französischen Classicismus Boileau's u. a. (die Hofdichter Camiz, Besser, König u. a.), und in eine natürliche, selbstempfundene, als deren Hauptrepräsentant, neben dem mehr theoretisch als praktisch das Richtige treffende Chr. Weise, der gefühlreichste, wenn auch mitunter rohe Chr. Günther erscheint. Wir freuen uns, daß Hettner diesem, freilich „verkommenen“, aber immerhin bedeutenden und jedenfalls echt naturwüchsigen Genie gerecht geworden ist.

In der Musik überwanderte die italienische Oper, an den Höfen gepflegt, die letzten Anklänge heimischer Volks-

Klänge, sowie die Versuche, welche H. Schütz machte, eine deutsche Oper auf italienischer Grundlage zu begründen. Allein der deutsche Geist, der auf diesem Gebiet stets besonders kräftig gewesen (der Verfasser hätte hier vielleicht der echt volkstümlichen Pflege der Musik in den „Cantoreien“ oder freiwilligen Musik- und Gesangsvereinen gedenken können, welche selbst auf den Dörfern bis zum Dreißigjährigen Kriege weit durch ganz Deutschland bestanden und in manchen Gegenden auch die Stürme dieses Kriegs überdauerten, desgleichen des studentischen Vereins, der in Leipzig den ersten Grund zu dem spätern Gewandhausconcert legte), ließ sich hier nicht so leicht verdrängen; neben der italienischen Oper erhielt sich eine deutsche, namentlich in den großen Handelsstädten Leipzig, Hamburg; deutsche Componisten wagten den Wettkampf mit den fremden, besonders erfolgreich Reiser (1673 bei Leipzig geboren) und später, in seiner der Oper zugewandten Anfangszeit, Händel, bis endlich dieser und C. Bach die deutsche Musik auf eine neue Höhe erhoben. Dagegen kann in den plastischen Künsten kaum noch von einer Reaction des Volkstümlichen gegen das eingebrungene Fremde die Rede sein, vielmehr nur von einer mehr oder minder originellen oder geistlosen Nachahmung dieses letztern. Sandrart, Nehring, besonders aber Schüller vertreten noch einigermaßen die erstere, zuletzt aber bemächtigt sich der äußerlichste, charakterloseste Rococo-Stil auch der deutschen Kunst in Architektur, Bildhauerei und Malerei. Selbst als Dichtung und Musik längst wieder zu höchster Blüte gelangt waren, lag die bildende Kunst noch in den schwersten Banden gefangen, standen sich namentlich Kunst und Leben auf diesem Gebiete noch fremd, oft sogar feindlich gegenüber.

Hiermit beschließt der Verfasser den ersten Abschnitt seiner Darstellung, der bis ungefähr 1720 reicht. Der zweite (1720—40) beginnt mit dem „Vordringen des Rationalismus“. Hier steht natürlich Chr. Wolf an der Spitze; ihn und seine Schule überbieten jedoch an Consequenz in der rationalistischen Bekämpfung oder Abwandlung des Positiven die deutschen Nachahmer der englischen Freidenker, wozin der Verfasser der „Wertheimer Bibel“ und vor allen J. Chr. Edelmann gehören. Wolf wird von dem Verfasser sehr ausführlich — im Verhältnis zu Leibniz, in Betracht sowohl der Vielseitigkeit als auch des Gewichts der Wirksamkeit dieses letztern, vielleicht zu ausführlich — und mit offener Vorliebe behandelt. Wir möchten fast glauben, daß Fettinger Wolf's Verdienste um das deutsche Geistesleben zu hoch anschläge. Ein nicht geringer Theil des Aufstehens, worin Wolf — als praeceptor generis humani, wie er sich selbst nannte — lange Zeit in Deutschland und darüber hinaus stand, ist unsers Erachtens auf Rechnung einer Eigenschaft dieses Philosophen zu setzen, die sich mehr an eine schwache als an eine starke Seite des deutschen Nationalcharakters wandte und auch jener Schwäche mehr schmeichelte als abhalf. Wir meinen den allzu großen Werth, den Wolf auf das formale Element in der Philosophie, auf die (noch dazu bisweilen mehr scheinbare als wirkliche) Folgerichtigkeit und systematische

Gliederung in dem äußern Ausbau der Wissenschaft legte, womit er aber nicht selten entweder sich selbst oder doch seine Hörer und Leser über die Inconsequenzen und Halbheiten seines philosophischen Gedankenkreises täuschte. Es ist wahr, seine Zeitgenossen lernten von ihm über alles reflectiren, alles unter ein philosophisches Schema bringen, statt wie bisher alles schlechthin auf Treue und Glauben anzunehmen; aber sie lernten auch häufig, ein Wort für einen Begriff und einen Begriff für eine wirkliche, klar erkannte Wahrheit nehmen; sie gewöhnten sich, in halbverstandenen Schlagwörtern über alles abzusprechen und in äußerlichem Formentram mit dem tiefern Wesen der Vernunftserkenntnis sich abzufinden, ähnlich wie es in neuester Zeit ein großer Theil der Hegel'schen Schule machte. Jedenfalls war es ein Glück, daß der Damm dieses Wolf'schen Formalismus, der die Menschen zwischen dem alten orthodoxen Dogmatismus, dem er freilich untergrub, und der einfach natürlichen Weltbetrachtung, zu der er sie doch nicht kommen ließ\*), gewissermaßen in der Schwelge hielt, erst durch die Popularphilosophen, entschiedener dann durch Kant gebrochen ward. Dagegen vermissen wir bei Fettinger die vollständige Würdigung des grundlegenden Einflusses Wolf's in der Moral. Nicht bloß das war wichtig, daß er die Moral von der Theologie emancipirte, sondern ebenso sehr, ja vielleicht noch mehr, daß er sie fest auf die eigenen Füße stellte, daß er die strengste Sittenlehre auf der bloßen Grundlage der „Vernunft“ oder „Natur“ aufbaute und damit der bereits einreißenden Richtung, mit der maulend werdenden theologischen Autorität auch die darauf allein basirten Sittenlehren zu verwerfen, noch zur rechten Zeit ein kräftiges Gegengewicht gab. Durch diese ethische Strenge, namentlich in Bezug auf die obersten sittlich-bürgerlichen Grundverhältnisse, wie Ehe, Häuslichkeit u. s. w. (durch welche er sich sowol von Leibniz als von Thomastus vortheilhaft unterscheidet), ist Wolf wesentlich mit der Begründer jener ebenen Bildung der deutschen Mittelklassen geworden, welche sich dem verlotterten Leben der tonangebenden Klassen wirksam entgegenwarf und diese selbst zuletzt wieder unter das allgemeine Sittengesetz beugte.

Dem allerdings originellen und im Forschen sehr consequenten Edelmann widmet Fettinger gleichfalls einen sehr breiten Raum. Derselbe stellt indeß doch eine mehr psychologisch interessante als culturgeschichtlich oder literarisch nachhaltig wirksame Episode jener Zeit dar.

In einem weitem Abschnitt führt Fettinger aus, wie aus der meist geistlosen Polyhistorie des 17. Jahrhunderts sich neben der Wissenschaft selbständiger Speculation, der Philosophie, auch die Behandlung thatsächlicher Vorkommnisse, die Geschichte, zu mehr geistigem Gehalt entwickelt habe. Die Weltgeschichte hört auf, nach biblischen Maßstäben behandelt zu werden; der politisch-staatsrechtliche

\*) Die Streitfrage zu erörtern, ob Wolf selbst sich eine Zeit lang der rein sensuellen, ja materialistischen Anschauungsweise zugeneigt und nur erst später seine dahin bezüglichen zurückgenommen oder gelugnet habe, was der Verfasser des obigen Aufsatzes in seinem „Deutschland im 18. Jahrhundert“ (II, 1, 424 fg.) behauptet hat, Fettinger dagegen in Abrede stellt, ist hier nicht der Ort.

Gefichtspunkt tritt in den Vordergrund und flosslich macht sich die „Deutsche Kaiser- und Reichshistorie“ als das Nächstwichtigste geltend. Die Professur der Geschichte wird, nach des Verfassers feinsinniger Bemerkung, von der Professur der Beredsamkeit, mit der sie bisher meist verbunden gewesen, getrennt und der Professur des Staatsrechts beigegeben. Pufendorf und Leibniz geben das Beispiel zusammenhängender, pragmatischer Geschichtsschreibung; auf diesen Spuren gehen Maslov, Graf von Bünau weiter; erfolgreicher noch wendet die gleiche Methode auf die Kirchengeschichte Mosheim an.

Nach anderer Seite hin arbeiteten dem allgemeinen Fortschritt des deutschen Geisteslebens die genialen Pfleger der Humanitätsstudien J. W. Gesner und J. F. Christ vor, und die eben damals gegründete Universität Göttingen charakterisirt sich schon in der Art ihrer Stiftung als eine von dem specifischen Einfluß der Theologie (dem Halle noch vielfach unterlegen hatte) von vornherein emancipirte.

Der Verfasser wendet sich hierauf wieder zu seinem speciellern Thema, der „Dichtung“, zurück, und versucht es, den Gegensatz von „Renaissance“ und „Vollsthumlichkeit“, den er schon früher als das bewegende Element des ganzen Entwicklungsprocesses auf diesem Gebiete bezeichnete, auf seiner gegenwärtigen Stufe, erst als „gesteigerten Kampf“, dann im Stadium der „beginnenden Versöhnung“ nachzuweisen. Das Wiederauftauchen vollsthumlicher Elemente erblickt der Verfasser — und darin hat er gewiß recht — in den moralischen Wochenchriften, die freilich hinter ihren englischen Vorbildern ebenso weit zurückblieben, wie die vielen zwischen 1720—60 entstandenen deutschen Robinsone und ähnliche Schriften, einschließlich der „Insel Felsenburg und ihrer Nachahmungen“, hinter dem Original von Defoe. Aber es war doch wieder eine Lebensregung des deutschen Gemüths, das Befriedigung suchte und diese in der Anlehnung an die stamm- und geistesverwandte englische Literatur fand. Und daselbe geschah alsbald auch auf den Gebieten der Poesie, der Naturbeschreibung, des Lehrgedichts. Pope, Thomson, Addison, Shaftesbury u. a. werden anregend und mustergebend für Brodes, Drollinger, Haller, welcher letztere freilich daneben auch noch andere, später auch zum Theil wesentlich abweichende Richtungen einschlug. Hagedorn gab sich bisweilen wol französischen, doch überwiegend ebenfalls englischen Einflüssen hin.

Auf der ganz entgegengesetzten Seite steht nun Gottsched, der sich rüchthaltlos dem französischen Classicismus in die Arme wirft. Sein Verdienst um die Erhebung des deutschen Theaters aus der Verwilderung, in die es versunken war, wird von Hettner unparteiisch anerkannt und selbst gegen Lessing's bekannten schlechthin verwerfenden Ausspruch aufrecht erhalten, ebenso entschieden aber seine Geschmacklosigkeit und sein Mangel an eigentlicher Poesie gerügt und den Schweizern im Streite mit ihm insofern unbedingt recht gegeben, als sie die deutsche Poesie zu der echten Quelle, den Engländern; zurückzuführen strebten.

Von den sogenannten „Bremer Beiträgern“ wird Elias Schlegel wegen seiner Hinwendung zu Shakspeare, Zachariae wegen des glücklichen Griffs in die nächstumgebende Welt, den er besonders in seinem „Renommisten“ gethan, hervorgehoben, Rabener — gegenüber dem zu hart absprechenden Urtheil von Gervinus — über Liscom gestellt, endlich eingehender und mit wohlthuernder Wärme von Gellert gesprochen, dessen Bedeutung und dessen Anrecht auf die ihm so lange und vielfach noch jetzt gezollte Pietät der Verfasser darin findet, daß „Gellert in der Form wieder der erste ureigen deutsche, in seiner Gesinnung ein wahrhaft erweckender und befreiender Schriftsteller war“. „So sehr sich auch Gellert sichtlich und eingeständlich zum Theil an fremde Muster anlehnt“, sagt Hettner, „seine Empfindung und Lebensanschauung ist von Grund aus heimisch, unmittelbar aus dem Volk erwachsen, unmittelbar in das Herz des Volks dringend.“ Dies behauptet Hettner mit specieller Beziehung auf Gellert's „Fabeln und Erzählungen“, in denen er außerdem „eine so harmlose, liebenswürdige, kindlich gutmüthige, ehrbare, meist schalkhafte Satire“, sodann „viel Feinheit der Beobachtung, viel Lebendigkeit der Charakterzeichnung und eine unvergleichliche Kunst des Erzählens“ findet. „Ebenso erquicklich“ sei die Mehrzahl seiner geistlichen Lieder. Zwar werde auch in ihnen „die schlechte Gemüthsinnigkeit oft überwuchert von lehrhafter Verstandesbetrachtung“, allein „um so entsprechender waren sie einem Zeitalter, dessen Frömmigkeit bereits von der Färbung rationalistischer Aufklärung berührt war.“ Gellert's Lustspiele gibt Hettner als „heute nicht mehr lesbar“ preis, und an seinem Romane hebt er treffend die grobe Unstilitlichkeit und Unnatur der Situationen hervor; aber, setzt er hinzu, die einen wie der andere hätten gleichwol damals die Zeitgenossen angezogen, weil etwas verwandtschaftlich Ansprechendes, etwas Familienhaftes darin gewesen sei. Dazu komme die Natürlichkeit und Anmuth der Sprache Gellert's, und endlich habe auch der innere Gehalt seiner Dichtung die Gemüther der Menschen gepackt und entzündet, und zwar durch die lebendige und gemüthswarme Religion des Herzens, durch ein gewisses frisches Lebensgefühl, durch Anerkennung der innern Menschenwürde gegenüber prunkenden Aeußerlichkeiten u. s. w.

„In Rabener und noch mehr in Gellert fühlte das Volk wieder, daß Leben und Literatur untrennbar und naturwüchsig zusammengehören, daß ein Volk ohne Literatur ein Volk ohne Bildung und Sitte sei. Durch Gellert war die Literatur wieder lebendige Volkssache geworden.“

In dieser ganzen Charakteristik Gellert's ist unstreitig viel Wahres, und wir freuen uns der Billigkeit des Urtheils, die dem vielverkauften Dichter, an dem die meisten Literaturhistoriker ziemlich kalten und herabschenden Blick vorübergehen, so sehr gerecht geworden ist. Aber freilich wäre gerade hier eine größere Vertiefung der Betrachtung zu wünschen gewesen. Um recht zu verstehen, was die „Vollsthumlichkeit“ und „Deutschtum“ Gellert's sagen will, müssen wir uns ein deutliches Bild machen von dem



deutschen Volke jener Zeit, zu dem Gellert sprach, für das er schrieb. Dann erst werden wir erkennen, welches die eigentlichen poetisch-künstlerischen Hebel waren, durch welche Gellert auf dieses Volk wirkte; dann werden wir seine wahre Stärke, aber auch seine Schwäche — die zugleich die Schwäche seiner Zeit war — vollkommen ermessen können. Wenn wir so schlechtthin von der „deutschen“ und der „volkstümlichen“ Denk- und Schreibweise Gellert's lesen, so könnten wir uns am Ende einbilden, derselbe habe etwas Geistesverwandtes gehabt mit einem Luther oder einem Hans Sachs, die doch auch deutsch und volkstümlich waren. Und doch wie himmelweit verschieden ist er von diesen! Wir hören, daß Fettinger bereits mit einer zweiten Auflage seiner Literaturgeschichte beschäftigt ist. Wenn er dabei eine bessernde, ergänzende, vervollkommnende Hand anlegt — und das thut er gewiß —, so möchten wir ihm namentlich diesen Abschnitt über Gellert, der so viel richtig Angelegtes und sinnig Ausgeführtes enthält, zu nochmaliger Uebearbeitung empfeh-

len, damit derselbe auch dieses letzten Abschlusses nicht entbehre.

Den Schluß des ersten Bandes bilden zwei Abschnitte über die Musik und ihre rasche Herausbildung in dieser Periode durch Haff, S. Bach, Händel, und über die bildende Kunst, „insbesondere das dresdener Kunstleben“, wo freilich von volkstümlich deutscher Richtung wenig zu melden, dagegen der Sammler der beiden polnischen Auguste zu loben ist, da er Kunstschätze von classischem Werthe anhäufte, aus denen später ein Windemann und ein Kasael Mengs ihre Anregungen und Eingebungen zu theoretischen und praktischen Bestrebungen für Wiederherstellung einer edlern Geschmacksrichtung auch in der deutschen Kunst entnahmen.

So weit der erste Band, mit dem wir uns noch gleichsam im Vorhofe der modernen deutschen Literatur befinden. Der zweite wird uns tiefer in das Innere und bis an die Schwelle der eigentlich classischen Zeit führen.

Karl Siedermann.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Karl Gutzkow hat am ersten Weihnachtsfeiertage die Heilanstalt von St.-Gillenbergh, geistig und leiblich genesen, verlassen. Der hainreuther Fiederkranz brachte dem Dichter ein Abschiedsständchen. Gutzkow dankte gekührt und hob in seiner Dankrede besonders hervor, wie hohen Werth es für ihn habe, daß es der Genius des deutschen Liedes sei, der ihn bei seinem Wiedereintritt ins Leben zuerst begrüße. Doch es ist nicht bloß der Genius des deutschen Liedes; es ist die deutsche Literatur, das deutsche Volk selbst, das den Wiedergekommenen freudig begrüßt; denn es schätzt in ihm ein Talent, welches für die Darstellung der Gegenwart große geistige Horizonte entrollt, welches sich, wie viel ihm auch minder gelungen sein mag, doch niemals in dilettantische Spielereien verloren hat. Daß Gutzkow mit solcher Entschiedenheit die Aufgabe der modernen Dichtung erfaßt und sich der Mission des modernen Schriftstellers mit solcher Ausdauer unterzogen hat, während an der Spree, der Harz und der Donau fortwährend von namhaften Talenten dagegen geknüttelt wird — gerade darin finden wir seine hervorragende Bedeutung und werden uns nie verleiten lassen, die experimentirenden Formtalente und ihre glatten Musterproducte mit ihm und seinen Schöpfungen in eine Linie zu stellen. Es ist das Zeichen des modernen Geistes, unter welchem Gutzkow kämpft und unter welchem allein die wahre Fortbildung unserer Literatur möglich ist. Die Zahl derer, welchen Verse in einer „gebildeten, für sie dichtenden“ Sprache gelingen, wächst von Tag zu Tage; auch die Technik des Dramas läßt sich erlernen; es gibt ja der Anweisungen genug dazu. Doch ohne den modernen Geist ist das alles ein tönendes Erz und eine klingende Schelle, Futter für Pulver, Matulatur des nächsten Jahres. Möge Gutzkow jetzt Ruhe und Stimmung gegönnt sein, seinen Roman aus der Reformationszeit zu Ende zu führen. Es ist der erste historische Roman Gutzkow's, aber aus einer Zeit, deren begeisterte Strömungen noch ein sympathisches Fühlen in der unserigen wecken, deren Funken noch in die unserige hinüberprühen, sodaß wir nicht mit jener kalten Asche ausgeglühter Geschichtsperioden überschüttet werden, wie in den Romanen und Gedichten und Dramen jener antebibianischen Kunstpoeten, welche da glauben, daß nichts Menschliches der Poesie fern sei, unter welchem Erdbol es sich zutrage, obgleich doch selbst die Rassen in unglückigen Klimaten entarten.

Ob sich Karl Gutzkow noch einmal der Bühne zuwenden wird, mag bezweifelt werden, so sehr die deutschen Theater nach der letzten Katastrophe gezeigt haben, daß sie des Dichters eingedenk sind, der ihnen so werthvolle Schöpfungen anvertraute. Doch die deutsche Bühne ist von unbeflegbaren Sprödigkeit; Gutzkow hatte in der letzten Zeit so viele Misserfolge und halbe Erfolge zu buchen, daß das Soll und Haben seiner dramatischen Dichtung gegenüber dem Theater ins Schwanken gerieth. Er zog sich mißvergnügt zurück, ein Mißvergnügen, dem wir seine beiden bedeutenden Romanabichtungen zu verdanken haben. Und doch würde Gutzkow's feinspointirte bewegliche Nase mit neuen Schöpfungen der Bühne der Gegenwart um so willkommener sein, je mehr in letzter Zeit die Gelegenheitsfolge deutscher Stücke vorherrschte. Während ein Achtungserfolg in Wahrheit nichts bedeutet, als die Rücksichtnahme eines gelangweilten Publikums auf das in dem vorgeführten Stück latente, aber sonst bisweilen geoffenbarte Talent des Dichters, verstehen wir unter Gelegenheitsfolge einen Erfolg des Stoffs, der localen oder patriotischen Begeisterung oder energischen Freundschaft, einen Erfolg, der mit der Kunst und der Zukunft so wenig zu thun hat, wie der succès d'estime. Freilich, es gibt auch Achtungserfolge, die nur aus dem Respekt des Publikums vor einer nicht vollkommen gewürdigten Dichtung hervorgehen, aus der dunkeln Ahnung von einer über die Fassungskraft des Augenblicks hinausreichenden Bedeutung des Werks. Der Gelegenheitserfolg aber ist immer ein Kind des Augenblicks. Zufällige Conjunctionen, die Darsteller, die Claque, die Coterie können ihn hervorrufen. Eine Stadt, in welcher der Dichter heimisch ist, erkennt auch diejenigen Werke von ihm mit besonderer Auszeichnung an, welche auf andern Bühnen es zu keinen Erfolgen bringen können, bis die alles nivellirende Zeit auch dies Blut des Erdentums tilgt und ihren Reize über Gerechte und Ungerechte, über Erfolge und Misserfolge gießt.

Mit seinem historischen Schauspiel „Kolberg“ scheint Paul Heyse, dessen wenig dramatische Begabung wir in dieser Nummer im allgemeinen charakterisiren, in Berlin kaum einen Gelegenheitserfolg davongetragen zu haben, obwohl hier alle Elemente zu einem solchen vorhanden waren. Nach dem dritten Acte sonst, wie Karl Frenzel in der „National-Zeitung“ berichtet, die Stimmung des Publikums. Frenzel nennt die Gestaltung des Heyse'schen Stüdes so schwächlich wie seine Composition, und

meint, das neue Drama sei nichts „als eine dramatisirte Chronik, der jede Verwickelung, jede Spannung auf dem Ausgang hin fehlt, die durch endlose Erzählungen im ersten, zweiten und dritten Act mühsam weiter geführt wird und in jedem Act eine neue Hauptperson in den Vordergrund schiebt“. So scheint das Stück ein neuer Beweis dafür zu sein, wie wenig Hegel's Talent für das Drama organisiert ist. Auch glauben wir, daß den patriotischen Ton in seiner Frische und Deutlichkeit ein Schriftsteller wie Arthur Müller mit fast zugreifendem Instinct besser trifft als Paul Hegel mit dem akademischen Faltenwurf seiner dramatischen Toga. Eine glückliche Aufnahme fand im Berliner Hoftheater das muntere und gewandt abgefaßte Lustspiel: „X. Y.“ von Otto Girnbt, das die infolge einer Zeitungsannonce entstehenden Verwickelungen in heiterer Weise behandelt.

In Wien, wo in Mosenthal's „Pietra“ Fräulein Wolter als Tragödin glänzt, hat Frau Birch-Pfeiffer mit ihrem Drama „In der Heimat“ keinen Erfolg erringen können, indem dies Stück von Publikum und Kritik gleichmäßig abgelehnt wurde. Je seltener Frau Birch eine Niete aus dem Kostopfe der Thalia zieht, desto denkwürdiger bleibt ein solches Ereigniß. Jedenfalls scheint sie ihr letztes Stück zu sehr aus von früher übriggebliebenen Resten zusammengeschniebert zu haben. Dagegen ist ein Stück des Professors Sacher-Masoch in Graz: „Die Verse Friedrich's des Großen“, das dieser Autor nach seinem Roman „Raumy“ bearbeitet hat, an den österreichischen Provinzbühnen Prag, Graz, Brünn und Troppan mit günstigem Erfolg zur Aufführung gekommen und hat auch in Hamburg, wo man specifisch österreichische Tendenzen in demselben zu wittern glaubte, wenigstens in geringem Grade Beifall gefunden.

Eine für die dramatischen Dichter sehr erfreuliche Thatsache, durch welche mindestens ein Präcedenz geschaffen wird, ist das auf den Antrag der Schauspieler selbst erlassene Verbot des manheimer Hoftheatercomité, durch welches der Hervorruf bei offener Scene untersagt wird. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß die andern deutschen Stadttheater dem Beispiele der manheimer Bühne folgen werden. Nichts ist mehr geeignet, den Eindruck eines dramatischen Werks zu compromittiren, als diese Hervorrufe bei offener Scene, durch welche die Darsteller gezwungen werden, aus der Rolle zu fallen, um wie Jodo, der brasilianische Affe, ihr Compliment vor der Gesellschaft zu machen. Eine empfindliche Störung für den Fortgang des Dichtwerks! Die Helden des Dichters verwandeln sich einmal in Felder der Galerie und erscheinen mit aller Grazie ihrer lebenswürdigen Persönlichkeit, wo sie den Augenblick vorher vielleicht als Tyrannen den Herodes überherodisirten. Wer überhaupt weiß, wie diese Hervorrufe gemacht werden, und keineswegs immer Ausbrüche einer Begeisterung sind, die nicht den Actschluß abwarten kann, wie ein paar vorlaute Hände oft ein ganzes Drama aus den Fugen renken können, der wird jenem Beschluß des manheimer Hoftheatercomité vollen Beifall und namentlich den Schauspielern seine Anerkennung schenken, welche den störungslosen Fortgang des künstlerischen Ensemble über die, wenn auch wohlfeile Befriedigung ihrer persönlichen Eitelkeit setzten.

Das „Anno-Lied“ nach dem Abdruck von Opitz.

Der Lobgesang auf den heiligen Anno, Erzbischof von Köln, das „Anno-Lied“, wie dies wichtige Denkmal altsächsischer Poesie gewöhnlich genannt wird, ist uns leider nicht in einer Handschrift überliefert, sondern nur in dem Abdrucke gerettet worden, welchen Martin Opitz (Danzig 1639) veranstaltete. Es hat nicht gelingen wollen, die verloren gegangene Handschrift wiederzugewinnen, sodaß jener erste Text die handschriftliche Uebersetzung vertreten muß. Die Wiederholung in der Ausgabe von Opitz's Gedichten, welche Jesaias Fellgibel besorgte, war ungenau und somit auch der Abdruck in Schil-

ter's „Thesaurus“, weil er sich nicht auf den Originaldruck, sondern auf die zweite Ausgabe gründete. Das Gedicht wurde später noch öfters edirt, aber nicht so wie wir es nach dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft zu verlangen berechtigt sind. Schließlich fand das „Anno-Lied“ in Karl Roth (München 1847) und zuletzt in Bezzenberger (Dresden 1848) sorgfältige Herausgeber und Kritiker. Diese letzten genauen Ausgaben haben den Text, wie er zuerst durch Opitz mitgetheilt wurde, mannichfach geändert, d. h. gebessert, doch sind in den Anmerkungen die Lesarten berücksichtigt, sodaß der Kenner gewiß nicht das Bedürfnis nach einem neuen urkundlichen Texte nach Opitz empfunden haben wird. Cher läßt sich der Wunsch nach einer wohlfeilen sogenannten Volksausgabe erklären finden. Aber eine Volksausgabe erheischt der Natur der Sache nach einen berechtigten Text, nicht einen urkundlichen. Der neueste Herausgeber, Joseph Kehrein, hat eine „Volksausgabe“ veranstaltet, wie aus dem Vorworte hervorgeht, der Titel aber lautet: „Das Anno-Lied. Genauer Abdruck des Opitz'schen Textes mit Anmerkungen und Wörterbuch.“ (Frankfurt 1865). Das ist ein Widerspruch im Princip, er ist aber leicht erklärlich. Kehrein, dessen Productivität nachgerade einen bedenklichen Charakter annimmt, wollte eben wieder ein Blüchlein machen. Eine neue besondere Ausgabe war nach denen von Roth und Bezzenberger für die Wissenschaft überflüssig, also mußte der Opitz'sche Text zur Copie erhalten. Im übrigen ist die neue Ausgabe ganz empfehlenswerth. Wenn aber der Herausgeber wünscht, daß das „Anno-Lied“ neben dem Nibelungenlied in unsern Gymnasien gelesen werden möchte, so scheint er von der ästhetisch und national bildenden und erziehenden Kraft unserer mittelhochdeutschen Literatur seltsame Begriffe zu haben. Erst sind ganz andere Denkmäler in den Bereich des Gymnasialunterrichts zu ziehen, ehe das „Anno-Lied“ an die Reihe kommt, wo wichtig und dichterisch hervorragend es auch immer sein mag.

### Bibliographie.

- Gisi, W., Der Anteil der Eidgenossen an der europäischen Politik in den Jahren 1512—1516. Ein historischer Versuch. Schaffhausen, Furrer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Gottschall, R., Dramatische Werke. 3tes u. 4tes Bdchn.: Die Diplomaten, Lustspiel. Der Rabob, Trauerspiel. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8 u. 15 Ngr.
- Geselliel, G., Diamanthof und ein halbes Jahrtausend. Familiengeschichte. 3 Bde. Berlin, Janke. 8. 5 Thlr.
- Kaiser und Dohm, Harle Steins. Poesie mit Gesang. Berlin, Posmann u. Comp. 1865. Hoch 4. 10 Ngr.
- Röppen, F. v., Ein Strauß für Schleswig. Märchen von R. v. Falkenhein. Berlin, A. Dunder. Hoch 4. 1 Thlr. 25 Ngr.
- Kreuzhage, C., Gedichte. Ne vermehrte Aufl. Münster, Coppelrath. 16. 1 Thlr.
- Der Krieg gegen China im Jahre 1860. Rodlight von dem „Dépôt de la guerre“ des kaiserlich-französischen Kriegs-Ministeriums. Aus dem Französischen von v. d. n. Autorisirte Ausgabe. Leipzig, Dyk. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Krüger, J., Neue Solo-Lustspiele. 3tes Bdchn. Altona, Verlage-Bureau. 16. 12 Ngr.
- Laurent, J. G. M., Reuelementliche Studien. Götting, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Das Leben Caesars von Napoleon III. und die historische Wahrheit. Ein Beitrag zur Beurtheilung des Napoleonischen Geschichtswerkes. 1stes Heft. Charakteristik des 1sten Bandes. Leipzig, G. Poenicke. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.
- Le Prince, K., Die Lobtenhand. Fortsetzung des Graf v. Monte-Christo von Alex. Dumas. 1ste u. 2te Hef. Wien, Carlsson. 8. 4 u. 5 Ngr.
- Mosenthal, D. A., Conversationsblätter aus dem 19. Jahrhundert. 1ster Bd. 1ste Abth. Deutschland. I. Schaffhausen, Furrer. Gr. 8. 1865. 2 Thlr. 3 Ngr.
- Schillbach, R., Zwei Reisebilder aus Arkadien. Jena. 1865. Gr. 8. 5 Ngr.
- Schramm, R., Rückblicke in's Burgenleben. New-York, Westermann u. Comp. 1865. 16. 15 Ngr.
- Stifter, A., Abbas. Pests, Pedenast. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Stütz, H., Die Thatsachen des Glaubens. Vorträge über die religiösen Streitfragen unserer Zeit und unsern Christ, eine Laienantwort auf die Rathhausvorlesungen. Rülch. Götting. 1865. 8. 24 Ngr.
- Waldeemar, K., Arthur. Episches Gedicht. Rastatt, Panemann. 1865. 16. 22 Ngr.
- Zachariae, (S. A.), Die sogenannte Rechtsbasis der deutschen Gesetze in den Herzogthümern Schleswig, Holstein und Lauenburg. Ein publicistisches Bülum. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Gr. 8. 12 Ngr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

Der Preis des „Deutschen Museum“ ist von 12 Thlr. auf 10 Thlr. ermäßigt worden, um dessen Aufnahme in Lesecircle und öffentliche Locale, denen das „Deutsche Museum“ als eine die verschiedensten Kreise interessirende, allgemein gern gelesene Zeitschrift empfohlen werden kann, sowie das Abonnement seitens einzelner Privaten zu erleichtern.

Neben Professor Dr. Robert Prutz ist Dr. Karl Frenzel, der bekannte Novellist, Kritiker und Feuilletonist, in die Redaction eingetreten und hat die specielle Leitung des Blattes übernommen, da ersterer durch seinen leidenden Zustand an Führung der Redactionsgeschäfte verhindert ist.

Das „Deutsche Museum“, welches mit 1866 den sechzehnten Jahrgang beginnt, hat sich in Deutschland wie im Auslande den Ruf einer der interessantesten und gediegensten deutschen Zeitschriften erworben und zählt unter seinen Mitarbeitern die geachteten Namen der gegenwärtigen deutschen Literatur.

Wöchentlich erscheint eine Nummer von 2 Bogen. Der Preis beträgt vierteljährlich 2½ Thlr., halbjährlich 5 Thlr., jährlich 10 Thlr. Literarische Anzeigen werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet. Besondere Beilagen werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

Bestellungen auf den ganzen Jahrgang oder auf ein Vierteljahr werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen.

Die erste Nummer des neuen Jahrgangs ist als Probe-Nummer in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Persien.

### Das Land und seine Bewohner.

Ethnographische Schilderungen von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Der erste Theil dieses jetzt vollständig vorliegenden Werks hat bereits große Aufmerksamkeit erregt. Ein Deutscher, der Persien nicht bloß flüchtig als Tourist durchstreift, sondern neun Jahre lang sich dafelbst aufgehalten und in seinem Beruf als Lehrer und Arzt wie in seiner Stellung zur Person des Herrschers die seltenste Gelegenheit hatte, das öffentliche und häusliche Leben, den Charakter und die Sitten aller Schichten des persischen Volks kennen zu lernen, veröffentlicht hiermit ein umfassendes, detaillirtes Gemälde von Persien und seinen Bewohnern. Eigentümlichen Werth erhält das Werk durch die vom Verfasser mitgetheilten medicinischen Beobachtungen; doch bietet es nicht minder Ethnologen, Statistiker, Industriellen wie überhaupt jedem Leser viel Neues und Interessantes über die gegenwärtigen Zustände jenes alten, in politischer und commercieller Beziehung für Europa wichtigen Culturlandes.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.

Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von  
Lenning's Encyclopädie der Freimaurerei.

8. Geh. In 15 Lieferungen zu je 20 Ngr. oder in drei Bänden zu je 3 Thlr. 10 Ngr.

In einem dem Geiste der wahren Freimaurerei entsprechenden Sinn und weit entfernt die Zahl der aus unlauterer Quelle stammenden und nur unedler Neugier dienenden angeblichen Enthüllungen freimaurerischer Geheimnisse damit vermehren zu wollen, verbanden sich zwei durch ihre Stellung im Freimaurerbunde dazu besonders befähigte Gelehrte mit einer grössern Zahl gleichfalls dem Bunde angehöriger Männer in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Holland, Dänemark und Nordamerika zur Herausgabe dieses Werks, das eine Fülle des mannichfaltigsten und interessantesten, nur zum kleinsten Theile allgemein bekannten Materials in wissenschaftlich gründlicher und zugleich allgemein verständlicher Darstellung bietet.

Der erste und zweite Band (Lieferung 1—10, bis zu dem Artikel Pythagoras reichend) sind bereits erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen, wo fortwährend Unterzeichnungen angenommen werden. Die Vollendung des Werks mit dem dritten Bande steht binnen kurzem zu erwarten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Aristoteles.

Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles.

Von George Henry Lewes.

Aus dem Englischen überseht von Julius Victor Carus.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neueste Werk des durch sein „Leben Goethe's“ auch in Deutschland berühmt gewordenen Autors ist der erste Versuch, die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles im Zusammenhange darzustellen und die erläuternden Gesichtspunkte an die Hand zu geben, aus denen der Ursprung und die Entwidlung der exacten Wissenschaften beurtheilt werden muß; es ist deshalb von gleichem Interesse für das philosophische wie für das naturwissenschaftliche Publikum. Durch vorliegende von Professor Carus gefertigte Uebersetzung wird das Werk, welches in England bereits große Anerkennung gefunden hat, deutschen Lesertreuen zugeführt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Physiologie des täglichen Lebens. Aus dem Englischen überseht von J. Victor Carus. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

The Life of Goethe. Copyright edition. Second edition, partly rewritten. 2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 2. —

11. Januar 1866.

Inhalt: Rückblick auf das Literaturjahr 1865. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Geschichtswerte über Schleswig-Holstein. — Baron von Müller's Werk über Mexico. Von Maximilian Perle. — Unterhaltungsliteratur. Von Karl Neumann-Strela. — Gedichte. Von Wilhelm Andread. — Seniketon. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Rückblick auf das Literaturjahr 1865.

(Beschluß aus Nr. 1.)

Die Thätigkeit auf dem Gebiete der Literaturgeschichte ist in Deutschland immer noch sehr groß. Von Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod“ erscheint eine fünfte Auflage, welche indeß das unglückliche compilatorische Princip zu verfolgen scheint, das bereits seine „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibniz bis auf Lessing's Tod“ verunstaltet und in eine Atomistik von Notizen auflöst. Eine Besprechung jener Literaturgeschichte in den „Preussischen Jahrbüchern“ wollte gerade hierin einen Fortschritt finden gegenüber dem polemischen Ton, welcher sich in den ersten Auflagen der „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod“ geltend machte. Gewiß wird man es willkommen heißen, wenn das Einseitige und Gefährliche der Journalartikeln, welche in Reich und Glied gestellt, jene ersten Auflagen bildeten, gemildert und gestrichen wird. Dennoch war in dieser Polemik doch immer das Bestreben sichtbar, einen Dichter in seiner Totalität zu erfassen; denn selbst wenn man jemand durchspritzt, muß er doch immer als eine Persönlichkeit von Fleisch und Blut vor uns stehen. Wenn aber der Fortschritt dieser Literaturgeschichte darin besteht, die Dichter nur als Ziffern zu betrachten, welche die Summe einer Richtung bilden, und mit diesen Summen dann kritisch zu experimentiren, so ist das ein bedenklicher Abweg mindestens für Geschichte und Kritik der Dichtkunst.

Wenn sich auch die Vertreter der Wissenschaft in unpersönliche Wesen verwandeln lassen, so ist das, was den Dichter wie den Künstler überhaupt macht, gerade die Eigenheit seiner Persönlichkeit, die individuelle Bedeutung, als deren höchste Potenzen eben das Talent und Genie erscheinen. Ein zusammenhängendes Charakterbild der einzelnen Dichter zu geben, ist das erste Erforderniß einer Geschichte der Dichtkunst — alles andere ist leerer Schematismus. Wie vortrefflich hat Hermann Fettner dagegen in seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“, von welcher die englische und französische in neuer Auflage erscheinen, während von der deutschen die zwei ersten Bände vollendet vorliegen, die Aufgabe des Literaturhistorikers erfüllt!

1866. 2.

L. Klein in seiner „Geschichte des Dramas“, von der bis jetzt drei Bände vorliegen, geht vielleicht zu weit in brillant-barocker Charakteristik! Dennoch läßt man sich auch Barockes und Geschmackloses eher gefallen, als Doctrinär-Verfälschtes. Die Aufgabe des Literaturhistorikers ist keineswegs ein eitles Raisonnement, sondern lebendige Gestaltung. Von Klein erhalten wir lebendige, farbenreiche Bilder der Dichter und ihrer Werke, wenn auch die Farben bisweilen zu dick und bunt aufgetragen sind. Wer sich nach Julian Schmidt'schen Excerpten und Constructionen solche Bilder zu schaffen vermag, den beneiden wir um die Phantasie, mit der er die Phantastlosigkeit des Kritikers ergänzt. Was die ältere deutsche Literatur betrifft, so ist es nicht der Beruf d. Bl., der germanischen Philologie Schritt für Schritt in ihren Studien und Entdeckungen zu folgen. Die von Franz Pfeiffer herausgegebenen „Deutschen Classiker des Mittelalters“ brachten in ihrem zweiten Bande die „Kudrun“, deren Textrevision nebst Wort- und Sachregister Karl Barisch geliefert hat; die von H. Kurz herausgegebene „Deutsche Bibliothek“ im fünften und sechsten Bande Grimmselshausen's „Simplicianische Schriften“ und im siebenten Jörg Widram's „Kollwagenbüchlein“. Von Jakob Grimm's „Kleinern Schriften“ ist der zweite Band erschienen, welcher „Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde“ enthält. Jakob Grimm selbst hat in Scherer einen Biographen gefunden. Als interessante Beiträge zur Kenntniß der ältern deutschen Literatur sind Ludwig Uhland's „Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage“ zu betrachten, während H. Wenzel „Das Leben Walthers von der Vogelweide“ eingehend darstellt. Einen reichen Schatz literarischer Kenntnisse und Nachweisungen enthält das in vierter Auflage erscheinende Werk von Ignaz Hub: „Deutschlands Balladen- und Romanzendichter“, das jedenfalls in seiner neuen, wesentlich vermehrten Gestalt das Erschöpfendste leistet, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden ist. Von „Deutschen Handwerksliedern“ hat Oskar Schade eine Sammlung veröffentlicht.

Auch die classische Epoche unserer Literatur findet nach wie vor eingehende Berücksichtigung, obgleich die Goethe-Schiller-Literatur in diesem Jahre gegen die Shakespeare-

Dante-Literatur zurückstehen mußte. Der wichtigste Beitrag zur Kenntniß dieser Epoche ist der dritte Band von „Charlotte von Schiller und ihre Freunde“. Von J. W. Appell's sorgsam gearbeiteten Werke: „Werther und seine Zeit“, ist eine neue Auflage erschienen. „Goethe's Frauengeistes“, welche bereits früher Max Karmil in ansprechender Weise charakterisiert hat, beginnt jetzt Adolf Stahr zu schildern. Freiherr von Biedermann stellt in seiner Schrift „Goethe und Leipzig“ einen nicht unwichtigen Abschnitt aus Goethe's Jugendleben und die spätern Beziehungen des Dichters zur Universitätsstadt mit gründlicher Benutzung der Quellen dar.

Am fruchtbarsten hat sich dieser Jahrgang für die Theatergeschichte unserer classischen Epoche bewiesen. Ein gebiegenes Werk auf diesem Gebiete ist W. Koffta's „Iffland und Dalberg. Geschichte der classischen Theaterzeit Manheims.“ Von E. Genast: „Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers“, ist der dritte, mehr in die Neuzeit hinüberreichende Theil erschienen, während E. W. Weber und W. G. Gotthardt interessante Beiträge zur Geschichte des weimariſchen Theaters und der Goethe'schen Bühnlenleitung geben. Charakteristiken neuer Dichter fehlen gänzlich mit Ausnahme der Monographie D. Slagau's über Fritz Reuter, die aber eine Kritik übt, welche nicht die nöthige Reife zur Schau trägt, namentlich wo sie über ihren nächsten Stoff hinausreicht. Noch erwähnen wir als Beitrag zur Geschichte der neuern deutschen Literatur die Selbstbiographie von H. Stieglitz.

Die Feier des Dante-Jubiläums ist natürlich nicht ohne Einfluß auf die Dante-Literatur geblieben. F. X. Wegeler's Biographie Dante's, sowie die Dante-Üebersetzung von Philaethes (König Johann von Sachsen) sind in neuen Auflagen erschienen. L. G. Blanc, der im vorigen Jahre eine Uebersetzung Dante's veröffentlicht hat, versucht mehrere dunkle Stellen der „Göttlichen Komödie“ philologisch zu erklären. Neue Uebersetzungen Dante's sind theils erschienen, theils noch im Erscheinen begriffen von L. Witte, J. von Hoffinger, A. Tanner. Eine cultur- und literargeschichtliche Skizze von Dante mit zum Theil weitem Perspektiven, als sie das oft philologisch-einseitige Dante-Studium bietet, hat Hermann Grieben in seinen Studien „Dante Alighieri“ gegeben.

Die Shakspeare-Jubelfeier des vorigen Jahres ist nicht spurlos verhallt, sondern hat durch die in Weimar begründete Shakspeare-Gesellschaft einen Mittelpunkt für das deutsche Shakspeare-Interesse überhaupt geschaffen. Von dem „Jahrbuch“, welches diese Gesellschaft unter Bodensiebt's Redaction herausgibt, ist der erste Jahrgang erschienen, der viele gebiegene Artikel enthält, aber im ganzen eine zu einseitig-philologische Richtung zur Schau trägt. Die in diesem Jahrbuch, wie überhaupt bisher vernachlässigte Kritik des britischen Dichters ist in glänzender Weise in Rümelin's „Shakspeare-Studien“ vertreten. Eine neue Charakteristik des „Hamlet“ versuchte A. Döring, während Cohn in seinem in englischer Sprache geschriebenen „Shakspeare in Germany“ einen für englische

und deutsche Theatergeschichte gleich wichtigen Beitrag gegeben hat.

Auf dem Gebiete der allgemeinen Literaturgeschichte ist das Werk von A. F. von Schad: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien“, zu erwähnen. Die vortreffliche Uebersetzung, welche dieser Autor von dem persischen Nationalepos des Firdusi geliefert hat, ist in einer neuen, prachtvoll ausgestatteten Auflage erschienen. Eine Geschichte der spanischen Nationalliteratur in Lieferungen wird von H. Dohm herausgegeben. Von den literarischen Essays verdienen durch stilistische Eleganz und Bedeutung des Inhalts Karl Frenzel's „Dichter und Frauen“ und Gustav Kühne's „Deutsche Charaktere“ besonders hervorgehende Erwähnung. Von dem ersten Werk ist der dritte, von dem letztern der vierte Band erschienen.

Auch die Aesthetik ist nicht ohne Pflege geblieben. Es ist dabei bedauerlich, daß die meisten dieser Aesthetiker glauben, von vorn anfangen zu müssen und die vortrefflichen Leistungen auf diesem Gebiete ignoriren. Und doch beruht alle Wissenschaft auf dem Fortbau des Vorhandenen; der bloße reformatorische Tic als solcher ist wenig förderlich. Die „Populäre Aesthetik“ von Karl Lemde hat, dem Zeitgeschmack entsprechend, eine etwas realistische Färbung, reicht aber, und vielleicht gerade deshalb, selbst in den Abschnitten, wo sie das Naturschöne, die Erscheinungswelt des Schönen schildert, bei weitem nicht an Bisher herau. Wir erwähnen noch die „Aesthetik“ von H. Zimmermann, die kritische Untersuchung von L. Vogt über „Form und Gehalt der Aesthetik“ und die „Aesthetischen Vorträge“ von Grube, welche auf dem Gebiete der Balade und des Volkslieds manche nicht unwichtige Resultate zu Tage förderten. Eine dem Gegensatz der antiken und modernen Weltanschauung berührende Monographie ist die Schrift von H. Mog: „Ueber die Empfindung der Naturschönheit bei den Alten.“ In H. Grimm's „Neuen Essays über Kunst und Literatur“ treten diejenigen Abschnitte, welche der bildenden Kunst, namentlich der Malerei gewidmet sind, in den Vordergrund. Von E. H. Kiegel erschien ein „Grundriß der bildenden Künste“, von A. Reissmann ein „Grundriß der Musikgeschichte“, von A. Göring eine „Geschichte der Malerei“ in Lieferungen. Rafael Santi's „Leben und Werke“ hat A. von Wolzogen zum Gegenstande einer kleinen Monographie gemacht. Das wichtige Verhältniß von „Staat und Kunst“ bespricht L. Pfau in den zuerst in der ausburger „Allgemeinen Zeitung“ zum Abdruck gekommenen „Freien Studien“.

Auf das culturgeschichtliche Gebiet führen uns die fast ausgeführten „Studien“ von Johannes Scherr. Als das bedeutendste Werk auf demselben muß indeß J. J. Honegger's „Literatur und Cultur des 19. Jahrhunderts“ betrachtet werden, in welchem namentlich der neuern französischen Literatur und Cultur, allerdings nur mit oberflächlicher Betrachtung des second empire, besondere Berücksichtigung zu theil wird. F. Krenzig's „Studien zur französischen Cultur- und Literaturgeschichte“ suchen sich über die Culturbewegung Frankreichs an einzelnen hervorragenden Autoren zu orientiren, während Paul Lindau in



seinen Skizzen „Aus Paris“ frisch aus dem Leben gegriffene Beiträge zur Charakteristik des gegenwärtigen Frankreich gibt. Als ein solcher Beitrag müssen auch die „Gespräche aus der Unterwelt zwischen Machiavelli und Montesquieu“ betrachtet werden. Mit besonderer Berücksichtigung der theologischen Bewegung ist die Schrift von J. Frig: „Von 1815—65. Blide in das Culturleben der jüngsten Vergangenheit Deutschlands“, abgefaßt. Das rege Interesse, das unsere Zeit der Kulturgeschichte zuwendet, hat auch von H. L. Badle's „Geschichte der Civilisation in England“, übersetzt von A. Ruge, eine neue Auflage ermöglicht und einer Uebersetzung von John William Draper's „Geschichte der geistigen Entwicklung Europas“ von A. Bartels den Weg gebahnt.

Wenn von einer Hyperproduction in Bezug auf die schöne Literatur die Rede sein kann, so ist eine solche auch auf dem Gebiete geschichtlicher Darstellung nicht zu verkennen. Die deutsche Geschichtsschreibung schießt gewaltig ins Kraut, namentlich aber zeigt sich ein Ueberfluß an Monographien der Specialgeschichte. Der Unterschied zwischen historischer Forschung und Darstellung wird noch immer nicht gehörig beachtet, die erste als eine rudis indigestaque moles mit in die zweite aufgenommen. Ein Geschichtswerk muß diesen Verdauungsproceß der kritischen Arbeit bereits hinter sich haben, sonst erregt es auch bei den Lesern nur Indigestionen. Es hat sich jederzeit bestraft, wenn sich die Historie von den classischen Mustern des Alterthums abgewendet hat, um mit philologischer Breitparigheit die Quellen und Materialien unverarbeitet in sich aufzunehmen. Auch gibt es auf dem Gebiet der geschichtlichen Darstellung so gut eine Nachschmäherei wie auf dem der Belletristik. Wir meinen damit nicht einmal die mandgerechten Zusammenkoppelungen für das große Publikum; wir meinen alle Veröffentlichungen des archaischen Rohstoffs. Das Archiv darf in der Literatur nicht zur Geltung kommen — das ist eine literarische Superfluitation. Das Archiv bietet die Quellen für die Geschichtsschreibung; doch es gehört nicht in die Literatur. Wo gäbe es noch eine Rettung vor der Sündflut der Preßerzeugnisse, wenn sich die Ansicht Bahn bräche, daß alles Geschriebene gedruckt werden, daß jedes Archiv alle seine Schätze an die Oeffentlichkeit speien müsse? Wir wollen die Resultate der Forschung in künstlerisch ansprechender Form vor Augen sehen, nicht ihre Apparate in wenig überarbeiteter Gestalt mit in den Kauf nehmen. Auch die Verzettlung in Specialitäten, wenn die Specialgeschichte nichts bietet als eine Chronik von gleichgültigen Thatfachen, ist eine Gefahr für die Geschichtsschreibung. Denn nicht alles Geschriebene wird deshalb, weil es gesehen, ein geschichtswürdiger Stoff; es gibt viel unhistorisches Material, welches am besten in den Fächern der Archive vermodert. Unsere deutschen Archive und Archivinspektoren sind aber anderer Ansicht, wie das folgende Register von specialgeschichtlichen, meist sehr umfangreichen Monographien beweisen mag, unter denen sich bei einzelnen Werthvollen auch vieles findet, auf welches unsere obigen Bemerkungen passen: Freiherr von Passelholdt-Stodheim,

„Herzog Albrecht IV. von Baiern und seine Zeit. Archivalischer Beitrag zur deutschen Reichsgeschichte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts“ (Bd. 1, Abth. 1); B. Rugler, „Ulrich, Herzog zu Württemberg“; E. Polad, „Die Landgrafen von Thüringen zur Geschichte der Wartburg“; F. Dahn, „Prokopius von Caesarea. Ein Beitrag zur Historiographie der Völkerwanderung und des sinkenden Römerthums“; F. Lühr, „Beiträge zur Geschichte der Jakobäa von Baiern“, erste Abtheilung; F. Freiherr von Soden, „Gustav Adolf und sein Heer in Süddeutschland von 1631—35“ (Bd. 1); R. von Weber, „Anna, Kurfürstin zu Sachsen“; E. Meier, „Caroline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe“; F. Winter, „Die Prämonstratenser des 12. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nordöstliche Deutschland“; R. Neuß, „Graf Ernst von Mansfeld im Böhmischem Kriege 1618—21“; Hans Prutz, „Heinrich der Löwe“; Marrenbrecher, „Karl V. und die deutschen Protestanten 1545—55“; A. Knoblich, „Herzogin Anna von Schlesien“; A. Bed, „Ernst der Fromme“; A. Huber, „Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich“; A. Pyl, „Margarethe von Ravenna, pommerisches Lebensbild“; J. Schötter, „Johann Graf von Luxemburg und König von Böhmen“ (2 Bde.); dazu Chroniken der Oberpfalz, Livlands, ein neuer Band von Eumen's „Geschichte der Stadt Köln“ u. a. Es mag schwer sein, hier die Grenze zu bezeichnen, wo die Verechtigung zu selbständiger geschichtlicher Darstellung beginnt; doch ist es gewiß, daß diese Grenze in den vorliegenden Werken mehrfach theils durch die Wahl der Stoffe, theils durch den unverhältnißmäßigen Umfang der Darstellung überschritten worden ist.

Die allgemeineren Geschichtswerke unserer namhaftesten Historiker haben auch in diesem Jahre rüstigen Fortgang genommen. Von L. Ranke's „Englischer Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert“ ist der fünfte Band, von G. G. Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts seit den wiener Verträgen“ der siebente Band, von W. von Giesebrecht's „Geschichte der deutschen Kaiserzeit“ die zweite Abtheilung des dritten Bandes, welche die Kämpfe Heinrich's IV. behandelt, und von Heinrich Leo's „Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volks und Reichs“ der vierte Band erschienen, welcher die Territorien des deutschen Reichs im Mittelalter seit dem 13. Jahrhundert behandelt. Der zweite Band von R. F. Neumann's „Geschichte der Vereinigten Staaten“ umfaßt die Epoche von der ersten Präsidentschaft des Thomas Jefferson bis zum Ende der zweiten Präsidentschaft des Andrew Jackson. Eine „Geschichte Böhmens“ hat W. W. Tomek veröffentlicht; eine „Geschichte des Schweizervolks und seiner Cultur“ schreibt Henno-Umhryn; R. Welter schildert „Platon und seine Zeit“; F. Schmidt „Die Hohenstaufen und ihre Zeit“. F. J. Holzwarth läßt den ersten Band einer „Geschichte des Abfalls der Niederlande“ erscheinen, eine umfassendere Darstellung des von Schiller behandelten Stoffes; der dritte Theil von Adolf Stahr's Ehrenrettungen: „Wilder aus dem Alterthum“, hat die schwierige Arbeit unternommen, die römischen Kaiserfrauen möglichst von ihren historischen Flecken zu reinigen. Von A. Weiger's Werk: „Das

Indethum und seine Geschichte", erschien die zweite Abtheilung, welche von der Zerstörung des alten Tempels bis zum Ende des 12. Jahrhunderts reicht, während J. H. Ritter eine „Geschichte der jüdischen Reform“ veröffentlichte und L. Griesinger eine „Geschichte der Jesuiten“ in Lieferungen erscheinen läßt.

Die Literatur der deutschen Befreiungskriege ist durch einige gewichtige Werke vermehrt worden. Der Biograph Stein's, G. H. Perz, ist mit einem umfassenden „Leben des Feldmarschalls Grafen Reithardt von Sneysenau“ beschäftigt, von welchem bis jetzt die beiden ersten Bände vorliegen. H. Weizsäcker hat seiner „Geschichte der Jahre 1812, 1813 und 1814“ eine „Geschichte des Jahres 1815“ in zwei Bänden folgen lassen, während J. Königer denselben Stoff mehr vom kriegswissenschaftlichen Standpunkte aus unter dem Titel „Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris“ behandelt. Andere mehr der Kriegsgeschichte angehörige Werke sind: E. von dem Knesebeck, „Leben des Freiherrn Hugh von Falkett“; Crusius, „Der Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern“, und das von Gustav von Kessel herausgegebene „Tagebuch Dieterich Sigismund von Buch's aus den Jahren 1674—83“. Ganz vom Standpunkte der Legitimität und im directen Gegensatz zu dem Werke von Rüstow hat R. von Meerheimb den Kampf um den neapolitanischen Thron in dem Werke „Von Palermo bis Gaeta“ geschildert.

Die Memoirliteratur, die Literatur der Confessions, der Briefgeheimnisse, der autobiographischen Enthüllungen hat in dem Jahre 1865 nicht allzu zahlreiche Absenker getrieben. Wir bedauern diese Enthaltensamkeit um so weniger, als es eine Zeit lang in der That zur Manie geworden war, sich und seine Freunde, von den Feinden gar nicht einmal zu sprechen, öffentlich an den Pranger zu stellen. Damit Hand in Hand ging die Manie der Vergötterung, der Reliquiencultus, der noch das verlorenste Zettelchen aufhob, das die Handschrift irgendeiner Berühmtheit trug. Und da man weiß, daß die Berühmtheiten heutigenlages wie Unkraut aus allen Spalten der Zeitungen wuchern, so stand hier abermals eine literarische Ueberflutung in Aussicht, gegen welche es keine Dämme und Deiche gab. Es scheint in der That, als ob auch der siebente und achte Band der „Tagebücher von R. A. Barnhagen von Ense“, trotz der pilanten Data, die sie aus den Jahren 1850 und 1851 mittheilen, nicht mehr das haarsträubende Aufsehen erregten, wie es die frühern Bände hervorriefen. Man gewöhnt sich an alles — Skandal, Pasquill, Satire, so massenhaft geboten, stumpft seine Wirkungen ab. Dennoch behalten diese Tagebücher ihren culturhistorischen Werth. Noch fesselnder sind die aus Barnhagen's Nachlaß herausgegebenen „Briefe von Stügemann, Metternich, Feine und Bettina von Arnim“, welche auf politische und literarische Charaktere von maßgebender Bedeutung interessante Streiflichter werfen. Von allseitigem Interesse, wie es ein vielbewegtes, nach den verschiedensten Richtungen hin thätiges Leben mit sich bringt, sind die „Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten“ von E. G. Carus, von denen zwei Bände vorliegen, während

A. B. Marx' „Erinnerungen aus meinem Leben“ speciell auf musikalische Kreise ihre Anziehungskraft ausüben werden. Dasselbe gilt von Reikmann's „Robert Schumann. Sein Leben und seine Werke.“ Amely Blüte hat zu Aus und Frommen ihrer mitstreibenden Literaturschwwestern eine in vieler Hinsicht lehrreiche Biographie von Fanny Tarnow veröffentlicht. Ein Lebensabriß von Theophil Passavant ist in Frankfurt erschienen, von W. Harnisch der Anfang einer Autobiographie: „Mein Lebensmorgen“, und von H. W. J. Thiersch „Friedrich Thiersch's Leben“: Beiträge, die für deutsche Pädagogen und Philologen von Interesse sind. Unter den politischen Essays der jüngsten Zeit nehmen die „Historischen und politischen Aufsätze“ von Heinrich von Treitschke den ersten Rang ein durch die Frische und den Schwung der Darstellung, wenngleich die politischen Anschauungen des Autors sich manchen Schwankungen unterworfen zeigten, namentlich in der schleswig-holsteinischen Frage. In frappantem Gegensatz gegen diesen Vorkämpfer des preussisch-deutschen Einheitsstaats hat Konstantin Franz „Die Wiederherstellung Deutschlands“ nach einer ganz neuen, dem Anschein nach real-politischen, in Wahrheit aber utopistischen Schablone proclamirt. Einen dem Verfassungsleben abgeneigten, streng conservativen Standpunkt nimmt Hundt von Hafften ein in seinem Werke: „Von dem Geiste der Verfassungen in Frankreich, Belgien, England, Nordamerika, Schweiz, Italien und Preußen.“ E. F. L. Ohn hat eine „Politik. Grundzüge der praktischen Staatskunst“, H. Schulze die erste Abtheilung eines „System des deutschen Staatsrechts“ herausgegeben.

Wenden wir uns von der Geschichtswissenschaft und ihren Grenzgebieten zur philosophischen, so fällt uns bei dem ersten Ueberblick über die hier erschienenen Werke alsbald die große Zahl derjenigen auf, welche die Unsterblichkeit der Seele zum Thema gewählt haben. Diese Frage ist eine Art von Angelpunkt in dem großen Streit zwischen Idealismus und Materialismus geworden — obgleich die Beantwortung derselben keineswegs die beiden Parteien mit aller Schärfe sondert; den Constructionen der Phantasie ist dabei ein weiter Spielraum gegönnt — wir erinnern nur an Fichte's „Seelenleib“, welchem die Hypothese, die J. H. von Kirchmann in seiner Schrift „Ueber die Unsterblichkeit“ aufstellt, als eine ähnliche Ausgeburt spulerischer Vorstellung an die Seite tritt. G. F. Danner, früher ein Anhänger freigeistiger Richtungen, in letzter Zeit ein Professt der Kirche, sammelt in seinem Werke: „Der Tod des Leibes — kein Tod der Seele“, Zeugnisse und Thatfachen der Jahrhunderte vor und nach Christus für den Glauben an Unsterblichkeit. Eine gleiche Tendenz verfolgt F. Splittgerber's „Schlaf und Tod nebst den damit zusammenhängenden Erscheinungen des Seelenlebens“. Von J. Suber's „Die Idee der Unsterblichkeit“ ist eine neue Auflage erschienen. Ein eklektisches Werk, welches die verschiedensten Anschauungen über Unsterblichkeit zusammenstellt und mit aphoristischer Kritik beleuchtet, den Unsterblichkeitsbeweis selbst aber durch die Resultate dieser Kritik in exacter Form zu führen strebt, ist R. Wilhelmshof's „Das Jenseits; ein wissenschaftlicher Versuch

zur Lösung der Unsterblichkeitsfrage". Auch in Ferdinand Westhoff's maßvoll gehaltenem Werk: „Stoff, Kraft und Gedanke. Eine umfassende Erklärung des Seelen- und des leiblichen Lebens mit Hinblick auf die Unsterblichkeit", tritt die letzte Frage als die Pointe der ganzen Darstellung hervor. Gegen den Materialismus protestirt auch H. R. H. Delfs in seinen „Ideen zu einer philosophischen Wissenschaft des Geistes und der Natur" von einem mythisch-theologischen Standpunkte aus. Dagegen verhalten sich, mit Betonung des mechanischen Princips, kritisch gegen unsere Speculation wie gegen den Materialismus vulgaris H. Czolbe: „Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntniß im Gegenfasse zu Kant und Hegel", und D. Flügel: „Der Materialismus vom Standpunkte der atomistisch-mechanischen Naturforschung beleuchtet." Der Physiker E. H. Schulz-Schulzenstein veröffentlicht „Naturstudien und Cultur oder Wahrheit und Freiheit in ihrem natürlichen Zusammenhang".

Was die Geschichte der Philosophie betrifft, so erwähnen wir den ersten Band eines allgemeinen Werks unter diesem Titel von J. E. Erdmann. Von Runo Fischer's „Geschichte der neuern Philosophie" ist die zweite völlig durchgearbeitete Auflage erschienen; von A. Stöckl's „Geschichte der Philosophie des Mittelalters" der zweite Band, der die Periode der Herrschaft der Scholastik behandelt. In selbständigen, systematischen, nicht kritisch-polemischen Werken der Speculation scheint die unruhige Zeit dem deutschen Denker wenig Ruhe gegönnt zu haben; wir können nur E. Dühring's „Natürliche Dialektik" erwähnen, die aber auch von Polemik gegen das System Hegel's durchdrungen ist. Von demselben Autor ist eine geistreiche philosophische Beleuchtung: „Der Werth des Lebens", erschienen; eine andere popular-philosophische Schrift ist S. Schott's Versuch: „Von den menschlichen Schwächen."

Auch in der Theologie, soweit sie die Grenzen der Facultätswissenschaft überschreitet und sich an das große Publikum wendet, überwiegt die ecclesiae militans. Während Daniel Schenkel „Die protestantische Freiheit im Kampfe mit der kirchlichen Reaction" in einer persönlichen Schutzschrift schildert und sich gegen die rechte Seite wehrt, wird er selbst von der linken angegriffen; in dem Fehdebrief, den ihm D. Strauß in der Schrift: „Die Halben und die Ganzen", zuschleubert. Gleichzeitig veröffentlicht D. Strauß eine Kritik des Schleiermacher'schen Lebens Jesu unter dem Titel: „Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte." Eine Darlegung der Verdienste des rüstigen und gegenwärtig sehr schlagfertigen Kämpfers selbst gibt Julius Meyer in dem „Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von D. F. Strauß und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum". Unter den populären Predigten zeichnen sich die „Predigten aus der Gegenwart" von Karl Schwarz, von denen eine dritte Sammlung erschienen ist, durch Geist und Bildung aus. Ein bedeutendes homiletisches Talent zeigt auch H. J. Polzmann in seinen „Predigten, gehalten im akademischen Gottesdienst zu Heidelberg". Von Biographien namhafter Theologen führen wir an: D. Wächter, „Jo-

hann Albrecht Bengel" und R. Werner, „Christian Gottlieb Barth".

Wenn wir uns von den Entdeckungsreisen in die unsichtbare Welt, auf denen wir Theologie und Philosophie thätig finden, zu den Entdeckungsreisen auf dem sichtbaren Erbrunde wenden, so haben wir auf dem deutschen literarischen Markt nichts von durchgreifender Bedeutung zu erwähnen. Der Tod Barth's hat uns den berühmtesten Entdeckungsreisenden der Neuzeit geraubt — ein Verlust, der um so tiefer empfunden werden dürfte, je weniger der Besitz dieses Mannes bei seinen Lebzeiten nach vollem Werth gewürdigt worden ist. Wahre Verdienste auszuzeichnen gelingt noch immer weder dem deutschen Volke noch den deutschen Regierungen, während oft aufbringlichen Scheinverdiensten glänzende Anerkennung zuteil wird. Wie haben die Ungarn erst neuerdings ihren Bamberger verherrlicht, dessen Verdienste, soweit es wichtige Entdeckungen betrifft, sich mit denen eines Barth nicht messen können! Seine gleichzeitig in englischer und deutscher Sprache erschienene „Reise in Mittelasien von Teheran durch die turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspiischen Meeres nach China, Bokhara und Samarkand" gehört jedenfalls zu den wichtigsten Reisewerken des letzten Jahres. Viele interessante Mittheilungen, Resultate scharfer und fleißiger Beobachtung, enthält auch das Werk von J. E. Palal: „Persien. Das Land und seine Bewohner." Dasselbe gilt von Freiherrn H. von Mallan's „Meine Wallfahrt nach Mekka", von C. R. Markham's: „Zwei Reisen in Persien", und von Baran von Müller's „Reisen in den Vereinigten Staaten, Kanada und Mexico, von denen im Laufe des Jahres der in dieser Nummer besprochene dritte Band erschienen ist. Unter den italienischen Reiseplätzen der letzten Zeit, unter denen sich „Sicilien und Neapel" von F. Köber durch Webiegenheit auszeichnet, heben wir noch J. Rodenberg's „Diesseit und jenseit der Alpen" wegen der Frische und Lebendigkeit der Darstellung hervor, während Schellenberg's „Im Golf von La Spezia und am Comersee" Studien darbietet, die namentlich in Bezug auf den astern manches Neue und Unbekannte mittheilen. Geistreich sind A. von Stiff's „Culturstudien. Kunst- und Reisebriefe aus der Schweiz und Deutschland", während A. Für's „Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien" vom ultramontanen Standpunkt aus geschrieben sind. Der bekannte Philolog F. G. Welcker veröffentlicht das „Tagebuch einer griechischen Reise", die er im Jahre 1842 unternommen hatte, das aber viele noch heute interessante archäologische Mittheilungen und lebendige Landschaftsschilderungen enthält. Eine Monographie des Kaukasus hat A. Peggoldt, Monographien über Palästina haben R. Perz, Edward Robinson und Konrad Furrer veröffentlicht.

Die Naturwissenschaften bilden für ein der Nationalliteratur gewidmetes Organ ein fragliches Grenzgebiet. Denn ein Theil der naturwissenschaftlichen Schriften gehört der exacten Forschung an, ein anderer wiederum der illustrirten Volks- und Jugendliteratur — beide fallen nach entgegengesetzten Seiten aus dem Kreise heraus, den unsere Zeitschrift zu beschreiben hat. Wir erwähnen von



den illustrierten Werken nur Doktor Fraas' „Vor der Stundflut, eine Geschichte der Umwelt“ und Brehm und Rossmäyler's „Die Thiere des Waldes“, Werke, welche zwischen jenen beiden Extremen die rechte Mitte behaupten. Eine Frucht langjähriger Studien ist Maximilian Perth's „Das Seelenleben der Thiere“. Von den schon mehr populären Schriften empfehlen sich durch praktische Nützlichkeit diejenigen von Karl Ruz: „Naturwissenschaftliche Blicke ins tägliche Leben“ und „In der freien Natur“.

Da wir die zahlreiche Broschürenliteratur hier nicht berücksichtigen können, so haben wir unsere Heerschau über die Werke des Literaturjahres 1865 hiermit beendigt. Eine nicht unbedeutende Zahl derselben harret noch der eingehendern Besprechung in d. Bl. Das Zuviel macht sich auf fast allen Gebieten geltend und mahnt den deutschen Verlagsbuchhandel dringlichst zur Anwendung schärferer Kritik und zur Ablehnung aller Waaren, mit denen der Dilettantismus in Kunst und Wissenschaft haustren geht.

Rudolf Gottschall.

### Geschichtswerke über Schleswig-Holstein.

1. Kurze schleswig-holsteinische Landesgeschichte von Georg Walz. Kiel, Pomann. Gr. 8. 1 Thlr.

Diese gedrängte Geschichtserzählung, ein Auszug aus dem größern Werke desselben als Geschichtsschreiber rühmlichst bekannten Verfassers über Schleswig-Holsteins Landesgeschichte, im gegenwärtigen Augenblick doppelt interessant, ist mehr als die lediglich die Erbberichtigung behandelnden Schriften gethan, ein Kores und anschauliches Bild zu geben von den mannichfaltig wechselnden Schicksalen, welche diese nördlichsten Marken deutschen Landes in ihren Beziehungen zu dem großen Mutterlande sowohl, wie zu dem seit Jahrhunderten in engster Verbindung mit ihnen stehenden Dänemark durchgemacht haben. Noch langsamer wie nach Osten zu haben die deutschen Stämme sich auf der nordatlantischen Halbinsel auszudehnen vermocht. Nur mit Mühe wurden die slawischen Völkerschaften aus Holstein verdrängt, und noch viel später erst gelang es der deutschen Einwanderung in Schleswig, dem Dänenthum gegenüber Wurzel zu fassen. Aber trotzdem, daß noch in der Mitte des 14. Jahrhunderts die Grafen von Holstein nach den Ordnungen des Reichs nicht einmal zu dessen Fürsten im staatsrechtlichen Sinne gezählt wurden, wußten doch diese fast nur auf ihre eigene Kraft gestellten Grafen aus dem schauenburgischen Hause sich nicht nur nachdrücklich des Dänenthums zu erwehren, sondern sie drangen selbst so siegreich vor, daß Graf Gerhard sogar den dänischen König absetzen und sich selbst als den Vormund von dessen minderjährigen Sohne einsetzen konnte. Gerhard erzwang es denn auch, daß Schleswig oder, wie es damals genannt war, „Süderjütland“ nicht mit Dänemark vereinigt, sondern daß er selbst von dem dänischen König damit belehnt wurde. Der Zwist um das Herzogthum Schleswig hörte damit freilich zwischen den dänischen Königen und den holsteinischen Grafen noch lange nicht auf. Dänemark indeß, welches damals sich auch vor der

Danwa beugen mußte, war zu schwach, um seine Ansprüche durchsetzen zu können, und so übertrug denn im Jahre 1386 Königin Margaretha den Grafen von Holstein Schleswig als erbliches Lehen.

Aber auch hiermit hörte Schleswig nicht auf, der Zankappel zu sein. Die damaligen Regenten des Heiligen römischen Reichs deutscher Nation bekümmerten sich um diese Kämpfe entweder gar nicht oder sie nahmen wie Kaiser Sigismund sogar Partei für Dänemark. Zum Glück kümmerte man sich noch weniger als im Centrum des Reichs im äußersten Norden um die Ansprüche des Kaisers, die Geschehnisse gingen trotzdem ihren Gang. Die Folge der fortwährenden Fehden und der damit verbundenen Verwüstungen, welche die Dänen über Schleswig brachten, war eine ganz naturgemäße, nämlich daß durch den gemeinschaftlichen Kampf die Verbindung mit Holstein nur immer mehr befestigt wurde. Auch würde das endliche Resultat dieses Kampfes ohne Zweifel ein für Schleswig-Holstein und das deutsch-nationale Interesse nur glückliches gewesen sein, wenn das Verhältniß zu Dänemark auch in den folgenden Jahrhunderten das gleiche gewesen wäre, wie zur Zeit der schauenburgischen. Unglücklicherweise erfolgte jedoch im Jahre 1460 eine Vereinigung beider dadurch, daß König Christian I., dessen Mutter dem in Holstein regierenden schauenburgischen Hause angehörte, beim Aussterben der directen Descendenz der regierenden Linie mit Uebergehung der entferntern Agnaten auch in Schleswig und Holstein zum Herzog gewählt wurde. Ein Collision der Interessen der deutschen und dänischen Lande war jetzt unvermeidlich, und die deutsche Entwicklung Holsteins, welches ohnehin nur in sehr loser Verbindung mit dem Deutschen Reiche stand, mußte nothwendigerweise gehemmt werden. Schon damals meinte ein Zeitgenosse, der Lübecker Chronist:

„Also wurden die Holsten Dänen und ver schmähten ihren Erbherrn und gaben sich mit gutem Willen ohne Schwerstes Schlag unter den König von Dänemark, da ihre Ahnen und Vorfahren manches Jahr gegen gewesen waren und hinderten das mit wehrender Hand; denn sie führten manchen Krieg und hatten manchen Streit mit den Dänen, wobei ihnen die Städte behüllich waren mit großem Volk und großen Kosten, darum, daß sie keine Dänen sein wollten. Auch war mancher Herr und Fürst und ritterlicher Mann in dem Streit gelieben, und dazu ihre eigenen Ahnen, darum, daß sie nicht wollten unterthänig sein den Dänen, sondern sie wollten frei sein. Und diese vorgeschriebenen Stände hatten die Holsten alle vergessen zu dieser Zeit, und wurden mit Willen eigen, und das machte die Stierigkeit der Holsten und die Verschlagenheit der Dänen, denn der König und sein Rath kauften sie mit Geld und mit Gabe und mit mancherlei Versprechungen. So um Eigennuges willen wurden sie verblendet und gaben preis das gemeine Gut des ganzen Landes um kleinen Vortheils willen.“

Kaiser und Reich nahmen keine Notiz von diesen Vorgängen, wol aber erfahren wir, daß schon damals der Kurfürst von Brandenburg versuchte, Holstein für sich zu gewinnen, jedoch wie bekannt ohne Erfolg.

An und für sich war allerdings der Vertrag, kraft dessen Christian I. Schleswig-Holstein erwarb, seinem Wortlaute nach ganz danach angethan, um den Herzogthümern ihre Selbständigkeit zu wahren, aber daß die

Könige von Dänemark sich nicht immer durch diesen Vertrag gebunden erachteten, zeigte der spätere Verlauf der Geschichte, am deutlichsten in der Neuzeit. Im Anfang ging wol alles gut, die Verbindung beider Länder war nur eine Personalunion, und da Dänemark sowohl wie die Herzogthümer Wobthreiche waren, so war selbstverständlich schon durch diesen Umstand die königliche und beziehungsweise herzogliche Gewalt in gewisse Grenzen eingeschränkt. In der nächsten Folgezeit kam es der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der Herzogthümer sehr zu statten, daß nach Christian's Tode in den letztern dessen beide Söhne, Johann und Friedrich, zugleich gewählt wurden und dort gemeinschaftlich regierten. Dieser Zustand erhielt sich bis in das vorige Jahrhundert. Neben der königlichen Linie bestand fortwährend eine herzogliche, die sich später in mehrere Linien theilte (die Hauptlinien waren die gottorper und die sonderburger Linie), und diese herzogliche Linie wußte sich lange Zeit in einem gewissen Antheile der Regierung und Verwaltung der Herzogthümer zu behaupten. An ihr war den nationalen Bestrebungen ein fester Mittelpunkt gegeben und den dänischen Gelüsten gegenüber vermochten es die Herzoge leichter, im Auslande Hülfe zu erlangen, als dies einer lediglich vom Volke ausgehenden Erhebung möglich gewesen wäre.

So finden wir denn, daß in den Kriegen, welche Dänemark führte, die Herzogthümer bald eine neutrale Stellung einnahmen, bald sich mit den Feinden der Dänen, mit Schweden, der Hanse u. s. w. verbanden. Daß die dänischen Könige alles aufboten, um diese selbständige Stellung der Herzogthümer zu untergraben, war nur zu natürlich. Zwar ward noch Christian II. nach langem Streite genöthigt, die Rechte der schleswig-holsteinischen Stände, namentlich auch ihr Recht, sich ihren Herzog selbst zu wählen (freilich nur aus den Mitgliedern des regierenden oldenburgischen Hauses) anzuerkennen. Wir finden denn in der Folge wieder neben dem König auch einen in den Herzogthümern residirenden Herzog, die beide gemeinschaftlich regierten. Aber schon 1623 setzte es Christian IV. durch, nicht nur daß die Kriegshülfe der Herzogthümer verdoppelt, sondern auch daß dieselbe auch auf Offensivkriege ausgedehnt ward. Freilich mußte sein Nachfolger Friedrich III. der durch Schweden gestützten herzoglichen Linie die Concession machen, daß im Roeskilde Frieden (1658) die Lehnsheer Dänemarks über die herzogliche (gottorper) Linie aufgehoben wurde. Dies hatte jedoch nur Bestand bis zum Jahre 1675, wo infolge des Rendsburger Vergleichs Herzog Christian Albrecht in die Aufhebung der Souveränität von Schleswig zu willigen gezwungen war.

Im Jahre 1679 in den Friedensschlüssen zu Fontainebleau und zu Lund hatten es die Herzoge wiederum der französischen und schwedischen Unterstützung zu danken, daß die Bestimmungen des Roeskilde Friedens von neuem bestätigt wurden. Im Jahre 1684 wurden aber die fraglichen Friedensartikel schon wieder verletzt, Christian V. zog auch den herzoglichen Theil von Schleswig ein und

vereinigte ihn mit dem königlichen, eine Einverleibung in Dänemark wagte er jedoch nicht vorzunehmen. Wol aber traf er mehrere Anordnungen, welche eine nähere Vereinigung anbahnen sollten; so führte er namentlich die dänische Flagge in Schleswig ein. Auch diese Verletzung der roesklider Friedensartikel wurde jedoch durch den Altonaer Vergleich von 1689 wieder beseitigt. Im Jahre 1713 endlich zog König Friedrich IV. von neuem die herzoglichen Lande ein und dabei verblieb es denn auch in Betreff Schleswigs, ja die Vereinigung des herzoglichen Schleswig mit dem königlichen wurde sogar von England und Frankreich garantirt, in Holstein jedoch mußten der gottorpschen Linie zufolge einer kaiserlichen Entscheidung ihre Besitzungen belassen werden. Hörte aber damals auch die Souveränität der herzoglichen Linie in Schleswig auf, ließen sich die Stände in Schleswig auch bereit finden, dem Könige zu huldigen, so war doch niemals von einer Aenderung oder gar Anerkennung einer neuen Erbfolge, von einem Uebergange der Herzogthümer auf die weibliche Linie, wie solches in Dänemark anerkanntem Rechte war, die Rede. Die gottorper Linie hat, nachdem sie den russischen Thron bestiegen, auf alle Erbansprüche an die Herzogthümer verzichtet, die ältere sonderburger Linie ist ausgestorben, und so bleibt denn nur die jüngere sonderburger (augustenburger) Linie übrig und der einzig rechtmäßige Kronprätendent ist dermalen Herzog Friedrich VIII. Dieses Erbrecht der herzoglichen Linie hat man dänischerseits im Grunde nie zu bestreiten gewagt. Nach Auflösung des Deutschen Reichs hat im Jahre 1806 Christian VII. ein Patent erlassen, nach welchem er die unbeschränkte Souveränität in allen seinen Landen ungetheilt in Anspruch nahm. Auf erhobene Einsprache des Herzogs von Augustenburg wurden jedoch die Ansprüche dieses Patents sofort geändert und unversäglichke Weidungen, welche dem eventuellen Erbrecht nicht zu präjudiciren vermochten, an deren Stelle gesetzt.

Erst in den zwanziger Jahren jedoch begannen in den Herzogthümern die Verfassungskämpfe und das Erstreben einer freieren Selbständigkeit und größern Unabhängigkeit von Dänemark. Im Jahre 1822 gelangte die holsteinische Frage zum ersten male an den Bundestag und damals wie bis in die neueste Zeit war es immer nur das „alte Recht“, was Stände und Volk verlangten. Erst in der neuesten Zeit aber, als einestheils das Aussterben der königlichen Linie im Mannesstamme immer wahrscheinlicher und damit der Zeitpunkt der Trennung von Dänemark immer näher gerückt wurde, und andernteils durch den Aufschwung, welchen der nationale Sinn im großen deutschen Mutterlande nahm und durch dessen Rückwirkung auch auf den holstein-schleswigschen Stamm, wurde mit dem schärfern Gegensatz gegen das jetzt als Fremdherrschaft betrachtete Dänenthum auch der Kampf ein nachhaltigerer und erbitterter. Je deutlicher auf seiten der Herzogthümer die Neigung zur Abtrennung hervortrat, um so eifriger suchten die Dänen wenigstens in Schleswig festen Fuß zu fassen. Da sie aber nur an wenigen Punkten Sympathien fanden, so begann sich ihrer

eine wahrhaft kindische Verfolgungs- und Terrorisirungssucht zu bemächtigen.

Das Buch schließt mit Ende 1863 und führt uns also bis zum Ausbruche des letzten Kriegs. Es ist trefflich geeignet, auch den ganz Unkundigen in dieser verwickelten Erbfrage gehörig zu orientiren, und zwar ohne dem Lesenden sonderliche Mühe zu machen; es ließt sich leicht und durch die beigelegten genealogischen Tafeln wird das Verständniß der im Laufe der Erzählung berührten Geschlechtsverzweigung der oldenburgischen Dynastie sehr erleichtert, da namentlich die den Tafeln beigelegten kurzen Notizen die Regierungsaufeinanderfolge sowol im Königsreiche als in den Herzogthümern sehr anschaulich machen.

2. Geschichte Schleswig-Holsteins. Von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart. Dem deutschen Volke erzählt von Cajus Müller. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpker. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Drängt das Waig'sche Buch, welches freilich, wie schon hervorgehoben, nur ein Auszug aus dem größern Werke desselben Verfassers ist, die Begebenheiten eng zusammen und strebt mit einer gewissen Eile der Neuzeit zu, um uns an der Hand der geschichtlichen Vorgänge zu der rechtlichen Ueberzeugung zu bringen, daß die Ansprüche des Herzogs Friedrich von Augustenburg auf die schleswig-holsteinischen Lande ganz unbestreitbar seien, so behandelt dagegen Müller auch die frühere schleswig-holsteinische Geschichte mit der gleichen Ausführlichkeit. Müller verfolgt sichtbar einen andern Zweck. In ihm glüht eine sittliche Entrüstung über die dänische Herrschaftsucht und Anmaßung von Anfang an, und er vermag es nicht zu verschmerzen, daß die im Mittelalter mehrmals wiederkehrte günstige Gelegenheit, dem Königreich Dänemark den Garau zu machen oder wenigstens die dänischen Eroberungsgelüste ein für allemal gründlich zu beseitigen, nie benutzt worden ist. Er erhebt aus diesem Grunde öfters harte Anklagen gegen die holsteinische Ritterschaft, an der es hauptsächlich gelegen, daß jenes Ziel nicht verfolgt und nicht erreicht worden. Er tadelt aufs bitterste ihre politische Kurzsichtigkeit nicht nur, sondern auch ihre sittliche Verworfenheit, ihre Habsucht und Verläuflichkeit, sowie endlich ihre Undankbarkeit, namentlich da, wo sie sich dazu hergab, das treue Lübeck, welches so oft gemeinschaftlich mit Holstein die dänischen Könige bekriegte, im Bunde mit Dänemark zu bekämpfen und die schon wankende Macht des einst so gefürchteten Hauptes der stolzen Hansa noch schneller zum Verfall zu bringen. Der Verfasser vergift nicht mit bitterm Schmerz zu betonen, wie es in Holstein lediglich die Schuld der Adelsaristokratie gewesen sei, daß es zum Bunde mit und bald zur Unterwerfung unter Dänemark gekommen sei, da der Adel lieber unter einem Könige stehen mochte als neben und vereint mit einer Demokratie gegen fremde Ufurpation kämpfen.

Um uns die vielen politischen und kriegerischen Verwickelungen sowie die Motive, welche die holsteinischen Grafen und spätern schleswig-holsteinischen Herzoge und den nicht immer Hand in Hand mit dem Landesherren gehenden holsteinischen Adel leiteten, anschaulicher zu machen,

beschränkt sich der Verfasser nicht allein auf die Darstellung der Geschichte Schleswig-Holsteins, sondern er geht oft auch sehr ausführlich auf die Geschichte der mit Schleswig-Holstein in so vielfach enge Berührung kommenden Nachbarstaaten ein. Neben Dänemark wird besonders Lübeck vielfach gedacht, und gelegentlich der großen Krisis zu Zeiten Wullenweber's erfahren wir sehr vieles über Lübeck's Zustände. Dadurch verliert der Leser leicht den Faden der schleswig-holsteinischen Geschichte, und schon aus diesem Grunde mußte Waig, der seinen Zweck keinen Augenblick aus den Augen verliert, sich der Einschaltung solcher Episoden enthalten. Ebenso fällt es schon bei oberflächlicher Aufmerksamkeit in die Augen, daß der Verfasser bei einigen Lieblingshelden etwas gar zu gern weilt und ihnen im Verhältniß zu dem, was sie ihrem Lande waren, und im Verhältniß zu dem Raum, auf den er nach der Anlage seines ganzen Werks für Specialitäten und einzelne Personen angewiesen ist, mehr Zeit widmet als bei gleicher Vertheilung von Sonne und Wind wol auf sie fallen sollte. So in der Schilderung des Grafen Gerhard des Großen von Holstein. Auf der andern Seite darf freilich nicht verschwiegen werden, daß das Buch an Anziehungskraft gewinnt durch die lebendige, manchmal fast poetische Schilderung einzelner Episoden aus der Geschichte Holsteins und der angrenzenden Länder. So ist namentlich der große Krieg der Dänen und Holsten gegen die Withmarschen, die schon erwähnte Krisis in Lübeck unter Wullenweber und anderes sehr gut erzählt. Das Waig'sche Buch ist in einem weit trocknern Tone geschrieben, aber dafür hat der Leser auch nicht zu besorgen, daß er durch Einzelheiten von seinem Wege abgeführt wird.

So viel steht indessen fest, daß, wenn Waig mehr im Auge hat, das augustenburgische Erbrecht einleuchtend zu machen, das Müller'sche Buch mehr geeignet ist, den nationalen und patriotischen Zorn in ganz Deutschland wach zu rufen über das kleine lede Dänemark, welches in wahrer Freibeuterart den deutschen Riesen bestahl, als er gerade schlummerte. Erwachte bei einer oder der andern Gelegenheit der Riese oder zuckte er selbst nur im Traume unwillkürlich mit den mächtigen Gliedern, so verfehlte zwar der kleine Eindringling nicht, sich in gehörige Entfernung zu postiren, damit er nicht Gefahr laufe erschlagen oder erdrückt zu werden; aber großmüthig zu prahlen und led zu verhöhnen aus kläglichem Schlupfwinkel oder im Vertrauen auf mächtige Helfer hat er nie unterlassen. Diese lebenswüthige Eigenschaft unsers nordischen Nachbarn in das hellste Licht zu stellen hat der Verfasser sich viele Mühe gegeben und nie veräuht, bei den einzelnen geschichtlichen Vorgängen scharf darauf hinzuweisen, wie die dänischen Könige ganz dem Charakter ihres Volks entsprechend ihre politische Handlungsweise einrichteten und es namentlich Holstein gegenüber an Treulosigkeiten aller Art nie fehlen ließen. In der Vorzeit hatten sie die Ueberzeugung erlangt, daß sie Holstein und selbst Schleswig mit dem Schwerte zu unterwerfen nie Kraft und Macht genug haben würden, es mußte also zu andern Mitteln gegriffen werden. Den großen Zweck zu erreichen, dazu dünkten

ihnen alle Mittel gut, und das muß auch der Feind anerkennen, ihre Zähigkeit und Ausdauer in Verfolgung ihres Ziels ist wahrhaft bewundernswürdig. Allein das Erwachen des nationalen Geistes in Deutschland machte der Mühe und Arbeit von Jahrhunderten in, wenn man das Widerstreben mancher deutschen Fürsten erwägt, verhältnißmäßig kurzer Zeit ein Ende. Der Verfasser versäumt es hier nicht, in dankenswerther Weise die ersten Regungen des nationalen Geistes und damit das Verlangen nach einer Trennung von Dänemark zu schildern. Der erste und gewaltigste, leider jetzt wenigstens in Deutschland schon ziemlich vergessene Agitator Uwe Jens Kornsen wird hier eingehend besprochen und seinen Verdiensten ein warmes Lob gezollt. Nun, was Kornsen anstrebte, nationale Selbstständigkeit wäre erreicht; was die nächste Zeit aber uns weiter bringen wird, darüber lassen sich bis jetzt freilich nur Vermuthungen hegen. Das eine aber scheint uns in dem jetzigen Stadium der Ungewißheit tröstlich, daß einer Wiederkehr der dänischen Herrschaft ein für allemal ein Ende gemacht ist. 2.

### Baron von Müller's Werk über Mexico.

Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. Von Baron J. W. von Müller. Dritter Band. — N. u. d. L.: Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico. Mit einer Karte des Kaiserreichs und einem Profil des Isthmus von Tehuantepec. Leipzig, Brodhäus. 1865. 8. 4 Thlr. \*)

Mit dem vorliegenden Bande hat nun Müller's Reise-werk seinen Abschluß gefunden. Derselbe wird eröffnet durch eine ziemlich vollständige Geschichte Mexicos von den frühesten Zeiten an, in welche die Urkunden und Sagen reichen, worauf dann die Darstellung der statistischen Verhältnisse folgt, deren praktische Wichtigkeit in der Gegenwart einleuchtet; ein reichhaltiges Verzeichniß der Wirbeltiere Mexicos bildet den Schluß.

Der historische Abschnitt beginnt mit einer wol erschöpfenden Aufzählung der Geschichtsquellen; dann werden die Schicksale des merkwürdigen Landes vor der spanischen Eroberung geschildert. Die ersten Besitzer desselben waren die Olmeken und Chicalanten, die Tolteken wären nach Clavigero um die Mitte des 7. Jahrhunderts, nach Ixtlilxochitl schon 387 n. Chr. eingezogen und ihre Herrschaft sei 959 n. Chr. zu Ende gegangen. Zuerst wohnten sie in Tulaningo, im Jahre 510 gründeten sie Tula, von welcher Stadt sie ihren Namen herleiten: Tolteken, Bewohner von Tula. Dieses gewerblundige Volk soll von Westen, aus Asien gekommen und an der Küste des Stillen Oceans gelandet sein; der Wuchs der Tolteken sei hoch und schlank, ihre Hautfarbe weiß, ihr Gesicht bärtig gewesen — Angaben, die laum so wörtlich zu nehmen sind, wie denn überhaupt Ixtlilxochitl, dem der Verfasser wol zu ausschließlich folgt, europäische Anschauungen, Ideen und Traditionen mehrfach auf die Geschichte seiner Vorfahren übertragen hat.

Die Tolteken hätten ferner ein höchstes Wesen angebetet und als dessen Symbole Sonne und Mond verehrt. Hunger, Seuchen und Empörungen führten den Untergang ihres Reichs herbei, die Uebriggebliebenen wanderten großentheils aus. Wenige Jahre darauf, nämlich 963 n. Chr., seien die mächtigen und zahlreichen Chichimeken unter ihrem König Xolotl erschienen, der eine Verschmelzung der eingewanderten Stämme mit dem Rest der Tolteken herbeiführte und — wie seine Nachfolger — deren Befestigung auf jene zu verpflanzen bemüht war. Jahrhunderte gingen vorüber, die weiten Provinzen erhielten immer andere Namen, und neue Völker erschienen in Anahuac, darunter die Azteken, und im 15. Jahrhundert sehen wir das Reich in drei Theile unter drei Fürsten getheilt, deren mächtigster der König von Texcoco, der tapfere und weise Nezahualcoyotzin war, die beiden andern hießen die Könige von Mexico und Tlacopan. Der erste König Mexicos war Itcoazin, welcher 1440 starb, als Anahuac seine höchste Blüte und größte Bevölkerung erreicht hatte und bis zu den Gipfeln der Berge angebaut war. Im Jahre 1503 kam der Oberpriester Motecuhzoma (Montezuma) hauptsächlich durch den Einfluß des Königs von Texcoco und mit Verdrängung des legitimen Thronfolgers zur höchsten Gewalt, und führte, nachdem letzterer in der Schlacht gefallen, ein despotisches Regiment und pompöses, erniedrigendes Hofceremoniell ein. Excursus über den Kalender, die Sprache, Religion und den Cultus der Azteken und specielle chronologische Register beschließen diese Uebersicht der Geschichte Anahuacs vor der Ankunft der Spanier.

Es gab Seminare für Erziehung der Jugend und Klöster für Männer und Frauen, dem aztekischen Heiligen Quetzalcoatl geweiht, mit strenger Ascese. Die Priesterschaft Mexicos strebte dahin, ihren Göttern und ihrem Cultus die unbedingte blutige Herrschaft über alle andern zu erringen und machte durch ihre herzlose Politik, ihre Schändlichkeiten und zahllosen Menschenopfer die Azteken bei allen umwohnenden Völkern verhaßt. Der Ackerbau stand bei ihnen auf keiner hohen Stufe, Viehzucht war unbekannt, Jagd und Fischfang hingegen wurden mit viel Geschick betrieben. Die Paläste der Könige waren zahlreich und prächtig.

Der Conquistador Cortez war als der Sohn eines Schildknappen im selben Jahre zu Medolin in Estremadura geboren worden, in welchem der große Tempel von Mexico vollendet und mit dem Blute von 80000 Menschenopfern eingeweiht war. Die Ereignisse seines Lebens sind bekannt; seine Kühnheit, Treulosigkeit und geschickte Benutzung der Umstände, besonders auch des Hasses der andern Völker gegen die Azteken, machten ihn endlich zum Herrn von Mexico und ließen ihn auf den Ruinen der Aztekenherrschaft das Banner Spaniens aufpflanzen. Er selbst führte auf seiner ersten Expedition eine Fahne mit rothem Kreuz auf blauem und silbernem Grunde mit der Devise: „Laßt uns dem Kreuze folgen, denn so wir Glauben haben, werden wir in diesem Zeichen siegen“, und gab den Indianern vor, er bedürfe Gold, um damit eine

\*) Vgl. die Besprechung des ersten Bandes in Nr. 29 d. Bl. f. 1864, des zweiten in Nr. 4 f. 1865. D. Red.

unter seiner Mannschaft herrschende Herzkrankheit zu heilen. Schon bei der ersten Landung der Spanier an der mexicanischen Küste, ein paar Jahre vorher, waren namentlich unter den Tolteken alte Sagen aufgetaucht: vom Reichsuntergang durch die Söhne des Lichts, welche nicht verfehlen konnten, die Ururhe Montezuma's zu feigern, dessen Reich durch Parteinung und den Groll der unterjochten Völker bereits erschüttert war und endlich den wiederholten Angriffen der Spanier und ihrer Bundesgenossen unterlag.

Im Jahre 1535 wurde von der spanischen Regierung als erster Vizekönig Don Antonio de Mendoza eingesetzt; die spanische Herrschaft währte bis 1821, in welchem Jahre der letzte spanische Vizekönig Don Juan O'Donoju, als er bei seiner Landung in Veracruz das ganze Land revolutionirt fand, mit Iturbide den Tractat von Cordova schloß, und am 28. September in der Hauptstadt die Unabhängigkeitsacte unterzeichnete. Nachdem der Verfasser die ganze Reihe der Vizekönige angeführt, wirft er einen Rückblick auf die spanische Verwaltung mit ihrer strengen Abgeschlossenheit, ihrer Beschränkung der Industrie und des Verkehrs und der übergroßen Macht der Geistlichkeit.

In einem dritten Abschnitt läßt derselbe die Geschichte Mexicos seit der Losbreiung von der spanischen Krone an uns vorübergehen. Lange Jahre zuvor waren schon infolge der durch Napoleon I. im Mutterlande heraufbeschworenen Ereignisse freiheitliche Bewegung und Versuche zur Abschüttelung der spanischen Herrschaft in Mexico eingetreten. Der erste im Jahre 1811 war der des Pfarrers Hidalgo y Costilla, des „amerikanischen Generalissimus“, wie er sich selbst nannte, und endete mit dessen Niederlage und seiner Erschießung, sowie der seiner vorzüglichsten Anhänger. Dann folgte der Aufstand des Morelos, der ebenfalls niedergeschlagen wurde; hierauf traten Iturbide und Guerrero auf den Schauplatz, von welchen der erstere nach der Promulgation der Unabhängigkeitsacte 1821 von der Junta zum Generalissimus zu Land und zur See ernannt wurde und sich im nächsten Jahre von der Armee zum Kaiser ausrufen ließ — eine Herrlichkeit, die nur kurze Zeit dauerte und mit dem Untergang Iturbide's endigte, welcher, der Kaiserwürde verlustig erklärt und nach Europa verwiesen, 1824 erschossen wurde, als er den Versuch gemacht hatte, wieder in Mexico einzubringen. Vicente Guerrero, anfänglich Anhänger und Mitkämpfer Iturbide's, welcher dessen Erhebung auf den Kaiserthron unterstützt hatte, weil er die Monarchie für nothwendig hielt, sagte sich wegen dessen Hinneigung zum Absolutismus von ihm los und half seinen Sturz mit herbeiführen. Den Präsidentenstuhl der Republik, auf welchen er erhoben wurde, behauptete er nur ein Jahr, worauf ihn der Congress für „unmöglich“ erklärte, eine Wendung, zu welcher der Vizepräsident Bustamante wesentlich mitgewirkt hatte. Im Bürgerkrieg, der darüber ausbrach, wurde Guerrero durch einen genuessischen Capitän, welcher ihn auf seine Brigantine eingeladen hatte, verrätherischerweise seinen Feinden ausgeliefert und 1831 erschossen. Elf Jahre später, unter Santa-

Anna decretirte der Congress, „daß Guerrero sich um das Vaterland wohlverdient gemacht habe“ und befahl, seine Asche nach der Hauptstadt zu bringen und sie „in der Urne beizusetzen, welche die Asche der vorzüglichsten Heroen der Unabhängigkeit enthält“. Bustamante, der kurze Zeit als Vizepräsident die höchste Gewalt ausgeübt hatte, unterlag im Kampfe gegen Santa-Anna, der ihn proscriptirte und des Landes verwies, lehrte aber nach Santa-Anna's Sturz 1837 nach Mexico zurück und wurde auf neue zum Präsidenten gewählt. Später wieder nach Europa geflüchtet und abermal nach Mexico zurückgekommen, wurde er noch einmal von dem zum Dictator erhobenen Santa-Anna besiegt, auf welchen unter fortgesetzten Wirren eine Reihe wenig bedeutender Präsidenten folgte, bis unter Juarez die Republik der französischen Invasion unterlag und ein Kaiserthron errichtet wurde, auf den der österreichische Erzherzog Maximilian erhoben ward. Es ist die Frage, ob dieser von den besten Intentionen besetzte Fürst vermögen wird, dem seit langer Zeit durchwühlten, in Parteinung verfallenen Lande den Frieden und die gesicherten Zustände zu verschaffen, ohne welche eine Entwidlung seiner reichen Mittel unmöglich ist. Die Spannung Mexicos mit Frankreich datirt übrigens von lange her; bereits 1838 war sie so weit gediehen, daß französische Flotten die mexicanischen Häfen blockirten, das Fort von Uloa nahmen und 1839 eine Entschädigungssumme erzwangen.

In dem statistischen Abschnitt untersucht der Verfasser zuvörderst die geographischen und klimatischen Verhältnisse des Reichs, welche eine geschlossene, wenig gegliederte Landmasse mit sparsamen Inseln und Buchten und daher nur geringer Küstenentwidlung umfaßt; letztere ist etwas günstiger in der Südsee, wo sich die bessern Häfen befinden, als im Mexicanischen Golf. Die ehemals großen und wasserreichen Seen werden fortwährend kleiner und seichter. S. 343 gibt der Verfasser die Hauptgegenstände der Einfuhr aus fremden Ländern an; die Bevölkerung, im Jahre 1810 etwas über 6 Millionen stark, hat trotz der Losbreiung von Texas bereits 1858 8 Millionen überstiegen. Von den eigenthümlichen Krankheiten des Landes werden namentlich das Gelbe Fieber, das Schwarzbrechen (Vomito prieto) und das Mal de pintos geschildert, ein höchst widerwärtiges Hautübel, wo die erkrankten Stellen zuerst weiß, bläulich, roth und später gänzlich zerfällt werden.

In den Hauptstücken, welche von den Massen, Gewichten, Münzen und den Minen handeln, findet sich die auffallende Angabe, daß die Azteken eine Art Scheidemünze besaßen, bestehend in einer kleinen Kupferplatte in der Form der Mondschel mit einem Stiele, ganz von der gleichen Gestalt, wie man solche Münzen jetzt noch in manchen Ländern Centralafrikas von Eisen gebraucht. Das zum Ackerbau und zur Viehzucht benutzte Terrain nimmt kaum den achten Theil der Bodenfläche ein, und auch dieser ist nur oberflächlich und wenig rationell bearbeitet. Künste und Gewerbe haben sich in neuerer Zeit ziemlich gehoben, so namentlich Buchdruckerei,



Lithographie, Zeichenkunst, Malerei, Sculptur, Kupferstecherkunst, Buchbinderei; man baut elegante Wagen und verfertigt hübsche Möbel, auch Eisen-, Messing- und Kupferarbeiten, sowie Gold- und Silberschmuck in vorzüglicher Güte und Schönheit. Die Landstraßen hingegen sind meist in bedauernswerthem Zustande und die öffentliche Sicherheit läßt viel zu wünschen übrig. Der Verfasser glaubt, daß der Waarentransport im Innern durch Einführung des einhöckerigen Kamels sehr erleichtert werden könnte, und hält dessen Acclimatisation für ausführbar.

So klein das Bedürfnis nach Unterricht ist, so können demselben doch die Primärschulen wegen ihrer geringen Zahl und wol auch wegen ihrer Beschaffenheit nicht genügen. Das letztere gilt auch von den höhern Lehranstalten, welche die absolvirten Baccalaren und Doctoren meistens ziemlich unwissend verlassen. In der ganzen Republik erscheinen keine fünfzig Zeitungen, eine für Umfang und Bevölkerung derselben sehr, geringe Zahl. Justiz und Verwaltung bewegten sich wenigstens bis auf die letzte Zeit in einem planlosen, nur leeren Formen genügenden Mechanismus, der weder zu den Verhältnissen, noch zum Volkscharakter und Bildungszustand paßt. In Betreff der Armee, in welcher namentlich Santa-Anna zahlreiche und große Organisationsänderungen vornahm, kann der Verfasser nur anführen, daß nach den Rapporten des Kriegsministers von 1856 der Präsenzstand aller Waffengattungen bloß 11714 Mann betrug; die etatmäßige Stärke, welche auch im letzten Kriege gegen die eindringenden Franzosen nie erreicht wurde, sollte über 91000 Mann betragen; dabei ist die Zahl der Generale und Obersten — zu welchen Chargen wegen der verdächtigsten Dienste so viele Urheber der Pronunciamentos und Militärrevolutionen ernannt wurden — über alles Verhältniß groß. Die Flotte zählte in den letzten fünfziger Jahren nur 14 kleine Schiffe mit 60 Kanonen.

Dem Naturforscher wird Mexico noch lange Zeit reiche Ausbeute gewähren. Die so mannichfaltigen Verhältnisse des Landes mit seinen mächtigen, weit über die Schneegrenze ragenden Gebirgen, seinen Urwäldern und Seen, seinen ausgedehnten Planos mit üppigstem Graswuchs, seinen Bergströmen einerseits, seinen Sümpfen und Salzlagnen, den sandigen Küstenstrichen andererseits, lassen einen ungemeinen Reichthum der Thier- und Pflanzenformen zu. In Mexico ist merkwürdigerweise die nordische Fauna wie ein langer Keil in die südliche eingesenkt; nordische Thiere und Pflanzen leben auf dem Hochlande von Anahuac, und südliche Organismen kommen in den heißen Niederungen weit nach Norden vor: so Affen, Coatis, Netternde Stachelschweine, Gürtelthiere, Ameisenbären, Tropeniden, Lucans und Kolibris. Und auf dem Plateau leben Büren, Waschbären, der Bison, die Gabelantilope und die dem Norden angehörenden Certhien, Meisen und Vögel. Die oceanische Thierbevölkerung zerfällt in zwei ganz verschiedene Gebiete; die Formen des Mexicanischen Golfs sind die des tropischen Theils des Atlantischen Meers, die Formen der Westküste, des Stil-

len Oceans sind von ihnen ganz verschieden; Manatus findet sich nur im Atlantischen, Halibore nur im Stillen Ocean. In seinem Verzeichniß der Wirbelthiere Mexicos führt der Verfasser 106 Säugthiere, 611 Vögel, 269 Reptilien und Amphibien, 143 Fische an, und es fällt dabei auf, daß sich verhältnißmäßig nur wenige neue Species darunter finden — ein Umstand, der sich aus dem Verlust des größten Theils der Sammlungen des Verfassers erklärt. Die letzten beiden Abtheilungen des dritten Bandes, nämlich die geographisch-statistische und die zoologische, sind übrigens nur Vorläufer einer viel umfassendern, speciellen Bearbeitung, welche nach der Ankündigung des Verfassers bald erscheinen soll und welche wol für die Statistiker und Zoologen vieles Wertvolle bringen wird.

Maximilian Perig.

### Unterhaltungsliteratur.

1. Am Ufer. Gesammelte Novellen von Mathilde Quednow. Münster, Braum. 1865. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Eine jener seltenen Bücher, das man ohne Uebertreibung als eine Dasee bezeichnen kann. Das Vorbild der Verfasserin war Paul Heyse, der uns so viele anmuthige Seelen- und Landschaftsmalereien beschenkt; doch hat sie den münchener Poeten, dessen Schwäche bekanntlich in einer gewissen Geziertheit besteht, insofern übertroffen, als sie sich von einer Malerin zur Darstellerin erhoben und nicht nur schöne Schatten, sondern wirkliche Charaktere darbietet. Vielleicht wird man uns entgegenhalten: auch Frau Quednow schreibt mit Glacéhandschuhen; immerhin, wir möchten darauf erwidern: in diesem Glacéhandschuh steckt doch eine nervige Hand. Der sinnige Leser kann sich freuen, einmal etwas anderes zu finden, als die ewig guten und schlechten Menschen, als das immerwährende Edle, das triumphirt, und das Böse, das am Schluß bestraft wird. Jeder Mensch trägt im Busen ein Räthsel, und die Verfasserin stellte sich meistens die Aufgabe: den Leser solche Räthsel lösen zu lassen. Wäre auch diese Aufgabe eine für ihr Talent zu hohe gewesen, so müßte doch die Kritik, schon um ihres höhern Flugs willen, ihr dankbar sein und lobend den weißen Raben anerkennen; allein sie hat erreicht, wozu sie gestrebt, die Flügel ihres Geistes sind nicht lahmt.

Wir finden vier Novellen: „Eugenie“, „Auf dem Walde“, „Vergeltung“, „Zwischen Bergen und Seen“. Unsere Absicht kann nicht sein, den Inhalt derselben wiederzugeben. Jede steht da wie ein Kunstwerk, aus einem Guße; besonders die erste und zweite möchten wir kleine Musterstücke nennen. Die Unterhaltung am Theetische über Malerei, die schlichte und ergreifende Erzählung des Arztes Palmer, das Wiedersehen zwischen Lothar, dem Dichter, und Baron Waldemar, dem Gelehrten, und endlich die Stimmungen, welche daraus für Lydia erwachsen — alles das gewinnt mehr und mehr, wenn man es wiederholt gelesen. Vielleicht hätte Frau Quednow der dritten und vierten Erzählung ein noch knapperes Gewand

anlegen können, doch finden sich gerade in diesen Stücken so manche treffliche Aussprüche, daß wir uns nicht versagen können, wenigstens zwei derselben hier folgen zu lassen:

Wenn der Mann sich einen Beruf, eine seinen Fähigkeiten und Neigungen gemäße Thätigkeit wählt, so erscheint er dabei in seinem angeborenen Recht und kein Mensch zerbricht sich den Kopf über die Entstehungsgeschichte seines Entschlusses, oder vermautet, daß derselbe aus einer Enttäuschung oder Enttäu- schung hervorgegangen. Bei Frauen dagegen nimmt man unbedenklich an, daß sie ein getäushtes oder gebrochenes Herz in der Brust tragen müssen, wenn sie auf den Gedanken verfallen, andere Kinder erziehen zu wollen als ihre eigenen, andere Kranken zu pflegen als ihre Geklagten, oder andere Künste auszubilden als die des Gefallens. Arme Frauen, denen man es nicht zu- traut, aus freier Entschliebung einen Beruf zu wählen, welcher nicht der Beruf schlechtweg für sie ist! Und dennoch liegt, wie gesagt, ein Korn Wahrheit an dieser landläufigen Meinung, wie in den meisten Trivialitäten, wäre es auch nur die Aner- kennung, daß, wo der Mann nach Gründen und Berechnungen entschleibet, die Entschliebungen des Weibes allemal aus einem leeren oder angefüllten, einem freien oder gefesselten, befriedig- ten oder getäuschten, immer aber aus dem Herzen hervorgehen.

Ehre dem Weibe, das sich durch den Schmerz und die Täuschung, statt zu egoistischer Bitterkeit, zur Arbeit der Liebe oder der Thätigkeit des Geistes treiben läßt; wenn es aber in beide nur und nichts weiter als Schmerz und Täuschung hin- einträgt, so werden seine Mühen unbelohnt und seine Leisun- gen verschoben bleiben, und die Unbefriedigung, der es ent- schlie- hen wollte und die es dennoch pflegte, wird überall sein trau- riges Los sein. Wer die Hand an den Pfling gelegt, darf nicht zurücksehen, wer die Arbeit des Lebens fördern will, muß nicht mit halber Seele und mit gebrochenen Flügeln das Werk be- treiben.

Die eingestreuten Gedichte wären wol besser fortge- blieben. Sie hinken, weil sie stellenweise lahme Füße haben.

2. Die Herzogin von der Liebe Gnaden. Eine Hof- und Volks- geschichte von F. Reut-Dittmarsch. Wien, Literarisch- artistische Anstalt. 1865. 8. 20 Ngr.

Diese Erzählung hinterläßt den Eindruck, als sei die erste Hälfte derselben, welche in Darstellung und Stil viel Schüllerhaftes enthält, bereits in der Prima entstan- den; erst weiterhin wird die Darstellung voller und ab- gerundeter, der Stil sauberer. Die französische Revo- lution bildet den Hintergrund, auf dem sich ein Gebäude erhebt, welches zwar ein wenig sehr nach der Schablone, aber stellenweise recht gefällig gearbeitet ist. Ein Fürst verirrt sich im Walde. Er begegnet einem Mädchen, Fran- ziska, das ihn den Kellern zuführt. Natürlich verliebt sich der Fürst und entführt Franziska. Er bringt sie nach Wien, um sie von einer Frau von Scheiren für den Thron erziehen zu lassen; doch kaum bedarf sie dieses Pen- sionats, da ihr Vater, Gradner genannt, nur ein ver- kappter Bauer ist und eigentlich Graf Reinsprecht heißt. Natürlich verwandelt sich der entnervte Fürst derweil in einen Volksfreund, einen Anhänger der französischen Be- wegung, und nach mancherlei Herzens- und andern Käm- pfen und mancherlei Entpuppungen endet diese romantische Geschichte mit Vermählung und allseitiger Befriedigung. „Alles dagewesen“, sagt Ben Afrika. Solche Erzählungen

mügen in Kalendern am rechten Plage sein, den Bücher- tisch bereichern sie nicht. Die zahlreichen Illustrationen sind sehr hübsch.

3. Die Sarentochter. Historischer Roman von Theodor Hem- sen. Vier Bände. Leipzig, Grunow. 1866. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Jede Seite verräth den Anfänger, dem wir ernstlich rathen müssen, bei Rathilde Quednow in die Schule zu gehen, um vor allem Maß und Stil zu lernen. Da ist kaum eine Spur von künstlerischer Darstellung und histo- rischer Treue. Hemsen hätte sich ein anderes Vorbild wählen sollen als Frau Mühlbach. Er hat ihr manches abgeguckt, aber nicht das Geschick der Mache, welches die- ser großen „Heleneinschlachterin“ nicht abzusprechen ist. Seine Figuren laufen viel zu planlos umher, es ist ein ewiges Schwagen und Intriguiren, oft um nichts, als um — so und so viel Bogen zu füllen? Und war es denn wirklich recht, diese Sarentochter zur Heldin von vier Bänden zu machen? Nach der wenig schmeichelhaften Cha- rakteristik, die der Verfasser im Schlusskapitel von ihr ent- wirft, wol schwerlich! Karl Hermann-Strela.

### Gedichte.

Die Besorgniß der Dichter, daß der Materialismus den Idealismus immer mehr und mehr überwuchere, ist keineswegs neu. Schon Schiller beklagte sich über „die Gleichgültigkeit, mit der unser philosophirendes Zeitalter auf die Spiele der Muse herabzusehen anfängt“, und wo- durch keine Gattung der Poesie empfindlicher getroffen wird als die lyrische. Sollte Schiller sich nicht ebenso wol in einem Irrthum befunden haben wie alle diejenigen, welche nach ihm dasselbe Klage- lied angestimmt? Mag unser philosophirendes, berechnendes und praktisches Jahrhundert immerhin im allgemeinen wenig Zeit für den Genuß ly- rischer Dichtungen übrig haben — gänzlich beiseitewerfen kann und wird es sie nicht. In den Stunden oder besser Jahren der Erholung und Sammlung wird es immer wieder zu ihnen zurückkehren, und um so mehr, je weitere Kreise die nach allen Seiten fortschreitende Bildung zieht. Unser Zeitalter, welches seine Fortschritte nicht allein dem belehrenden lebendigen oder geschriebenen Worte, sondern auch den in die Augen springenden und zum Fleiß an- spornenden materiellen Erfolgen auf allen Gebieten des Gewerbfleißes verdankt, wird selbstverständlich auch zu- nächst dem Materialismus als dem Schöpfer des Wohl- standes und Wohllebens huldigen, aber dann, um in den Besitz des vollen Lebensgenusses zu gelangen, auch den Idealismus mit in seinen Bereich ziehen. Er ist von jenem ebenso ungetrennlich, wie die Seele vom Körper. Der Materialismus ist der Grund und Boden, auf welchem die goldene Aehre des Idealismus reift. Es gibt eine Zeit des Aderns und eine Zeit der Ernte, des Genußes. Die Entfremdung unsers Zeitalters von der Poesie ist nur eine scheinbare, wie ja auch die reichlicher als je in frühern Jahrhunderten auftauchenden Erscheinungen in allen Zwei-

gen der Dichtkunst — ob gute, mittelmäßige oder schlechte, das gilt hier gleich — zur Genüge beweisen. Ob der Zug unsers Jahrhunderts zum Materialismus oder Idealismus stärker ist, auch darüber läßt sich noch streiten. Ein einziger Blick auf unsere herrlichen Volksfeste und die vorzüglichen Erzeugnisse auf den Gebieten der Kunst und Wissenschaft zeigt uns sofort, daß wenigstens unser Deutschland noch nicht so tief im Materialismus versunken ist, wie man uns glauben machen will. Wer nicht mit sehenden Augen blind ist, muß einsehen, daß es sogar einen bedeutenden idealen Aufschwung genommen hat. Daß in den verschiedenen Zeitepochen diese oder jene Gattung der Poesie von dem herrschenden und stets durch das politische und sociale Leben beeinflussten Geschmack vorgezogen wird, liegt auf der Hand; daß aber gegenwärtig vorzugsweise die lyrische Poesie in den Hintergrund gedrängt würde, muß ich entschieden in Abrede stellen. Sie erfreut sich im Gegentheil einer niemals geahnten Pflege. Freilich wird sie nicht mehr gelesen, sondern gesungen. Derjenige lyrische Dichter, dessen Dichtungen sich für den Gesang eignen, hat, wie die Erfahrung lehrt, die besten Erfolge. Der ästhetische Werth der Gedichte wird allerdings dadurch gewöhnlich hintangestellt, weil der Componist fast ausschließlich die Form ins Auge faßt und die leichteste Waare ihm gewöhnlich die liebste ist. Ganz abgesehen von der Pflege der lyrischen Poesie durch unsere Liedertafeln und andere Sänger und Sängerinnen, gibt es außerdem noch immer eine stille Gemeinde, welche auch der gefanglosen Muse eine Herberge gewährt und, gleich den Priesterinnen der Vesta, das heilige Feuer mit Sorgfalt unterhält.

Es liegen mir zur Beurtheilung drei Werke vor, von denen zwei die Uebersetzungen verschiedener Poeten enthalten, das dritte aber ein Originalwerk ist.

1. Romanische Poeten. In ihren originalen Formen und metrisch übersezt von Ludwig Adolf Stauffe. Wien, Bichler's Witwe u. Sohn. 1865. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Herausgeber, welcher sich in einer umfangreichen Vorrede als gewissenhafter Literaturhistoriker ankündigt, die romanische (rumänische) Literatur für uns Deutsche bis jetzt noch als eine terra incognita, als einen unentbehrlichen Beitrag zum Aufbau einer „Weltliteratur im Goethe'schen Sinne“ betrachtet und die romanischen Geistesheroen bereits klassificirt wie wir unsere Classiker, hat uns gerade hierdurch arg getäuscht. Wir hofften daraufhin, ein selbständiges Stück Welt zu finden, und griffen neugierig zuerst nach den Beiträgen von Demeter Bolintinian, den Stauffe als den bedeutendsten Dichter hinstellt und dem die Sammlung sogar gewidmet ist. Wir fanden aber leider nur breite Erzählungen, die man weder Balladen noch Romanzen, noch Epen nennen kann, Anläufe zu Liedern ohne Aufschwung und ohne jegliche geschlossene Form, kurz, es sind sammt und sonders Gedichte, die man in Deutschland kaum mittelmäßig nennen würde. Nur mühsam wanden wir uns durch die Geschichte von der treulosen Sultania, eine Dichtung, in der allerdings manch hübscher Gedanke auftaucht und die uns unwillkürlich an Strach-

wig' „Ins Meer zum süßen Zeitvertreib“ erinnerte. Mit dem hundertsten Theil der Bolintinian'schen Strophen hat der deutsche Poet Duft, Farbe und Glut auf dies Thema gestreut. Vielleicht trägt auch die Uebersetzung einen Theil der Schuld an der Wirkungslosigkeit der Gedichte. Die Sprache ist hart, unbehülflich, zerhackt. Die Worte hängen zusammen wie trodener Sand. Es stören uns nicht allein die vielen ungerechtfertigten Abkürzungen, schlechten Reime, Härten und Füllwörter, sondern auch Stellen wie:

Wie sein Meer \*) zerschmettert, ist sein Herz zur Stunde,  
Erstb' wie sein Gedanke ist die Länderrunde.

Oder:

Ei, sagt mir, ihr Sonnen, wo mögen denn wohnen  
Die freundlichen Geister, die schönen Dämonen?

Diese künstliche Treibhauspoesie ist, wo sie auftaucht — und es scheint für jedes Volk eine solche Periode zu geben — als Zeiterscheinung schon beachtungswerth, aber auch nur als solche. Ueber die engern Grenzen des Vaterlandes hinaus darauf aufmerksam zu machen, halten wir für ein verfehltes Unternehmen. Sympathie läßt sich auf künstlichem Wege nicht erzeugen. Die „Volkslieder“ scheinen auch nicht naturwüchsig zu sein und tragen fast alle den Stempel der Sinnlichkeit, die allen Südländern eigen ist. Liebeswerbungen, nächtliche Stellbischein, Täuschung der Ehegatten u. s. w. spielen auch hier, wie bei den Spaniern, Italienern und Griechen, die Hauptrolle. Die Hymne (S. 128) von Demeter Freiherrn von Petrino ist die Perle der Sammlung.

2. Dichterbuch der französischen Schweiz. Gesammelt und übersezt von Eugen Peschier. Basel, Georg. 1865. 16. 1 Thlr.

Der Uebersetzer sagt in der Vorrede: „Es gibt zweierlei Arten zu übersezen. Die eine hält sich slavisch an die gegebene Form, sucht den Buchstaben treu wiederzugeben, die andere aber will im Leser der Uebersetzung den Eindruck wenigstens annähernd hervorrufen, welchen das Original macht oder machen soll. Letztere Methode scheint mir die richtigere und wird dem Originaldichter jedenfalls viel gerechter.“

Dies ist auch unsere Ansicht von einer guten Uebersetzung, und wir halten diese letztere Methode nicht nur für die richtigere, sondern für die allein berechnete. Der Uebersetzer, welcher selbst ein Dichter sein muß, darf sich nie slavisch an den Wortlaut und die Form des Originals halten. Peschier hat seine Aufgabe viel besser gelöst als Stauffe. Die Mehrzahl der uns hier vorgeführten Dichter hat gelebt oder lebt noch in bevorzugten Stellungen, ihr geistiges Leben genießt die Wohlthaten derselben. Es geht ein Ton durch fast alle diese Gedichte, den wir den der Aristokratie der Bildung nennen möchten. So sagt Amiel (S. 13):

Die größte Seele ist die freiste,  
Und Freiheit ist ein höh'res Gut  
Als Allgewalt und Kiesenmuth;  
Der Güter schönstes wird dem Geiste,  
Wenn er im schweren Kampf der Zeit  
Das Gleichgewicht zu retten weiß,  
Und unsers Lebens Siegespreis —  
Das ist der Seele Geistesleit.

\*) Der Uebersetzer schreibt Per.



Amiel, Henri Manbalet, Antoine Carstaret, John Ruegger, Ozer de Lafontaine und einige andere — ob aus Genf, aus Waadt, aus Neuenburg, aus Wallis oder aus Freiburg, sind mehr oder weniger echte Dichter. Die schöne Natur, die das Auge von Jugend auf einsaugt, hat ihren Samen auch in die Seelen gelegt, und es bedarf nur des Wortes, um ihre vielgestaltigen Regungen vernnehmbar zu machen. Nicht nur die Schweizer werden diese Gedichte willkommen heißen, auch in Deutschland wird man sie freundlich aufnehmen. Selbst ein Nationaldenkmal, wird es „zum Besten des Nationaldenkmals“ in Genf unserer Meinung nach reife Früchte tragen. Und daran wird Beschier sein Theil Verdienst auch haben. Die überwiegende Mehrzahl seiner Uebersetzungen ist form schön und die Wahl derselben betundet gleichfalls einen feinen ästhetischen Geschmack.

Wir wenden uns nun zu einer Sammlung deutscher Originalgedichte:

3. Gedichte von Agnes Kayser-Langerhannß. Berlin, Schroeder. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieselben sind eingetheilt in lyrische Gedichte, Balladen und Romanzen, Sonette und didaktische Gedichte. Die letztern sind unstreitig die werthvollsten. Sie scheinen in einer spätern Periode als die lyrischen entstanden zu sein. Wir hören ein glaubensfestes Herz zu uns reden — eine Seele, die nach herben Kämpfen vermocht hat, sich harmonisch abzuschließen. Besonders beachtenswerth ist Nr. IX, Nr. XII, auch Nr. XVII und Nr. XXVII. Wir lassen eins derselben als Probe hier folgen:

Es herrscht des Schöpfers Nacht im unbegrenzten Raume,  
In Wetterwolken wie in lichter Wölkchen Saume.  
Der vollen Kraft bedurfst's, wenn Großes du erschaffst,  
Doch zu dem kleinsten Werk brauchst du die gleiche Kraft,  
Nicht wenn die Nacht dich schmückt, kannst du dich edel nennen,  
Du mußt bei jedem Werk dich edel zeigen können.  
Beim Großen treibst du dich, recht würdig zu erscheinen,  
Doch, daß du würdig bist, beweiße auch im Kleinen.

Auch unter den form schönen Sonetten findet sich manches Zartempfundene. Die Wahl der Vorwürfe kann man eine glückliche nennen, desgleichen auch die für die Balladen. Während indessen der „Rondkönig“ an Freiligrath's „Blumenrausch“ erinnert, finden sich einige, wie „Der Leuchthurm“ und „Der Häuptling“, die in gedrängter Form noch wirksamer sein würden. Allzu genaue Schilderungen und Beschreibungen in der Ballade arten leicht in eine schleppende Länge aus. So hätten wir S. 85 mit den Worten: „Ein wenig heim'sche Erde“ abgeschlossen. Die Balladen bekunden im allgemeinen auch nicht dieselbe Formgewandtheit wie die übrigen Dichtungsarten und sind mit Ausnahme der „Auswanderer“ die schwächste Seite der Verfasserin. Das erwähnte Gedicht „Die Auswanderer“ gehört zu den schönsten der Sammlung. Auch unter den lyrischen Beiträgen findet sich manche Perle. Wir heben besonders hervor: „Die erste Schwalbe“, „Seltenes Glück“, „Liebesglück“, „Am Strande“ und „Das Eiland“. In letztgenanntem Gedichte sowie auch in einigen andern erweist sich die Verfasserin als eine feine Beobachterin der Natur. Sie weiß den Erscheinungen derselben in echt poetischer Weise menschliche Empfindungen zu leihen und dieselben meisterhaft zu schildern. Einige der lyrischen Gedichte, wie „Verlorene Liebe“, „Schlummerlied“, „Die Waise“, „Der Geliebten Augen“, „Abschiedsgruß“, „Der ersehnte Gruß“ und einige andere würden sich auch sehr wohl für den Gesang eignen. Die sangbare Form für das Gedicht zu schaffen halten wir für den Hauptberuf der lyrischen Dichter der Gegenwart. Die Verfasserin hat eine bedeutende Gestaltungsfähigkeit. Wäre sie sich indeß über ihren vollständigen Werth völlig klar gewesen, so würde sie die Auswahl ihrer poetischen Erzeugnisse zu ihrem eigenen Besten quantitativ etwas beschränkt haben. Jedoch rufen wir der Dichterin ein herzlich willkommen zu, in der Hoffnung, daß sie uns bald mit einer neuen Auflage unter die Augen treten möge.

Wilhelm Andrcä.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Das neue Jahr trifft eine Zahl von Journalen nicht mehr am Leben, unter denen sich einige von bewährtem Ruf und ehrenwürdigem Alter befinden. Das Gotta'sche „Morgenblatt“, gegründet 1807 und durch zahlreiche kritische Beiträge und poetische Skizzen Jean Paul's lange Zeit hindurch ausgezeichnet, ist mit dem Schluß des Jahres 1865 eingegangen. Die erste Nummer hatte Jean Paul selbst eingeleitet und zwar mit der Bemerkung, das neue Blatt könne wol mit keiner größeren Wahrheit anfangen, als mit der, daß es einmal aufhören werde. Die letzte am 21. December ausgegebene Nummer des Blattes widmet der Geschichte desselben eine näher eingehende Betrachtung. Wir erfahren aus diesem Rückblick, daß eine Zeit lang die ersten Namen Deutschlands: Goethe, Hegel, Schelling, beide Schlegel, beide Voß, Johannes von Müller, Paulus und Marxheineke zu seinen Mitarbeitern gehörten, während die Redaction nacheinander von Grünelsen, F. Haug, Reinbeck, Friedrich Klübert, Theresie Huber, Wilhelm Hauff und dann von Hermann Hauff geleitet wurde, welcher 38 Jahre lang dem Blatte seine redactionelle Thätigkeit gewidmet und ihm eine Zahl stich-

tiger Mitarbeiter zugeführt hat. Noch der letzte Jahrgang brachte einige sehr gebiegene Aufsätze, vor allem Klumpp's „Shakespeare-Studien eines Realisten“; auch die münchener und stuttgarter Poeten lagerten manches jüngstgeborene Kind ihrer Muse in seinen Spalten ab. Nur die Correspondenzen aus den deutschen Städten und fremden Hauptstädten waren im ganzen nüchtern und trocken und erhoben sich wenig über den gewöhnlichen Stadtklatsch zu weitem Perspektiven. Die verschiedenen „communalen Interessen“ machten sich jedenfalls breiter in denselben, als für ein Organ von den Tendenzen des „Morgenblatt“ zu wünschen war. Wir bedauern das Eingehen dieses ausländigen kritischen Organs um so mehr, als es ein neuer Beweis dafür ist, daß nur die Illustration heutigen-tags ein der Unterhaltung gewidmetes Journal über dem Wasser zu halten vermag, und zwar am besten, wenn sie als Modestupfer austritt und Hauben, Nachtjaden, Morgennägels in reicher Auswahl bietet. Unsere Literatur stülcht allmählich in die Werkstätten der Damenschneider und Puzmachereien; es ist nicht zu verwundern, wenn schließlich auch die Lyrik, welche wie ein buntes Band hinten von den Modestücken herunter-

hängt, ganz und gar auf den Horizont der Puzmachermamsells herabsinkt. Die geleseste Pylit ist jedenfalls diejenige, welche auf den Schluffseiten der Modezeitungen zur Schau gestellt wird, sodaß der Pyliter als eine Art von schlingelhaftem Hausfuchst und Empfindungsstiefelpuger mit obligater Glanzwache in dieser Damenwelt und ihren Buzars erscheint.

Auch eine der respectabelsten deutschen kritischen Organe: die wiener „Recensionen über Theater und Kunst“ und die mit ihnen verbundenen „Recensionen für bildende Kunst“ scheiden mit dem letzten December vom Publikum. Die ersteren, welche seit 1853 bestanden, brachten im Laufe der Zeit viele gebiegene dramaturgische Artikel, und übten namentlich eine eingehendere Kritik der darstellenden Kunst aus, als in den von Agenturen abhängigen Theaterblättern und den in ihrem Raum beschränkten politischen Zeitungen Brauch ist. Unabhängig und unparteiisch in jeder Hinsicht verfolgten sie mit besonderer Aufmerksamkeit die wiener Theater und bilden die einzige Chronik der wiener Theatergeschichte, welche für den spätern Cultur-, Literatur- und Kunsthistoriker zu benutzen sein dürfte. Von einer Einseitigkeit sind indeß auch sie nicht freizusprechen: sie stellten sich im ganzen mehr auf den Standpunkt des Schauspielers als auf den des Dichters, und waren, wie die wiener Theaterkritik überhaupt, nicht frei von den Einflüssen des Bühnenerfolgs. Gegen die Entscheidung eines Theaterpublikums am Abend einer premièren représentation wagten sie nur selten und nur sehr reservierte Proteste zu erheben, obgleich die deutsche Theatergeschichte genug Fälle aufzuweisen hat, wo ein späteres Publikum als energische Revisions- und Cassationsinstanz das Urtheil des frühern vernichtete und die künstlerische Ehre eines Dramas nach derartigen Justizmorden in integrum restituirte.

Ebenso ist die mit der „Wiener Zeitung“ verknüpfte, „Oesterreichische Wochenchrift für Wissenschaft, Kunst und öffentlichen Leben“ mit dem neuen Jahre eingegangen, eine im ganzen trefflich redigirte, den verschiedensten geistigen Interessen des Kaiserreichs Rechnung tragende Zeitschrift, welche auch der deutschen Literatur eine mäßiglich eingehende Berücksichtigung zu theil werden ließ. Am wenigsten behagten uns die kritischen Artikel des grimmigen Emil Kuh, der wie der Riese Polyphem ein halbes Duzend deutscher Pyliter zum Frühstück verzehrte und namentlich Poeten, die zugleich Kritiker waren, wie Robert Prutz, und sich kritisch an Hebbel verübte hatten, mit Sant und Saar verschlang.

Doch auch in Wien rückten alsbald kritische Ersatzzuppen in die geöffneten Lücken ein. Die neubegründete „Nationalzeitung“, die, ein Kind der jüngsten politischen Krise, es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Verhältniß Ungarns zum Gesamtreiche „in bevorzugter Weise“ in den Kreis ihrer Betrachtungen zu ziehen, kündigt im Feuilleton an, daß sie „sämmliche Erscheinungen und Bewegungen auf dem Gebiete der Literatur, der Kunst, des Theaters u. s. w. je nach ihrer Bedeutung und Tragweite erschöpfend zu besprechen oder in blühenden Notizen zu erledigen gedenkt. Die Redaction dieses Feuilletons ist Karl Beck, dem talentvollen Dichter des „Janko“, anvertraut, der damit aus langjähriger Zurückgezogenheit wieder an das Licht der Öffentlichkeit tritt. Wir begrüßen einen echten Poeten mit Freuden als kritischen Nachhabe; denn nur Dichter, nicht Dichterlinge, die ihr Minus an Poesie durch ein Plus kritischer Weisheit zu decken suchen, sollen das Nachschwert der Kritik handhaben. Auch die „Presse“, die wiener publicistische Großmacht, die sich bisher principieell am literarischen Erscheinungen nicht bekümmert und höchstens einen oder den andern Essay, der die Literatur streifte, in ihrem Feuilleton veröffentlicht hat, macht jetzt, wahrscheinlich infolge der Concurrenz der „Neuen Freien Presse“ und ihrer meist trefflichen „Literatur- und kritischen Artikel“, dem deutschen Verlagsbuchhandel das Zugeständniß einer literarischen Beilage, deren redactionelle Leitung Emil Kuh übernommen hat, während Hieronymus Form als Hauptmitarbeiter auftritt.

Der letztere erwähnt und bespricht in der ersten Nummer das Verhältniß des Publikums zur Kritik in Deutschland, ein Verhältniß, das in der That als ein abnormes betrachtet werden muß. Die glänzenden Kritiken in den angesehensten Organen sind nicht im Stande, einem Dichtwerk Verbreitung und — Absatz zu verschaffen, und wenn die Kritik einstimmig einen neuen Schiller und Goethe proclamirte, das Publikum würde gewiß nicht auf seine Werke abonniren. Dagegen haben Werke, welche von der ganzen Kritik gemiebligt werden, glänzenden buchhändlerischen Erfolg, indem sie dem Geschmack der Menge zusagen, der gleichsam sein eigenes Kriterium in sich selbst trägt. Diese Unabhängigkeit der öffentlichen Meinung auf literarischem Gebiete steht in offenbarem Widerspruch mit der Abhängigkeit, welche dieselbe gegenüber der publicistischen Presse stets bewiesen hat. Freilich hat die Menge immer ihre eigenen Lieblinge gehabt, und der Absatz von Goethe's Schriften stand nicht im Verhältniß zu seinem literarischen Ruhm. Das Publikum ließ sich seinen Claren sowenig durch die Kritik todtschlagen, wie jetzt seine Luise Mühlbach und seine Birch-Pfeiffer. Da indeß ein derartiges Mißverhältniß in Frankreich und England nicht stattfindet, da die namhaftesten Dichter, ein Victor Hugo und Byron, auch dort die enormsten äußern Erfolge schon bei Lebzeiten errungen haben, so muß in der deutschen Literatur und im deutschen Geistesleben überhaupt „noch etwas faul sein“, und dies Etwas ist das Mißtrauen des großen Publikums gegen die gelehrte und akademische Poesie, welche den Markt mit weitabliegenden Stoffen und subtil zugespitzten Tendenzen überflutet, während jene Lieblinge ihren Lesern, wenn auch in roher Form, volkstümliche und zugängliche Kost bieten. So haben wir literarische Verführtheiten, welche das Volk nicht kennt, und volkstümliche Gräben, welche die Literatur verachtet. Die volle Einheit des künstlerischen und volkstümlichen ist nur durch einen unserer Dichter, durch Friedrich Schiller erreicht worden, was in dem nationalen Schiller-Fest von 1859 in zweifelloser Weise zum Ausdruck kam. Dies ist der Grund, warum unsere schöne Literatur immer wieder an Schiller anknüpfen muß, der hierin eine typische Bedeutung hat, während das Beispiel Goethe's, der als eine Welt für sich, eine volle und geschlossene Persönlichkeit dasteht, bei allen Nachahmern, die sich an ihn anlehnen, eine aparte und bedenkliche Schöngelerei zu Tage fördert. Solange aber so wenig wie jetzt in Deutschland auf die Stimme der Kritik gehört wird, muß man zugeben, daß die ästhetische Durchschnittsbildung noch auf einer niedern Stufe steht und namentlich in der Verwechselung des Stoffartigen und Kunstschönen sich meistens die ärgste Barbarei zu Schulden kommen läßt.

### Bibliographie.

- Das Lied von der Martinsgans. Den Würgern von Nordhausen freundlichst gesungen von Jocusus. Nordhausen, Eigendort. 1865. 16. 3 Mgr.  
 Lubböck, A., Wörterbuch zu der Nibelungen Not (Lied). 2te vermehrte und verbesserte Aufl. Oldenburg, Stalling. 1865. Gr. 8. 22 1/2 Mgr.  
 Macphail, Emma, Helenens Tagebuch oder Vor 30 Jahren. Aus dem Englischen in's Deutsche übertragen von Elise Krause. Braunschweig, Vieweg. 1865. 8. 20 Mgr.  
 Maurer, G. L. v., Geschichte der Vorverfassung in Deutschland. 1ster Bd. Erlangen, Felle. 1865. Gr. 8. 2 Mgr.  
 Mezele b' Madignac, Die geschichtliche Bedeutung Esolins und der Information von Genf. Ein Vortrag. Aus dem Französischen von H. Werschmann. Autorisirte Ausgabe. Elft. 1865. 12. 5 Mgr.  
 Mettenleiter, D., Aus der musikalischen Vergangenheit bayrischer Städte. Musikgeschichte der Stadt Kogensburg. Aus Archivalien und sonstigen Quellen bearbeitet. Regensburg, Böschnecker. Gr. 8. 2 Thlr.  
 Meyn, L., fünf Stunden Abenteuer. Lustspiel in 5 Acten nach einem altenglischen Muster des Sam. Tuke. Kiel, Schwabe. 16. 15 Mgr.  
 Molitor, H., Die Freigelesene Hero's. Ein dramatisches Gedicht. Mainz, Kirchheim. 1865. 8. 1 Thlr.  
 Müller, H. J., Deutsche Dichter aus dem Leben. Oxybrus, Stademann jun. Gr. 16. 10 Mgr.  
 Munch, H., Der Königstochter Brautwahl. Norwegische Dichtung in 12 Romanen. Deutsch von L. v. Arctostaphylus. Hannover, Schöner u. Co. Greif. 8. 15 Mgr.  
 Niebergang, H., Am Ramin. Wandereien eines Großvaters mit seinem Enkel. Wien, Richter & Witte u. Sohn. 1865. 8. 10 Mgr.  
 Pasqui, G., Die Comödianten-Pöte. Ein Nachspiel aus der Zeit der Klänge. 3 Bde. Berlin, Jans. 8. 3 Mgr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Unsere Zeit. Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

Mit 1866 beginnt „Unsere Zeit“ den zweiten Jahrgang der neuen Folge. Sie wird wie bisher sich bestreben, meist in größern, zusammenhängenden Abhandlungen aus den Gebieten von Staat und Gesellschaft, Wissenschaft und Kunst, Handel und Industrie ihren Lesern ein umfassendes Gemälde der Gegenwart zu bieten. „Unsere Zeit“ kann sowohl den Journal- und Lesecirkeln als eine anerkannt gebiegene Zeitschrift von bleibendem Werth, wie zugleich allen Besitzern und Abnehmern des „Conversations-Lexikon“ als eine nothwendige Ergänzung desselben empfohlen werden, indem sie theils die zeitgeschichtlichen Stoffe eingehender erörtert, theils über die abgeschlossenen Artikel jenes Werks hinaus von den fernern Bewegungen der Cultur fortlaufende Kunde gibt.

Um den reichlich zufließenden Stoff der Zeitgeschichte rascher zu bewältigen und durch größere Mannichfaltigkeit eine willkommene Abwechslung zu schaffen, werden von jetzt ab monatlich zwei Hefte statt wie bisher monatlich ein Heft erscheinen. Preis und Umfang der Hefte bleiben unverändert. Jedes Heft von 5 Bogen Lexiconoctav kostet 6 Ngr. Literarische Anzeigen werden mit 4 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet.

Das erste Heft des neuen Jahrgangs ist in allen Buchhandlungen vorrätzig und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Verlag von F. E. C. Leuckart in Breslau.

Zu beziehen durch jede Musikalien- oder Buchhandlung:

## Die Loreley.

Grosse romantische Oper in vier Acten.

Dichtung von Emanuel Geibel.

Musik von

**Max Bruch.**

Op. 16. Partitur 22 1/2 Thlr. Vollständiger Klaviarauszug mit Text 8 Thlr. Derselbe für Piano solo 4 Thlr. Hieraus: Die Einleitung (Ouverture) für Piano à 2 und 4 ms. à 7 1/2 Sgr. Zwölf einzelne Gesangsnummern à 5 Sgr. bis 1 Thlr. Potpourris, Transcriptionen und andere Arrangements für Piano à 2 und 4 ms. und Piano und Violine à 10 Sgr. bis 1 Thlr. Textbuch 4 Sgr.

Sorben erschien das 61. Heft der 11. Auflage von  
**Brockhaus' Conversations-Lexikon.**

Gesang — Glasflüß.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden nach Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von **5 Sgr.** für das Heft von 6 Bogen angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis sechste Band daselbst vorrätzig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Zwei Dichtungen von Albert Hoffhad.

### Das Lilienmärchen.

Ein Gedicht.

Miniaturlausgabe. Carton. 12 Ngr.

### Die Leiden der jungen Lina.

Eine Satire aus unsern Tagen in fünf Gesängen.

Miniaturlausgabe. Geh. 16 Ngr.

Durch diese beiden humoristischen Dichtungen führt sich der Verfasser vortheilhaft beim Publikum ein. Originelle Erfindung und große Formgewandtheit bekunden ein nicht gewöhnliches Talent, das um so mehr Beachtung verdient, je seltener in den dichterischen Erzeugnissen der Gegenwart das humoristische Element vertreten ist.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## HISTORY OF ENGLAND

from the Fall of Wolsey to the Death of Elizabeth.

By JAMES ANTHONY FROUDE.

6 vols. 8°. Geh. 6 Thlr.

Froude's Geschichtswerk gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern englischen Literatur. Der Zeit nach, die sie behandelt, gewissermassen ein Vorläufer von Macaulay's classischem Werke, bildet sie in Bezug auf Reichthum und geistvolle Beherrschung des Materials, sowie durch den Glanz der Darstellung ein würdiges Seitenstück zu demselben.

In England ist das Werk in mehrfachen Auflagen erschienen und hat sich in dieser vom Verfasser autorisirten wohlfeilen Originalausgabe auch in den Kreisen der Freunde englischer Literatur auf dem Continent bereits vielfacher Anerkennung zu erfreuen, verdient aber eine noch weit grössere Verbreitung zu finden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Das Nibelungenlied.

In Romanzen.

Von Ferdinand Naumann.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die „Zeitung für Norddeutschland“ sagt über dieses Werk: „Es ist dem Verfasser gelungen, eine Bearbeitung des Nibelungenliedes zu liefern, die den Charakter sowie den wunderbaren Reiz des ursprünglichen Gedichts beibehalten, das etwa Ermüdende fortgelassen hat und das Interesse des Lesers bis zum Schlusse festhält und steigert, ohne daß die veränderte Form dem großartigen Eindruck des Gedichts in der Urform Abbruch thäte.“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 3. —

18. Januar 1866.

Inhalt: Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Karl Biedermann. Zweiter Artikel. — Paul Heyse als Dramatiker. Von Rudolf Gottschalk. Zweiter Artikel. — Englische Literatur. Von Cajus Römer. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Zur deutschen Literaturgeschichte.

Zweiter Artikel.<sup>\*)</sup>

Hettner hat das zweite Buch seiner „Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert“ als „Das Zeitalter Friedrich's des Großen“ bezeichnet. Er meint damit, wie wir sogleich des Näheren sehen werden, nicht blos die äußerliche Gleichzeitigkeit, sondern den innern tiefen Zusammenhang der in diese Periode fallenden Literaturerscheinungen mit der Persönlichkeit, der Denk- und Regierungsweise des großen Königs. Indem er Völlert und die andern Männer der „Bremer Beiträge“ vor diesen Abschnitt an das Ende des ersten Buchs verwies, scheint er dieselben außerhalb eines solchen Zusammenhangs zu setzen (denn chronologisch genommen würden sie hierher gehören, da die „Bremer Beiträge“ erst mehrere Jahre nach Friedrich's II. Thronbesteigung erschienen), und indem er den ihnen fast ganz gleichzeitigen Klopstock in die Friedericianische Ära einschließt, scheint er damit im voraus anzudeuten, daß dieser unter dem Einflusse Friedericianischer Ideen sich entwickelt habe. Inwiefern dem wirklich so sei, werden wir bald sehen.

Hettner beginnt sein zweites Buch mit einer Charakteristik des großen Königs. Er schildert ihn zunächst als den Urheber einer Periode der Aufklärung für Deutschland sowol durch die freien philosophischen Grundsätze, die er selbst bekannte, wie durch die öffentliche Darlegung, welche er eben diesen Grundsätzen, wenn sie von andern bekannt wurden, gewährte und sicherte. In diesem Betracht sagt er:

In der merkwürdigen kleinen Abhandlung, in welcher Kant die Frage: „Was ist Aufklärung“, beantwortet, nimmt er das Recht in Anspruch, das Zeitalter der deutschen Aufklärung als das Jahrhundert Friedrich's des Großen zu bezeichnen.

Und sicher hat diese Bezeichnung noch in einem ganz andern Sinne Grund und Wahrheit, als wenn die französische Literaturgeschichte von einem Jahrhundert Ludwig's XIV. oder die englische von einem Zeitalter der Königin Anna spricht. Allerdings hat Friedrich der Große sein ganzes Leben hindurch den Bewegungen der deutschen Bildung fremd und theilnahmlos gegenübergestanden; gleichwol aber gebührt ihm der Ruhm, der mächtigste und nachhaltigste Förderer und Mehrer derselben gewesen zu sein.

Es war die wohlbegründete Einsicht in seine tiefste Eigenschaft, wenn Friedrich sich in seinem Alter mit Vorliebe den Philosophen von Sanssouci nannte und in einem seiner Gedichte stolz von sich aus sagt, daß die Philosophie alle seine Schritte geleitet habe. Hervorgegangen aus jener unaufhaltsam vorschreitenden Aufklärungsphilosophie, welche sich in England und Frankreich ausgebildet und in der letzten Zeit auch in Deutschland durch Thomassin, Leibniz und Wolf die wirksamste Verbreitung und Verbreitung gefunden hatte, ist es seine eigentümliche geschichtliche Bedeutung und der Kern seiner unvergänglichen Größe, daß er diese bisher verfolgten und unterdrückten Gedanken und Bestrebungen fortan in Staat und Kirche zur herrschenden Macht erhob.

Die Regierungsgrundsätze, welche er sich aus den Anregungen der ihm überkommenen Aufklärungsphilosophie gezogen hatte, wurden die Triebkräfte und Bedingungen jener gewaltigen Thaten und Ereignisse, welche ganz Deutschland umgestalteten und verjüngten, und die deutsche Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts zu einer der glänzendsten Epochen in der Geschichte der Menschheit machten.

Ebenso aufgeklärt aber, wie in Sachen der Religion, dachte und handelte Friedrich auf dem politischen Gebiete. Er faßte den Beruf des Fürsten — im schneidenden Gegensatz zu den meisten deutschen Regenten damaliger Zeit — weit mehr als eine Pflicht, denn als ein Recht, als eine Sache schwerer Verantwortlichkeit, als eine Mission zum Besten der ihm anvertrauten Völker auf, und handelte nach dieser Maxime sein ganzes Leben lang. Hören wir wieder Hettner:

Eine neue Staatsordnung war mit Friedrich in die Geschichte getreten. Es hat seiner Regierung nicht an schweren Misgriffen und Verirrungen gefehlt, wie sie einem ausschließlichen persönlichen Cabinetssystem unausbleiblich innewohnen: aber die Geschichte hat Friedrich den ehrenden Beinamen des Großen gegeben, welchen sie selbst einem Cäsar und Napoleon vorenthalten hat, weil dieser Beinamen nur das Vorrecht großer Kulturheroen ist. Die entscheidende Wendung von der Staatsidee Ludwig's XIV. zur Staatsidee Friedrich's des Großen ist, um einen Ausdruck der Aristotelischen „Politik“ zu gebrauchen, der Fortschritt von einem Herrscher nach Willkür zu einem Herrscher nach dem Gesetz.

Daher der tiefgreifende Einfluß, welchen Friedrich der Große auch auf die Erweckung und Fortbildung des deutschen Geisteslebens ausgeübt hat. Daher insbesondere die epochemachende Stellung des Siebenjährigen Kriegs. Man fühlt und wußte, daß dieser Krieg ein Kampf der neuen und alten

<sup>\*)</sup> Vgl. den ersten Artikel in Nr. 1 d. Bl. 1866. 2.

D. Red.

Zeit sei, ein Kampf der Freiheit und Aufklärung gegen die dunkeln Mächte pöblicher und despotischer Bedrückung.

An diese allgemeine Charakteristik der beiden durch Friedrich den Großen vertretenen Richtungen, der religiösen und der politischen Aufklärung, schließt sich nun bei Peltner die Darstellung derjenigen Literaturerscheinungen an, welche in der einen oder andern Richtung tonangebend auftraten. Nicht als ob diese Erscheinungen erst durch Friedrich II. und seine anregenden Wirkungen veranlaßt worden wären — das kann man von vielen derselben schon der Zeit ihrer Entstehung nach entschieden nicht behaupten, und der Verfasser behauptet es auch nicht —, vielmehr soll wol nur die allgemeine Strömung der Zeit geschildert werden, die ebenso wol den großen König selbst mit bilden half, wie sie wiederum von ihm gefördert wurde.

So handelt denn zuerst ein langer, interessanter Abschnitt von den freieren Bewegungen auf theologischem und philosophischem Gebiete. Der Einfluß Wolffs und seiner Schule, fast mehr noch derjenige der englischen Freidenker, erweist sich als noch immer stark fortwirkend. Der Rationalismus ist die herrschende Zeitrichtung. Es lassen sich, nach Peltner, drei verschiedene Richtungen oder Gruppen dieses Rationalismus unterscheiden. Die erste, hauptsächlich repräsentirt von C. J. Baumgarten, J. D. Michaelis und J. A. Ernesti, hält zwar äußerlich an der positiven Offenbarung noch fest, greift aber, halb unbewußt noch und unabsichtlich, deren innersten Kern an, indem sie die heiligen Schriften den allgemeinen Gesetzen philologischer Kritik unterwirft, sie ähnlich behandelt wie die profanen Schriftsteller. Die zweite Gruppe sind die eigentlichen Rationalisten. Es ist der Standpunkt der sogenannten Natur- oder Vernunftreligion, wobei zwar der Glaube an Offenbarung scheinbar festgehalten, in Wahrheit aber als das allein Wesentliche der Religion nur dasjenige betrachtet wird, was mit der Vernunftkenntnis übereinstimmt, während man alles andere für willkürliche, betrügerische Zusätze späterer Zeiten erklärt. Damit gewinnt diese Richtung zugleich einen freieren, duldsamern Standpunkt gegenüber den andern Confectionen, indem sie von den Unterscheidungslehren absteht und nur das allgemein Christliche oder, noch besser gesagt, das allgemein Menschliche, vor allem den sittlichen Inhalt der Religionslehre, hervorhebt und betont. In dieser Richtung hat namentlich eine Anzahl tüchtiger Kanzelredner, Sack, Spalding, Jerusalem, in Wort und Schrift sittlich veredelnd und läuternd auf ihre Zeit gewirkt, wiewohl freilich ihr wissenschaftlicher Standpunkt an Halbsheit und Unklarheit leidet.

Consequenter verfährt die dritte Gruppe, welche bis zur unbedingten Verneinung aller Offenbarung fortging. Der kühnste, folgerichtigste und scharfsinnigste Vertreter dieser Richtung war H. S. Reimarus, der Verfasser der „Wahrheiten der natürlichen Religion“, der „Betrachtungen über die Triebe der Thiere“, vor allem aber der durch Lessing's Betheiligung an ihrer Herausgabe und ihrer Vertheidigung gegen die Offenbarungsgläubigen so berühmt gewordenen „Wolfenbütteler Fragmente“ (oder, wie der eigentliche Titel lautete: „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen

Berehrer Gottes“). Reimarus wird vom Verfasser eingehender charakterisirt, sowohl nach seiner kritischen, verneinenden, wie nach seiner positiven, aufbauenden Seite, als Vertreter eines reinen Deismus (des Glaubens an Gott und Unsterblichkeit) im strengen Gegensatz zu den weitergehenden Ansichten Spinoza's, der französischen Materialisten u. a.

Auf politischem Gebiete erscheinen als Vorseher in dem „wissenschaftlichen Kampfe gegen den Despotismus“ J. J. Moser und Joh. Michael von Voyn: der erstere als mannhafter Vertheidiger ständischer Gerechtsame gegenüber dem nach Schrapfenlosigkeit strebenden persönlichen Absolutismus der Fürsten mit ihrer Nachäffung von Ludwig's XIV. „der Staat bin ich“; der letztere wegen seines politischen Romans: „Der rebliche Mann bei Hofe“, worin er den berufenen Staatslenkern Weisheit und Milde predigt und den gewaltthätigen und eigensüchtigen Despotismus in einen „aufgeklärten“, wie Friedrich der Große ihn praktisch übte, zu veredeln sucht. Das Buch erschien schon 1740, war also nicht sowohl eine Frucht als ein Vorläufer der Friedericianischen Regierung (höchstens könnte es durch die von Friedrich vor seiner Thronbesteigung in seinem „Antimachabeell“ und seiner Schrift „Ueber den Zustand Europas“ verkündeten Ansichten veranlaßt sein). Was aber das ständische Wesen betrifft, auf dessen Rechtsboden sich J. J. Moser stellte, so stand diesem bekanntlich die Regierungspraxis Friedrich's II. schnurstracks entgegen.

Die „Aesthetik“, zu der unser Verfasser im vierten Kapitel übergeht, wird als besondere Wissenschaft erst in dieser Zeit geschaffen, grundlegend durch A. G. Baumgarten, fortbildend durch G. F. Meyer und J. A. Schlegel, und zwar unter dem Einfluß der Engländer. Diese neue Aesthetik sucht einen besondern Sinn des Schönen — die Phantasie oder „sinuliche Erkenntnis“ — zur Geltung zu bringen, während man bis dahin die Kunst und den Kunstgeschmack nur als eine Art von Abzweigung des Denkbewußtseins, der Vernunft betrachtet hatte. So ward der Grund zu einer Wissenschaft gelegt, welche am Ende dieser Periode durch Kant's „Kritik der Urtheilskraft“ zu größerer vervollkommenung gelangen sollte.

Im fünften Kapitel kommt Peltner auf die „Dichtung“ zurück. Er findet das Problem einer Versöhnung des „Idealen“ und des „Vollstümlichen“ theoretisch von den Schweizern gestellt, praktisch zuerst von Gellert und seinen Strebegossen, entschiedener noch von der halle'schen Dichterschule und vollends von Klopstock in Angriff genommen, wiewohl dessen wirkliche Lösung auch jetzt noch nicht gelingt. Die Hallenser, meint er, seien „in ihren Zielen kühner und hochstrebender“ gewesen als die Leipziger. Das kann wol nur etwa von Pyra gelten, auf dessen sonst wenig beachtetes Lehrgedicht: „Der Tempel der Dichtkunst“, und auf dessen christlich-poetische Intentionen, als auf fruchtbare Anregungen für Klopstock wie für Bodmer unser Verfasser feinsinnig hinweist. Von den andern, den sogenannten Anakreontikern, gesteht er selbst zu, daß sie eigentlich nur durch eine sehr äußerliche Nachahmung fremder Muster, besonders des Horaz und des Anakreon



vorzugsweise im Punkte der Versform mittelst Verbannung des Reims, zu der ihnen eigenthümlichen Dichtweise gekommen seien. Insofern reichen sie an die ernste Lebensauffassung Gellert's und Habener's nicht einmal hinan. Dagegen möchten wir ihnen einen andern Vorzug zusprechen, den wir bei Hettner nicht erwähnt finden: sie brachten, gegenüber der mehr lehrhaften, moralisirenden Art der Leipziger, das frische, fröhliche Element unmittelbaren Sichaussprechens zur Geltung und übersetzten so gewissermaßen die ästhetische Theorie ihrer Lehrer Baumgarten und Meyer von der „Vollkommenheit der sinnlichen Erkenntniß“ in die poetische Praxis. Uebrigens verläuft sich auch diese Dichterschule, ebenso wie Gellert, in die Sackgasse der Empfindseligkeit oder „Empfindsamkeit“ — eine Geistesrichtung, welche in der Literatur und im Leben des deutschen Volks im vorigen Jahrhundert eine viel breitere Stelle einnimmt und ein viel maßgebenderes Element bildet als der unbestimmte Begriff des „Vollsthumlichen“, für den es schwer sein möchte gerade in der damaligen Zeit eine recht zutreffende Substantiirung ausfindig zu machen.

Von dieser Seite her, aber auch nur von dieser, läßt sich allenfalls der Ausspruch des Verfassers rechtfertigen, Klopstock sei „der großartigste Abschluß dieser Dichterschule“ gewesen. Denn im übrigen hat Klopstock mit den Anakreontikern doch in der That, außer persönlichen Verhältnissen mit einzelnen davon, namentlich Gleim, kaum etwas gemein. Dagegen ist richtig, daß die von Gellert einerseits, von Gleim und seinem Kreise andererseits gewekte und gehegte empfindsame Stimmung in Klopstock und seinen Anhängern bis zu einem Grade gipfelte, dessen natürliche Folge dann der Umschlag in das andere (zuerst von Wieland entschieden vertretene) Extrem sinnlicher Lüsterheit war. Diese tiefsten Grundströmungen des geistigen und seelischen Lebens damaliger Zeit, aus denen ebenso wol die Literatur ihre Anregungen und Eingebungen schöpfte, wie sie andererseits dieselben fortpflanzte und potenzirte, finden wir in dem Hettner'schen Buche nicht genugsam berücksichtigt. Der sorgfältige Nachweis der rein literaturgeschichtlichen Zusammenhänge, wie ihn Hettner überall in Bezug auf die bedeutendern Erscheinungen der deutschen Dichtung zu führen versucht, d. h. der poetischen Vorbilder, nach denen sie hervorgebracht oder durch die sie wenigstens angeregt wurden, ist gewiß höchst dankenswerth: allein, damit solche Anregungen von außen wirksam und fruchtbar wurden und damit ferner die danach entstandenen Dichtwerke im eigenen Volke Eindruck machten, mußte doch in diesem selbst etwas vorgehen, was jenen Anregungen entgegenkam, was die Gemüther dafür empfänglich machte. Und hier eben ist's, wo wir bisweilen die tiefere culturgeschichtliche Begründung bei dem Verfasser vermissen.

Wie bedenklich es sei, mit so allgemeinen Formeln, wie „vollsthumlich“ und „ideal“, an die Charakteristik einer Dichtung oder eines Dichters heranzutreten, zeigt sich recht deutlich in dem Abschnitt über Klopstock. „Klopstock“, sagt der Verfasser, „hatte schon in früher Jugend die Forderung einer vollsthumlichen und doch zugleich ideal stil-

vollen Kunst ins Auge gefaßt. Er hat zur Erreichung dieses hohen Ziels im Laufe seines langen Lebens zu verschiedenen Zeiten die verschiedenartigsten und nicht immer die glücklichsten Mittel angewendet, das Ziel selbst aber ist ihm in allen Wandlungen unwandelbar dasselbe geblieben.“

Womit erweist der Verfasser, daß Klopstock absichtlich den Begriff einer „vollsthumlichen“ Dichtung zu realisiren gesucht, ja daß er diesen Begriff überhaupt niemals in bewusster Weise erfaßt und sich klar gemacht hat? Was heißt überhaupt „vollsthumlich“? Wir kennen, streng genommen, nur Eine Art von vollsthumlicher Poesie, diejenige nämlich, die vollkommen unge sucht und naiv aus den Empfindungen und Erlebnissen hervorgeht, welche dem Dichter der unmittelbare Verkehr mit der umgebenden Wirklichkeit, mit dem Leben seines Volks zu Wege bringt. Nach einer vollsthumlichen Dichtung streben, scheint uns ein innerer Widerspruch, denn eben ein solches Streben beweist entweder, daß der Dichter sich nicht von selbst unmittelbar mit dem Volksleben eins weiß, oder daß er aus diesem Volksleben keine dichterischen Motive zu gewinnen vermag.

Und wie fing es Klopstock nach des Verfassers Ansicht an, „vollsthumlich“ zu dichten? „Klopstock ist gewiß“, sagt Hettner, „daß er um so vollsthumlicher ist, je wärmer er die tiefsten Anliegen des menschlichen Herzens, namentlich die religiösen, ergreift.“ Deshalb, so folgert Hettner, warf sich Klopstock von Haus aus auf die religiöse Dichtung, wählte er zum Gegenstand seines Epos den Messias. Wie nun aber, wenn Klopstock nicht von Haus aus auf das religiöse Epos abgezielt hätte, wenn er erst allmählich durch äußere Einflüsse, durch fremde Muster darauf gekommen wäre? So aber verhält es sich thatsächlich. Wir wissen, daß Klopstock zuerst Heinrich den Finkler zum Helden seines Epos machen, also ein weltliches, vaterländisches Epos dichten wollte, daß er aber durch die Bekanntschaft mit Milton und durch die Theorie der Schweizer vom „Wunderbaren“, als dem besten dichterischen Motiv, dahin gebracht ward, statt dieses weltlichen einen überweltlichen, religiösen Stoff zu wählen. Welcher Stoff war nun der „vollsthumlichere“, jener oder dieser?

Später, um 1755, soll Klopstock einen neuen Anlauf zum „Vollsthumlichen“ genommen haben. Und wodurch? Zuerst durch Vertauschung der antiken Mythologie mit der nordischen (diese Wendung bezeichnet aber Hettner selbst wol ganz richtig als eine bloße Schrulle), sodann durch das Zurückgreifen einerseits auf die „angestammte Volksreligion“, andernteils auf die „Urgeschichte der vaterländischen Vergangenheit“. Das gibt also für diese sogenannte zweite Periode der Klopstock'schen Dichtung (von 1755 an) wieder zweierlei Epochen, die eine bis 1765, wo Klopstock „orientalisirt“, die zweite von da bis 1775, wo er „teutonisirt“. In die erstere rechnet Hettner die geistlichen Oden und andere streng christlich fromm gefaßte Gedichte, sodann die Versuche, „sogar den Deutschen ein christlich vollsthumliches Drama schaffen zu wollen“ (die biblischen Trauerspiele: „Adam's Tod“, „Salomon“,

„David“); die andere enthält die sogenannte Vordenichtung und die vaterländischen Dramen: „Hermanns Schlacht“, „Hermann und die Fürsten“, „Hermann's Tod“, nebst Klopstock's theoretischer Prosaarbeit, der „Gelehrtenrepublik“. Als eine dritte (beziehentlich vierte) Periode der Klopstock'schen Dichtung endlich bezeichnet Fettner die aus den Erregungen der nordamerikanischen und mehr noch der französischen Revolution entstandenen politischen Dichtungen, mit denen Klopstock aus der Sphäre der biblischen Oden und der Vardenlieder heraus in das Leben und die Wirklichkeit zurückgetreten sei, zugleich aber, wie Fettner meint, sich wieder mehr dem Antiken genähert habe.

So erhalten wir allerdings eine kunst- und sinnreiche Eintheilung und Gliederung der Klopstock'schen Poesie — ob aber auch eine allermärs zutreffende? Ähnliches haben schon Schaefer und Cholevius versucht, von denen der erstere wenigstens darin mit Fettner übereinstimmt, daß auch er zwischen den Gedichten Klopstock's vor und denen nach 1755 einen Unterschied macht, jene für lebensfrischer, diese für schon mehr überschwenglich und hochgespannt erklärt. Allein diese Unterscheidung hält vor einer unbefangenen Betrachtung der betreffenden Dichtungen nicht Stich. Die schwermüthige, abstrakte, alles auf das Ueber-sinnliche beziehende Stimmung herrscht zum Theil auch schon in der ersten Periode vor (selbst jene eigentlich aus frischester Empfindung herausgedichtete Ode „Der Zürichersee“ nicht ganz ausgenommen), und andererseits atmen einzelne Gedichte aus der spätern Zeit wieder einen heiterern Geist, z. B. die Bekehrlichkeiten des Eislaufs, der Winterfreuden, der Lust auf dem Ross u. s. w. Was die sogenannte „teutonische“ Poesie Klopstock's betrifft, so ist diese, unsers Erachtens, nicht so sehr durch eine ästhetische Reflexion, oder eine bewußte Reaction des „volkstümlichen“ Dranges in Klopstock gegen die „antiklassische“ Richtung seiner frühern Gedichte (die es ja ohnehin eigentlich nur der Form nach war), als vielmehr durch eine viel directere Veranlassung vom Leben aus und eine Rückwirkung dagegen in der Seele des Dichters von ganz eigenthümlicher Art entstanden. Es ist auffallend, daß Fettner, der diese ganze Periode der deutschen Literatur mit der Einführung der großen Heldengestalt Friedrich's II. gleichsam inauguriert, sie also gewissermaßen unter dessen Auspicien gestellt hat, gleichwol von irgendwelchen nähern Beziehungen der Wahlverwandtschaft oder der Beeinflussung zwischen dem König und einem der Hauptvertreter dieser Periode — wofür doch jedenfalls Klopstock zu achten — nichts wissen zu wollen scheint. Denn was er in dieser Hinsicht anführt, beschränkt sich darauf, daß Klopstock eine Idiosynkrasie gegen den König gehabt habe. Und doch bekennet Klopstock selbst, daß sofort das erste Auftreten Friedrich's einen gewaltigen Eindruck auf ihn gemacht habe („So verkündete ihn, da er noch Jüngling war, sein aufsteigender Geist“ u. s. w.). Und doch ist erwiesen, daß Klopstock schon 1749, also lange vor Gleim's „Grenadierliedern“, den jungen Helbentönig in einer schwungvollen Ode besang („Schon ist an seiner Königsbrust der Stern mit Blut bespritzt“ u. s. w.), die er freilich später, nach

seiner Abwendung von Friedrich, auf den deutschen König Heinrich I. umbildete. Und doch ist es schwerlich ein bloßer Zufall zu nennen, daß die patriotischen Oden Klopstock's sämmtlich bald nach dem Siebenjährigen Kriege, also in einer Zeit entstanden, wo, wie wir von Goethe vernehmen, eine gewisse heroische und vaterländische Erregung in den Gemüthern der Deutschen von den Thaten und Ereignissen jenes Kriegs her nachzitterte. Wie Goethe selbst auf diese Erregung zum großen Theil seinen „Oss“ zurückführt, so möchte wol auch zwischen den teutonischen Dichtungen Klopstock's und den vorausgegangenen kriegerischen Ereignissen ein innerer Zusammenhang anzunehmen sein, wenngleich, wie schon bemerkt, ein eigenthümlich vermittelter. Während nämlich die preussischen oder preussisch-geanteten Dichter, voran Gleim, frischweg die Thaten ihres Königs besangen, konnte Klopstock — aus Gründen, die Fettner ganz richtig angeführt hat — zu einer solchen Verherrlichung des ihm als Verehrer Voltaire's, als Freigeist, als Verächter der deutschen Literatur verhasst gewordenen Friedrich sich nicht entschließen. Auch war wol sein von früh an auf das Höchste, Allgemeinste, Idealste gerichteter Dichtergeist unermüdend, sich in die Schranken eines so spezifischen und, seiner unmittelbaren Nähe halber, so wenig zum Idealisirtwerden geeigneten Heldenthums, wie das des noch lebenden Beherrschers eines kleinen Bruchtheils der deutschen Nation, einzengen zu lassen. Genug, die in ihm erwachten heroischen und (da es doch immer deutsche Thaten waren, die hier geschahen) auch patriotischen Empfindungen suchten einen Ausweg, der mit des Dichters Streben in die Weite und Höhe besser im Einklang wäre. Und so gerieth er darauf, statt der Gegenwart die fernste Vergangenheit, die Urgeschichte Deutschlands, statt der politischen Größe und Macht die geistige, literarische Auszeichnung und Bedeutung des deutschen Volks zu verherrlichen. Auf diese Weise entstanden, wenn wir recht vermuthen, einerseits jene Vordenichtungen, jene Apothosen Hermann's und seiner Helden, andererseits die Glorificirung der deutschen Sprache, der deutschen Muse, der großen geistigen Helden Deutschlands, eines Luther, Leibniz, Fändel, als Trost und Ersatz für das mangelnde kriegerische Heroenthum der deutschen Gegenwart, da Klopstock es sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte, die einzigen wirklichen Heldenthaten dieser Zeit, die Thaten Friedrich's des Großen und seiner Tapfern, zu ignoriren. Da wir möchten in diesen Vermuthungen noch einen Schritt weiter gehen. Wäre es wol so gar gewagt, anzunehmen, daß schon die ersten Kriegsthaten Friedrich's im Schlesischen Kriege auf den Jüngling Klopstock anregend gewirkt und seine Aufmerksamkeit auf das historische Epos hingelenkt haben („epische Zeiten erzeugen eine epische Poesie“, sagt treffend Verbius) — nur daß auch damals das entgegenstehende ideale Element, welches ihm durch literarische Einflüsse zugeführt ward, ihn von dieser eigentlich heroischen Richtung wieder ablenkte und auf ein Gebiet führte, das für epische Behandlung freilich viel weniger geeignet war?

Karl Siebmann.

(Der Schluß folgt in der nächsten Nummer.)



## Paul Heyse als Dramatiker.

### Zweiter Artikel. \*)

Unter den Frauen des vorigen Jahrhunderts, welche in Memoiren ihr eigenes Porträt mit recht drastischen und unverkennbaren Zügen zur Schau stellten, nimmt Elisabeth Charlotte von Orleans einen hervorragenden Platz ein, hervorragend namentlich durch die fast cynische Energie ihrer Ausdrucksweise und ihrer Darstellungen. Sie entwirft ein treues Bild ihrer Zeit, aber sie übersetzt es aus den elegant umschreibenden Wendungen des französischen Hofstils in ein planes, ehrliches Deutsch, dem man keinerlei Zweideutigkeiten zum Vorwurf machen kann, höchstens ein gewisses Behagen an der Bote. Der Eindruck des Reithaften, den die Memoiren machen, ist nun auch mit dem Bilde dieser Prinzessin immer verknüpft geblieben! Dennoch und vielleicht gerade deshalb erscheint sie als eine gute Lustspielfigur von kräftigem Schrot und Korn und einer gesunden, nur aus conventionellen Rücksichten etwas abzuschwächenden vis comica. Freilich, der Lustspiel-dichter, der sie zur Heldin wählt, muß in sich ein verwandtes Element spüren, etwas von jener derben Lustigkeit, welche mit Behagen dem glänzenden Pomp des Hoflebens hinter die Coulissen sieht und dabei an dem Grundsatz festhält: nil humanum natura alienum puto.

Paul Heyse hat nichts von jener englischen Lustspiel-schule, deren unerschrockener derber Witz ganz geeignet wäre, einer Prinzessin wie Elisabeth Charlotte von Orleans Fleisch und Blut zu geben. Er will vor allem, auch als Lustspiel-dichter, den Vorwurf vermeiden, daß ihm die Grazien ausgeblieben sind. Er idealisirt in seinem fünfactigen Schauspiel, welches das erste Bündchen seiner „Dramatischen Dichtungen“ enthält, das kerlschste Mannweib zu einer grazids-lächelnden Weltbame, die vor allen Dingen eine gute deutsche Patriotin ist und ihren Patriotismus mit so viel Schwung ausdrückt, wie er nur immer der wenig pathetischen Muse des Dichters zu Gebote steht. Die deutsche Grobheit verblaßt zur deutschen Ehrlichkeit, die kräftigen Sarkasmen schrumpfen zu sinnigen Sentenzen zusammen, statt des Cynismus erhalten wir sogar einen Anflug von Sentimentalität — kurz, diese Prinzessin von Orleans ist eine ganz honnete Person, welche ihrer deutschen Abstammung keine Schande macht; aber sie ist weit entfernt davon, jener Memoirenschriftstellerin ähnlich zu sehen, von der wir die folgenden Stilproben, noch dazu in einer editio castigata, mittheilen: „Zu allem Unglück saufen die Damen hier mehr als die Mannsleute, und mein Sohn — der Regent — (unter uns gesagt) hat eine verfluchte Maitresse, die läuft wie ein Bärstendbinder, ist ihm auch gar nicht tren.“ — „Ich kann nicht begreifen, wie dies Mensch (die Duchesse d'Uffay) ihren Mann hat lieben können, er ist abscheulich häßlich, stinkt wie ein Bock, ist alle Tage voll und läuft mit Lakaien“ u. s. w.

Ohne Frage würde der Stil dieser Memoiren nicht auf der deutschen Bühne geduldet werden. Wenn er in-

deß eine homöopathische Abschwächung nöthig hat, so ist denn doch immer ein großer Unterschied, ob dieselbe in der dritten oder in der dreißigsten Potenz stattfindet. In der Homöopathie mag die letztere wirksamer sein, wenn man dem alten Hahnemann Glauben schenken darf; in der dramatischen Poesie aber ist sie zweifellos eine leichte Verwässerung, welche die charakteristische Schärfe auslöscht. Heyse's „Elisabeth Charlotte“ ist ein Miniaturbild, in welchem die Farben nur mit der Pinselspitze aufgetragen sind.

Wenn wir uns über die fehlende Frische des Humors beklagen, so wird der Dichter uns entgegnen, wie wir dazu kommen, in einem Drama, das sich als Schauspiel ankündigt, die Ingrebienzien eines Lustspiels zu suchen? Doch wir halten uns nicht an die Etikette, sondern an das Wesen des Stücks, welches sich nirgends zu jener mittlern Höhe erhebt, welche sich nirgends zu jener mittlern Höhe erheben will, die wir für ein Schauspiel doch in Anspruch nehmen müssen, sondern von Anfang bis zu Ende die Signatur eines Intrigenstücks de pur sang trägt und im Stil der echten, auf historischem Grund aufgetragenen Degen- und Mantellomödie gehalten ist.

Die geschichtlichen Voraussetzungen des Schauspiels knüpfen an die Kriege Ludwig's XIV. gegen Deutschland an. Infolge der Heirath der pfälzischen Prinzessin mit dem Herzog von Orleans erhob Ludwig Ansprüche auf Simmern, Lautern, Sponheim (obgleich die Prinzessin feierlich darauf verzichtet hatte), Germersheim, und überzog die Pfalz mit Krieg. Es kam zu einem Waffenstillstand, dessen Bedingungen, namentlich die Räumung der von den Franzosen besetzten Städte, von den letztern nicht innegehalten wurden, indem dieselben in den Schlössern und Burgen blieben. Hiergegen zu protestiren erscheint der pfälzische Gesandte Graf Wied mit seiner Schwester Luise in Paris. Es kommt vor dem Thron zu Erörterungen über die Rechtsfrage, in welcher die Herzogin für Deutschland Partei ergreift und des Königs höchsten Zorn erregt. Wir haben nun die schwarzen und weißen Steine für die dramatische Schachpartie; Deutschland und Frankreich stehen sich gegenüber; und es ist gewiß eine passende Aufgabe für den Dramatiker, den Gegensatz deutschen und französischen Wesens in der Entwicklung der Charaktere und der Handlung zu zeigen. Doch gerade hier zeichnet Heyse zu schattenhaft, zu schablonenartig; wir merken immer aus dem Dialog seinen guten Willen, aber in der Handlung selbst tritt der Gegensatz nicht markirt genug zu Tage.

Heyse braucht für die Intrigue, welche das Stück weiter bringen soll, einen Maschinisten. Dieser Maschinist ist der Comte de Lorraine, der mit der Maintenon gegen die Deutschen conspirirt und als Gelegenheitsmacher in böser Absicht sich den Ruppelpelz verdient. Er hat die Augen Monseigneurs, des Herzogs, auf die blonde deutsche Gräfin gelenkt; er ist überzeugt, daß die Herzogin den deutschen Grafen liebt:

Der Hof

Bird heute jagen in Saint-Cloud. Ihr kennt  
Den Pavillon La Haye. Dort mag der Herzog  
Die schöne Gräfin unter einem Vorwand  
Zu sprechen suchen. Während er des Bruders

\*) Vgl. den ersten Artikel in Nr. 1 d. Bl.

Geheimen Jwed sich belichten läßt, bewach' ich  
Das andre Paar und Sorge, daß die Götting  
Gelegenheit sich ihnen günstig zeige.

Ist diese Intrigue die 10000 Livres werth, welche die Maintenon dafür zahlt? Gewiß nicht! Es heißt zwar: „Gelegenheit macht Diebe“, doch genügt dies Sprichwort durchaus nicht als dramatisches Motiv; der französische Chevalier vergißt in seiner Berechnung eine wichtige Ziffer, die Charaktere, die er in eine bestimmte Lage versetzen will. Uebrigens sprechen sich schon im nächsten Act die Herzogin und Graf Wied ganz ungestört. Der letztere hat ein diplomatisches Anliegen:

Euch ist bekannt,  
Daß Frankreich den unsel'gen Erbproceß  
Dem Papst zum Austrag vorzulegen wünscht.  
Allmächtig ist in Rom französisches Gold.  
Die Palz ist rechtslos gegen einen Ludwig,  
Den Rom den Allerchristlichsten genannt,  
Weil er aus Frankreich seine treuesten Bürger,  
Die Hugenotten jagte. Johann Wilhelm  
Wünscht nun und hofft von Euch, daß Ihr auf Kaiser  
Und Reich Berufung einlegt und den Schiedspruch  
Von Rom nicht anerkennt. Nur eine Zeile  
Von Eurer Hand, daß dies Eu'r Wille sei,  
Und meine Sendung ist zur Hälfte nur  
Geschickert.

Um ihr die Erfüllung seiner Sendung recht bequem zu machen, überreicht er ihr einen Brief:

Dies Schreiben,  
In Euerm Namen an die Majestät  
Des Kaisers abgefaßt, enthält die Bitte  
In einer Form, die Frankreich nicht versteht.  
Nur unterzeichnen dürft Ihr.

Die Herzogin entgegnet:

Geht den Brief,  
Obwol ich im voraus Euch sagen kann,  
Ich unterzeichne nicht.

Warum nimmt sie denn den Brief? Weil der Dichter ihn im dritten Act wieder braucht als corpus delicti; ja dieser Brief enthält das Geheimniß seiner dramatischen Intriguenführung. Das Stück hängt an den dünnsten Fäden von der Welt, die jeden Augenblick zerreißen können. Im zweiten Act, in dem der Knoten geschürzt wird, erfahren wir noch eine Willensänderung des Königs: er wünscht, der Herzogin nicht auf der Jagd zu begegnen. Sie beschließt, diesem Verbot zu trotzen, um so mehr, als sie ja mit dem Grafen eine Stunde vor der Euxée eine Zusammenkunft in dem Pavillon La Haye verabredet hat. Es wird dem Herrn de Lorraine alles sehr leicht gemacht, freilich ohne daß er etwas davon weiß.

Der dritte Act spielt in dem verhängnißvollen Pavillon. Die Herzogin bereut das Rendezvous, das sie dem Grafen gegeben hat. Gräfin Luise Wied, welcher der Herzog ein wichtiges Geheimniß anvertrauen will, erscheint zur rechten Zeit, um von Elisabeth Charlotte den Brief zu erhalten, den sie dem Bruder abgeben soll. Die Herzogin schreibt noch auf den Umschlag einen schriftlichen Abschiedsgruß. Luise steckt ihn in den Busen, da ihr anempfohlen ist, den Brief sich theuer sein zu lassen wie ihr Leben. Leider ist diese Vorsichtsmaßregel, die

sonst allen Regeln der Taktik entspräche, diesmal ohne Erfolg; denn das Rendezvous mit dem Herzog von Orleans, das gleich darauf folgt, ist etwas stürmischer Art. Er reißt ihr die Rose von der Brust und zugleich den Brief, der ihm sehr wohl behagt als willkommenes Beute. Nun hat er zugleich ein diplomatisches Actenstück zur Hand und ein Beweisstück gegen „seine tugendhafte Frau, die Ehrenkrone des Geschlechts“. Luise kann den Brief stets zu dem bewußten Preise zurückerhalten. Mit diesen Worten scheidet der Herzog — Luise folgt ihm, um ihm seinen Raub zu entreißen und sei es vor des Königs Augen.

Doch um die wichtigere Begegnung zwischen der Herzogin und dem Grafen Wied dürfen wir freilich nicht kommen! Wie wird sie, trotz des guten Willens der Herzogin ihr zu entgegen, dennoch zu Stande gebracht? Chevalier de Lorraine hat das Reitpferd von Madame zurückgeschickt, wie wir aus den lebhaften Scheltworten erfahren, womit der Reittnecht vom Grafen Wied überhäuft wird. Ob sich kein anderes Pferd finden ließ, ob es durchaus nothwendig war, in den Pavillon zurückzukehren, wo die Euxée des Hofes in nächster Zeit statthaben sollte? Wir wissen es nicht. Doch der Dichter braucht das Rendezvous an dieser Stelle! Und wo bliebe die meisterhafte Intrigue des Herrn de Lorraine, wenn man aus diesem Reiz so leicht herauskönnte? Doch vielleicht freut sich die Herzogin selbst dieses Hindernisses — warum hat uns der Dichter dies nicht schallhaft angedeutet? Die nun folgende Liebeserklärung des Grafen Wied ist zwar im Vergleich mit des Herzogs stürmischem Verfahren eine blöde Jugendeserei; dennoch bleibt sie, an eine verheiratete Frau gerichtet, energisch genug, um den Gegensatz zwischen deutschem und französischem Wesen, den eigentlichen Angelpunkt des Stücks, gänzlich zu verwischen. Die Herzogin verhält sich heiter ablehnend und reicht ihm die Hand zum freundschaftlichen Abschiedsgruß. Nun erntet der Dichter, was er im vorigen Act gesät hat. De Lorraine und die Maintenon überraschen die Abschiedsscene; zwischen der Herzogin und der Maintenon kommt es zu einem Duett, das in mancher Hinsicht den Höhepunkt des Stücks bildet und jedenfalls noch wirksamer wäre, wenn der Dichter verstanden hätte, seinen Hauptcharakteren mehr Fleisch und Blut und Energie zu geben. Es ist selbstverständlich, daß am Schluß noch der König dazukommt, um mit eigenen Augen den Ungehorsam der Herzogin gegen seine Befehle zu sehen.

Im vierten Act folgt eine Duellaffaire zwischen Lorraine und Grafen Wied, am Schluß Ugnade des Königs und Verbannung der Herzogin. Im fünften Act erhält der Dichter einen mächtigen und vom Publikum durchaus nicht erwarteten Alirten, der ihm hilft, sein Stück in liebenswürdig versöhnlicher Weise zu Ende zu führen — es ist dies der Ryswiler Frieden. Infolge dessen versöhnt sich der König mit der Herzogin, diese mit ihrem Gemahl — das Publikum mit dem Dichter, und nur die Kritik steht, grollend über den neuen deus ex machina, beiseite.

Es ist eine anerkannte Thatsache, daß die deutschen

Dichter wenig Talent zu Intriguenstücken haben. Das Talent zur Intrigue liegt einmal nicht im deutschen Naturell, wenngleich die Diplomatie in jüngster Zeit in Paris und Petersburg Studien gemacht hat, welche nach dieser Seite hin wesentliche Fortschritte bekunden. Doch Paul Heyse, obgleich ein Kenner der romanischen Literatur, in deren Erzählungen und Dramen die Intrigue eine große Rolle spielt, ist mehr zu Hause in psychologischen Nuancen, in den Schattirungen der Empfindung als in jenem Raffinement des Verstandes, welches zur Schürzung und Lösung eines dramatischen Intriguenknotens gehört. Die von de Porrairie angelegte Maschinerie der Intrigue, die im dritten Act explodirt, ist so plump und aussichtslos wie möglich; natürlich, der gute Wille des Dichters hilft darüber hinweg und ersetzt durch glückliche Zufallsspiele die anfänglich fehlende Feinheit der Berechnung.

Was in dem Drama interessiert, ist auf der einen Seite der Gegensatz zwischen der Herzogin und der Maintenon, so blaß er im ganzen auch gehalten ist, auf der andern die Stimmung des Königs, der in der Herzogin eine Freundin, ja die einzige offene Freundin verehrt, und doch immer genöthigt ist, gegen sie aufzutreten aus Rücksichten, welche die Hof- und Staatsaction mit sich bringt. Der äußere geräuschvolle Apparat der Handlung und die wenig fesselnden Liebesscenen drängen aber gerade die psychologisch interessanten Momente allzu sehr in den Hintergrund. Die Stimmung, in welcher die Herzogin dem Grafen Wied ein Rendezvous gewährt, ist durch die vielen, sich kreuzenden Motive eine allzu unklare, als daß wir diesen kleinen Absteher ins Gebiet des französisch-frivolen Abenteurers für eine hinlängliche Schuld erachten sollten, welche die Buße und Strafe der spätern Acte verdiente und gleichsam eine Art von innerer Läuterung nöthig machte. Dies bischen Gefallsucht, diese homöopathischen Dosen von Zuneigung bilden eine Gruppe von Motiven, deren Verzweigung sich in einer Novelle recht sauber ausmalen ließe, die aber zusammen im Drama noch immer kein durchschlagendes Motiv ausmachen. Das feine psychologische Geäder der Novelle macht im Drama keine Wirkung — da wollen wir ein starkes, festes, greifbares Motiv, welches im Stande ist, die Handlung zu tragen.

Als Probe des eleganten, doch keineswegs wit- und geistfunkeleuden Stils, der das Drama charakterisirt, der über die graziöse Wendung nie zur brillanten hinausgeht und oft in den trockenen Ton echter Hof- und Staatsactionen verfällt, theilen wir den Monolog des Königs am Anfang des fünften Actes mit, weil er als am meisten poetisch geschlossen und stilistisch gefeilt erscheint:

Warum empfind' ich's nur so schwer? Was hat denn  
So Großes sich ereignet? Eine Fremde,  
Die nie sich eingewöhnen konnte, geht,  
Nicht wider Willen, uns vermißt sie nicht,  
Und sollten wir sie denn vermissen?

Zwar,

Mir war sie keine Fremde mehr, obwol  
Uns Art und Sitte, Blut und Neigung schieben,  
Obwol auch was der Mann vom Weibe will:  
Betrachtet, bezaubert und betrogen werden,

Ich nie von ihr erfähr. Und dennoch jetzt,  
Da sie hinweggehn will, empfind' ich's klar,  
Daß sie mir unentbehrlich ward, wie niemals  
Von allen Frauen die geliebteste;  
So unentbehrlich, wie das frische Wasser,  
Das farblos aller Weine Kraft besiegt.  
Denn überm Trug und Wankelmuth der Sinne  
Stand dies Gefühl. Was niedriger Gebornen  
Als Vorrecht vor den Kronenträgern gilt —  
Uneigennützig'e Freundschaft gab sie mir.  
Sie war mein Freund, war mehr, war mein Gewissen.  
Aus ihrer Augen hellem Spiegel sah  
Mich jede meiner Thaten deutlich an.  
Die große strahlte größer mir zurück,  
Die Schwäche wie die Schuld beschämender.

Und jetzt geht sie? Geht mit meinem Zorn  
Beladen? Fürst man auch auf sein Gewissen?  
Wohl; doch behält es stets das letzte Wort,  
Und sie — verstummte. Diesmal schloß sie,  
Daß sie im Unrecht war; ein warmer Trieb  
Riß über alle Schranken sie hinweg.  
Vermessne Worte sprach sie, die der Freund  
Verzeihen darf, der Herrscher Frankreichs nicht.  
Und darum sei's. Sie gehe! Raubnißson  
Ist nah. Sobald ich will, ruft sie in kurzem  
Ein königliches Gnadenwort zurück.

Mit dem zweiten Drama, dem Trauerspiel: „Maria Moroni“, treten wir aus den Salons des französischen Königthums in die freie Luft Italiens. Doch wir würden uns irren, wenn wir erwarteten, daß über diesem Drama der tiefblaue Himmel Jestersperies leuchte, daß die üppig reiche Natur des Landes hineinfunkele in die Dichtung, daß ihre Liebesscenen etwas von dem Schimmer trügen, der Shakespeare's „Romeo und Julia“ verklärt. O nein — Heyse ist kein dramatischer Colorist; jene Meisterschaft Shakespeare's, uns gleich in den ersten Scenen auch in die landschaftliche und volksthümliche Stimmung zu versetzen, welche mit der Handlung harmonisirt, sei es in der Sommernacht des Südens, wo die Lerchen und Nachtigallen das Zwiegespräch der Liebe begleiten, sei es auf die schottische Heide, wo die Dämonen des Ehrgeizes gleichsam aus der kalten Erde hervorsprossen, ist ihm durchaus nicht gegeben. Er würde sonst nicht in den größern Fehler verfallen sein, eine Handlung nach Italien zu verlegen, welche, den letzten Dolchstoß und ein paar aufgelebte Genrebilder ausgenommen, in ihren Grundzügen kein italienisches Colorit trägt, selbst wenn eine wirkliche Begebenheit ihr zu Grunde liegen sollte. Denn das Thatsächliche als solches genügt nicht dazu; es paßirt in Italien manches, was überall unter Gottes Himmel geschieht. Wenn aber ein Dichter das Land der Citronen und Drangen zum Schauplatz seiner Handlung wählt, so wollen wir auch den süßlichen Duft athmen, im Schatten von Myrten und Lorbern wandeln, in jenem idealen Aether baden, den Shakespeare's „Romeo“, den Goethe's „Tasso“ über uns ausbreiten. Schon bei dem ersten Blick in das Drama werden wir enttäuscht — wir stoßen überall auf Prosa, auf eine bürgerliche Prosa ohne Adel und Schwung; es ist ein kleinbürgerliches Drama, das sich vor uns entrollt. Ein etwas blaßarter und schwankender Principe, der seiner Maitresse müde geworden ist und

sich in eine schmutze Bürgerfrau verliebt; ein anderer Fürst, ein Freund des ersten, ein Carlos dieses Clavigo, der ihn spornt, wenn er stugig wird, ihm mit weltläufigen Grundrissen das Gewissen ausweitet; eine lebenswürdige Gattin, die aber ihren Gatten nicht liebt, und ein Löpel von Gatte, dem zuletzt das Opferrmesser Othello's in die Hand gedrückt wird — wozu leuchtet der italienische Himmel über dieser Gruppe von Charakteren? Man wird uns entgegen, es ist italienisches Genre: italienische Markt- und Kirchenscenen, Glodengeläute, Draggenspiel, Eberjagd u. s. w. Doch wir sind mißtrauisch gegen das Genre, das sich in die Tragödie drängt, und mit Recht, es paßt nicht zu ihrem großartigen Freskenstil. „Maria Moroni“ wäre eine treffliche Novelle geworden; doch es ist ein zusammengebasteltes Stück von müßig bunter Arbeit; es ist nicht tragisch, sondern bloß traurig und grausam. Denn der Knoten wird gerade, als er gelöst werden soll, zerhauen — und was ist grausamer, als einen „dummen Keil“ zum tragischen Nachgott zu erheben und das Fatum gleichsam in Gestalt eines losgelassenen Ziegelsteins den Helben auf die Köpfe zu schleudern?

Bei aller Verschiedenheit der Diction, welche wider alles Erwarten in dem Intriguenstück den Jambus benutzte und in der Herzenstragödie sich mit Prosa begnügt, verleugnet doch Maria Moroni eine gewisse Verwandtschaft mit Elisabeth Charlotte nicht. Beide Helbinnen sind um ihre Ehegatten nicht zu beneiden; beide hegen keine Liebe zu ihnen; beide spielen mit der Sünde. Die Herzogin freilich geht um dieselbe herum wie die Kaze um den heißen Brei, während ihr die Bürgerfrau bereits den Kopf in den Nacken steckt, aber ihn doch mit der Gewandtheit eines Thierbändigers zur rechten Zeit wieder herauszieht. Die Helbinnen Heysse's haben einen unerlaubten Drang, sich persönlich auszusprechen, zu resigniren, aber in irgendeinem Rendezvous, mit einer kleinen Satisfaction für die verbotene Neigung, mit einer in einem Tête-à-tête bestehenden Genugthuung den Verbrecher herunterzufanzeln, der es wagt, ihnen mit geschwinder Leidenschaft zu nahen. Diese Neigung bereitet der Herzogin von Orleans die Unannehmlichkeiten, an denen sie in den letzten Acten zu leiden hat; diese Neigung ist der einzige Grund, daß Fürst Savelli ermordet wird, daß Maria Moroni sich selbst ersticht! Es ist die unglückliche Tintenscheu, an welcher der Dichter selber, wie seine zahlreichen Dramen beweisen, nicht leidet, welche seine Helbinnen ins Verderben stürzt. Maria Moroni will anfangs den lecken Freier schriftlich abweisen, doch — er würde einem Briefe von ihr nicht glauben; sie will es ihm daher selbst sagen. Hätte sie geschrieben — das Trauerspiel wäre unmöglich geworden.

Doch wie blind ist der Kritiker, rufen die Advocaten des Dichters; sieht er denn nicht, daß es sich hier keineswegs um einen bloßen Zufall handelt, daß die tragische Schuld der Helbin geführt werden muß, daß das äußerliche Wie dabei gar keine Rolle spielt? Es sind innerlich gebrochene Existenzen, die sich an dem göttlichen Gesetz versündigt haben, denen der Tod nur ihr Recht er-

weist! Es ist die blinde Leidenschaft, die sie ins Verderben stürzt, wie Romeo und Julia, die auch durch einen Zufall untergehen, welcher aber nur die Beschlüsse des Schicksals vollzieht.

Maria Moroni liebt den Fürsten, doch sie kämpft siegreich mit ihrer Liebe. Erst als er ihr ein Rendezvous mit den Juwelen seiner frühern Duplicata bezahlen will, wird sie geheilt; sie erkennt seine Unwürdigkeit, und mit der Verachtung hört die Liebe auf, wenn auch George Sand in „Leone Leoni“ das Gegentheil poetisch durchzuführen sucht. Sie ist geheilt, halb oder ganz, und ist sie es nicht, so thut die Zeit das übrige. Sie wird das Bild des Fürsten im Herzen tragen, ihrem Gatten niemals einen Altar für einen besondern Cultus darin errichten — doch das war auch schon früher nicht der Fall. Nur ein leises Streiflicht tragischer Schuld fällt auf die Ehegattin, die sich einer plötzlich auftauchenden Neigung hingibt, aber, weit davon entfernt, ihren Löpel von Gatten zu betrügen, ihn zum Vertrauten ihres Geheimnisses macht und mit ihm in höchst unerquicklicher Weise verhandelt, wie sie diese unangenehme Störung ihrer Ehe am geeignetsten beseitigen kann. Doch der Dichter ist von der Strenge eines Inquisitionstribunals — nur der leise Geruch einer Reizerei des Herzens lodt die wilden Flammen herbei. Gerade als Maria sich von dem Liebhaber für immer lossagen will und dies mit erleichtertem Herzen thun kann, weil sie ihn verachten gelernt — gerade da muß der Büffel von Ehemann stößig werden und den in Ungnade gefallenen Liebhaber aufspießen. Eine höchst traurige Geschichte, aber keine Tragödie! Nichts Erhebendes, nichts Befreiendes — auf Halbsold gesetzte Leidenschaften, die bald ganz pensionirt werden, dann wieder große Leidenschaften in kleinen Charakteren, wie die den Ausschlag gebende Eifersucht in diesem Matteo, der doch nur der Held eines Messgemäldes mit Fiedern von diesem Jahr sein könnte — das sind nicht die mächtvollen Elemente, welche uns die Seele bewegen können, aus solchen Halbheiten baut sich keine Tragödie auf. Der Stil des Stücks ist der Stil des Genre, hin und wieder mit sentimentalem Anflug und etwas geistreicher goethisirend nur in den Scenen zwischen den beiden Fürsten, wo Piombino die Weisheit der blasirten Welt mit mancher nicht unglücklichen Wendung an den Mann bringt.

Das dritte Bündchen von Heysse's „Dramatischen Dichtungen“ enthält die fünfactige Tragödie: „Hadrian“, welche entschieden vor Heysse's übrigen Dramen den Vorzug verdient. Wenn sich der Inhalt derselben auch um eine Grille, um etwas psychologisch Abnormes dreht, wenn auch das Antike dabei in einer Weise modernisirt wird, welches seinen Charakter geradezu verfälscht: so ist doch die Composition der Tragödie in ihrer Steigerung kunstgerecht und die stilvolle Haltung derselben hat durchweg Würde und Adel. Kaiser Hadrian ist ein Timon auf dem Thron. Ihm ist wie den andern Cäsaren die Welt Herrschaft zu Kopf gestiegen; doch sie hat aus ihm keinen Narren gemacht, keinen Wütherich, sondern einen Misanthropen, einen Sleptiker, der aber nichtsdestoweniger ein

von seiner Willensallmacht überzeugter Despot bleibt. Er durchschneidet die Wunderwelt Aegyptens, um den tausendjährigen Schatz der Weisheit zu heben, doch er findet nur „hochschwürd'ge Priesterpöffen“:

Wo ist ein Tempel, Hain und Heiligtum,  
Wo ich nach Wissen oder Schauen nicht  
Mit heissem Durst gesehrt? Ihr aber gabt mir  
Statt Quellenwassers — Staub. Das Weltgeheimniß,  
Wer sagt's im Kern? Es gleicht der Zwiebel, Schal'  
Um Schale; wirf sie weg, genarrte Neugier!  
Die Augen gehn dir über.

Und als ihn sein philosophischer Begleiter auf das Ziel hindeutet, an dem wir erst das Leben ergründen lernen, ruft er:

Am Ziel!

So gab' es denn ein Ziel? Wenn du mir das  
Beweisen könntest, mir das O zum Alpha,  
Das Wesen zeigen hinterm Schein! Ich baute  
Goldtempel deiner Iste, wenn sie je  
Den bitterlichsten aller Zweifel löste,  
Ob wir mehr sind als Wellen eines Meers,  
Emporgeträufelt durch den Hauch des Schicksals,  
Um sparlos zu verfließen.

Der Kaiser zweifelt an Liebe, an Freundschaft; doch leugnet er nicht die Unsterblichkeit:

Wer sich ein Kind erzeugte, steht er nicht  
Sich selbst verjüngt, verewigt neben sich  
Zu seinem Sohn? ... O, wie viel besser  
Kann uns ein Kind versichern, daß wir sind  
Und bleiben werden!

Diese skeptischen Klänge, welche die Sehnsucht nach einem Sohn ausdrücken, sollen uns zu der nun folgenden Handlung hinüberleiten, doch leiten sie uns auf eine schiefe Bahn. Denn solche Unsterblichkeit kann nur der eigene Sohn gewähren, nie ein fremder, wenn wir ihn auch lieben wie einen Sohn und an Sohnesstatt annehmen. Hadrian trifft den jungen Antinous, einen geborenen Griechen, dessen Familie wegen gerechten Widerstands gegen römische Gewaltthat flüchtig geworden, in Aegypten; er will gerade aus seiner Einsamkeit heraustreten, eine Reise nach dem Südmeer machen. Antinous erzählt frisch und offen, was er von der Vergangenheit weiß, von der Zukunft will, er eilt, den Kaiser mit Palmwein zu erquicken. Dieser fragt seinen Begleiter, wie ihm der Wirth gefalle? Sonchis entgegnet: „Ein munt'rer Durst!“

Hadrian.

Ein munt'rer Durst? Muß ich dich Ehrfurcht lehren?  
Ist dir das schuppige Ungethüm des Sumpfs,  
Der Wurm im Schlamm, den deine Sohle tritt,  
Ein heilig Wunder, und dies Menschenbild,  
An Seel' und Leib untadlig, eine Blüte  
Frisch aufgebrochen und von Thau gekühlt —  
Du gehst vorbei mit Achselzuden? Hörst du  
Nicht eine Stimme, die vernnehmlich ruft:  
Ihr sucht im Schein das Em'ge? Schaut es an!  
Schönheit steht neben euch und reine Jugend.  
Die Himmel bergen nichts, das höher wäre;  
Hier ist das Göttliche, hier betet an!

Wir sind indeß in der Stimmung, Sonchis mehr recht zu geben, als dem Kaiser; denn was hat Antinous gesagt und gethan, um so überschwengliches Lob zu recht-

1866. 2.

fertigen? Denken wir uns in die antike Welt zurück, lassen wir dort jene Begegnung des Kaisers und des Knaben stattfinden, so gestaltet sich diese Scene sehr einfach und lebenswahr. Antinous ist hübsch und der Kaiser ein Philosoph wie Sokrates und Platon — wer wird sich wundern, daß er den Knaben mit sich nimmt? Zum Beweis für seine Unsterblichkeit kann er ihn freilich nicht brauchen, so wenig ein moderner Dichter dies wahrhaft antike Motiv brauchen kann. Indem es aber verinnerlicht wird, verliert es gerade an innerer Wahrheit. Es bleibt psychologisch möglich; aber es steht abseits von dem gebahnten Pfade des Empfindens, abseits vor allem von dem Empfinden des Alterthums! Wenn irgendein Stoff die ewig wiederklärenden Apostel der kindischen Wahrheit, daß alles echt Menschliche zu allen Zeiten sich gleich geblieben sei und daß daher der Dichter seine Stoffe aus allen Zeiten wählen darf, widerlegen kann, so ist es dieser; denn es wird wol niemand so dreist sein zu behaupten, daß die Liebe eines Hadrian zu einem Antinous, wie sie die Geschichte uns überliefert hat, ein geeignetes Thema für einen modernen Dramatiker sei. Der alten Götter Thun ist Laster und Verbrechen im Auge der neuen Zeit und ihrer Criminalgesetzbücher, und für die Gruppe eines Zeus und Ganymed gibt es heutzutage keinen andern Olymp als das Zuchthaus. Paul Heyse mußte seinen Stoff ganz umdichten; doch dies ging nicht, ohne ihm Gewalt anzuthun. Was Hadrian von der Welt sagt, kann man von dem Dichter sagen gegenüber einem solchen Stoffe:

Wer kann

Die Welt umdenken? Sie ist, wie sie ist,  
Und spottet unsrer Qual und unsers Wihes.

Hadrian nimmt den Knaben mit sich; Antinous folgt, trotz des vor dem Herrendienste warnenden Vaters; er folgt gern, weil der Kaiser arm ist und beklagenswerth und es braucht, daß man ihm helfe. Der Zug der Seele zieht ihn zu dem ganz Verwaisten. Auch dies Motiv ist mindestens ein ganz apartes für den in der Wüste aufgewachsenen Knaben. Es ist eine eigenthümliche, höchst sentimentale Liebe, welche die beiden zusammenführt — was wird aus diesem platonischen Bund der Herzen werden? Einem modernen Liebesverhältniß zwischen Mann und Weib würde man bei so plötzlich auslobernder Neigung, bei so übereiltem Abschluß des Bundes kein günstiges Prognostikon stellen — sollte es mit der Verliebtheit des Kaisers und des Knaben besser aussehen? Krankhafte Stimmungen haben krankhafte Verstimmlung zur Folge. Im zweiten Act sehen wir bereits den Knaben „verstimmt“. Der Kaiser ist lebenswürdig gegen ihn, dankbar:

Wer so beglückt, was fehlt dem zum Glück?  
Bedenk, mein Sohn, daß mich, dem niemand gibt,  
Der allen geben muß, du Einziger  
Mit Gaben überschüttet Tag für Tag.

Freilich, wenn Antinous immer so verbroffen ist, wie er sich hier zeigt, trotz aller Schanzstellungen von Schiffskämpfen und Sklaventänzen, dann wissen wir in der That nicht, worin die Gaben des Glücks bestehen, mit denen er den Kaiser überschüttet. Nichts von Frische und



Seiterkeit; er grüßelt mit dem Adoptivvater um die Wette, wird ein Hypochonder, ein Misanthrop. Er spricht wie Hadrian:

Sind die Menschen

Viel zahmer, besser, weiser, als das Wild?  
Der schlicht auf Raub, der wird im armen Nest  
Des Stärkern Beute.

Dann tritt er so blasirt auf, daß man die Runzeln in seinem Gesicht zu sehen glaubt:

Drei Monde kaum in dieser Welt, und schon  
All ihrer Freuden satt, als wär' mein Haar  
Ergraut und meine Glieder abgedorrt.

Er sehnt sich zu den Seinen, in den Schoß seiner Familie zurück. Sollte das frische großartige Leben einer Weltstadt, von der Stufe eines mächtigen Throns aus gesehen, für ein junges, gesundes Blut so wenig Anziehungskraft haben? Eine Sentimentalität tritt an die Stelle der andern; Hadrian erscheint als alter Hypochonder, während der junge Antinous mehr von hysterischen Wälungen befallen zu sein scheint. Sonchis deutet dies selbst an:

Seine Eltern

Ist nicht so heß mehr wie am ersten Tag.  
Wißt' ich nur eins, ob dies Natur ist, oder  
Nur eine Rolle, die er künstlich spielt,  
Schwermuth und Eitel heuchelnd, wie ein Weib,  
Das Lannern wechselt, nur um neu zu reizen.

Doch dem Knaben ist es Ernst; er bittet den Herrscher ihn freizugeben, weil er ihn nur elend mache mit all den hohen Wundergaben, mit all seiner Güte und Liebe; er will in seine Dunkelheit zurück. Hadrian lobt sein Gefühl, doch will er zunächst nichts davon hören. Antinous spürt etwas Feindliches gegen seinen hohen Gönner:

Das schwall herauf und würgte mir den Athem,  
Daß sich's in einen Schrei von Angst und Abscheu  
Entladen hätte, wär' er noch geblieben,  
Und nur sein Weggehen stillte diesen Sturm.

Vater und Schwester des Antinous sind indeß in Alexandria angekommen; ein Wiedersehen mit der Schwester, die dem Bruder den inzwischen erfolgten Tod der Mutter mittheilt und so eine rührende Familienstimmung hervorruft, schließt den zweiten Act.

Die paradoxe platonische Liebe und Herzensfreundschaft zwischen dem Weltkaiser und dem Knaben vom Nil steigert sich allmählich bei beiden zu einer Art von Geisteskrankheit, deren Paroxysmen im dritten oder vierten Act zum Ausbruch kommen. Auf den Höhepunkten der Tragödie sehen wir die fast ins Burleske umschlagende Situation, daß sich zwei vor Liebe umbringen wollen. Nur um den Genuß eines Umgangs zu haben, dessen erfreulich-erheiternden Charakter wir bereits hinlänglich kennen lernten, will der Kaiser den Knaben nicht loslassen, der Knabe aber will um jeden Preis fort. Der Dichter wollte uns den Despotismus der Liebe darstellen; doch eine so grundlose Liebe erscheint nur als eine Art von Caprice und Monomanie. Gleichviel, im Streit um Bleiben und Gehen werden die Freunde heftig; Schwester Rhytia nimmt des Bruders Partei; es kommt zu gezogenen Schwertern, Rhytia wirft sich zwischen sie; der Kaiser stößt im Eifer gegen sie das Schwert; sie sinkt ge-

troffen zu Boden. Das ist der Höhepunkt der Krise, kunstgerecht an den Schluß des dritten Acts verlegt, dramatisch lebendig, wenn die Handlung selbst nur auf einem allgemein günstigen Boden stünde!

Wenn der Kaiser halb unfreiwillig zum Mörder wird, so wird es Antinous freiwillig; er versucht am Schluß des vierten Acts, Hadrian zu vergiften. Der Sklave einer Liebe oder vielmehr Caprice ist heimtückisch und racheleustig geworden. Der Versuch mißlingt, was bleibt ihm im fünften Act übrig als sich in den Nil zu stürzen? Kaiser Hadrian, dem kurz vorher sein Freund Sonchis im Himmempel einigen nekromantischen Sokraskos vorgemacht und ihm auf seine skeptischen Fragen über die Götter und die Unterwelt einige sibyllinisch geheimnißvolle, das heißt vollständig-nichtsagende Antworten ertheilt hat, bricht an der Leiche seines Lieblings in laute Klagen aus, doch findet er im Verlust des Einzigen — und das soll die Versöhnung des Schlußes sein — den Glauben an die Unsterblichkeit wieder:

Ist das nun Wahrheit?

Nein, dies ist Schein. Ich fasse deine Hand,  
Und sie bleibt kalt; ich rufe dich, du schweigst,  
Und alle Zeichen sprechen, du seist todt.  
Ich aber weiß, du lebst; die Zeichen lügen.  
Du hast nur diese Fesseln abgestreift,  
Um frei im All zu schweben. Wie? es hätte  
Natur so edel dich gebildet, so  
Mit ihrem Köstlichsten dich ausgestattet,  
Um, wenn du einen kurzen Tag gelebt,  
Ihr Kleinod zu vernichten, wie ein Kind  
Sein buntes Spielwerk? Nur, damit ein Thor,  
Ein Rasender mit seinem engen Witz  
An dir zu Schanden würde, seine Selbstsucht  
Sich lehnte gegen ihn, nur darum hätte  
Du aufgeben müssen, darum untergehn,  
Mein schöner Stern? Und jetzt aus deiner Asche  
Erstünde neuer Keim zu Blüth' und Frucht,  
Und jene Flamme, die mein alternd Herz  
Entzündend wärmte, jener hohe Geist,  
Der Seele Lieblichkeit, der Sitten Adel,  
Die schwänden in ein weissenloses Nichts?  
Was dir gemein war mit den Elementen,  
Mit Pflanze, Stein und Thier, wär' unvergänglich,  
Und was dich göttlich machte, soll vergehn?  
Nein, mein geliebtes todt's Kind — du lebst!  
Wir haben nicht das letzte Wort getauscht,  
Du weißt von mir, weißt, daß ich bei dir bin  
Und um dich weine. Doch die späte Thräne  
Brennt nicht, sie kühlt. So haben strenge Götter  
Es uns verhängt: Ich mußte dich verlieren,  
Um zu erkennen, daß kein Hauch von uns  
Verloren geht. Und nun in öder Nacht  
Des Greisen leuchtest du, mein Abendstern.  
Ich blide schlaflos, doch nicht ruhelos  
Zu dir empor, bis du als Frühgestirn  
In heil'ger Morgenglut mich zu dir winkst!

Wenn auch die Diction der Dichtung den wilden Ausbrüchen der Leidenschaft, die in den Schlussszenen des dritten und vierten Acts sich geltend machen, keineswegs vollkommen gewachsen ist, so ist sie doch überall von maßvollem Adel und von künstlerischer Grazie. Der Kaiser fördert in den düstern Reflexionen seiner skeptischen Weltanschauung manchen Gedanken zu Tage, der uns sinnig

anzumuthet und in schöngeprägter Form eine willkommene Abwechslung ist. In Bezug auf innern Gehalt überragt Kaiser „Hadrian“ um Kopfeslänge die andern Dramen Heyse's. Um so mehr ist es zu bedauern, daß das Stück ungesund ist und an einem organischen Fehler leidet: an dem durchaus capriciösen und aus dem Alten ins Moderne unglücklich umgedichteten Motiv.

Was Paul Heyse's Drama „Hans Lange“ betrifft, welches den Inhalt des vierten Bändchens bildet, so können wir uns in Bezug auf dasselbe kürzer fassen. Das Stück hat von allen Heyse'schen Dramen den größten Bühnenerfolg gehabt und dürfte den meisten unserer Leser bekannt sein. Diesen Bühnenerfolg verdankt es keineswegs seinem innern Werth, sondern der praktischen Wendung des Dichters, einmal Rollen zu schreiben, die den meisten Scharspielern bequem liegen, und Situationen zu erfinden oder vielmehr zu benutzen, deren Bühnenwirksamkeit bereits erprobt ist. Es gibt Charaktertypen, die sich gleichsam von selbst für die Darstellung mit Fleisch und Blut erfüllen. Der dem Anschein nach biedere, treuherrliche, in Wahrheit aber verschlagene oder, wie man im deutschen Nordosten sagt, „dreihaarige“ Bauer, der durch niemand überlistet wird als durch den Großknecht, dem dieser thut's ihm noch zuvor und wendet dabei eine Dosis Edelmut an, deren Wirkung stets seit Kozubue's Zeiten auf der Bühne sich als eine glückliche und drastische erwiesen hat, der besoffene Junker, der brave „Jud“, der ein echtes Kind Moses ist, aber ein gutes Herz hat — das sind die Figuren, denen das Stück seine Wirkung verdankt; keineswegs aber dem Junker Bugislaw, dem etwas unheimlichen Prinzen, der auf das Land geschickt wird, um bei dem Bauer Hans Lange einen pädagogischen Curfus durchzumachen, keineswegs der Frau Herzogin, einer etwas schwanfenden Dame, aus deren Benehmen man nicht ganz geschick wird, keineswegs der ganzen Hof- und Staatsaction, diesen meist etwas durchsichtlich plumpen hinterpommerschen Intriguen, die eine sich tanzstellende Großmutter und ein mit Mutterwitz begabter Bauer allerdings zu durchkreuzen vermag. Und was die Situation betrifft, so sind es der zweite und dritte Act mit ihren dorfgeschichtlichen Genrebildern, namentlich der letztere, in welchem das Versteckspiel stattfindet, der Prinz in den Indemrod kriecht und der hantelnde Junker mit langer Nase abziehen muß: es sind diese bühnlich geschickt zur Geltung gebrachten Reminiscenzen aus hundert andern Stücken, denen „Hans Lange“ seinen Erfolg verdankt. Hierzu kommt, daß der Charakter des Bauern mit einigen recht glücklichen Zügen ausgestattet und die Sprache oft von einer hinterpommerschen Verbtheit ist, der man freilich ansieht, wie schwer sich Heyse's zierliche Nase dazu entschließen konnte.

Dagegen ist die eigentliche Haupt- und Staatsaction, die man über diesen rusticalen Epizoden vergißt, ohne allen dramatischen Nerv behandelt. Es sind keineswegs kleine Motive, die in ihr stecken, aber sie kommen nicht zu Tage. Das sind Aquarellfarben, in denen die Herzogin mit ihrem sehr zart gehaltenen Liebling Massow ge-

zeichnet ist; und der tiefe Conflict zwischen Sohn und Mutter, ein Conflict von tragischer Bedeutung, läßt uns vollkommen kalt; wir sind ganz gleichgültig dagegen, ob sich die Kluft zwischen beiden erweitert oder schließt. Noch haben wir eine Abweichung zwischen der Bühneneinrichtung und dem gedruckten Drama, wie es vor uns liegt, anzuführen. Jene hat vier, diese fünf Acte. In der letzten Gestalt ist die Handlung so schleppend, Hans Lange's Mutterwitz selber erschlumpet in so bedenklicher Weise, die sich breit in den Vordergrund drängende Hauptaction zeigt ihre Dürre, Dürftigkeit und Interesselosigkeit so auffallend, daß eine Aufführung nach dem Text des Buchs gewiß einen Mißerfolg mit sich bringen würde. Die Kürzung ist also geboten, obgleich durch sie die Versöhnung zwischen Sohn und Mutter, wie überhaupt die ganze Handlung sich wiederum überstützt und der letzte Act auch so matt und erhaltend wirkt. Die Bühne nimmt sich aus dem Stück heraus, was sie brauchen kann: eine gute Rolle für den Charakterdarsteller, ein paar bäurische Genrebilder und mit ihnen verbundene wirksame Scenen. Alles andere ist Ueberschuß, hat aber auch keinen dichterischen Werth.

Mag sich Heyse's Talent in Theokrit's verbirchpfeiffertes Gewand hüllen oder antike Kaisertragödien mit modernem Weltschmerz dichten: immer fehlt ihm der dramatische Nerv, der sich weder durch Bildung, noch durch Routine ersetzen läßt. Die dialogisirte, ja selbst die bühnengerechte Novelle macht noch immer kein Drama.

Andolf Gottschall.

### Exotische Literatur.

1. In Mexico. Von Armand. Vier Bände. Hannover, Schöner n. von Serfeld. 1865. 8. 6 Thlr.
2. Die Traber des Sahels. Erlebnisse und Abenteuer des Capitäns der Spahis Emile Tirsol. Von G. Hennig. Breslau, L. Trewendt. 1865. 8. 2 Thlr.

Warum wir so wenige gute Romane haben? Liebhaber der englischen erzählenden Literatur finden auf diese Frage jederzeit eine Antwort. Der wunderbare, vielfach gegliederte, feste sociale Aufbau dieses Volks soll unserer Nation fehlen, deren gebildeter, also als Schilderungsstoff wie als Publikum bei diesem Literaturzweige hauptsächlich betheiligter Klasse eine so unsichere, abhängige und dabei durchweg materiell kümmerliche Lebenslage zugemessen sei, daß unsere epischen Talente allen Grund unter den Füßen verlieren, und in die kümmerliche Trivialität Kleinbürgerlicher Zustände oder die wüste Abenteuerlichkeit des Bagabundenlebens mit ihren Schilderungen gerathen müßten. Die Richtigkeit dieser Begründung zum Theil zugegeben, muß dennoch zugleich bemerkt werden, daß dieser Grund wol kaum völlig ausreichen dürfte, um die verhältnismäßige Armuth an guten Romanen bei einem Volke zu erklären, das nicht nur in frühern Jahrhunderten Gedichte wie das „Nibelungenlied“, die „Gudrun“ und den „Reinold Vos“ aus sich gebat, sondern selbst in unsern Zeiten epische Talente ersten Rangs, einen Wieland, Immermann, Jeremias Gotthelf befehen hat. Der Hauptgrund



muss vielmehr in der jede andere geistige Eigenschaft überwuchernden reflectirenden Intelligenz unsers Volks gesucht werden, das nicht nur für seine Staatsmänner viel „zu gebildet“ ist, sondern selbst seinen erzählenden Talenten ihre Aufgabe erschwert. Die erzählende Literatur muss doch, der Natur der Sache nach, wenn sie nicht aus den ihrer ganzen Art angewiesenen Grenzen herausgerathen soll, entweder von der skeptischen Reflexion unserer Tage gänzlich unberührt geblieben sein — in welchem Falle die unsere niedern Klassen entzückende „frische Historie“ zu Tage kommt — oder sie muss sie so gänzlich in sich aufgenommen haben, daß dieselbe als eigene Existenz vernichtet und mit der Erzählung selbst unlösbar amalgamirt ist. Es liegt aber nahe, daß, je höher die Durchschnittsintelligenz der „gebildeten Klasse“ eines Volks ist, eine um so größere, rein schöpferische Kraft des Dichters erfordert wird, um diese Masse allgemeiner, kritischer, also negativer Intelligenz zu absorbiren, und, von ihr getränkt, noch zum Aufbau eines wirklichen, zusammenhängenden, künstlerischen Organismus befähigt zu sein. Unter der Last dieses Erfordernisses leiden unsere epischen Talente; um so größer und löstlicher freilich ist denn auch andererseits die Wirkung, wenn wirklich einmal ein Erzähler, der die skeptische Bildung unserer Tage in sich aufzog, noch Dichter dabei zu bleiben die Fähigkeit gehabt hat, ein Zusammenreffen und -Wirken verschiedener Eigenschaften, denen z. B. Spielhagen's Meisterwerke ihre Hauptreize zu verdanken haben, trotzdem daß selbst in ihnen das schöpferische Talent zu einer frischen und lebendigen Ueberkleidung des Inhalts moderner Reflexion kaum und nur nothdürftig ausreicht.

Aber dieser Fall ist ein seltener und kommt selbst geistbegabten Schriftstellern nur unter ungewöhnlicher Willensanstrengung und großer Schicksalsgunst in dem Verlaufe ihrer geistigen Ausbildung zugute. Weit häufiger ist bei diesem ungünstigen Verhältnisse zwischen Publikum und Autor die gänzliche Vereinzelnung dieser beiden Eigenschaften in dem Letztern: ein Fall, dem wir z. B. die ganz ungewöhnliche Menge geistreich zerfahrener Romane zu verdanken haben, an denen unsere Literatur größeren Ueberfluß zeigt als irgendeine andere. Oder die entgegengesetzte Möglichkeit wird wirklich, das wüßte Aneinanderreihen hunder, trivial abenteuerlicher Begebenheiten wird der Endzweck des Erzählers, und eine armselige Vermengung aller möglichen Erfindungsfragmente, ohne eine Spur von Compositionstalent, das wie bei unserer ganzen Nation politisch, so bei den einzelnen künstlerisch die seltenste aller Eigenschaften ist, zusammengewürfelt, wird mit dem Namen Roman geschmückt, und soll mit den bekannten Werken der auf diesem Felde wirklich unvergleichlichen Engländer und Franzosen rivalisiren. Weil aber unsere Gegenwart wenigstens in den Kreisen, in die unserm Schriftstellerstande meistens der Einblick ausschließlich gestattet ist, einen höchst einfachen, nüchternen, die Gefahr und den Reiz der Abenteuerlichkeit ausschließenden Charakter hat, so suchen derartige Talente gern die Fremde auf, die überdies den Vortheil wohlfeil blendender Schil-

derungen und weit schwerer zu controlirender Unwahrscheinlichkeiten für einen Erzähler mit sich führt, und da stehen wir denn vor dem neuesten, momentan sehr begünstigten Romanggenre, vor dem erotischen Roman, der, beständig vor der Heimat auf der Flucht, übrigens mit gleicher Unparteilichkeit zwischen Australien und Californien, zwischen Java und Mexico sich umherbewegt.

Guter alter Herodot, der du in primitiven Zeiten Geschichte, Reisebeschreibung und Ethnographie miteinander verbandest, du findest deine Nachfolger; die Hyperculturb der Gegenwart greift wieder auf diese Stilvermischung zurück, die sie freilich durch ein von deiner Einfachheit ungeahntes Moment — das eben dem Publikum gegenüber die andern drei allein aufrecht erhält und entschuldigt —, durch die eingeflochtene Liebesgeschichte zu vermehren gewußt hat! So weit also sind wir gekommen, daß vier Pferde vorgespannt werden müssen, um das schwerfällige Interesse des Publikums weiter zu schleppen, daß die Poesie zur Magd der Wissenschaft, zu dem Reizmittel erniedrigt wird, das einer übersättigten Poesewelt die Broden aus Geschichte und Erdbeschreibung mundegerecht macht, „über die man ja doch heutzutage auch mitreden können muß!“ Und welche Ausbeute für ein solches Aufgebot aller Wissenschaft und Kunst? Einige glücklich ins Meer der Ewigkeit vorangeschickte Stunden und einige unklare, wüßte durcheinanderschwimmende Reminiscenzen aus allerlei verworrenen Begebenheiten der traurigsten Geschichte und der trivialsten Romantik!

Arman's Buch „In Mexico“ wäre wol besser „Mexico in den Jahren 1846—48“ genannt worden, um den Charakter, den es noch am erträglichsten aufrecht erhält, den Charakter des historischen Romans oder vielmehr der romanisirten Historie auch äußerlich zu kennzeichnen. Der Stoff dieser Historie, der Krieg Mexicos gegen die Vereinigten Staaten, trotz der hohen Begabung des Dictators Santa-Anna, von Niederlage zu Niederlage bis zu einem ungünstigen und schimpflichen Frieden führend, ist an sich nicht unglücklich gewählt, vielmehr hätte derselbe einem wirklich begabten Schriftsteller die Gelegenheit zu einer poetischen Verkörperung der interessantesten Parallelen und Gegenbilder aus dem Leben und Charakter zweier so grundverschiedener, um den Besitz des amerikanischen Continents ringender Völker und Culturen gegeben: eine Gelegenheit, die hier mit wenigen Reflexionen trivialster Natur abgefertigt worden ist. Man muß es gestehen, der Verfasser hat sich seine Aufgabe leicht zu machen gewußt und ist jeder Versuchung zu einer gebiegenern Leistung mit rühmlicher Sorgfalt aus dem Wege gegangen, sobald ihm freilich nichts anderes übrigblieb, als eine nackte Geschichtserzählung mit einigen Genre- und Sittenbildern trivialster Natur zu durchwürfeln, mit einer fast ohne den geringsten Zusammenhang neben der historischen Action daherausfließenden Liebesgeschichte je nach Belegen und Bequemlichkeit abwechseln zu lassen, und dieses Ragout dann dem Publikum vertrauensvoll vorzulegen: ein Verfahren, bei dem selbstverständlich auch ein größeres Talent als

das feine seine Arbeit in künstlerischer Hinsicht so gut wie verloren hätte, wie denn auch hier der Autor die wenigen echten Aern seiner Naturanlage erfolglos verschwendet hat. So ist es namentlich um einige seiner Schilderungen und Scenerien schade, die, freilich von der Autopsie ihres Verfassers unterstützt, den Stempel eines großer Wirkungen fähigen malerischen Talents unverkennbar an der Stirn tragen, besonders an den Stellen, wo der Autor mit seinen Gold-, Purpur- und Azurtinten nicht allzu verschwenderisch umging; wie denn namentlich eine wahrhaft ergreifende Schilderung der mexicanischen Hauptstadt in der Morgenfrühe und einige schöne Mondscheinlandschaften aus in dieser Hinsicht besonders auf gefallen sind. Ungleich ärmlischer zeigt sich das Talent für Erfindung und Charakteristik, für die poetische, eigentlich schöpferische Anlage, die von französischen Vorbildern sich ein klägliches Scheinleben erborgt hat und ohne eine Spur von wirklich belebender Wärme in jener unheimlichen Schauderromantik sich ergeht, die nur durch ein großes, gewaltig hinreichendes Talent bei maßvoller Anwendung erträglich wird, hier aber den Eindruck frostiger Geschmacklosigkeit macht.

Namentlich die Charaktere sind nichts als die bekannten pariser Romanfiguren, aus dem europäischen Costüm in Ranga und Mantille gesteckt, was freilich in den Augen der echten Romanleser wahrscheinlich einen Vorzug des Buchs ausmacht, da sie dann der unbequemen Mühe des Bekanntwerdens mit neuen lebendigen, nicht auf den ersten Blick durchschaubaren Charakteren überhoben sind. Sie werden hier ein wahrhaft rührendes Wiedersehen mit ihren alten vertrauten, neuerdings manchmal vermischten Lieblingsfiguren feiern. Da ist er, der absolute Bienenwicht mit dem Grafentitel und dem undurchbringlichen Gewissen; da ist sie, das Weib aus dem Volke, das zu jeder Schandthat seine Hand bietet, um sie dann aus Nachsicht zu entlarven; und da ist endlich auch der junge Apollo mit den wallenden Locken und dem edeln Herzen, und die schöne Wachsfigur mit dem Alabasterleint und den strahlenden Augen, wie aus dem Friseurladen herabgestiegen in die Werkstatt des schaffenden Dichters! Da ist er, der unglückliche Spieler mit der Pistole, und der glatte Schleicher, der seinen Lohn bekommt, und die ungetreue Geliebte, die sich vergiftet, und der unglückliche Liebhaber, der in der Schlacht den Tod sucht und findet! Schatten, Schatten, und nicht einmal Schatten der Wirklichkeit, sondern Schatten anderer Schatten, die einst von jetzt vermoderten Gehirnen ein kümmerliches Scheinleben empfangen, ohne eine Spur von eigener Berechtigung für ihr dichterisches Dasein! Ist der Inbegriff der Menschheit so bald erschöpft, die menschliche Natur so arm und gleichförmig unter allen Zonen, daß, wie die Negerkönige unsere abgelegten Uniformen anziehen, so die dichterischen Helden in andern Zonen unsere abgetragenen Romaneigenschaften? Dann in der That hätten jene recht, welche gegen jede neue poetische Production wie gegen eine Verschwendung anderswo besser verwendbarer Lebensäfte protestiren, und der dichterische Genius der Menschheit sollte sich schlafen

legen zu so manchem andern Ueberreste todtter Jahrhunderte!

Angehängt ist dem Roman eine Anzahl von Gedichten, „die, als in jenen Gegenden entstanden, welche der Roman schildert, den verehrten Lesern und Leserinnen nicht unwillkommen sein werden“. Es sind durchweg bloße Naturschilderungen in etwas klappernden Trochäen, als solche allerdings nicht ohne einige Spuren jener natürlichen malerischen Anlage, die wir dem Dichter schon oben nachzurühmen hatten; aber als Poesien selbstverständlich schon wegen der fast überall fehlenden Handlung so gut wie völlig werthlos, wovon ein Blick in den „Laokoön“ den Dichter schon selbst hätte überzeugen müssen. Aber freilich, wie viele von unsern Unsterblichkeitsaspiranten lesen denn noch heutzutage den „Laokoön“?

Wenn Lord Byron's bekanntes Paradoxon, daß die Wirklichkeit romantischer als die Fiction sei, irgendwo seine Gültigkeit hat, so ist es sicher bei fremdländischen Schilderungen. Hier etwas erfinden wollen, heißt allerdings seiner Phantasie eine Zumuthung stellen, der nur sehr wenige dichterische Naturanlagen gewachsen sein dürften, weil der Einbildungskraft hier jede aus der Erfahrung reproducirende Thätigkeit abgeschnitten und sie ausschließlich auf sich selbst, auf das Chaos blinder Möglichkeit und wüster und geschmackloser Abenteuerlichkeit angewiesen ist, während andererseits die innere Unwahrheit und Unwahrscheinlichkeit sich neben dem wirklich Erlebten und Realen sofort unworthellhaft geltend machen muß. Ein eclatantes Beispiel hiervon gewährt der vortheilhafte Gegensatz, den das zweite der oben angeführten erotischen Werke: „Die Araber des Sahels“, von G. Pennig, in seiner einfachen, von Erfindungen unbelasteten Schilderungs- und Erzählungsweise gegen den mexicanischen Roman von Armand bildet. Der Verfasser hat sich auf Erfindung von Liebesgeschichten und Greuelthaten durchaus nicht eingelassen, sondern einfach der Wirklichkeit und seinen Erfahrungen das Wort gegönnt, und dennoch ein Werk geliefert, das an romantischem Reiz und an Spannung der einzelnen Episoden die Armand'schen Abenteuerlichkeiten bei weitem übertrifft, wobei ihm freilich die ungleich größere Neuheit und Unverbrachtheit des Materials zu Hülfe kommen mußte. Wovon in Armand's Werke beständig mit trivialen Worten hin- und hergeredet wird, der Gegensatz von Uncultur und Cultur, und wiederum der Contrast der verschiedenen Culturen der Menschheit, hier ist er in wirksamster Anschaulichkeit vorhanden. Vortrefflich wirkt in dieser Beziehung namentlich der ironisch-skeptische, fast etwas blasirt zu nennende Ton, den der aus Paris schnell in die Sahara und an den Senegal verschlagene französische Reiteroffizier hier angenommen hat, denn nur um so kräftiger tritt der innere Kern, die unvergleichliche Lebenswahrheit der von ihm erzählten Abenteuer hervor; obgleich einzelne zu weit ausgespannene Betrachtungen, wie die über die Schmarogherpflanzen und die „guten Freunde“, wol besser fortgeblieben wären.

Das Werk trägt überhaupt einen bitteren Charakter

und zeugt von einer gefakten, aber innerlich hoffungslosen Seelenstimmung des Autors, mit welcher die geschilberten wüsten und traurigen Szenen nur allzu gut harmoniren, und die Lehre von der ursprünglichen Güte der menschlichen Natur, die sich dann ja in einfachen Verhältnissen am schlagendsten darthun müßte, wird zur Genüge als eine Thorenfabel erwiesen. Belagerungen, Gefechte, Rückzüge, Plünderungen, Sklavenmärkte, die buntesten Abenteuer folgen aufeinander, aber jedes in sicherer Plastik klar und einfach hingestellt, ohne Verschwendung blendender Farben und pathetischer Exclamationen! So ist namentlich die Erzählung von der Belagerung der Tholose von Eßbur durch die Araber, die mit dem Verschmachten der bisher siegreichen maurischen Besatzung endigt, in ihrer furchtbaren Kürze und Knappheit wirksamer, als irgendeine weit ausgebehnte Malerei sie zu machen im Stande gewesen wäre, während andererseits die Darstel-

lung der letzten Nacht vor dem entscheidenden Gefecht, der von Lager zu Lager angestimmten Todtenklage um die Gefallenen, in derselben Sprache nach derselben eintönigen Trauermelodie von Freund und Feind, von Arabern und Mauren gesungen, einen wahrhaft ergreifenden Eindruck hinterläßt. Hier, bei einem innerlich verwüsten und blasierten französischen Reiteroffizier, ist das poetische Talent und die poetische Empfindung, die der deutsche Hochschriststeller so durchaus vermissen ließ!

Eigenthümlich übrigens, wie jedes Volk seine Paradoxa praktisch zu bewahrheiten weiß. Le beau c'est le laid; ein Franzose hat es gesagt, und auch wol nur ein Franzose konnte dieses oft bestrittene „geflügelte Wort“ zuerst aussprechen. Und ist hier nicht wirklich auf Grund verwüster, trostloser Realität ein interessantes, ergreifendes, vielfach belehrendes, kurz ein schönes Buch geschaffen worden?

Cajus Müller.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Die Goethe-Studien Frankreichs folgen den Goethe-Studien Deutschlands auf dem Fuße nach. Man überseht nicht mehr bios die poetischen Meisterwerke; man begnügt sich nicht mit der Kritik und Analyse derselben, man sucht dem Genius des Dichters gerecht zu werden, indem man seine ganze und volle menschliche Individualität nach allen Seiten hin beleuchtet und das reiche literarische Material, welches zu diesem Zweck dienstbar gemacht werden muß, der französischen Literatur aneignet. Ein Essay in den October- und Novemberheften der „Revue des deux Mondes“ von 1866: „La philosophie de Goethe“ von M. E. Caro ist ein neuer Beweis hierfür, ein Essay, der sich auf der Grundlage einer beträchtlichen Zahl einiger in den letzten Jahren erschienener Uebersetzungen aufbaut.

Indem wir diese Werke, welche dem Essay als Quellenchriften dienen, und Goethe-Schriften anführen, lassen wir den Eifer der Franzosen in der Aneignung des deutschen Geistes für sich selbst sprechen: „Oeuvres de Goethe, traduction nouvelle par M. Jacques Porchat“ (10 Bde.); „Oeuvres scientifiques de Goethe, analyses et appréciées par M. Ernest Faivre“; „Oeuvres d'histoire naturelle de Goethe, traduites et annotées par M. Ch. Martius“; „Conversations de Goethe pendant les dernières années de sa vie, recueillies par Eckermann, traduites par M. Emile Delerol“; „Correspondance entre Goethe et Schiller, traduction de Mad. de Carlowitz, annotée et accompagnée d'études historiques et littéraires par M. Saint-René Taillandier“. Goethe, der Naturforscher, der Denker, der Mensch, tritt in den Vordergrund dieser Studien; man gräbt nach den tiefsten Quellen seiner Weltanschauung, deren befruchtende Wirksamkeit seinen Dichtungen jene zauberische Anmuth und geistige Bebeutung gibt. Denn die echte Anmuth spielt nicht wie ein gaukelnder Schein auf der Oberfläche; sie ist um so reizvoller, je mehr sie die tiefere Bewegung des Geistes begleitet oder vielmehr aus ihr hervortritt.

Der oft verkehrten Anwendung der dichterischen Größenschätzung wird die richtige Würdigung unserer Classiker ein für allemal ein Ende machen. Es waren große Dichter, weil es große Geister waren, die das Wesen der Welt und des Menschen mit tiefstauiger Ursprünglichkeit zu ergründen suchten — Goethe auf dem Gebiet der Natur, Schiller auf dem der Geschichte. Daher die Prägnanz ihrer Darstellung in Vers und Prosa, eine Prägnanz, welche das echte Siegel des Genius ist. Alles kommt bei ihnen aus dem Centrum, aus dem Mittelpunkt ihrer Existenz, ihres Denkens und Empfindens! Nichts

in ihnen ist angeeignete Form, die Form ist nur der Ausdruck eines schöpferischen Inhalts. Damit vergleiche man manche der weitgerühmten Poeten des Tages, wie nichtig, wie ängstlich diese Gelehrtheit, welche Willkür in der Wahl der talentvoll beherrschten Formen! Welche Geisteslosigkeit in der blanten Darstellung des alltäglichen Lebens!

Der Essay Caro's über Goethe's Philosophie in der „Revue des deux mondes“ beginnt mit einer Entwicklungsgeschichte Goethe's. Es wird mit Recht darauf hingewiesen, daß sich der Dichter in seinem abgeschlossenen System ganz heimisch fählen konnte. Jeder Dichter wird als Philosoph Effectiver sein, aber doch als Denker sich die Welt aus einem einzigen eigenthümlichen Grunde der Ueberzeugung und Anschauung aufbauen. Spinoza's Einwirkung auf Goethe wird von Caro näher untersucht. Scharf schildert der Autor den umgeformten, exoterischen Spinozismus, wie er vor den großen metaphysischen Epochen von Schelling und Hegel in Deutschland herrschte, als einen mehr oder weniger wissenschaftlichen, mehr oder weniger poetischen Naturalismus oder Pantheismus, und so sei er auch von Goethe erfasst worden, als der vage Gedanke des göttlichen Lebens in der Natur, während eigentlich das System Spinoza's, sein dogmatischer Geist, seine Darstellungsweise gerade dem Genius Goethe's hätten antipathisch sein müssen. Was ihn an der Ethik des Spinoza anzog, war gerade die beruhigende Wirkung, die sie in ihm hervorrief. Wie ein Hauch des Friedens wehte es ihm aus dieser Schrift entgegen. Wir hätten gewünscht, daß Caro sich nicht auf eine allgemeine Charakteristik des Verhältnisses Goethe's zu Spinoza, nicht auf die Besprechung seiner auf dies Verhältniß bezüglichen Äußerungen beschränkt hätte, sondern aus den Dichtungen selbst das hervorzuheben, was gleichsam mit spinozistischem Geist getränkt ist. Caro hätte die Wirkung Spinoza's dann doch als eine nachdrücklichere einräumen müssen, als dies jetzt von ihm geschieht. Wir brauchen nur an die „Orphischen Urworte“ zu erinnern, welche den griechischen Geist durchweg spinozistisch commentiren, vor allem aber an die „Wahlverwandtschaften“, einen Roman, der in seinen maßgebenden Motiven ganz spinozistisch gedacht ist. Daß Goethe in spätern Lebensjahren die Erbschaft Schiller's antwort und sich mehr mit Kant befreundete, ist eine bekannte Thatsache.

Der zweite Abschnitt behandelt Goethe's naturwissenschaftliche Werke und seine Beziehungen zu Geoffroy Saint-Hilaire. Goethe's Farbentheorie hat bei den Newtonianern nie Anklang gefunden. Dennoch entschieden sich nicht nur Philosophen wie Hegel für dieselbe, sondern auch Naturforscher wie Rees von

Stenbeck, der berühmte Botaniker, welcher auch einer der eifrigsten Apostel der Goethe'schen „Metamorphose der Pflanze“ war. Was des Dichters Beziehungen zu Saint-Hilaire betrifft, so meint Caro, daß sein ganzes wissenschaftliches Leben nur eine Art von Anticipation der Methode und der Arbeiten Saint-Hilaire's war, und weist auf den wahrhaft brüderlichen Triumphzug hin, mit welchem der Dichter, in seinen letzten Jahren, des Aufstehens des berühmten Gegners von Cuvier beglückt habe.

Der letzte Theil des Essay bespricht Goethe's Anschauungen von Gott, Natur und Menschengeschicht, seinem Ektectismus und Pantheismus. Caro hat alle seine Prosawerke, namentlich seine Maximen, seine Gespräche, Briefe und die zahlreichen Mittheilungen über den Dichter benutzt; am wenigsten aber — seine poetischen Schöpfungen. Und doch prägt sich in ihnen die Weltanschauung Goethe's mit der größten Prägnanz aus, und der dichterische Blick, der stets ein Ganzes in schöner Vollendung erschaut, ist bei ihm das A und O, der Anfang und das Ende. Uns will jede Darstellung der Philosophie Goethe's lächerhaft erscheinen, welche z. B. nicht eine Analyse des „Faust“ als ein wesentliches Moment in sich aufnimmt.

Die Wechselwirkung zweier so begabten Nationen, wie die deutsche und französische, auf dem Boden ihres geistigen Lebens, wie sie sich in diesen Essays der großen Reinen und in zahlreichen Uebersetzungen und selbständigen Werken kundgibt, ist jedenfalls eine erfreuliche. Nur müssen wir immer wiederholen, daß gegenwärtig Deutschland bei diesem Tausch den Kürzeren zieht. Denn während die Franzosen sich mehr und mehr unsere großen Dichter zu eignen, sind wir damit beschäftigt, in Bibliotheken und auf Theatern ihre kleinen und mundgerecht zu machen und uns oft mit den verloreneften Abfällen des pariser Parnasses glücklich zu thun. Gleichzeitig bringt es die vernünftige Schulweisheit mit sich, auf wahrhaft große Dichter wie Victor Hugo mit Verachtung herabzusehen. Ist das eine göttliche Wechselwirkung?

### Bibliographie.

- Album deutscher Dichter. Herausgegeben vom Verein für Poesie in Berlin. Fünfte Sammlung. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Bates, H. W., Der Naturforscher am Amazonasstrom. Leben der Thiere, Ritten und Gebrauche der Bewohner, Schilderung der Natur unter dem Äquator und Abenteuer während eines 14jährigen Aufenthalts. Aus dem Englischen. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.
- Baumgarten, J., Dramatische Schriften und Studien über das Leben. 2tes Bdch. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 24 Ngr.
- Beckers, H., Die Unsterblichkeitslehre Schelling's im ganzen Zusammenhang ihrer Entwicklung dargestellt. München, Franz. 1865. Gr. 4. 1 Thlr. 12 Ngr.
- Björnsen, Björnsterne, Maria Stuart in Schottland. Aus dem Norwegischen überf. von J. P. Berlin, Nicolai. 8. 25 Ngr.
- Dreier, C., Der Hinein des Rabbi. Romantisches Sittengemälde aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Wien. 1865. 8. 16 Ngr.
- — — Moderne Grafs. Sittenroman aus der Gegenwart. 2 Bde. Wien. 8. 1 Thlr.
- Kritische Briefe über den Demme-Triump-Project in Bern. Zürich, Drell, Hüßli u. Comp. 1866. Gr. 8. 10 Ngr.
- Caro, H. v., Socialökonomie. Nach dem amerikanischen Original überf. 1ste Hälfte. Berlin, Fischer. Gr. 8. 20 Ngr.
- Heinrich v. Einsiedel und seine Brüder. Ein historisches Familienbild aus der Zeit der Reformation von G. v. H. T. Mit einem Vorwort von G. v. Leisewitz. Basel, Schneider. 8. 24 Ngr.
- James Kay. Sein Leben und Treiben. Zürich, Drell, Hüßli u. Comp. Gr. 8. 12 Ngr.
- Flitz, L., Briefe über Shakespeares Hamlet. Innsbruck, Wagner. 8. 24 Ngr.
- Die Geschichte der social-demokratischen Partei in Deutschland seit dem Tode Ferdinand Lassalle's. Berlin, Emile. 1865. 8. 5 Ngr.
- Gerthold's, F. A., Christian. Nach seinem Tode herausgegeben von F. W. Schubert. 4 Bde. Königsberg. 1864. 12. 6 Thlr.
- Klein, J. L., Geschichte des Dramas. III. Geschichte des europäischen Dramas und der lateinischen Schauspieler nach Christus bis Ende des 10. Jahrhunderts. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr.
- Kreyitz, G., Vorlesungen über Goethe's Faust. Berlin, Nicolai. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Plaza, G., Die Baltharwanderung. Epische Dichtung. 1tes Buch. Stuttgart, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Reyer, C., Der Rath in Sachen des Glaubens. Ein Wort zum Krieg und zum Frieden. Frauenfeld, Huber. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

- Verden, G. v., Sechsbändige. Hamburg, Rabe Schöne. 8. 2 Thlr.
- Reich, M., Sechsbändige erzählende Dichtungen. Aus dem Ungarischen metrisch und unter Beobachtung absoluter Reinförmigkeit, überf. von A. M. Reichen v. Die Ausgabe theils gänzlich überarbeitet, theils erst zum erstenmal überf. Prag, Steinhauser. 16. 1 Thlr.
- Reich, M., Die Staatsverfassungen. Geschichte, Kritik und Statistik derselben. 1ter Bd. Stuttgart, Kröner. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.
- Plan, J. A., Lebensbilder aus Dorf und Stadt. Freiburg im Br., Herder. 1865. Gr. 12. 1 Thlr. 3 Ngr.
- Platt, J. H., Marie Stuart. Historisch-romantische Geschichte der Zeit und des Lebens der Königin von Schottland, Maria Stuart. Dem Volke erzählt. 1ste u. 2te Hef. Berlin, Grob. 1865. Gr. 8. 4 Ngr.
- Platz, J. H., Gesetz und Recht im alten China nach chinesischen Quellen. München, Franz. 1865. Gr. 4. 1 Thlr. 14 Ngr.
- Reimund, G., Schloß Eilath. Roman. 3 Bde. Hannover, C. Mühlmann. 8. 4 Thlr.
- Reinhold, Gebichte. Stuttgart, Kröner. 16. 18 Ngr.
- Rennschmidt, J. G., Schiller's dramatisches Gedicht Don Carlos Infant von Spanien. Auch ein Blatt aus der Naturgeschichte der Menschheit ausgef. München, Kistner. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.
- Rouquette, J., Der Frauen-Arzt. Roman. 3 Bde. Wien, Pass. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.
- Rückert, G., Schopenhauerstudien. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 27 Ngr.
- St. John, P. B., Die Erbinnen. Ein Lebensbild. Aus dem Englischen von A. Reichen v. 3 Bde. Leipzig, Göttsche. 1865. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Sales, P., Wintergarten. Erzählungen aus der Familie und dem Leben. 2 Bde. Mainz, Kirchheim. 1865. 8. 2 Thlr.
- Scherer, P., Reise in Egypten. In Briefen an Freunde. Frankfurt a. M., Winter. 8. 10 Ngr.
- Schmidt, F. v., König Wilhelm von Württemberg in seinen öffentlichen Beschäftigungen. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1865. Fol. 20 Thlr.
- Schulze, E., Martha und Maria. Zwei Lebensbilder nach der Schrift. Göttingen, H. R. 16. 10 Ngr.
- Die Schweden in Nieder-Oesterreich im Jahre 1645 und 1646. Nach einer Denkschrift des Historikers v. J. Fell. Wien, 1865. Gr. 8. 16 Ngr.
- Schweitzer, G., ausgewählte Schriften. Deutsch und Lateinisch. Berner Ausgabe. Halle, G. Schweitzer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Die Scherkin von Prevorst und ihre Erbschaft in die Geisteswelt nach Justin. Remer von einem ihrer Zeitgenossen. 1ste Hef. Stuttgart, Cammerer. 8. 4 Ngr.
- Speilberg, O., Träumereien eines Kleinadlers. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1865. 8. 20 Ngr.
- Spitta, T., Waldbäumen. Gebichte. Stuttgart, Kröner. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Stark, R., Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach, Königlich niederländischer General der Infanterie. 1ter Bd. Göttingen, H. R. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Stein-Lothberg, F. v., Lucy. Historisches Trauerspiel. Leipzig, Weber. 8. 20 Ngr.
- Stern, A., Historische Novellen. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Stier, Hermine, Haus-Chronik. Gedächtnis für Familien. Mit einleitendem und poetischem Text von R. Hofmann v. Rauborn. Leipzig, Kröner. 1865. 4. 12 Thlr.
- Stimme eines Polen über die gegenwärtigen inneren Verhältnisse Oesterreichs. Von H. M. Wien, Mechthar-Congreg.-Buchh. 1865. Lex. 8. 10 Ngr.
- Streben, C., LebensKlänge. Gebichte. Leipzig, O. Wigand. 8. 20 Ngr.
- Stalay, L. v., Geschichte Ungarns. Deutsch von H. Wögerer. 1ster Bd. Pest, Gebr. Laufer. Gr. 8. 2 Thlr.
- Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. v. Raumer. 4te Folge. 6ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Lechner, August, Lebensbriefe. Mit einer Vorrede von W. F. Meier. 1ter Thl. Leipzig, Neumann. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Leiter, Johann es. — Selbstbiographie eines alten Schmiedlers. Nach dem Tode des Verfassers für seine Freunde herausgegeben. Kitzberg, Gebald. 8. 10 Ngr.
- Ulrich, E., Sämtliche Romane. Aus dem Französischen. Autorisierte Ausgabe. 1ter u. 2ter Bd. Wien, Carlsson. 1865. 8. 15 Ngr.
- Victor, C., WeihnachtsKlänge. Karlsruhe, Grob. 1865. 16. 24 Ngr.
- Volkmar, G., Der Ursprung unserer Evangelien nach den Urkunden, laut den neuern Entdeckungen und Verhandlungen. Zürich, Herzog. Gr. 8. 24 Ngr.
- Wacziarg, P., Der Zettelbrunnen. Ein Märchen in fünf Gefängen. Leipzig, Matthies. 16. 15 Ngr.
- Walbau, J., Schatten und Licht. Ein Novellenroman. 1tes Bdch. Die Spieltheater. Nachen, Benken. 8. 10 Ngr.
- Weigel, T. O., und A. Zersternmann, Die Anfänge der Druckerkunst in Bild und Schrift. An deren frühesten Erzeugnissen in der Weigel'schen Sammlung erläutert. 2 Bde. Leipzig, T. O. Weigel. Imp. 4. 84 Thlr.
- Weiland, L., Das sächsische Herzogthum unter Lothar und Heinrich dem Löwen. Beitrag zur deutschen Verfassungsgeschichte im Mittelalter. Greifswald, Akadem. Buchh. Gr. 8. 1 Thlr.
- Wiesing, P., Iphigenie. Eine Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. Wien, Carlsson. 8. 1 Thlr.
- Winterfeld, E. v., und A. Reich v. Wölzogen, Dramatische Werke. 2tes Bdch. Sophia Dorothea. Leipzig, Brockhaus. 8. 16 Ngr.
- Witzleben, C. D. v., Eduard v. Winterfeld. Ein Lebensbild. Leipzig, Leubner. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.
- Wolf, M., Die Bedeutung der Weltanschauung nach Natur und Schrift. Frankfurt a. M., Freyder u. Zimmer. 8. 12 Ngr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Von Moriz Carriere.

8. Geh. 3 Thlr.

Bildet zugleich den zweiten Band des Werks:  
**Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung  
und die Ideale der Menschheit.**

Dieses soeben erschienene neueste Werk Carriere's enthält den ersten Versuch einer Geschichte des griechischen und römischen Geistes, einer zusammenfassenden geistvollen Cultur-, Kunst- und Literaturgeschichte des klassischen Alterthums vom ästhetischen Standpunkt aus in klarer und lebendiger Darstellung.

Der Verfasser bietet dem Künstler wie dem Philosophen, dem Geschichtsforscher wie dem Philologen eine Fülle anregender Gedanken und neuer Gesichtspunkte, nicht minder aber macht er, wie in seinen früheren Schriften, die Ergebnisse der Forschung allen Gebildeten zugänglich.

„Hellas und Rom“ ist ein für sich selbstständiges Werk, bildet aber zugleich den zweiten Band einer Universalgeschichte der Cultur und Kunst, welche zeigt, wie die Stimmungen und Ideen der Völker in Bauten und Bildwerken, in Musik und Poesie, Form und Gestalt gewinnen. Die Kritik hat das Werk schon beim Erscheinen des ersten Bandes eine Vereicherung unserer Nationalliteratur genannt und namentlich die Schilderung Aegyptens, des Judenthums und Indiens rühmend hervorgehoben. Der erste Band führt den Titel:

**Die Anfänge der Cultur und das orientalische Alterthum in Religion, Dichtung und Kunst. Ein Beitrag zur Geschichte des menschlichen Geistes.** 8. Geh. 3 Thlr.

Mit dem vorliegenden zweiten Bande ist die das Alterthum umfassende Abtheilung des Gesamtwerks vollendet.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

**Ästhetik. Die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst. Zwei Theile.** 8. Geh. 6 Thlr.

Erster Theil. Die Schönheit. Die Welt. Die Phantasie.

Zweiter Theil. Die bildende Kunst. Die Musik. Die Poesie.

**Das Wesen und die Formen der Poesie. Ein Beitrag zur Philosophie des Schönen und der Kunst. Mit literarhistorischen Erläuterungen.** 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

**Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk.** Zweite vermehrte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 24 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Petit livre de conversation anglais-français à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par F. AHN.

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses neue Werk des kürzlich verstorbenen berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommenheit in der englischen und französischen Umgangssprache.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Winckell's Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Vierte Auflage.

Bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Eschubi.  
Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt.

Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

(Auch in 12 Lieferungen zu 20 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Unter allen fachwissenschaftlichen Werken über die edle Weidmannskunst steht Winckell's „Handbuch“ noch immer unübertroffen da. Kein anderes Werk ähnlicher Tendenz vereinigt in sich eine solche Fülle ausgezeichnetster Beobachtungen, streng wissenschaftlicher Untersuchungen und gründlicher Studien über äußere Gestalt, Lebensweise, Nahrung und geistige Fähigkeiten der jagdbaren Thiere, kein anderes behandelt so ausführlich den echt weidmännischen Betrieb, sei es zur Schonung des Wildes, sei es zu dessen Ansbarmachung oder zur Vertilgung des so verderblichen Raubzeuges. Winckell's Handbuch ist daher für jeden Jäger, wie er sein soll, ein ebenso unentbehrlicher als sicherer Führer, der ihm überdies nicht nur vielfache Belehrung, sondern auch eine vortreffliche Unterhaltung gewährt und ihm jedes andere Hand- oder Lehrbuch über den nämlichen Gegenstand fast entbehrlich macht. Die von Dr. J. J. v. Eschubi bearbeitete und zum Theil umgestaltete dritte Auflage des Winckell'schen „Handbuch“ hat diesem Werke eine so große Anzahl neuer Freunde erworben, daß schon wenige Jahre nach ihrer Vollenbung die vierte Auflage nöthig geworden ist. Auch diese ist abermals erheblich vervollständigt und erweitert worden. Durch die der vierten Auflage beigegebenen naturgetreuen Abbildungen in Holzschnitt (vorwiegend 20 neuangefertigte große Thierbilder), deren Ausführung wissenschaftliche Genauigkeit mit möglichst vollendeter artistischer Technik vereinigt, wird der Werth des Werks noch wesentlich erhöht.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## JAHRBUCH für romanische und englische Literatur.

Unter besonderer Mitwirkung von  
**Ferdinand Wolf und Adolf Ebert**  
herausgegeben von

**Dr. Ludwig Lemcke.**

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 4 Thlr.

Herr Prof. Dr. Ludwig Lemcke in Marburg hat von dem gegenwärtig erscheinenden sechsten Bande ab die Herausgabe dieser Zeitschrift übernommen, und ist zugleich deren früheres Programm dahin erweitert worden, dass neben dem literarhistorischen Theil auch dem rein philologischen Gebiet besondere Berücksichtigung gewidmet wird. Diese Ausdehnung wird sicher dazu beitragen, den Kreis der Freunde des „Jahrbuch“ zu vergrößern.



# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 4. —

25. Januar 1866.

**Inhalt:** Der Dramatiker Jakob Ayrer. Von Heinrich Rückert. — Eine Dichtung von Dehleschläger. Von August Krehschmar. — Zur deutschen Literaturgeschichte. Von Karl Wiedermann. Zweiter Artikel. (Schluß.) — Unterhaltungsliteratur. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Der Dramatiker Jakob Ayrer.

Ayrer's Dramen, herausgegeben von Adalbert von Keller. Erster bis fünfter Band. Stuttgart, Bibliothek des Literarischen Vereins. Sechshundertsechzigste bis achtzigste Publication. 1865.

Jakob Ayrer hat vor den meisten andern seiner zeitgenössischen deutschen Mitbrüder im Apollo ein günstiges Los gezogen. Er war unter den Mitlebenden gebührend geschätzt, und was noch mehr ist, seine unzähligen Erzeugnisse: Tragödien, Komödien, Fastnachtspiele und Singspiele haben sich noch weit über ein Menschenalter auf dem Repertoire der damaligen deutschen Bühne erhalten. Daneben scheint ihn auch ganz gegen die gewöhnliche Regel Fortuna mit den zwar prosaischen, aber höchst schätzbaren Gaben bürgerlicher Wohlhabigkeit und weltlichen Ansehens nicht vernachlässigt zu haben. Er hat es zuletzt bis zu der ebenso einträglichen wie geehrten Stellung eines kaiserlichen öffentlichen Notarius und Procurators bei den Gerichten seiner Vaterstadt Nürnberg gebracht, in der er auch das volle Bürgerrecht besaß, was damals, wo sich die Stadt noch beinahe auf dem Höhepunkt ihrer commerciellen und industriellen Bedeutung erhielt, nicht wenig besagen wollte. Seine Berufstätigkeit war trotz ihrer Ausdehnung und Einträglichkeit doch nicht so anstrengend, daß sie ihm nicht noch Zeit und Kraft zu einer wahrhaft erstaunlichen poetischen Fruchtbarkeit übrigließ, wobei er doch ganz und gar seinem Genius oder seiner Neigung folgen konnte und durch keine äußern Rücksichten des Erwerbs und der Nothdurft des Lebens gedrängt wurde. Es ist zwar sehr möglich, daß seine einst so gern gesehenen und oft gegebenen Stücke ihm auch, wie andern deutschen und fremden Dramatikern der Zeit, namentlich seinem größten Kunstgenossen Shakespeare, einen nicht unbeträchtlichen klingenden Lohn abwarfen, aber er war doch keineswegs wie jeder andere darauf angewiesen. Ein brauchbarer, vielbeschäftigter und fleißiger Notarius publicus und Procurator in dem damaligen Nürnberg verdiente ohne Zweifel noch mehr Geld als etwa ein geschätzter Advocat heutzutage in Hamburg oder Bremen.

Nicht weniger günstig ist ihm das Los in der Nach-  
1866. 4.

welt gefallen. Bedenkt man, wie der bei weitem größte Theil unserer poetischen Literatur jener Zeit entweder völlig verschollen ist, oder doch nur eine sehr dürftige Beachtung unter den Spätern gefunden hat, wie für gewöhnlich selbst der Literaturhistoriker und fachgelehrte Kenner unsers Alterthums die Periode der absterbenden Volkspoesie des 16. Jahrhunderts beiseiteliegen läßt, so muß man Ayrer auch in dieser Hinsicht für einen Bevorzugten des Geschicks erklären. Freilich lebt er nicht mehr unter uns, wie Shakespeare unter uns lebt, aber die Wissenschaft hat ihm doch eine Art von Unsterblichkeit bereitet, und es kann nicht fehlen, daß von ihren Bemühungen auch hier wie anderwärts mehr und mehr in den allgemeinen Bildungsvorrath dieser Zeit und der Nachwelt Eingang finden wird. Von Gottsched, der dem zu seiner Zeit ganz vergeblichen Dramatiker mit andern gleich ihm abgestorbenen Repräsentanten der deutschen Bühne ein künstliches Leben wieder einzubringen sich bemühte, bis hinab auf den neuesten Herausgeber, dessen umfangreiche Arbeit uns vorliegt, haben die geachteten Vertreter der deutschen literargeschichtlichen Forschung und Darstellung ihm ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Unsere Chrestomathien enthalten oft sehr umfangliche Bruchstücke aus seinen Werken; ja Tied hat es nicht verschmäht, auch hierin Gottsched's Spuren zu folgen, und fünf ganze Stücke Ayrer's in seinem „Deutschen Theater“ wieder abdrucken lassen. Auch die Ehre einer sauberen und geistvollen monographischen Behandlung ist ihm zu Theil geworden, die andere seiner Kunst- und Zeitgenossen noch lange werden entbehren müssen. Dr. Karl Schmitt's „Jakob Ayrer, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Dramas“ (Marburg 1851), ist unlenkbar eine der wenigen mustergültigen Arbeiten auf diesem Felde, bei denen nur zu bedauern ist, daß sie nicht regere Racheiferung hervorgerufen haben. Und was bei uns noch immer als eine besondere Begnadigung gilt auch das Ausland, oder wenigstens fremde Zungen, haben es nicht verschmäht, sich um unsern Dichter zu kümmern. Der bekannte William Bell, den wir allerdings mehr als halb dem Geiste nach für einen der Unserigen halten dürfen, und neuestens noch Albert Cohn

in seinem epochemachenden „Shakspeare in Germany“, haben ihm nicht bloß vorübergehende Aufmerksamkeit zugewendet, sondern ihn gründlich studirt, freilich nur wegen seiner so überaus interessanten Beziehungen zu Shakspeare und der englischen Dramatik überhaupt und nicht um seiner selbst willen.

Dennoch gehört alles, was die Persönlichkeit des Dichters betrifft, zu den unbekannten Dingen, wenn wir einige wenige, allerdings wichtige Notizen abrechnen, die der fleißige Kopitsch in seiner Fortsetzung des „Nürnberger Gelehrtenlexikon“ von Will gibt. Ohne sich auf eine weitere Quelle zu berufen, wie er das ja auch sonst oft in der Gewohnheit hat und wie es für seine Zeit der Unbefangenheit im Gegensatz zu unserer Epoche der quellenmäßigen und diplomatischen Forschung, Begründung und Kritik angemessen war, theilt er mit, was wir überhaupt von dem Dichter wissen. Neuere Forschungen haben nur in einigen Punkten die Richtigkeit seiner Angaben bestätigt, was um so wünschenswerther war, als gerade diese Punkte früher für zweifelhaft gelten durften. Auch empfängt dadurch die Glaubwürdigkeit seiner andern Notizen, für die sich noch keine weitere quellenmäßige Begründung hat auffinden lassen, eine erhebliche Befestigung. Es wäre indessen wahrscheinlich nicht so schwer, neues Licht auf diese dunkle Stelle unserer Literaturgeschichte zu leiten, wenn die Localforschung sich des Gegenstandes annähme. Die Familie des Dichters gehörte noch längere Zeit nach seinem Tode zu den Honoratioren der Stadt und scheint auch ziemlich ausgebreitet gewesen zu sein. Irgendwelche Familienpapiere werden sich bei unerantlichem Suchen unzweifelhaft auffinden lassen, aus denen sich Aufschluß über den, wie wir im allgemeinen wissen, keineswegs in der gewöhnlich bürgerlichen Bahn der bequemen Alltätigkeit verlaufenden Entwicklungsgang der Jugend und des frühen Mannesalters Ayrer's gewinnen läßt. Für die spätere Zeit muß sich in seiner Vaterstadt gleichfalls noch manches urkundliche Material, sowohl für seine eigentliche Berufstätigkeit, wie für seine dramatische und dramaturgische finden lassen.

Vielleicht würden wir mehr von dem Leben Ayrer's wissen, wenn es eintönig und gleichförmig in dem gewohnten schläfrigen Takte des damaligen Spießbürgerthums sich von Anfang bis zu Ende abgeleiert hätte; ganz gewiß aber wäre er der Ehre eines oder mehrerer weitläufiger Encomien theilhaftig geworden, wenn er sich dem Chor der damals eben aufstommenden gelehrten Poesie zugesellt hätte, als dessen Führer Spitz anzusehen ist. Unser nürnbergischer Procurator ist aber in seiner Kunst oder Unkunst noch ganz auf der alten volksmäßigen Bahn geblieben, auf der er im Gebiet des Dramas in seiner Vaterstadt Nürnberg die begabtesten Vorgänger hatte. Er ist nicht bloß ein Epigone des Hans Sachs, sondern auch des Folz und Rosenplütt. Aber mit ihm war auch die Kraft der Nationalbühne, wie man sie wol nennen darf, in ihrem einsigen Hauptbrennpunkte, in der Hauptstadt des deutschen Südens, erloschen, und nach ihm bürgerliche sich die heroische Kumploper, das heroische Drama, das Melodrama und das

Schäferspiel der gelehrten Poesie auf denselben Brettern ein, die bis dahin nur Gestalten von echt volksmäßigem Kerne getragen hatten. Die Kunst der Schärer an der Pegnitz ignorirte Ayrer, wie alle andern Dichter ältern Schlages, und es ist begreiflich, daß sie, die so sehr besorgt war, die Verdienste ihrer Genossen einer papiernen Unsterblichkeit theilhaftig zu machen, keine Silbe von ihm der Nachwelt zu überliefern mußte.

Das wenige, was uns Kopitsch aus unbekannten, aber wie schon bemerkt, unverdächtigen Quellen über Ayrer's äußere Lebensschicksale aufbewahrt hat, genügt allenfalls, um uns einen Blick auf die Hauptmomente zu verstaten, welche für seine literarische Bildung und Thätigkeit entscheidend wurden. Er ist als ein armer Knabe nach der Stadt Nürnberg gekommen und hat dort längere Zeit in einem Eisenfram gebient und dann selbst einen eröffnet. Als er schlechte Geschäfte machte, verließ er die Reichstadt und wandte sich nach dem benachbarten Bamberg, wo er sich, wie es scheint, durch Privatleiß in schon vorgekauften Jahren die Kenntnisse erwarb, denen er fortan eine ehrenvolle und einträgliche Stellung verdankte. Er gab nämlich sein Gewerbe ganz auf und beschäftigte sich mit advocatorischer Thätigkeit, bis er endlich die Würde eines Procurators am Hofgericht des Bisthums Bamberg erlangte. In diesem Amte war er eine Reihe von Jahren thätig, doch muß er schon vor 1594 wieder nach Nürnberg zurückgewandert sein, denn von diesem Jahre datirt sein nürnbergischer Bürgerbrief, der ihm, dem früher nur Schutzverwandten und ursprünglich vielleicht gar Heimathlosen, nachdem er mittlerweile im Auslande zu Amt und Würden aufgestiegen war, auch für die Stadt Nürnberg eine ähnliche Laufbahn eröffnete, wie er sie in Bamberg bis dahin verfolgt hatte. Als Grund seiner Rückkehr wird der religiöse Druck angeführt, dem er, der Protestant, unter der damals eben in Bamberg durchdringenden Gegenreformation und ihrem Purifications-system nicht länger ausgesetzt sein wollte.

Aus diesen wenigen Grundstrichen lassen sich doch die Hauptzüge im Bild Ayrer's recht wohl erkennen, in gegenseitiger Begründung und Bestätigung der charakterisirenden Momente, die seine Werke allein gewähren. Es war ein Mann des praktischen Lebens im eminenten Wortsinne, der, was er besaß, sich selbst verdankte, so auch seine Bildung. Obwohl er als Advocat bei einem schon überwiegend mit gelehrten Richtern besetzten Tribunal, vor dem bamberger Hofgericht eine gewisse Summe rechtsgelehrter Kenntnisse nicht entbehren konnte, so darf man sich diese doch nicht zu groß denken, und noch viel weniger folgt daraus überhaupt ein systematisches gelehrtes Studium nach heutiger oder auch nur nach damaliger Art, wo man für die Beschäftigung mit einer Facultätswissenschaft, z. B. Jurisprudenz oder Medicin, keine andere allgemein wissenschaftliche Propädeutik forderte, als die unmittelbar nöthige, d. h. im wesentlichen nur eine praktische Kenntniß der lateinischen Sprache, als der gewöhnlichen Sprache aller wissenschaftlichen Bücher und aller Universitätsvorträge. Lateinisch scheint Ayrer gründlich



gelernt zu haben, aber außerdem hat er seine vielseitige Bekanntschaft mit fremden Literaturerzeugnissen, wie es scheint, nur durch Uebersetzungen sich erworben. Namentlich liegt keine Spur vor, daß er die Werke englischer Dramatiker, die doch auf sein eigenes Schaffen so einflußreich wurden, in ihrer Originalsprache gekannt habe, so wenig wie die Tausende von deutschen Theaterbesuchern damaliger Zeit, welche sich an dem Spiel der berühmten englischen Komödianten ergötzen. Denn wenn diese auch ursprünglich und viel längere Zeit hindurch, als man sonst glaubte, wirklich aus geborenen Engländern bestanden, die ein englischer Theaterunternehmer nach den Niederlanden, nach Deutschland oder sonst wohin führte, so haben sie doch nur ausnahmsweise ihre heimischen Stücke in ihrer heimischen Sprache aufgeführt. Die Person des Unternehmers oder Directors und des Regisseurs fiel bei diesen Gesellschaften gewöhnlich zusammen, und ihm lag auch die Pflicht ob, für eine Uebersetzung, oder gewöhnlich eine dem Landes- und Ortsgeschmack angepasste Umarbeitung in die jedesmalige Landessprache zu sorgen. Englisch gehörte ja damals zu den unbekannten Fremdsprachen im größten Theile von Deutschland. Nur in den Seestädten der Niederlande und Niedersachsens scheint man einigermaßen durch die gerade damals sehr lebhaften Handelsbeziehungen damit vertraut gewesen zu sein. Aber im innern Deutschland beschäftigten sich die wenigen, die aus Liebhaberei fremde neuere Sprachen trieben und damit von dem alleinigmachenden Kanon der classischen Bildung abwichen, doch noch am meisten mit dem Italienischen, auch wol mit dem Französischen und hier und da auch mit dem Spanischen, bis gerade zu Ayres's Zeit die Blüte der niederländischen Kunsliteratur die Aufmerksamkeit der strebsamen deutschen Literatoren vorzugsweise dorthin lenkte und auch ungefähr so lange fesselte, bis die Anziehungskraft der französischen classischen Poesie in der Mitte des 17. Jahrhunderts alles Interesse auf sich allein concentrirte. Wenn sich Ayres für seine beiden Tragödien von der *Melusina* auf eine „französische Geschrift“ beruft, so hat er seinen Stoff hier ebenso wenig unmittelbar daraus genommen, wie er in der „Comödie von dem getreuen Ramo, des Soldans von Babilonien Sohn, wie es ihm mit seiner falschen Stiefmutter ergangen“, die „Histori, die davon in Persischer Sprach beschrieben“, selbst gelesen hat. Dagegen wird er wol für seine großen historischen Stücke aus der römischen Geschichte den *Livius* im Original benutzt haben, obgleich es gerade hier, besonders in den spätern, an den wunderlichsten Abweichungen von der Quelle nicht fehlt. Es sind auch nicht bloß solche, die sich aus dem beliebten Princip der poetischen Freiheit oder der dramatischen Wirkung rechtfertigen lassen. Häufig scheint es, als wenn er, durch irgendwelche andere Autorität verführt, gerade da sich von *Livius* entfernt habe, wo der Anschluß an ihn größern Effect gemacht hätte.

Denn der Bühneneffect nach dem Geschmade seines Publikums ist die eigentliche Lebensmacht für die Kunst Ayres's. Dadurch unterscheidet er sich wesentlich von

dem ihm so nahe verwandten *Hans Sachs*. Dieser hat vielleicht nur in einem kleinen Theil seiner Dramen außer seinen Fastnachtspielen und Schwänken die Bühne im Auge gehabt, daß den meisten seiner zahlreichen übrigen dramatischen Arbeiten, mögen sie Tragödien oder Komödien heißen, gewiß nicht. Sie waren von dem Dichter nur zum Vorlesen bestimmt, und wenn einzelne, aber wahrscheinlich nicht viele, später doch auf die Bühne gebracht wurden, so lag dies nicht in der ursprünglichen Intention ihres Verfassers. Daher denn auch die breite Anlage, die weitausgespinnene Verflechtung und gelegentlich wieder die knappe Beschränkung der eigentlichen Handlung zu Gunsten des lehrhaften Elements. Diese Dramen sollen eigentlich nur lehrhafte Erzählungen in dialogischer Form und scenischer Abtheilung sein und es ist ein ungerechter Maßstab, wenn man die Begabung des Dichters für die dramatische Form nach ihnen mißt. Die Berlehrtheit eines solchen Urtheils ergibt sich allein auch schon an dem Vergleich mit den unzweifelhaft für die Volkstheater bestimmten komischen Stücken des Dichters, die auch in rein technischer Hinsicht zu dem Wirklichsten und Vollendetsten gehören, was die gesammte Dramatik in diesem Genre hervorgebracht hat. Warum sollte derselbe Dichter hier ein so vollendeter Künstler und dort ein so arger Stümper gewesen sein, wenn er nicht das eine mal mit bewußter Absicht alle die Forderungen von sich abgelehnt hätte, die er das andere mal so vollkommen erfüllt?

Der Bühneneffect der Dramen Ayres's beruht noch ausschließlich auf einer möglichsten Häufung von überraschenden und eindrucksvollen Begebenheiten. Es ist weniger die eigentliche Handlung im Sinne der geklärten dramatischen Kunst, als die Thatsache an sich, auf die es ankommt. Freilich fallen beide Begriffe formell sehr häufig zusammen, z. B. wenn etwa eine Schlacht auf dem Theater dargestellt wird, und darum kann man auch mit einigem Rechte sagen, daß diese Stücke bis zum Uebermaß vollgestopft mit Handlung seien. Aber die Hauptrolle spielt doch immer der Zufall, der durch die wunderlichste Häufung und Verkettung aller Situationen, die im Bereiche der Phantasie liegen, es übernimmt, den dramatischen Knoten zu schürzen und zu lösen. Jede innere Verbindung der äußern Vorgänge mit dem auftretenden Personen fehlt noch gänzlich. So weiterfahren der Dichter und so geschärft sein Auge war für die Vorgänge der Wirklichkeit und insoweit auch für das Charakteristische in dem Benehmen der verschiedenen Stände und Berufsclassen von dem Straßenbettler bis hinauf zu den gekrönten Häuptern, so hat er es doch niemals verstanden, dies zur nothwendigen Bedingung des Handelns und des Gebarens seiner Figuren zu machen. Sie reden alle noch einer Schablone nach und denken und empfinden, soweit sich überhaupt etwas von ihrem innern Leben äußert, ebenso schablonenhaft. *Nummus* ist bis auf seinen Titel als römischer König genau derselbe Mann, wie *Kaiser Otto III.* oder *Heinrich II.*, oder auch wie die *Heldenkönige* der deutschen Volksage *Sigdietrich*, *Wolfdietrich* und *Dmit*.

Was der eine im Drama zu thun hat, konnte ebenso gut auch der andere thun, wenn man nur die Namen vertauschen wollte. Es versteht sich von selbst, daß eine feinere psychologische Durchbildung der Charaktere, wie sie sich bei Shakespeare bis zur äußersten Grenze des künstlerisch Möglichen und, setzen wir hinzu, Erträglichen findet, für die deutsche Volksbühne dieser Zeit nicht angebracht war. Hat ja auch die übrige englische Dramatik neben Shakespeare nur in sehr beschränkten Grenzen sich dieses stärksten Reizmittels eines sehr gebildeten Publikums zu bedienen verstanden, ohne daß sie deshalb auf die Zeitgenossen in ihrer Heimat und außerhalb geringere Wirkung ausgeübt hätte, als Shakespeare selbst. Ja es läßt sich wol annehmen, daß gerade dieses psychologische Moment in den Schöpfungen des großen Dichters der Verbreitung und dem Fortleben derselben eher schädlich als förderlich gewesen sei, wie er es denn selbst in einer Anzahl von Stücken nicht in Anwendung gebracht hat, die eben darum von der spätern Kritik aus innern Gründen ihm abgesprochen wurden, so z. B. im „Titus Andronicus“, den „Beiden Veronesern“, „Eduard III.“ u. s. w. Aber die Bessern unter jenen übrigen englischen Dramatikern sind doch insoweit Darsteller des innern Menschen, daß sich die einzelnen Hauptgestalten an sich schon, auch abgesehen von ihrem äußerlichen Gewande, selbständig und charakteristisch zusammenschließen und wenigstens auf der Grundlage psychologischer Möglichkeit ruhen, auch wenn sie in ihrem Wollen und Thun ins Grobe und Ungeheuerliche getrieben sind, wie es ihre Bestimmung für die Volksbühne forderte. Es findet sich bei ihnen schon der Ansatz zu wirklichen Individuen, nicht bloß Typen oder gar nur Masken gewisser Hauptformen der menschlichen Zustände. Ihre Helden und Tyrannen sind nicht bloß Helden und Tyrannen im allgemeinen und mit den herkömmlichen bunten und festen Pinselstrichen gemalt, die ihren Beruf gleichsam schon von weitem her dem stumpfen Auge der Masse ankündigen. Sie sind auch nicht bloß gradweise voneinander verschieden, etwa so, daß der eine Tyrann noch mehr schauerhafte Mordthaten und Schlächtereien vollbringt als der andere, oder daß der eine Held mehr Schlachten gewinnt oder mehr Bösewichte zu Schanden macht als der andere. Trotz aller Roheit der Conception athmen diese Gestalten durch ihre eigene Lebenskraft und dienen nicht bloß als Drahtpuppen, die nach dem Bedürfnis der Handlung dahin und dorthin geschoben werden.

Der Eindruck aller Figuren Ayres's, vielleicht einige komische abgerechnet, ist dagegen ausschließlich darauf basirt, daß sie eben nur als Marionetten agiren oder vielmehr, daß mit ihnen wie mit Marionetten agirt werden kann. Für sich allein würden sie weder stehen noch gehen, weder reden noch handeln. Der einzige wirkliche Acteur ist der Dichter selbst deshalb darf man bei ihm noch viel weniger als bei seinen andern deutschen Vorgängern, namentlich bei Hans Sachs, von einer eigentlichen Charakterzeichnung sprechen. Hans Sachs hätte vielleicht die Gaben dafür gehabt, wie man aus seinen specifisch dramatischen Er-

zeugnissen im komischen Genre abnehmen kann, in denen sich neben der typischen Allgemeinheit bestimmter Lieblingsfiguren der Volksbühne doch auch allerlei individuelle Physiognomien erkennen lassen. Nur sind sie, wie man wol sagen darf, mit richtigem Verständniß für die Forderungen des Geschmacks und des Urtheils seines Publikums jenen allgemeineren Typen beiseite untergeordnet. Denn sein Publikum wie das einer jeden wirklichen Volksbühne würde durch ein unbedingtes Hervordringen der Individualisirung nur irregemacht worden sein; es verlangte nichts weiter als die altbekannten und durch und durch verständlichen Typen seiner Bühne, die mit den Hauptgestalten seiner eigenen Lebenserfahrung zusammenfielen, in immer neuen Situationen und neuen Verwicklungen, natürlich auch in immer neuem Gewande sich vorgeführt zu sehen. Die psychologische Mannichfaltigkeit, die erste Forderung des gebildeten modernen Freundes der Bühne, überließ und überläßt das eigentliche Volk den wenigen, die daran sich zu ergötzen verstehen.

Ayres's völlige Unbekanntschaft mit diesen modernen Kunstforderungen läßt sich am auffälligsten da wahrnehmen, wo die von ihm benutzte Vorlage jene im höchsten Grade erfüllte. Es ist nach den Untersuchungen von Cohn in seinem schon erwähnten Buche über Shakespeare's Einfluß auf die deutsche Bühne des 16. und 17. Jahrhunderts als gewiß anzusehen, was früher bei unsern Literaturhistorikern nur als sehr wahrscheinlich galt, daß Ayres für seinen „Spiegel weiblicher Zucht und Ehr.“ Comödien von der schönen Phönice und Graf Tymbei von Golison aus Arragonien, wie es ihnen in ihrer ehelichen Liebange, bist sie ehelich zusammenkommen“, Shakespeare's „Biel Pärmen um nichts“ unmittelbar benutzt und im gewöhnlichen Sinne des Wortes überarbeitet hat, desgleichen für seine „Comödien von der schönen Sidea, wie es ihr bist zu ihrer Verheurathung ergangen“, den „Sturm“. Wenn nun auch wol anzunehmen ist, daß beide Dramen selbst in England nicht in der Gestalt zur Aufführung kamen, in der sie uns die Drucke von Shakespeare's Werken überliefern, und wenn es sich weiter von selbst versteht, daß die deutschen Bearbeitungen der englischen Komödianten, welche Ayres's directe Quelle gewesen sein müssen, da sich von gedruckten deutschen Uebersetzungen Shakespeare's aus dieser Zeit noch keine Spur findet, noch weiter von dem Original sich entfernt haben werden, und zwar nach der Richtung hin, die wir vorhin als die naturgemäße der Volksbühne bezeichneten — Verwischen der feinen psychologischen Nuancen und Verstärkung der Grundfarben — so muß doch noch Ayres's Hand das meiste dazugethan haben, um auch hier jene Mannichfaltigkeit aus eigener Kraft und nach eigenen immanenten Gesetzen lebender Gestalten zu den gewöhnlichen hölzernen Puppen umzuformen, die sich in nichts von dem übrigen Personeninventar des Nürnberger Dichters unterscheiden. Selbstverständlich verliert dadurch auch die Handlung, die auch in dieser leichtern Erzeugnisse Shakespeare's doch wesentlich nur der Spiegel des innern Lebens und der innern Nothwendigkeit ihrer Träger ist, ihre eigentliche innere Motivierung und

stalt zu einem bloßen Aggregate zufälliger Situationen herab. Daß sie interessanter sind als die meisten in den übrigen Stücken Ayrer's, ist allerdings nur die Folge des unzerstörbaren Reizes und Gehaltes seiner Vorlage; was in seinen Kräften stand, hat er gethan, um das Pöstante darin stumpf, das Geistreiche schal und das Originelle alltäglich zu machen. Wenigstens hat er auch nicht einmal den Versuch gemacht, mit seinem Vorgänger auf dessen eigenthümlichem Gebiete zu wetteifern, wie sich so häufig nicht viel besser als Ayrer begabte Geister durch Shakespeare aus ihrer natürlichen Art ganz herausdrängen ließen, ohne es zu etwas andern als zu burlesken Grimassen zu bringen. Der nürnberg'sche Dichter ist trotz Shakespeare ein echter Sohn seiner Vaterstadt geblieben, ein Spießbürger wie seine andern Landsleute, aber doch keine Caricatur geworden.

Heinrich Rückert.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

### Eine Dichtung von Dehlenschläger.

Helge. Ein Gedicht in Romanzen von A. Dehlenschläger. Uebersetzt von Gottfried von Leinburg. Leipzig, Arnold. 1865. 8. 27 Ngr.

Von sämtlichen Gedichten Dehlenschläger's ist „Helge“ vielleicht das, welches bei uns in Deutschland verhältnißmäßig am wenigsten bekannt geworden, obschon es mit den besten seiner übrigen Leistungen auf gleicher Höhe steht. Man muß es daher Gottfried von Leinburg, diesem trefflichen Kenner der nordischen Literatur, der zugleich die deutsche Sprache so meisterlich zu handhaben versteht, Dank wissen, daß er durch eine in jeder Beziehung gelungene Uebersetzung dieses schönen Gedichts dem Freunde der skandinavischen Poesie einen Genuß ermöglicht hat, der einen nachhaltig wohlthuenden Eindruck zu hinterlassen geeignet ist. Das Gedicht selbst besteht aus 21 Abschnitten oder Romanzen.

In der ersten: „König Frode auf Wisil's Insel“, sehen wir, wie der genannte König vor der Leiche seines von ihm erschlagenen Bruders steht. Er frohlockt, daß nun er Herr im Dänenreich ist und bietet einen goldenen Armring zum Lohne, wenn ihm jemand auch die Kinder seines Bruders zur Stelle schafft. Seine Schergen machen sich sofort auf, suchen aber überall vergebens, denn die Knaben sind auf einer entlegenen Insel verborgen. König Frode läßt nun eine Hexe rufen, um von dieser den begehrten Aufschluß zu erhalten. Sie riß Runen in den Sand und liest dann:

Ich les', ich lese Todesfluch,  
Der droht zwei Knaben. Fahr' und such'  
Auf Bauer Wisil's Eiland!  
Denn Wisil war ein treuer Knecht  
Vor meines Bruders weiland.

Der König fährt sofort ins Meer hinaus, während die Meerfrau „mit lilienblanken Brüsten“ dem Schiffe nachschwimmt. Bauer Wisil sitzt am Gestade und steht das Schiff kommen. Er ahnt, daß es den Mörder Frode bringt und heißt die Knaben sich schnell im Wald in einer

Höhle bergen. Helge und Fro — so heißen die beiden Brüder — wollen sich diesem Gebot nicht fügen; namentlich

Mein Helge reißt mit Zorneshast  
Herab sich einen Weidenast  
Zum Baumgestrüpp am Bache:  
O wär' ich jetzt ein Mann! O wär'  
Der Stod ein Schwert der Rache!

Der Bauer Wisil entgegnet lachend, daß es wol für den Augenblick noch keine Gefahr habe, wenn er aber seine beiden Hunde Hopp und Har rufe, dann sei es Zeit für die Knaben, ins Versteck hineinzuschlüpfen. Helge und Fro tummeln sich nun auf einer nahen Wiese herum, während um sie her ein Nebelschleier aufsteigt. Frode springt von seinem ans Land stoßenden Schiff und fordert Wisil auf, ihm die Knaben herauszugeben. Wisil ruft: „Hopp und Har!“ und die Knaben stehen in ihr Versteck. Vergebens läßt König Frode sie suchen und muß, nachdem Wisil ihm wegen des verübten Brudermordes mit der Strafe des Himmels gedroht, wieder absegneln.

Die zweite Romanze besteht in einem Zwiesprach, welchen Helge und Fro in ihrem Versteck führen, bis sie König Frode sich wieder entfernen sehen und ihren Freund und Beschützer Wisil höhnisch in sein Hifthorn blasen hören.

„Iarl Sävar und Schön Signelil“ ist die Ueberschrift der dritten Romanze. Wir sehen hier, wie Iarl Sävar auf Seeland gebietet und von jedem den Großen oder Kleinen Welt befahrenden Schiffe Tribut erhebt. Schön Signelil, sein schönes achtzehnjähriges Weib, ist Helge's und Fro's Schwester, und Wisil, der die Knaben auf seiner Insel nicht mehr für sicher hält, findet es geräthen, sie zu ihrem Schwestermann zu schicken. Sie finden sich bei diesem als Schafhirten verkleidet ein und erhalten, da sie sich nicht zu erkennen geben, ihr Lager im Schäferhaus angewiesen.

Die vierte Romanze läßt „Die Königsöhne als Ziegenhirten“ abermals einen Zwiesprach führen. Fro beklagt sich über das ihnen beschiedene harte Los, während Helge zu Muth und Ausdauer ermahnt.

„Die Fahrt zum Inlzeitshmaus“ heißt die fünfte Romanze. König Frode hat die Jarlen zum Inlzeitshmaus geladen und auch Herr Sävar begibt sich mit Schön Signelil dahin. Helge und Fro sehen ihre Schwester im „Mantel von Scharlach hell, die Füße im wärmenden Bärenfell“, mit ihrem Gemahl vorüberfahren, und Fro ruft:

Ein junges Rothroß im Stall noch steht,  
Komm, reiten wir mit und losen den Meth.  
Sie schwingen sich beide auf das Roß:  
Mit Füßen und Händen,  
Indem sie einander den Rücken wenden.  
So flogen sie vorwärts, die jungen Schwäne,  
Den Schwanz padt einer, und einer die Nühne.

Während des raschen Rittes verliert der eine sein Ziegenfell. Schön Signelil erblickt die blonden Foden und sie erkennt die Brüder.

Dein Aug' ist naß. Was ist dir, mein Kind?

fragt ihr Gemahl, und sie antwortet, um die Brüder nicht zu verrathen:

Von der Küste herüber da pfeift der Wind.

Sie verbietet den Knaben leise, ihr zum Gelage zu folgen; der eine aber entgegnet:

Laß dir's nicht hangen, du Fraue theuer!  
Im Saal des Königs, da zünden wir Feuer.  
Ueber zwanzig Meilen durch Sturm und Nacht  
Woh! soll man schauen des Gluckscheins Pracht.  
So zählt der rächenden Brüder Hohn  
Dem elenden Mörder den Denkerlohn.

Die sechste Romanze: „König Frode's Gastmahl“, erzählt, wie Frode auch die Hefe, die er schon früher einmal zu Rathe gezogen, zum Jultagschmaus laden läßt. Sie warnt ihn vor den heranwachsenden Knaben seines Bruders, die sich jetzt im Schwarm des Gesindes bergen. Der König gebietet, Hefe und Fro sofort zu greifen, die Brüder aber fliehen durch den Wald an die Stelle, wo ihr Vater im Vorgefühl des ihm drohenden Mordes seine und seiner Gemahlin Kronen vergraben hat. Sie finden die beiden Kronen und wandeln

zur Thingstätte hin,

Im Glanz des Mondes die Kronen glänzen.  
So stehn sie mit Spangen von Golde klar,  
Im stiegenden Thierfell, mit golbnem Haar.

Schon naht sich Frode voll Grimm dem Hain,  
Hell steht im Mondlicht der Königsstein.  
Das Paar steht droben wol Arm in Arm,  
Rühn trotz's und ruhig des Mörders Harm.  
Kienpäne sprützen mit Purpurglanz,  
Der sich bricht in der Könige goldnem Kranz.

Und das Volk, das jubelnd zum Hügel schwall,  
Den Schildungen huldigt es freudenvoll;  
Es rühmt ihr Geschlecht, ihr theures Bild,  
Und kehrt sich gegen den Wäthrich wild,  
Den eilends die räthliche Waldung heißt —  
Doch die Brüder, die werden zum Thron erwählt.

So lobt ihr beiden denn Odin's Gut!  
Denn ohnmächtig ist die schene Wuth,  
Die jetzt am Herzen des Reibings zehrt.  
Jedoch sie schwingen das Racheßwert,  
Und Stalben singen in Hüt' und Saal  
Der Rache Folgen, der Rache Qual.

König Frode flieht, wie in der siebenten Romanze „König Frode's Tod“ erzählt wird, nach seinem Thurm im Wald am See. Die jungen Fürsten und das wüthende Volk verfolgen ihn:

Rühn ans Thor  
Stürmt Hefe vor,  
Und wirft die Flamme  
So frei und stolz  
Hinein ins Holz,  
Und züngelnd am Stamme,  
Hui, leckt die hohe,  
Die helle Lohe,  
Die Keste glühn,  
Die Fanden sprühn  
Wild hin und her,  
Und jedes Bandes  
Ledig und los,  
Durch Moor und Moos  
Wälzt sich des Brandes  
Gewalt'ges Meer.

Von Wuth und schener  
Ohnmacht gehezt,  
Flucht Frode theuer  
Zur Hün' entsezt  
Des Thurms münnehr.  
Doch wüßte mit neuer  
Gewalt das Feuer  
Empor zur Wehr.  
O pfui des Klagennden,  
Pfui des Elenden,  
Wie jetzt mit jagenden,  
Erhobenen Händen  
So da er steht  
Und ruft und steht!

Ihm zuschneht Hefe:  
„So bad' und schweige,  
Du Mann voll Blut,  
Anst im Bade  
Von Qualm und Blut!  
Nichts, nichts von Gnade!  
Ich weiß von keiner;  
Es läßt statt meiner  
Des Feuers Drache  
Das Amt der Rache.“

Einen letzten Schrei  
Im furchtbaren Tode  
Thut König Frode  
Jetzt zu der Hefe,  
Und nieder zur Hefe  
Führt seine Seele.

Da schwebt vom See  
Derauf die Hefe,  
Sie schwebt im Sturme  
Ueber dem Thurne.  
Ins Blutmeer nieder  
Taucht sie die Glieder,  
Des Fischleibs Bau;  
Doch Brust und Arme  
Gibt sie dem Schwarme  
Des Volkes zur Schan.  
So sanft und mild  
Ist sie zu schau'n  
Und doch ein Bild  
Voll Haß und Gram.  
Die Küste sähe'n  
Ihr goldnes Haar,  
Die Wangen lächeln  
So süß und klar!  
Doch wie sie lache,  
Die Nase roth,  
Ihr Blick ist Rache,  
Ihr Lächeln Tod;  
Denn blut'gen Ränken  
Gibt all ihr Denken,  
Ihr Dichten all.

Mit furchtbar'm Haß  
Erdröhnt's im Thale  
Mit einem male,  
Und mit Getrach  
Stürzt Frode's Haus  
Und Thurm und Dach  
In Schutt und Graus.  
Natt leckt das Feuer  
Da am Gemäuer,  
Dann weht's und zischt's: —  
Und dann erlischt's.

Es geht ein Brausen,  
Es weht ein Sausen  
Durch Flur und Flut.  
Da packt der Schauer,  
Da lähmt die Trauer  
Sichs' Helge's Muth.  
Empor schlägt dicker  
Die Well' und lauscht,  
Durch Ried und Rüster  
Der Morgen rauscht.

Die in wohlklingenden ottave rime verfaßte achte Romanze erzählt die „Erbauung der Stadt Rothschilde“. Helge, der Wilde und Muthige, fliegt kämpfend auf dem Meere umher, während Fro den Anforderungen zu entsprehen bemüht ist, welche die Roth des Landes an einen friebliebenden und das Recht beschirmenden König stellt. Gott Mimer zeigt ihm selbst die Stelle, wo er seine neue Hauptstadt gründen soll, welcher er den Namen Rothschilde gibt. Helge gedenkt einmal seinen Bruder zu überraschen und zu erschrecken. Der vorausgeschickte Späher kehrt aber zurück und meldet, daß eine nicht zu überumpelnde feste Stadt mit geschlossenen Pforten, Wall und Graben an dem Strande liege. Helge steht in der That die herrliche neue Stadt, er sieht Seeland in Glüd und Glanz wieder und reicht still gerührt den Kranz dem Bruder, der erdacht und erschaffen, was der andere durch seine Kriegerthaten niemals zu Wege gebracht.

Die neunte Romanze erzählt den „Besuch der Meerfrau im Bade“. König Helge hat sich, nachdem er im Meere gebadet, auf sein Lager gestreckt und träumt, als er Klagen der Lante zu vernehmen wähnt. Er schaut zur Thür hinaus und sieht im Dämmerungsgrauen ein Mägdlein halb nackt im zerrissenen Gewand sitzen. Er läßt sie auf ihre Bitte sein Lager theilen, bis er aus seinem Sinnenrausch erwacht:

Leb' wohl, meine Lust! Leb' wohl, mein Glück!  
So laßt sie mit höh'nlichem Singen:  
Ueber Jahr und Tag, da komm ich zurück,  
Ein Rindlein als Pfand dir zu bringen.  
Mit einmal da von der schönsten der Frauen  
Rauscht's nieder wie Zaubergerwand,  
Und lichernd schleift sie des Fischleibs Graun  
Die Treppe hinunter zum Strande.  
Nach dem Schwert der König in Bormouth greift,  
Sie niederzuhanen zur Stelle;  
Doch machtlos im Schwunge die Klinge pfeift,  
Und die Heze — die hüpf't durch die Welle.

Die Heze ist jene bei dem Tod des Königs Frode aufgestiegene Fee, deren Duhle er gewesen, und die zehnte Romanze: „Der Gesang der Meerfrau“ überschrieben, enthält den Schwur, mit welchem die Meerfrau gelobt, Frode's Tod an Helge und seinem Geschlecht grimmig zu rächen.

Nachdem sie verschwunden, folgt als elfte Romanze „Aegir's Gesang im Morgenroth“. Er befragt die beiden Königsbrüder und preist Fro glücklich vor dem tapfern aber wilden Helge.

Die zwölfte Romanze führt den Titel: „Die drei Schneereiter.“ Sie erzählt, wie Helge in der Neujahrsnacht in den Schneesturm hinausblüdt und an das Rindlein denkt, welches die Heze im Bad am Meer ihm ver-

sprochen. Plötzlich sprengen drei Reiter heran, übergeben mit den Worten:

Frau Schiffslieb schick dir ihr Liebespfand —  
König Helge einen schwarzen Schrein und galopiren im nächsten Augenblick wieder davon. Helge fährt mit Muthgelächter empor:

Auf den Tisch hin setzt er den Schrein, und droht:

„Du Schlangenbrut, dir geb' ich den Tod!“

Er tritt mit dem funkelnden Dolch heran,  
Da laßt ihn die Kleine so lieblich an.

Sie lächelt aus Blumen des Schiffs hervor  
Im zarten Gewande von Silbermoor.

Da ergreift's ihm die Seele mit Allgewalt,  
Ihm dünkt so lieblich die süße Gestalt.

Und reden kann sie bereits und spricht:

„Du drohst doch wol deiner Stube nicht?

Meine Mutter, die wohnt im Meerpalast  
Und schickt mir Perlen und Goldes Laß.“

Jetzt will ich bleiben im Schloß am Strand:  
Mein Vater ist König von Dänemark.“

Und wunderbar rührt ihn der holde Lant,  
Sein Auge von wonniger Wehmuth thant.

Er drückt die Kleine wol an die Brust:

„O, nun kenn' ich des Lebens beste Lust!“

Doch Stube lächelt voll arger List:

„Schau, schau, wie du so freundlich, so sanft nun bist!

Frau Schiffslieb thäte sich freuen daß,  
Dein Auge zu schauen von Thränen naß.“

König Helge bringt sein Töchterlein zur Zucht und Pflege in ein Schloß am Meer. Sie zeigt einen stürzigen, unbändigen Sinn, wächst aber schnell zur wunderschönen Jungfrau heran. Ihr strahlender Blick verräth aber heimliche Lücke. Sie flücht fortwährend Schiffsfränze, und ihre höchste Lust ist, allabendlich am Fuß des Thurms im blauen Meer umherzuschwimmen.

„Der Gesang des Vogels im Walde“ heißt die dreizehnte Romanze. König Helge sitzt sinnend im Grünen und denkt mit Sehnsucht an Frau Schiffslieb, Stube's Mutter. Da hüpf't von dem Baume herab ein schöner bunter Vogel:

Er setzt sich dem König zu Füßen dicht,  
Und singt und spricht

Zu des Vorns sanft marmeladern Strahle:

„Im Walde die Primeln zu Tausenden stehn,  
Und Mägdlein zahllos und lieblich gehn,  
Als wandelnde Blumen im Thale.

Und schenk dir die Lilie Schiffslieb Trug,  
Noch blühen genug

Dir der morgenustrahlten und bleichen;

Und Herzen dich Frauen im Abendlicht,

So lose und lache und grüne dich nicht,

Wenn hinweg als Schlangen sie schleichen.“

Der Vogel fordert König Helge dann auf, über das Meer in die angelsächsischen Gauen zu gehen und dort um die schöne Königin Dlaf zu freien. Dann hüpf't der Vogel fort, um zuletzt in dem schlüfigen Sumpf als giftgeschwollene Kröte zu verschwinden. Helge denkt unangefest an die Königin in Sachsenland, und schon den



nächstfolgenden Tag durchschneidet er mit seinem Schiff, „der Drache“, die Tiefen.

Die vierzehnte Romanze erzählt „König Helge's Brautfahrt“. Der goldene Drache schwimmt durch die blauen Wogen zum Schloß im Wald der Sachsen. Königin Oluf empfängt die Dänen gastfrei, erklärt aber Helge, daß er, wenn er sie als Weib begehre, sie erst im Zweikampf besiegen müsse. König Helge ist dazu bereit und im Burghofe beginnt der Kampf, in welchem Helge sich anfangs nur vertheidigt, da er natürlich durchaus nicht die Absicht hat, das holde Frauenbild zu erschlagen:

Auf Helm und Goldschild fielen die Schläge schwer und dicht,  
Vom Stahle sprang das Feuer, der Duell des Bluts sprang nicht.

„Zulezt will ich wol siegen“, klang Oluf's Ruf heraus;  
„Ja“, lachte König Helge, „in einem andern Strauß.“

Endlich gelingt es Helge, die stolze Königin zu ent-  
waffnen. Sie bekennt sich besiegt, fordert aber Helge auf,  
erst noch mit ihr um die Wette den Stein zu werfen.  
Zugleich ergreift sie denselben und schleudert ihn kühn weit  
von sich hinweg.

Doch Helge, der Gewalt'ge, der kam und nahm den Stein,  
Zurückgebogen schlug er ins Blaue ihn hinein.  
Der Stein flog zu den Sternen — man sah ihn nimmermehr,  
Er flog wie spät im Herbst ein Vogel übers Meer.

Die Königin bekennt sich abermals besiegt, will aber,  
da sie für Frauenlust und Leiden nicht geschaffen zu sein  
erklärt, sich mit Gold und Edelsteinen loskaufen. Helge  
besteht jedoch auf den ihm versprochenen und von ihm  
redlich verdienten Siegerpreis, und Oluf führt ihn nun  
selbst in den Saal zum Hochzeitsbanket. Hier zechen die  
Dänen und ihr König mit ihnen weiblich, bis Helge an  
Oluf's Seite einschläft:

„Jetzt, meine gute Gose, jetzt hole mir daher“,  
So sprach die listige Königin, „vom Thurm meine Scher“.  
Da schor sie ihm den goldenen, den Äpp'gen Lockenschwall,  
Denn unterm Äsche lagen längst seine Kämpen all.  
Fieß dann den König schnüren in einen Ledersack  
Und in das Schiff ihn bringen mit seinem besoffnen Pack.  
Den Scheitel ihm bestrich man mit schwarzem Pech zuvor: —  
Als morgens er erwachte, wie fuhr er da empor!

Nachschmaubend lichtet er die Anker und segelt zur  
Heimat zurück, während die emportauchende schuppige  
Meerfrau, die ihn zu dieser Brautfahrt durch ihren Vo-  
gel verlockt, sein Schiff mit ihrem Hohn- und Spott-  
gelächter verfolgt.

„Helge und Stube“ heißt die fünfzehnte Romanze,  
in welcher Frau Schiffslieb's dämonische Tochter den rach-  
durstigen König durch ihre Worte und ihren Gesang zu  
nur noch höherm Ingrimm gegen Oluf entflammt.

In der sechzehnten Romanze: „Helge's und Fro's  
Abschied“, erklärt Helge seinem Bruder, daß er fest ent-  
schlossen sei, an Oluf Rache zu nehmen, und steigt mit  
seinen Kriegern wieder zu Schiff.

In der siebzehnten Romanze: „König Helge fährt  
abermals gen Sachslund“, wird durch abwechselnden Allein-  
gesang Helge's und den Chor seiner Kämpen die Kampf-  
lust des Königs und seiner Schar geschildert.

„Helge's List“, wie die Ueberschrift der achtzehnten  
Romanze lautet, besteht, nachdem er an einer verborgenen  
Stelle des Strandes gelandet ist, darin, daß er in wollener  
Seemannsjacke, mit theergetränktem Hute, mit Schwert  
und Pade bewehrt, jedoch mit einem prachtvollen, mit Edel-  
steinen besetzten goldenen Gürtel angethan und gut mit  
Geld versehen, das Heer der Seinen verläßt. Keigin,  
sein Vertrauter, und noch sechs Mann begleiten ihn. Sie  
lenken ihre Schritte waldeinwärts, bis sie an ein am Wege  
stehendes einsames Haus gelangen. Hier sitzt ein Fischer,  
seine Netze fischend, während weiter drunten sein Weib  
steht und angelt. König Helge gräbt, als ob er glaubte,  
er sei unbeobachtet, mit seiner Pade die Erde auf und ver-  
gräbt darin sein Geld und Gold, worauf er sich mit sei-  
nen Leuten wieder entfernt. Königin Oluf hat in ihrer  
Goldgier ein Gesetz erlassen, welchem zufolge ihr von je-  
dem Funde ein Antheil gebührt, und der Fischer macht  
sich daher sofort auf, um ihr zu berichten, was er ge-  
funden:

Im Fluge will ich steigen  
Hinaus ins Korngefild,  
Der Königin will ich zeigen  
Geschwind das goldne Bild.

Ich weiß, am frühen Tage  
Jagt sie durch Busch und Dorn:  
Schon höre ich im Fage  
Das helle Jägerhorn.

In der neunzehnten Romanze: „Die Jagd“, sehen wir  
Königin Oluf den Hirsch verfolgen, welcher sie immer  
weiter in öde Wildniß hineinlockt, bis er endlich ins Meer  
springt. In diesem Augenblick tritt der Fischer hervor  
und erzählt ihr von dem Schatz, den er vergraben sah.  
Die Königin läßt sich von ihm sofort zu der Stelle füh-  
ren; kaum aber ist sie hier angelangt, so tritt König Helge  
mit seinen Leuten aus dem Gebüsch hervor und umzingelt  
sie. Oluf, die ihn abermals zu überlisten gedenkt, heißt  
ihn freundlich willkommen und fordert ihn auf, sie in  
ihre Burg zu begleiten, von wo sie ihm dann als „lie-  
bendes Gemahl“ in seine Heimat folgen werde. König  
Helge aber erklärt:

Zum liebenden Gemahle jetzt mag ich dich nicht mehr,  
Der Rache will ich pflegen, drum kam ich durch das Meer.  
Was Liebeshuld nicht schenkte, nun nehm' ich's mit Gewalt,  
Laß dir vor mir nicht bangen, du liebliche Gestalt.

Nachdem er dies gesagt, läßt er sie von seinen Leu-  
ten ergreifen und auf sein Schiff bringen, wo er sie wol  
drei Wochen behält, um dann ohne sie wieder gen See-  
land heimzusegeln:

Am Ufer, Schiff im Rahne, beim frühen Morgenthau,  
Lag eines Tags die arme, schände verlassne Frau.

„Oluf's Klage am Strande“ ist Gegenstand der zwanzigsten Romanze. Die betrogene Königin, die den Ge-  
danken, Helge's Buhlerin gewesen zu sein, nicht ertragen  
kann, beschließt, sich selbst den Tod zu geben:

Kein menschlich Auge soll mich weinen sehn:  
Zur Felsa stehen  
Will ich und still im Meer zu Grunde gehen. —  
Auf meine Stieher  
Fall' einsam dann am Strand  
Der Nachthau nieder.

Die letzte Romanze: „Dluf's Zuflucht und Wiederkehr“, erzählt, wie die verzweifelte Königin sich in das Meer stürzt. Sie sinkt und sinkt hinab, bis die dunkeln Tiefen plötzlich heller werden und ein von Blumenduft umwehter Wald sie aufnimmt, in welchem ein kristallener Meerpalast emporragt. Sie ist in Frau Schiffslied's Feenwelt, in welcher die Sonne dem nächtigen Mondstrahle gleicht. Die Blumen blühen hier bläulicher als in dem Licht der Oberwelt, Goldblat und Rose glühen weniger, die Lilien glänzen minder, obschon Blatt und Krone wundervoll zu Palmenhöhen emporwachsen:

Und zwischen Stamm und Wurzeln  
Meerungesthüme parzeln.

Frau Schiffslied heißt Dluf willkommen und fordert sie auf, zwölf Monden hier in der Tiefe zu bleiben, während sie, Frau Schiffslied selbst, die Stelle der Königin auf der Oberwelt vertreten will:

Ich thron' indes an deiner Statt  
In deines Landes Reichen,  
Ich will dir wie ein Blatt dem Blatt  
An Wachs und Schönheit gleichen,  
Und während ich im Schwalm bin,  
Soll meine arme Königin  
Ihr Kindlein heimlich kriegen  
Und erdwärts wieder fliegen.

Man glaubt im Volk, den Pfad verlor  
Dein Ungestirn im Jagen;  
Gewaltig bricht der Schmerz hervor  
Und deine Kämpen klagen.  
Mit deinem Namen und Gesicht  
Kommt ich zurück: — man ahnt es nicht;  
Blickt wiederum der Fieder,  
Bist Königin du wieder.

Von deinem Ach und Wehe soll  
Kein Ton zur Erde steigen;  
Der Spottlaß ist die Menschheit voll,  
Doch meine Fische schweigen.  
Ich fordre für die Hülfe gut  
Nur Ingrimm gegen Helge's Blut: —  
Schwör' mir's! Dein ganzes Leben  
Sei Haß und Racheftreben.

Königin Dluf leistet den verlangten Schwur und bleibt, während Frau Schiffslied zur Oberwelt hinausgeht, im Meer zurück, bis sie einst in stürmischer Nacht ein Echterlein zur Welt bringt. Die Nixen benezen die zu Wuth und Haß Erlorene mit Walfischblut und fragen Königin Dluf, welchen Namen sie ihr geben sollen:

„Ei, taufst sie Urfa!“ lacht und spricht  
Die Königin spött'chen Mundes —  
„Der Nam' ist's meines Kindes.“

Nach Jahresfrist kommt Frau Schiffslied wieder in die Wasserwelt zurück und Königin Dluf steigt mit ihrer Tochter wieder an den grünen Strand. Niemand von ihren Leuten als jener Fischer hat gesehen, wie sie von Helge überlistet worden. Er schwört, ewiges Schweigen darüber zu bewahren, und übernimmt die kleine Urfa zur Erziehung. Diese wächst im dunkeln Wald heran und lernt bald mit Reg. und Angel, mit Rahn und Welle spielen:

Ihr Gartenbeet von Blumen blüht,  
Sie selbst wie eine Rose glüht

Am sel'gen Kindheitsbache: —  
Doch nahe ist die Rache.

Hiermit schließt „Helge“. Die Fortsetzung dieses Gedichts ist die Tragödie „Urfa“ und den Schluß bildet die in Prosa geschriebene „Proars-Sage“. In der ersten wird erzählt, wie Dluf sich dadurch rächt, daß sie Urfa, nachdem dieselbe herangewachsen, dem König als Braut zuführt, wo dann Helge, nachdem er die Wahrheit erfahren, sich selbst ins Schwert stürzt. Die Proars-Sage erzählt den Tod des edeln friedliebenden Königs Pro, sowie den Tod des Königs Hrolf Krake, des Sohnes Helge's und Urfa's.

Die von dem Uebersetzer beigegebenen, ziemlich umfangreichen Erklärungen bilden eine werthvolle Zugabe zu seiner gewissenhaft und geschickt gearbeiteten Verdeutschung, und können den Genuß, welchen dieselbe allen der Ursprache nicht mächtigen Freunden der Dehlschläger'schen Muse bereiten wird, nur noch erhöhen.

August Kerschmar.

## Zur deutschen Literaturgeschichte.

### Zweiter Artikel.

(Schluß aus Nr. 3.)

Nach einer kurzen Zwischenbetrachtung über den damaligen Zustand der bildenden Kunst und der Musik, der auf erstem Gebiete noch immer nichts Erfreuliches, auf letztem die fortdauernden Kämpfe der deutschen mit der italienischen Musik aufweist, kommt Fetting zu einem neuen Hauptabschnitt seiner Darstellung: „Vom Siebenjährigen Kriege bis zur Sturm- und Drangperiode.“ Am Eingange dieses Abschnitts steht wieder die hohe Gestalt Friedrich's des Großen, diesmal zunächst als Held und Feldherr, doch aber auch als Regent und Gesetzgeber. Das Kapitel heißt: „Der Siebenjährige Krieg und der aufgekärte Despotismus.“ Der Verfasser schildert folgendermaßen die schon durch Goethe's Äußerungen in „Dichtung und Wahrheit“ bekannten Eindrücke des Siebenjährigen Kriegs auf das deutsche Volk und insbesondere auf die strebsamern Geister:

Man muß die Schriften der Zeitgenossen lesen, um lebendig nachzuempfinden, von welcher freudigen und stolzen Begisterung damals alle Besten durchglüht waren. Als Lessing die preussischen Kriegsklieder Gleim's herausgab, meinte er, nur von dem einzigen Tyräus könne der Grenadier die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu sterben, erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht ebenso natürlich wären als einem Spartaner. In demselben Sinne vergleicht Thomas Abbt, dessen Abhandlung vom Tode fürs Vaterland eins der schönsten Zeugnisse jener gehobenen Stimmung ist, die gefallenen Helden des Siebenjährigen Kriegs mit Epaminondas' heiliger Schar vor Thermopyla. Hatte Friedrich, wie sich Goethe ausdrückt, die Ehre eines Theils der Deutschen gegen eine verbundene Welt gerettet, so schien es jedem Gliede der Nation erlaubt, durch Verfall und Verehrung dieses großen Fürsten theil an diesem Siege zu nehmen; man war, wenn nicht preussisch, so doch frugisch gesinnt. Der eigene Sohn Maria Theresia's machte Friedrich zum Ideal seiner Jugendträume. Und nicht bloß Deutschland, sondern ganz Europa kannte und jubelte. Abbildungen des Helden von Rossbach mit seinem dreieckigen Hut, mit seinem Kräckel und langem Bock waren in jedem Hause Englands, der Schweiz und Italiens.



Zum Hohn der besiegten Hölle war selbst in Frankreich der Sieger von Rossbach der gefeierte Liebling der Volkspartei.

Nimmer aber wäre die Heldentätigkeit einer großen Persönlichkeit allein hinreichend gewesen, eine so tiefe und nachhaltige Erregung der Geister hervorzurufen. Gerade der Siebenjährige Krieg beweist unabweislich, wie nur solche Kriege lebenerweckend wirken, welche die Entscheidung und Durchführung großer Empfindungen und Gedanken, ein ununterdrückbarer Fortschritt des weltgeschichtlichen Geistes sind. Auch der Dreißigjährige Krieg hatte seine großen Helden gehabt und war für Deutschland doch nur die Unglücksquelle entsetzlicher Verödung und Barbarei geworden; der ursprüngliche religiöse Gegensatz, welcher der erste Anlaß des Kriegs gewesen, hatte sich allmählich in die kleinlichsten dynastischen Intricken verzettelt.

Und ebenso wenig wurden später die gewaltigen Napoleonischen Weltkriege von künstlich gewichtigem Bildungseinfluß; für Frankreich waren dieselben nur zwecklos ehrgeizige Eroberungskriege, und in Deutschland verstanden es die Regierungen des Metternich'schen Systems selber nur allzu gut, dem aufstrebenden Freiheitsgefühl sogleich die Flügel zu lähmen. Steht der Siebenjährige Krieg am Eingang des goldenen Zeitalters unserer Literatur, wie die großen Vorkämpfer am Eingang des großen Verklärten Zeitalters, so kommt dies nur daher, weil er in Wahrheit zugleich ein Krieg und Sieg der nationalen Selbständigkeit und Unabhängigkeit, ein Krieg und Sieg der voranschreitenden Aufklärung gegen religiöse und politische Finsternis und Bedrückung, eine Verjüngung und Wiedergeburt der gesamten deutschen Sitte und Denkart war.

Zum ersten mal nach langen Jahrhunderten völliger Schwäche und Erstorbenheit durchdrang die Deutschen wieder das spornende Bild erprobter Kraft und Tätigkeit, das stolze Bewußtsein politischer Machtstellung. Nur wenige fühlten es, und wer es fühlte, beklagte es nicht, daß das lose Gefüge der alten Reichseinheit durch das unabweisbare Emporkommen Preußens nur um so loser geworden. Seit der Unklugorgangen Herrlichkeit des mittelalterlichen Kaiserthums hatte man sich in Deutschland nicht mehr so selbständig und so groß gefühlt.

Besonders der protestantische Theil Deutschlands gewann durch den Siebenjährigen Krieg ein mächtig neues Leben. Der Sieg Friedrich's war nicht bloß die Befreiung des Protestantismus von allen verderblichen Uebergriffen und Eroberungsgelüsten des Katholicismus, sondern auch die Läuterung und Befreiung des Protestantismus innerhalb seiner selbst, die Befestigung und Erweckung des freien philosophischen Denkens und Fortschritts gegen alle hemmende Einsprache eifernden Pfaffenstums.

Was sich in Bildung und Literatur an aufstrebender Kraft regte, wuchs und erstarkte unter diesem belebenden Frühlingsschauspiel.

Was der Verfasser über den „aufgeklärten Despotismus“ und dessen Folgen für den Bildungsfortschritt der Nation bemerkt, das ist zum großen Theil nur eine Wiederholung, Bekräftigung und Weiterausführung des im Eingange dieses Bandes über Friedrich den Großen als Ausgangs- und Mittelpunkt der deutschen „Aufklärungsperiode“ Gesagten. Dinedies fallen die meisten und wichtigsten Regierungsmaßregeln des großen Königs, welche einen allgemeinen, principiell aufklärerischen, reformatorischen Charakter an sich tragen (Befreiung der Presse, Aufhebung aller Concessionen, Abschaffung der Tortur, grundlegende Verbesserung des Justizwesens, Garantie für Unabhängigkeit der Gerichte u. s. w.), vor die Zeit des Siebenjährigen Kriegs, während nach demselben Friedrich der Große überwiegend mit speciellem Anordnungen für Wiederherstellung der zerrütteten Wohlfahrt seiner Länder

beschäftigt erscheint — Anordnungen, die zwar in ihrer Art ebenso bedeutend und für ihn als Regenten, als Volks- und Menschenfreund ebenso rühmlich sind, wie jene früheren, die aber doch wegen ihrer mehr specifisch preussischen und meist auch materiellen Natur auf den öffentlichen Geist, namentlich außerhalb Preußens, einen weniger unmittelbaren und schlagenden Eindruck machten. Daraus erklärt sich wol die sonst schwer begreifliche Erscheinung, daß nicht lange nach dem Siebenjährigen Kriege (man denke an Goethe's eigenes Geständniß in „Wahrheit und Dichtung“) der Einfluß, den die Thaten dieses Kriegs und die Persönlichkeit Friedrich's auf die dichterischen Geister in Deutschland geübt hatten, allmählich wieder mehr zurücktritt und an ihrer Statt von neuem eine mehr idealistische, von dem Dessenlichen abgewendete Denk- und Empfindungsweise Platz gewinnt.

Vielleicht wäre es daher zweckentsprechender gewesen, wenn der Verfasser, dafern er einmal die Erscheinungen des realen Lebens als mitwirkende Factoren in den Entwickelungsgang der Literatur verflechten wollte, eine andere Gruppierung dieser ursächlichen Begebenheiten und ihrer Wirkung auf literarischem Gebiete vorgenommen hätte. Unseres Erachtens sollten nicht bloß Goethe und seine Genossen ihre Stelle vor Friedrich dem Großen haben (wie dies hier der Fall ist), sondern auch die Anacreontiker, auch Klopstock, ja auch Wieland. Denn wenn schon einzelne Wirkungen der Friedericianischen Ära auf diese Dichter sich nachweisen lassen (wie wir selbst dies bei Klopstock versucht haben), so stehen doch diese Dichter insgesammt dem Grundtone ihrer Lebensanschauung und ihrer Dichtung nach auf einem durchaus andern Boden und erscheinen als hervorgegangen aus Zuständen und Stimmungen, welche mit dem von Friedrich ausgehenden neuen Geiste schlechterdings nichts gemein haben, ja den Einflüssen dieses Geistes selbst einen mehr oder weniger zähen Widerstand entgegenzusetzen. Dagegen gruppieren sich unmittelbar um Friedrich herum, als von ihm direct beeinflusst (und zwar nicht erst seit dem Siebenjährigen Kriege, sondern schon bald nach seiner Thronbesteigung), zunächst alle die Richtungen, welche auf die Erfassung und Behandlung der Realität des Lebens ausgehen (war doch Friedrich selbst, wie Carlyle es nicht schlecht ausgedrückt hat, „eine gekrante Realität“; „fast die einzige“, wie derselbe Schriftsteller hinzusetzt, „in jenem so uncellen, phantastischen Zeitalter“!), also die Popularphilosophie mit ihrer sorgfältigern Beobachtung des empirischen Menschen — des einzelnen und des Gesellschaftsmenschen oder Bürgers, mit ihrer eifrigen Hinlenkung auf empirische Psychologie und Anthropologie, mit ihrem lebhaften Interesse für das, was wir heute Socialwissenschaft nennen würden (wir erinnern nur unter anderem an Garves Buch vom deutschen Bauer), ferner die Publicistik, die Volkswirtschaftslehre und Statistik, dann (auf einem schon mehr idealen, rein literarischen Gebiete) die Kritik, insofern sie namentlich auf Lebenswahrheit drang und ebensowol gegen allen phantastischen Ueberschwang, wie gegen alles Falsche, Er künstliche, Conventionele eiferte,

zuletzt endlich die im gleichen Geiste positiv schaffende und neubauende dichterische Production, deren höchste Aufgabe wir von Lessing mit richtigem Blick erkannt, mit sicherer Hand vorgezeichnet und zum Theil durch eigene dichterische Thaten bereits verwirklicht erblicken.

So, meinen wir, würde der rothe Faden, der sich vom Leben aus und insbesondere von der gewaltigen Neugeburt des deutschen Lebens durch Friedrich den Großen hinüber in die Welt der Dichtung und der Literatur überhaupt, und durch diese hindurch als verbindende Kette einer Reihe von Erscheinungen weitererschlingt, deutlicher erkennbar hervortreten, als bei der vom Verfasser gewählten Reihenfolge und Anordnung der verschiedenen Momente.

Was das Einzelne betrifft, so sind zunächst „die Popularphilosophen“ von dem Verfasser mit dankenswerther Sorgfalt behandelt. Zu unserer Freude finden wir hier, namentlich in dem über Nicolai Gesagten, eben jene Willigkeit und Unbefangtheit wieder, mit welcher der Verfasser auch schon früher einen Rabener, einen Günther, sogar einen Gottsched gegen einseitige und übertriebene Anfeindungen und Verkleinerungen in Schutz nahm und in das rechte Licht einer objectiven, seinen Gegenstand weder über- noch aber auch unterschätzenden Betrachtungsweise zu rücken bemüht war. Etwas ausführlicher hätten wir wol neben Nicolai und Mendelssohn auch Garbe behandelt zu sehen gewünscht; von Engel ist hier nur die Zeitschrift „Der Philosoph für die Welt“ erwähnt; seine sonstige schriftstellerische Thätigkeit, namentlich sein Roman: „Korenz Stark“, der trotz mancher Schwächen doch ein merkwürdiges Product jener Zeit ist und nach gewissen Seiten hin noch jetzt seinen Reiz behauptet, ist wol dem dritten Bande vorbehalten.

Auch die „Anfänge der Kant'schen Philosophie“, von 1747—70, werden eingehend besprochen und die Reime der gewaltigen, erst in dessen spätern Schriften zur Reife gediehenen speculativen Reform schon hier aufgezeigt.

Sodann folgt wieder ein Abschnitt über den theologischen Nationalismus, diesmal repräsentirt durch Semler und Bährdt, woran sich unmittelbar „der aufgeklärte Catholicismus“ anschließt. Zwischen letztern und die „Illuminaten“ (die dazu eine gewisse innere Beziehung haben) schiebt sich ein Abschnitt über Erziehungs- und Volksliteratur, der uns Basedow, Campe, J. G. Schloffer, den Freiherrn von Rochow, J. G. Hirzel, Pestalozzi und G. Veder vorführt, während Heflin hier nicht, sondern lediglich unter den Geschichtschreibern erscheint, welche letztere meist den politischen Schriftstellern nach den Illuminaten auftreten, und zwar neben Heflin noch K. J. von Moser, von Sonnenfels, J. Mäfer, Th. Abbt, Gatterer, Schröckh.

Mit Winckelmann treten wir in die „Aesthetik und Kunstgeschichte“ ein; an ihn reihen sich Chr. L. von Hagedorn und Kasael Mengs. Hier ist der Verfasser auf seinem speciellen Gebiete; wir erhalten von ihm werthvolle Aufschlüsse und Winke über diese sonst in Literaturgeschichtlichen Werken selten berücksichtigte wichtige Seite des all-

gemeinen Geistes- und Culturlebens. Auch die ausübende Kunst, die bildende sowol als die Musik, werden noch am Ende des vorliegenden Bandes abgehandelt in ihren Vertretern Kasael Mengs, Deser, Angelika Kauffmann, P. Haderl, Chodowiecki; Gluck, J. A. Hiller und Haydn.

Die übrigen Abschnitte dieses Bandes sind der Dichtung gewidmet, und zwar so, daß der Verfasser erst die Klopstockianer und die Gleim'schen „Grenadierlieder“, dann Wieland, zuletzt Lessing, und zwar den ganzen Lessing, nicht bloß den Kritiker und Dichter, sondern auch den Philologen, den Kunst- und Alterthumsforscher, den Theologen und Philosophen, bespricht. Es ist eine feine Bemerkung von Fettingner, wenn er an den naiven Volkston der Gleim'schen „Grenadierlieder“ (im Gegensatz zu dem hohlen Wortgerassel der Odenmacher, Barben u. s. w.) die Lessing'schen Studien über das Volkslied anknüpft und damit schon auf Herder's theoretische, Goethe's praktische Bestrebungen für Wiederbelebung des einfachen, innigen Volksliedes hinüberdeutet.

Der Abschnitt über Wieland ist, wie uns scheint, dem Verfasser am wenigsten gelungen. Täuschen wir uns, oder ist dem wirklich so: uns will bedünken, der Verfasser habe seinem Gegenstande nicht jenes tiefere Interesse abzugewinnen vermocht, ohne welches der Historiker, und zumal der Literar- und Kulturhistoriker, niemals im Stande ist, einen Stoff so recht lebendig und anschaulich zu gestalten. Sowol das, was Fettingner an Wieland lobt, als was er an ihm tadelt, bleibt an der Oberfläche haften, bringt nicht in den eigentlichen, tiefern Kern der Sache ein; das formale Element, die Ausbildung und Pflege gewisser Dichtungsarten durch Wieland u. dgl. m., spielt eine Hauptrolle, und wenn am Schluß, nach einer ziemlich in allen Stücken verurtheilenden Kritik über den Dichter, dennoch Fettingner sagt: „Trotz alledem bleibt Wieland das große geschichtliche Verdienst, daß er das poetische Ideal der Deutschen, das durch Klopstock auf verhängnißvolle Irrwege geführt war und das Lessing vorzugsweise nur nach der dramatischen Seite pflegte und ausbildete, gekräftigt und bedeutend erweitert hat“, so fragen wir uns verwundert: wodurch? wiefern? und finden in den vorausgegangenen Betrachtungen Fettingner's auf diese Fragen keine rechte Antwort.

Es möchte in der That dem Verfasser nicht leicht sein, anzugeben, worin diese „Kräftigung und Erweiterung“ des „poetischen Ideals der Deutschen“ durch Wieland bestanden habe. Jedenfalls war der „Irrweg“, auf welchem Wieland die deutsche Muse führte, allermindestens ebenso „verhängnißvoll“ wie der Klopstock's, und mit Lessing's Verdienst um die deutsche Literatur müßten wir dasjenige Wieland's auf keine Weise zusammenstellen sehen. Wieland's Lebensanschauung krankt an derselben Einseitigkeit, derselben Beschränktheit auf das kleine Ich des Individuums, demselben Mangel an großen thatkräftigen Interessen, wie die der Seraphiker und Empfindsamen. Und wenn sie an poetisch-plastischem Reiz manches vor dieser voraussetzt, so steht sie ihr dagegen an sittlicher Würde und Höhe bedeutend nach. Die Klopstockianer verzärtelten

den Menschen durch allzu viel Schönthun mit hohen und edeln Gefühlen von oft ziemlich vager und fast immer thatenloser Natur, aber sie setzten wenigstens sein ideales Wesen in Bewegung. Das „poetische Ideal“ Wieland's ist eine ebenso thaten- und charakterlose Gefühls- und Phantasieschwelgerei, aber nach der sinnlichen, thierischen Seite des Menschen. Der Wieland'sche Genußmensch, auch der verfeinerte, ist ein ebensolcher Egoist wie der Klopstock'sche Schwärmer, der seinen Egoismus unter der Maske angeblicher Verzichtleistung auf alles Irdische verbirgt, nur ein raffinirter und planmäßiger. Und doch gibt es, nach unserer Ansicht, auch für Wieland einen Standpunkt der Betrachtung, von welchem aus seine literarische Wirksamkeit ein nicht geringes Interesse darbietet, wenn auch vorzugsweise nur — um es so auszudrücken — ein pathologisches. Wir studiren an ihm eine interessante Krankheitsgeschichte jener Zeit: den nothwendigen und unausbleiblichen Umschlag des einen Extremis, welches die Empfindsamkeit und die Versiegenheit der Seraphiler darstellt, in ein anderes, den Cultus der Sinnlichkeit, nicht als eine Sache der Leidenschaft, des übermächtigen Naturtriebes, sondern als Sache einer ebensolchen doctrinären Consequenzmacherei und Selbstbelugung, wie es ihrerseits jene Schwärmerei und Idealisterei gewesen war. Das bei dem gänzlichen Mangel an großen, realen, öffentlichen Interessen nur auf sich selbst und sein inneres Gefühlsleben angewiesene Individuum mußte entweder empfindsam schwärmen und himmeln, oder sich faunisch lusternen Phantasiespielen ergeben, auch wol beides abwechselnd oder mischsam in unklarer Mischung. So bildet Wieland die sozusagen naturnothwendige Rück- oder Rehrseite Klopstock's; beide Strömungen gehen dann nebeneinander her, mischen und kreuzen sich wol auch vielfach (z. B. im „Werther“ und im „Faust“) und bilden so noch weithin durch das ganze vorige Jahrhundert die Signatur des geistigen und sittlichen Lebens unsers Volks.

Dabei ist Wieland von der rechten Naivität und Unbefangenheit des wahren Dichters mindestens ebenso weit entfernt wie Klopstock. Denn der Cultus der Sinnlichkeit, den er poetisch verherrlicht, ist bei ihm nichts weniger als der unmittelbare Ausfluß einer starken und tiefen Leidenschaft, vielmehr das künstliche Product eines doctrinären Raffinements. Wieland hat, wie es Frau von Staël richtig bezeichnete, den Epikuräismus zu einem Dogma gemacht. Erst seine Nachfolger, zunächst Heineke, in gewisser Hinsicht auch der Verfasser des „Allwilt“, vor allem aber Goethe, haben die Poesie der Sinnlichkeit aus dieser doctrinären Verkrüppelung und dieser frostigen Gemächtheit herausgelöst, ihr den glühenden Obem der Leidenschaft eingehaucht. Wieland war nur ein Durchgangspunkt, allerdings wol ein nothwendiger, von der übersinnlichen Dichtung Klopstock's zu dieser sinnlichen. Daher hat er für die Literaturgeschichte heute weniger ein eigentlich literarisches oder poetisches, wol aber ein culturgeschichtliches, gewissermaßen pathologisches Interesse. Wir sehen an ihm, wie die einfach sinnliche Empfindung unsrer Völke so sehr verloren gegangen war, daß sie erst

durch einen künstlichen Proceß, eine Art poetisch-philosophischer Dialektik wiederhergestellt werden mußte, wobei sie jedoch auf diesem künstlichen Umwege den größten Theil ihrer Natürlichkeit und Unbefangenheit einbüßte, erkünstelt, unwahr, daher vielfach auch ästhetisch unschön ward.

Was Wieland von Lessing durch eine weite Kluft scheidet, hat der Verfasser sehr zutreffend in wenigen Worten sogleich im Eingange des Abschnitts über Lessing angedeutet, wenn er sagt: „Lessing ist der mannhafteste Charakter der deutschen Literaturgeschichte.“ Das ist's! Klopstock blieb sein Leben lang ein Jüngling, ein strebender, begeisterungsvoller, glühender Jüngling, aber der über das bloße Wollen nirgends recht hinauskam, es zum kraftvollen und erfolgreichen Können niemals recht brachte. Wieland vollends war das baare Gegentheil eines mannhaften Charakters, halb ein verzärteltes Kind, halb ein weiblich-weichliches Wesen — die „zierliche Jungfrau von Weimar“, wie ihn Goethe wol spöttisch nannte. Lessing ist ein Mann, ein Charakter, und so ist auch seine Poesie eine mannhafte, charaktervolle, thatkräftige. Auch darin führt uns der Verfasser sogleich in den Mittel- und Lebenspunkt der Lessing'schen Thätigkeit ein, daß er ihn vor allem als Dramatiker, kritisch und productiv, charakterisirt. Mit großer Sorgfalt, gründlicher Velehrtheit und sichtlich liebevollem Eingehen auf seinen Gegenstand schildert Fettingner die verschiedenen Entwicklungsstufen der dramatischen wie der dramaturgischen Bestrebungen Lessing's. Es ist ein äußerst sauber gearbeiteter Abschnitt. Ein zweiter, besonderer Abschnitt ist sodann dem Lessing'schen „Laokoon“ gewidmet. Hier hat der Verfasser Gelegenheit, neben und trotz seiner warmen Begeisterung für Lessing doch auch sein unbestochenes selbständiges Urtheil zu bewahren: so sehr er Lessing's Ansichten über die Grenzen zwischen Poesie und Malerei hochhält, so wenig verhehlt er seine Nichtübereinstimmung mit so manchem Ausspruch desselben im Gebiete der bildenden Künste selbst, besonders der Malerei. Als drittes Hauptstück der Lessing'schen Thätigkeit handelt der Verfasser endlich Lessing's „Theologische Schriften“ ab. Die von theologischen und literarhistorischen Erklärern Lessing's so viel verhandelte Frage: ob sich aus Lessing's Schriften ein einziges consequentes theologisches oder philosophisches System darstellen lasse, glaubt er durch Unterscheidung eines esoterischen und eines exoterischen Theils in seinen dahin bezüglichen Schriften bejahen zu können. Im übrigen schließt er sich rückhaltlos der Ansicht an, Lessing sei Spinozist gewesen.

Zum Schluß kommt Fettingner noch in einigen Worten auf Lessing's Verhältnis zu den politischen und patriotischen Anschauungen seiner Zeit. Auch hier ist er unbefangen genug, einzugestehen, daß Lessing hier einen Weg ging, den wir heute nicht mehr als richtig anzuerkennen vermögen, indem er die Ziele des Menschen nicht im Staate, sondern außerhalb und über denselben suchte. Das höchste Ziel freilich, sagt Fettingner, bleibe doch immer dasjenige, auf welches auch Lessing hingewiesen, „die allgemeine Menschen- und Völkerverbrüderung, das Evangelium der reinen und freien Humanität“.

Mit Befriedigung legen wir das Bettner'sche Buch, trotz abweichender Ansichten in einzelnen Punkten, als ein mit großem wissenschaftlichen und künstlerischen Ernst und mit warmer Hingebung an seinen Stoff gearbeitetes Werk aus der Hand, und mit Spannung sehen wir dem letzten Theile desselben entgegen, der uns zu dem wichtigsten Abschnitte unserer nationalen Literaturgeschichte, der großen klassischen Zeit der Herder, Goethe, Schiller, Kant u. a., geleiten wird.

Karl Biedermann.

### Unterhaltungsliteratur.

1. Der letzte Trunk. Roman von Ernst Willkomm. Berlin, Jante. 1866. 8. 1 Thlr.

Der schönste und prächtigste Brunnen Roms ist die in rauschenden Sprudelbächen die Quellen des Sabinergebirgs ausströmende Fontana Trevi. Mancherlei Sagen kullpfen sich an sie. Die poesievollste dürfte diese sein:

Wer aus der Fontana Trevi unmittelbar vor seiner Abreise aus Rom trinkt, den hält es nicht dauernd jenseit der Berge. Die Sehnsucht zieht ihn fortwährend zurück nach Rom, und nicht eher findet seine schwächende Seele Ruhe, bis das suchende Auge das Kreuz auf St. Peter wieder über die braunen Hügel der Campagna sich erheben sieht und die Springbrunnen der Ewigen Stadt wieder Frieden in sein klopfendes Herz träufeln!

Auf diese Sage, die wir mit Ernst Willkomm's eigenen Worten in seiner vorliegenden neuesten Dichtung citiren, fußt deren Titel „Der letzte Trunk“. Ihr Kern ist die Schilderung von dem eigenthümlichen, unwiderstehlichen und geheimnißvollen Zauber Roms, der jedem, welcher die Stadt los und nur mit dem Auge des Poeten und Künstlers anschaut, als Wirkung der Wahrheit erscheinen, dem nicht mehr vom ersten überwältigenden Eindruck geblendeten Auge des kalt prüfenden und zerklegenden Verstandes dagegen nur als Wirkung schöner Sinnentäuschung sich darstellen mag. So wird der am römischen Zauber auch noch nach seiner Rückkehr in die deutsche Heimat und als beglückter Gatte tränkende und mit seiner krankhaften Sehnsucht nach der Ewigen Stadt selbst seine junge lebensfrische Gattin anstehende Maler Herwarth erst durch eine zweite Römerfahrt — entzaubert, nach dem Vernunftsatz: Täuschung heißt nur Erkenntniß.

In der Ausführung ist dem Dichter die Periode der Verzauberung ungleich besser gelungen als die der Entzauberung, die im Verhältniß zu jener auffallend flüchtig und nicht kräftig und durchschlagend genug behandelt ist. Namentlich gilt dies von der kirchlich-religiösen Frage, die natürlich auch in diesem neuesten Beitrag zur Erkenntniß des römischen Wesens eine sehr wichtige Rolle spielt; je interessanter und versöhnungsvoller ihre Anregung, desto matter und unbefriedigender will uns schließlich ihre Lösung bedünken.

2. Otto von Walter. Ein Künstlerleben aus der Dachstube bis in den Palast. Von Heinrich Martin. Drei Bände. Dresden, Wiesade. 1865. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Ein Künstlerleben aus der Dachstube bis in den Palast läßt natürlich einen Lebenslauf in aufsteigender Linie

erwarten; wir wundern uns daher nicht wenig, gleich im Eingange den Titelhelden in seiner Dachstube als grauhaarigen Kammermusikus a. D. und Vater zweier heirathsfähigen Töchter kennen zu lernen, bis wir sehr bald dahinterkommen, daß diese schon abwärtschreitende künstlerische Persönlichkeit keineswegs der eigentliche Held des Buchs ist. Letzterer ist in der That ein noch hoffnungsvoller junger Künstler, seines Zeichens ein Maler. Wir lernen ihn im zweiten Kapitel in der Dachstube gegenüber kennen, wie er im Mondschein im Fenster liegend an eine der Musikstüchter die schwärmerische Apostrophe richtet: „O du holdes süßes Wesen! Du Stern meines Lebens!“ Diese erste Phrase aus Theodor Blandau's Munde kennzeichnet seine Individualität für alle drei Bände; er ist eine jener haltlosen sentimentalen Naturen, die uns durch ihre ewige Liebes- und Ratareschwelgerei in Büchern ebenso gründlich zu langweilen pflegen wie im Leben. Erst liebt er die jüngere Schwester; dann, weil diese sich ihm zu zurückhaltend zeigt, die offenerherzigere Ältere; zuletzt kehrt er zurück zur jüngern, weil ihr der Liebesgram das Herz brechen will, und die verlassene Ältere entschädigt nun sein im Laufe der übrigen nicht viel länger als ein Jahr spielenden Erzählung gewonnener Freund, ein durch unglückliche Jugendliebe schwermüthig gewordener, feinerreicher englischer Kunstmäcen, der schließlich alle diese schönen Seelen, zu denen auch noch eine wiedergefundene Tante kommt, aus ihren respectiven Dachstuben in seinen prächtigen Palast bringt. Man sieht, die Verheißung des Titels: „Aus der Dachstube bis in den Palast“, hat der Verfasser wörtlich erfüllt. Wo aber bleibt das „Künstlerleben“? Der empfindsame Maler wirft jeden Augenblick Pinsel und Palette ungeduldig beiseite, um in Natur oder in Liebe zu schwelgen, bewundert darum der edle Kunstmäcen doch nicht weniger seine „genialen Schöpfungen“ in den begeistertsten Phrasen und erneuert ihn schließlich der kunstliebende Fürst zum „Hofmaler“; der Tonkünstler, von dessen bürgerlichem Lebenslauf uns nachträglich noch eine umständliche Erzählung voll alltäglicher Misere aufgetischt wird, die ihn vom Günstling des Fürsten zum Klavierschläger und Notenschreiber degradirt hat, spielt wol gelegentlich seinen Töchtern und Freunden seine „schwungvollen Symphonien“ vor und erhält schließlich vom Fürsten die ihm entzogene „Snade“ und „Pension“ zurück. Dies nebst einigen gemeinplätlichen Kunsttraironsments sind die einzigen künstlerischen Bezüge. Nichts von organischer Entwicklung einer künstlerischen Individualität, von ihrem progressiven Werden und Wachsen, von ihren geistigen Kämpfen bis zum bewußtwill erlangenen Ziele! Desto ausführlicher und breiter ist der Verfasser in der Darstellung des materiellen Lebens seiner Helden, in der Beschreibung der diversen „Dachstuben“ und des „Palastes“, dem sogar ein eigenes Kapitel gewidmet wird, sowie sonstigen Weiwerts; viel zu breit und gebehmt, um nicht vielfach, namentlich aber während des letzten Bandes, unsere Geduld auf eine harte Probe zu stellen; zwei Bände hätten für den in Charakteren und Handlung denn doch nur dürftigen Stoff schon mehr als



genügend ausgereicht. Eine andere Geduldsprobe ist die häufige Absurdität des Stils, wenn dieser sich in ein seltsam barockes Gemisch von theils schwülftigen, theils unpassenden, unlogischen Bildern und Metaphern und von plattesten Trivialitäten verirrt.

3. Pitt Harnes. Ein Seeroman von Adolf Schirmer. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 1865. 8. 3 Hfr. 15 Hgr.

Durch die Gattungsbezeichnung „Seeroman“ erweckt dies Werk Voraussetzungen, die es nicht ganz erfüllt. Nur der erste Band spielt auf dem Meere und gibt aus dem See- und Seemannsleben, in das der fast noch kindliche Held, ein von der Natur mit vielem Mutterwitz begabter, in der Erziehung aber gänzlich verwahrloster und daher als ein eigenartiges komisches Charaktergemisch von Gut und Böse sich gebender sechzehnjähriger hamburgher Schiffersohn eingeführt wird, Schilderungen, die eine erfahrungsmäßige und bis in die feinsten technischen Details sich erstreckende Vertrautheit des Verfassers mit seinem Stoff bekunden und durch realistische Treue wie durch

originelle, von gesundem und frischem Humor gewürzte Lebendigkeit unsere volle Anerkennung verdienen. Mit Ausnahme des Schlußkapitels, das den drohenden Lauf von einem Felden, nach kurzer, aber wechselvoller Laufbahn, seltsam genug als tragisches Opfer einer verbrecherischen Intrigue sterbend zurück zur Heimat führt, spielen die übrigen Bände auf dem amerikanischen Festlande, in Newyork unter den Selbaristokraten und den Rowdies, in Philadelphia unter den Quälern, in Charleston unter Gauflern, in Texas unter den Sklavenhaltern, im Irwalde und in der Prairie. Auch sie stellen zwar durch sachkundige und lebendige Schilderung von Land und Leuten, sowie durch die consequent fortgeführte scharfe Charakteristik der im ersten Bande eingeführten Hauptgestalten, verlieren sich jedoch in der Handlung wie in der Intrigue und besonders in den der letztern zum Grunde liegenden, höchst unwahrscheinlichen und auf die äußerste Spitze gestellten Motiven zu sehr in das leichte Fahrwasser des ordinären Abenteuerromans. 20.

## Seuilleton.

### Literarische Pflaundersien.

Das an der wiener Burg gegebene Drama von Victor Sardou: „Die Junggesellen“, hat eine etwas lässige Aufnahme gefunden; es scheint, als ob man in Deutschland der dramatischen Muse des second empire milde zu werden anfange. So hat vor kurzem auch das Leipziger Publikum den „Armen Edelmann“ von Octave Feuillet gänzlich abgelehnt und Sardou's „Platteruch“ sich mit gemäßer Noth gefallen lassen. In der That eignet sich keine Gattung der passionen und dramatischen Muse weniger zu Uebersetzungen, als das Lustspiel, welches aus dem nationalen Geist herausgeboren, ein Lebens- und Sittengemälde der unmittelbaren Gegenwart ist. Die pariser Gesellschaft bewegt sich eben um ganz andere Angelpunkte des sittlichen, resp. anstaltlichen Lebens, als die deutsche. Wenn aber diese pariser Stücke auf den deutschen Horizont blickt werden, so verlieren sie den ihnen eigenthümlichen Parfüm, der sich nicht besser bezeichnen läßt, wie als aus dem Arosteninhalt bereitetes Eau de mille fleurs. Man frangösiert sich freilich auch auf den zweiten Bühnen unserer Hauptstädte nach besten Kräften; man tanzt dem Cancon nach den vorzüglichsten Musikern, und Soubretten, die den Champagnertrauf und einen andern am besten symbolisiren, werden die belarberten Königinnen der Bühne; man sucht auch die plastischen Reben des französischen Theaters nach Kräften dem deutschen anzueignen. Die große Gläubigkeits-Feerie ist zwar bis jetzt über keine deutsche Bühne gegangen, so glücklich der Stoff gewählt ist, um weithinige Schlüssigkeiten ohne Hülf der Robesjournale zur Schau zu stellen; auch die neue Kostümrévue des weiblichen Geschlechts von den Zeiten Eva's bis zu einer Zukunft, die vielleicht ebenfalls alle Robesjournale hinter sich hat und zum Feigenblatt zurückkehrt, hat bis jetzt bloß die Pariser erbaut. Doch scheint es nicht, als ob dieser Reich an Deutschland vorübergehen sollte, wenn man nach der Ausschreibung einer Berliner Bühne schließen darf, welche 100 Mädchen zur Darstellung einer Feerie anwirbt. Es ist also Aussicht da, daß sich auch die deutsche Bühne allmählich in eine große Quixim Müller'sche Drehscheibe verwandelt.

Inzwischen ist den Pariser selbst die Speculation auf den Effect durch gewagte Situationen zu grell geworden und so haben am Théâtre français „Les hardiesses de Henriette Maréchal“ von Théophile Gautier und einem Mitarbeiter ausgeführt und ausgepiffen — eine banale Ehebruchgeschichte, in welche eine nicht minder banale Nebenbuhlergeschichte von Mutter und

Tochter verwebt ist. Das Hauptgout der Komödie besteht darin, daß die Autoren als Hauptthemen einen hartlosen Jüngling gewählt haben, der eine Frau verführt, welche seine Mutter sein könnte. Der Protest des pariser Publikums wird uns diese „Hardiesses“ ersparen.

Da ist doch diesen raffinierten Stücken des second empire bei weitem die gesunde Hausmannsstoff vorzuziehen, welche deutsche Lustspielmacher aus der Schule Robeue's und Pfand's uns bieten. Das neue Lustspiel von Robert Benedix: „Die zärtlichen Verwandten“, ist in München, Karlsruhe, namentlich aber in Leipzig mit bestem Erfolg im Scene gegangen. In der That ist die Verwandtencolonie in dem Stück mit vieler Komik geschildert und gerade durch die Zusammenstellung wirksam, während uns freilich die einzelnen Gestalten, die gelehrte Schriftstellerin, die mannsstolze alte Jungfer, der vielgerühmte Oed u. s. w., wie alte gute Bekannte gemäßen. Auch erhebt der Fortgang der Handlung im zweiten und dritten Act bedeutlich; doch das Auseinanderklagen der komischen Charaktere bietet einigen Ersatz dafür und läßt die Langeweile, die sich oft anmeldet, nicht zu Worte kommen. Es sind deutsche Charaktere, deutsche Lebensverhältnisse, die uns hier begegnen, im ganzen schlichte und wahr gezeichnet; wir brauchen bloß bei dem Nachbar ins Fenster zu sehen, so erblicken wir irgendetwas Original, das zu diesen Copien Modell gegeben hat. Es ist das immerhin ein Verdienst des Sittenslustspiels, welches ins volle Menschenleben hineingreifen soll. Weniger Glück hatte das neue Lustspiel von Julius Rosen: „Neue Menschen“, in Berlin, trotz des frischen und sprühenden Dialogs, der diesem Autor eigen ist; es soll zu sehr aus dem Gebiet des Lustspiels in das der Pötte hinübergreifen.

Zwischen findet die von uns stets empfohlene Sitte öffentlicher Vorlesungen von Seiten der Dichter Fortgang, ja sie scheint einen neuen Aufschwung zu nehmen. Zwar das Beispiel eines Alexandre Dumas, dessen Causeries in Pesth, wo der hundertbändige Dichter im Magyarcostüm erschien, eine freundliche Aufnahme fanden, in den stillen Lagunen Venedigs aber rettungslos versanken, dürfte wenig zur Nachfolge ermutigen. Dennoch haben die pesther Vorbetr des productiven Romanautors den bekannten Dichter und Autobiographen, Karl Hugo, nicht schlafen lassen. Er ist, wie die wiener „Presse“ berichtet, aus Karlsruhe in Wien eingetroffen, um sich nach Pesth zu begeben, trägt magyarisches Costüm und will in Pesth Fragmente

aus seinen Dramen vorlesen. Ebenso ist Bogumil Soły in der Gedenkhauptstadt an der Moldau eingetroffen, um dort öffentliche Vorlesungen zu halten. Seine Charakteristik des modernen deutschen Lebens wird bei ihrer ägenden Schärfe gewiß nicht dazu beitragen, in dieser Epoche nationalen Aufschwungs dem Deutschthum besondere Sympathien zu erwecken.

Das Beispiel Karl von Holtei's findet man nicht in Schäften selbst Nachahmung. Der Dichter der „Dionysy“ (Leipzig, Brodhause), Hermann Neumann, früher preussischer Offizier, gegenwärtig als Oberinspector der Garnisonverwaltung in Reiffe lebend, hat dort im Saale der Militärresource einen Cylindus von sechs Vorlesungen aus seinen eigenen lyrischen, epischen und dramatischen Schäften gehalten, unterbrochen durch autobiographische Mittheilungen und Anekdoten. Die „Schlesische Zeitung“ spricht sich über die hervorragende echt dichterische Kraft, die sich in einzelnen Balladen offenbart, sehr anerkennend aus. In weiteren Kreisen ist außer „Dionysy“ wol nur Neumann's in Kaschmir spielende Dichtung: „Nur Jehan“ (Breslau, E. Trewenden), ein Werk vom glänzenden, erotischem Colorit, bekannt geworden. Im Bezug auf die übrigen zahlreichen Werke, von denen wir selbst erst aus dem Inhaltsverzeichnis der Vorlesungen Kenntniß nahmen, kann der Dichter mit dem Nachtreifer in „Wallenstein's Lager“ sagen: „Doch meine Verdienste — die bleiben im Stillen.“ Die Vorlesungen, wie die Vielseitigkeit dieser verschämten Muse ist wirklich gleich erstaunlich. Da finden sich dramatische Märchen, wie „Die Frühlingsfeier der Ehen“; metapophysische Dramen, wie „Das letzte Ehepaar“; historische, wie „Robert Bruce“; musikalische, wie „Der Sängerkrieg auf der Wartburg“; religiöse, wie „Die Glaubensprobe“; lyrische Dramen: „Wir hatten uns zu lieb“; politische Gedichte: „Meine Zeit“; Sonettensätze, von denen der eine „Tajarus“ 400 Sonette enthält, während einer Angelika 50 gewidmet sind; geharnischte Sonette; außer „Dionysy“ noch drei größere erzählende Gedichte in Ottavio rimb: „Herdr“ und „Das gebrochene Herz“; zwei historische Epen in Balladenform: „Jürgen Mollenweber“ und „Kosciuszko“; ein erzählendes Epos in drei Bänden: „Der Bauernkrieg“; ein patriotisches episches Drama: „Im Schloß und daheim“; ein Märchenbuch: „Drei Meister und ihre Gesellen“; ein poetisches Tagebuch: „Nur und blühig“, das über 1000 Sentenzen enthält: Novellen, Memoiren und allerlei kleinere, auch erzählende Dichtungen. In der That, der Maß unser Dichters gehört zu den geduldigsten, die es in Deutschland gibt; denn eine solche Fülle von ungedrucktem poetischen Material wird kaum ein zweiter enthalten. Das Herausgeben nonum prematur in annum hat hier eine, den gesetzten Termin noch überschreitende Beobachtung gefunden. Im Bezug auf größere Dichtungen hat freilich der deutsche Buchhandel so entmutigende Erfahrungen zu machen, daß vielleicht manches Wichtige Werk im Pulse mordert. Einem ja productiven Dichter ist es indeß nicht zu verargen, wenn er einige seiner reichen Schätze flüchtig zu machen und an die Öffentlichkeit zu bringen sucht, sei es auch nur die bescheidene Öffentlichkeit, die eine Vorlesung in der schlesischen Garnisonstadt Reiffe gewährt.

Ueber den verstorbenen dresdener Dichter Otto Ludwig werden neuerdings von verschiedenen Seiten mancherlei charakteristische Mittheilungen veröffentlicht. Einem längern Artikel von Gustav Fröschling in den „Gemeinen“ folgt jetzt ein Aufsatz von Betty Paoli im Familienblatt der „Neuen Freien Presse“, der allerlei Reminiscenzen einer persönlichen Begegnung mit dem Dichter mittheilt. Aus diesen Unterredungen erfahren wir, daß Otto Ludwig ein großer, und wir möchten hinzufügen ein blinder Schaffsperomane war, während er sich in seiner geringschätzigen Anschauung von dem Dramatiker Friedrich Schiller von Jahr zu Jahr steigerte. „Ehstieben abnehmend“, erzählt die Berichtflatterin, „verhielt Ludwig sich gegen die Dramen Schiller's; er beschuldigte ihn geradezu, der gefunden Entwicklung des deutschen Dramas hindernd in den Weg getreten zu sein, indem durch sein Beispiel das rhetorische Element

ein verderbliches Uebergewicht erhielt. Schiller, äußerte er, ist es hauptsächlich darum zu thun, erhabene Gedanken und Empfindungen in prachtvollen Versen auszusprechen. Darin ist er ein unerreichter Meister. Und nicht blos darin, nein, auch in der Macht der Stimmung, in der Kühnheit des dramatischen Wufs. Ob aber die Reden, die er seine Personen halten läßt, mit ihrem Wesen, ihrer äußern Stellung übereinstimmen, ob sie in ihrem Munde denkbar sind, das kümmert ihn nicht im geringsten. Ebenso wenig fragt er danach, ob solche Menschen in einer solchen Situation sich auch wirklich so benehmen würden. Das Reden war ihm eben die Hauptsache. Wie groß seine Beifallsliebe, sein Verlangen nach augenblicklichem Erfolg war, geht wie aus seinen Werken, so auch aus seinen Briefen sehr deutlich hervor. Viel unbefangener, unpersonlicher und darum größer steht Goethe in dieser Beziehung da. Wir sprachen von Schiller's ungeheurer Popularität. Ludwig bemerkte: Ich kenne den Cultus, den man Schiller zollt; ganz natürlich, namentlich bei der Jugend. Er ist für unser Volk von der höchsten, folgenreichsten Bedeutung, und seine politische Wirkung kann gar nicht zu hoch eingeschlagen werden. Ohne Frage ist die Freiheitsbewegung in Deutschland größtentheils dem Samen entbrossen, den seine gewaltigen Gedanken und die hinreißende Mut seiner Rede ausstreuete. Ungeachtet Drama aber hat er mehr gehabes als genügt, auf diesem Gebiete ist er für den jungen Dichter gefährlich, der in ihm seinen Meister sieht, und ebenso gefährlich für den Schauspieler, den er zum Handlanger herabwürdigt.“ Ein andermal äußerte Ludwig: „Ich begreife nicht, wie man Schiller's Schatzen gegenüber einem Idealisten nennen mag. Er opfert ja die wichtigsten Momente einer schönen Rede, einem großen Gedanken, mitunter wol auch nur dem zauberischen Wohlklang eines Verses und zerstreut, um eine starke momentane Wirkung zu erzielen, unbedenklich den innern Zusammenhang seines Werks. Die Wahrheit der Charaktere ist ihm ganz gleichgültig.“

Wir führen diese Aeußerungen nur an, weil sie höchst charakteristisch sind für die einseitige Richtung der sogenannten realistischen Poesie. Die meisterhafte Charakterzeichnung in den meisten Schiller'schen Dramen zu verkennen, weil ihre Pointen mehr unter dem Gewande einer dichterisch erhabenen Sprache verborgen sind, statt sich aufdringlich in lauter faden Details zeigen und nicht zu stellen, als Rhetorik den gehaltvollen schonungslosen Ausdruck eines mächtigen, fäulischen und geschäftlichen Pathos zu bezeichnen, monach Aeschylus und Sophokles als die größten Rhetoriker erscheinen müßten — das ist eben dieser trotz ihrer Modernität bald überlebten Richtung vorbestimmt, welche die wahre Bedeutung und Haltung der echten Tragödie in auffallender Weise verkennt. Hegel sagt mit Recht, daß der Dramatiker sein Pathos expliciren müsse. Das thun alle großen Dramatiker — und wer es nicht thut, der macht aus der Noth eine Tugend. Ein paradoxer Inhalt entzieht sich freilich wegen mangelnder Allgemeingültigkeit schon der Möglichkeit, in dieser Weise verkündigt zu werden. Skizzen geben kein Drama, pilante Kohlenstücke kein Charakterbild. Sind Feicefer und Mothmer, Elisabeth und Maria Stuart nicht Charaktere von größter individueller Schärfe bei höchster idealer Haltung? Wie folgerichtig ist die Composition, wie kunstvoll die Architektur der meisten Schiller'schen Dramen? Schiller wird, wie er seine romantischen Verkleinerer überlebt hat, auch die Realisten überleben, die an seinen unsterblichen Schöpfungen auf das einseitigste mitlein.

### Bibliographie.

- Mosenthal, S. S., Gesammelte Gedichte. Wien, Gerold's Sohn. 16. 2 Bde.  
 Moser, L., Neue Sonette. Leipzig, Matthes. 16. 10 Bgr.  
 Probst, L., Goethen und sein Jugendfreund. Eine Erzählung. Leipzig, Crambo. 1865. 12. 19 Bgr.  
 Saar, F. v., Innocenz. Ein Lebensbild. Heidelberg, Weiss. 16. 15 Bgr.  
 Wolff, L., Ganten. Poetische Gedichte. Rothenburg ob d. T. 8. 18 Bgr.



# Anzeigen.

## Zeitschriften für 1866

aus dem

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

### Deutsche Allgemeine Zeitung.

4. Preis vierteljährlich 2 Thlr. Täglich außer Sonntags 1 Bogen.

### Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

4. Preis vierteljährlich 2½ Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen.

### Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Karl Frenzel.

8. Preis vierteljährlich 2½ Thlr. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen.

### Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatschrift zum Conversations-Lexikon.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. Preis jedes Heftes 6 Ngr. Monatlich 2 Hefte zu je 5 Bogen.

### Zeitschrift der

### Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Herausgegeben von den Geschäftsführern unter verantwortlicher Redaction des Prof. Dr. Ch. Ludolf Krehl.

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

### Jahrbuch für romanische und englische Literatur.

Unter besonderer Mitwirkung von Ferdinand Wolf und Adolf Ebert

herausgegeben von Prof. Dr. Ludwig Lemcke.

8. Preis jährlich 4 Thlr. In vierteljährlichen Heften, wovon 4 einen Band bilden.

### Indische Studien.

Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums.

Im Verein mit mehreren Gelehrten

herausgegeben von Dr. Albrecht Weber.

8. Preis jeden Bandes 4 Thlr. In Heften, wovon 3 einen Band bilden.

### Allgemeine Bibliographie.

Monatliches Verzeichniss der wichtigern neuen Erscheinungen der deutschen und ausländischen Literatur.

8. Preis jährlich 15 Ngr. In monatlichen Nummern von 1 Bogen.

### Bibliografia polska.

8. Preis jährlich 20 Ngr. In monatlichen Nummern von ½ — 1 Bogen.

Bestellungen auf diese Zeitschriften werden von allen Buchhandlungen und Postämtern angenommen. Probenummern sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

### Henry Lange's Geographischer Handatlas.

30 Blätter in Farbendruck. Folio.

In 6 Lieferungen 6 Thlr. Cart. 6½ Thlr. Geb. 7 Thlr.

Dieser soeben vollständig gewordene Atlas ist auf Grundlage der neuesten Forschungen bearbeitet. Er verbindet Klarheit und Uebersichtlichkeit mit wünschenswerther Reichhaltigkeit, indem es möglich geworden ist, mittels planmässiger Eintheilung und sparsamer Raumbenutzung auf 30 Karten das geographische Material erschöpfend unterzubringen. Die technische Ausführung zeichnet sich durch gute Disposition und gefällige Darstellung aus. Lange's „Geographischer Handatlas“ kann somit, da auch der Preis ein angemessen billiger ist, zu allgemeinstem Gebrauch empfohlen werden.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

### Simon von Montfort.

Tragödie in fünf Acten

von Arnold Beer.

8. Geh. 24 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

### Gedichte

von

Peter Krauß.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Oskar Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 5. —

1. Februar 1866.

Inhalt: Hegel in England. Von Rudolf Gottschalk. — Der Dramatiker Jakob Wreyer. Von Heinrich Rückert. (Beschluß.) — Ein anonymmer Roman. Von Alexander Jung. — Sewilleton. (Literarische Plaudereien; Die deutschen Sprachforscher und die albanesische Sprache.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Hegel in England.

Es ist ein eigenthümliches Symptom der Zeit, daß, während in Deutschland die Abneigung gegen die speculative Philosophie, als deren Hauptvertreter Hegel mit Recht angesehen wird, im Zunehmen begriffen ist und auf der einen Seite die Vertreter des Materialismus, auf der andern die Anhänger Schopenhauer's gegen dieselbe Front machen, die übrigen Nationen Europas anfangen, sich auf das ernstlichste mit dem großen deutschen Philosophen zu beschäftigen und sich in sein mächtiges Gedankensystem hineinzuarbeiten. Sowol in Paris wie am Fuße des Vesuv, wo jetzt eine ganze Colonie von Denkern, die sich mit Kant und Hegel beschäftigen, in dem herrlichen, den Geist zu freiem Aufschwung anregenden Neapel die Lehrstühle der Universität einnimmt, nicht minder bei den praktischen Engländern, denen die Philosophie bisher mit der Technologie zusammenfiel — überall stoßen wir auf die eifrigste Beschäftigung mit unsern deutschen Systemen: ein neuer Triumph des deutschen Geistes, auf den indeß gerade in Deutschland von vielen Seiten mit Mißgunst und vornehmer Ablehnung geblickt wird. Denn die Anhänger der neuen Theorien glauben ja über Hegel so weit hinaus zu sein, daß sie mit Geringschätzung sehen, wie die andern Nationen noch auf den von ihnen längst verlassenen Schulbänken sitzen und ihnen allmählich nachkommen, wenngleich sie dabei denselben mühseligen und, wie es jetzt scheinen will, überflüssigen Weg einschlagen, den sie selbst durchgemacht. Denn auch sie wühlten erst den ganzen Dust der Hegel'schen Schulweisheit auf, den die deutsche emancipirte Starkgeisterei der Neuzeit längst von sich geblasen hat.

Von der jüngern Generation in Deutschland ist Hegel im ganzen wenig mehr gekannt. Zur Zeit als Strauß, Feuerbach, Ruge die Vorhut der Gedankenbewegung führten, war es anders; denn der Geist des Altmeisters war in diesen Jüngern lebendig, sie kämpften unter seinem Zeichen, und wenn sie auch als scharfe Kritiker des Systems auftraten, so waren sie doch ebenso oft seine echten Interpreten, gegenüber den dogmatischen Vorstellungen,

welche die ältere Richtung der Schule wieder in dasselbe einschmuggelte und hinter seine Kategorien zu verstecken suchte. Seitdem aber der Materialismus das große Wort führt, seitdem Schopenhauer Hegel als einen Charlatan proclamirte und durch seine geistreich-paradoxe Weltanschauung Proselyten machte, gilt es der studirenden Jugend für eine überflüssige Arbeit, sich mit jenen Gedankenschatten herumzuschlagen, deren Schattenspiel an der Wand sogar den praktischen Nutzen verloren hat, daß man, wie zu Zeiten Altenstein's und der Blüte des Systems in Preußen, damit bei den Staatseramen glänzen durfte. Jetzt glaubt man blindlings der Kritik; welche diese abgethane Gedankenarbeit ein für allemal in die Kumpellammer wirft.

In der That ist aber Hegel auch früher meistens nicht in dem Maße studirt worden, um einen klaren Einblick in sein System zu gewinnen. Man begnügte sich mit den leichtern Schriften, der „Philosophie der Geschichte“, „Geschichte der Philosophie“, der „Ästhetik“, mit Excerpten und Analysen, und ließ sein Hauptwerk, die „Phänomenologie“, und die größere dreibändige „Logik“ als kopfzerbrechend und schrullenhaft, ja als eine Notharbeit für die eigentlichen Fachphilosophen ganz beiseiteliegen oder kusperte nur an ihrer Schale herum. Der leere Schematismus mancher Jünger, die ohne seinen Inhalt mit seinen leeren Formen herumwirthschafteten, stieß manche bessere Köpfe zurück. Im ganzen ließ man sich allzu leicht durch die dem System entnommenen Kategorien zufriedenstellen, die in ihrer festen Form erfaßt, ohne den Proceß ihres Werdens, leicht zu geistlosen Phrasen verkümmerten, wie man heutigentags geneigt ist, das Kind mit dem Bade auszuschütten und den ganzen Inhalt der Hegel'schen Philosophie, als leere Luftsprünge durch den Reif jener Kategorien, zugleich mit diesen zu beseitigen.

In Wahrheit aber ist das Hegel'sche System ein so großartiger Gedankenbau, wie die Geschichte der Philosophie keinen zweiten aufzuweisen hat, es ist ein Pantheon aller Gedankengötter der Erde, in dessen Nischen sie vereint stehen, während in den leergelassenen noch die künftigen Platz finden. Aus der Umfassung seines Systems

herauszubrechen, wird keiner künftigen Philosophie gelingen; ja selbst der Materialismus findet sich bereits an geeigneter Stelle in demselben aufgenommen. Was letzterer uns bietet, ist nichts Neues, am wenigsten Reformatorisches oder Umwälzendes; es ist nur eine Erweiterung einzelner Hegel'scher Kategorien zu univ ersaler Bedeutung, die ihnen nicht zukommt; es ist ein begriffsloses Experimentiren mit Abstractionen. Kraft und Stoff müssen wir bona fide als bewegende Weltmächte hinnehmen, ohne daß wir über die Bedeutung dieser Begriffe selbst ins Klare kämen. Die meisten Materialisten wissen nicht einmal, daß ihre Materie, die sie mit den Händen zu fassen glauben, ebenfalls nichts ist als ein Gedanke. Ueber das Denken kann einmal keine geistige Arbeit hinwegkommen, und es ist doch billig und aller Weisheit Anfang, daß man das Wesen des Denkens untersucht, ehe man mit seinen festen Resultaten zu wirtschaften beginnt. Was aber Kraft und Stoff ist, erfahren wir nicht aus Mole'schott, sondern nur aus Hegel. Man vergleiche in der „Phänomenologie“ den Abschnitt: „Kraft und Verstand, Erscheinung und überf innliche Welt“, im zweiten Buche der „Logik“ dessen zweiten Abschnitt: die Untersuchungen über die Existenz, die Eigenschaft, das Bestehen des Dings aus Materien, das Verhältniß der Kraft und ihrer Ausübung, und im letzten Bande die Untersuchungen über den Mechanismus und Chemismus — wir finden hier eine von Mole'schott und seiner Schule nicht benutzte, aber ins Tief gehende Vorarbeit, welche allerdings die Unmöglichkeit zeigt, den Kategorien Kraft und Stoff eine absolute Stellung einzuräumen. Die Philosophie eines Mole'schott ist die Philosophie des Mechanismus und Chemismus, als solche consequent und geistvoll ins Detail ausgearbeitet, und, indem sie den großen Verwandlungsproceß der Dinge nachweist, den ewigen Fluß derselben, insofern auch im Einklang mit der Weltanschauung Hegel's. Wo sie darüber hinaus aber sich gleichsam zur absoluten Philosophie erweitern will, da zeigt sich die Ohnmacht ihrer untergeordneten Kategorien, welche selbst nichts Festes sind, sondern vom Fluß begrifflicher Entwicklung verschlungen werden, indem die Welt des Geistes höhere Maße verlangt.

Am meisten irrt der Materialismus, wenn er das Hegel'sche System als eine Welt leerer Hirngespinnste bezeichnet, während er sich selbst leerer Abstractionen schuldig macht, Hegel aber sich in keinem Jenseits herumtreibt, sondern in Wahrheit das Herz und die Nieren der Welt zu ergründen sucht. Nach dieser Seite hin hat das Hegel'sche System auch die Bedeutung eines großartigen Empirismus; denn es nimmt wie kein früheres die ganze Welt der Erfahrung in sich auf und sucht sie nur im Gedanken, in ihrer innersten Essenz, wieder zu gebären. Es gibt kein fertiges Gedankennetz, in welches die Dinge hineingezeichnet werden; es bewegt sie mit ihren eigenen Hebeln; es ist ein schöpferisches Denken, welches die Welt vor unsern Augen entstehen läßt. Wer von leeren Gedanken schweben spricht, hat Hegel überhaupt nicht verstanden. Solche Schweben sind Kraft und Stoff, sind alle

Abstractionen des Verstandes, wenn sie als das Letzte festgehalten werden.

Es verdient also keineswegs eine vornehme Abfertigung oder geringfährige Beachtung, wenn die andern Nationen Europas sich dem Studium der Hegel'schen Philosophie zuwenden. Der Werk, mit dem dies geschieht, bürgt dafür, daß die Mißverständnisse, zu denen die Auffassung Hegel's in Deutschland Veranlassung gegeben und die nur aus oberflächlicher Kenntnisaufnahme von den tiefstinnigsten Werken hervorgegangen sind, von den englischen und italienischen Denkern werden vermieden werden. Wenn wir Deutschen unsere reichen Gedankensätze misachten lernen, so sollen wir wenigstens den Stolz haben, uns zu freuen, daß andere Völker sie zu heben versuchen.

Eine nicht unwichtige Erscheinung auf diesem Gebiete ist das folgende englische Werk, auf welches wir bereits früher in den „Literarischen Blaudecken“ in Folge einer Inhaltsangabe des „Athenaeum“ hinwiesen, und das jetzt in zwei umfassenden Bänden vor uns liegt:

*The Secret of Hegel being the Hegelian system in origin, principle, form and matter by James Hutchison Stirling.* Zwei Bände. London, Longman, Green, Longman, Roberts u. Green. 1865.

Stirling ist kein Engländer de pur sang; er ist ein Schotte, also einem Volkstamm angehörig, welcher für das reine Denken von jeher mehr Begabung gezeigt hat als seine welterobernden Nachbarn, ein Volkstamm, aus welchem David Hume und mit diesem eine Hauptanregung für das Kant'sche System hervorgegangen ist. Der Autor zeigt eine besondere Begabung für die speculative Philosophie; er gehört zu den unerfrodnenen und andauernden Denkern, welche gerade den Hauptproblemen in ihrer schwierigsten Fassung auf den Leib gehen und in jahrelangen Studien den Schlüssel zum Geheimniß eines tiefstinnigen Systems suchen. Dem Werke über Hegel soll ein Werk über Kant folgen; daß er den Königsberger Denker ebenso genau kennt wie Hegel, davon gibt er in seinem „Geheimniß Hegel's“ die glänzendsten Proben.

Freilich werden sich diejenigen sehr irren, welche von Stirling's Werk eine Darstellung des Hegel'schen Systems in seiner Architectonik, gleichsam eine Enchiridion und Methodologie dieser Philosophie erwarten. Der schottische Philosoph gibt keineswegs eine derartige in die Breite gehende Auseinandersetzung, er führt uns nicht von der Phänomenologie zur Logik; er breitet nicht den Kreis der einzelnen philosophisch durchleuchteten Wissenschaften, der Aesthetik, der Rechts-, Natur- und Geschichtsphilosophie, der Religionsphilosophie, der Philosophie der Geschichte vor uns aus; ja was am auffallendsten erscheinen muß, er nimmt weder cursorisch noch statarisch die Phänomenologie mit seinen Lesern durch oder die ganze Logik. Nichts von dem allen! Er sucht den Kern des Systems auf, den er in den ersten Abschnitten der „Logik“ zu finden glaubt, welche auch den Kern seines Werks bilden; er übersetzt die Abschnitte „Qualität“ und „Quantität“ und zwar in einer meisterhaften, sprachschöpferischen Weise, welche das englische Idiom in die Dienste des Begriffs zwingt; er

erläutert dann diese Abschnitte mit einer so intensiv durchdringenden Kritik, daß von ihnen aus ein Licht auf das ganze System fällt; er bringt gleichsam vom Centrum aus nach der Peripherie, ohne mit dem gefundenen Radius den ganzen Kreis zu beschreiben. Er citirt die „Phänomenologie“, die er übrigens im ganzen zu niedrig stellt und als einen von der „Logik“ überwundenen Standpunkt, als ein vielfach unklares Jugendwerk zu betrachten scheint; er citirt die andern Werke Hegel's; wir sehen, daß er sie alle kennt und studirt hat; aber er läßt dieselben im ganzen beiseite liegen als hinlänglich erleuchtet durch das Centralfeuer des Begriffs. Er sagt in der dem Werk vorausgeschickten Notiz:

Es wäre gewiß sehr wünschenswerth gewesen, hätten wir mehr von dem Besondern des Hegel'schen Systems mittheilen können; doch dazu fehlte, wie der einsichtige Leser am Ende selbst bemerken wird, der Raum. So unvollkommen indeß diese Bände sein mögen, so glaube ich doch, es ohne Bedenken als meine Ueberzeugung aussprechen zu können, daß in ihnen Hegel für alle offen daliegt, und daß, was wir sein Geheimniß nennen dürfen, zum ersten male enthüllt ist. Dies Geheimniß mag am kürzesten so ausgedrückt werden: Wie Aristoteles — mit beachtenswerther Unterstützung durch Plato — das Abstract-Allgemeine, was in Sokrates implicito lag, zum ersten mal explicite entwickelt, so entwickelt Hegel — mit minder beachtenswerther Unterstützung durch Fichte und Schelling — das Concret-Allgemeine, was implicito in Kant lag.

Wir führen diese Stelle besonders an, weil sie auf das, was der Verfasser mit seinem Werke wollte, ein schlagendes Licht wirft. Es entsteht nun die Frage, wie weit er seiner Aufgabe gerecht geworden ist, und namentlich, ob der deutsche Leser aus demselben noch etwas lernen kann. Wir müssen diese Frage unbedingt bejahen und zugleich ein doppeltes Verdienst des Stirling'schen Werks hervorheben: einmal die gründliche Einweihung in die Hegel'sche Denk- und Ausdrucksweise, die allerdings auf den Horizont des englischen Lesers berechnet, aber auch für den deutschen keineswegs überflüssig erscheint oder zu spät kommt, und dann der bisher in gleicher Weise noch nicht geführte Nachweis aller Wurzeln, welche das Hegel'sche System im Kant'schen hat.

In Betreff des ersten Punktes ist der erste Hauptabschnitt: „Struggle to Hegel“, von wesentlicher Bedeutung. Stirling öffnet dem Leser seine Studirmappe; wir sehen, wie viele und welche Parallelen er ziehen mußte, um sich der schwer einnehmbaren Festung zu bemächtigen; wir folgen ihm in alle Scrupel und Zweifel; wir sehen, wie er der Bedeutung der einzelnen Wendungen allmählich Herr zu werden, wie er das Sein und Nichts und ihre Einheit, das Werden, wie er das Ansichsein, Fürsichsein und Anundfürsichsein in ihrem innersten Kern zu erfassen, zu bewältigen sucht, wie er skeptisch wieder erlahmt, seine Zweifel motivirt, doch über dieselben hinweg die Brücke zu vollerer Anerkennung findet; kurz, wir sehen die Mühsal eines Schülers, dem anfangs von all dem Zeug so bumm wird, als „ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum“, dem sich aber dasselbe allmählich lichtet, verständlich ordnet, Bedeutung und Inhalt gewinnt. Nun ist wol kein Zweifel, daß nicht nur der deutsche Student, der zum

ersten mal den Außenwerken und Bastionen der Hegel'schen Gedankenfestung naht, sich in einer ähnlichen Stimmung und Verwirrung befindet, sondern daß auch sehr viele reifere Männer, die sich einmal an das Hegel'sche System wagten, sich von diesen speculativen Palissaden, diesen aufgezogenen Zugbrücken und geheimen Minengängen des Gedankens zurückgestoßen und geschlagen fühlten. In der That kugelt sich der Denker oft wie ein Igel zusammen und zeigt dem Nahenden von allen Seiten nur seine absturzen Stacheln. Stirling aber thut es in der Unermüdlichkeit der Interpretation, welche alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen sucht, in der weissschweifigen, vor keiner Wiederholung zurückschreckenden Erörterung, welche die Hegel'schen Kategorien und ihre Bezeichnungen nach allen Seiten umdreht, beleuchtet, vergleicht, anpaßt, durch Beispiele klar macht, jedem deutschen Professor der Hegel'schen Philosophie zuvor. Man muß die uner müdliche Ergeze kennen, mit welcher die Engländer der Autorität gegenüber treten, sei es nun die Bibel oder Shakespeare, dessen Rässe zu knaden für sie eine größere Freude ist, als irgendeinen modernen Rebus zu lösen; man muß den Eifer kennen lernen, mit welchem ihre Orthodoxie die einmal als maßgebend anerkannten Texte zu erfassen sucht, um die Hegel-Orthodoxie Stirling's in ihrer Unermüdlichkeit, die Hegel-Rässe zu knaden, als einen Ausfluß nationaler Eigenthümlichkeit zu würdigen. Doch gerade hier wirkt diese Gründlichkeit, die aus der Ueberzeugung von dem tiefen Gedankenernst Hegel's und der die Welt umfassenden Tragweite seiner Dialektik hervorgeht, um so wohlthuernder und fällt auch für deutsche Leser um so mehr ins Gewicht, je mehr gerade hier eine gläubige oder skeptische Oberflächlichkeit sich der Hegel'schen Wendungen bemächtigt hat und sie oft zu gelehrtem Schaugepränge wie Flitterzug ihren Deductionen aufklebt. Die Bedeutung Hegel's als des größten Philosophen wird von Stirling oft mit einer wohlthuernden Wärme hervorgehoben, gegenüber der Leichtfertigkeit, mit der man sich neuerdings gewöhnt hat, über den großen Denker abzusprechen.

Von gleicher Gründlichkeit sind die Kapitel, welche die „Dualität“ und „Quantität“ Hegel's auseinanderlegen in einer den einzelnen Abschnitten und Bemerkungen auf dem Fuße folgenden Erklärungsweise, welche zuerst die Hegel'schen Kunstausdrücke, denen das Lob zutheil wird, aus dem Geiste der Sprache herausgeboren, nicht fremdartig in sie hineingetragen zu sein, auf der Goldwaage wägt und zergliedert und dann den Sinn und Zusammenhang der einzelnen Sätze und Entwicklungen an und für sich und aus dem Geiste des ganzen Systems heraus zu erläutern sucht. Ueberall wird der Beweis geführt, daß es sich nicht um Phrasen, nicht um eine Charlatanerie und Escamotage der Begriffe, sondern um einen in Wahrheit tiefen Inhalt handelt.

Ein zweites Hauptverdienst des Stirling'schen Werks ist der Nachweis der innern Zusammenhänge zwischen Kant und Hegel: ein Nachweis, der allerdings schon oft, aber unsers Wissens nicht mit der Vollständigkeit geführt ist, wie von dem schottischen Philosophen. Es ist allge-

mein angenommen, daß Hegel die von Kant angeregte Gedankenbewegung zum Abschluß gebracht hat. Doch meint man, daß er seinen nächsten Vorgängern Fichte und namentlich Schelling ebenso viel verdanke wie Kant. Man kann ebenso gut behaupten, daß sein System ein in Fluß gebrachter Spinozismus ist oder daß er den griechischen Philosophen, namentlich Heraklit, sehr wesentliche Anregungen verdanke. Doch die eigentlichen Wurzeln seines Systems sind in der Kant'schen Philosophie zu suchen, viele derselben nicht einmal in den gangbaren Hauptwerken, in seinen großen „Kritiken“, sondern in andern, welche etwas abseits von der am meisten betretenen Heerstraße liegen, wie die „Logik“.

Mit Recht macht Stirling Hegel den Vorwurf, daß er sich selbst oft in Bezug auf diese Zusammenhänge, auf die im Kant'schen System ruhenden Wurzelpunkte des seinigen in ein diplomatisches Schweigen gehüllt habe, ja daß aus der oft beiläufigen und absprechenden Art, mit welcher er Kant's erwähnt, niemand abnehmen könne, wie sehr er auf den Schultern des Königsberger Philosophen stehe. Ja er verschärft diesen Vorwurf noch durch den Hinweis, wie wesentlich Hegel das Verständniß seines Systems dadurch erschwert habe, daß er diesen Zusammenhang verleugnete und alles Picht, welches aus der Gedankenarbeit seines Vorgängers sich über sein eigenes System verbreitet hätte, lieber entbehren wollte, als ihn einzugestehen. In dem Abschnitt, welcher „the special origin and peculiar nature of the Hegelian principle“ behandelt und „the more particular derivation“ desselben, hat sich nun Stirling alle Mühe gegeben, diesen von Hegel verhüllten Zusammenhang im einzelnen nachzuweisen, die Nabelschnur aufzuzeigen, welche die Hegel'schen Kategorien mit den Kant'schen verknüpft, sowie er den Keimpunkt des Hegel'schen Begriffs in den Kant'schen synthetischen Urtheilen a priori nachweist. Die Stellen, welche Stirling aus der Kant'schen „Logik“ citirt, sind in der That überaus schlagend. Gerade in diesem Abschnitt des Stirling'schen Werks finden wir ein Hauptverdienst desselben. Er beleuchtet Hegel durch Kant; er sucht den Schlüssel zu dem System des neuen Denkers in dem des ältern: ein Verfahren, durch welches manche Dunkelheit aufgeklärt wird.

Stirling, der in dem „Preliminary notice“ mittheilt, daß er sich während einer großen Zahl von Jahren täglich mehrere Stunden mit dem Studium Hegel's beschäftigt, hat damit auch die volle Selbstgewißheit gewonnen, den meisten überlegen zu sein, welche als Commentatoren, ja als Schüler Hegel's nicht nur in England, sondern auch in Deutschland aufgetreten sind. Er springt daher etwas unglücklich mit denen um, welche ähnliche Ansprüche erheben wollen. Am schlimmsten ergeht es Budle, als einem Apostel der Aufklärung oder Ausklärung, der allerdings die deutschen Denker, die aufgeschauelte Masse von Kenntniß und Denken in diesem großen Lande rühme, aber ohne uns irgendein Licht über die deutsche Philosophie aufzusteden. Auch Sir William Hamilton, Coleridge u. a., welche sich bisweilen auf die deutschen Philosophen berufen, werden als Ignoranten abgefertigt,

noch schärfer als Herr Lothardt, der die deutsche Philosophie für verdamnten Unsinn erklärte. Daß Budle, obgleich sein Werk von einem deutschen Hegelianer übersezt, eingeleitet und empfohlen wurde, nur einige Annäherungsversuche an die Hegel'sche Logik gemacht, im ganzen aber mit ihr auf einem etwas gespannten Fuße lebte, ist eine bekannte Thatsache.

Interessanter ist die Polemik, welche Stirling gegen die deutschen Commentatoren, Schüler und Segner Hegel's eröffnet, gegen Schwegler, Rosenkranz und Haym, denen er ebenfalls allen zu verstehen gibt, daß ihr Verständniß Hegel's ein mangelhaftes sei, was, einem Mann wie Rosenkranz gegenüber, doch von einer großen Selbstschätzung zeigt. In der Verteidigung Hegel's gegen Haym trifft Stirling indeß in vielen einzelnen Punkten das Rechte.

Indem Stirling in seiner Schlussabhandlung cursorisch noch einige andere Schriften Hegel's, namentlich die „Rechts- und Religionsphilosophie“ durchnimmt, gibt er Veranlassung, seinen eigenen Standpunkt innerhalb der Schule, gerade nach dieser Seite hin, welche für die deutsche Entwicklung derselben maßgebend geworden, festzustellen. Nach seinen hierauf bezüglichen Erklärungen müssen wir ihn für einen echten Alt-Hegelianer halten, einen Hegelianer der strictesten Observanz, der die Bestrebungen von Strauß und Renan als nichts sagend verwirft und über die Jung-Hegelianer wie über Schopenhauer ein Kreuz schlägt. Es mag damit zusammenhängen, daß ihm diejenige Seite der Hegel'schen Philosophie, welche in der „Phänomenologie“ und den mehr geschichtsphilosophischen Schriften ausgeprägt ist und an welche die fortschreitende Richtung der Schule vorzugsweise anknüpfte, ferner zu liegen scheint. Und doch ist eine Concordanz vieler Entwicklungen in der „Rechtsphilosophie“, namentlich derjenigen, welche die Wirklichkeit des Vernünftigen and den auch in der „Logik“ enthaltenen Protest gegen das eitle Sollen der Weltverbesserung betreffen, mit jenen Triumphegefangen über den revolutionären Sieg der Vernunft, wie sie die „Philosophie der Geschichte“ anstimmt, eine schwierige Aufgabe, wenngleich keinem Erklärer Hegel's zu ersparen. Diese Widersprüche hat Stirling nicht einmal herausgeführt, weit weniger beleuchtet und aufgelöst, und hierin liegt die schwache Seite, die Achillesferse seines Werks.

Was Stirling gelegentlich über „Gott“ und die „Unsterblichkeit der Seele“, das letztere bei Abhandlung der Kategorie der Endlichkeit in der „Logik“, einfließen läßt, zeigt allerdings, daß seine Anschauung von den Vorstellungen, welche die englische Orthodoxie mit jenen religiösen Dogmen verknüpft, eine wesentlich verschiedene ist. Doch gleitet er gerade hierüber im ganzen flüchtig hinweg, während er seinen Landsleuten das Vergnügen macht, schon in der Einleitung Kant und Hegel von der verrufenen jüngern Schule so scharf wie möglich zu unterscheiden und letztere mit gebührender Verachtung zu behandeln.

Rudolf Gottschall.



## Der Dramatiker Jakob Ayrer.

(Beschluß aus Nr. 4.)

Ebenso wenig wie durch Shakespeare hat sich Ayrer durch antike Muster aus seiner natürlichen Eigenart drängen lassen. Auch ihnen gegenüber blieb er der wahre Vertreter der ältern volkstümlichen Weise poetischer oder überhaupt literarischer Production. Sie hielt an ihrem Ton fest, gleichviel wie die Muster beschaffen waren, denen sie ihre Motive entnahm. Es war der vollständige Gegenfaß zu der Weise der gelehrten Kunstdichtung, die neben der Blüte dieser populären Literatur lange Zeit nur in den exklusiven Kreisen der Fachgenossen ein für das Ganze wenig einflußreiches Dasein geführt hatte, bis es ihr endlich gelang, die Herrschaft auf dem deutschen Parnas zu erobern und auf ihm nicht bloß fremde Stoffe, sondern auch fremde Formen und mit ihnen fremden Geist einzubürgern. Was Ayrer von der Fremde entlehnte, war außer der Fabel seiner meisten Stücke nichts anderes, als allerlei Kunstmittel, die er für die scenische Wirkung brauchen zu können glaubte. Er bediente sich ihrer, weil er sah, daß sich andere seiner Genossen auch schon mit Glück derselben bedient hatten; aber er verwandte sie ganz nach seinem eignen Bedürfnis, ohne alle reflectirte Pietät für ihre originale Gestalt. Die Kunstdichtung dieser und der spätern Zeit unterschied sich aber gerade durch die ihr einwohnende Stimmung der demüthigen Hingabe und bewundernden Nachahmung des Fremden von dem Gebaren der volkstümlichen Dichter. Die eine wie die andere konnte ihre Stoffe immerhin aus der antiken, französischen, italienischen, spanischen Literatur entnehmen, aber die eine that es so, daß sie bei ihrer Uebertragung auf deutschen Boden auch ganz von selbst und durchaus deutsch wurden, ohne daß bei dem Uebertragenden irgendeine Reflexion dabei thätig gewesen wäre; die andere versuchte es, soviel an ihr war, die fremdartigen Gebilde in ihrer vollen Selbständigkeit auch auf dem Boden der deutschen Sprache zu erhalten. Gesah es auch nicht für gewöhnlich durch wortgetreue Uebersetzungen, sondern meist durch eine freiere Art der Aneignung, so lag doch der Grund dafür nicht in der Energie der nationalen Substanz des deutschen Bearbeiters, wie meist bei den Vertretern der volkstümlichen Literatur, sondern allein in der noch so wenig ausgebildeten Technik der Sprache. Das Deutsche in der Wende des 16. und 17. Jahrhunderts war, wie schon der einzige Fischart mehr als zur Genüge zeigt, ein Material, das unter geschickten oder genialen Händen zu allem gebraucht werden konnte und an bildungsfähiger Fülle schon damals wie heute alle andern Cultursprachen Europas weit übertraf. Aber diese Eigenschaften bezogen sich doch mehr auf die Sprache als solche, als bloße Form des rein geistigen Gedankeninhalts. Die Formen des literarischen Ausdrucks mit ihrer nothwendig gegebenen conventiellen Technik mußten am Schluß der volkstümlichen Literaturperiode eigentlich ganz von Grund aus neu gefunden werden, denn was ihnen allenfalls Entsprechendes damals existirte, war, wie es auch Ayrer zeigt, einer künstlerischen Belebung nicht mehr fähig.

Ayrer hat seine brauchbaren fremden Vorbilder, wie sich jetzt ohne alle Einschränkung behaupten läßt, in der englischen Bühne dieser Zeit, oder bei den sogenannten englischen Komödianten gefunden, die er ja auch in Nürnberg, ebenso wie in den andern Hauptstädten des deutschen Südens, oft genug spielen sehen konnte. Von ihnen hat er zunächst seine ganze Bühneneinrichtung entlehnt, die bis ins einzelne mit der englischen zu Shakespeare's Zeiten stimmt, und sich in wesentlichen Dingen von der ältern einfacheren des deutschen Theaters entfernt. Doch ist wieder die Aehnlichkeit zwischen beiden, da ja beide ihren Ursprung auf die Bühne des geistlichen Volksschauspiels zurückführten, so groß, daß die Neuerungen, welche das deutsche Publikum von England her erhielt, ihm nur wie Verbesserungen eines Allgewohnten erscheinen mußten. Erst mit dem Hereinbrechen der Herrschaft des französischen Geschmacks, seit und nach der Mitte des 17. Jahrhunderts, und der italienischen Oper wurde auch die Bühneneinrichtung eine wahrhaft fremdartige, obgleich wir Neuern uns an sie so sehr gewöhnt haben, daß jene ältere uns als eine antiquirte Curiosität vorkommt. Weniger ausgemacht ist es, ob Ayrer seine Singspiele gleichfalls nur der Anregung der fremden Schauspieler verdankt, die allerdings damit, wie urkundlich feststeht, bei ihrem ersten Auftreten in Deutschland großes Glück machten. Uebrigens war auch hier die Aufnahme der fremden Form durch die heimische Gestaltung des Dramas hinlänglich vorbereitet. Denn schon die alten geistlichen Volksschauspiele, die während dieser ganzen Periode und noch bis in den Dreißigjährigen Krieg auch in dem protestantischen Deutschland immer fortlebten, natürlich in zeitgemäß veränderter und beschränkter Art — wesentlich auf eigentlich biblische Stoffe reducirt — enthielten alle Elemente zu dem nachherigen Singspiel und sogar zu der Oper: Arien, Wechselgesänge und Chöre. In die weltlichen Volksdramen erstuerten Inhalts — denn die Bezeichnung als Komödie, die viele davon führen, entscheidet nichts über ihre innere Beschaffenheit — fanden gelegentlich auch Gesangsstücke der verschiedensten Art Eingang, wie ja auch in Ayrer's Dramen sehr viele solche eingestreut sind. Die deutsche Bühne hat dies musikalische Element offenbar viel reichlicher entwickelt und liebevoller gepflegt, als die englische, die es fast durchgängig von dem eigentlichen Drama — dem ernsten und komischen — ausschloß und für eine besondere Art kleinerer, meist burlesker Stücke, eben das sogenannte Singspiel aufsparte. Die Texte zu den Gesangsstücken in unsern dramatischen Dramen sind gewöhnlich von dem Dichter selbst verfertigt, die Melodien dagegen in der Regel nicht. Meist ist den Worten eine volkstümliche bekannte Melodie untergelegt, ja selbst die Singspiele besitzen keine selbständige Musik, sondern auch sie werden in dem „Ton“ irgendeiner bekannten meist komischen Ballade gesungen, wie sie auf die natürlichste Art den Uebergang von der eigentlich epischen zu der dramatischen Form bilden. Es cursiren ja solche populäre Reime der Kunstoper noch jetzt in nicht geringer Anzahl unter den Bänkelsängern in allen Theilen



Deutschlands und werden noch jetzt nicht bloß gesungen, sondern auch gespielt. Im eigentlichen Volk, soweit es überhaupt noch singt, ist diese dramatische Form des Liedes selten mehr vorhanden; wo sie noch vorkommt, dient sie oft auch als Tanzlied, gerade so wie sich der „Reie“, d. h. die Grundform des Ballets, an jene Singspiele des Volksschauspiels und an das Singspiel anschließt. Auch bei Ayrer trifft man nicht selten auf eine solche Vereinigung aller musischen Künste, die nicht wenig dazu beitrug, das Publikum zu unterhalten. Hat er doch sogar keinen Anstoß daran genommen, derartige Intermezzos in seine geistlichen Dramen einzuschieben, wovon bis jetzt freilich nur ein einziges wieder zum Vorschein gekommen ist, die „Tragedie vom reichen Man und armen Lazarus“, denn die „Comedie von Nicolay, dem verlorenen Sohn, den sein leiblicher Vater richten lassen will“, gehört doch so gut wie andere Mährstücke dieser Art in das Genre des gewöhnlichen weltlichen Schauspiels. Das Gastmahl des reichen Mannes, das in den glänzendsten Farben gemalt ist, die dem Pinsel Ayrer's zu Gebote stehen, kann, darum auch dieses Schmuckstück nicht entbehren. In den zu Nutz und Frommen der Aufführung vom Autor beigefügten Bemerkungen heißt es: „die soll man pfeiffen (d. h. Instrumentalmusik machen) und singen. N. B. und ihr zwen kommen und tanzen.“

Ebenso wenig ist die Einführung des Clowns der englischen Bühne als eine eigentliche Neuerung für die deutsche zu betrachten. Allerdings hat Ayrer, der ihr am weitesten unter seinen Zeitgenossen Raum gab, sie erst den englischen Komödianten abgesehen. Mehrere seiner Werke, solche, die auch aus andern Gründen und nicht bloß deshalb, weil sich in ihnen noch keine Spuren von englischen Einflüssen zeigen, für seine frühesten gehalten werden können — z. B. sein großes Geschichtsgemälde von der Stiftung des Bisthums Bamberg und die erste seiner römischen Tragödien, die gleichfalls in der Art eines historischen Tableau alle die großen Momente der Urgeschichte Roms von der Gründung von Alba Longa bis zum Tode des Romulus darstellt —, haben noch keine berufsmäßige lustige Person, obgleich auch sie komische Figuren und Scenen in Fülle enthalten. Ganz so ist es ja auch in unserm übrigen historischen Volksschauspiel dieser Zeit, das den eigentlichen Narren nicht kennt, aber den eintönigen Ernst der Haupt- und Staatsactionen durch solche heitere Einschübe mäßigt und dem Volke genießbar macht. Daß aber der eigentliche Narr, wie er auch in allen übrigen tragischen Stücken Ayrer's erscheint, von der englischen Bühne importirt ist, sagt schon seine gewöhnliche Bezeichnung „der engländisch Narr“, oder „Jan Clam (Clown) oder Jahn, ist kleid wie der engländisch Narr“. Was Shakespeare aus dem Clown seiner heimischen Volksschühne gemacht hat, darf man natürlich nicht von dem Narren Ayrer's erwarten. Auch er ist ein und dieselbe typische Maske, die nur verschiedenen Namen trägt und in verschiedenen Situationen, aber immer nur als untergeordnetes Glied der dramatischen Maschinerie verwendet wird. Im Grunde ist es schon der echte Pandur der späteren gemeinen

Volksschühne oder des Puppentheaters. Wie dieser ist er ein ungeschlagter Gefelle, ausschaffirt mit allen möglichen gemeinen Zügen des Leibes und der Seele. So schildert sich Zobel, der Lakai und Kutscher, der Clown in der mit besondern Greuelthaten ausgestatteten „Tragedie, von Servii Cullii Regiment und Sterben, darinnen der schönen Lucretie Histori begriffen“:

Hab stolzen Muth und krausen Sinn,  
Ein lieblich holdselige Red,  
Die mir von unten wol ausgeht.  
Mein Augen gleissen wie Rabia,  
Zumahl wenn ich gar blindvoll bin.  
Mein Nasen sticht wie ein Weggstein,  
Ist nicht zu groß, auch nicht zu klein.  
Wenn ich sie um ein Tröpflein bitt,  
Ein Hand voll versagt sie mir nit.  
Mein Maul ein guten Sparung geit,  
Denn es ist ja sein zimlich weit,  
Daß man viel könnt sparen darein.  
Mein Zähn, die darinnen sein,  
Die geben gar gut Lautenzwed;  
Mein Stimm laut so lieblich und süß,  
Als kam mir ein Hund unter die Füß.  
Mein Kopf mir zwischen den Ohren stah.  
Mein Vater einmal ein Käblein hat,  
Das hat gleich Ohren eben wie ich.  
Auch so thut hoch erfreuen mich,  
Daß ich so grade Arme han,  
Die ich nicht bald vergleichen kan,  
Als einen Drüschl an ein Fiegl.  
Seht nur! meine Finger und mein Nägl  
Seind rath und dick, als wie ein Schleifers,  
Oder wie eines Bauern Sackpfeifers,  
Mein Leib geformet wie ein Sautrog  
Oder wie ein kurz dick Sackeloch,  
Mein Gäß ist ausgefüllt wie ein Küß,  
Meine Schenkel seind rath und gewiß,  
Gleich wie die Schenkel eines Hestanten,  
Alein ich hab ein wenig trum gekanden.  
Mein Füß geben gute Watschlblau!  
Mit den viel Schnecken ich ereil.

Die Art von Selbstironie, mit der er dieses saubere Bild dann in die Worte zusammenfaßt:

Kurzum in Summarum,  
Besehet mich halt um und um,  
So bin ich der schönst Mensch auf Erd —

wirkte wol mit derselben unwiderstehlichen komischen Kraft auf das Publikum Ayrer's, wie auf jedes spätere von ähnlichem Bildungsgrade, aber eben darum hat er der deutschen Bühne mit der von ihm hauptsächlich durchgesetzten Einführung dieser Gattung von komischer Person einen schlechten Dienst erwiesen, besonders da es so ziemlich das einzige war, was sich aus der Periode der volksthümlichen Naivetät in die folgende des gelehrten Pathos hinüberrettete.

Ueberschaute man die Masse der Ayrer'schen Erzeugnisse, so begreift man leicht, daß sie eigentlich alle nur Concepte sind und von einer Durcharbeitung nach irgendwelchen Gesichtspunkten der Kunst oder der Technik gar nicht die Rede sein kann. Es ist sehr wahrscheinlich, daß er sie selbst nur als solche betrachtete und zwar unbedingt auf der Bühne gebrauchen ließ, wo sie selbstver-

fändlich durch die Willkür der Schauspieler vielerlei Veränderungen ausgesetzt waren, aber nicht daran dachte, sie dem Druck in dieser Gestalt zu übergeben. Erst die dankbare Nachwelt hat dies gethan, wahrscheinlich weil bei der Beliebtheit dieser Stücke damit eine gute Geldspeculation zu verbinden war. Doch waren die Zeiten nicht danach, um große buchhändlerische Erfolge zu erzielen. Die Vorrede des „Opus theatricum“, desgleichen das Titelblatt weist das Jahr 1618, also das erste des Dreißigjährigen Kriegs, und wenn auch, wie der neueste Herausgeber vermuthet, diese Jahreszahl sich nur auf die eigentliche Ausgabe des ganzen Werks, keineswegs auf die Vollenbung des Drucks der in ihm enthaltenen Dramen beziehen sollte, so weist doch nichts darauf hin, daß sie vor dem Jahre, welches der Titel zeigt, in den Buchhandel gekommen seien. Die Vorrede versprach, wenn möglich, noch eine weitere Fortsetzung aus dem, wie es scheint, unerschöpflichen Vorrathe. Der gewaltige Foliant des „Opus“ enthielt schon nicht weniger als 30 große Dramen und 36 Fastnachtspiele und Singspiele; 40 andere sollten noch nachfolgen, die aber niemals erschienen sind. Vermuthlich existirt dies und jenes davon noch handschriftlich, wie ja auch Keller's neue Ausgabe drei bisher ungedruckte aus einer Handschrift geben konnte, die einst in Gottsched's Besitz gewesen war und jetzt der dresdener Bibliothek gehört. Diese dresdener Handschrift beurkundet, was wir auch aus andern Notizen wissen, daß Ayrer's Stücke noch eine geraume Zeit nach dem Tode ihres Verfassers auf der deutschen Bühne beliebt waren. Sie scheint erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts gefertigt und, wie schon allein daraus abzunehmen ist, daß sie unter ihren 22 Nummern 3 enthält, die dem gedruckten „Opus“ fehlen, entweder nach den Originalmanuscripten Ayrer's selbst, oder nach Einzeldrucken, die dann freilich spurlos, wie so vieles andere, was während und unmittelbar vor dem Dreißigjährigen Kriege gedruckt wurde, verschwunden sein mußten. Sie gewährt das einzige erhaltene Beispiel eines geistlichen Dramas, der „Tragödie vom reichen Manne und armen Lazarus“, und widerlegt dadurch die früher allgemeine Behauptung, daß Ayrer dies einst so beliebte und eigentlich ursprüngliche Genre des Volksdramas beiseite habe liegen lassen. Vermuthlich stand auch dies geistliche Drama nicht einsam da, wie ja seine ganze Art zu produciren eine Massenproduction war.

Von Ayrer gilt mit vollem Recht Platen's: „Er war ein Held an Fruchtbarkeit trotz Calderon und Lope“, leider freilich auch das, was darauf folgt: „Er schmiet wie man Stiefel schmiet.“ Denn kein einziger unter den damaligen deutschen Dramatikern oder auch unter den ausländischen, wenn man die Spanier abrechnet, kann sich ihm an Zahl der wirklich auf die Bühne gekommenen Stücke vergleichen. Selbst sein älterer Vorgänger und Landsmann, Hans Sachs, hat es zwar auf 208 Nummern in allen dramatischen Gattungen gebracht, aber unzweifelhaft ist ein großer Theil davon nie auf die Bühne gekommen und war überhaupt gar nicht für die Bühne bestimmt. Denn wenn er selbst sagt, daß die meisten

davon in Nürnberg und auch auswärts mit Beifall aufgeführt worden seien, so bezieht sich diese Angabe, wie aus dem Zusammenhang hervorgeht, eben nur auf die Stücke, die der Dichter selbst für die theatralische Aufführung bestimmt hatte, nicht auf alle überhaupt, die aus seiner unermüdblichen Feder flossen. Von Ayrer aber liegen jetzt nicht weniger als 69 wirklich aufgeführte Stücke vor und jene 40, die als Fortsetzung der ersten Publication versprochen wurden, aber nie erschienen, sind unzweifelhaft auch aufgeführt worden. Selbst wenn darunter die 3 einbegriffen wären, welche die dresdener Handschrift allein gewährt, würden doch noch 106 im ganzen herauskommen.

Diese Productivität kann nicht überraschen, wenn wir erfahren, wie schnell der Dichter arbeitete, falls man überhaupt von Arbeit bei dieser Art von Compositionen reden darf. Die dresdener Handschrift hat uns darüber einige interessante chronologische Notizen aufbewahrt, an deren Zuverlässigkeit nicht zu zweifeln ist. So fallen in das eine Jahr 1598, wo er allem Vermuthen nach schon wieder in Nürnberg lebte und seine ausgebreiteten juristischen Geschäfte versah, die doch den weitaus größten Theil seiner Zeit beanspruchten, nicht weniger als 3 große Tragödien, jede von 6 Acten, 2 Fastnachtspiele und 5 Singspiele, also im ganzen 10 von den 22 Stücken der genannten Handschrift; wie viel von den andern 84, die sie nicht enthält, läßt sich nicht einmal muthmaßen. Da unter den 22 einige nicht datirte vorkommen, so wäre es sogar denkbar, daß auch sie noch demselben Jahre zuzurechnen sind. Ueberhaupt sind alle jene 22 Stücke, soweit sie datirt sind, nur in den Jahren 1595—98 entstanden und merkwürdigerweise geht dabei noch das Jahr 1597 leer aus, und doch ist es nicht zu vermuthen, daß in ihm Ayrer's Muse gefeiert haben sollte. Aber wir wissen noch Genauereres von seinem rüstigen Schaffen: dieselbe Quelle erwähnt, daß der erste Theil der Tragödie von der Melusina, ein wahres Ungethüm von Größe, sechs lange Acte mit unzähligen Scenen und Personen, in 11 Tagen, vom 8. bis 19. März entstand. Schon am 20. März setzte sich die Feder des Mannes wieder in Bewegung, um den zweiten Theil derselben Tragödie, wieder in sechs Acten, zu liefern. Wie lange Zeit er diesmal gebraucht habe, ist leider von unserer Quelle nicht überliefert. Nach diesem Verhältniß würde für die einactigen Fastnacht- und Singspiele ungefähr jedesmal ein Tag aufgegangen sein.

Bei solcher Hast des Producirens begreift es sich auch, daß sich in Ayrer's Stücken keine Spuren von einer fortschreitenden oder überhaupt auch nur einer sich vollziehenden Entwicklung der äußern Kunstformen aufweisen läßt, so wenig wie von einem innern Fortschritt bei ihm geredet werden kann. Schmitt hat sich zwar mit großem Scharfsinn und Fleiß bemüht, mehrere Perioden in Ayrer's Thätigkeit zu unterscheiden und die einzelnen Stücke jedesmal am gehörigen Orte unterzubringen, aber seine Beweisführung ist zu künstlich, als daß sie überzeugen sollte. Nur so viel mag zugegeben werden, daß, wie wir schon

früher bemerkt haben, die Einwirkung der englischen Komödianten für Ayrer epochemachend gewesen ist. Doch ist damit noch nicht nothwendig gegeben, daß die relativ wenigen Stücke, in denen sich eine solche nicht direct nachweisen läßt, wo also der berufsmäßige Narr, der Clown der Engländer, fehlt, zu einer Zeit entstanden wären, wo Ayrer mit den Engländern noch unbekannt war. Auch diese Stücke setzen dieselbe Bühneneinrichtung voraus, die erst mit ihnen nachweislich nach Deutschland kam, auch sie haben denselben gehäuften Reichtum von scenischen Analeffecten wie die andern und wie keins der frühern deutschen Bühnenstücke vor dem Eindringen des englischen Geschmacks. Es ließe sich sogar endlos darüber streiten, ob die verhältnismäßige Einfachheit gewisser Stücke, z. B. der Tragödie von Erbannung und Ankunft des Stiftes Bamberg, ein Zeichen eines allmählich sich läuternden Geschmacks sei, also auf die späteste Zeit Ayrer's hinweist, oder ob er von dieser einfacheren Art zu jener geschmücktern fortgeschritten sei. Die innere Wahrscheinlichkeit liegt aus psychologischen Gründen allerdings auf Seite der letztern Annahme, obgleich zu bedenken ist, daß gerade in dem angeführten Falle die sonst unbekannte Entstehungszeit des Dramas einigermaßen durch ein anderes Opus des Dichters fixirt wird, durch seine große bamberger Reimchronik, die mit 1599 abschließt. Sie scheint der dramatischen Bearbeitung zu Grunde zu liegen, und somit müßte die letztere in den spätesten Jahren Ayrer's entstanden sein. Aus den Jahren 1596 und 1598 haben wir einige datirte Tragödien, in denen sich alle die Neuerungen, die auf Rechnung der englischen Komödianten zu setzen sind, zusammenfinden, diese wären sonach doch älter als jenes Stück, das Schmitt, nach Gründen der neuern Kritik, für das älteste aller uns erhaltenen ansieht. Zwischen mehreren Stücken, die denselben Hauptinhalt in historischer Folge behandeln, zeigt sich doch ein solcher Unterschied der Manier. Von den vier großen Tragödien aus der römischen Geschichte ist die erste in dem angeblühn altern Stücke, alle drei andern sind dagegen in dem spätern gearbeitet. Und doch weisen die hier zufällig erhaltenen chronologischen Angaben aus, daß die zweite und dritte um ein Jahr später als die erste entstanden sind. Die erste gehört in das Jahr 1595, die beiden folgenden zu 1596 und nur die letzte ist durch eine längere Pause von zwei Jahren von diesen getrennt. Ayrer müßte also zwischen 1595 und 1596 den Einfluß der Engländer zuerst auf sich haben wirken lassen und wenn er ihm von da an stets unterworfen blieb, wie man annimmt, so folgt daraus, daß alle die bisher von ihm bekannten Tragödien, mit Ausnahme der Gründung von Bamberg, und alle seine Singspiele zwischen 1595 und 1605, seinem Todesjahr, entstanden sein müßten: eine Annahme, deren Bedenkliches sich leicht ergibt.

Als letzter Repräsentant der volksthümlichen Dramatik hat sich Ayrer, trotz der fremden Einflüsse, die er nicht abweisen konnte, die alte schlichte Diction so wenig wie den althergebrachten Vers von vier Hebungen und paarweise gestelltem Reime rauben lassen. Seine Sprache, die

sich aus den Drucken und aus der dresdener Handschrift doch mit einiger Zuverlässigkeit entnehmen läßt, hält sich nicht einmal ganz frei von den Idiotismen seiner frühfränkischen Heimat. Es ist weniger specifisch Nürnbergsches darin als bei Hans Sachs, denn alles, was dem nürnbergischen Dialekt bei ihm zugehört, ist auch zugleich allgemein fränkisch. Ja, wenn eine eigentliche Localsprache in ihm durchklingt, so ist es noch eher die bambergsche, als die seiner frühesten und spätern Heimatsstätte. Uebrigens sind diese Reminiscenzen des Dialects durch alle erhaltenen Stücke gleich vertheilt und es läßt sich auch daran kein Früher oder Später in ihnen unterscheiden. Eine gewisse Gewandtheit des Ausdrucks ist überall ungefähr in gleicher Weise zu erkennen und auch hierin scheint sich der Verfasser gleich vom Anfang auf dieselbe Höhe erhoben zu haben, über die er niemals hinausgekommen ist. Diese Sprache eignet sich am besten zur Darstellung alltäglicher und komischer Situationen; für alles, was auch nur einiges Pathos erfordert, ist sie nicht geschaffen. Auch hierin gleicht er Hans Sachs, nur daß diesem letztern wenigstens der Ausdruck ernsthafter und tiefer Empfindungen besser gelingt, ohne Zweifel, weil er in seinem eignen Gemüth ernster und tiefer gestimmt war. Auf den heutigen Leser müssen die ungeschlachten Versuche Ayrer's, sich betreffenden Orts zu dem nöthigen tragischen Pathos aufzuschwingen, gerade den entgegengesetzten Eindruck von dem, welchen der Dichter beabsichtigt, machen; die Zeitgenossen scheinen anders empfunden zu haben. Aber auch in den komischen Stücken fehlt der Sprache doch jene originelle Frische, die Hans Sachs auszeichnet, obgleich sie auch bei ihm im Vergleich mit der oft wahrhaft erstaunlichen Naturkraft des Ausdrucks in seinen noch ältern Vorbildern, den Schwänken und Lustspielen des 15. Jahrhunderts, schon etwas abgeblaßt ist. Man sieht auch an Ayrer's Sprache dieselben Symptome eines unaufhaltsamen Verfalls der ganzen ältern volksthümlichen Literatur, die uns überall in den spätern Erzeugnissen derselben begegnen. Frischart war der letzte, der ihr mit seinem unermesslichen Talent noch einiges Leben einhauchen konnte. Nach ihm wurde alles nüchtern, schal und starr, und es würde auch ohne Opitz und dessen neue Kunstpoeie, ja auch ohne den Dreißigjährigen Krieg mit der Volksliteratur im ältern Sinne zu Ende gewesen sein, obgleich zuzugeben ist, daß, wenn nicht der erste eine so bedenkliche Bahn vorgezeichnet und der zweite nicht alles Selbstvertrauen des deutschen Geistes gründlich vernichtet hätte, unsere Literatur eine geblühlichere Erneuerung erfahren haben würde, als ihr seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts zutheil wurde. Die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts hätte dann wahrscheinlich nicht nöthig gehabt, ganz wieder von vorn anzufangen, sondern an das 17. ebenso anknüpfen können, wie es anderwärts geschah.

Heinrich Rückert.

### Ein anonymes Roman.

Altenberg. Ein Roman. Vier Theile. Leipzig, F. Fleischer. 1865. 8. 6 Thlr.

Durch wen und seit wann habt ihr Dichter euch einreden lassen, daß euer Aufgabe keine andere sei, als die jedesmalige Parole des Tages euren Lesern zu überliefern? Und in welchem der beliebten Ausdrücke liege sich dieselbe wol am vollständigsten abfangen, wenn wir das wilde Durcheinander der Schreier vernehmen? Und wenn ihr in euerem Lösungsworte von dem abweicht, was der Menge zugesagt, wird auch die Kritik euch dafür büßen lassen, selbst dann, wenn es euch gelänge, das Schönste hervorzubringen? Wie dem allen aber auch sei, so viel ist gewiß: noch nie ließ der Genius sich durch eins jener Stichworte bestimmen, noch stets begriff er seine Zeit, stand jedoch zugleich höher als seine Zeit. Ein solches Wert des Genius und nicht ein Wert des bloßen, dem Zeitgeschmacke sich anbequemenen Talents haben wir in obigem Roman erhalten, und wir begrüßen ihn somit als eins der köstlichsten Producte, welche die neuere und neueste deutsche Poesie zur Reife gebracht hat.

Schon das Vorwort gibt zweifellos kund, in den Gesichtspunkten, die hier gefaßt werden, in der Sprache, die sich hier vernehmen läßt, daß wir eines Außerordentlichen zu gewärtigen haben; diese Außerordentlichkeit bewährt sich auf das erfreulichste im ganzen wie in jedem seiner Theile, und welches Thema der Verfasser sich auch gewählt haben mag, ausgeführt hat er es mit Künstlerhand, zugleich mit einer Naturfrische, die uns ebenso hinreißt, wie jene uns mit der reinsten Bildung beschenkt, und man mußte stumpf sein für alle Schönheit oder wol gar ungerecht und unwahr, um für eine solche dichterische Schöpfung nicht den Lorber bereit zu haben.

Interessant ist sogleich dieses an unserm Roman, daß der Autor in demselben einen Gegenstand verherrlicht, dessen Rechte vertheidigt, dessen Aufgabe feststellt und löst, welcher von andern bekämpft worden ist. Schon dadurch erregt er die höchste Spannung im Leser, wie es ihm gelingen werde. Wenn moderne Dichter mit Gewandtheit und Geist die Sache des Volks vertraten, das Bürgerthum, den Kaufmann, den Gelehrten auf Kosten des Adels priesen, so tritt hier ein Autor auf, der wahrlich das Wohl des Volks, den Ruhm der deutschen Nation, das Gedeihen eines jeden Standes mit bravster Gesinnung fördert, aber auch den Adel aus der höchsten Idee faßt, seiner schönsten Zeiten gedenkt, ihn zu neuer Blüte und Frucht heranbildet, und das alles mit stiller Lauterkeit, mit Menschen- und Geschichtskenntniß, mit Gabe der Erfindung, der Charakteristik, mit Anmuth, Wit, Humor, Phantasie, mit Glanz der Darstellung, und doch stets ungesucht, ausführt, wie verglichen äußerst selten in einem Werke sich beisammenfinden.

Ein junger Baron, Leonhard, aus einem der ältesten Geschlechter, edel von Gesinnung, geistvoll, kenntnißreich, zu steter Thätigkeit ausgelegt, ohne Vorurtheile, tritt nach beendigten Studien auf der Universität ins Militär als

1866. 6.

Offizier, um in den Zeiten des politischen Umsturzes dem deutschen Vaterlande seine Dienste darzubringen. Er hat diesen Zweck erreicht, und gedenkt nun seinen Abschied zu nehmen. Er erhält zunächst Urlaub, und besucht den Landsitz seiner Vorfahren, Altenberg, welchen sein Vater, der in der Residenz mit Speculationen beschäftigt ist, einstweilen verpachtet hat. Der Sohn erkennt seine Heimat kaum wieder. Er findet fast alles, unter dem Nützlichkeitsprincip der neuen Zeit, durch das Fabrikwesen verändert. Er reist weiter und trifft auf dem Gute eines Großonkels mit einem Fürsten und einer Prinzessin zusammen. Dies, und was sich daran knüpft, wird sehr folgenreich für ihn, den Helden des Romans. Namentlich sind es Rechtsangelegenheiten, da sie unser Freund zu einem glücklichen Ausgange bringt, welche sich von großem Einflusse erweisen. Inzwischen begibt sich Leonhard zu seinem Vater nach der Residenz, um demselben seine Pläne für die Zukunft mitzutheilen. Später sehen wir ihn wieder bei seinem Großonkel, machen mit ihm kleine Abstecher, die uns schon hier viele der eigenthümlichsten Charaktere, der überraschendsten Eindrücke vorführen, die Verwickelungen des ganzen Gewebes werden immer unentwirrbarer, gleichwol lassen sich die einzelnen Fäden aufs deutlichste verfolgen, und doch ahnen wir nicht, wie jene Knoten sich werden auflösen lassen. Während die bedeutendsten Männer uns vollauf beschäftigen, die verschiedenartigsten Frauen uns fesseln, Originale beider Geschlechter die Gegenseitigkeit des gebildetsten Umgangs noch mehr erfrischen und wirzen, erreicht unsere Lectüre mit dem neuen Aufenthalte Leonhard's in der Hauptstadt und besonders mit der einstweiligen Besignahme von Schloß Altenberg eine Spannung, die uns in dem Grade unterhält, wie sie uns, zugleich mit dem Helden, fast rathlos macht. Das alles reißt sich nun wohlgeordnet aneinander, der munterste Anfang steigert sich durch Ernst und wieder durch Humor zur Mitte, und am Ende, nachdem tragische Vorgänge uns die äußersten Befürchtungen abgenöthigt haben, als könnte der edelste Mann dem grausamsten Schicksal erliegen, müssen wir bewundern, mit welcher Weisheit und Kunst der Dichter das Facit zieht.

So geht das stattliche Epos dieses Romans, dessen einzelne Bücher seine Gesänge, dessen maßvolle Kapitel seine Strophen sind, im Tonsall, im Rhythmus trefflicher Prosa an uns vorüber, und wir bedauern zuletzt nur die Flucht der Augenblicke, welche trotz unserer Vertiefung, unsers Anhaltens und unsers durch angenehme Erinnerung gebotenen Zurückblätterns doch uns auch dem Schlusse entgegenbringen, welchen wir noch weit hinausriden möchten, um so ansehnlicher Gesellschaft noch länger zu genießen.

Das nun, was mit den hervorragenden Charakter dieses Romans bezeichnet ist, daß dem Dichter alle Tonarten der Natur und Menschengeschichte mit Einschluß der Gegenwart zu Gebote stehen, daß er den Realismus der Wirklichkeit im Kräftigen undarten haarscharf zu treffen weiß, aber durch alles und jedes klingt ein Grund- und Harfenton der Idealwelt hervor, der sich denn auch

in Gestalten absezt, welche an Lebenswahrheit hinter den realistischern gewiß nicht zurückstehen. Mit gleicher Lebendigkeit schildert uns der Dichter den Hebräer altjüdischen Glaubens und der Kabbala, wie den modernen Juden der Geldaristokratie und des erworbenen Adelsdiploms, den Bauern von altdeutschem Schlage und Glauben und den von allerhand socialistischen und politischen Vereinen beleseten. Er führt uns in die Kreise edler, wie gebildeter Fürsten und des Adels, aber auch in den sicherbehähigten einer Kaufmannsfamilie, deren Solidität und Gebiegenheit uns in die Zeiten der Hanse, nach Bremen, Lübeck versetzen, und dabei uns die weiteste Perspektive heutiger Handels- und Weltverbindung eröffnen. Den Weltlichen und den Geistlichen, den pensionirten Offizier mit einigem Anflug von neuestem Zeitgeist, aber auch den auf Avancement noch dienenden, kreuzbrav an Gesinnung, aber auch nie in Verlegenheit, was Bravour und chargirte Rede betrifft, den Arzt, den Rechtsgelehrten, den katholischen und evangelischen Seelsorger, alles, bis auf den Fabrikarbeiter, Insassen und Diener herunter, erhalten wir in Figuren, die durch und durch lebendig sind. Und was sollen wir schon hier von den Frauen unsers Romans sagen? Sie stud, ob vornehm oder gering, ob vom höchsten, sittlichen Werth, voll tiefster Religiosität, ob mit reizender Schwärmerei für Poesie begabt oder vom reinsten Natursprudel, ob total weltlich gesinnt, sogar mit einigem moralischen Anbruch — wie die Gräfin-Witwe — oder wirtschaftlich, mit starker Leidenschaft für Studienreinigung und fürstliches Ceremoniell, sie sind in ihrem reichen Blumenflor bewundernswürdig gedacht, gebichtet und wiedergegeben, und man weiß kaum, welcher man den Lebenspuls des Individuellen mehr zuerkennen soll, wenn man auch nie zweifelt, daß die eigentliche Königin dieser Frauen keine andere als Emma ist, wie der König unter den Männern der prächtige Großonkel, um welchen die englischen Humoristen unsern Pöten beneiden könnten.

Alles in allem dürfte das Thema unsers Romans demnach sein, daß der Held sich die Aufgabe setzt, und damit nie bloß für sich, sondern auch für andere wirkt, in den Besitz des Gutes seiner Väter sich wieder zu bringen, zugleich auf Grund des Christenthums, tüchtiger Gesinnung und Bildungsbeflissenheit eine Wiedergeburt des Adels zu bewerkstelligen, um aus solcher Gemeinschaft andere Corporationen ins Leben zu rufen, aber auch auf Staat und Kirche umgestaltend zu wirken. Da nun der Held ein Mann von edler Individualität, reifer Intelligenz, großer Umsicht ist, so muß man ihm von vornherein die wärmste Aufmerksamkeit schenken, und muß sich freuen, daß hier doch einmal ein Unternehmen ausgeführt werden soll, welches sich fern hält von allen Nachschereien des Auslandes, da es überall mit echt deutschen Mitteln schaltet; man muß sich mit einem Conserviren befreunden, welches den Fortschritt aus der Wurzel des Historischen, des noch gesunden Früheren beabsichtigt: eine Tendenz, die uns doch sonst an den Engländern zu imponiren pflegt.

Die Situationen und Bewegungen, welche das alles veranlaßt, die Scenen, welche dadurch vor unser Auge gebracht werden, die Charaktere, welche vor uns in rascher Abfolge handeln, sind so reichhaltig und neu, daß wir unter den zahllosen Schönheiten des Ganzen noch auf Einzelnes einzugehen nicht widerstehen können.

Der Anfang des Romans, der sich in acht Büchern entwickelt, ist modern genug. Wir befinden uns auf der Eisenbahn. Das Glück scheint mit unserm Helden zu sein, denn er trifft im Waggon mit einem Universitätsfreunde zusammen. Ein schlanker Offizier in schmaler Uniform (denn noch ist es Leonhard) und ein Obergerichtsanwalt in elegantem Civilrod, den aber eine früh eingetretene, sich vorbrängende Corpulenz sehr einengt; es gibt sogleich ein lustiges Stellbilden und Genre. Wie er nur das erste Sprachregister zieht, wissen wir auch schon, wer dieser Edmund ist: ein gar lösslicher Gesellschafter, ein heller Kopf, ein netzlicher Onom, aber kein, ein echter Humorist, mit dem Sir John Falstaff auf ein Glas Sect alsbald anstoßen würde, voll Ueberraschung durch Geistes-, Leibes-, Eß- und Trinksympathien. Und doch — wir wehren solchem Toast, denn Edmund ist kein Aufschneider, kein Tagelieb, sondern der fleißigste, bravste Beamte, ausgezeichnet in seinem Fach, aber er hat noch viel Poesie aus der schönen Studentenzeit mit herübergerettet, er ist an neuer unerschöpflich und nimmt sich überall, wo er nur kann, Lizenzen, über die Zeit und deren tollste oder philisterhafte Ausgeburten zu scherzen oder auch kolossale Parodien, Apercus loszulassen; denn nicht leicht läßt er, vom Leben erschauert, oft sogar sanguirt, etwas ohne Spaß vorbei, doch hinter all dem schlägt das tiefste Menschenherz in seiner Brust und accompagnirt auch die Schicksale seines Genossen. Der schon seit langem sehr ernst gestimmte Leonhard, immerdar eingebend seiner Väter, ist schon jetzt, in solche Wogen des ergößlichsten Gesprächs tauchend, wie neu geboren und wird selbst zu Wit, Ironie und Humor fortgerissen. Und nun lehre, lieber Leser, mit solchem Paar bei der idyllisch gelegenen Waldmühle ein, lerne eine Frauengestalt wie die Theresens kennen, deren Schönheit durch den ganzen Roman ihre Lichter wirft, höre, wie ein so vollständiger Mensch wie Edmund sich auch auf die feinern Geister der Tafel versteht, und du wirst bereits einigermaßen eingeweiht sein in die Mittel, welche unserm Dichter dienen, denen er nur zu winken braucht.

So sind wir nun nach dem Genuße so lachender Scenen hinlänglich erfrischt, um auch die tiefsten Gefühle der Wehmuth, den gewaltigsten Schmerz mit unserm Freunde zu theilen. Leonhard ist auf dem Sitze seiner Väter angelangt. Hier hat er seine Kinderjahre einst verlebt, hier hat sein Großvater unermüdlich gewaltet, eine großartige Welt den Seinigen geschaffen. Und jetzt? Nicht wieder zu erkennen! Es ist unter der Hand des Pächters jetzt das meiste ein anderes geworden. Indem Leonhard durch diese Zimmer, diese Säle wandert, was sieht er? Die altchwürbigen Möbel, die Bilder sind in Kammern, auf Dachböden untergebracht, die Maschinen, die Fabri-



hände arbeiten, wo nur Raum ist, der Nützlichkeitsbetrieb hat alles in Beschlag genommen, die Menschen sind verflört, bleich, selbst zu Maschinen geworden. Hier hämmert, stampft, raffelt nur noch ein Cultus, dem Gotte Rammon dargebracht, selbst die Natur draußten ist um ihre Pracht gekommen, die Bäume des Parks sind gestutzt oder abgehauen, die Blumen durch triste Küchengewächse vertrieben, die Wälder sind gelichtet, um alles raucht und schmaucht ein Steinkohlendampf und streicht ihm die Farbe des Unterweltlichen an. Ueberall Lärm und wiederum Lärm, und zwar Lärm um Geld. Daß eine Taubstumme unsern Freund durch diese infernalen Gebreite führt, also doch eine, die von all dem Lärm nichts hört, ist auch eine der genialen Erfindungen des Dichters, sowie daß es hier doch noch einen Ort gibt, an dessen Sachlichkeiten man nicht gerührt hat; es ist die vom Großvater einst gegründete Bibliothek; denn was, wie und wie viel liest man noch in der Zeit der materialistischen Hast und Genußsucht?

Hier treffen wir nun auf einen wüthenden Moland in Bauerngestalt! Dieser Thalmeier, hand- und ehrenfest vom Kopf bis zum Fuß, dem einstigen Herrenhause ergeben mit jeder Faser, ein verspäteter Enkelsohn, er jährt, er großt, er stemmt sich gegen die neue Zeit mit Händen und Füßen, er ist ein Wesen, an dem man sich unter Epigonen wieder zum Autochthonen aufbaut. So oft wir diesem Thalmeier im Roman begegnen, überall ist er in seiner Art gleich vortrefflich, ein plastischer Phidiaswurf des Dichters, und doch nicht starr, nicht stehendes Metall, obwohl der Mann der Starrforn selbst ist, sondern beweglich bis zum Sturmhauf, und doch dabei Träger eines Pathos, welches ihn zuletzt unter Trümmern begraben wird. Ein Simfon in christlicher Gestalt ist dieser Thalmeier, der die Energien seiner Natur wie die Fische mit den Feuerbränden losläßt gegen die modernen Philister des Fabrikwesens und Maschinenbaues, der darüber nachsinnt, wie er ihre Eisenbahntroße sammt Thüren und Pfosten auf seinen breiten Schultern auf- und davontrage und dann zerschmeiße, oder, wenn sie ihm nun wirklich — wie sie schon damit umgehen — seinen Bauernhof tilgten und die Bahn mitten hindurchzögen, würde er sich von seinem Berge aus mit Tauchzen auf die Schienen hinunterwerfen, aufdaß die erste wilde Jagd über ihn hinheulte, im Fall er nur wüßte, daß er sie alle mit begrüße, sie, welche Hand an seinen Hof und an den Höllebau der Eisenstraße gelegt haben. So ist der Mann, und so bleibt er sich gleich bis zu seinem jähen Ende, aber, obwohl nur ein Bauer, angethan, um in einer andern Ordnung der Dinge gleich musterhaft eine Welt zu beherrschen, wie einst seinen Hof.

Indem wir mit Leonhard den Landsitz seines Großonkels betreten, begrüßen wir in Herrn von Watt eine herzerfrischende, lebenswürdige Persönlichkeit. Dieser alte Herr ist eine Menschennatur von kapitalster Beschaffenheit. Er frogt von Gesundheit in hohem Alter, von Gesundheit nicht bloß des Leibes, sondern auch des Geistes in jedem Bezug; man fühlt es sogleich heraus, er hat alle

Lebensalter normal durchgemacht, den edelsten Gewinn von jedem gezogen. Wie er jede Jahreszeit auf seinem Gute ergötzt, preiswürdig, ergiebig für den Landwirth fand, so hat er auch sein ganzes Menschenleben befunden, nichts konnte je seinen Gleichmuth stören, und wenn man gemeint hat, das Greisenalter sei trüb und griesgrämig, vom Herbst und Winter dieses Altes kann man lernen, daß es behaglich ist. Und welch ein unerwünschter Humor blüht aus diesem Greise, wie Seltames passiert ihm, und wie unvergleichlich weiß er es zur Sprache zu bringen, daß so etwas nur ihm begegnen könne, wie die kostbare Humoreske von den während des Anziehens beim Schließen der Stubenthür eingeklemmten Beinkleidern und der Angst, die Prinzessin könnte jeden Augenblick eintreten, und dem Hopsenmüssen des Gesangsüblers während so langer Dauer, und wiederum sein Verfolgtwerden vom Scheuertafel der Frauen, und dann die Affaire auf der Eisenbahn mit dem alten Weibe, der er noch dazu Hülfe bringt. Wo dieser Großonkel sich bilden läßt, da sind in seinem Gefolge der Roman und ein ganzes Heer ihn liebender, beflügelter Genien und Curiositäten, unglaublicher Drolligkeiten; Nachstoß ohne Ende, aber auch Wohlthun und Aufopferung ohne Ende. Schon sein Sprechen ist unvergleichlich, und man möchte ihm immer lauschen, wenn er seine Sätze so gern mit der Interjection: „Na“, wie mit einem weichen, spaßigen Fästenanfang beginnt und einen herzigen, dann wieder kreuzpuzigen Einfall nach dem andern hervorschießen läßt, und wenn er sich über Cigarren und über den Dampf der Eisenbahnzüge ärgert, während er selbst dabei regelmäßig und voll Behagens einen langen, sich ringelnden Dampfschwaden aus seiner Tabackspfeife hervorbläst. Kurz, wer den Großonkel in dem Roman „Altenberg“ noch nicht kennt, dem geht die Bekanntschaft eines herrlichen Humorkisten ab.

Aber die Fülle überraschender Charaktere ist hier so groß, daß wir uns beschränken müssen. Aus der Häuslichkeit des Herrn von Watt erwähnen wir noch Emma's. Dies ist der Stern unter allen den durch Natur und Anmuth, durch Bildung und Geist hervorleuchtenden Frauen dieses Romans. Wie anspruchslos sie ist, wie gar nicht auf Prunk, wie nie auf Erhebung bedacht, so geht doch ein Licht von ihr aus, von dem sie selber nichts ahnt, welches uns aber unwiderstehlich an sich zieht und bei dem wir deutlich lesen, daß sie, wie weit ihre Bahnen auch noch auseinanderliegen, nur in Leonhard ihren dauernden Begleiter und Halt finden kann. Schon hier lernen wir, bei Gelegenheit eines Besuchs, einen Fürsten kennen und lieben, dessen ganze Größe und intelligente Hoheit hervortritt bei einem Aufenthalte, den später unser Freund bei ihm nimmt, wie wir denn auch bereits früher im Prinzen Norbert einen Stürmer und Dränger der excentrischen Art vor uns sahen, dessen Briefe wie unmittelbare Geselligkeit, nachdem ihn England um etwas beruhigt hat, wir später genießen.

Leonhard eilt zum Vater nach der Residenz. Eine ganz andere Welt rollt sich vor uns auf, unvermuthet,



unberechenbar in ihren Folgen. Die imposantesten Charaktere sind hier unter andern: von Lasari, seine Tochter Adele, Isabella (eine der Schwestern des Helden) und Hartlieb. Herr von Lasari, hebräischer Abkunft, Bankier, Speculant im größten Stil, Millionär und darüber, ist ein fürchterlicher Mensch. Er speculirt auf alles, um seine Reichthümer zu vermehren. Er ist ein Judas Ischarioth, der, mit dem Geldsädel in der Hand, seine Tochter an den Weisbietenden verkaufen, verrathen würde. Er speculirt jetzt auch auf Leonhard, den reichen, jungen Baron, er bietet ihm deutlich genug Adele an, indem er ihm deren Schönheit, die Vortheile einer solchen Ehe an den Fingern vorzählt, auf den Knien vortrommelt. Dieser gemeine Vater hat aber eine ungemeine Tochter. Sie ist von blendender Schönheit, bewegt sich mit der höchsten Ungenirttheit und hat Welt im vollsten Sinne des Wortes. Aber, was vereinigt sich sonst noch alles in ihr! Sie ist nicht blos Schönegeist, sie ist ein glänzender, ein hochfliegender Geist, sie verbindet in sich die verschiedensten Interessen, sie verbindet den Orient mit dem Occident. Sie ist stolz auf ihre jüdische Abkunft, sie schreibt sich mit Stolz von Abraham her, sie liebt den Psalter, diese Tochter Jerusalems, sie singt, wenn sie ihn anspricht: „An dem Wasser zu Babel saßen wir und weinten, wenn wir an Zion gedachten. Unsere Harfen hingen wir an die Weiden, die drinnen stund.“ Aber sie schlägt auch die Leier der Griechen, sie greift in die Saiten der Modernen. Sie verbindet in sich Deborah, Corinna und die Gräfin Sinicioli, wenn sie sich, phantastisch wie sie ist, in der Vorstellung erhebt, daß Lord Byron sie geliebt hätte. Sie haßt den gewöhnlichen Conversationsklatsch, das insipide Salongeschwätz, aber sie liebt platonische Dialoge, sie schwärmt für ideenvolle Gespräche, denn sie ist in der That geistreich, fast genial, sie spricht vortreflich, sie glüht für alles Außerordentliche, sie fliegt nicht blos auf dem Pegasus gern in die Unermesslichkeit — denn sie dichtet —, sie fliegt auch gern auf dem feurigsten Araber über Gräben und Hügel in die Weite, sodaß ihre besorgten Verehrer ihr nachsetzen auf die Gefahr des Halsbrechens. Kurz, sie ist im vollsten Besitze dessen, was die Franzosen *verve* nennen. Für diese Adele nun mußte ein Mann wie Leonhard, jung, schön, edel durchaus, aber noch dazu im Besitze großer Ideen und der Gabe eines glänzenden Vortrags in der Gesellschaft, der rechte Mann sein. Sie sieht, sie hört ihn in einer Soirée. Sie knüpft selbst mit ihm an in einem Gespräche, dem kein anderer außer den beiden mehr folgen kann; sie thut wenigstens ihr Kennerstück, um Leonhard zu folgen, sie zieht wirklich große, kühne Bogen auf den Schwingen des Gedankens und holdher Reide, er aber überfliegt sie weit; staunend blickt sie ihm nach. Von Stund an schwärmt sie für ihn. Die Gefahr ist groß, und wird immer noch größer, auch für Leonhard, obwohl er überall der Besonnene ist. Er macht ihr keine Besuche. Sie unterdrückt ihre Gluthen für ihn, aber sie sprühen dennoch durch; er kommt wirklich in Feuergefahr. Nun noch der blane köstliche Himmel über ihnen im großartigsten Parke, nun diese Ge-

sprache voll neuer Mysterien in der Veranda, nun gar ein Gang neben ihr unter den duftenden Orangen, unter den Palmen (es ist gefährlich unter ihnen zu wandeln) im Treibhause. Aber schon sind sie wieder draußen. Sie weilen unter einem Baume. Wird es in diesem Paradiese der Baum der Erkenntniß des Guten und Bösen werden? Sie steigt auf einen Ast, um für ihn eine Frucht herunterzulangen. Der Ast bricht. Sie fällt, er aber fängt die leichte, süße Last auf. Was geht in diesem Moment, in dieser reizend vom Dichter erfundenen Situation vor? Wie die Fabel von Newton erzählt, er habe, als ihm zufällig unter einem Baume ein Apfel auf die Nase gefallen, das Gravitationsgesetz entdeckt, ähnlich begegnet es unserm Helden. Während dem ritterlichen Reiter eine solche Schönheit in den Armen liegt, entdeckt er die Bahn des Venusgehirns, aber auch die Gefahr, welche es seiner eigenen Lebensbahn bringe. Er setzt mit zarter Sorgfalt die Last ab, und sein Entschluß ist gefaßt, daß er eine andere Richtung zu nehmen habe. Er nimmt sie. Adele zeigt sich dennoch bis zum Ende edel. Sie verbindet sich mit einem Gefandten, die letzte Koffeleulie macht auch hier Carrière, dennoch gibt sie zu Gunsten Leonhard's schon vorher den Ausschlag in einer entsetzlichen Calamität im vierten Theile der herrlichen Dichtung. Beiläufig fragen wir noch, obwohl es gewagt ist, einem solchen Dichter gegenüber auch nur eine Ausstellung zu machen, ob ein so musterhaft edler Mensch wie unser Held es sich erlauben durfte, im Parke die Papiere, das Gedicht Adelsens während ihrer Entfernung zu lesen? Und dennoch, der Dichter mag recht haben, denn in einer der verborgensten Falten der menschlichen Natur steckt auch das Anusorium: Neugierde.

Wir sind im Obigen so speciell gewesen, um ein für allemal eine Probe zu geben von dem, was unser Poet vermag. Doch er ist in diesem Vermögen unerschöpflich. Isabella beweist es sogleich. Wir wüßten in diesem Augenblicke keinen Dichter, dem es gelungen wäre, humoristische Frauen zu schaffen. Der Verfasser dieses Romans bringt sie. Isabella und später die Comtesse Florine sind Humoristinnen vom Wasser des reinsten Diamanten. Ja, diese Isabella ist bei ihrer Bildung zugleich das holdste Naturkind. Ihr Mutterwitz ist ein Strom, der durch die lieblichsten Landschaften rauscht und mit uns plaudert. Sie führt uns an denselben hin, und was sie hört, sieht, verarbeitet sie zu den seltensten Einfällen. So schaltet sie auch im Hause, in der Wirklichkeit, in der Gesellschaft. Ihre Einfälle, ihre Entdeckungen, ihre Zwischenbemerkungen, die Fragen, welche sie an uns richtet, brennen in den frischesten Farben und setzen uns um die Antmort in Verlegenheit, und doch fragen wir, warum wir nicht längst ebenso fragten; bisweilen bestaunen wir uns, daß uns dies und jenes auch schon so zu schaffen gemacht hat. Isabella ist die graziöseste Rederei selbst und nie ohne Trost, ob sie scherzt oder schmollt. Sie fragt, warum man denn jetzt so närrisch und trist sei, sich für die Gesellschaft schwarz zu kleiden, während doch früher die bunte Kleidung sich viel pittoresker machte, als

man noch Männer in rothen, gelben Röcken sah. Sie fragt, und stellt damit ein lustiges Problem unsern Kassenkennern, warum es keine „blaue und grüne Menschen“ gebe? Und nun Hartlieb. Dieser junge Kaufmannssohn, welcher seine Universitätszeit aufs Beste benutzt hat, im Besitze der gediegensten Kenntnisse, jetzt selbst Kaufmann ist, hat eine ruhige, stets heitere, bedeutende Art sich zu geben, welche uns im höchsten Grade für ihn einnimmt. Wilhelm Meister würde ihn zu seinem Bufenfreunde erwählt haben, er würde erstaunen, wie viel leichter man sich jetzt Bildung erwerben, mit welcher Sicherheit der Kaufmann seine Weltverbindungen verfolgen kann, wie das Theater der Weltbühne draußen jetzt näher gerückt, dafür freilich aber auch die Ideallwelt mehr zurückgetreten ist. Wahrlich, dieser Hartlieb, wie er aus einem Hause hervorstach, in dessen herrliche Familienstube wir einen Einblick erhalten, welches ebenfalls seiner großmüthigen Ahnen stets eingedenk ist, beweist, daß es auch eine Prachtblüte, einen Adel des Bürgerstandes gibt, und wie Edelmann, Fürst und Kaufmann oft heiter zusammen grenzen, wenn wir uns an die Medici und die Fugger erinnern. Und wie trefflich vom Dichter eronnen, kommt später in unserm Roman die Mission des Kaufmannssohns dem Hause des Barons zu Hülfe, durch die Reise Hartlieb's nach England! Des letztern Aufenthalt daselbst und Ausmittelung eines Verbrechens sind mit einem farbensatten Pinsel dargestellt, wie Dickens es nicht prächtiger zu malen vermöchte.

Doch — die Herrlichkeiten dieses Romans überwachen uns, und auch der Frauenschönheiten im Dichterlande muß es wol kein Ende geben! Was sollen wir noch einmal von Theresen sagen, der Müllerin Schwester? Sie ist in der That eine echt katholische Schönheit. Ihre Gestalt, ihre Sprache, ihr Tonfall ist glorios, ist Orgel und Messias. Welche Situation, welche Gruppirung! Und überall flücht der Dichter Immortellen ein. Die confessionellen Differenzen zwischen Katholicismus und Protestantismus sind tief und scharf zur Darstellung gebracht. Osmund, aus Neigung zu Theresen liebestrank, jubelt mit seinem Humor herein, und dennoch ist der Kirchhof nicht weit. Und wiederum sehen wir Theresen in einer neuen Umrahmung, deren Bild allerdings die classische Ausführung der Schönheit ist. Man kann von dieser Sprache, die Theresen spricht, nicht genug bekommen. Diese kurzen Laute und doch so vollstrebend hingezogenen Sätze, diese Apostrophe, welche den wenigsten Tonhall veranlassen, welcher Dichter hat sie schon je so hervorgehoben? Bettina und Gauderode haben in ihrem Idiom schon etwas Derartiges geahnt, hier aber kommt, durch und durch originell, die vollste Blüthe des Südens über uns; Andacht ergreift uns bei solchen Sprachtönen. Man hört es aus jedem Laut dieser Volkweise Theresens, sie hat sich durch ihn, durch Gram und Irene um und für ihn (Osmund) vergehen lassen. Dies „er“, „ihm“, „ihn“, ganz in der bekannten Art des Volks, wenn sie von Os-

mund spricht, dies ihr österreichisches „halt“ und „gelt“, es sind aus ihrem Munde entzückende und doch erschütternde Laute wie aus einem Requiem. Und wie ist ihr Tod geschildert! Und da ist auch schon wieder eine neue Wunderblüte der Frauenschönheit, Florine. Sie ist die Tochter einer sehr berechnenden, gemessenen Gräfin, aber die Tochter weiß von keinem Calcul, von keiner Grenze in ihrer Lust des Lebens. Sie ist ein naturwüchsiges Dämon der Poesie, von rücksichtsloser Naivität, sie läuft tag- und nachtwardlerisch über alle Schranken fort, sie ist die reizendste Wassernixe, der anmuthigste Elementargeist, und es ist aufs neue ein tiefergründender, seelenkennender Blick des Verfassers, wie er ein Wesen wie Florine, wenigstens in diesem Abschnitt ihres Daseins, sich zum Christenthum verhalten läßt. Und wie sie um alles ihre Naturzauber webt, und wie sie mit ihrem wilden Humor spielt wie Kinder mit dem Feuer, und wie sie selbst in einer Schönheit aufflammt, trotz ihres Wasserelements ein griechisches Feuer der Natur, eine Naphthafamme, die unlöslich scheint, ist es ein Wunder, daß Leonhard in neue Gefahr kommt, bis ihn Emma rettet und ihn nun bald für immer den Ihrigen nennt? Da, wo im letzten Theile die Katastrophe unsers Romans die höchste Höhe erreicht, wo der Vater nahe dem Tode ist, durch einen Hausdieb seines Vermögens beraubt, wo alles, selbst der Sitz seiner Vorfahren für Leonhard auf dem Spiele steht, wo alle ganz in der Hand des Geldjuden, des Herrn von Lasari, sind; da, wo dieser vor seinem eigenen Vater, dem ehrwürdigen, wahrhaft frommen, alttestamentlichen Rabbalisten erscheint im Gegenwart des Fürsten, unsers Helden und anderer Edelleute; da, wo der zweite Fluch des Vaters dem Bankier droht, der Vater wirklich diesen Fluch schleudert, sodaß vor solchem Synecbrism der Saal erdröhnt, und dennoch — man denke — der Sedelmeister, der Judas, unerbittlich bleibt, und die ganze Familie des Barons, der im Wahnsinn liegt, aus ihren Tugenden geht und wir mit Leonhard rathlos, ausweglos dastehen: was ereignet sich da? Und wie löst sich das alles? Oder endet es mit einem Mislaute, und löst sich eben gar nicht? Denn warum sollte ein genialer Dichter, nach der höchsten Meisterschaft bis dahin, nicht auch einmal sein Werk schließen mit dem Geständniß, es bleibe Fragment, es gebe für dieses Weltproblem keine Lösung, da Denker selbst das Problem des Universums für unlösbar erklärt haben? Aber ich verathe nichts. Lest und bewundert. Und so sei noch einmal als letztes gesagt: Der Roman „Altenberg“ ist eine der vollendetsten deutschen Dichtungen auf diesem Gebiet und frei von jeder Nachahmung des Aus- wie des Inlandes. \*)

Alexander Jung.

\*) Der Roman ist, wie es heißt, von Victor von Strauß und wird, seiner feindlich-reactionären Tendenzen wegen, von anderer Seite heftig angegriffen, was wir der warmen Anerkennung seiner künstlerischen Vorzüge von seiten unsers geschätzten Mitarbeiters doch hinzuzufügen für nöthig erachten.  
D. Red.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Die erste beifällig aufgenommene Vorstellung des „Lion amoureux“ von Ponsard am pariser Théâtre français gibt uns Veranlassung zu verschiedenen Betrachtungen. Ponsard hatte in seiner „Eucrite“ das antike Drama angebaut, war dann in der „Charlotte Corday“ zur modernen Geschichte übergegangen und hatte später im Geiste der neufranzösischen Sittenkomödie auf die Herzen der Pariser und Pariserinnen zu wirken gesucht. In diesem neuen Drama, welches in der französischen Revolution spielt, zur Zeit des vierten Aufstandes und der sich zu Ende neigenden Schreckensherrschaft, ist er wieder auf die in der „Charlotte Corday“ betretene Bahn zurückgekehrt, wenn auch die Geschichte in seinem Drama mehr den Hintergrund zu einer freier fundenen Liebesnovelle hergibt. Doch der Geist jener Epoche ist der Gegenwart sympathisch, und zwar sympathischer, als dem jetzigen Régime recht sein mag, wie eine lärmende Demonstration des Publikums bewies, die einer Stelle folgte, an welcher der Republikanismus einen sehr begeisterten Ausdruck fand.

Ueber den künstlerischen Werth des Dramas ein Urtheil zu fällen, ist nach den Zeitungsberichten kaum möglich. Man tadelt den Bau des Stücks, indem dasselbe eigentlich schon mit dem zweiten Act beendet sei und nur zufällig eingeschobene Hemmnisse noch weitere drei Acte ermöglichen; man lobt die schwunghafte und classische Sprache, ein Lob, das in Deutschland wenig gilt, seitdem man uns gelehrt hat, die sogenannte schöne Sprache sei mehr ein Fehler als ein Vorzug und überdies fast ein Gemeingut der heutigen Generation, für welche die gebildete deutsche Sprache so freundlich sei zu dichten und zu denken. In Frankreich indeß ist ein bichterlicher Aufschwung der Dramatik, der sich gegenüber der conventionellen Mißere der Rührdramen zu einem höhern Stil erhebt, immerhin als ein Ereigniß zu betrachten; und in Deutschland sollte man endlich zur Einsicht kommen, daß eine wahrhaft schöne Sprache, die allerdings mit schönen Redensarten nichts gemein hat, sondern in der Prägnanz und Originalität des Ausdrucks beruht, das sicherste Siegel des Dichterberufs und die einzige Bürgschaft einer den Augenblick überlebenden Classicität ist — sonst könnten wir ruhig auch über Goethe und Schiller zur Tagesordnung übergehen.

Auch möge das Beispiel Ponsard's unsere Dramatiker ermuntern, bei historischen Stücken auf eine naheliegende Epoche zurückzugehen, in welcher unsere Gegenwart Wurzel geschlagen hat und die noch durch lebendige Erinnerungen mit ihr verknüpft ist. Paul Heyse hat in „Kolberg“ einen, mindestens für die preussischen Staatsangehörigen in solcher Weise anregenden Stoff gewählt und verdankt ihm ohne Frage die, wie sich jetzt konstatiren läßt, nachhaltige Wirkung des Stücks auf der berliner Hofbühne.

Freilich gehört eine gewisse Freiheit der Bewegung auf den großen Bühnen dazu — und gerade hierin erscheint die Aufführung des Ponsard'schen Dramas auf dem Théâtre français besonders lehrreich und nachahmenswerth für deutsche Hofbühnen. Es tritt nämlich neben der Madame Tallien, jener geistvollen Salondame, der Tochter des spanischen Grafen-Bankiers, um welche ein gewisser Porfum der Demi-Monde schwebt, gerade hinreichend für die sympathischen Stimmungen des jetzigen pariser Publikums, in dem Drama kein Geringerer als Bonaparte selbst auf, und zwar als ein junger Offizier, der bei Madame Tallien um seine Verförderung einkommt. Bonaparte, der ursprüngliche Gründer der jetzigen Dynastie, der Onkel des regierenden Kaisers, als junger Lieutenant, der gern avanciren möchte — in der That, wir glauben, daß einem deutschen Hoftheater-Intendanten in einem analogen Falle die Haare zu Berge gestanden hätten über die Vermessenheit des Dichters, der ein solches Stück zur Aufführung einzureichen wagt. Die

pariser Censur hatte freilich auch dies Stück beanstandet, der Kaiser aber meinte, er habe sich vor ganz Europa einen Parvenu genannt und man könne deshalb auch den „Bonaparte“ als Buttsteller über die Bühne gehen lassen. So passirte das Stück die Quaranäne.

Wenn wir Deutschen uns über diesen Act der Freisinnigkeit in dem kaiserlichen Frankreich, gegen das ein Kogard seine Kriegeslieder, seine wie an Victor Hugo's geistvollem Pamphlet angezündeten lyrischen Brandfackeln schlenbert, gegenwärtig wundern, so haben wir unsern guten Grund dazu. Die politische Quaranäne der deutschen Hoftheater ist nämlich ein Haupthemmniß der freien Entwicklung einer vollstümlichen dramatischen Kunst. Sie gilt nicht blos der Tendenz, die man sich in Flachsensingen gefallen läßt, wenn sie gegen Krähwinkel, und in Krähwinkel, wenn sie gegen Flachsensingen gerichtet ist; sie gilt noch mehr den zahlreichen conventionellen Rücksichten der Hofbühnen. Wenn Napoleon III. seinen Onkel frei passiren läßt und selbst in der Foge mit aufsteht, wie derselbe über die weitbedeutensten Breter wandelt, so ist an den meisten deutschen Hofbühnen die entfernte Verwandtschaft eines dramatischen Helben mit dem regierenden Hause Grund genug, das Stück von der Bühne auszuschließen. Selbst am berliner Hoftheater bedarf es einer besondern Einwilligung, den Großen Kurfürsten zum Helben zu machen — Friedrich der Große ist unsers Wissens noch immer eine für die theatralische Darstellung ungeeignete, weil censurwürdige Persönlichkeit. In dieser Weise ist das patriotische Drama in Berlin an die zweiten Bühnen und damit aus der höhern Kunstphäre hinausverwiesen. Daß aber eine große Zahl unserer Hofbühnen, ohne diesen werthwürdigen Vorgang des Théâtre français, das Ponsard'sche Stück gerade aus Rücksicht auf den jetzigen Kaiser Napoleon nicht zur Aufführung gebracht hätte, das geht aus zahlreichen Antecedentien mit Bestimmtheit hervor, denn auch Kaiser Napoleon I. ist bis jetzt an keinem deutschen Hoftheater couragös gewesen, selbst wenn er nicht in dem Drama als schlüssiger Lieutenant um eine bessere Stelle bittet, sondern als Machtthaber auftritt, der über alle Köpfe der Rangliste hinweggewollt ist und den Herrschern Europas Befehle dictirt. Und zwar ist es nicht die Rücksicht auf die letztern, sondern die Rücksicht auf den Hof der Tuilerien, welche dem deutschen Geschichts-drama der Neuzeit eine so beschämende Schranke auslegt. So darf man sich nicht wundern, wenn unsere Dramatiker immerfort zu den ehrwürdigen Kaisern des Heiligen römischen Reichs zurückkehren, bald Friedrich Barbarossa, bald Heinrich IV. dramatisiren, des Raumer, Stenzel und Wielebacht nicht minder pflandern, wie Shakespeare seinen Polinches, ohne daß dieser Pomp mittelalterlicher Hof- und Staatsactionen und die Herrlichkeit deutschen Kaiserthums auf unsere Gegenwart einen andern als elegischen Einbruch hervorzubringen weiß und ohne daß die dichterische Verflüchtigung dieser nationalen Größe auf der Bühne irgendein Echo im Publikum wahrst. Wir sind einmal von jener Zeit durch eine unausschließbare Kluft der Weltanschauung geschieden. Erst mit dem Zeitalter der Reformation beginnt die Ära des modernen Bewußtseins und der geistigen Bewegung, mit welcher die Gegenwart im vollen sympathischen Einklang ist. Ohne alle Frage geben das vorige Jahrhundert und das jetzige die geeignetsten Stoffe für das geschichtliche Drama unserer Zeit. Freilich treten auch hier die meisten hemmenden Schranken entgegen; doch wird endlich wol der Hoftheaterzopf der bessern Einsicht weichen, daß die wahren Interessen des Patriotismus nicht hinter den Rücksichten der Hofetikette zurückstehen dürfen, daß jene aber durch die Vorführung vollstümlicher Geschichtsstoffe auf der Bühne, wie auch immer Licht und Schatten in ihnen vertheilt sein mögen, wesentlich gefördert werden. Vielleicht wirkt das Beispiel des französischen Kaisers, das ja in vieler Hinsicht eine nicht immer wünschenswerthe Nachahmung fand, auf die Befreiung der deutschen

Bühnen von der geheimen Censur der Rückfichten, die am innersten Mark unserer Dramatik zehrt.

### Die deutschen Sprachforscher und die albanesische Sprache.

Schon seit mehreren Jahren haben deutsche Sprachforscher mit der albanesischen Sprache sich beschäftigt, die theils in Albanien (dem alten Epirus), theils in albanesischen Niederlassungen und Colonien im Königreich Griechenland, im Neapolitanischen und in Sicilien gesprochen wird. Auch Reisende und Reisebeschreiber, welche Gelegenheit gehabt haben, mit diesen aus früherer und aus späterer Zeit herrührenden Einwanderungen außerhalb Albaniens in nähere Verührung zu kommen, haben nicht unterlassen, auf dieses eigenthümliche ethnographische und linguistische Moment aufmerksam zu machen und mancherlei in culturhistorischer Beziehung Interessantes darüber mitzutheilen. Wir lassen dergleichen z. B. in Schnar's „Reise durch die neapolitanische Provinz Basilicata“ (St. Gallen, Scheitlin u. Jollikofer, 1859), und auch F. Gregorovius in seinem vielfach anziehenden Reisebuche „Siciliana“ (Leipzig, Brockhaus, 1861) kommt ausführlicher auf diesen Gegenstand zu reden. Besonders äußert sich letzterer über die innern Verhältnisse der albanesischen Colonien in Sicilien und über die dort übliche albanesische Sprache, wobei er sich auf den Bischof dieser, der griechisch-orientalischen Kirche angehörenden Colonien, den sprachgelehrten Hellenisten Erispi, als auf seinen Gewährsmann bezieht. \*) Dieser Erispi, früher Professor der griechischen Literatur an der Universität degli studi in Palermo, bemerkt von der albanesischen Sprache, „sie zähle ein so hohes Alter, daß man sie zu den Ursprachen rechnen könne“, und er erklärt es für „ihren größten Ruhm, einer der ursprünglichen Stämme zu sein, auf denen die göttliche Sprache der Hellenen wuchs“. Deutsche Sprachforscher haben sich neuerdings auch dieses Gegenstandes mit Eifer bemächtigt, besonders nachdem Dr. von Sahn in seinen „Albanesischen Studien“ (Zena 1854) den Anstoß dazu gegeben hatte. Man kann auf Grund der von ihnen, z. B. von Dopp („Ueber das Albanesische in seinen verwandtschaftlichen Beziehungen“, Berlin 1855), angestellten Untersuchungen die Verwandtschaft des Albanesischen mit der indo-europäischen Dialekten als erwiesen ansehen. Ein anderer deutscher Gelehrter in Griechenland, Dr. Reinhold (Stabsarzt der griechischen Marine), der „Ἠλασγενᾶ, Noctes Pelasgicas v. Symbolae ad cognoscendas dialectos Graeciae Pelasgicas“ (Athen 1855) herausgab, behauptet die altpelasgische Abkunft der heutigen Albanesen und erklärt ihre Sprache als die uralte Muttersprache, aus welcher die griechische und lateinische Sprache hervorgegangen. Auch italienische Gelehrte ziehen diesen Gegenstand in den Kreis ihrer linguistischen Studien. So enthält die in Pisa erscheinende „Rivista italiana“ im Jahrgang 1863 einige Artikel von Domenico Comparesi: „Sui Coloni Greci e Slavi dell' Italia Meridionale“ und „Sulle Ricerche Albanesi“, die dann auch in einem besondern Abdruck erschienen, und ganz kürzlich gab ein albanesischer Grieche aus Sicilien selbst, Demetrio Camarda, einen „Saggio di grammatologia comparata sulla lingua albanese“ (Livorno 1864) heraus. Der Verfasser desselben, der mit der einschlagenden Literatur des Auslandes, sowie vornehmlich mit der diesseitigen Zeitschriftenliteratur Deutschlands genau bekannt ist, nimmt ebenfalls eine organische Verwandtschaft der albanesischen und hellenisch-lateinischen Sprache an und sucht sie durch eine vergleichende Grammatik der alba-

nesischen und hellenischen Sprache darzutun, die er aufstellt und über deren Formen er sich sehr ausführlich verbreitet. Wir gehen hier auf einzelnes nicht weiter ein, da wir nur im allgemeinen auf den Gegenstand und namentlich auf die neueste Schrift darüber hier haben aufmerksam machen wollen.

### Bibliographie.

- Die neue Vera in Baden von E. W. J. J. Frankfurt a. M., Verlag J. Kunz u. Wiff. Gr. 8. 10 Ngr.
- Amiel J., Chevalier Victor v. Gibelin, Ein Beitrag zur Geschichte des Schreckensjahres den 14. August 1794. Mit einem Anhang, enthaltend die Trismeterhymnen der Marceffiliane W. v. Gibelin und H. v. Wangen, und Gebets- und Hymnen aus dem Jahren 1798 und 1814. Bern, Fader. 1855. 8. 14 Ngr.
- Band, C., Kritische Wanderungen in drei Kunstgebieten. Pict. und Schattenspiele zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Bühne, moderner Literatur und bildenden Kunst. 1ter Th. v. Dem. Literarischegesehener Lage. Aesthetische Unterhaltungen und kritische Schlaglichter über Dichten und Schaffen in Poesie und Prosa. Leipzig, Luchterhand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Barach, C. A., Zur Geschichte der Nominalismus vor Roscelinus. Nach bisher unbekannten handschriftlichen Quellen der Wiener kaiserl. Hofbibliothek. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.
- Baudissin, Graf A., Bericht über die Dänen der Insel Selt. Hensdurg, Herzbrun. 1863. 16. 9 Ngr.
- Bergmann, H., Sang und Sage. Aus der Ostschweiz. Zurich, Schulthess. 1865. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Berzsch, C. v., Blide in Nordfrieslands Vergangenheit. Hensdurg, Herzbrun. 1863. 8. 3 Ngr.
- Brenzel, R., Die Organisation des Massenwesens durch den Staat. Leipzig, Schatz. 8. 10 Ngr.
- Cassell, K., Der Orat und sein Name. Berlin, v. Deder. 1865. Gr. 8. 7/8 Ngr.
- Dahn, H., Die Könige der Germanen. Das Wesen des ältesten Königthums der germanischen Stämme und seine Geschichte bis auf die Feudalzeit. Nach den Quellen dargestellt. Die Myth. Verhörung des gotischen Reiches in Italien. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 Thlr.
- Ebert, R. G., Eine Magdarenfrau. Poetische Erzählung. Wien, Czerhak. 16. 16 Ngr.
- Zwei Beiträge aus der Geschichte Deutschlands. Wien, Hartgraf. 8. 4 Ngr.
- Fausts Leben, F. Freib, H., Zur Dichtung der Seele. 2te Aufl. Wien, Schönbach. 12. 20 Ngr.
- Konrad, R. Baron de la Motte, Andine. Eine Erzählung. 14te Aufl. Berlin, Dammert. 16. 10 Ngr.
- Glücksmann, H., Neue Erzählung. Wien, Hartgraf. Gr. 16. 6 Ngr.
- Saffner, R., Scholz und Westph. Roman aus dem Kaiserthum. 3 Bde. Wien, Hartgraf. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Die Wamppe der Heiden. Roman. Wien, Seitzler. 1864. Br. 8. 24 Ngr.
- Saffner, R., Der Materialismus in der Culturgeschichte. Mainz, Metzger. 1865. 16. 24 Ngr.
- Suder, J., Offener Brief an Prof. Sibel in München. Ein weiterer Beitrag zur Charakteristik neuscholastischer Wissenschaftlichkeit. München, Lentner. 1865. Gr. 8. 6 Ngr.
- John, L. v., Systemwechsel und philosophisch-politische Principien. Paderb., Lauffer. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.
- Koenigsberg, A., Der Secretär des Generals v. Taurizien oder Beurlaubte. Lustspiel. Berlin, Springer. 8. 15 Ngr.
- Lange, F. A., Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. Iserlohn, Baedeker. Gr. 8. 3 Thlr. 7/8 Ngr.
- Montalembert, Graf, General La Moricière. Autorisierte Bearbeitung von Gelling. Frankfurt a. M., Verlag J. Kunz u. Wiff. 1865. Gr. 8. 3 Ngr.
- Mühlberg, Mathilde v. (Gräfin Valérie de la Corré), Berne. Eine Erzählung aus Tyrol. Basel, Schneider. 8. 13/4 Ngr.
- Nohl, M., Tagebuch einer italienischen Reise. Herausgegeben von W. Lübke. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr. 22 Ngr.
- Oberth, A., Theater-Freund. Sammlung von Original-Stücken für deutsche Bühnen. 1ste Hef. Wien, Wagner. 8. 4 Ngr.
- Pallasch, M., Johann Wilhelm Klein. Ein Vortrag zu dessen 100jährigen Jubiläum gehalten. Wien. 1864. Gr. 8. 4 Ngr.
- Reinhold, R., Kritische Erweiterungen zur Schließung - Holsteinischen Emigrationenfrage mit besonderer Rücksicht auf die Schriften des Herrn v. Wernsch. 1tes Heft. Götting, Fischer. 1864. Gr. 8. 15 Ngr.
- Reiss, E., Die Trichtblätter und Frauen-Bilder. München, Brann. 16. 1 Thlr. 13 Ngr.
- Quaglin, A., Herabkunft. Roman. Wien, Seitzler. 1865. Br. 8. 24 Ngr.
- Die letzten Händerbanden in Oberwaben in den Jahren 1818 — 19. Ein Beitrag zur Stillegeschichte. Nach den Akten und nach mündlicher Ueberlieferung dargestellt von M. B. Stuttgart, Koch. 8. 1 Thlr.
- Rosowits, Marie v., Welt über Land und Meer. Roman. 4 Bde. Wien, Literarisch. Aufl. 8. 2 Thlr.
- Wanderungen durch Hamburgs breite Straßen und Häuser. Enthaltungen über das Leben und Treiben in denselben von F. W. . . . l. Hamburg, Schabius. 8. 7/8 Ngr.
- Scholar, H. W., Kaiser Maximilian in der Hölle. Ein scherzhaftes Helldarstellung in fünf Gesängen. Königsberg, Richter. 16. 5 Ngr.
- Siegler, R., Oden. Salzburg. 8. 16 Ngr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Soeben erschienen: Album schlesischer Dichter.

Herausgegeben vom  
Berein für Poesie in Breslau.  
Fünfte Sammlung.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Gedichtsammlung bietet in sorgfältigster Auswahl eine Fülle gediegener Erzeugnisse der neuern deutschen Lyrik. Die dem Schlesier eigene tiefe Innigkeit, verbunden mit Kraft und Bilderreichtum der Sprache, durchzieht fast den ganzen Inhalt des Albums; doch fehlt es demselben auch nicht an mannichfaltigen Dichtungen in classischer Form, weshalb sich das Buch gewiß auch im weitem Vaterlande zahlreiche Freunde erwerben wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Dramatische Schriften und Studien über das Leben.

Von Heinrich Baumgärtner.

Erstes und zweites Bändchen. 8. Geh. Jedes Bändchen 24 Ngr.

Erstes Bändchen. (Mit einer Photographie.) Der letzte Hohenhausen. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Nebst einem Anhang: Die Hohenhausengeschichte. Erzählung und Betrachtungen.

Zweites Bändchen. Die Wahrzeichen. Lustspiel. — Die unterbrochene Braut. Lustspiel. — Das Leben im Universum. Eine Studie.

Von dem Verfasser erschien früher ebenfalls:

Die Naturreligion oder Was die Natur zu glauben lehrt. Ein Beitrag zur Läuterung und zu fester Begründung einiger religiösen Begriffe. 8. Geh. 16 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Mirandola, die Herrnhuterin. Fra Tedesco.

Zwei Novellen von  
Robert Waldmüller (Eduard Duboc).

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Robert Waldmüller, als einer der gewandtesten Novellisten bekannt, bietet hiermit der Leswelt zwei neue werthvolle Gaben. In der ersten auf deutschem Boden spielenden Erzählung zeichnet er in einem fesselnden psychologischen Gemälde die leisesten Regungen des menschlichen Herzens mit frappanter Wahrheit; die zweite ist von der südlichen Glut des italienischen Himmels durchleuchtet und gibt ein farbenprächtiges Bild leidenschaftlicher Liebe. Beide Novellen bekunden auch in der Form die Meisterhaft des Verfassers.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Winckell's Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber.

Vierte Auflage.

Bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Tschudi.

Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt.

Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

(Auch in 12 Lieferungen zu 20 Ngr. nach und nach zu beziehen.)

Diese jetzt vollständig vorliegende vierte Auflage des berühmten Winckell'schen Jagdbuchs hat den Werth desselben noch wesentlich erhöht und kann deshalb als ein unentbehrliches Handbuch für jeden Jäger und Jagdliebhaber empfohlen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Persien.

## Das Land und seine Bewohner.

Ethnographische Schilderungen von

Dr. Jakob Eduard Polak,

ehemaligem Leibarzt des Schah von Persien und Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran.

Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.

Der erste Theil dieses jetzt vollständig vorliegenden Werks hat bereits große Aufmerksamkeit erregt. Ein Deutscher, der Persien nicht bloß flüchtig als Tourist durchstreift, sondern neun Jahre lang sich daselbst aufgehalten und in seinem Beruf als Lehrer und Arzt wie in seiner Stellung zur Person des Herrschers die seltenste Gelegenheit hatte, das öffentliche und häusliche Leben, den Charakter und die Sitten aller Schichten des persischen Volks kennen zu lernen, veröffentlicht hiermit ein umfassendes, detaillirtes Gemälde von Persien und seinen Bewohnern. Eigenthümlichen Werth erhält das Werk durch die vom Verfasser mitgetheilten medicinischen Beobachtungen; doch bietet es nicht minder Ethnologen, Statistiker, Industriellen wie überhaupt jedem Leser viel Neues und Interessantes über die gegenwärtigen Zustände jenes alten, in politischer und commercialer Beziehung für Europa wichtigen Kulturlandes.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:

## Dramatische Werke

VON

Ludwig Albert von Winterfeld und Alfred Freiherrn von Wolzogen.

Erstes und zweites Bändchen. 8. Geh.

Erstes Bändchen: Blanche. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 24 Ngr.

Zweites Bändchen: Sophie Dorothea. Trauerspiel in 3 Aufzügen. 16 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.



# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 6. —

8. Februar 1866.

Inhalt: Eine Apologie des Lebens. Von Julius Frauenstädt. — Karl Frenzel's neueste Schriften. Von Rudolf Gottschall. — Katholikereise Briefe. — Familien. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Eine Apologie des Lebens.

Der Werth des Lebens. Eine philosophische Betrachtung von Eugen Dühring. Breslau, G. Trevenandt. 1865. 8. 2 Thlr.

Die Klagen über die Nichtigkeit des Lebens, über die Erde als ein Jammerthal, über den Menschen als das unglücklichste Geschöpf auf Erden u. s. w. — diese pessimistischen Klagen sind nicht neu, und man thut daher Schopenhauer eine unverbiente Ehre an, wenn man ihn für den Erfinder des Pessimismus hält und durch ihn, wie Dühring, sich veranlaßt fühlt, das Leben zu retten, d. h. zu vertheidigen. Schopenhauer war nicht der erste Pessimist und wird wahrscheinlich auch nicht der letzte sein. Er selbst hat in dem Kapitel „Von der Nichtigkeit und den Leiden des Lebens“ (Kap. 46 des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“) einige Vorgänger im Pessimismus genannt, und darunter finden sich Namen wie Herakleitos, Theognis, Sophokles, Euripides, Homer, Shakespeare, Byron, David Hume. Er hätte auch noch Kant anführen können; denn dieser widerlegt in seiner „Metaphysik“ in der „Berliner Monatschrift“ erschienenen Abhandlung „Ueber das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodicee“ jene Rechtfertigung der göttlichen Güte, welche sich darauf stützt:

daß in den Schicksalen der Menschen ein Uebergewicht des Uebels über den angenehmen Genuß des Lebens fälschlich angenommen werde, weil doch ein jeder, so schlimm es ihm auch ergeht, lieber leben als todt sein will, und diejenigen wenigen, die das letztere beschließen, solange sie es selbst aufschoben, selbst dadurch noch immer jenes Uebergewicht eingestehen, und wenn sie zum letzten thöricht genug sind, auch alsdann bloß in den Zustand der Nichtempfindung übergehen, in welchem ebenfalls kein Schmerz gefühlt werden könne.

Kant sagt hiergegen:

„Aber, man kann die Beantwortung dieser Sophisterei sicher in der Aussprache eines jeden Menschen von gesundem Verstande, der lange genug gelebt und über den Werth des Lebens nachgedacht hat, um hierüber ein Urtheil fällen zu können, übersehen, wenn man ihn fragt: ob er wol, ich will nicht sagen auf dieselbe, sondern auf jede andere ihm beliebige Bedingung (war nicht etwa einer Feen-, sondern dieser unserer Erdenwelt) das Spiel des Lebens noch einmal durchzuspielen Lust hat.“ (Vgl. „Kant's sämtliche Werke“, in der Ausgabe von Schmidt und Schubert, VII, 392 fg.)

Wie Schopenhauer nicht der erste Pessimist, so ist auch Dühring nicht der erste Apologet oder Retter des Lebens. Wie von jeher die Uebel und Leiden des Lebens zu pessimistischen Anklagen des Lebens geführt haben, so hat auch von jeher ein Bestreben stattgefunden, das Leben gegen diese Anklagen zu verteidigen, die Uebel und Leiden als nothwendig und zweckmäßig zu erklären und zu rechtfertigen. Die große Menge von Theodiceen, Apologien des Misvergnügens und des Uebels, oder wie die Titel dieser Bücher immer heißen, die in allen Literaturen existiren, beweisen dies zur Genüge.

Was ist nun bei all diesem Hin- und Herreden für und wider das Leben herausgekommen? Haben jemals pessimistische Systeme den Menschen das Leben verleidet, oder optimistische es ihnen werth gemacht? Uns scheint, die Lust am Leben beruht auf ganz andern Motiven, als auf Reflexionen und Theorien über den Werth des Lebens. Das Leben ist, um es nur kurz herauszusagen, Willenssache. Wer das Leben trotz aller Leiden und Widerwärtigkeiten, die es mit sich bringt, mit Marquis Posa schön findet, dem werden alle pessimistischen Demonstrationen, daß es abscheulich sei, das Leben nicht vergällen; und wer es bitter findet, dem werden alle optimistischen Demonstrationen es nicht versüßen.

Weit entfernt, daß Liebe und Haß des Lebens auf Werthurtheilen über das Leben beruhen sollten, so beruhen vielmehr die Werthurtheile über das Leben, seien sie nun optimistischer oder pessimistischer Art, auf der Zu- oder Abneigung gegen dasselbe. Der Wille zum Leben oder der Widerwille gegen das Leben ist es, was auf die Werthurtheile über dasselbe influirt, nicht aber die Werthurtheile auf den Willen. Man kann dreist behaupten, daß pessimistische Systeme noch keinen, der nicht schon anderweitig des Lebens überdrüssig war, zum Selbstmörder gemacht, noch auch optimistische Systeme einen, der den festen Vorsatz zum Selbstmord gefaßt, ins Leben zurückgelockt haben. Wenn irgendwo, so behauptet hier der Wille seinen (von Schopenhauer im neunzehnten Kapitel des zweiten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“ nachgewiesenen) Primat über den Intellect.



Werthurtheile sind überhaupt nichts Urtheilliches, sondern etwas Secundäres. Jedes Urtheil über den Werth einer Sache beruht auf einem Willen, für den die Sache von Werth ist. Ist die Sache diesem Willen entsprechend, so findet er sie werthvoll; ist sie ihm zuwider, so hat sie für ihn keinen Werth. Der Grad des Entsprechens oder Widerstrebens bestimmt den Grad des Werths oder Unwerths. Völlig gleichgültige, in keiner Beziehung zu irgend einem Willen stehende Sachen rufen auch kein Werthurtheil hervor: weder ein billigendes noch ein verwerfendes.

Sind somit alle theoretischen Apologien des Lebens nicht überflüssig? Wird nicht jeder, für den das Leben von Werth ist, auch ohne sie das Leben bejahen, und wird nicht ebenso jeder, für den das Leben werthlos geworden ist, trotz ihrer es verneinen?

Düring sieht selbst die secundäre, vom Willen oder Triebe abhängige Beschaffenheit der Werthurtheile ein. Er sagt in der Einleitung, es habe mit dem Gesamturtheil über das Leben eine eigenthümliche Verwandtniß, welche es von den rein theoretischen Entscheidungen gänzlich trennt:

Die Elemente des Gesamturtheils sind praktische Bestimmungen darüber, inwiefern etwas den Erleben und Bestrebungen gemäß ist. Während die theoretischen Urtheile sich um das Klammern, was für die verstandesmäßige Auffassung ist oder nicht ist, legen die praktischen Entscheidungen das Maß dessen an, was die menschliche Natur zu ihrer Befriedigung fordert.

Ferner:

Den Satz, daß es im Felde der praktischen Werthschätzungen keine reine Erkenntniß gebe, machen wir zum Capitel unsers ganzen theoretischen Gebäudes. Die Bestimmungen unsers Bewußtseins, welche, sie mögen heißen wie sie wollen, in der Form des Erlebens auftreten, haben eine ideenbildende Kraft. Die Thatfache, daß unsere Wünsche unsere Vorstellungen beeinflussen, erklärt sich nur, wenn wir die Bestimmung des Begehrens zur Vorstellung als einen einheitlichen Act anerkennen und uns hüten, gewisse Vorstellungen als auch außer der Beziehung auf das bestimmende Wollen für möglich zu halten.

Endlich:

Mit Rücksicht auf die Bestrebungen des menschlichen Gemüths kann man behaupten, daß jedes Urtheil über Einzelheiten oder über das Ganze des Lebens die Form des Wollens haben muß. Das praktische Urtheil ist selbst eine Willensbestimmung, so daß die Bejahung einen Beifall oder ein Bestreben, die Verneinung dagegen ein Misfallen oder ein Entgegenstreben vorstellt. Wir treten also, indem wir praktische Urtheile fällen, niemals aus der Grundform der Abneigung oder Zuneigung heraus.

Nun, wenn dieses sich so verhält, so werden auch die Düring'schen Werthurtheile über das Leben nur auf den wirken, nur den von des Lebens Werth überzeugen, der den ihnen zum Grunde liegenden Willen theilt. Welcher Wille ist nun dieser? Es ist jener über dem Leben als Ganzem schwebende Wille, der es gerade so, wie es ist, mit seinen Hebungen und Senkungen, seinen Höhen und Tiefen, seinem leidenschaftlichen und affectvollen Wogen, seinen Kämpfen und Conflicten, seinen Differenzen und Spannungen, endlich auch seinem Finale, dem Tode, will, weil nur ein solches Leben fühl- und genießbar ist, nur ein solches Leben seinen Ernst und Gehalt kundgibt, mehr als ein langweiliges Spiel ist.

Wer sich dagegen, ähnlich wie Schopenhauer, aus der Kraft- und Ruhelosigkeit des activen Lebens nach der Ruhe und dem Frieden des beschaulichen Daseins sehnt; wer jene Heiligen und die schönen Seelen beneidet, welche die Welt überwunden, und sie höher stellt als alle Weltheiden, auf den wird Düring's Apologie des Lebens wirkungslos bleiben.

So sehr auch Düring durch den Schopenhauer'schen Pessimismus zu seiner Apologie des Lebens angeregt worden, einen so entschiedenen Gegensatz bildet doch dieselbe gegen Schopenhauer's ganze Welt- und Lebensauffassung.

Düring sagt selbst in der Vorrede über seine Stellung zu Schopenhauer, daß er bei aller seiner Hochachtung für das Streben und die Leistungen Schopenhauer's doch wol eher als der entschiedenste Antagonist, denn als Anhänger des frankfurter Denkers zu betrachten sei:

Ich bemerke dies nur, weil heutzutage bei der noch immer nicht völlig beseitigten Ungerechtigkeit gegen den großen Philosophen schon der einzige Umstand, daß man es nicht der Mühe werth hält, in einer Frage noch auf andere nachantike Philosophie als die Schopenhauer'sche einzugehen, in vieler Leute Augen genügend ist, um die Anhängerschaft außer Zweifel zu setzen. Solchen Annahmen gegenüber sei nun hier ganz einfach erklärt, daß ich allerdings ein Anhänger Schopenhauer's bin, sobald es gilt, diesem Philosophen seine einzige Stellung nach Kant zu vindiciren, daß ich aber, was die Ansichten anbetrifft, und zumal in der Frage der Werthschätzung des Lebens, wol von niemand diametraler als gerade von jenem pessimistischen Weisen abgewichen sein möchte. Der alte Optimismus, wie er sich z. B. bei einem Leibniz findet, ist allerdings in dieser Schrift nicht vertreten; aber der Weltverweigerung wird sicherlich ebenso wenig das Wort geredet.

Charakteristisch für Düring's Standpunkt dürfte folgende Schlußstelle seiner „Einleitung“ sein, aus der schon hervorgeht, daß er ebenso wenig Optimist als Pessimist ist, sondern eine mittlere Stellung zwischen diesen beiden Extremen einnimmt:

Selbst die Theorie, welche auf eine harmonische Ansicht der Welt ausgeht, laßt der Voraussetzung nicht entgehen, daß sich die Menschen zur Thatkraft gegen das Uebel auflassen. Nur das, was für Menschen unveränderlich feststeht, mag blos zu einer Anordnung der Ideen auffordern. Wo der menschliche Eingriff in den Lauf der Dinge noch ändern kann, da sind die Thaten das erste und die Ideen das zweite. Der Optimismus macht sich häufig gerade dadurch verächtlich, daß er die Uebel beschönigt, um seiner Trägheit frohnen zu können. Auch einen großen Theil der Philosophie kann man nicht davon freisprechen, Unveränderlichkeiten angenommen zu haben, wo menschliche Thatkraft noch Chancen hat. Wir werden uns bemühen, erst dann zu der rein theoretischen Ausöhnung unsere Zuflucht zu nehmen, wenn wir die Möglichkeiten der realen Umgestaltungen aufgeschöpft haben. Die objectiven Uebel sind in der Regel nicht so bedenklich, als diejenigen Widerwärtigkeiten, die unserer subjectiven Natur ein für allemal anhängen. Dieses Verhältniß rührt einzig und allein von der Möglichkeit her, die hauptsächlichsten äußern Gründe des Ungemachs, ich meine die socialen Misbildungen, zu beseitigen. Das Urtheil über den Werth des Lebens wird verschieden ausfallen müssen, je nachdem man die Grenze des Unabänderlichen und des menschlicher Einwirkung Zugänglichen zieht. Ebenso wird das praktische Verhalten gegen das Leben davon abhängen, welchem Grad von Passivität man sich hingibt. Beide Punkte dürfen wir in den Werthschätzungen und in den Orientirungen über die Chancen des Daseins nicht vernachlässigen.

Das Leben ist nach Dühring ein Inbegriff von Empfindungen und Gemüthsbewegungen. Er führt den Nachweis, daß das Spiel der Affecte auf der Grundlage der niedern und höhern Triebe hinreicht, alle Lebensäußerungen bis zur Production der abstractesten Ideen hinauf begrifflich zu machen.

Was die gewöhnliche Ansicht von den Leidenschaften als Störern des Lebensglücks betrifft, so sagt Dühring:

Diese Ansicht ist völlig richtig, wenn man unter Leidenschaften die äußersten Grade der Affecte versteht. Sieht man aber von einer unmäßigen und ausschweifenden Steigerung ab, so sind gerade die Arten von Gemüthsbewegungen, welche sich in den Leidenschaften äußern, unentbehrliche Formen eines lebenswerthen Daseins. Der Grad der Lebendigkeit der Existenz hängt von dem freien oder unterdrückten Spiele der Affecte ab. Ein Leben, welches in gleichmäßiger, ununterbrochener Ruhe hinfließt, wäre kaum mehr ein Leben zu nennen; es grenzt bereits an geistigen Tod. Die Höhen und Tiefen der Empfindung sind für den Lebensgenuss wesentlich. Die kargen Affecte belehren uns erst, welcher Gehalt dem anscheinend so dürftig ausgestatteten Dasein innewohnt. Wer nur die glatte Reeresfläche kennt, kann keinen Begriff von den Reizen des gewaltigen Bogens haben. Der Wechsel welcher hier eine Höhe und dort eine Tiefe bald bildet, bald zerstört, ist das, was unsere Theilnahme fesselt. Wir würden das Leben als eine langweilige Wiederholung eines unerheblichen Rhythmus, als einen veränderungslosen Zustand verachten müssen, wenn es keinen Auf- und Niedergang der Erregungen einschloße. Man kann daher behaupten, daß die Leidenschaften zum Leben gehören und daß, abgesehen von ihnen, keine wahre Befriedigung der menschlichen Natur möglich ist. Man entwurzelt alle höhere Entfaltung des Menschlichen, wenn man ihm die Affecte als die Störer des Glücks verdächtig macht. Nehmt uns unsere Liebe und unsern Haß, und ihr macht das Dasein zu einer öden Wüste. Streicht aus dem Plane des Lebens die Möglichkeit, die Affecte bis zur Vernichtung und Aufopferung ihres Trägers zu reigern, und ihr werdet bei näherer Betrachtung finden, daß von Lebensenergie nicht mehr die Rede sein kann. Schon ein oberflächlicher Blick auf das Trachten der Menschen kann uns belehren, daß sie die gleichmäßige Ruhe gar nicht wollen. Sie stehen einem Zustand, der ohne Wechsel von Lust und Schmerz ein unbewegtes Gleichgewicht verwirklichen würde, mindestens ebenso sehr als den Tod. Sie suchen die Erregung, wenn nicht gar die Aufregung, und glauben das Leben zu verlieren, wenn sie sich nicht in Gemüthsbewegungen ergeben. Ein deutliches Bewußtsein dieses Strebens nach Störung des Gleichgewichts mag selten vorhanden sein; aber ein instinctiver Drang treibt überall, die Lust und den Schmerz gleichsam herauszufordern und sich auf den Bogen der erregten Gemüthswelt zu versuchen.

Nicht die beherrschten Zustände sind nach Dühring der eigentliche Gegenstand des Lebensgefühls, sondern die Veränderungen, die ein neues Element gleichsam in die Statik des Gemüths einfügen. Diese sind es vornehmlich, die das Bewußtsein zu jener höhern Energie steigern, nach welcher die Lust am Leben trachtet.

Die Menschen lieben zwar nicht das Stoßweisse und sozusagen Stille der Erregungen, aber sie stehen nichts mehr, als die eintönige Vertheilung der Lebensreize. Sogar der Wechsel, wenn er dieselbe Periode gleichförmig wiederholt, wird untrüglich. Die Mannichfaltigkeit der Hebungen und Senkungen des Gefühls ist die unerlässliche Forderung eines lebenswerthen Daseins. Die Oede und Leere des Gemüths rührt nicht von dem absoluten Mangel eines Inhalts, sondern häufig nur von der formlosen Beschaffenheit desselben her. Die Differenz ist das Grundgesetz aller Bewußtseinssteigerung, ja man könnte fast

sagen alles Bewußtseins. Eine Art gegensätzlicher Spannung scheint für die Entstehung jeder stärkern Erregung nöthig zu sein.

Die Langeweile betrachtet Dühring mit Recht als keine geringe Plage des Lebens. Der Reiz des Lebens beruht ihm auf dem Uebergang, aber auch nur dem Uebergang in neue Verhältnisse. „Das menschliche Glück beruht zu einem großen Theil nur auf diesem Zauber, der sich an die Veränderung als solche heftet.“ Hieron macht er folgende transcendente, über das individuelle Leben hinausgreifende Anwendung:

Der Eintritt in das Leben ist auch ein Uebergang, und der Unterschied, mit welchem sich der noch nie gekannte völlig neue Reiz von der Grundlage des ganz allgemeinen, unbestimmten und unentfalteten Lebensdranges abhebt, ist wol der größte, welcher gedacht werden kann. Ohne diesen Unterschied, ohne diese Spannung zwischen der verhältnismäßigen Leere des anfänglichen Zustandes und der in Beziehung auf denselben im hohen Grade differenten Reize der sich anbietenden objectiven Welt, würde das Leben als Ganzes keine Theilnahme zu erwecken vermögen. Man würde sich fragen können, wie ohne das abwechselnde Auf- und Niedertreten des Bewußtseins ein grenzenlos beharrendes Interesse an dem in der Grundform unveränderten Spiele möglich sein sollte. Jedes Individuum ist gleichsam ein neuer Standpunkt, der eine neue Welt ins Bewußtsein treten läßt. Aber die Welt ist alt und die Form des Bewußtseins, welche sich in der Erfassung der objectiven Reize ergeht, ist ebenfalls alt. Neu ist nur die Differenz, nur die Spannung, mit welcher die Einheit des Lebens ihre lockende Arbeit beginnt.

Die Grundgestalt in der Abfolge der Lebenserregungen ist nach Dühring die Wellenform. Das allbekannte Bild des Bogens ist ihm mehr als ein bloßes Gleichniß; es ist ihm eine wahre Analogie. Wie die Welle die einfachste Bildung im lebenden Organismus ist, so ist der Wechsel von Hebung und Senkung der einfachste Typus des Empfindungslebens. Die Wellenform beherrscht nicht bloß alle Vorgänge der Natur als die Grundgestalt der Fortpflanzung der Erregungen, sondern auch das Gefühls- und Gemüthsleben. Hebungen und Senkungen der Gefühlsergie folgen im steten Wechsel aufeinander. Doch finden wir keineswegs einen ebenmäßig periodischen Wechsel, sondern anscheinend eine Unregelmäßigkeit von Auf- und Niedergängen vor, welche mit beharrlichen, durch keine besondere Steigerung unterbrochenen Zuständen in allen möglichen Combinationen der Art, Größe und Dauer vermischt sind. Der einfache Rhythmus, welcher die abstractern Sphären des Daseins beherrscht, scheint sich in der Gestaltung des gesteigerten Lebens zu verleugnen. In der That dürfen wir auch nicht erwarten, jene Ebenmäßigkeit und Gleichförmigkeit auf einem Gebiete anzutreffen, welches der Zummelplatz des sich in unendlicher Mannichfaltigkeit ergebenden Lebensdranges sein soll. Innerhalb jeder Klasse von Empfindungen ist der Wechsel der Hebungen und Senkungen offenbar. Dagegen scheinen verschiedene Gemüths Zustände ganz unregelmäßig aufeinanderzufolgen, und es ist sogar möglich, daß irgendeine Erregungsart nur einmal in das Leben trete, um für das Individuum auf immer zu verschwinden.

Gerade die Höhenpunkte des Lebens haben das Ansehen vereinzelter Gipfel, und man könnte daher die Gestalt der Gemüths-erregungen, welche die Ausdehnung eines Daseins erfüllen,

cher mit der Formation der Bergketten als mit einem Weltenssystem vergleichen. Aller dieser Umstände ungeachtet geben wir es nicht auf, den einfachen Typus, welchen jede einzelne Empfindung darstellt, auch als im Ganzen des Lebens wiederholt zu betrachten. Gerade die einfachste Grundform ist der größten Variation fähig. Man denke sich verschiedene Systeme von Erhebungen und Senkungen gleichsam übereinander gelagert; man erwäge, daß nicht nur der Maßstab der zeitlichen Abfolge, sondern auch die hervortretenden Qualitäten die Gestaltungen mannichfaltiger machen; man erinnere sich, daß der rhythmische Wechsel eine unbegrenzte Variation der Form innerhalb der einzelnen Perioden zuläßt und man wird die anscheinende Unregelmäßigkeit im Bilde des Gefühlslebens mit der Voraussetzung eines einfachen Grundtypus vereinbaren können. Die ganz vereinigten Erhebungen, die im Laufe eines Daseins nicht zweimal vorkommen, sind jede als ein System für sich zu betrachten, welches zwar innerhalb seiner selbst einen wahrnehmbaren Rhythmus einschließen mag, übrigens aber nur von einem Standpunkt, welcher das individuelle Dasein und damit zugleich das Bewußtsein und dessen Schranken nicht kennt, als Glied in der unterbrochenen Einheit des Lebens erscheint. Das Phänomen selbst, welches sich zwischen Geburt und Tod in immer neuen Weisen ergeht, kann von jenem Standpunkt aus als eine oscillatorische Bewegung aufgefaßt werden.

Der Verfasser kommt im weiteren Verlauf dieser Auseinandersetzungen auf die Musik als ein Bild des Lebens zu sprechen und findet zwar an der Schopenhauer'schen Ansicht von der Beziehung der Musik zum Leben manches anzusetzen, hält aber die Vergleichung selbst, welche die Form der musikalischen Bewegung mit der Grundgestalt des Empfindungslebens in Beziehung setzt, für unbestreitbar zutreffend. Sobald man aber einmal Musik und Empfindungsleben vergleicht, liegt es auch nahe, die oft gebrauchte Metapher der Disharmonie nach ihrem Gehalt zu prüfen. Dühring kommt bei dieser Prüfung zu dem Resultate: Alle Einstimmung und aller Widerstreit setzen eine doppelte Bestrebung voraus. Der Empfindung und dem Gefühl gegenüber kann es sich stets nur um die Messung der objectiven Vorgänge an den Grundformen des subjectiven Bedürfnisses handeln. Zweierlei gesetzmäßige Gebiete, die in relativer Unabhängigkeit voneinander bestehen, müssen vorausgesetzt werden, damit überhaupt eine Störung des einen durch das andere denkbar sei. Fügt sich die Gesetzmäßigkeit der einen Sphäre in einem besondern Falle in die der andern, so wird man von Harmonie reden können. In der wenn auch nur zufälligen Uebereinstimmung beider Gebiete des Geschehens wird das Wesen des Harmonischen liegen. Das Misverhältniß hingegen des Objectiven zu dem Subjectiven wird als Disharmonie empfunden werden; die äußerste Folge dieses Misverhältnisses kann die Vernichtung der Empfindungskraft selbst herbeiführen. Die beiden Extreme der vollkommenen Harmonie und der zerstörenden Disharmonie sind nur selten. Zwischen ihnen liegen die mannichfaltigen Fälle von mehr oder minder gestörter Harmonie oder, was dasselbe ist, mehr oder minder unvollkommener Disharmonie. Der Zufall, welcher über die Mischung von Harmonie und Disharmonie entscheidet, bildet den Reiz des Lebens.

Nur indem wir den Zufall seinem gemeinen und wohl-

begrenzten Begriffe nach gelassen, begreift sich die Freiheit und mit ihr die Befriedigung, welche in der Bewegung vom weniger Harmonischen zu vollerer Einstimmung gewonnen wird. Der Ernst des Lebens und mit ihm die gewaltigen Erregungen würden verschwinden, wenn eine positive Gesetzmäßigkeit die Einstimmungen des Subjectiven durchgängig gewährleisten würde. Ja, es ist nicht einmal ein eigentliches Streben denkbar, ohne einen Mangel der Einstimmung zweier Bestimmungssphären vorauszusetzen. Man erinnere sich des vor trefflichen Gedankens Spinoza's, daß die Freude der Uebergang von einem unvollkommenen zu einem vollkommenern Zustand sei. Wie wäre eine solche Gradation möglich, wenn nicht ein Mehr und Minder der Harmonie zu durchlaufen wäre? Wie wäre ferner eine solche Steigerung denkbar, wenn nicht der unvollkommenere Zustand die Grundlage der Erhebung bildete? Eine gewisse Disharmonie, d. h. eine Mischung von Einstimmung und Widerstreit scheint nicht bloß die thatächliche Form unseres Daseins, sondern die Voraussetzung alles Lebens zu sein. Benignitäts sind die Begriffe, die wir von der Form eines Lebens fassen können, dem Gedanken einer vollen Einstimmung, welche die Regel und nicht bloß die Ausnahme sein soll, nicht glückselig. Allerdings könnte man, im Hinblick auf die vereinzelt Fälle ungetrübter Harmonie den Begriff eines Daseins fassen, dessen Einzelheiten lauter solche vollkommenen Uebereinstimmungen wären. Ueber die Möglichkeit der Verwirklichung dieses Traums vom Standpunkt der absoluten Freiheit im Grunde der Dinge streiten wir nicht. Allein solange unser Wesen das ist, was es ist, also vom Standpunkt der Menschlichkeit selbst, ist es gerade die Bewegung unterhalb der Grenze des völlig Harmonischen, was dem ganzen Spiele seinen Reiz erteilt. Die Musik ist auch hier wiederum ein zutreffendes Bild unserer Lebensideale. Wir schließen die Dissonanzen nicht aus, wir verwerten sie nur im Sinne der gesteigerten Empfindung der Einstimmungen.

Nach den Erörterungen über die Empfindungen und Gemüthsbewegungen als den wesentlichen Gehalt des Lebens, ferner über den Unterschied im Uebergange von einem Zustande zum andern, endlich über die allgemeine Grundform des Empfindungslebens, betrachtet Dühring das allgemeine Bild, welches der gewöhnliche Verlauf eines menschlichen Einzel Lebens darbietet. Er berührt dabei die Hauptpunkte, an denen sich die Frage nach dem Werthe des Lebens besonders bedenklich gestaltet. In diesem interessanten, gedankenreichen, „Der Verlauf eines Menschenlebens“ überschriebenen Abschnitt dürfte das über die Kindheit und über Erziehung der Kinder Gesagte für Pädagogen besonders beachtenswerth sein. Wir heben einiges daraus hervor:

Es ist für das Glück der Kindheit nicht ersprießlich, wenn diejenigen, welche für die Erziehung zu sorgen haben, das Spielen als eine Art unterhaltender Ueberflüssigkeit oder wenigstens als einen unwesentlichen Punkt betrachten. Das Spiel ist die einzige Arbeit des Kindes, und es ist ihm daher ebenso Bedürfnis, als dem gereiften Alter schaffende Thätigkeit. In beiden Fällen ist der subjective Grund, welcher zur Ergebung der Kräfte treibt, dasselbe Naturgesetz. Nur im letzten Zweck unterscheiden sich beide Gattungen der Arbeit. Die eigentliche Arbeit muß, wenn sie vollkommen befriedigen soll, objectiven Erfolg haben; sie muß die Hindernisse überwinden, welche die Natur dem Genuß entgegenstellt. Dagegen ist der Zweck des Spiels vollkommen erreicht, wenn es unsere Fähigkeiten und Kräfte zur harmonischen Äußerung bringt und ihnen so die Genugthuung gewährt, sich an den Dingen gleichsam erst kennen zu lernen und zu erfahren.

Dühring erklärt das Spiel für die ernsteste Angele-

genheit des Kindesdaseins und findet es anerkennenswerth, daß die humane Richtung sich in unserer Zeit auch dem spielenden Dasein des Kindes zugewendet hat.

Man scheint zu begreifen, daß die Leiden und Freuden des Lebens nicht erst dann der Aufmerksamkeit würdig sind, wenn sie die ersten Aufgaben des reifern Alters betreffen, sondern daß der Mensch, in welchem Stadium der Entwicklung er sich auch befinde, ein selbständiges Recht auf die Achtung der Gesetze seines jeweiligen Zustandes habe. Man fängt an, das unselbige Vorurtheil zu verlassen, als bestesse das Leben aus Ueberflürzungen von dem einen Zustand in den andern, und als sei die frühere Daseinsweise nichts als ein Mittel zur Hervorbringung der spätern. Man erkennt allmählich, daß die Natur auch ihren vorbereitenden Stadien einen selbständigen Werth erteilt. .... Man würde erheblich irren, wenn man das Kindesdasein für ein bloßes Mittel zur Erreichung des reifern Lebens hielte. Die Welt des Kindes ist ein selbständiges Reich von Leiden und Freuden und als solches unserer Theilnahme ganz besonders würdig. Die Erziehung hat mit Recht nur die Zwecke des spätern Lebens im Auge; aber vielleicht möchte es einst dahin kommen, daß der Satz eine Triebfahne würde, das Kind sei mehr als ein bloßes Object der Erziehung. Mit Recht besteht eine gewisse Feindschaft zwischen dem Pädagogensichtpunkt und zwischen dem Kindersinn. Der erstere denkt nur immer daran, was er aus seinem Object (schon dieses Wort ist bezeichnend) zu machen habe; der letztere kümmert sich nur um die Gegenwart, d. h. um das, was ist, und nicht um das, was werden soll. In dem Kindesinn liegt eine große Philosophie; er weiß, daß, was er von der Minute seines Kinderlebens ausgeschlagen, ihm kein reiferes Alter zurückgeben kann.

Wie die Zeit des Spiels, so unterwirft Düring auch die des Lernens einer eingehenden Betrachtung. Die Zeit des Lernens mit der spätern Lebenszeit der That verglichen und Lust und Pein beider gegeneinander abwägend, sagt er:

Die Welt des Lernens ist in einer gewissen Hinsicht angenehmer und freier, als die Welt der That. Denn in jener ist nur die subjective Trägheit, in dieser dagegen auch der Widerstand der Objecte zu überwinden. Die Chancen der erstern hängen mehr vom eignen Willen, die der letztern überwiegend von fremden Mächten ab. Hieraus folgt, daß zwar die Genugthuung, welche die Aneignung des Wissens und Könnens mit sich bringt, weniger intensiv ausfallen wird als die Befriedigung im Kampfe des Lebens; aber es folgt auch zugleich, daß jene Genugthuung leichter und in reichlicherem Maße zugänglich ist. Art und Größe der Freude stehen im Verhältniß zu Art und Größe des überwundenen Widerstandes. Die geringste Gattung ist das selbstgewählte Hinderniß, und ihr entspricht die Lust des bloßen Spiels. Einen höhern Rang nimmt schon die Arbeit des Lernens ein, denn es ist wenigstens subjective Arbeit, und es fehlt nur die objective Bedeutsamkeit ihrer Geminnungen. Die eigentliche Arbeit ist erst die Thätigkeit des wirklichen Lebens und die Ueberwindung seiner Widerstände; in ihr steigert sich die Empfindung des Gelingens und Mißlingens auf den Grad, der überhaupt für das menschliche Leben erreichbar ist. Alle drei Stufen der Lebensbethätigung haben ihren eigenthümlichen Reiz und ihr eigenthümliches Gesetz; so sie gegeneinander in der einen Hinsicht zurückbleiben, gehen sie einander in der andern Beziehung vor. Wo die innere Kraft der Empfindung weniger gesteigert ist, ist das Feld der Bethätigung ausgebeuteter und sind die Chancen eines leichteren Erfolgs glücklicher. Mit der höhern Intensität der Lebensäußerung sind dagegen auch enger bemessene Schranken verbunden, und es bewährt sich das alte Gesetz, daß das Bortzöglichere auch das Schwerere ist.

Während in der Periode der Erziehung und Schu-

lung es hauptsächlich die erfahrene Liebe und Gerechtigkeit oder Zurücksetzung und Ungerechtigkeit ist, was das Lebensglück oder den Lebensschmerz des Individuums ausmacht, so hängen diese im spätern Alter von der geschlechtlichen Liebe und der Ehre oder Anerkennung im Gemeinleben ab. Diese beiden, Liebe und Ehre, sind es, die das Leben nach Düring lebenswerth machen, er nimmt daher beide gegen ihre Ankläger in Schutz. Der Liebe widmet er ein besonderes Kapitel, in welchem er besonders gegen Schopenhauer's Ansicht von den Affectionen der Liebe polemisiert. Von der Ehre sagt er in dem schon erwähnten Kapitel über den „Verlauf eines Menschenlebens“, den falschen Ehrbegriff oder, wie er sagt, den „schändlichsten entarteten Ehrbegriff“, der in den höhern Schichten der Gesellschaft zum Duell führt, von dem wahren, und den bloß negativen Ehrbegriff von dem positiven unterscheidend:

Die Ehre, im positiven Sinne genommen, ist ein Bedürfniß der menschlichen Natur und in der That ein sehr erklärliches Bedürfniß. Diese Ehre ist nämlich nichts als der Beifall, den unser Sein und Thun bei andern findet. Wer möchte nun wol gänzlich alles Beifalls und aller Anerkennung entbehren können? .... Ehre ist der Ausdruck der Anerkennung. Sie beruht also auf fremder Meinung. Wäre nun die Meinung durchgängig etwas Zufälliges und Willkürliches, so hätte die Liebe zur Ehre keinen wesentlichen Zusammenhang mit dem Streben nach dem an sich selbst Treflichen; sie wäre in der That das hohle Wesen, wofür man sie zuweilen zu nehmen beliebt. Glücklicherweise sind aber die Urtheile der Menschen, so unbeständig und unvollständig sie im einzelnen bisweilen sein mögen, doch im großen und ganzen an eine natürliche Gerechtigkeit gebunden, so daß die allgemeine Meinung der Regel nach, d. h. wo es keine besondere Schärfe des Verstandes oder keinen ungewöhnlichen Adel der Gesinnung gibt, das Richtige treffen wird. Die Liebe zur Ehre wird daher zum indirecten Streben nach dem Guten und ist aus diesem Gesichtspunkt ein nicht hoch genug anzuschlagendes Motiv des moralischen Verhaltens. Ganz richtig hat denn auch der Sprachgebrauch das Ehrenwerthe und das an sich Trefliche identificirt. Anerkennung und Betrachtung sind die größten moralischen Mittel, welche im Gemeinleben zur Regelung des sittlichen Verhaltens zu Gebote stehen. Man entwerzt das menschliche Wesen, wenn man ihm den Begriff der Ehre verdächtig macht oder es gegen die aus demselben entspringenden Affectionen abzustumpfen sucht.

Düring glaubt im Sinne einer edeln Menschlichkeit zu entscheiden, wenn er nächst der Liebe die Ehre für die Ursache hält, welche das Leben lebenswerth macht:

Die sympathischen Affectionen sind, wie wir früher erörtert haben, der Grund gerade des intensivsten Lebensgenusses; unter ihnen sind aber wieder Liebe und Ehre die vorzüglichsten, wenn man es nicht etwa versuchen will, sämtliche andere Erregungen auf jene beiden Grundbeziehungen zurückzuführen.

Wie die Spannungen und Conflict, die auf dem Felde der Liebe und Ehre das Leben des Individuums so häufig verbittern und die das Grundthema aller Tragödien bilden, Düring nicht abhalten, das Leben dennoch „lebenswerth“ zu finden, so auch nicht das Finale, der Tod. Im Greisenalter, sagt er, wird die Theilnahme immer blässer und schwächer; die Trennung vom Leben vollzieht sich, wenn keine Störung in den normalen Gang der Natur eingreift, allmählich, und das Band, welches ein theilnahmsloses Dasein an die Reize des



Lebens kämpfen könnte, ist schließlich kaum mehr vorhanden. Man kann daher von einem ernstlichen Schmerze nur reden, wenn das Leben in abnormer Weise durch Störung einzelner Voraussetzungen desselben aufgehoben wird. Dann kämpft das Ganze gegen den Theil; es wollen sich die gefunden Organe nicht in die Vernichtung durch die gestörten Functionen fügen. Eine an sich lebensfähige Kraft widersteht sich der Untergrabung ihrer Vorbedingungen und Grundlagen; so entsteht der gestürzte Todeskampf, der aber auch im Grunde nichts ist, als dieselbe Unruhe der Natur, welche wir schon innerhalb des Lebens bei bedeutenden Krisen der physischen oder der geistigen Natur erproben. Die Todesangst, welche fast jeder Mensch kennt (und sollte er sie auch nur in qualvollen Träumen erfahren haben), wird überwunden.

Warum sollen wir uns vor einem letzten Acte, welcher allerdings jene Empfindung reproduciren kann, sonderlich fürchten? Halten wir uns lieber an die Bilder des Sterbens, in denen uns der tapfere Sinn zeigte, welch ein einfacher natürlicher Vorgang selbst der gewaltthätige Tod ist. Hüten wir uns, mit unserer Phantasie die Natur übertreffen und den Tod zur verfeinerten Orgo des Lebens machen zu wollen. Ueberlassen wir die Empfindung, welche von der Fälschung der Lebenslust durch den Todeschmerz redet, denen, deren Scharfsinn alles, nur nicht die einfache Naivität der Natur zu treffen vermag.

Der Verfasser ist jedoch hiermit noch nicht zufrieden; er widmet, wie der Liebe, so auch dem Tode noch ein besonderes Kapitel, in welchem er auch von den auf das Jenseits gerichteten Hoffnungen und Befürchtungen spricht, die er für metaphysische Träume hält:

Für die gereifere Einsicht des Geschlechts ist der Tod nichts als das Ende des individuellen Lebens. Diese entschiedene Vorstellung werden auch wir unserer Werthschätzung zu Grunde legen, ohne uns weiter um die Nachweisung jener nun bald zur Triasallität gewordenen Einsicht zu bemühen. Ereignisse, die sich an das uns bekannte Leben anschließen und mit ihm eine einheitliche Erfahrung für dasselbe Subject bilden möchten, haben wir weder zu fürchten, noch zu hoffen. Denn die subjective Grundlage selbst ist es gerade, was im Tode vernichtet wird, und es wäre daher ungereimt, eine bloße Objectivität, welcher kein subjectives Bewußtsein entspricht, überhaupt noch für ein Leben anzusehen.

Unsere wahren Interessen an der Zukunft beschränken sich nach Dühring auf unsere Theilnahme für die folgenden Generationen:

Alle Instincke, welche sich auf den Zusammenhang der aufeinanderfolgenden Geschlechter beziehen, greifen über das individuelle Dasein hinaus und haben ihren Schwerpunkt in dem Gattungselben. Wir bedürfen daher keiner metaphysischen Abenteuer, um unsere begründeten Interessen am zukünftigen Leben zu erfahren. Alle unsere transscendenten Versuche bringen uns im günstigsten Falle nur den Vortheil, immer bestimmter zu erkennen, wie auch die geringste Einsicht, um welche wir uns außerhalb der erfahrungsmäßigen Charaktere der Wirklichkeit bemühen mögen, stets ebenso unzulänglich bleiben müsse, als die Erkenntniß des Ursprungs der Welt selbst. Es ist genug, wenn uns eine tiefergehende Betrachtung daran mahnt, einerseits die Vorpiegelungen unserer Träume nicht für jenseitige Erkenntnisse zu halten, und andererseits nicht zu wünschen, daß die Grenzen unserer Einsichten auch absolute Schranken der Dinge seien.

Der Tod ist nach Dühring ein Element, welches im Ganzen des Lebens nicht fehlen dürfte, ohne daraus ein

schaales, langweiliges Treiben zu machen. Der Ernst und Gehalt des Daseins kommt erst zum Bewußtsein an der dunkeln Grenze der Vernichtung. Wäre der Tod nicht gleichsam das Maß des Lebens, so ließe sich der Reiz der Tragödie nicht erklären:

Warum ist die tragische Gestaltung des Lebens die gehaltvollste? Doch wol, weil sie sich zu jenen Höhen erhebt, auf denen Leben und Tod aneinandergrenzen. Wir würden nicht an den Ernst der großen Leidenschaften glauben, wenn sie sich nicht an dem Tode gleichsam bewährten. Woher soll der Reiz der Bedeutsamkeit und Ernstlichkeit anders kommen, als von jenem dunkeln Horizont, vor dem die Flamme des Lebens in ihrer ganzen Glut aufleuchtet? ... Die Differenz, haben wir früher behauptet, ist die eigentliche Ursache der Steigerung der Empfindung. Man gibt es keinen gewaltigern Unterschied, als den zwischen Sein und Nichtsein. Wo also das Lebensgefühl seine Höhe an der Tiefe des Todes mißt, da wird es jenseits Wesens ganz inne werden und ermessen, welch einen Reichtum dieses im Wechsel von Geburt und Tod hinfliegende Dasein einschließt. Der Tod ist also nicht der Feind des Lebens überhaupt, sondern er ist das Mittel, durch welches die Bedeutung des Daseins in ihrem vollen Werthe offenbar gemacht wird.

Nachdem der Verfasser die Schranken, mit denen man den Tod umgibt, beseitigt hat, beseitigt er in einem „Des Gemeinlebens“ überschriebenen Kapitel das sociale Versteck, d. h. die angeblichen Uebel, die aus der Ausdehnung des socialen Daseins, aus dem Wachsthum und der Uebervölkerung des Geschlechts entspringen sollen. Er widerlegt den socialen Pessimismus der Malthus'schen Lehre und kommt zu dem Resultat:

Sehen wir von Zuständen der Uebervölkerung, welche in Wirklichkeit nur vorübergehende Ausnahmen sein werden, ab und denken wir uns einen normalen Verlauf der Dinge, welchem ein Zuwachs der Menschenzahl auch immer ein Gewinn für die Cultur und Civilisation ist, so können wir das Gemeinleben nur als die Bollendung des individuellen Daseins und als ein Mittel der Steigerung des Lebenswerthes betrachten. In dem socialen Betriebe verwirklichen sich die verschiedenartigen Anlagen der menschlichen Natur in objectiven Gebilden, und erst durch die Ausbildung des Gemeinlebens wird der Geist alles Menschlichen im höchsten Maße zugänglich. Je größer der Kreis ist, mit welchem das Leben des einzelnen in Beziehung steht, um so allgemeinere Affectionen wird er in den Individuen anregen. Die natürlichen Einheiten, von der Familie durch die Stammesgemeinschaft und Nationalität bis zum letzten umfassenden Bande der allgemeinen Menschheit, sind Vermittler dessen, was dem ganzen und vollen Bedürfnis menschlicher Individualität entspricht. Das höchste Gut für den Menschen ist der Mensch, und es ist daher wol begreiflich, wie gerade die edelsten Interessen an den Schicksalen der Totalität des Geschlechts haften. Das Leben gewinnt seinen höchsten Werth in dem Bewußtsein des großen Zusammenhangs, welchem sich das Gattungselben der Menschheit dem anschauen den Verstande darstellt.

In einem darauffolgenden Kapitel: „Die Erkenntniß“, untersucht der Verfasser, inwiefern der höhere oder niedere Grad der Erkenntniß, durch welche die Elemente des Lebens beleuchtet werden, eine Quelle von Leiden und Freuden werden könne. Man könnte sich versucht fühlen, manchen beseligenden Wahn für werthvoller als die Wahrheit selbst zu halten. Wesse man nämlich den Werth der Vorstellungen nur nach deren Wirkung auf das Gemüth, so müsse man eingestehen, daß manche Irrthümer ein verlockendes Reiz haben:

Wenn wir nur die Wafel zwischen befeidigenden Irrthümern und zwischen widerwärtigen Wahrheiten hätten, so würden wir die Welt des Trugs offenbar vorziehen müssen. Glücklicherweise ist aber die Wahrheit nur scheinbar eine dem Gemüth feindliche Macht; es kann sich niemals um die völlige Begrenzung von Vorstellungen handeln, deren Kern ein unanstößbares Bedürfnis der menschlichen Natur ist. Es kommt darauf an, aus dem Wahn nur das theoretisch Irrthümliche auszuscheiden, nicht aber die praktische Wurzel desselben, welche des Irrthums gar nicht fähig ist, zu zerfallen. Der Glaube hat seine unerschütterlichen Grundlagen in den Affectionen unseres Gemüths; er wird nur dadurch zum Vorurtheil oder Wahn, daß sich das Streben, die Auffassung der Welt im Sinne gewisser Empfindungen und Gefühle zu vollziehen, in falschen Theorien befriedigt. Es sind also nicht die ganz allgemeinen Vorstellungen, welche die Wurzeln der bestimmter gestalteten Ideen bilden, wogegen man sich im Interesse der Wahrheit zu erklären hat. Es ist vielmehr nur die verstandesmäßige Dichtung des Glaubens, aber nicht der Glaube selbst, was in Gefahr geräth, wenn die Kritik einer gereiften Einsicht den Vorurtheilen entgegentritt.

Daß das Irren der menschlichen Natur anhafte, dies berechtigt nach Dühring noch nicht, den Werth des menschlichen Daseins zu verdächtigen. Erst, wo der Irrthum einen moralischen Charakter annimmt, wo er also beginnt, die Lebensauffassung zu vergiften, da wird er zu einem im höchsten Grade bedenklichen Element. Sehe man jedoch näher zu, was an solchen moralisch verwerflichen Irrthümern das eigentliche Uebel sei, so zeige sich, daß es nicht die theoretische Gestaltung, sondern die praktische Wurzel der Vorstellungen ist, was uns verlegt.

Dühring schreibt einen großen Theil unserer Unzufriedenheit mit der Wirklichkeit den überspannten moralischen Anforderungen zu, mit denen wir ihr entgegengetreten. Die moralischen Doctrinen werden zum Theil selbst eine Quelle des Unheils, indem sie beschränkte Vorstellungen und überspannte Ansprüche vertreten. Der unbefangene natürliche Mensch gestaltet seine Erwartungen nach dem erfahrungsmäßigen Gang der Dinge und setzt seine Ideen, auch wenn er sich ursprünglich vergrieff, sehr bald mit dem objectiven Lauf der menschlichen Angelegenheit ins Gleichgewicht. Der kleinliche Standpunkt einer schulmeisterlich entarteten Moral sei nicht geeignet, den menschlichen Sinn sonderlich zu beglücken.

Wollen wir über das Leben zutreffend urtheilen lernen, so müssen wir das Individuelle und Zufällige unserer Ansichten von dem, was sein soll, durch die Betrachtung der anfassenden Wirklichkeit und des wahrhaft natürlichen Gehalts der Vorgänge abzustreifen suchen. Wir brauchen nicht auf das in der menschlichen Natur selbst festbegründete Sollen und auf unabdingte sittliche Anforderungen zu verzichten; wir haben nur diejenigen Vorstellungen abzulegen, welche die Folge eigener oder überlieferter einseitiger Conceptionen sind. Wir müssen vor allem das Vorurtheil aufgeben, als sei das Leben der Moral wegen und nicht vielmehr die Moral des Lebens wegen da. Wir dürfen nur solche Anforderungen an den Lauf der Angelegenheiten stellen, wie sie sich aus einer unbefangenen Erwägung des Gehalts der Vorgänge ergeben. . . . Wir haben uns vor nichts mehr als vor unbegründeten Erwartungen und willkürlichen Voraussetzungen zu hüten; wir müssen den menschlichen Verstand nach denjenigen Grundgesetzen beurtheilen, welche er selbst in seinem Laufe ausprägt. Verhalten wir uns in einer hingebenden Weise, lassen wir uns nicht einfallen, die Zufälligkeit unserer subjectiven Vorstellungen ungeprüft zum Maße der

Wirklichkeit zu machen, so werden wir stets eine gewisse Uebereinstimmung unseres Wesens mit dem allgemeinen Charakter des Lebens und der Dinge wahrnehmen. Wir werden, indem wir auf falsche Ideen verzichten, wahre Wirklichkeiten einrücken; wir werden für den Schmerz, welchen bisweilen das Aufgeben einer liebgewonnenen Idee mit sich bringen mag, durch eine dauernde Befriedigung und durch eine echte haltbare Verschönerung mit dem Charakter des Daseins entschädigt werden.

Da nun aber doch, wie wir uns auch zu den Dingen und Menschen stellen mögen, immer die Thatsache des physischen und geistigen Schmerzes stehen bleibt, so zeigt Dühring, daß eine Ausöhnung mit dieser Beschaffenheit des Daseins nicht auf verstandesmäßigen Wege, durch teleologische Reflexionen und Zergliederungen, erreichbar ist, sondern lediglich auf dem Grunde des den Gesamtcharakter des Daseins unbefangenen auffassenden Gefühls:

Ohne uns um die individuellen Färbungen der Lebensanschauung zu kümmern, geben wir nur der Erwägung eines jeden einzelnen anheim, ob die bloße Thatsache des physischen und des geistigen Schmerzes in ihrer bekannten Ausdehnung genügt, um das Leben im allgemeinen und auf die Dauer zu verleiden. Unsere Erwägung kommt es auf das Maß und nicht überhaupt auf die Thatsache des Leidens an; wir glauben, daß sich das einfache Gemüth mit den Unbilden des Daseins auszuföhnen vermöge, wenn es sich entschließt, die Wage zwischen Gut und Schlimm unparteiisch zu handhaben. Wie mannichfaltig auch die verschiedenen Kräfte und Motive einander kreuzen und uns bald für bald wider gewisse Gestaltungen des Daseins stimmen mögen, die Gesamteresultante wird in der Richtung des Lebenstriebes und der hoffnungsreichen Dichtung an die Welt liegen.

Dühring's Betrachtungen schließen mit dem „Glauben an den Werth des Lebens“ ab. So nämlich ist das Schlusskapitel überschrieben. Unsere Einsicht kann uns, wie Dühring nachgewiesen, niemals von dem vollen und ganzen Zusammenhange der Dinge und Vorgänge unterrichten; sie kann nicht abschließend über den absoluten Charakter der Welt entscheiden:

Allein sie wird durch das, was sie uns von dem sozusagen unendlichen Gewebe bloßlegt, unsere Empfindungen bestimmen und unser Gemüth im Sinne irgendwelcher Erwartungen erregen. Wenn nun die begrenzte Umschau, deren wir zu irgendeiner Zeit und unter irgendwelchen Umständen fähig sind, uns in der Erwartung bekräftigt, die Dinge den Anforderungen unseres Wesens auch bei weiterer Untersuchung gemäß zu finden, so entsteht in uns das, was ich den Glauben an den Werth des Daseins nenne.

Die einzelnen zwar, denen das Leben ein versteinertes Medusenantlitz gezeigt hat, sind nach Dühring zu entschuldigen, wenn sie nicht mehr sonderliche Lust verspüren, den Kampf aufs neue zu versuchen. Das Kloster und überhaupt die Abwendung von dem Treiben der Welt habe bisweilen einen guten Sinn. Aber, wenn der einzelne nur nicht egoistisch sich in sich abschließt, wenn er in sympathische Gefühle für die Mitmenschen hat, wenn er in der Gattung lebt, so werde er sein individuelles Schicksal ertragen und es nicht zum Anlaß der Verwünschung des ganzen Daseins und der ganzen Menschheit machen.

Der Glaube nun an den Werth des Lebens enthalte wesentlich zwei Elemente. Einerseits betreffe er die sub-



jective Beschaffenheit der Natur unserer Gattung, und andererseits habe er die Uebereinstimmung der Anlage der großen Natur mit den Bedürfnissen und Zwecken des menschlichen Daseins zum Gegenstande. In beiden Richtungen führe er auf das, was für die tiefere Untersuchung als Kern und Wesen, als erheblichstes Element der Religion und der Religionen erscheint. Die wahre Religion aber bringe dem Menschen seine untergeordnete Stellung im Universum zum Bewußtsein und befreie ihn so von der Eitelkeit, die Welt als einen Zubehör des Menschen anzusehen. Dadurch versöhne sie mit dem Dasein. „Es liegt eine Art Trost in der Thatsache, daß die Welt keine bloße Decoration des Menschlichen ist.“ „Wenn irgend etwas das Gemüth zu philosophischer Ruhe zu stimmen vermag, so ist es die Betrachtung einer Welt, deren Bedeutung über das menschliche Schicksal unendlich hinausreicht.“ Dühring polemisiert gegen die Philosophien, welche in ihrer Beschränktheit alles auf die Zwecke der Menschen beziehen und den Vürger dieser Erde in ein Gewebe von Eitelkeit einspinnen, in welchem dem unbefangenen Kinde des Planeten vor seiner eigenen Glorie bange werden muß.

Die Welt schrumpft diesen kleinlich gestunten Denkern zu einem Zubehör des Menschen zusammen; die dem Gemüth impontrende Macht einer nur zu einem kleinen Theile dem Menschlichen dienenden Objectivität wird verleugnet; den versöhnenden Erregungen, welche aus dem Gedanken einer über das Menschliche unendlich erhabenen Gewalt stammen, wird die Stumpfheit und Dummheit der sich in den Nebeln der Eitelkeit aufblühenden und so zur Caricatur gewordenen Menschennatur entgegengesetzt.

Der echte Glaube ist nach Dühring ein Ergebnis der unbefangenen und bescheidenen Hingabe an die Erkenntnis der Natur der Dinge, und dieser Glaube, obgleich dem Menschen seine bescheidene Stellung im Universum zum Bewußtsein bringend, gebe ihm doch die Vürtschaft, daß der Charakter des Systems der Dinge in Uebereinstimmung sei mit den Zwecken, auf welche das menschliche Leben im großen und ganzen angelegt ist.

Dieses sind die Grundgedanken der Dühring'schen Apologie des Lebens. Zwei dem Buche als Anhang beigegebene Abhandlungen führen die Titel: „Der theoretische Idealismus und die Einheit des Systems der Dinge“; „Die transcendente Befriedigung der Rache“. Letztere Abhandlung bildet die Grundlage der philosophischen Rechtstheorie des Verfassers. Er sucht in ihr nachzuweisen, daß die Conception des Rechts und mit ihr alle besondern Rechtsbegriffe ihren letzten Grund in dem Vergeltungstrieb haben, der in seiner höhern Steigerung Rache heißt. „Das Rechtsempfinden ist wesentlich ein Ressentiment, eine reactive Empfindung, d. h. es gehört mit der Rache in dieselbe Gefühlsgattung.“ Daraus folgert der Verfasser, daß auch die Vorstellungen von einer transcendente Gerechtigkeit auf dieselbe Quelle zurückzuführen sind.

Noch ausdrücklicher als in dieser Abhandlung bekämpft der Verfasser in der andern: „Der theoretische Idealismus und die Einheit des Systems der Dinge“, die dualistische Weltanschauung. Er weist hier nach, daß es unlogisch sei, eine doppelte Welt, eine zwiefache Dar-

stellung der Dinge, von der die eine das Gegenheil der andern sei, anzunehmen.

Die Einheit der Auffassung ist eine axiomatische Forderung, ohne deren Voraussetzung von einem eigentlichen Denken nicht die Rede sein kann. Wir könnten uns daher damit begnügen, an die erste Fundamentaltatsache der Logik, nämlich an den Satz des Widerspruchs, zu appellieren. Dieser Satz hat nur unter Voraussetzung der Einheit des Seins einen Sinn. Gäbe es nämlich zwei Systeme der Dinge, so würde in dem einen etwas statthaben können, was einem Element des andern widerspricht. Sollte aber auch, wenn die beiden Bestimmungen, wie wir voraussetzen, an die beiden Systeme vertheilt sind, dennoch der Satz gelten, daß das Widersprechende nicht sein könne, so würden wir nicht mehr zwei, sondern nur noch ein System behalten. . . . Wir verdienen es niemand, wenn er in rein negativer Weise die Möglichkeit anderer Arten der Existenz offen gelassen wissen will. Nur können diese Arten niemals unser Bewußtsein interessieren; denn die Begriffe von ihnen sind gänzlich leere Vorstellungen. Wenn wir die zeitliche Gestaltung des Daseins auf einen hervorbringenden Grund beziehen, so ist dieser äußerste Schritt der Abstraction durch das thatsächliche Wesen außers des Denkens gerechtfertigt. Der Begriff des Grundes der Erscheinungen ist sozusagen der letzte Trumpf, den wir in der Bemühung, das System der Dinge einheitlich zu erfassen, auszuspielen haben. Er greift über das Räumliche und Zeitliche hinaus, aber nur, um diese Grundformen des Daseins adäquat zu denken, nicht um sie zu verleugnen. Was überhaupt und an sich selbst sein möchte und könnte, kann für ein Denken gar nicht auszumachen sein, kann aber auch für ein Streben, welches seine Gegenstände doch wenigstens durch ein ganz abstractes Bewußtsein vermittelt erhalten muß, keinen Reiz haben.

Der Verfasser schließt diese antidualistische Abhandlung mit den Worten:

Die Einheit einer allgemeinen Erfahrung ist also der Begriff, in dem alle Vorstellungen vom Seienden und Nichtseienden zurückgehen, und durch welchen alle Dichtungen auf das Maß der bekannten Wirklichkeit bezogen werden. So zeigt es sich, daß auch der haltbare Kern des theoretischen Idealismus keinen Grund darbietet, eine dualistische Weltvorstellung zu hegen. Die Welt ist für uns nichts als der Grund des Systems einer einheitlichen allgemeinen Erfahrung.

Diese antidualistische Abhandlung bildet zusammen mit des Verfassers „Natürlicher Dialektik“\*) den logischen Unterbau seiner Apologie des Lebens. In der „Natürlichen Dialektik“ gibt er Rechenschaft über die Art, wie man sich mit allen Fragen nach letzten Gründen abzufinden habe. Wir gehen auf diese logischen Untersuchungen, die uns zu sehr abstracten, außerhalb des Kreises d. Bl. gelegenen Erörterungen führen würden, hier nicht ein. Wir bemerken nur, daß dieselben insofern von Einfluß auf seine Apologie des Lebens sein mußten, als sie diese, nach Zurückweisung aller metaphysischen, transcendenten Erörterungen, zu einer ganz immanenten machten. In der That ist dieses das Auszeichnende der Dühring'schen Apologie des Lebens, daß sie ganz immanent ist, d. h. innerhalb der erfahrungsmäßig gegebenen Welt diejenigen Elemente aufsucht, die mit dem Leben auszuöhnen vermögen.

Die Frage ist nur, ob solche, auf alle jenseitigen Ausgleichungen verzichtende Apologien des Lebens im Stande sind, die Menschen zufriedener mit dem Leben zu machen.

\*) Natürliche Dialektik. Neue logische Grundlegungen der Wissenschaft und Philosophie von Eugen Dühring (Berlin, Mittler u. Sohn, 1865).

Die Mehrzahl der Menschen fragt gar nicht danach, ob das menschliche Leben im großen und ganzen werthvoll ist, sondern danach, ob dieses bestimmte Leben, welches sie als einzelne jetzt und hier führen, Werth für sie hat oder nicht. Geht es ihnen innerlich und äußerlich gut, so sind sie zufrieden mit dem Leben; geht es ihnen schlecht, unzufrieden. Daß das menschliche Leben im großen und ganzen etwas Hohes und Werthvolles ist, diese philosophische Betrachtung bleibt für die meisten wirkungslos. Gefühl und Wille, nicht philosophische Betrachtungen entscheiden bei den meisten über den Werth des Lebens, weshalb wir schon im Eingange sagten, daß pessimistische Systeme keinem, dem das Leben angenehm ist, dasselbe verbittern, noch optimistische es dem, dem es bitter ist, verfügen werden. Um aus solchen Erwägungen, wie die Dühring'schen, Trost und Versöhnung mit dem Leben zu schöpfen, auch wenn das eigene individuelle Schicksal nichts weniger als tröstlich und zufriedenstellend ist, dazu gehört schon ein so hoher, selbstsuchtloser, mehr in der Gattung als im eigenen Selbst lebender Standpunkt, wie ihn nur die wenigsten einnehmen. Die Dühring'schen Betrachtungen führen dort, wo Egoismus die Individuen auf sich einschränkt und in ihre selbstlichen Interessen einengt, gar nicht ankommen; Selbstsuchtlosigkeit, Leben im Ganzen, kosmischer Standpunkt, ist die Grundvoraussetzung ihres Aufkommens und ihrer Wirksamkeit.

Es soll damit natürlich kein Vorwurf gegen Dühring ausgesprochen, sondern nur auf die moralische Bedingung hingewiesen werden, von der die mit dem Leben ausführende Wirkung solcher philosophischen Apologien, wie die Dühring'sche, abhängt.

Was Dühring's Buch selbst betrifft, so ist es durchweg ein gehalt- und gedankenreiches. Schade nur, daß der Stil nicht immer präcis und correct, sondern mitunter in einen Rebel eingeküllt ist, aus dem man sich erst das Herausheben muß, was der Verfasser eigentlich sagen will. Im ganzen zwar schreibt Dühring schon bei weitem besser, als die Philosophen aus der Hegel'schen Schule, und auch in dieser Beziehung ist Schopenhauer von Einfluß auf ihn gewesen. Aber mitten durch klare und sogar sprachlich schöne Stellen geht doch auch wieder der etwas nebelhafte Professorenstil hindurch. Solche Bücher aber, wie das Dühring'sche, die über den Professorenkreis hinauszubringen beabsichtigen und dessen auch durch ihren Inhalt werth sind, sollten doch in einem gleichmäßigen, durchweg klaren und correcten Stil geschrieben sein.

Julius Fraenckel.

### Karl Frenzel's neueste Schriften.

Je mehr das roh Stoffartige in der neuern Literatur zu überwiegen anfängt, desto willkommener müssen uns die Schöpfungen jener feinen Geister sein, deren Denken und Empfinden sowohl an und für sich gehaltvoll ist, als auch in ästhetischen Schwingungen ausstrahlt. Es ist dies der Faden, der uns mit der Classicität zusammenhält, während der laute Wogenschlag der literarischen Bewegung alles mögliche Stoffartige in die Höhe und an

den Sand des Ufers spült: Sensations- und Memoirenromane, Dialektprosa und Dialektpoesie und wie die andern Ausgeburten einer, sich von den ersten Voraussetzungen künstlerischen Schaffens und nationaler Bedeutung emancipirenden Phantasie alle heißen mögen.

Zu diesen feinen Geistern gehört Karl Frenzel, der auch sein kritisches Schwert stets mit Energie in die Wagschale einer aus dem Geist der Zeit herausgeborenen und den höchsten künstlerischen Maßstäben entsprechenden Poesie wirft. Unsere Zeitschrift hat schon oft die Genugthuung gehabt, sich im vollkommenen Einklang mit dem Feuilletonisten der „Nationalzeitung“, der seit diesem Jahre auch in die Redaction des „Deutschen Museum“ eingetreten ist, über neuere Erscheinungen auszusprechen, namentlich wo es gilt, unberechtigte Moderationen zurückzuweisen und dem Schönen, das der Menge anfangs oft fremd und feindlich gegenübertritt, die Bahn zu brechen.

Der feinsinnige Zug unsers Autors macht den in Deutschland wenig gepflegten Essay und außerdem die Novelle zu Lieblingsfeldern seiner kritischen und freischaffenden Thätigkeit, und es sind diese beiden Seiten derselben, die wir an seinen neuesten Veröffentlichungen ins Auge zu fassen haben:

1. Dichter und Frauen. Studien von Karl Frenzel. Dritte Sammlung. Hannover, C. Kümpler. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Auf heimischer Erde. Neue Novellen von Karl Frenzel. Zwei Bände. Hannover, C. Kümpler. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Sowol in den frühern zwei Sammlungen der „Dichter und Frauen“, wie in den „Bildern und Wüsten“ hat Frenzel seinen Beruf für den Essay unzweifelhaft an den Tag gelegt. Der Essay ist, bei dem Mangel an größern literarischen Revuen in Deutschland, im ganzen bei uns stiefmütterlich behandelt worden; es fehlten die Talente, weil die Schule für die Talente fehlte. Der Essay steht entweder frei und selbständig da, indem er uns irgendeinen Studien- und Charaktertopf, irgendeine Richtung der Zeit- und Literaturgeschichte vorführt, oder er lehnt sich an ein neues bedeutenderes Werk, auch an einen Kreis von Werken an, die einen gemeinsamen Mittelpunkt haben. Immer hat der Essay einen stark subjectiven Zug; er gibt uns nicht bloß das Bild des Dargestellten, sondern auch das Bild des Darstellers; darum muß das letztere selbst interessante Züge haben, wenn uns das erstere fesseln soll. Wenn es die Pflicht gründlicher Forschung ist, ihren Stoff und Gegenstand zu erschöpfen, so ist der Essay dagegen frei von dieser Pflicht, er beleuchtet ihn nur, oft mit Brillantfeuer und zwar von den Seiten, von denen aus ein neues Licht auf ihn fallen kann, ein Licht, das von der Eigenthümlichkeit des Darstellers ausgeht. Deshalb ist indeß die Form des Essay keineswegs das Aperçu, das Aphoristische; er kann seinen Stoff in graziosom Zusammenhang darstellen; immer aber frei von der Gebundenheit an denselben, immer mit unbefangener Hingabe an alle Gedankenverknüpfungen, an alle Perspektiven, die sich ihm aufthun. Dies Freischwebende

des Essay hat ihn bis jetzt wenig beliebt gemacht bei deutscher Gründlichkeit, die es mit Recht für die Aufgabe der Wissenschaft hält, bei der Sache zu bleiben, diese selbst zu entwickeln und für sich sprechen zu lassen, ohne alle müßigen Spiele des Witzes und der Eitelkeit. Doch der Essay steht eben an der Grenze der Wissenschaft; er hat in seiner freien Bewegung etwas Gemeinsames mit künstlerischer Production; man muß ihn gelten lassen, wie er ist, ohne ihn classificiren zu wollen.

Auch wo der Essay sich an literarische Werke anschließt, ist er weit davon entfernt, ihren Inhalt erschöpfen zu wollen oder mit der Fadel der Kritik in seine Tiefen zu leuchten. Die Kritik ist grausam, der Essay ist lebenswürdig. Die Kritik schneidet Zweige und Äste ab und fällt oft den Stamm; der Essay schneidet nur in die Rinde, um Saft zu erhalten für seinen erfrischenden Trank. Die Kritik gleicht dem Käfer, welcher Blatt und Blume verzehrt; der Essay der Biene, welche sich nur Honig aus dem Reiche holt. Doch während die Kritik oft sich in das Detail verliert, behauptet der Essay stets einen Standpunkt über dem Stoffe, eine freie Ueber- und Umschau mit Vergleichen und Parallelen. Was er bietet, ist Extract, ist Quintessenz, die er aus mehreren Werken zusammentragen kann; ja er ist ein so freischaffender Künstler, daß er selbst aus dem Inhalt einer geistigen Klokke noch sein ästhetisches Eau de mille fleurs zu bereiten vermag.

Die Studien von Karl Frenzel gehören durchweg zur ersten der oben erwähnten Gattungen des Essay, die sich nicht an ein bestimmtes Werk anlehnt, sondern frei ihre Charakterköpfe hinzeichnet. Frenzel hat alle Eigenschaften eines tüchtigen Essayisten: gründliche Bildung, welche die Voraussetzung freier Bewegung ist; denn es ist schwerer, den Stoff zu beherrschen, ohne seine ganzen Massen vor sich her zu wälzen, und Herrschaft über den Stoff verlangt der Essay wie die Kritik; geistige Feinspürigkeit, welcher keine der gehaltvollen Ader des Stoffs entgeht; Selbstständigkeit der Auffassung und des Urtheils, denn ohne diesen Reiz der Originalität kann der Essay selbst keinen Reiz ausüben; einen eleganten und graziösen Stil, voll Leben und Esprit — der Essay ist keine nüchterne Abhandlung, er soll fesseln; den scharfen Blick für das Wesentliche — gerade in dem Hervorheben desselben besteht die künstlerische Bedeutung des Essay.

Die dritte Sammlung der Frenzel'schen Studien (Nr. 1) bringt zunächst kurzgefaßte, aber schlagende Charakteristiken von Terentius und Quintus Horatius Flaccus, ein ebenfalls kurzes, aber herrlichendes Porträt der Königin Elisabeth von England, mit den Schlussworten: „Es gibt in dem Weltkampf des 16. Jahrhunderts nur noch einen ihr ebenbürtigen Menschen, Wilhelm von Oranien, beide Vorkämpfer der Freiheit, in denen auf dem Gebiete des Staats der germanische Geist seine Höhe und Tiefe zugleich verkörpert hat.“

Schiller's Lieblingsheldin muß dagegen zurücktreten. Während Elisabeth eine wahrhaft geschichtliche Bedeutung hat, ist die Rolle der Maria Stuart nur eine romantische.

An ihr hat sich in der Wirklichkeit so recht die Zerfahrenheit dessen bewiesen, was wir in Ariosto's Liebe als reizende und liebliche Phantasiegebilde bewundern. Wenn Raing in seiner Abhandlung über Darnley's Mord sagt: „Die leidende Urschuld Maria's ist ein für die Tragödie und den Roman sich eignendes Thema, aber in Wahrheit beruht ihre Rechtfertigung auf Volksmärchen und Verzerrung der wirklichen Thatfachen, auf Verleumdung und Schmähung ihrer Gegner“, so hätte er noch hinzufügen können, daß ihr ganzes Leben, eigentlicher Gedanke hat, nur ein Gewebe wilder Leidenschaften und phantastischer Zufälle ist. Wenigstens darin wollten ihr die Götter wohl, daß sie ihrem Dasein jenen romantischen Schimmer verliehen, in dem allein ihre Erscheinung eine begreifliche und tragisch verständliche ist.

Als ein kühner Versuch muß die vierte Studie erscheinen — ein Essay über Shakespeare, über einen Dichter, dem einer unserer namhaftesten Literaturhistoriker vier dicke Bände gewidmet hat, über den eine ganze Bibliothek von Analysen und Apotheken existirt. Was soll da ein schlüssiger Essay, was soll dies angestrichelte Quodbezügliches neben den riesigen Candelabern und Kronleuchtern unserer ästhetischen Weisheit? Doch läßt sich mit wenigen Zeilen oft viel sagen, und eine Zeile von wahrhaft neuem Inhalt ist mehr werth als ein dicker Band jener wiederholenden Reproduktionen und Verherrlichungen, die einem gesunden Sinn bereits zum Ekel geworden sind. Und in der That bringt Frenzel Neues, indem er sich der neuauftauchenden kritischen Richtung anschließt, wie sie in den realistischen „Shakespeare-Studien“ Kümmlin's vertreten ist. Vor dem Verdacht unwürdiger Verkleinerung schützt sich Frenzel durch die einleitenden Worte: „Reiche können untergehen, Städte vernichtet werden, aber der Verlust von Homer's Iliaden oder Shakespeare's Dramen für die Menschheit scheint unmöglich zu sein.“

Dennoch geht Frenzel darauf aus, uns den Dichter näher zu rücken, indem er auch die Schwächen desselben beleuchtet. Zunächst weist er auf die Gewohnheit der damaligen Zeit hin, nach überlieferten, schon in eine poetische Form gebrachten Stoffen sein Drama zu dichten, rechtfertigt Robert Green, welcher seinen Mitarbeiter eine Krähe nannte, die andern die besten Federn anstupft und sie von überall her in ihr Nest trägt. Nach der Seite der Erfindung hin, meint Frenzel, ist kein seiner Schauspiele sein eigen, und in der Kunst des Fabulirens wird er von Homer, Cervantes, Goethe, selbst von Boccaccio und Bojardo übertroffen. „Diese nach der Seite des Stofflichen beschränkte Phantasie theilt er, merkwürdig genug, mit dem berühmtesten Dramatiker der Franzosen, mit Molière. Beide sind gleich groß im Plagiat.“

Doch beschirmt Frenzel den Dichter wieder durch die seine Bemerkung, daß die Kraft des erzählenden Dichters im Erfinden, des dramatischen im Gestalten liege. Den unlegbaren aristokratischen Zug des Dichters („oben die Edelleute, unten das Gesindel“) sucht Frenzel mit den damaligen Zeitendenzen zu erklären, doch bleibt immer der Widerspruch stehen, daß bei vielen seiner andern Zeitgenossen, bei Ben Jonson, Massinger, Fletcher und das Bürgerthum als Träger der Handlung begegnet. Indessen

sehen die dichtenden Ritter Spenfer, Sidney mit Verachtung auf die Volksbühne:

Die deutschen Erklärer des Dichters haben dann freilich die Vorwürfe jener Anhänger des classischen Geschmacks dahin ausgelegt, daß Shakspeare eben die Roheit und Wüßheit, die jene angriffen, von der Volksbühne verbannt habe: eine Ansicht, die ich nicht theilen kann. Von unzähligen Späßen, Prügeln, vom Ausstechen der Augen und Greulen jeder Art sind die Dramen Shakspeare's fast ebenso voll, als die seiner Vorgänger, man denke an „Richard III.“, „Lear“, „Titus Andronicus“, „Maß für Maß“, an den Ausgang des „Hamlet“; und die Bemerkung Ulric's, daß man nicht auf ziellose Einzelheiten, sondern auf die Grundidee des Ganzen achten solle, paßt doch nur für einen deutschen Philosophen, nicht für das Volk von London.

Sehr glücklich und schlaghafter in wenigen Wendungen als die endlos vermaßerten Shakspeare-Monographien, hebt Frenzel die eigenthümlichen Vorzüge des Dichters, die Macht seiner Charakteristik, namentlich aber seinen poetischen und philosophischen Tiefblick hervor. Mit Recht weist er auf die Melancholie seiner Weltanschauung, aber auch auf sein hohes Gerechtigkeitsgefühl und seine Vertretung der sittlichen Weltordnung hin:

Er selbst war schwerlich glücklich, oft genug in der Stimmung Hamlet's und Timon's. Ihn ergriff und erschütterte der Ernst des Lebens, die uns ewig unbegreifliche Verwickelung des Zufalls, wo aus den geheimsten und kleinsten Quellen oft das Gewaltigste hervorbricht. Aber nach Shakspeare erliegen wir nicht schuldlos diesem Verhängnis; „in unserer Knospe nagt der Wurm“, unsere Leidenschaft wie unsere Schwäche zerstört andere, zuletzt uns selbst. Eine Trümmerstätte ist diese Welt: Alexander und Cäsar zu Staub geworden, der das Spundloch eines Fasses verstopft. In der Geschichte wie in dem Leben der einzelnen verfolgt der Dichter diesen Vernichtungsproceß, aus der Blüte der Macht, Herrlichkeit und Schönheit entwickelt sich das Verderben. Der äußerlich herantretende Zufall erfüllt nur eine innere Nothwendigkeit, Romeo und Julia, Hamlet und Ophelia, Othello und Desdemona, Lear und Macbeth sind durch ihr Wesen zu tragischem Tode verurtheilt. Jaweilen mäßte diese Nothwendigkeit schärfer heraustreten, wie im Untergang Cordelia's und Julia's, wo der Zufall allzu tödtlich spielt, aber die dem tragischen Fall innewohnende Gerechtigkeit ist nicht zu bestreiten. Das Erhabene geht unter an seiner Einseitigkeit, das Gemeine, das sich abschleift, lebt unerkümmert fort, unausrottbar ist der Pöbel. Timon, der stirbt, während Alcibiades mit seinen Dirnen in Athen einzieht, Falstaff triumphirend auf Percy's Leiche: das ist ein Sinnbild dessen, was der Dichter als den Weltlauf ansah, die Schande und Leichtfertigkeit siegend über Tugend und wahren Werth. Ein tiefes Gefühl der Gerechtigkeit und Sünde besetzte ihn; wie viel er auch in einer heftigen und leidenschaftlichen Jugend gesündigt haben mochte, den Stern des Wahren, Guten und Schönen, die Empfindung des Rechten, hatte er nicht verloren. Dies zeichnet ihn vor allen englischen Dramatikern aus; jedes seiner Schauspiele könnte in einem höhern Sinne den Titel einer seiner Komödien führen: „Maß für Maß!“ Gerade durch den Tod der Schwestern und scheinbar Unschuldigen wird in Shakspeare's Dichtung die ewige Gerechtigkeit geknüpft. So bilden vereint seine Dramen ein riesenhaftes Gemälde der „irbischen Komödie“, im Schein der Unendlichkeit, wie Dante in seiner „göttlichen“ den Schicksal von der jenseitigen zu heben suchte. In einzelnen dieser Werke herrscht das Milde, Maßvolle, Schwärmerische vor, das an Rafael's Amuth und Lieblichkeit, in entzückenden Versen, reicht; in der Tragik wie in der Komik ist alles stark und grell aufgetragen, die Formen voller, an Michel Angelo, die Farben bunter, an Caravaggio erinnernd.

Auch in der Analyse der einzelnen Dramen trifft Fren-

zel, ohne alle schematische Constractionen, stets das Rechte; die Mängel, die er in denselben aufdeckt, sind so augenfällig, daß nur absichtliche oder unbewusste Verblendung an ihnen vorübergehen konnte. Noch schärfer wäre vielleicht die flüchtige Motivirung vieler Situationen zu betonen gewesen, wie z. B. das frühere Verhältniß zwischen Ophelia und Hamlet ganz im Unklaren gelassen ist.

Wenn unsere Ausleger, Tied an der Spitze, die Fremde haben, an dieser Shakspeare-Ruß herumzunutzen, so war es doch viel näher liegend, diese Unklarheit als einen Fehler des Dichters zu bezeichnen, als eine grobe Flüchtigkeit, von der sich allerdings in Shakspeare's Dramen zahlreiche Beispiele finden. Die Uebersetzungen gegen den Schluß des „Lear“ und die beiläufigen Motivirungen tragischer Vorgänge hat auch Frenzel hervorgehoben. Bei dem „Kaufmann von Venedig“ weist er mit Recht darauf hin, daß die Handlung, welche Idee man auch in ihr finden will, hinkt und nicht mehr dem modernen Bewußtsein entspricht, indem wir über jenen Handel dem Dichter entgegengesetzt denken, und nicht in Antonio, sondern in Shylock die Gerechtigkeit in unwürdigster Weise gekränkt sehen. Doch erscheint uns nicht genug betont, daß Shylock für Shakspeare und seine Zeit eine Komödienfigur war, über die man sich so amüsirte, wie wir heutigentags über einen geprellten Lustspielonkel. Shylock ist gerade ein merkwürdiger Beweis dafür, wie mit der wechselnden Zeit die Gestalten eines Dichters in ein anderes Licht gerückt werden. Shylock z. B. von Davison gespielt, erscheint wie der Racheböse eines unterdrückten Volks, nicht wie der Bajazzo Shakspeare's, an dem die Gründlinge des Parterre ihre Freude hatten. Da indeß diese Umbildung dem Geiste unsers Jahrhunderts entspricht, so mag man sich dieselbe wol gefallen lassen. Ohne sie wäre das Stück für uns entschieden veraltet und ungenießbar.

Mit ebenso brillanten Schlaglichtern wie Shakspeare, werden in den folgenden Essays Swift, Beaumarchais, Voltaire und Dante beleuchtet. Namentlich tritt das Bild des irischen Dechanten in den schärfsten Umrissen vor uns hin.

Jeder hervorragende Dichter hat einen Typus geschaffen, das Geschöpf Swift's ist der Yahoo. Der Kopf und das Herz, die solche Schöpfung hervorbrachten, konnten freilich nicht bei Stella und Vanessa, sondern nur unter dem Grabstein Ruhe finden, da, wo der Ingrim und die wilde Butch sie nicht mehr zu verwunden vermochten. Gulliver baut anfänglich eine schimmernde Märchenwelt vor unsern geblendeten Augen auf, er endet damit, daß er uns in das Secirzimmer einer Anatomie, an den Tisch führt, wo die Leiche eines im Wahnsinn Gestorbenen untersucht wird. Dieser Anblick ist entsetzlich und empörend zugleich; die Menschheit als ein Ganzes betrachtet ist keine Waude Yahoos, die Welt kein Irrenhaus. Man hat die Moral des Candide verurtheilt, aber Candide tröstet sich in ehrlicher Arbeit und Cursagung über die Täuschungen des Lebens: Swift halt die Fäuste und schreit: „Gebt die Erde dem Vieh wieder!“ Habt Respekt vor diesem Geiste, zieht den Furt, wo ihr ihm begegnet und eilt rasch auf die andere Seite des Wegs; etwas wie der Hauch der Pest weht verderbenbringend um ihn.

Je häufiger man aus langen, zu Bänden ansehn-



bergegerzten Abhandlungen nur einen spärlichen geistigen Inhalt herausgräbt, um so genußreicher sind geistvolle Essays, wie die vorliegenden, mit ihrer blüthigen, aber desto treffendern Beleuchtung.

Auch als Novellist besitzt Karl Frenzel, wie die vorliegenden „neuen Novellen“: „Auf heimischer Erde“ (Nr. 2) beweisen, die Vorzüge, welche seine Essays auszeichnen, Feinheit in geistiger und psychologischer Entwicklung und einen graziosen, poetisch anmuthenden Stil. Vor andern Novellisten, mit denen er die stimmungsvolle Naturmalerei gemein hat, ragt er hervor durch eine Eigenthümlichkeit, die er allein von ihnen besitzt: durch die tief sinnige Welt- und Lebensbetrachtung. Wir befinden uns bei ihm immer im Mittelpunkt, niemals auf der Peripherie, wie in unserer grob stoffartigen, ja auch zum Theil in unserer akademischen Novellistik. Bisweilen arbeitet der Dichter freilich zu sehr aus Einem Gedanken heraus, dem sich die realen Lebensverhältnisse dann etwas gewaltsam fügen müssen. So erscheint in der Novelle „Der Saphir“ die in das Leben hineingreifende dämonische Magie, die sich in dem Edelstein verkörpert, wol von hochpoetischem Schimmer, es liegt in diesem Karfunkelsteinartigen Zauber wol etwas märchenhaft Sinniges, das zum Nachdenken über die geheimen Lebensmächte reizt; doch die äußern Lebensverhältnisse, die Schicksale und Thaten sind mehr phantastisch motivirt und verlieren deshalb an noider Glaubwürdigkeit. In der Novelle „Beatrice“ dagegen will es uns scheinen, als ob es der Vorgeschichte an innerer Wahrheit und einleuchtender Verkettung der Motive fehle. Wie kam die adeliche Dame dazu, einen nicht einmal von ihr geliebten Bürgerlichen zu heirathen? Die Novelle „Sanct-Georg“ mit ihren scharfen politischen und socialen Gegensätzen und ihren geistvoll symbolischen Pointen klingt doch wol etwas zu lyrisch aus. Doch auch in diesen Erzählungen findet sich des Spannenden und Anregenden viel. Im ganzen wiegt in ihnen die düstere, landschaftliche Beleuchtung vor. Namentlich ist dies in den beiden Novellen der Fall, welche wir für die gelungensten erklären möchten: „Bei den drei Riefen“ und „Auf stiller See“. Die erste hat dramatisches Leben, das sich namentlich in dem scharfen Gegensatz zwischen Vater und Sohn ausprägt und in einer durch herbe Contraste fortschreitenden Entwicklung; die zweite ist spannend im besten Sinne des Worts, indem die Spannung aus den, doch dabei wohlmotivirten Räthseln psychologischer Entwicklung hervorgeht, gleichsam aus dem Schatz von Geheimnissen, den das Innere eines Frauenherzens birgt. Der Charakter des Junkers Hans von Paulen ist trefflich gezeichnet, mit voller, frischer Lebenswahrheit. Dabei ist die Stimmung all dieser Bilder trefflich gehalten und der landschaftliche Hintergrund stets im Einklang mit den äußern und innern Vorgängen, die sich auf ihm bewegen. Als Probe der feinen und farbenreichen Landschaftsmalerei Frenzels möge der Anfang der letzten Novelle dienen:

An einem Augustabend, im ersten Beginn der Dämmerung, ging ein Wanderer einen einsamen, stillen Weg. Wäre ihm einer entgegengekommen, würde ihm an dem noch ju-

gendlichen, schlanken Mann nichts aufgefallen sein, als daß er eben nach seiner Kleidung und noch mehr nach der freien und nicht ungeschicklichen Weise, in der er sie trug, ein Reisender aus den sogenannten „bessern“ Ständen sei, der zum Vergnügen eine Fußtour durch die Insel machte — einen Spaziergang nach jenen Buchenwäldern, deren mächtige Stämme der Eichen umrankt, dem dunkeln, tief schwarzen Moorried und den freidigen, von fern wie gebiegenes Silber schimmernden Uferfelsen, die dies nordische Eiland in den blauen Bogen der Ostsee ebenso eigenthümlich schmücken, wie ihre Palmen, ihr Vulkan, ihre gesunkenen griechischen Tempelsäulen unten im Süden die liebergesehnte Insel Sicilien. Für ein durch landschaftliche Schönheiten vermöhntes Auge, das viel gesehen, für ein Gemüth, das sich nur wenig von dem Schauer und dem Reiz der Einsamkeit berührt fählt — und beides schien der Wanderer zu besitzen — bot die Gegend umher nichts Angenehmes. Ein laugegedehnter schmaler Seebestrich, der den eigentlichen Leib der Insel mit einer nach Norden sich ausstreckenden Halbinsel verbindet ... weder vorwärts noch rückwärts schauend, kann der Blick auf einer Baumgruppe anruhen, flach und da alles, gleichmäßig einödig, ein schlechter Weg, den man mühsam neben den tiefen Wagenrinnen verfolgen muß und der sichtbar so in die Endlosigkeit ohne Ziel dahinfließt. Hier und dort ist niedriges Fichtengebüsch zu kleinen Geshüben zusammengewachsen; das einzige Grün, das den Boden farbiger kleidet, ist das des üppig wuchernden Ginkgo; sonst herrscht weithin ein braunröthlicher Ton von dem Seebestand, das sich fleckentartig über den Sand hinzieht, und den schwächlichen, bleikrothen Erica, die dazwischen anschießen. Aber ganz von allem Zauber ist auch diese Landschaft nicht verlassen, die im Grunde der unwohnenden „Schmale See“ heißt; nur freilich ist nicht jedes Menschenauge für diesen Zauber empfänglich geschaffen. Denn der Wanderer konnte über die Fichtengebüsche hinweg zur Linken wie zur rechten Hand das Meer sehen, dessen Wellen an diesem sandigen und flachen Strande verrinnen. Zuweilen, bei der tiefen Stille umher, schlug das Geräusch einer heranbrausenden mächtigen Welle, ehe sie sich den Kopf an den Strich des Ufers schäumend zerbrach, an sein Ohr. In gleichen Zwischenräumen lehrte dieser Ton wieder, dumpf und langsam heranziehend und so verhallend. In goldenen und purpurnen, in violetten und grünlich schimmernden Wellen zerflatterte am Westhimmel das Abendroth. Auf dieser Seite bildet das Meer eine tiefenstehende, geschützte Bucht, der „Kleine Boden“ genannt; eine Landzunge, die in einer von Fichten und Buchen besetzten Anhöhe endet, zieht sich in die See hinein; ein kleines Eiland wird darin sichtbar; in eigenthümlicher Farbenwirkung hob sich das Dunkelgrün des Uferberges von den breiten goldgelben Wellenkreisen ab. Im Osten wölbte der Himmel sein graublaues Gewölbe über dem offenen, grauen Meer. Von dorthier kamen die Nebel gezogen, nah und näher, gespenstisch zusammengeballt, als wandelten die alten Götter des Nordens, riesige Gestalten in ihren Regenmänteln, mit unhörbar leisen Schritten auf den Wassern hin.

Die Novellen Frenzels sind bei alledem keine subtilen Miniaturen, keine jener Schatten mit farbigen Händen, die uns oft bei andern Novellisten entgegentreten. Frenzel verschmäht auch die stoffartigen Reize nicht; es ist viel Grelles, criminalistisch Grelles, viel von jenen Unglücksfällen, welche die Phantasie der Leser der Tagesblätter lebhaft zu beschäftigen pflegen, in seinen Novellen; doch dies alles ist bei ihm nur Mittel, dichterisch verwandelt und verwerthetes Mittel, nicht letzter Zweck — und gerade dadurch unterscheidet er sich von den realistischen Sensationsnovellenschreibern.

Kudolf Gottschall.

### Katholisirende Reisebriefe.

Briefe aus Innsbruck, Frankfurt und Wien. Geschrieben in den Jahren 1825—53 von Alois Flir. Innsbruck, Wagner. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Bücher wie das genannte haben im allgemeinen nur Interesse und einigen Werth für den engeren Kreis von Bekannten und Gesinnungsgenossen der Verfasser. Befinden sich in diesem Kreise viele Bücherkäufer und Bücherleser, so mag der Druck gestattet sein, deshalb aber nicht die Veröffentlichung und das Feilbieten auf dem großen Büchermarkte. Zumal das vorliegende Werk darf sich über den bezeichneten engen Kreis hinaus nicht auf ein größeres Lesepublikum Rechnung machen. Einmal ist es kein Buch, sondern nur eine Sammlung von meist flüchtig geschriebenen Briefen, welche dem kurzen Lebensabriss Flir's, herausgegeben von E. Rapp, zur Ergänzung zu dienen bestimmt scheint; dafür spricht auch der Umstand, daß die einzelnen Briefbündel ohne jede erläuternde Verbindung einander folgen, daß es dem Leser überlassen bleibt, sich in ihnen zurechtzufinden und zu ermitteln, was der Herausgeber eigentlich will. Nicht einmal durch eine Vorrede oder Einleitung werden wir orientirt.

Gegen eine solche literarische Fahrlässigkeit Protest einzulegen, meinen wir um so mehr berechtigt zu sein, als der Verfasser dieser Briefe keineswegs als sonderlich hervorragende Persönlichkeit bezeichnet werden kann und die historische und zumal kulturhistorische Bedeutung, welche einzelne Briefeascelle ihres Stoffs wegen haben könnten, ihnen durch das Rhapsodische und Fragmentarische ihrer Form wieder entzogen wird.

Der Verfasser ist Katholik, und diese Briefe sollen uns zeigen, weshalb er Katholik und sogar eifriger Katholik ist. Wir sehen aber nur, daß er eine respectable Persönlichkeit ist, voll von einer gewissen eigenen, innern Anregung, aber gänzlich ohne den Geist der Initiative, ein Mann, der sich nur mehr und mehr den engherzigen Verhältnissen, in die hinein er geboren und erzogen ist, anzupassen und anzubequemen bestrebt ist. Was nicht biegen will, muß brechen, und so erkennen wir deutlich, in wie hohem Grade der Katholicismus für solche Naturen — und vielleicht nicht bloß für solche — zum Prokrustesbette wird.

Die ersten Briefe bis S. 16 aus dem Jahre 1825 zeigen uns den Verfasser als Studenten in Tirol, der Verse macht und für einen von ihm begründeten Dichterclub schwärmt. Er plaudert über eine Aufführung der „Anfraz“ und spricht viel davon, daß er „seine schwachen Fähigkeiten“ nun auch an einem Theaterstücke, das Alfred den Großen, König von England, zum Gegenstande hat, versuche. Was die Form betrifft, so sucht er den Mittelweg zwischen Goethe und Schiller, denn jener scheint ihm die Form oft zu sehr vernachlässigt, dieser — sie beinahe allezeit jüdisch geschmückt zu haben u. s. w. Die folgenden Briefe bis S. 157 sind meist aus Wien datirt und behandeln die Lectüre und die Studien eines jungen Mannes, dem es in seiner Richtung Ernst ist, dessen Richtung uns aber nicht zu sonderlicher Theilnahme stimmt. Wir sehen,

welche Mühe er sich gibt, seine Anschauungen in der traditionellen Schablone unterzubringen, und wie er durch Verschiedenartiges, das er in seinen Ruhestunden sich angeeignet, nur verwirrt worden ist und von den „Wahrheiten Roms“ abzuweichen in Gefahr kommt. An der Leiche eines Freundes die Wache haltend, schreibt er ungeheuerliche Dinge nieder:

Die Seele hört nicht auf, Seele zu sein, aber sie hat den alten Leib abgethan und muß im Augenblicke der Trennung vom alten Leibe einen neuen Leib annehmen, d. h. es wird ein neues Wesen geboren. Dieser neue Leib kommt der Seele kraft des göttlichen Willens zu, der ihre Fortdauer will. Gott ist also auch da wieder der Schöpfer; aber da er jeder Seele den ihr zukünftigen Leib gibt, so ist diese Schöpfung zugleich Gericht, und entweder Belohnung oder Strafe. Ferner ist das neue Wesen durch die Materie seines Leibes schon nothwendig an jenen Ort gesetzt, wo diese Materie waltet, sowie der Leib von Erde nothwendig an die Erde hält. Ebenso ist das neue Wesen schon durch die Art in die Gesellschaft seinesgleichen gesetzt — der gestorbene Freund ist also im Augenblicke des Todes im Gerichte, und vom Gerichte verklärt in einer schönen Richtung, in der Gesellschaft der Heiligen. Gott anschauen wird er wol nicht können, denn kein Wesen sieht Gott, als Er sich Selber u. s. w.

Was in aller Welt den Herausgeber bestimmen konnte, solche Hallucinationen drucken zu lassen, ist uns unbegreiflich; es müßte denn sein, um uns erkennen zu lassen, auf welche Abwege die jungen Geister in den Seminarien gebracht werden. Mit Widerstreben haben wir weiter gelesen, wie der Verfasser in theologisch-philosophischen Grübeleien, denen sich hinzugeben er für Pflicht hält, alle Frische und Eigentrast einbüßt und 1833 einem Freunde schreibt: „Daß du Haller's „Restauration der Staatswissenschaft“ liesest, freut mich sehr; studire ihn und schreibe mir seine Grundansichten, da ich unmöglich Zeit finde, ihn vorzunehmen.“

Von 1834, wo Flir nach Innsbruck gerufen wurde, bis 1844 ist eine Lücke — 10 Jahre! — die nicht durch die kleinste Notiz über seine amtliche Thätigkeit ausgefüllt wird. Er schreibt nur ungern noch Briefe, „der Plunder der Alltagsgeschichte legt sich drückend auf mein Leben, durch Tinte und Feder wird man bis zu kranker Reizbarkeit gegen beide abgemüdet; zu diesem Elend gegen Pust und Geschreibsel kommt noch ein zweiter Grund: man hat seit Jahren die Erfahrung gemacht, wie einseitig, ungenügsam, todt die Buchstabensprache das Innere mittheilt. Und mittels gegenseitiger Mißverständnisse, die sich oft bis zu tollem Aerger steigern, eine langgedehnte Correspondenz fortzuschieben, ist denn doch eine miserable Krämerei.“ Diese Geständnisse lassen uns einen tiefern Blick in das Seelenleben solcher gelehrten katholischen Theologen, wie Flir ist, thun, als der Herausgeber ahnen mochte. Weil sie sich nicht klar sind, über buntschneidige, innerlich taube Hypothesen und Phantasmen Worte und wieder Worte machen, die keinen unzweideutigen Sinn haben und doch mit dem römischen Dogma stimmen müssen, das alles verwirrt und verärgert sie dergestalt, daß kein anderes Ende denkbar ist, als mehr oder weniger behagliche Gedankenfaulheit.

Der Katholicismus, sowie die Religion überhaupt, kann



für das Subject keine Wahrheit und kein Leben sein noch werden — ohne innerste Freiheit. Intoleranz ist der Mord der Religion. Ich bin aus Katholicismus tolerant, aber zugleich auch aus tausend andern Motiven. . . . Denn einmal die deutsche Literatur- und Culturgeschichte nicht mehr fast ausschließlich jenseit des Main nach den bekannten Schablonen fabricirt wird, so erhalten die Zustände Tirols, wo mehr geistige Regsamkeit herrscht und herrscht als in gar manchen Provinzen Oesterreichs und Deutschlands, gewiß einige Blätter der Berücksichtigung.

Solche in sich unklare, auf unrichtigen Voraussetzungen beruhende Sätze können wir unzählige herausheben, doch mag es an den wenigen genug sein.

Im Mai 1848 wird Flir als Deputirter nach Frankfurt gewählt, damit er, wie seine Wähler ihm verblümt sagen, gegen den Sieg der Radicalen Partei ergreife; die Entfernung oder Vertreibung der Jesuiten und Liguorianer würde man als ersten Schritt gegen Religion und (!) Klerus ansehen; man will nichts lieber, als den ungeschmälerten Besitz und die Ausübung und den Schutz der heiligen Religion u. s. w. Nun folgen S. 158—189 Briefe aus dem Parlamente an die Freunde daheim, vom 14. Juni bis 15. October 1848, traurige Belegstücke, wie wenig, wie gar nicht Männer wie Flir innerlichen Verus hatten, in jener großen Zeit mitzureden; an Pöndeln war ja überhaupt nicht gedacht. „Ich bin ein spröder, fast unbändiger Stoff. Ich ringe und werde in meinem Pünerungsproceß nicht ermüden. In politischer Beziehung neigte sich meine Natur zur Republik“ — in Frankfurt entschied er sich jedoch für die constitutionelle Monarchie und war bald wieder der Alte, der für den Reichsverweser und den Sieg des Südens über den Norden schwärmt. Die kirchlichen Streitigkeiten berühren ihn in-beg eigentlich nur noch äußerlich:

Günther muß den Humor beiziehen, um mit dessen Har-

teklünde die Blößen seines Denkens zu decken — lieber verzichte ich auf alle Philosophie, als daß ich mich mit dem Schematismus Günther's begnüge — eine zerrissene Welt, Geist und Natur bloß zusammenkommend, wie zwei sich begegnende Hundwerksburthen, und den himmlischen Vater außer und über der Welt, daß man nicht weiß, wenn er das Firmament über uns einbrückt. Günther nennt's „transcendentale Abgegenwart Gottes“, d. h. eine solche, die kein reelles Dasein hat.

Die letzten Briefe sind sämmtlich aus Wien, das dem Verfasser aber so wenig zusagt, daß er sich nach Innsbruck zurückseht und dort eine Professur erhalten möchte. Zugleich tröstet er einen Freund, dem eine erhoffte Stelle nicht verliehen ist:

Ich sehe wol, der Weltlauf behöhrt sich auch an dir. Die Mittelmäßigkeiten sind bequemer und sie scheinen brauchbarer. Was die Beweglichkeit zum Vorrücken zu gehen pflegt, ist der Schmutz der Geschmeidigkeit — übrigens, Freund, übe die Weisheit der Fröhllichkeit; begreife du dieses, erhebe dein edelstes Selbst über diese elken Bedrängnisse, laß Heiterkeit strahlen auf deiner jovialisch geschaffenen Stirn. Die Behaglichkeit darf aber keine Fingirte sein, sondern sie muß dir von Herzen gehen, denn was haßt du sonst davon? „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ — also soll man sich selbst lieben und nicht sich selbst quälen. Die Selbstquälerei ist eine Narrheit.

Damit sehen wir Flir schließlich bei einer Art epikuräischer Grundsätze anlangen, mit denen manche seiner Nachgenossen, wenn auch nur heimlich, anzufangen pflegen: Grundsätze, welche die wirklichen Leitsterne ihres Thuns und Lassens sind, aber es gestatten, daß die Herren Kleriker äußerlich zugleich als eifrige Vertheidiger täglich unverständlicher werdende Lebens- und Glaubensmaximen für die große Menge auftreten. Aber wir haben zur Charakteristik Flir's — und damit seiner meisten Standesgenossen — nur über seine „Briefe“ zu referiren gehabt und überlassen es nunmehr dem Leser, sich die Moral selbst zu ziehen. 15.

## Seuilleton.

### Literarische Plandereien.

Wer sollte es glauben, daß auch die Production, die wissenschaftliche sowohl wie die poetische, unter jenen geheimnißvollen Gesetzen steht, welche die Statistik mit ihren Zahlen ausdrückt? Ihr Dichter glaubt dem freien Aufschwung eurer Phantasie zu folgen, und euer Poesien stehen ganz ebenso unter der Herrschaft der statistischen Ziffer, wie die unehelichen Geburten, die Selbst- und Kindesmorde! Was hilft der Trost aus Schüler's Werken, daß sich alles im Leben wiederholt, ewig jung nur die Phantasie bleibt, wenn auch die Schöpfungen der Letztern unter einem sich trocken wiederholenden Geseze stehen? Ihr habt dem „inneren Drang“ gehorcht, ihr habt ein Bündchen neuer Gedichte zu Tage gefördert, ihr habt sogar einen Verleger dafür gefunden; und was ist das Ziel, das ihr damit erreicht habt? Die Statistik übernimmt die Beantwortung dieser Frage! Ihr habt die im vorigen Jahre zwischen 900 und 1000 schwankende Ziffer der Productionen auf dem Gebiete der schönen Literatur wieder erreichen helfen, vielleicht, was die Zehner betrifft, ein wenig zum Schwanke gebracht nach der 1000 hin — der Rest ist Schweigen!

In dem und mancherlei andern Betrachtungen ladet die „Schematische Uebersicht der literarischen Erzeugnisse des deutschen Buchhandels in den Jahren 1864 und 1865“ ein, welche die F. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

in Leipzig im „Bücherblatt für den deutschen Buchhandel“ veröffentlicht und die wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen:

	1864	1865
1. Sammelwerke. Literaturwissenschaft . . .	187	182
2. Theologie . . .	1411	1411
3. Jurisprudenz. Politikal. Statistikal . . .	875	870
4. Medicin. Thierheilkunde . . .	495	491
5. Naturwissenschaft. Chemie. Pharmacie . . .	530	517
6. Philosophie . . .	67	83
7a. Pädagogik. Deutsche Schulbücher. Gymnasial . . .	777	796
7b. Jugendschriften . . .	236	239
8. Altclassische und orientalische Sprachen. Mythologie . . .	386	402
9. Neuere Sprachen. Altdeutsche Literatur . . .	299	297
10. Geschichte. Biographien. Memoiren. Briefwechsel . . .	546	651
11. Geographie . . .	247	251
12. Mathematik. Astronomie . . .	93	107
13. Kriegswissenschaft. Pferdekunde . . .	156	148
14. Handelswissenschaft. Gewerbstunde . . .	864	359
15. Baumwissenschaft. Maschinen- und Eisenbahnkunde. Schifffahrt . . .	179	196

Latus | 6848 | 7000

	Transport	1864	1865
16. Forst- und Jagdwissenschaft. Bergbau- und Hüttenkunde		6848	7000
17. Landwirthschaft. Gartenbau		84	98
18. Schöne Literatur (Romane, Gedichte, Theater u. s. w.)		247	225
19. Schöne Künste (Malerei, Musik u. s. w.)		971	935
20. Stenographie		403	385
21. Volksschriften		196	212
22. Freimaurerei		21	21
23. Vermischte Schriften		418	460
24. Slawische und ungarische Literatur		198	186
25. Karten		178	139
<b>Summa</b>	<b>1864</b>	<b>1865</b>	

Die Vergleichung der beiden Jahrgänge des deutschen Verlags ergibt, daß die Ziffern, welche die Höhe der Production in den einzelnen Literaturzweigen bezeichnen, nur in verhältnißmäßig unbedeutendem Grade schwanken, und daß die Statistik daher vollkommen berechtigt ist, die deutsche Production und den deutschen Verlag, als beherrscht von mathematischer Nothwendigkeit, in ihre Rubriken einzutragen.

Als die Fruchtbarkeit aller Wissenschaften erweist sich die Theologie, welche mit 1411 Nummern in dem Jahre 1864 wie in dem Jahre 1865 verzeichnet steht. Bei der Theologie wird man diese bis auf die Eurer stimmende Production wol nicht auf die Gleichmäßigkeit der Ausprägung schließen können, sondern einfach als ein Wunder betrachten dürfen. Die Theologie behauptet mithin, wie auf der Rangliste der Facultäten, so auch im deutschen Verlagsbuchhandel den ersten Rang. Gleich hinter ihr aber kommt die schöne Literatur mit der Ziffer von 935 Werken, was gegen das vorausgehende Jahr ein jedesfalls erfreuliches Minus von 36 Schriften ergibt. Jeder Dichter wird sein Auge mit stiller Begeisterung auf diesen 935 nach der Unvergleichlichkeit ringenden poetischen Productionen ruhen lassen! Sein eigenes, bei der Gleichgültigkeit der Gegenwart auf die Nachwelt berechnetes Werk hat mit fast 1000 gleichstrebenden Schöpfungen den Wettlauf nach jenem im blauen Nebel verschwimmenden Ziele des Nachruhms zu unternehmen. Und alljährlich kommt eine gleiche Zahl hinzu!

Nach mehr — es hängt Gewicht sich an Gewicht und ihre Masse zieht uns schwer hinan.

Quousque tandem — o es gehört Geduld dazu, diesen Nachwuchs von Generation zu Generation ruhig auf sich einfließen zu lassen, und es gehört Muth dazu, im Angesichte dieser Tausende, welche dafür sorgen, daß die Ziffer der Dürich'schen Uebersicht nicht von ihrer stolzen Höhe in den nächsten Jahren herunterfällt, sich mit dem Lorbeer der Platoniden zu schmücken! Nach der schönen Literatur kommt die Jurisprudenz mit Politik und Statistik, welche im Jahre 1865 nur ein Minus von 5 Schriften aufweist. Das Jahr 1866 wird diese Ziffer wesentlich erhöhen, wenn die sämtlichen Versuche, die Welcker'sche Preßfrage zu lösen, im Druck erscheinen sein werden; doch es wird vergeblich sein, dies Ei des constitutionellen Staatsrechts auf die Spitze zu stellen. Da bleibt nur die Lösung des Columbus übrig und die hat schon Ferdinand Vassallo in seiner Broschüre „Recht und Macht“ gegeben.

Die Sammelwerke und die Literaturwissenschaft sind 1865 mit 182 Schriften vertreten, ebenfalls nur 5 weniger als 1864. Die Medicin hat gar nur 4 Schriften weniger, die Naturwissenschaft 13, neuere Sprachen und altdeutsche Literatur 2, die Literatur der schönen Künste 18; dagegen hat die Geschichte nebst Biographien u. s. w. das bedeutendste Plus aufzuweisen, welches die ganze Bilanz von Schriften des Jahres 1865 in die Höhe schnellte, ein Plus von 106 Werken; wir haben bereits in unserer Jahresrevue nachgewiesen, daß die deutsche Geschichtsschreibung an einer Hyperproduction leidet, die durch das Auf-

wählen des archivalischen Staubes verursacht wird; wir finden die Thatfache durch die statistische Zahlenangabe bestätigt. Nachst dem haben die altclassischen und orientalischen Sprachen um 16, die Mathematik und Astronomie um 13, die Pädagogik um 19, die Volksschriften um 16, die vermischten Schriften um 42 Werke ihren Etat vermehrt, während die Freimaurerei wie die Theologie bei derselben Ziffer, 21, mit mythischer Genauigkeit stehen geblieben ist.

Da sich die Statistik zu einer Art moderner Vorsehung gemacht hat, so läßt sich gegen ihre Fortsetzungen nicht rebelliren. Beugen wir uns, Poeten und Nichtpoeten, alle Arbeiter im Weinberge der Literatur, unter die Gewalt der Ziffer, der unbeweglichen Thatfache! Lernen wir erkennen, daß der Büchermarkt, wie der Woll- und Getreidemarkt, denselben national-ökonomischen Gesetzen gehorcht!

Noch aber hat das statistische Register eine empfindliche Lücke; es fehlt die Statistik — der Krebs auf allen diesen Gebieten; es würde sich sonst vielleicht ergeben, daß von diesen 9661 nur die 600, welche die Brücke zu den 10000 zu schlagen suchen, einen glänzenden oder ertragsreichen Erfolg hatten, während 9000 mehr oder weniger den Weg alles Fleisches wandeln. Die deutsche Hyperproduction, welche fast jeden Leser zugleich als Schriftsteller erscheinen läßt, kann nur unendlich gemacht werden durch die strenge Kritik des Verlagsbuchhandels, der ihr gegenüber sich eine eiserne Stirn aneignen muß; denn es geht in der literarischen Materialität dem deutschen Volke ein beträchtlicher Theil seiner Arbeitskraft verloren!

### Bibliographie.

DeLant, G. E. H., Goethe nach sein Lieblingen. Historischer Roman. 3 Bde. Leipzig, A. G. Schmidt. 8. 2 Hft.

Derna, D. A., Kritik der deutschen Politik und Wirtschaft. Deutsch-lands in Beziehung der Fragen, welche Dänemark, Deutschland und die Herzogthümer betreffen, dargestellt. Frankfurt a. M., Verl. f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 10 Hft.

Dippen, W. v. — Zur Erinnerung an Wilhelm v. Dippen. 21 Gedichte und seinem Nachlaß. Weimar, Voßlau. 8. 8 Hft.

Deutsche Blätter. Literarisch-politisches Sonntags-Blatt. Jahrgang 1865. 32 Nummern. Leipzig, Zell. Gr. 4. Vierteljährlich 6 Hft.

Drausch, B., Der Gaur oder das entstellte Heidentum. Historischer Roman und Göttergemälde aus der neuern Geschichte Ostindiens. 1ste u. 2te Hft. Berlin, Hamburg u. Comp. Gr. 8. 4 Hft.

Deutschlands Untergang oder Auferstehung? Ein Gedächtnis an's deutsche Volk jenen Staates, Alters und Geschlechtes. München, L. Hinrichsen. Gr. 8. 8 Hft.

Deutscher Dichtergarten. Organ für die gegenwärtige poetische Literatur unvers. Staates. Red.: A. Freytag u. H. Haupt. Jahrgang 1865. 32 Nummern. Frankfurt a. M., Knapp. Gr. 8. Vierteljährlich 15 Hft.

Erp, J., Vier Novellen. 2 Hft. Frauenfeld, Huber. Gr. 16. 1 Hft.

Erffasse, Sagenbuch des preussischen Staats. 1ste Hft. Glogau, Himmelfarb. Gr. 8. 7 1/2 Hft.

Erubagen, C., Die Correspondenz der Stadt Brahma mit Karl IV. in den Jahren 1347—1353. Wien, Gerold's Sohn. 1863. Gr. 8. 4 Hft.

Erubagen, W., Aus dem Memorial oder Geheim-Buche des kaiserl. Ritters Hrn. Daniel von 1479 bis 1517. Leipzig. 4. 7 1/2 Hft.

Erubagen, J., Der Kurfürst, Cardinal und Bischof Albrecht 14. von Mainz und Magdeburg, Administrator des Bisthums Halberstadt, Markgraf von Brandenburg und seine Zeit. Ein Beitrag zur deutschen Kultur- und Historiographie. Jahre 1514—1545. 1ste Hft. München, Franz. 1865. Gr. 8. 15 Hft.

Erubagen, D., Palästina, Land und Volk. Dargestellt nach biblischen Stellen, Targumim, Gesetzen. Gr. 8. 24 Hft.

Erubagen, L., Der schwarze Fels. Historisch-romantische Erzählung aus dem Genueser Krieg. Weimarer, Knapp u. Hart. 1865. 8. 3 Hft.

Erubagen, H., Armen Frankreichs. Zeitgeschichte. In freien Versen überliefert von H. Erubagen. Hamburg, Neff u. Neff. 1863. 8. 7 1/2 Hft.

Erubagen, R., Reise von Deutschland nach Ungarn, Italien, der Türkei, Klein-Asien, Indien, Palästina, Aegypten, Griechenland, der Schweiz und Frankreich. Dresden. 8. 1 Hft.

Erubagen, A. (S. A. Geyl), Pöbel. Ein Lebensbild. Wien, List. 16. 10 Hft.

Erubagen, V., Schiller's Bibliothek. Verzeichniß derjenigen Werke, welche die Grundlage des Lesers der Schiller'schen Werke bilden. (Nachgelassene Schrift.) Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 20 Hft.

Erubagen, W., Dittels, Erzählungen. Weimarer, Knapp u. Hart. 1865. 8. 1 1/2 Hft.

Erubagen, J., Dittels. Eine Sammlung kleiner dramatischer Gespräche zur Aufführung in Familienkreisen. Frauenfeld, Huber. Gr. 16. 70 Hft.

# Anzeigen.

**Louise Mühlbach, Große Kurfürst, nun vollständig!**

Im Verlag von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben

## Der große Kurfürst und seine Zeit.

Historischer Roman

VON

**Louise Mühlbach.**

Drei Abtheilungen:

Erste Abtheilung: Der junge Kurfürst. Drei starke Bände.

Zweite Abtheilung: Der große Kurfürst und sein Volk. 4 Bände.

Dritte Abtheilung: Der Kurfürst und seine Kinder. 4 Bände.

Eleg. brosch. Preis jeder Abtheilung 5 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

### Mittelalterliches Hausbuch.

Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts

mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen.

Herausgegeben vom

Germanischen Museum.

Folio. Cart. 12 Thlr.

Dieses Werk ist die getreue Nachbildung einer höchst interessanten Bilderhandschrift des 15. Jahrhunderts, welche Kurfürst Friedrich von Waldburg-Wolfegg dem Germanischen Museum in Nürnberg zur Verfügung gestellt hat und deren Veröffentlichung von den Vorständen wie vom Gelehrtenausschuß des Museums als würdige Aufgabe seiner wissenschaftlichen Streben erkannt wurde. Die bildlichen Darstellungen, vom Kupferstecher Petersen aufs getreueste facsimilirt, behandeln mit Naivität und Humor das wirkliche Leben jener Zeit: Frieden und Krieg, den Verkehr des Landes und der Stadt, Geselligkeit auf öffentlichem Markte und im häuslichen Kreise, Kunstbetrieb und Handwerk, Amt und Schule. Auch der Text besteht aus einer genauen, mit Erläuterungen versehenen Wiedergabe des Originals. Das Werk gewährt neben der wissenschaftlichen Ausbeute auch der Ergözung einen reichen Antheil.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

### Das Nibelungenlied.

In Romanzen.

Von Ferdinand Naumann.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die „Zeitung für Norddeutschland“ sagt über dieses Werk: „Es ist dem Verfasser gelungen, eine Bearbeitung des Nibelungenliedes zu liefern, die den Charakter sowie den wunderbaren Reiz des ursprünglichen Gedichts beibehalten, das etwas Ermüdende fortgelassen hat und das Interesse des Lesers bis zum Schlusse festhält und steigert, ohne daß die veränderte Form dem großartigen Eindruck des Gedichts in der Urform Abbruch thäte.“

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

### LES SYSTÈMES REPRÉSENTATIFS avec élections populaires

historiquement exposés et développés

en rapport avec les conditions politiques et sociales des peuples

par

CHARLES BIEDERMANN.

Traduit de l'Allemand par STANISLAS LEFORTIER.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

### CONSIDÉRATIONS SUR LA NATURE.

les conditions et les effets du principe constitutionnel

Quatre traités

des MM. JOSEPH HELD, RODOLPHE GREIST, GEORGES WALT

GUILLAUME KOSSEGARTEN,

publiés par le Baron AUGUSTE DE HAYTHAUSSEN.

Traduits de l'Allemand.

8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

### HISTORY OF CIVILIZATION IN ENGLAND.

By HENRY THOMAS BUCKLE.

5 vols. 8°. Geh. 5 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr.

Buckle's Werk ist von der Kritik als eine außerordentlich Erscheinung bezeichnet worden, auch in Deutschland wo bereits eine zweite Auflage der von Arnold Ruge veranstalteten deutschen Uebersetzung erschienen ist. Ein allgemein reichhaltiges Material, das überall möglichst auf positive Thatsachen zurückgeht, ist darin in lichtvoller Gruppierung zusammengefasst. Durch obige Ausgabe ist die Anschaffung des Werks in der Originalsprache durch nahezu dreimal billigeren Preis gegen die bisher allein vorhandene englische Ausgabe wesentlich erleichtert.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 7. —

15. Februar 1866.

Inhalt: König Murat als Romanheld. Von Rudolf Wottschall. — Die Schmähschrift: „Goethe als Mensch und Schriftsteller“ (1833), und die Goethe zugeschriebene Abhandlung über die Fische. Von Heinrich Dünker. — Neue Werke über Palästina. — Ein Beitrag zur russischen Geschichte. Von Aurelio Dubdend. — Semillon. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### König Murat als Romanheld.

Unter den Marschällen und Prinzen des ersten Kaiserreichs nimmt König Murat durch seine phantastische Erscheinung und durch seine abenteuerlichen Lebensschicksale offenbar das meiste romanhafte Interesse in Anspruch. Sohn eines Gastwirths, längere Zeit selbst als Kellner beschäftigt und später Herrscher über das schöne Neapel auf dem Throne der Bourbons — welch ein kühner Protest gegen das Princip der Legitimität liegt in dieser That-  
sache! Während Napoleon selbst noch immer als ein corsischer Edelmann mit byzantinischen Stammbäumen eine gewisse Gleichberechtigung mit den regierenden Häuptern Europas, die ja auch aus dem Adel hervorgegangen waren, in Anspruch nehmen konnte, war Murat ein echter Sohn des Volks, ein Plebejer, der sich mit der Krone eines schönen Landes schmückte. Am ähnlichsten hierin ist ihm Bernabotte, der aber doch als der Sohn eines Rechtsanwalts mehr aus dem Bürgerthum stammte und in dessen Lebensschicksalen ein, wir möchten sagen mehr pragmatischer Zusammenhang herrschte als in Murat's romantischen Abenteuern, die zu einem so tragischen Ende führten. Und welche phantastische Erscheinung, dieser Reiterkönig in der lichtblauen Kutta mit den goldenen Schnüren, den aufgeschlizten Ärmeln und goldgelben Unterärmeln, den purpurfarbenen Beinkleidern mit der Goldkresse, dem golddorbirten Hut mit dem Reiterbusch und den Straußensehern! Erschien er nicht wie ein vergoldeter Theaterkönig, und doch ein echter König von Neapel, von dieser Stadt der bunten und grellen Farben, der himmelschreißenden Farbenharmonie! So recht südlich phantastisch, und doch kein Rombdiant zu Roß, sondern ein sieggewohnter Reiterfeldherr, hinter dem die endlosen Schwadronen des Kaiserreichs in die Schlacht jagten! Und so auch ungestüm in seinen Entschlüssen und in dem vor-  
eiligen Losschlagen 1815, das ihm nach dem Verlust der Schlacht von Tolentino die Krone kostete, unbesonnen wie in der mehr als normannischen Abenteuerfahrt in die Bucht von Salerno, um mit einer Hand voll Getreuer eine Krone zu erobern und — ein Kriegsgericht und die tödliche Ru-

1866. 7.

gel zu finden. Ein Romanheld ist dieser Murat ohne Frage, ob auch ein Tragödienheld? An einer tragischen Schuld fehlt es ihm nicht; sie liegt in seinem Abfall von seinem Wohlthäter Napoleon, in seinen zweideutigen Verhandlungen mit den Verbündeten. Doch würde für das Drama die Handlung zu sehr in Ort und Zeit zerfahren sein und sich nur für eine fragmentarisch zersplitterte, bloß für die Shakespeare-Bühne passende Historie eignen.

Es liegen uns zwei neue Romane vor, die den König Murat zu ihrem Helden gewählt haben:

1. Die letzten Tage eines Königs. Historische Novelle von Moriz Hartmann. Stuttgart, E. Hallberger. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Zwanzigster Jahrgang. 1865. Dreizehnter bis fünfzehnter Band: König Murat's Ende. Historischer Roman von Bernd von Gusek. Drei Bände. Leipzig, Günther. 1865. 8. 1 Thlr.

Moriz Hartmann hat für den beschränkten Raum einer historischen Novelle einen kürzern Abschnitt aus dem Leben seines Helden gewählt und zwar den abenteuerlichsten: sein Umherirren im südlichen Frankreich, wo er auch nach der Geschichte in einem Stühnerstall vor den umherstreichenden Feinden verborgen war, seine Meerfahrt auf der schwanken Barke, seine Landung in Corsica, seine Begegnisse auf der Insel, wo er einen ihm selbst verderblichen Enthusiasmus erregte, seine Werbungen und seine Abfahrt nach der neapolitanischen Küste, seine Gefangennehmung und seinen Tod durch die Kugel der Bourbons. Im Grunde ist diese Novelle wenig mehr als poetisch ausgeschmückte Biographie; denn sie verläuft ganz an dem durch die Geschichte gegebenen Faden. Die freierfundenen Episoden aber nehmen kein selbständiges romanhaftes Interesse in Anspruch; die Spannung concentrirt sich immer um Murat und sein Schicksal. Dagegen ist die Darstellung selbst von großer Anschaulichkeit und epischer Klarheit, künstlerisch maßvoll und wohl abgemessen, und diese Trefflichkeit des epischen Stils ist das Anziehende der Erzählung. Die Scenerie und die Gestalten, die uns der Autor vorführt, sehen wir in festen Umrissen, stets im günstigen Licht und in der richtigen Perspective;

überall zeigt sich das Verständniß der epischen Optik und Stereoskopie. Dagegen tritt das psychologische und charakteristische Element mehr zurück, mindestens gewinnt der innere Seelenproceß des Helden, der gerade in dieser Situation von höchstem Interesse ist, nirgends einen bedeutungsvollen dramatischen Aufschwung. Nicht als ob die Motivierung abrupt und unverständlich wäre, der pragmatische Zusammenhang der Begebenheiten ist einleuchtend, aber er bleibt mehr pragmatisch-historisch, und ist nicht dichterisch-vertieft.

Von den freierfundenen Gestalten des Dichters sind nur Benvenuto, die Tochter des ehemaligen Murat'schen Generals, des Corsen Franceschetti und der Araber Nadir, ein treuer Diener Murat's, zu erwähnen. Der Gang der beiden zu den Banditen, dem Pflegern der Bendetta in den einsamen Felsgegenden der Insel, ist von Hartmann in poetisch anziehender Weise erzählt. Der glatte, gleichmäßig plane Stil des Dichters, der dabei doch so lebendig schildert, macht sich in dieser Erzählung mit allen seinen Vorzügen geltend. Die Sitten und Zustände der Insel, wie sie uns in der Todtenfeier an der Leiche des gefallenen Banditen vorgeführt werden, sind den deutschen Lesern bereits durch das treffliche, ebenso sachgemäße wie hochpoetische Werk von Ferdinand Gregorovius über Corsica bekannt, in welchem eine große Zahl corsischer „Boceri“ mitgetheilt werden, Klagelieder, von denen uns auch Moritz Hartmann eine in ein ansprechendes dichterisches Gewand gekleidete Probe gibt. Als Probe des dichterisch edeln Stils der Novelle führen wir die Schilderung Descovato's an, des Ortes, wo Joachim Murat in Corsica ein Asyl fand:

Ein Paradies, ja wahrlich ein Paradies, auf der herrlichen Insel einer der herrlichsten Winkel, überhaupt auf der weiten Erde eine der holdesten, lieblichsten, zaubervollsten Gegenden ist das Kastanienland oder die Castagniccia, und doch ist es nur der Schrein zu einem Juwel und dieses Juwel ist der Ort Descovato, der Hauptort der Castagniccia. Wohl dem, der die Castagniccia und ihr Descovato gesehen hat. Dorthin lud der edle Graf, Graf Battistucco — wir kommen hierherwandernd an seinem Thurm vorbei — den armen Selbstmörder Jean Jacques Rousseau; wäre dieser der Einladung gefolgt, er, der Aelter der Natur, hätte die Natur noch inniger lieben gelernt, und sein ewig wacher Argwohn wäre unter der großartigsten Gastfreundschaft der Welt entschlummert und seine kranke Seele wäre gesundet. Wo auf weiter Erde gibt es einen schöneren Frieden als im Schatten dieser Kastanienwälder, an der Schwelle jenes von Ephen bedeckten Klosters, am Rande dieses rauschenden Wildbachs, auf allen diesen Wegen und Pfaden, die sich durch hohe Ericablische, durch üppige Nebengelände, durch Orangengallen, an den Hügeln hin und herauf- und herunterwinden? Von hohen Bergen ist dieses Paradies schützend umschlossen, umarmt wie von himmlischen Wächtern; damit aber keiner der himmlischen Erdenreize fehle, öffnen sich diese Berge dem Osten zu und der Blick schweift frei hinaus über die glückliche Golo-Ebene, über das blau-violette Meer, hinüber über die Inseln bis an die Küsten Italiens. Ja, glücklich, glücklich, wer hier im Abend Schatten wandelte, und dem zu dem Frieden der Natur das Ave-Maria-Glöcklein jenes ephenbedeckten Klosters noch den höhern Frieden ins Herz klang. Es ist ein Friede, den die Erinnerungen an alle die Thaten und Mäth der dieses geschichtlichen Ortes der kampferühmten Insel nicht stören, sondern erhöhen, denn es sind erhabene Helden, die hier getritten, und es sind heilige Kämpfe, die hier gekämpft wurden,

Kämpfe für die höchsten Güter der Menschheit, für Freiheit und Vaterland. Jedes dieser Häuser und Höfen weiß von einer großen That zu erzählen; in jedem dieser Häuser wohnen Menschen, die große Thaten gethan oder von großen Thaten berichtet. In Descovato weilen oder wurden die edelsten Männer geboren, in Descovato sind ihre größten Thaten und Geschichtswürde zu Hause.

Seht z. B. jenes Haus, das etwas abgeändert von den andern Häusern Descovato's das mit zwei Geschossen über die andern hervorragt, von üppigem Baumbewuchs umgeben und von einer tiefen Stille, die nur durch das Gemurmel des Brunnens und durch das Gurren der zahlreichen Lärchen, die es umkreisen, unterbrochen wird, es ist das Haus der Ceccaldi — unter seinem Dache wurde der Historiker Corficus Ceccaldi, geboren, und der große General Andrea Colonna Ceccaldi, der Triumvir mit Saffari und Hyacinth Paoli, des großen Vaters des größten Sohnes Pasquale Paoli. Dieses Haus steht sozusagen auf jeder Seite der Geschichte Corficus: die meisten Helden dieser Jahrhunderte dieser heldenmüthigen Insel sind hier eingelehrt; wie oft wurde hier Rath gehalten über die Art der Bekämpfung des Erbfeindes, des verfluchten Genua, des grausamen, hab- und blutgierigen Genua. Ein Heiligenschein liegt auf diesem Hause, denn es ist zugleich ein Tempel des Gastes; es hat zu allen Zeiten Hunderte und Hunderte von Flüchtigen und Verfolgten geborgen und reichlich sich durch Gastlichkeit aus, selbst in dem gastlichsten aller Länder, in Corsica.

Zu den trefflichsten Partien des Romans gehört auch die Schilderung von des Königs Meerfahrt aus der Küste von Toulon nach Corsica mit ihren wechselnden Eindrücken und Stimmungen. Es ist dies eine ebenso anschauliche wie spannende Darstellung.

Der dreibändige historische Roman: „König Murat's Ende“ von Bernd von Gusef (Nr. 2), hat natürlich ganz andere Dimensionen als die Novelle von Hartmann; er umfaßt einen bei weitem größern Zeitraum aus Murat's Leben. Wir werden eingeführt in seine schwankende Politik während der Jahre 1813, 1814 und 1815; sein Feldzug gegen Napoleon 1814, wenn es auch nur ein Scheinfeldzug war, an der Seite der Verbündeten in Oberitalien, wie sein Feldzug zu Gunsten Napoleon's 1815 gegen die Oesterreicher fallen in den Rahmen der Handlung; selbstverständlich auch die von Hartmann geschilderten spätern Abenteuer, seine Irrfahrten, sein Tod. Wir müssen indessen rühmend hervorheben, daß dieser Roman durchaus keiner der beliebten Memoirenromane ist, in denen uns die Biographie der Helden wiedergefärbt wird und oft nicht einmal über den ersten Wagensack, der Pansen, hinankommt, wo die großgekauften Rahmungs mittel liegen bleiben. Wir erhalten keine in Kapitel aneinandergesetzte Lebensgeschichte des Helden, sondern es ist eine selbstersundene Handlung, welche zugleich gerignet ist, ein Culturgemälde der damaligen neapolitanischen Zustände vor uns zu entrollen, aus dem sich dann das Bild des Helden um so vielfagender heraushebt. Murat erscheint erst mit dem zweiten Bande; der ganze erste Band beschäftigt sich mit den romanhaften Verwickelungen der freierfundenen Handlung, die sich zunächst an einen jungen Deutschen knüpfen, der in Italien seinen in Murat's Diensten befindlichen Onkel, Grafen Orsini, besucht und



zu dessen Frau Virginia eine schwärmerische Neigung faßt. Dieser den Weltthäteln fremde deutsche Gelehrte mit seiner platonischen Liebe am Fuße des Vesuv ist eine durchaus anziehende Figur. Er wird willenlos in die Intrigen der Carbonari verwickelt, gefangen genommen, zum Tode verurtheilt, begnadigt und ist am Schlusse der Glückliche, der, während Throne stürzen und Reiche splintern und König Murat im Corridor des Schlosses von Pizzo von den Kugeln der bourbonischen Soldaten fällt, seine inzwischen zur Witwe gewordene Geliebte heimführt.

Es ist das Recht des Romans, uns in geheimnißvolle Zusammenhänge einzuführen, mit deren Lösung sich unser Scharfſinn angelegentlich beschäftigt, bis uns der Autor am Schlusse selbst das Wort des Räthfels gibt. Während die Voraussetzungen des Dramas von Hans aus den Hörern klar sein müssen und die Spannung derselben auf die Zukunft hinausgeht, wie sich aus diesen gegebenen Vorbedingungen, die den Mitwirkenden oft ebenso verhüllt, wie dem Publikum entschleiert werden, durch Stoß und Gegenstoß die Handlung entfalten wird: so geht die Spannung des Romans gleichzeitig und noch mehr auf die Vergangenheit zurück, indem wir Begebenheiten sich aus einem dunkeln Keim, aus unenträthselten Antecedentien entwickeln sehen, sodaß die, wie alles zeitliche Geschehen nach der Zukunft fortstrebende Handlung doch gleichzeitig als gebunden erscheint durch die Vergangenheit, auf deren Erhellung wir gespannter sind als auf den Fortgang der wesentlich durch sie bedingten Ereignisse.

Von diesem Recht des Romanschriftstellers macht Bernd von Gusek den ausgedehntesten Gebrauch. Schon die Rolle, welche Prinz Camillo spielt, erscheint in vielfachen Vorgängen dunkel und tritt erst allmählich mit allen ihren verborgenen Tendenzen mehr zu Tage. Dieser Prinz ist der Vertreter einer machiavellistischen Intrigue, des Carbonarismus, das in seinen letzten Zwecken auch über die Throne hinweggeht, ein Vorläufer des Mazzinismus, in seiner Lachheit gleichsam ein hinterer Bote der Republik. Doch der Autor ist weit davon entfernt, uns in das Programm dieses Politikers von Hans aus einen Einblick zu verflatten; er läßt uns lieber über mancherlei Motive seines Benehmens, gegenüber seiner Familie und dem König, im Dunkel, um erst allmählich den Schleier zu lüften.

Noch dunkler ist die Vorgeschichte der Helbin des Romans, der Principessa Virginia. Wir werfen einen Blick in allerlei Familienzwürfnisse, wir sehen sie mit dem eigenen Vater zerfallen; wir sehen die Ehe mit dem Gatten als eine durchaus eigenthümliche, wir ahnen in der kleinen Maddalena ihre Tochter; doch erst ganz zum Schluß erhalten wir den Schlüssel zu diesen Misverhältnissen, welche allerdings dadurch erst in wahrhaft problematische Beleuchtung gerückt werden. Ihre Ehe mit dem Grafen Ortum war eine Scheinehe, um eine jugendliche Verirrung zu vertuschen, von der kein anderer als König Murat die Verantwortung trug.

So berechtigt indeß die geheimnißvolle Verhüllung ist,

in welcher der Romandichter eine derartige Vorgeschichte und ihren Zusammenhang lange Zeit hindurch unserm Auge entzieht, so erscheint es uns doch fehlerhaft, daß wir auch da, wo Bernd von Gusek den Schleier hebt, nur flüchtige Andeutungen erhalten. Gerade dann aber hat der Roman das Recht, selbständige Kapitel mit all der ausmalenden Breite des epischen Stils einzuschieben und den Gang der Ereignisse durch diese, das Versäumte nachholende, ein selbständiges Ganzes schaffende Darstellung zu unterbrechen. Nicht einmal als erlaubte Episode würde diese Liebesnovelle Murat's hier erscheinen sein, sondern als durchaus zu der innern Entwicklung des ganzen Romans gehörig. So beiläufig durfte der Autor nicht eine für den Charakter seines Helden so bezeichnende Handlungsweise erwähnen, um so weniger, als uns der Roman gar keine neuen Liebesabenteuer des Königs vorführt, sodaß dies Streiflicht noch dazu ein ganz einzelnes bleibt. Ja, die Architektur des Werks verlangte für die Liebe des Königs zur schönen Principessa um so mehr einen, wenn auch spät gewährten, doch ausreichenden Raum poetischer Schilderung, als der ganze Bau des Romans ja auf dieser Grundlage ruht und wir von ihr aus erst alle Charaktere und Situationen desselben begreifen lernen. Wir glauben nicht, daß es eine Pruderie der Muse des Autors war, welche sich scheute, uns ein so leidenschaftliches und folgenschweres Verhältniß vorzuführen, indem das Verlegende, was in der Thatfache einer „verdeckten Ehe auf höhern Befehl“ liegt, durch die lakonische Erwähnung mehr hervorgehoben als vertuscht wird; wir glauben vielmehr, daß der Autor sich scheute, dort, wo die Enthüllungen stattfinden und die Handlung des Romans zum Schluß hinbrängt, noch ein breit ausgeführtes Gemälde vergangener Zeiten einzuschieben. Dennoch gehört dies zu den retardirenden Elementen, zu denen der Epiker jederzeit volle Berechtigung besitzt.

Was den mehr historischen Theil des Romans betrifft, so sind uns die politischen Verhältnisse in ihrem Zusammenhang geschildert; die schwankende Politik des Königs tritt in ihren Motiven klar vor uns hin; sein eigener Charakter, wie der seiner energischen Gattin Caroline, der Schwester Napoleon's, übt einen gewissen fesselnden Zauber durch die romantische Mitterlichkeit, die ihm zu Grunde liegt, und durch den Ungeßtim kühner Thatkraft. Wir erhalten jedenfalls ein interessantes Bild dieses merkwürdigen plebejischen Königs. Nur hätten wir, gegenüber der conspirirenden Aristokratie, den demokratischen Zug seines Charakters noch schärfer hervorgehoben gewünscht, ebenso seine geschichtliche Bedeutung; denn gegenüber den Bourbons vertrat er doch das Princip des geschichtlichen Fortschritts — und das ist das wahrhaft Tragische in seinem Untergang: Moritz Hartmann hat dies schärfer betont. Was die kriegerischen Operationen des Königs betrifft, so sind sie mit kundiger Hand gezeichnet, und namentlich zeigt die Darstellung der Schlacht von Tolentino von einer Sachkenntniß, welche nirgends in die Trockenheit tactischer Auseinandersetzungen verfällt, sondern nur

der lebendigen Schilderung eine gediegene und feste Grundlage gibt.

Die Landung bei Pizzo und der Tod des Königs erscheinen uns von Bernd von Gusek spannender erzählt, als in dem Schlusskapitel der Hartmann'schen Novelle. Die Charaktere des Romans sind ansprechend contrastirt, namentlich ist der etwas rohe Graf Ortum eine treffliche Gestalt. Am wenigsten Interesse erregen die Charaktere aus dem Volke, wie sich überhaupt in diesen episodischen Scenen manches Weilläufige mit einschleicht.

Die Sprache des Romans ist von edler Haltung. Wir theilen ein Landschaftsbild aus demselben mit, zur Parallele mit dem von Moritz Hartmann. Es schildert die Fahrt der Helbin nach einem Sommerfloh, der Rosaja:

Der Weg, welcher ihr heute zur Ewigkeit sich dehnte, senkte sich endlich in ein Thal, und der graue Schleier, welcher die ganze Gegend verhüllt hatte, schien sich plötzlich zu lichten. Ein frischer Wind von der Höhe setzte das träge Gewölk, das am Himmel gelaset hatte, in Bewegung, noch ein heftiger Regenguß, der auf die Aushenbede prasselte, dann zerrissen die Wolken, der Wind setzte sie stürmisch zur Seite, ein erster Sonnenblick, und die Natur zeigte ihr zauberhaftes Antlitz wieder, das nur zu lange misfarbig bedeckt gewesen war. So fuhr Virginia in das liebliche Thal ein, in welchem die Rosaja lag; es war, als komme mit ihr, der Herrin, wieder Freunde und Licht in das dunkle Gefäß. Auch ihr war die Umgebung des Landhauses, dem sie sich nahte, noch nie so reizend erschienen als heute. Die schön und phantastisch geformten Knippen, in welchen der Thairand sich dahinzog, die Beimgärten mit den weißen Wingerhänschen, am Wege der muntere Bach, der ihn begleitete und heute, vom Regen geschwollen, hundert übermächtige Cascaden bildete, die Kapelle droben, von der Sonne wie mit einer Glorie umstrahlt, die bunten Perzblumen, die Gebüsche, im Lichterpiel bemantelter Regentropfen funkelnd, und das Haus selbst, so wohlthig, so friedlich unter den hohen Bäumen ihr entgegenstehend — Virginia hatte sich weit aus dem gestrichelten Fenster gelehnt und nahm all die Schönheit in vollen Zügen in sich auf. Sie fühlte sich hier immer so glücklich; war dieser Bach der Letzte, welcher sie alles vergessen ließ, was jenseit der Höhe lag, von wo sie in das Thal einfuhr?

Die Haltung der Hartmann'schen Novelle ist allerdings im ganzen künstlerischer; aber der Roman Bernd von Gusek's ist spannender und reicher an Erfindung. Wir halten derartige Stoffe neuerer Geschichte am geeignetsten für den historischen Roman, weil wir mit ihren Helden sympathisiren und mancherlei Fäden noch aus der nächsten Vergangenheit in die Gegenwart hineinreichen, während die mittelalterlichen „Geschichtskitterungen“ jeder Art doch nur ein sehr vermitteltes Interesse in Anspruch nehmen.

Rudolf Gottschall.

### Die Schmähschrift: „Goethe als Mensch und Schriftsteller“ (1823), und die Goethe zugeschriebene Abhandlung über die Fälsche.

Welcher Mittel Goethe's öffentliche Gegner und Feinde noch zu seinen Lebzeiten sich gegen diesen bedienten, ist eine nicht unfruchtbare Betrachtung; zeigt sie uns ja dieselbe Unereblichkeit und Verbissenheit, nur offener und unverkämpt, welche auch heute noch, zum Theil unter dem Deckmantel der Religion und Sittlichkeit, gegen unsern

größten Dichter, den in seiner ganzen menschlichen Vollendung zu erkennen freilich wenigen gegeben ist, ihre Pfähle zu richten sich nicht entblödet. Goethe selbst theilte einmal seine zahllosen Gegner in fünf Klassen, insofern sie aus Dummheit, oder aus Neid, oder aus Mangel an eigenem Erfolg, oder aus Gründen, oder aus abweichender Denkungsweise sich gegen ihn zur Wehr setzten; nur die Gegner aus gemeinem Muthwillen hat er übergangen. Ein solcher tritt uns in der obengenannten Schmähschrift entgegen, deren Täuschung neuerdings wieder der buchhändlerische Betrieblichkeit benutzt worden ist, gegen den Wahlspruch: *Lucri bonus odor!*

Im Anfang des Jahres 1823 trat eine Schrift unter folgendem Titel an das Licht der Welt: „Goethe als Mensch und Schriftsteller. Aus dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Friedrich Glover. »Gefügiger Mensch, wie erschrecken Sie mich!« Braunschweig 1823. Gedruckt und verlegt von der kaiserlichen Waisenhausbuchdruckerei.“ Daß aufgeschchnittene und beschmutzte Exemplare nicht zurückgenommen wurden, findet sich auf dem Umschlag bemerkt. Voran geht S. 3—70 ein „Friedrich Glover“ unterschriebener Prolog, der mit der Bemerkung beginnt:

Die vorliegende Schrift erschien zuerst in der edinburgher Literaturzeitung, ward aber nachher, mit wenigen Veränderungen und Zusätzen, besonders wieder abgedruckt und so in Form einer eigenen Abhandlung durch ganz England verbreitet. Da ihr Gegenstand ein Gelehrter (!) ist, welchen das gebildete deutsche Publikum allgemein verehrt und bewundert, so glaubte der Uebersetzer sich um seine Nation ein Verdienst zu erwerben, wenn er das englische Original in deutschem Gewande aufzutragen ließe, um einsichtsvolle Männer vielleicht zu einer genaueren Würdigung der Verdienste Goethe's zu veranlassen.

Könnte man dem Kritiker auch nicht überall beistimmen, besonders da, wo er die deutsche Nation und ihre Literatur im allgemeinen angreift, so werde man doch zugeben müssen, daß der herbe Tadel gegen Goethe weder unüberlegt und absprechend noch durchweg unverdient sei. Die Behauptung, Goethe habe seinen Gegner durch verschiedene Aeußerungen über die Engländer zum Unwillen gereizt, wird auf wunderliche Weise durch die Stellen in „Dichtung und Wahrheit“ (XXII, 147 fg., 159, 161 fg.) und seine Bemerkung (XXI, 18) über die „Wunderlichkeiten der englischen Aussprache“, das „Besondere ihres Tons und Klangs“ und das „Besondere der persönlichen Eigenheiten des Engländer“ (es ist aber dort von einem ganz bestimmten jungen Engländer die Rede) zu begründen gesucht. Von S. 77—151 folgt, in 38 Paragraphen getheilt, die Uebersetzung des englischen Aufsatzes mit einigen Anmerkungen, worin der Uebersetzer ein paar so starke wie ungerechte Ausfälle gegen die Deutschen widerlegt, meist aber gegen Goethe sich richtet und so paarmal sogar das, was dieser von englischer Sitte erwähnt, geradezu leugnet, obgleich der englische Verfasser es ohne irgendeinen Widerspruch hatte durchgehen lassen und Goethe in dem, was er sagt, durchaus recht hat. Auch kann er sich einmal nicht enthalten, ihm einen untergeordneten Rang in der Ballade anzuweisen, worin er

wie längst anerkannt sei, sich mit Bürger durchaus nicht messen könne. Er verübelt es Goethe arg, daß er das „Märchen“ seiner Heilung durch ein angebliches Wunder-  
salz zu erzählen gewagt habe, da derartige Erzählungen mehr schaden als nützen, ja er stützt sich sogar an seine Aeußerung über das Vergnügen, Friederike „beim ersten Blick auf einmal in ihrer ganzen Anmuth und Lieblichkeit zu sehen und zu erkennen“, da erkennen „an die elegante lateinische Redensart carnaliter cognoscere erinnern“. Auf einen Arzt deutet die Bemerkung hin, das unanständige Betragen Lucindens, der Tanzmeisterstochter zu Strassburg, sei Nymphomanie gewesen, wie die vollständig mitgetheilte Beschreibung dieser Krankheit von einem berühmten französischen Arzt beweise.

Der Herausgeber läßt ganz unerwähnt, daß bereits Oken in der „Iris“ 1817 (Nr. 42—48) von diesem im Juni 1816 erschienenen englischen Aufsatze eine Uebersetzung gebracht hatte, wobei er zum Schlusse bemerkte: „Ganz und wörtlich übersetzt, einige Stiche abgerechnet, die sich in unserer gutmüthigen Sprache nicht hinlänglich geben ließen“, und hinzufügte: „Wir haben uns lange umgesehen, an welchem lebenden englischen Schriftsteller für vorliegende Frevelthat wol Rache zu nehmen wäre; aber ungeachtet vorstehender Kritik unsern Muth nicht kühlen können. Der englische Kritikus hätte seinen Witz an folgendem Stüdchen mit mehr Anwendung können scheinen lassen“ (an der Art, wie Malone sich an dem echten Wilde Shakespeare's zu Stratford vergangen). Wenn Oken jene böswillige, von keinem Verständniß Goethe's zeugende Beurtheilung seiner Lebensbeschreibung, welche man irrig eine Zeit lang Byron zuschrieb, als eine Curiosität mittheilt, so stimmt unser Herausgeber in allem, was sie gegen Goethe Albernes und Gehässiges vorbringt, ihm von Herzen bei und hält es noch sechs Jahre nach der Veröffentlichung in der „Iris“ der Mühe werth, sie in einer besondern Uebersetzung dem deutschen Volke darzubringen, das nachsehen möge, ob es wirklich mit gutem Rechte seinen Dichter „allgemein verehren und bewandern“. Die Uebersetzung ist gewandter als die in der „Iris“, aber vielleicht auf diese statt auf die Ueberschrift gegründet.

Doch diese so heisende wie unverständliche Kritik des Engländer's enthielt dem Herausgeber noch nicht Gift und Galle genug; es pridelte ihn, sie noch mit einem zweiten gepfefferten Gericht aus eigener Küche zu vermehren; darum schrieb er dazu noch den bereits oben erwähnten Prolog, auf den wir jetzt noch des Nähern eingehen müssen. Goethe's Wort gleich im Anfange von „Dichtung und Wahrheit“: „Nicht einem jeden möchte es verliehen sein, in gewissen Jahren mit unerwarteten, mächtig wirkamen Erzeugnissen aufzutreten“ \*), werde durch seine eigene Lebensbeschreibung auf allen Seiten, fast in allen Zeilen bekräftigt. Indessen meine Goethe, „es sei in spätern Tagen höchst erwünscht, wenn irgendeine Theilnahme uns

aufregen und zu einer neuen Thätigkeit \*) bestimmen mag (möge)“, und der Herausgeber scheut sich nicht, darauf den Trumpf zu setzen: „Also gleich viel, welche Theilnahme, sei sie verständig oder nicht, sei sie falsch oder wahr, geheuchelt oder ungeheuchelt.“ Solche schlechten, auf absichtlichen Mißverstehen, ja Verfälschung beruhenden Wize gegen Goethe vor aller Welt spielen zu lassen, mit welchem Namen soll man es bezeichnen? Irgendeine Theilnahme, spottet er sodann, dürfte sich Goethe gewiß versprechen bei seiner Beschreibung des lissaboner Erdbebens (XXI, 29 fg.); die dann mit Ausstellungen begleitet wird, von denen die meisten geradezu blödsinnig sind, nur eine über die Verstellung eine scheinbare Verächtlichung hat. Daß die Beschreibung, der man eine große Wirksamkeit bei aller Einfachheit der Darstellung nicht absprechen kann, Goethe so schlecht gerathen sei, wird seinem ungebildeten Geschmacl zugeschrieben, und ihm vorgeworfen, daß er in seinen frühern Jahren die alten Classiker fast gänzlich vernachlässigt und ihnen kein andauerndes Studium zugewendet habe. So etwas wagte man gegen den Dichter auszusprechen, der das Alterthum, besonders das hellenische, so tief in sich aufgenommen und erfaßt hatte, wie wenige, dem die Alten besser bekannt waren als manchem heutigen Philologen, gegen den Dichter der „Iphigenie“ und des an den herrlichen Schilderungen so reichen epischen Sanges: „Hermann und Dorothea“. Wie man so etwas zu machen habe, soll Goethe gar von Seneca lernen, von welchem eine Schilderung des Erdbebens und eine der Sündflut in aller Ausführlichkeit abgeschrieben werden. Hätte der Herausgeber nicht die weitere Bemerkung: „Ob aber auch wol Goethe die Schriften eines Seneca eben mehr als höchstens dem Namen nach kennen mag? Solche alte verlegene Waare suche man jetzt nur in schwunzigen Schulstüben, nicht in den gepußten Prunkzimmern vornehmer Dichter unserer Zeiten!“ auf den Knien abbitten müssen, wenn er von Goethe's Sein und Thätigkeit eine Ahnung erhalten hätte. Die Unwissenheit ist immer ein getreuer Bundesgenosse der Gegner Goethe's. Daß dieser eindringlich sich mit Seneca beschäftigt, hätte unser Herrstes aus der schon 1810 erschienenen „Geschichte der Farbenlehre“ ersehen können, wo er über Seneca sich einsichtig ausspricht.

Wohlgemuth vorschreitend findet der Verfasser des Prologs in Goethe's Lebensbeschreibung alle Fehler, welche die frühern Arbeiten desselben charakterisirten. Nur mit tiefster Entrüstung kann man die Beschuldigung lesen, überall schimmere die leichtsinnige Verachtung der Religion und Moralität hervor, wodurch er beunruhigend unendlichen Schaden angerichtet habe. Und die Beweise hierfür? Der erste liegt in dem wegwerfenden Tone, womit er von Strafgerichten der Geistlichkeit rede. Das ist eine arg e Verbrehung. Goethe sagt nur, die Geistlichkeit habe es nach dem lissaboner Erdbeben nicht an Strafpredigten fehlen lassen. Das wäre also eine Verachtung der Religion!

\*) Die Stelle findet sich vielmehr in dem von Goethe im Vorworte angeführten Briefe von Wilhelm von Humboldt, und sind unter den „unerwarteten, mächtig wirkamen Erzeugnissen“ freie Dichtungen gemeint.

\*) Das von Goethe hier hinzugefügte Wort „liebvol“ hat der Gegner absichtlich ausfallen lassen.

Ein weiterer Beleg wird in der Erzählung gefunden, ihm habe, als er kurz vor seiner leipziger Studienzeit die Geschichte der griechischen Philosophie kennen gelernt, Sokrates für einen trefflichen, weisen Mann gegolten, der wol, im Leben wie im Tod, sich mit Christus vergleichen lasse, seine Schüler hingegen hätten ihm große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben geschienen. Man kann nur die Dreistigkeit anstaunen, die sich nach Anführung dieser Stelle zu dem Aussprüche hinreißt: „Wer solche gefährliche Grundsätze vor das große Publikum bringt, der ist ein verabscheuungswürdiger Mensch.“ Von Grundsätzen ist hier eigentlich gar nicht die Rede, sondern nur von der Ansicht des Knaben, den hier angestellten Vergleich aber haben die edelsten und frommsten Männer häufig genug gemacht. Und wie ungeschickt ist der Schmäh! Daß Goethe an die Offenbarung nicht geglaubt, hätte er aus andern Stellen schlagend beweisen können; aber nur der eifrigste Eiferer kann einen von warmer Verehrung der in der Natur zu uns redenden Gottheit durchdrungenen Menschen, weil ihm der Glaube an eine unmittelbare Offenbarung fehlt, deshalb für verabscheuungswürdig halten. Derselbe Mann aber, der sich hier als Eiferer für die Offenbarung und Sittlichkeit darstellt, scheut sich nicht, wie wir weiter sehen werden, vor dem ärgsten Lug und Trug, um Goethe etwas anzuhängen.

Aus der Darstellung von Goethe's Verhalten gegen die Bibel (XXII, 76 fg.) reißt er eine in jeder Beziehung treffende Stelle heraus, um sie ohne weiteres für den größten Unfug zu erklären, und wenn Goethe bemerkt, er habe als Knabe über die Spötter der Bibel in Wuth gerathen können, und noch erinnere er sich genau, daß er in kindlich fanatischem Eifer Voltaire, wenn er ihn hätte habhaft werden können, seines „Saut“ wegen gar wol erdroffelt, so scheut sich der Gegner nicht, darüber die Bemerkung zu machen: „Noscitur ex socio.“ Goethe war von demselben fanatischen Eifer befallen, welcher den seligen Sand zu dem teuflischen Entschlusse bewog, den armen Rogebue, wohl seligen Andenkens, zu morden.“ Dies ist so unmotiviert wie möglich! Goethe ein Fanatiker wegen dieser augenblicklichen überwallenden Wuth des Knaben! Kein Mensch war weiter von Fanatismus entfernt. Auch der Vorwurf, daß seine politischen Maximen schlecht und unmoralisch seien, wird wunderbar begründet. Was Goethe XXII, 93 von den Finanzen sagt, ist freilich nicht tief gegriffen und kann vor der höhern Einsicht der neuern Zeit nicht bestehen; indeffen soll es dort nur zum Beweise dienen, daß die genaueste Einsicht in die Beschaffenheit eines Reichs mehr die Betrachtung des Zustandes der Gerichte und des Heers als die der Finanzen gewähre. Das XXII, 95 vom Staate Bemerkte gilt nur von dem wirklichen Staate, soll keineswegs die richtigen Grundsätze des Staats entwickeln. Wenn er weiter an Goethe's Aeußerung Anstoß nimmt, im Frieden bestche der Patriotismus eigentlich nur darin (er schiebt die überflüssige Frage ein, ob es auch einen uneigentlichen Patriotismus gebe), daß jeder vor seiner Thür stehe, seines Amtes warte, auch seine Lection lerne, daß es wohl

im Hause stehe, so ahnt er freilich nicht, daß hier ein Wort Luther's vorschwebt, wovon Goethe auch in einer Kenie (III, 63 fg.) ausgeht. Zu unserer Verwunderung hören wir, daß Goethe sich von jeher in faden, tändelnden Wortspielen so sehr gefallen habe, und zum Beweise werden aus der Lebensbeschreibung zwei Stellen ausgehoben, wo er ein paar solcher Tölpelheiten von andern anführt, welche für diese gerade bezeichnend sind, während er selbst nichts weniger als Gefallen an diesen „Pöffen“ bezeugt.\*)

Wir könnten mit diesen Proben uns begnügen, gälte es nicht, die Schale der Schmähungen, welche der Verfasser des Prologs über Goethe ausgießt, bis auf den letzten Tropfen zu untersuchen, wobei die Gefinnung aus der er hervorging, sich immer herrlicher offenbaren wird. Goethe fährt der Prolog fort, schwache, wie die Alten gemeinhin sehr geschwätzig seien, blind in den Tag hinein, ohne sich darum zu kümmern, was und warum er schwache, und er fäele wie andere Alte. Zum Beweise muß gelten, daß er XXI, 145 eine nur eine Seite füllende Erwähnung mit den Worten einleitet: „Umständlicher muß ich jedoch hier eines Mannes gedenken“, während die vorhergehenden von Hermann, Orsning und Horn zwei einnahmen. Das ist eine einfache Unwahrheit. Die mit jenen Worten eingeleitete Darstellung seines Verhältnisses zu Langer füllt mehr als drei Seiten, während von den vorhergehenden die längste noch nicht anderthalb Seiten umfaßt, die beiden andern sehr kurz gehalten sind. Aber nicht bloß das Alter soll Goethe zum weitem Schriftstellern unfähig gemacht haben, sondern auch die allgemeine Vergötterung. Als ob Goethe nicht die bittersten und bissigsten Feinde gehabt (wir erinnern nur an die alles Maß überschreitenden Ausfälle, welche die „Vermischten Schriften“ des Herrn Franz von Spanm erst vor kurzem dem gesunden Menschenverstande zum Hohne gebracht hatten), als ob nicht die meisten seiner spätern Dichtungen, selbst „Tasso“, mit großer Kälte oder vielfältigem Widerspruch aufgenommen worden; als ob nicht Schiller von der begeisterten Anerkennung weit über Goethe erhoben worden wäre! Goethe verachte das Publikum, heißt es weiter. Selbst seine Vaterstadt behandle er sehr unfein, indem er von den dortigen armen verbleichenden Waisenkindern spreche und sie den Schaffherden anschließe, die man zu gleicher Zeit ins Freie gelassen habe. Man lese die Stelle XXI, 26, um sich von der Grundlosigkeit dieses Vorwurfs zu überzeugen. Wie wenig er das Publikum achte, sollen auch die vielen gemeinen, pöbelhaften Ausdrücke beweisen, deren er sich bediente. Man staunt über das, was hier als gemein angeführt ist. Goethe hat gerade aus dem Volksmunde viele treffende Ausdrücke in die Sprache aufgenommen, die in ihm, wie es Grimm so bedeutsam ausgesprochen, nach Luther ihren bedeutend

\*) Der Prolog kommt auch später (S. 74) auf die vielen Wortspiel Goethe's zurück, die auf bewunderungswürdige Art an Absurdität mitten ander wetteiferten, weiß aber aus der Anzahl nur die Stelle (XXI 180) anzuführen: „Die Medicin beschäftigt den ganzen Menschen, weil sie sich mit dem ganzen Menschen beschäftigt“, die hier unverständlich verstanden wird.



den Förderer gefunden hat. Die meisten der hier angeführten Ausdrücke sind jetzt in die Schriftsprache aufgenommen. Gar sehr wird Goethe abgekanzelt, daß er einen gewissen Hannoveraner „eine derbe, breite hannoverische Figur“ genannt, ohne Zweifel doch, weil er an Hannoveranern oft eine solche Gestalt bemerkt hatte.

Der Nachlässigkeiten im Stile sollen unzählige sein, aber die zahlreich angeführten Beispiele zeigen nur, daß der Prologist weder die Freiheiten, deren sich der Schriftsteller zur lebendigeren Darstellung oder zum anmuthigern Flusse bedienen darf, zu würdigen weiß, noch den Umfang des deutschen Sprachgebrauchs kennt; er rückt Goethe die treffendsten, zum Theil dem Volksmund entnommenen, zum Theil glücklich gebildeten Ausdrücke vor, sodaß die zahlreiche Liste derselben heute, wo das Meiste in unserm Sprachgebrauche feststeht, uns manches Lächeln erregen muß. Wenn Goethe den Unterschied zwischen „Worte“ und „Wörter“ nicht befolgt, sondern durchweg „Worte“ braucht, so ist diese Eigenheit gerade nicht so sehr bedauerlich. Die Aufzählung der vielen unserm Aristarch anstößigen Wörter gereicht diesem selbst nur zur Beschämung. Daß Goethe sich der Fremdwörter mehr enthalten hätte, könnte man wol wünschen; aber er nahm sie aus dem gewöhnlichen Sprachgebrauche, und der Gegner verräth auch hier nur zu oft seine Unwissenheit. Ueber Goethe's „Siebelzimmer in der Mansarde“ spottet er, ohne zu wissen, daß Mansarde auch das ganze Stockwerk bezeichnet. Freilich ist „in der Mansarde“ (XXI, 103), „im Mansard“ (XXI, 133) nach „Siebelzimmer“ statt „Zimmer“ unnötig, aber wie das eine die Gestalt des Zimmers, so bezeichnet das andere dessen Lage, und wird der Ausdruck dadurch anschaulicher. Sogar das unentbehrliche Wort „Humor“ will der Gegner nicht durchgehen lassen, und er ruft erstaunt: „Wer hat wol je gesagt, daß Humor gegeben werde?“ Als ob dies nicht ebenso statthaft wäre als „Vergnügen“, „Muth geben“, „Verselbstn“ und „entseßlichen“ (XXII, 170) keineswegs so unnötige und unglückliche Bildungen, wie sie dem Goethomastix scheinen; statt „verselbstn“ sollte es vielleicht „verselbstigen“ heißen, sodaß ersteres nur einer der vielen unverbeßert gebliebenen Druckfehler wäre. Daß Goethe einzelne Lieblingswörter habe, die er über Gebühr braucht, kann man zugeben, aber die Sache ist nicht gar auffallend, und das gerade hier gegen ihn Vorgebrachte von geringer Bedeutung. Anderes hat Lehmann zusammengestellt und gewürdigt. Ueber Goethe's Gebrauch des Particips urtheilt Lehmann nach genauester Forschung ganz anders als Friedrich Glover, der ihn ekelhaft findet und uns gar belehrt, erst in neuern Zeiten sei der Gebrauch des Particips aufgekommen. Auch weiß man, daß Goethe zuweilen jetzt schon veraltete Formen sich gestattet und nicht immer streng der Grammatik folgt, von der er einmal launig gegen Umarow äußerte (es war im Jahre 1817), schon 30 Jahre arbeite er daran, sie zu vergessen. Daß manches, was von dem Verfasser des Prologs als fehlerhaft angeführt wird, nichts weniger als dieses ist, berühre ich bloß. So meint er, jeder Schulbabe

wisse, daß man „mir dankt“, aber „mich dankt“ sagen müsse, während jedem Kundigen bewußt ist, daß hier das allergrößte Schwanken herrscht. Er muß Goethe den Dativ „niemanden“ als unrichtig auf, während dieses doch bei weitem richtiger als das von ihm empfohlene, durchaus fehlerhafte „niemandem“. Ja offenbare Druckfehler, die nur in der Ausgabe von 1816 stehen, müssen gegen Goethe Zeugniß ablegen. Für den Wohlthut hat dieser strenge Kritiker so wenig Gefühl, daß er meint, wenn man das *e* des Dativs oder Ablativs wegfällen lasse, dies auch überall thun oder *e* überall beibehalten müsse. Denselben Mangel verräth seine Bemerkung zu den Worten: „An einem Weihnachtsabende jedoch“, so fehlerhaft (statt „Weihnachtsabend“) habe noch niemand geschrieben. Was hiernach von gerechten Vorwürfen gegen Goethe's Handhabung der Sprache stehen bleibt, verschwindet so völlig gegen seine ungeheuern Verdienste um die Entwicklung unserer Sprache, daß, wer ihn deshalb abkanzeln will, sich selbst das größte Armuthszeugniß ausstellt. Aber in unserm Prolog ist es nicht bloß Unkenntniß, sondern auch der allerhöchste, vor Entstellungen nicht zurückstehende Wille, der sich gegen den großen Dichter zur Wehr setzt.

Mit allem diesem ist es nicht genug. Der Mann, welcher Goethe die Verletzung der Religion und Sittlichkeit schuld gibt, ruht nicht, bis er ihm eine ganze Schriftweisend, daß sie lange Jahre vor Goethe's Geburt erschienen ist, mit eiserer Dreistigkeit angeheftet und, um seine Sache glaubhafter zu machen, ein paar auf Goethe selbst deutende Stellen eingeschoben hat. So täuscht er die Welt, welche des unglücklichen, Goethe in die Schenke geschobenen Büchleins wegen sein Pamphlet laufen soll. Dazu ist ihm der Name des mit höchster Rücksichtslosigkeit geschmähten Dichters gut genug!

Ohne weitem Uebergang kommt der Prolog sodann auf Goethe's Besuch der leipziger Hochschule zum Studium der Rechtswissenschaft. Seine akademische Laufbahn beschreibe er selbst so, daß man glauben müsse, er sei nicht sehr tief in die Mythen der Themis eingedrungen; denn sei aber nicht so, wenigstens habe er in einigen gedruckten Abhandlungen, bei denen er aus Bescheidenheit seinen Namen verschwiegen, sich als einen der größten Rechtsgelehrten unsers Zeitalters bewiesen.

Dahin gehört unter andern folgende grundgelehrte Abhandlung: „Dissertatio juridica, de eo, quod justum est circa spiritus familiares seminarum, hoc est pulices: quaestiones theoretico-practicas rariorebus adornata, variis rariorem diaceteriorum praedictis aucta, rationibus tam dubitandi quam decidendi amplificata, facultatum celeberrimarum responsis solidissimis armata et ex principiis tam juridicis quam moralibus deprompta. Omnibus doctoribus, iudicibus, causarum patronis, studiosis, aliisque in foro, scholis ac gynaeceis versantibus perutilis ac necessaria. (Francof. 1768.)“ Er hatte den gar artigen oder, um uns eines andern seiner Lieblingsausdrücke zu bedienen, den gar neckischen Einfall, diese Schrift seiner Friederike zu widmen, die, wie er in der Biographie erzählt, ein artiges Stumpfnäschchen hatte, aus so frei in die Luft forschte, als wenn es in der Welt keine Sorgen geben könnte. Gewiß war auch alles andere an ihr gar schön und natürlich, und Goethe — denn wie in aller Welt hätte er sonst auf die Dedication verfallen können — wußte aus prakti-



seiner Erfahrung, daß in dem Sehege Friederikens unzählige schwarzbraune Thierchen umherstreiften, die schon den römischen Damen unter dem Namen pulices bekannt waren. Diese animalcula fusca fesselten seine ganze Aufmerksamkeit und nahmen sogar sein Dichtertalent in Anspruch, wie man aus den poetischen Epitheten sieht, wodurch er sie in der Dedication verherrlicht; er nennt sie pulices mordaces, mordentes, pungentes, molestos, infestos, exiguos. Indessen ward er auch eifersüchtig auf die Thierchen, und er konnte zuweilen in Wuth gerathen, wenn er gewahrte, daß sie den schneeweißen Busen Friederikens an tausend Stellen gerüthet hatten. Man dürfe sie inzwischen, meinte er, nach den gelindern Grundsätzen des neuern Criminalrechts für ihren Frevel nicht mit dem Tode bestrafen, höchstens sei nur dasjenige auf sie anwendbar, was das römische Recht vom damno injuria dato verordnet. Darüber entstand ein Wortwechsel zwischen ihm und Friederiken; sie war nämlich anderer Meinung und erklärte seine gelehrten Reflexionen für Unfinn. Dies nahm Goethe sehr übel; bald aber ward er selbst misstrauisch gegen seine frühere Ansicht, begann nun über den Gegenstand des Streits genauer nachzudenken, und das Resultat seiner Meditationen war am Ende die vortreffliche Schrift, wovon wir vorhin den vollständigen Titel angegeben haben. Diese Schrift ist eine der größten literarischen Seltenheiten in der Welt. Wie man versichert, besitzt sie Goethe selbst nicht mehr, ja er soll sich gar nicht einmal mehr erinnern, sie jemals verfertigt zu haben. Wir fanden sie zufällig auf der großen königlichen Bibliothek zu Paris.

Das ist nichts als ein schlechtes Gewebe der unbegründeten Behauptungen; als schlechter Scherz kann es unmöglich gelten, da es mit demselben Schein der Wahrheit auftritt, wie der vorangehende Theil des Prologs. Die Goethe auf so lede Weise zugeschriebene Abhandlung erschien schon zwei Menschenalter vor seiner Geburt; ihr Verfasser war der Rechtslehrer Otto Friedrich Jaanschlieffer, der sie 1685 unter dem Namen „Opizius Jocosorius J. U. Lic. et Practicus Veronensis“ herausgab. Später ward sie noch mehrfach gedruckt außer der erwähnten frankfurter Ausgabe von 1768, die Veranlassung zu dieser Mystification gab, obgleich gerade das Jahr 1768, da Goethe bekanntlich erst im Frühjahr 1770 Strassburg besuchte und Friederiken erst im October desselben Jahres kennen lernte, schon die Täuschung entlarvt. Jaanschlieffer war 1653 zu Hanau geboren; ward 1678 Doctor utriusque juris zu Heidelberg, 1684 Professor der Beredsamkeit und Geschichte, darauf Professor des Rechts zu Marburg. Von der Hagen's Erwähnung einer amsterdamer Ausgabe von 1684 in Duodez muß in Hinsicht der Jahreszahl auf Irrthum beruhen. Eine zweite marburger Ausgabe ist von 1724, auch steht die Schrift in den 1743 zu Amsterdam erschienenen „Tractatus varii de pulicibus“. Die frühern Ausgaben haben drei Abschnitte mehr als die frankfurter und manche in dieser ausgelassene Bemerkungen. Voran geht in allen eine Zueignung des Opizius Jocosorius an „Priscilla Capito, virgo clarissima“. Diese hat denn von selbst auf die angebliche Widmung der Schrift an Friederike geführt, welche aber wirklich auszuführen man sich zu schwach fühlte. Dagegen wurde in §. 26 statt librum amatorium, forte Amadisium eingeschwärzt opus aureum nostrum, cui titulus Werther's Leiden, ohne sich darum zu kümmern, daß Goethe diesen Roman erst im Herbst 1774, also sechs Jahre nach dem

von ihm benutzten frankfurter Drucke hatte erscheinen. In §. 19 ist folgender Satz ein schmählicher er auf Kosten von Goethe's edler Schwester eingefügt Zufas ist:

Videsis Epilicium in pulloes, quo sororecula mea, poliudoris doctrinae peritissima, Junonem imitata sic lari exoras:

Una cum gente tot annos

Bella gero.

Der Herausgeber gibt vor, nur einige Excerp der Abhandlung mitzutheilen, und er bemerkt am Ende „Hic Terminalia sunt! Denn hier hören aufere auf. Vielleicht werden wir in der Folge dieses Fr noch ergänzen, wenn sich Goethe nicht etwa selbst schließt, das Fehlende nachzuholen.“ Auch dies ist Entstellung der Wahrheit; denn die Abhandlung aller Vollständigkeit von ihm gegeben worden.

Nachdem er nun diese saubere Abhandlung mit ner Stirn Goethe angehängt hat, kann er nicht dessen juridischer Kenntniß das schlechteste Zeugniß stellen; auf plumpeste Weise nennt er seine Lebensabhandlung „das jüngste Kind seiner Laune“, in juridischer sieht ein monstrum horrendum, cui lumen adesse. Als ob Goethe hier juristische Kenntniß hätte zeigen len. Und die Beweise für solche grobe Beschulgen? Das, was er breit und weitläufig über d sichte des ehemaligen Reichskammergerichts sag überall voll grober historischer Irrthümer und Un leiten. Der Verfasser des Prologs ist wahrlich ni Mann, dem man ohne Beweis so etwas glaubt; n nur irgendeinen solchen in seinem Röcher gehabt, er nicht ungenutzt steden geblieben sein. Und was n auch, wenn Goethe hier und dort geirrt hätte, z. B., was unserm flüchtig lesenden Boilus entgin Carolina, die Halsgerichtsordnung, XXI, 18 R statt Carl V. zuschreibt. Die Beschreibung des alten fengerichts soll ohne alle geschichtliche Gründlichkeit weßhalb im allgemeinen auf die darüber geschriebenen handlungen verwiesen wird. Eine wirkliche Unric hat er nicht nachgewiesen, und Goethe's aus eigen schauung geschöpfte Schilderung ist höchst lebendi bezeichnend. Daß er XXI, 179 die Rechtswisse „Einsicht in die Rechtsverfordernisse“ nenne, ist un dort bezeichnet „Rechtsverfordernisse“ das, was zu gründung des Rechts gehört. Daß „Staatsre (XXI, 37) statt des ungefügten „Staatsrechtel verwerflich sei, darf man wol bezweifeln, da l gerade verächtlich steht, wie „Tischler“, „Städter“ zeigen; ja es wird Goethe als eine Lächerlichkeit vor fen, daß er Strube's „Jurisprudencia forensis“, damals Sitte war, den „kleinen Strube“ genannt, soll den Namen des Rames nicht einmal richtig führt haben, da dieser Strub geheissen. Letzteres, o vom jüngern Schütz wiederholt, ist nicht einmal der Mann hieß wirklich Georg Adam Strube. der Ausdruck „elegantere Jurispruden?“ (XXI, 27) nicht ohne Bitterkeit aufgemunt. Elegantere Jurisp

ist diejenige, die noch eleganter sei, als die elegante. Er weiß also nicht einmal oder will nicht wissen, daß der Comparativ oft den Gegensatz gegen das Gewöhnliche bezeichnet; und der Ausdruck ist hier recht bezeichnend. Daß der Leser wisse, was man bei der Jurisprudenz elegant nennt, durfte Goethe wol voraussetzen. Das Ganze schließt mit einem ironischen Lobe der in so ungerechtfertigter Weise Goethe zugeschriebenen Abhandlung über die Flöhe.

Wer aber war der Verfasser und Herausgeber dieser Schmähschrift? Früher nannte man als gemeinschaftlich dabei betheiligt Ch. F. G. Röchy und K. F. Arend Scheller in Braunschweig, von denen der letztere, der sich durch seine Kenntniß der sächsischen Mundart auszeichnete, ein trauriges Ende hatte. Der genannte Röchy aber soll nach dem „Nekrolog der Deutschen“, 1828, S. 652, die alleinige Abfassung des Buchs für sich in Anspruch genommen haben. Röchy — zu Schließfeld bei Braunschweig 1769 geboren — war im Jahre 1800 als Rechtslehrer in Jena aufgetreten, nachdem er schon mehrere juristische Schriften herausgegeben; er war 1803 als Oberlehrer an das Gymnasium zu Mitau, 1806 als Professor nach Dorpat gegangen, aber 1816 wegen eines Falles, wo er in den Verlauf des Doctorgrades verwickelt war, von seiner Stelle entlassen worden. Nachdem er längere Zeit in Petersburg, Hamburg, London und Madrid, zuletzt als Corrector der Didot'schen Buchdruckerei in Paris gelebt, war er nach Deutschland zurückgekehrt, wo er sich zuerst in Wolfenbüttel als Advocat und Procurator niederließ. Da es aber damit nicht gehen wollte, legte er sich auf die Schriftstellerei und trat mit dem Buchhändler Vogler in Potsdam in Verbindung, in dessen Verlag er eine politische Volkszeitung, den „Halberstädter Kurier“, herausgab, die aber bald einging. Der genannte, drei Jahre jünger J. F. Ch. Vogler, seit Ostern 1804 Arzt in Halberstadt, hatte, da sein Gehör zu leiden begann, 1809 mit Olm's Kneffen, Dr. Pirie, das „Bureau für Literatur und Kunst“ gegründet, das er auch nach dessen Tode (1817) fortsetzte. Unsere Schmähschrift fällt in die erste Zeit der Verbindung Röchy's und Vogler's. Sollte nun Vogler, von dessen Namen Glover ein Anagramm ist, nicht Mitverfasser sein? Dafür sprechen folgende Gründe. Vogler war ein witziger, zu schriftstellerischen Versuchen aller Art geneigter Mann. Nach Welcker „Index Pseudonymorum“ S. 65 wäre er pseudonym als J. Glover aufgetreten, während Friedrich Glover Röchy sein soll. Die zweite Auflage trägt das Zeichen seines Verlags. Ein jüngerer Verehrer Goethe's, der sich die genaueste Kenntniß der betreffenden Literatur zu verschaffen bestrebt war, erhielt gegen Ende der zwanziger Jahre auf die Anfrage wegen des Verfassers der Schrift von dem damals in Potsdam lebenden Vogler eine launige Erwiderung, wonach er selbst die Betheiligung daran eher in Anspruch nahm, als von sich wies, sodaß hier weiter keinen Zweifel hegte, jener sei es selbst. Da es ist gar nicht schwer, den Antheil der Verbündeten an dieser Schmähschrift zu bestimmen. Die Uebersetzung nicht den meisten Anmerkungen (ein paar deuten auf den

Arzt hin), ebenso der letzte, ganz unverbunden an den ersten tretende Theil des Prologs, von da an, wo dieser den Uebergang auf die ihm untergeschobene Abhandlung macht (S. 27), gehören ohne Zweifel dem juristisch gebildeten, früher auch als juristischer Schriftsteller aufgetretenen Röchy an, wogegen wir den Anfang des Prologs bis S. 26, wo der ursprüngliche Abschluß sich deutlich verräth, Vogler unbedenklich zuschreiben, der auch trotz der andern Firma den Verlag übernommen haben wird. Mögen sich demnach Röchy und Vogler in die Ehre dieser Schmähschrift theilen! Den genialen Gedanken, um dem Prolog einen recht pikanten Schluß zu geben, die Abhandlung über die Flöhe Goethe zuzuschreiben, wird die Nachwelt dem erstern nicht abstreiten können.

Kurze Zeit nach dem Erscheinen des ebenen Büchleins, am 11. März 1823, brachte das „Literarische Conversationsblatt“ unter der Chiffre 80 eine „Literarische Rüge“, worin darauf hingewiesen wird, daß jene Abhandlung, welche Glover Goethe zuschreibe, um dadurch Beweise von seinen frivolsten Äußerungen und Ansichten zu geben, bereits im Jahre 1685, beinahe 70 Jahre vor Goethe's Geburt, erschienen sei. Unbegreiflich scheint es, daß Glover bei seiner aus Ripenins geschöpften Bekanntschaft mit der juristischen Literatur dies nicht genoußt haben sollte. „Billig entsteht daher die Frage: Beschuldigt Herr Glover Goethe, Verfasser derselben zu sein, aus Ignoranz oder aus Bosheit?“ Aber die Dreistigkeit wurde dadurch nicht gebändigt, sie stieg vielmehr zu rücksichtslosem Hohn. Im folgenden Jahre brachte der Vogler'sche Verlag zu Halberstadt eine zweite Auflage dieses Schmähbüchleins, worin nicht allein dieser Friedrich Glover sich für einen „Königlich englischen (?) Oberlieutenant und Generalintendanten der britischen Marine in den westindischen Gewässern, mehrerer Orden Ritter, Doctor der Philosophie u. s. w.“ ausgibt, sondern die Schrift ist auch Goethe's Jugendfreunde, Klinger, damals Generallieutenant in Petersburg, auf einem besondern Blatte zugeeignet, ja sie wird diesem unter dem Postzeichen „Wolfenbüttel“ durch die Post zugesandt. Klinger erließ dagegen am 27. Februar 1824 eine im „Literarischen Conversationsblatt“ abgedruckte Erklärung, worin es heißt:

Der genannte Autor sowohl als der Uebersetzer, Commentator und Uebersender dieser Schrift an mich sind mir völlig unbekannt. Auch spricht sich diese Schrift, wie alle Schriften dieser Art, das Urtheil selbst; da aber nach dem Titelblatt eine gedruckte Zueignung auf einem Blatte ohne besondere Unterschrift an mich folgt, der ich Freund und Verehrer Goethe's von früher Jugend und im späten Alter bin, so erkläre ich hiermit öffentlich: Dieser Zueignung versage ich die Annahme; die Schrift selbst hat mein höchstes Mißvergnügen erregt, und das Urtheil über die Schicklichkeit der Zueignung an mich überlasse ich dem deutschen Leser.

Das verbündete Paar Röchy-Vogler trennte sich bald darauf, Röchy ging im Sommer 1824 als Corrector zu Voigt nach Almenau, im folgenden Jahre in derselben Eigenschaft zu Bieweg nach Braunschweig, wo er am 18. August 1828 starb.

\*) Vgl. auch daselbst „Goethe's Nichtantworten“ in Nr. 69 desselben Jahrs.

Die Schrift war damit abgethan, aber nicht die Täuschung mit der Goethe boshaft zugeschriebenen Abhandlung über die Flöhe. Im Jahre 1841 brachte eine namhafte berliner Buchhandlung noch einmal unter Goethe's Namen das von Rösch Goethe zugeschriebene und mit zwei Fälschungen versehene Büchlein zugleich mit einer zum Theil fehlerhaften deutschen Uebersetzung in glänzender Ausstattung. Die Mystification bewies damals von der Hagen in der „Germania“ (IV, 225 fg.). Das hinderte aber nicht, daß neuerdings die berliner Ausgabe mit lusternen Bildern in Altona wiederholt wurde, um die Liebhaber erotischer Darstellungen anzuziehen, dann aber wol auch durch Goethe's Namen manche zu fangen. Obgleich diese Täuschung wieder gebührend entlarvt ward, entblödet man sich nicht, in öffentlichen Buchhändleranzeigen auf diese Jugendschrift Goethe's bedeutungsvoll hinzuweisen, und da man glauben mußte, mit solchen Reclamen werde sich der Trug begnügen, hat derselbe neuerlich in der ausburger „Allgemeinen Zeitung“, freilich nicht ohne Beanstandung, durch eine gedungene Feder sich Eingang zu verschaffen gewußt, aber nur um auch hier nach Gebühr durch Professor Streiznach gestraft zu werden. Ist der Name Goethe's denn in Deutschland rechtlos, sodaß Verartiges ungehindert stattfinden darf? Kein redlicher Buchhändler wird sich dem Vertriebe dieses auf Täuschung berechneten Buchs unterziehen. Das Freie deutsche Hochstift zu Frankfurt, dem neuerdings dasselbe (zweite Auflage, 1864) vom Buchhändler Schindler in Bosenheim, jetzt in Berlin, als Geschenks dargeboten worden ist, hat mit Recht („Flugblatt“, 35 fg.) bemerkt, daß diese Schrift bekanntlich nur boshafterweise mit Goethe's Namen in Verbindung gebracht worden.

Rehren wir noch einmal zu unserer Schmähschrift zurück, so ist sie ein trauriges Zeichen, wohin sich der Haß gegen Goethe versteigen konnte; selbst unsere Frommen, die sich sogar auf diesen hinlänglich gekennzeichneten Glover zu berufen wagen, leisten darin sehr starke Dinge, sie verurtheilen, ohne sich die Mühe zu geben, den Dichter kennen zu lernen, den es gilt, uneingedenk des Spruches: „Verdammet nicht, damit ihr nicht verdammet werdet.“ Warnen mügen sie immer gegen das Verderbliche, was sie in Goethe zu finden glauben, aber sie sollen nicht falsches Zeugniß über den Mann geben, in welchem Deutschland einen seiner Größten verehren wird, solange es des deutschen Namens werth ist. Doch Goethe hat schon damals, als der Prediger Dr. Buxtkuchen, zwei Jahre vor unserm Glover'schen Nachwerk, „Wilhelm Meister's Wanderjahre“ auf eigene Hand erscheinen ließ, das treffende Wort gesprochen:

Ihr edeln Deutschen wißt noch nicht,  
Was eines treuen Lehrers Pflicht  
Für euch weiß zu bestehn;  
Zu zeigen, was moralisch sei,  
Erlauben wir uns frank und frei,  
Ein Falsum zu begeh'n.

Heinrich Wänzer.

## Neue Werke über Palästina.

1. Physische Geographie des Heiligen Landes. Von Robinson. Aus dem Nachlasse des Verfassers gänzlich seiner frühern Schriften über Palästina. Brochhaus. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die Bibel ist als älteste und reichste Quelle der Geschichte für uns von unschätzbarem Werthe. Aufklärung dunkler Stellen derselben, jede Klärung heutiger Ortschaften mit in der Bibel vorfinden ist ein großer Gewinn. Ganz abgesehen von psychologisch merkwürdigen Erscheinungen seiner ragenen Propheten, ist das Volk der Israeliten in nationaler Ausschließlichkeit, die Erscheinung des Theismus bei republikanischen Institutionen in der von polytheistischen, monarchischen Weltreichen, der Gegenwart, des tiefen, eingehenden Studiums würdig.

Für uns Deutsche haben übrigens die Juden noch außerdem eine besondere Bedeutung. Bei uns zerfallen die europäischen Juden in zwei große Abtheilungen, in die spanischen (portugiesischen) und in die deutschen (polnischen) Juden. Jede dieser Abtheilungen ihren Gottesdienst in der betreffenden Sprache, sie benannt ist. Die spanischen Juden hatten ihre Zeit hohe Stufe geistiger Bildung: Alfonso der König von Castilien und Leon, ließ in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts die nach ihm benannten astronomischen Tafeln durch Juden aus Toledo anfertigen; auch Cosmo und Spinoza legen Zeugniß davon ab. Seitdem sind hingegen die deutschen Juden an Zahl stark, und da in ihren Synagogen unsere Sprache herrscht, so kommt es, daß ein Deutscher auf der Reise durch ganz Rußland sich verständigen kann. Wo diesen Vortheil bis jetzt noch nicht gehörig zu Nutzen verstanden; es wäre in unserm Interesse, den Juden auf dem deutschen Gebiete eine Akademie für Rabbiner zu gründen, nicht, wie vor nicht langer Zeit beabsichtigt, dies in Pesth zu thun. Selbst wenn der orthodoxen Richtung eine eigene Schule eingeräumt würde, der Nutzen immer noch größer als der Nachtheil, der gesehen davon, daß mit der Zeit und noch eher der freisinnige Anschauungen sich Bahn brechen.

Woher kommt die Theilung der europäischen Juden in jene beiden Hauptabtheilungen? Ist sie in der Germanen eigenthümlichen Toleranz gegen Andersdenkende begründet? Waren doch auch in Spanien Germanen, nämlich die Gothen, einst die Herren des Landes.

Das vorliegende Werk ist das Ergebnis eines langjährigen Studiums, theils aus der Literatur, theils infolge von Reisen in Palästina, welche der Verfasser in den Jahren 1851 und 1852 gemeinschaftlich mit einem andern Gelehrten, Elie Smith, unternommen hatte, dem das Land schon früher her bekannt war. Es sollte, wie verschiedentlich veröffentlichte Schriften, eine Vorarbeit bilden für eine systematische Werke über die physische und politische Geographie der Bibel, dessen Vervollendung der Verfasser in den Weg trat.

In vier Abtheilungen sind die Oberfläche, die Gewässer, das Klima und die geologischen Züge Palästinas behandelt. Der hebräische Text der Bibel bildet natürlich den Hauptinhalt; tritt auch der Mangel an Ortsentfernungen der Identifizierung hemmend entgegen, so fördert das genaue Studium doch andere Anzeichen zu Tage. So wird z. B. auf S. 67 dargelegt, wie in der Schrift vier verschiedene Wörter für „Thäler“ vorkommen, jedes in seinem Begriffe von den andern etwas verschieden; Luther übersetzte, nach des Verfassers Meinung, wie es scheint, willkürlich durch Aue, Grund, Thal, Feld, Breite, Boden, während die englische Uebersetzung noch einfacher zu Werke geht und nur das einzige Wort „valley“ gebraucht. Die Werke des Josephus, die spätern Reiseberichte und die Sammelwerke von Reisebeschreibungen geben fernern Anhalt; die letztern auf S. 7—10 aufgezählt, beginnen mit dem „Onomasticon“ des Eusebius, Bischofs von Cäsarea, vom Jahre 330 bis zu den neuern Reisen hin, so der amerikanischen Expedition im Jahre 1848, deren geologischer Bericht von P. J. Anderson veröffentlicht wurde, und dem großen Werke Karl Ritter's: „Vergleichende Erdkunde der Sinaihalbinsel, von Palästina und Syrien“ (4 Bde., 1848—55). Aus den heutigen Ortsnamen läßt sich außerdem mancher Schluß ziehen, da die Verwandtschaft des Hebräischen mit der frühern Landessprache von Vortheil war.

Von allgemeinerem Interesse ist das in der dritten Abtheilung über das Todte Meer Gesagte. Dieser See, dessen älteste Benennungen „Salzsee, See der Arabah (Wüste)“ sind, nimmt die tiefste Stelle einer großen Kluft zwischen dem 33. und 30. Breitengrade ein, die unter dem Spiegel des Mitteländischen Meers liegt, was erst seit 1837 bekannt zu sein scheint. Nach der Messung des Lieutenant Dale, Ingenieurs der amerikanischen Expedition, fand man die Einsenkung des Todten Meers unter dem Mitteländischen Meere zu 1316,7 engl. Fuß, die Höhe Jerusalems über dem Mitteländischen Meere zu 2810,3 Fuß, die Höhe Jerusalems über dem Todten Meere zu 5927,2 Fuß, die größte Tiefe des Todten Meers zu 1308 Fuß. Auf der südlichen Abtheilung befindet sich eine Halbinsel, welche bis zu zwei Drittel der ganzen Breite einnimmt und von welcher nach Süden hin das Gewässer nur eine Tiefe von 2 Klaftern oder 12 Fuß zeigt. Nach der Meinung, welche der Verfasser ausspricht, erstreckte sich der See früher nur bis zur Halbinsel hin, sodaß Sodan und Gomorcha im Süden des damaligen Gewässers gelegen habe. Die Katastrophe selbst erklärt er durch Entzündung des Erdharges durch den Blitz, vielleicht verbunden mit Gewitterstürmen oder vulkanischen Ausbrüchen. Noch heutzutage treten große Massen Erdharz auf dem See zu Tage, die von den arabischen Stämmen mit Netzen gefahren und zu Markt geführt werden. Massen von 60 englischen Centnern und im Werthe von 2—3000 spanischen Thalern werden so gewonnen; doch ist das Vorkommen nicht häufig, und geschieht, wie die Araber glauben, nur nach Erdbeben, wie im Jahre 1834 und 1837. Durch die Ent-

zündung des Erdharges sei dann auch die Oberfläche bis zu einer Tiefe von 12 Fuß ausgehöhlt worden und so der südliche Theil des Sees entstanden.

In Jerusalem selbst war die mittlere Temperatur nach den Beobachtungen Barclay's von 1851—55: 86,5° F. (15,3° R.), die der heißesten Monate Juli und August 79,1° und 79,3° F. (etwa 20° R.), des kältesten Monats Januar 49,4° F. (7,5° R.). Der heißeste Tag war nach Cannean's Beobachtungen vom 1. Juni 1843 bis Ende Mai 1844 der 20. Juli mit 86,3° F. (24,1° R.), der kälteste der 2. Januar mit 35° F. (1,3° R.) mittlerer Temperatur. Von dem Verfasser selbst wurde dagegen auf einer Reise zwischen Ain Sidy und Jericho am 30. Mai 1838 am Mittage, als der Sirocco wehte, 102° F. (31,3° R.) beobachtet. Die Reinheit der Atmosphäre soll übrigens in Palästina die Gegenstände mitunter nur halb so entfernt erscheinen lassen, als sie es in Wirklichkeit sind.

Den geologischen Grundcharakter bildet der Jurakalk mit ausgedehnten vulkanischen Strichen. Im Westen des Jordan und der Arabah, heißt es auf S. 311, endet die Kreideformation, die durch die südlüche Wüste vorherrschend ist, mit eben dieser Wüste, und der Jurakalkstein, der mit den Bergen im Süden von Hebron anfängt, behauptet seine Richtung nach Norden und bildet die Grundmassen des westlichen Hügellandes, Karmels und Libanons. Nördlich vom Jordan und Arabah, in der Nähe von Petra, liegen große Massen von Porphyr, Sandstein und Kalkfelsen dicht nebeneinander u. s. w.

Ritter hat in seinem Werke die frühern geologischen Arbeiten von Seegen, Kussegger, mit alleiniger Ausnahme des schon erwähnten Anderson, benutzt.

Im Anhange des Werks findet sich eine „Physische Geographie der syrischen Küste“, vom Verfasser nach der ersten Reise begonnen. Die Eintheilung ist ähnlich wie die der ebenbesprochenen Arbeit, doch sind kurze Notizen über Bäume und Pflanzen, sowie über die Thierwelt beigelegt. Unter anderm wird dort darauf aufmerksam gemacht, daß an fünf Stellen, wo die Schrift den Libanon erwähnt, in der Septuaginta der Antilibanon aufgeführt ist.

2. Palästina beschrieben von E. Hergt. Weimar, Geographisches Institut. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Eine mit Fleiß zusammengestellte und übersichtlich geordnete Arbeit, in welcher Galiläa, Peräa, Judäa und Samaria mit den Binnenseen und der Küste des Mitteländischen Meers beschrieben und dabei die an den betreffenden Ortschaften stattgehabten Ereignisse berücksichtigt sind. Der historische Ueberblick zu Anfang des Werks, sowie die Erklärung der arabischen Benennungen tragen mit zum Verständniß bei.

Einige Mittheilungen aus dem Werke dürften nicht ohne Interesse sein. Auch gegenwärtig befinden sich viele deutschsprechende Juden im Lande ihrer Väter. Auf S. 81 heißt es von Tiberias, daß sich dort eine große Anzahl russisch-pölnischer aushielten, die freilich nur Schatten

ihrer wohlhabenden Landsleute seien, wie man sie auf der leipziger Messe sehe. In Hebron fand der Reisende von Schubert 1837 gastliche Aufnahme bei dem Oberstbater, einem Spanier von Geburt; die jugendliche, wohlgebildete Frau desselben fragte, als sie deutsch reden hörte: „Ihr sprecht ja polnisch, seid ihr aus Polen?“ Und als von Schubert, der Bailer und nicht Polen gemeint glaubte, freudig „Ja“ antwortete, kam ein Haufen deutschredender Juden aus Polen heran, die sich mit ihm unterhielten. Derselbe Reisende fand den Wein von Hebron an Geschmack dem feurigsten und lieblichsten Rheinwein ähnlich, nur etwas reicher an Zucker und Gewürz; schon 1751 vermuthete Hasselquist, die veredelte Rebe am Rhein sei von Hebron in der Zeit der Kreuzzüge entnommen worden.

Auf S. 209 ist die Ansicht ausgesprochen, daß im Todten Meere selbst noch kein lebendes Geschöpf entdeckt worden wäre, und daß auch die Infusorienpanzer, welche Prof. Ehrenberg im eingesickerten Schlamm fand, als Einschwemmung aus dem Jordan zu betrachten seien. Strabo, zu Christi Zeit, erwähnt 13 untergegangene Städte, Josephus deren 5, die Bibel selbst im 5. Buch Moses die 4 Städte und gleichzeitig Residenzen von Königen, Sodom, Gomorrha, Abama, Zeboim; die fünfte Stadt, Zoar, in demselben Thale Siddim gelegen, blieb verschont. Die Ruine von Sodom betrug noch zu Christi Zeit  $1\frac{1}{2}$  deutsche Meilen im Umfange und soll von dem französischen Reisenden de Saulcy am Fuße des Salzberges Usdum wieder aufgefunden worden sein. Bis jetzt ist die ganze Gegend erst sehr spärlich erforscht, obgleich derartige Verschüttungen dem Archäologen reiche Ausbeute versprechen.

Das vielbesprochene Land Ophir wird für höchst wahrscheinlich identisch mit einem Landstriche an der malabarischen Küste zwischen der Mündung des Indus und dem Meerbusen von Cambay, den jetzt noch die Abhira bewohnen, erklärt.

Die von den Juden stets feindlich geschilderten Philistiner treten uns durch die genialen Griechen wieder näher. Aller Vermuthung nach seien sie Abkömmlinge jenes syrophönizischen Volks, das als fremde Eindringlinge in Aegypten die Dynastie der Phthos gründete und die Pyramiden zu Memphis baute, später aber dem Angriffe der Oberägypter weichen mußte. Schon zu Abraham's Zeit wohnten sie im Südwesten von Palästina an der Küste des Mittelländischen Meeres, trieben Ackerbau und waren in vielen Künsten den Israeliten bei weitem voraus, wenn sie auch nie Seerhandel, wie dies die eigentlichen Phönizier thaten, getrieben zu haben scheinen. Da die Hauptorte des Aphroditeendienstes in Cyprien, Paphos und Amathus, sowie die Insel Rhithere (das heutige Cerigo der Ionischen Inseln) phönizischen Ursprungs sind, und da die cypriische Mythe auf Ascalon im Philisterlande zurückweist, so ergibt sich das auffallende Resultat, daß die griechischen Musesöhne gerade ihren ältesteren Cultus den Philistern entliehen haben.

Die vom Verleger erwähnte Karte ist dem Buche

nicht beigegeben, aber gesondert in vier Blättern folio im Maßstabe 1 : 315000 erschienen.

3. Wanderungen durch Palästina von Konrad Furrer, einer Ansicht und einem Plan von Jerusalem. Karte von Palästina. Zürich, Orell, Büssli u. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Während dem soeben besprochenen Werke an Anschauung des Landes zu Grunde liegt, hat aufgeführte fast ganz die Form eines Tagebuchs bekommen, wenn sich auch die spätere Ausarbeitung in Stilistik und die Einschaltung historischer Notizen verkennen läßt. Die Schilderung von Jerusalem und nächsten Umgebung, Ausflüge nach Jericho und den Meere, nach Betchemesch, an der Grenze der, größere Rundreise durch Judäa über Hebron, Gaza und dann die Rückreise durch Samaria, Sidon mit Mittnahme von Damaskus und Syrien ist der Gegenstand; natürlich sind Punkte wie Libias dabei nicht vergessen.

Mit dem Zustande der Missionen scheint der Verfasser nicht ganz zufrieden zu sein, an mehreren Stellen über äußeres Wesen ohne innere Ueberzeugung. Auf S. 45 erwähnt er des „großen Missionars“ Spittler aus Basel, der eine Reihe junger Kaufleute nach Jerusalem schickte, die als Kaufleute, Handwerker, so viel sie vermöchten, durch echt Leben voll Heiligkeit, Treue, Reinheit und Evangelium den Weg bahnen sollten. Wahrtüchtige Missionen thue noch.

Gewiß liegt viel Wahres hierin, obgleich sicher mit den bedeutenden Geldmitteln viel Nützliches zu erzielen ließe, wenn man solchen ausgezeichneten im Lande eine gute Eristerie gründete. Haben noch lange keinen Ueberfluß an stitlichen Individen, die Rahmenlieferungen für andere Nationen annehmen, die besten Dienste übernehmen zu können!

Auf S. 328 finden sich einige interessante Angaben über die Juden in Safed, wohin unser Reisender Tell Chum herkam; das letztere wird für batpernaum gehalten, indem man Chum als Abkürzung von Nachum und Kapernaum für Dorf Nachum Safed zählt gegenwärtig noch 5000 Juden und seine großen Rabbinerschulen im 17. und zu 18. Jahrhunderts verblüht. Die meisten der Juden gehören zu den Askenasim und sind aus Deutschland eingewandert. Die spanischen Juden, die hielten mehr an den alttestamentlichen Bräunern, manche derselben besitzen mehrere Frauen. In Schutz des österreichischen Consuls sind sie dem Uebermuthe der mohammedanischen Stadthauptmann preisgegeben wie früher.

Die dem Werke beigegebene Karte von Palästina von de Welde und Kiepert im Maßstab von 1 : 100000 von Henry Lange entworfen und gezeichnet, in 2 Schriftarten, für die hebräischen und arabischen und für die der spätern Zeit.



## Ein Beitrag zur russischen Geschichte.

Graf Jakob Johann von Sievers und Rußland zu dessen Zeit.  
Von Karl Ludwig Blum. Mit vier Kupferstichen. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. 3 Thlr.

Es geschieht selten, daß ein Schriftsteller sich entschließt, eine frühere anerkannt treffliche Arbeit seines sammelnden und schöpferisch gestaltenden Fleißes auf ein Viertel ihrer räumlichen Ausdehnung zusammenzudrängen, um sie einem weiteren Leserkreise handgerecht und zugänglich zu machen. Dazu gehört ein seltener Grad von Selbstüberwindung, und man mag ebenso gern der Versicherung des Verfassers obengenannten Buchs glauben, daß seine Arbeit „eine sehr peinliche“ gewesen sei, wie man ihn zu der vollsten Erfüllung seines Wunsches, daß man „dem Ergebnisse derselben nicht die Mühe ansehen“ möge, die sie gekostet, aufrichtig beglückwünschen muß. Denn jedes innerlich tüchtige Werk ist allerdings formell um so gelungener, je weniger man den Arbeitsapparat bemerkt, womit es geschaffen wurde. Wir glauben jedoch auch, daß der Verfasser nicht ganz gerecht gegen seine eigene Arbeit ist, indem er dieselbe als bloßen „Extract“ seines 1858—59 erschienenen vierbändigen Werks: „Ein russischer Staatsmann. Des Grafen Jakob Johann Sievers Denkwürdigkeiten zur Geschichte Rußlands“ bezeichnet. Denn mag es auch sein, daß die jetzige Arbeit sich möglichst genau an das Original hält, daß sie namentlich „nichts Neues“ hereinzog; so hat sie doch eben durch die formelle Concentrirung des außerordentlich reichen Materials genau die Umwandlung hergestellt, welche ihr vom Hauptwerke verschiedener Titel vollkommen präcis andeuten. Jenes gab die Denkwürdigkeiten des Grafen Sievers zur Geschichte Rußlands, diese schildert uns den Grafen und das Rußland seiner Zeit. Wenigstens erinnern wir uns vollkommen dieses Eindrucks von der Lektüre jenes größern Werks, indem wir sie mit dem Eindrücke der jetzigen Arbeit vergleichen. Dort mußte man ein Interesse für Sievers mitbringen und mit Rußlands damaliger innern Geschichte bereits einigermaßen vertraut sein, um den vier starken Bänden eine stets gleichbleibende Aufmerksamkeit bewahren zu können; die heutige Arbeit fesselt die Theilnahme im Vorschreiten der Lektüre immer mehr und man überrascht sich selber gewissermaßen dabei, neben der Bekanntschaft mit Sievers' außerordentlicher That- und Schöpferkraft, nebst seinen interessanten Lebensschicksalen, eine überaus umfassende Anschauung russischer Zustände unter Elisabeth, Peter III., Katharina und Paul bis in die ersten Jahre der Herrschaft Alexander's gewonnen zu haben.

Wie mehr oder minder alle Memoirenwerke gibt natürlich auch das vorliegende in seinem Grundmaterial eine sehr subjective Perspective der Anschauungen, die sich bei Sievers aus den Conflicten zwischen den Zielen seiner etwas idealistischen Humanität, theils mit den im Volke selbst gelegenen Hindernissen, theils mit Intriguen, Mißwillen, Unverständnis der unmittelbaren Zarenumgebungen, theils endlich mit der Unzuverlässigkeit des Zarenwillens

selber ganz selbstverständlich ergeben. Die Darstellungen würden jeden Augenblick sich in Kleinigkeiten und Kleinlichkeiten verlaufen, wenn nicht Blum mit sichern historischen Takte die großen Gesichtspunkte wieder in den Vordergrund drängte und namentlich den unaufhörlichen Kampf zwischen dem europäischen und slavo-tatarischen Element, verkörpert durch die Deutschen und Russen, als bedingende Grundfarbe des Gemäldes geltend zu machen wußte. Auf diesem Hintergrunde heben sich selbst die Gestalten eines Peter III. und Paul neben einer Katharina aus jener vollkommenen Bedeutungslosigkeit, in welche die gewohnte geschichtliche Darstellung sie zu versenken pflegt, während freilich andererseits auch die Schatten in Katharina's Bild, die Verworfenheiten ihrer Günstlinge, die vollkommene moralische Zersetzung der Leiter Polens und namentlich des Königs Stanislaus in greßter Widerlichkeit zu Tage treten.

Allerdings wird derjenige, welcher sich einigermaßen speciell mit der russischen Geschichte damaliger Zeit beschäftigt hat, abgesehen von der Bereicherung seiner Detailkenntnisse, nicht eben eine wesentliche Aenderung seiner Gesamtanschauungen erfahren und auch schwerlich vollkommen zu den speciellen Blum'schen Beurtheilungen Friedrich's oder Joseph's belehrt werden. Aber wir glauben, daß für den Publicisten unserer Gegenwart die Lektüre dieser Bearbeitung der Sievers'schen Denkwürdigkeiten von ganz besonderm Interesse sein müsse. Alexander Herzen macht in einer seiner frühern Schriften („Rußlands sociale Zustände“, 1854) gelegentlich die damals außerordentlich treffende Bemerkung: „So lange das occidentale Europa den vollen Glauben an sich hatte und so lange seine Zukunft sich ihm nur als Fortsetzung seiner Entwicklung darstellte, konnte es sich mit dem orientalischen Europa nicht beschäftigen; jetzt befindet es sich in einer ganz andern Lage.“ Er schrieb dies um den Beginn des Krimkriegs, obschon ohne Bezugnahme darauf, dagegen unter dem Eindrücke des gewaltigen Zareneinflusses auf das gesammte europäische Staatsleben. Man kann es kaum denken, daß seitdem abermals bloß ein Jahrzehnt verflossen ist, wenn man das heutige Europa und Rußland gegenseitig abermals „in einer ganz andern Lage“ erblickt. Auch das Wort gilt nicht mehr: „Das 18. Jahrhundert, um die Wahrheit zu gestehen, sah tiefer und ernster auf Rußland als das 19., vielleicht deshalb, weil es sich weniger vor diesem Staate fürchtete.“ Denn tiefer und ernster, als eben unsere Gegenwart, hat wol kaum eine Zeit auf Rußland hingeblickt; doch die Furcht vor diesem „Staate“, vor jenem überkommenen Rußland, welches Herzen noch meinte, ist durch den Krimkrieg geschwunden, wogegen unsere Gegenwart allerdings sich zu dem neuen Rußland zu stellen hat, welches aus den Reformen Alexander's II. hervorgehen will. Denn dieses Rußland, indem es aus seiner nationalpolitischen Erstarrung zu den modernen Lebensgestaltungen mit einer unverkennbar frischen und thatenlustigen Volkskraft vorschreitet, wird für Europa kaum minder bedenklich, als jenes Rußland war, von welchem ebenfalls Herzen's tref-

fende Charakteristik urtheilte: „Der petersburger Patriotismus ist stolz auf die Menge der Bajonnette und stützt sich auf Kanonen. Rußland ist theilweise deshalb slavisch gesinnt, weil es in der materiellen Kraft Poesie findet und weil es einen Ruhm darin sieht, das Schreckbild der Völker zu sein.“ Auch wenn Rußland gegenwärtig „nicht schmolzt, aber sich sammelt“, und gerade je vollständiger es das thut, ist die Frage noch keineswegs entschieden, ob die Auseinandersetzung zwischen dem regenerirten Europa und dem innerlich aufstrebenden, nicht bloß durch rohe Massenkraften expansiven Rußland eine friedliche bleiben kann oder sich in blutigen Entscheidungskämpfen austragen muß. Denn wer Rußland einigermaßen kennt, der weiß, daß jenes oben charakterisirte Naturell durch die freiere Gebahrung mit seinen innerlichen Kräften keineswegs gemildert worden ist, wenn auch der gegenwärtig darüber waltende Herrschergeist das slavische und slawische Ruhmgelüst, ein Schrecken der Völker zu sein, in enge Schranken bannt. Aber die freiere Staatsentwicklung, welche der freieren socialen Entfaltung entsprechen soll, endet auch die Geltung des Karamsin'schen Ausspruchs: „Des Volkes Geschichte ist des Herrschers Eigenthum.“ Unsere nächste Zukunft hat es nicht sowol mit dem Staat, als mit dem Volk Rußlands zu thun, und darum befindet sich unsere Gegenwart in einer ganz andern Lage als unsere Vergangenheit, darum muß sie tiefer und fester als jemals auf Rußland blicken, darum namentlich der Geschichte seiner innern Zustände, der Vorbereitungen seiner Gegenwart, den vergessenen und verwischten Begründungen seiner Zukunft die eingehendste Aufmerksamkeit zuwenden. Wenn die strengnationale, sogenannte moskowitische Partei, deren Extrem die socialpolitische Schule der Slavophilen, Rußlands Neugestaltung an die vorpetrinische Zeit anknüpfen will, so geht sie mit vollkommenem Bewußtsein von der Voransetzung der Feindschaft gegen die europäische Civilisationswelt aus. Dies kann nicht Europas Standpunkt sein. Die petersburger Welt, die Welt des modernen Zarenthums, welche durch die Aufnahme der europäischen Civilisationsresultate in seine Herrschaftskunst allmählich jene machtvolle Stellung entwickelte, welche in Alexander I. und

Nikolans culminirt, diese Welt des europäischen Europa muß der Gegenstand unsers politisch-historischen Studiums sein. Jeder Beitrag zur Kenntniß seiner im allgemeinen noch höchst unbekannten und unklaren Innerlichkeit so eine kaum zu überschätzende Bedeutung.

Hierin liegt, unsers Erachtens, die große Wichtigkeit des Blum'schen Werks. Wie vollständig diese Untersuchung in unserer Publicistik durchgebrungen, davon am besten der Wettstreit, womit die Zeitungen die verschiedensten politischen Parteien dasselbe ihren Lesern empfehlen und seine prägnantesten Partien in Vorträgen oder Inhaltsanzeigen reproduciren. Wir verzichten nicht, aber darin stimmen wir dem Verfasser vollkommen überein, daß sich ihm „unter den Händen die innere Welt des ungeheuern Reichs in großen Zügen entwickelte, eine Fülle von Details uns näher trübten“. Graf Sievers selber „mehr und mehr Gestalt annahm und Blut gewann, warf er ein neues Licht auf die regierende Herrscherin (Katharina II.) und ihr gegenwärtiges Volk, das sie erst zu bilden suchte, dann aufzufallen mit Füßen trat“. Auch heute noch scheitert dagegen mit ernstern Zweifeln von dem Buche, ob Europa zum Glück und Deutschland zum Verdrusse rechnen darf, daß es im wesentlichen Deutschland ist, welche jenes petersburger System zur Herrschaft brachte, das sich den russischen Völkern gegenüber auf die europäische Civilisation berief, um es unbedingt zu beherrschen und gleichzeitig den rohen Neigungen des Despotismus schmeichelte, um den Nationalitätsgeist Europas zu hegen. Denn auch heute, nachdem der gesammte Welt, dem nationalen Leben eine freiere Bestimmung und Entwicklung zu gestatten, ist es keineswegs entschieden, ob Rußlands Neugestaltung selbst zu einer innerlichen Solidarität mit den europäischen Civilisationsinteressen hinführen wird. Die eigenschaftsaufhebung ist allerdings ein energischer Schritt dazu. Aber wie sich die politischen Ansprüche dieser socialen Revolution nothwendig folgen werden — dies liegt nicht in der Hand der Regierung und des Zaren.

Aurelio S.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Friedrich Rückert ist am 13. Januar auf seinem Gute Neuf bei Koburg, im achtundsiebzigsten Lebensjahre gestorben — sein Geburtsjahr ist nach neuern Angaben 1788 und nicht 1789, wie früher allgemein angenommen wurde. Schon seit dem Herbst leidend infolge einer Operation, konnte er seine frühere Frische und Thätigkeit nicht wiedergewinnen. Gewohnt an jene weiten Spaziergänge, von denen er uns in seinen „Haus- und Jagdsatiren“ einige mit so heiterer Laune geschildert, mußte er jetzt auf dieselben verzichten und sich auf kürzere Promenaden im Garten beschränken. Einige Tage vor seinem Tode traten häufige, tiefe und langdauernde Ohnmachten ein. Obgleich die leise Hoffnung auf Besserung sich inzwischen immer wieder bei den aus der Ferne zusammengerufenen Familiengliedern geltend machte, starb Rückert doch an Erschöpfung

an dem oben erwähnten Tage. Sein Begräbniß am 3. zeigte die Verehrung, welche dem Dichter, so zurückgezogen in seiner ländlichen Einsamkeit lebte, von allen Seiten wurde, denn von nah und fern strömten die Leidtragenden.

Rückert's Verdienste um deutsche Literatur und Wissenschaft beruhten wesentlich auf der thätigsten Fortbildung Goethe angeregt, von Herder und den Schlegels angeleitet, er sich sympathisch von der Dichtung des Orients an mit eifrigem Fleiße bewältigte er die sprachlichen Schwierigkeiten, welche ihm jene großen Literaturen der Indus, der Perser, Araber fremd erscheinen ließen, um dieselben wissenschaftlich beherrschen und alle ihre Schätze mit eigenem Geiste schöpfen zu können. So gehörte er, obgleich er kein

wissenschaftlichen Werke auf dem Gebiete orientalischer Sprachen verfaßt und nur in einigen Recensionen, keine tief eindringende Kenntniß derselben an den Tag gelegt hatte, doch dem Kreise der deutschen Orientalisten an und zwar als ein an mehreren Inbegriffen thätiger Fachgelehrter. Freilich, er war zu sehr Dichter, liebte zu sehr die freie Natur und ein unabhängiges Leben, als daß seine akademische Wirksamkeit eine besonders ebendige und ihm selbst durchweg erfreuliche hätte sein können. Nach seiner ersten Habilitation in Jena 1811 wurde er alsbald wieder dem akademischen Lehrstuhl untreu; als er im Jahre 1826 nach Erlangen berufen worden war, um dort die Professur der orientalischen Sprachen zu bekleiden, lag er in seinen Dichtungen über die zwei ersten schlimmen Jahre, wo er in München untreu werden mußte; er fühlte sich unbehaglich und erkrankte sogar, sodaß er im Bad Ems Genesung suchen mußte. Auch als er im Jahre 1840 einem Ruf als Professor und Geheimrer Regierungsrath an die berliner Universität folgte, so einer jener berühmten deutschen Männer, unter deren Aupicien die neue Regierung des künftigen Königs Friedrich Wilhelm IV. eine Aera von geistiger Bedeutung ankündigte, war er, trotz der Auszeichnungen, die ihm zu Theil geworden, weit entfernt sich wohl und heimlich zu fühlen. In den Sälen der Residenz und ihrem politischen Sprößling bewegte er sich wie ein Brahmane oder alter Germane, der mit seinem tiefen Natursinn weder den erhitzten Tagesdebatten, noch an ästhetischen Thegeßsprächen irgendwelche Sympathie entgegenbrachte. Gewohnt wie Goethe, alles was ihn persönlich regte, poetisch „los zu werden“, dichtete er ein Spottlied auf die Sprache, welches im „Liedes-Album“ erschien, sodaß er eigentlich mit demselben von Berlin und seiner dortigen Stellung in satirischer Weise Abschied nahm. Im Jahre 1848 gab er auch diese dritte akademische Wirksamkeit auf und zog sich ganz auf sein fränkisches Gut zurück. So wenig ihn aber auch die praktische Berufstätigkeit in diesen orientalischen Professuren erwärmen mochte, eine so glänzende Propaganda machte er in weiten Kreisen für die Poesie des Orients und einen so tiefgreifenden Einfluß übte er durch die seltene Formbeherrschung, mit der er dieselbe der deutschen Sprache zuerquerte, auf die neuere Literatur aus. Seitdem er 1818, bei seiner Rückkehr aus Italien, die Bekanntheit des wienener Professors Hammer-Burgall gemacht und durch ihn in erhöhtem Grade auf die reichen Schätze des Orients aufmerksam geworden war, ist er nicht ermüdet in der dichterischen Aneignung dieser Schätze. Persien, Arabien, Indien, selbst China mußten seiner Muse gegenüber ihre Fremdheit ablegen; sie klärten ihr gleichsam die Geheimnisse ihres Volksgeistes ins Ohr, welche sie dann mit feurigem Verstand der deutschen Nation vermittelte. Die deutsche Poesie wurde durch Rückert's Verkehr mit den islamischen Kufen mit neuen Anregungen und Dichtformen bereichert. Dschalaleddin-Rumi, der persische Weise, erschien mit einem zweifelhafte und vielreimigen Chafelen im deutschen Gewande. Seitdem häugerte sich die Chafele in Deutschland ein, in eine willkommene Form für plauderhafte Poeten, welche mit Behagen eine und dieselbe Empfindung durch eine Reihe von Bildern Spiegekränzen laufen ließen. Die Malamen des Arabers Hariri, dies orientalische Feuilleton, wurden von Rückert mit bewunderungswürdiger Sprach- und Reimgewandtheit übertragen; diesen vermischten Gesichtschen und Sprachen folgten dann die arabischen Volkslieder. Aus Hindostan verpflanzt der Dichter die romantische Episode des großen Volksepos, „Raj und Damajanti“ und das erotische Idyll „Gitagovinda“ mit einer tropischen glühenden Wollust ins Deutsche; aus China das volkstümliche Liebesbuch, den „Schilling“; aus Persien das „Raschn und Samsab“ aus des Hirdusi iramischen Seldinpos. Während der Uebersetzung des Dschalaleddin-Rumi alsbald die „Ostlichen Rosen“ gefolgt waren, freie Nachdichtungen des Dichters, sich anlehnend an Goethe's „Westfälischen Distanz“ und von weitgreifendem Einfluß auf die Epigonen, bildete den

selbständigen Schlußstein, gleichsam das poetische Nationalmonument, das Rückert seinen östlichen Studien setzte, „Die Weisheit des Brahmanen“, eine unerschöpfliche Fülle mit sinniger Nadel in das Lotosblumenblatt geritzter Sprüche und Sentenzen, Ausflüsse einer orientalischen Beschaulichkeit, die allerdings zu den thatkräftigen Regungen des abendländischen Geistes einen sühnbaren Contrast bildet, gleichwohl aber durch den bewundernswürdigen Reichtum an Anschauungen, schlagenden Bildern, Beobachtungen und Betrachtungen der Lebensweisheit in unserer Literatur einzig dasteht.

Im übrigen ist Rückert, wo er als selbständiger Dichter auftritt, nach mehreren Seiten hin von maßgebender Bedeutung. In seiner Jugend huldigte er der patriotisch-politischen Lyrik, machte dem volkstümlichen Aufschwung des Sonett dienstbar, dessen weiche Formen er in den Harnisch eines energiegelassen Pathos schnallte, sang Spottlieder den französischen Marschällen und dann wieder dem Wiener Congreß und machte dem Kaiser Barbarossa einen poetischen Besuch in seiner Felsen-graft. In dieser Lyrik ist er erst im spätesten Alter wieder zurückgekehrt, indem er „Ein Duzend Kompslieder für Schleswig-Holstein“ unter der Chiffre H—r (Leipzig, Brachhaus) veröffentlichte und so als ehrwürdiger Greis abermals den rüstigen Kampf für die deutsche Sache aufnahm. Als Liebesdichter hat er sich in seinem gefühlvollsten Ektus: dem „Liebesfrühling“, ein schönes Denkmal gesetzt und sich dadurch den deutschen Frauen genähert, denen Chafelen und Malamen ferner liegen und die meist nur eine Poesie lieben, die sie ins Stammbuch schreiben oder vom Notenblatt singen können. Der größte Theil seiner außerordentlich massenhaften Productivität gebührt indeß der didaktischen Poesie an, die bei ihm keineswegs eine lehrhaft langweilige Miene annimmt, sondern meist launig und behaglich plaudert, freilich oft ins Breite und Manierirte verfällt, wie denn die zweibändigen Idyllen von Mensch doch allen oft das persönliche Interesse an dem Dichter mehr voraussetzen, als erwecken. Rückert's Dramen sind ebenso verfehlt wie seine „Evangelienharmonie“ und von bedauerlicher Mähternheit. Dichtungen, welche eine präcise Composition verlangten, konnten seiner frei ergossenen Dichtweise nicht zusetzen. Dagegen ist er in der Bändigung der widerstrebendsten Vers- und Sprachformen anerkannter Meister und wenn man auch die Spuren des Kampfes oft bemerkt, wenn manches Edige, Schrotte, Absonderliche des Ausdrucks in seinen, nicht immer melodischen Versen stehen blieb, so trug selbst dieser unbeherrschene spröde Reiz noch dazu bei, ihnen den Ausdruck einer scharf bestimmten und markigen Physiognomie zu geben.

So blieb nach allen Seiten hin Rückert eine bedeutende und vielfach tonangebende Persönlichkeit. Er war ein deutscher Mann von echtem Schrot und Korn, nicht geneigt zu Zugeständnissen an Hof und Salon, an Mode und fashionablen Ton, aber als ein echter Indogermane nach den Wurzeln grabend, durch welche der deutsche Genius mit dem Boden asiatischer Urcultur zusammenhängt.

### Bibliographie.

- Blanche, A. Engelbrecht und seine Dichter. Historisches Schauspiel. Aus dem Schwedischen Uebersetzt von F. F. Siebold. Hamburg, Fischer. 8. 15 Rgr.
- Donatelli, C. Litauische Dichtungen. Erste vollständige Ausgabe mit Glossar. Von A. Schleicher. St.-Petersburg. 1865. Lex.-8. 1 Thlr. 13 Ngr.
- Dorothea Firebrace oder: Die Tochter des Waffenschmieds von Birmingham. Von der Verfasserin von „Whitcliffe“. 4 Bde. Berlin, Janke. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Frühling, G. Die Volksschule der Zukunft ein Ideal für die Gegenwart. Anschaulich dargestellt. Jena, Maack. Gr. 8. 27 1/2 Ngr.
- Die Geheimnisse des sächsischen Cabinets. Ende 1746 bis Ende 1756. Archivische Vorarbeiten für die Geschichte des siebenjährigen Krieges. 1ster Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.
- Der Geschichtsfreund. Beiträge zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben von mehreren Freunden derselben. 1ter Jahrgang. 1866. 12 Nummern. Brixen, Theolog. Berl.-Verh. Gr. 8. 1 Thlr.
- Herbstlänge. Halle, Friede. 1865. 16. 10 Ngr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

## Die Mechanik.

Ein Lehr- und Handbuch zum Gebrauche an Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Privatstudium von

Dr. Julius Wendt,

Director der herzoglichen Gewerbeschule in Gotha.

Mit 175 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In vorliegendem Buche werden die Lehren der Mechanik so leichtfaßlich als möglich und mit Anwendung von nur so viel Mathematik dargestellt, als bei jeder guten gewerblichen Lehranstalt und Realschule vorausgesetzt werden kann. Es ist für die Hand der Schüler an Gewerbe- und Realschulen bestimmt, eignet sich aber auch vortreflich zum Selbststudium für Maschinenbauer, Bautechniker und alle, welche mit den theoretischen Gesetzen der Mechanik sich vertraut machen wollen. Zur Erläuterung der vorgetragenen Lehren sind überall ausgeführte Beispiele und Figuren in Holzschnitt hinzugefügt.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

## Aufzeichnungen

## Kaiser Karl's des Fünften.

Zum ersten mal herausgegeben von

Baron Kervyn van Lettenhove.

Ins Deutsche übertragen von L. A. Warkönig.

8. Geh. 1 Thlr.

Einer der wichtigsten Funde, welche für die Geschichte des 16. Jahrhunderts in den letzten Jahren gemacht worden sind, wird in diesem Buche zum ersten mal der deutschen Lesewelt vorgelegt. Es sind die Commentare oder Aufzeichnungen Kaiser Karl's V., welche, für längst verloren gehalten, durch einen glücklichen Zufall neuerdings wieder aufgefunden wurden. Dieselben erstrecken sich über den grössten Theil der Regierungszeit des mächtigen Herrschers und sind in jedem Betracht eine der interessantesten und bedeutendsten Quellschriften für die Geschichte seiner Zeit.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

## THE LIFE OF GOETHE.

By GEORGE HENRY LEWES.

Copyright edition.

Second edition, partly rewritten.

2 vols. 8°. Geh. 8 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Diese neue Auflage des berühmten Werks — anerkannt als eine der besten Biographien Goethe's — ist vom Verfasser unter Benützung der Resultate seiner neuern Forschungen und der in jüngster Zeit über Goethe's Leben in Deutschland veröffentlichten Aufschlüsse wesentlich umgearbeitet, sodaß sie das Interesse eines ganz neuen Werks für sich in Anspruch nehmen kann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhäus. — Druck und Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

## System der allgemeinen Arithmetik

Als Leitfaden für den Unterricht an Gelehrtenschulen. Anschluß an Meier Hirsch's Beispielsammlung

bearbeitet von

Dr. F. Funk,

Professor am Königl. Gymnasium zu Galm.

8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

Dieser für die mittlern und obern Klassen der Gymnasien berechnete Leitfaden der Arithmetik schließt sich an die bei Beispielsammlung von Meier Hirsch an und ist nach Methode bearbeitet, die vorzüglich geeignet sein dürfte, sichern und geübten Fortschritt der Schüler am leicht und naturgemäßen zu vermitteln. Lehrer der Mathematik an höhern Schulen werden daher auf das Buch ganz besonders aufmerksam gemacht.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

## HISTORY OF ENGLAND

from the Fall of Wolsey to the Death of Elizabeth

By JAMES ANTHONY FROUDE.

6 vols. 8°. Geh. 6 Thlr.

Froude's Geschichtswerk gehört zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern englischen Literatur. Der nach, die sie behandelt, gewissermassen ein Vorläufer Macaulay's classischem Werke, bildet sie in Bezug Reichthum und geistvolle Beherrschung des Materials, durch den Glanz der Darstellung ein würdiges Seitenstück zu demselben.

In England ist das Werk in mehrfachen Auflagen erschienen und hat sich in dieser vom Verfasser autorisierte wohlfeilen Originalausgabe auch in den Kreisen Freunde englischer Literatur auf dem Continent bei vielfacher Anerkennung zu erfreuen, verdient aber eine weit grössere Verbreitung zu finden.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

## Zwei Dichtungen von Albert Hoffhad.

### Das Lilienmärchen.

Ein Gedicht.

Miniaturausgabe. Carton. 12 Ngr.

### Die Leiden der jungen Lina.

Eine Satire aus unsern Tagen in fünf Gefängen.

Miniaturausgabe. Geh. 16 Ngr.

Durch diese beiden humoristischen Dichtungen führt der Verfasser vortreflichst beim Publikum ein. Originelle Findung und große Formgewandtheit bezeugen ein nicht zu verkennendes Talent, das um so mehr Beachtung verdient, je seltener in den dichterischen Erzeugnissen der Gegenwart humoristische Elemente vertreten ist.

**Inhalt:** Eine Geschichte des Dramas. Von Rudolf Wottschall. Dritter Artikel. — Altes und Neues aus dem deutschen Liebesdram. G. Gersfort. — Vom Büchertisch. — Zur Charakteristik Wedderlin's. Von Heinrich Rückert. — Scuilleton. (Literarische Plaudereien; Das „Athenaeum“ über das neue „Leben Jesu“ von David Strauß.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Eine Geschichte des Dramas.

Dritter Artikel. \*)

Geschichte des Dramas von J. V. Klein. Dritter Band: Geschichte des außereuropäischen Dramas und der lateinischen Schauspiele nach Christus bis Ende des 10. Jahrhunderts. Leipzig, L. D. Weigel. 1866. Gr. 8. 4 Thlr.

Soeben ist der dritte Band von Klein's „Geschichte des Dramas“ erschienen, welcher das außereuropäische Drama die lateinischen Schauspiele nach Christus bis Ende des 10. Jahrhunderts behandelt und dessen Inhalt und Umfang (gegen 50 Druckbogen) gleichmäßig unsere Vorhergehenden rechtfertigen, daß die anfangs von dem Autor in Aussicht gestellte räumliche Grenze bedeutend überritten werden. Sowol die Stofffülle, als auch die Behandlungsweise lassen das Werk zu ganz andern Dimensionen anschwellen, als sie bei dem Beginn desselben der Verlagshandlung vorschweben mochten. Ja nach der schon eiteren Anlage war für den dritten Band das Drama romanischen Völkern mit zur Darstellung bestimmt, während dieser Band jetzt mit den lateinischen Dramen des 10. Jahrhunderts schließt. Klein vergleicht sich in Vorrede mit dem Baumzüchter, dessen Gewächse ihm zur Nacht mit ihren kräftigen, um sich greifenden Wurzeln die Rübels zersprengt haben, weil er die Triebkraft Wurzeln nicht genau nach Umfang und Stärke der Wurzeln bemessen. Soll er diese Gewächse nun fortsetzen?

Gewiß nicht! Eine Universalgeschichte des Dramas handelt einen so reichhaltigen Stoff, daß derselbe sich in einem bündelreichen Werke erschöpfen läßt. Und gerade eine Universalgeschichte fehlt uns bis jetzt, indem W. von Schlegel's Vorlesungen doch nur als Studien-Skizzen einer solchen betrachtet werden können, nur hervorragenden Spitzen der dramatischen Literatur berühren und weit davon entfernt sind, das Theater überall seiner breiten Basis, in seiner culturgeschichtlichen und nationalen Bedeutung anzufassen.

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß die

Darstellungsweise Klein's noch dazu beiträgt, den gebotenen Umfang fast über das erlaubte Maß zu vermehren. Klein ist ein geistreicher Kopf, dem fortwährend Ideen, Gedankenverbindungen, Einfälle zufließen und den sie zu Exkursen verführen, welche mit der Sache selbst, die er zu behandeln hat, oft nur im lockern Zusammenhang stehen. Nicht immer wirkt sein Witz ein scharf charakterisirendes Schlaglicht — oft ist er ein müßig gaulender Falter, der nur die eigene Farbenpracht zur Schau trägt; ja auch für die Eigenthümlichkeit, welche Shakespeare „einen Witz zu Tode heßen“ nennt, gibt Klein an mehreren Stellen recht bezeichnende Beispiele. Wenn es für eine derartige „Geschichte des Dramas“ unerlässlich ist, den Lesern nicht bloß trockene Namen und eine dürre schematische Kritik zu liefern, sondern sie in den Inhalt und Geist der Dramen selbst einzuführen, und zwar desto mehr, je mehr, wie in dem vorliegenden Bande, die dramatischen Productionen selbst fernliegend und unbekannt sind, so geht doch Klein, wie lebendig und warm er auch den letztern Zweck zu fördern weiß, doch zu weit in der Genauigkeit der Inhaltsangabe, ja er überschreitet oft die Grenze, wo die Literaturgeschichte aufhört und die Anthologie beginnt.

Nach diesen beiden Seiten hin würde eine größere Oekonomie und ein künstlerisch einschränkendes Maß der Behandlung wenn auch nicht die Zahl der Bände, so doch gewiß ihr Volumen beträchtlich vermindert und nicht weniger dem Inhalt selbst zum Vortheil gereicht haben. Denn die Arbeit der Gartenschere, welche die allzu üppigen Auswüchse beschneidet, wäre in dem Werke von Klein keineswegs eine verlorene gewesen. Wir sind in der That keine Anhänger einer pedantisch trockenen Darstellungsweise weder auf dem Gebiet der Geschichte noch auf dem der Literaturgeschichte; wir halten die bloße Gelehrsamkeit als solche noch lange nicht berechtigt und befähigt zu angemessener Darstellung des von ihr aus den Quellen herausgegrabenen Stoffs. Doch indem wir auch von dem Geschichtswerke die Kunst der Darstellung verlangen, erscheint uns ein allzu lebendiges Uebersprudeln und ein Behagen an witzigen Ausschreitungen nicht minder als ein Verstoß gegen diese Kunst, deren harmonischer Fluß

Bgl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 36 und 37 d. Bl. f. 1865. D. Red.



durch die zahlreichen aufgeworfenen Fragen der Phantasie getrübt wird.

Die beiden ersten umfassenden Abschnitte des dritten Bandes behandeln das indische und das chinesische Drama und sind im ganzen wol geeignet, dem Leser ein klares Bild von dem Repertoire dieser östlichen Nationen zu geben, so mag es sich auch im einzelnen gegen die Auffassung und Darstellung einwenden läßt. Wenn man das chronologische Moment als maßgebend festhält, so war Klein in seinem guten Rechte, das indische und chinesische Drama nach dem griechischen und römischen zu behandeln; denn jene gehören in ihren Haupterscheinungen dem Zeitalter nach Christus an. Dennoch muß, bei der ganz zurücktretenden geschichtlichen Entwicklung dieser beiden östlichen Völker, das Chronologische für äußerlich und unbedeutend gelten; dagegen wäre für die Entwicklung des Dramas selbst aus seinen ersten elementarischen Anfängen heraus ein Beginn der ganzen Geschichte mit dem chinesischen am meisten angemessen und jedenfalls am lehrreichsten gewesen. Jetzt müssen wir uns von den hellenischen Meisterwerken zu den etwas marionettenhaften Productionen „des Reichs der Mitte“ zurückwenden, und wenn deren classische Epoche auch unserm Mittelalter entspricht, so sträubt sich doch gerade der historische Sinn gegen die Rückkehr zu elementarischen Schöpfungen. Wir möchten sagen, die Geschichte des Dramas hat ihre eigene Chronologie und kümmert sich nicht um die weltgeschichtliche Zeitrechnung. Mindestens aber hätte Klein diesen Band mit den dramatischen Versuchen der Japanesen, Peruaner und Azteken beginnen, dann zum chinesischen Drama übergehen und zuletzt das indische behandeln sollen, während er gerade den umgekehrten Weg eingeschlagen hat. Da das Drama als höchste Culturblüte einer Nation aufgefasset werden muß, so ist es kein müßiges Beiwerk, wenn Klein zunächst das Culturleben der Hindus darzustellen versucht und auch die philosophischen Hauptsysteme entwickelt. Nicht nur der enge Zusammenhang derselben mit ihrer religiösen Dogmatik, sowie der Zusammenhang des Dramas mit dem Cultus berechtigt ihn hierzu, noch mehr die Thatsache, daß die indische Literatur ein vollkommen philosophisches Drama besitzt, in welchem die Anhänger jener Systeme ihre Doctrinen entwickeln und das außerdem gleichsam die Begriffe selbst in Scene setzt, wie wenn ein Hegelscher Poet die geistigen Gestalten der „Phänomenologie“ und die Kategorien der „Logik“ als dramatis personae in einen theatralisch-metaphysischen Conflict verwickelte.

Das reizende Ithyl „Oitagovinda“ wird von Klein mit Recht geschildert und zergliedert, da wir in ihm gleichsam, wenn auch noch in epische Form gehüllt, das keimkräftige Culturdrama begrüßen, aus welchem heraus sich später das profane Drama entwickelte. Es bleibt nur zu bedauern, daß Klein die Textstellen des Auszugs in einer Prosaübersetzung mittheilte, und daß ihm die Rückert'sche Uebersetzung in Versen, welche mit Meisterschaft das äppig Spielersche, wollustvoll Todende und Eingebende der indischen Dichtung wiedergibt, entgangen zu sein scheint.

Die indische Poetik und Dramaturgie theilt uns Klein nach Wilson in ihren Hauptgrundsätzen und namentlich in ihren wichtigsten Rubricirungen mit. Das Charakteristische derselben ist bekanntlich eine Unerforschlichkeit der Classificirung, die aus dem Mangel an begrifflicher Schärfe hervorgeht. Indem diesen Eintheilungen jede innere Nothwendigkeit fehlt, machen sie nur den Eindruck fortwährender Experimente, das Einzelne unter ein Allgemeines zu subsumiren, Versuche, die meistens mißglücken, sodaß das Einzelne nur den Schein des Allgemeinen gewinnt, bald die Species zur Gattung, die Gattung zur Species wird und aus den ineinanderfließenden Grenzlinien eine grenzenlose Verwirrung entsteht. Es ist die ungezügigte Ueppigkeit der indischen Natur und des indischen Lebens, die in diese Definitionen der Dramengattungen, der einzelnen Charaktere und Affecte u. s. w. als eine jeder verstandesmäßigen Gliederung widerstrebende Buntschmedigkeit des Inhalts hineinspielt. Der scharf sondernde Verstand ist dem tiefsinnigen Volk der Hindus nicht gegeben, so viel sich ihre Weisen auf die zahlreichen Schabladen zugute thun, in welche sie diesen oder jenen Inhalt verpacken, so sehr sie vom Sortirungsseifer besessen sind. Doch in die eine Schablade thun sie Obst, in die andere Aepfel und Birnen, in die dritte wieder borsdorfer Aepfel — das ist ungefähr eine Probe von den meisterhaften Eintheilungsversuchen der indischen Dramaturgie. Wir suchen natürlich nach einem Faden in diesem Labyrinth, denn unser abendländischer Verstand verliert alsbald den Boden unter seinen Füßen: Klein hätte daher sich nicht blos mit einer Mittheilung dieser dramaturgischen Classificirungen begnügen, sondern dem instinctiven Schematismus der indischen Theaterweisen mit unserer europäischen Einsicht zu Hülfe kommen und die Principien nachweisen, welche ihnen unklar vorschwebten, dabei aber auch die wahrhaft eigenthümlichen Gattungen hervorheben sollen, welche, als dem indischen Nationalgeist hervorgegangen, unserer Bühne fremd sind.

In dem Abschnitte, in welchem Klein den „scenischen Apparat“ der Hindus behandelt, müssen wir uns im ganzen mit sehr flüchtigen Andeutungen begnügen. Der Verfasser geht nicht näher auf das Samavakāra ein, das er bei der Rubricirung der Dramen bereits besprochen, das Kriegsspectakelstück, zu dessen Darstellung die Mitwirkung großer Massen und die Entfaltung eines bedeutenden scenischen Poms unerläßlich war. Auch von dem „Dima“, dem eigentlichen mythologischen Zauberstück, muß man annehmen, daß es ungewöhnliche scenische Maschinerien verlangt — wie hätte sonst die Verbrennung dreier Städte und die Niederschmetterung des Dämonen Tripura durch Siva zur Vorstellung gebracht werden können? Die Thätigkeit des Dichters war bei diesen Stücken eine geringe, indem nur einzelne Scenen ausgeführt, andere nur trocken schematisirt wurden, wie etwa in Schiller's „Jungfrau“ der Krönungsmarsch angegeben ist. So besitzen wir ein einactiges Drama: „Dutanga“, dessen Stoff aus dem „Ramayana“ genommen ist und das der Verfasser selbst den Schatten oder Platz zu einem Drama nennt. Es besteht nur aus vier Scenen; doch läßt sich vermuthen,

der Kampf Ravana's und der Triumphzug Rama's, nur angedeutet werden, den eigentlichen Mittelpunkt Darstellung bildeten und daß der dramatische Schatz durch die scenische Belebung Fleisch und Blut erhielt. Man daher Klein annimmt, „daß der scenische Apparat indischen Bühne nicht viel kunstreicher und verwickelter, als der unserer Stegreiftheater im Mittelalter, und ihr selbst Shakspeare's Bühne in dieser, wie in man- andern Hinsicht näher steht als die der Griechen“, hat er offenbar diese von ihm selbst früher charakteri- schen Schauspiele gänzlich vergessen, welche einen gran- den, den gewöhnlichen Rahmen der Schaubühne spre- ngen Apparat verlangten.

Klein beginnt seine Rundschau über die uns bekann- indischen Dramen mit den ältesten: „Mrichakati oder Thontutsche“, einem Werk des Königs Sudraka, der zwei Jahrhunderte n. Chr. lebte. Dies Drama ist bedeutendste Sittengemälde der indischen Bühne und unserm Geschmac, unserm Empfinden näher, als spätern romantischen Zauberstücke Kālidāsa's; Klein det ihm ein glänzendes Lob, was dramatisches Genie poetisch tiefe Charakterzeichnung betrifft: ein Lob, mit dem man im wesentlichen einverstanden sein kann. Er leicht den Helden des Dramas, den Brahmanen Chā- tta, mit Lessing's Nathan, das Stück selbst mit den Shakspeare's:

In der gesamten dramatischen Poesie wüßten wir nur Charakter, der sich mit dem Brahmanen Chārubatta ver- gen ließe: Lessing's Nathan. Wie denn auch des Brah- manen Freund und Gefährte, der Bindusāla oder Gracioso des ds, der Brahmane Maitrēya, wunderbarerweise eine Cha- rakterähnlichkeit mit Lessing's Al-Faß darbietet, der an den ges eilt, „wo er leicht und barfuß den heißen Sand mit n Lehrern trete“. Im Verlaufe unsers Dramas und in geistesverwandten Dramen des Bhavabhūti wird uns noch andere Familienähnlichkeit überraschen und in Ersinnen: eine so tiefe Verwandtschaft dieser Dramen mit denen Shakspeare's in Composition, in Charakteristik, in dem Cultus Hochmenschlichen und der weisheitsvollen Vernunft des Her- und himmlischer Liebesfülle; eine so grundinnerliche We- und Formenverwandtschaft, daß man glauben sollte: eine sche Ursprungs-erinnerung habe bei den Schöpfungen des ten dramatischen Dichters mitgewirkt, wie, nach Plato, göttliche Wissen und Schauen der menschlichen Seele als Erinnerungsdenken der Urbilder zu gelten habe, die sie in n vorkörperlichen Zustande unmittelbar in Gott geschaut; man glauben sollte: diese Erinnerung an den artistischen Ur- g wäre in der Seele des größten Poeten des germanischen rthumes beim Dichten seiner Dramen, gleich einer mäch- Wunderblume, gleich jener Photos-Weltblume aufgegangen, hätte in seine Schöpfungen den heimatischen zaubervollen endnist und Wohlgeruch ergossen. Aus der Neuen Welt im n Erdtheil verpflanzte Gewächse öffnen zur Nachtzeit ihre en, weil sie um dieselbe Tagesstunde in ihrem Vaterlande n. Warum sollte man nicht denken dürfen, daß auch nach tausenden, unter den entlegensten Himmelsstrichen Blüten Poesie im Geiste sich erschließen, die den Balsam ihres ge- lichen Ursprungs, ihrer Stammeswurzel, athmen?

In der That erinnern Charaktere, wie der Prinz āshānaka, ein verächtlicher Wüstling, der dabei die nsthumlichkeit hat, Stellen aus den indischen heiligen risten' verkehrt zu citiren, an ähnliche Shakspeare'sche

Gestalten, und Klein nennt nicht mit Unrecht den Prin- zen Cloten in „Cymbeline“ einen englischen Samsthānaka. Auch in der Doppelhandlung, deren Fäden sich zuletzt in einen Knoten schürzen, könnte man eine Verwandtschaft mit Shakspeare finden, und wenn diese Verknüpfung eine rein zufällige ist, so würde dies den Vergleich um so we- niger stören, als auch bei Shakspeare diese Doppelhand- lung keineswegs immer, wie seine Vergötterer meinen, in zwei concentrischen Kreisen denselben Gedanken spiegelt, sondern oft äußerlich aus zwei Novellen zusammengelö- thet ist.

Klein gibt von dem Drama des Königs Sudraka eine ins Detail gehende, 50 Seiten umfassende Reproduction, in welche er mancherlei kritische Bemerkungen hineinver- slicht. Seine Anerkennung des Stücks ist eine volle und uneingeschränkte, ja sie ist polemisch gegen den möglichen Tadel. Mit vielen dieser verherrlichenden Glossen befin- den wir uns nicht im Einklang, da jedenfalls dem Stücke die Energie dramatischer Handlung, die richtige Accen- tuirung ihrer Höhenpunkte und damit die künstlerische Architektur fehlt. Das Stück ist ein Bilderpaal altindi- schen Lebens; die Gemälde, mit markigem Pinsel ausge- führt, reihen sich an einen Faden der Handlung: die Liebe eines Brahmanen zu einer Buhlerin. Es ist über- dies ein Schauspiel, an dessen Schluß sich das Laster er- bricht und die Tugend zu Tisch setzt und das in der That auch einen oft betonten Grundgedanken hat, wel- chen Klein allerdings nicht erwähnt, nämlich daß der Ar- muth Los ist, Verdacht zu erwecken, ein Gedanke, der in die Handlung selbst auf das kenntlichste hineingearbeitet ist. Die Heldin, Vasantāśenā, ist eine Hetäre, aber, wie Klein sagt, „eine durch die reinste Liebe zu einem from- men, heiligen und in die dürftigste Armuth durch seinen Edelmutth gestürzten Mann sittlich geläuterte Hetäre“. Er weist mit Recht auf den Unterschied zwischen einer solchen Liebesheldin und einer griechisch-römischen Komödienhetäre hin, „die auf reiche Jünglinge Jagd macht und sie häus- lich, wirtschaftlich und moralisch zu Grunde richtet“. Dagegen vergißt er, die Aehnlichkeit zwischen diesem Cōur- tisanen-Bühnenspiel und dem neufranzösischen Foretten- drama, das er so häufig anseindet, hervorzuheben. Diese Entföhnung durch eine edle Liebe ist nicht nur in „Ma- rion de Lorme“, sondern auch in manchen pariser Demi- Monde-Stücken ein beliebtes Motiv — nur daß der magdalenenhafte Zug von den französischen Dichtern mit vieler Empfindsamkeit ausgeführt wird, während der in- dische Dichter ihm nur einen naiven Ausdruck gibt. Ohne Mäkel ist nach indischer Sitte der Verkehr mit einer Buh- lerin keineswegs. So sagt Chārubatta's Begleiter: „Eine Courtisane gleicht einem in den Fuß getretenen Dorn, den man auch nicht los werden kann ohne Schmerzen.“ Auch für indische Anschauungen liegt in der Liebe eines edeln und frommen Brahmanen und einer bisher „Ge- meingut“ gewesenen Buhlerin ein pikanter Contrast, der durchaus nicht so weit entfernt ist von den modernen Con- trasten in den Forettenstücken des Seine-Tal. Doch ist der Bindupoet glücklicher, was die Auskunftsmittel der

Vollstille betrifft; er braucht seine Heldin nicht an Schwind- sucht oder unglücklicher Liebe sterben zu lassen; denn der Brahmane heirathet sie als zweite Frau, welche von der ersten sehr freundlich und ohne alle Eifersucht aufgenommen wird.

Auch die descriptiven Längen des Stücks nimmt Klein in Schutz:

Maitreya bringt der Vasantasena die Perlenkette für das gestohlene Kästchen, nachdem er die sieben Vorhölle ihres Palastes durchschritten, deren Wunderpracht er einzeln und aufs umständlichste beschreibt. Die 4—5 Seiten lange Schilderung würde von der europäischen Dramaturgie und jeder unserer Regie-Streichanstalten, von jener aus Kunst, von diesen aus menschenfreundlichen Rücksichten gegen das Publikum, als descriptives, aber bühnenerregendes Meisterstück, ausgerottet werden. Das indische Schauspiel weiß noch nichts von unserer bewährten Theaterpraxis, wo noch ein Drama jene Wunder-eigenschaft mit Voltaire's Peau-de-chagrin gemein hat, vermöge welcher die Zauberkraft besagter Cassianrindschaut zunimmt, je mehr man sie verkürzt und je mehr Federstücken man von ihr abschneidet.

Wir wollen die europäischen „Regie-Streichanstalten“ keineswegs vertheidigen, ihre Rothstifte sind von angeborener Feindlichkeit gegen alle Poesie, und unser Publikum ist bereits so bequem geworden, daß jede längere Rede, wie poesievoll, ja wie dramatisch energisch sie sein mag, Gefahr läuft, es zu ermüden und zu langweilen. Doch diese Beschreibungen der acht Vorhölle im Schloß der Vasantasena sind so rein äußerlich, sind so sehr nur mit Worten ausgeführte Decorationsmalerei ohne einen Hauch von Stimmung, daß sie entschieden aus allem Dramatischen herausfallen.

Es muß befremden, daß gerade das älteste der auf uns gekommenen indischen Dramen ein rein bürgerliches Sittengemälde ist, ohne alle Beziehung zum religiösen Glauben und Cultus, ja daß die Vertreter der verschiedenen Glaubensrichtungen, die Brahmanen und der Buddhisten, nur nach der Seite ihrer menschlichen Individualität als dramatische Charaktere aufgefaßt werden, während gerade in den spätern Dramen der schönfarbenden Hofsportien die Gestalten des Glaubens eine große Rolle spielen. Klein bleibt uns die Erklärung für diesen anscheinenden Widerspruch schuldig. Sie liegt wol darin, daß, während das religiöse Cultusdrama sich anfangs in ernster Gediegenheit entwickelte, es gerade das Feld für die selbständige Nebengattung bürgerlicher Sittenbilder freiließ, indem zwischen dem Heiligen und Profanen keinerlei Verührung sein durfte, daß erst später in einer profaneren, dem altherwürdigen Glauben fremder gewordenen Zeit die Dichter sich auch des heiligen Stoffs mit freispieler Phantasie bemächtigten, wie dies in den mythologischen Zauberdramen Kälidasa's am sichtbarsten hervortritt, der die Apsarasen aus Indra's Himmel zu Feenspielen und scenischen Ballets engagiren durfte.

In Bezug auf das zweite indische Stück, das Drama Bhavabhuti's: „Mälati und Mādhava“, welches Klein das „Romeo- und Juliadrama der Indier mit glücklichem Ausgang, leidenschaftsvoll, aber nicht tragisch“ nennt, kann man mehr mit seinem Urtheil übereinstimmen. „An Macht

und Tiefe der Leidenschaft“, meint Klein mit Recht an Fülle und Kraft der Charakteristik übertrifft Bhuti den Kälidasa außer allem Zweifel. Wir wärmen uns in seinen Anschauungen etwas von Aeschylus' Natur in der Schilderung der Leidenschaft Shakspere's Lorit finden. Durch das Stück zieht sich der Gegensatz zwischen dem menschenfreundlichen Buddhacultus, die Buddhapriesterin, und dem menschenfeindlichen, den die dämonische Priesterin Kapāla-vertritt. Der letztere gipfelt in einer Scene, der rativen Hintergrund Klein etwas überschwenglich gebenden Worten schildert:

Die Gegenfigur zur wohlthätigen Buddhapriesterin, die dämonische Priesterin, Kapāla-Kundali, im Dienste der lichen Gottheit Chamunda, die Siva's von Menschen rauchenden Altären vorsteht, erscheint in der Luft auf Feuerwagen, in grauenhaftem Aufzug. Sie schwebt als der Geist des Verderbens. Zwees ihres Auftrags ist: die Mälati zu entführen und sie ihrer Gottheit zu opfern. Die Scene entspricht solchem Beginnen. Wir sehen brennenden Platz der Leichen vor uns; über den Boden knochen hingestrent. Bruch und Leiden der Schreckens mit Todtenbissen umgürtet, wie der lange Monolog einführt, mit grauenhaften Bildern, bei denen Macbeth die Ameisen über den Rücken würden laufen fühlen, Mādhava's Hirschhorn-Horn eine Gänsehaut bekämen. sich vor Mādhava zurück, der mit entblößtem Schwerte eintritt, und mit einem Stück Menschenfleisch in der Hand herantritt, um es den Nachtgeistern darzubringen, die lichen Spul er schilbert; fragenhaft schenkt, aber nicht glücklichen, schauerlichen Farben, die alles Gelate- und Grauen. Hier schließt nicht bloß, sondern wendet unter ganz und gar den Kopf, und voll Abscheu, hinweg, desgleichen. Vielleicht ist aber ein greller Contrast zwischen menschlichen Opferbegriffe der Buddhalehre und den fügen Siva-Opferdienst der Brahmanen beabsichtigt, der Menschensresserischer Wildheit und Karaibenthum der Blutgeiß des mexicanischen Völkchens zu spüren.

Es drängt sich uns bei dem ganzen Nachbemerkung auf, daß diese Abtheilung des Stücks Begriff entspricht, welchen die indischen Dramaturgen der Dramengattung „Dima“ verbinden. Ob sie eine Amputation einzelner Bruchstücke aus den größten der Schaubühne zu ihren Gattungsbegriffen sind, oder ob diese Amputation von den Dichtern vorgenommen wurde, welche kleinere selbständige men nach dem Muster dieser Situationen aus den fern Meisterwerken dichteten, mag dahingestellt sein. „Mälati und Mādhava“ enthält übrigens, am Schauerlichen, Stellen von großer lyrischer Schönheit, sowol was die Schilderung der grandiosen indischen Natur, wie den Ausdruck der Liebesempfindung betrifft.

Bei der Besprechung von Bhavabhuti's zweitem „Uttara Rāma Cheritra“ ergeht sich Klein in einem vollen Excurs über die tragische Sühne und das Sittengesetz; er weist nach, daß der Begriff der Schuld weiter gefaßt werden müsse, als dies geschieht, indem bei einer Beschränkung derselben Individuelle ein Prometheus, ein Oedipus, eine Medea, die Opfer Macbeth's und Richard's III. schuldig Leidende betrachtet werden müßten. Klein

Das Drama trägt der einzelne als Vertreter der Menschheit ihre Schuld, und seine Sühne ist auch ihre Sühne. Das Drama läutert aus dem Menschen das solidarische heraus, den Blutzugungen für die Gesamtheit: seine Gemeingültigkeit, die seine göttliche Natur und Bestimmung verbrieft.... Die volle Rechtfertigung des Causales übernimmt das öffentliche Gewissen."

Ueber das indische Intriguenstück „Mudra Râkshasa“, die seine spätern Nachdichtungen können wir rasch hingehen; es ist ein indisches „Glas Wasser“. Intriguen Minister gegeneinander, Ueberraschungen, Briefe, der, Lauschaenen, Entpuppungen einzelner geheimnisvoller Gestalten der Hindus spielen in den historischen Spielen dieselbe Rolle, wie in den europäischen, zum ersten Zeichen, daß es nichts Neues unter der Sonne, d. h. für den oberflächlichen Beobachter. Länger weilt auch Klein bei Kâlibâsa, dem Vielgefeierten, bei der „Sakuntalâ“, „für Europas Literaturen die Schlüsselname der dramatischen Frühjahrsflora Indiens, des indischen Dramaanfanges erster Morgenstrahl“, und „Vina und Urbasi“. Das begeisterte Lob, das Goethe „Sakuntalâ“ erteilte, regt unsern Autor an, veredelten Zügen in der Weltanschauung und Dichtweise Goethe's und Kâlibâsa's nachzuspüren, wobei er zu folgendem Resultat gelangt:

Nächst Shakespeare ist keines Dichters Seelengrundgewebe indisch, wie bei Goethe. Nur hat Shakespeare, dieser Universalerbe der dramatischen Kunst, wie Goethe das Harmonische des griechischen Kunstgeistes, die historisch-tragische Anschauung und Geistesstimmung der großen griechischen, den Geist des Homer und Aeschylus, aus der pathetischen Grundstimmung entfaltet, vielleicht nicht ohne Beimischung einiger Blutstropfen vom römischen, mit dem Etwas verwandten Gladiatoren-Blutgeist, den Seneca's Trauer schmaukt. Sophokles, Kâlibâsa und Goethe sind uns die großen, von der gleichartigsten Dichter-Seelenverwandtschaft der herrlichsten Dichtertrias gruppierten Poeten. Der epische Kraft dieses vorherrschenden Grundklangs konnte Sophokles der zweitgrößte Tragiker der Griechen werden. Seine ersten Tragödien, „Oedipus auf Kolonos“, „Philoctetes“, tragische Idylle, wie sie auch Goethe vielleicht, als Nachfolger des Aeschylus, wenn er die Fülle seiner Wundergaben schließlich auf die tragische Kunst hingepannt hätte, oder wie Kâlibâsa als Hellene würde gedichtet haben.

Klein scheint „Sakuntalâ“ zu den „Hospastorales“ zu rechnen, zu denen mehr oder weniger auch Goethe's „Lasso“ gehört, wir möchten sagen, es ist indische Renaissance, selbst indisches Rococo darin. Sehr eingehend ist die Analyse, die Klein von dem Zauberdrama gibt, und wir stimmen im wesentlichen mit seinem Endurtheil überein. Das Stück ist von unendlicher Anmuth und Leppigkeit, köstlicher Natur- und Liebesbilder, von einem wahrer arabischen Zauber, wogegen der äußerlich festgebaute Zauber in dem Spruch des erzürnten Weisen als Sanktasmusmotiv, in welchem sich nicht einmal die innere Zauberung symbolisiert, der Handlung allen dramatischen Werth raubt. Denn es ist ein poesieloser Niedergang des alten Glaubens, das todte Formelwesen, das, wie in „Vikrama und Urbasi“ den dramatischen

Anschlag gibt. Gegen die rein menschliche Motivierung in dem alten Drama Sudrasa's steht Kâlibâsa weit zurück. Mit Recht sagt Klein:

Kâlibâsa hat den Geheimfuss seiner Fabel, aus Rücksichten einer höfischen Kunst, in zu seine Farbenspiele von Halbverhüllnissen zerlegt und verdistelt. Kâlibâsa ist schon der überfeine Verkünstler der großen poetischen Dramenzweide, die er in allerhand kleine Kunstabsichtlichkeiten auspielt und flüchtigst. Er dramatisirt schon im Geiste des „Sineingeheimnisses“, während der Dichter doch herausgeheimnissen soll. Er versteht sich schon auf jene Kunstspiel, jene erotische Poesie, die in Andeutungsrätheln orakelt, und nach der Verschleierungsmaxime, die Fontanelle zum Stillgehe der Prosa stempeln wollte, auch die poetische Gestaltung modelt.

Für besonders bezeichnend und glücklich gewählt halten wir die von Klein durchgeführte Parallele zwischen der Sakuntalâ-Episode des Epos „Mahâbhârata“ und dem Kâlibâsa'schen Drama, indem aus derselben Überzeugungskraftig hervorgeht, wie der zierliche Hofdichter die alten menschlichen Motive verunstaltet. Der König des alten Epos vergift, weil er vergessen will, obgleich er sich seines Abenteuers „wohl erinnert“, und die vor ihn tretende Sakuntalâ richtet an ihn die strafenden Worte:

Ich bin allein, wohnst du in deiner Seele,  
Kannst nicht das Herz, jenen uralten Welten,  
Der immer schaut jegliche schlechte Handlung,  
In dessen Mäh' dein Vergehen du auslößst.  
Wer Böses that, der wähnt freilich: O, es sieht mich ja keiner hier!

Aber die Götter durchschauen ihn und der eigne innere Mensch.

Ein Hofpoet wie Kâlibâsa fand es dem poetisch-dramatischen Hofceremoniell wenig angemessen, daß eine verlassene Schöne sich mit solchen Strafpredigten an einen Herrscher wendete. Was würde Bhoga dazu gesagt haben, der schützende Alfonso unsers Lasso? Ein kunstsinziger König, gewiß mit so viel Sinn für die Schönen, wie das Schöne begabt. Würde er nicht, wenn er diese Rede von der Bühne herab hörte, an manche von ihm selbst verlassene Schöne erinnert, eine Erinnerung, die seinem „eigenen innern Menschen“ gewiß nicht angenehm war. Das mußte vermieden und der alte König Dushmanta dafür durch den Fluch eines Weisen mit einer Gehirnströmung behaftet werden, gleich als hätte er einen Becher Lethe aus der Hand des Prinzen von Arkadien getrunken. Damit hören die Vorwürfe des „innern Menschen“, freilich auch die Zurechnungsfähigkeit und damit das Drama selbst auf. Einen ähnlichen Gedankengang verfolgt Klein:

Die Sakuntalâ-Episode im Mahâbhârata überragt an poetisch-menschlicher Bedeutsamkeit, geistigem Dichtungsgehalt, vor allem in Bezug auf die Qualität, welche der Poesie erst die volle, göttliche Weihe erteilt, in Bezug auf den philosophischen Grundgedanken, das eigentliche Culturmoment der dramatischen Poesie — die Sakuntalâ-Episode überragt das Schauspiel „Sakuntalâ“ so hoch, so majestätisch hoch, wie der Himalaja sich über das kleine Paradies eines indischen Blumengeldes, eines gewürzreichen Lusthals erheben mag, das zu seinen Füßen liegt, ihm Blumenopfer weihend und balsamische Verwöhnungsdüfte liebetrunkener Blüten.

Wenn wir mit Klein in Bezug auf die „Sakuntalâ“ im wesentlichen übereinstimmen, so erscheint uns dagegen



des Urtheil, das er über „Vitrama und Urbasi“ fällt, allzu streng; denn dies Drama ist, während in der „Sakuntala“ rein menschliche Situationen zu Grunde liegen, von Haus aus in eine Traum- und Zaubersphäre versetzt, wo wir uns über das Wunder nicht mehr zu wundern haben; denn es liegt gleichsam in dem poetischen Klima des Dramas. Hier, wo der süß fabulirende Wahnsinn uns fortwährend umfassen hält, erscheint ein irrfinniger König ebenso wenig als Inconsequenz, wie eine sich in eine Weinrebe verwandelnde Nymphe, eine wahrhaft obdissche Metamorphose. Klein sagt:

Stoff und Motive dieses mythischen Zauberdrama scheinen uns noch heute für ein Zauberballet ausnehmend geeignet. Verflüchtete, sogar hirnlose Ballette gibt es die Menge. Aber schwerlich ein Ballet mit einer für die Tanzpantomime so dankbaren Wahnsinnszene, die noch außerdem ein König aus dem Mondgeschlechte tragte. Wir nehmen keinen Anstand, das Drama „Vitrama und Urbasi“ als Grundlage zu einem Balletlibretto dem gegenwärtig ersten Balletmeister, unserm Paul Taglioni, zu empfehlen. Sein Geschmac, sein poetischer Tact, sein großes Talent für malerische Gruppierung und Bühnenzauberwirkung: bürgen dafür, daß er über ein Tanzdrama, „Vitramorvasi“, den poetischen Märchenhauch von Kälidasa's Zauberdrama werde zu hauchen wissen.

Operhaft und balletartig ist freilich der Charakter des Ganzen. Doch hat Klein nicht genug die außerordentliche Fülle an lyrischen Schönheiten hervorgehoben, diesen melodiös-musikalischen Zauber einer sich in Naturmystik wiegenden Seelenandacht. Mit den Monologen des in Wahnsinn irrenden Königs kann sich bei Bhavaduti die ganz ähnliche Situation keineswegs messen, was den intensiven Zauber glühender Stimmung und eines brennenden Colorits betrifft.

Kälidasa's drittes Drama ist ein Intrigenstück nach dem Muster des „Mudra Kälidasa“. Ueber dasselbe wie über die übrigen weiß nur dem Inhalt nach bekannten Dramen der indischen Melpomene und Thalia ertheilt Klein alle wünschenswerthe Auskunft. Auch seine Darstellung des „Prabodha Chandrodaya“ ist ganz geeignet, ein Bild dieses wunderbaren und geistvollen Gedankendramas zu geben, das in seiner Art einzig in der ganzen Weltliteratur dasteht und überdies einen hohen Begriff von der Bildung eines Publikums gibt, dem diese philosophische Mystrie sich auf der Bühne zu vollem Verständniß erschloß. Selbst die Stadt der Intelligenz, in welcher nacheinander die philosophischen Katheder der größten Meistros des Gedankens ausgerichtet waren, würde vor einem ähnlichen Gedankendrama modernen Inhalts mit verständnißloser Langeweile sitzen und sich sehnen nach den „Fleischbüpfen Aegyptens“, nach jener derbgreiflichen und wohlschmeckenden Bühnenkost, mit welcher Pohl und Weirauch sie zu regaliren verstehen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschuß folgt in der nächsten Nummer.)

## Altes und Neues aus dem deutschen Lieberschatz.

Wer die für die „literarische Unterhaltung“ bestimmten Vorräthe, die sich allmählich auf dem Büchertische ansammeln, ordnet und sichtet, der gleicht wol einem Hausvater, der aus seinem Schatze Altes und Neues hervorträgt. Alte liebe Freunde, oft in dem neuen Gewande einer Miniaturausgabe, treten wieder vor unser Auge; auch gleichgültigere Namen, denen wir schon hie oder dort begegnet sind, tauchen empor aus der wogenden Flut der homines novi, über welche oft nur zu bald finstere Vergessenheit die dunkel nachtenden Schwingen ausbreiten wird. Und in dem Inhalt der Bücher findet sich eine ähnliche Mischung; wenn eins der heute zur Besprechung vorliegenden Werke (Nr. 9) den Titel führt: „Gedichte, alte und neue, gute und schlechte“, so kann wol pars pro toto gelten, und die so häufig wiederkehrenden Reminiscenzen an Platen, Geibel oder Heine berechtigen die Kritik zu dem Stoßseufzer:

Wer kann was Kluges, wer was Dummes denken,  
Das nicht die Vorwelt schon gedacht!

Allein wenn auch das „gute Neue“ nicht häufig ist, so findet sich doch manche Bereicherung des deutschen Lieberschatzes, und im ganzen ist der Eindruck ein nicht unerfreulicher, ist doch schon an und für sich jedes neue Büchlein lyrischer Gedichte ein bewußter oder unbewußter Protest gegen jene nüchternen materialistische Weltanschauung, welche die Entwicklung des geistigen Lebens in ein Rechenexempel aufzulösen sich bestrebt! Ein junger kräftiger Nachwuchs sproßt in dem deutschen Dichterwald, und wenn auch nur wenig Bäume zur vollkommenen Entwicklung gelangen, und es zweifelhaft sein mag, ob sie sich einst zu den heiligen Hallen der Poesie empormöhen werden, so schließen sich doch schnell alle Lücken wieder, und nach wie vor grünt der „schöne Wald hoch da oben“! Die Wälderverwüstung würde aber auch hier ihre verderblichen Wirkungen zeigen; wie in einem Lande, welches des Schmuds seiner Wälder beraubt wird, die Quellen und Ströme versiechen, der fruchtbare Boden von den Wildwassern weggerissen wird und nur eine steinige Wüste da zurückbleibt, wo früher die Rebe grünte und der Delbaum wuchs, so geht es auch mit dem geistigen Leben eines Volks, dem der Kranz der Poesie von dem Haupte gerissen wird; es wird getroffen von des Sängers Fluch: „Daß es darob verborret, daß jeder Quell versiegt, daß es in künft'gen Tagen versteint, verödet liegt!“ Ueber den Zahlenreihen der Nationalökonomie und den Formeln der Positivität darf die Wahrheit des Spruchs nicht vergessen werden: „Der Mensch lebt nicht vom Brode allein, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht“; ein Spruch, den die echte Poesie auch auf sich beziehen kann und soll!

Ist nun auch in einzelnen der nachfolgenden Werke von dieser echten Poesie oft nur eine kaum wahrnehmbare Dosis in homöopathischer Verdünnung und Verwässerung zu finden, so strömt sie doch in andern, alten und neuen, als lebendige Quelle aus dem Sande hervor, ein „frischer Brunnen im Regenbogenglanz“. Von den alten sind zunächst



i Gedichtsammlungen zu nennen, von denen die eine in  
iter, die andere sogar in vierter Auflage vor uns tritt:

Gedichte von Leonhart Wöhlmuth. Vierte Auflage.  
Augsburg, Kieger. 1863. 16. 1 Thlr.

Gedichte von L. Christ. Zweite vermehrte und neu bear-  
beitete Auflage. Clarus, Buchhändler. 1865. 8.

Die „Gedichte“ von Leonhart Wöhlmuth (Nr. 1)  
zeichnen sich durch eine warme und tiefe Empfindung,  
einen wohlthuenden Idealismus und eine harmo-  
nisch abgerundete Form vortheilhaft aus und entschädigen  
durch für den Mangel einer eigenartigen Auffassung  
eines höhern Schwungs der Phantasie. Das in der  
antiken Uniform der Miniaturausgaben erscheinende Buch-  
umfaßt: „Stimmen der Natur“, „Blätter der Liebe“,  
„Der Kaiserdom in Speier“ und „Vermischte Gedichte“;  
werthvollsten ist die dritte Abtheilung: „Der Kaiser-  
dom in Speier“, aus welcher namentlich die Lieder: „Am  
Rhein“, „Die Todtenstadt“, „Auf nach Osten“ und „Das  
Kreuzfest“ lobend hervorzuheben sind. Auch das „Lebe-  
lied“ und „Aschermittwoch“, namentlich aber das  
schwungvolle und gehaltvolle Schlußgedicht, der zur Stif-  
terfeier des kaiserlichen Lieberfranzes gewidmete „Gän-  
gruß aus Schwaben“, welches für derartige, meistens  
aus Phrasen mosaikartig zusammengesetzte Festpoeme  
Muster gelten könnte, rechtfertigen den Vorzug, den  
diese Gedichtsammlung durch das Erscheinen in vierter  
Auflage erfahren hat.

Die „Gedichte“ von L. Christ (Nr. 2) sind mit dem  
einfachen Motto:

Es will die Pflanzenblüte  
Sich klären wie das Licht — (?)  
Ist Andacht im Gemüthe  
Die Herzensblüte nicht? —

„Lieder der Andacht“ bezeichnet, denen nach der An-  
ordnung am Schluß des Buchs später noch „Heimat-  
lieder“, „Lieder der Liebe und Laune“, „Germanische Lie-  
der“ und „Mannichfaltiges“ nachfolgen sollen. Die glän-  
zende Zuversicht, der sittliche Ernst und die Wärme  
der Empfindung, welche sich in diesen Gedichten aus-  
sprechen, berühren den Leser wohlthuend, während sich  
trotz der vielfach unangenehm hervortretende Schwer-  
fälligkeit und Steifheit des Ausdrucks nicht übersehen läßt.

Von den neuern Gedichtsammlungen verdienen beson-  
ders hervorgehoben zu werden:

Gedichte von Max Freidank. Elberfeld, Bädeler. 1865.  
16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gedichte von Albert Möser. Leipzig, Matthes. 1865.  
8. 15 Ngr.

Aus dem Leben in Lied und Spruch von Adolf von  
Harleß. Stuttgart, S. G. Fischer. 1865. 16. 1 Thlr.  
6 Ngr.

Die in eleganter Ausstattung erschienenen „Gedichte“  
von Max Freidank (Nr. 3) bekunden in erfreulicher  
Weise eine nicht unbedeutende poetische Begabung, welche  
noch mehr epischer als lyrischer Natur ist. In dem  
allgemein starken Bunde dieser Gedichte findet sich nicht  
ein eigentliches Lied, und nur selten eine rein lyrische

Stelle. Die „Erzählenden Gedichte“ sind nicht bloß in  
der ersten, diese Ueberschrift tragenden Abtheilung, welche  
den dritten Theil des Buchs umfaßt, enthalten; auch der  
Dithyrambus „Bacchos — Bromios — Dionysos“, die  
theogonische Elegie „Prometheus“ und andere Gedichte in  
antiktischer Form, selbst die Festpoeme am Schluß des  
Bandes tragen diesen Charakter. Geht die Darstellung  
auch zuweilen etwas in die Breite, so ist dieselbe doch  
klar und fast immer ansprechend, die Zeichnung scharf  
und fein, und die schwungvolle Diction, durch welche sich  
z. B. „Saul“, „Jeremias auf den Trümmern Jerusalems“  
und der einen Excurs griechischer Mythologie enthaltende  
Dithyrambus „Bacchos — Bromios — Dionysos“ aus-  
zeichnen, ist volltönend und kräftig. Weniger gelungen  
sind einzelne der antiken Form sich nähernde Gedichte.  
„Die Distichen des Prometheus“ z. B. sind etwas schlep-  
pend, und auch nicht immer ganz correct scandirt; nach  
Form und Inhalt dagegen sehr anmuthig ist die „Elegie  
in den Ruinen des Olympion bei Syrakus“ und die  
„Corthische Elegie“. Von den Festgedichten der letzten  
Abtheilung dürfte nur das Poem zur Einweihung der  
neuen gothischen Künstler-Vereinshalle in Bremen eine  
über den engern Kreis der Festgenossen hinausgehende  
Bedeutung beanspruchen können, das Festgedicht zu Schil-  
ler's hundertjährigem Geburtstag mit einer politischen Ein-  
leitung, mit der inzwischen längst verstummten Klage,  
„daß der Däne des deutschen Schwertes spottet“, ist da-  
gegen sehr unbedeutend.

Die „Gedichte“ von Albert Möser (Nr. 4), der  
Schauspielerin Fanny Jannasch gewidmet, umfassen in  
vier Abtheilungen einige Lieder und Balladen, einen Kranz  
von 30 Sonetten, 25 Oden und eine Sammlung von  
Distichen. Alle diese Gedichte, namentlich die Oden und  
Distichen bekunden eine bewundernswürdige Herrschaft über  
die Sprache, welche sich den antiken Versmaßen unge-  
zwungen zu fügen scheint; die alexandrischen und sapphischen  
Strophen fließen bei Horaz nicht harmonischer dahin, als  
in diesen deutschen Oden. Die Sonettform handhabt der  
Dichter mit gleicher Virtuosität, und auch die meisten der  
Distichen zeichnen sich durch Reinheit und Wohlklang der  
Sprache aus. In diesen schönen Formen kommt jedoch  
ein etwas eintöniger Inhalt, welcher durch die sentimentale  
melancholische Gemüthsrichtung des Dichters bedingt  
wird, zur Erscheinung; eine unendliche Liebessehnsucht,  
ein „unansprechliches Seufzen“, ein wehmuthvolles Klagen  
über die Nichtigkeit alles Irdischen, verbunden mit  
dem Ausdruck schwärmerischer Freundschaft tritt uns überall  
entgegen; wird doch in Sonett XX ausdrücklich darüber  
geklagt, daß der „Weltschmerz, der Schmerz aller ho-  
hen Seelen“, als ein überwundener Standpunkt gelte.  
Die Empfindung, die in diesen Gedichten zum Ausdruck  
gelangt, ist warm und tief, es fehlt ihr aber die Kraft  
und Frische der innern Gesundheit; im Sonnenchein eines  
fröhlichen Lebensmuthes würden sich bei der reichen Be-  
gabung des Autors gewiß noch duftigere, glanzvollere  
Blüthen dem Dichte eröffnen. Von den Sonetten sind das  
erste und siebzehnte („Es klang schon manches Lied aus

Dichtermunde"), von den Oden die erste, neunte, sechzehnte, „An einen Bacchuskopf“ („Menschenglück, ach, höchstes, es heißt: durch Thränen lächeln"), als besonders gelungen hervorzuheben; unter den Distichen hätten die etwas trivialen Sinngebichte, welche auch zu dem übrigen Inhalt der Sammlung nicht recht passen, keine Aufnahme finden sollen. Als ein Beispiel der schönen Diction möge hier noch eine Strophe aus der vorerwähnten neunten Ode: „Mein Gebet“, Platz finden:

Gebt Menschen mir, groß, edel und hellen Geistes,  
Die nicht der Traum des Irdischen ganz befangt,  
Aus deren Aug' mich rührend anspricht  
Götterverwandtschaft und Erdenfremdheit!

In der mit einer hübschen Titelvignette geschmückten Sammlung von Liedern und Sprüchen: „Aus dem Leben“, von Adolf von Harless (Nr. 5), nimmt, wie dies nach der Lebensstellung des Verfassers, des Autors rühmlichst bekannter theologischer Schriften und Predigtsammlungen, zu erwarten war, die Abtheilung: „Geistliches in Lied und Gedicht“, den größten Raum ein. Doch können gerade diese Gedichte in ihrer Mehrzahl ihrem innern Werth nach eine besondere Bedeutung nicht beanspruchen; dieselben enthalten häufig nur eine Paraphrase lose zusammengefügtter Bibelsprüche und geschickt versifizierte Homilien, in denen die zu reichliche Anwendung der biblischen Terminologie vielfach störend wirkt. Doch zeugen einzelne derselben, welche sich von diesen Eigenthümlichkeiten frei erhalten, von einer unverkennbaren poetischen Begabung des Verfassers, z. B. die Gedichte: „Ruhe in Gott“, „Abendfeier“, „Es ist noch eine Ruhe vorhanden“, „Stella matutina“, von denen das letzte als Probe hier stehen möge:

O süßer Morgenstern, du Licht der Welt,  
Brich durch die Nacht, die noch im Schlaf uns hält!  
Beim Ausgang jauchzte dir der Engel Chor,  
Und trug der Hirten Lied zu dir empor;  
Der Hirten Lied erweck' mit neuer Macht,  
Vom Ausgang leuchte her in alter Pracht,  
Brich durch die Nacht, die noch im Schlaf uns hält,  
O süßer Morgenstern, du Licht der Welt!

Derartige Gedichte, in welchen ein „zierlich Denken, süß Erinnern“ in maßvoller Form zu anmuthigem Ausdruck gelangt, finden sich hauptsächlich in der zweiten Abtheilung: „Sommer- und Herbsttage am See“, von denen „Der Abschied vom See“, „In der Laube“ und die beiden Gedichte von der „Roseninsel“ besonders hervorgehoben zu werden verdienen; mehrfach auch in der ersten und dritten Abtheilung, welche unter dem Titel: „Stimmungen aus Vergangenheit und Gegenwart“ und „Aus der Fremde“, manches Unbedeutende, aber auch einzelne sehr ansprechende Lieder enthalten, z. B. „An die Schwalbe“ und „Nachttrübe“.

Nächtliches Dunkel sinket herab,  
Breitet sich schweigend aus wie das Grab,  
Sternengefunkel glänzt allgemach  
Licht wie die Kerzen am Sargophag.

Drinnen ist's ruhig, kaum schlägt das Herz,  
Traumstill begrabne Freud' ist und Schmerz;  
Nur in den Zweigen rauschet der Wind,  
Schlummerliebseelig, leise und lind.

Wie einer Mutter Wiegenlied klingt,  
Rauschet der Nachtwind, klinget und singt,  
Und in die Träume zaubrisch er flücht  
Bilder wie Sterne, Thue wie Licht!

Die in dem Einleitungssonett erwähnten „Stacheln“ finden sich hauptsächlich in den „Sprüchen und Glossen“, von denen die meisten polemisch gehalten sind. Die besten derselben erinnern öfters an Goethe's „Zahme Xenien“; zuweilen gelangt in ihnen ein klarer und scharfer Gedanke zu treffendem Ausdruck; oft haben diese Sonnetten etwas Sprichwortartiges, Volksthümliches; z. B. Nr. 68:

Weil unser Gott geduldig bleibt,  
An ihm sich jeder Prohlhaus reibt;  
Welleibe sing er das nicht an  
Bei seinem Nachbar Grobian!

Dagegen sind auch viele dieser Sinngebichte, namentlich die gegen Philosophen, Juristen, Historiker und Kritiker gerichteten Sprüche theils ohne Pointe, theils mehr grob und derb als sinnig und witzig. Von den 12 Rätselfen ist bei weitem das beste Nr. 5, welches in prägnanten Antithesen den „Einsall“ im anmuthigen Spiele des Doppelstuns zum Rätselfwort gestaltet.

Einen viel unerfreulichern Eindruck machen folgende Gedichtsammlungen:

6. Leid und Lied. Gedichte von Jakob Mähly. Bern, Falter. 1865. 16. 16 Ngr.
7. Nordseelänge von Eduard Kloster. Leipzig, Zimmer. 1864. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.
8. Aus deutschem Sängerbogen! Gedichte von Heinrich Stein. Leipzig, M. Schäfer. 1865. 16. 10 Ngr.
9. Gedichte, alte und neue, gute und schlechte von J. F. Horn. Kiel, Schröder und Comp. 1865. 16. 22 Ngr.

Das „Leid“ um den Verlust einer geliebten Gattin scheint die Quelle vieler der „Lieder“ Jakob Mähly's (Nr. 6) gewesen zu sein; dies Thema klingt in den verschiedenartigsten Variationen überall hindurch, gewinnt aber nur selten den erschütternden Ausdruck herbsten Seelen Schmerzes, wie in dem kurzen: „O Gott, sie haben – Mein Weib und all mein Glück begraben“, aus den „Abgetheilten Tagebuchblättern in Geibel's „Neuen Gedichten“ Eins der besten dieser Klagelieder ist das Gedicht: „An dem See“, welches sich durch den Duft einer harmonischen Färbung und eine poesievolle Stimmung auszeichnet und dadurch als rara avis von den übrigen sehr mittelmäßigen Liedern, welchen gerade diese Vorzüge besonders mangeln, vorthellhaft abhebt. Auch die romanzenartige Gedichte und der im Anhang mitgetheilte schweizerische Prolog zur Schiller-Feier, sowie der Nachruf an Ludw. Uhland sind sehr unbedeutend.

Der Verfasser der „Nordseelänge“ (Nr. 7), Eduard Kloster, welcher fünf Jahre lang (1847–51) Inspektor auf Wangerooge gewesen ist und auch die meisten übrigen Nordseeinseln aus eigener Anschauung kennen bezeichnet als Quelle dieser Lieder: „Liebe zum Vaterland, Liebe zum Deutschen Meere und seinen Landen, Vertrautheit mit seinem Leben und seiner Geschichte, Hoffnung in seine Zukunft, getragen vom Glauben des ewigen Wortes“ Leider vermögen diese aber den Mangel einer originell

irdlich dichterischen Auffassung der Natur, und den Mangel einer künstlerischen Gestaltung des Gedankens nicht zu vergessen: Mängel, welche sich in der überwiegenden Mehrzahl der Gedichte nur zu sehr fühlbar machen, und der ganzen Sammlung den Stempel eines unerfreulichen poetischen Dilettantismus aufdrücken. Die „Nordseelänge“ enthalten eine ausführliche, fast pedantisch genaue Beschreibung aller auf und an dem Meere vorkommenden Naturscheinungen, bei denen auch das Kleinste nicht übersehen wird:

Und ob auch am Strande  
Nichts grünet und blüht,  
Es freut auch am Sande  
Sich fröhlich Gemüth!

ber nur selten wird Farbe und Stimmung gut wiedergegeben, und wenn überall mit „haec fabula docet“ moralische Nutzenwendungen angehängt werden, so wirkt das so ermüdender, als dieselben meist im Katechistron der See abgefragt werden. In einem dieser didaktischen Dialoge spricht die Welle (S. 89):

Wol mir vertrauen  
Kannst du fürwahr,  
Aber auch schauen  
Sollst du Gefahr;  
Traue nur immer,  
Doch, sei gescheit,  
Und, lieber Schwimmer,  
Geh nicht zu weit! —

Thema, welches dann in den beiden Gedichten über die Rettung des Kronprinzen Ernst August von Hannover am nordeuropäer Strande am 10. August 1861 mit der ganzen Langweiligkeit officiöser Festpoesie weiter ausgesponnen wird. Aehnliche triviale Nutzenwendungen, wie V. S. 97:

Und wisse noch, es ist recht gut,  
Wenn gründlich man einmal erfährt,  
Wie's unterm Eis sich schlafen thut!  
Bewahre Freund, was du gehörst!

der (S. 56):

Ihr müßt freilich schädlich meinen,  
Daß es gut nicht anders geh',  
Als nicht, wie man ist, zu scheinen,  
Doch das paßt nicht auf die See! —

elche zugleich Beispiele davon geben, daß häufig die Sprache ebenso wenig correct als schwungvoll ist, bilden das Thema der meisten dieser Gedichte. Mühen derartige Betrachtungen, die allerdings vielfach von einer lebhaften Empfindlichkeit für die Schönheiten der Natur und von einer sorgfamen Beobachtung Zeugnis geben, in den Hohlklingen auf der Kanzel der einsamen Inselkirche ihre Wirkung nicht verfehlt haben, so macht doch die der Großherzogin von Oldenburg gewidmete Zusammenstellung derselben in metrischer Form, welche einen Band von mehr als 300 Seiten füllt, den Eindruck einer ermüdenden Monotonie. Nur einzelne derselben, z. B. das Einleitungsgebiht: „Dreiklang der deutschen See“, dann das lattdutsche „De twe ditsche Marbbröder“, mit dem Refrain: „Up ewig ungedeelt“, von dem auch eine hochdeutsche Transcription beigelegt ist, sowie einige Lieder, 1866. s.

zu denen persönliche Erlebnisse des Verfassers Veranlassung gegeben haben, können einen höhern Werth mit Recht beanspruchen.

Das kleine Büchlein: „Aus deutschem Sängerkörzen“, von Heinrich Stein (Nr. 8), in seiner äußern Ausstattung ungemein zierlich und geschmackvoll, erinnert in seinem Inhalt zu sehr an den gutgemeinten jugendlichen Enthusiasmus, der auf deutschen Sängerkörzen, namentlich gegen Ende der Festtasel, zu herrschen pflegt. „Du herrlich deutscher Männerchor, laß deine Lieder brausen, und bringe in der Feinde Heer Entsetzen, Nacht und Grausen!“ oder: „Wir wollen deutsche Lieder singen, bis einft das Lied zur deutschen That!“ — das klingt mit obligater Orchesterbegleitung zwar recht gut, bedeutet jedoch im Grunde ebenso wenig, als das pium volum: „Der Deutschen Einheit fester Grund sei unser deutscher Sängerbund!“ Gut gemeint sind alle diese Lieder aus deutschem Sängerkörzen, halten sich jedoch ohne jede erkennbare Spur von Originalität auf der breitesten Heerstraße herkömmlicher Lyrik, und werden in den „Reitern Viden“, welche den „Ernstern Stunden“ angehängt sind und namentlich in den beiden letzten Trinkliedern bei aller Gemüthlichkeit doch etwas sehr trivial.

Die „Gedichte“ von J. F. Horn (Nr. 9) enthalten alte und neue Lieder aus den verschiedensten Jahrgängen; fast die Hälfte stammt aus den Jahren 1822—28, so daß sich gegen den Abdruck derselben das Publikum auf das Recht der Verjährung berufen könnte, fast ein Drittel gehört dem letzten Lustrum an, zu dessen Anfang der Verfasser von der Poesie bereits mit den Worten Abschied genommen hat:

Meinen Lirbenen  
Sonne endlich setzt die Ruh',  
Ich mag dich nicht mehr lieben,  
Ich bin zu alt dazu!

Die entschieden „schlechten“ Gedichte bilden die überwiegende Mehrzahl, die „guten“ sind dagegen sehr selten, und selbst die besten, z. B. „Sehnsucht“, erheben sich nicht über das Niveau eines mittelmäßigen Dilettantismus; auch bei ihnen muß man, wie das Vorwort sagt, „nicht auf die That, nein, auf den Willen sehn!“ Den lyrischen Gedichten sind noch Scenen aus dem Trauerspiel „Königin Theutberga“ angehängt, Fragmente, welche einen selbständigen Werth nicht beanspruchen können.

E. Hersfurth.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

### Vom Büchertisch.

1. Geschmackslehre oder Wissenschaft des Schönen. Zum Selbstunterrichte für alle nach Bildung Strebenden. Von E. J. Braun von Braanthal. Wien, Gerischel. 1866. 8. 26 Ngr.

Eine populäre Aesthetik, welche über die Grundbegriffe des Schönen und der Kunst im allgemeinen orientirt, aber ohne die Resultate der neuern Wissenschaft nach Gebühr mit aufzunehmen. Gegen ein allgemeines Kunstprincip verhält sich der Autor skeptisch; doch indem er die Antike

und die Romantik und zwar in etwas vagen Umrissen analysirt, fehlt die ergänzende Kategorie des Modernen. Unglücklich ist Brauntal in einzelnen Begriffsbestimmungen, wie z. B. in dem des Erhabenen, von dem er behauptet, daß sein Begriff den der Ruhe in sich schließe. Von geschmackvollem Stil gibt er selbst sehr ungeeignete Beispiele, so z. B. wenn er in der Erklärung des Tragischen von „Verhältnissen“ spricht, „vor deren donnernden Forderungen die Stimme des Gewissens eindrucklos verhallt, die Ewigkeit als ein Chaos und der ungeheure Augenblick als alleiniges Dasein erscheint“. Die „donnernden Forderungen“ und der „ungeheure Augenblick“ sind Wendungen, die mehr in eine schwache Copie der Schiller'schen „Räuber“, als in eine Geschmackslehre gehören. Der Humor wird in Saphir'schem Stil charakterisirt, der Witz z. B. sein Kammerdiener und der Scharfsinn sein Kassirer genannt. Das zweite Buch: „Die Poetik“, ist allerdings nur eine Poetik in nuce, kaum für den Hausbedarf ausreichend.

2. Physiognomie des menschlichen Auges. Für Gebildete aller Stände. Von Emil Richard Pfaff. Dresden, Ertl. 1866. 16. 18 Ngr.

Ein Beitrag zur praktischen Menschenkenntnis, nicht in allgemeinen Phrasen, sondern durch Beobachtungen und Thatfachen, eine Ergänzung von Carus' „Symbolik der Gestalt“. In acht Briefen wird uns Etymologisches und Physiologisches vorgeführt, die Wirkung der Farben und Formen auf das Auge, und die verschiedensten Arten der Blicke, der vornehme, der jungfräuliche Blick, der sinnliche Blick, der Blick des Geizes, der Diebesblick, der Blick der Liebe, der Freude, der Blick wahrhaft großer Männer, der Dichter und Künstler. Geniale Denker, meint Pfaff, die an eine schöpferische Thätigkeit gewöhnt sind, haben eine große Sehweite, mit großer, offener Pupille, wodurch ihr Blick die Lieblingsbeschäftigung ihrer Seele klar ausdrückt. Es gehört daher keine große Menschenkenntnis dazu, die eigentliche Dichter- und Künstlerphysiognomie lediglich aus der Eigenthümlichkeit des Blicks zu erkennen und die Fälle richtig zu beurtheilen, in welchen, wie dies so häufig im Leben der Fall ist, diese Dichter- und Künstlerphysiognomie unter Beihülfe eigenthümlicher phantastischer Tracht, langer Haare und kühnen Auftretens jammervoll nachgeahmt wird.

Wie er sich räuspert, wie er spuckt, „das können sie einem genialen Dichter und Künstler leicht nachmachen, aber die Eigenthümlichkeit der langen Sehweite und den bleibenden Ausdruck der Augen, wie er unsern größten Dichtern eigen war und wie ihn die Kunst im Porträt, wie in der Büste, oft mit tiefem physiologischen und physiologischen Verstande dargestellt hat, kann niemand seinen Augen selbst geben, wenn dies von innen heraus die Seele nicht thut“. Später wird der Ausspruch Herder's citirt: „Jeder große Mann hat einen Blick, den niemand als er mit seinen Augen machen kann. Dies Zeichen, das die Natur in sein Angesicht legte, verbunkelt alle übrigen Vorzüge und macht einen Socrates zu einem schönen Mann in besonderm Verstande.“ Auch über die

Bedeutung der hervorstechenden, der tiefstehenden, der starren, der kleinen und geschliffenen Augen erhalten wir mancherlei Belehrungen. Namentlich wird der darstellende Künstler die Physiognomie des Blicks nicht ohne Nutzen studiren.

3. Träumereien eines Kleinfüßlers. Von Otto Spielberg. Hamburg, J. P. E. Richter. 1865. 8. 20 Ngr.

Das Büchlein ist Robert Hamerling, dem Dichter des Schwanenliedes der Romantik gewidmet, dem „Sänger der Liebe mit dem Herzen so zauberreich, mit der Stimme so schwanengleich, mit dem Auge, das nur das Schöne sieht, mit dem Blicke, der ins Reich der Ideale flieht“. Spielberg bildet indeß, als Anhänger eines Bogumil Goltz und Vertreter eines jeanpaulistrenden Stils, einen auffallenden Contrast zu der nach Formvollendung strebenden Richtung Hamerling's. Das Büchlein ist übrigens geistreich und enthält eine Fülle trefflicher und schlagender Gedanken, allerdings in der Form hin- und herhüpfender Pöcher und nicht ohne mancherlei barocke Auswüchse und allzu persönliche Anspielungen. Der Autor denkt radicaler als Bogumil Goltz in vielen Gewissensfragen der modernen Menschheit; es sind schwungvolle, dithyrambische Stellen in seiner Schrift, wie der Traum am Ende des siebenten Abschnitts, wo er von der Geisterrepublik, von Reim und Blüte ewiger Lebensschöne träumt. Pilant ist auch der Stedebrief, den Spielberg auf sich selbst ausstellt. Es ist im ganzen erfreulich, daß die jeanpaulistrende Richtung in unserer Literatur nicht ausstirbt: die Wärme, der Geist, das Leben, das in ihr pulst, wird wesentlich dazu beitragen, sie, um den Herder'schen Ausdruck zu gebrauchen, „zu entpöbeln“.

4. Waterloo. Gedenkbuch an das glorreiche Jahr 1815. Herausgegeben von E. Grosse und Franz Otto. Leipzig, Spamer. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Dieses sieben Bogen starke Heft, welches eine neue Folge der „Illustrierten Jugend- und Hausbibliothek“ bildet, schildert in gedrängter Kürze und recht übersichtlich die Schlacht von Waterloo und ihre Helden, sammt den unmittelbar vorausgehenden und nachfolgenden politischen Ereignissen. Es umfaßt den Zeitraum vom ersten Pariser Frieden bis zur „Heimkehr der Sieger“. Ganz besonders sind auch die Heldenthaten der englisch-deutschen Legion hervorgehoben. Die Verfasser geben an, daß sie bei der Schilderung der Schlacht von Waterloo theilweise Wigleben gefolgt seien. Es scheint uns indeß, daß auch die Hauptquelle derselben, besonders was den Antheil der englisch-deutschen Legion betrifft, die „Geschichte der königlich deutschen Legion von H. Lubow Beamisch“ (Hannover 1837) benutzt worden ist; wenigstens haben wir gefunden, daß einige Stellen ohne Quellenangabe und ohne Gänsefüßchen wörtlich aus letztgenanntem Werke abgeschrieben sind. (Vgl. z. B. S. 54 und 55 in dem Grosse Otto'schen Buche und S. 390, 392 fg. in Beamisch. Ob Beamisch bereits von Wigleben in dieser Weise benutzt worden ist, wissen wir nicht, da uns das Werk de

Leipzig! Waterloo! St.-Helena! oder das Weltgericht vor fünfzig Jahren. Ein Gedenduch für das deutsche Volk von Wilhelm Meizirl. Illustrirt von L. Burger. Erste Fieferung. Bamberg, Geyhle. 1865. 8. 5 Ngr.

Ein ganz ähnliches, gleichfalls mit Illustrationen ge-  
ertes Schriftchen wie das vorige. Es entrollt uns in  
urzen, etwas knapp gehaltenen Bildern die Geschichte der  
reiheitskriege von der Französischen Revolution bis zur  
rhebung Preußens. Wegen seiner kurzen Uebersichtlich-  
it und der patriotischen Gesinnung, die sich darin aus-  
oricht, ist es besonders der Jugend zu empfehlen.

Die Wahrheit. Von R. Heizingen. Ein Vortrag. Boston,  
Selbstverlag. 1865.

Diese kleine, in der gewohnten geistreichen und ge-  
strigten Weise des bekannten deutsch-amerikanischen Schrift-  
ellers verfaßte Abhandlung über die Wahrheit enthält  
derbings viel Wahrheit, jedoch können wir uns mit sei-  
en philosophischen Anschauungen, deren letzte Konsequenz  
r entschiedene Materialismus ist, ein für allemal nicht  
verstanden erklären. Wir wollen ihm zwar gern ein-  
timmen, daß „Erkenntniß der Wahrheit ohne ihre offene  
nd entschiedene Verkündigung Verrath an derselben ist“;  
ch können wir ihm nicht folgen, wenn er als solche Verrä-  
er an der Wahrheit alle unsere großen Philosophen von  
ant bis Feuerbach bezeichnet. (!) „Wie könnte es auch an-  
rs sein?“ meint Heizingen; „hatten sie doch alle Theologie  
ndirt, sogar Kuge und Feuerbach, und waren die mei-  
en doch — Krone aller Ironie! — königlich preussische  
rofessoren! Und wer von einem königlich preussischen Pro-  
fessor ein offenes und ehrliches Zeugniß für die Wahr-  
eit erwartet, liefert dadurch bloß eins gegen seinen eigen-  
en Verstand. Selbst Kant wußte seine kritische Philo-  
ophie geschmeidig auf den berliner Leisten zu schlagen,  
nd Hegel, obschon ein Schwabe, eignete sich geschickt die  
preussischen Pfiffe an, die er in die «List der Idee»  
versteckte. Um aber das Verbrechen wieder auszugleichen,  
ß er die Philosophie mißbrauchte, um das Preussenthum  
die Spitze des Universums zu schlußfolgern, schmeu-  
kte er, mehr polizeistiftig als ideenstiftig, seine Freiheits-  
een in einer philosophischen Gauner Sprache ein, die nach  
nem eigenen Zeugniß niemand verstand.“ (!)

Erlebtes. Erster Theil: Vor meiner Exilirung. Von Karl  
Heizingen. (Gesammelte Schriften, dritter Band.) Boston,  
Selbstverlag. 1865.

Es hat nicht nur einen eigenthümlichen Reiz, den Le-  
ndgang namhafter Schriftsteller kennen zu lernen, die  
enntniß ihrer Lebensgeschichte ist auch zum bessern Ver-  
ändniß ihrer Werke unumgänglich nothwendig. Viele,  
nd unter diesen namentlich Autoren wie R. Heizingen,  
elcher aus dem Katholicismus den Salktomortale in den  
theismus machte, würden uns ohne den Leitfaden ihrer  
iographie stets Hieroglyphen bleiben. Der genannte  
chriftsteller beschenkt uns mit seiner Selbstbiographie, in  
elcher er in seiner freimüthigen Weise rückwärtslos gegen  
ch und andere die Wahrheit sagt. Der uns vorliegende  
heil, den wir mit großer Theilnahme und Interesse durch-  
lesen und mit dem Debauern aus der Hand legten,

nicht sogleich die Fortsetzung bei der Hand zu haben,  
führt uns nur bis zu des Verfassers Austritt aus dem  
preussischen Staatsdienste (1842). In der Schilderung  
dieses Beantenthums zeigt sich Heizingen in seinem vollsten  
Glanze. Wie ein Feuerwerker läßt er die Raketen und  
Schwärmer seines Geistes, seine Ironie, seinen Witz,  
Spott und Sarkasmus in prächtigen Funken nach allen  
Seiten spielen. Von einem allgemeinem Interesse ist auch  
des Verfassers Reise nach Batavia, wohin er sich nach  
seiner Relegation von der Universität Bonn als hollän-  
discher Soldat anwerben ließ. Zur Kenntnißnahme der  
Zustände dieser Colonie, die gleichfalls noch heute diesel-  
ben sind, kann es nicht leicht ein empfehlenswertheres  
Buch geben als diese Selbstbiographie. Wir beschließen die  
Besprechung derselben mit folgender beherzigenswerthen  
Stelle: „Holland hat bekanntlich seinen Hauptreichtum  
aus deutschen Deuteln gezogen; Deutschland hat ihm die  
Mannschaft geliefert, um die überseeischen Quellen seiner  
Reichtümer zu bewachen, nun behält es auch noch den  
Preis der Mühen und Gefahren zurück, denen Deutsche  
sich zu seinem Besten unterzogen. Es gibt für Freund  
und Feind keine willigere Willkür in der Welt als die  
deutsche Bonhomie, welche die ganze Welt ernährt und  
die eigenen Kälber verhungern läßt.“

8. Mein Lebensmorgen. Nachgelassene Schrift von Wilhelm  
Harnisch. Zur Geschichte der Jahre 1787—1822. Her-  
ausgegeben von H. C. Schmieder. Berlin, Herz. 1865.  
8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Diese ursprünglich auf drei Theile berechnete Selbst-  
biographie schließt schon mit dem ersten Bande ab, weil  
der Verfasser, Dr. theol. und Superintendent Harnisch in  
Berlin, durch seinen 1864 erfolgten Tod an der Voll-  
endung derselben verhindert worden ist. Von Freundes-  
hand ist die nur bis 1822 reichende Lebensgeschichte in  
kurzen Umrissen ergänzt worden, so daß das Werk dennoch  
einen gewissen Abschluß gewonnen hat. Wir können uns  
auch mit diesem ersten Theile begnügen, da die fehlenden  
zwei Bände keineswegs dasselbe Interesse hätten in An-  
spruch nehmen können wie dieser, der die Jugendzeit  
des Verfassers behandelt, seine Beziehungen zu Arndt,  
Jahn, Friesen, Zeune u. a. schildert und auch wegen der  
in demselben niedergelegten Mittheilungen und Bemerkun-  
gen über andere, namentlich pädagogische Verhältnisse von  
allgemeinem Werthe ist. Der ganze übrige, in der Neb-  
seligkeit eines alten Mannes mitgetheilte Inhalt kann nur  
den Verwandten und Freunden des Verstorbenen volle  
Theilnahme abnötigen.

9. Ueber Klaus Groth und seine Dichtungen, zum Theil aus  
ungebrachten Quellen. Von C. Sobelin. Hamburg, Maule  
Söhne. 1865. 8. 12 Ngr.

Ein für die Verehrer der Groth'schen Muse und zum  
bessern Verständniß derselben recht empfehlenswerthes Büch-  
lein, das uns eine kurzgedrängte Charakteristik des in so  
innigem Naturverhältniß zu seinem Volke stehenden Dich-  
ters und eine etwas ausführlichere der Werke desselben  
gibt. Es gibt uns nur zu einer Bemerkung Veranlas-  
sung. Bei der Schilderung des „braunen Moors mit



dem weißen Wellengras, so weich wie Seide, so rein wie Schnee, wo der Storch einherschreitet, der Frosch im Ried singt, der Fuchs brant und die Wachtel ruft“, möchten wir fragen, warum der „brauende Fuchs“ mit zu den Thieren gezählt ist? Es wird dem Verfasser doch ohne Zweifel bekannt sein, daß der Ausdruck „de Bock brunt“ nur eine figürliche holsteinische Redensart für „es nebelt“ ist!

10. Friedrich's des Großen Antimachiavell, ein Spiegel seiner Regierungsgrundsätze und seines Charakters. Ein Vortrag gehalten in Barmen und Duisburg im Frühjahr und Winter 1864 von Wilhelm Herbst. Duisburg, Fall und Bolmer. 1865. 8. 10 Ngr.

Friedrich der Große schrieb bekanntlich als Kronprinz unter dem Titel „Antimachiavell“ eine Widerlegung der verächtlichen Schrift des italienischen Staatsmannes. In dieser vorliegenden vortrefflichen Broschüre, die zwar nur einen kleinen, aber interessanten Beitrag zur Charakteristik des vielgerühmten und vielgeschmähten Königs liefert, wird nun der Beweis geführt, daß in dem Kronprinzen Friedrich sich schon der König, im jungen Fritz sich der alte spiegelt, und daß uns in seinem „Antimachiavell“ besonders vier Punkte entgegentreten, die ihm sein ganzes Leben hindurch im allgemeinen zur Richtschnur dienten: Friedrich's Religionslosigkeit, seine freigeistige Staatsansicht, seine Sätze über das Heerwesen und seine Absicht auf Schlessen. Herbst nennt den „Antimachiavell“ das Programm von Friedrich's Regierung.

11. Scherz und Ernst für Schwesternfeste. Klänge aus der Ege Augusta zur Unsterblichkeit zu Pr. Stargard. Von E. Knhs. Pr. Stargard, Kienig. 1865. 8. 20 Ngr.

Kleine dramatische „Scherze“ mit hier und da verstreutem „Ernst“, die natürlich nur geringen poetischen Werth haben, denselben auch wol nicht beanspruchen. Immerhin aber werden sie als geistige Würze zur Veredlung der geselligen Freuden maurerischer Brüder und Schwestern beitragen und die Stunden des gemeinschaftlichen Beisammenseins angenehm ausfüllen helfen.

12. Neuer Räthelschatz. Gesammelt von W. Schäffer. Berlin, Springer. 1866. 8. 12 Ngr.

Eine empfehlenswerthe Sammlung älterer und neuer, bekannter und unbekannter Räthsel in allen Arten. Bei der Auswahl hat sich der Sammler von dem Bestreben leiten lassen, die Spreu von den Körnern zu sondern, so daß das Buch auch ohne Gefahr Kindern in die Hand gegeben werden darf. Es ist als Fortsetzung einer schon früher von Schäffer und Brüllow erschienenen Sammlung: „Räthelschatz für die Jugend“, anzusehen und wird nicht allein Kindern, sondern auch allen erwachsenen Räthsel-freunden eine willkommene Gabe sein.

13. Philipp Melancthon. Ein Lebensbild für Alt und Jung, von Franz Knauth. Zweite vermehrte Auflage. Berlin, J. A. Wohlgenuth. 1865. 16. 5 Ngr.

Dies Büchlein, das der Verfasser selbst eine anspruchslose Arbeit nennt, hat schon in erster Auflage mehrere günstige Beurtheilungen erfahren. Diese zweite verdient um so mehr des Lobes und der Empfehlung, da sie noch

mit einigen charakteristischen Zügen aus dem Leben des Reformators bereichert worden ist. Sehr hübsch ist der in kurzen Worten noch einmal zusammengefaßte Vergleich zwischen Luther und Melancthon: „Jener, der Vergemannssohn, arbeitete in den Tiefen und fand da das Gold des Glaubens und die Erkenntniß Gottes; dieser, der Waffenschmiedesohn, prägte das edle Metall in reine, blante Formen aus.“

14. Das Luther-Büchlein. Eine kurze Geschichte der Reformation und ihrer Segnungen. In Rus und Frommen für Jung und Alt. Von Wagemann. Neue unveränderte Auflage. Berlin, J. A. Wohlgenuth. 1865. 16. 4 Ngr.

An Umfang und äußerer Form ein dem vorigen ähnliches Werkchen, doch in Bezug auf innern Gehalt unter demselben stehend. Der salbungsvolle, pastorale Ton, den der Verfasser anschlägt, sowie die veraltete Ausdrucksweise, deren er sich bedient, scheinen uns den Beweis zu liefern, daß es weniger auf gebildete Leser als auf Landbewohner und Kinder berechnet ist, die diese Art und Weise des Ausdrucks gewöhnt sind. Wenn der Verfasser noch an den Teufel glaubt, so wollen wir darüber nicht mit ihm rechten, denn dieser Glaube ist biblisch; wenn er uns aber mittheilt, daß die, wie er wähnt, durch „Schwärm- und Kottengässer“ angezeigten Bauernunruhen eine unmittelbare Folge der Reformation seien, und daß ferner J. Bodhold „wie ein wildes Thier in einem Käfig durch ganz Deutschland zur Schau geführt“ sei, so sind dies geschichtliche Unrichtigkeiten, die eine Rüge verdienen.

15. Gedanken über die Todesstrafe. Von Georg Combe. Aus dem Englischen. Zweite Auflage. Oppeln, Clar. 1865. Gr. 8. 5 Ngr.

Diese Broschüre verdankt einer Reihe von Zeitungsartikeln, die sich über den „Nutzen der Todesstrafe“ ausgesprochen, ihre Entstehung. Der Verfasser ist ein Gegner der Todesstrafe und widerlegt jene Artikel. Es ist schon manches beherzigenswerthe Wort gegen die Todesstrafe gesprochen und geschrieben worden, aber befehrt sind die Handhaber des Rechts noch immer nicht. Wir heißen darum jeden Beitrag — also auch diese Abhandlung — willkommen, der sich gegen die unsittliche, die Menschheit schändende Todesstrafe ausspricht.

16. Die Zukunft der Tonkunst. Ein Vortrag an der dritten Versammlung deutscher Tonkünstler zu Karlsruhe 1864. Von Ludwig Ehardt. Leipzig, Rahnl. 1864. 8. 5 Ngr.

Eine für Musiker und Musikfreunde, für Anhänger und Gegner der sogenannten Zukunftsmusik sehr anziehende und belehrende Broschüre. Ehardt ist ein Anhänger der letztern. Er stellt Beethoven, der im innigsten Zusammenhange mit der Zeitströmung stand und ohne die französische Revolution nicht zu denken sei, an die Spitze der neuen Kunstperiode. Beethoven wagte zuerst, „die Stimmung des Geistes, nicht bloß der Seele die Bewegung, in die uns Ideen versetzen, die Hauptkämpfe des Menschen, das weltgeschichtliche Ringen der Menschheit, den Jakobs Kampf mit Gott, mit dem Geschick zu malen“. Wie der Verfasser das Höchste nicht

er sich, sondern vor sich erblickt, so tritt er auch für allerding's vielfach verderblich wirkende Virtuosität in Schranke, weil sie die Technik erweiternd und das Veroniß für ältere Werke erschwäre. Sie sei kein Zeichen Verfalls, sondern im Gegentheil die Ankündigung des neuen, nur mit solchen erweiterten Mitteln darstellbaren Inhalts. „Neue Schläuche für neuen Wein!“

Register zu S. Grimm's deutscher Grammatik. Von L. G. Andresen. Göttingen, Dieterich. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese lexikalische Register, welches eine Ergänzung zu dritten Theile der Grimm'schen Grammatik bildet, wirklich einem fühlbar hervorgetretenen Mangel abverschafft den Lernenden eine wesentliche Erleichterung des Lehrenden eine Zeitersparniß. Bei der Zusammenstellung der verschiedenen Wörter und Formen ist verwirrende Ueberfluß beiseitegelassen.

### Zur Charakteristik Wedherlin's.

R. Wedherlin's Oden und Gesänge. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung von Ernst Höpffner. Berlin, Stille und van Nuyden. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

In einem kurzen Vorwort berichtet der Verfasser, daß mit dieser kleinen Schrift das Schlusskapitel einer Monographie über die Anfänge der neuhochdeutschen Gelehrten gibt, für die er „wegen des Miscredits derer Arbeiten“ noch keinen Verleger gefunden hat. Wir werden einfach diese Thatsache, zu der sich aus dem Besonderen desselben wissenschaftlichen Fachs ohne Mühe eine Reihe ähnlicher beibringen ließen, und enthalten jeder weiteren Bemerkung darüber. Daß aber der Gegenstand einer durchgreifenden Neubearbeitung bedürftig und daß der Verfasser des vorliegenden Schriftchens dazu in jeder Hinsicht geeignet ist, geht aus der Untersuchung über Wedherlin hervor. Es ist hier auf dem gesamten Felde der deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts eigentlich noch alles erst zu thun, wenn die Kenntniß desselben auf die gleiche Höhe wissenschaftlichen Genauigkeit gehoben werden soll, wie für den größten Theil der älteren, eigentlich mittelalterlichen Literatur schon erreicht ist. Wir haben bei jeder Gelegenheit und an einem andern Orte diese aufdringende Vernachlässigung der genannten Literaturperiode erwähnt, die verschiedenen dabei mitwirkenden Ursachen aneinandergelegt und die Wege zu bezeichnen versucht, auf denen Abhülfe geschafft werden kann. Neben den Mängeln der Originalausgaben der Texte, dem ersten und unglücklichen Erforderniß, müssen Monographien auf wahrheitskritischer Basis die literargeschichtliche und culturgeschichtliche Bedeutung der einzelnen Erscheinungen feststellen, und dem überall unzuverlässigen Grunde, auf welchem unsere bisherige allgemeine Literaturgeschichte hier zu stehen mußte, den Halt geben, den die Wissenschaft verlangt. Daß aber das zuerst genannte Erforderniß, die Herstellung wahrhaft brauchbarer Neuausgaben der Literaturwerke selbst, auch wirklich das erste und nothwendigste

ist, zeigt sich auch hier in unserm Falle wieder mit schlagender Evidenz. Der Verfasser hat das Glück gehabt, die Originalausgaben der Wedherlin'schen Dichtungen an der einzigen Stelle, wo sie sich zusammen vorfinden, in der berliner Bibliothek, benutzen zu können; aber jedem andern, der sich nicht zufällig in derselben glücklichen Lage befindet, ist es unmöglich, eine Uebersicht des vollständigen Materials in der Ausdehnung zu gewinnen, wie sie zu einer fruchtbaren und eingehenden Controle der hier gegebenen Forschungen unerlässlich wäre. Wir andern befinden uns in derselben fatalen Lage, wie der treffliche Roberstein, der in seinem „Grundriß“ (vierte Aufl., S. 194, Anm. 9) ganz offen sagt, „welche Formen Wedherlin aber wirklich eingeführt, welche er dann erst gebraucht hat, als Opitz ihnen bereits Eingang verschafft hatte, kann ich bei dem Mangel der zur Entscheidung dieser Frage erforderlichen Hülfsmittel mit Bestimmtheit nicht angeben. Was ich darüber gelesen, genügt mir nicht“ u. s. w. So darf es nicht wundernehmen, wenn diese Monographie eine ganze Reihe oft sehr erheblicher Irrthümer der vielen und namhaften Forscher, die Wedherlin erwähnen oder sich mit ihm beschäftigt haben, berichtigt, von Herder, oder eigentlich schon von Neumeister an bis zu Goedeke und Gruppe. Der letztere hätte freilich für seine Geschichte der deutschen Poesie in den letzten drei Jahrhunderten dasselbe Material benutzen können, das Höpffner zu Gebote stand, doch, wie es bei einer so weit ausgedehnten Arbeit auf einem Felde, das noch so wenig im einzelnen vorbereitet ist, zu gehen pflegt: er hat sich die Sache etwas leichter als billig gemacht, wofür er hier scharf genug zurechtgewiesen wird.

Sollen wir das Ergebniß des vorliegenden Schriftchens zusammenfassen, soweit es von allgemeinem Interesse ist, so besteht ein hauptsächliches Verdienst desselben in der Hervorhebung des diametralen Gegensatzes, der zwischen Wedherlin's Reformbestrebungen für die deutsche Poesie und denen seines berühmten und, setzen wir hinzu, verständigern und deshalb glücklicheren Zeitgenossen und Mitstrebers Opitz besteht. Beide wollten Reformatoren sein, beide bekennen sich den Worten nach zu demselben Ziele; aber in der Wahl der Mittel gehen sie weit auseinander, obgleich nicht geleugnet werden kann, daß Wedherlin später und vielleicht unwillkürlich in vielen Dingen aus dem glücklichen Erfolge Opitz' auch für seine eigenen Schöpfungen Nutzen zu ziehen suchte. Ob er ihn wirklich daraus gezogen hat, ist uns auch nach dieser Untersuchung nicht ganz klar geworden. Seine Rückkehr zu einer der Natur der deutschen Rhythmik angemesseneren Behandlung des deutschen Verses, als er sie früher theoretisch und praktisch gelten lassen wollte, kann ebenso wol aus dem bei ihm durch allen doctrinären Unsinn nicht vertilgten gefunden Gefühle eines geborenen Dichters, der er war, abgeleitet werden, wie aus den Erfolgen, welche die neue Kunst von Opitz in Deutschland davontrug. Daß Wedherlin bis zuletzt noch immer in seiner theoretischen Polemik gegen Opitz beharrte, darf wiederum auch nicht als ein Beweis gebraucht werden, daß er sich überhaupt

gegen den von dorthier wirkenden Einfluß abgeschlossen hätte. Vielmehr wird sich dies nur als die gewöhnliche Rechthaberei des doctrenden Theoretikers erklären lassen,

der in der Sache stillschweigend nachgibt, aber sinnig ist, seine frühern Irrthümer einzugestehen.

Heinrich

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Es ist nicht immer ein Glück, den geistvollen Essayisten der „Revue des deux mondes“ anheimzufallen. Die Silhouettenscherer von Sainte-Beuve war in ihren Revueporträts bei aller Schärfe, die sie den Umrissen gab, doch noch schonender und eleganter als diejenige seiner jüngsten Nachfolger. Zu diesen Bemerkungen veranlaßt uns eine Studie, die Eugène Pelletan über Proudhon und seine gesammelten Werke in jener Zeitschrift veröffentlicht. Proudhon ist kaum todt, so werden die Vertreter seiner exegetisch mit Randglossen versehenen Bibel vor Gericht gezogen und verurtheilt und er selbst auf den Secirtisch der „Revue des deux mondes“ geschleppt, wo ihn Pelletan kaltblütig zerlegt. In der That erinnert diese Studie an einen Sectionsbericht, und man kommt schließlich zu dem Resultat, daß Proudhon ein wunderbarer Querschnitt war, mit dem es pathologisch nicht ganz geheuer ansehn mußte, ja der ungewisselhaft an einem kleinen organischen Gehirnfehler litt. Der paradoxe Autor hat jedenfalls einen paradoxen Kritiker gefunden, und wenn Proudhon sich in Kraftausdrücken bewegte, so nimmt auch Eugène Pelletan kein Blatt vor den Mund. Schon Viktor Hugo hatte Proudhon vorgeworfen, daß er auf Freund und Feind gleichmäßig loschlage, und zwar lieber noch auf den Feind als auf den Freund. Pelletan meint, das sei bei ihm Temperament, Naturanlage gewesen. „Man ist, was man ist; Proudhon ist der Mann der einen Meinung sowenig wie der der andern; er ist Proudhon, und auch das ist er nicht immer. Um ihn richtig zu beurtheilen, muß man ihn beurtheilen frei von jeder vorgefaßten Meinung, ihn nehmen wie er ist, und für das, was er ist, für einen absonderlichen Kopf und einen Abenteuerer des Wortes. Er gehört keiner andern Partei an als sich selbst. Man kann ihn des Irrthums anklagen, nicht des Abfalls; er ging immer allein, systematisch allein, abseits von jeder gebahnten Straße. Aus diesem Gesichtspunkte muß man ihn schätzen; aber um ihn zu schätzen, muß man ihn begreifen, was gar nicht so leicht ist, denn seine Doctrin entzieht sich dem gesunden Menschenverstande.“ Hier folgen einige Ausfälle Pelletan's gegen die deutsche Dialektik, gegen die Form der Antinomie, welche Proudhon von uns entlehnt habe. Pelletan meint, Proudhon habe zur These und Antithese zeitlebens die Synthese versprochen, doch diese sei in alle Lüste geflohen. Wenn er erzähle oder discutire, habe er einen Stil, sei er ein Schriftsteller; sobald er beweisen wolle, gerathe er in Verwirrung, indem er seine Beweisführung in eine dreifach undurchdringliche Scholastik hülle. Dann macht er ihm den Vorwurf, daß er als Producent immer auf seine Waare aufgeschlagen habe. „Das Eigenthum ist der Diebstahl; Gott ist das Uebel; die Frau ist die Auschweifung; die Regierung ist die Anarchie.“ Das sei einfacher Preisausschlag, man dürfe ihn nie beim Worte nehmen, ohne ihm Unrecht zu thun, er lasse mit sich handeln. Er selbst habe gesagt: „Meine Festigkeit ist nur Taktik.“ Auch von seiner Polemik gelte dasselbe. Wenn er von einem Philosophen sagt, es ist ein Charlatan, soll der Leser darunter verstehen, es ist ein Gegner. Nach Angabe dieser Vorichtsmassregel macht Pelletan nun das Inventar von Proudhon's Talent, welches allerdings nicht zu Gunsten des Autors ausfällt. „Er glaubte, eine Revolution gemacht zu haben, und machte nur Sclandal“ — das ist ungefähr das Endurtheil über seine ersten socialistischen Schriften. Sein Publikum bestand nach Pelletan aus der Partei Barnabote. Eine solche Partei gab es nämlich in Venedig. Der Barnabote war ein jüngerer Sohn der vornehmen Familien; sein Name stand nicht im Goldenen Buche,

und folglich hatte er keinen Zutritt zum Staatsdienst. um das Gewerbe eines Conditore zu ergreifen; zu ihm um zu Staatsämtern zu gelangen: was blieb ihm übrig, als sich beständig gegen die Republik, und dieselbe gegen die in Permanenz erklärte Verschwörung Maßregeln des öffentlichen Wohls: mit der Saufzerb dem Carneval; sie verurtheilte die misvergünstigte Jugend zu sterben oder zu tanzen. Jede Nation hat ihre Barnabote, die jüngern Söhne der Gesellschaft; auch sie hat sie, und sie war Proudhon's begeisterte Hörschale. sem jarlastischen Ton fährt Pelletan fort, Proudhon's Philosophie mit Stoffen zu begleiten und seine Wirksamkeit absolut nichtige darzustellen. „Proudhon's Devise war *utrum et aedificabo*. Was hat er zerstört? Nichts! er aufgebaut? Ebenfalls nichts.“ Selbst seine Paradoxie ihm Pelletan nicht als original gelte; er führt sie an Fourier, Michelet zurück, er wirft ihm seine fortwährenden Widersprüche vor und das Pathos des Hasses, das ihm vor allen Dingen seine Abneigung gegen Kunst und Wissenschaft läßt ihn nur gelten als einen Herold des Volks, der Frage so laut proclamirt habe, daß sie der Aufmerksamkeit der Gesellschaft aufgedrungen wurde.

Die Herren der „Revue des deux mondes“ gehen bar zu Frenk mit einem Autor ins Gericht, dessen deutsch-philosophische Schulung sich in Frankreich doch spect verschaffte, den sie verdiente. Proudhon mochte Kopf sein, ein apartes Genie, der Geist des Widerspruchs verneint. Solche Köpfe sind ein notwendiges bewegter Zeiten, in denen die Menge allzu geneigt ist, den Tugenden des Tages in unfruchtlichem Enthusiasmus nachzugehen. Da ist ein Kritiker, der wie der römische Volkstribun während des Reiz ruft und zur Selbstbestimmung eine berechnete Geistesmacht. Proudhon richtete diese Kritik auch selbstmörderisch gegen sich selbst, gegen seine eigenen Doctrien. Doch das waren nur kahne Denkformen. Aufmerksamkeit der zerstreuten Welt gewissam auf sich; es waren Reden des Gehirns. Der Enthusiasmus tastet auch Pelletan nicht bei Proudhon an, wahr, seine Uebergangung von morgen war nicht die, aber sie war deshalb immer seine Uebergangung, und Widersprüche derselben ist doch im tiefsten Grunde nicht unerkennbar. Proudhon war ein Volksmann und durch, ein Philosoph de la misère — der Bedenke nur auf der Oberfläche, betraf nur seine Stellung zu seinen Staatsgewalten; als Vorkämpfer des wahren und der Freiheit des Denkens gegenüber dem Oben wird er immer anerkannt bleiben, man hat ihm nur zu vergehen, keine Aposiaste.

La femme c'est la débauche — dies Paradoxon Proudhon's sieht gar nicht so querköpfig aus, wenn man in der Gegenwart damit wie mit elektrischem Licht beleuchtete Volkshöhle hat nur ein Ziel, die Rubrität, welche für den Fortschritt zu erreichen sucht, soweit das secondaire seine Polizei es gestattet. Die „Sündflut“ war schon ein geeignetes Thema, der freundliche Verkehr mit ihr Staatsgewalten keineswegs ein Dorn im Auge; denn hängigvolles Spruch: „Après nous le déluge“, wurde die Spitze abgebrochen. Auf die „Sündflut“, welche in eine weibliche Schwimmanstalt verwankele, folgte die Sündflut der Paterna magica, deren letzte Pointe die Sündflutigkeit war. Das „Journal amusant“ hat

sanftesten Randzeichnungen zu den Trachten der Vergangenheit und der Zukunft. Die Plastik des Pessimismus wird in uns wiedergeboren und ins ewig Weibliche überseht. Aehnlich wie die Volksdramen auf die Sinne, wirken die Stücke im Rang höherstehenden Bühnen auf das Gemüth. Das ist Drama, das auf dem Gymnase einen Rührerfolg hatte, und uns wiederum eine emancipirte Mutter vor, welche ihre andern Händen wohlaufergebene und sittsam erzogene Tochter überliefert, ausgerüstet mit geistlicher Vollmacht. Das nun solche Confecte, wie sie das Gemüth der Pariser und Berlinerinnen mächtig ergreifen! Wie pilant der Contrast, daß natürliche Recht der Mutter auf die Tochter zu einem menschlichen Unrecht wird, daß wir Partei ergreifen gegen die Mutter, die ihr Kind zu sich ruft; daß wir davor zitierte Wünsche behalten! Doch sie behält nicht recht; ihre Tochter bewahrt sie, nach einer langen Abwesenheit mit der Mutter, in der Entfaltung! Und nun die Schnupftücher heraus, den Edelmuthe einer solchen Mutter zu weinen!

La femme c'est la débauche! Wir wissen nicht, ob die Zeitschrift der Demi-Monde: „La colombine“, diesen Auspruch Proudhon's zu ihrem Motto gewählt hat! Doch immer ist es ein culturhistorisches Phänomen, daß „la débauche“ redigirt, drucken läßt und für ihre Menschenrechte kämpft! was in der Gesellschaft eine solche Rolle spielt, das hat das Recht, für seine Interessen eine Zeitschrift zu begründen. Vielleicht verbindet sich damit, wie mit den meisten deutschen Theaterzeitungen, eine Agentur. Jedenfalls hilft dies Organ der pariser Schönen einem längsgefühlten Bedürfnis — und warum soll die Demi-Monde nicht ein Fachorgan sein, so gut wie ihre Hauptvorbereiter, die Herren vom Jockey ihre Pferdezeitungen? In Bezug auf passenden schmeichlerischen Stoff dürfte keine Verlegenheit herrschen; die Damen brauchen bloß die Dramatiker des second empire um ihre Stücke bitten! Freilich wird es lange dauern, bis dies Organ der schmerzlichen Magdalenen solche Verbreitung erlangen haben, wie unser tugendhafter „Bazar“, der in mehr als hunderttausend Exemplaren von Haus zu Haus wandert, wo nur Herz für deutsche Sitte und französische Mode schlägt! Jedenfalls hat das Feuilleton dieses Blattes unter Nobenbergs Leitung einen anerkannterwerthen Aufschwung genommen, und die Mittheilungen und Gebichte, welche gegen die Kunst- und Litteraturprosa der offiziellen Kritik vorthellhaft ab-

„Athenaeum“ über das neue „Leben Jesu“ von David Strauß.

Das „Athenaeum“ bringt einen, dem Anschein nach hochlich inspirirten und höchst systematisch mit allerlei Zwischenstücken ausgestatteten Artikel über das neue „Leben Jesu“ Strauß, der sich durch mehrere Nummern hindurchzieht im ganzen einen sehr vornehmen Ton anschlägt, vornehm allein in Bezug auf den sichern Alleinbesitz der Wahrheit, der noch mehr durch das stolze Herabblenden auf die „deutschen“, die gelegentlich auch „sächsischen Vetter“ genannt werden erst jetzt ein Licht aufgegangen ist, welches den Engländern bereits längst, wie es scheint aber ohne sonderliche Aufregung in den Köpfen zu verursachen, geleuchtet hat. „Wie kann der Herr von Strauß hoffen“, ruft der Kritiker aus, „in einem Zeitalter an intellectual history“ wie das unsrige, Erfolg zu haben. Für uns ist das eine alte, alte Geschichte! Lange Zeit während das fromme alte Deutschland unter Luther's weichen und einschläfernden Einflüssen Palmen sang und Labadie, wurden wir durch die Macht der Ereignisse in Eng-

der religiöse Zweifel gehört hierzu. In manchem ehrlichen Gesicht haben unsere Väter ihre Feinde kennen lernen, und wir, ihre Kinder, haben das Erbe ihrer Bemühungen angetreten. Wir kennen sehr genau das Geheimniß jenes skeptischen Gemüthszustandes, die Zeit, in der er zu entstehen, den Boden, in dem er zu wachsen pflegt, die Atmosphäre, in der er gewiß dahinsiecht und stirbt. Wir sehen in unserm eigenen Lande, daß der religiöse Zweifel das Kind der politischen Verzweiflung ist“ u. s. w. Nachdem der Recensent versucht hat, unsere politischen Zustände für das Werk von Strauß verantwortlich zu machen, obgleich die Parallelen mit den Vertheidigern der Tyrannei, Hobbes und Hume, so unglücklich wie möglich sind, wirft er sich noch einmal in die Brust, erwähnt der Riesen Herbert und Hobbes, Toland und Hume, über welche weder die französischen Freigeister des vorigen noch die deutschen des jetzigen Jahrhunderts hinausgegangen sind, und fährt fort: „Strauß citirt Toland mit demselben Vertrauen, wie irgendein anderer den Euclid, und baut sein Kartenhaus auf Hume auf. Es ist die alte Geschichte, die uns von neuem erzählt wird, und fast mit denselben Worten. Es ist wahr, die Formen, in welche unsere eigenen Skeptiker ihre Gedanken kleiden, waren etwas verschieden von denen der deutschen Philosophen. Die englischen Schriftsteller waren hauptsächlich logisch und historisch, während die deutschen hauptsächlich technisch und grammatisch sind.“ Die Kenntniß unserer Väter jenseit des Kanals von deutscher Philosophie erscheint, trotz Stirling und Budde, noch eine höchst geringe, wie diese fast lomonische Charakteristik der englischen und deutschen Denker ergibt. Wenn sich die Engländer als politische Nation in die Brust werfen, so mag es hingehen; wenn sie aber sich als Meister der Philosophie geben und von ihrer geistigen Entwicklungsgeschichte phantastieren, so zeigen sie nur, daß sie von der Geschichte der neuern Philosophie keine Ahnung haben. Eine Parallele zwischen Strauß auf der einen und Toland auf der andern Seite wird manches Gemeinsame nachweisen können. Doch noch wichtiger ist das, wodurch sich Strauß, mit den Resultaten der neuen deutschen philosophischen Wissenschaft und theologischen Kritik ausgerüstet, von jenem unterscheidet.

### Bibliographie.

- Briefe von Johann Peter Uz an einen Freund, aus den Jahren 1753—82. Herausgegeben von A. Henneberger. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.
- Barber, C., Die Entstehung und Ausbreitung des Christenthums in den ersten drei Jahrhunderten. Vorträge. 2 Bde. Neudruck, Jena. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Boop, A., Herr Turban als Trichinen-Doctor. Sanitätsökonomisches Heftbild in 5 trichinösen Abtheilungen. Berlin, C. Medicinburg. 8. 2/3 Ngr.
- Ideen über Lösung der socialen Frage. Berlin, Voelcker. Gr. 8. 15 Ngr.
- Kramer, A. v., Ueber die süd-arabische Sage. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Kriller, S., Humanität und Christenthum. 1ster Bd. Humanität und Offenbarung. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 2 Bde.
- Kühnlein, A., Die Gründung der Kirche zu Oberstein. Eine Sage. Metrisch bearbeitet. Saarbrücken, Siebert. 16. 8 Ngr.
- Luge's, A., Selbstbiographie. Göttingen, Verlag der Luge'schen Klinik. 8. 1 Thlr.
- Marbach, O., Dramaturgische Blätter. 1stes Heft. Leipzig, Briefe. 8. 10 Ngr.
- Mordel, Th. v., Gedichte. Berlin, Th. Enslin. 16. 24 Ngr.
- Moyer, F., Deutscher Stille. Eine Dichterskizze in 6 Gedichten nach den gleichnamigen Liedern C. Engle's. Born, Hermann. 8. 7/8 Ngr.
- Mörsing, R., Die Fortschritte der Gegenwart an die Bildung der Frauen. Festrede. Leipzig, Beyer. Gr. 8. 5 Ngr.
- Wise, J. A., Die sociale Frage in ihrem Verhältniß zum Christenthum für christliche Freunde dargestellt. Halle, Ende. Gr. 8. 10 Ngr.
- Piening, L., Das Hamburger Doctorenkolleg. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 12 Ngr.
- Schwartz, Maria Sophie, Meine Lebensgeschichte. Erzählung. Deutsche Original-Ausgabe. 2 Bde. Leipzig, Gerbner. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Schwarzberger, A., Der Deiberg zu Speyer. Ein Beitrag zur Lokalgeschichte. Speyer, Bregenz. Gr. 8. 10 Ngr.
- Stumpf, L., Die Franzosen kommen. Ein deutsches Volksstück. 2te Auflage. Köln, Bachem. 8. 10 Ngr.
- Völkel, F., Die Schlacht an der Boreina. Dramatisches Gedicht. München, Kaiser. 12. 10 Ngr.

# Anzeigen.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen gratis zu beziehen:

## Antiquarischer Katalog

von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium in Leipzig.  
Geschichte und deren Hilfswissenschaften.

Erste Abtheilung. Gr. 8°. IV, 138 pp.

Die erste Abtheilung dieses historischen Katalogs umfasst eine aussergewöhnlich reichhaltige Sammlung von Werken über Chronologie, Diplomatik, Genealogie, Numismatik, Culturgeschichte, Ethnographie, allgemeine Geographie, allgemeine Reisen, Mythologie und Archäologie, sowie allgemeine und deutsche Geschichte in systematisch-chronologischer Anordnung. Die zweite und dritte Abtheilung, die Geschichte der ausserdeutschen und aussereuropäischen Länder enthaltend, werden in kurzem erscheinen. Gleichzeitig wurde ausgegeben:

## Antiquarischer Anzeiger. Nr. XVI.

### Goethe- und Schiller-Literatur.

Beide Kataloge empfehlen sich durch mässig gestellte Preise und verdienen auch aus diesem Grunde die Aufmerksamkeit aller Bücherfreunde.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## ESQUISSE DE LA PHILOSOPHIE DÉMOCRATIQUE.

Par M. ORIGINE.

Partie politique.

8. 24 Ngr.

In dieser Schrift wird der Versuch einer wissenschaftlichen Systematisirung der Principien der Demokratie von einem gegenüber der bisherigen Geschichtsphilosophie wesentlich neuen Gesichtspunkte aus geboten. Die darin mit grösster Freimüthigkeit behandelten Gegenstände stehen in directester Beziehung zu den die Jetztzeit bewegenden Fragen der Regierungsform, der Demokratie gegenüber dem Cäsarismus, des allgemeinen Stimmrechts, des Verhältnisses der Kirche u. s. w., sodass das Werk allen, welche Interesse an der politischen Entwicklung der Gegenwart nehmen, gleichviel welcher Partei sie angehören, empfohlen zu werden verdient.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

8. Geh. Erster Theil 1 Thlr. 20 Ngr. Zweiter Theil 2 Thlr.

Dem mit allseitiger lebhafter Theilnahme aufgenommenen ersten Theil dieses Memoirenwerks steht der soeben erschienene zweite an Mannichfaltigkeit interessanter Mittheilungen nicht nach. Er enthält das vierte bis sechste Buch, worin die innern und äussern Erlebnisse des Verfassers wie seine Erinnerungen an den Verkehr mit bedeutenden Zeitgenossen weiter geführt werden, begleitet von zahlreichen Reflexionen über Wissenschaft, Kunst und Leben.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Aristoteles.

Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles.

Von George Henry Lewes.

Aus dem Englischen übersezt von Julius Victor Carns.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neueste Werk des durch sein „Leben Goethe's“ an in Deutschland berühmt gewordenen Autors ist der erste Versuch, die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles im Zusammenhange darzustellen und die erläuternden Gesichtspunkte an die Hand zu geben, aus denen der Ursprung und die Entwicklung der exacten Wissenschaften beurtheilt werden muß; es ist deshalb von gleichem Interesse für das philosophische wie für das naturwissenschaftliche Publikum. Dem vorliegenden von Professor Carns gefertigte Uebersetzung ist das Werk, welches in England bereits große Anerkennung gefunden hat, deutschen Leserkreisen zugeführt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Physiologie des täglichen Lebens. Aus dem Englischen übersezt von J. Victor Carns. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thl. 20 Ngr.

The Life of Goethe. Copyright edition. Second edition partly rewritten. 2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thl. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Geometrische Rechenaufgaben

oder Aufgaben für Raumberechnungen aller Art.

Ein Uebungs- und Wiederholungsbuch zum Gebrauche an Bürgerschulen, Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Selbstunterricht.

Von Wilhelm Adam.

Mit 24 in den Text eingedruckten Figuren. 8. Geh. 15 Ngr.

## Facitbuch zu den Geometrischen Rechenaufgaben

8. Geh. 4 Ngr.

Mit dem in den „Geometrischen Rechenaufgaben“ enthaltenen Uebungsstoff bezweckt der Verfasser, durch Übung Verstandes zur praktischen Fertigkeit im Rechnen zu verhelfen. Das Buch eignet sich ebenso wol zum Gebrauche beim Unterricht wie zu unmittelbarer Anwendung im Gewerbe- und amtenleben, wo es hauptsächlich auf ein abgefärgtes, das sichere Finden der Resultate lehrendes Verfahren anzuwenden. In dem besonders zu habenden „Facitbuch“ ist das einfachste jeder Aufgabe verzeichnet.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Theoretisch-praktische geometrische Constructi-  
lehre und algebraische Geometrie, enthaltend  
als 300 planimetrische, mit vollständigen geometrischen  
und algebraischen Auflösungen versehene Aufgaben.  
234 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr.



Inhalt: Eine Geschichte des Dramas. Von Rudolf Gottschall. Dritter Artikel. (Beschluss.) — Altes und Neues aus dem deutschen Märchen. Von E. Perle. (Beschluss.) — Romane und Erzählungen. Von H. Freiherrn von Roß. — Karl Schmid's „Anthropologie“. Von Maximilian Perle. — Feuilleton. (Literarische Blaubereiten.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Eine Geschichte des Dramas.

Dritter Artikel.

(Beschluss aus Nr. 8.)

Wenn Klein bei dem Reiche der Mitte angelangt ist, ergeht sich seine humoristische Feder mit besonderem Vergnügen; denn die barocken Purzelbäume scheinen hier, im Innern des innern und äußern Pops, vollkommen motiviert. Er charakterisiert das betriebsame Volk des großen Reichs mit folgenden Worten:

Ein einzig Volk von 800 Millionen Köpfen, die an sonstig kalten Schädeln hängen, und Rücken sammt Aufbeuge reichen, während der Bambus, dieser aus elastischen Holzern von der Natur selbst dem Reich der Mitte gedrehte Pop, doppelte Sohlenzahl, 600 Millionen Fußsohlen, bearbeitet: solches Volk ist vom Scheitel bis zur Sohle durch Natur und Kunst, Anlage und Erziehung, dazu berufen und vorbestimmt, ein Drama zu erzeugen, dessen Bewegungsaction auch darin bestehen kann, daß es zwischen jenen beiden Reichsoffen, dem Paar- und Polypop, pendelt und auf- und abtänzelt.

Indem unser Autor indeß gleich darauf erwähnt, daß der Gründer der ersten Mandschu-Dynastie, Chuntchi, den Pop in China und zwar im 17. Jahrhundert eingeführt habe, gesteht er stillschweigend ein, daß die namhaftesten chinesischen Dramen, alle z. B., die er selbst bespricht, in der „vorzöpsfliche“ Epoche des chinesischen Reichs fallen, es daher seine Reflexionen über den „verzöpsften Charakter“ Chinas gerade auf das chinesische Drama keine Anwendung finden können.

In der allgemeinen Einleitung hätten wir außer der Philosophie des Tao und der Kraft- und Stoffphilosophie des Yang und Yu, die in der That schon der ganzen Reichheit des neuern deutschen Materialismus entspricht, die Stellung des Buddhismus in China zur Zeit der Mitte des Dramas mehr hervorgehoben zu sehen gewünscht, dem der Schlüssel zum Verständnis einiger und zwar gerade der interessantesten Dramen nur durch die Kenntniß dieser Stellung gegeben wird. Wenn Klein den Pi-Tai-Pé als einen der berühmtesten und vorzüglichsten Lyriker reist und sich über seine Liebe zur Weinflasche des Weins ergeht, so hätte in einer „Geschichte des Dramas“ wohl nicht die Erwähnung fehlen dürfen, daß sowohl die-

ser Pi-Tai-Pé selbst, wie namentlich einer seiner ebenfalls dem Trunk ergebenen Freunde, ein anderer chinesischer Gänther und Gräbe, Fan-Bei-King, selbst im „Liebespfand“ zum Helden einer, in Einzelheiten sogar recht komischen Literaturkomödie gemacht sind. Die genialen Poeten mit einem leisen Anflug vom Hautgout der Niederlichkeit sind im Reich der Mitte ebenso typische Figuren, wie in den mehr gegen Sonnenuntergang gelegenen Ländern.

Klein kommt mehrmals auf einen sehr wohl motivierten Vergleich zwischen Frankreich und China zurück, er hätte ihn gerade in Bezug auf das von ihm behandelte Thema noch weiter ausführen können. Nicht nur in dem von Bazin übersetzten Lustspiel: „Die Intriguen einer Soubrette“, ist das Kammermädchen Fan-fu eine echte Fanchon und Susanne, wie aus den Lustspielen eines Beaumarchais entsprungen; auch in dem von Klein nicht erwähnten Drama: „Ein Chemann, der seiner Frau den Hof macht“ („Tchien-Hu-Si-Tchi“ von Schen-Kuen-Pao) ist das Motiv ein modern-französisches, das jeden Augenblick für das Vaudevilletheater oder das Theater der Variétés verwertet werden könnte. Gerade dieser Gemüthsheit der Chinesen in der feinen Schnitzkunst der Blüthe und des Vaudeville, im sauber gepulsten dramatischen Miniature ist Klein nicht ganz gerecht geworden.

Die wenig schmeichelhafte Ansicht, welche Klein von den „Geschichtszweigen des Reichs der Mitte“ hegt, gipfelt in seiner barock-geistreichen Darstellung der chinesischen Schöpfungsgeschichte, nach welcher der Riesendämon Pwan-fu die Wasser des Chaos geschieden und mit dem Drachen, dem Phönix und der Schildkröte im Bunde die Welt gestaltet hat. Erst aus dem gestorbenen Pwan-fu und seinen Gliedmaßen bildeten sich Gebirge, Winde, Flüsse, Ströme u. s. f.; sein Ungeziefer wurde das Menschenvolk. Klein parallelisiert diese Legende mit der Eddasage und meint dann:

Jedenfalls steht die skandinavische Schöpfungsmythe, die sich die Erdbildung als das Werk des Menschengottes gleichsam und menschlichen Kunstfleißes vorstellt, näher einer naturphilosophischen Symbolik, als die chinesische Legende vom wässern Dämon Pwan-fu, des Chaos wunderlichem Sohn, und von einem Menschengeschlecht, das als Ungeziefer aus dem verwerfen

Reichthum des Riesen hervorgehoben. Mögen die 400 Millionen Chinesen sich einer solchen Abstammung rühmen. Auch dürfen wir, als Nachkommen jener nordischen Riesen, ihrer Schöpfungslegende gemäß, in dem Volke des Reichs der Mitte immerhin die Zwerge erkennen, die aus den Leichenröhmern des Riesen Ymir, oder nach der Pwan-tu-Legende, aus dessen Ungeheuern entstanden. Die Wölkchen, der Regen, der Wind, der Donner, ihr Licht und Dasein, ist ganz das von Zwergen. Sie sind die Zwerge der Weltgeschichte, mit großen Ohren, dicken Köpfen und Bäuchen, und Greifen-geflügel, die der Himmel, nach der Edda zufolge, mit besonderer Betriebsamkeit, handfertigem Kunstgeschick und ausschlagigem Menschenverstand ausgestattet; die aber auch, seit ihrer Entstehung, so unerschüttert geblieben, wie ihre Urväter, die in Pwan-tu's Körper staken, als dessen Leibeserben sie seine ganze Hinterlassenschaft angetreten, seinen Hammer und Schlägel, seine Betriebsamkeit, seinen Drachen und seine Schildkröten mit Kautschuk auf dem Rücken, kurz alle seine Gaben und Fertigkeiten, bis auf die einzige Fähigkeit, unter der Arbeit zu wachsen. Das können eben nur Riesen, nicht Zwerge.

Natürlich kann auch das Drama einer solchen Nation nur einen Zwergwuchs haben. Dennoch behandelt Klein dasselbe im ganzen wol zu vornehm, und so richtig und fleißig zusammengetragen die Angaben über die scenischen Einrichtungen der Chinesen, über den Stand und die Stellung der Schauspieler und Schauspielerinnen, über die musikalische Akademie des Birnengartens u. s. w. sind, so will uns doch die allgemeine Charakteristik des chinesischen Dramas nicht eingehend genug erscheinen. Klein beschränkt sich auf die principielle Behauptung, daß ein solches Volk keine Charaktere und keine dramatische Entwicklung haben könne; das genügt für den Philosophen. Der Literatur- und Kulturhistoriker hat aber auch alle Schattierungen nachzuweisen, welche die Farbe des Begriffs modifizieren, namentlich aber die oft merkwürdigen Ansätze und Anläufe, in denen ein innerer, allgemein menschlicher Trieb über die Verküsterung der historisch geschaffenen Staatsform hinausgreift. Klein scheint in Abrede zu stellen, daß die chinesischen Dramatiker sich geschichtliche Charaktere wählen; er meint, daß sie vorziehen, landesübliche, gemeinverständliche und deshalb auch ungleich mehr volkreislumliche und sympathische Verbrecher zu Helden zu machen. Dennoch sollte der auch von Klein angeführte Ausspruch der Dramaturgen Chinas: „der Zweck des Dramas gehe dahin, die edelsten Belehrungen aus der Geschichte demjenigen Theil der Bevölkerung darzubieten, der nicht lesen könne“, gegen eine so einseitige Auffassung mißtrauisch machen. Allerdings brüht der Mangel an Energie des geschichtlichen Geistes das historische Drama bald wieder herab, entweder zum Intriguenstück oder zum Familiengemälde; aber es sind doch echt historische Anläufe in einzelnen Stücken.

So ist die erste Hälfte des Dramas „Sie-jin-tui“ kriegerisch und thatkräftig bewegt. Der Held ist ein heroischer Kriegermann des Mittelreichs, der unter den Thang das rebellische Korea wieder der kaiserlichen Oberhoheit unterwarf. Sojn eines Bauern gelangt er, nach den Grundsätzen der Egalité, welche im Reiche der Mitte wie im Napoleonischen Frankreich herrschen, zu den höchsten Kriegswürden, nachdem er sich in einer Schlacht als

jüngerer Offizier so ausgezeichnet, daß es zweifelhaft wurde, ob ihm oder dem Oberfeldherrn die Ehre des Siegs gebühre, ein Zweifel, der im Abendlande niemals aufsteigen könnte, indem hier der Oberfeldherr ein für allemal die Ehre des Siegs einlöst. Da es sich darum handelt, wer von den beiden die drei Hauptantagonisten der Korea durch wohlgezielte Pfeilschüsse getödtet hat, so entscheidet ein Wettstreichen zwischen dem Feldherrn und dem jungen Subalternoffizier zu Gunsten des letztern und der erste muß in die Verbannung wandern. Dieser Respect vor persönlichem Verdienst zeichnet die Chinesen aus — hier brauchen wir uns nur anzusehen, um den hinter uns hängenden Pops zu erblicken. Wenn auch der weitere Verlauf des Dramas nicht dem historischen Anfang entspricht, in welchem wir doch in der Energie des sich emporarbeitenden Bauernsohns eine echt dramatische Betätigung der Willenskraft bewundern müssen, so hätte eine Berücksichtigung dieses Dramas unsern Literaturhistoriker doch zu gewissen Einschränkungen seiner Charakteristik veranlassen müssen. Uebrigens ist das Register der nach ihrem Titel und Hauptinhalt bekannten historischen Dramen keineswegs klein, während unser Autor sich mit der Analyse der beiden bekanntesten: „Die Leiden im Palast des Kaisers Han“ und „Die Waise von Tschao“ begnügt. In diesen ist allerdings nur der Hintergrund historisch, die Handlung selbst bewegt sich durch Familienconflicte hindurch. Dagegen sind Dramen, wie „Der Blätterfall des Du-thong“, welches den Aufstand der Tataren gegen den Kaiser Huen-thang behandelt, „Der Weg von Ma-ling“, „Die Wuthausbrüche des Jang-pu“ und andere im strengern historischen Stil gehalten.

Auch die typischen Charaktere des Lustspiels, die Courtisane und der Baccalaureus, hätten wol eine allgemeinere, aus dem Inhalt der einzelnen Komödien geschöpfte Charakteristik verdient. Zwar erwähnt Klein ganz richtig, daß nach dem chinesischen Straßengesetzbuch der Berehrer einer Courtisane mit 100 Bambushieben gestrafte wird; ja es ist noch hinzuzufügen, daß eine Ehe mit einer solchen Betäre für nichtig gilt. Hier aber zeigt sich eben die große Kluft, die zwischen dem Straßengesetzbuch und der chinesischen, sich in den Komödien abspiegelnden Sitte herrscht. Ehen zwischen Courtisanen und Baccalaren gehören zu den beliebtesten Schlusswendungen des chinesischen Lustspiels; ja die höchsten Beamten, wie aus dem Lustspiel Ma-tschj-Yuen's: „Die Liebe Pe-lo-thien's“ und aus einem andern Stück: „Die kluge Duflerin“, hervorgeht, halten es für ein Glück, ein solches Weib sich zu erobern. Der Kaiser schent sich nicht, einer derartigen Hochzeit beizuwohnen. Ja, in dem Lustspiel „Die erzwungene Heirath“ verschmäht sogar die derselben Klasse angehörige Heldin die Liebe des gelehrten Pan-fu-tschin und muß zur Ehe, die sie ihm bereits versprochen hat, vor dem Tribunal durch Bambushiebe gezwungen werden. Der Criminalcode setzt „Bambus“ auf eine Ehe, zu der das Tribunal im Lustspiel durch dasselbe Mittel zwingt. Das alles scheint sehr auffallend, doch die Bambushiebe stehen nicht bloß im großen Osten auf dem Papier. Die

trafen des Gebrauchs in abendländischen Gesezbüchern und die Behandlung desselben im französischen Lustspiel. Untern hinlänglich diesen Widerspruch, der zwischen den gesetzlichen Bestimmungen in Betreff der Böglinge des Hundert-Blumenpavillons, der Damen „des grünen und roten Kreises“ und der auf der Bühne abgepiegelten Lebenspraxis im Reich der Mitte existirt. Eine kleine Berücksichtigung hätten auch unter den Frauencharakteren des chinesischen Repertoires Amazonen, wie Sun-tien's Ehe, stets von 100 bewaffneten Dienerinnen begleitete Schwester in dem Drama: „Nieu-huen-te“ und die große Tugendheldin Meng-ta-ang verdient; ferner „Die Respekter“, für welche die Dramaturgen des Mittelreichs eine besondere Ausrüstung unter dem Namen „Hoem“ gebildet haben, von denen eins in der „himmlischen Pagode“ die Rolle spielt, wie der Geist von Hamlet's Vater, während das andere in der „Küche der Leutungs“ mit großer Nabotität an die Stelle der durch einen Justizmord fallenen Heldin tritt und sogar in offener Gerichtsitzung schreit.

Was die singende Person des Dramas betrifft, die auf eine bestimmte reduzierten chinesischen Chor, so ist Klein auch allzu flüchtig über diese Eigenthümlichkeit des chinesischen Dramas weg. Die Berechtigung der Lyrik in Drama prägt sich hier, wir möchten sagen in instinktiver Weise aus; es ist der erhabene Stil, der Stil der Reflexion, des Affects, der Leidenschaft, der sich auch eine sehr getragene Form schafft. Dennoch tritt die singende Person nicht aus dem Rahmen der Handlung heraus, ihre Couplets sind nur ein, wegen seiner Bedeutung besonders hervorgehobener Theil des Dialogs. Daß die Lyrik der Chinesen keineswegs ohne Verdienste ist, darf man schon im Hinblick auf ihr bekanntes Lieberbuch, den „Schi-king“, annehmen. Neben manchem Kindischen und Paronettenshaften finden sich lyrisch-dunklige Stellen, mag auch immerhin die Naturlyrik der Chinesen zu der der Indier verhalten, wie ein regelrecht gestufter französischer Garten zu einem majestätischen Urwald. Es ist in der That Gartenpoesie, denn die Natur existirt für den Chinesen erst als zurechtgemachter „Garten“. Ich habe versucht, ein Theil der Fan-fa aus den Gartenscenen des „Tscho-mei-ang“ nach der französischen Prosa Bazin's sinngetreu in deutsche Verse zu übertragen; man mag aus dieser Probe das von Klein nicht gewürdigte Duftige und Bierliche der lyrischen Einlagen des chinesischen Dramas erkennen:

Sie naht — die Blumen lächeln,  
Die Weiden nicken drein,  
Und saust're Winde säuseln  
Verhüllt den Mondenschein.  
Wie schimmernd bunte Lichter  
Im Spiel vorüberfliehn,  
Hier schwebte jeder Dichter  
In sel'gen Melodien.  
Kein Fan-fa kann ihn schildern,  
Den Reiz der Frühlingsnacht;  
Kein Maler malt in Silber  
Die farbenreiche Pracht.

\*) Chinesischer Mademoiselle.

Wie dort den Reiz erschlossen:  
Die Blüte Hai-thang!  
Wie nebelstumsfließen  
Die Blumen hier im Gang.  
Das Prachtgewand von Seide  
Die nächtliche Feuchte tränkt,  
Indess am Feuchtschneide,  
Des Himmels Thau sich halt.  
Wie friedlich anzuschauen  
Ist unsrer Lampe Schein,  
Die aus dem Flor, dem blauen,  
Strahlt in die Nacht hinein.  
Es walt wie grüne Seide  
Dort um die Trauerweide.  
Vom flüsternden Bewegen,  
Da fällt der Thau sogleich,  
Und wie ein Sternregen  
Tropfen in den Silberseich.  
Das ist in klare Welle  
Es flüht Tropfen Fall,  
Wie von Kephrit die Wälle,  
Ins Becken von Krystall.  
Am Himmel unerreichbar  
Schwebt faust des Mondes Ring,  
Dem Drachen nur vergleichbar,  
Der Hoang-ti's Spiegel trug.

So stereotyp die dramatische Form des Hundert Dramen aus der Zeit der Yuen-Dynastie ist, so gibt dies doch keineswegs von sämmtlichen chinesischen Dramen, indem das chinesische Drama, wenn auch keiner innern Entwicklung, doch wesentlichen formellen Schwankungen unterworfen war. Die Angaben dieser verschiedenen Epochen vermessen wir höchst auffallenderweise bei Klein gänzlich, ebenso eine Analyse des „Pipark“, die uns ein Bild des nicht regelrechten, des nicht klassischen chinesischen Dramas gegeben hätte. In den zwei ersten Epochen derselben unter der Dynastie der Tang und Song, wo man die Dramen „Musik des Birnengartens“ und „Vergnügen der blühenden Wälder“ nannte, war die dramatische Form lange nicht so knapp und gemessen, wie in der dritten Epoche unter der Dynastie der Yuan und Yuen: Wang-schi-fu, der noch unter den Song lebte, hat in seinem „Si-fang-li“ j. B. ein Drama von 16 Acten mit überwuchernder Lyrik geschaffen.

Es ist höchst lehrreich — und auch darüber hat uns Klein nähere Mittheilungen zu machen versäumt —, bei dem Volke der Mitte zu beobachten, wie sich die Classicität des Dramas herausbildet. Sie ergibt sich genabegut als etwas künstlich fixirtes und Abgeschlossenes. Die große Sammlung: „Yuen-jin-be-tschan“, die unter der Yuen-Dynastie zusammengestellt wurde, bildet das klassische Repertoire der Chinesen. Das „Consementorium der Musik“ war die Werkstatt, wo es geschaffen wurde, die große Dramenfabrik; hier sorgten die zusammenberufenen Talente der Monarchie in höchst handwerksmäßiger Weise für den Bedarf der Bühne. Es waren die Melodien und Couplets der frühern Dramatik aus der Zeit der Tang, welche gleichsam den Kern bildeten, um den die neuern Dramen sich krystallisirten. Mit Ausnahme der Verse einiger Hauptdramatiker, wie Ma-tsching-wün und Kuan-hong-ling sind alle andern aus der Plünderung

der Ältern Dramatiker hervorgegangene Plagiate. Der Director des Conservatoriums sonderte die Stoffe in 12 Klassen, theilte dann jedem Schriftsteller einen bestimmten Stoff zu, gab das Scenarium und die Couplets an, welche bei der Ausführung benutzt werden sollten; kurz, er verfuhr wie ein neufranzösischer Autor von Ruf, welcher seinen Mitarbeitern die Ausarbeitung einer von ihm angegebenen Idee überläßt, nur mit dem Unterschied, daß der chinesische Musikdirector nicht die Ehre der Autorschaft für sich in Anspruch nahm. Durch diese Verfahungsweise wird auch die Gleichmäßigkeit und Sicherheit der dramatischen Technik erklärt, welche alle Stücke der Yuen-Dynastie charakterisirt. Die Mitglieder dieser Dramenfabrik scheinen besondere akademische Namen angenommen zu haben. So erfahren wir von der geistreichen Tschang-kun-ping, einer blaustrümpfigen Dame des grünen Gürtels, daß sie früher den Namen Tschang-kopin führte, bis sie durch die Protection Kuan-han-king's, der ihr dichterisches Talent kunstmäßig ausbildete, zur Ehre gelangte, dem Kreise der officiellen Dramatiker anzugehören. Nachdem die chinesische Dramatik in der „Sammlung der hundert Stücke“ zu einem festen Abschluß gekommen war, gaben ihr zahlreiche Herausgeber und Erläuterer durch ihre Noten und Glossen das Gewicht der gelehrten Würde. Han-hiu-tsen schrieb seine Dissertationen über die Dramatiker der Yuen-Dynastie und fertigte Kataloge der dramatischen Stücke an. Außerdem gehören zu den namhaftesten Commentatoren Tsching-than und Tschung-schan, welche die dramatischen Werke bis ins einzelste zergliederten, mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit, welcher die Commentatoren Shakespeares beschämen könnte! Gleichwohl kümmerten sich die Universal-Literarhistoriker nicht um das Drama der Chinesen, das dem im ganzen verachteten Theater überlassen blieb, und die Yuen-Dramatiker insbesondere wurden nicht zu den Thai-tsen, den Schriftstellern ersten Ranges, den Rindern des Genies gezählt, wol aber zwei ihrer Vorgänger, resp. Nachfolger Wang-schi-fu und Kuan-tang-kia, der Dichter des „Pipa-ki“, eine im ganzen lehrreiche Verwirrung; denn wir sehen, wie sich das Classische zunächst als das Schablonenmäßige und Abgeschlossene fixirt, wie aber im Fortgang der literarischen Entwicklung bedeutende Talente auftauchen, welche diese Schranke durchbrechen und durch die Macht ihrer Individualität sich die Anerkennung persönlicher Bedeutung erzwingen. Diesen Gährungsproceß beobachten wir bei dem Drama des Reichs der Mitte. Während Han-hiu-tsen, obgleich der „Pipa-ki“ schon erschienen, dies Werk vornehm ignorirte, weil es noch zu „neu“ war, als daß ein würdiger Gelehrter — gleichviel ob mit oder ohne Jopf — sich damit beschäftigen konnte, ohne sich etwas zu vergeben, erlebte das neue Drama in kurzer Zeit nicht weniger als vierzehn Vorreden, ja es fand in Mao-tsen einen begeisterten Commentator und stieg so selbst die Staffeln zum Ruhmestempel einer modernen Classicität empor. Tout comme chez nous — der Entwicklungsengang der Literatur läßt sich selbst im Reich der Mitte nicht abschließen; es kommen homines

novi, neue Genies, finden begeisterte Schüler und föhren die archimedischen Cirkel der abgeschlossenen akademischen Weisheit. In Wahrheit könnte man die Yuen-Dramatiker mehr als Akademiker denn als Classiker bezeichnen.

Ueber diese, durch das ungemein beliebte Drama „Pipa-ki“ bezeichnete vierte und moderne Epoche der chinesischen Dramatik läßt uns Klein ohne alle Aufschlüsse, obgleich das Theater der Chinesen in ihr einen wesentlichen Umschwung erlebte. Zum Nachtheil der strengen Form, welche die Technik des Dramas verlangt, lehrte das Drama unter den Dynastien der Ming und Tching (von 1341 bis zur Gegenwart) wieder zu einer mehr novellistischen Breite der Darstellung zurück und gewann an poetischem Werth, was es an dramatischer Technik verlor, indem das Sprung- und Marionettenhafte der fünfsactigen Yuen-Dramen einer feinern und mehr psychologisch motivirten Bewegung Platz machte. Das Drama „Pipa-ki“, anfangs ignorirt, später Repräsentant der modernen chinesischen Classicität und im Laufe der Zeit mit einer Fülle von Interpretationen jeder Art versehen, brach sich erst nach dem Tode des Dichters Bahn, so daß der Autor bei Lebzeiten nicht die Früchte seines Talents erntete. Desto größer waren die spätern Erfolge des Stückes.

Wenn in dem kleinsten Dorf — wie einer der Scholasten berichtet — eine Schauspielertruppe ankam und die Schauspieler die Bretter betraten, um den „Pipa-ki“ zu spielen, so strömte die Menge hinzu. Und wenn die Scenen des Hungers und der Trennung, die so pathetische und rührende Scene, in welcher Thai-yang das Erbarmen des Sohnes des Himmels im laienhaften Palaste ansieht oder diejenigen, in denen Tschao-u-mang ihre Paare verhandelt, um dafür einen Sarg zu kaufen, und Erde ansäuft, um damit einen Grabhügel zu errichten, gespielt werden: dann sieht man, bei allen Zuschauern, bei den Grundbesitzern und Matronen, jungen Hirten und Holschlägern und ehrwürdigen Greisen nur verweinte Augen, erhigte, vor Aufregung glühende Gesichter; man hört nur Seufzer, Schluchzen, lautes Weinen bis zum Ende der Vorstellung.

Dieser große Erfolg des Dramas hatte seinen guten Grund. „Pipa-ki“ ist das chinesische Drama nach 忠孝節, das Stück, in welchem der höchste Conflict des chinesischen Geistes, der Conflict zwischen der Familienpietät und der Pietät gegen den Staat als der allgemeinen Familie behandelt wird. Indem der Held in diese Collision der Pflichten versetzt wird, muß er das höchste Interesse, die höchste Spannung bei den Bewohnern des Reichs der Mitte erregen. Hierzu kommt eine Behandlungsweise, welche, die grellen und grausamen Conflicte verschmähend, sich vorzugsweise an die sanfte Empfindung wendet und in der Erregung eines allmählich sich steigenden Mitgefühls beachtenswerthe Meisterschaft bekundet. Für die großen Erschütterungen der Tragödie sind aber die Chinesen nicht geschaffen, rührende Verwickelungen innerhalb des Familienlebens bewegen zur Genüge die Herzen des sanften und frieblichen Volks. Die Form dieses Meisterwerks der chinesischen Bühne ist indeß so stilllos wie möglich und ein Rückschritt gegen den regelrechten Canon des Monologenrepertoires. Ob eine Einwirkung des indischen Dramas hierbei anzunehmen ist, wie man aus dem ähnlichen

log und der regellos vermehrten Zahl von Acten essen sollte, mögen die Sinologen untersuchen. Das hat 42 Acte oder Tableaux und ergeht sich in breiten Romandialog, der zum Theil mit den besten Citaten geschmückt ist.

Da „Pipa-ki“ nicht nur das gerühmteste, noch im-erfolgreiche Meisterwerk der chinesischen Bühne ist, es überdies in der psychologischen Entwicklung un-abendländischen Schauspielen am nächsten steht, son-auch in seiner äußern Form das Musterdrama, nach-hem die chinesische Poesie der letzten Jahrhunderte sich-het hat, so ist die Rüge, die in dem Klein'schen Werk-ich Nichtbeachtung dieses Dramas entstanden ist, eine-wesentliche, deren Ausfüllung in einer nächsten Auf-unerlässlich erscheint.

Auch auf die Stoffquellen der chinesischen Dramen-er hätte Klein einen Blick werfen können. Es war-specificisch nationale Charakter ihrer Werke hervorzu-a; denn jenseit des Reichs der Mitte gibt es für die-ger seiner hohen Civilisation nur Barbaren; keines-matiters Mase würde sich herablassen, nach Stoffen-erhalb der Grenzen des Reichs zu suchen. Unter den-figuellen steht die Geschichte obenan. Wollten die Dra-iter das Historische ihrer Stücke nicht aus den An-n oder aus dem E-se-ki E-se-ma-ihien's schöpfen, hem der Verfasser der „Waise von Tschao“ zum Theil-n Stoff verdankt, so konnten sie sich an die berühm-gegeschichtlichen und culturgeschichtlichen Romane halten, n phantasievolle Einleitung und lebendige Schilderung n fruchtbringende Anregungen geben mußten. Da lag-Werk des ersten Thai-tsen, der „San-tun-tschü“ (Geschichte der drei Königreiche), vor ihnen aufgeschlagen, jener romanhaften Historien, wie sie in alten und-n Zeiten gäng und gebe sind, Zwitter von Geschichte-Dichtung, ohne den Werth der ersten und den Zau-der letztern, und in der That sind die Stoffe zweier-gegriffenen Dramen des Repertoire aus diesem vielgele-n Buche geschöpft; da bot der „Schui-hu-tschuen“ (Geschichte der Ufer des Flusses), ein umfangreicher Roman-geschichtlicher Grundlage, der nicht weniger als 140-chiedene Verwickelungen enthält, eine Art von Räuber-Bagnoroman mit Sittenschilderungen aus der Zeit-Song, die Fülle seiner Abenteuer der dramatischen-beutung dar. Auch das Literaturdrama konnte aus-raphischen und literargeschichtlichen Werken schöpfen. gab der „Thang-tschai-tschuen“ (Geschichte der-hunten Schriftsteller unter der Dynastie der Thang) Stoff zu dem Literaturdrama „Das Liebespfand“ in welchem der geniale Poet Han-fei-king und der-e Li-Tai-Pé auftreten. Wenn aber der Dramatiker-erschütternde Ereignisse ausging, so bot sich ihm als-alle die Sammlung der Urtheilsprüche des „Pao-ng“ dar, eine Art chinesischer Pitaval voll spannen-Criminalfälle mit oft spitzfindigen Rechtsprüchen, eine-egründe für effectvolle Theatercoups. In Bezug auf-geistige Eigenthum herrschte dieselbe Freibeuterei, des-sich Shakespeare und seine Zeitgenossen schuldig machten.

Daß die Umarbeitung älterer Dramen, die Benutzung ihrer Intriguen, das Abschreiben einzelner Scenen statt-haft gewesen, dafür fehlt es nicht an Beispielen, und es-braucht bloß des bekanntesten chinesischen Dramas: „Die-Waise von Tschao“, Erwähnung zu geschehen, welches-nichts ist als eine Bearbeitung eines ältern Schauspiels: „Die geheimnißvolle Kiste“, dessen Hauptscenen oft wört-lich benutzt sind.

Die einzelnen bekanntern Dramen der chinesischen-Bühne, welche Klein analysirt, sind: „Der Kunaner im-Palast des Han“, ein Stück, das zwar in seiner Moti-ivierung und seinem Dialog marionettenhaft, aber doch in-seiner Composition regelrecht, ja nicht ohne einen Hauch-poetischer Stimmung ist und deshalb von Klein, der es-ironisch und satirisch behandelt, wol unterschätzt wird; „Die Waise von Tschao“, über welches Klein ein Ur-theil fällt, das wol eher auf „Pipa-ki“ Anwendung-finden sollte:

Wie tief das Drama der Chinesen in beiden, in der Pops-und Drachenhaut, steckt, das zeigt kein anderes so augenschein-lich, wie ihr bestes Drama; was Technik, Charakterzeichnung, Leben und Bewegung, Stil, Leidenschaft und Vergeltungsmoral-betrifft, ihr Musterdrama; ja dasjenige von allen uns bekann-ten Theaterstücken der Chinesen, das dem europäischen Drama-vom modernsten Gepräge, dem „realistischen“ Drama, am näch-sten kommt.

Dann: „Die Geschichte des Kreidecircels“, ein Gerichts-drama mit einer an die Salomonische Sage anklingenden-Tendenz. Die Analyse des Stücks ist geistreich. Klein-schließt an dieselbe einen Ausfall auf „unsere Chinesen-der dramatischen Realist“ mit dem Herzenspruch: „Schön-ist häßlich“ und „häßlich schön“, mit all den Figuren, die um ihr inneres Lumpenthum das buntschwedige, aus-schaftpearistrenden Narrenmützen zusammengesetzte Hans-murfmantelchen als Schönheitsmantelchen drapiren und-darin mit ihrer innern Wüßtheit und Verkommenheit sich-nach blähen und spreizen.

Das chinesische Drama bildet gleichsam das naive, clas-sische Chinesenthum der Bühnenkunst, als Nachahmung der ge-meinen Natur, zu jenem romantischen Chinesenthum der Fran-jozen und ihrer Nachtreter, oder auch unserer zu verdorbenen-Schaffpeare-Genies versumpten Schönmalers des stiltlich Pöß-lichen und Stelhaften. In Rücksicht auf die moralische Tendenz-steht daher auch das echte, das naive, classisch-chinesische Drama-des Mittelreichs näher dem altattischen Drama der Griechen, als das romantisch-chinesische oder romantisch-cynische des Bal-zac, des Dumas Fils, Octave Feuillet u. s. w. Der Bambus, als dramatisch-moralischer Fehel, scheint uns noch immer-ersprißlicher für Kunst, Leben und Volkserziehung als das-grundfälschlich lieberliche, an beau gefärbte Drama der Demi-Monde und der fashionablen Galeregenussung.

Von den deutschen realistischen Chinesen judet sich bei-dieser Stelle, wen es fragt. Unter den Gerichts-dramen-hat übrigens Klein das von Bazin überfeste Drama „Die Rache der Leungo“ zu erwähnen vergessen, das schon-wegen der Rolle, die ein Geist vor Gericht in demselben-spielt, zu den Curiositäten des chinesischen Repertoire ge-hört. Die Schilderungen der chinesischen Taoße-Dra-men, mythologischen und Charakterstücke ist von Klein-mit vielem Humor durchgeführt. Nur hätten wir



gewünscht, daß der aristophanische Geist in den erstern Romäben in ihrer Verspottung philosophischer Theorien noch mehr hervorgehoben wäre. In dem Drama „Liebesweh“ wird eine psychologische Theorie ironisirt, welche mit der Fichte'schen Lehre vom „Seelenleibe“ eine auffallende Aehnlichkeit hat. Auch die andern Stücke, wie „Die Seelenwanderung des Ho-Sheou“, „Der Traum des Lin-thong-pin“, in welchem sich bereits Calderon's Ausspruch findet: „Das Leben ist ein Traum“, sind bei aller barocken Haltung im besten Sinne geistreich, jedenfalls viel geistreicher, als die neuen deutschen Zauberpossen, in denen nur die triviale Lebensprosa herrscht und die sich niemals bis zu einer Verspottung philosophischer Systeme verheizen. Wir sollten uns über den chinesischen Pops nicht zu sehr lustig machen, solange unser eigener noch so statlich zum Vorschein kommt. Auch diese Zauberpossen verdienen das bedingungslose Lob, welches Klein nach einer Analyse des „Vollkommenen Kammermädchens“ (Tschao-mei-hiang) dem chinesischen Intrigenlustspiel spendet:

In allen andern Gattungsformen des Dramas stehen die Chinesen, wie am äußersten Westrande, so vielleicht auch auf der untersten Theaterstufe, verglichen mit den Hauptvölkern des Dramas: den Hellenen, Indern und Indogermanen. Dank dem „Vollendeten Kammermädchen“ ihres, unserer Schätzung nach, ersten dramatischen Dichters, des Tsching-te-hoü, Verfassers von 18 Theaterstücken, worunter aber die Soubrette das Jewel — dank dieser Soubrette, fühlen wir uns in unserem Gewissen verpflichtet, den Chinesen einen Lustspielgeist, ein Talent für die feine Intrigenromandie zuverleihen, das die Verwandtschaft ihres Geistes mit dem der Franzosen außer alle heraldische Aufsehung setzt. Die französische Liebestintrigen-Romandie erscheint uns als die Soubrette accomplie des Tsching-te-hoü auf ihrem höchsten Gipfel.

Die Schilderung der Schauspiele der Japanesen, des Intadramas und des Dramas der Azteken gibt unserm Autor Veranlassung, eine Fülle von Culturstudien in einer oft brillanten Beleuchtung zur Schau zu stellen; doch scheint er uns die Delonomie des Werks wesentlich überschritten zu haben, indem die pikanten Volksstückenbilder, die der Autor namentlich von den Peruanern und Azteken enthillt, doch im Vergleich zu der Ausbente, welche diese Nationen für das Drama gewähren, einen zu breiten Raum wegnahmen. Der Geist, in welchem der Autor diese Culturstudien niederschreibt, ist ein durchaus humaner und echt freigeistlicher, sodaß man gern seinen Gedankenverknüpfungen, ja selbst seinen Gedankenprüngen folgt. Excuse wie die über Cäsarismus und Menschenliebe wird man stets mit Vergnügen lesen, doch schwerlich in einer Abhandlung über das Intadrama suchen, ebenso wenig wie in dem Bericht über das Drama der Azteken die Abhandlungen über die vergleichende Sprachforschung und den folgenden Excurs über den dramenfeindlichen Militarismus:

Eine solche dramatische Wirkung läßt Bislipung nicht bloß als mexicanischer Schlächter- und Menschenfresser-Götze, sondern als Kriegsgötze, als der Götze des „Militärstaats“ überhaupt. Kein eigentlicher Militärstaat hat ein wahrhaftes, rein patriotisches Drama aufzuweisen: nicht die Römer, nicht die Franzosen, nicht Araber, Turkomanen, kurz kein spezifisches vom Mongolen-, vom Bislipungstheatre inspirirtes Soldatenvolk. So

wie dieser Dämon vom macedonischen Alexander, herrn der Dschingis-Khane, Tamerlane und ähnlichen dem Hellenen vollen eingeblasen ward, wurde Bislipung rosig und die griechische Tragödie barbarisch. Kein konnte ihr mehr helfen; keine Poetik des Lehrers den Teufel austreiben, den ihr sein königlicher Schüler bengelagt. Wie hätten die aztekischen Philosophen, die Priester des Blutgötzen waren, diesen Teufel bannen?

Selbst die berühmte sprachwissenschaftliche phie des Abbe Domenech zieht Klein in den Betrachtungen, weil sie ihm Veranlassung zu eleganten Bemerkungen gibt. Das Intadrama, Maria uns zum ersten mal die Gattenliebe als revolutionäres Befreiungsmotiv entgegentritt, in unser Autor „das Vorspiel zu dem historischen Liebesidee als Kulturmacht durchdrungenen Drama der christlichen Völker“ erblickt, verlan wenig wie das aztekische Dramaballet „Rabinal-Mittheilung einer solchen Fülle ethnographischer Am ersten läßt man sich nach die Bekanntschaft königlichen Dichter gefallen, wie König Nezah der sich und sein Reich mit 60 Hymnen zum Weltkämpfers verherrlicht hat.

Die Schlussabtheilung des dritten Bandes ebenfalls mit einer in das Anthologische streifen führlichkeit und mit einer sich in ihren Wend wiederholenden Ueberschwenglichkeit der Anerkennung beide durch die besprochenen dramatischen Verjungen Christenthums wenig gerechtfertigt ersche erste christliche Drama im Orient und das Drama im 10. Jahrhundert, den „leidenden den Pseudo-Duerolus und die sex comoedias von Sandersheim, Froswittha, deren Märtyrer renige Sündenrinnen uns als große dramatische gepriesen werden. Wir können z. B. in der Zellenbuße der schönen Magdalena Thais nichts finden, sondern nur etwas Widerwärtiges und was sich durch keine erhabene Bysthemie desinfi Wie Klein bei dem Azteken drama Gelegenheit einem Ausfall auf den Verfasser des „Leben hier zu einer Polemik gegen Gustav Freytag und ziger Gottschebe. Als Probe einer barocken, wi sagen pyramidalen Darstellungsweise, welche schwindelnden Höhe emporzuschwingt, indem sie ein auf das andere thürmt und mit Noten erläutert Lucrez, Macrobinus, die wir hier fortlassen müssen wir das folgende, auf die George Sand und itung geschleuderte Anathema mit. Der Autor die von den französischen Dichtern der dramatischen romantik vergötterte Liebes-Mutterwath, von welch Schande und Frechheit, wie in einem Illuminat lantfeuer, strahlenden Heroinen glänzen, als da sind go's Marion de Lorme, oder gar die Orgienhelbianer steu, cynisch-schamlosen Sektentrugil eines Octave Fe von den noch heillosen verwilderten Poesieschändern, gen Unzucht-Aster-Dichterlingen dieser Schule, zu deren Liebesheroinnen für noch verächtlichere und erl Bichte entbrennen, als sie selber verfermt und verwor Man höre doch nur die phrygische Sibylle dieser Mi große indische Mutter des galischen Romanpils, der

unküßten ziehen, Korymbanten in Helmen, Panzer und Frauen-  
rnen mit Pauken und Schalmeyen umtanzen, und Galli,  
Gallantes oder Halbmäner (semiviri) genannt, mit ra-  
um Jubelgeschrei umherschwenken. Man höre die Verfasserin der  
a", „Valentine" und des „Spiridion", die syrische Göttin des  
Menschen Sampanthos, die Großmutter des begeisterten The-  
os, die ihren geliebten Kinos (vor der Verflümmelung Sam-  
geheßen) in einem Anfall von großmütterlicher Zärtlich-  
entmannte und hierauf, was von ihm übrigblieb, in eine  
e, ihren Lieblingsbaum, verwandelte, der Zapfen wegen,  
dieser Baum trägt, Symbole unfruchtbarer Zeugungskraft.  
e throngebundene Göttin des erhabenen Fichtenzapfenkultus  
le, hochragend auf ihrem Siegeswagen, den Schößlingen  
der Trommel in der linken Hute zu ihren Füßen, streute  
ersten Samen jener Lorententragal in Kernsprühen aus, in  
nen Fichtenzapfen-Kernsprühen. Einer der goldnenen dore-  
lanten: „O Jüngling, fühlst du dein Herz erglänzen von  
schäuflicher Liebe für ein Mädchen der Fremde, schäme dich  
r Liebe nicht! Nähre vielmehr ihr Feuer zu hellen Loderaden  
en; denn es ist das wahre heilige Besta-Feuer; mein —  
ch die Besta selber bin — mein Feuer, dessen Flamme  
daher ja nicht dämpfen darfst, sondern unablässig fachen,  
ren und weiterhalten mußt!"

Treffend und schön ist, was Klein über die messia-  
sche Katharsis im germanischen Drama sagt, und  
das Shakspeare-Drama als das ausschließlich christ-  
lich, weil es dessen „reinsten, nicht geistlicher, sondern gei-  
stlich, nicht glaubenssymbolischer, sondern idealpoetischer  
Mang ist". Er fährt fort mit einer Charakteristik des  
genannten rein Menschlichen, jenem Popanz der akade-  
mischen Poesie, gegen den wir so oft ins Feld gerückt.  
freuen uns, einen so tapfern und schlagfertigen Dun-  
kenossen zu finden:

Was jedoch keineswegs identisch mit dem sogenannten „rein  
menschlichen", dem abstracten Kunstgeistes der schöngeligen,  
tanzlosen Aesthetik, die dem Dichtern aus anhängt, indem sie,  
dieser Reiterlehre zufolge die körperliche Gestalt Christi ein  
er Scheinleib gewesen, ähnlich eine Scheinkunst lehrt, vom  
einstelbe des rein Menschlichen umhüllt. Wo in aller Welt  
eine Kunstschöpfung, eine Poesie das von allem National-  
lichen ausgeleitete rein Menschliche der abstracten Aesthetik  
entstellt? Die Poesie der Griechen etwa? Sie war so grund-  
tlich flammend, vollständig und national, wie die der  
der, der Indier, wie die Poesie jedes andern schöpferischen  
des Auf- und Niedergangs. Das vermeinte rein Mensch-  
liche ist ein Desillat, das nur aus den Geißentel- und Filtrir-  
köpfen der Formalästhetiker so wasserklar abfließen und  
abspülen konnte, und auch so abschmeckend, wie abgeseihtes  
durchgeseihtes Wasser. Solchen negativen Geschmack schmeckt  
auch allen denjenigen Schöpfungen an, die eben nichts als  
auf Kunst und Poesie angewandte Formalästhetik sind. Zum  
geltung in der Praxis das Experiment nicht vollständig.  
Raggabe des Talents schlägt das poetisch darzustellende  
Menschliche, unter dem Versuch, sofort in ein Specifisch-  
rational-Menschliches oder Geschichtliches um; freilich wieder,  
berkelben Raggabe, mit einem mehr oder weniger empfind-  
baren Rest von negativem Geschmack des rein Abgeschmack-  
schlichen, wovon sogar Dichter und Künstler ersten Ranges,  
ern sie unter dem Zeichen des rein Menschlichen der letzten  
etwil fliegen wollen, aus merkliche Spuren vertrauen werden.

Auch der dritte Band des Klein'schen Werks zeigt alle  
züge der frühern: Fleiß und gründliche Studien, sprü-  
hen, originellen Geist, Einheit einer im tiefsten Grunde  
hängigen ästhetischen Grundanschauung und philosophischen  
tatschauerung — nur will es aus scheinen, als ob der

Autor sich noch mehr als in den ersten Bänden gehen  
und seinen Einfällen in Extrablättern und manieren Extratouren  
die Zügel schießen lasse — humoristische Lizenzen  
bedenklicher Art gegenüber einer schon durch die kaum zu  
bewältigende Stofffülle gebotenen Beschränkung. Möge er  
daher in den folgenden Bänden sowol das Anthologische  
auf einen schärfer gefassten Inhalts-Extrakt, der noch immer  
ein charakteristisches Bild der Werke und Autoren gibt,  
beschränken, als auch seinem zu genialen Extravaganzen  
allzu geneigten Stil eine knapper Fassung geben und den  
humoristischen Verloque, der an seiner sonst richtiggehenden  
Gedankenuhr baumelt, möglichst in die Westentasche stecken.

Rudolf Gottschall.

## Altes und Neues aus dem deutschen Liederschatz.

(Schluß aus Nr. 2.)

Gehaltvoller sind folgende zwei Werke:

10. Lieder von Konrad von Prittwitz-Gaffron. Bres-  
lau, C. Trevenant. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Rgr.
11. Jagd und Pferd. Von August Schumacher. Krollen,  
Speyer. 1865. 8. 1 Thlr.

Mit einem Prolog an Strachwitz und einem Sonett  
an Platen, von welchem der Autor sagt:

Aus deinen Liedern weht ein magisch Ringen  
Verwandt in meine jugendliche Feier! —

beginnt die erste dieser Gedichtsammlungen, von Konrad  
von Prittwitz-Gaffron (Nr. 10); dieselbe läßt aber  
die Vorzüge dieser beiden Vorbilder vermissen; weder  
die übersprudelnde Kraft und frische Frische des einen, noch  
die Reinheit und Plastik der Form des andern dieser  
zwei großartigen Dichter findet sich in diesen Liedern wie-  
der, welche vielmehr Reminiscenzen aus Geibel und Heine  
und Anklänge an die Romantiker enthalten. Die „blaue  
Blüte irrt weiter", von der „weißen Blume", die auch  
das Motto des Buchs bildet, durchzieht ein Traum das  
Herz, und die Heine'sche „einsame Thüre" findet sich  
sogar im Auge des „vielgetreuen Rosses", wo sie sich aller-  
dings etwas komisch ausnimmt:

Und einst, du schüttelst die Mähne,  
Ich weiß, mein Ross, dir graut,  
Und eine einsame Thüre  
Aus deinem Auge thaut!

Der Autor, dem das Geschick befohl, der Scholle zu-  
geschriebene (glebae adscriptus?) Bulolika zu trinken  
und still am Herd zu bleiben, meißt sich im ganzen einer  
elegischen Weltanschauung zu, welche einen weiblichen,  
weiblichen Grundzug nicht verleugnen kann; auch den  
bessern seiner Lieder, die, chronologisch geordnet, einen Zeit-  
raum von 20 Jahren umfassen, fehlt der Duft der Ur-  
sprüchlichkeit, und machen dieselben häufig den Eindruck  
des Anempfundenen. Es finden sich jedoch in dem Buche  
einzelne sehr hübsche Gedichte, z. B.: „Die Dieb" ist eine  
Blume", „Fürchte nichts", die Glosse des Platen'schen  
Spruchs: „Was uns Muth und Trost kann geben", „In  
deines Kindes Auge", welche sich aus der Menge des  
Unbedeutenden vorthellhaft hervorheben und „uns, aus  
Phöbus' Stamm entsprossen", schon eher zu der glorreichen

Frage berechtigten: „Wenn wir nun ein Dichter wären!“  
Als Probe geben wir eins der besten:

In deines Kindes Auge	blick tief hinein,
Und deine kranke Seele	wird ruhig sein!
In deines Kindes Auge	da strahlt er klar,
Der ganze Liebeshimmel,	der dein einst war!
In deines Kindes Auge	da lächelt süß
Der ew'ge Friedensgarten,	das Paradies!
In deines Kindes Auge	spricht Er voll Huld:
„Ich habe dir vergeben	all deine Schuld!“

Des Buches äußere Ausstattung in Druck und Papier ist äußerst splendid, auch ist dasselbe nicht nur, wie die Gedichte von Strachwitz und die Lieder von G. von Dobbien, mit dem Familienwappen geschmückt, sondern trägt auch noch auf der Rückseite des Umschlages das Johanniterkreuz, welches auch mehrfach in Liedern und Sonetten angefangen wird. Freilich lassen gerade diese Gedichte, sowie die politischen Lieder der jüngsten Vergangenheit, die Hymnen auf Wissen, Döppel, Bismarck, Wrangel u. s. w., am deutlichsten den Mangel einer eigenthümlichen poetischen Begabung erkennen, welcher durch die Glätte der meist geschickt und geschmackvoll gehandhabten Form nicht ersetzt wird; und auch die Form läßt oft viel zu wünschen, z. B. in den sehr schleppenden Epafelen S. 179 u. 181, oder auf S. 205, wo es heißt:

Oh du's gehat, des Sommers Pracht  
Der Blume Flor den Abschied macht!

Die zweite Gedichtsammlung: „Jagd und Pferd“ von August Schumacher (Nr. 11) ist dem „Sport“ gewidmet, der Lyrik der nobeln Passionen, welche der Verfasser mit eingehendster Sachkenntniß und einer durchaus ungekünstelten Vorliebe schildert, wie sie keinem Sonntagstreiter oder Sonntagsjäger eigen sein könnte. Ueberall ist der Mann von Fach zu erkennen, der freilich manchmal vergißt, daß nicht alles, was ihm selber von Interesse ist, sich auch zu einer poetischen Behandlung eignet. Namentlich gilt dies von den auf das „Pferd“ bezüglichen Gedichten des Autors, unter denen sich z. B. S. 47 eine vollständige, etwas sehr prosaische Personalbeschreibung seines Bucephalus befindet, ein genaues Conterfei vom Kopf bis zum Fuß, von dessen Fuß es heißt:

So schön geschnitten zeige mir  
Den blanken allerliebsten Schuh,  
Den dir als Fuß  
Natur erschuf  
Glatt, schlüßig, fest, egal,  
Halb rund und halb oval,  
Aus einem Guß und sonder Naht,  
Geneigt mit fünfundvierzig Grad.  
Die dunkle starke Wand,  
Die ob der Zehe hoch gestellt  
Gewächlich mit den Trachten fällt,  
Drückt kühl sich in die Hand  
Und zeigt die mäßig hohle,  
Gesunde frische Sohle,  
Wo von dem Ballen, nicht zu schmal,  
Herab sich zieht der volle Strahl,

Wo hart'baueben  
Die festen Streben  
In gleicher Spitze sich verlieren  
Und schließlich das Gebilde zieren!

Derartige hippologische Didaktik, der sich d. Grabhschrift eines alten Schimmels und einzelne Gedichte zu bekannten Genrebildern anschließen, allgemeineres Interesse doch unmöglich in Anspruch nehmen. Weit ansprechender sind die längern Satiren, welche, echte Gelegenheitsgedichte mit entschiedener Färbung und einer Menge rein persönlicher Beobachtungen den Stempel ihrer Entstehung an der Stirn tragen. z. B.: „Der Virschgang im Stod bei Arolsen“, „Klapperjagd im arolser Holze am 20. October 1864“, „Der Schnepfenstich bei Arolsen“. Es spricht denselben eine frische lebendige Naturbeobachtung, eine Gabe anschaulicher, mit gutmüthigem Spott die Darstellung überall aus. Auch die an die hochthe Land- und Ständekammer gerichteten launigen Epicae der bisher weibmännlich torquierten, unter Instanz von den Hochpreislichen Deputirten gänzlich condemnirten unglücklichen Jagdbaren, leben lassen betreffend“ sind recht humoristisch. Ueberhaupt durchweht ein Zug frischer Waldblust die Gedichte, bei denen freilich die Form oft ganz correct ist, z. B.: „ein Viertel Durst“ (d. h. u. s. w. Die angehängten Gedichte in plattdeutscher Art sind etwas sehr kräftig, fast zu derb; die Hefen des „Etged“ und „Schwimelfrige“ gehören niedern Genre an, welches wir in den Zwei-Temiers nur wegen des Silbertons der Darstellung der virtuoson Technik erträglich finden.

Wie in den lyrischen Gedichten, so findet in den lyrisch-epischen dieselbe Mischung von Neuem, Gutem und Schlechtem:

12. Die Rimmung. Gedicht in neun Gesängen. Fäbde. Zweite Auflage. Leipzig, Fäbde 1864. 8. 15 Ngr.
13. Permon's Reisen und Liebesabenteuer. Gedicht in Abtheilungen. Breslau, Maraschke u. Verren. Nr. 16. 1 Thlr.
14. Hercules. Ein Heldengedicht in sechzehn Liedern. Herrmann. Celle, Schulze. 1865. 8.
15. Cervantes auf der Fahrt. Ein Gedicht von Fäbde. Stuttgart, Kröner. 1865. 16. 15 Ngr.

„Die Rimmung“ von Karl Fäbde (Nr. 1) bedeutet wol dies Wort? so fragt vielleicht der Leser, dem Fata-Morgana ein geläufiger Ausdruck. Zur Erklärung des Titels sind deshalb die beiden Epicaen auf S. 58, welche eine anschauliche Beschreibung der „Rimmung“, d. h. der Luftspiegelungen enthalten, der Einleitung vorgedruckt, und mit einer Bilde, mit der Rimmung in der Wüste dargestellt, welche von den Trümmern der Jugendträume ist, schließt die anmuthige Dichtung. In der vollen Widmung an seine Aelteren sagt der Dichter:

Es leben Lüne mir im Innern tief  
Und möchten sich so gern zum Ganzen einen.  
Doch will ich jene holden Lüne fassen,  
Verschwinden sie, gleich nächst'gen Traumbildern,  
Die vor des Morgens goldnem Schein erlassen!  
Umsonst veruch' ich alles treu zu schildern,  
Was in mir lebt; — des Wunderliedes Schöne,  
Dem wie bezaubert folgen meine Sinne,  
Geb' ich nicht wieder, und was ich gewinne,  
Nichts weiter find's als nur verlorne Lüne!

Spricht sich hierin die Erkenntniß aus, daß es dem Autor allerdings nicht ganz gelungen ist, seine Dichtung zu einem vollendeten Kunstwerk zu gestalten, so haben doch, wie schon die zweite Auflage zeigt, die „verlorenen Lüne“ bei vielen Lesern mit Recht eine bleibende Stätte gefunden. Der Inhalt der Erzählung, welche im Anfang dieses Jahrhunderts spielt, ist allerdings sehr phantastisch: Eine Beduinenfürstin durchzieht als Königin eines Zigeunerstamms die Welt, um ihr auf dem Schlachtfeld von Akka geborenes Kind zu suchen, welches ihr, während sie in Ohnmacht gelegen, entführt worden ist; sie findet diese Tochter endlich in Schottland im Schlosse der Drummonds, unter der Obhut des Lords, dessen heiße Liebe sie einst erwidert, der sie aber ohne Abschied verlassen, als er vernommen, daß sie ihrem Vetter als Gattin bestimmt sei; nach diesem Wiedersehen stirbt sie an den Folgen eines Blitschlags, der sie unter einer alten Eiche das Haus der Drummonds verhängnisvollen Urmes getroffen hat. Allein die Anschaulichkeit der im glühenden Colorit des Orients ausgeführten Naturschilderungen, die Anmuth der wohlklingenden harmonisch abgerundeten Verse, die Wärme der edeln Diction erklären und rechtfertigen den Beifall, den diese Dichtung gefunden. Sehr ansprechend ist namentlich der Schluß:

Als ich mein Lied begann,

Sank nicht die Sonne da in Nebel nieder  
Des Winters bang? Doch jetzt strahlt ihr Gespann  
Am nebelfreien Himmel golden wieder.  
Die ewig junge Morgenglut umrändert  
Mit einem Purpursäume mir das Blatt;  
Bewundert schau' ich um mich her — wie hat  
Um mich das ganze Leben sich verändert!

Rings alles Duft und Glanz und Pracht der Farben;  
Es schmückt ein Teppich grüner Schmelz,  
Durchwirkt mit Blumen, rings die Flur; der Fels  
Verhüllt mit jungem Moose seine Narben.  
Den Raft umspielt von lauen Frühlingswinden,  
Wiegt froh sich auf den Fluten Schiff an Schiff;  
Wo ist der Winter, den zu überwinden  
Ich zu der Dichtung goldner Feder griff? u. s. w.

Mit einem ganz ähnlichen Gedanken schließt der Autor von „Lermon's Reisen und Liebesabenteuern“ (Nr. 13), wenn er von sich sagt:

Wenn auch so manche Strophe nicht gelang,  
So ist doch seiner Brust der Trost geblieben,  
Daß ihm der längst verwünschte Dichtungsgang  
Zur Zeit den langen Winterschlaf vertrieben;  
Denn Dichter gleichen wohlgenährten Bären,  
Die gern an ihren eignen Tagen zehren!

Schon diese Ausdrucksweise bekundet zur Genüge den

Unterschied beider Dichtungen; und ist es eigentlich unnötig, daß der anonyme Autor dieser „Liebesabenteuer“ in der Einleitung versichert, er wende sich nur an irdisch gestunnte Herzen und bitte diejenigen, welche die Dichtung ausschließlich in höhern Regionen suchen, ihm keine Beachtung zu schenken. In Form und Inhalt unverkennbar eine unglückliche Nachahmung von Byron's „Don Juan“, fehlt diesem Epos nicht bloß die „Tendenzmoral“, sondern auch der geniale Schwung, der seine Witz und die Anmuth der Form, welche den Werth des Originals — dieses „Auto da Fé der Leidenschaft“ — bedingen, und bleibt demselben nur der grob-sinnliche Reiz derartiger verflatterter Casanova-Memoiren. Und wenn, wie das Vorwort besagt, der Autor wirklich beabsichtigte, diese Poesie „mitten in das materielle Leben hineinzuschleudern“, so hätte er doch nicht solche Unmöglichkeiten aufeinanderhäufen sollen, wie sie sich in diesen sechs Abtheilungen, deren jede den Namen einer der verschiedenen Geliebten des „Glaneurs“ Lermont an der Spitze trägt, vorfinden; die geselligen Kreise, denen diese Scenen entnommen sein sollen, sind in der Welt nicht vorhanden, höchstens nur theilweise in der halben. Hinsichtlich der Form ist die Autokratie, daß manche Strophe nicht gelang, noch viel zu mild; fast die meisten sind geradezu Mißlungen, und die manierirte Behandlungsweise des Stoffs geht mit der saloppen, incorrecten Sprache Hand in Hand.

Aus der Badefaison von Ems und den algierischen Feldzügen Bugenaid's, denen Lermont bewohnt, führt uns die dritte Dichtung: „Hercules“, von Adelbert Herrmann (Nr. 14), in die sagenhafte Vorzeit der Griechen. Wenn man überhaupt dazu übergehen will, den Stoff für ein deutsches Epos aus den Mythen des Alterthums zu entnehmen, so kann es wol keinen dankbaren Stoff geben als den Sagentreis des Herakles, dessen Wahl unzweifelhaft als ein glücklicher Griff A. Hermann's bezeichnet werden muß. Denn der Mythos des Herakles hat nicht eine bloß locale Bedeutung, wie die vielen Stammsagen der Griechen, Herakles ist der Nationalheros, dessen Verehrung sich über ganz Hellas erstreckte und im Laufe der Zeit eine immer tiefere Bedeutung gewann, als in ihm die Griechen ihr ideales Vorbild mehr und mehr erkannten. Als natursymbolisches Sinnbild unbezwinglicher Kraft ist ihnen Herakles doch zugleich das Ideal eines sittlich-starken Mannes, welcher die begangene Frevelthat durch die schwerste Selbstüberwindung, durch strengen Gehorsam in der ihm auferlegten Dienstbarkeit sühnt; indem er die ihm aufgetragenen Arbeiten verrichtet, fördert er doch zugleich das allgemeine Wohl des ganzen Landes und wird der Wohltäter der Menschheit, der Alexikalos; und endlich erhält er als wohlverdienten Lohn eines thatenreichen, beschwerdebollen Lebens seinen Platz im Kreise der olympischen Götter. Die Hercules-Sage eignet sich deshalb wol noch am meisten für eine moderne Behandlung, weil die Lösung eines sittlichen Problems schon im Alterthum ihren ausgesprochenen Inhalt bildete, und nicht erst, wie bei Goethe's „Iphigenie“, hineingelegt

werden muß. Dabei bietet dieser Mythos noch den großen Vortheil, daß die Schilderung der Figur des Helden viel realistischer gehalten ist, als dies sonst der Fall zu sein pflegt, und seine derbe sinnliche Natürlichkeit zu einer volkstümlichen, sogar zu einer humoristischen Darstellung Veranlassung gibt. Allein diese Vortheile sind in dem „Percules“ Herrmann's fast gar nicht ausgebeutet, denn wenn auch die obenbezeichnete ethische Bedeutung des Heros keineswegs übersehen, vielmehr seine Thätigkeit für das Gemeinwohl wiederholt, namentlich in den Schlusstrophen, hervorgehoben, und z. B. bei der Stiftung der Eleusinen ausgesprochen wird:

Nichts Großes findest du in Hellas' Fassen,  
In dem nicht Hercul's Thatenspuren rasten! —

so überwuchern doch die Aeußerlichkeiten seiner Heldenthaten und Irrfahrten die innere Bedeutung derselben, sodaß der philosophische Grundgedanke und die poetische Schönheit in dem mythischen Beiwerk erstickt. Und dann macht die Form den Inhalt fast ungenießbar; wenn man die Verse dieses Epos liest, wird man fast daran irre, ob dies wirklich dieselbe Sprache ist, in der Iphigenie, „das Land der Griechen mit der Seele suchend“, ihre Klagen ausströmt. Auf jeder Seite finden sich Wortbildungsungeheuer, Constructionsmonstra, deren vollständige Aufzählung auch fast eine Percules-Arbeit wäre; ein paar beliebig herausgegriffene Strophen genügen als Beispiele (S. 31):

Augias heißt der überreiche Rührer,  
Der mächtige Herrscher auf Oerethron,  
Der, seines Guts maßloser Mehrungsflüchter, (1)  
Die Stallung abzumisten spart den Lohn,  
Und sich umdünget mit so gewalt'gen Massen,  
Daß Menschenkraft nicht reicht, sie zu entlassen!

Oder (S. 62):

Wo einst sein Bild, als Menschenthat gesäulet,  
In Güterkraft den Hochsitz sich erlor,  
Und wo er selbst im Löwenfell, gekauelt,  
Ein Heros lag durch goldner Tempel Thor —

Oder (S. 115), wo es von dem Nessushemde heißt:

Mit Feuerzungen saugt sich's in die Haut,  
Verschmüht mit ihr zu brandig schwarzer Klebe,  
Bei grim'm'ger Pein, die bis ins Beinmark klagt!

Ausdrücke wie: „gefleibt“, „der quade Rede“, „Guldung“, „Bemachtung“, „verboht“, „Säuler“, „einderballt“, „Höhlenheim“, „Hurt“ u. s. w. geben eine Andeutung von diesen eigenthümlichen Versuchen der Bereicherung des deutschen Sprachschazes, welche nur bekunden, daß der Verfasser den vorhandenen Reichthum nicht kennt oder nicht zu benutzen versteht.

Wenn bei den Griechen, welche außer dem Mythentriebe des Dionysos auch noch die Erzählungen von Herakles häufig als Stoff für das Satyrdrama benutzten, in dieser „scherzenden Tragödie“ die volkstümliche Komik ihres Nationalheros gern hervorgehoben wurde, so ist diese Komik in dem vorliegenden Epos leider nur eine unfreiwillige, da sich die Verse desselben doch kaum ernsthaft lesen lassen.

Ein richtiges Satyrspiel voll lustigster Scherze und übermüthigster Poesie ist dagegen „Cervantes auf der Fahrt“, von Franz Koppel (Nr. 15), welches darum auch als Epilog gelten mag. „Drolliges Zeug“ nennt der Verfasser, der Autor des Dramas: „Das Ende des Schill“, in der Zueignung an Alfred Schöffelen dieses Gedicht, und wenn er hinzusetzt, er sei „zufrieden, wenn jedermann ihn sonst läßt ungelesen“, so spricht sich darin das Bewußtsein aus, daß er die Grenzen, so weit man dieselben auch für eine derartige Humoreske stecken mag, zuweilen doch in unstatthafter Weise überschritten habe. Die dem Cervantes von seiner angebeteten Beatrice gestellten Aufgaben, dem ihr bestimmten Bräutigam, dem alten Grafen Wondeschalki, alle Zähne aus dem Munde zu ziehen und ihr den Pantoffel des Papstes, „den die Pilger gläubig küssen“, zu bringen, sowie die Art, wie Cervantes diese Aufgaben löst, streifen doch sehr an das Burleske, und die Ausfälle auf die „Pfaffen“ und den „Papa re“ mit ihren „heilig tollen Späßen“ sind doch zu maßlos, um mit der Kaufbach'schen Apologie in „Reineke Fuchs“: „Rein Aergerniß und Ungelaß, der Schall hat übrall freien Paß“, als Carnevalscherz paffiren zu können. Es ist dies um so mehr zu bedauern, als in diesem kleinen Werke, bei dem die letzte Gewandtheit des Ausdrucks zu dem heitern Uebermuth des Inhaltes gut stimmt, eine frische Quelle des köstlichsten Humors sprudelt, von dem als Probe die Schilderung „deutscher Verliebtheit“ hier stehen möge (S. 21):

Ein verliebter deutscher Jüngling  
Ist der albernste von allen,  
Blickt auch an mit Taubenaugen,  
Spricht im Ton der Nachtigallen,  
Nippt, wo früher er getrunken,  
Ueberhört beim Witz das Beste,  
Dürstet seinen Hut und knüpft sich  
Stumm und grübelnd zu die Weste.  
Und in seinem ganzen Wesen  
Wird er schon und unnatürlich,  
Und es wird die früh're Laune  
Jetzt pedantisch, ungebührlich.  
Gleich der Spinne, die mit vielen  
Beinen, jedes ohne Waden  
Sich hinauswagt in die Lüfte  
An dem selberzeugten Faden,  
Also zieht mit seinen Träumen  
Und hirnlosen Illusionen  
Ein verliebter deutscher Jüngling  
So umher in allen Zonen.  
All die Stern' im Himmelstraume  
Sind sie denn nicht all die feinen?  
Und den Mond, den schenkt er plötzlich  
Der Geliebten, Eimen, Reimen.  
Also ist der deutsche Jüngling  
In der Liebe — das ist factisch —,  
Wie des Vaterlandes Lyrik  
Melancholisch und didaktisch.

C. Hersfath.



## Romane und Erzählungen.

**Part Geld.** Roman von Charles Reade. Aus dem Englischen von Marie Scott. Vier Bände. Leipzig, Bamberger. 1864. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.  
**Unglaublich und doch wahr.** Von Lady Georgiana Fullerton. Autorisirte Uebersetzung von M. D. v. L. Zwei Bände. Altn., Bachem. 1865. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Die englische Romanliteratur hat seit einiger Zeit ganz bestimmte, allerdings weit auseinandergehende Richtungen verfolgt. Auf der einen Seite stehen die sogenannten Sensationsromane, welche die Phantasie des Lesers durch „tiefe Geheimnisse“, die sich nachher äußerst leicht, oft auch gar nicht lösen, in Spannung und Aufregung halten. Verbrechen jeder Art, vor allem Bigamie, Einsperren Gefundener in die Irrenhäuser, verschrobene Charaktere von jeglicher Gattung, Verwicklungen haarsträubender Natur werden mit der Behaglichkeit erzählt, dem Engländer im Leben wie im Stil eigenthümlich. Herren und Damen wetteifern in diesem Cultus des Verbotenen. Die andere Richtung der modernen englischen Romane ist die tendenziöse. Politik und Verberrschung des Judenthums sind, seitdem D'Israeli das Romanschreiben aufgab, etwas aus der Mode gekommen. Gegenwärtig macht das protestantische Sektenthum und der Rationalismus in England Propaganda durch den Roman. Man selbst, dann Mason, Sadler, Paul Pepper, M. Thompson u. a. arbeiteten in dieser Weise entschiedenem Glück.

Von beiden Richtungen haben wir Beispiele in den angezeigten Romanen.

„Part Geld“, von Charles Reade (Nr. 1), war die Saison hindurch der beliebteste, vielbesprochene Roman; er war durchaus in der Mode. Es ist auch nicht zu verwundern, mehr Gefahren für seinen Helden auszudenken, als er in Betreff des seinigen gethan hat. Im Grunde hat er sogar zwei Helden; für beide werden wir gleich interressirt, mit beiden haben wir so viel Hindernisse zu überwinden, daß man ordentlich anfaßt, wenn man sich nach einer solchen geistigen Steeple-Chase am Ziele sieht. Von einer Entwidlung der Charaktere ist freilich nicht die Rede; sie sind fertig da, dem Zufall preisgegeben, wohin dieser sie treiben und führen wird. Der Zufall zerschneidet sie denn auch tüchtig durcheinander, bringt sie in Verbindung, trennt sie wieder, schüttelt von neuem und zuletzt alles friedlich und freundlich. Was erleben wir alles mit Mr. Dodd, dem Kapitän eines Ostindien-Schiffes, der mit seinem harten Gelde zu seiner Frau überredet, jener Mrs. Dodd, die das Klauertwisch redet, sich in neuerer Zeit in die fashionable Welt eingeweiht hat. Hätte er das Geld in gute Wechsel auf London umgesetzt, all die Vangigkeit wäre uns erspart worden, ob er dann sein erworbenes Geld glücklich seiner Frau und seinen beiden Kindern heimbringen wird, dem ehrlichen Edward und der lieblichen Julia, deren „Zauber ihrer Durchsichtigkeit lag“. Wäre Mr. Dodd nur all das Stürmen, dem Schiffbruch, dem Kampf mit den Piraten, dem Raub- und Morbansfall entgangen, wir hätten

kaum darauf gemerkt. Die erste Frage bleibt bei allen glücklich überstandenen Gefahren immer: hat er sein Geld noch? Wir freuen uns, wenn nur das aus der Tiefe heraufkommt; wir sind beruhigt, als er es endlich in seiner Heimat Barkington in die Bank des Mr. Gardie niedergelegt hat. Wir lernten bereits Mr. Gardie kennen, als den Vater Alfred's, der wieder Julia liebt und mit ihr verlobt war, bis der Bankier sein Nein sprach. Nun aber erfahren wir, daß die Bank ruiniert ist, und Mr. Dodd erfährt es gleichfalls, noch ehe er nach der Reise die Seinen wiederseht; er will das Geld sogleich wieder abholen, die Bögerung des Bankiers macht ihn rasend, vom Schläge getroffen sinkt er nieder und wird halbtodt zu seiner Frau gebracht. Er erholt sich, aber sein Geist ist verwirrt, in einem Moment des Unbewusstseins verschwindet er. Wir überlassen dem Leser, die Erzählung weiter zu verfolgen, wie Alfred sich Julien wieder nähert, die Hochzeit festgesetzt wird, wie er nicht erscheint am Hochzeitstage, für alle lange Zeit hindurch verschwunden ist, nur nicht für Mr. Gardie, der den Sohn, weil er am den Verbleib des Geldes mußte, in ein Irrenhaus sperren läßt. Und nun spielen jene Nachtseiten des englischen Lebens: ein Vernünftiger lebt eingesperrt unter Wahnsinnigen, in ein Irrenhaus gebracht auf Wunsch eines verbrecherischen Verwandten, auf das Zeugniß zweier bestochenen Aerzte hin. Die Versuche Alfred's, sich zu befreien, das Leben in den verschiedenen Anstalten, die angewandten Heilmethoden, die Untersuchungscommissionen u. s. w. — alles das ist lebendig, spannend geschildert und beschrieben. Für Aufregung, für Abwechslung in Situationen und Empfindungen ist in den vier Bänden hinlänglich gesorgt. Zuletzt löst sich alles glücklich, selbst Mr. Gardie wird wieder zu Gnaden aufgenommen.

Wir lobten, was wir zu loben hatten, auch einzelne Figuren möchten wir noch erwähnen, deren theils poetische, theils humoristische Zeichnung zu rühmen bleibt. Eine höhere Idee aber, ein bewusstes Streben, einen Einfluß der Handlung auf den Charakter der Theilgenommenen vermischen wir überall. Zuletzt bleibt doch das Gefühl, daß all das harte Geld nicht diesen Einsatz von Kraft, Verbrechen, Muth und Thränen werth war, daß wir uns umsonst gequält und geängstigt haben. Freilich, die ästhetisch vollendetsten Romane sind nicht immer die unterhaltendsten für das große Lesepublikum, und dem Verfasser wird es wol ganz recht sein, wenn er mehr gelesen als gelobt wird. Für sich hat er den Erfolg und das bereite Lob englischer und deutscher Damen, das ich selbst oft genug hörte, ohne mich in meinem Urtheil beirren zu lassen.

Der zweite uns vorliegende Roman: „Unglaublich und doch wahr“, von Georgiana Fullerton, ist, im Vergleich zu der unnatürlichen Hezjagd des ersten Romans, mit seiner maßvoll und künstlerisch gehaltenen Bewegung eine wahre Erquickung. Er behandelt eine, schon von unserm Hscholke („Die Prinzessin von Wolfenbüttel“, Harau 1810) benutzte Fabel: Charlotte von Braunschweig, Gemahlin des Großfürsten Alexis, läßt sich lebendig begraben, um der rohen Behandlung ihres Gemahls

zu entgehen. Mit Hilfe einiger Betreuen flieht sie aus der Gruft über das Weltmeer. Abgeschieden von der Welt, im Eden von Louisiana, zeigt sie uns unser Roman. Ein Herr d'Auban lernt sie hier kennen und wird nach dem bestätigten Tode des Großfürsten ihr Gatte. So weit der erste Theil, in dem sich ein vortreffliches Erzählungstalent der Verfasserin zeigt. Personen, Situationen und Landschaftsbilder sind mit gleicher Frische und Lebendigkeit geschildert; die Conflictte sind überaus zart und mit unverkennbar poetischem Dufte behandelt, Anlage und Ausführung zeugen von künstlerischer Leitung, von dem Bestreben etwas leisten zu wollen, was über der gewöhnlichen Romanliteratur steht. Der erste Band bildet im Grunde ein in sich abgeschlossenes Ganzes, er berichtet die Schicksale der Großfürstin von ihrer Flucht bis zu ihrer Wiederverheirathung. Das Legendenhafte der ganzen Erzählung gibt den weitesten Spielraum zu freier Erfindung. Um nun das Buch in die Reihe katholischer Lehrbücher einreihen zu können, läßt die Verfasserin die Großfürstin katholisch werden. Damit, und namentlich im zweiten Bande, tritt das bewußt Tendenzvolle hervor. Das geschieht nun etwas unermittelt und unvorbereitet, der Sprung von dem Romanhaften in das Religiöse erscheint uns hier ganz unerwartet. Allerdings wird das weitere Schicksal der Prinzessin im zweiten Bande erzählt, aber doch nur mit besonderm Bezug auf ihre Bekehrung, um den Einfluß zu zeigen, den der Katholicismus auf sie und ihre Tochter ausübt. Die letztere ist dabei zu schattenhaft und lebensunfähig gezeichnet, ihre Liebe zu dem Indianer ist unglaublich, die Wahl der Dornenkrone doch überraschend. Der Uebertritt einer braunschweiger Prinzessin zum Katholicismus, ihr Verhalten zum Protestantismus und zur griechischen Religion ist aber auch nur eine Erfindung, tendenziös wie die Behauptung, daß Shakespeare katholisch war.

3. Zwei Republiken. Von Friedrich Gerstäcker. Zweite Abtheilung: Senor Aguila. Peruanisches Lebensbild. Drei Bände. Jena, Costenoble. 1865. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Jeder Romanschriftsteller von Ruf hat nachgerade einen stereotypen Schauplatz, gewisse Lebenskreise gefunden, zu welchen er in jedem neuen Werke zurückkehrt. Man führt uns in alte Schlösser, geheimnißvolle Häuser, in Salons, auf das Dorf, in die Wachtstube, hinter die Coulissen, man zeigt uns das Leben in den großen Städten oder in jenen kleinen, einfach beschränkten — überall ist ja die Poesie, wo der Mensch schafft, duldet und liebt. Gerstäcker's Domäne ist die Neue Welt, und wo er je dies Terrain verließ, war der Erfolg ein unbedingt geringerer. In den vorliegenden drei Bänden gibt er uns ein peruanisches Lebensbild, also keinen eigentlichen Roman, wenn auch die Schilderungen hier oft genug romanhaft erscheinen. Der verwilderte Zustand in den Republiken Central- und Südamerikas ist bekannt: Revolution, Anarchie und Despotismus wechseln dort ab. Unwissenheit, Noth, Rechtsunsicherheit, dabei politischer und religiöser Druck herrschen in diesen von der Natur mit reichen Hülfquellen verschwenderisch ausgestatteten, ehemaligen spanischen

Besitzungen. Ihre frühern Unterdrücker sind sie die Verhältnisse geblieben unverändert. Gerstäcker uns hier ein eben nicht lockendes Bild von Peru der Präsidentschaft von Castilla, dem wenigstens Lob eines energischen und unbestechlichen Soldaten Rücksichtslose Energie aber thut noth, wo die selbst mit allen Schurken, Betrügnern, Kulihsand, dergleichen Gesindel gemeinsame Sache machen nichtens von ihnen bestechen lassen. Gerstäcker ganz in seinem Element. Er führt uns mit dem Opfer von Panama über Guajaquil, „wo gerade einmal Revolution war“, nach Peru. General Fajalaga jagt den Usurpator von Ecuador, den Präsidenten einen köstlich geschilderten Intriguanten, der vor dem Castilla gebührend abgefertigt wird. Der Zustand peruanischer Zustände gruppiert sich um Aguila, der, von einer Reise nach Europa zurück sein erwartetes Erbtheil veruntreut findet. Die Forderung, dies wieder zu erlangen, seine Bemühungen, unglücklichen Kulis die Freiheit zu verschaffen, in Berührung mit den verschiedensten Personen, und Verhältnissen. Wir erhalten eine kurze, abgerundete Schilderung der Südsee, ein Bild von seinen Umgebungen, die so unsicher sind, daß kaum einen Ritt nach den nächstgelegenen Hacienda kann; wir werden in die Vorstädte geführt, in gerdorf, wo das argloseste Gesindel wohnt, überwacht und so patriarchalisch behandelt, daß jedes Haus blau angestrichen werden mußte, blaue Farbe augenblicklich Regierungsgeschmack erfahren von Chorillas, dem peruanischen Bader Gerstäcker führt uns, ein immer kühnlicher Reis auf das Land, zeigt uns den Unterschied im Verhalten Fremden und der Eingeborenen, gibt uns einen klaren Begriff von der Gastfreundschaft auf der Hacienda. Mr. Bernard, schildert das Leben in den französischen Hotels, eine italienische Restauration, die Wohnung General Franco, eine Posada, eine Diebeshöhle, Abwechselung fehlt es nicht. Und wie lebendig natürlich ist das alles geschildert, wie vertraut mit dem Leben in Peru wir überall. Auch an interessanten Charakteren jeglicher Gattung, vielfachen Verwickelungen, literarisch vorbereiteter Spannung und glücklicher Enden es durchaus nicht. Bilder voll Aufregung, Unverbrechen wechseln geschildert mit freundlichen Menschen in dem ebenso glücklich erfundenen als ausgeführten Stoffe. In der ganzen Leitung, Anlage, Steigerung und Entwidlung fühlt man in der sicheren Hand des Künstlers, der belehrend erfreut.

4. Damenphilosophie. Novelle aus der aristokratischen Welt von Hermann Schiff. Zwei Bände. Hamburg, F. C. Richter. 1865. 8. 2 Thlr.

Der Verfasser des „Schief-Lebendigen“ ist der Verfasser dieser Novelle, die wol schon vor längerer Zeit und ebenso spurlos vorübergegangen ist, wie seine herausgegebenen Novellen: „Ballkleid und Demant“, und „Redlichkeit und Schwindel“. Es gibt ein

deutscher Schriftsteller, denen ein glückliches erstes Debut nicht zum Segen gereicht. Uebermäßig gelobt und bewundert, halten sie ihren Ruhm für gesichert und das Publikum für andenkbar, das nicht mit gleichem Beifall ihre spätern Productionen aufnimmt. Der erkaltete Enthusiasmus wird aber auch ungerecht in seinen Ansprüchen; daher die Geschäftigkeit unserer modernen Romanschriftsteller, jährlich immer Neues und Ueberraschendes zu bringen. Schiff's „Schief-Levinche“ fand bekanntlich einen fast allgemeinen Beifall; bald aber war das Werk und noch schneller der Dichter vergessen, dann wieder erregte sein Schicksal Bedauern, und wieder ward er vergessen, so weit, daß ein Anonymus unter seiner Firma „Reise Novellen vom Verfasser des Schief-Levinche“ herausgab, an denen Schiff keine Zeile geschrieben hatte. Hier nun, in der „Damenphilosophie“, zeigt sich Schiff in seiner ganzen Originalität; Gedanken und Reflexionen arbeiten sich heraus mit einer wohlthuenden Ursprünglichkeit, glänzende, nicht immer geregelte Phantasie, treffender Witz, der sich namentlich in der Satire gefällt, Humor, der oft in Bitterkeit umschlägt, sind bemerkenswerthe Eigenthümlichkeiten des Dichters. Wir freuen uns der naturwüchsigen Kraft, der glänzenden Kalten seines Witzes, der Lebendigkeit seiner Darstellung. Aber freilich wir können nicht übersehen, daß Anordnung, Gründlichkeit, künstlerische Verarbeitung doch mangelt. Es fehlt jede Sicherheit und Gewandtheit in Beherrschung des Stoffes, Originalität hat den Vorzug vor Lebenswahrheit, Kramwieg der geschilderten Kreise wird vermisst. Schiff überläßt sich der augenblicklichen Laune und Stimmung, daher auch die Ungleichheit in der Ausführung, das Uebergehen vom Wichtigsten, das Beharren beim Nebensächlichen. Schade, sei noch der für unsere Tage wirklich bemerkenswerthe einfachen Ausstattung des Buchs, das namentlich ausgedruckt ist und eine Menge Druckfehler aufzuweisen hat. Immerhin ist aber in dieser Novelle mehr Geist als in tausend ähnlichen, und sie verdient mehr Beachtung, als sie gefunden zu haben scheint.

5. Die Prüfung. Ein Roman aus dem Leben von P. Gels. Drei Bände. Berlin, Schweigger. 1865. 8. 3 Thlr.

Hier gehen durch, ein junger Lieutenant hält sie auf, Dankbarkeit der geretteten jungen Damen, Liebe. Das eine Mädchen, Elise, ist die Tochter eines Bankiers, der dem Bankrott nahe ist und sich nur zu retten weiß, indem er die Hand Elises einem alten reichen Grafen verspricht. Elise opfert sich, Francoeil, der Lieutenant, geht nach Spanien zu den Karlisten. Der Graf stirbt, aber Gerüchte, denen Francoeil etwas zu leicht Gehrleicht, trennen immer noch die in Liebe Verbundenen, bis denn endlich alles befriedigt wird, sogar der Dursche Berger. Francoeil hatte Berger zum Bedienten genommen und diesen, wie seinen neuengagierten Kutscher, in eine geschmackvolle Livree gekleidet. Wir durften diese Livree-angelegenheit nicht unerwähnt lassen, denn nur durch solche Anekdoten, durch eine erschöpfende Ausführlichkeit konnte es dem Verfasser gelingen, drei Bände zu füllen. Nichts

bleibt uns erspart, jede neu auftauchende Person, und wenn sie auch gleich wieder verschwindet, muß ihr Signalement erhalten mit der Genauigkeit, die das Paßreglement vorschreibt. Welcher Verlust wäre es aber auch für den Leser, nicht zu wissen, wie viel Blüten der Rosenstock hat, den Francoeil schickt, wie alt die Gouvernante war, die ihn bewundern mußte, daß auf dem Schlosse zu Birkenfeld „die Mittagsmahlzeit gewöhnlich  $\frac{1}{2}$  2 Uhr“ stattfand u. s. w. Dies Aufhalten bei äußerlichen Dingen gibt dem Verfasser weder Zeit noch Raum, die innern Conflict zu schildern. Ueber die Einwilligung Elises in eine Verbindung mit dem Grafen geht er fast leicht hinweg. Francoeil und dessen Mutter glauben an Gerüchte, deren Unwahrheit doch leicht zu entdecken war. Für Seelenzustände scheint der Verfasser überhaupt kein übermäßiges Verständniß zu haben. Daß Elise mit ihrem Opfer eine unsittliche Handlung begeht, indem sie einen Mann ohne Liebe heirathet, scheint ihm gar nicht eingefallen zu sein; daß Francoeil mit seiner treuen Pflegerin in Spanien, der Donna Luisa, ein Liebesverhältniß anfängt, durch sein unbedachtes Benehmen sie glauben macht, daß er sie liebt, und sie dann durch die Nachricht, ihn „binde ein Gelübde“, unglücklich macht, scheint der Verfasser gar nicht für einen, gelinde gesagt, leichtsinnigen Streich seines Helben zu halten. Die Charakteristik ist überhaupt nicht die starke Seite des Verfassers. Der Anlage nach gute Charaktere enthüllen sich plötzlich als böse Väter, Solidität schlägt in Schwindel, Boshheit in Güte um. Da ist z. B. der alte Graf, der die Geldverlegenheit des Bankiers benutzt, um dessen Tochter zu erhalten, der sie ganz einfach kauft; S. 61 schildert ihn die Commerzienrätin als einen „sechzigjährigen Wollüstling“, S. 90 der Verfasser selbst als einen Mann, „der das Geld über alles liebte, gerade kein gewöhnlicher Geizhals“; eine Seite später muß man ihn nach dem Kaufe, den er „nach viel genossenem Ungarwein“ verschläft, für einen Trunkenbold halten, und dann, wie zart benimmt er sich gegen Elise, die ihn auch gleich nach der Hochzeit „mein lieber Heiningen“ nennt; für seine Verwandten that er viel Gutes, den Bewohnern seiner Güter „war er zu jeder Zeit ein Helfer in der Noth“, für Elise sorgt er in seinem Testament großartig u. dgl. Solche auffallende Widersprüche zeigen sich in allen Charakteren, und der Verfasser gibt sich gar nicht die Mühe, das etwa zu verbeden. Verbindungen, Uebergänge, Schilderungen sind oft, wie der Stil überhaupt, unbehülflich, irgendein Versuch etwas tiefer zu werden, ist nicht zu entdecken, alles streicht an der Oberfläche hin, gerade wo Gelegenheit gegeben ist zu psychologischen Beobachtungen. Hierher gehört z. B. der Seelenkampf Elises bei ihrer Entsagung, die Versuchung Francoeil's, als ihm ein Religionswechsel zugemuthet wird; also gerade in den Momenten, wo der Charakter der Personen sich bewähren könnte, ist die Behandlung am oberflächlichsten.

A. Freiherr von Loën.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

### Karl Schmidt's „Anthropologie“.

Die Anthropologie. Die Wissenschaft vom Menschen in ihrer geschichtlichen Entwicklung und auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte. Den Bildnern der deutschen Nation gewidmet von Karl Schmidt. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage der „Anthropologischen Briefe“. Zweiter Theil. Mit Holzschnitten und colorirten Lithographien. Dresden, Chtermann. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 21 Ngr. \*)

In diesem zweiten Theile, welchen nach dem frühen und jähren Tode des Verfassers ein Freund, W. Dehlmann, beiderwortet hat, wird, nach einem einleitenden Abschnitt über Naturleben und Menschenleben, die Somatologie und Psychologie, die Entwicklung des Individuums und des Menschengeschlechts behandelt, worauf zum Schluß die Betrachtung der Rassen und Völker folgt. Dieser Stoff ist namentlich mit Rücksicht auf Erziehung, dem eigentlichen Beruf des Verfassers, bearbeitet. Man kann nicht leugnen, daß der Verfasser über das ganze ungeheure Gebiet, welches er unter Anthropologie befaßt, ungemein viel gelesen, sich angeeignet und mit mehr oder weniger Glück auch verarbeitet hat. Es sind auch davon die Studien und Ergebnisse der Naturphilosophie nicht ausgeschlossen, wofür namentlich der einleitende Abschnitt Zeugniß ablegt. Wir wollen nicht mit ihm darüber rechten, daß etwas gar zu viele Stellen aus den verschiedensten Schriften wörtlich abgedruckt sind, statt blos in ihrer gedankenhaften Substanz aufgenommen und organisch verarbeitet zu werden, der Verfasser legt eben ein besonderes Gewicht auf die ipsissima verba anderer Schriftsteller. Auch geht durch sein Werk ein Zug des Wohlwollens und der Begeisterung für die Wissenschaft, für die Bildung und den geistigen Fortschritt, der manches Breite, manches Unpassende in Ausdrücken und Wendungen übersehen läßt. Man kann z. B. nicht „Knochenmuskelsystem“ sagen, weil dieses dem Begriffe System widerspricht und sowohl Knochen als Muskeln für sich ein System bilden;

ebenso wenig machen Verdauungs-, Blut- und Athemsystem ein System aus, weil sie zu dem Zweck der Blutbildung, Blutbelebung und Ernährung zusammenwirken. Wenn H. Schultz sagt, die Sinnesorgane seien der „Geistesmagen“ des Menschen, so können wir wenigstens eine solche Bezeichnung weder geschmackvoll noch passend finden.

Ueber den Werth und die Wahrheit der Phrenologie, welche in diesem Theile die ausgedehnteste Anwendung erfährt, haben wir uns bereits in der Anzeige des ersten Theils ausgesprochen. Wenn die Phrenologie zum normativen Princip in der Erziehung und im menschlichen Leben erhoben werden sollte, so würden diese einen durchaus mechanischen und starren Charakter erhalten, und es würden sicher die bedeutendsten Mißgriffe und Irrungen entstehen. Wir sind auch zu sehr Freund der freien und ungezwungenen Entwicklung, als daß wir mit dem Verfasser durchweg übereinstimmen könnten, wenn er alle möglichen Verhältnisse bei der Erziehung ein für allemal unter feste Regeln bringen will, welche im allgütigsten Fall nur für eine gewisse Zeit und Bildungsstufe passen könnten. Bei mancherlei Unzweckmäßigkeiten und Ansichten von zweifelhafter Wahrheit enthält jedoch das vorliegende Werk vieles Gute und stellt durch den Reichthum und die Mannichfaltigkeit seines Inhalts gleichsam eine kleine anthropologische Bibliothek vor. Wir möchten es jedoch nicht sowohl für die Benutzung der Jugend, als mehr für das reifere Alter mit seinem umfassenden Urtheil und größerer Erfahrung empfehlen: Lehrern und Schulmännern, welchen ihre sonstigen oft gehäuften Berufsgeschäfte nicht das Lesen der zahlreichen Schriften über unsern Gegenstand gestatten, die sie im mäßigen Umfang der vorliegenden Werks benutzt und repräsentirt finden, und auch diesen wieder weniger als einen feststehenden Kanon der Erziehung, als vielmehr zur Anregenden und sehr belehrenden Lektüre und zur Prüfung und Auswahl der Besten und Haltbaren aus derselben.

Maximilian Perly.

\*) Vgl. die Besprechung des ersten Theils in Nr. 26 d. Bl. f. 1865. D. Red.

### Feuilleton.

#### Literarische Plaudereien.

Julius Rosen in Oldenburg hat auf seinem Frankenslager erst jüngst wieder, bei Gelegenheit seiner silbernen Hochzeit, zahlreiche Beweise der Anhänglichkeit aus den verschiedensten Gesellschaftskreisen erhalten. Auch die berliner Hofbühne hat sich, was ihr nur zum Ruhm anzurechnen ist, beeilt, frühere Verhältnisse wieder gut zu machen, und das Trauerspiel Rosen's: „Herzog Bernhard von Weimar“, zur Aufführung gebracht, freilich nicht, ohne damit unsere frühere Behauptung zu bestätigen, daß das Herausgreifen eines einzelnen Stücks aus den Werken eines keineswegs unproductiven Autors wenig zur Würdigung seines Talents beizutragen im Stande ist. „Herzog Bernhard von Weimar“ hat nur einen succès d'estime gehabt, dies wird aber genügen, um den Versuch mit Rosen'schen Dramen nicht zu wiederholen. Hätten die Intendanten der Hofbühnen früher dem Talent des Dichters Rechnung getragen, jedes seiner Werke zur Aufführung gebracht, so würden sich ohne Frage einzelne derselben auf dem Repertoire erhalten haben. „Herzog Bernhard von Weimar“ war kein glücklicher Griff der Intendanz; dem Stücke und selbst der Diction fehlt

die dramatische Energie trotz einzelner Schönheiten, der wirklich tragische Conflict ist nicht in seiner Tiefe erfasst, die Charaktere und Situationen sind bloß gezeichnet. Nach allen diesen Seiten hin hätten, ganz abgesehen von dem „Sohn der Fährten“, einem wegen der traurigen Hoftheaterconvenienze für Berlin unmöglichen Stücke, sowohl das in Dresden zu Erfolg aufgeführte Trauerspiel: „Otto III.“, als auch namentlich die an dichterischen Schönheiten reichen „Bräute von Glorienz“ entschieden den Vorzug verdient.

Im übrigen ist die Saison nicht reich an Novitäten, namentlich in Bezug auf die höhere Tragödie. Die Aufführung einer solchen muss jetzt als ein Ereigniß betrachtet werden, welchem die Bühnenvorstände selbst eine gewisse Ehen zu hegen scheinen, denn derartige Aufführungen werden drei- bis viermal angekündigt, ehe die Stücke endlich vom Stapel laufen. No öfter verschwinden diese wieder, ehe sie das Licht der Proszeniumslampen erblickt haben. Wie oft ist z. B. nicht die Aufführung von Ring's „Catharina“ an der unklarer Hofbühne als bevorstehend angekündigt worden, und doch wissen wir jetzt die Theaterzettel nichts davon zu erzählen. Nur einem

verleitet, daß die große Zahl von Personen eine besondere Schwierigkeit darbiete. Da müssen doch „Wilhelm Tell“ und der „Jungfrau von Orleans“ in der Theaterbibliothek mit ihren Dedeln aufeinanderklappen vor Ungeduld, sich mit dem „Catalina“ hierin zu messen. Die Theaterkritik des „Catalina“ scheint eine catalinawürdige zu bleiben, wie überhaupt die der höchsten Tragödie in Deutschland, die ohne den Umwurf der bisherigen Bühnenverhältnisse auf keinen grünen Zweig kommen kann.

Eingelne Directionen greifen zu etwas. Ältern Stücken zurück, wie die Dresdener zu Melchior Meyr's „Herzog Albrecht“, der soeben am Hoftheater mit vielem Erfolg in Szene ging, was nur mit Dank anzuerkennen ist; denn die Hyperproduction der Bühnenmanuskripte erlaubt nicht immer die rechtzeitige Würdigung jedes einzelnen Stücks. Unter den Dramen der zwei letzten Jahrzehnte sind aber manche, deren Bedeutung erst allmählich sich Bahn bricht. Es heißt zwar: „frische Fische, gute Fische“, aber was die dramaturgischen Fischweiber anpreisen, ist nicht immer die rechte Waare. Im hamburger Stadttheater ist ein neues Drama von Emil Drechsler: „Die Schweizer in Neapel“, mit geringem Erfolg in Szene gegangen, während am münchener Volks-Actientheater bei weitem als preiswürdig bezeichnetes Schauspiel: „Die Ammer“, eine ebenso günstige Aufnahme fand wie „Das Haber-Weiden“. Als Verfasser dieses Stücks hat sich ein münchener Dichter, Ray bekannt, der früher bereits Trauerspiele wie „Kuppel“ und Lustspiele wie „Der Kurier aus der Pfalz“ nicht nur zur Aufführung gebracht hat. Noch harret ein drittes Schauspiel: „Ketten“, der Darstellung. Dann findet sich die Preiskommission in der nicht beneidenswerthen Lage, nachdem sie den künstlerischen Werth der Stücke als gleich anerkannt hat, den Erfolg, d. h. den gespendeten Beifall zu taxiren und den Preis nach dem Maß der Applause und Hervorrufe zu theilen, obgleich für die Wärme der Stimmungen eines Theaterspublikums noch kein zuverlässiger Thermometer erfunden worden ist.

Einzelne kleineren Hoftheater, darunter namentlich die württembergische Bühne unter der kaisersinnigen und begeisterten Leitung Hermann von Siquignolles, widmen der Pflege der alten Dramas regen, und, wie die Aufführungen neuer Tragödien beweisen, mit glänzendem Erfolg gekröntem Eifer. Das Lustspiel befindet sich in einer günstigeren Lage. Was an des Brechschell und die Lachmuseken wirkt, findet eher ein Publikum. „Die jüdischen Verwandten“ von Rodolph Benedix machen die Kunde über die meisten deutschen Bühnen und sind auch mit sehr günstigem Succes am berliner Hoftheater in Szene gegangen. Nächst diesem Lustspiel beschreibt „A. V.“, von Otto Girard, den weitesten Kreis über die deutschen Bühnen. Das leipziger Stadttheater versuchte eine Vorführung des Augier'schen „Pelikan“ („Le fils de Giboyer“) nach der Bearbeitung des wienener Burgtheaters, konnte aber mit diesem Stück, welches zu den erfolgreichsten Repertoirestücken in Wien gehört, kaum einen succès d'estime erzielen. Auch ist das Drama unseres Wissens bis jetzt nicht an andern größeren Bühnen gegeben worden. So sehr wir gegen eine Frau-nehmung des deutschen Theaters protestiren, und so sehr an der wienener Kritik in ihrer einseitigen Protection dieser ausländischen Stücke entgegenzutreten müssen, so schließen wir uns doch in dem Urtheil über den „Pelikan“ mehr an sie an als in der Kritik der leipziger Blätter, welche sich sehr abfällig über das Stück aussprach und zum Theil sogar über die Unmoralität desselben klagte. Es ist richtig, der pariser Horizont ist nicht der unserige, und was aus dem „Schlamm dieses Babel“ herkommt, wird immer einen Beigeschmack haben, der uns nicht ohne gewisse sehr fremdartig anmutet. Daß aber diese politischen Verhältnisse verwickelt, passend sind, daß sie einem geistlichen Autor Gelegenheit geben, auch menschliche Charaktere in den verschiedenartigsten Reflexen zu zeichnen, in denen sich

doch die bewegenden Mächte des öffentlichen Lebens abspiegeln, das ist so zweifellos, wie daß die durchgebildete Technik dieser Dramen meistens einen wohlthuenden Eindruck macht. Der alte Giboyer in dem Drama von Augier bleibt immerhin eine interessante Gestalt; der Conflict, der sie durchdringt, hat etwas Tragisches; die Sohnesliebe, welche die eigene Ehe opfert, mag moralisch schwächlich erscheinen, sie wird immer einen wahrhaft rührenden Eindruck machen. Gerade die Charaktere, in denen Gegensätze und Widersprüche dicht nebeneinander ruhen, sind dramatischer und auch für die darstellende Kunst bedeutsamer als die Gestalten einer Schablonenmalerei, wie sie im deutschen Lustspiel allzu sehr grassirt. Von diesem Vorwurf können wir das neueste Stück von Rodolph Benedix: „Herrschsucht“, welches jüngst am Friedrich-Wilhelmsrödischen Theater in Berlin und in Leipzig eine wohlwollende Aufnahme fand, durchaus nicht freisprechen. Die Heldin des Stücks, die alte Gräfin, ist fast ein Abstractum der Herrschsucht; alles, was sie spricht und thut, geht nur aus dieser einen Charaktereigenschaft hervor. Ebenso sind die Heuchler und Betrüger in dem Drama ganz schwarz getupft. Es fehlt jene Mischung der Charaktereigenschaften, welche allein ein wahrhaft menschliches Interesse einzufloßen vermag. Ueberdies ist die Moral des Stücks zu aufdringlich; es fehlt ihm der freie Hilgelschlag des Humors. Sonst ist die Composition wohlgeordnet und die Ausführung sauber bei aller Trockenheit. Daß einem überaus productiven Dichter wie Benedix nicht jeder Wurf gleichmäßig gelingt, ist selbstverständlich und thut der Achtung vor einem so rühmlichen Schaffen keinen Eintrag. Die Autoren, welche nur jedes Enskrum mit einem glattegeklebten dramatischen Kindelein vor's Publikum treten, taugen nicht für die Bühne, welche frisch producirender Kräfte bedarf und in den Blütenepochen dramatischer Kunst auch stets gefunden hat.

### Bibliographie.

- Arbeit und Capital. Vorschlag zur Verbesserung der Lage des Arbeiters. Götz, B. Groben. 1863. Gr. 8. 6 Ngr.
- Berge, A., Die Sagen und Lieder des Teichbeken-Volks, gesammelt von Kabadiner Schora-Bekmaria-Nogmow, bearbeitet und mit einer Vorrede versehen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 25 Ngr.
- Bild, A., Der alte Barbier. Politische Fosse mit Gesang und Tanz. Berlin, Wegener. 8. 10 Ngr.
- Born, W., Königlich-Regiment oder Volksgenossen. Nach dem Englischen des Henry Drummond herausgegeben. Berlin, Schweigger. Gr. 8. 20 Ngr.
- Carus, C. G., Vergleichende Psychologie oder Gesichts der Seele in der Reihenfolge der Thierwelt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Griffiths, E., John Locke's Ansichten über Erziehung. Rembrandt. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Das Schauspiel der Frau Friederike Schumann am Petersburger deutschen Hoftheater. Dresden, Schöpf. 8. 5 Ngr.
- Hainig, T., Der Fischzug. Eine ländliche Dichtung. Halle, Heynemann. 8. 6 Ngr.
- Jirch, A. v., Maskenstudien. Eine Gallerie v. Goethe'scher Charaktertypen für Freunde des Künstlers. Königsberg, Pöbner u. Ray. Gr. 8. 8 Ngr.
- Hübner, J., Kleine Beiträge zur Kunstgeschichte. Dresden, Borchardt. Lex.-8. 1 Thlr.
- Korenz, F., Hajdu, Mojart und Bethoben's Kirchenmusik und ihre katholischen und protestantischen Gegner. Breslau, Leudart. Br. 8. 15 Ngr.
- Menzel, W., Preußen und Oesterreich im Jahre 1866. Stuttgart, Krabbe. 8. 10 Ngr.
- Müller, M., Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache. Für das deutsche Publikum bearbeitet von C. Böttger. Die Serie von 12 Vorlesungen. 2te Aufl. Autorsirte Ausgabe. Leipzig, O. Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Pawilowski, A., Ritter de Cholewa, Der Lahn in der Theorie und in der Praxis. Eine literar.-historische Zusammenfassung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.
- Rab-Becher, Professor Dr. Heinrich Locher. Eine biographische Skizze, der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft des Cantons Zürich vorgelegt. Zürich. 1865. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Sanders, D., Das hohe Lieb Salomonis. Leipzig, O. Wigand. 8. 7 1/2 Ngr.
- Thackeray, W. G. v., Christus. Die Entstehung des Christenthums aus einer politischen Doctrin. Bremen, Lannen. Gr. 8. 20 Ngr.
- Willgen, G., Aristoteles und das deutsche Drama. Eine gekürzte Preisschrift. Würzburg, Stuber. 1865. Gr. 8. 24 Ngr.
- Zingorle, I. v., Zu Pieser's Gabel die Bruchstücke der Morauer Handschrift. Wien, Gerold's Sohn. 1863. Lex.-8. 20 Ngr.



# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Georg Forster's sämtliche Schriften.

Herausgegeben von dessen Tochter und begleitet mit einer Charakteristik Forster's von G. G. Servinus.

Neun Bände. 9 Thlr.

Inhalt: I. II. Band. Johann Reinhold Forster's und Georg Forster's Reise um die Welt in den Jahren 1772–75. — III. Band. Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich. — IV. V. VI. Band. Kleine Schriften. Ein Beitrag zur Völler- und Länderkunde, Naturgeschichte und Philosophie des Lebens. — VII. VIII. IX. Band. Biographie und Charakteristik Forster's von Servinus. Briefwechsel. Salontala.

Durch Servinus, Heinrich Koenig, Molechott u. a. ist die Aufmerksamkeit des deutschen Publicums mit Recht wieder mehr auf Georg Forster und dessen Schriften gelenkt worden. Forster verbindet in seiner Prosa Kraft und Würde mit seltener Klarheit und Eleganz; er wird mit Recht zu den classischen Schriftstellern Deutschlands gezählt. Seine größten Verdienste aber sind culturhistorischer und stiftlich-politischer Art: die Völler- und Staatenkunde, die Politik und Geschichte hat Forster mit unschätzbaren Arbeiten bereichert, die seinen Namen unsterblich machen.

## Georg Forster.

Lichtstrahlen aus seinen Briefen an Reinhold Forster, Friedrich Heinrich Jacobi, Lichtenberg, Heyne, Herd, Huber, Johannes von Müller, seine Gattin Therese, und aus seinen Werken. Mit einer Biographie Forster's.

Von Elisa Maier.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese mit seinem Verständniß ausgewählte Sammlung der schönsten und geistvollsten Stellen aus Forster's Schriften, unter dem bezeichnenden Titel „Lichtstrahlen“, gewährt in Verbindung mit der vorausgehenden Biographie ein charakteristisches Gesamtbild des verdienten Schriftstellers und Menschen. Außerdem bieten die einzelnen längern und kürzern Stellen eine Fülle von Denkprüfungen, Mottos, Lebensregeln u. für alle Verhältnisse und Stimmungen dar.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ahn, F. First Rudiments of the German language for Children from 6 to 10 years old. 8°. Geh. 8 Ngr.

— First Rudiments of the French language for Children from 6 to 10 years. 8°. Geh. 8 Ngr.

— French Conversation-Book for young Ladies. 8°. 10 Ngr.

Drei neue Sprachbücher des kürzlich verstorbenen berühmten Schriftstellers zum Gebrauch für Engländer beim Unterricht im Deutschen und Französischen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Das Leben Jesu

für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß und die Stellung der Gegenwart zum Christenthum.

Von Julius Meyer.

8. Geh. 12 Ngr.

Gegenüber den vielfachen Angriffen, die das berühmte Werk von Strauß erfahren hat, spricht der Verfasser dieser Schrift für dasselbe ein unumwundenes Wort. Er bezeichnet die Stelle, welche dasselbe im religiösen und geistigen Leben der Gegenwart einnimmt, und wünscht, daß mancher dadurch angeregt werde, das Werk von Strauß selber in die Hand zu nehmen.

In demselben Verlage erschien:

Das Leben Jesu für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß. Zweite Auflage. 8. Geh. 3 Thlr. (Auch in 6 Lieferungen zu 15 Ngr. zu beziehen.) Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Zur Geschichte der neuesten Theologie. Von Carl Schwarz. Dritte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Schwarz, Strauß, Renan. Ein Vortrag von Friedrich von Raumer. Dritte Auflage. 8. Geh. 5 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Der Erbacher.

Eine culturgeschichtliche Untersuchung von

Adolf Helfferich.

In zwei Hälften. 8. Geh. Jede Hälfte 1 Thlr. 20 Ngr.

Erste Hälfte: Das Princip des Erbacher's.

Zweite Hälfte: Das Standes- und Erbrecht der Germanen.

Die Lehre vom Besitz, wie sie zum ersten male Savigny nach römischen Quellen als ein wissenschaftlich Ganzes feststellte, sucht der Verfasser dieses Werks in der Lichte einer allen Culturvölkern gemeinsamen politischen religiösen Einrichtung darzulegen und auf der Grundlage übereinstimmender Wurzelwörter das Eigenthums-, Standes- und Erbrecht der Römer und Germanen insbesondere nach allen seinen Beziehungen geschichtlich aufzubauen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Dramatische Bilder aus Deutscher Geschichte.

Von Robert Giese.

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Hofmeister von Marienburg. (1410.) Romantisches Drama in vier Aufzügen. — Der Burggraf von Nürnberg. (1411–1440.) Geschichtliches Drama in 4 Aufzügen. — Ein Bürgermeister von Berlin. (1441–1445.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 10. —

8. März 1866.

Inhalt: Adolf Friedrich von Schads neuestes Werk. Von Moritz Carriere. — Gustav Rümelin's Shakespeare-Studien. Von Rudolf Gottschalk. — Romane und Erzählungen. Von H. Freiherrn von Laun. (Beschluss.) — Eine Berliner Emancipirte. — Fenilleton. (Literarische Blaubeeren; Eine niederdeutsche Ausgabe des „Guldenpiegel“.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Adolf Friedrich von Schads neuestes Werk.

Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. Von Adolf Friedrich von Schad. Zwei Bände. Berlin, Berg. 1865. 8. 3 Thlr.

Ein prächtiges Buch, das völlige Gegentheil von J. von Hammer's „Geschichte der arabischen Poesie“, dem monströsen Werk über Literaturgeschichte, das es gibt, das nur gestohlene Notizen über mehrere Tausende von Dichtern bringt, ohne sie nach Form und Gehalt zu würdigen, im Zusammenhang mit der Cultur zu betrachten, die Spuren von dem Reinen zu sondern. Schad dagegen erfasst und schildert wie ein Dichter die Poesie und Architektur eines dichterischen Volks aus dem Orient, und entwirft ein glänzendes Bild der Werke, die dasselbe auf europäischem Boden hervorbrachte; es ist allerdings mehr begeisterte Schilderung als Kritik und Entwicklungsgeschichte, aber für die letztere ist der Boden noch nicht bereitet, es ist noch zu wenig veröffentlicht oder durch Monographien über einzelne Erscheinungen vorgearbeitet, als daß über die arabischen Poesien in Andalusien jetzt schon ein Buch möglich wäre, wie das von Diez über die Troubadours, von Otfried Müller über die griechische, von Gervinus über die deutsche Dichtung. Dafür gibt uns Schad eine vortreffliche Charakteristik ihres Gesamteindrucks und eine Reihe von Dichterbildern, eine anziehende Blütenlese von Liedern der Liebe und des Weins, des Preises der Herrlichkeiten von Natur und Kunst wie der Felsen und Fürsten, oder der Völkerverehrung, und wir erfreuen uns seiner fließenden und langreichen Uebersetzungen, während die Geschmacklosigkeit der Hammer'schen uns eine trübselige Vorstellung von den Originalen geben würde, wenn die holperigen Verse durch stumme Unrichtigkeiten nicht ganz ungenießbar wären. Hammer's Werk ist trotz alles Apparats schwerfälliger Gelehrsamkeit wissenschaftlich wertlos, das Schad'sche Buch tritt uns wie die leicht hingeworfene Arbeit eines Dichters entgegen, und füllt doch eine Lücke in der Wissenschaft aus; wir lernen, indem wir uns angehalten.

Sicilien war in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts von den Arabern erobert worden; als die Norman-

nen im 11. Jahrhundert sich der Herrschaft bemächtigten, nahmen sie bald Cultur und Sitte der Ueberwundenen an; die Umgebung des Fürsten hatte gleich ihren Münzen ein arabisches Gepräge; die Großen bauten ihre Lusthäuser in arabischem Stil und die arabischen Lieder tönten fort. Doch ist uns nicht viel davon erhalten, und das Gerettete zeigt keinen Anklang an die Vorzeit der Insel. Die Araber verstanden es nicht, einzugehen in die Mythologie und Geschichte anderer Völker, ihnen war vielmehr das alte Beduinenleben mit seinem Helden- und Sängertum das, was den Dichtern des neuern Europa die Mythologie und Poesie der Griechen und Römer ist; Sprache, Formen, Bilder jener Tage hielten sie fest. Wir kennen die alten Lieder durch Rückert's „Hamasa“, Schad hat sie einleitend besprochen. Doch sind die Lieder in Sicilien weicher, schmelzender, träumerischer geworden, und über die Erinnerung an die Wüste gewinnt die Freude an dem reichen schönen Lande die Oberhand, wenn es heißt:

O auf der Insel, welche Pracht! Wie die Orangen glähen,  
Und aus dem Laube von Smaragd hervor gleich Flammen  
sprühen!

Reich schimmert die Citrone dort gleich einem Bergbetrübten,  
Bann einsam er die Nacht durchweint, entfernt von der Ge-  
liebten.

Bergleichbar ist das Palmenpaar dort auf dem Wall, dem hohen,  
Zwei Liebenden, die vor dem Feind dorthin um Schutz ge-  
flohen;

Rein, Liebenden vergleich' ich sie, die stolz empor sich richten,  
Um jeden Argwohn und Verdacht hochflüchtig zu vernichten.  
Ihr Palmen von Valermos Strand, mag immerdar mit lauen,  
Mit milden Regengüssen euch des Himmels Duld betrauen;  
Blüht, Bäume, fort und fort und blüht der Liebe sanften  
Schatten,

Indeß die Freundin mit dem Freund anruht auf blum'gen  
Matte!

Schon am Anfang des 8. Jahrhunderts ward Spanien durch Tarik und Musa den Arabern erobert; nur im Norden behaupteten alte Einwohner und Westgothen kämpfend ihre Unabhängigkeit, um allmählich wieder vorzubringen. Abdurrahman machte sich zum unabhängigen Herrscher, und das Land blühte nun vor allen andern in Europa. Die Quellen seines Reichthums wurden

erschlossen, der Ackerbau durch ein sorgfältiges Bewässerungssystem gehoben, dem Gewerbfleiß Freiheit gegeben, der Handel nach allen Weltgegenden ausgedehnt, Kunst und Wissenschaft gepflegt, religiöse Duldung geübt. Bald preist zu Gandersheim am Harz die Nonne Hraswitha die Wunderstadt Cordova am Guadalquivir, und nennt sie die junge, herrliche, helle Zierde der Welt, stolz auf ihre Wehrkraft, berühmt durch die Wonnen, die sie umschließt, strahlend im Vollbesitz aller Dinge. Zwar löste sich das Reich in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in zahlreiche Kleinstaaten auf, sie wurden aber ebenso viele Mittelpunkte für Kunst und Wissenschaft. „Mauren zwar, doch echte Ritter“, heißen die Araber den Christen in Krieg und Frieden. Und als seit der Mitte des 13. Jahrhunderts das Kreuz wieder auf den Thürmen von Cordova und Sevilla aufgerichtet war, entfaltete sich in Granada eine wunderbare Nachblüte des Arabenthums. Daß in der eroberten Stadt Columbus von Ferdinand und Isabella die Schiffe zur Entdeckung Amerikas gewährt erhielt, bezeichnet einen der Marksteine der Neuzeit, gleich dem Einzug der Türken in Konstantinopel.

Die Poesie war und blieb ein Gemeingut des Volks. Von allen hervorragenden Fürsten sind Gedichte erhalten, die Gabe der Improvisation war vielerbreitet; der Bauer sang hinter dem Pflug; das Lied forderte zum Kampf, warb um Liebe, würzte das Mahl, feierte den Sieg, betrauerte die Todten; die Staatsmänner suchten durch den Zauber des Verses der Sprache ihrer Verhandlungen größern Nachdruck zu geben, und Gelehrte schmückten die wissenschaftliche Darstellung durch zierliche Reimsprüche. Vorzugsweise begabte Sänger zogen gleich den Troubadours der Provence von Schloß zu Schloß, um den Lebensgenuß zu erhöhen und reiche Geschenke für ihre Preispende zu gewinnen. Der Grundton blieb lyrisch. Der Kunstblickung galten die alten Rassen aus Mohammed's Zeit als Muster; gleich ihnen reichte sie gern mannichfaltiges Glänzende ohne strenge Einheit der Idee und Stimmung aneinander, und die Bilder des alten Wüstenlebens gefüllten sich zu den neuen Anschauungen und gegenwärtigen Empfindungen. Die Poesie hielt den Zusammenhang mit der Vorzeit und der ursprünglichen Heimat aufrecht. Auch Schad räumt doch bei aller Vorliebe für seinen Stoff es bereitwillig ein, daß der plastische Sinn bei den Arabern nicht entwickelt war, daß sie für die Loderheit der Composition durch den Reiz des einzelnen und durch technische Schönheiten zu entschädigen suchten, daß das Streben, auch bei oft behandelten Gegenständen, neu zu sein, häufig zu Ungewöhnlichem und Seltsamen führte. Sie wollten nicht bloß das Gemüth ergreifen, auch dem Ohre schmeicheln, das Auge blenden, und da geht bei dem blizenden Farbenspiele eines Feuerwerks von Bildern und Reimen der Geist leer aus. Beim herkömmlichen Preise der Fürsten gefallen sie sich in übertriebenen Phrasen, z. B.:

O, das ist ein Herr, dem viele Königreiche dienstbar sind,  
In den Mantel seiner Gnade hält er sie und schirmt sie hind.  
Nicht verfehlt sein Pflid die Sterne, wenn sein Bogen danach zielt,

Dienstbar tritt die Erdengrenze vor ihn hin, wenn er befehlt;

Seine Stirne leucht dem Tage allen Glanz, in der  
Mit der Röthe seiner Wangen hat der Morgen sich  
Vor ihm beugen sich die Berge, denn er ist der  
Nur am Himmel die Plejaden sind erhaben so w

Wir können folgen, wenn es vom Grabe e  
ten Todten heißt:

Bist die Muschel, welche aller Perlen köstlichste v  
aber wir stugen, wenn es weiter geht:

Bist der Reich der schönsten Blume, die im Feld  
heit sprießt.

Lyrische Gedichte geben uns das Geleit durc  
Geschichte der Araber in Spanien. Abdurrah  
gleichet sich der ersten Dattelpalme, die er selb  
dalustien gepflanzt:

Du, o Palme, bist ein Fremdling  
So wie ich in diesem Lande,  
Bist ein Fremdling hier im Westen,  
Fern von deiner Heimat Strande.

Weine drum! Allein die stumme,  
Wie vermühte sie zu weinen?  
Nein, sie weiß von keinem Kummer,  
Keinem Grame gleich dem meinen.

Aber könnte sie empfinden,  
O sie würde sich mit Thränen  
Nach des Ostens Palmenhainen  
Und des Euphrats Wellen sehnen.

Nicht gedenkt sie des, und ich auch  
Fast vergaß ich meiner Lieben,  
Seit mein Haß auf Abbas' Söhne  
Aus der Heimat mich vertrieben.

Christen hier, Araber dort fordern in Gef  
Schad mittheilt, das Volk auf, für seinen G  
streiten. Mohammedanischer Jubel begrüßt d  
von Malaga:

Die Winde gaben uns, die vier, Bericht von dei  
Die Sterne künbeten dem Glück, wie sie im Ost  
Und von den Sphären scholl Gesang, die draken tr  
Daß dir der Herr ein Helfer ist in allem deinem  
Dein Leben, das ein jeder gern erkaufte mit dem  
Fast du dem Dienste ja geweiht des Höchsten, E

Der Held, den das älteste Epos der spani  
verherrlicht, der Eid, erscheint in arabischen G  
ein arger Wütherich; daß er sich in Fehden de  
medaner mischte, mit dem oder jenem ihrer A  
sten sich gegen andere verbündete, macht ihn hi  
Dienstmanne derselben. Das Schreckenswort  
sich, daß ein Rodrigo die Halbinsel von den W  
der befreie, wie sie früher ein anderer Rodrigo  
thenkönig) im Kampf verloren habe. Die  
Eid's sei entflammt worden, als er altarabis  
thaten vortragen hörte; der Sieg sei an seine  
fesselt, er sei ein Wunder Gottes. Endlich beflag  
gesänge den Sturz des Islam, und der Sch  
untergehenden edeln und gebildeten Volks kling  
in den Romanzen der Sieger rührend nach.

Es ist unenkbar, daß in einem so von Er  
benen Leben, einer so wechselreichen Geschichte  
historischen Sagen gebildet hätten, und Schad  
auf das Wort eines Morgenländers, daß ei  
ber ein Ereigniß vor Zuhörern erzählte, den

war, stets aufgefordert worden, einen Vers zur Beglaubigung des Berichtes anzuführen. Aber waren solche Verse mehr oder etwas anderes, als das bei der That selbst Improvisirte, das nach der That unmittelbar von ihr Gesungene, wie wir es in den Liedern der „Gamaša“ kennen? Die Erzähler aber trugen in Prosa vor und verzieten diese mit eingelegten Versen, und in der Form, wie uns der Ritterroman „Antara“ vorliegt, glaube ich, daß die Sage sich bildete, im Munde der Erzähler erweiterte und abschliff, und daß eine kunstfertige Hand das Mannichfache zusammenfügte, ohne es indeß zum eigentlichen Epos zu gestalten. Wenn bei Gothen, Lombarden, Franken die Vornamen, Paulus, Turpin ihre Chroniken offenbar auf Heldenlieder gründeten, so folgt für römische oder arabische Geschichtschreiber allerdings, daß so manche wunderbare und dichterische Züge der Phantasie des Volks angehören, aber es folgt noch nicht, daß solche auch in epischen Gesängen vorhanden waren. \*) Nicht so sehr die Trimmer als die unverwertheten Bausteine eines Epos sehe ich darum in den Erzählungen von den Abenteuern Aburrahman's I., wie er den Nachstellungen gegen die Omajjaden entrinnt, früh als der Mann des Schicksals erkannt wird, über den Euphrat und durch Afrika flüchtet, dort zum König von Andalusien berufen wird, und dann das herrliche Reich in Spanien aufrichtet; es hätte eine Odyssee daraus werden können, wenn der semitische Geist die Objectivität der Arier, den plastischen Sinn für Gestaltung und gleichmäßige Durchführung eines dichterischen Ganzen gehabt hätte; so blieb es aber bei der gewöhnlichen Erzählung in Prosa, aus der hier und da, wie das Gemüth erregt ward, lyrische Ergüsse hervorsprachen. Reimchroniken finden sich allerdings auch bei den Arabern, aber die sind doch kein Volksepos. Der arabische Dichter will überall das Selbsterlebte, seine Empfindung, seine Seele aussprechen, nicht die Außenwelt als solche, sondern ihren Eindruck auf sein Gefühl darstellen; er vertieft sich weder in die Individualität anderer, noch vermag er Menschen und Lebensverhältnisse gegenständlich sich selbst schildern zu lassen.

Nach dieser Einrede betrachten wir weiter an Schack's Hand die Lyrik der spanischen Araber. Die Frauen nahmen in freier Stellung an der Bildung der Männer, an Wissenschaft, Musik und Dichtung Antheil; in den Liebesliedern waltet darum auch neben dem Preise sinnlicher Schönheit die Seelenneigung, die Innigkeit der Gefühle, und mit der feurigen Leidenschaft mischt sich sanfte Schwärmerei. Der Dichter blickt zum Himmel, ob er den Stern gewahre, an dem das Auge der Geliebten hängt, und lauscht dem Winde, ob er ein Wort von ihr auf seinen Flügeln trägt. So reinen Glanzes wie sie, ist im Meer keine Perle und im Schacht kein Edelstein. Wer keine Erhöhung gefunden, den trüftet der Gedanke, daß auch

Sonne und Mond dem Menschen unerreichbar seien; aber das Morgenroth taucht aus der Nacht hervor, die Blumen blühen und die Nachtigallen fangen an zu schlagen, wenn die Huld der Geliebten ihn beglückt. Schon im 9. Jahrhundert klagt Said Ibn Dschudi wie ein deutscher Minnesänger:

Seit ich ihre Stimme hörte,  
Ist die Seele mir entflohn,  
Trauer nur zurückgelassen  
Hat in mir der süße Ton.

Immer, immer bin ich ihrer,  
Bin Dschehanens eingedenk,  
Niemals sah ich sie und gab ihr  
Dieses Herz doch zum Geschenk.

Ihren vielgeliebten Namen,  
Der mir über alles gilt,  
Ruf' ich an bestränkten Auges  
Wie ein Mönch sein Heilgenbild.

Die fernern Liebenden besuchten einander im Traum; wenn sie im Thale des Schlummers sich getroffen, brennen die Wunden der Sehnsucht nicht mehr so heftig. Wie reizend dabei die Phantasie mit Bildern und zierlichen Wendungen sinnreich spielt, zeige ein Liebesbriefchen des Prinzen Iz ud Daula:

Trauernd und voll Sehnsucht hab' ich diesen Brief an dich geschrieben;

Wenn mein Herz vermüchte, trüg' es gern ihn selbst zu dir,  
der Lieben.

Denk' beim Lesen seiner Zeilen, selber läm' ich aus der Ferne,  
Und die schwarzen Lettern seien meine schwarzen Augensterne.  
Küsse drück' ich auf das Briefchen, dem, o Lieblichste auf Erden,

Deine weißen, zarten Finger bald das Siegel lösen werden.

Neben der Liebe ist der Wein die Würze des Lebens. Sie kosten ihn mit Kennermund; frohe wie traurige Ereignisse, der thauige Morgen, der heiße Mittag, der kühle Abend laden in gleicher Weise zum Becher ein; die Sterne kreisen um den Himmelspol wie Pokale beim Festgelag, ja der helle funkelnde Wein verwandelt die Becher zu Sternen, und wenn seine duftigen Blumen sich in die Gläser ergießen, so ist es, wie wenn Rosenknospen zwischen Jasminen aufblühen. Der berühmte Dichterkreis und später so unglückliche König von Sevilla Al Motauid reichte seinem Bezier den Pokal mit den Worten:

Nacht ist's, doch rings verbreitet Tageschein  
In seinem Kleide von Krystall der Wein;  
Bald glaubst du, in des Bechers Pöbte walle  
Ein glüh'nder Strom geschmolzener Metalle,  
Bald fragst du dich, wenn du in ihm das helle  
Geperle siehst, ob eine Bergesquelle,  
Ob nicht das Sternenheer der Himmelskränze  
Herabgeträuft in seiner Wölbung schäume.

Ja man möchte vermuthen, daß bereits eine Art von Champagnerbereitung bekannt gewesen, wenn ein Sicilianer singt:

In unserm Kreis ging der Pokal; ringsum durch das Gefunkel  
Des edeln Trankes, den er barg, ward hell das nächt'ge Dunkel,  
Und aus den Blasen Schaumes wob der Wein ein Netz von  
Raschen

Den flücht'gen Geist, der ihm entstieg, gleich Vögeln dein  
zu haschen.

\*) Daß eine in Prosa überlieferte, aus Sitten und Zuständen herausgehende, an Denkmälen sich emporanhebende Sage gerade dem römischen Volkthum angemessen und für ihn charakteristisch ist im Unterschied von Griechentum und Deutschthum, erörtert mein Buch: „Gedees und Rom“ (S. 44—46), der zweite Band des Werks: „Die Kunst im Zusammenhange mit Kulturhistorie und die Ideale der Menschheit.“

Wochten auch die Kunstbichter gern ihre Kassen gleich den Meistern der Vorzeit mit der Trauer um die in der Wüste hinweggezogene Geliebte beginnen und von Kameelen und Gazellen reden, die herrliche Natur Andalusiens trug den Sieg davon. Dort, wo die frischen Quellen sprudeln, die Wellen der Flüsse zum Lautenspiel der Sängers rauschen, wo der Mond das bläuliche Gewand des Meers mit goldenem Saume flicht, der Lenz aus Blumen das Gewand der Erde webt, die Drange unter smaragdnen Zweigen glüht, und die Rose wie eine Prophetin ewiger paradiesischer Frühlingsherrlichkeit leuchtet und duftet, dort müßte ein Dichter bis zum Schluß der Zeiten ein Sünder sein, ohne die Verdammniß zu fürchten, denn aus dem Paradiese geht man nicht mehr in die Hölle ein. In keinem andern Land verlohnt sich das Leben der Mühe:

Als es zuerst emporgetaucht, ward es vom Meer an seinen Rändern

Zur Erdenperle ausgewählt vor allen andern Erdenländern.  
Die Bogen, die als Halsband es umschlingen, bebten vor Entzücken,

Als es emporstieg und so schön, so herrlich lag vor ihren Blicken.

Drum lächeln noch in ihm die Blüten, gleichwie in steten Wonneraussehen,

Drum schmettern so in ihm die Vögel, indem die Zweige ihnen lauschen.

In ihm gab ich der Faust mich hin; weh', wenn ich es verlassen müßte,

Denn dieses Land ist nur ein Garten, und sonst die Welt rings eine Wüste.

Solch ein Weh des Verlassenmüssens klingt denn in der vom tiefsten Herzschlag der Empfindung durchbehten Elegie Abul Bela Salih's nach dem Verlust von Cordova und Sevilla. Im 11. Jahrhundert klagt in den bereits verwilderten Zaubergärten von Azzara Ibn Zeidun schwer-müthig-trümmersch seine Liebe zu Wallaba; sie hat vergessen, doch er glüht fort; gestern kaum fürchtend, daß er je sich trennen müsse, scheint ihm heute die Hoffnung des Wiedersehens ein Traum; nun blühen ihm lang die Nächte, und er senkt darüber, daß so kurz nur jene waren, die er einst mit ihr verbracht. Welche Gewalt der Leidenschaft liegt in folgenden Versen:

Wenn du willst, wird unsre Liebe  
Nimmer, nimmerdar vergehn,  
Das Geheimniß unsrer Seelen  
Immer unentweicht bestehn.

Ward der Plaz in deinem Herzen  
Mir doch fruchtlos nicht zutheil,  
Um den Preis von Blut und Leben  
Selber wär' er mir nicht feil.

Schmähe mich! Ich will es dulden;  
Werde folg! Ich nenn' es recht;  
Flieh! Ich folge; sprich! Ich höre;  
Gib Befehl! Ich bin dein Knecht.

Das abenteuernde Treiben der Fahrenden Sängerspiegelt sich in Ibn Ammar's Leben, wie er heute ein Bettler und morgen ein Feldherr, heute ein Hitzstengünstling und morgen ein verlassener Landstreicher ist, bis Motamid, früher sein Freund, ihn im Kerker erschlägt. Mo-

tamid selber, der 1069 den Thron von Sevilla bestieg, gehört zu den hervorragenden Dichtern seines Volks; sein liebster Verkehr war mit Gelehrten und Sängern, mit denen er im Improvisiren wetteiferte; was er erlebte, ward ihm zum Lied. Seines Throns beraubt, von dem Murabitens Jussuf, den er gegen die Christen zu Hilfe gerufen, in Fesseln nach Afrika geführt, hauchte er seine Seele in Elegien aus, die zu den Perlen der arabischen Poesie gehören. Wir theilen eine derselben mit:

Nun, statt schöner Sängeriinnen, singt die Kette, wie sie kritt,  
Mir ein Lied, das dampf und schrecklich Seele mir und Sinn verwirrt:

Statt, daß einst mein Schwert als Schlange zischte in die Feindesreih'n,

ragt die schlangengleiche Fessel jetzt an mir, o schwere Pein!  
Mich in Bindungen umgengelad und kein Mitleid kennend, kriecht

Sie um alle meine Glieder, daß vor Qual mein Leben flieht.  
Zum Erbarmen Gott erheh' ich meinen Klagen, doch es scheint,

Mich vernimmt er nicht, ob sonst er jedem hilft, der hilflos weint.

Menschen, die ihr wissen müßtet, wer es ist und wer es war,  
Der in diesem Kerker schwachtet, wisset und vernehmet es klar:  
Bei Mafiz, im Königsaal, lud er Könige zu Gast,  
Jetzt ist Säng'rin ihm die Kette, das Gefängniß sein Palast.

Doch kann er sich des Glücks seiner Freunde freuen und auch für das Unglück Allah preisen; das Irdische verschwindet wie ein Traumgebilde der Nacht angesichts des Tages der Ewigkeit. Kehnlich schloß das Klageleid auf einen in der Moschee ermordeten König von Granada:

Gott, bei dir nur wohnt das wahre Heil, das bis ans Ende währt,

Sinnentzug nur ist die Welt, die in sich selber sich verzehrt.

Uebrigens zeigt die religiöse Poesie der spanischen Araber wenig von der mystischen Tiefe und den gotttrunkenen Entzückungen der Sufis, die sich mit Vernichtung der irdischen Selbst in die Abgründe der göttlichen Liebe stürzen; ernste Erwägungen der Vergänglichkeit des Lebens, Reue und Hoffnung auf Gottes Erbarmen bilden viel mehr den Grundton.

Es ist an der Zeit, daß die Geschichte der Künste neben der Vereinzelnung auch zum Ganzen strebt, neben der Dichtung auch die Musik, die Bau- und Bildwerke eine Volks ins Auge faßt; darlegt, wie ein einiger Geist ihnen waltet, wie nach Maßgabe ihrer Eigenthümlichkeit in der Culturentwicklung jetzt die eine und dann die andere Kunst vornehmlich blüht und den Ton angibt. An Schad hat dies gethan, und unsere Einsicht in das Wesen des Araberthums wird dadurch gefördert. Das Verbot des Korans geht keineswegs gegen Bilder überhaupt sondern gegen Bildsäulen, die abgöttisch angebetet würden neben dem Hinienspiel der Araber den bezauberten und Pflanzen und Thiere im Farbenschaum von Wänden und Decke im Gerichtssaal der Alhambra sind Bildnisse der Könige und novellistische Scenen, Abenteuer der Jagd und Liebe zwischen Rittern und Gelfrauen, Mohammedane und Christen gemalt; einer der Höfe dort führt sein Namen von den marmornen Löwen, die ein Becken tragen; im Dom von Cordoba war die Geschichte der Sief



Künstler von Ephesus dargestellt, die Perser haben stets Handschriften ihrer Dichter mit Bildern des Erzählverzierts, und in den poetischen Schilderungen der Wüste begegnen uns häufig Stellen wie diese:

Für den Künstler war die Sonne, also Schein's, die Farbensphäre,

Drin er seinen Pinsel tauchte, daß er diese Sülle male;  
Die Figuren auf den Bildern scheinen lebend sich zu regen,  
Ob sie gleich in Stille ruhen und nicht Hand noch Fuß bewegen.

Der geringen Entwicklung der Plastik und Malerei und bei den Arabern wie bei den alten Juden nicht so ein religiöses Verbot als die Eigenthümlichkeit ihrer Phantasie entgegen, die in rascher Bewegung mehr dem Wechsel innerlicher Vorstellungen folgt, als die Erscheinungen der Außenwelt um ihrer selbst willen fest und in scharf bestimmten Umrissen auffaßt. Das Subject, dieser Grundzug des Semitenths, zeigt sich hier ein, daß der Araber nicht die Wirklichkeit als solche, sondern den Eindruck schildert, den sie auf sein Gemüth macht; darum haben auch in der Poesie seine Gestalten ihre Farbe als Form, und verschwimmen in der schimmernden Nebelhülle des Gefühls; die Phantasie verweilt dem Besondern, das gerade ihre Stimmung ausdrückt, und die Theile alle gleichmäßig zu betrachten und sie zum organischen Ganzen zusammenzufassen. Wir haben bei den Arabern wie bei den Juden die Erhebung des Geistes über die Natur im Monothetismus, und damit einen Dualismus des Geistigen und Sinnlichen, dem die Plastik, diese Verschönerin von Geist und Natur in der Verwirklichung des Idealen mit sinnfälliger Realität, in der Befreiung der Materie.

Ueber die Bauten der Araber gibt uns Schach Bericht und den Schriftstellern der Nation selbst, und schildert uns die in Spanien noch vorhandenen Ueberreste derselben in ihrem Eindruck mit der Naturumgebung ganz befestigt nach eigener Anschauung. Er bezeichnet die säulenreiche Moschee von Cordoba, die jetzt zur Kirche geworden, als einen Bau, der ebenso durch Ernst, Größe und Strenge imponirt, wie durch seinen Glanz blendet und durch den phantastischen Geist, der aus ihm wie aus den Versen des Korans weht, einen unwiderstehlichen Zauber ausübt. Er fährt fort:

Es ist staunenswürdig, wie mit theilweise fremden Bestandtheilen, mit antiken Säulen von verschiedener Ordnung und byzantinischen Mosaikarbeiten der Islam sich ein Heiligtum errichtet hat, das ganz seinem innersten eigenthümlichsten Wesen entspricht. Wie die nach Trank und Schatten schwärmenden Araber sich das Paradies als einen kühlen quellendurchschrittenen Freudenort ausgemalt haben, so wollten sie auch die Tempel Allah's zu einem Abbilde jenes Eden machen und die Wonnen in ihm zusammendrängen, die der Prophet den Auserwählten im Jenseits verheißt hat. Darum im Hofe unter überhohenden Bäumen der plätschernde Brunnen gleich jenen, deren Rand die Seligen einst ruhen sollen; darum empfängt der unter das Dach der Halle tritt, die Nacht eines heißen Sommers, hier und da hereinfallende Strahlen verbreiten immerlicht, dann wieder folgt tiefes Walddunkel. Wie Baumstämme steigen die Säulen empor, die Gurten und Bogen als sie wölbend über sich und zu breiten Schattendächern verweigend gleich der Luba, dem Wunderbaum des Paradieses,

wuchernd wie die indische Sylomore, die jeden Ast, den sie in den Boden senkt, zu einem neuen Stamme verwandelt. Dazwischen im bunten Arabestenschmuck Schlingpflanzen, Blüten und fruchtbeladene Gewinde, an den Wänden emporsteigend, sich längs des Dachs hinstängelnd und zu den Hauptern der Säulen herniederhangend.

Ähnlich sagt der Verfasser im Löwenhof der Alhambra:

In überraschender Weise drängt sich hier die Wahrnehmung auf, daß eine Erinnerung an das Beduinleben die Anlage dieser Höfe mit ihren Brunnen oder Teichen und den umliegenden Säulengängen geleitet habe. Wie die Phantasie der arabischen Dichter mit Vorliebe in die Wüste zurückweist, wie die Inschriften des Gesandtenhofs, welche den kühlen Wassertrunk als köstlichstes Labial anpreisen, statt zu den Bewohnern des quellen durchrauschten Granada zu denen der brennenden Sandflächen des Orients zu reden scheinen, so schwebte ihren Architekten das Bild des abendlichen Kaffens um die Kisternen vor; sie schufen das Zelilager zum Palaste um. An die Stelle der Stange traten leichte Säulen, die buntgewirkten Teppiche wurden in den gemauerten Wandflächen, dem durchbrochenen Stuck an der obern Vorderseite der Arcaden, den wie Fransen oder Quasten herniederhängenden Wölbungen nachgebildet; der rauschende Brunnen in der Mitte aber, dessen Fluten sich sprudelnd durch alle Säule ergießen, der klare, von Grün und Duftgestrauch umgebene Wasserspiegel mußte die Quelle in der Oase vorstellen.

Doch man muß sich selbst an dem Schlusssatz be- rauschen, in welchem Schach die Alhambra schildert, und aus der Natur, der Geschichte und Poesie Granadas ihre Zauberpracht aufsteigen läßt; wir verspüren einen Hauch „von der großen Seele des Orients, die in dieser marmornen Blütenwelt athmet“.

Alfred Carrière.

### Gustav Rümelin's Shakspeare-Studien.

Unsere deutsche Shakspeare-Literatur war mehr und mehr auf einen verhängnißvollen Abweg gerathen und erging sich in bedingungsloser Apotheose des großen Briten, den man ohne weiteres über Schiller und Goethe stellte. Die einen zogen die Quintessenz aus seinen Dramen, indem sie dieselbe in eine philosophische Formel zusammenfaßten, welche der Nachbeterei eine bequeme Handhabe gab; die andern suchten die Regeln der dramatischen Technik und Architektur, ja der ganzen dramatischen Kunst aus seinen Werken, welche als das authentische Evangelium derselben angesehen wurden, zu erläutern; noch andere gefielen sich in eleganter und sinnreicher Reproduction seiner Dramen, wobei sie alles so harmonisch zurechtlegten, daß nirgends eine Lücke sichtbar wurde und das Ganze, wie von bengalischen Flammen erleuchtet, in verklärendem Lichte dastand.

Doch wo blieb die Shakspeare-Kritik? Sie ging unter in der bewundernden Erregung. Sie erschien als Majestätsbeleidigung an dem Genius, als Weisheit des Staubes, der die Himmelstochter Begeisterung zu lästern wagt. Literaturhistoriker wie Gervinus, die an Schiller und Goethe herumörgelten und für Jean Paul nur ein mittelbäusiges Achselzucken hatten, lagen vier Bände hindurch auf den Knien vor dem großen Briten. Der Satz Hegel's: „Alles Wirkliche ist vernünftig“, fand die ausgedehnteste Anwendung auf die Shakspeare'schen Dramen, in deren Vernunft sich zu vertiefen, deren Gras gleichsam wachsen zu hören der einzige Stolz der Ausleger war.

Selbstverständlich stand das gebildete Publikum unter den Einflüssen dieser, von namhaften Autoren getragenen Ansehung. Dennoch ist vielleicht kein einziges Shakspeare'sches Drama zur Aufführung gekommen, ohne daß der Instinct des Publikums theils die Klust herausföhlte, die zwischen dem Zeitalter des Dichters und dem unserigen herrschte, theils in vielem einzelnen den logischen Zusammenhang vermisse oder die Motivirung absurd und unzureichend fand. Diese Regereien bringen natürlich nicht in die Oeffentlichkeit; denn es erscheint ja hoffnungslos, nur mit dem gesunden Menschenverstand bewaffnet, so zahlreichen und großen literarischen Autoritäten den Krieg zu erklären. Doch es bedarf nur geringer Beobachtungsgabe, um bei der Aufführung der meisten Shakspeare'schen Stöcke herauszuföhlen, daß ein großer Theil von Scenen unserm Publikum nicht sympathisch ist, daß vieles nur aus langjähriger Gewohnheit als selbstverständlich hingenommen, vieles aber von unserm Verständniß durch eine, auf der Bühne doppelt scharf sich markirende Schranke geschieden wird.

Es ist nun das Bequemste und zugleich das Vornehmste, die Unbildung des Publikums anzuklagen, welche trotz der vielen und vielen Commentare Shakspeare noch immer nicht versteht. Jener Zug der Fremdheit, der durch viele Aufführungen hindurchgeht, ist aber keineswegs eine Folge der Unbildung des Publikums; im Gegentheil, die allgemeine Bildung steht auf einem höhern Niveau als zu Shakspeare's Zeiten und föhlt instinctiv diese Ueberlegenheit nicht über das Dauernde, was dem Dichter, aber über das Vergängliche, was seiner Zeit angehört. Es ist also die Aufgabe der Kritik, dies zu sondern; ja in jenem Instinct schon liegt mehr Kritik als in den bewundernden Commentaren. Die Kritik hat uns neben der Größe des Dichters auch seine Schwächen aufzuzeichnen, müßen diese nun dem Charakter der Zeit oder seinem eignen Wesen angehören; sie hat um so mehr diese Pflicht, je mehr jene Schwächen schon dem gesunden und unbefangenen Blick erkennbar hervortreten.

Noch eine andere Rücksicht fordert die Kritik heraus. Dieselben Commentatoren, welche für Shakspeare kein Wort des Tadel's haben, sehen auf das moderne Drama mit souveräner Verachtung herab, mit derselben Verachtung, mit welcher zu Shakspeare's Zeiten die Chorführer der gelehrten Poesie auf den Director des Globustheaters und seine Bühnenstücke herabsahen. Denn es wiederholt sich zu allen Zeiten dasselbe Schauspiel: die vornehme Gelehrsamkeit wendet sich von der Gegenwart ab, vertieft sich in die Vergangenheit und ahnt nicht, daß oft ein künftiges Zeitalter sich an den Schögen ihrer Zeitgenossen ebenso erhebt, wie sie an denen der verfloßenen Zeit. Was aber bei Shakspeare als Vorzug bewundert, wird bei neuern Dichtern als Fehler verworfen. Die Ungleichheit des Maßes, mit dem diese ästhetische Weisheit mißt, ist eine so auffallende, daß es geboten scheint, energisch Protest gegen dieselbe zu erheben. Dieser Protest liegt aber in der unparteiischen Anwendung desselben Maßstabes für groß und klein, alt und neu, in der Wiederherstel-

lung des durch die kritischen Apotheken gegenüber der Vergangenheit und die kritischen Justizmorde gegenüber der Gegenwart beeinträchtigten Gleichmaßes.

Anfänge einer solchen Shakspeare-Kritik, und zwar bedeutsame Anfänge, begrüßen wir in der folgenden Schrift:

Shakspeare-Studien von Gustav Kümelin. Stuttgart, Cotta. 1866. 8. 27 Ngr.

Diese Studien waren unter dem Titel „Shakspeare-Studien eines Realisten“ in dem Cotta'schen „Morgenblatt“, ihrem wesentlichen Inhalt nach, zum Abdruck gekommen und hatten bereits in dieser Gestalt ein nicht unbedeutendes Aufsehen erregt. So festgewurzelt war der doctrinäre Shakspeare-Cultus im deutschen Schriftthum, daß es fast als ein Wagniß erschien, jene Kritik, die man an Schiller und Goethe ohne Gefahr anlegen durfte, auf die Werke des britischen Dichters zu übertragen. Ein Schrei der Empörung erhob sich aus dem Lager der Shakspearomanen, und man war nicht abgeneigt, Kümelin mit Voltaire gemeinschaftlich auf denselben Scheiterhaufen steigen zu lassen. Und doch tönt auch die Anerkennung Shakspeare's mit vollen Accorden aus dieser kritischen Schrift. „Selbst wenn zum zweiten male“, sagt unser Autor, „fremde Barbaren das europäische Culturleben in den Staub werfen sollten, würde doch immer wieder eine Zeit kommen, in der Shakspeare und Goethe aus dem Schutt und Grab der Vergangenheit so sicher auferstünden, als einst Homer und Sophokles aus tausendjähriger Vergessenheit.“ Es ist also ein großer Unterschied zwischen dem Standpunkte, welchen Kümelin Shakspeare gegenüber einnimmt, und dem Standpunkte Voltaire's, welcher in dem englischen Dramatiker nur einen betrunkenen Wilden sah. Doch in den Augen der Orthodoxen sind alle Reges gleich und werden mit einem und demselben Anathem belegt.

Ohne Zweifel kommt in dem Verhältniß des Einzelnen zu den großen Dichtern außer der ästhetischen Einsicht noch ein wichtiges Moment in Betracht — der Zug der Sympathie, der als etwas Incommensurables doch oft der eingehendsten ästhetischen Würdigung insgeheim zu Grunde liegt. Der eine föhlt sich mehr zu Shakspeare, der andere mehr zu Schiller, der dritte mehr zu Goethe hingezogen. Bei Kümelin ist das letztere der Fall; er ist ein Goethianer der stricten Observanz, und mehr noch als die Flut der Shakspeare-Schriften, die sich über Deutschland bei der Jubiläumsfeier des britischen Dichters ergoß, haben ihm die Äußerungen eines Gerwinus und Ulrich, welche Shakspeare über Goethe stellten, die Fede in die Hand gedrückt zu einem Protest, als welcher die vorliegende Schrift zu betrachten ist. Er sagt:

Man muß in der That mit Gerwinus im einen Fall Räde seigen, im andern Kamele verschlucken, um mit ihm zu den Urtheil zu gelangen, daß Shakspeare als dramatischer Dichter die Vorzüge von Goethe und Schiller in sich vereinige und doch frei von beider Fehlern sei. Man muß an der Aufgabe der Dichtkunst und an der natürlichen Bedeutung der Worte irren werden, um mit Ulrich zu sagen: Goethe und Schiller, denen die wahrhaft historische Weltanschauung fehle, haben an der

kräftigen Dichter, der sie besitze, wie an einem Wesen höhere Intelligenzpublikum.

In der That tritt in diesen Aeußerungen die Einseitigkeit des Shakspeare-Cultus am schlagendsten hervor; sie fordern nicht bloß den Protest eines eifrigen Goethianers heraus, sondern den Protest der deutschen Nation, deren Classiker Shakspeare vieles verdanken mögen, aber an ursprünglicher Dichterbegabung gewiß nicht hinter ihm zurückstehen, während sie ein größeres Reich der Bildung beherzigen und mit dem Genius unserer Nation innig verwachsen sind. Hat doch der Shakspeare-Cultus, was Rümelin als ein kosmopolitischer Goethianer nirgends hervorzuheben für nöthig fand, noch die bedenkliche Seite, daß er das deutsche Volk unter das Joch einer geistigen Fremdherrschaft zwingt. Die Anerkennung geistiger Größe auch bei andern Nationen gereicht unserm Volke und seiner univ. Bildung zur Ehre; doch sie darf nie auf Kosten unserer eigenen großen Genien stattfinden. Man mag noch so oft versichern, daß Shakspeare unserm Volke durch eine fast ein Jahrhundert alte, geistige Vermittelung angeeignet, daß er von uns besser verstanden sei als von den Engländern selbst, daß er hier seine zweite Heimath gefunden — er bleibt bei alledem ein englischer Dichter, jeder Zoll ein Brit; und zwischen Deutschland und England, bei aller Stammverwandtschaft der Nationen, bleibt immer eine schwer zu überwindende Kluft. Das deutsche Volk erkennt dies wohl, und während es seinem Schiller mit Recht eine große, an hellen Zeiten erinnernde Nationalfeier widmete, überließ es die Shakspeare-Feier den deutschen Theatern, den Fachmännern jeder Art, den Schauspielern und Dichtern, den Professoren der Aesthetik und den englischen Sprachlehrern.

Da wir über den Ausgangspunkt des Rümelin'schen Werks, den Goethe-Cultus, nicht im Zweifel sein können, so ist auch von selbst klar, daß der eigentliche Schwerpunkt der Schrift auf den letzten, im Vergleich mit den Artikeln des „Morgenblatt“ weiter ausgeführten Abschnitt: „Der deutsche Shakspeare-Cultus und Vergleichung Shakspeare's mit Schiller und Goethe“, fällt. So viel Treffliches indeß dieser Abschnitt auch enthält, so fehlt es ihm doch wiederum nicht an Einseitigem und Irrthümlichem, so daß wir im ganzen den frühern Abschnitten, die sich mit Shakspeare allein beschäftigen, den Vorzug geben. Als ein Schüler der Goethe'schen Schule zeigt sich Rümelin indeß nicht bloß in der Verherrlichung des Meisters, auch in dem Adel, der Grazie und Klarheit der Form, in dem vollendeten stilistischen Gepräge der Schrift, in der äußerlich ruhigen Haltung einer ihrem Gedankeninhalt nach entschieden, oft den innersten Nerv berührenden Polemik. So ist die Schrift, trotz ihres anscheinend flüchtigen Charakters, in hohem Grade gehaltvoll, weil sie stets auf das Wesentliche geht, gehaltvoller als manche bandwurmartige, endlose Commentare, welche doch nicht viel mehr sind als homöopathische Verdünnungen und Verwässerungen der geistigen Basen des Dichters, während sie allerdings von den Verfassern für Potenzirungen gehalten werden, welche die Shakspeare-Blindheit besser hei-

len, als die Fischgalle die Blindheit des apokryphischen Tobias, des Ex-Hoslieferanten von Ninive.

Rümelin beginnt mit einer Schilderung der „Stellung der englischen Bühne zu Shakspeare's Zeit“; er führt in derselben die Dithyramben über die damalige englische Nationalbühne auf das richtige Maß zurück, er weist nach, daß das englische Volk nach dem Sieg über die spanische Armada keineswegs so „halkyonische Lage“ im frischen Aufschwung aller materiellen und geistigen Kräfte zwischen den Zeitaltern der Reformation und Revolution verlebte habe, wie in der Regel angenommen wird. Im Gegentheil, die religiösen Kämpfe dauern fort, puritanische Ansichten herrschen bereits in allen Municipalitäten, am entschiedensten in den größern Städten des Landes, besonders der Hauptstadt, und gerade die Kaufleute der City, die niedern Geistlichen, Richter, Beamten, die kleinen Grundbesitzer auf dem Lande, die maßgebendsten Stände eines Volks, die Träger der neuen Zeitideen, gehören überwiegend der ernststen reformatorischen Richtung an:

Ueber so viele Dinge aber auch Presbyterianer, Paritaner, Anglikaner und Independenter verschiedener Ansicht sein mochten, in der Einen Forderung einer ernstern sittlichen Zucht, einer strengern Sonntagsfeier, eines arbeitsamen, von eitlen Vergnügungen und Lustbarkeiten abgekehrten Lebenswandels stimmten sie unter sich und mit allen calvinistischen Kirchen überein. Das Theater rechnete man unzweifelhaft zu diesen eitlen und unsittlichen Lustbarkeiten, wie denn auch, sobald unter Karl I. die Parlamente zur Herrschaft gelangten, es eine ihrer ersten Maßregeln war, alle Bühnen des Königreichs zu schließen. Jene unablässigen Verfolgungen des Theaters zu Shakspeare's Zeiten erscheinen in diesem Zusammenhang nicht, wie es die meisten Schriftsteller über unsern Dichter darzustellen pflegen, als einer jener unmächtigen, allmählich erlahmenden Versuche der Obrigkeit, gegen eine neue Volksstille anzukämpfen, sondern als die Symptome einer neuen, die wichtigsten Klassen des Volks selbst ergreifenden und bald zur völligen Herrschaft gelangenden sittlichen Lebensrichtung.

Dann schildert Rümelin, den Angaben des Thomas Nash folgend, die vier Zuschauerplätze: den ersten auf der Bühne und in den Coulißen selbst, wo die Gönner der Bühne, die jungen Männer des Adels und der Gentry, die Stutzer und Lions der Hauptstadt lagen; den zweiten, das Parterre, wo die Fachgenossen, Theaterdichter, Kritiker sich befanden, nebst der Hauptmasse der aus niedern Handwerkern, Gesellen, Bootleuten u. s. w. bestehenden Zuhörerschaft. Den dritten Platz bildete die erste Galerie, auf welcher voran die Maitresses der Vornehmen, kausliche Schönheiten, hinter ihnen meistens maskirte Bürgerfrauen saßen; auf der zweiten Galerie war das niedrigste Publikum, Matrosen, Bediente, Soldaten, Dirnen zu suchen. Man spielte nur bei Tage, aß und trank während der Aufführungen, rauchte und spielte Karten — etwa wie in unsern Sommertheatern. Der überreichende, zum allgemeinen Gebrauch dienende Bottich befand sich im offenen Parterre, dessen Publikum oft den größten Unfug treibt. Mit Recht meint Rümelin, den Namen einer Nationalbühne könne man auf ein Institut nicht anwenden, dem Staat, Kirche und Gemeinde aus Gründen der Sittlichkeit entgegentreten, dessen Schwelle achtbare Männer, gestittete Frauen und Jungfrauen aus Gründen des

Anstandes nicht überschreiten konnten. Den Aufschwung der dramatischen Dichtkunst in jener Zeit, die herrschende Vorliebe für scenische Schaustellungen leugnet Rümelin keineswegs, nur fügt er die nothwendigen Beschränkungen hinzu, ohne welche wir von der sogenannten englischen Nationalbühne eine ganz falsche Auffassung haben müssen:

Die dramatische Kunst, die mehr als jeder andere Zweig der Poesie die Gunst äußerer Bedingungen fordert, fand insofern des wachsenden Wohlstandes in den Unterhaltungsbedürfnissen einer schon damals kolossalen Stadtbevölkerung einen fruchtbaren und auch in materiellem Sinne lohnenden Boden. Gleichwohl sind wir der Meinung, daß die meisten und bekanntesten Schriftsteller der deutschen und englischen Shakespeare-Literatur den Wirkungen der englischen Bühne in dem Gesamtbilde, das sie von jenem Zeitalter entwerfen, eine viel zu hervortretende Stelle einräumen. Einmal waren jene Wirkungen rein localer Natur, da sie sich auf die Hauptstadt beschränkten und von einer Bedeutung der Theater in andern englischen Städten oder gar auf dem Lande soviel als nichts zu sagen ist. Sodann hielten sich auch in London selbst gerade diejenigen Klassen und Stände der Bühne völlig fern, in welchen überall der Schwerpunkt eines Volkslebens zu suchen ist und in deren Händen die Leitung aller öffentlichen Angelegenheiten in Staat und Gemeinde, Kirche und Schule ruht. Endlich darf man überhaupt nicht von Shakespeare's Dichtungen ohne weiteres auf die damaligen Bühnenzustände überhaupt schließen. Nur eine der vielen Truppen führte Shakespeare's Dramen auf; auch für sie bildeten sie natürlich nur einen kleinen Theil des Repertoire und wurden in ihrem hervorragenden Werth nur von wenigen erkannt.

Der zweite Abschnitt: „Shakespeare's Stellung zu seinen Zeitgenossen“, enthält einige sich von selbst ergebende Folgerungen aus dem ersten. Im übrigen sind die Urtheile eines Thomas Nash, Webster und anderer Mühselbenden über Shakespeare bekannt, sowie die Geringschätzung der Bühnensklave gegenüber der lyrisch-epischen Dichtung, welche literarisches Renommé gab, während man die theatralesen Nachwerke nur für eine Art von Industrie zu Zwecken des Gelderwerbs hielt. Außer der melancholischen Illustration, welche diese Thatsache für die Anerkennung des Genius von Seiten der Zeitgenossen gibt, wird dadurch nicht minder festgestellt, daß Shakespeare bei Lebzeiten keiner jener, die ganze Nation fortreisenden und von ihr anerkannten Dichtergeister war wie die großen griechischen Tragöden und neuerdings Friedrich Schiller, sondern daß seine Bedeutung erst nach kritischer Destillation einer spätern Zeit zu Tage trat, während er in der Geltung seiner Zeit ungefähr die Stelle einnahm wie heute Frau Birch-Pfeiffer, und nach seinem Tode in eine Vergessenheit fiel, die ohne die Gunst des Zufalls leicht eine ewige hätte werden können. An welchen lodern Fäden oft die Unsterblichkeit hängt, das geht aus den Schicksalen der Shakespeare'schen Dramen hervor.

Auch die Klagen Shakespeare's in den Sonetten über seine untergeordnete Lebensstellung sind hinlänglich bekannt — wir möchten noch schärfer als Rümelin den Servilismus der Gefinnung betonen, der sich in einzelnen derselben ausspricht und gegen den die Lobpreisungen, welche Horaz an seinen Cäsar, einen Herrscher der Welt, verschwendet, doch in einem großartigern Lichte erscheinen. Southampton war doch nur ein Edelmann, wie hundert andere —

und niemals hat sich Horaz dem Augustus gegenüber so als Sklaven bekannt, wie Shakespeare gegenüber dem Freunde. „Freundschaft beruht auf Gleichberechtigung“ — wo der eine Freund von Sklaverei spricht, da handelt es sich mehr um vornehme Gönnerschaft und abhängiges Clienthum. Rümelin citirt die Shakespeare-Sonette übrigens nach der vortrefflichen, dem eigenthümlich pomphaften Charakter derselben gerecht werdenden Uebersetzung von Wilhelm Jordan.

Der dritte Abschnitt ist gegen die construirende „Shakespeare-Kritik“ gerichtet, welche den Boden unter den Füßen verliert, und macht gegen Servinus geltend, was wir gegen ihn, Julian Schmidt und diese ganze Richtung ein für allemal gesagt wissen möchten: daß sie „Stoff und Gehalt über die Vollendung der Form, die sittlich-politische Tendenz über den reinen und nicht weiter erklärbaren Reiz des Phantasiespiels setzt“. Damit ist der akademischen Poesie und ihrer absoluten Gleichgültigkeit gegen den Inhalt ebenso wenig das Wort geredet; es ist dies nur das andere Extrem. Statt der zarten Umschreibungen, deren sich Rümelin bedient, kann man jene Kritiker ganz einfach der Poesielosigkeit anklagen.

„Für wen Shakespeare dichtete?“ fragt Rümelin im vierten Abschnitt und beantwortet diese Frage: Nicht für das Theaterpublikum im allgemeinen, sondern speciel für die männliche Jugend des englischen Adels: ein Gesichtspunkt, den unser Autor für fruchtbarer und belangreicher hält, als er auf den ersten Anblick erscheinen mag. Zunächst erklärt er damit den Reiz der ewigen Jugend eines durchaus frischen und kräftigen Pinselstrichs, eine schwungvollen, energischen, thatenlustigen Männlichkeit. Dann führt er fort:

Auch auf die Wahl der Stoffe läßt die Rücksicht auf jenes Publikum einen sichtbaren Einfluß aus. Sie fiel natürlich auf Begebenheiten, die viele, ungewöhnliche und wechselnde Handlung enthielten. Das unerforschliche Grundthema, das in allmöglichen Variationen immer wiederkehrt, sind Liebe und Ehre, die zwei gewaltigsten Triebkräfte einer edeln männlichen Jugend. Der gesellschaftliche Boden, auf dem sich die Handlung bewegt, ist ein durchaus aristokratischer. Die Helden sind nur Fürsten und Cavaliere.

Auch die specifische Art des Shakespeare'schen Witz und die kolossalen Hyperbeln und Zweideutigkeiten des Dichters sucht Rümelin aus der Zusammensetzung sein Publikums zu erklären. Es ist zwar allgemein anerkannt, daß diese Witzschacherei, das Wortwiggeln, die Manieren des Witz zu Tode zu hegen, damals eine allgemein verbreitete Sitte gewesen sei. Wenn sich indeß auch 1. Villon'schen Euphuismen und ähnliches in fashionablen Kreisen geltend machten, so bleibt es doch auffallend, daß die Stücke von Ben Jonson, Massinger u. a. keineswegs in gleicher Weise in diesen Witzturnieren ergingen, sodaß auch die Eigenthümlichkeit des Dichters, abgesehen von seiner aristokratischen Richtung, ins Gewicht fällt. Was aber die Shakespeare'schen Hyperbeln betrifft, möchten dieselben wol einem jugendlichen Geschmacke sagen; doch wäre es gewagt, auch diese Eigenthümlichkeit des Dichters aus den Lieblingsneigungen seines Publikums

hären zu wollen. Rümelin betont die Neigung der Engländer für das Superlative und will überhaupt diebe „aus einem gewissen Mangel an plastischer Phantasie“ ableiten, „da eine solche lieber an ihrem Gegenstand haften und nicht sofort darüber weg zur Vergleichung mit andern ähnlichen Eindrücken drängen würde“. Dies heißt eine zu einseitige realistische Grundlage für ästhetisch motivierende Thatfachen suchen. Nicht bloß eine reiche und üppige Phantasie, wie sie Shakespeare besaß, neigt zur Hyperbel — alle großen Tragöden von Aeschylus bis Schiller haben sich des hyperbolischen Ausdrucks mit Vorliebe oder vielmehr aus innerer Nothigung bedient. Denn der Ausdruck der Leidenschaft und des Affects, der nach einfacher psychologischer Wahrnehmung schon im alltäglichen Leben „nicht an dem Gegenstande haften bleibt“, sondern aus innerer Erhitzung „darüber hinausdrängt“, muß auf den Höhen des dramatischen Pathos der Hyperbel nicht entbehren. Rümelin denkt wieder an Goethe und an die plastische Ruhe dieses Dichters, vergißt aber bei ganz, daß Goethe als Dramatiker nicht mit Shakespeare, Schiller und dem großen Tragödiendichter des Alterthums in eine Linie gestellt werden kann, weil ihm die Energie des dramatischen Pathos und die hinreißende Gewalt des leidenschaftlichen Ausdrucks fehlte.

Am schärfsten tritt der Unterschied in der Auffassung Shakespeares von seiten unsers Realisten und derjenigen, welche den bisherigen Commentaren zu Grunde liegt, darin hervor, daß der erstere gerade die kunstvolle Planmäßigkeit der Dramen Shakespeares in ihrer Ganzheit, gerade die Grundgedanken „zu leugnen wagt, welche von unsern Kritikern aus seinen Werken so nicht- und nagelfest zusammengejummert werden. Es heißt bald am Anfang des ersten Abschnitts:

Er wußte zu gut, daß die Bühnenwirkung weit weniger auf der kunstvollen Planmäßigkeit und Zusammenstimmung des Ganzen, als auf dem spannenden Reiz der einzelnen Theile beruht; er dichtete nicht für deutsche Professoren der Poesetik, die die Aufstellung seiner Grundidee für ihr Hauptgeschäft halten, vor- und rückwärts blättern und aus den zerstreuten Neben der einzelnen Person ein abgeschlossenes Charakterbild zusammenlesen wollen. Er mußte früh genug auf jene praktische Maxime des Theaterdirectors gefaßt werden:

Gibt ihr ein Stück, so gebt es gleich in Stücken.

Was hilft's, wenn ihr ein Ganzes dargebracht?

Das Publikum wird es euch doch zerpfücken.

Und weiterhin:

Es liegt hierin eine der hervortretendsten und viel zu wenig achteten Eigentümlichkeiten der Shakespeare'schen Dichtungen. Sie hat ganz sichtbar scenenweise gearbeitet; die einzelne Situation erweitert sich zum selbständigen Gemälde; der poetische Inhalt wird möglichst in seiner ganzen Fülle ausgeschöpft; eine ganze Scene ist ganz für sich oder mit einer nur in wenigen Worten bestehenden Einleitung verständlich und von vollkommener Wirkung, wofür man z. B. aus „Lasse“, „Iphigenie“, der „natürlichen Tochter“ gar kein, aus den Schiller'schen Dramen nur wenige Beispiele wird nennen können. In den englischen Novellenromanen geht diese Selbständigkeit der Theile bis zum Uebermaß; mit Ausnahme von „Richard III.“ haben sie kaum eine weitere Einheit als die in den Titeln der Stücke enthaltene; es sind aneinandergereihte lebende Bilder, für sich wirkend und bedeutend, aber von losem Zusammenhang. Fast

überall, wo untergeordnete Personen, Bediente, Soldaten, Krieger, die Todtengräber, die Schauspieler in „Hamlet“, einmal zum Wort kommen, geben sie es nicht so schnell wieder ab und reden mehr und anderes, als der Gang des Stücks erfordert oder zuließe.

Dieser Scepticismus in Bezug auf die Shakespeare'schen Grundideen greift allerding's die Grundlagen der bisherigen Shakespeare-Commentare an, welche mehr oder weniger durch die tausend Rändel der Tageskritik in das allgemeine Bewußtsein übergegangen sind. In der That aber sind diese Auslegungen selbst zum großen Theil der Kritik verfallen. Einige derselben sind wol geistreich und scharfsinnig, nur nicht stichhaltig, und so sehr sie sich unsichern, gern auf Einheit bringenden Sinn einschmeicheln, so wenig geben sie ein Bild des organisch nothwendigen Zusammenhangs der Dramen. Wir erfahren z. B., daß die beiden im Fortgang der Begebenheiten verknüpften Handlungen des „Kaufmanns von Venedig“ den Satz erläutern sollen: *summum jus summa injuria*, daß sowohl in Bezug auf das Testament, durch welches Porcia zur Erbin wird, wie in Bezug auf den Schein des Juden das formale Recht zu Schanden werde. Beide Kreise der Handlung erschienen so nicht äußerlich verknüpft, sondern gleichzeitig concentrisch um einen Mittelpunkt des Gedankens geschlungen. Die Befriedigung des uns angeborenen Sinns für Symmetrie im künstlerischen Aufbau läßt uns rasch diesen Gedanken als den richtigen ergreifen — das Drama Shakespeares steht als ein schön gegliedertes, innig sich zusammenfügendes architektonisches Kunstwerk vor uns. Wir wissen wohl, daß der Dichter sich nicht derartige Formeln construirte, sich nicht mit solchen speculativen Gleichungen abgab, aber sein Instinct, sein künstlerisches Genie erfaßte das Rechte, und ohne klares Bewußtsein fühlte er den verwandten Gedanken heraus. Rasch erfaßt bleibt auch die Formel als ein Motto des Dramas in unserm Gedächtniß haften und entzieht sich fernerer Prüfung. Und doch bedarf sie derselben in hohem Grade. Denn sie paßt weder hier noch dort und ergibt sich als eine abstracte Spiegelung der Dichtung in philosophisch geschulten Köpfen, die aber selbst ihren Inhalt auf den Kopf stellt. Das Testament ist eine Urkunde, bei der von *summa injuria* weiter nicht die Rede sein kann. Der Erblasser wollte den Charakter der Freier durch die Rüstchen auf die Probe stellen und so noch nach dem Tode einen bestimmenden Einfluß auf die Wahl Porcia's ausüben. Bassanio's Charakter besteht die Prüfung; der Wille des Erblassers ist erfüllt, und daß Porcia gerade den Geliebten zum Mann erhält, spricht für die Wichtigkeit ihrer eigenen Wahl und ist außerdem eine Freundlichkeit des Dichters. In Bezug auf den Schein des Juden steht die Sache ganz anders. Hier handelt es sich um eine gesetzlich sanctionirte Brutalität. Trotz der schönen Rede Porcia's von der Gnade steigt aber nicht die Gnade über das Gesetz, nicht einmal die *aequitas* über das *jus strictum*, sondern nur eine sophistische und genau genommen absurde Auslegung macht den Buchstaben des Gesetzes zu Schanden. So ist sich die Formel, welche den Grundgedanken einheitlich zusammenfaßt, in blauen



Dunst auf — nicht als ob der Dichter die Gedanken seiner Ausleger nicht auch gehabt, er gibt ihnen hier und dort bereiten Ausdruck, sie spielen selbst in die Handlung hinein, aber sie bilden weder die Pfeiler noch die Rippen ihres Gewölbes. Die Quintessenz der Fabel liegt in der Verpottung des Juden als eines burlesken Schenfalls im Zeitgeschmack, das Geschmacklose und Vernunftwidrige derselben wird uns nur durch den märchenhaften Reiz, durch den phantastischen Zauber der Dichtung erträglich gemacht. Die beiden getrennten Handlungen hat Shakespeare freilich geschickt in eine verwebt; doch nur äußerlich, wie sie ein Bühnendichter aus zwei Novellen für seine Zwecke zusammenheftet, nicht innerlich mit der Weisheit des Philosophen, der einen allgemeinen Satz durch zwei Beispiele der Lebenspraxis illustriert.

Doch geht Rümelin auf der andern Seite wieder zu weit, wenn er dem Dichter den Blick auf das Ganze ab sprechen und seine Dramen durchweg als zusammengefügte Scenen betrachten will. Es ist zwar eine feine Beobachtung, daß dem Bühnendichter immer mehr die einzelne zur Anschauung gebrachte Situation vorschwebt als die sie verknüpfenden Fäden, weil die Wirkung auf das Publikum aus der ersten hervorgeht und die letzten für den praktischen Standpunkt nur ein Nothbehelf sind. Doch Shakespeare war ein Meister in der Zeichnung der Charaktere, wie Rümelin zugibt, der Charakter aber geht immer nur aus dem ganzen Drama, sowie das ganze Drama aus ihm hervor. Wahre dichterische Intuition wird immer ein Ganzes schaffen, mag auch die Verbindung der einzelnen Theile lückenhaft sein.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

### Romane und Erzählungen.

(Beschluß aus Nr. 9.)

6. Die neue Sündflut. Ein Roman aus dem vorigen Jahrhundert von Julius Rodenberg. Vier Bände. Berlin, Verfaß. 1865. 8. 5 Thlr.

„Die neue Sündflut“ gibt Zeugniß von einem aner kennenswerthen Fortschritt Rodenberg's. Es ist in diesem Roman, verglichen mit der „Straßensängerin von London“, die wir hier früher besprachen, eine strengere Geschlossenheit, der Einfluß der menschlichen Natur auf die Handlung wird gezeigt, die sittliche Selbstthätigkeit kommt mehr zur Erscheinung, dem Thun und Leiden der auftretenden Personen wird dadurch ein erhöhtes Interesse gegeben. In dieser Thätigkeit entwickeln sich die Charaktere, ihre Tugenden und Verirrungen treten bedeutender und die Aufmerksamkeit fesselnder hervor. Im Leben geschieht ja im Grunde nichts Unvermitteltes; die äußere Erscheinung einer Thatsache mag uns wunderbar erscheinen, aber der forschende Geist erkennt den Ursprung des Geschehenen, der tiefer dringende psychologische Blick beobachtet überall die stufenweise sittliche Entwicklung. Diese letztere soll ja aber gerade an einem Charakter im Roman gezeigt werden, und wenn dies mit freiem Blick, mit feiner Beobachtung, mit Geschmack, Takt und ästhe-

tischem Sinne geschieht, haben wir einen guten tigen Roman vor uns. Als einen solchen begrüßt auch „Die neue Sündflut“. Der Roman beginnt in dem Lande, in dem Rodenberg sich besonders fühlt, in England; auch er gibt ihm wieder das englische Leben zu schildern. Diesmal zeigt London vor 80 Jahren, jenes London, welches fern war von dem sittlichen Rigorismus unsrer Zeit, als „der feinste Herr in Europa“ noch Prinz von Wales in Carlton-House, seine Feste feierte, in Opposition gegen seinen Vater trotz seines leichtsinnigen Lebens im Lande. Erregte, die er freilich später nicht erfüllte.

Ein junges Mädchen, in einem französischen erzogen, wird, fast noch ein Kind, mit Sir In einem alten Bobagriffen, verheirathet, der sie in das Leben Londons einführt. Sie hört auf die Verirrungen des Prinzen von Wales und wird, nach Ermordung ihres Mannes durch Straßenräuber, die Liebe des Prinzen. Dieser, veränderlich in seinem Verlaß, wie er Mary Robinson, die beliebteste Spielerin, verlassen hatte; er bietet sie seinem Freiberückigten Herzog von Orleans an, der einst die Lady verführte. Lady Elliot flieht nach ein Versprechen, der Freundin gegeben, führt sie. Sie findet deren Bruder, den Freund Robespierbert LaHaye. Zum ersten mal fühlt sie den reinen Liebe, aber auch den Fluch ihrer Vergangenheit. Die Sündflut bricht aus; alle Schrecken der Vergangenheit treten ihr nahe, mitten hinein wird sie gerissen, gen ergreifen, stürzen und heben sie und werfen sich an die Küste Englands zurück. Alles das nirgends unvermittelt, es steht im genauesten Zusammenhang mit ihrer Vergangenheit; was sie duldet, die Folge ihres Thuns, eine Sühne für ihre Verirrungen.

Wir überlassen dem Leser, die spannende in ihren Einzelheiten zu verfolgen. Wir haben die Stimmung, die durch die ganze Dichtung geht, die geschickte Gruppierung, das entschiedene Talent, die ausgezeichnet durchgeführten Hauptfiguren, die Sorgfalt, die auf die Zeichnung der Nebenfiguren verwandt ist, zu rühmen. Das Leben in der Revolutionszeit, die verschiedenen Kreise, in denen der Roman sich bewegt, der Reichthum an Situationen, die Verwickelungen: alles das gibt dem Dichter das Mittel, den Leser zu fesseln, ihn in Spannung zu erhalten. Die Darstellung ist wohl gelungen, die sittliche Idee glänzend durchgeführt. Die politische Gerechtigkeit, die hier poetischen im wohlthuenden Einklange steht, ist zu loben. Lobend sei noch der poetische und klare Wahn, endlich das feine Tactgefühl, mit dem die sittlichen Verirrungen der Lady Elliot behan-

7. Karl Maria von Weber. Culturgeschichtliches-bio- Roman in drei Theilen von Heribert Kau Thomas. 1865. 8. 4 Thlr. 15 Agr.

Der vorliegende Roman gehört in die Klasse der großen Lesepublikum so beliebten historischen oder

phischen Unterhaltungsschriften. Es ist so leicht und bequem, aus solchen Romanen etwas Wissenschaftliches, eine Anekdote, etwas allgemein Interessantes kennen zu lernen. Biographien sind meistens schwerfälliger, jedenfalls eingehender und gründlicher, und Gründlichkeit verträgt sich nicht mit der Popularisirung der Wissenschaft, wie sie wenigstens in gewissen Köpfen sich darstellt. Nebenbei erfährt man ja auch durch solchen Roman mehr als selbst durch eine Biographie; er gibt Gelegenheit, alles Mögliche heranzuziehen, was allgemein interessieren kann; wo die Wahrheit aufhört, fängt die Dichtung an und das Ganze spinnt sich so angenehm ab, ist viel dramatischer als das Leben selbst, viel idealer und viel unwahrer. Das Leben Weber's ist einfacher in seinem Verlauf, als das schon früher von Rau als Roman behandelte Leben Mozart's. Im ersten Theile lernen wir Weber als Geheimschreiber des Herzogs Ludwig von Württemberg kennen; über seine Familie, seine Jugend und seine Erziehung berichtet Weber selbst gelegentlich im Roman. Unser Held hatte bei seinem verschwenderischen, immer in Schulden stehenden Prinzen keine leichte Stellung; des Königs Ungnade hing stets über ihm. Mit leichtem Sinn, jäh und da auch leichtsinnig und unbesonnen, immer aber edlich, offen und wohlwollend „wie ein Vogel im Käfig“ (I, 256) lebt er in Stuttgart, bis endlich, zum Glück für ihn, ein neuer unbesonnener Streich eine Verbannung zur Folge hat. Nun fängt das frische Schaf an: der Roman zeigt uns Weber in Darmstadt, als Kapellmeister in Prag, in Dresden und endlich den großen Meister sterbend in London. Die bedeutendsten Werke Weber's sehen wir entstehen, wir lernen die Hindernisse kennen, die dem Künstler bereitet wurden (die Störung einer Oper durch die Lustschifferin Blandford ist recht ergötzlich erzählt), wir erstreuen uns endlich an dem durchschlagenden Erfolg, an dem allgemeinen Beifall, der Anerkennung und der hohen Verehrung, die der große Meister findet. Wir interessieren uns für das leichtentzündliche und nur zu vertrauensvolle Herz Weber's — auch darin ist er eine echte Künstlernatur —, bis auch das Herz endlich Ruhe, Glück und reiche Befriedigung durch eine vortreffliche Gattin fand. Das alles aber wußte man, theilweise enauer und besser, als der Roman es erzählt, aus dem neuen Lebensbilde, durch welches Max Maria von Weber das Andenken seines großen Vaters ehrt. Der Roman bedurfte also neuer Thaten, und an denen ist denn auch kein Mangel. Der Hof König Friedrich's von Württemberg wird im ersten Theile mit einer Ausführlichkeit und mit Bemerkungen geschildert, die das Studium der Denkwürdigkeiten Beßes leicht erkennen lassen. Rau versteht überhaupt, seinen Roman für das große Lesepublikum schmackhaft zu machen; wo von seinem Helden wenig zu erzählen ist, bringt er ihn mit andern bedeutenden Männern in Berührung, und deren Leben gibt dann jeder neuen Reiz und neue Unterhaltung. Alle Musikern, die zu Weber in irgendeinem Bezug standen vom Abt Vogler bis zu Meyerbeer, treten auf und verschwinden, ohne freilich irgendwo einen mehr als

äußerlichen Einfluß auf den Componisten auszuüben. Ebenso kommen und gehen Tied, Brentano, Ekclair, sogar der Eremit von Gauting, dessen Leben hier ungehörlich lang erzählt wird. Die Reisen und den wechselnden Aufenthalt Weber's benutzt Rau zu culturhistorisch ganz interessanten Schilderungen und Bemerkungen; so wird z. B. ein recht lebendiges Bild von Frankfurt gegeben.

Im ganzen aber erscheint das Nebensächliche zu breit, mit dem Hauptsächlichen nicht hinlänglich verarbeitet. Das alles hätte natürlicher mit dem Helden in Berührung treten können, das biographisch und culturhistorisch Interessante dürfte doch immer nur als um Weber's willen nöthig erscheinen. Wozu z. B. die Geschichte Darmstadt's (II, 218)? Das erscheint alles so unmotivirt, nur um drei Bände zu füllen. Endlich, Weber ist überhaupt keine Romanfigur. Das Schicksal meinte es besser mit ihm als mit vielen andern unserer großen Geister. Nicht aus großer Armuth und bitterer Noth hatte er sich emporzuarbeiten, wie Gluck, Haydn und Beethoven; er hatte nicht das Recht der deutschen Musik zu erkämpfen, wie Mozart. Er fand die Wege geebnet, er hatte die Sicherheit, die das Vertrauen einer gegründeten Existenz, ein verständnißvolles Publikum, treue und theilnehmende Freunde geben. Die ihm bereiteten Hindernisse waren gering im Vergleich zu andern. Ihm wurde entgegengetragen, was viele vergeblich suchten, was Mozart erst sterbend erreichte. Sein äußeres Leben also hat wenig Romanhaftes; aber immer bleibt es uns lieb, Näheres von dem echt deutschen Componisten zu erfahren, der in den Tönen seiner unsterblichen Werke deutsches Wesen, deutsche Poesie und Romantik, Tiefe, Gründlichkeit, Wahrheit und Humor verkörperte.

8. *Musa*. Eine deutsche Waldgeschichte von Julius Schulz. Radun. Breslau, Max u. Comp. 1864. 8. 24 Mgr.

*Musa* ist ein Forsthaus, mitten im Walde, unweit eines schönen, romantischen Sees. Der Zufall führt Olaf, einen jungen Offizier, in das Haus, freundliche Aufnahme und Wohlgefallen an dem einfachen Leben fesseln ihn länger. Der Förster hat eine Tochter, Ida, die mit einem wackern, aber unschönen Revierjäger verlobt ist. Des Fremden Wesen sagt ihr zu. Olaf macht die Bekanntschaft des benachbarten Gutsherrn und verlobt sich bald nachher mit dessen Tochter Martha, der Freundin Ida's. Die festgesetzte Hochzeit muß verschoben werden, da Olaf's Regiment mobil wird. Ida kommt an ihrem Hochzeitstage dem See zu nahe und ertrinkt, die Freundin erkrankt aus Schreck und stirbt. Die einfache Geschichte ist ganz hübsch erzählt, so herzlich wiedergegeben, wie sie warm empfunden wurde. Das Ganze ist weder neu noch etwa bedeutend, aber ansprechend und geschickt. Es geht durch diese Waldgeschichte ein erfreulicher poetischer Hauch, ein warm empfindendes Menschenherz hat sie gedichtet. Der Ausdruck ist natürlich, frei von Uebertreibung und Ziererei. Die Gedanken sind nicht gerade originell, aber angemessen und immer gut ausgedrückt. Der Verfasser ist, wie wir aus dem Buche zu errathen glauben, noch

jung; ist die Waldgeschichte sein erster Versuch in dieser Richtung, so kann er mit dem Debut ganz zufrieden sein. Im weitem Schaffen wird sich manches abklären, vieles ruhiger gestalten und der Inhalt auch an Gehalt gewinnen.

9. *Altadeliche Haus-, Hof- und Familiengeschichten*. Roman von Hermann von Maltiz. Erste Abtheilung: Die von Bafel. Vier Bände. Berlin, Janté. 1865. 8. 5 Thlr.

Wie es nach dem allgemeinen Titel dieses Romans: „*Altadeliche Haus-, Hof und Familiengeschichten*“, scheint, wird uns H. von Maltiz in verschiedenen Abtheilungen die Beziehungen des Adels zu bestimmten Richtungen der Zeit vorführen, durch diese Adelsgeschichten aber überhaupt uns ein allgemeines Bild von der Stellung geben, die der Adel in unserm modernen Leben einnimmt. Die Aufgabe, die sich H. von Maltiz gestellt hat, ist demnach ungefähr dieselbe, wie die, welche der Verfasserin des Romanzyklus: „*Von Geschlecht zu Geschlecht*“, vorgeschwebt hat. Die erste, scharf pointirte Frage ist: Wem gehört die Zukunft, dem Ritterthum oder der Industrie? Es ist die Zeit geschildert, wo der Adel, im Besitze des Grundbesitzes, sich sträubte, die Landwirtschaft mit der Industrie zu verbinden; wo er die Volkskraft, die in Industrie und Kapital sich zeigt, nicht anerkennen wollte. Die sich bekämpfenden Parteien sind sich ihrer Aufgabe durchaus bewußt. Die adeliche Casinopartei kämpft gegen Verkoppelung, Ablösung, Gewerbe und Handelsfreiheit, dagegen für Befestigung des Grundbesitzes, Beschränkung der Wechselbarkeit, für ritterschaftliche Creditbanken, Concessionen u. dgl. Ihre Verbündeten finden sie in der reactionären Partei des Adels, in den Jünstern, auf dem Lande. Die Opposition bekennet sich zu der Theorie von Adam Smith, zum Princip des *laissez faire*. Ihre Bundesgenossen sind der große Handel und die Industrie.

Die großen Principien sind in dem vorliegenden Roman trefflich zur Gestaltung gebracht. Als Haupt der Casinopartei erscheint der Oberkammerherr von Bafel, der die Misachtung gegen die Industrie so weit treibt, daß er mit seinem Nachbar, Hrn. von Lehnen, einem industriellen Landwirth, in offener Feindschaft steht. Sein Leben am Hofe, später sein Ministerposten machen es ihm unmöglich, sich um sein Gut zu kümmern; betrogen von seinen Wirthschaftern, gezwungen zu standesmäßigen Repräsentationsausgaben, die mit den Einnahmen nicht im Einklang stehen, steht er sich dem Ruin nahe. Dieser wird noch beschleunigt durch seinen politischen Sturz, durch den Sieg seiner Gegner. Dabei erlebt er, daß in seiner eigenen Familie der Gegensatz gegen seine Principien hervortritt. Sein ältester Sohn, der Gardecapitän Venno, ein stiller, arbeitssamer Mann, hat lange den Schein geahnt, der mißsam erhalten wurde; die Tochter Agnes unternimmt es, den verblendeten Sohn des Hrn. von Lehnen zur Thätigkeit zurückzuführen. Endlich, um den Sieg der Gegner recht bemerkbar zu machen, mischen sich die Erben eines durch Arbeit erworbenen, durch Betriebsamkeit bewahrten Vermögens — also alles, was der Oberkammerherr haßt —

mit dem Blute der Bafel und retten die Erben des alten Geschlechts. Der Oberkammerherr, alt geworden, seinen unhaltbaren Principien, ist eine prächtige Figur. Die Noblesse ist ihm angeboren, er ist zurück vor jeder unedeln That, vor jedem Gewinne zu dem ihn seine Verbündeten treiben wollen. Seiner geber ist namentlich der Drost von Ordunewitz, plomat der Casinopartei. Diese freilich schrecklicher Consequenz zurück, Detractionen, kleine eine Palastrevolution werden versucht, der Kronprinzen den König in Opposition gebracht. Als Gegenpartei erscheinen namentlich der Finanzminister Haspelmath, der Bankier Friedmann, während von Lehnen und der Director Müller praktisch ablegen von der Nichtigkeit ihrer Principien.

Eine ganz besondere Sorte von Industrierittern wir bei beiden Parteien. Im Casino begegnet Bruder des Oberkammerherren, ein aus Rückwärts zum General beförderter Mann, der, wie sein Sector, vom Spiel und Schwalbenmachen lebt. Er will das corrigere la fortune ungeschickt betreiben, beim Spiel, der andere beim Menschenraub, um sich eines Gutes zu gelangen, bringt sie in öffentlichen Umwicklungen, welche die Kraft des sonst ehrenwerten Bafel vor der Zeit brechen. Auch die philosophische Schule hat ihre Kehrseite; zu ihr Sohn des Finanzministers, der sich in einem mit Venno erbärmlich feig und dabei frech herum benimmt; weiter der Bankier Raz und der Herr Stölte, die den jungen, verschwenderischen Venno Wucher vollends ruiniren und dabei, durch Verbindungen mit den Inspectoren der Grundbesitzer, diese auf großartiger Weise betrogen.

Lobten wir schon oben die tüchtige Gestaltung der Principien, so können wir jetzt weiter der vorgestellten Aufgabe nur rühmend gedenken. Allerdings die Frage, die zunächst in dem Schicksale der beiden Personen ausgetragen wird, ob nämlich der Adel mit der Industrie verbinden solle, lange auch für sich entschieden. Unser moderner Adel, und nicht nur der Besitzende, auch die nachgeborenen Söhne, diese der Zulage willen, bekümmern sich um die Spirituspreise fast mehr als wissenschaftlich ist. Und jetzt weniger die Frage zu sein, wie sich der Industrie und zum Kapital, sondern wie er sich überhaupt stellt. Damit wird der Gesichtspunkt unbedingt erweitert, der Blick schaut nicht die Höhe auf die ranchenden Fabriksschöte, nicht in die Tiefe der Gruben und Bergwerke, sondern hinaus auf unser ganzes sociales und politisches Leben. Vielleicht, daß in den weitem Abtheilungen dieser adelichen *Familiengeschichten* der Verfasser uns führt und uns noch höhere Beziehungen schildert.

Das hier Gebotene aber können wir nur durchaus tüchtige, von weitem Blick und genauester Kenntniß der geschilderten Verhältnisse zeugende Aufmerksamkeit empfehlen. Sehr geschickt

und Ausführung, gute Beobachtung, frische Schilderung, feingezeichnete Charaktere, maßvolle Vertheilung von Licht und Schatten, endlich spannende Erzählung sind nicht genug zu rühmende Eigenschaften dieses Romans.

Einige juristische Irrthümer, in denen der Verfasser sich befindet, z. B. über das Erbe der Mutter vom Kinde, wenn es bei Lebzeiten des Vaters stirbt, über Ungültigkeitserklärung einer Verschreibung u. s. w., wünschen wir verbessert. Die IV, 12 ausgesprochenen Ansichten über das Recht der Natur dürften doch vom sittlichen Standpunkt einiges Bedenken erregen.

A. Freiherr von Löw.

### Eine berliner Emancipirte.

Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel. Nebst Briefen von A. von Humboldt, Rahel, Barnhagen, Geng und Marie von Meris. Herausgegeben von Alexander Blücher. Leipzig, Brodhaus. 1865. 8. 24 Ngr.

Ein interessanter Beitrag zur Charakteristik unserer Genialitäts-epoche aus der Zeit der Schlegel'schen „Lucinde“ und der Schlacht von Jena. Aus dem Romane der Fanny Lewald kann man hierüber wenig lernen, da ist alles idealisirt oder vielmehr es opalisirt alles in einer theoretischen Verklärung. Wer in den hier mitgetheilten Briefen zwischen den Zeilen zu lesen versteht, der lernt die Lebenspraxis der genialen Männer jener Zeit besser kennen. Pauline Wiesel lebte mit der Orthographie wie mit der Moral auf einem gespannten Fuße; doch in Bezug auf die erstere wurde sie von dem Prinzen Louis Ferdinand wacker unterstützt und durch das zweite gerade wurde sie den Start- und Freigeistern jener Epoche eine interessante Erscheinung. Freilich mußte noch etwas hinzukommen, um dies zu bewirken — Pauline Wiesel war eine Schönheit. Daß sie nebenbei eine verheirathete Frau, seit 1800 die Gattin des Kriegsrath Wiesel war, kam wenig in Betracht, da der kaufmännische und nihilistische Gemahl selber geringen Werth auf diesen Besitz zu legen schien. Es klingt sonderbar, wie der Prinz und sie über Treue und Untreue phantastren; er ist entzückt von ihrem Ausspruch: „Wenn man eine Untreue thun kann, ist es, als wenn es geschehen wäre.“ Dies bezieht sich aber nur auf ihr gegenseitiges Verhältniß; der Ehegatte hat damit nichts zu thun. Der Feinschmecker Geng, der sich erst in spätern Jahren (1811, 1815 und 1817) näher um die schöne Pauline kümmerte, führt eine echt diplomatische Correspondenz mit ihr, die wenig mehr enthält als Einladungen zu Congressen. Wenn man diese Bistentarten und diplomatischen Noten mit Verständnis liest, so kann man über ihre Bedeutung nicht im Zweifel sein, so selten sich auch eine Quittung findet, wie die folgende: „Vous m'avez fait passer hier une soirée délicieuse.“ Da kann man doch nur an die Situationen der „Lucinde“ denken. Barnhagen behandelt gar die schöne Pauline wie ein Kind und handelt ihr die Briefe der Rahel, das Stück für einen Dukat, ab. Dieses Sendschreiben erscheint uns höchst charakteristisch für Barnhagen's diplo-

matische Gewandtheit; er weiß die schwachen Seiten derjenigen, mit denen er zu verhandeln hat, sehr gut herauszufinden und trifft auch für jeden den rechten Ton. So athmen seine Briefe an Pauline Wiesel eine gewisse Herablassung von geistiger Höhe und dabei haben sie etwas confidentiell Aufgeknüpftes. Auch Alexander von Humboldt ist vertreten unter den Briefstellern der emancipirten Schönen. Er schreibt ihr am 1. Februar 1808 unter anderem: „Ich umarme Sie innigst. Um mich her ist alles wißt und leer; ich ginge 12 Stunden zu Fuß, um Sie zu sehen.“ Das darf freilich bei dem Weltwanderer nicht wundernehmen, der, um eine Naturschönheit zu sehen, noch weiter gegangen ist.

Den Kern der Sammlung bilden die Briefe des Prinzen, aus denen in der That eine heiße, fast innige Leidenschaft athmet. Der Herausgeber sagt von ihm:

Der Prinz ist kein Mann, der auf der Schule oder in den Salons gelernt hat seine Leidenschaften in Syllogismen zu verschneiden und seine Empfindungen in Perioden zu vermesen. Ihn reizt keine Mannichfaltigkeit eleganter Redewendungen; er liebt, und daß er liebt, muß er schreiben oder vielmehr sagen, und brächte es ihn zu hundertfachen Wiederholungen. Er ist naht und wahr wie die Antike, einfach wie sie; er jauchzt wie eine Bacchantin, er schreit und flucht vor Born und Schmerz trotz Ajax und Philoktet. Nichts wird da abgerundet, aufgeschmückt, zugefugt; zuweilen steigt seine Naivität bis zur Erhabenheit. Seine homerische Natürlichkeit mag hier und da ihre lächerliche Seite haben, aber er wollte ja kein Schriftsteller sein. Die Poesie der Sinne beherrscht ihn ganz, er ist trunken von diesem süßen Wahn — aber er geht ja auch in den sichern Tod als ein Krieger und mit dreißig Jahren — table ihn, lache ihn aus wer mag!

Das psychologische Räthsel dieser Leidenschaft löst uns der von Barnhagen mitgetheilte und ins Orthographische übersezte Brief des Prinzen an Rahel, den auch der Herausgeber in den Vorbemerkungen mittheilt, und dem wir die folgende charakteristische Stelle entnehmen:

Pauline mißgriff meinen Charakter, ich sah in ihr nur die Fehler, die Gruberenzen, die Auswüchse dieser reichhaltigen Natur, ohne sie eigentlich zu lieben, oder ohne diese Liebe in mir laut werden zu lassen; bis endlich, wie Sie wissen, es auflebte, ich sie trotz dem Menschen, trotz mir, ja ihrer selbst, liebte, jeden Tag mehr opferte, jedes Opfer mich mehr an sie band und festsetzte; rechnen Sie noch hinzu den aus Magische grenzenden Liebreiz, den sie für mich hatte — den Stolz meines Charakters! Wie oft sahen Sie mich nicht kalt und resignirt, meiner Liebe bewußt, daßigen, kalt und gleichgültig, wenn andere Pauline herabwürdigend, mich und meine Liebe vielleicht verspotteten. Noch etwas Schönes lag in meinem Herzen, ich habe zuweilen gehofft, die Reliquien von Paulinens schöner Natur zu retten — meine heftige, zärtliche Liebe sollte ihr Herz erwärmen — die Ideen des Guten und Schönen beleben — sie sollte wieder an sich selbst glauben; ich dachte, sie sollte das Gute, Gute in mir lieben und erkennen, mein Leben durch Gnade aller Art verschönern —; überdem ist bei ihr die Härte nichts weiter als die Reaction der tiefsten Gebeugtheit, der Zerrüttung ihres Innern — sie hat nicht den Muth, zu zeigen, daß sie gut ist, nicht den Muth, Gefühle an den Tag zu legen.

Diese kritische Stimmung bricht in den Briefen an Pauline seltener hervor, und nur in dem Abschiedsbriefe, als der Feld in den Krieg zieht, ist sie neben glühender Leidenschaftlichkeit zwischen den Zeilen zu lesen:

Arme liebe Pauline, ewig sind meine Gedanken bei dir mit

dir gewesen, jeden Augenblick suchte ich Dir zu folgen bis zu deiner Ankunft in Berlin. Pauline ich fühle es so war, so tief nur durch dich hin ich wahrhaft glücklich nur du verbreitest über meinem ganzen Wesen einen seelen Zaubers aus, der Gedante an dich du Liebe du, mischt sich allem, von dir meine Pauline erwarte ich auch nur Glück. Wie innig ich dich liebe, sehe ich selbst daraus daß ich dich selbst deine Fehler, nicht erwünschte, alles in dir trägt ein unverkennbares Gepräge von Wahrheit, deine Aufwallungen, deine Ungerechtigkeiten, alles Lieb ich obgleich es mich quält, sowie ich es dir sagte, und es fühle nichts Böse ich Dir wünschen, nichts möchte ich anders wissen obgleich ich wenn ich vieles von andern oder an andern wie dich so sähe, ich es tadeln und nicht Lieben würde, bei dir scheinen mir alle diese kleine Fehler nur Auswüchse einer zu Kraftvollen Natur zu sehn in der manches zwar nicht ganz entwickelt, vieles zurückgehalten, indessen nichts schöne ganz erstirbt worden. Du Liebe Unnatige Pauline du Englische Pauline — unendlich schwer war es dich zu erziehen und dich nicht zu verderben — alles schöne alle Kraft die in deinem Wesen liegt zu entwickeln, dazu gehörte ein Geist wie es wenige giebt! — auch das ist mir gewiß daß vielleicht eine höchst vollkommene Erziehung dich zwar zu einem in anderer Art sehr interessanten

Wesen würde gebildet haben aber daß auch vielleicht andere in dir wäre verborgen geblieben, welches unsame Wendungen und Ereignisse, in deinem Leben, ungeregt haben und die dich dem der dich so wie ich dein Wesen so ergriffen, vielleicht noch Reizender machen. Der unabdicke Reiz den du für mich hast ist unbesch du kennst ja die Wunder unserer Liebe, und so wie Reiche der Volkst tranken, thaten es wenige — Mein meine liebe Pauline ich rechne ganz auf deine Liebe und soll mir Lohn seyn wenn ich zurückkomme und du aus das Herz drücken werde.

Pauline Wiesel ist eine Erscheinung, die aus jener romantischen Sturm- und Drangepoche Literatur erklärt, welche sich bis hinauf in das Leben von Weimar erstreckte; sie ist eine Emanation aller Naivetät, ohne sich über Theorien, wie ich bin, in der Hand, den Kopf zu zerbrechen; es ist der schönste Sinnlichkeit, den sie vertritt, ohne alle und Drang der Weltverbesserung.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Der sechste Jahresbericht über den Stand und die Wirksamkeit der Deutschen Schiller-Stiftung ist von dem Verwaltungsrath herausgegeben worden. Obgleich er unter der Herrschaft der alten Statuten, welche doch in so vieler Hinsicht gegen die revidirten zurückstehen, entworfen wurde, so gibt er immerhin den erfreulichen Beweis, daß das Institut selbst, unerschüttert durch die Stürme der letzten Zeit, sich fortentwickelt und dem deutschen Schriftstellerstand ein Asyl von wachsender Sicherheit gewährt wird.

„Der Charakter der Aufregtheit“, sagt der Bericht bald am Eingange, „den noch die erste Hälfte dieses Jahres an sich trug, ist geschwunden, der innere und äußere Friede der Stiftung ist wiederhergestellt, und so konnten die zu dem Ehrenamte des Verwaltungsrathes berufenen Männer, nachdem die Generalversammlung vom 7. Juni 1865 zur Restituirung der alten „Satzungen“ als dem allein möglichen Auslastungsmittel gegriffen hatte, um die infolge der bekannten Differenzen für einige Zeit bedrohte Wirksamkeit der Stiftung vor einer gänzlichen Lähmung zu bewahren, ungehindert der schönen Aufgabe sich widmen, ein Institut zu leiten, das dazu bestimmt ist, dem „ernst und treu schaffenden Genius“ der leider so selten lohnenden geistigen Arbeit im deutschen Vaterlande eine hilfsbereite Zufluchtsstätte zu bieten. Wenn das Zurückgreifen auf die alten Statuten, dieser durch die Umstände gebotene Schritt, durch welchen auf die Vortheile, ja man kann sagen, die Errungenschaften der in den „revidirten Satzungen“ enthaltenen praktischen Einrichtungen für längere Zeit verzichtet ward, allerdings ein entgegengesetzter war; seine volle Rechtfertigung findet er gewiß in dem alten bewährten Spruche: „Das Wohl der Stiftung mußte als oberstes, allein maßgebendes Gesetz gelten.“ Zum erstenmal seit der förmlichen Constituirung unserer Stiftung wurden Borort und Verwaltungsrath aufs neue bestellt; Ort und Personen der Geschäftsleitung wurden zum ersten male gewechselt. Daß eben dieser Wechsel, einige unwesentliche Störungen in den ersten Wochen abgerechnet, ohne gewaltsame Unterbrechung des Geschäftsganges sich vollziehen ließ, zeigt für die gesunde Organisation unseres Instituts. Ihr allein ist es zu verdanken, daß die veränderten Verhältnisse sich für den geregelten Gang der Geschäftspraxis nicht fühlbar erwiesen. In genauester Befolgung der einschlägigen Bestimmungen der Geschäftsordnung übergab der abgetretene Borort an den neu einsetzenden das gesamte Archiv, die Rechnungsausweise, Kassen-

bestände u. s. w., und nur die musterhafte Ordnung, wahrhaft scrupulöse Genauigkeit und Ueberflüssigkeitslosigkeit das Inventar der alten Geschäftsleitung auf die ging, ermöglichten ohne dieses Um- und Auftragen der Weiterführung des wahrlich nicht so leichten Werks stand, der gewiß schwer in die Wagtschale fällt, wenn denkt, daß eine fast sechsjährige, vielfach verzweigte einem fremden Orte geführte Thätigkeit gleichmäßig sein wollte. Die in den ersten Tagen des Decem am Orte des Borortes abgehaltene Verwaltungsrathssitzung sprach sich auch entschieden in diesem Sinne aus sie auf Antrag der Commission, welche bezüglich der hiesigen Bororte zu ertheilenden „Generalbecharge“ mitfugung und Revision der Rechnungen niedergelegt worden erklärte, „daß der Verwaltungsrath der verflochten im allgemeinen und der Borort Weimar insbesondere Organisationsorganisation das eigentliche Leben eingehaucht sich deshalb der gegenwärtigen Verwaltungsrath für halte, dem Gesamtwirken des vorhergegangenen in ausgezeichnetster Weise die Generalbecharge zu ertheilen.“

Wir erfahren ferner, daß der in Wien domicilirte Schriftsteller Dr. Hans Dopfen provisorisch, unter licher Kündigung von beiden Seiten, zum General-Schiller-Stiftung an Karl Gutzkow's Stelle ernannt darf diese Wahl gewiß billigen. Dopfen hat nicht seinen Roman „Peregrina“ sich in würdiger Weise Kreis der deutschen Unterhaltungsschriftsteller eingefügt sich auch durch einige seiner, in dem „Münchener D enthaltenen Gedichte, namentlich durch das in Ged und Form gleichmäßig hervorragende Gedicht: „D als einen künstlerisch strebenden Poeten bewiesen, w geeignet erscheint, die Berechtigung der Candidaten der Stiftung zu prüfen, namentlich insoweit dieselbe durch brauch künstlerischer Formen bedingt ist.

Die Einnahmen der Schiller-Stiftung beliefen sich im Jahre 1865 auf 20094 Thlr. 27 Sgr. 6 Pf. und 3. B., eine immerhin beträchtliche Summe, durch schon manche Nothwendigkeit, manches strebende Tal thigt werden kann. Der Gesamtbetrag der sowohl Centralkasse als von den Zweigstiftungen gewährten stützungen beträgt 16511 Thlr. 12 Sgr. 10 Pf. und 3. B. Der Posten der lebenslänglichen Pensionen belaufen sich j. B. eine zu 500 und fünf zu 300 be-



gegen früher eine nicht unwesentliche Zunahme erfahren; aber auch die Ziffer der ein- und mehrjährigen, sowie einmaligen Unterstützungen ist gestiegen. Die Mittheilung der einzelnen Unterstützungsbeträge hat weiter kein Interesse, da durch die Rückkehr zu den alten Statuten die Oeffentlichkeit ausgeschlossen ist und deshalb die Namen der einzelnen, von der Stiftung beobachteten Autoren nicht genannt werden dürfen. Doch wissen wir aus den Veröffentlichungen jenes kurzen Interregnums, in welchem die revidirten Statuten und mit ihnen der Segen der Oeffentlichkeit herrschte, daß sich unter den Pensionären der Deutschen Schiller-Stiftung eine große Zahl von namhaften Vertretern unserer Literaturperiode befindet.

Zu bedauern bleibt es, daß die Zahl der Zweigstiftungen noch immer keinen Zuwachs gefunden hat. Nur in Brinn fand die Constatirung eines Zweigvereins bei Abfassung des Berichts in näher Aussicht und ist wahrscheinlich jetzt bereits ihre vollendete Thatfache geworden. Außerdem hat die Zweigstiftung Menburg sich zu einer hannoverschen Schiller-Stiftung erweitert, und wird hoffentlich diesen Namen mit der That ehren, wenn der warme Ausruf der Stiftung um werththätige Unterstützung und herzlichem Entgegenkommen von seiten der hannoverschen Städte den gewünschten Anklang gefunden haben wird.

Der Bericht des Verwaltungsraths schließt mit folgenden dankbaren Rückblicken und frommen Wünschen, welche die Freudenpreise von Stiftung zu Stiftung kreisen lassen, die in letzter Zeit so bedenklich ausgegangen war:

„Es erübrigt noch am Schlusse dieses Berichts einer Pflicht der Dankbarkeit zu gedenken. Sie gilt den Männern, die unter oft schwierigen Verhältnissen, aber allzeit bereit, dem Dienste unserer Stiftung ihre meist mühsam errungene Ruhe zu widmen, mit solcher Emsicht, Thätigkeit, Geschäftskennntnis und Thatkraft das Werk leiteten und fortführten, auf dessen Gelingen so viele Hoffnungen, auf dessen Seligen die Augen des Vaterlandes gerichtet sind. Wir meinen die Mitglieder des früheren Bororts und Verwaltungsraths! Eine gleiche Pflicht der Dankbarkeit gebietet uns, Herrn Dr. Köster in Weimar, der mit nicht genug zu schätzender Bereitwilligkeit während der Vacanz des Generalsecretariats der Mühwaltung dieses Postens sich unterzog, für diesen zur innigsten Befriedigung des Verwaltungsraths unserer Stiftung geleisteten Dienst hier die ihm gebührende herzlichste Anerkennung auszusprechen. So möge denn für unsere Stiftung auch die neue Verwaltungsperiode als eine nach jeder Richtung hin segensvoll erpriesliche und gedeihliche sich gestalten. Die schöne Schöpfung jener unvergeßlich schönen Tage, in denen die deutsche Nation die hundertjährige Geburtsfeier eines ihrer größten Söhne beging — unsere Stiftung bedarf zu ihrer vollen Kräftigung des innern und äußern Friedens. Diesen ihr zu bewahren, die zerstörenden Mächte der Zwietracht und Entzweiung von ihr fern zu halten, wird die Aufgabe des Verwaltungsraths und der Stiftungsgegnossen sein. Möge ein glückliches Geschick dieses Vorhaben unterstützen!“

#### Eine niederdeutsche Ausgabe des „Eulenspiegel“.

Die älteste bekannte Ausgabe des Eulenspiegel stammt aus dem Jahre 1519 und ist in hochdeutscher Sprache abgefaßt. Man hat alle Ursache, mit dem Herausgeber Lappenberg, welcher kürzlich der deutschen Wissenschaft durch den Tod entzissen wurde, die Ansicht aufrecht zu erhalten, daß diese älteste hochdeutsche Fassung von Thomas Murner herrühre. Daß aber vor 1519 schon ein Druck und zwar in niederdeutscher Sprache existierte, läßt sich aus verschiedenen Einzelheiten mit Gewißheit schließen. Bis jetzt hat sich ein solches Exemplar nicht auffinden lassen, aber auch die älteste bekannte niederdeutsche Ausgabe trifft das seltsame Mißgeschick, in keinem der erhaltenen Exemplare complet vorzuliegen. Glücklicherweise aber ergänzen sich die beiden Fragmente, welche die Bibliotheken zu Wien und Berlin aufbewahren, so daß sich aus ihnen das durchaus voll-

ständige Werk ergibt. Es war daher ein sehr dankenswerthes Unternehmen, wenn sich die beiden Bibliotheksvorstände zur Herstellung eines vollständigen „Exemplars“ vereinigten, aber leider können wir uns mit der Art und Weise nicht einverstanden erklären. Die Completirung geschah auf dem Wege der Photolithographie, und so entstand nicht eine Textausgabe, sondern im sinnlichen Sinn ein „Exemplar“, eine Facsimile-Ausgabe, die man so gnädig war in einigen Exemplaren auch dem Buchhandel zu überlassen, unter folgendem Titel: „Eul. Murner Spiegel in niederländischer Mundart nach dem ältesten Druck des Servais Krustter photolithographisch nachgebildet“ (Berlin, Asher u. Comp., 1865). Der Preis für dieses Curiosum beträgt 6 Thlr., gewiß nicht zu viel in Hinsicht der gewaltigen Herstellungskosten, aber er ist entschieden zu hoch für alle, denen es auf die Sache, nicht auf eine Maritadt ankommt. Wollte man eine Anschauung des äußern Gewandes des alten Drucks geben, so hätten einige Blätter Facsimile mit Berücksichtigung einiger Holzschnitte hingereicht. Die Hauptsache ist der Text, den man einfach urkundlich abdrucken mußte. Das wäre eine Bereicherung der Literatur und der Wissenschaft gewesen, die man allgemein mit Dank ausgenommen haben würde, weil eine solche Textausgabe leichter anzuschaffen ist. Uebrigens ist dieser „niederdeutsche“ Druck, wie man ihn im Gegensatz zum „hochdeutschen“ immerhin nennen kann, keineswegs „niederländisch“, wie auf dem Titel zu lesen ist, sondern niederdeutsch, insbesondere flämisch, was ganz leicht erklärlich ist, weil Servais Krustter in Köln seine Druckerei hatte. Warum haben sich denn die Herren Verleger nicht bei einem Sachverständigen Rathe erholt? Eine andere Seltsamkeit enthält die Vorbemerkung: es wird gesagt, diese niederländische Ausgabe steht dem ältesten Texte der „Legende“ näher als irgendeine andere. Wie kann man nur die „Sage“ von Eulenspiegel eine „Legende“ nennen? Offenlich wird uns neben dem Facsimile später auch noch eine einfache und billigere Textausgabe des Krustter'schen Drucks geboten!

#### Bibliographie.

- Klarm, G., Die Zigeuner des Meeres. Roman. Aus dem Französischen überetzt von A. Wiegner. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.
- Aus dem Schatzkammer! Ein Beitrag zur preussischen Culturgeschichte. Berlin, Vogel u. Comp. Gr. 8. 7. 12 Ngr.
- Der Constant. Flugblätter für Freunde naturalistischer Weltanschauung. Herausgegeben und redigirt von C. Voemannthal. Jahrgang 1866. 12 Hft. Berlin. Gr. 8. Vierteljährlich 10 Ngr.
- Geist, G., Die klassische und christliche Bildung im Lichte des Conserwatismus. Ein Vortrag. Halle, Schmidt. Gr. 8. 6 Ngr.
- Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Geinrich, J. B., Die Sitten in der Geschichte. Braunschweig a. M., Verlag v. Gunk u. Will. Gr. 8. 1 Thlr.
- Heid, J., Staat und Gesellschaft vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit. 3ter Thl. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 5 Thlr.
- Jenjasovic, J., Der Serbe und seine Poesie. Aus dem Serbischen. Bautzen, Schmalzer u. Pech. Gr. 8. 5 Ngr.
- Kampfschulte, F., Geschichte der Einführung des Protestantismus im Bereiche der jetzigen Provinz Westfalen. Pragmatisch dargestellt. Paderborn, Schöningh. 8. 1 Thlr.
- Kantner, G. W., Der historische Christus. Mit Rücksicht namentlich auf den deutschen Protestantismus und Ehenfels Charakterbild Jesu. Berlin, Neumann. Gr. 8. 10 Ngr.
- Leber, C., Entzwei von Iran. Roman. Aus dem Englischen überetzt von Felene v. Waldheim. 1ter und 2ter Bd. Berlin, Jantke. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Mittler, A., Brevarium der christlichen Ethik. Regensburg, Pustet. 12. 1 Thlr. 27 Ngr.
- Reisiger, W., System der Volkswirtschaft. Ein Hand- und Lehrbuch für Geschäftsmänner und Studierende. 1ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 5 Thlr.
- Reinert, H., Lebende Bilder. Zum Beschaun für das Volk. 2 Abtheilungen. Augsburg, Schöffer. Gr. 16. 1 1/2 Thlr.
- Zugler, L. v., Eine Geographie aus dem 13. Jahrhundert. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Lex.-8. 12 Ngr.
- Zwizka, J. B., Die Götlichkeit des Christentums und die Nichtigkeit des Rationalismus oder des Naturalismus der Gegenwart. Kritisch beleuchtet. Teschen, Prochaska. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.
- Zustände und Eigentümlichkeiten in den baltischen Provinzen Russlands. Bautzen, Schmalzer u. Pech. 1865. Gr. 8. 6 Ngr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten  
aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. E. Hitzig und W. Häring (Billibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. A. Vollert.

Neue Serie. Erster Band. Erstes Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: Die Ermordung des Präsidenten Abraham Lincoln, die Verurtheilung in Washington und Jefferson Davis. 1865. — Criminalistische Mittheilungen aus Münchens Vergangenheit. 1.

Um die lebhafteste Theilnahme, welche das Publikum dem „Neuen Pitaval“ von seiner Begründung an unangeseht zu theil werden ließ, noch zu steigern und allgemeiner zu machen, erscheint die jetzt begonnene Neue Serie des Werks zunächst in einzelnen Heften. Es erwächst daraus der doppelte Vortheil, daß wichtige Criminalproceßes der Gegenwart sofort, nachdem die Acten geschlossen sind, den Lesern vorgeführt werden können, und daß zweitens Gelegenheit gegeben ist, die Darstellung jedes Proceßes auch einzeln zu erwerben. Die Ausgabe in Heften empfiehlt das Werk außerdem zur Aufnahme in Journal- und Lesecircle. Wer jedoch die bisherige Erscheinungsweise vorzieht, kann die Neue Serie, ganz wie die früheren, in vollständigen Bänden beziehen.

Das erste Heft der Neuen Serie nebst einem Prospect ist in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen für die Fortsetzung angenommen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Ritter vom Geiste.

Roman in neun Büchern

von

Karl Gutzkow.

Vierte Auflage.

Neun Bände. 8. Geh. 4 Thlr. 15 Ngr. Geb. 5 Thlr. 15 Ngr.

„Die Ritter vom Geiste“ sind anerkanntermaßen eins der besten Werke Gutzkow's und ein Roman von bleibendem Werthe. Als ein Spiegelbild der deutschen, namentlich der preussischen Zustände nach 1848 hat dieser Roman eine schöne Idealwelt politischer Thätigkeit aufgebaut, die auf Tausende von Lesern während der darauf folgenden trübten Zeit erhebend und ermunternd einwirkte und die gleiche Wirkung auch ferner ausüben geeignet ist.

Es war ein Lieblingsgedanke des Dichters, den bereits in drei Auflagen erschienenen Roman in einer durch ihren wohlfeilen Preis der weitesten Verbreitung fähigen Volksausgabe dem Privatbesitz zugänglich zu machen, und die Verlagsabhandlung hat seinen Wunsch mit der nun vollständig vorliegenden vierten Auflage verwirklicht. Dieselbe glaubt um so mehr die Ausgabe, die schon während des allmählichen Erscheinens in Bänden zahlreiche Käufer gefunden, jetzt von neuem dem deutschen Publikum zur Anschaffung empfehlen zu dürfen, als sie einen wesentlichen Theil des Ertrags dem Dichter überweisen wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Briefe von Johann Peter Uz

an einen Freund,

aus den Jahren 1753—82.

Herausgegeben von August Henneberger.

8. Geh. 20 Ngr.

Diese Briefe des Dichters Uz verbreiten sich hauptsächlich über neue literarische Erscheinungen während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und haben um so größeres Interesse, als die gleichzeitigen Quellen über jene vorclassische Periode der deutschen Literatur, über die sogenannten Anacreontiker, bekanntlich nur sehr spärlich fließen. Die Einleitung und die erläuternden Anmerkungen, womit der Herausgeber die auch culturhistorisch wichtigen Briefe begleitet hat, werden namentlich nicht fachwissenschaftlichen Lesern willkommen sein.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Schiller-Bibliothek.

Verzeichniß derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der Schiller'schen Werke bilden.

Aus dem Nachlasse von

Paul Trömel.

8. Geh. 20 Ngr.

Mit der gewissenhaftesten Sorgfalt hat der verstorben Verfasser, unterstützt von den Herren Dr. Blohm, Freiherrn Wendelin von Malgahn, Dr. Joachim Meyer, Regierungsrath Dr. Wengel, Regierungsrath Burzbach von Tannenberg u. a. die Titel aller der Drucke Schiller'scher Schriften gesammelt, welche für Feststellung des Textes auf immer als Grundlage dienen müssen, dieselben kritisch gesichtet, nach der Entstehungszeit der einzelnen Erzeugnisse angeordnet und mit höchst werthvollen bibliographischen Nachweisen begleitet. Die Schrift erschien nun unter obigem Titel aus seinem Nachlaß, eingeleitet durch ein biographisches Vorwort von Heinrich Brockhaus Schiller-Sammler, Bibliographen, Literaturhistoriker wie Literatufreunde überhaupt erhalten damit eine gewiß willkommenes Gab ein in vielen Fällen unentbehrliches bibliographisches Hülfsmittel.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Ein Duzend Kampflieder für Schleswig-Holstein.

Von F. — r. (Friedrich Mödert.)

Zweite Auflage.

8. Geh. 5 Ngr.

Diese Anfang 1864 erschienenen Gedichte Friedrich Mödert's die letzten Dichtungen, welche von ihm veröffentlicht worden beleuchteten die damalige politische Lage im Geiste des Dichters der „Geharnischten Sonette“. Dieselben bilden einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Vervollständigung seiner Werke; zeigen, wie der politische Vorkämpfer von 1813 die Flamme der Begeisterung für Deutschlands Macht und Ehre bis ins höchste Greisenalter trennend getrieben hat.

**Inhalt:** Zur Charakteristik Ludwig's XIV. — Gustav Rümelin's Shakspeare-Studien. Von Rudolf Gottschall. (Beschluss.) — Vom Büchertisch. — Strauß' neues „Leben Jesu“ in England. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Zur Charakteristik Ludwig's XIV.

Die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV. Geschichtliche Studie, Vorstudie zu einer „Geschichte der Regentenschaft“. Von Wilhelm Krohn. Jena, Costenoble. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser nennt sein Buch eine geschichtliche Studie und begegnet dadurch von vornherein dem Einwand, daß dasselbe weder in Form noch Inhalt den strengen Anforderungen, welche man an ein pragmatisches eigentliches Geschichtswerk zu stellen berechtigt ist, zu genügen vermöge. Seinem Werke liegen augenfällig hauptsächlich die im vorigen Jahrhundert in so großer Anzahl erschienenen Memoiren jeglichen Kalibers zu Grunde. Stil und Schreibweise wissen zwar den gewöhnlichen saloppen Ton der Memoiren zu vermeiden, fallen auch an nur wenigen Stellen in die dem Romane eigenthümliche schwungvollere und phantasiereichere Diction, aber die leusche, nüchterne Sprache der maßvollen Plio hat sich der Verfasser doch noch nicht anzueignen gewußt. Wir erinnern insbesondere an die Schilderung der Frau von Maintenon, der Intriguen der Fürstin Orsini und anderes. Auch beschäftigt sich das Buch im ganzen doch zu wenig mit der Hauptperson, mit Ludwig XIV., indem der spätere Regent, Herzog Philipp von Orleans, zu sehr in den Vordergrund tritt. Der Verfasser gibt durch die ganze Art und Weise, wie er jeden Augenblick auf den Herzog von Orleans zurückkommt und ihm mehr Beachtung schenkt, als dem, der dem Titel zufolge als der Held des Buchs betrachtet werden muß, deutlich zu erkennen, daß er die letzte Regierungsperiode Ludwig's XIV. nur darum zum Gegenstande seiner Studien machte, weil in derselben die Intriguen gesponnen wurden, die zu zerreißten der Herzog von Orleans sofort nach dem Tode des Königs alle seine Kraft und Talente in Anwendung zu bringen genöthigt war und weil nicht nur der Beginn und Verlauf dieser Intriguen, sondern auch die Motive, denen sie entsprungen, zum größten Theil unverständlich und in hohem Grade befremdlich erscheinen, wenn man nicht auf das genaueste davon unterrichtet ist, unter welchen Einflüssen Ludwig XIV. in seinen letzten Lebensjahren stand und mit welcher wahr-

haft teuflischen Mitteln man auf den armen großen König zu wirken versuchte.

Daß aber trotz der Blindheit, mit welcher der hoch in den Siebzigen stehende Monarch geschlagen war, daß trotz des Gängelbandes, an welchem ihn Frau Maintenon und sein unähnlicher Lieblingssohn, der Herzog von Maine, ganz nach Gefallen führten, der stolze alte Mann immer noch so viel Kraft und Energie besaß, um ein gewisses Maß von Rechtlichkeitsgefühl nicht zu verleugnen und um den Verfolgungen und Verleumdungen wenigstens da, wo sie ihm zuzumuthen wagten, die eigenen Mitglieder seiner Familie anzutasten und die Ehre seines königlichen Hauses mit Schmach und Schande zu bedecken, ein festes Halt zu gebieten: dies muß uns bei all unserer Abneigung gegen den eiteln, tyrannischen, abergläubischen König mit einer gewissen Hochachtung vor seinem Charakter und Ehrgefühl erfüllen. Nicht der glänzende Hof, nicht die zahlreichen Kriege, die Erwerbung fremder Provinzen, die stolze Sprache und Haltung, welche der Herrscher Frankreichs gegen ganz Europa führte, vermögen den einsichtigen deutschen Leser zu blenden, wol aber die Würde und die stolze ungebeugte Haltung, welche er während seiner spätern Regierungsjahre bewahrte, während der Zeiten der herbsten und traurigsten Unglücksfälle, welche nicht nur Frankreich, sondern den König persönlich in seiner eigenen Familie heimsuchten. Hier erscheint Ludwig XIV. wirklich groß, wenn auch nicht als König, so doch als Mensch und Familienvater. Die französischen Historiker wissen zwar in der Regel diese Charakterzüge wenig zu würdigen, sie würden auch nicht leicht die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV. zum Gegenstande ihrer Darstellung gemacht haben, denn den Franzosen war auch ihr „großer König“ nur so lange groß, als ihm das Glück lächelte, nur so lange war sein Despotismus ein berechtigter.

Es ist insofern allerdings ein Verdienst des vorliegenden Buchs, die Charakterzüge, welche den großen König wirklich groß erscheinen lassen, uns recht zur Anschaulichkeit zu bringen. Da der Verfasser uns nur die letzten Lebensjahre Ludwig's XIV. vorführt, so hatte er sich damit selbst der Gelegenheit beraubt, seinenelden uns im

vollen Glanze seines Wirkens darzustellen. Nicht nur die Beziehungen Frankreichs zum Auslande hatten für dasselbe eine gegen die jüngste Vergangenheit demüthigende Wendung genommen, nicht nur die Kriege nahmen einen unglücklichen Verlauf und Spanien schien für die Bourbonen verloren, sondern auch in den innern Verhältnissen des Reichs sah es traurig aus, die Unzufriedenheit der Bevölkerung war in rascher und stetiger Zunahme begriffen.

Unter diesen Umständen hat es zwar der Verfasser gerade nicht unterlassen, die auswärtigen Verhältnisse, die Kriegsführung und die spanischen Wirren besonders ausführlich, namentlich die letztern, zu besprechen, es ergab sich aber ganz von selbst, daß das Hauptaugenmerk eben nur dem galt, was wirklich in fortdauernd näherer Verbindung mit dem König stand: dies waren aber damals nur seine Familie, die Maintenon mit eingerechnet, und der Hof. Vom König als Regent und Herrscher erhalten wir nur sehr dürftige Andeutungen; wir erfahren nicht einmal, was doch erst wieder Guizot in seiner „Geschichte der Civilisation in Europa“ eingehend behandelt hat, daß Ludwig XIV. der eigentliche Gründer der französischen Centralisation, der Schöpfer der so vollendeten bürokratischen Regierungsweise in Frankreich war. Aber eben als Regent fühlte sich Ludwig in seinen letzten Lebensjahren selbst so wenig mehr, der Abstand gegen seine eigene Vergangenheit kam ihm so groß vor, daß er, wenn er von derselben sprach, sich öfters des Ausdrucks bediente: „Quand j'étais roi.“ Um so mehr fühlte er sich dagegen in seiner stolzen Würde als Mittelpunkt des Hoflebens, des bis ins Kleinlichste ausgebildeten Etikettzwangs. Das eine unübersteigliche Schranke zwischen ihm als König und der übrigen (französischen) Menschheit als Unterthanen bildende Ceremoniell wurde von ihm unter keinen Umständen verletzt, er selbst erschien in allen Lagen als der Architypus der königlichen Würde und Grandezza. Ohne jede Spur von Geizhabsucht und Affectation imponirte er noch bis in sein höchstes Alter durch die ihm angeborene Würde. Er hätte es darum auch zur Erhaltung seines königlichen Ansehens wahrlich nicht nöthig gehabt, keine, auch nicht die geringste Abweichung von der bestehenden Hofetikette selbst unter noch so gerechtfertigten Umständen zuzulassen. Aber er ging noch weiter: alle, auch die Glieder seiner Familie, mußten sich stets allen seinen Launen fügen, durften ihm nie in liebgewordenen Gewohnheiten eine Störung verursachen. Ludwig XIV. war hierin wie in allem der vollendetste Despot und Egoist. Wie für die Regierung des Staats kein Wille außer dem seinigen Geltung haben sollte — sein Wahlspruch „l'état c'est moi“ ist ja hinlänglich bekannt —, so sollte es auch in seinem Privat-, in seinem Familien- und Hofleben der Fall sein: alle in seiner Umgebung sollten nur Marionetten sein, deren Fäden er in seiner Hand hielt und nach Belieben in Bewegung setzte. Was er angeordnet und befohlen hatte, war unwiderrüflich. Der König war zwar keineswegs ohne Gefühle der Zuneigung gegen einzelne Glieder seiner Familie; doch auch diese mußten sich unbedingt unterwerfen und Folge leisten, mochte auch

im einzelnen Falle dieser Gehorsam mit den größten Uebeln, ja mit Lebensgefahr verbunden sein. Noch weniger Rücksichten nahm er gegen seine Maitresses:

Wie hatte er zu Gunsten eines andern Menschen seiner Selbstsucht entsagen, nie einen Widerspruch gegen seine Launen oder auch nur die geringste Beeinträchtigung der ihm liebgewordenen Gewohnheiten dulden wollen. Und nicht einmal die, welche ihm am nächsten standen, mit deren Leben sich seine Neigungen und Gefühle verwebt hatten, blieben vor den Ausfällungen seiner rücksichtslosen Willkür bewahrt, denn sein Herz war verhärtet worden durch die Gewohnheit, sich als den steten Mittelpunkt alles Seins, als das Ziel aller Blicke und Aufmerksamkeit zu betrachten. Er hatte fast verlernt, eine Gegenseitigkeit zwischen sich und der übrigen Menschheit anzuerkennen. Wenn er Frau von Maintenon besuchte und sie unpasslich, von Kopfweh gepeinigt oder gar im Fieber liegend fand, so hinderte ihn das nicht, alle Fenster öffnen zu lassen, weil er die frische Luft liebte, oder die gewohnte Gesellschaft zu ihr zu entbieten und die Stunden von Kerzen anzünden zu lassen, „die (ihre eigener Ausdruck) wie ebenso viele Dochtstängel in ihren zuckenden Nerven bohrten“. Selbst in der Zeit seiner jährlingsen Gefühle für seine Maitresses nahm er auch nicht die geringste Rücksicht auf ihr Wohlbefinden, soweit nicht das eigene davon bedingt war. Auch dann, wenn sie schwanger waren, gestattete er ihnen nicht, daß sie sich von den Reisen, die er unternahm, ausschlossen oder auch nur in irgendeiner Weise von den strengen Regeln der Etikette entbanden. Stets mußten sie im Staatskleide, geschmückt und geschminkt, zu jeder Zeit, wenn es ihm beliebte, auf seinen Wink bereit sein, nach Gandern und noch weiter reisen, allen Festlichkeiten, die während dieser Reisen veranstaltet wurden, bewohnen, tanzen, wachen, bei der Tafel erscheinen und sich stets heiter und angeregt zeigen, selbst nicht durch die leiseste Aeußerung verrathen, daß sie unter solchen Strapazen litten.

Wenn der Hof in den verschiedenen Jahreszeiten von einem der königlichen Schlösser nach dem andern überfiedelte, nach Marly oder Fontainebleau fuhr, durfte niemals irgendeines der königlichen Familienglieder fehlen, auch Krankheit gewährte kaum einen genügenden Entschuldigungsgrund, und selbst wenn die Frauen seiner Töchter schwanger waren und die Beschwerden einer solchen Fahrt ihren zarten Gesundheitszustand zu gefährden drohten, litt der König durchaus nicht, daß sie auf ihnen fehlten. Mehr als einmal war dadurch die Hoffnung eines Zuwachses seines Familientheiles vereitelt worden; trotzdem drang er nach wie vor auf ausnahmslose Befolgung dieser von der Etikette seines Hofes vorgeschriebenen Gebräuche.

Als nun wiederum einmal die Vorstellungen der Aerzte, selbst die Besorgnisse, die Frau von Maintenon gekümmert, unbeachtet geblieben und die Herzogin von Bourgogne trotz ihrer vorgerückten Schwangerschaft nach Ablauf eines kurzen Aufschubs, zu dem sich der König in Rücksicht auf ihr leidendes Befinden verstanden hatte, genöthigt worden war, an der Fahrt nach Marly theilzunehmen, hatte dieselbe abermals nachtheiligen Einfluß ausgeübt, und eine Fehlgeburt war die Folge. Ludwig XIV. vernahm diesen Unfall mit Gleichgültigkeit, und ohne auch nur im mindesten seinen Eigensinn, der ihn verschuldet, zu beharren, theilte er die Nachricht seinem Hofe mit, der ihn auf seinem Spaziergang in den Gärten von Marly begleitet hatte und zuschaute, wie der König, am Bassin stehend, den Karpfen Brocken zuwarf.

Den Höflingen entfuhr ein Ausruf der Bestürzung, und einer derselben äußerte die Besorgniß, daß die Herzogin, weil ihr mehrmals derselbe Unfall begegnet wäre, vielleicht nie wieder Kinder bekommen möchte. „Und wenn das nun wäre“, unterbrach ihn Ludwig XIV. ärgerlich, indem er für einen Augenblick seine Lieblingsbeschäftigung einstellte, „was thäte es mir? Hat sie nicht schon einen Sohn? Und wenn der stirbt, ist der Herzog von Berry nicht schon alt genug, sich zu vermählen

nd Kinder zu zengen? Was liegt mir daran, ob die Thronfolge auf seine oder ihre Kinder übergeht? Sind sie nicht alle seine Enkel? *Dieu merci!*“ fügte er dann mit wachsender Festigkeit hinzu, „sie hat eine Fehlg Geburt gethan, weil es einmal so sein sollte. Ich werde nun doch nicht mehr von den lästigen Vorstellungen der Aerzte und dem mir ebenso widerlichen Benehmen alter Weiber in meinen Reisen, und was mir sonst zu thun beliebt, gestört werden. Ich werde jetzt wieder ganz nach meinem Gefallen leben können und man wird mich in Ruhe lassen.“

Aber die Nemesis blieb nicht aus und die gerechte Strafe ereilte den übermüthigen Monarchen noch bei Lebzeiten. Einmal erfolgten so viele Todesfälle in seiner Familie, daß ihn fast nur ein einziger Urenkel von schwacher Gesundheit überlebte, und auf der andern Seite rugen schließlich die „alten Weiber“ dennoch den Sieg davon. Der große König, dessen Wille allmächtig sein, oder dessen Lanten sich alle ohne Ausnahme beugen sollten, wurde doch endlich der Spielball in den Händen eines verschwigten, henschlerischen alten Weibes von dunkler Herkunft. Nicht Ludwig XIV., sondern die Witwe des Dichters Scarron regierte zuletzt in der That Frankreich; sie wußte dem König so schlaun und fein ihre Ideen und Pläne einzugeben, daß er sie für seine eigenen hielt; die Minister empfangen ihre Instructionen von ihr, und er gegen sie Widerstand versuchte, mußte, mochte er sonst selbst auch in der Gunst des „allmächtigen“ Herrschers stehen, doch bald den Intriguen des alten schlaunen Weibes weichen. Und der große Monarch hatte nicht einmal einen Dank davon, daß er sich von der Frau von Maintenon und dem wegen ihrer gemeinschaftlichen Interessen eng mit ihr verbluteten Herzog von Maine so umgarnen ließ, daß nur solche Personen ihm nahen durften, welche die rein saubern Genossen ergeben waren oder ihnen doch ungeschädlich dünkten. Weder seine Maitresse noch sein eigener Lieblingssohn hatten Zuneigung zu ihm, im Gegentheil hielten sie es für eine große Last, den alternden unmenhaften Mann unterhalten zu müssen, und es war lediglich ihre Herrschsucht, die Eitelkeit, durch ihn herrschen und befehlen zu dürfen, was sie vermochte, seinen Lanten zu schmeicheln. Durch ihre Ausdauer wußten sie aber dafür auch am Ende ihre Herrschaft so sehr zu befestigen, daß der König selbst gegen seinen Willen sich ihnen fügen mußte. Das letzte Ziel des ehrgeizigen Strebens der Maitresse und des Bastards war, daß der König in Testament errichtete, in welchem er statt des berechtigten nächsten Agnaten, des Herzogs von Orleans, den Herzog von Maine zum Regenten und Vormund seines Urenkels einsetzte. Man scheute sich nicht, den Herzog von Orleans sogar der Vergiftung der so rasch vom Tode reilten Enkel des Königs zu beschuldigen. Der König mußte es zwar nicht über sich gewinnen, diesen Anschuldigungen Glauben zu schenken, war auch nicht gewillt, die Grundgesetze des Staats über die Regentschaft umzuwerfen, aber durch die ansehnlichsten Mittel, bald durch Schmeicheln und geheuchelte Besorgnisse für das Wohl und Leben des noch in den ersten Lebensjahren stehenden Prinzen, bald durch Schmolzen und Vernachlässigung des

Königs wußten es die beiden Mitschuldigen dahin zu bringen, daß dieser sich zuletzt dennoch dazu bewegen ließ, den Herzog von Maine nicht allein zum Vormund des jungen Thronfolgers zu bestellen, sondern auch die Macht und die Befugnisse des Herzogs von Orleans zu Gunsten des Bastards Maine so zu beschränken, daß jenem nur der Titel eines Regenten übrigblieb.

Die Schilderung des grausamen Benehmens der Maitresse und des eigenen Sohnes des alten Königs sind wahrlich geeignet, nur Gefühle von Mitleiden für den armen allmächtigen Monarchen zu erwecken:

Frau von Maintenon und der Herzog du Maine waren bisher immer nur bemüht gewesen, den König zu unterhalten, ihm zu gefallen, seine Wünsche zu errathen, seine Lanten zu befriedigen, und hatten, seit sie seine einzige Zuflucht geworden, ihre Anstrengungen, ihn sich zu gewinnen, noch verdoppelt. Sie hatten gehofft, ihn dadurch so sehr für sich einzunehmen, daß er ihnen jede Bitte gewähren würde. Aber da sie schon einmal in Betreff der Regentschaft auf einen so unbeugsamen Widerstand gestoßen waren, und ihn auch jetzt, wo sie ihn bewegen wollten, wenigstens auf ihre andern Wünsche einzugehen, nicht minder unanachgiebig fanden, so änderten sie plötzlich ihr Benehmen gegen ihn, da sie vollkommen sicher waren, nichts zu wagen, und ihm seine Zustimmung zu ihren Wünschen um jeden Preis entreißen wollten.

Sie bewiesen aber dadurch, daß sie in seiner kummervollen Lage so grausam sein konnten, auch noch neue Sorgen zu den vielen Schmerzen, die schon an ihm nagten, hinzuzufügen, wie wenig wahre Zuneigung sie für ihn besaßen. Trotzdem sie merkten, daß ihr unaufhörliches Drängen ihn belästigte, trotzdem sie sahen, wie schmerzhaft es für ihn war, gerade den Bitten derer, die er liebte, und auf die er seine gebrochene Seele zu stützen wünschte, widerstehen zu müssen, und wie sehr es ihn betrübte, die Aeußerung ihrer Unzufriedenheit wahrzunehmen, waren sie doch so mitleidlos, unablässig an ihrem Zwecke zu arbeiten und jede Weigerung mit eifriger Kälte aufzunehmen. Sie wurden dann ernst und düster, seufzten und schwiegen, trugen nichts zur Unterhaltung bei, ließen die Aeußerungen des Königs schnell fallen, antworteten selbst manchmal nicht darauf, wenn sie nicht gerade eine bestimmte Frage enthielten, und behandelten ihn überhaupt mit mehr als unartiger Rücksichtslosigkeit.

Und sie beharrten in diesem Benehmen. Sie wollten es nicht dulden, daß sich der König ihrem Willen zu widersetzen wagte. Er mußte leiden, bis er sich fügte. Aber durch ihre Miene des Zwangs und der Traurigkeit (denn sie thaten, als wäre die Weigerung des Königs, auf ihre Pläne einzugehen, ein Unglück, ein Unrecht, eine Pflichtverletzung gegen den Himmel) wurde auch der ganze Hof gezwungen, ein ähnliches Benehmen zur Schau zu tragen, sodaß bei jeder Gelegenheit, bei den Mahlzeiten, den Concerten, den Spielen, alles, was zur Erheiterung und zum Vergnügen dienen sollte, Langeweile und zwangvolle Verlegenheit ward, ohne daß der König im Stande war, sich anderswo Berstreuung zu suchen.

Der ganze Hof sah den König verstimmt, traurig und in sorgenvoller Unruhe. Ein finsterner Erbsinn, der von innerer Bedrängung zeugte, schien auf seiner Seele zu laßen. Man fürchtete für seine Gesundheit. Allein da Frau von Maintenon und der Herzog du Maine sich stellten, als ob sie keine Veränderung merkten, so wagte niemand seine Besorgnisse zu äußern. Die Zeit verfloß und diese düstere Stimmung nahm immer mehr zu.

Als der König dem grausamen Andrängen nicht länger widerstehen konnte, fügte er sich doch nur mit Widerstreben den Wünschen des Bastards. Gleichsam seinem



innern Selbstgespräche Worte leihend, sagte er in erzürntem Tone zum Herzog:

Du hast es gewollt; aber wenn dir Ratt der Größe, zu der ich dich erhebe, und der Ehre, die du während meiner Lebenszeit genießest, es zutheil wird, nach meinem Tode nichts zu sein, ist es an dir, wenn du es vermagst, das gestund zu machen, was ich für dich gethan.

Aber auch für diese Nachgiebigkeit erntete der König schlechte Früchte von seinen verzogenen Mignons. Während seiner letzten Krankheit und als kein Zweifel mehr darüber sein konnte, daß der Monarch bald den letzten Kampf werde ausgemacht haben, bekümmerten sich Frau von Maitenon und der Herzog von Maine nur noch sehr wenig um den hohen Sterbenden, und trotz seiner rührenden Klagen ließen sie sich fast den ganzen Tag über nicht sehen. Des großen Königs Schicksal sollte sich in einem kaum geahnten Umfang erfüllen: wie er ungeliebt gelebt hatte, so sollte er auch ungeliebt sterben, und diejenigen, denen er die meisten Wohlthaten erzeugt hatte, waren die ersten, welche ihn im Stiche ließen. Aber der Herzog von Maine sollte ebenfalls nicht genießen, was zu erstreben er so viele Mühe und Ausdauer verschwendet, denn dem kühnen Auftreten des Herzogs von Orleans und dem Widerstande des Parlaments gegenüber hatte er gar nicht einmal den Muth, für die Aufrechterhaltung des väterlichen Testaments in die Schranken zu treten.

Ueberall lernen wir aus dem vorliegenden Buche, daß das Facit der langen Regierung des großen Königs für Frankreich wie für ihn selbst gleich Null, ja weniger als Null war, und wenn wir unsere Rechnung ziehen, werden wir gar leicht uns zu der Frage geneigt finden: wo wir denn eigentlich die von den Franzosen so vielgepriesene Größe dieses großen Königs zu suchen haben? Hier ist in gewissem Sinne der so oft citirte Spruch: „Die Weltgeschichte ist das Weltgericht“, erst noch zur Wahrheit zu machen. Um aber auch in weitem Kreise über diesen Irrthum aufzuklären, dazu ist das vorliegende unterhaltende Buch ganz geeignet.

2.

### Gustav Rümelin's Shakspeare-Studien.

(Schluß aus Nr. 10.)

Die wichtigsten Abschnitte der Rümelin'schen Studien in Bezug auf Shakspeare-Kritik sind der fünfte und sechste: „Shakspeare's Eigenthümlichkeiten in der Charakteristik der Personen und in der Motivirung der dramatischen Handlung“ und „Die Motivirung der dramatischen Handlung in *Hamlet*, *Macbeth*, *Cymbeline*, *Romeo*, *Antony and Cleopatra*, *Othello*, *Hamlet*“. Folgen wir zunächst den Gedankengängen des Realisten. Er räumt ein, daß Shakspeare in der Gabe, eine bunte Reihe der eigenthümlichsten Gestalten lebensvoll vor uns hinzustellen und uns durch die Macht des besflügelten Wortes zur innern Nachbildung seiner Visionen zu nöthigen, vielleicht der erste aller Dichter sei. Allein die bloße Menschenkenntniß und innere Erfahrung reicht für den dramatischen Dichter bei weitem nicht aus:

Die menschliche Handlung, die er darzustellen hat, ist nicht bloß durch den Charakter und die Intentionen des Handelnden,

sondern ebenso durch den Gesamteffect zahlreicher Gegenwirkungen, durch die Gesellschaft und mannichfaltige äußere Umstände und Verhältnisse bestimmt, und erleidet durch diesen zweiten Factor die verschiedenartigste Abschwächung und Modifikation. Um sich in diesem zweiten Element mit Sicherheit zu bewegen, bedarf der Dichter außer jener innern Erfahrung, die ihm zur Menschenkenntniß hilft, auch die Kenntniß des Weltlaufs, einen Reichtum äußerer Lebenserfahrung, den er selbst nur in praktischer Thätigkeit und durch positive Kenntniße der verschiedensten Art gewinnen kann. Ohne diesen Weltverstand wird der Dichter keine wohlgefügte Handlung und ohne diese keine wahre dramatische Wirkung fertig bringen, wie schon bekanntlich Aristoteles sagt: das Erste und Wichtigste im Drama ist die Handlung, die Charaktere sind erst das Zweite. Denn widersprechende, unwahrscheinliche, zweckwidrige Theile der Handlung werden viel leichter bemerkt und als Störung empfunden, während Unklarheiten und Widersprüche der Charakteristik uns leicht entgehen und nicht so greifbar und beweisbar sind. Von dieser Art von Weltverstand, wie sie dazu nöthig ist, um eine durch innere und äußere Wahrscheinlichkeit und durch den Schein von Nothwendigkeit uns befriedigende dramatische Handlung zu erfinden und durchzuführen, behaupten wir nun, daß Shakspeare sie nicht in hervorragendem Grade besaß, ja nach seinem ganzen Bildungs- und Lebensgang, nach seiner Stellung zur Gesellschaft gar nicht einmal haben konnte.

Durch einen Vergleich zwischen Shakspeare und Goethe sucht Rümelin diese Ansichten näher zu erläutern. Goethe stellt immer den ganzen, durch eine Masse von äußern Bedingungen mitbestimmten Menschen dar, Shakspeare die verschiedenen Grundrichtungen der menschlichen Natur in einzelnen leuchtenden Gestalten, ohne die abschwächende und beengende Macht des Weltganzen zu berücksichtigen. Er leiht seinen Figuren ganz wenige Züge, diese aber in ungewöhnlicher Stärke. Rümelin stellt mit einem Wort die vielgerühmte, reiche und umfassende Weltkenntniß des Dichters in Abrede:

Wir müssen die Ansicht vertreten, daß Shakspeare von der strengen causalen Verkettung des Weltlaufs, von der realen Bedingtheit alles menschlichen Handelns sehr mangelhafte Vorstellungen hatte, daß infolge davon die dramatische Handlung in fast allen seinen Werken an großen Unwahrscheinlichkeiten, ja Unkenntlichkeiten leidet, daß bei dem innigen Zusammenhang zwischen der Handlung und den Charakteren hierdurch auch die psychologische Zeichnung nicht selten eine verfehlte wird, und daß aus dieser einen, aber wichtigen Schranke seiner Begabung oder künstlerischen Ausbildung, aus diesen vielfachen Anstößen, die ein berechtigter Realismus beim Genuß seiner Werke nehmen muß, allein erklärbar wird, wie ein solcher Dichter gleich nach seinem Tode fast zwei Jahrhunderte lang von seinem eignen Volk verkannt und vergessen werden konnte, wie die ganze romantische Rasse, welcher doch nur eine dunkelhafte Einseitigkeit auf unserer Seite einen feinen Sinn für das Schöne absprechen kann, den britischen Dichter heute noch fast ungenießbar findet, wie endlich auch der unbefangene Leser von germanischem Volksthum oft genug über widrige Eindrücke Herr werden muß, um für die übrigen Schönheiten des Dichters noch empfänglich zu bleiben.

Er behauptet geradezu, daß unter Shakspeare's Dramen kaum ein einziges sich finde, das eine wohlgefügte, pragmatisch denkbare Handlung enthalte.

Das ist nun ein Nest von Reiterien, über welches unsere Shakspeareromanen Peter schreiben werden. Dennoch ist der Ausgangspunkt der Rümelin'schen Kritik ein richtiger. Das Befremdende, das Shakspeare's Dramen meistens für uns haben, liegt theils in den barocken Voran-

egungen der Fabel, die seinen meisten Stücken zu Grunde liegt, theils in einer flüchtigen, oft nur mit Kreidestrichen ingeworfenen, oft gänzlich fehlenden Motivirung, und als Abenteuerliche der Verwickelungen würde noch mehr hervortreten, wären wir nicht von Kindesbeinen daran gewöhnt, diese Dramen als etwas Selbstverständliches anzusehen. Dennoch können wir die Begründung dieser Mängel nicht darin sehen, worin Kümelin sie sehen will, und müssen Shakespeare trotz derselben eine umfassende Welt- und Menschenkenntniß zusprechen, indem diese gerade dem Genius angeboren und keineswegs durch äußerliche Verhältnisse und durch die Beziehungen praktischer Thätigkeit und Thätigkeit und weltläufiger Bewegung angelernt werden kann. Gegen diese Löwentage, die der Realismus auf den großen Dichter legt, müssen wir ihn zu schützen suchen.

In Bezug auf Shakespeare's Haupthelden mag es wichtig sein, daß sie mit großen und frappanten Zügen bezeichnet sind, es ist dies das Recht und die Pflicht des Tragdichters; doch, welche Fülle von charakteristischen Zügen soll großer Lebenswahrheit in denjenigen Gestalten, welche nicht Träger der Handlung sind: eine Fülle, oft zu verschwenderisch ausgestreut in Bezug auf den Fortgang der dramatischen Action, doch in weit reichem Maße individualisirend, als dies bei den dramatischen Gestalten Goethe's der Fall ist.

Was aber die Motivirung betrifft, deren Mängel wir rügen, so kann man in dem Verlangen einer solchen auch zu weit gehen. Alles Geschehene ist in die unabsehbare Kette des Causalnexus eingereiht; es ist Sache des Instincts und künstlerischen Takts, bis zu welchem Glied in der Kette der Motivirung der Dichter zurückgeht. Darüber gibt es keine bestimmte Regel. Goethe war offenbar zu peinlich hierin, wenn er in „Wallenstein's Lager“ das Motiv vernichtete, wie der Bauer zu den Würfeln kam und deshalb die Verse von „dem Hauptmann, der einen andern erstach“, einschob. Ein Dramatiker, der in dieser Weise consequent sein wollte, würde Gefahr laufen, das bekannte Volksgebot: „Der Herr, der schickt den Fasel aus, er soll den Fasel schneiden“, als Vorbild seiner Motivirungen zu betrachten. Im Epos, wo die Verkettungen der äußerlichen Welt, Begebenheiten und Zustände die Grundlage der Dichtung bilden, ist diese realistische Motivirung in weit höherm Grade zu fordern, als im Drama, dessen Handlung wesentlich auf der freien Selbstbestimmung der Charaktere beruht. Die Parallele, die Kümelin zwischen Shakespeare und Goethe zieht, beweist im Grunde nur, daß der erstere der größere Dramatiker, der letztere der größere Epiker war.

Nicht auf den Mangel an Weltverstand, sondern auf die Eigenthümlichkeiten der damaligen Bühne muß man das unzulängliche Skizzenhafte der Shakespeare'schen Motivirung zurückführen. Das Wesentliche dieser noch unentwickelten, jugendlichen Bühne beruhte aber auf ihrer scenischen Einfachheit und auf den Zumuthungen, welche sie an die Phantasie des Publikums stellen durfte. Wenn diese sich das decorative Element ausmalen, über Zeit

und Raum in kühnen Voltigirsprüngen hinwegsetzen mußte, so lag es nahe, noch weiter zu gehen und von ihr ebenso zu verlangen, daß sie eine Menge von Zwischengliedern der Handlung aus eigenen Mitteln ergänzte. Hatten die Dichter doch auch nicht nöthig, das Kommen und Gehen der personae dramatis näher zu motiviren; sie kamen und waren da, wenn der Dichter sie brauchte. Die neuere Bühne ist in ihren Außerlichkeiten schon weit realistischer, auch die räumliche Bestimmtheit, welche die decorativ ausgeschmückte Scene gewährt, bindender für den Dichter, der das Kommen und Gehen seiner Gestalten nicht bloß aus innern, sondern auch aus äußern Gründen motiviren muß. Daß aber diese äußere Geschlossenheit vortheilhaft für den Zusammenhalt und den architektonischen Bau des Dramas ist, das zeigt schon ein flüchtiger Vergleich zwischen einem Shakespeare'schen und den Schiller'schen Dramen, von denen namentlich eine „Maria Stuart“, ein „Wallenstein“, ja auch die drei Erfindungsdramen ein so festes und ineinandergehendes Gefüge, eine so spannende Verkettung der Handlung zeigen, wie wir sie bei Shakespeare vergeblich suchen würden. Doch kann man für kindliche Zustände der Bühne, nicht den mangelnden Weltverstand und realistischen Takt der Dichter verantwortlich machen. Im Gegentheil, sie ließen beides oft zu Hause, wenn sie an ihren Bühnenstücken schrieben, auch Shakespeare dachte nur an sein Publikum, und das verlangte dergleichen nicht von ihm.

Mit dieser Kindlichkeit der theatralischen Einrichtungen auf der einen, mit den theils abenteuerlichen, theils durch die Novellistik oder Chronik bekannten Fabeln der Shakespeare'schen Stücke auf der andern Seite hängt denn auch die unzulängliche Flüchtigkeit ihrer Motivirung zusammen. Die Thatsache müssen wir Kümelin zugeben; nur suchen wir ihren Grund keineswegs in der fehlenden Welt- und Menschenkenntniß des Dichters. Es ist wahr, oft wird uns ein entscheidendes Motiv ganz beiläufig mit wenigen Worten erzählt; doch der Stoff war ja reich, hatte Effectscenen genug, man konnte dies oder jenes fallen lassen; oft führt sich eine Gestalt in einer Weise ein, die an die Zettel der Puppentheater erinnert, wie Richard III. in der gleichnamigen Tragödie: „Ich bin gewillt, ein Bösewicht zu sein“; doch das war Fracturschrift für die Gründlinge des Parterre. Die weitere Scene mit Anna zeigt, wie Shakespeare den Theatereffect durch höchst pikante Contraste zu erreichen sucht, die hinter denen Victor Hugo's wahrlich nicht zurückbleiben, wie überhaupt die Stoffe der altenglischen Dramatik eine nicht abzuleugnende Aehnlichkeit mit denen der neufranzösischen Novellistik haben. Jene Scene ist innerlich unwahr und absurd, und wenn die Shakespeare-Erklärer sie zu rechtfertigen suchen, so zeigen sie nur mit Falstaff und Pegel, daß gute Gründe so wohlfeil wie Brombeeren sind. Doch sie frappirt, sie macht Effect, und immer, wenn die Shakespeare'sche Muse aus freien Stücken auf ihr Privilegium der Menschenkenntniß und Lebensweisheit verzichtet, geschieht es aus Rücksichten auf den Theatereffect. Der pikante, scenisch zur Anschauung gebrachte Contrast begegnet

uns ebenso in „Hamlet“, „Lear“ und andern Stücken. Die meisten Fehler in den Shakspeare'schen Dramen lassen sich hierauf zurückführen; auch nach der Kümelin'schen Schrift ist eine Kritik Shakspeare's von diesem Standpunkte, der sich als höchst fruchtbar erweisen wird, nicht überflüssig. Daß aber dieser Theatereffect auf der damaligen Bühne oft roh und gewaltsam war, das macht uns viele Einzelheiten der Shakspeare'schen Dramen ungenießbar und unserm Gefühl widersprechend, wenn wir uns auch oft beschwären lassen, in verba magistri zu schwören.

Die Kritik der einzelnen Shakspeare-Dramen, welche die folgenden Abschnitte des Kümelin'schen Werks enthalten, ist meist kurz und schlagend; aber echte Kritik, nicht launwarmes Theewasser der Apotheose. Den „Lear“ muß man ihr von vornherein preisgeben. Es ist wahr, „die ganze Handlung in „König Lear“ hat den Charakter eines Kindermärchens von der schauerlichen Seite; märchenhafte Stoffe passen aber nicht für die Tragödie“. Freilich, crasse Effecte, meistens wieder auf den pikantesten Contraste beruhend, sind in ihr zusammengethürmt, und für den mangelhaften pragmatischen Zusammenhang entschädigt eine Fülle von Einzelschönheiten, die Höhe und Wucht eines hinreißenden dramatischen Pathos.

Die Kritik der Voraussetzungen von „Maß für Maß“ und „Cymbeline“ ist ebenso treffend. In „Romeo und Julia“ wird das Mittel, das der Vater Lorenzo wählt, das seltsamste, unnatürlichste, gefährvollste, ja undenkbarste genannt, während die mancherlei naheliegenden und leichteren Mittel gar nicht in Frage kommen; in „Othello“ die Ueberstärkungen des Dichters gegen den Schluß hin getadelt, wo derselbe von seiner Quelle abweicht. Treffend ist die Charakteristik des „Macbeth“, ein Drama, dem wir auch von den Tragödien Shakspeare's in Bezug auf innern organischen Zusammenhang den ersten Platz einräumen. Schiller urtheilte gewiß ebenso; sonst hätte er nicht gerade dieses Trauerspiel überfetzt. Originell ist die Würdigung Hamlet's von seiten unser's Realisten. Hamlet's Handlungen, meint er, sind confus und ungewöhnlich; er wählt seltsame und unverständliche Mittel für seinen Zweck. Der Grund hiervon ist aber nicht, daß der Dichter ihn so darstellen wollte. Hamlet ist Shakspeare selbst; der geistvollste und sensibelste Charakter, hinter dem sich der Dichter mit seinen Stimmungen, seiner eigenen Lebensanschauung versteckt. So ist das Stück das geistvollste und tiefstinnigste, aber, weil die Hamlet-Sage, deren Grundzüge es beibehält, zur Einschaltung eines so subjectiven und modernen Elements wenig geeignet war, hinsichtlich der Uebereinstimmung der Charaktere und nach der pragmatischen Seite in Gang und Fügung der Handlung den unvollkommensten Werken des Dichters beizuzählen. Den Beweis für das letztere bleibt Kümelin nicht schuldig. Wir ziehen diese Erklärungsweise, weil sie auch die Mängel und Widersprüche des Stücks erklärt, der bisher üblichen vor, die nur eine Formel gibt und dann in einer Apotheose verpufft.

In den „Historien“ vermißt Kümelin ebenfalls die objectiv motivirte Handlung. Begründet ist jeden-

falls der auch schon von Grabbe geäußerte Tadel, daß es denselben an dem Faden einer einheitlichen Handlung fehlt, daß sie sich in ein Schattenspiel lebender Bilder von losem Zusammenhang auflösen. Ohne Zweifel enthalten die Shakspeare'schen „Historien“ eine Fülle von Geist, dramatischer Kraft und bei weitem mehr politische Weisheit, als Kümelin zugeben will; aber sie sind der Form nach doch nur „verzerrte Chroniken“, als Muster geschichtlicher Trauerspiele verwerflich und gefährlich, abgesehen von „Richard II.“, dem in Bezug auf die innere Architektur wol der Preis gebührt. Kümelin wendet sich dann zu den Dramen über Stoffe des classischen Alterthums, von denen er „Julius Cäsar“ den Preis erteilt, und zu den Lustspielen, die er in drei Klassen einteilt, von welchen er der ersten, den Zauberdramen, wo des Dichters Phantasie am freiesten waltet, den Vorzug gibt.

Wir können auf die folgenden Abschnitte: „Shakspeare's Individualität und Bildungsengang“ und „Shakspeare's Lebensansichten“, nicht näher eingehen, obwohl sie eine Fülle geistvoller Anregungen enthalten. Kümelin fragt zunächst: welche Gedanken, Gefühle, Gestalten finden sich gar nicht oder nur in schwachen Andeutungen bei ihm vor? welche Charaktere hat er nicht darzustellen versucht oder vermocht? und erteilt auf die letztere Frage folgende Antwort:

Shakspeare hat keine Charaktere gezeichnet, deren Streben auf Bildung, Wissen, Wahrheit gerichtet ist, oder die dem Leben mit allgemeinen Principien, sei es einer religiösen oder philosophischen Weltanschauung, gegenüberstehen, oder die von einem allgemeinen Wohlwollen, von einem Eifer für das Gemeinwohl, von Welt und Menschen beglückenden Ideen bewegt werden. Seine Personen stehen immer in einer äußerlich gegebenen Situation des praktischen Lebens. So groß die Mannichfaltigkeit seiner Gestalten ist, so finden sich doch nirgends bei ihm gemüthliche, heftige, harmlose Naturen; es fehlen unter den Temperamenten ganz die Vertreter des Phlegmas. Wo er idyllische Bilder gibt, verlegt er sie in die Märchenwelt; die Wirklichkeit bot ihm keine idyllischen Gestalten. Wie ihm die heucheligen, nach innen lebenden, in sich befriedigten Charaktere mangeln, so zeichnet er auf der andern Seite ebenso wenig ein eigentliches, praktisches Berufsleben. Er stellt weder Gelehrte, noch Künstler, noch die erwerbenden Klassen, den Landmann, den Gewerbetreibenden dar.

Shakspeare hat das englische Volk nicht bei seiner Arbeit gesucht, das ist wol wahr; doch welche dramatische Motive kann ein praktisches Berufsleben als solches hergeben? Wenn unser Autor ferner meint, Shakspeare habe die Widersprüche des Gewissens mit sich selber, die Collisionen von Pflicht und Pflicht zwar hier und dort berührt, nicht aber in selbständiger Weise durchgeführt, so müßten wir auf „Maß für Maß“ verweisen, wo du Selbin Isabella in einen solchen Conflict der Pflichten geräth, welcher den Angelpunkt der Handlung bildet. Auch dem „Hamlet“ liegt ein solcher Conflict zu Grunde. Be fremdlich erscheint uns der Tadel, daß die Liebe zur Einsamkeit immer als ein krankhafter Zug behandelt wird. Nach Kümelin den „Vater Lorenzo“ vergessen und seine Anologie? Dagegen müssen wir ihm zugestehen, daß das Element des Ruhrenden fast ganz in Shakspeare fehle.

Weniger befinden wir uns im Einklang mit dem Realisten, wo er auch die Schranken in Shakspeare's Lebens-

stichten nachzuweisen sucht. Wir räumen ein, daß er in literarischer Hinsicht ein Royalist und Aristokrat war, ja er fügt noch hinzu, daß ihm jenes Pathos der Weltverbesserung fehlte, das in hohen Köpfen allerdings zur achten Tirade wird und zu einem ewigen ins Blaue verfliegenden Anstoß, das aber in bedeutenden Charakteren in großen Epochen bei weitem durchgreifendere Wirkungen auf den Umschwung der Geschichte ausübt, als was die Ritter der Weißen und Rothen Rose und der Kampf der Abelsgeschlechter um die Herrschaft. Doch in dieser einen Beschränkung abgesehen, erscheint Shakespeare's Genie als ein so umfassender Weltspiegel, von welchem Tiefstimm und immer so nach den Wurzeln des Als id des Lebens grabend, daß wir seine Dichtergröße mehr diesem tiefstimmigen Gedankeninhalt suchen als in seiner mangelhaften dramatischen Composition. Ueberhaupt ist Dichtergröße gerade durch jene bestimmt, nicht durch unbegrenzte Formbeherrschung. Die unsterblichen Meisterwerke der Prüfung im einzelnen mancherlei Schwächen, Ehren es tabellos componirte Dramen gibt, die zu dem eratischen Flugsand gehören, den der nächste Windstoß weithinwirft. Daß man dies heutzutage verkennt, das rade verwirrt die öffentliche Schätzung der dichterischen Reductionen. Trotz dieser Originalität und Tiefe der Weltanschauung möchten wir indeß ebenso wenig mit Gerne Shakespeare einen sittlichen Führer der Menschheit, und wählenswürdigsten für Welt und Leben nennen. Denn klar und blank, daß man sie gleich in den Katechismus aufnehmen könnte, schält sich bei Shakespeare nicht die Moral des Weltlaufs los. Nur flache Köpfe sind sich fertig mit der Formel. Durch die Dramen des großen Briten geht ein skeptischer Zug; alle Widersprüche des menschlichen Lebens kommen zur Geltung, ohne daß sich eine banale Weisheit bereit wäre, die Dissonanzen in Harmonie und Sphärengesang aufzulösen.

Rümelin meint, eine Sentenzenammlung aus Shakespeare habe eine auffallende Ähnlichkeit mit einer Sammlung der Volksweisheit in Sprichwörtern; neue durch besondere Tiefe und Originalität überraschende Gedanken werde man bei Shakespeare verhältnismäßig wenige treffen. Gewiß ist auch die Seite der Volksweisheit in dem Dichter vertreten, aber auch noch unendlich mehr! Welche Alle von Sentenzen, die aus einem echten und tiefen Dichtergenies herausgeboren ist!

Wir sind solcher Stoff

Wie der von Träumen, und dies kleine Leben  
Umfaßt ein Schlaf —

Von derartigen Sentenzen, die durchaus nicht an die prägte Münze der Sprichwörter erinnern, wollten wir eine beträchtliche Sammlung zusammenstellen! Ein solches Beispiel genügt auch, einen zweiten Vorwurf Rümelin's entkräften: Shakespeare lasse nur praktische Lebensweisheit gelten, aber keine Metaphysik. Er, ist nicht der Aneuprinx ein Metaphysiker von reinstem Wasser, wie der Faust kein zweiter über die Bühne gegangen? Daß er Shakespeare nicht die Metaphysik in puris naturalis, sondern in poetischer Gewandung auf die Bühne

bringt, das wird ihm doch nicht zum Vorwurf gemacht werden können.

Der letzte Abschnitt: „Der deutsche Shakespeare-Cultus und Vergleichung Shakespeare's mit Schiller und Goethe“, ist im Buche weiter ausgeführt, als er es früher in dem Journal war. Mit Recht behauptet Rümelin, daß Goethe und Schiller an Shakespeare herangewachsen seien, aber sich unabhängig von ihm gemacht haben, daß sie in dem klassischen Alterthum einen zweiten, mindestens gleichberechtigten Pol der Schönheit sahen, daß sie die Fortschritte von zwei Jahrhunderten in Bildung und Wissen voranhaben. Bei der weiteren Ausführung dieser Behauptung läßt sich Rümelin auf eine allgemein ästhetische Argumentation ein, die im einzelnen viel Richtiges enthält, z. B. die von uns stets verfolgte Ansicht, die lyrische Anlage sei und bleibe das Fundamentale von aller Dichtergabe, in Bezug auf die Charakteristik des historischen Dramas aber wenig stichhaltig erscheint. Rümelin häuft die Strophen, die er der Stirn Shakespeare's entrißt, alle auf Goethe's Stirn und erscheint schließlich in einem so einseitigen Cultus Goethe's verurteilt, wie die Shakespeareomanen in einen Cultus Shakespeare's. Er behauptet, daß Shakespeare historischen Sinn nur in mittlerem Grade besessen, daß ihm fast jeder Maßstab für die Unterscheidung wahrscheinlicher und unwahrscheinlicher Handlungen gefehlt, daß von den drei Dichtern Shakespeare, Schiller und Goethe Shakespeare entschieden am wenigsten, Goethe am meisten wahrhaft historischen Sinn gehabt habe.

In den wenigen Vollscenen des „Egmont“ und in den politischen Gesprächen, die zwischen Egmont, Margarethe, Roderigo, Oranien, Alba geführt werden, ist nach unserm Dafürhalten mehr wahres Verständnis davon, wie es auf der großen Weltbühne zugeht, wie in bewegten Zeiten Interessen, Charaktere, Standpunkte gegeneinanderwirken, und ein wie unendlich Complicirtes die geschichtlichen Resultate sind, als im ganzen Shakespeare und Schiller zusammen.

Hier befinden wir uns im vollkommenen Widerspruch mit dem Realisten, der in der Geschichte nur einen pragmatistisch abzumittelnden Anknüpfen von Begebenheiten zu sehen scheint. Den Sinn für das culturgeschichtlich Zuständige mag Goethe in höherem Grade besessen haben als Schiller und Shakespeare. Dagegen fehlte ihm das Verständnis und der Ausdruck für das, was wir die Initiative der geschichtlichen That nennen möchten, die aus der eigenen Brust schöpfende Energie der freien Selbstbestimmung. Gerade deshalb steht er auch als Dramatiker hinter Schiller und Shakespeare zurück, denn der Dramatiker wirkt nur, indem er den innersten Nerv der Willenskraft berührt, der in den Fibern nachzittert. Wir möchten gerade Schiller den meisten historischen Sinn zuschreiben, denn das fortbrängende Pathos thatkräftiger Bewegung war in ihm am lebendigsten und die Ereignisse der großen gleichzeitigen Geschichte warfen ihren Schatten in seine Dichtungen, wie umgekehrt diese Dichtungen selbst wahrhaft historische Wirkungen ausübten, indem sie die Jugend der Befreiungskriege begeisterten. Vollkommen unterschreiben wir die folgende Parallele, die Rümelin zwischen Shakespeare und Schiller zieht:



„Wallenstein“, „Maria Stuart“, die „Jungfrau“, „Zell“ mögen hinter „Macbeth“, „Hamlet“, „Richard III.“ an Genialität des ganzen Werks, in der Charakterzeichnung, an Großartigkeit einzelner Scenen zurückstehen; sie haben aber eine besser motivirte, spannendere und zusammenhängendere Handlung, sie sind frei von jenen Uebertreibungen und Widersprüchen, an denen z. B. „Richard“ und „Hamlet“ überreich sind; sie sind mit kundiger, maßvoller Hand trefflich componirt; sie haben den mächtigen Reiz einer gedankenvollen, glänzenden Rhetorik und jenes schönen sittlichen Idealismus, der dem Dichter die Ausübung seiner Kunst zu einem heiligen Priesterdienst machte und dessen edles Pathos ihm für alle Zeiten einen Platz in der Reihe der großen Lehrer und Propheten der Menschheit sichert. Sie nehmen durch die Vereinigung solcher Vorzüge einen selbständigen, ebenbürtigen Rang unter den dramatischen Werken ersten Ranges ein, und es wäre durchaus unbillig, sie nach ihrem Gesamtwerth in eine niedrigere Klasse versetzen zu wollen. Und wie bedeutend steht die Schiller'sche Lyrik an Fülle und Tiefe der Gedanken, an Glanz und Mannichfaltigkeit über Shakspeare's kleinern Dichtungen und Sonetten, wenn man auch diesen vielleicht die zartere Empfindung, ein genialeres Colorit beilegen mag!

Mümelin's Schrift ist jedenfalls ein Ereigniß zu nennen; daß man sie so nennen darf, deutet auf eine gründliche Verlehrtheit unserer literarischen Zustände. Sie bezeichnet den Anfang echter Shakspeare-Kritik. Freilich muß es in einem so vorzugsweise kritischen Zeitalter Verwunderung erregen, daß wir hier von einem Anfang sprechen. Und dennoch ist es so. Die Zukunft muß sich über den aufgethürmten Gollimathias wundern, den unsere neuern Shakspeare-Bibliotheken bilden. Doch wird glücklicherweise schon die nächste Zeit über diese alexandrinische Weisheit zur Tagesordnung übergehen.

Rudolf Gottschall.

### Vom Büchertisch.

1. Abraham Lincoln, der Wiederhersteller der nordamerikanischen Union und der große Kampf der Nord- und Südstaaten während der Jahre 1861—65. Herausgegeben von Max Lange. Mit 70 in den Text gedruckten Illustrationen. Leipzig, Spamer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dies Werk, welches den sechsten Theil des „Ehrentempels des 19. Jahrhunderts“ bildet, nimmt einen selbständigen Werth in Anspruch; es ist mit großem Fleiß aus den Quellen zusammengestellt, und eine in würdigem Geschichtsstil gehaltene Darstellung, zu welcher offenbar der Verfasser sich selbst gedrungen fühlte, bildet den Grundton des Ganzen, während die mehr feuilletonistisch gehaltenen, dem populären Geschmack angepaßten Stellen, welche dem Zweck eines Illustrationswerks näher liegen, dagegen zurücktreten, sich aber immer durch frische Lebendigkeit der Schilderung auszeichnen. Dies gilt namentlich von der Jugendzeit Lincoln's, die mit leicht nobellistischer, ansprechender Färbung erzählt ist. Die hervorragenden Persönlichkeiten des Secessionskampfes sind mit wenigen Zügen treffend charakterisirt; in der Schilderung der Kämpfe und kriegerischen Bewegungen wußte der Verfasser mit Glück alles trocken Taktische und Strategische zu vermeiden und den Lesern dafür frische Bilder zu geben, ohne darüber die Darstellung des Zusammenhangs der Begebenheiten vom militärischen Standpunkt zu vernachlässigen. Daß der Verfasser entschieden die Partei des Stern-

banners ergreift, ist selbstverständlich, doch wäre mäßige Auseinandersetzung der Ursachen des Kampfes noch manches Gewicht in die Waagschalen zu ihren Gunsten geworfen haben, neben der Sklavenfrage jene andern ursächlichen der großen Bewegung mehr betont worden wie sie in den Artikeln in „Unsere Zeit“: „Der amerikanische Secessionskampf“, in objectiver Würdigung andergesetzt sind. Die zahlreichen Illustrationen dieser Schrift sind ganz dazu geeignet, den äußerlich zu beleben und namentlich einer etwas stillen Phantasie zu Hülfe zu kommen. Sehr selten sind zwar aus den illustrierten Zeitungen, dennoch wirken sie, so dicht zusammengeedrängt, für die Herstellung eines Gesamtbildes.

2. Die Unendlichkeit der Welt. Eine religiöse Betrachtung von J. ten Doornlaet. Rossmann, Soltau. 1865. Gr. 8. 7/8 Ngr.

Eine vollständig gehaltene Schrift, die, in der heimlichvollen Welt des unendlich Kleinen aufstufungsweise in das unendlich Große des Weltalls und den irdischen Zweck hat, uns auf das Höchste Vernunft hinzuweisen. So vorzüglich der Verfasser ist, so schlecht sind die angehängten Bilder, die füglich fortbleiben konnten.

3. Anti-Cäsar. Was ist christlich, vernünftig, schicklich? Fürsten- oder Volksherrschaft, ein Landtagsamtern? Klar entschieden, ein Buch Anti-Cäsar. München, L. Fimperl. 1865. Gr. 8.

Wol das Kräftigste, das bis jetzt gegen Cäsar geschrieben worden ist. „Cäsar“ ist ein harmloses Kind gegen unsern „Lobianus“ ist ein harmloses Kind gegen unsern „Lobianus“. Das Werkchen würde indessen mehr Eindruck machen, wenn der Verfasser in seiner Ausdrucksweise maßvoller wäre. Der Autor spricht seine Bedenken aus uns vom Auslande eingeschmuggelte Zweifel an „dieses Gespinnst pfäffischer Arglist, welches unruhig zwischen Fürst und Volk, zwischen Hohen und Niedrigen“, gibt uns aber dann sehr überflüssig neben der Genese der Fürstengewalt und dem monarchischen auch noch die ganze englische, französische und deutsche Geschichte in nuce auf. Diefelbe gehört ebenso wenig zur Sachkunde als die bizarren etymologischen Erklärungen (z. B. „Nar und Minne; Kirche von Kär-Eiche und seine schrullenhaften Geschichtsverklärungen andern die Identificirung (!) der Maria und des Kindes mit Thunfisch und Thunelicas. Olla-potrida von Sinn und Unsinne lesen will sich diesen „Anti-Cäsar“.

4. Theorie der Farbenharmonie und Farbengebung und Handbuch für Maler und alle diejenigen im Gebiete der Farben zu bewegen haben. Von A. Dams. Mit über 100 in den Text eingedruckten Farbentafeln. Erste und zweite Lieferung. Frankfurt. 1865. Gr. 8. Jede Lieferung 10 Ngr.

Das erste nach Chevreul und Goethe vollstän-



sch begründeten und in sich abgeschlossenen Theorie der Farbenharmonie. Es liegen uns die ersten beiden Lieferungen vor, aus denen wir schon zur Genüge erkennen, daß der Verfasser, welcher bereits vor einigen Jahren eine kleinere Arbeit dieser Art erscheinen ließ, die gründlichsten Studien in diesem bisher so auffallend vernachlässigten Zweige der Aesthetik gemacht hat. Wir heißen dieses reifere Werk, die Frucht einer zehnjährigen Mühe, willkommen und sind überzeugt, daß es nicht allein dem Aesthetiker und Maler von Fach, sondern auch jedem, der es gendwie mit Farben zu thun hat, von unschätzbarem Werthe sein wird.

- **Eminenthaler Alterthümer und Sagen** von Albert Zahn. Mit 5 lithographirten Tafeln. Bern, Huber und Comp. 1865. 12. 15 Ngr.

Wer von dem Gange der Poesie durchdrungene Sagen in diesem Büchlein suchen wollte, würde getäuscht werden. Das an das Eminenthal sich knüpfende Sagenhafte ist so mangelhaft und unbedeutend, daß es kaum einer Aufzeichnung werth scheint. Das Ganze beschränkt sich meistens auf eine archäologisch-topographische Uebersicht des genannten Thals, doch bieten die dem Texte beigefügten wissenschaftlichen Anmerkungen und Notizen ein recht brauchbares Material aus der alten und neuen Literatur.

- **Renaissance und Rococo in der römischen Literatur.** Ein Vortrag im Wissenschaftlichen Verein zu Berlin am 25. März 1865 gehalten von Martin Perz. Berlin, Perz. 1865. Gr. 8. 8 Ngr.

Dieser kleine literargeschichtliche Abriss, dem eine Menge Anmerkungen und Belegstellen angehängt sind, ist als ein werthvoller Beitrag zu der römischen Literatur- und Culturgeschichte zu betrachten und Philologen und Historikern besonders zu empfehlen. Der Verfasser entrollt uns darin in kurzes aber klares Bild der römischen classischen Literaturzeit bis zur Periode des Verfalls derselben, die der Verfasser sehr passend als Rococo bezeichnet hat. Der Hauptvertreter dieser Rococoperiode war der das ehemalige Haus des Mäcenas bewohnende pedantische Marcus Cornelius Fronto, welcher nebst dem ihn vergötternden Troß einer Anhänger in einseitiger, verkehrter Geschmacksurtheilung und in Ermangelung eigener Schöpferkraft sich fast nur negativ verhielt und sich meistens mit kleinlicher, unwesentlicher Kritik befaßte. Diese Periode unter Hadrian und den Antoninen war der „Anfang vom Ende“.

- **Cornelia.** Zeitschrift für häusliche Erziehung. Herausgegeben von Karl Pilz. Dritter Band, viertes Heft, und vierter Band, zweites Heft. Leipzig, C. F. Winter. Gr. 8. Jedes Heft 22 1/2 Ngr.

Die vorliegende Zeitschrift beschäftigt sich nur mit der häuslichen Erziehung und kommt insofern einem wahren Bedürfnis unserer Zeit entgegen. Sie gibt Vätern, Müttern und Erziehern nicht bloß Winke über die Behandlung der Kinder in geistiger und moralischer Hinsicht, sondern ertheilt auch treffliche Aufklärungen über die leibliche Pflege; sie bringt die zweckmäßigsten Spielfachen, Bücher, Schulmaterialien u. s. w. zur Besprechung und

sortirt auch für Unterhaltung durch anregend geschriebene kleine Novellen und Bilder aus der Familie. Es ist daher kein Wunder, daß die „Cornelia“ in der kurzen Zeit von zwei Jahren sich in Deutschland, Rußland, Schweden, in der Schweiz und selbst in Amerika eingebürgert hat und sich immer neue Freunde erwirbt.

8. **Das verlorene Manuscript.** Theatralisch-literarisch-criminalistischer deutscher Originalroman in drei Bänden. Ein Scherz von Gustav Sonnabend. Leipzig, Pöbner. 1865. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Ob diese die Nerven in steter Spannung erhaltende kleine humoristische Erzählung, die eine sehr gewandte Feder befundet, eine Parodie auf Freytag's „Verlorene Handschrift“ sein soll, haben wir nicht ergründen können. Leon Hirschberg, den die ungetreue Lea Rosenheim zu einem Dichter gemacht hat, verfaßt, um seiner Geldklemme abzuhelfen, ein Drama: „Ahasver, oder er stirbt doch.“ Er übersendet es Dingelstedt, dann Laube, dann allen übrigen Theaterintendanten in Deutschland, versucht endlich, es auf den kleinen und kleinsten Bühnen zur Auführung zu bringen — umsonst, der Ewige Jude kann nicht sterben, er kehrt ungelos immer wieder zurück, um seine Wanderung von neuem fortzusetzen, und zwar diesmal zu allen Buchhandlungen Deutschlands. Hirschberg bestiehlt sich eines Tags auf dem Köthener Bahnhofe, als zufällig ein Bücherballen auseinanderbricht und ein kleines Packet mit seiner eigenen Adresse zu seinen Füßen rollt. Es ist sein „Ahasver“, der von Hamburg zurückkehrt. Hirschberg steckt ihn heimlich in die Tasche und fordert nun von dem betreffenden Buchhändler sein Manuscript zurück oder die dafür geforderten 100 Louisd'or. Es kommt zum Proceß und Leon Hirschberg auf die Anklagebank, wo er des Betrugs für schuldig erkannt und zu einer zweijährigen Gefängnißstrafe verurtheilt wird.

9. **Das Geschichtswert des Florus.** Abhandlung von Joseph Heber. Freiburg, Datterer. 1865. Gr. 8. 12 Ngr.

Diese Abhandlung, in welcher nicht nur die Schriften (Tendenz, Sprachweise u. s. w.), sondern auch die Person des Florus einer bis in das Minutiöseste eingehenden Kritik unterzogen werden, läuft auf den Beweis hinaus, daß der Historiker Lucius Annens Florus (nach dem Codex Bamberg jetzt gewöhnlich Julius Florus genannt) mit dem unter Hadrian lebenden und mit diesem Kaiser befreundeten Dichter Florus, sowie auch mit P. Anninus Florus, der eine Abhandlung über Virgil schrieb, die in neuerer Zeit in einem brüsseler Codex aufgefunden wurde, identisch sei. Die Conjecturen sind allerdings zuweilen etwas kühn, doch hat der Verfasser seine Aufgabe mit vieler Umsicht und einem großen Aufwande von Fleiß, dessen nur ein Deutscher fähig ist, erfüllt. Bieten ihm aber, so müssen wir fragen, die römischen Schriftsteller aus der classischen Literaturepoche nicht ein würdigeres und dankbareres Feld für sein kritisches Talent als Florus, der, wie Heber selbst am Schluß einräumt, „weder nach Inhalt noch Form zu den besten zu rechnen ist“?

10. **Wien's Gemäldegalerien in ihrer kunsthistorischen Bedeutung.** Von Betty Paoli. Wien, Gerold's Sohn. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Zunächst ist dieses Werk für die Besucher der kaiserlichen Gemäldegalerie im Belvedere zu Wien, sowie derjenigen der Fürsten Liechtenstein und Esterházy daselbst geschrieben. Da aber die Verfasserin auch die kunstgeschichtliche Bedeutung der einzelnen Gemälde und der verschiedenen daselbst vertretenen Malerschulen hervorgehoben und Lebensabriffe und vortreffliche Charakteristiken der einzelnen Künstler geliefert hat, verdient es auch weitem Kreisen und besonders allen Kunstfreunden bekannt und empfohlen zu werden.

Einen noch höhern ästhetischen Werth würde das Buch indessen beanspruchen dürfen, wenn die so außerordentlich kunstverständige und auch als Dichterin bekannte Verfasserin die Gründe des Aufblühens oder Verfalls der verschiedenen Kunstschulen oder die Größe und Verirrungen der einzelnen Maler nicht allein in der Richtung der Meister, in den Nationalcharakteren und den zufälligen Lebensverhältnissen der Künstler, sondern auch ganz besonders in dem Geist und Geschmack des Zeitalters selbst gesucht hätte. Auch die Maler waren und sind Kinder ihrer Zeit. So ist es z. B. nicht ohne Bedeutung, daß Rafael in der ersten Morgenröthe des Wiederauflebens der Künste und Wissenschaften blühte und mit Luther sogar in demselben Jahre geboren wurde. Wäre ein Rafael wol in der Rococozeit möglich gewesen?

11. **Der Kolos von Rhodos.** Von Karl Ferdinand Aders. Hamburg. 1865. 4.

Ein mit vielen Citaten aus alten und neuern historischen und kunstgeschichtlichen Schriften versehenes kritisches Werkchen, in welchem nachgewiesen wird, daß die typisch gewordene Vorstellung von der gespreizten Haltung des Kolos von Rhodos und seine Stellung über dem Hafenbassin eine durchaus falsche ist. Sie erscheint zuerst bei dem belgischen Oberst Kottiers und dem englischen Geologen Hamilton als Axiom, kommt aber bereits um die Mitte des 17. Jahrhunderts bei Jakob Goaira, dem Herausgeber des Theophrastes, und sogar schon bei Shakespeare an mehreren Stellen („Julius Cäsar“, Act 1, Sc. 2, und „Heinrich IV.“, erster Theil, Act 5, Sc. 1) vor. Sie ist seitdem nicht wieder aus den Köpfen und Büchern zu verbannen gewesen. Weber Polybios (bei dem des Kunstwerks zuerst Erwähnung geschieht) noch Plinius, noch Strabo wissen etwas von der gespreizten Stellung desselben über dem Hafenbassin, ebenso wenig die spätern Schriftsteller.

12. **Der culturgeschichtliche Sinn in der altböhmisches Sagenwelt.** Von Adolf Heislerich. Prag, Credner. 1865. Gr. 8. 12 Ngr.

Der altböhmisches Sagenchat dient dem Verfasser dazu, die Entwicklungsstufen im Culturleben des czechischen Volks anschaulich zu machen und zugleich aus der Etymologie einzelner bedeutamer Wörter den Zusammenhang und die Zusammengehörigkeit desselben mit den übrigen indogermanischen Völkern darzulegen. Es ist diese Pro-

schüre nur der Vorläufer eines größern Werks, auf das der Verfasser uns hinweist.

13. **Frankreich unter Napoleon III.** Politisch-ökonomische Skizzen von Ph. Seyer. Leipzig, L. O. Weigel. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der in Deutschland ungewohnte Titel dieser national-ökonomischen Schrift ist von dem Verfasser mit vollem Recht gewählt worden, um anzudeuten, daß dieselbe sich nur auf diejenigen Zweige des volkswirtschaftlichen Lebens beschränken soll, die mit der Politik und staatlichen Machtentwicklung in Verbindung stehen. Beginnend mit dem verkehrten Verfahren der engbrüstigen Julimonarchie sucht der Verfasser nachzuweisen, daß Napoleon III. durch seine großartigen Reformen im Heerwesen, in der Kriegs- und Handelsmarine, durch seine Anregungen zur Verschönerung der Städte, durch sein Freihandelsystem, sowie auch durch seine den Gewerbe- und Ackerbaubetriebenden geschenkte Aufmerksamkeit und Vergünstigung, durch Erschließung vielfältiger neuer Quellen für Handel und Gewerbe u. dgl. m., trotz der dadurch entstandenen ungeheuern Staatsschuld dennoch den Wohlstand und Nationalreichtum des Volks auf eine noch nicht dagewesene hohe Stufe gebracht habe. Staatsmännern, Politikern und National-ökonomern von Fach wird dieses Werk eine willkommene Gabe sein.

14. **Schiller's dramatisches Gedicht Don Carlos, Infant von Spanien.** Auch ein Blatt aus der Naturgeschichte der Menschheit ausgelegt von J. G. Rönnefahrt. München, Kaiser. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Wir meinen, es sei über das Leben und die Werke unserer beiden Dichterbioskuren bereits so unendlich vieles und in so umfassender Weise geschrieben worden, daß jede neue Arbeit dieser Art als eine nach Athen fliegende Eule betrachtet werden muß. Ist es etwa noch nicht genug, wenn wir 30 Jahre lang um das goldene Kalb der „Classicität“ getanz haben? Sehen wir uns dasir endlich lieber einmal unsere „Epigonen“ genauer an, ob sie nicht auch Werke geschaffen haben, welche der Beleuchtung werth sind und sogar viele der classischen Periode überragen? Solche Dichtungen einmal ans Licht zu ziehen und darüber zu schreiben, wäre ein verdienstlicheres Werk der Commentatoren! Das vorliegende Werk, so ausführlich es auch ist, sagt uns über den „Don Carlos“ nichts Neues das nicht jeder Gebildete bereits wüßte. Neu ist nur die Behauptung, daß König Philipp der Mittelpunkt der Dramas ist. Wir haben immer Posa für die Hauptperson gehalten.

15. **Die Bekleidungskunst.** Ein Beitrag zur Aesthetik von Ott Engel. Nordhausen, Bücking. 1865. Gr. 8. 5 Ngr.

Es ist schon von manchem Aesthetiker versucht worden, die Geseze einer zweckmäßigen und schönen Kleidung aufzufinden und zusammenzustellen, doch läßt sich die eigenfünige Mode leider nicht commandiren, wie der Verfasser anzunehmen scheint, indem er verlangt, daß man bei Schaffung neuer Moden nicht gefesselt und willkürlich verfähre. Die Mode geht seit Jahrhunderten ihren eigenen Weg und springt, allem Regelzwange trotzen

ie ein unbändiges Füllen fast über jede ästhetische Annahme hinweg, uns mitschleifend, wohin sie uns haben will. Sie wird nicht von Aesthetikern, nicht von Dantes, nicht von Schneidermeistern geschaffen, sondern von dem Geiste des Zeitalters und deshalb ist sie auch wie dieser allmächtig. Eine schöne Zeit erzeugt auch eine schöne Kleidertracht, ein verrottetes Zeitalter Monstra; deshalb war die Tracht zur Zeit der Reformation unbetritten die schönste, aber die des sittenlosen und servilen Zeitalters der unbeschränkten Königsgewalt die geschmackloseste, häßlichste. Unsere Zeit ist in Künsten und Wissenschaften — vielleicht auch in der Politik — effektiv, sie ist es daher auch in der Mode. Wir ändern nichts an der Sache.

6. Gedichte aus dem Englischen des Charles Boner. Herausgegeben von Karl Schuller. Hermannstadt. 1864.

Boner, ein meistens in Deutschland lebender englischer Dichter (geboren 1816), der sich besonders durch Uebersetzungen deutscher Dichtungen und in englischen Zeitschriften abgedruckte Artikel über deutsche Literatur und Kunst verdient gemacht hat, lieferte den Beweis seiner poetischen Begabung zuerst durch sein „Chamois Hunting“. Seine Originalgedichte sind tief empfunden und von religiöser Wärme durchhaucht. Die uns vorliegenden Uebersetzungen von Henriette Ottenheimer, F. Bodensiebt und Deubner lassen in der Form noch viel zu wünschen übrig und würden als Originalgedichte eine weitere Beachtung kaum verdienen.

17. Harold's Pilgerfahrt von Byron. Uebersetzt von Monbart. Wien, Fensfeld. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Einzelne Härten und unechte Reime abgerechnet, ist diese Uebersetzung des schwierigsten Werkes Byron's als eine gelungene zu bezeichnen. Im ersten Gesange merkt man es allerdings, daß dem Uebersetzer der ungewöhnliche, schwierige Strophenbau Mühe gemacht hat. Während er diese oder jene Stelle viel zu frei übersehte, klammerte er sich bei andern wieder allzu slavisch an den Buchstaben des Originals: Fehler, die später vermieden worden sind. Es ist wirklich schade, daß der Wohlklang durch die erwähnten Verfüge hier und da gestört wird. Hätte der Verfasser sorgfältiger gefeilt, er würde, wie wir aus vielen Stellen schließen müssen, etwas Vorzügliches haben leisten können.

18. Der Herr der Inseln, von W. Scott. Uebersetzt von W. Herzberg. Bremen, Geisler. 8. 27 1/2 Ngr.

Man glaubt ein Originalgedicht zu lesen, so vortrefflich ist die Uebersetzung dieses Heldengedichts. Wir sind auch von Herzberg nicht anders gewöhnt. Ob das aber trotzdem und ungeachtet es den Namen Scott in der Stirn trägt, dem Geschmac der deutschen Leser entsprechen wird, möchten wir bezweifeln; denn abgesehen von der sehr verwickelten schottischen Dynastengeschichte, die demselben zu Grunde liegt und die sogar eine große Anzahl von Anmerkungen nöthig macht, heißt es doch den deutschen Lesern wirklich zu viel zugemuthet, sich durch Verse zu winden, wie:

Torquil Dunvegan sprang herbei,  
Der Herr des Rebellen des Eche,  
Mac Kiel, des wilden Dara Khan,  
Duart, von Gillian's kühnem Clan,  
Fergus, von Lanna's Schloß am See,  
Mac Duffich, Lord von Colonsay.

19. Walter Scott's Fräulein vom See. Deutsch von Heinrich Viehoff. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 8 Ngr.

Viehoff besitzt in der Uebersetzungskunst eine ebenso große Gewandtheit wie Herzberg und hat in dieser Uebersetzung fast die Form des Originals selbst übertroffen. Da wir beim Genuß des Gedichts außerdem nicht durch so viele schottische Eigennamen und complicirte Verwandtschaftsverhältnisse der darin auftretenden Personen gestört werden, überhaupt der ganze Inhalt durch seinen romantischen Anflug dem deutschen Geschmac mehr entspricht, so wird das „Fräulein vom See“ bei Publikum voraussichtlich mehr Glück machen als „Der Herr der Inseln“.

20. Rose und Distel. Poesien aus England und Schottland. Uebersetzen von Gisbert Freiherrn Vinde. Zweite vermehrte Auflage. Weimar, Böhlau. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Zum großen Theil sind es altenglische und altschottische Dichtungen, welche Vinde übertragen hat. Einige darunter sind schon mehrfach übersetzt worden, und eins derselben, „Edward“, findet sich bereits in Herder's „Stimmen der Völker“; doch die meisten derselben, und besonders Gedichte von Persönlichkeiten, die mehr in der Geschichte als in der Literatur bekannt sind, wie von der Königin Elisabeth, Jakob V. und VI. von Schottland und Karl I. von England, werden uns hier zum ersten male in deutscher Uebersetzung vorgeführt. Auch macht uns Vinde mit einem Dichter Charles Wolfe bekannt, dessen Poesien erst nach seinem Tode von John Russell veröffentlicht wurden. Die übrigen Gedichte von Longfellow, Felicia Hemans, Wordsworth, Th. Moore u. a. sind meistens schon in mehrfachen Uebersetzungen bekannt. Vinde besitzt nicht das Herzberg'sche Formtalent, jedoch zählt er immer noch zu den bessern Uebersetzern, und seine „Rose und Distel“ verdienen es, in zweiter Auflage zu erscheinen.

21. Shakspeare's Hamlet. Deutsch von Ludwig Seeger. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 9 Ngr.

Sollen wir dieser Hamlet-Uebersetzung neben den beiden bekanntesten von Schlegel-Tied und Meyer einen Rang anweisen, so müssen wir sie nach sorgfältigem Vergleich mit beiden weit über die letztere, aber unter die erstere stellen. Durch vielfache, selbstverständlich auch mit dem Original verglichene Stellen könnten wir den Beweis für unsere Behauptung antreten, aber der Raum erlaubt es leider nicht. Nur so viel sei noch bemerkt, daß die Seeger'sche Uebersetzung eine fleißige, fließende Arbeit ist und im großen und ganzen alles Lob verdient, in Einzelheiten dagegen auch manches Tadelnswerthe enthält, besitze dasselbe nun in undeutschen, oder richtiger unvollständigen, ungewöhnlichen Wendungen und Ausdrücken oder dem Versmaß zu Liebe gemachten kleinen, wenn auch

unwesentlichen Auslassungen aber sogar in freien, zum bessern Verständniß für die Leser gemachten Zusätzen. Wer z. B. gibt dem Verfasser ein Recht, die Worte: „Let us go in together“, bloß durch „Kommt!“ zu übersetzen, da Shakespeare doch durch die gleich darauf folgende Wiederholung des „together“ offenbar einen besondern Nachdruck auf das Zusammengehen (aus Furcht vor dem Geiste) gelegt wissen will? Wer gibt dem Verfasser ferner das Recht, „ungarter'd“ durch „gebunden nicht am Knie“ zu übersetzen? Solcher Beispiele könnten wir noch eine Menge anführen.

22. Robert Burns' Lieder und Balladen. Deutsch von Karl Bartsch. Erster Theil. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 6 Rgr.

Die in einem nur engen Kreise von Empfindungen sich bewegenden Lieder des schottischen Volksdichters werden auch in der besten Uebersetzung nie den Zauber auszuüben vermögen, den sie in dem Patois der Ursprache gewähren. Annähernd Wante derselbe allenfalls durch die Wiedergabe dieser den Volkston anschlagenden leichten Lieder in irgendeiner andern deutschen Mundart, etwa in der alemannischen oder plattdeutschen, erreicht werden. Diese vorliegende Uebersetzung gehört unter den uns bekannten zu den besten. Sie zeugt von einer anerkennenswerthen Formgewandtheit des Uebersetzers, obwohl auch nicht zu verkennen ist, daß derselbe sich die Sache hier und da etwas leicht gemacht hat — auch in Betreff des Reims.

23. Dichtungen von Lord Byron. Deutsch von Wilhelm Schaffer. Die Belagerung von Korinth. Der Gesang von Chillon. Die Insel. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 6 Rgr.

Keine Formen, wohlklingende Verse, denen man die Uebersetzung kaum anmerkt. Wir haben nicht Einen falschen Reim zu registriren. Hier und da hat sich Schaffer allerdings einige kaum zu rechtfertigende Freiheiten erlaubt. Alle drei Epen lesen sich daher auch wie Originalgedichte, doch verdient nach unserm Dafürhalten die „Belagerung von Korinth“ vor den andern beiden den Vorzug.

24. Shakespeare's Wintermärchen. Deutsch von Karl Simrod. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1865. 8. 7 Rgr.

Simrod ist ein besserer Originaldichter als Uebersetzer. Es soll damit nicht gesagt werden, daß er die Form nicht in seiner Gewalt hätte; im Gegentheil, er beherrscht dieselbe vollkommen, aber in dem ängstlichen Bemühen, stets recht prägnante Ausdrücke zu wählen — was ihm trotzdem nicht immer gelungen ist — und sich so kurz als möglich zu fassen, hat seine Uebersetzung etwas Geschränktes, Gezwungenes und ist nicht überall so fließend und auf den ersten Blick verständlich, wie sie sein sollte. Sie bleibt weit hinter der Schlegel-Tied'schen Uebersetzung zurück.

## Strauß' neues „Leben Jesu“ in England.

Als vor zwei Jahren die neue Bearbeitung des „Leben Jesu“ von Strauss erschienen war, las man bald in verschiedenen englischen Zeitschriften Besprechungen des Werks, welche zeigten, wie unwiderstehlich, bei allem englischen Conservatismus in religiösen Dingen, doch die deutsche Kritik bereits unter unsere Stammesvettern jenseit des Kanals eingebracht ist. Wenn auch mit Besorgsamkeit und allerlei Vorbehalt, fügte man sich doch in höchst wesentlichen Punkten den Ergebnissen der deutschen Forschung; ja man nahm die Rechte der freien Wissenschaft mit einem Nachdruck in Schutz, der manche deutsche Zeitschrift beschämen könnte. Auch das vielgelesene „Athenaeum“ brachte damals einen Artikel über das Buch, der, wenn auch nicht in allewege zustimmend und unumwunden, doch wenigstens sehr glimpflich war.

Seitdem hat das „Athenaeum“ seine Stellung geändert. Zu Anfang dieses Jahres gab es seinen Lesern in drei aufeinanderfolgenden Nummern einen leidenschaftlichen Angriff auf das Buch zum besten.\*) Man sagt uns zur Erklärung dieses Umschwungs, der Herausgeber des Journals sei mittlerweile im Heiligen Lande gewesen und belehrt (er war früher ein Bewunderer Baco's) zurückgekommen. Mag sein; doch macht auch das schon einen Unterschied, daß früher das Buch nur deutsch, mithin in England nur engern Kreisen zugänglich war: jetzt liegt es in englischer Uebersetzung vor, nun erst ist Hannibal ante portas. Daß man diese Pforten jetzt, so gut es in der Eile geschehen kann, gegen den gelandeten Feind zu verbarricadiren sucht, ist in der Ordnung; es fragt sich nur, wie man dabei zu Werke geht und ob die Befestigung halt verspricht. Wir legen an eine fremdländische Leistung nicht gern ohne weiteres unsern einheimischen Maßstab an; aber den Artikel des „Athenaeum“ bezeichnet auch ein englischer Beurtheiler im „Examiner“ als ein Geschwätz für ländliche Theetische, und findet ihn merkwürdig nur als Probe, wie viel Unwissenheit in geschichtlichen Dingen man heutigentags bei den gläubigen Lesern jenes Journals voraussetzen dürfe.

Uebrigens verleugnet diese englische Polemik oder Apologetik ihre Verwandtschaft mit der deutschen nicht. Der neue Angriff wird für ungefährlich, ja unerheblich erklärt, weil er in der That nichts Neues, nur eine Aufwärmung alter, längst widerlegter Einwürfe sei. Der Zweifel in Glaubenssachen sei in England seit langem überwunden. Eigenthümlich scheint die Wendung: die Helben des Unglaubens (es sind Hobbes und Hume gemeint) seien die Vertheidiger der Tyrannen gewesen; doch auch diese Taktik haben wir hierzulande gegen Hegel und seine Schule erlebt. Gegen die Behauptung des „Athenaeum“, daß der Kampf um den Glauben seit dem 17. Jahrhundert in wesentlichen der gleiche geblieben, der neue Gegner ist schon darum nicht anzuhören sei, weil er nur Altes vor

\*) Vgl. den kleinen Artikel des „Athenaeum“ über das neue „Leben Jesu“ von David Strauss in Nr. 8 d. Bl.

zubringen haben könne, gegen diese Behauptung namentlich tritt nun der schon erwähnte Verfasser eines Artikels im „Examiner“ („Dr. Strauss and the Athenaeum“, in der Nummer vom 3. Februar) mit einer Ausführung auf, die schon deswegen einen Auszug verdient, weil sie ein erfreulicher Beleg für den Fortschritt vorurtheilsloser Wissenschaft in England ist, von der aber insofern, ihrer Klarheit und Schärfe wegen, auch mancher deutsche Leser lernen kann. Der englische Gelehrte sagt:

So lange die Gottheit betrachtet wird als ein persönliches Wesen über der Natur, deren Gesetze unter seiner Willkür stehen, so lange ist die Möglichkeit des Wunders nicht zu leugnen. Wenn dagegen, wie jetzt allgemein zu stehen wird, Gott in vollkommener Einkimmung mit der Natur steht, so daß ihre Gesetze nur Abbild und Ausdruck seines Willens sind, dann ist eine Unterbrechung dieser Gesetze unmöglich, weil es unmöglich ist, in dem vollkommenen Wesen zwei sich kreuzende und widerstrebende Willen anzunehmen. Dies wird so allgemein gefühlt, daß jetzt selbst gläubige Theologen die Wunder als nicht übernatürlich, sondern nur übermenschlich darzustellen suchen, oder, wie der Erzbischof von Dublin sich ausdrückt, „als eine höhere und reinere Natur, sich herablassend aus der Welt ungetrübter Harmonie in diese Welt des Zwiespalts, um dieselbe wenigstens für Augenblicke wieder in Harmonie zu bringen“. (Wie heimeln uns diese Töne an, und wie schade, daß wir in Deutschland einen Erzbischofsstuhl von Dublin haben, um gewisse Herren hinauszusetzen!) Allein eine höhere Natur — wendest du? Gewiß, wenn man den schwebenden Großwunderträger in — ist immer noch Natur, und damit das Wunder im strengen Sinne aufgegeben; es sinkt in die Kategorie des Relativen herab, als etwas, das, wie anfassend und befremdend es auch immer für uns sein mag, doch an sich selbst nur in Natürliches ist.

Diese bedeutende Veränderung des Gesichtspunkts — fährt er fort — war aber nur Theil eines weiten Kreises geistiger Erscheinungen, welche die Religion in allen ihren Beziehungen berührten. Der Deismus, dessen Widerlegung der Verfasser des Athenaeum-Artikels England nachrühmt, war nicht auf seinem eigenen Boden überwunden worden. Die kleinlichen Behauptungen der Peland und Lardner waren nicht dazu angethan, ihn den Garaus zu machen. In der That war sein inneres Wesen unverwundbar: Bestand es doch fürs erste aus dem Satze, daß die Vernunft allein Prüfstein und Auslegerin der Offenbarung sei; und daß fürs andere mit Hilfe der Vernunft die wahre Religion von ihren falschen Zusätzen zu scheiden sei. In ihren Konsequenzen waren diese beiden Grundsätze des Deismus unvergänglich; wenn es auch dem ersten an philosophischer Schärfe, dem andern an geschichtlicher Durchführung noch ebrach. Der Deismus war nicht widerlegt, sondern aufgegeben in eine umfassendere und erschöpfendere Behandlung essentialen Gegenstandes.

Es war ein Grundmangel, der ihn in seiner ursprünglichen Gestalt unfähig machte, den Kampf zu bestehen. Die Vernunft, die er gegen die Offenbarung aufrecht zu erhalten suchte, war lediglich die individuelle Vernunft, die sich mitten im Siege vereinzelt und hilflos fühlte. Dieses unwillkürliche Gefühl brückte sich nach der einen Richtung in Hume's Skepticismus, nach der andern in der Schwäche des Deismus der Geschichte gegenüber aus. In dieser Krise zeigte Kant mitten aus Hume's Skepticismus heraus den Weg zu einem bessern Standen. Als sein Vorläufer wirkte Lessing, indem er die Beschränkung des Deismus zusammenfaßte und die wahre Religion als bestehend nicht in schriftlichen Urkunden oder zufälligen Geschichtsthaten, sondern in inneren geistigen Wahrheiten darstellte. Es war eine gründliche Umwandlung der Begriffe von Mensch, Gott und Natur, was um diese Zeit vorging. In

den Systemen von Baco und Cartesius war die Natur ein todtter Mechanismus gewesen, der Mensch ein haltloses Individuum, das nur künstlich mit seinesgleichen durch rein äußere Einrichtungen, mit Gott lediglich durch das Mittel des Wunders im Zusammenhang gehalten wurde. Das Aufhören des Glaubens an Wunder ließ daher die Welt in Wahrheit gottverlassen, den Menschen ohne sichere Grundlage für sein politisches und sittliches Leben. Der Idealismus war es, welcher der Natur Leben, dem Menschen einen sichern Untergrund für seine geselligen Pflichten wiedergab. In Kant's Religion der Vernunft war die äußere Offenbarung ersetzt durch die innere Offenbarung der Vernunft in jeder einzelnen Seele; der Mensch wurde als religiös von Natur gefaßt und seiner lange verachteten Freiheit der kategorische Imperativ der Pflicht als Fender beigegeben.

Nachdem so die wahre Religion auf der Grundlage der Sittlichkeit wieder aufgebaut war, blieb noch die Aufgabe der Verständigung über die künstliche oder falsche Religion, d. h. über die Zusätze und Auswüchse, welche der Deismus zwar verworfen, aber die er aber verkannt hatte Rechenschaft zu geben. Und in der That, je enger die Grenzen, die der wahren Religion angewiesen, je weniger und einfacher die Lehrsätze, auf welche sie zurückgeführt war, desto größer blieb der Betrag von damit unvereinbaren Erscheinungen, von seltsamen Eigenheiten der bestehenden Religion, denen man sich ebenso wenig unterwerfen, als sie beharrlich dem bloßen Betrug oder Überwitz zuschreiben konnte.

Die Erklärung, in der man sich zunächst vereinigte, nachdem die rohe Vorstellung von Betrug verlassen war, setzte eine wissenschaftliche Anbequemung an die Vorstellungen und die Ausdrucksweise ihrer Zeit von seiten der biblischen Schriftsteller voraus. Damit war ihre Einsicht gerettet auf Kosten ihrer Wahrhaftigkeit; das Auskunftsmittel lief am Ende darauf hinaus, den größten Theil der Bibel doch wieder unter die alte und ausgegebene Kategorie der willkürlichen Fälschung zu stellen. Es blieb nur noch die Wahl, unwillkürlichen Irrthum in den Berichten anzunehmen, womit in Wahrheit ihr mythischer Charakter zugestanden war. Darauf ließ Bico's Erklärung aus der nothwendig bildlichen Ausdrucksweise früherer Zeitalter hinaus, gleich wie die jetzt selbstverständlich erscheinende Bemerkung von Spinoza, daß die Menschen selten ein Ereigniß einfach so wieder erzählen, wie es sich zugetragen, sondern ihre eigenen Vorstellungen daruntermischen, vornehmlich wenn die Thatfachen ihre Einsicht übersteigen und mit religiösen Interessen zusammenhängen. In solcher Ausdehnung ist dies nach Spinoza der Fall, daß Erzählungen verschiedener Personen von derselben Begebenheit oft Erzählungen von verschiedenen Begebenheiten gleichen, wie dies insbesondere an den abweichenden Berichten der Evangelien zu sehen ist. In der That, wenn wir bedenken, daß alle Offenbarung durch menschliche Medien hindurchgehen mußte und daß jedes solche Medium, sei es Gedanke oder Sprache, unvollkommen ist, so wird man schwer der Einsicht ausweichen können, daß das Vorkommen des Mythos in Religionsbüchern verkennen zu wollen ungefähr so verurtheilt ist, als wollte man leugnen, daß sie sich der Sprache oder der Prosa bedient haben.

Eine klarere Einsicht in das Wesen des Mythischen, wie es in der Profangeschichte vorkommt, war die natürliche Vorbereitung zu der richtigen Würdigung desselben in der Bibel. Herne war der erste, der die Theorie des Mythos mit umfassendem Geiste auf Archäologie und Geschichte anwandte; ihm folgten viele andere mehr oder weniger berühmte Namen in der Erforschung der symbolischen Erzählungen, insbesondere des griechischen Alterthums. Nachdem er einmal den allgemeinen Grundsatze festgestellt hatte, daß sowohl die Geschichte als die Philosophie der alten Welt durchaus mit Mythen beginne, mußte es in der That der hebräischen Geschichte schwer werden, für sich eine Ausnahmestellung in Anspruch zu nehmen. Unmöglich war diese Auslegungsart nur sparsam und mit Wider-



streben auf das Alte Testament angewandt worden; seit Eichhorn wurde sie freier gehandhabt und auch auf das Neue Testament ausgedehnt. Dabei ist zu bemerken, daß in der allgemeinen Voraussetzung zweierlei Theorien von ungleicher Tragweite enthalten waren: die des historischen Mythos, die eigentlich rationalistische Auslegungsweise, welche eine unbewusste Verdrehung wirklicher Thatfachen in den Berichten annimmt, und die des reinen Mythos, d. h. die Annahme erdichteter, aus bloßer Meinung und dogmatischer Voraussetzung entsprungener Geschichten. Davon war die erstere, weil sie doch eine geschichtliche Grundlage der Erzählungen stehen läßt, mithin dem Vorurtheil für die Bibel weniger ins Gesicht schlägt, lange Zeit die beliebtere, nur nach und nach kam man zum Bewußtsein ihrer Willkürlichkeit, und sie sah sich von der andern, als der folgerichtigeren und wissenschaftlicheren von beiden, verdrängt.

So wurden die unwesentlichen Bestandtheile der positiven Religion zum geschichtlichen Material, und statt schädlicher und anfruchtbarer Erdichtungen erschienen sie jetzt als fruchtbare Aufgaben für die Forschung. Durch die allmähliche Lösung dieser Aufgaben führt die Vernunft nur vollständiger aus, was die Reformation begonnen: die Religion aus gebieterischen Glaubensformeln und äußerlichen Satzungen in den Bereich der Seele selbst zu übertragen, sie aus einer todtten Gewohnheit in eine innere lebendige Kraft zu verwandeln.

So viel über die dreiste Behauptung, daß der Stand der theologischen Controverse seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts unverändert geblieben und daß Strauß, der diese Untersuchungen dadurch weiter geführt, daß er die mythische Auslegung systematisch und ohne Rücksicht auf das Neue Testament angewendet hat, nichts Neues oder besonders Beachtenswerthes gethan habe. Es würde leicht sein, zu zeigen, daß das Vorgehen von Strauß nur ein bedeutender Schritt in einem fortlaufenden Proceß war: einem Proceß, der auch während der Zeit zwischen seinem ersten und zweiten Werke nicht stillgestanden, sondern Fortschritte in der biblischen Kritik herbeigeführt hat, geeignet, die Gesichtspunkte sowohl der Orthodoxie als der Heterodoxie im weitesten Umfange zu verändern.

Nach allem diesem kann man dem „Athenaeum“ zu seinem Schlachtplan so wenig als zu dessen Erfolge Glück wünschen. Es war ein armseliger Anschlag, das Ansehen eines Schriftstellers untergraben zu wollen durch eine Reihe von Behauptungen, welche die geringste Prüfung in ihrer Grundlosigkeit bloßstellen muß. Zum Beispiel, es ist nicht wahr, daß die Echtheit des Marcusevangeliums bis auf die Tübinger Schule nie-

mals in Zweifel gezogen worden; nicht wahr, daß Justin das vierte Evangelium anführe, oder daß dieses den Erzählungen mehr, den Reden weniger Aufmerksamkeit widme als das Matthäus-Evangelium. Es ist nicht wahr, daß Verschweigungen in den Evangelien nicht unter Umständen zu Widersprüchen werden können. Es ist nicht wahr, daß Wolf's (des Kritikers der römischen Urgeschichte) Ansehen Schiffbruch gelitten hat. Es ist nicht wahr, daß Strauß leugnet, daß Jesus der Christ, daß die Evangelisten Evangelisten seien. Es ist nicht wahr, daß er unbekannt gewesen, als er sein erstes Werk schrieb (und wenn? fragen wir), oder daß er damals Mitglied einer obskuren Universität, sein Stil ohne Aemuth, oder sein Vorhaben ein gottloses gewesen. Es ist nicht wahr, daß er Hume's Beweis gegen die Wunder entstellte, vielmehr ist es das „Athenaeum“, das auf lächerliche Art sowohl Hume als Strauß verdrängt. Ein Wunder, sagt es uns, wird dadurch noch nicht ungläublich, daß es wider die Erfahrung ist, denn wider die Erfahrung ist alles Neue; folglich sind alle Arten von Erfahrung sich gleich, Neuigkeiten widersprechen ihr ebenso sehr wie Wunder, und ein Wunder ist nicht ungläublicher als eine gewöhnliche Meinigkeit. Ein sauberes Beispiel, was mit zweideutigen Mittelbegriffen anzurichten ist, und eine seltsame Art von Beweisführung für einen, der Strauß des Mangels an Logik beschuldigt!

Doch es hieße Zeit und Raum verschwenden, wollte man die lange Reihe von thörichten Schnitten aufzählen, die der Verfasser des Artikels sich zu Schulden kommen läßt. Wenn er sagt: wir sind mit Bayle und Voltaire fertig geworden, wir haben den „Leviathan“ überlebt und den „Versuch über die Wunder“ beiseitegelegt, ohne durch eine dieser Schriften in unserm Glauben erschüttert worden zu sein, so mag das ganz wahr sein von seiner eigenen Widerstandskraft gegen die Einflüsse der Vernunft; etwa wie die Römer am Thracymenischen See fort kämpften, ohne das Erdbeben zu bemerken, oder wie die Welt die christliche Aera überlebt hat, ohne doch wahrhaftig christlich zu werden. Aber er hätte bedenken sollen, daß sein stumpfsinniger Dünkel kein tauglicher Maßstab ist für die Gelehrigkeit anderer, und daß Entstellungen, berechnet auf Gewinnung der Voreingenommenen und Befriedigung der Unwissenden, auf urtheilsfähige und wohlgezogene Menschen nur widerig und abstoßend wirken können.

So weit der englische Gelehrte, und wir wiederholen, daß wir nicht wissen, wie man, was hier zu sagen war, klarer und blühiger sagen könnte.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Von den kleinen „Bonfios parisiennes“ ist ein auch auf den deutschen Bühnen zu theilweiser Herrschaft gelangtes dramatisches Genre ausgegangen, welches jedenfalls eine literar- oder kulturhistorische Beachtung verdient. Nachdem erst neuerdings „Der Schächer“ Offenbach's auf dem Theater an der Wien zu erfolgreicher Darstellung gelangt ist, während Offenbach's „Barbe bleue“ im Varietetheater zu Paris mit vielem Beifall aufgeführt wurde, erscheint es nicht unangemessen, einen prägenden Blick auf das ganze Genre zu werfen und zu sehen, ob es nicht irgendein Element enthält, welches auch für die Fortbildung der deutschen theatralischen Komik von günstigem Einfluß sein könnte? Denn so wenig wir französischen Import in Politik, Literatur und Theater lieben, wenn er die einheimische Production zu verdrängen sucht oder was noch schlimmer, an ihr abfärbt, so ist doch nicht zu leugnen, daß den Franzosen ein moderner Instinct eigen ist, der sie oft glückliche Griffe thun läßt, namentlich wo es gilt, abgethane Culturrichtungen zu perkutiren. Offenbach's „Operetten“ sind nun keine gewöhnlichen Bandevilles, obgleich er auch mehrere von der Alltagsorte hat vom Stapel laufen lassen; in den meisten macht ein

kleiner Aristophanes seine Männchen, den wir beileibe nicht mit dem großen atheniensischen Dichter im übrigen vergleichen wollen, der aber doch eine Hehlichkeit mit ihm hat: seine Verflüchtigung, sein Spott gilt „geistigen Richtungen“, nicht den Thorheiten und Lastern des geselligen Verkehrs. Wir begrüßen aber jede Erweiterung des komischen Repertoires nach dieser Seite hin, mit oder ohne Musik, mit Freuden, jede Komik, Satire, Ironie, die dem öffentlichen Leben, dem historischen Geiste zugewendet ist, erscheint uns als ein Fortschritt, gegen über der bürgerlichen Komödie und ihren nachgerade etwas sadenscheinigen Sittenbildern.

Offenbach hat in der wenig bekannten „Genoveva“ die Komik mit vielem Esprit verspottet; dasselbe scheint auch in seinem „Barbe bleue“ der Fall zu sein. Bei unsern Romanikern spielten Ernst und Scherz in Behandlung der Märchenstoffe confus durcheinander. Tieck's „Blaubart“ z. B. ist zur Theil ernst gemeint, zum Theil ironisch, indem der Dichter seine eigenen Gestalten verspottet, seine eigene Fabel verläßt. Dies Durcheinander fand man seinerzeit besonders geistreich; war der Triumph des dichtenden Subjects, der Triumph der freiwaltenden Phantasie, welche ihren Gestalten den schöpferischen

ebensauch einblies und sie dann wieder wie tobt Erbkisse zer-  
röckeln ließ, um zum Schluß selbst hervorzutreten und auszurufen:  
Tel est notre plaisir." Heutzutage finden diese phantastischen  
Saturalien von Ernst und Scherz kein Publikum mehr; man  
ist von Sans aus wissen, woran man ist einer Dichtung  
geklüßter. Offenbach laßt uns darüber nicht in Zweifel. Sein  
Barbe bleue" ist eine Burleske, welche das Plaubartmädchen  
erstickt, ohne irgendeinen Reflex der „mondbegünstigten Zauberei“  
in die Parodie fallen zu lassen. Es sind wirklich komi-  
sche Figuren, dieser König Robiche, der fünf Frauen aus Eifer-  
acht hat tödten lassen, sich mit der sechsten vermählen will und  
son an die siebente denkt; sein Intendant, der Alchemist Po-  
lant, der durch seine Gistkräfte die unglücklichen Ehegattinnen  
um Leben zum Tode befördert, aber als Kenner der geheimen  
Käfte der Natur ihnen nur Schlaftränke eingibt, sodaß alle  
die Julien wieder erwachen und zwar nicht im Grabe, son-  
dern im Alkoven des Alchemisten, der sich in solcher Weise be-  
trübt einen ganz respectablen Harem angelegt hat. Dieser Ein-  
st ist burlesk, aber nicht ohne vis comica. In dem Verfa-  
ß des Plaubart liegt für den modernen, mehr national-  
onomischen Standpunkt eine bedauerliche Kapitalvergeudung,  
elche der Generalintendant in seiner Weise wieder gut macht.  
ie Intrigue mit dem Schäferpaaren, die nebenbei spielt, ist  
releses Pastorale. Das Ganze, da es doch den musikalischen  
esichtspunkt in den Vordergrund drängt, eine parodistische  
rneuerung der Opera buffa.

Noch einen andern Standpunkt nimmt die im Theater an-  
r Wien zur Aufführung gekommene Operette „Der Schäfer“  
n, welche eigentlich aus drei Tableauz besteht, einem mytho-  
gischen, welches das Pastorale in seiner olympischen Herrlich-  
it darstellt, einem Rococotableau, in welchem wir das cour-  
sig parfümierte Schäferthum des französischen Trianon und  
r deutschen Pegnitzdichtung erblicken, und einem modernen Dorf-  
schichtlichen, das uns das rusticale Wesen in seiner Rohheit  
nd Lappigkeit ohne jeden idealen Schimmer darstellt. Wie  
an immer vora dieser musikalischen Trilogie denken mag —  
e enthält cultur- und kunsgeschichtliche Perspektiven, was man  
on unsern übrigen komischen Trivialitäten nicht sagen kann;  
r der letzte Abschnitt kann zugleich für eine geistreiche Parodie  
nd Verspottung der dorfgeschichtlichen Schönbrederei gelten,  
dem er uns die Prosa der Welkeimer und Holzschuhe als die  
te Lebenswahrheit zeigt. Wir meinen nun, daß in diesen  
renbachtischen Operetten eine höhere Komik stecke, als in dem,  
as uns die deutsche Alltagsposse bietet; ja daß dies Element  
er den höhern geistigen Gebieten zugewendeten Komik für  
e Wiedergeburt der deutschen Poesie unerlässlich sei. Den  
isaphantischen Geist in den homöopathischen Dosen des Offen-  
schichtlichen Humors zu suchen, wird ihr freilich nicht einfallen  
ren; immerhin aber glauben wir auf die Thatfache answert-  
m machen zu müssen, daß sich derartige dramatische Humo-  
ren auf der deutschen wie auf der französischen Bühne ein-  
ngern, daß also damit die theatralische Möglichkeit einer hö-  
ru Komik auch für unsere jetzigen Bühnenverhältnisse außer  
weifel gestellt ist.

Neben diesem französischen Humor hat neuerdings in Wien  
r deutsche große Erfolge gehabt. Bogumil Goltz fand  
r Publikum und Kritik Anerkennung als eine originelle, geist-  
cadelnde Persönlichkeit; seine deutschen „Plandereien“ stehen  
r vorthellhaft gegen die französischen „Causeries“ eines Al-  
andre Dumas ab, die nur auf allerlei Salonkatsch, auf Er-  
hlung von Lustboten, abenteuerlichen Fahrten und Jagdge-  
chten hinauslaufen, während die Plaudereien von Goltz geist-  
ig gedankenreiche Lebensanschauungen boten. Gleichwol darf  
an nicht vergeffen, daß der phantastische Romancier Dumas  
r einige Flores und amoenitates seiner Nebenbuden, wie  
zen bei dem Spazierengehen gepflückten Strauß, dem Publi-  
um darbot, während das monumentum aere perennans,  
f welches der pariser Romandichter seinen Ruhm bei den

Zeitgenossen und seine Unsterblichkeit bei dem Leihbibliotheken-  
publikum der nächsten Jahrzehnte basiert, in Gestalt von einigen  
hundert, mit seinem Namensstempel gezeichneten Romanbänden  
bei ihm zu Hause liegt; Bogumil Goltz dagegen in seinen Plau-  
derien alles und das Beste gibt, was er hat, aphoristische Ge-  
danken, Empfindungen und Bilder, phosphorescirende Gase des  
Geistes, leuchtend wie Homunculus in der Flasche, aber wie  
dieser wenig geeignet zur vollkommenen Menschwerdung in  
Gestalten und Charakteren und Geschichten; denn Goltz ist kein  
Talent von vorzugsweise erstfindender und gestaltender Kraft.

Den Vorlesungen von Goltz schloß sich neuerdings ein Vor-  
trag poetischer Reliquien von Otto Ludwig an, welchen der  
Hofschauspieler Lewinsky, ein pietätvoller Verehrer des Dich-  
ters, zu Gunsten seiner Hinterbliebenen hielt. Lewinsky las  
den ersten Act einer Tragödie „Liberius Gracchus“, der  
als vielversprechend gekrönt wird, und mehrere Gedichte, von  
denen einige Anklang fanden. Man rühmt die sich zur Mei-  
sterhaft steigende Kunst des Vortrags, die sich dieser Darsteller  
angeeignet hat. Otto Ludwig's Nachlaß soll übrigens dem-  
nächst im Druck erscheinen, darunter auch seine „Shakespeare-  
Studien“, die man mehr als Studien zur Technik des Dramas  
bezeichnen sollte, indem sie mit kritischer Anlehnung an Sha-  
peare, Schiller und einzelne moderne Dramen das Geheimniß  
der dramatischen Form zu erschließen und zu bewältigen suchen.  
Wir haben dieselben genau durchgesehen; sie bedürfen einer ge-  
nauen Redaction, indem sie noch mancherlei unverbearbeiteten  
Rohstoff in Excerpten, Schematismen u. s. w. enthalten, wer-  
den aber jedenfalls allgemein interessieren, indem sie uns in das  
Atelier eines strebsamen Geistes einführen, wenn auch die oft  
schroff hervortretende Einseitigkeit der künstlerischen Richtung be-  
gründeten Widerspruch heraufordern wird.

### Bibliographie.

- Almaraz, G., Das goldene Castell. Roman. Aus dem französi-  
schen Uebersetzt von A. Wischnet. 2 Hfte. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.  
10 Ngr.
- Bitter, C. S., Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenia in Tan-  
tris. Ein Versuch neuer Uebersetzungen. Berlin, F. Schneider. Gr. 8.  
2 Thlr.
- Bell, E., Dr. Friedrich v. Sagenow. Ein Retrospekt. Neubranden-  
burg, 1863. Gr. 8. 10 Ngr.
- Bockhard, H. J., Schicksal eines Spielers. Ein Bild aus dem Le-  
ben. Zürich, Verlag. Gr. 8. 6 Ngr.
- Christ, W., Arien und die ältesten Nachrichten über Iberien und  
die Westküste Europas. München, Franz. 1865. Gr. 4. 1 Thlr.
- Edasbi-Beimar, Ernektine, Felene. Roman. Weizeng-Jena,  
Fischhausen. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Greg, R., Die Herrn von Coltrauen. Roman. 2 Bde. Berlin,  
Grethe. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Guthausen, A. Freih. v., Die Unabliche Verfassung Rußlands.  
Ihre Entwickelungen und ihre Festhaltung in der Gesetzgebung von 1861.  
Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 30 Ngr.
- Porter, O., Trübsal und Trost. Gedichte und Lieder. Dresden,  
Dittler. 16. 3 Ngr.
- Huber, B. A., Sociale Fragen. IV. Die latente Association. Nord-  
hausen, Berkeemann. Gr. 8. 5 Ngr.
- Kessell, E. v., Die Einnahme von Athen. Berlin, F. Schöls. Gr. 8.  
3 Ngr.
- Krengelstein, J. B. Graf v., Eberwiler und Römer. Eine epische  
Dichtung. Leipzig, F. Fleischer. 8. 20 Ngr.
- Müllhausen, B., Die Manbanenwaße. Erzählung aus den Rhein-  
landen und dem Stromgebiet der Mosel. 3 Abtheilungen in 4 Bdn.  
Berlin, Jantke. 1865. 8. 4 Thlr.
- Ottensberg, S. v., Der Ritter-Orden des heiligen Johannes von  
Jerusalem. In seiner Verfassung und Geschichte dargestellt. Regensburg,  
Rang. Gr. 8. 27 Ngr.
- Siddhi-kür. — Die Märchen des Siddhi-kür. Kalmükischer Text  
mit deutscher Uebersetzung und einem kalmükisch-deutschen Wörterbuch.  
Herausgegeben von B. Jälg. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 5 Thlr.
- — — Kalmükische Märchen. Die Märchen des Siddhi-kür oder  
Erzählungen eines verbannten Todten. Ein Beitrag zur Sagenkunde  
auf bodhistischem Gebiet. Aus dem Kalmükischen übersezt von B.  
Jälg. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 34 Ngr.
- Spath, J., Maurerische Gedichte. Pärth, Kühl. 16. 2 Thlr.
- Spörlein, J., Die christliche Gesellschaftsordnung und die neue Zeit.  
Röhringen, Bed. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Waldrode, L., Pressefreiheit und Justiz in Preußen. Dargestellt in  
einem Proceß der deutschen Jahrbücher. Mit einem Wortort heraus-  
gegeben. Nebst 2 Unvergleichlichkeiten. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8.  
30 Ngr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Gespräche mit einem Grobian.

Herausgegeben von einem seiner Freunde.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

In diesen „Gesprächen“ will ein bekannter deutscher Schriftsteller, der aus besondern Gründen das Buch anonym erscheinen läßt, unserer Zeit einen humoristischen Spiegel vorhalten, in dem die heutigen Menschen nach ihrem eigentlichen Wesen erscheinen. Zugleich beleuchtet er aber auch auf allen Hauptgebieten des Lebens die Ideale, nach denen die Welt zu streben hat, und gibt für die wichtigsten Fragen der Gegenwart die Mittel an, sie zu lösen. Er empfiehlt sein Buch, „den Ehrlichen, den Edelbedenkenden und Muthigen — dem ganzen deutschen Volke“.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Platon's sämtliche Werke.

Uebersetzt von Hieronymus Müller.

Mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart.

Achter (Schluß-) Band.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste bis siebente Band (1850—59) kosten 23 Thlr.

Hieronymus Müller's Uebersetzung der Werke Platon's ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinhart noch bedeutend erhöht. Mit dem sechsten erschienenen achten Bande liegt das Werk nunmehr vollständig vor. Derselbe ist nach dem Tode des Uebersetzers von dessen Sohne herausgegeben und enthält:

I. Hipparchos, oder der Gewinnsüchtige. — II. Minos, oder das Gesetz. — III. Kriemos, oder das Eitle der Lobessucht. — IV. Der Gesehete, oder der edle Waise. — V. Das Gerechte, oder das wahre Dichtwort. — VI. Die bürgerliche Tüchtigkeit, oder: Ob Staatsweisheit etwas Angebornes oder Ererbbares sei. — VII. Demobotos, der öffentliche und der besondere Bersehr. — VIII. Elyphos, oder das Rathschlagen. — IX. Begriffsbestimmungen. — X. Die übrigen unter Platon's Namen herausgegebenen Briefe.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Das Leben Jesu

für das deutsche Volk bearbeitet

von  
David Friedrich Strauß.

Dritte Auflage.

8. Geh. 3 Thlr. Geh. 3 Thlr. 12 Ngr.

Wenn bereits das im Jahre 1835 zuerst erschienene „Leben Jesu“ von Strauß, ungeachtet es ausschließlich für die theologische Welt bestimmt war, weit über diesen Kreis hinaus Epoche machte, so ist dieses neue, ausdrücklich für das Volk geschriebene „Leben Jesu“ desselben Verfassers noch weit mehr geeignet, das allgemeinste Interesse zu erregen. Es ist ein Buch für Deutsche, in demselben Sinne wie das „Leben Jesu“ von Renan ein Buch für Franzosen, und darf vom deutschen Publikum mindestens ebenso viel Theilnahme beanspruchen als das französische Werk. Daß es dieselbe gefunden, beweist die schon wenige Wochen nach seinem Erscheinen nöthig gewordene zweite unveränderte Auflage.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

## Ein Geächteter.

Lebensbild

von

Hermann Breusing,

Verfasser von „Germanisches Blut“.

2 Bände. 8. Brosch. 2½ Thlr.

Von dem letzten Werke des Verfassers, „Germanisches Blut“, sagt die Leipziger Illustrierte Zeitung, daß es sich wie ein in Prosa übertragenes Gedicht Lord Byron's. Ihrer ähnlichen dringenden Empfehlung des Buchs fügte die Stuttgarter illustrierte Zeitung: Ueber Land und Meer, den Wunsch hinzu, daß der Verfasser auch seine eigene rothe Erde in Roman und Novelle cultiviren möge. — Hier in diesem Buche liegt ein Stück Westfalen vor, Wirklichkeit und Wahrheit, naturwüchsiges Wesen, Verwickelungen, wie sie durch Leidenschaft und Thatkraft bedingt werden, und alles durch die Kraft und Blut von Darstellung und Sprache verklärt. — Das Freie Deutsche Hochstift zu Frankfurt a. M. urtheilt über vorliegendes Werk gleich günstig und hebt die vorzügliche Begabung hervor, welche sich in der Zeichnung der Personen und der Malerei der Einzelheiten kundgibt.

## Für's Vaterland.

Historischer Roman

von  
Julius Mühlfeld.

2 Bände. 8. Brosch. 2½ Thlr.

Ein Roman vom Jahre der deutschen Morgenröthe, 1809, bis zur deutschen Befreiung von der Fremdherrschaft, spielend, in seinen mannichfaltigen Szenen von den Schreckenstagen der französischen Revolution bis zu denen der Freiheitskämpfe reichend, mit dem Schwerpunkt der Handlung aber in dem Jahre 1809 in Oesterreich ruhend und im engen Rahmen einer reichen Handlung und Persönlichkeiten: die Schlachten bei Aspern und Wagram, den Erzherzog Karl u. s. w. berührend, ist dieses neue Werk Julius Mühlfeld's, der gerade in dieser Zeit außerordentlich daheim ist. Mühlfeld's „Theodor Körner“ wurde als ein bedeutendes patriotisches Werk anerkannt, zu seine Romane: „Ein Weg zum Throne“, „Mittel und Zweck“, „Unterm Verhängniß“ sind von Presse und Publikum so allgemein günstig aufgenommen und vom den ersten kritischen Stimmen empfohlen worden, daß ein neuer Roman aus seiner Feder von vornherein mit Interesse erwartet wird welches der hier angekündigte: „Für's Vaterland“, auch in hohem Maße verdient.

Sorben erschien das 66. Heft der 11. Auflage von  
Brockhaus' Conversations-Lexikon

Quarzo — Halberstadt.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte von der ersten bis siebente Band daselbst vorrätzig.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 12. —

22. März 1866.

Inhalt: Ein Epos von Hermann Ringg. Von Rudolf Gottschall. — Zur Charakteristik der Befreiungskriege. Von Karl Gustav von Berner. — Lebensphilosophie. Von H. Freiherrn von Roß. — Zur Psychologie. Von Maximilian Perle. — Senileiten. (Literarische Plaudereien; Ein geflügeltes Wort; Ein Epigramm und sein Autor; Das Spiel von den zehn Jungfrauen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Ein Epos von Hermann Ringg.

Die Völkerverwanderung. Epische Dichtung von Hermann Ringg. Erstes Buch. Stuttgart, Cotta. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die Prägnanz lyrischen Ausdrucks, ein über Epochen hinweg hinleuchtendes Weltbild, eine markige Darstellungskraft, eine stimmungsvolle Beleuchtung — das waren die unverkennbaren Vorzüge der Ringg'schen Gedichte, die wir wie alle mit warmer Anerkennung begrüßten. Mit um so tieferem Bedauern erfüllt es uns, bekennen zu müssen, daß das neueste Epos des Dichters ein gänzlich verzehtes Werk ist und in keiner Weise die Erwartungen rechtfertigt, die man an den Namen und an das Talent des Dichters knüpfen durfte, ja daß selbst die Form desselben oft eine Unreife und Schülerhaftigkeit verräth, die wir mit den einzelnen genialen Meisterzügen und der formherrschenden Sicherheit der „Gedichte“ gar nicht in Einklang zu bringen wissen. Entweder welken unsere Talente rasch an einem Marasmus, der in unsern literarischen Zuständen liegen mag, oder die Wahl eines Stoffes, der nicht nur spröde, sondern für die dichterische Behandlung ungeeignet ist, macht die Schwingen des Talents vollständig erlahmen, so daß es am Boden kriecht, während es sonst sich himmelwärts zu erheben vermöchte.

Das erste Buch der Dichtung bildet einen stattlichen Band, der zehn Gesänge enthält. Wie viele Gesänge und Bücher noch folgen werden, ist nicht abzusehen; denn bei dieser Behandlungsweise kann es mit Grazie in infinitum fortgehen und jede Seite aus Becker's „Weltgeschichte“ sich in einen umfangreichen Gesang verwandeln. Denn in der That, was uns der Dichter bietet, ist nichts als eine gemeinte Chronik der Völkerverwanderung, der hin und wieder einige poetische Lichter aufgesetzt sind, die aber im ganzen die Trockenheit der Haupt- und Staatsactionen unverkennbar zur Schau trägt und meistens in einem Stil der Darstellung gehalten ist, den wir nur mit dem Stil der byzantinischen Malerei vergleichen möchten.

Was mochte den Dichter zu einem Stoff hinziehen, der nicht nur unserer Gegenwart so fern liegt, sondern auch schon für die Geschichtschreibung so schwer zu be-

wältigen ist? Gewiß fand die Eigenart seines Talents etwas Sympathisches in diesem, wir möchten sagen Elementarischen der Geschichte, in diesen großartigen Massenbewegungen, in diesen mit Naturgewalt wirkenden Volkskräften, die mit Stoß und Gegenstoß auseinanderplagen und die Alte Welt aus den Angeln heben? Dazu der Untergang der heidnischen, der Ausgang der christlichen Weltanschauung, Schrecknisse und Verwüstungen, die wie der Schwarze Tod über die Nationen kamen, einzelne Felten, die wie Brandfackeln der Vorsehung in das kreisende Völkergetümmel hineinleuchten — erscheint das nicht alles als gigantische Fresse, für eine mit großen Zügen schaffende Dichterkraft der willkommenste Stoff, namentlich wenn in dem Dichtergeist der Sinn für die Nachtseiten des geschichtlichen Lebens, für düstere Farbengebung und Beleuchtung lebendig ist?

Dennoch ist dieser Stoff nur geeignet für eine philosophisch-lyrische Freskenmalerei, für eine Raubach'sche Skizze, für eine symbolisirende Gestaltung, welche die bewegenden Mächte der verworrenen Zeit löst aus dem Bann der hin- und herwogenden Massen, sie dichterisch klärt und verklärt. Steigt die Poesie in das Getümmel selbst herab, so wird sie haltlos von dem Strome mit fortgerissen. Die Plastik des epischen Stils namentlich muß an dieser Aufgabe zu Schanden werden. Das Epos soll ein Culturgemälde der Epoche geben; es soll wirken durch den Reiz liebepoller Versenkung in das Detail, durch den Zauber des ruhigen Verweilens; durch die Macht der Stetigkeit, die uns ohne Sprünge über den Raum und durch die Zeit führt. Welches Interesse aber kann für uns die Cultur halbwildler Völker haben, die mit wenigen Zügen erschöpft ist? Und wie soll eine dichterische Darstellung Plastik und Continuität gewinnen, wenn sie diesen instinctiven und tumultuarischen Bewegungen der Völker von Land zu Land auf dem Fuße folgt!

Freilich, ein Dichter von mehr künstlerischem Bewußtsein hätte sich von Haus aus klar gemacht, daß einem solchen Stoffe gegenüber sich der Meister in der Beschränkung zeige, daß man nicht die Breite und Fülle des geschichtlichen Stoffes in die Dichtung aufnehmen müsse,

indem sonst nicht bloß der Rahmen derselben gesprengt, sondern auch die Monotonie fortwährender Wiederholungen hervorgerufen werde, daß, wenn das Wesen der Dichtung überhaupt die Abbreviatur, die Spiegelung der zerstreuten Vielheit in dem einem Bilde ist, die Rücksicht hierauf bei einem Thema, wie das vorliegende, doppelt geboten war. Eine Episode aus der Völlerwanderung, welche den Kampf des Christlichen und Heidnischen, die alte Cultur und die Wildheit der eindringenden Naturvölker, die elementarische Zertrümmerung einer alten Welt uns in einer auch unser Gefühl erwärmenden Fabel, in die einer der hervorragenden Helden der Epoche verwebt ist, vor Augen geführt hätte, würde das Thema erschöpfender behandelt haben, als diese der Geschichte formlos nachgezählte Chronik, welche nur den in ottave rime schwer nachweisbaren pragmatischen Zusammenhang der Begebenheiten vermissen läßt, im übrigen aber einen Staub aufwirbelt, daß es uns vor den Augen flirrt und wir kaum ein bestimmtes Bild klar zu erkennen vermögen.

Statt einer Ilias gibt uns Hermann Lingg ein cyclisches Gedicht, welches mit dem Ei der Leba beginnt — wo es aber enden wird, das ruht im Schoße der Götter!

In die ersten Strophen seiner Dichtung hat Lingg den poetischen Gehalt derselben zusammengebrängt; es sind die schönsten, die prägnantesten; es ist die Poesie der Völlerwanderung! Die spätern sind meistens nur ihre gereimte Prosa. Der Prolog gibt uns einen Extract aus Gibbon's ersten Bänden. In der Schilderung von Roms Verellichkeit findet sich folgender, an einen Fremdenführer erinnernde Vers:

Unzählig war die Menge der Gebäude,  
Belebt von immer neuem Müßiggang  
Die Stätten des Genußes jeder Freude, (!)  
Die Gärten voll von Leben und Gesang,  
Die öffentlichen Hallen für Getreide,  
Und ungeheuer war der Menschenrang u. s. w.

Von August führt uns der Dichter zu Liber, Nero, Vespasian, Titus, Hadrian bis zu Constantin, Julian — ein Cäsarenkopf nach dem andern, eine historische Porträtgalerie, durch welche die epische Muse spazieren geht. Dabei verliert sie allerdings zwei Edelsteine der Poesie: der erste ein mythisch funkelnder Karfunkelstein, die Sage von dem gestorbenen Pan, die Entfesselung der durch die antike Mythologie gebundenen Gestalten, die Lösung des Naturzaubers durch die Macht der Welterlösung — ein tiefsinniges Symbol für den Kampf zweier Weltalter! Wie da Lingg's Dichtung in Fluß kommt, wie groß und schön sie das Auge aufschlägt, wie geist- und seelenvoll! Das sind die Gedankenperspectiven, in denen sie sich heimisch fühlt!

Und von den Höhen Klang überall hernieder  
Ein tausendstimmig lobender Gesang;  
Denn Menschensein ward nun jenen wieder,  
Die einst der Abgott in Verwandlung zwang;  
Es lösten sich aus Wurzeln zarte Glieder,  
Aus Zweigen los, und aus der Quelle sprang  
Noch thränenfeucht die Nymphe, neu dem Leben  
In edlerer Gestalt zurückgegeben.

Und in noch todtern Reichen riß vom Bande  
Des starrsten Todes sich die Liebe los,  
Wo nach der Seele letzten Widerstande  
Das Felsgestein Gefühl und Sinn umschloß.  
Gerungne Arme, flatternde Gewande,  
Und weit hinaus im blauen Meeresschos,  
Aus Klippen schwoll in ständiger Bewegung  
Die Luft der aufgewachten Lebensregung.

Der zweite Edelstein ist die Beschreibung des Bruchs des Vesuv, die, wenn auch nicht von glühender gedankenvoller Prägnanz, doch Schwung der Bewegung athmet. So selten sind diese poetischen Darstellungen der Wüste dieses Epos, daß man gern und lange ihnen verweilen mag.

Der erste Gesang schildert „Die Gothen an der Donau“, womit jede Geschichte der Völlerwanderung beginnt. Wir wußten aus ihm nur jene epische Vergleichung herzuheben, welche zu den wenigen gelungenen Vergleichen des Epos gehört, indem der Dichter die Bewegung, welche die namenlosen Stämme jener Gegend geräthelhaft den Thierwanderungen bei einem Waldbrand vergleicht,

So muß es sein, wenn in den Tropenzone  
Durch Urwaldnacht ein plötzlich Feuer leht;  
Im Flug ergreift's die höchsten Gipfelkronen,  
Ans Höhlen die kein Lichtstrahl noch entdeckt,  
Fliehn alle Thiere, die den Forst bewohnen;  
Der Adler, von dem neuen Tag erschreckt,  
Verläßt sein Nest am tausendjährigen Stamme,  
Und raucht empor, ein Phönix aus der Flamme.

In Boden stürzen uralt dunkle Kistern,  
Die Nester stiegen prasselnd auf, es blüht  
Aus Säulen Rauches, die den Himmel düstern;  
Es locht der See; Fels, Sumpf und Erde schmilzt  
Die Steppenrosse mit weit offenen Kistern,  
Die Mähnen hoch, die Andern aufgeschliffen,  
Fliehn fort und fort, verfolgt vom Feuersiradel,  
Und ihnen nach die Antilopenrudel.

Eine barock-mythische Einlage bildet die von Gothenführer Fridiger erzählte Entstehungsgeschichte der Hunnen, dieser „Dämonen mit Handelsböfen“, aus der Verarmung Satans und der Alraunen. Die phantastische Sage, die sich im ganzen wenig ausgiebig zeigt, gibt die Göttermaschinerie des Lingg'schen Epos her. Sie ist eigentlich nur noch durch eine gelegentlich auftretende Meerjungfrau vertreten.

Wenn wir von zwei Episoden absehen, die wir erwähnen wollen, tritt das Gedicht nun in den besten Gleisen der Weltgeschichte sachte fort, greift der Dichter nach auf, was ihm in den Weg kommt, einen Helden und eine Heldin nach der andern und läßt sie wieder verschwinden, ehe wir irgendein Interesse für dieselben gewinnen konnten. Fridiger und Lupicinus, Gratian, Titus, Arcadius, Honorius, Rufinus, Marcia — das belästigt alles an uns vorüber, wie die Reize von den Sprößlingen an Macbeth, skizzenhafte Kreidezeichnungen. Wie wäre es auch möglich, bei dieser Art der Composition einen epischen Stil herauszubilden? Lingg's ist überhaupt mehr bligartiges Beleuchten, als anmalen eines Gestalten. Selbst ein Charakter wie der des Honorius, der doch so frappante Züge hat, ist nur



schlich herausgemeißelt. Am meisten treten noch Alarich und Stelico hervor, ein Gegensatz, der wenigstens an die indischen Ritter der romantischen Epen erinnert und zu Zweikämpfen und anderer herausfordernder Bewährung persönlichen Muthes führt. Hier erwärmt sich Ringg's Rufe an mehreren Stellen; doch immer wirft uns wieder die nüchterne Chronik aus allen Himmeln der Poesie. So bei der Eroberung Roms:

Dreimal ward Rom erobert und gewonnen,  
Einmal am Tag und zweimal in der Nacht;  
Der Aufruhr und der Hunger hat begonnen,  
Die Plünderung und der Brand den Schluß gemacht.

Vor solchen Versen nehmen alle neun Musen reißaus, und was noch viel beunruhigender ist, die Gewißheit, daß der Dichter mit den Grundregeln des Epos auf ganzem Fuße lebt, tritt so überzeugend vor uns hin, daß sie uns jeden Genuß verstimmt. Man vergleiche Alarich's Begräbniß in dem herrlichen, stimmungsvollen Katen'schen Gedicht. Welche nüchterne und ungelenke Beschreibung in den folgenden Versen:

Am Ziel ruhmvoller Thaten, im Erringen  
Nach größrer Zukunft, schon zur Ueberfahrt  
Gedrückt, noch besetzt von Mutheschwingen,  
Noch siegesgewiß starb Alarich; bewahrt  
Ward seinem Reichthum wo die Wellen gingen,  
Ein tiefes Grab, da jugendlich der Bart  
Sein Kinn umsproßte noch, und goldne Haare  
Sein Haupt umlodten, noch im Mart der Jahre.

Und das sein Volk das Leichenmahl bereitet,  
Indeß wird des Busento Strömung ab-  
Und in ein andres Bett hingerollt.  
Gesangne graben in der Nacht das Grab,  
Und in die Faust gibt man, indem's noch freitet,  
Das Schwert, sein alles, das ihm alles gab,  
Das Streitroß senkt man nach ihm in die Tiefe,  
Daß brunten es bei seinem Reiter schlief.

Und daß es nie von einem Menschenmunde  
Verrathen werde, noch durch einen Blick,  
So lenkt man über dem verschlossnen Grunde  
Den Strom, und in sein altes Bett zurück,  
Und ähbet die Gesangenen zur Stunde,  
Daß Nacht es bleibe wie das Weltgeschick,  
Daß niemals wieder aufgegraben werde  
Das Selbengrab, das Grab in fremder Erde.

Raum aber ist Alarich todt, so beginnt das durch diese Persönlichkeit einigermaßen zusammengehaltene Interesse wieder in alle Risse zu zerfallen. Denn der Dichter hat in diesem Gesang noch viel zu erzählen und seine Muse erscheint so athemlos, daß man ihr Herz an die Rippen pochen hört:

Nach seinem Hingang aber übertrugen  
Die Gothen ihre Führung und Gewalt  
Dem Athaulf, dem die Herzen alle schlugen,  
An Jahren jung, an Sieg und Ehren alt,  
Verlobt schon mit Placidia, der klingen,  
Und selbst ein Feld voll Rath und Wohlgehalt —

• geht unsere Reimchronik weiter in dichterischem Mönchs-  
atein.

Vom Gestade des Tyrrhenischen Meers begleiten wir das Brautpaar nach Narbonne zur Hochzeit. Nach ein paar Strophen ist Athaulf wieder an der Rhône und

schlägt den Gegenkaiser Jovin; eine Strophe darauf geht's nach den Pyrenäen; dann wieder in einer Strophe viele Siege und — o Freude — ein Kind in der Wiege, Athaulf's Erbe. Die Jahre fliehen rasch, jedes gibt ungefähr zu einer Strophe Chronik Gelegenheit, Athaulf wird in Barcelona ermordet, begraben; Placidia in acht Zeilen nach Rom und dann wieder nach Byzanz geschleppt. Dann stirbt Arcadius „in den Jahren erster Männlichkeit“.

Der zweite Theodosius, der kleine Sohn, wird der Placidia zur Erziehung übergeben. Diese erzieht ihn sehr fromm und schnell, denn nach vier Zeilen heirathet er, „da er kaum ein Mann erschien“, die Athenais. Im nächsten Vers ist er schon Vater. Einen flüchtigen Blick werfen wir auf die interessanten Frauen von Byzanz, die mit unerlaubten mythologischen Latonismen geschildert werden, bei denen wir kein Bild erhalten, nicht einmal ein byzantinisches:

Pulcheria hier — des Herrschers junge Ruhme,  
Placidia dort, die Gothenkönigin —  
Athenais, die von dem Heidenthume  
Gerettete, nun stolze Herrscherin,  
Und neben ihr, die Knospe bei der Blume,  
Ihr Kind Eudoxia, und dort, das Kinn  
Auf ihre Hand gestützt, Honoria. Dore,  
Athene, Ceres, Hebe und Cythere.

Diese fünf Frauen unterhalten sich, „von Seelenleiden blaß“, doch nicht so blaß, wie unsere Chronik selbst wird, die sich immer mehr verallgemeinert. Verschwoörer, Mörder, Empörer treten auf, Honorius stirbt, Geiseric erscheint:

Ein Sirius im Raum der Weltgeschichte!

Und das erzählt alles der zehnte Gesang! Compensatorisch hat sich seit Menschengedenken nie ein Dichter gefaßt, und freilich, „der Raum der Weltgeschichte“ ist so geräumig, daß man kein Ende abseht, wenn man sich keine künstlerischen Schranken in demselben steckt!

Diese unerquickliche Chronik der Völkerwanderung bildet die Hauptströmung des Gedichts. Selten erhebt sich dieselbe über die gereimte Prosa zu höherem Schwung, und wir würden uns vergebens nach dem Dichter umsehen, dem wir doch so viel Schönes verdanken, wenn nicht einige Episoden den unverwischbaren Stempel seines Talents trügen. Zwar die Episode von Sigune, dem alemannischen Mädchen, das bei Ausonius christlich erzogen wird, den tapfern Deutschbrömer Audogar liebt, diese Episode ist mit ihrer Virgil'schen Moselidylle, den verschiedenen höchst romantischen Entführungen, Gefangenschaften, Rettungen so in die etwas verworrenen Fänge des Völkergewähls verstrickt, daß sie nirgends einen reinen Genuß gewährt durch sanft harmonisches Abheben von der ruhelos treibenden, sinnverwirrenden Bewegung. Sigune, welche von dem Tauracus gefangen genommen wird — das Wie bleibt im Dunkeln — dann ihren Bräutigam und durch ihn den Kaiser Valentinian vor der Hinterlist des Briten warnt, dann dem Kaiser Theodosius das Wort der Gnade entlockt, später von wilden deutschen Frauen geraubt, von der Hethapriesterin vor dem Tode der Abtrünnigen gerettet wird, bis sie glücklich die Hand Audogar's

erhält, ist mit ihrer unruhigen Allgegenwart zu sehr ein „Mädchen für alles“, wozu der Dichter gerade eine weibliche Gestalt braucht, als daß sie jene dichterischen Ruhepunkte vertreten könnte, deren wir bei einer so sich überstürzenden weltgeschichtlichen Action doppelt bedürftig sind.

Etwas anderes ist es mit dem fünften Gesang: „Die griechische Insel.“ Hier begrüßen wir eine lieblich eingeleitete, poetisch reizvolle Episode, die ihren eigenen Schwerpunkt hat und doch in dem Kampf des Christenthums und Heidenthums den großartigen Weltkampf spiegelt; hier hat die Muse Ringg's die Fesseln der Chronik abgeschüttelt und bewegt sich frei im eigenen Element; hier finden wir den Dichter wieder, und der Abstieg dieser melodischen, poetisch duftigen ottave rime gegen die oft ungelenten und meist übernüchternen Verse der andern Gesänge ist wahrhaft überraschend. Wir können uns nicht enthalten, die Strophen, welche die landschaftliche Idylle dieser Insel schildern, als die Perlen unter dem poetischen Schutt dieses Epos, als auch unter minder dürftiger Folie hellleuchtende Edelsteine der Dichtung unsern Lesern mitzutheilen:

An einer Küste, wo in blauen Buchten  
Zum schäufsten Strand die Meereswelle geht,  
Verschließt das Eiland hinter unbefuchten  
Berghöhn ein Thal, von Blumenduft durchweht.  
Der Eppich überwuchert Fels und Schluchten;  
Am Abhang, wo die schlankte Palme steht,  
Blühen dicht und wild die Lilien und Pionien,  
Und milde Küste wehn vom nahen Jonien.

Eppreßengänge führen vom Gestade  
Zur heitern, hochgelegnen Wohnung hin.  
Mit Hermen prangt Hofmauer und Arcade,  
Die Pinie breitet ihren Baldachin  
Ums platte Dach, und hoch wirft die Cascade  
Ihr schirmend Netz von zitterndem Kabin.  
Den Garten schließt in seinen kühlen Schatten  
Ein Portikus, belegt mit Porphyrplatten.

Von hier kann man durch dunkle Nebelände  
Ins Innere dämmernder Gemäcker schaun,  
Wo sich in Arabesken heitre Wände,  
Was zwischen ihnen vorgeht, anvertraun.  
Im Bade lacht, als ob er mitempfaude,  
Aus dunkler Nische lach der Marmorfaun;  
Gemalte Früchte, Wildpret, Vögel, Fische  
Verklären dort die reichbesehten Tische.

Hier unter ephesusanbumrankter Linde,  
Im Arm den jungen Bacchus, lacht Eilen;  
Der Alte beugt sich nach dem schönen Kinde  
Und läßt ihn, neckend, reife Trauben sehn.  
Wie lockt den jungen Gott das Nebgewinde!  
Wie schön mißt ihm ein Kranz von Trauben sehn!  
Schon will er, scheint's, im kindischen Entzücken  
Die Feuergeister aus der Deere brücken.

Der Fruchtbareit Geheimniß zu bedeuten,  
Glänzt Ceres dort, und weiter rechts und links,  
Die Tagern aufgehoben zum Erbeuten,  
Mit schlafenden Gesichtern Ephinx und Ephinx,  
Ein Hercules mit Keul' und Löwenhäuten,  
Und Hirt und Herde, Flöten und Syring;  
Diana ruht, ermüdet von der Birsche,  
Auf einem Fels und liebt ihre Birsche.

Dort steh, der Sonnengott, er spannt den Bogen,  
Furchtbar und schön, es droht sein hoher Bild,  
Erhabner Jörn sträubt seine lodenwoogen  
Vom Glanz der Stirn um Schulter und Genid,  
Und rings um ihn, vom Immergrün umjogen,  
Sieht man die holden Töchter der Nyx,  
Aus jedem Buschwerk lacht, aus jeder Grotte  
Das Marmorbild von einem holden Gotte.

Keineswegs aber können diese Verse als willkürlich herausgegriffene Proben für die Schönheit der Diction betrachtet werden, welche in der Regel schwerfällig ist und gedrückt, als ob die Wucht des nicht zu bewältigenden Stoffs auf ihr laste, und oft, wo die zahlreichen Verbindungsglieder der in alle Weltregionen zersplitterten Handlung eingeschoben werden, in die barste Prosa verfällt. Wo wir nur in der Dichtung blättern, stoßen wir auf Verse, welche eigentlich nur in eine höchst prosaische Reimchronik gehören. So z. B. im sechsten Gesang:

Denn wirklich schon zum Deta vorgebrungen  
War Stelico, und war schon im Begriff,  
Die Schlacht zu thun(!), die Lanze war geschwungen,  
Des spizen Pfeils gekrümmte Schlange pfliff —

Im ersten Gesang:

Sie schwangen sich nun in die Sättel, sprengten  
Aufs offne Feld, und zu dem Lagerwall,  
Und als sie angekommen waren, drängten  
Sich alle um sie her mit Waffenschall.

Im zweiten:

Es hatten sich Britanniens Legionen  
Empört, und ausgerufen hatten dort  
Den Cauracus des Heers Centurionen.  
Der neue Kaiser Roms betrat sofort  
Mit starker Macht die Küste der Bretonen,  
Und rückte nach Paris; schon war kein Ort,  
Raum ein Geleit dem Gratian geblieben,  
Und er bestürzt in jähe Flucht getrieben.

Das wird doch in Wietersheim's „Völkerverwanderung“ und selbst in Becker's „Weltgeschichte“ fließender erzählt sein!

Im dritten Gesang:

Es war die Ebne, wo sie sich befanden,  
Das Feld, wo Constantin schon einst gesiegt!  
Es schien, als wären wieder auferstanden,  
Die dort aus gleichem Anlaß sich bekriegt.

Im zehnten:

Dem Worte folgte bald die That, die Wochen  
Der Hochzeitste flogen rasch dahin,  
Und wurden durch die Botschaft unterbrochen,  
Daß gegen den Honorius in Jovin  
Ein Gegenkaiser aufstand u. s. w.

Wir haben durchaus keine systematische Jagd auf prosaische Wendungen angestellt, sondern nur angeführt, was uns zufällig ins Gern gelaufen. Es finden sich no unerlaubtere Trivialitäten in dem Epos. Daß die ottav rime, so schön sie an einzelnen Stellen, die wir anführten, behandelt sind, im ganzen trotz ihrer meistens reinen Reime keinen melodischen Eindruck machen, hängt mit dem Charakter der Dichtung als einer historischen Reimchronik zusammen. Die ottave rime sind übrigens die von dem Dichter angerufenen Mäusen:

Nach auf aus deinem süßen Friedensschlafe,  
Entfuge deinem Melodienborn,  
Du Königin der Strophen, auf, Octave!  
Stür' um dein Schwert, stoß in dein goldnes Horn!  
Auf daß ich deine Feinde Ägen krase,  
Leg' in dein schönes Angesicht den Jörn,  
Wirf deine seidne Todensut, entülle  
Im stolzen Gang des Sildens Formensülle!

Die „seidne Todensut“ dieser Octaven geräth oft in sehr ungeschöne Verwirrung bei den barbarischen Namen und Gestalten der Völkerverwanderung, und der „stolze Gang“ verwandelt sich zwar nicht gerade in choliambisches Hinken, aber doch oft in einen poppmäßig nüchternen Marsch.

Der wahrhaft epische Stil ist nur in den erwähnten Epioden und vielleicht noch in zwei oder drei Schilderungen zu finden. Tyril darf man diesem Epos nicht zum Vorwurf machen, nur ein leichter lyrischer Hauch schwebt um „Die griechische Insel“. Wir würden indeß einige Tyril der poesielosen Chronik gern vorgezogen haben. Die für die epische Darstellungsweise charakteristische, selbständige und breit ausgeführte Vergleichung wird zwar von Ringg mit Bewußtsein angewendet; doch verbinden diese Vergleichungen nicht immer eine selbständige Poesie und sind überhaupt nicht zahlreich durch das Gedicht zerstreut. Schön und stimmungsvoll ist der Vergleich am Anfange des siebenten Gesangs:

Was gleicht dem Graun bei nahenden Gewittern,  
Wenn am Tagetus Gewölke schwebt u. s. w.

Etwas gesucht und im tertium comparationis nicht vollkommen klar ist der folgende urweltliche Vergleich:

Als noch des Chaos letzte Feuer brannten,  
Durch die der letzte Sturm der Urwelt ging,  
Wenn damals auf den Mammutheslanten  
Die Schlange schoß und ringelnd ihn umfing,  
Die sich die Flügel auseinanderspannten,  
Daran das Gift in schweren Tropfen hing,  
Und sich das Ungethüm zur Wehre setzte,  
Dampf brüllend, stampfend, und die Dauer wehte:

Es stoßen mit Gestamp der Heere Planken,  
Und fassen sich an beiden Hörnern an,  
Entrollte Fahnen, Speere sonder Wanken  
Und Schwerter brechen ihre blut'ge Bahn.

Das Anfasseln an den „beiden Hörnern“ verwirrt uns das Kampfbild des Mammutheslanten und der Schlange wieder. Dasselbe gilt von dem Vergleich:

Zuweilen wird bei heftigen Gewittern,  
Nachdem ein jäher Blitz herniederfuhr,  
Auf einmal alles still, und kaum ein Zittern  
Bewegt die Bäume noch, doch täuscht das nur,  
Und bald tritt mit erneuertem Erhitern  
Des Donners Wuth in seine alte Spur,  
Und Schlag auf Schlag, mit doppelt stärkern Flammen,  
Schmilzt Blitz auf Blitz und Blut auf Blut zusammen.

So sah sich das Verhängniß weiter wälzen  
Und, zwar auf kurze Frist, sich Rom befreit,  
Erlaßt mit Seide, Gold und reichen Pelzen,  
Doch half's ihm nichts, den Stolz der alten Zeit,  
Dem Schlag der alten Tempel einzuschmelzen,  
Sogar das alte Bild der Tapferkeit,  
Es sah beschämt und, statt mit Luze, mit Tranern  
Die Gothen weiter ziehn von seinen Manern.

Da in der epischen Vergleichung das Bild wie ein kleines selbständiges Gemälde ausgeführt wird und nur an einem Punkt mit dem verglichenen Gegenstande zusammenhängt; so muß dieser eine Punkt desto klarer in die Augen springen, sonst erhalten wir den Eindruck einer verwaschenen Bildlichkeit.

Wenn unser fortwährendes ceterum censeo in unserm Mahnruf an die Dichter die Wahl moderner, dem allgemeinen Interesse und Empfinden sympathischer Stoffe ist, so mag man uns immerhin der Einseitigkeit zeihen; doch Gedichte wie Ringg's „Völkerverwanderung“ werfen ein bedeutendes Gewicht in die Waagschale unserer Theorie, indem sie zeigen, wie ein hervorragendes Talent in der unglücklichen Selbstqual, zu der es ein entlegener und ungeeigneter Stoff zwingt, wie ein an die Fensterscheiben flatternder Falter sich den Kopf zerstückt und dabei allen poetischen Flügelstaub von seinen Schwingen verliert.

Rudolf Gottschall.

### Zur Charakteristik der Befreiungskriege.

Geschichts- und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen. Von Wilhelm Baur. Zwei Bände. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. 1864—65. 8. 3 Thlr.

Ein Stück praktischer Theologie nennt der Verfasser in der Widmung an seine theologischen Freunde das Werk, in welchem er nicht die kriegerische, sondern die religiöse Bewegung in den deutschen Befreiungskriegen schildern und den Beweis führen will, daß mit der nationalen Erhebung eine Erneuerung des religiösen Lebens verbunden war. Für diejenigen, welche jene große Zeit noch erlebt und ihre Nachwirkungen lebendig empfunden haben, bedarf es eines solchen Beweises nicht; aber ihre Zahl wird täglich kleiner, und dem neuen Geschlechte thut es sehr noth, daß ihm die Erinnerungen an die Tage des Falls und der Erhebung immer wieder aufgefrischt und lebendig erhalten werden. Am Schlusse der Einleitung, welche darstellt, wie das Evangelium niemals einen begabteren und empfänglicheren Pünger gefunden als das deutsche Volk wegen seiner Innerlichkeit und ersten tiefen Sittlichkeit, und welche Ursachen die Erschlaffung des religiösen Lebens in Deutschland an der Scheide des letzten Jahrhunderts herbeigeführt, heißt es:

Die Geschichte lehrt, daß das deutsche Volk zu derselben Zeit seinen Christenberuf und seinen nationalen aus dem Auge verloren, daß es für diese zwiefache Sünde zu gleicher Zeit geächtet ward und daß es aus der Züchtigung hervorging als eine Volkspersönlichkeit, die vom Hauche Gottes angeweht den feurigen Wunsch hatte, Christenthum und Volkthum hinfort aus den Quellen ihres Lebens zu nähren, damit keins von beiden wieder erschlaffe.

Jene Zeit in der geschichtlichen Erinnerung festzuhalten, um daraus Muth und Begeisterung für das Werk christlicher und nationaler Erhebung zu schöpfen, die uns abermals noththut, erklärt der Verfasser für den Zweck seiner Darstellung.

Zuerst schildert er „die religiöse Zerfahrenheit“ mit den Worten, welche im Jahre 1799 der junge Schleier-

macher über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern gerichtet hat. Freilich war nicht alles religiöse Leben erloschen, aber im ganzen und großen war der Glaube der Väter aus den Familien wie aus dem öffentlichen Gottesdienste gewichen; in der Erziehung spürte man „das kalte Wehen Rousseau'scher Gedanken, wol geeignet, manchen faulen Hauch zu verschärfen, aber unfähig, christliche Pflanzungen zu fördern“, da Rousseau der menschlichen Gesellschaft alles Uebel schuld gibt, ohne den Einzelnen, der nur durch sie verderbt sei, für seine Sünden verantwortlich zu machen. Den gesegneten Einfluß Bascom's, Campe's, Salzmann's auf eine gesunde Erziehung erkennt der Verfasser an, „aber der warme Hauch des Christenglaubens fehlte ihnen und sie kamen über die Institutserziehung nicht hinaus; erst Pestalozzi's schlichte und tiefe Liebe wirkte für die Volkserziehung“. Auf den höhern und höchsten Schulen fand sich neben dem schamlosesten Treiben der Roheit und der Unzucht der idealste Aufschwung jugendlicher Geister, aber christliche Erkenntniß und christliches Leben fehlten. Der Verfasser theilt einiges mit aus der Schrift des damaligen Prorectors Meiners an der vorzugsweise aristokratischen Universität Göttingen, welcher einen doppelten Maßstab für die „jungen Männer von Stande“ und die „armen Beneficiaten, meist Theologen“ hat. Ueber die zweite Blütezeit der deutschen Nationalliteratur heißt es: „Man kann sich an dieser freuen und immer wieder zu ihr zurückkehren als zu einem unversieglischen Quell geistiger Erfrischung und Erhebung, und braucht doch die Klage nicht zu verschweigen, daß die neuere classische Periode unserer Literatur an religiöser Reifebarkeit leidet.“ Klopstock, von dem Ernst und der Weihe des Christenglaubens durchdrungen, „litt doch an der Krankheit der Zeit, einer zu weichen Stimmung, einem zu geringen Verständniß der vollstimmlichen Kraft des einfachen Gotteswortes und konnte auf die Nation im großen keinen Einfluß mehr haben, als Lessing, Herder, Goethe und Schiller austraten“. Der Verfasser erkennt an, daß sie alle an ihrem Theile gegen das Philistertum der gewöhnlichen Aufklärung gekämpft, aber er weist auf die drei Ringe im „Nathan“ hin, auf Herder's spätere Abkühlung seiner frühern Begeisterung für christliche Dinge, auf Goethe's: „Es fehlt nicht viel, daß ich ein Christ wüßte!“ und auch auf Schiller's Entfremdung von den Grundwahrheiten des Evangeliums. Nicht die Schuld der einzelnen Dichter sei das gewesen, sondern die Schuld ihrer Zeit, in welcher sie weder den Staat noch die Kirche in achtungsgebietender Gestalt gefunden und von diesen großen Organismen getragen worden, sondern auf sich selber ganz allein gestanden hätten. Der Abschnitt schließt mit Arndt's Klage: „In dieser traurigen Gleichgültigkeit und Gottlosigkeit und Volkslosigkeit, welche sie Vielseitigkeit nennen, liegt die Erklärung der Geschichte unserer beiden letzten Decennien.“

Im zweiten Abschnitte wird die „nationale Zerrissenheit“ geschildert. Wenn Leser, welche nicht auf dem religiösen Standpunkte des Verfassers stehen, manchem seiner im vorigen Abschnitt ausgesprochenen Urtheile, namentlich

über die Helden unserer Literatur, nicht bestimmen mögen, so werden gewiß die folgenden allgemeine Anerkennung finden. Wir lesen hier zusammengefaßt die Geschichte der Beeinträchtigung deutschen Volkstums und der Verdrängung Deutschlands durch die Franzosen von ihren Anfängen zur Reformationszeit bis auf Napoleon.

Nimmermehr hätten wir das ertragen — sagt der Verfasser mit Recht —, wären wir nicht an Nationalgefühl bereits auf verhängnißvollste geschwächt gewesen. Ehe die Franzosen uns besiegten, hatten wir ihnen schon gehuldigt, hatten wir deutsche Sprache und Sitte schon für französische Sprache und Sitte hingegeben.

Vergebens warnten tüchtige deutsche Männer dagegen. Wie ein Prophet erscheint uns Moscherosch, wenn er (in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts) spricht:

Ich will auch meinen Deutschen hiermit geweissagt haben: Es wird eine Zeit kommen, weil alle Dinge vergänglich sind, wann das Deutsche Reich soll zu Grunde gehen, dann werden Bürger gegen Bürger, Brüder gegen Brüder im Felde streiten, und sich ermorden und werden ihre Herzen an fremde Dinge hängen, ihre Muttersprache verachten und der Welschen Gewalt höher halten, wider ihr eigen Vaterland und Gewissen dienen und alsdann wird das Reich, das mächtigste Reich zu Grunde gehen und unter deren Hände kommen, mit welcher Sprache sie sich so geküßelt haben.

Preußens Stolz und Fall zeichnet der dritte Abschnitt mit strenger Treue, wir wüßten hier nichts zu mildern. „Ein neues Leben begann aber von dem Augenblick an Deutschland, da es dem Tode verfallen schien.“ Mit diesen Worten wird nun die Reihe der Lebensbilder eingeleitet, in denen sich das sittliche Handeln, die Pflichterfüllung und Hingabe des Menschen an das Heil des Volkes, der Muth, der das vergängliche Dasein für ein höheres Gut unbedenklich in die Schanze schlägt, aber auch schon der Glaube, freilich noch in seiner Beziehung auf das irdische Gut der Freiheit des Vaterlandes, immer hin der Glaube zeigt. Wir begegnen hier zuerst Blücher, Scharnhorst, Manteuffel, Yorck, Scharnhorst. Dann folgen Friedrich Wilhelm und Luise von Preußen, vortrefflich gehalten.

Besonders gelungen ist aber das Charakterbild der Prinzessin Wilhelm von Preußen, fast ganz nach handschriftlichen Mittheilungen. Ihr Briefwechsel mit Stein, der sich an den plötzlichen Tod der Königin knüpfte, läßt uns in ihr tiefstes Herz hineinschauen und wird mit der höchsten Interesse gelesen werden. „Er ist eins der werthvollsten Zeugnisse dafür, daß die Zeit der Befreiungskriege das religiöse Leben erweckt und vertieft hat.“ In ihren eigenen Worten wird überall das schöne Lebensbild der hohen, wahrhaft frommen und deutschen Frau beleuchtet; wir lesen, wie sie ihren Gang zur Einsamkeit findet, um werththätig an die Spitze des Frauenvereins zur Unterstützung der Landwehr zu treten; wir fühlen mit dem Schmerz um den Tod ihres Bruders, der bei Grotzen fiel; wie merkwürdig stimmt, was sie über Metternich's Tod schreibt, mit dem Urtheil Arndt's über sie fromm und gottergeben sind ihre Äußerungen über So am Sylvestertag 1813: „Könnte ich doch bei Rückblick wirklich sagen, daß ich mich gebessert hätte dem Jahre, aber ich kann's wol nicht? Ich sag's,“

ich leichter gut werden konnte in meinem Element, einer schönen Natur, und entfernt vom Hofleben — ach! wie schade ich mich danach!" Dieser Wunsch ging ihr später in Fischbach in Erfüllung. Sie starb am 14. April 1846. Ihre Kinder und Schwiegerkinder knieten betend um ihr Bett, sie starb, während die Prinzessin Marie, die jetzige verwitwete Königin von Baiern, Paul Gerhard's Lieb sprach: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir!" In dem dichterischen Nachlasse ihres nun auch verwitweten Schwiegersohnes, des Königs Max von Baiern, hat sich ein schöner Nachruf an sie gefunden, in welchem es unter anderm heißt:

Deutscher Frauen Zier und Krone,  
Gehe nun zum Frieden ein,  
Denn du wolltest, nah' dem Throne,  
Stets des Herrn Magd nur sein.

Stein's Leben hat der Verfasser früher schon selbständig bearbeitet, er hebt also hier nur besonders das Menschliche, Sittliche und Christliche des Mannes hervor, den er Napoleon's mächtigsten Feind nennt. „Aber schmerzlich ist die Klage: er hat viele Bewunderer und wenig Nachfolger.“ Diesem Charakterbilde schließen sich noch die von Fichte, Arndt und Schleiermacher an: „Drei Gottesgewaltige „nennt sie das Werk“, von denen Ströme lebendigen Wassers in die dürren Gefilde des deutschen Volkthums ausgegangen sind.“ Von Fichte heißt es: „Der das Christenthum nicht nur in der fehlerlosen Lehrbestimmung sieht, sondern in der Auswirkung der neuen Lebenskraft, welche durch Christus in die Welt gekommen ist, wird nicht anstehen, Fichte unter die Wiedererlebens Lebens in den Befreiungskriegen zu setzen.“ Auch Arndt's Leben hat der Verfasser schon andernorts ausführlich erzählt, es gilt ihm also nur, sein Bild in einigen Hauptzügen vorzuführen.

Kann mag ein anderer Deutscher sein, dem das Volk bis ins Ende so zugejubelt hat. Aber die meisten haben den ganzen Arndt nicht gekannt oder nicht kennen wollen. Dem deutschen Mann galt ihr Jubel, nicht dem Christenmann. Aber an dem Mann wie Arndt, der so aus Einem Gusse ist, gilt kein Halben. Er war ein Christ als echter Deutscher, er war ein Deutscher als echter Christ.

Aber ist es denn mit Stein, mit Friedrich dem Großen, mit Schiller anders gewesen, als daß sie dieselben für Parteipuppe nicht bloß halbt, sondern gar parcellirt haben?

Eine der merkwürdigsten Schriften von allen, welche Arndt's frommem deutschen Herzen im Laufe seines langen Lebens entsprungen sind, ist der Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann. „Schwerlich hat ein anderes Volk etwas Aehnliches aufzuweisen, eine solche volkstümliche Einfassung der stärksten nationalen Triebe in die heiligen Schranken christlicher Ordnung und Tugend. Möchte das Büchlein mehr gekannt und gelesen sein!“ Es stimmen denn bei, es würde mehr Frucht bringen als all die modernen Tornister- und Kasernenopuskeln, mit denen die armen Soldaten heimgesucht werden. Ueber Schleiermacher urtheilt der Verfasser fern von zelotischer Engherzigkeit:

Wer die Bedeutung eines Gottesgelehrten einfach nach der Zustimmung oder Nichtzustimmung zur überlieferten Lehre der Kirche bemessen wollte, der würde bei Schleiermacher's Wirken kaum den Segen erkennen. Seine Bedeutung liegt in der Lauterkeit und dem Ernst, mit welchem er die Religion überhaupt und das Christenthum als von Christo ausschließlich ausgehendes religiöses Leben wieder zu Ehren brachte.

Schleiermacher's Tod ist sehr schön geschildert. An diese drei Männer reiht sich würdig, wenn auch nicht in gleich durchgreifender Wirkung, Heinrich Steffens. In der Charakteristik desselben wird der Verfasser natürlich über die Befreiungskriege hinaus in die Zeit politischer Streitigkeiten geführt, welche auch Steffens schwere Kämpfe bereiteten. „Den Männern, welche die Stimmung der Befreiungskriege zu bewahren suchten, galt er als ein Abtrünniger, denen, welche den Geist zu dämpfen suchten, als ihr Vetter. Beides glaubte er nicht zu sein.“ Das Bild „des im Alter noch jugendfrischen Lehrers, in dessen Vorlesungen auch jetzt die Religion das pulsirende Blut, der Grundgedanke seiner Lehre die Einwohnung Gottes in aller Creatur war“, ist das letzte in der Reihe, welche der erste Band des Werks umfaßt. Derselbe enthält noch zwei Kapitel: „Napoleon's Sünde“ und „Das Gottesgericht in Rußland“, aber das Bild des gewaltigen Eroberers zu zeichnen, erklärt der Verfasser für eine Aufgabe, der er sich nicht gewachsen fühlt, zu deren Lösung auch hier nicht der Ort sei. Nur einige Züge sollen erläutern, warum in ihm nicht bloß der Feind der Nation, sondern auch des Christenthums, der weltgeschichtliche Typus eines satanischen Princip's, ja im Volksgemüth der Apollon der Offenbarung Johannis gesehen wurde. Dabei können freilich auch die deutschen Bewunderer Napoleon's, deren es ja viele gab, nicht unberührt bleiben, Johannes Müller, Heeren u. a., gegen welche Arndt's zürnendes Wort gerichtet war, das hier nach einem enthusiastischen Briefe Dorothea Schlegel's an Helmina von Chézy über Napoleon's Einzug in Köln 1804 mitgetheilt wird.

Der zweite Band beginnt mit einer warmen und wahren Charakteristik der deutschen Erhebung, um darzutun, welchen Einfluß auf die Wiederbelebung des Christenthums sie gehabt haben müsse. Schon die Rede, mit welcher der Geistliche in der ersten preussischen Stadt, die der Kaiser Alexander betrat, diesen empfing, war wie eine Weiberede zu dem Werk, zu welchem Gott ihn berufen. Ehe der König Friedrich Wilhelm nach Breslau abging, ließ er die Confirmation des Kronprinzen vollziehen. „Der Kronprinz, der sein ganzes Leben lang sein warmes Herz auf bereiteter Zunge hatte, offenbarte vor dem Altare, was der Vater in politischer Unterhandlung noch zu verbergen suchte.“ Seine Worte waren wie eine Losung zum frommen Kampfe gegen den Feind. Wahr und schön sagt der Verfasser:

Wie ein Zauber wirkte der Aufruf an die Freiwilligen. Mit dem Worte freiwillig ward der Mechanismus ein Organismus, der starre Staatskörper ein lebendiger Volksleib, wie ein Thauwind löste das Wort das Eis des Misstrauens zwischen König und Volk, wie die Frühlingssonne lodte es tausend Keime eines jungen Volkslebens hervor.

Dieser neue Geist in allen Ständen brachte ein Heer



hervor, wie es noch nie gesehen worden: das Edelste, das Beste, das Geistigste, das Frömmste erschien in Waffen. Das Christliche in der Erhebung tritt bestimmt hervor darin, daß man allgemein für den begonnenen Kampf die Weihe der Kirche forderte. Die bedeutendsten Männer der Kirche ließen der vaterländischen Sache ihr dem Glauben geweihtes Wort. Die Landwehrscharen wollten nicht hinausziehen ohne den Segen der Kirche. In Körner's, Arndt's, Schenkendorf's Liedern finden wir solche, welche nach Choralmelodien gedichtet, für die gottesdienstliche Weihe besonders der Freiwilligen bestimmt waren. Durch das ganze Heer ging ein frommer Geist. Wir lesen davon viele Zeugnisse, namentlich aus ungebrachten Briefen des in York's Heere dienenden Feldpredigers Schulze, durch Droysen's Werk rühmlichst bekannt. Von den Dichtern der Befreiungskriege sagt der Verfasser:

Sie waren alle nicht Dichter ersten Ranges, aber die schönsten Lieder, welche sie in den Jahren 1813 und 1814 dem deutschen Heer und Volk gesungen haben, werden so lange im Volke fortleben als die Dichtungen unserer ersten deutschen Dichter. Wir haben in ihnen wieder einmal wahrhaftigen Volksgefang, wie im Mittelalter, als Deutschland, religiös und national befreit, deutsch und christlich dachte und fühlte, wie er zum zweiten mal gehört ward, als Luther's Predigt beim deutschen Volke anklang. Von den Tagen Luther's bis zum Jahre 1813 gab es in Deutschland kein Lied, das die Zustimmung des Volksganzen gefunden hätte, ein Beweis, daß Deutschland kein völlig befreites Dasein hatte.

Von den vielen Dichtern, welche in den Befreiungskriegen ihre Stimme erhoben haben, ragen durch dichterische Weihe, volkstümliche Kraft und christlichen Sinn Schenkendorf, Arndt, Körner und Rückert hervor. Dem ersten, der für die religiöse Betrachtung — den Grundgedanken unsers Werks — der wichtigste ist, weicht der Verfasser ein eigenes Kapitel. Von Arndt sagt er:

Es ist einfältige mannhafte Frömmigkeit, welche in den Kriegs-, Helden- und Siegesliedern Arndt's sich offenbart, eine Frömmigkeit, der nichts Schwächliches, Feiges, Dämonisches, Absonderliches anhaftet, an deren Schild alle die gewöhnlichen Verleumdungen des Christenglaubens abprallen müssen, als ob er knechtische, für das Leben und den Kampf des Lebens unbrauchbare, an den Gaben Gottes freudlos vorübergehende Menschen mache.

Die weitere Ausführung empfehlen wir unsern Lesern ganz besonders, sie schließt: „Welch ein Segen wäre es, wenn die Bewunderer des alten Arndt sich für sein Versteht nicht verschließen, seinen frommen Christenglauben!“ Wenn Rückert auch für die Geschichte der religiösen Erweckung nicht solche Bedeutung hat als Arndt und Schenkendorf, so zeugen doch alle seine Gedichte von einer ernstesten, sittlichen, christlichen Auffassung, und an Gedankenreichtum übertrifft er alle andern Dichter jener Zeit. Das Ethische überwiegt das eigentlich Religiöse, aber auch dieses fehlt nicht. Der Verfasser belegt das durch das Sonett: „Wir haben lang in stummem Schmacherröthen u. s. w.“ Max von Schenkendorf, „der Liebling aller, welche die in den deutschen Befreiungskriegen nach langer Entfremdung wiedererscheinende Durchdringung des Deutschen und Christlichen als eine vorbildliche für alle Zeit ansehen“, ist mit besonderer Vorliebe und sehr gelungen charak-

terisirt. Das neue Werk von Hagen ist dabei zum Grunde gelegt, eine Fülle von Proben aus Schenkendorf's besten Gedichten mitgetheilt.

Von den Dichtern wendet sich das Werk zu deutschen Städten in der Knechtschaft und Befreiung und hebt unter ihnen Leipzig, Bremen und Wittenberg hervor. Erschütternd ist der Bericht des Dr. Neil, der nach der Schlacht bei Leipzig von Berlin dorthin gesandt wurde, um für die Hospitaller Sorge zu tragen. „Die zügelloseste Phantastie ist nicht im Stande“, schreibt er an Stein, „sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir sah.“ Er empfiehlt Stein die durchgreifendsten Maßregeln, er selbst, der kräftige Offizier, fiel bald seiner Thätigkeit zum Opfer, ein Nervenfieber raffte ihn hin. Was Bremen unter französischem Druck gelitten, ist nur ein vereinzeltes Blatt aus dem großen Schuldbuch, es könnte jedoch immerhin auch der neuesten kaiserlichen Auffassung der „Guten, das Napoleon den Völkern habe bringen wollen“ als interessantes Beispiel entgegengestellt werden — der Völkern, die vom Tajo bis zum Nienmen zu Boden getreten, auf die himmelschreiendste Weise von ihm und seinen Satelliten gemishandelt waren! Sie wollten in ihre Verblendung das Heil gar nicht erkennen, das ihnen durch diesen grauenhaften Uebergang in der Zukunft bereitet werden sollte! Wittenbergs Drangsale bei der Belagerung geben dem Verfasser unsers Werks Gelegenheit die schöne geistliche Führung zu schildern, der sich die Gemeinde während derselben durch die jungen Geistlichen Heubner und Nitzsch zu erfreuen hatte. Auch bei Bremen ist Wendens unerschrockenes Wirken in das gebührende Licht gestellt.

„Herr Gott, dich loben wir!“ heißt das folgende Kapitel. Es schildert die Stimmung in Deutschland nach dem Siege und die Feier des Jahrestags der leipziger Schlacht den verschiedenen Gauen. Die Kunde derselben ist durch den Justizrath Hoffmann in Ködelheim der Nachwelt bewahrt worden, indem er aus ungefähr 800 Orten ganz Deutschland die Beschreibungen der Festfeier gesammelt hat. Wir haben in diesem Buche die urkundlich durch hundert Einzelheiten die Gesamtstimmung verbürgende Nachricht, wie damals das deutsche Volk fühlte. Es war dem Volke damals unmöglich, Religion und Vaterlandsiebe zu trennen. Der letztern gab vorzugsweise der Abend des 18. October mit seinen Siegesfeuern der erstern ward ihr Recht am Morgen des 19. October beim feierlichen Gottesdienst in der Kirche. Besonders erfreulich ist bei der Feier eine Einigkeit und Brüderlichkeit unter den Ständen, wie sie die vergangenen Jahrhunderte nicht gekannt hatten. Der ehemalige reichs mittelbare Adel stand überall in vorderster Reihe, wo galt, den Sieg über den Feind und die Ehre des Vaterlandes zu feiern. Er hatte seine Reichsunmittelbarkeit unter dem Einflusse der Napoleonischen Herrschaft verloren und sich unter die Fürsten des Rheinbundes beugen müssen. Wie Stein, der seinen Unwillen darüber in den klassischen Briefen an den Fürsten von Nassau ausgesprochen

fühlten viele seiner Standesgenossen; zur Vergrößerung der Stammesfürsten waren sie kein Opfer zu bringen geneigt, wol aber für die Größe und Einheit des Vaterlandes. Der Adel schien überhaupt mit dem Gesamt Vaterlande wiedergeboren zu neuer Würde und Kraft, zu neuen Aufgaben und Zielen. Aus der erwähnten Sammlung lesen wir viele Beispiele der patriotischen Gesinnung im deutschen Adel. Als Zeugnisse der religiösen Stimmung und Anschauung jener Tage sind auch die am 18. und 19. October 1814 gehaltenen Predigten von großem Interesse. Das vaterländische Gemeingefühl rief gleichzeitig einen Drang zur religiösen Einigung hervor, es kam ein Hauch der Brüderlichkeit auch in die Confessionen. In Städten, wo deren verschiedene lebten, wurde doch nur Eine kirchliche Feier veranstaltet, so daß — ein vereinigtes Bild — an demselben Altare der Evangelische und der Katholik, einer nach dem andern, den heiligen Dienst verwalteten. Das Höchste wurde in Kronberg am Taunus geleistet. Hier trug beim Festzuge dem katholischen Geistlichen ein protestantisches, dem evangelischen ein katholisches Mädchen den Kranz vor, von den Seniors gingen immer ein lutherischer und ein katholischer nebeneinander. Auf der Anhöhe sprach erst der lutherische, dann der katholische Pfarrer und beide tauschten dann den Bruderkuß.

Der Verfasser sagt mit Recht, daß sich so tief gewurzelte und wohlbegründete Trennungen, wie die zwischen evangelischem und katholischem, ja selbst zwischen lutherischem und reformirtem Wesen nicht durch Blumenkränze und Umarmungen aufheben lassen, daß aber im ganzen ihre Auftritte auf einem schönen warmen Gemeingefühl beruhen, und beklagt es, daß nach dem Kriege aus diesem Geist Deutschland nicht wieder aufgebaut worden ist. Er wirft nun auch einen Blick auf den Wiener Congreß. Er wendet ihm „keine puritanische Weltfurcht“ zu, aber er erklärt: „Wie schlechte menschliche Ruten zu einem wunderbar göttlichen Text, so verhält sich der Wiener Congreß zu der Offenbarung Gottes in den Jahren 1812, 1813 und 1814. In majestätischer Einsamkeit hatte Gott sein Werk vollbracht, mit kleinlichsten Menschenkünsten ward dasselbe verunstaltet.“ Vom Standpunkt einer sittlich-religiösen Betrachtung der Befreiungskriege weist er neben den Stein, Scharnhorst, Gneisenau auf ein Gegenbild hin, das recht als Typus des Congresses dienen kann: auf Friedrich von Gentz. Er folgt ihm auch auf den Karlsbader Congreß, wo Gentz sein Tagebuch mit der Erklärung schließt: „Ein Tag (an welchem Artikel 13 der Bundesacte beschlossen wurde), wichtiger als der bei Leipzig!“ Dem traurigen Bilde folgen Claudius und Jung-Stilling, „zwei ehrwürdige Greise, frommen Christen-glauben im Herzen, ruhige Klarheit im Angesicht, milde Bescheidenheit auf den Lippen.“ Seit Jahrzehnten hatten sie schon Unglauben und Sünde bekämpft, die Weltbegebenheiten vom festen Standpunkte lebendigen Christenthums mit erleuchtetem Auge des Geistes betrachtet, ihr Heim-gang war nahe; aber sie wollten uns noch sagen, was das deutsche Christenvolk aus Knechtschaft und Elend, aus

1866. 12.

Krieg und Sieg zu lernen hat. Wer kennt den „Wand-beder Boten“ nicht? konnte man einst fragen; der heutigen Generation muß es zum großen Theil erst wieder gesagt werden, wer dieser Liebling des deutschen Volks gewesen und wie er ein solcher geworden ist. Höchstens das Rheinweinlied erinnert sie noch an ihn. Wer von dem jetzigen Geschlecht hat Stilling's politische und religiöse Schriften oder auch nur seine Romane gelesen, seine „Siegesgeschichte“, seine Zeitschrift „Der graue Mann“, welche in die Zeitereignisse wichtig eingegriffen? Mögen die Nachgeborenen hier davon etwas hören!

An Stilling schließt der Verfasser ein Lebensbild der Frau von Arnbömer an. Arndt nennt sie „die weiland schönste und berühmteste Nachtigall diplomatischer Salons, welche in ihrer Jugend alle Süßigkeiten und Gefährlichkeiten des Salonlebens genossen und mit befeindeten hatte und jetzt als Sündenbüßerin sich und alle Welt zu bekehren den Beruf fühlte und predigte. Sie war, obwohl schon welkend, doch noch mächtig mit den Augen und mit einem schönen, schlanken, polnisch-litauischen gewundenen und geschlungenen Wuchs.“ Ihr in Verbindung mit Jung-Stilling schreibt es Arndt zu, daß Alexander zu falscher Würde gegen die Franzosen und zur Ungerechtigkeit gegen die Deutschen gestimmt ward. Ihr früheres Leben wird hier nur so weit eingehender beschrieben, als es für ihre spätere Bedeutung nothwendig war. Daß aus ihrer Familie, deren Name durch einen Druckfehler entstellt ist, mehrere Deutschordensmeister gewesen, beruht jedoch auf einem Irrthum, die Reihe liegt ja vor. Ausführlicher ist das Verhältniß der merkwürdigen Frau zum Kaiser Alexander behandelt, ein Verhältniß, aus welchem die Idee der „Heiligen Allianz“ entsprang. Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, Friedrich Wilhelm's Schwager, betrachtete sie ganz als das Werk der frommen Frau. „Seien Sie sicher“, schrieb er, „daß ich es nicht sagen würde, wenn ich es nicht wüßte.“ Sie selbst schrieb das Werk einer Eingebung Gottes zu.

In unsern Tagen, wo dieser „Heilige Bund“ als politisches Schreckbild wieder von fern gezeigt worden ist, wird es von Interesse sein, die Urkunde desselben zu lesen, welche der Verfasser als ein kräftiges Zeugniß für die tiefe religiöse Erweckung, welche damals bis in die Gewissen der Herrscher drang, mittheilt. Er faßt sich dann kurz über die spätern Lebensjahre der Arnbömer und fügt einige beurtheilende Bemerkungen hinzu, welche ihr religiöses Leben in treffender Weise kennzeichnen. Er findet darin oft die phantasiebegabte, zum Eocentrischen neigende Romanschriftstellerin wieder, der es an der christlichen Nüchternheit fehlte:

In der Verfolgung, die sie gegen sich richtete, war viel Pharisäismus des Polizeistaats und des todtten Christenthums, aber auch gesunde Entzückung gegen schwärmerisches, zur Unordnung führendes Wesen. . . . Es war ein heiliger Eifer in ihr, aber ihr Christenthum behielt einen Beigeschmack von der abenteuernden Weltbühne, von der Heimatlosen, deren Leben nie die Unterlage einer thätigen Arbeit gehabt.

Der wunderbaren Frau folgt in unserm Werke zunächst

Friedrich Berthes. „Deutschland hat keinen edlern Vertreter seines Bürgerthums“, heißt es von ihm.

Ohne den äußern Beruf einer amtlichen Stellung, nur durch den innern einer reinen und heißen Vaterlandsliebe, steht er unter den Ketzern unsers Volks aus französischer Knechtschaft mit einem vollen Antheil an ihrem Stuhm. Und als ein rechter deutscher Bürger in neuer Weise, ein Vertreter jenes alten Bürgerthums der deutschen Städte, erscheint er uns durch die gesunde Verbindung des vaterländischen Strebens und der christlichen Frömmigkeit, die wir in seinem Leben bemerken.

Nach ihm wird Graf Friedrich Leopold Stolberg vorgeführt, welcher nach seinem Uebertritt zur katholischen Kirche die in derselben vorhandene Richtung auf das Innerliche und Wesentliche am besten bezeichnet und der in den Gemüthern geweckten Empfänglichkeit mit seinen christlichen Schriften, namentlich in den Kreisen seiner Standesgenossen helfend entgegenkam. Als Vertreter desjenigen preussischen Beamtenthums, welches erst die Zeit der deutschen Befreiungskriege herbeiführen half und dann die Errungenschaften derselben auch auf religiösem Gebiete festzuhalten strebte, stellt der Verfasser Nicolovius auf, welcher zu den Geschäften eine tiefe und umfassende Bildung und eine nie ermattende sittliche und religiöse Begeisterung herzubrachte. Er hatte Stolberg und Pestalozzi nahe gestanden und wurde 1806 als vortragender Rath nach Königsberg berufen, wo seine fruchtbringende Thätigkeit in Kirchen- und Schulsachen begann. Nach ihm wird Fall's Leben geschildert.

Eine der köstlichsten Früchte, welche aus dem blutgetränkten deutschen Boden in den Befreiungskriegen reiften, ist die Arbeit der rettenden Liebe an der leiblich und geistlich verwahrlosten Jugend. Was Pestalozzi in der Schweiz mit seinem Herzen voll warmer Volksliebe schon versucht, das hat in Deutschland Johannes Fall mit reichem Segen geküßt.

Diesem Bilde reihen sich noch der münchener Philosoph Joseph von Baader, Joseph von Görres und Sulpiz Boisserée an, weil der erstere für die Herstellung eines christlichen Gemeinwesens aus der Tiefe seines Denkens nach Kräften arbeitete; der zweite, weil dessen unmittelbares Einwirken auf den Lauf der Ereignisse so gewaltig war, daß Napoleon seine Zeitschrift, den „Rheinischen Mercur“, die „stärkste Großmacht“ nannte; „in die spätere katholische Bestimmtheit seiner Christlichkeit“ vermag ihn der Verfasser nicht zu folgen. Boisserée, als einer der tüchtigsten Förderer der deutsch-christlichen Kunst, schließt die Reihe der Lebensbilder. Ein letztes Kapitel faßt die religiösen „Nachwirkungen“ der Befreiungskriege ins Auge.

Wir scheiden von dem Werke mit wahrhafter Befriedigung. Der Verfasser hat es verstanden, aus dem Leben der bedeutendsten Träger der religiösen Bewegung in jener großen Zeit das Schlagendste herauszuheben und zu klaren Bildern zu gestalten; seine Darstellung gibt ein schönes Zeugniß nicht allein von seiner eigenen Gesinnung, sondern auch von der vielseitigsten Bildung seines Geistes; die edle, oft poetische Sprache wird nicht verfehlen, neben dem Anziehenden der biographischen Form den Gedanken seines Buchs, wie er gewünscht hat, auch den Frauen und der Jugend zugänglich zu machen.

Karl Gustav von Bernck.

## Lebensphilosophie.

1. Aphorismen über Adel und Standesehre im Lichte des Christenthums. Von einem Mitgliede des preussischen Adels. Köln, Frühb. 1864. 8. 12 Ngr.

Der Verfasser ist mit dem Adel, namentlich mit der Art und Weise, wie er seine Pflichten erfüllt, durchaus nicht zufrieden. Mit vollem Rechte verurtheilt er den Adel, der in Luxus, Reichthum und Grundbesitz das Wesen seines Standes erkennt, noch mehr den besitzlosen Adel, der in hohem Augenwesen, in Hülferwerb aller Art seine ephemere Größe sucht. „Hingebung, Opferwilligkeit und Selbstverleugnung sind die Beweise einer vollkommenen, edeln, hochherzigen Gesinnung.“ Er sucht weiter, wo die Gebrechen des Adels zu finden sind, und entdeckt sie in dem Mangel an Familiensinn, in verkehrter Erziehung der Kinder, in Uebertreibung und Unnatur. Er geißelt das gewissenlose Schuldenmachen, das leichtsinnige Verpfänden des Ehrenworts, die Unmoralität u. s. w. Er greift jene modernen „chevaliers du soleil“ an, die in Nichtsthun ihr Leben vergenden. Ihnen ruft er das bekannte „noblesse oblige“ zu, für sie hat er eine Arbeit bereit, „sie sollen dem Streben der Zeit nach der vielgepriesenen Freiheit in christlicher Weise entgegenwirken“. Von der Freiheit selbst, wie sie in seinem Kopfe sich darstellt, entwirft der Verfasser ein erschreckendes Bild; unterschiedlos ist es mit jeder Freiheit darauf abgesehen, „die sittlichen und materiellen Bande zu lösen“. Der Verfasser kommt nun auf den Begriff der Ehre, die bei den Römern ein mit dem Bürgerthum verknüpftes Gut, ein öffentliches Recht war, während es bei den Germanen als Privatrecht erscheint. Die jüdische Ehre gründete sich auf den göttlichen Willen, die christliche ist „die Ehre des Kreuzes Christi“. In consequenter Anerkennung dieses Gedankens findet er die schönste Bewährung adelichen ehrenhaften Sinnes im Mittelalter, namentlich in den Kreuzzügen, unter den Ordensrittern. Aber freilich, auch da sind traurige Momente zu verzeichnen. Albrecht von Brandenburg „läßt sich von dem Geiste dieser Welt durchdringen und machte sich zum weltlichen Herrn des dem Orden zugehörigen Landes“, obgleich er „noch genug Gelegenheit finden konnte, für die Kirche zu wirken“, und „christliche Tugenden können nur gedeihlich sich entfalten, wenn sie fest wurzeln in dem Boden des Gatten Gottes, der die Kirche ist“. Reformation und Revolution, dem Verfasser wol identisch, vollendeten die Zersöhrung. Ihm ist der Johanniterorden, „da das heiligende Band der Sanction“ des Papstes fehlt, „ein Ritterverband nach weltlicher Weise“. Auf die moderne Zeit übergehend, bespricht er den Corpsgeist und das Duell; das Verbot des letztern durch das Tridentinische Concil und durch die Constitution „Detestabilem“ von Benedict XIV. erwähnt er ausdrücklich. Wol mit besonderm Bezug auf ein neueres Vorkommniß beklagt er den Corpsgeist in Dingen, „die dem göttlichen Willen geradezu zuwiderlaufen“. Freilich läßt er anmerken, daß gerade in dem katholischen Lande das Duell viel häufiger ist als in den protestantischen.

daß Selbstvertheidigung und selbständige Vertretung der Ehre in der von ihm so gepriesenen Ritterzeit an der Tagesordnung war, daß bei steigender Civilisation das Duell abnehmen muß, weil durch Verbreitung von allgemeiner Bildung und Sitte die Motive zum Duell fortfallen. Alle religiöse und sittliche Ueberzeugung von dem Verwerflichen des Duells wird bei unsern staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen niemand unter besonderen Voraussetzungen abhaken, die verweigerter Anerkennung seines sittlichen Werthes durch das Duell zu erzwingen. Daß auch alle philosophische Theorie in solchen Fällen vor der Macht der That sachen verschwindet, hat noch vor kurzer Zeit Buffalle's Ende gezeigt.

Kürzer als der Verfasser der vorliegenden Broschüre und mir wohlgefälliger hat mein Urogroßvater, J. M. von Löw, die Pflichten des Adels in einem Rath an seine Ehre zusammengefaßt: „Der Adel will nichts sagen, wenn ihr nicht denselben durch solche Sitten und solche Eigenschaften fortpflanzt, die wahrhaftig edel sind. Nur die Tugend bringt Ehre. Alle Laster aber schänden.“

2. Baedeker aus der Vogelperspective oder die Lehre vom Reisen von K. v. L. Bonn, Cohen und Sohn. 1864. 8. 15 Ngr.

Ein vortreffliches Buch, an dem nichts zu tabeln ist als der Titel, weil er viele verführen könnte, die Schrift nicht zu lesen. Haben wir uns doch selbst, um des Titels willen, lange gestraubt den neuen Baedeker aufzuschlagen — und welche Fülle von schönen Gedanken, glücklichem Humor, vortrefflichen Rathschlägen haben wir gefunden. Der Verfasser ist genau mit seinem Thema bekannt, er ist augenscheinlich viel gereist, hat mit offenem Auge, gesundem Sinn und tüchtigen Studien Länder und Menschen kennen lernen, und gibt uns nun seine Erfahrungen in amüthigster Weise. Keinen Augenblick ermüdet er uns, immer lebendig und frisch gibt er hier einen guten Rath, dort eine Warnung, läßt einen behaglichen Scherz mit unterlaufen, gibt ernsthafte und durchdachte Ansichten. Jede Art des Reisens beschreibt er, gibt für jede Individualität Richtschnur des Reisens, von der Vorbereitung zum Austritt, für unterwegs, auf der Route und im Gasthof, bis zur Rückkehr. Zuletzt fügt er noch unter dem Titel „Varia“ viele sehr lobenswerthe Rathschläge hinzu, die unter die verschiedenen Rubriken nicht eingezeichnet werden konnten. Was der Verfasser über Kunst u. s. w. sagt, zeugt von nicht gewöhnlicher Bildung und verdient beachtet und bedacht zu werden. Die Erklärung: „Das Schöne ist die vollendete Form der Idee“, ist freilich weder ganz neu noch besonders fördernd. Aber daß das Ernsthafte ist so anspruchslos ausgesprochen, daß es, selbst da, wo es des Widerspruchs gewiß sein kann, belehrt, anregt, erfreut.

Wir möchten jedem rathen, der in die Welt hineinzuwagt, sich loslösen kann von den Plagen und kleinen Leiden des alltäglichen Daseins, unbedingt eher den Rathschlägen „Baedeker's aus der Vogelperspective“ als dem kleinen Altera Sattara zu vertrauen.

3. Geist und Herz von J. S. Frerichs. Zweite Ausgabe. Norden, Soltan. 1865. Gr. 16. 16 Ngr.

Der Verfasser der kleinen philosophischen Schrift, welche die Auszeichnung einer zweiten Ausgabe wohl verdient, zeigt sich uns als ein fein organisirter Geist. Folgerichtiges Denken, warmes Empfinden, Klarheit der Auffassung und des Ausdrucks, Sicherheit in der Beherrschung des Stoffs geben der Schrift eine anerkennungswerthe Bedeutung. Der Verfasser hält sich frei von gelehrter Form; dies und die Einfachheit der Darstellung läßt das Buch namentlich zum belehrenden Studium für Damen geeignet erscheinen. Ist auch naturgemäß in der Schrift nicht alles neu, so ist doch auch das Bekanntere so geistreich gegeben, daß Altes und Neues in der faßlichen Gestalt, in der es geboten wird, als eine erfreuliche Erscheinung gelten muß. Die Schrift behandelt drei Themata von allgemeinem Interesse: die Liebe, Glaube und Wissenschaft, und die Idee. In allen dreien gibt der Verfasser zunächst eine scharfe Begriffsbestimmung und entwickelt dann das Wesentliche, indem er dieselbe näher erklärt und begründet. Widerspruch wird natürlich hier und da unvermeidlich sein. Die Annahme, daß „die Geschlechtsdifferenz es ist, welche den Unterschied der Liebe von der Freundschaft begründet“, ist z. B. sehr gewagt. Freundschaft kann, unserer Ansicht nach, ebenso gut unter Personen verschiedenen Geschlechts bestehen, ohne daß der sexuelle Einfluß, der ja bei der Liebe vorherrschend ist, das freundschaftliche Verhältniß zu alteriren braucht. Liebe ist eine Wahlverwandtschaft der Gemüther, die aus dem Bedürfniß gegenseitiger Ergänzung entsteht. Freundschaft ist — wie sie schon Cicero erklärt — die vollständige Uebereinstimmung der Ansichten in allen göttlichen und menschlichen Dingen, oder sie ist auf gegenseitige Perfectibilität gegründet.

Der Versuch, Wissenschaft und Glaube als zwei nothwendig zusammengehörende Factoren der Erkenntniß, als sich gegenseitig ergänzend hinzustellen, ist wohl gelungen und zeugt wieder von dem freien Blick des Verfassers. „Wie traurig um den Menschen, in dessen Herzen der Glaube keine Stätte hat, wie traurig um diesen Glauben selbst, wenn er das Licht des Wissens scheut oder scheuen zu müssen vermeint!“ Die Idee nennt der Verfasser die Vernunft als Selbstzweck, wie ja auch schon Hegel die Idee als sich realisirenden Zweck, als Selbstzweck hinstellte. Er zeigt den Einfluß der Idee auf das Schöne, Gute und Wahre, ihm ist die Idee nicht eine bloße willkürliche Vorstellung, sondern die Vernunft, das Vernünftige selber, das in den Reichen des Lebens sich verwirklicht als ewige Macht; so ist die Idee als das objectiv Vernünftige, subjectiv gesetzt: die Wahrheit; oder: die Idee als Object, als Gegenstand des Denkens, des Erkennens, welches das Subject vollzieht, ist das Wahre. Das Schöne ist ihm weiter die Idee in der Form der Erscheinung; es ist reiner Ausdruck der Idee, so daß in dieser nichts ist, was nicht sinnlich erschiene, und nichts sinnlich erscheint, was nicht Idee wäre.

Wir überlassen dem Leser, den Verfasser weiter in

seiner Schrift zu begleiten, in welcher er, wie er auch selbst sagt, vieles nur andeuten, nicht ausführen konnte. Aber schon diese Andeutungen werden vielen sehr willkommen sein, namentlich denen, die in gedrängter Kürze und dabei in klarer, verständlicher Weise Belehrung erwarten und wünschen.

4. Das Buch vom Lebensglück. Von Karl Stugan (A. August von Schmidt auf Altenstadt). Wien, Schönewerk. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dieser Beitrag zur Diätetik der Seele wird manchem zusetzen. Er ist mit vielem Verständniß und bestem Willen geschrieben, der Verfasser hat viel über sein Thema nachgedacht und viel gelesen; an Citaten aller Art ist kein Mangel. Praktische Regeln zur Erhaltung unserer Gesundheit wechseln mit Rathschlägen in Betreff unsers Denkens, Wollens und Fühlens; unsere Affecte und Leidenschaften werden untersucht — Selbstliebe und ihre Sippenschaft Eitelkeit, Stolz u. dgl., Ehrgeiz, die Liebe, immer in Bezug auf das wahre Lebensglück. So erörtert der Verfasser die Frage, wie die Leidenschaft der Liebe im Interesse unsers innern Friedens zu behandeln sei? Freilich, den guten Rath zu befolgen: „Nimm's kaltblütig“, ist nicht so leicht, als es wol scheinen dürfte, wie es denn auch oft ganz unmöglich ist, „die kornische Seite“ den Querschnitten des Schicksals abzugewinnen. Arbeit und Thätigkeit bleiben immer die besten Hülfsmittel zur Bekämpfung des Schmerzes; nur höher angelegten Naturen ist es vergönnt, eine bittere Erfahrung, Kummer, Schmerz, Gram zu veräußerlichen, sie zum Abschluß zu bringen, indem man sie, selbst schaffend, verarbeitet. Der Verfasser vergift aber auch nicht die höhern Hülfsmittel, die in Selbstbewußtsein, Philosophie und Aufklärung bestehen. „Die Trostbedürftigen mit religiösen Wahrheiten zu trösten“, überläßt er denjenigen, die dazu berufen sind. Er zeigt weiter den verderblichen Einfluß des Fatalismus und Materialismus auf den Frieden der Seele. Im ganzen spricht aus dem Buche immer der wohlbedenkende und wohlmeinende Mann, dem es Ernst ist um seine Methode. Schade, daß er sich nicht kürzer gefaßt hat, die Schrift wäre dadurch unbedingt genießbarer geworden.

5. Das Buch von der Liebe. Nach Stand und Beschäftigung. Lustige Bilder von Friedrich Friedrich. Wien, Schönewerk. 1865. 16. 20 Ngr.

Dieses Buch gehört im Grunde nicht recht hierher. In humoristischer Weise gibt es in Novellenform Bilder aus dem Liebesleben und zeigt, wie die Liebe sich anders gestaltet „nach Stand und Beschäftigung“ der Liebenden. Wenn das Buch einige Minuten hier und da unterhält, hat es seinen Zweck und seine Bestimmung vollständig erfüllt; höhere Ansprüche will es wol selbst nicht erheben.

A. Freiherr von Löw.

## Zur Psychologie.

Ueber Empfindung und Bewegung. Von E. Schuch. Erläuterung des Verhältnisses zwischen Leib und Seele in drei Vorträgen für Gebildete. Mit in den Text eingezeichneten Holzschnitten. Galle, Schulte. 1865. 8. 15 Ngr.

Das gut geschriebene Schriftchen ist gegen den Materialismus gerichtet. Aus den Stoffen, meint der Verfasser, lassen sich die sinnlichen Erscheinungen nicht greifen; alle Phänomene kommen durch das Zusammenwirken von Sinnlichem und Ueberfinnlichem zu Stande. In den Krystallen wirken Kräfte, welche nicht den materiellen Stoffen zugeschrieben werden können, und dem Menschen ist nur der Träger eines idealen Plans. Noch deutlicher wirken in Empfindung und Bewegung das Ideale und Mechanische zusammen, Seele und Materie. Das Bild auf der Netzhaut ist noch kein Sehen, vielmehr nur durch die Seele möglich. Im Gehirn der Einheitspunkt, aber im Bewußtsein ist Einheit. Das Gehirn besteht aus fast getrennten Organen. Das große und kleine Gehirn ist fast kein Zusammenhängendes, da, ein solcher ist auch zwischen den beiden Seiten des Groß- und Kleinhirns nur in geringem Maße vorhanden. Man weiß wohl, daß die graue Substanz eine nähere Beziehung zum psychischen Leben hat, aber sie noch die Ganglienzellen können dieses erklären. Empfindung und zum Bewußtsein ist also eine indirekte Seele nöthig; sie ist es, „welche die Oscillationen der centralen Nervenfasern in das Bild der uns umgebenden Welt umsetzt. Die wirkliche Welt, welche nur die Form der adäquaten Sinnesreize an die äußere Oberfläche unsers Bewusens herantritt, gibt nur die physische und mathematisch geordneten Veranlassungen zu den willkürlichen, aber fortwährend schaffenden Thätigkeiten der Seele. Die unserm Ich erscheinende Welt ist ein Zeugniß unserer Seele.“

Der Verfasser verwahrt sich aber dagegen, in der Seele nur einen trügerischen Schein sehen zu wollen. Schaffende und erhaltende Weisheit habe die wunderbar gegliederten Sinnes- und Nervenorgane nicht gebildet, ein täuschendes Spiel der Phantasmagorie.

Die Seele hat einen unmittelbaren Zusammenhang nur mit den von der Eintrittsstelle des Rückenmarkes her den Gehirnnerven mehr oder weniger entfernt liegenden Theilen des Hirns, welche gegen den Schnitt gegen die unempfindlich sind, und nur durch diese hindurch mit dem übrigen Leibe. Ein bedeutender Theil der Hirnrinde mag dazu bestimmt sein, jene näher der Seele angelegten, für sinnlichen Schmerz unempfindlichen Theile des Gehirns vor jedem heftigen Stoß zu schützen, die Unruhe des körperlichen Leibes auf sie zu üben vermag.

Die willkürliche Bewegung, meint der Verfasser, „das durchsichtigste Beispiel von der Einwirkung der Prozesse auf körperliche Massen“. Von einem mechanischen Anschlagen der motorischen Centralnervenenden der Tasten eines Klaviers kann nicht die Rede sein, da die Seele hat keine mechanische Kraft, sondern die Veranlassung einer Bewegung und das Wollen der



so ganz ideale Einwirkungen, sind für den Mechanismus der Natur, welches er „mit der entgegenkommendsten Schlagfertigkeit ausführt“. Die Seele weiß nichts von den feinsten Bewegungen, welche ihre innern Regungen veranlassen; hier wirkt eine Macht, welche ein Interesse daran hat, die Seele an Seelen zu binden und so die geistige Verbindung der Menschen, zuletzt den Staat herbeizuführen. Der Parallelismus der psychischen und körperlichen Bewegungen ist nur daraus zu begreifen, daß der Mensch aus dem geordneten Naturlauf entsteht. Aber die Seele, als ein Unkörperliches, kann kein Erzeugniß des körperlichen Naturlaufs sein, sie muß aus der idealen Grundlage der Welt hervorgehen. Die Zeugung spricht sich hiergegen, denn der Trieb hierzu ist selbst psychi-

schens Ursprungs. Die Vorstellung, daß die Welt aus einem Chaos hervorgegangen sei, nennt der Verfasser entsetzlich leer und dumm; die Ordnung der ganzen Natur wurde von Anfang an vorbereitet, und auf ihr beruht auch das Zusammensein von Hirn und Seele, welche letztere für ewige Zwecke angelegt ist. Jede Seele ist zugleich ein Individuelles, Genies, und durch die hervorragenden Genien der Menschheit ist allein deren geistiger Fortschritt möglich geworden.

Die vorliegende kleine Schrift ist insofern zu empfehlen, als sie einige der gegenwärtigen Hauptprobleme der Wissenschaft und deren für jetzt mögliche Lösung in klarer Sprache dem populären Bewußtsein nahe bringt.

Maximilian Perz.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Eine in jeder Hinsicht interessante Mittheilung ist die Statistik der Schiller-Aufführungen am wiener Hofburgtheater. Die Gesamtzahl derselben beläuft sich von 1787 bis Ende 1866 auf 1086, was, nach dem jetzigen sehr günstigen Antilebensbedingungen dieser Bühne eine Einnahme von 6—10000 Fl. repräsentiren würde. Die Zahl der Aufführungen, welche die einzelnen Stücke erlebten, gibt übrigens keinen sichern Anhalt für den Beifall, den sie gefunden, indem einzelne Stücke lange Zeit durch Censurrückichten von der Bühne fern gehalten wurden. Für die Reihenfolge der Stücke, wie sie in jenen statistischen Mittheilungen beobachtet ist, war die chronologische Reihenfolge der Schiller'schen Dramen maßgebend. Nach der Zahl der Aufführungen rangiren diese Stücke in folgender Weise:

„Don Carlos“ 129 mal, „Maria Stuart“ 124 mal, „Eurekha und Liebe“ 116 mal, „Die Jungfrau von Orléans“ 90 mal, „Fiesco“ 89 mal, „Wallenstein's Tod“ 84 mal, „Die Brant von Meßina“ 69 mal, „Macbeth“ 65 mal, „Wilhelm Tell“ 64 mal, „Wallenstein's Lager“ 46 mal, „Die Räuber“ 45 mal, „Phädra“ 38 mal, „Demetrius“ 17 mal, „Die Piccolomini“ 16 mal, „Turandot“ 6 mal, „Der Parasit“ 4 mal, „Der Gelehrte“ 2 mal.

Sehr lehrreich ist indeß die Berücksichtigung des Datums, wann diese Dramen zum ersten mal in Wien zur Aufführung kamen, namentlich insofern, als hier der Beweis vorliegt, daß bedeutende Werke nicht gleich in einer Saison den Weg über die Bühnen machen, wie es die modische Ungeduld der Dichter verlangt oder das lächerliche Vorurtheil, welches „Novitäten“ als frischen Ausdruck neu von diesem Jahr anerkennt und Stücke alsbald zum „alten Eisen“ rechnet, wenn zwei unrentable Saisons über ihrem Haupte dahingezogen sind. Man sieht, daß Dramen von echtem Gehalt auch bei langsamem Erfolg in der Arena der Literatur zuletzt doch über die Schnelle der Mode den Sieg davontragen, denen nur zu bald der Athem geht.

Ein genaueres Studium jenes interessanten Registers ergibt, daß bei Lebzeiten des Dichters nur zwei seiner Trauerstücke an der wiener Hofburg zur Aufführung gekommen sind, nämlich „Fiesco“ 1787 und „Die Jungfrau von Orléans“ 1802. Die beiden Stücke sind, wie man aus den Jahreszahlen ersieht, in Wahrheit als Novitäten bald nach ihrer Veröffentlichung gegeben worden und haben sich seitdem mit einer stattlichen Zahl von Vorstellungen auf dem Repertoire eingebürgert. Ihnen folgten „Kabale und Liebe“ 1808, „Don Carlos“ 1809, welche vor jenen beiden in der Zahl der Aufführungen einen Vorsprung gewannen, und „Die Brant von Meßina“ 1810; namentlich ist „Don Carlos“ mit der höchsten

Ziffer der Aufführungen bezeichnet, vielleicht weil Marquis Posca zur Zeit des Metternich'schen Régime als der Bürgerkommandeur der Jahrhunderte, auf welche Oesterreich wartete, sich besonderer Sympathien zu erfreuen hatte, obgleich die Censur sicher ihm gewiß seine Humanitätsschwärmereien wesentlich beschnitt. Wiederum verging eine Reihe von Jahren, ehe „Maria Stuart“ und „Wallenstein's Tod“ ihren Einzug in der Hofburg hielten. Dies geschah 1814, in dem Jahre des befreiten Deutschland und des Wiener Congresses. Die ziemlich verbreitete Ansicht, daß „Wallenstein's Tod“ früher in Wien nicht zur Aufführung kommen durfte, ist durch diese Angabe widerlegt. Warum aber erschienen beide Stücke so spät? „Wallenstein“ gewiß, weil der Stoff doch zu sehr mit den hässlichen Angelegenheiten der Habsburger verwickelt war; „Maria Stuart“, in der man keine demagogische Ader bei der feinsten Spürnase entdecken kann, offenbar deshalb, weil der Katholicismus, wie er auch in dem Stück verherrlicht werden mochte, doch zu sehr in seinen heiligen Functionen auf die Bühne gebracht schien, wie überhaupt die Kirche in dieser Verherrlichung durch das weltliche Theater nur eine Profanation erblidete. Die Bearbeitungen von „Macbeth“ und „Phädra“ waren schon früher, 1808, aufgeführt worden. Wieder vergingen 13 Jahre, bis „Wilhelm Tell“ erschien, der erst 1827 in Scene ging, eine Verspätung, welche bei dem Rebellen gegen das Haus Habsburg und seinen Hüt nur zu leicht begreiflich ist. „Wallenstein's Lager“ und die „Piccolomini“ erschienen erst mit dem Revolutionsjahre 1848, die „Turandot“ 1851, das Fragment des „Demetrius“ 1859. Wir sehen, es bedurfte längerer Zeit als eines halben Jahrhunderts, um das Schiller-Repertoire des wiener Burgtheaters, das anfangs ein sehr spärliches war, zu vervollständigen.

Da darf Frau Birch-Pfeiffer sich schnelleren Erfolge rühmen. Neuerdings hat diese Schriftstellerin mit einem zweiactigen Lustspiel: „Revanche“, am berliner Hoftheater Glück gemacht. Das Stück behandelt die Rache des Grafen von Provence an der Oberin von St.-Eyr, welche dem frivolen Herrn ein Liebesabenteuer verbarb, das derselbe mit einer Schillerin des Instituts angeteilt hatte. Dabei gab sich aber die würdige Dame eine Blöße, welche von dem Grafen mit bester Gewandtheit benutzt wurde. Das Stück ist, wie man sieht, keineswegs auf dem Boden deutscher Moralität und Gemüthslichkeit erwachsen; es ist eine Extraktur der Verfasserin auf das Gebiet des französischen Hoflebens, das sie seit der „Marquise von Milleval“ und „Anna von Oesterreich“ nicht wieder betreten hatte, wo aber ihre dramatischen Vorlieben einen ganz guten Boden finden. An dem berliner Volkstheater-Theater ist eine andere Novität in Scene gegangen: „Mit Wind und Wasser“, von dem ostpreussischen Dichter Wichert, dessen früherer

Dramen: „General York“, namentlich aber „Der Wiking von Samland“ wegen der Bedeutenheit des dramatischen Stils Anerkennung verdienen. Das neue Stück hat einen historischen oder vielmehr culturhistorischen Hintergrund; es spielt in der Stein- Hardenberg'schen Epoche der preussischen Reformen, welche den Baun der alten Privilegien auf allen Gebieten des politischen und wirtschaftlichen Lebens durchbrachen. Der Held desselben ist ein Müller, der mit der Fähigkeit des Otto Ludwig'schen Erbschöpfers an seinem Rechte festhält, an seinem Mühlprivilegium, welches durch die neue Gesetzgebung aufgehoben wird. Die Conflictte mit seiner Familie geben hauptsächlich die Verwickelungen der Handlung her, als deren gewagteste allerdings der Conat einer Brandstiftung bei dem benachbarten Windmüller betrachtet werden muß, zu welchem sich der sonst ehrliche Held durch einen Winkelschreiber verleiten läßt, obgleich er noch im letzten Augenblick von der verbrecherischen Handlung zurücktritt.

Der Stuttgarter Hofschauspieler, Dr. Grunert, brachte bei seinem Gastspiel an dem Woltersdorff-Theater in Berlin die Titelrolle des Stücks zu voller Geltung. Wir erwähnen die Thatsache als rühmliche Ausnahme, daß ein gastirender Künstler sich bestrebt, auch neue Dichtungen auf das Repertoire zu bringen. So geboten dies durch das eigene Interesse der gastreisenden Schauspieler erscheint, so selten kann die Chronik des Theaters davon berichten. Immer wieder werden die alten Paradesperde aufgezäumt und geritten, jedoch man den Gastspielen berühmter Künstler immer mit dem unheimlichen Gefühl entgegensteht, wieder lauter aufgewärmten Kohl verspeisen zu müssen und nichts Neues zu entdecken als eine oder die andere Nuance, welche vielleicht besser fortgeblieben wäre. Rühmte Künstler können bei ihren Gastreisen der neuern Dichtung denselben Dienst erweisen, wie die Insekten der Pflanzenwelt, indem sie den befruchtenden Blütenstaub weiter tragen. Daß dies nicht geschieht, zeugt von der lockern Verbindung, die zwischen der dramatischen Dichtung von heute und der Schauspielkunst besteht, indem die letztere, wie das ganze Theater, nur allzu geneigt ist, zu vergessen, daß das geistig ernährende Element der Bühne allein in der productiven Kraft der dramatischen Autoren liegt.

Was den letztern unverkümmert bleibt, ist „das Recht auf Arbeit“, das neuerdings zur Lösung der Frauenemanzipation gemacht wurde, obgleich es den Frauen sowenig wie den Sklaven jemals bestritten worden ist. In Deutschland erscheinen jetzt zwei Frauenzeitungen, die eine unter dem Titel: „Neue Bahnen“, beide für die praktischen Interessen der Frauenwelt ebenso thätig, wie die *Bogers* und *Victorias* für den äußern Aufputz der weiblichen Schönheit. In einer ganz verschiedenen Weise kämpft für die Emancipation der Frauen das neue pariser Journal: „Colombine“, in welchem von dem Recht auf Arbeit nicht die Rede ist. Uns liegt die Probenummer dieses neuen Journals vor, dessen Sigwette eine hochaufgeschürzte riesige Schöne bildet, eine Art von *Titanide* mit den kräftigsten Formen, welche mit einer Riesensfeder die in den Staub geworfene, siliputartige Männerwelt aus dem Wege kehrt. Rings den Männern ist die Lösung des Blattes; die politischen Parleküsse, die *Rassanbras* in schwarzen Gewändern, die *Pierrots* der großen Welt werden gezeilt; denn all ihr Streben, alle ihre Grimassen haben keinen andern Zweck, als die Frauen zu verführen, zu laufen, zu zähmen, oder zu verlaufen. Im Feuilleton schildert uns *Klonide Reblanc* „une princesse de Mabillo“, eine sehr schöne Dame, die aber Cigaretten raucht und ganz die Zigarettensprache des olympischen Zaubergartens spricht. Derichts entwickelt sich einiges Sentiment, und im Fortgang der Novelle werden unabweislich die schwersten Anklagen gegen die Männerwelt zum Vorschein kommen. Das ganze Journal ist vom Männerhaß dictirt. Wir verließen sich die Emancipationsfrage in Deutschland und Frankreich geklärt, das lehrt ein Vergleich zwischen der französischen und den deutschen Frauenzeitungen, zwischen den „neuen Bahnen“ des deutschen Fortschritts

„Colombine“ und denen, welche die deutsche Socialreform einschlägt und welche für die Frauen vielleicht sehr nützlich, keinesfalls aber amüsant sind.

#### Ein geflügeltes Wort.

Wir erhalten von Herrn Dr. Hermann Presbier aus Frankfurt folgende Aufschrift: Wenn in d. Bl. Büchmann's vielbesprochene treffliche Schrift „Gezügelte Worte“ noch einmal erwähnt wird, so kann das nur in der Absicht geschehen, auf besagten Hammel zurückzukommen. Besagten Hammel findet Büchmann mit Recht in einer berühmten französischen Farce des 15. Jahrhunderts: „L'Avocat Pathelin.“ Hier ist der Kläger durch das unerwartete Erscheinen Pathelin's so beflüßt, daß er seinen Hammelproceß vollständig vergißt und den Anwalt des Beklagten eines Taschendiebstahls beschuldigt, worauf der Richter ihm zuruft:

*Bas, reviens à ces montons.*

Die eigentliche Quelle aber zu besagtem Hammel möchte in dem nachfolgenden, äußerst wichtigen Epigramm des Martial zu finden sein:

*Auf Porphyrius, den Advocaten.*

Nach nicht, noch Gewaltthat, noch Vergiftung,  
Nur drei Ziegen betrifft der ganze Haber,  
Die, so tag' ich, der Nachbar mir entstiehlt.  
Davon heisset der Richter jetzt Beweise:  
Du bist Gannä, den Krieg des Wittgebates,  
Und Meineide der panischen Verblendung.  
Jede Marius, Racius und Sulla,  
Red mit schallendem Ruf, mit Wuthgeberden. —  
Nunmehr, Porphyrius, sprich von den drei Ziegen!  
(*Jam ois, Porphyrie, de tribus capellis.*)

Aus diesen drei Ziegen des Martial ist wol — wahrscheinlich nach Darwin's Schöpfungslehre — allmählich besagter Hammel entstanden.

#### Ein Epigramm und sein Autor.

In Nr. 49 d. Bl. f. 1865 findet sich S. 783 das Epigramm:

*Sunt, si quid video, causae mihi quinque bibendi:  
Hospitis adventus, praesens sitis atque futura,  
Et vinal bonitas et quolibet altera causa —*

mit der Angabe, daß der Verfasser nicht bekannt sei. Wir erhalten die Mittheilung, daß dies Epigramm von dem seinerzeit vielgenannten Arzt Geheimrath Ernst Heim in Berlin herrührt; es ist dem Bruder desselben, dem Advocaten Hofrath Anton Heim in Meiningen, dessen gastliches Haus den Herzog Georg von Sachsen-Meiningen und Jean Paul Friedrich Richter oft unter seinen Gästen zählte, zu seinem Geburtstag (18. Juni 1793) gewidmet, lautet aber in der ersten Zeile:

*Si bene rem memini sunt causae quinque bibendi etc.*

Eine Uebersetzung von Hamler lautet:

Nach meinem wenigen Gedächtnis  
Gibts fünf Ursachen, Wein zu trinken:  
Man trinkt, den frohen Tag zu ehren,  
Man trinkt, den jetzigen Durst zu stillen,  
Man trinkt, dem künftigen vorzuleben,  
Man trinkt des guten Weines wegen,  
Man trinkt, ich habe nichts dagegen,  
Um jeder andern Ursache willen.

(Vgl. „Der alte Heim“, von Georg Wilhelm Reßler, zweite Auflage, Leipzig, Brockhaus, 1846, S. 317 fg.)

#### Das Spiel von den zehn Jungfrauen.

Im Jahre 1322 führten nach dem Berichte der thüringischen Chroniken die Predigerbrüder zu Eisenach ein geistliches Spiel auf von den zehn Jungfrauen, welches auf den Landgrafen Friedrich mit der gebissenen Wangen einen so erschütternden Eindruck machte, daß er darüber in Schwermuth und jahrelanges Stummthum verfiel. In der Geschichte des Dramas und

Hier ist immer dieses denkwürdigen Vorfalls gedacht, aber es währte lange, ehe ein Spiel von den zehn Jungfrauen am Licht gezogen wurde. Im Jahre 1847 theilte der verdienstvolle Rathsherr Friedrich Stephan in Wülhausen ein solches Spiel zugleich mit einem Spiel von der heiligen Katharina mit, ohne jedoch die Zusammengehörigkeit der Dichtung und des Ereignisses zu erweisen, da er die Handschrift für bedeutend jünger hielt. Danach gab Ludwig Beschrein im ersten Bande seiner „Wartburg-Bibliothek“ (Halle 1855) das Spiel nochmals und zwar in dramatischer Anordnung und mit einer Uebersetzung versehen heraus, und suchte, gestützt auf das höhere Alter der Uebersetzung, den Beweis zu führen, daß das vorliegende Stück wirklich das berühmte eisenacher sei. Und dieser Beweis kam auch nur so eher allgemeine Annahme, als die Dichtung poetisch hervorragend und wirksam ist und namentlich ihr Schluß auf jeden unbefangenen Leser auch heute noch einen großen und erquickenden Eindruck auszuüben vermag. Vor kurzem wurde von dem bekannten Germanisten Max Rieger in Pfeiffer's „Germania“ (1865, Band 10, 3r. St.) ein zweiter höchst werthvoller Text des Spiels veröffentlicht, der trotz seiner jüngeren Handschrift und seiner durchgängigen Modernisirung doch in einzelnen Fällen das Alte treuer bewahrt hat als die ältere wülhäuser Handschrift. Rieger theilt im allgemeinen seinen Text unbedingte mit und berücksichtigt in den Anmerkungen die Lesarten der von Ludwig Beschrein gegebenen. Dagegen verfaßte er in den schwungvollsten, im Tone des Walthersliedes abgefaßten Schlusssprossen hauptsächlich auf Grund der älteren Uebersetzung eine kritische Fortsetzung. Und in dieser reiflichen Arbeit ist die Wirkung des Schlußes um so entschiedener. Die Poesie kann getrost den besten Schöpfungen der vorangegangenen Gattung an die Seite gestellt werden. Das Spiel von den zehn Jungfrauen ist schließlich zum Gegenstand einer gründlichen Betrachtung gemacht worden in einer Dissertation Leopold Beschrein's (Jena 1866), die vorzugswiese grammatisch und kritischer Natur ist und somit nur die Fachmänner angeht. In der allgemeiner gehaltenen Einleitung versucht der Verfasser, die von seinem Vater geäußerte Ansicht einigermaßen zu modifizieren, in der Hauptsache aber gelangt er zu demselben Resultate, daß nämlich „das uns bekannte Stück, abgesehen von den Veränderungen und Zusätzen einer jüngeren Zeit, wirklich als das historische berühmte zu betrachten sei“, welches Resultat die Literaturschichte ohne Rückhalt annehmen kann.

### Bibliographie.

- Alten des literarischen Vereins in Nürnberg für 1866. Nürnberg, Druck v. Kroppe. Gr. 8. 30 Ngr.  
 Schmidt, A., Erinnerungen aus dessen Leben und Wirken. Nach handschriftlichen Mittheilungen und mündlichen Mittheilungen. Wien, Brauer. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.  
 Das Luther'sche Stübchen auf der Wartburg an das deutsche Volk. Ein Beitrag zur Reinigung der Volkserziehung. Nürnberg, J. E. Schmid. 16. 8 Ngr.  
 Freytag, A. (Glasbrenner), Herr v. Ruzewill im Waggon. Wien, Kitzinger. 8. 5 Ngr.  
 — Herr v. Ruzewill auf der Reise. Wien, Kitzinger. 8. 5 Ngr.  
 Freytag, A., Ein Schicksal. Lebensbild. 1ste Abth. 3 Bde. Jena, Gleditsch. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.  
 Lenz, E., Die göttliche Sendung, oder: Die erprobte Macht des heiligen Glaubens. Nach mündlichen Berichten aus der Bergansicht in Gengenbach. Wien, Gleditsch. 8. 10 Ngr.  
 Drei Jahre in der Unterwelt. Berlin, A. Jonas. Gr. 8. 25 Ngr.  
 Dammier, E., Auxilium und Valgarium. Quellen und Forschungen in Geschichte des Papstthums im Anfang des 10. Jahrhunderts. Leipzig, Barth. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.  
 Freytag, A., Seelen- und Lebensbilder. Schneider. Gr. 8. 10 Ngr.  
 Freytag, A., Die Kreuzfahrt der Peter im Jahre 1808. Lebensbilder. Von März bis August an Ort und Stelle. Leipzig, Barth. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.  
 Freytag, A., Die Kreuzfahrt der Peter im Jahre 1808. Lebensbilder. Von März bis August an Ort und Stelle. Leipzig, Barth. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.  
 Freytag, A., Die Kreuzfahrt der Peter im Jahre 1808. Lebensbilder. Von März bis August an Ort und Stelle. Leipzig, Barth. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.  
 Freytag, A., Die Kreuzfahrt der Peter im Jahre 1808. Lebensbilder. Von März bis August an Ort und Stelle. Leipzig, Barth. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

- Monarchen nebst öffentlicher Antwort für Freund und Feind auf öffentliche Verfolgungen. Stuttgart. 1865. 8. 10 Ngr.  
 Rosel, R., Die Phantasie als religiöses Organ. Vortrag. Bremen, Müller. 16. 7 1/2 Ngr.  
 Ruzewill, E., Geschichte der böhmischen Reformation im 15. Jahrhundert. Göttingen, H. A. Verthes. Gr. 8. 3 Thlr.  
 Meyer v. Knonau, C., Ueber Richards 4 Böhmer Geschichte. Der Bruderkrieg der Könige Ludwigs des Frommen und sein Geschichtsschreiber. Leipzig, Beyer. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.  
 Müller, O., Der Wilsbarrer. Historischer Volkroman. 3 Bde. Berlin, Jantke. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.  
 Pauli Brief an die Galater. Griechisch nach den ältesten Urkunden mit deutscher Uebersetzung und mit kritischen Anmerkungen herausgegeben von J. T. Vömel. Frankfurt a. M. 1865. Gr. 8. 6 Ngr.  
 Pfeiffer, H., Geschichte der thüringischen Truppen in dem Feldzuge von 1811 in Katalonien. Mit besonderer Rücksicht auf den geschichtlichen Charakter der Truppen. Berlin, Beyer. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.  
 Pfeiffer, H., Schloß Reich Orange, oder: Der Ocean des Lebens. Eine Erzählung in 3 Büchern. Aus dem Englischen von C. W. Reichling. Regensburg, Manz. 8. 30 Ngr.  
 Pfeiffer, H., Ein Tyrannproceß. Historischer Roman. Wien, Partsch. 8. 1 Thlr.  
 Pfeiffer, H., Die Conventen seit der Reformation nach ihren Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 1ster Bd. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.  
 Pfeiffer, H., Die Conventen seit der Reformation nach ihren Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 2ter Bd. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.  
 Pfeiffer, H., Die Conventen seit der Reformation nach ihren Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 3ter Bd. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.  
 Pfeiffer, H., Die Conventen seit der Reformation nach ihren Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 4ter Bd. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.  
 Pfeiffer, H., Die Conventen seit der Reformation nach ihren Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 5ter Bd. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.  
 Pfeiffer, H., Die Conventen seit der Reformation nach ihren Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 6ter Bd. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.  
 Pfeiffer, H., Die Conventen seit der Reformation nach ihren Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 7ter Bd. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.  
 Pfeiffer, H., Die Conventen seit der Reformation nach ihren Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 8ter Bd. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.  
 Pfeiffer, H., Die Conventen seit der Reformation nach ihren Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 9ter Bd. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.  
 Pfeiffer, H., Die Conventen seit der Reformation nach ihren Leben und aus ihren Schriften dargestellt. 10ter Bd. Vom Anfang der Reformation bis 1566. Freiburg im Br., Herber. Gr. 8. 2 Thlr. 12 Ngr.

# Neuzeit.

## Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Mit dem 1. April beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neuabtretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntagen und Feiertagen täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tages. Nach auswärts wird sie mit den nächsten nach Erscheinen jeder Nummer abgehenden Posten versandt.

Die Redaction wird es sich wie bisher angelegen sein lassen, das Blatt nach allen Seiten immer mehr zu vervollkommen. Die Richtung der Deutschen Allgemeinen Zeitung bleibt unverändert dieselbe wie bisher: als ein entschieden liberales und nationales, nach allen Seiten unabhängiges Organ wird sie ihrem Motto getreu „Wahrheit und Recht, Freiheit und Gerechtigkeit“ zur alleinigen Richtschnur ihres Auftretens nehmen.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1 1/2 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Chrestomathie anglaise.

Choix de morceaux des meilleurs prosateurs et poètes anglais, marqués de signes phoniques pour faciliter la prononciation, accompagnés de notes explicatives et suivis d'un vocabulaire.

Par CHARLES GRAMER.

En deux volumes. In-8. Geh. Jeder Band 16 Ngr.

Im ergänzenden Anschluss an das Verfassers „Handbuch der französischen Literatur“ und „Thesaurus of French Literature“ enthält die „Chrestomathie anglaise“ eine vom Leichtern zum Schwerern fortschreitende Auswahl von Lese- und Poesie mit Bezeichnung der Aussprache, erklärenden Anmerkungen und englisch-französischem Wörterbuch. Auch für höhere deutsche Lehranstalten, welche den Unterricht in der englischen und französischen Sprache vereinigen, empfiehlt sich das Buch als ein nützliches und zweckmäßiges Lehrmittel.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Dramatische Werke

VON

Ludwig Albert von Wintersfeld und Alfred Freiherrn von Holzogen.

Erstes und zweites Bändchen. 8. Geh.

Erstes Bändchen: Blanche. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 24 Ngr.

Zweites Bändchen: Sophia Dorothea. Trauerspiel in 3 Aufzügen. 16 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Oswald Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die ländliche Verfassung Rußlands

Ihre Entwicklungen und ihre Feststellung in der Geschichte von 1861.

Von August Freiherrn von Harthausen.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der namentlich durch die beiden Werke „Studien über die innern Zustände Rußlands“ und „Transkaukasien“ als tüchtiger Kenner des russischen Volkslebens bekannte Verfasser in diesem soeben erschienenen Buche eine genaue und vollständige Darlegung der Agrarverhältnisse in Rußland. Ausgehend von der historischen Entwicklung der russischen Dorfgemeinschaft stellt er ein klares, umfassendes Bild von der Lage, in die Bauern durch die Aufhebung der Leibeigenschaft worden, und knüpft daran eingehende Betrachtungen über die wahrscheinlichen Folgen dieser weltgeschichtlichen socialen Wälzung. Alle wichtigeren auf die Angelegenheit bezüglichen Originaldocumente werden hier zum ersten mal in Uebersetzung mitgetheilt, so daß das Buch zugleich den einen für Staatsmänner, Nationalökonomien, Geschichts- und Culturhistoriker unentbehrlichen Quellenwerth beansprucht. Aber auch für das größere Publikum, namentlich den Kreis der Grundbesitzer, wird das Werk wegen der vergleichenden Hinweise auf die agrarische Verfassung und Gesetzgebung anderer Länder vom höchsten Interesse sein.

Von F. A. Brockhaus' Sortiment und Antiquarium ist zu beziehen:

## Bibliothèque Universelle et Revue su

71<sup>e</sup> Année. Lausanne 1866. 12 cahiers mensuels.

Abonnementspreis pro Jahr 6 Thlr. 20 Ngr.

Die Bibliothèque Universelle verdient als reichhaltige Zeitschrift der Schweiz auch in Deutschland zu besonderer Beachtung empfohlen zu werden.

Das Januarheft enthält:

Rambert, Deux jours de chasse sur les Alpes vaudoises. — d'Aubigné, Un complot à Genève en 1534. — Lina Beck, Pfaffen, le poète aveugle. — Talliabet, Des constitutions démocratiques. — Ruffini, Mes vacances en Suisse. — Chav, Les Trichines de Federalisme. — Bulletin bibliographique.

Im Anschluss an obige Zeitschrift erscheint zugleich Archives des sciences physiques et naturelles.

Genève 1866. 12 cahiers mensuels.

Abonnementspreis pro Jahr 6 Thlr. 20 Ngr.

## Brockhaus' Conversations-Lexikon

Halbheftig — Harter.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslands den noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen

angenommen und sind die bereits erschienenen Hefen der erste bis siebente Band daselbst vorrätig.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Oswald Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 13. —

29. März 1866.

Inhalt: Eine Biographie Wietersheim's. — Beiträge zur criminalistischen Literatur. — Zur Geschichte deutscher fürstlicher Persönlichkeiten des 15. und 16. Jahrhunderts. Von Petrus Rädert. — Reisebilder. — Zur Unterhaltungsliteratur. Von Rudolf Sonnenburg. — Senilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Eine Biographie Wietersheim's.

Edward von Wietersheim. Ein Lebensbild von E. D. von Wilsleben. Leipzig, Teubner. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Hoffnung, welche wir in unserm Artikel über von Wietersheim's „Geschichte der Völlerwanderung“ (vgl. Nr. 34 Bl. f. 1865) andeuteten, ist durch die Publication obengenannter Schrift — wenn auch in beschränktem Maße — entsprochen worden, und wir meinen, daß das Publikum dem Verfasser auch dafür zum Dank verpflichtet sein muß. Folgen wir zunächst in raschem Ueberblick dem in sechs Abschnitten skizzirten („I. Einleitung“; „II. Jugend- und Lehrjahre“; „III. Wanderjahre“; „IV. Meistertum“; „V. Familie“; „VI. Otium cum dignitate“) Lebensgange des verewigten Staatsmannes. Vorher aber müssen wir auf einen Umstand noch besonders die Aufmerksamkeit lenken, der auch in der Einleitung dieser Schrift theilweise hervorgehoben wird. Die Lebenszeit Wietersheim's fällt in eine Zeitperiode von welthistorischer Bedeutung nicht allein für die gesammte civilisirte Welt, sondern auch und zwar in tief einschneidender Weise für sein engeres Vaterland. In beiden Beziehungen galt es eine Lebenslage.

Von den hochgehenden Wogen, welche einen ganzen Welttheil überfluteten, flüchten wir uns hier nur in die Betrachtung der Geschehnisse Sachsens. Für das Land andelte es sich — nach seiner Theilung — einfach um die Möglichkeit seiner Fortexistenz, an welcher selbst eintheilsvolle Männer jener Zeit zweifeln durften. Das Schmerzlichste, was ein Land und Volk treffen kann, hatte Sachsen getroffen. Mochte man über den praktischen Werth der sächsischen Politik in der verfloffenen Zeitperiode urtheilen, wie man wollte: zweierlei muß auch von ihren Gegnern eingeräumt werden. Einmal hatte Sachsen nicht mehr oder nicht weniger gethan, als die meisten andern Länder des Deutschen Reichs, welche dafür nur Vortheile und Vergrößerung ernteten. Zweitens war die vielgerügte Starrheit Friedrich August's des Gerechten, mit welcher er an seinem kaiserlichen Bundesgenossen festhielt, einfach die Starrheit der Gewissenhaftigkeit. Mög-

lich, daß eine sogenannte höhere Politik andere Bahnen eingeschlagen hätte von größerem Erfolg; daß aber Friedrich August nicht von blinden Vorurtheilen sich leiten ließ, sondern das eigenste Wohl seines Volks im Herzen trug, dafür liegt der thatsächliche Beweis in seiner väterlichen und segensreichen Regierung, in welcher nicht allein der Grund zu einem musterhaft geordneten und blühenden Staatswesen gelegt wurde, sondern auch die dem Lanke geschlagenen Wunden bald vernarbtien.

Sachsen ward das Opfer seiner geographischen Lage und der politischen Tendenzen seines Nachbarn. Das Land verlor nicht allein den größten, sondern auch den reichsten und fruchtbarsten Theil seines Gebiets und die nothwendigsten Lebensadern des Staats wurden durchschnitten. Noch einmal sei es gesagt: dies Schicksal war wol dazu geeignet, auch vor den muthigsten Geistern die bange Frage aufsteigen zu lassen: Hat Sachsen überhaupt noch die Kraft, fortzubestehen oder nicht? Auf diese Frage, auf diese Appellation an die Lebenskraft des sächsischen Volks kann schon ein einziger Blick auf das neueste Staatshandbuch eine glänzende Antwort geben. Mit den Zahlen der Statistik — also mit greifbaren Resultaten — kann es belegt werden: wie die Bevölkerung sich verdoppelt, das Staatsvermögen vermehrt und die Volksbildung gehoben hat. Wir verweisen statt aller hochtrabenden Phrasen auf die Zahlen. Ein seltener Aufschwung aus so tiefem Elend in verhältnismäßig kurzer Zeit! Um aber das Staatsschiff durch die Klippen dieser schweren, drangvollen Zeit in die allgemeine Wohlfahrt der Gegenwart hinüberzuleiten, dazu bedurfte es der geeigneten Persönlichkeiten, welche ihre Zeit verstanden, die sich entwindenden Zustände maßvoll an die vergangenen knüpfen und, wo das Alte werthlos geworden, zu rechter Zeit das Neue an seine Stelle setzten. Einer dieser Männer war Wietersheim. Er hatte das Glück, in seinen Jünglings- und ersten Mannesjahren eine wahrhaft große Zeit zu durchleben; aber für wie viele Menschen ist ein so günstiges Zusammentreffen erfolglos, weil es ihnen an sittlicher Kraft fehlt! Ihn traf dieses Glück nicht unvorbereitet. Gesundheit an Leib und Seele, außerordentliche Begabung



und sittlicher Adel befähigten ihn auch für die Lösung der großen Aufgaben, welche ihm die Zeit stellte.

Doch geben wir nun in der Kürze die Stadien an, welche sein inhaltsreiches Leben zu durchlaufen hatte. Eduard Karl August von Wietersheim wurde den 10. September 1787 in Zerbst geboren, wo sein Vater als Major in fürstlich anhaltischem Dienste stand. Kurz nach seiner Geburt fand eine Uebersiedelung der Familie nach Luxemburg statt, wo sein Vater mit dem Commando des anhaltischen Contingents beauftragt war. Seit 1794, in welchem Jahre der Vater seinen Abschied nahm, wurde der Sohn auf dem Lande, auf dem väterlichen Rittergute Wernsdorf bei Eilenburg, erzogen. Den ersten Unterricht erhielt er durch einen Hauslehrer, die weitere Erziehung dann in Dessau im Institut des Professors Olivier, eines Schülers von Pestalozzi, und im Hause des Professors Feber. Schon 1804 den 30. April wird er in Leipzig als Student immatriculirt und verbringt hier seine Studienjahre, die er bei seinem Abgang mit der ersten Censur beschließt. Noch nicht 20 Jahre alt finden wir ihn bereits im Staatsdienst (Juni 1807) als Auditor beim Oberhofgericht. Im Jahre 1809 tritt er als Assessor in die Landesregierung, bei welcher er fast 18 Jahre verblieb. Dies ist die Sturm- und Drangperiode seines Lebens, zusammenfallend mit den weltgeschichtlichen Jahren 1813—15. Aus dieser Zeit trat der innerlich fertige Mann heraus, ein gestählter, reiner und selbständiger Charakter. Bald nach der Rückkehr des Königs tritt er durch seine Ernennung zum Hof- und Justizrath als ordentliches Mitglied mit Sitz und Stimme in die Landesregierung ein. Das Jahr 1827 beruft ihn als Kreishauptmann des Voigtländischen Kreises nach Plauen, 1828 in gleicher Eigenschaft in den Erzgebirgischen Kreis nach Zwickau. Dann sehen wir ihn in raschem Aufsteigen zu folgenden Aemtern berufen: 1830 wird er Director der Landes-Ökonomie-Manufactur- und Commerziendeputation, zugleich Director der Brandversicherungsdeputation, bald darauf Präsident der aus der aufgelösten Landesregierung hervorgegangenen Landesdirection und infolge einer neuen Behördenorganisation 1835 Director der Kreisdirection Dresden. Schon 1832 war er zum ordentlichen Mitglied des Staatsraths ernannt worden. Dazu kam seine Thätigkeit als Commissar bei den Verhandlungen über Sachsens Eintritt in den Zollverein und als Regierungscommissar bei den sächsischen Verhandlungen der ersten Landtage. Nachdem er noch zum Wirklichen Geheimen Rath befördert worden, wurde ihm 1840 das Cultusministerium übertragen, aus dem er 1848, zu gleicher Zeit aus dem Staatsdienst scheidend, austrat, um seine Greisenjahre mit der Darstellung der Geschichte der Völkerwanderung auszufüllen.

Wenn wir nun die Anfänge des Rechtsanwärtlers an das Ende des greisen Geschichtschreibers knüpfen und die Nomenclatur der dazwischenliegenden Aemter überbliden, dann überkommt uns ein wahrhaftes Staunen über die vielseitige Gewandtheit eines Geistes, der eine so eminente Arbeitskraft auf den verschiedensten Feldern menschlicher Thätigkeit entwickelte. Seine Begabung genügte in um-

fassenster Weise den Bedürfnissen der Zeit. Aber auf welche Weise erreichte er dies? Herr von Wiegand sagt in seiner Schrift: „Seine Hauptstärke bestand weniger im Inhalt als in der Art der Leistung; nicht was, sondern wie er es that, ist sein Hauptverdienst. Er war eine vorzugsweise contemplative und reflectirende Natur.“

Richtig ist es, daß sich Wietersheim's edle, sittliche Natur, sein unglaublich geschulter und auf allen Staatsgebieten tief erfahrener Geist hauptsächlich in der Art documentirte, wie er seine Aemter verwaltete — wie das ja bei jedem bedeutenden Manne der Fall ist —; aber es könnte aus obigem Ausspruch sich auch die Meinung bilden, als ob es seiner Wirksamkeit an unmittelbaren Resultaten, an reifen Früchten gefehlt habe. Wir haben schon einmal gesagt, Wietersheim lebte in einer Uebergangszeit, in der es galt, eine neue Staatsmaschine zu bilden, für dieselbe einen neuen Beamtenstand zu schulen, eine neue Staatsökonomie zu schaffen, kurz überall zu regeneriren. Man vergesse nicht, daß hierzu noch die Einflüsse des Jahres 1830, des Geburtsjahres des sächsischen Verfassungsstaats, kamen. Die Resultate der Wirksamkeit der Männer, welche unter solchen Umständen in das Volksleben maßgebend einzugreifen berufen sind, liegen nicht auf der Oberfläche und werden nicht im Augenblick geerntet, sie tauchen erst an den Endpunkten längerer Zeitabschnitte auf. Oft erst dann, wenn der Urheber längst dahingegangen ist. Das charakteristische Merkmal eines für seine Zeit wahrhaft befruchtenden Geistes beruht darin, daß er, bei prophetischer Voraussicht der Zukunft, das gegenwärtige Staatsleben maßvoll vorschreiten läßt, ohne die nothwendigen Zwischenstufen zu überspringen.

Sprungweise Entwicklung ist immer von unheilvollen Rückschritten begleitet. Hier zeigt sich die echte Staatsweisheit, und der freie, staatsmännische Blick, der auch die „Geschichte der Völkerwanderung“ zu einem so bedeutungsvollen Werke reifen ließ, war auch in der öffentlichen Wirksamkeit Wietersheim's das leitende Princip. Dies hat er bewiesen durch seine rastlosen Bemühungen für Hebung des Handels, der Gewerbe und des Fabrikwesens, welche die Möglichkeit zu Sachsens Eintritt in den Zollverein herbeiführten, an dessen Zustandekommen sein Name ganz besonders geknüpft ist, bewiesen durch den nachhaltigen Einfluß auf die heranwachsenden Beamten, rücksichtlich deren Hr. von Wiegand gewiß mit Recht von einer „Wietersheim'schen Schule“ spricht und den hier bei von Wietersheim eingenommenen Standpunkt treffend mit den Worten charakterisirt: daß er den Inhalt der Aufgabe des höhern Beamten „ganz wesentlich in unablässiger Aufmerksamkeit auf die Fühlung des öffentlichen und socialen Lebens“ erblickte; bewiesen endlich in der energischen Förderung aller materiellen und finanziellen Interessen, damit der Grundbedingung alles Staatswohls Genüge leistend. Charakteristisch in dieser Beziehung für die Gesundheit und den praktischen Werth seiner Anschauungen die von ihm selbst herrührenden, S. 62 angeführten Worte: „Die Leute müssen sparen lernen, dann werden sie auch frei sein.“

Wesentlich nun hat Wietersheim auch für die Blüte der vaterländischen Schulen und Universität beigetragen, um er bei der Leitung auch ihrer Verwaltung zunächst seinem Grundsatz huldigte. Auch hier schaffte er überall einen festen Boden, auf welchem dann blühende, gesunde Kräfte in voller Freiheit erwachsen. Er wendete sich zunächst auf das, was in erster Linie noththat. Daß Frequenz der Universität zu seiner Zeit von dem heuren Aufschwung weit entfernt war, liegt in der Natur der Sache; daß ihm aber der Gedanke, die Hochschule Leipzig zum universellen Centrum der deutschen Wissenschaft zu machen, fern lag (wie es auf S. 56 heißt), das können wir so unbedingt nicht zugeben. Nicht zu reden von einem Manne, der durch das von ihm erlassene allgemeine Regulativ für die Gelehrtenschulen, mit der Vergangenheit brechend, zu dem damals verhältnißmäßig engen Gebiet der humanistischen Bildung das Studium der Geschichte und Mathematik und der deutschen Muttersprache hinzueroberte; nicht zugeben von einem Manne, welcher der Stifter der Königlich sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig war und der als höchste Auszeichnung seines Lebens die Ernennung zum *rendoctor* der Universität Leipzig erkannte. Es ist dies der einzige Titel, der bei seinen veröffentlichten Schriften unter seinem Namen zu lesen ist.

Ein rührendes Zeugniß für den Geist, welcher überaupt den Staatsmann beseelte, enthält der in der Beilage C mitgetheilte Brief, mit welchem Wietersheim Kultusminister von der Geistlichkeit Abschied nahm. Gleich im Eingang sagt er: „Der Rückschlag eines unheimlichen Weltereignisses auf Europa hat auch meine Anstellung zur Folge gehabt, nicht weil meine Ueberzeugung — überall dem Rufe Gottes in der Geschichte folgend — Aenderungen widerstrebte, sondern weil eine neue Zeit auch neue Männer fordert.“ Dann formulirt er seine Ueberzeugung in folgenden prägnanten Sätzen: Keine Menschen- und Staatswohl ohne Sittlichkeit. Keine feste Grundlage der Sittlichkeit ohne Religiosität. Keine Religiosität ohne den Glauben an eine Allmacht freier Weisheit und Liebe. Keine reinere, Gemüth und Leben tiefer fassende Erscheinungsform dieses Glaubens, als die christliche, vor allem die evangelische u. s. w.

Aus allen von uns vorangestellten Betrachtungen wäre das Geheimniß der Wietersheim'schen Erfolge aber immer noch nicht hinreichend erklärt, wenn seine große Begabung und sein rastloser Thätigkeitstrieb nicht von der allgemeinen Menschenliebe beseelt worden wäre. Dies wurde noch gefördert durch die unglaubliche Leichtigkeit, mit der er verstand, mit allen Schichten des Volks zu verkehren und auf die verschiedensten Interessen mit gleicher Theilnahme und Gründlichkeit einzugehen. Wie unmittelbar sein Leben eingreifend seine Wirksamkeit war, das beweist unter anderem das Gesuch eines Carlöchs um Bescheid, wie er sich gegen seine bössartige Frau zu verhalten habe; und wie sehr es ihm überall um die Sache und um das Besten derselben zu thun war, das bezeugt der von ihm unendlich vereinfachte, rasche Geschäftsgang, mit dem er

bei der Verwaltung seiner Aemter verfuhr. Solche Erfolge gelingen einer vorzugsweise contemplativen und reflectirenden Natur nicht; und inhalttreu, wie wenige, waren gewiß gerade seine Leistungen. Indes geben wir dem Verfasser gern darin recht, daß Wietersheim nicht zu den Schöpfern weltbewegender Ideen oder zu den heroischen Naturen zu zählen ist; auch das geben wir gern zu, daß die reflectirende Seite seines Naturells oft bemerkbarer zum Vorschein kam, weil die Gewissenhaftigkeit und die Gründlichkeit, mit der er alles zu prüfen gewohnt war, Wietersheim nicht selten in eine für rascher handelnde Naturen zu breite Deduction verfallen ließ.

Haben wir in Vorstehendem, wenn auch nur flüchtig, eine Idee von der Bedeutung Wietersheim's erhalten, so bekennen wir dankbar, daß wir dies zum größten Theil dem klaren Lebensbilde verdanken, welches uns der Verfasser der vorliegenden Schrift entrollt. Freilich leider nur ein Bild und keine Biographie. Wir können deshalb unser Bedauern, nicht Ausführlicheres erhalten zu haben, nicht unterdrücken; um so mehr, als die bereits in der Wissenschaftlichen Beilage der „Leipziger Zeitung“ erschienenen Aufsätze über denselben Stoff uns wie die Einleitung zu einer größern biographischen Arbeit erscheinen wollten. Daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung gegangen ist, beklagen wir besonders für jene Zeiten, für die nach des Verfassers eigenem Ausspruch eigenhändige Aufzeichnungen und Tagebücher Wietersheim's zur Verfügung standen, welche gerade die interessantesten Jahre seines Lebens begleiteten. Wir bescheiden uns aber gern und wollen uns keineswegs zum Richter über den Umfang der dankenswerthen Schrift aufwerfen, zumal da uns jedes Urtheil über den Umfang und die Verwendbarkeit der bis jetzt gebotenen Quellen abgeht. Der Werth der vorliegenden Schrift liegt besonders in ihrer klaren Abrundung, wozu es keiner geringen Mühe und eines tiefen Studiums bedurfte, als es der oberflächliche Leser ahnt. Als Belag hierfür mag hier nur die treffliche Darstellung der Behördenentwicklung in dem neu erstehenden Staatsleben angeführt werden. Danken wir dem Verfasser, daß er uns in so engem Rahmen ein so anziehendes Bild eines Lebens zu geben verstand, das jedem einzelnen ein Prüfstein werden kann, woran er die Reinheit und Echtheit der eigenen Gesinnungen und Handlungen zu prüfen vermag.

An dieser Stelle ausführlicher auf das Familienleben Wietersheim's einzugehen, will uns fast wie eine Unzartlichkeit erscheinen; doch können wir es uns zum Schluß nicht versagen, uns noch einmal das Bild des Greises zu vergegenwärtigen, der nach den Stürmen seines thatenreichen Lebens, das dem Wohle der Menschheit gewidmet war, den Lebensabend an einem verödeten Herde zubringen mußte. Und doch schrieb dieser Greis, in dieser Einsamkeit, mit einem Herzen voll Menschenliebe und einem wahrhaft Lessing'schen Wahrheitsdrang, in seinen letzten Lebensjahren noch sein großes Werk über die Völkerveränderung!

## Beiträge zur criminalistischen Literatur.

1. Der Neue Pitaval. Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. E. Pigis und W. Häring (Wilibald Alexis). Fortgesetzt von A. Bollert. Fünfunddreißigster und sechunddreißigster Theil. Dritte Folge. Fester und zwölfter Theil. Leipzig, Brockhaus. 1864–65. Gr. 12. Jeder Theil 2 Thlr. \*)

Der fünfunddreißigste Theil des „Neuen Pitaval“ enthält eine Reihe der interessantesten Criminalgeschichten aus älterer und neuerer Zeit in bunt wechselnder Reihenfolge: Giftmord und Kindesmord, Mißbrauch der Amtsgewalt verbunden mit Bestechung und Betrug, Fälschung, Betrug als Geisterbeschwörer und den merkwürdigen Fall eines verrathenen Beichtgeheimnisses. Die geschilderten Verbrechen spielen theils in Deutschland und Oesterreich, theils im südlichen Frankreich und in Finland. Den Reigen eröffnet der berühmte Proceß gegen den k. k. österreichischen Feldmarschallientenant Baron von Eynatten und den Bankdirector Richter wegen Mißbrauch der Amtsgewalt, Bestechung und Betrug in Betreff der Lieferungen für die kaiserliche Armee während des letzten italienischen Kriegs. Die Proceßverhandlungen waren zwar seinerzeit in allen Zeitungen zu lesen, aber die mitgetheilten actenmäßigen Auszüge sind darum nicht weniger interessant und enthalten viel Neues. Jedenfalls sind aber die weiteren Criminalfälle viel weniger bekannt und sie alle werden den Leser, den Laien nicht weniger wie den Juristen, im höchsten Grade fesseln.

Der zweite Fall: „Die Ehefrau Erbsen. Arsenitvergiftung oder Schlagfluß“, ist namentlich auch für den Mediciner, den Gerichtsarzt, von hohem Interesse wegen der diametral entgegenlaufenden verschiedenen Gutachten von Chemikern und Ärzten, sowie des Medicinalcollegiums zu Münster und der obersten Medicinalbehörde in Berlin. Die gegen die Ehefrau Erbsen vorliegenden Indicien waren so schwerer Natur, daß die Geschworenen keinen Anstand nahmen, entgegen dem Gutachten des Kreisphysikus, der an dem Leichnam keine sichern Nachweise einer stattgehabten Vergiftung auffinden zu können erklärte, ihr Schuldig auszusprechen, und demgemäß das Gericht sie zum Tode verurtheilte. Infolge eines Gnadengesuchs wurde jedoch die oberste Medicinalbehörde zur nochmaligen Begutachtung aufgefordert. Der betreffende Bericht wurde von den berühmten Gelehrten Casper und Mitscherlich erstattet und ist vollständig mitgetheilt. Dieses Gutachten verwarf geradezu die Annahme einer Vergiftung, so daß von Vollstreckung des ergangenen Todesurtheils selbstverständlich nicht mehr die Rede sein konnte.

Wahrhaft schauerlich ist der dritte Fall: „Das verrathene Beichtgeheimniß.“ Die sehr gut dargestellte Geschichte ist im höchsten Grade romantisch: Ein durchaus unbefehlener und achtbarer Dorfpfarrer in Croix Dauvada in der Nähe von Toulouse hatte das Unglück, daß

er im Beichtstuhle von einem Verbrechen, der Ermordung einer ihm sehr nahe stehenden Person aus den niedrigsten Motiven des Eigennutzes und eines ganz ungerechtfertigten Racheburstes, Kenntniß erhielt, sowie das weitere Unglück, daß er aus den Umständen selbst über die Person und den Namen seines ihm früher unbekannt gewesenen Beichtlings, des Mörders, durchaus nicht im Zweifel sein konnte. Zwar war der Priester weit entfernt, darum, weil der Ermordete ihm nahe gestanden, den Mörder, der ihm seine That als Beichtgeheimniß zur Kenntniß gebracht hatte, verrathen zu wollen. Vielmehr wurde er hierzu von den Söhnen des Ermordeten unter den härtesten Drohungen gezwungen. Als nämlich das Verbrechen rühbar und die Leiche des Ermordeten aufgefunden wurde, schöpfte ein Sohn desselben aus dem auffälligen Benehmen des Geistlichen Verdacht, daß dieser Näheres über den Mord wissen, wol gar den Mörder kennen müsse. Er kam darum mit seinen Brüdern überein, dem Priester sein Geheimniß um jeden Preis zu entreißen. Derselbe wurde hierauf in das Haus der Brüder gelockt und ihm, als er nicht leugnen konnte, etwas Näheres über das verübte Verbrechen zu wissen, trotz seiner Berufung auf seinen Priestereid, trotz allen Flehens und Bittens der qualvolle Tod in einem vor seinen Augen stehenden Kessel siedenden Oels angedroht, wenn er nicht den Mörder nenne. Der Pfarrer ließ sich einschüchtern und sich herauspressen, was ihm in der Beichte anvertraut worden war. Aber er blieb von diesem Augenblick an gebrochen an Geist und Körper; das, was er an Seelenqualen ausgestanden und noch täglich ausstehen mußte, ging über seine Kräfte. Nichtsdestoweniger verzich er von Herzen seinen Peinigern. Aber diese hatten so wenig Ahnung von dem, was sie gegen den armen Priester gefehlt und zu welchem großem Verbrechen sie diesen verleitet hatten, daß sie sich sofort nach Toulouse begaben, um den Mörder dem Richter zur Anzeige zu bringen. Bei dieser Gelegenheit stellte es sich denn sogleich heraus, auf welche Weise der Mörder ermittelt worden war. Der Richter war voll Entsetzen und sagte zu ihnen mit bebender Stimme: „Vielleicht wäre es besser, ihr wäret nie geboren worden, als daß ihr den Tod eures Vaters auf solche Weise süht, wie ihr es gethan habt. Eure Handlung stürzt den Schuldigen und den Unschuldigen in dasselbe Verderben.“ So kam es denn auch. Die Untersuchung wurde nicht nur gegen den Mörder, sondern auch gegen den Priester und die drei Brüder eingeleitet. Das Erkenntniß gegen den Priester lautete: „Es sind ihm die Glieder einzeln durch das Rad zu brechen, dann soll er noch lebend auf dem Scheiterhaufen gebracht und verbrannt werden.“ Gegen ihn wurde denn auch nur insoweit Gnade gelübt, daß dem Nachrichten verstattet wurde, ihm vorher den Todesstoß zu versetzen. Auch die drei Brüder sollten sterben. Aber das durch den Tod des allgemein beliebten Priesters auf das tiefste erbitterte Volk empört sich mit einer Entschlossenheit, welche die Localregierung berücksichtigen zu müssen glaubte. Die Sache der jungen Männer wurde von der heißblütigen Bevölkerung zu

\*) Der „Neue Pitaval“ hat inzwischen eine „Neue Serie“ begonnen, die in einzelnen Heften erscheint, von denen das erste, welches die Ermordung des Präsidenten Lincoln behandelt, bereits vorliegt. Wir behalten uns vor, darauf zurückzukommen. D. Reb.

Sache aller Väter und Söhne gemacht, man erhob ihre irdliche Pietät bis in den Himmel, man machte ihre Jugend für sie geltend, ihre Unkenntniß der furchtbaren Verantwortung, die sie auf sich geladen u. s. w. Kurz, die Behörde war froh, als eines Morgens ihr die Meldung ward, daß die Gefangenen in Gesellschaft der Tochter des Gefängnißbeamten entflohen seien, und die Verfolgung derselben wurde mehr zum Schein angeordnet.

Der vierte Fall: „Ein Bild aus den Fronverhältnissen Finlands“, endigt dagegen wohlthuender, denn hier erhält ein tyrannischer Amtmann für seine willkürlichen und gewaltthätigen Bedrückungen doch wenigstens eine, wenn auch vielleicht nach unsern Anschauungen nicht hinreichende Strafe. Diese Criminalgeschichte ist aber weniger um des geschüberten Amtsmisbrauchs interessant, als weil sie überhaupt ein Stück finnischer Sittengeschichte gibt und einen mehr als oberflächlichen Einblick in das Leben und Treiben, in die Gewohnheiten und Rechtsverhältnisse des finnischen Bauers gewährt. Es ist hier noch viel Naturwüchsiges, noch von der Cultur Unbedecktes und unsern Anschauungen ganz Fremdes zu finden, namentlich ist die Schilderung der sonntäglichen Kirchenfeier und die Benutzung derselben, ja des Pfarrers auf der Kanzel als öffentlichen Anrufers recht ergötzlich zu lesen.

Der fünfte Fall spielt auch in Finland, aber er deutet ganz im Gegensatz zum vorhergehenden wieder nur ein düsteres Nachtbild der menschlichen Gesellschaft auf: heuchlerischen Verwandtenmord hat sich in langer Reichenfolge an kalter verhärteter Bosheit zu Schulden kommen lassen, für ihn konnte keine Strafe zu hart sein.

Der letzte Fall endlich gehört wieder der neuern Zeit an und spielt im mittlern Deutschland. Es ist die bekannte Fälschungsgeschichte Schiller'scher Handschriften durch den Architekten von Gersenberg. Mit wie viel Raffinement auch Gersenberg verfahren sein mag, es bleibt doch unbegreiflich, wie er so lange und in so reichem Maße Deutschland und Europa mit gefälschten Schiller-Autographen zu überschwemmen im Stande war, und wie die Sammler und Händler, darunter bekannte Kenner und selbst die eigene Tochter Schiller's, so lange von demselben dupirt werden konnten. Interessant sind die in diesem Prozesse eingeholten und ausführlich mitgetheilten Gutachten der Sachverständigen über das zu diesen Autographen verwendete Papier und Tinte, über die Manuscripte selbst, an denen zu erkennen ist, daß sie nicht für die Druckereien gefertigt worden, daß sie wenigstens nie in die Druckereien gekommen sind, daß ihre Nieder- oder Abschrift zum Theil in eine Zeit fällt, wo die betreffenden Gedichte u. s. w. bereits im Druck erschienen waren. Es werden in diesen Gutachten eine ganze Masse verwickelte Umstände, welche gegen die Echtheit der fraglichen Autographen sprechen, angeführt und gründlich abgeleitet.

Auch der sechsunddreißigste Theil des „Neuen Pitaval“ enthält eine Reihe von thatsächlich wie rechtlich, criminalistisch wie psychologisch höchst interessanter Strafverhandlungen,

darunter den berühmten Proceß des Schneidergesellen Franz Müller, der den Thomas Briggs im Eisenbahnwaggon ermordete, welcher Proceß bekanntlich wegen der damals herrschenden politischen Mißstimmung gegen England in Deutschland mehr Sensation erregt hat, als dies je vorher ein englischer Criminalproceß zu thun vermocht hatte. Jetzt haben die Gemüther hinlänglich Zeit gehabt, sich zu beruhigen, und es wird nicht leicht jemand Anstoß daran nehmen, wenn auch wir Müller mit Bestimmtheit des Mordes beschuldigen und sagen: Müller hat Briggs ermordet, und nicht etwa „soll ermordet haben“. Denn mag man im übrigen von der Art und Weise, wie diese Sache damals in England nicht nur von der öffentlichen Meinung, von welcher sich auch sonst ruhige und leidenschaftslose Männer fortreißen ließen, sondern selbst von den Behörden und namentlich auch den Richtern und Geschworenen mit Vorurtheil gegen den Angeklagten und mit einer gewissen leidenschaftlichen, eifertigen Hast behandelt und beurtheilt wurde, noch so unangenehm berührt sein, so vermag dies dennoch das schließliche Resultat, zu welchem gerade der Unbefangenste nach der reiflichsten Prüfung und der sorgfältigsten Abwägung aller Für und Wider gelangen wird, nicht im geringsten zu ändern. Wenn je die gegen einen Angeeschuldigten vorgebrachten Indicien beschwerend und überführend waren, so war es hier: die frühere Armuth und der nachherige Besitz von Geldmitteln, der Besitz von Uhr und Kette des Ermordeten, der Besitz des Hutes des Ermordeten und der an dem Mordplaz aufgefundenen Hut des Angeeschuldigten, die plötzliche Abreise nach Amerika u. s. w. können trotz aller geltend gemachten Entlassungsgründe kaum einen Zweifel an der Schuld Franz Müller's aufkommen lassen. Jeder, für den die ausführlichen Referate, welche die Zeitungen seinerzeit brachten, nicht überzeugend wirkten, lese hier die vollständigen Verhandlungen, und er wird sich gestehen müssen, daß nur, wer durch politische Vorurtheile gänzlich verblendet ist, sich noch länger der Ansicht hingeben kann, daß hier ein Justizmord vorliege.

Der Verfasser des in Rede stehenden Aufsatzes hat es denn auch nicht an Mühe und Fleiß fehlen lassen, alle zu Gunsten Müller's sprechende und damals in der leidenschaftlichsten Weise zu großer Wichtigkeit erhobenen Scheinmomente auf das schärfste zu beleuchten und in ihrem völligen Unwerthe aufzudecken. Für uns haben am meisten Werth gehabt die von dem Verfasser unter Benützung des trefflichen Schriftchens des frühern königlich sächsischen Staatsanwalts Heinze (jetzt Professor in Leipzig) gezogenen Parallelen zwischen dem englischen und dem französischen Straßverfahren. Was dem praktischen Juristen schon lange klar ist, wird hier auch dem größern Publikum zugänglich gemacht, nämlich die überaus großen Mängel unsers Geschworenenverfahrens, welches im Grunde nichts als eine theatrale Schaufstellung ist. Der absolute Unwerth desselben wäre auch gewiß schon längst allgemein anerkannt, wenn wir nicht erst mit den Schwurgerichten auch die Mündlichkeit und Öffentlichkeit des Strafverfahrens erlangt hätten, und somit Schwurgerichte

und öffentliches Gerichtsverfahren in den Köpfen des großen Publikums ein untrennbares Ganzes bildet, während beides an sich auch nicht die geringste Verwandtschaft miteinander aufzuweisen hat. Wie in gar manchen Dingen haben sich die Franzosen in ihrer Einrichtung der Schwurgerichte ganz unlösliche Aufgaben gestellt, vielleicht geleitet von dem ihrer Eitelkeit entspringenden, aber ihnen selbst nicht ganz klar gewordenen Drange, in der Reform ihres Gerichtsverfahrens nicht zu sehr die Nachbeter der ohnehin nie mit großer Sympathie betrachteten Nachbarn jenseit des Kanals zu werden.

Der französisch-deutsche Proceß hat die Formen des Anklage-, aber den Inhalt des Inquisitionsprocesses; die Geschworenen sollen vollständig unbeeinflusst bleiben für die Beantwortung von Fragen, deren richtige Auffassung allein oft schon die größten Schwierigkeiten bietet, das den Vorträgen des Staatsanwalts und des Vertheidigers nachfolgende Résumé des Präsidenten soll eine vollständig parteilose Führung haben, was kaum noch je ein Präsident zu erreichen im Stande war, während es nur zu natürlich ist, daß es in zweifelhaften Fällen gerade den Geschworenen sehr erwünscht sein muß, die Ansicht des erfahrenen, in Geschäften dieser Art routinirten Richters kennen zu lernen, und es darum sich oft ereignet, daß der Geschworene sich an die unbedeutendsten Nebensächlichkeiten des Präsidenten anklammert, wenn er glaubt, daß aus denselben dessen eigene Ansicht über den vorliegenden Criminalfall zu entnehmen sei.

In England instruit der Richter förmlich die Geschworenen, er klärt sie auf über Gewichtigkeit wie über die Worthlosigkeit sei es der Belastung, sei es der Entlastung. Aber in England steht auch der Richter viel unparteiischer und unbefangener insofern da, als dort in den meisten Fällen nicht der Staat, sondern lediglich der Beschädigte den Angeeschuldigten gerichtlich belangt, als selbst die Kronanwälte eine von dem Gerichte durchaus getrennte Stellung einnehmen, der Richter nicht selbstthätig das Verbrechen verfolgt, sondern nur verurtheilt oder freispricht, je nach den Beweisen und Gegenbeweisen, die von den Parteien seiner Cognition unterbreitet werden. In England ist dadurch, der hohen Bedeutung des Richteramts entsprechend, die Stellung des Criminalrichters, der durchaus über den Parteien steht, eine in jeder Hinsicht würdigere als bei uns. Trotz des im vorliegenden Falle allgemein gegen den Angeeschuldigten herrschenden Vorurtheils, von welchem selbst die Richter nicht freigesprochen werden können, und gerade deshalb läßt die lichtvolle Darstellung des Verfassers die ungemeinen Vorzüge des englischen Verfahrens recht deutlich hervortreten.

Von den übrigen in diesem Theile behandelten Criminalfällen spielen noch zwei in London, ein neuerer, der nicht weniger berühmte Palmer'sche Vergiftungsproceß, und ein älterer Fall (von 1777) der Proceß des Hofsprebigers Dr. William Dodd wegen Betrugs und Urkundenfälschung. Der Dodd'sche Fall ist darum höchst interessant, weil er tiefe Einblicke in das kirchliche Leben während des vorigen Jahrhunderts in England gewährt. Dodd war eine sehr

talentvolle und gewandte Persönlichkeit. Trotzdem erscheint es doch nahezu unbegreiflich, wie er, wennschon ein vollendeter Heuchler, ohne eigentliche Mittel und ohne sich vor den Augen der Welt zu discreditiren und um seinen ihm allein Stellung, Rang und Einkommen gewährenden moralischen Ruf zu bringen, im Stande war, so viele Jahre hindurch ein höchst ausschweifendes, lüppiges, im höchsten Grade cynisches und anstößiges Leben zu führen, bis endlich sein wahrer Charakter und seine zahllosen Schändlichkeiten ruckbar wurden.

Neben der Brandstiftung des Peter Hybach, der bekannte Fall des Grimselfospizes, wird uns noch eine wahrhaft gräßliche Mordgeschichte vorgetragen, welche im Großherzogthum Posen spielt und ein Schenkel von einem Weibe zum Gegenstande hat, das um elender nichtiger Ursache willen den eigenen Sohn und den Schwager, mit welchem sie selbst lange in ehebüchlerischem Umgange lebte durch ein paar, um wenige Groschen gebungene arm Teufel nach einem mit thierischem Branntweinsaufen verbrachten Abend des Nachts in der rohesten Weise erschlagen läßt.

Von ungemeinem Interesse für den Psychologen sind die geschilderten Seelenkämpfe zweier elenden, verkommenen nur noch in der Liebe zu ihren Kindern lebenden Geschöpfe, welche trotz der unleugbaren Liebe und Zuneigung zu jenen sich gleichwol durch die Noth, in welche sie durch eigene Schuld gerathen waren und durch die Verzweiflung darüber, daß sie dem Eheuersten, was besaßen, ihren Kindern, auch das Nothwendigste nicht mehr zu bieten im Stande waren, zu dem Morde der eigenen Kinder treiben ließen. Die Verschiedenheit des Charakters wie der geistigen Anlagen der beiden Verbrecher treffend veranschaulicht durch die eingehende Schilderung der Verschiedenheit sowohl in der Ausführung des Verbrechens, wie in dem dem Verbrechen nachfolgenden Verhalten von seiten der beiden Unglücklichen; selbst der Eifer des verschiedenen Geschlechts läßt sich hier unmöglich verkennen.

Der letzte Fall, welchen uns dieser Band bringt, mehr komischer Art. Derselbe ist durch zwei Bearbeitungen für die Bühne theilweise schon dem größern Publikum bekannt geworden. Indessen wird auch derjenige welcher das Lustspiel „Prinz Pieschen“ bereits kennen sollte sich dennoch an der frischen lebhaften Darstellung der merkwürdigen Begebenheiten einer an sich ungefährlichen und unverdorbenen Abenteuerin ergötzen, deren einziges Verbrechen darin besteht, daß sie die ihr ungerufen und fast Gewalt an den Kopf geworfene Gelegenheit benützt, von dem dummen Ehrgeize eines neidischen und dabei ziemlich unfähigen Landammerraths einen allerdings etwas ausgiebigen Vortheil zu ziehen. Die ganze Betrügerei lief aber in so höchst komischer Weise und war für je Unbefangenen, der sich auch nur des allgerewöhnlich Menschenverstandes erfreute, so leicht und so bald durchschauen, daß wir es sehr erklärlich finden, wie es dessen daß man in damaligen Zeiten (1714) dergleichen Dinge sehr ernst zu nehmen pflegte und für Sy



dieser Art sonst wenig Verständniß zeigte, die Uebelhäterin mit einer selbst noch unsern Begriffen nicht sehr strengen Strafe davonkam. Man verwies sie zwar in das Zuchthaus zu Waldheim auf unbestimmte Zeit „bis zu fernerer gütlicher Verordnung“, wie es in dem königlichen Rescript vom 11. Juli 1716 hieß; aber Waldheim war damals auch zugleich Armenhaus, und wurde unsere Helbin Sabine Sophie Apitzsch daselbst durchaus nicht wie ein Zuchthaussträfling gehalten. Ihre Entlassung erfolgte aber schon im October 1717.

2. Gustav Geib. Sein Leben und Wirken, dargestellt von Karl Häder. Leipzig, Engelmann. 1864. Gr. 8. 12 Ngr.

An eine Besprechung des „Neuen Pilaval“, d. h. an ein Referat interessanter und merkwürdiger Criminalfälle, ist es wol erlaubt, auch ein paar Worte zur Erinnerung an einen kaum Dahingegangenen anzureihen, der auf dem Felde der Criminalistik wol eine Größe genannt werden darf und sich würdig den Namen eines Feuerbach, Grolman, Abegg, Pitzig, Wächter u. a. anreihet. Zwar dürfte Geib den Laien weniger als den Juristen, insbesondere den Criminalisten bekannt sein, und wol auch für die Zukunft dürfte dies so bleiben trotz der eifrigen Anpreisungen des Verfassers, denn die Leistungen Geib's gehören doch immer nur einer Specialwissenschaft an und sein Verdienste lassen sich eben nur von den Fachleuten richtig würdigen. Es wird darum auch ganz ohne Erfolg bleiben, wenn das größere Publikum darauf hingewiesen wird, daß Geib in treffenden Ausführungen dargestellt hat, wie das Criminalrecht und der Criminalschlachter auf die Entwicklung und Cultur, ja auf den ganzen Charakter eines Volks zu wirken geeignet, und wie es durchaus nicht bedeutungslos sei, welche Verbrechen und in welchen Proportionsverhältnissen die einzelnen Verbrechen bei den einzelnen Völkern vorkommen. Auch die Stellung der Rechtsgelehrten und der Rechtswissenschaft gegenüber den Forderungen der Zeit und des Volks hat Geib untersucht, aber durch das Eingehen auf das Verhältniß der einzelnen Schulen oder Richtungen innerhalb der Rechtswissenschaft kann er eben nur dem gelehrten Juristen recht verständlich sein. Geib's Schriften eignen sich durchaus nicht zur Zusammenstellung der dem Laien mundgerechten Blumenlese, wenn schon es leichtes wäre, aus seinen Forschungen einzelne weniger bekannte Curiositäten herauszulesen, z. B. über die mittelalterliche Beweisführung vermittelt der Excommunication, über das Begnadigungsrecht des Patriarchen zu Constantinopel, wie überhaupt über den Rechtszustand in Griechenland unter der türkischen Herrschaft und in der Zeit der nachherigen Unabhängigkeit.

Der Verfasser, der auf seinen Lehrer Geib große Stücke hält, geht darin zu weit und scheint uns schwerlich in dem Sinne des bescheidenen und anspruchslosen criminalistischen Forschers zu handeln, daß er dessen Leistungen und Verdienste bis in die unbedeutendsten Details lebhaft auszumalen sich die größte Mühe gibt. Wenn dabei die stille Hoffnung hegen sollte, daß es ihm ge-

lingen werde, Gustav Geib auch in weitem Kreise unsterblich zu machen, so ist, das können wir mit Sicherheit prophezeien, diese Hoffnung jedenfalls eine vergebliche. Wir sind weit entfernt, zu bestreiten, daß der im vorliegenden Buche Gefeierte einen Ehrenkranz auf sein Grab verdiene, und ein Erinnerungsblatt an den Dahingegangenen wäre gewiß seinen zahlreichen Freunden und Schülern recht willkommen gewesen. Aber der Panegyricus, den der Verfasser geliefert, scheint unsers Erachtens aus allzu großem Eifer und Bewunderung für den Verstorbenen nicht das rechte Maß gehalten zu haben. 2.

## Zur Geschichte deutscher fürstlicher Persönlichkeiten des 15. und 16. Jahrhunderts.

1. Ludwig der Reiche, Herzog von Baiern. Zur Geschichte Deutschlands im 15. Jahrhundert von August Rindohrn. Krönte Preisschrift. Nördlingen, Beck. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.
2. Anna, Kurfürstin zu Sachsen, geboren aus königlichem Stamme zu Dänemark. Ein Lebens- und Sittenbild aus dem 16. Jahrhundert. Nach archivalischen Quellen von Karl von Weber. Mit Porträt. Leipzig, B. Taubnitz. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Beide Bücher beanspruchen ein allgemeineres Interesse, obwohl sie zunächst der Specialgeschichte einzelner deutscher Länder und ihren maßgebenden Persönlichkeiten gewidmet sind. Ludwig der Reiche, in die Reichsgeschichte zur Zeit ihrer jammervollsten Verwirrung und Zerfahrenheit vielfach verflochten, hätte schon längst eine monographische Bearbeitung vom Standpunkte der politischen Geschichte verdient. An Material dazu fehlt es, wie dieses vorliegende Buch zeigt, keineswegs. Allerdings können die Ergebnisse, die auch die sorgfältigste Forschung zu gewinnen vermag, nicht wol auf die Theilnahme in den weitem Kreisen des gebildeten Publikums zählen, die doch vor allen andern gerade geschichtliche Darstellungen zu erwenden im Stande sind. Aber die deutsche politische Geschichte des 15. Jahrhunderts gehört nicht zu den Materien, aus denen sich irgendeine Befriedigung für den Geist holen läßt. Höchstens ein negatives Resultat könnte dafür gerechnet werden: die Einsicht, daß es trotz aller Leiden und Schäden der gegenwärtigen Zustände damals eben noch viel unerquicklicher im Vaterlande ansah. Der Politiker von Profession wird den wüsten und rohen, meist ebenso kindisch unreifen wie schamlosen Machinationen der Staatskunst jener Zeit oder dessen, was als Staatskunst geachtet wurde, selbstverständlich mit Interesse nachgehen; aber dies Interesse ist ein bloß pathologisches, und die Belehrung, die daraus erwächst, ist nur für den Mann von Fach, durch den Kessel, den ihm jene ganze widerwärtige Welt erregt, nicht zu theuer erkauft; jeder andere hat keine Verpflichtung, um einen solchen Preis eine verhältnißmäßig werthlose Waare einzutauschen.

Anders würde sich die Sache stellen, sobald der eigentlich politische Gesichtspunkt beiseitegelassen und der culturgeschichtliche dafür gewählt wird. Wer es versteht diesen in der ganzen Fülle und Tiefe, deren er fähig ist,

zur Geltung zu bringen und zugleich auch die Mittel der äußern Darstellung so weit beherrscht, wie man es von jedem wirklichen Geschichtsschreiber voraussetzen darf, kann ohne Frage auch aus solchem Material ein Bild formen, das nicht bloß Belehrung im gewöhnlichen stofflichen Sinne des Wortes gibt, sondern auch als ein dauernder Besitz neben die andern dauernden Besitzthümer des Volksgesistes zu treten berechtigt ist. Allerdings müßten die Vorbedingungen, die wir eben bezeichnet haben, genügend erfüllt sein, und daß es nicht leicht ist, sie zu erfüllen, dafür zeugt die Thatsache, gegen welche wol kaum ein begründeter Widerspruch erhoben werden wird, daß die deutsche historische Literatur an solchen Schöpfungen noch sehr arm ist.

Der Biograph Ludwig's des Reichen scheint sich wenigstens nebenbei ein ähnliches Ziel gesteckt zu haben, doch weil es nur nebenbei berücksichtigt worden ist, kann es auch nicht die Wirkung erreichen, die eine sonst so gediegene und mühevolle Arbeit verdient. Es sollte ein wirkliches Lebensbild eines deutschen Fürsten des 15. Jahrhunderts gegeben werden; es handelte sich hier nicht bloß — wie in vielen andern Büchern dieser Art, deren Titel eine Biographie ankündigt, während sie nichts weiter als eine Aneinanderreihung verschiedener historischer Facta sind, an denen der betreffende Held theilhaftig ist — um eine Geschichte der Wittelsbach'schen Haus- und Reichspolitik unter dem genannten Herzog. Der Verfasser hat versucht, Ludwig's Individualität als Mensch und Fürst nach allen Seiten hin zu entfalten, aber unwillkürlich hat er doch gerade darauf den meisten Nachdruck gelegt, was am wenigsten für die individuelle Charakteristik des Menschen von Belang ist. Die Haus- und Reichspolitik der Zeit empfängt hier namentlich durch eine umsichtige Benutzung des reichen urkundlichen Materials, das dem Verfasser insolge besonders günstiger äußerer Verhältnisse zu Gebote stand, manchen werthvollen Beitrag. Die wissenschaftliche Erforschung und Darstellung der deutschen Geschichte, für welche selbstverständlich jeder neue Zuwachs an Belehrung, ganz abgesehen von seinem Inhalt, gleich werthvoll ist, schuldet ihm dafür nicht geringen Dank, und es kann nicht fehlen, daß er ihm in der Weise, in der die Wissenschaft überhaupt dies zu thun pflegt, genügend abgestattet wird. Aber hier vertreten wir das Recht eines andern Publikums, als des engen Kreises der Fachgenossen, und wir vertreten es mit um so größerem Nachdruck, als wir unsere Augen nicht vor der Wahrnehmung verschließen können, daß neben der soliden Entfaltung der strengen Fachgelehrsamkeit auf dem Gebiete der Geschichte die Interessen des gebildeten Freundes derselben weniger, als es für beide Theile vortheilhaft ist, wahrgenommen werden; gewiß sind die unablässigen Klagen über die Theilnahmlosigkeit des Publikums gegen die großartigen Leistungen der neuesten deutschen Geschichtswissenschaft nur allzu begründet, aber man sieht nicht, daß durch sie irgendetwas zum Bessern geändert würde. Man geht nach wie vor an den Erzeugnissen des Faches vorüber, als wenn sie nicht oder nur für die Leute vom Fache vorhanden wären; höchstens

erregt ein auch sonst populärer Name auf dem Titel ein flüchtiges Interesse. Aber daß sich dies zu einem dauernden Gestalte und daß wir endlich zu einer Geschichtsliteratur gelangen, die wirklich gelesen wird und somit die erste Bedingung erfüllt, die zu ihrer Einbürgerung im Volke und zu alledem, was sich daran knüpft, nothwendig ist — das müßte noch anders angegriffen werden, als es bisher geschehen ist, wo man dem Namen nach zwar auch Geschichte zum Nutzen und Frommen aller andern, die noch nichts oder wenig davon wissen, zu schreiben pflegte, aber in der That eigentlich doch nur die wenigen dabei im Auge hatte, die durch Beruf diesem Studientreife ganz und gar angehören.

Herzog Ludwig der Reiche würde sich zum Gegenstande eines biographischen Culturbildes trefflich eignen. Er trägt den Typus seiner Zeit und seines Standes so gut wie irgendetwas anderer seiner fürstlichen Genossen, aber er tritt durch die Gunst der Umstände und durch eine gewisse Originalität seines Wesens doch aus der langweiligen Reihe der gewöhnlichen Menschen seiner Zeit und seines Standes heraus. Es ist schon charakteristisch genug, daß er von Haus aus der Reiche genannt werden konnte, und noch viel mehr, daß er es wirklich war. Die finanzielle Misere war das allgemeine Leiden aller damaligen deutschen Fürsten und ihrer Höfe. Ihre Politik steht zum allergrößten Theil unter dem beherrschenden Einfluß dieses Uebelstandes, der sich um so weniger beseitigen ließ, je schmerzlicher er empfunden wurde und je abenteuerlichere Heilmittel die Verzweiflung hervorrief. Noch war zwar die äußere kirchliche Zucht und Gewöhnung zu streng, als daß man schon zu dem beliebten Rettungsanker der folgenden Jahrhunderte, der Alchemie und Goldmacherei, hätte greifen dürfen; dafür mußten aber andere im Grunde nicht ehrenhaftere Hülfsmittel herhalten, allerlei künstlicher Schwindel, um den Unterthanen oder denen, die man dafür ausgab, mittels Ungeld an zehnten oder funfzehnten Heller das Geld aus der Tasche zu ziehen, päpstliche und kaiserliche Privilegien, die selbst wieder den besten Theil des baaren Geldes, das man besaß, verschlangen, aber dafür auch die Aussicht gewährten, sich an den Beuteln derjenigen erholen zu dürfen — falls nämlich diese es sich gefallen ließen — und sonst durch ihre privilegierte und in jeder Art durch Pergamente geschützte Position jeden Angriff der fürstlichen Habgucht abzuwehren vermochten. Galt dies nicht, so es niemals half, sondern immer nur noch den gährenden Schlund der fürstlichen Armuth weiter klaffen machte, mußte eine systematische Verschlechterung der Münze helfen, wofür jeder andere dem Galgen oder wenigstens der Strafe des Handabhackens verfallen wäre. Auch die führte nach einigen scheinbaren Vortheilen schließlich immer noch tiefer in das Elend hinein. So blieb als allerletzter Trost die damals wieder zahlreiche und unter solchen Verhältnissen rasch zu großem Geldbesitze gelangte Judenschaft. Im Vergleich mit frühern Jahrhunderten hatte man wenigstens so viel nationalökonomische Fortschritte gemacht, daß man diese fleißigen Diener für gewöhnlich nicht mehr

Witze, wenn man ihnen ihren goldenen Seim raubte; man begriff, daß sie nach dem ihnen einmal eingepflanzten Naturtrieb auch noch später einmal ähnliche Ernten liefern könnten.

Der bairische Ludwig der Reiche hätte, mit den Augen unserer Zeit betrachtet, aller dieser nichtswürdigen und fruchtlosen Künste nicht bedurft. Er besaß aus der Erbschaft seines Vaters Heinrich jenen weltberühmten, aber auch wirklichen Nibelungenhort, den einst der Vetter Ludwig der Bärtige aus Frankreich mit herübergebracht hatte. Was auch die rohe Phantasie der Volksfage dazugebietet haben mag, es ist sicher, daß hier die größte Masse von edeln Metallen und Pretiosen, die sich im Mittelalter irgendwo und irgendeinmal im Besitz eines christlichen Fürsten befunden hat — selbst den burgundischen Kronschatz nicht ausgenommen — zusammengehäuft war. Aber wenn irgendwo das Wort: „Unrecht Gut gedeiht nicht“, wahr geworden ist, so geschah es mit diesem höchst wahrscheinlich unrecht von dem ersten Besitzer erworbenen, und gewiß unrecht von dem zweiten, Heinrich von Landshut, dem ersten, Ludwig dem Bärtigen, abgedrungenen Schätze. Der tief sinnige Grundgedanke der Nibelungenfage, der Fluch der an dem Golde klebt, erfüllte sich hier an ganz gewöhnlichen Menschen von Fleisch und Blut, in einer ganz gewöhnlichen Zeit ebenso grausenhaft wie in dem Halbdunkel der Götter- und Heroenmythe. Freilich steht das nüchterne Auge, wo der Schatz hinkam: er wurde nicht wie jener sagenhafte im Rhein versenkt, sondern durch unsinnige Verschwendung, durch alberne wüthische Projecte, durch kindisches Fehdengetummel, sondern auch durch allerlei pfiffige und gewandte Diebstahl und Freunde geistlichen und weltlichen Standes vergraben. Ludwig's des Reichen Sohn Georg hieß in ganz Deutschland wol auch noch der Reiche, aber er hieß es doch nur und war es nicht mehr, wenigstens nicht im Vergleich mit seinem Vater oder gar seinem Großvater. Die 50 Tonnen Goldes oder 5 Mill. Goldgulden, also nach unserm heutigen Geldwerthe eine Summe von 80 Mill. fl. sind spurlos verschwunden: wenn man aber weiß, wie es Ludwig der Reiche z. B. bei seiner eigenen Hochzeit oder bei der seines Sohnes Georg hielt und wie er es bei jeder andern ähnlichen Gelegenheit zu halten pflegte, wo es galt, sich als den reichsten Fürsten in deutschen Landen zu zeigen, so begreift man, daß nicht bloß 50 sondern 500 Tonnen Goldes nicht ausgereicht haben würden, um allein diese unsinnige Wirthschaft zu bestreiten. Was sonst noch an dem Schätze zehrte, ist schon berührt worden: daher darf es niemand wundernehmen, wenn er auch den reichen Baiernherzog zu allen den Verwüsthedereien seine Zuflucht nehmen sieht, die damals als nicht gerade üblich, aber doch unumgänglich galten, um Hof und Staat wenigstens einigermaßen flott zu erhalten. Er begann mit dem Mittel, das sonst das letzte zu sein pflegte, einer Verfolgung, d. h. Brandstiftung der Juden, in deren Hände freilich der beste Theil jener schauerbar unerschöpflichen Schätze des Fürsten und ebenso

auch die Masse des baaren Geldes der Unterthanen übergegangen sein mochte. Wie immer mußte auch hier die Religion herhalten, um das Gewissen der Räuber vor sich selbst zu salbiren; aber es wäre darum doch ungerechtfertigt, zu behaupten, daß auch diese Judenverfolgung nicht im letzten Grunde der puren Habsucht entsprang. Dagegen spricht für den gesunden Verstand des Herzogs, daß er erst spät und auch dann noch mit Maß zu dem Mittel der Münzverschlechterung griff. Er that es, gewissermaßen von seinen Nachbarn gezwungen, deren betrügerisches Geld sein Land überschwemmte; aber auch so lehrte sich die Maßregel gegen den Urheber, der dann auch bald davon abstand, während andere seiner Standesgenossen, wenn ihnen die natürliche Schwerkraft des Verkehrs die unvermeidliche Strafe für ihren Betrug brachte, gewöhnlich glaubten, daß sie noch zu wenig gethan hätten und daß nur daran die Schuld des Misslingens liege.

Einen in jeder Hinsicht erquicklichen Eindruck macht das zweite der genannten Bücher, einmal als Buch selbst und dann durch seinen Gegenstand, oder vielmehr, um der sonst so tüchtigen Arbeit über Ludwig den Reichen kein Unrecht zu thun, die Eigenthümlichkeit des Stoffes hat hier von selbst den Bearbeiter auf den Weg leiten müssen, der nach unserer Ansicht eingeschlagen werden muß, wenn wir eine wirklich nationale Geschichtschreibung erhalten sollen. Das Lebensbild einer Frau, und wenn sie gleich Kurfürstin des Heiligen römischen Reichs gewesen ist, wird durch sich selbst von jenem gefährlichsten, wenn auch in der Sache begründeten Untertauschen in dem Sumpfe der sogenannten politischen Geschichte bewahrt. Nicht als wenn überhaupt nicht politische Geschichte geschrieben werden sollte. Wir selbst sind am weitesten von den Marotten Buckle's und seiner deutschen Anhänger entfernt und wissen sehr wohl, daß die politische Geschichte ein ebenso integrierender Bestandtheil der allgemeinen Culturgeschichte ist, wie etwa die Geschichte der Wissenschaften oder der socialen Zustände, und auch ein ebenso interessanter Bestandtheil derselben sein kann, wenn sie nämlich so geschrieben wird, wie dies gewöhnlich nicht der Fall ist. Aber wenn wir, um die Sache recht handgreiflich zu machen, etwa von Langenn's gründliche und lehrreiche Arbeit über den Herzog und Kurfürst Moritz von Sachsen neben diese Biographie seiner Schwägerin stellen, so erscheint uns ganz natürlich, daß das letztere Buch hundert Leser findet, wo das erstere einen, und zwar einen, der es berufsmäßig lesen muß. Die Kurfürstin Anna hat glücklicherweise sich nicht viel mit Politik befaßt, ihre übrigen Pflichten und Geschäfte hätten ihr dazu keine Zeit gelassen, auch wenn sie durch den gesunden Instinct eines allseitig richtig angelegten und entwickelten weiblichen Naturells nicht schon von selbst die diplomatischen Feberfuchereien, worauf doch auch damals die Politik der deutschen fürstlichen Herren und ihrer Diener zumeist hinauslief, gründlich verabscheut hätte. Sie bekümmerte sich zwar auch gelegentlich, wie wir aus diesem Buche sehen,

um das, was ihr Herr und Gemahl auf diesem Felde trieb, aber nur, weil sie sich als gute Hausfrau um alles bekümmerte, was er trieb, und weil andere Dinge, die ihr unendlich mehr am Herzen lagen, z. B. die Verheirathung ihrer Töchter oder anderer ihr nahe stehenden fürstlichen Damen, damit mehr oder minder zusammen-, respective auch gelegentlich allein davon abhingen. Außerdem aber genügte es ihr, das Muster einer vollendeten deutschen Hausfrau im größten Stille darzustellen, natürlich im Sinne ihrer Zeit, die im Kerne noch so ganz volkstümlich oder bürgerlich geartet war. Selbst das fremdartige und meist thatsächlich aus der Fremde geholte Gepränge der Fürstlichkeit, dessen ein so reicher und angesehener Hof wie der dresdener nicht entbehren konnte, wenn er hinter den andern nicht zurückstehen wollte, ändert an dem durchweg bürgerlichen und zwar echt deutschbürgerlichen Typus desselben nichts.

Es dauerte noch geraume Zeit, bis in den Anfang des Dreißigjährigen Kriegs und zu dem Kurfürsten Johann Georg hinab, ehe jener wahrhaft ehrenwerthe Kern von den fremden Schlingpflanzen erstickt wurde, die schon zu der Zeit der Kurfürstin Anna an andern deutschen Höfen, z. B. an dem heidelberger, an dem stuttgarter, an dem wolfsbütteler, sich mit der ihnen eigenthümlichen Zähigkeit eingenistet hatten. Schon in dieser Hinsicht ist das Buch voll des lehrreichsten Materials, noch mehr aber in allen möglichen Branchen des socialen und Familienlebens der Zeit, für welche es eine Art von stittengeschichtlichem Spiegel genannt werden kann. Er reflectirt um so reiner, je reiner und ungetrübter das Material ist, aus dem er besteht. Das Buch ist fast ganz aus authentischen Documenten ersten Ranges, vertrauten Briefen von und an Anna, zusammengesetzt, daneben durch alle möglichen andern urkundlichen Nachrichten ergänzt. Der Verfasser hat meist sehr geschickt das ursprüngliche Wesen seiner Quellen zu bewahren verstanden, wenn er auch ihre Form gewöhnlich seinen heutigen Lesern zu Liebe zu modernistiren pflegt, worin er, wie uns scheint, häufig etwas zu viel des Guten gethan hat, obgleich wir einer puren Mosaik von Quellenstellen in ihrer authentischen Gestalt wenigstens nicht den Namen einer Lebensbeschreibung oder einer geschichtlichen Darstellung geben würden, den dies Buch mit Recht beansprucht.

Heinrich Rückert.

### Reisestizzen.

1. *Bairisches Seebuch. Naturansichten und Lebensbilder von den bairischen Hochlandseen.* Von Heinrich Rö. Drei Lieferungen. München, Lindauer. 1865. 8. Jede Lieferung 18 Ngr.
2. *Der Genesersee. Die Insel Wight. Reisestizzen.* Zweite Folge. Von E. Laubert. Danzig, Rasemann. 1865. Gr. 16. 15 Ngr.

Das schöne Baiersland besitzt an seinen Alpen und großartigen Seen die bewunderungswürdigsten Naturschönheiten, wie kein zweites Land der deutschen Erde. In den heißen Sommermonaten ist dort eine Lust, so lieblich

erquickend und labend, daß auch die schwächlichsten Organismen in ihr gestärkt werden. Ich spreche dies nicht etwa dem Verfasser des „Seebuch“ nach, sondern habe es selbst erlebt bei einem Sommeraufenthalt in Tegernsee. Die weiche elastische Aetherluft, geschwängert von den Ausdünstungen des Sees und den balsamischen Dämpfen der Thal- und Alpenkräuter, gewährt einen ganz unbeschreiblichen Hochgenuß und übt die wohlthuenendste Wirkung auf ein aufgeregtes Nervensystem aus. Weder zu warm noch zu kalt, weder zu trocken noch zu feucht, erinnert diese wohlriechende Aetherluft an das ambrosische Pneuma, das die seligen Götter der Hellenen in ihren Himmeln einathmeten. In Tegernsee sah ich auch jenen unglücklichen König, Herrscher eines großen schönen Reichs, aber unglücklich, krank an Geist und Körper. Auch er gedachte in dieser Luft zu genesen, aber der Schmerz seiner Seele war zu groß und die Organe seines Körpers unheilbar verwundet von den rauen Stößen der Außenwelt. Erst in der Gruft seiner Väter fand er die heißersehnte Ruhe.

Aber nicht nur Fürsten und Könige, reiche Lords und große Kaufherren verleben die heißen Julitage in jenen Alpenregionen, auch Künstler und Schriftsteller besuchen sie alljährlich und veröffentlichen ihre Erlebnisse durch Wort und Bild. Und Heinrich Rö — ein Baiers, aber mit voller Seele ein Deutscher — hat sie nicht etwa flüchtig bereist, sondern monatelang dort gewohnt und in Tegernsee das vorliegende „Bairische Seebuch“ (Nr. 1) geschrieben. Er ist daher unter allen andern am besten befähigt, eine ausführliche und wahrheitsgetreue Monographie jener großartigen Gebirgsregion zu geben. In der That kann man die drei kleinen Bändchen nicht nur den Touristen, sondern auch allen denjenigen empfehlen, welche sich für Länder- und Völkerkunde interessieren.

In keinem Erdtheile haben sich am Fuße einer Gebirgsregion so viele Seen gebildet, wie hier in den bairischen Alpen zu finden sind. Der Verfasser nennt uns gegen zwanzig, beschreibt aber nur die merkwürdigern, größern, welche einen meilenweiten Umfang haben, wie der Tegernsee, Achensee, Walchensee, Kochelsee, Chiemsee, Starnbergersee, Eibsee, Hintersee, Königssee und Schliersee. Von den andern gibt er nur einige Notizen, schildert uns aber die bairischen und tiroler Alpen mit ihren hohen und merkwürdig gestalteten Spitzen, Rücken und die zu ihnen führenden Wege, Stiege, die tiefen Thäler und furchtbaren Abgründe, die Bewohner und ihr mißvolles Leben; dabei ergößt er sich auch an den herrlichen Ausichten und spricht mit Entzücken von der schönen Alpenflora und dem eigenthümlichen Thierleben. Noch poetischer wird die Flora und das Leben in den großen Thälern am Fuße der Alpen. Wie der Verfasser dergleichen Landschaften schildert, möge folgendes Beispiel zeigen:

Ehe man das Dorf Rottach erreicht, öffnet sich der Fernblick auf den Tegernsee, der von hier bis Grund in einer Länge von ungefähr ein und einer halben Stunde seine tiefgrüne Flut

auspannt. An Größe ist er unter den oberbairischen Seen der lebende, indem Chiem-, Starnberger-, Ammer-, Walchen-, Zuger- und Ruchsee ihm vorangehen; aber an Schönheit ist nach dem Urtheile vieler keiner mit ihm zu vergleichen. Wenn seine Ufer im Norden, Osten und Westen jenes aumuthige Hügelband darstellen, welches den Starnbergersee zu einem Nestling der Städte macht, so fallen im seinem Süden ansehnliche Berge in die Flut, Berge, wie sie der Wanderer an jenem See nur in der düstigen Verklärung der Ferne sieht. Der Balz-, Seg- und Firsberg ragen alle noch in einer mittleren Erhebung von 3500 Fuß über den Spiegel des Tegernsees. Während die südliche Hälfte des Sees an hochalpine Gewässer, wie mir scheint am meisten an den Walchensee erinnert, gehören seine übrigen Gestade mit ihren grünen Matten, ihren Föhnen und lichten Wäldern zu den lieblichsten Erscheinungen in der sanftern Natur der Borslande. Nirgends fallen nackte Klüfte in den See, sondern das höhere Gebirge erreicht du nur über leicht ansteigende Hügel im Schatten des Laub- und Tannenwaldes. Es liegt eine herrliche Abstufung in dieser Umgebung. In grünen Terrassen senken sich die grünen Berge zu der grünen Flut; den weißspähenden Blick erquickt überall die Farbe des Lebens. Das Paraplu, eine Laube auf der niedrigen Erhöhung einer Landzunge, bietet einen wahrhaft herrlichen Aussichtspunkt. Von den Bergen schauen die friedlichen Gehäusen herab, leise schlägt die Flut am den Strand, in heimlichem Behagen rauschen die Wälder, die weite Ebene drängen lächelt im sonnigen Schloß und dich überkommt das Gefühl der Klage, daß du all dieses Friedens erst dann theilhaftig werden kannst, wenn du nichts mehr von dir weißt. Noch schönere und immer schönere Fernblicke über Wasser und Berge erreichst du, je höher du die Matten der Hügel hinaufsteigst, am schönsten vielleicht in der Gegend des Westhofes und der Reutent. Auch auf der Flut des Sees selbst bewegt dich durch ein fesselndes Panorama; dazu ist auf keinem See der Alpen die Schifffahrt gefährloser und im Verhältnis zu einem Umfange lebhafter. Die Erfahrung, welche ich vom See dieser Welt mit heimgebracht, löste sich vor der lebenswärmenden Wärme, in welcher jene harmonische Natur athmet.

Neuer diesen poetischen Schilderungen bringt der Verfasser auch gelegentlich wissenschaftliche Bemerkungen über die Bodenbildungen; wir erfahren, daß der Tegernsee in der Molasse eingebettet ist und bituminöse Kalkbänke enthält, welche von Pflanzenresten, Conchylien und Erdböl durchdrungen sind. Dieses quillt an mehreren Stellen des Wäldchthals und tritt mit vielen festen Bestandtheilen zu Tage. Daß auch historische Notizen mit eingelegt werden, läßt sich erwarten: Notizen über die nun längst zur ewigen Ruhe gegangenen Mönche, welche sich die schönsten romantischen Landschaften zu ihren Klöstern auswählten und z. B. am Tegernsee die Benedictinerabtei gründeten, von deren Kirche noch die zwei Spitzthürme weit über alle Uferstellen des grünen Sees schauen.

Da Roë nicht bloß in den blüthenreichen Sommermonaten jene Alpenregion bewohnte und bereiste, sondern auch im Winter während der gefährlichsten Schneestürme sich auf die Bergspitzen wagte und einmal beinahe erfroren wäre, gibt er auch unheimliche Schilderungen der dort wüthenden Elemente, welche alles Leben in ein weißes Leichenwand hüllen. Hätte er nicht auf einer solchen Alpenwand in der Nacht eine Jagdhütte des Herzogs von Koburg-Gotha getroffen und darin von dessen Holze ein Feuer angezündet, so wäre er ganz sicher von den Gletschern begraben worden.

Das Volk und dessen Sitten beschreibt der Verfasser ungeschminkt, er erzählt mehrere Facta, durch welche das Leben und Treiben der Alpenbewohner hinreichend charakterisirt wird. Durch ihre Handlungen zeigt er uns, wie sie sind; gute und böse Leute, faule und fleißige, unglaubliche und abergläubische führt er uns vor, indem er ihre Thaten erzählt. So erhalten wir ein treues Gemälde des dortigen Culturlebens und erfahren leider, daß es noch auf einer sehr tiefen Stufe, zum Theil noch in den Urfängen menschlichen Daseins steht.

Der Verfasser, der unter Nr. 2 angeführten zweiten Folge seiner „Reisestizzen“, E. Laubert, führt uns an den Genfersee und auf die Insel Wigbt, zwei gleichfalls schöne Wohnstätten für Naturfreunde, die sich an landschaftlichen Schönheiten ergötzen. Obgleich nur Skizzen, geben sie uns dennoch ein hinreichend treues Bild der herrlichen Gegenden, an denen unsere schöne Muttererde so überreich ist. Bevor er uns an die ewig grünen Ufer des Genfersees versetzt, entrollt er erst ein Bild jener gigantischen Bergriesen mit ihren Schnee-, Firn- und Gletscherfeldern, welche Deutschland von Italien scheiden und in deren Thälern die freien Schweizer wohnen. Er empfiehlt den Besuchern des Genfersees den Uebergang über den St.-Bernhard und sagt:

Die Aussicht vom Hospiz im Centrum steiler Gebirgswälle ist ziemlich beschränkt, doch würde die Besteigung der angrenzenden Gipfel, von denen der Blick nicht nur die beiden gewaltigen, das Rhodethal umschließenden Ketten, sondern auch den Montblanc mit den benachbarten Nadeln, Pyramiden und Kegeln, viele Quadratmeilen Eis- und Gletscherflächen, Duzende von Schälben, Thälern und Abgründen, sowie bedeutende Theile italienischer, schweizer und französischer Territorien umfaßt, jeden dieselbe Unternehmenden reichlich belohnen.

Der Genfer- oder Lemmansee enthält im Juli und August die größte Wassermasse, indem sämtliche Flüsse und Bäche, die sich in ihn ergießen, das Wasser der Hochgebirge von dem dort schmelzenden Schnee zuführen. Nicht weniger als 40 solcher Gewässer bringen ihm aus den vier Himmelsgegenden ihren Tribut, von denen die Rhône das größte ist. Sie strömt als ein starker, trüber Bach 5000 Fuß über dem Spiegel des Oceans von dem Rhôneegletscher, erreicht nach dem ersten Viertel ihres Laufs zwischen den gewaltigen Felsendämmen des Wallis von Süden her den See und ergießt sich bei Villeneuve in ihn. Unter den sechs Brücken von Genf fließt sie wieder aus demselben und bildet den einzigen Abfluß des großen Bassins. Der See ist stellenweise 900 Fuß tief und birgt gegen 20 Fischarten. Durch die hohe Lage des Seespiegels — 1100 Fuß über dem Meeresniveau — herrscht dort nicht fortwährend jene brennende Sonnenglut, wie in Italien, dennoch ist das Klima viel milder als in Deutschland. In den herrlichen Gärten erblickt man zwischen Schoten- und Maulbeerbäumen Platanen, Pappelbäume, Magnolien, Oleander, Myrten und Kirschlorbeer, bei Vevey und Lausanne auch Stein- und Korleichen, die Kiefer von Aleppo, Puffa nebst Erdbeerbäumen. An den Terrassen grünen üppige Weinberge und in den



Thälern der Mais, Hanf, Wiesenlohl und zahlreiche Südkrüchte. Auf dem knorrig sich windenden Stamme des Granatbaums strahlen feuerrothe Blumen hervor und auch die Olive soll cultivirt worden sein. Laubert schreibt:

Wenn nun auch diese italienische Milde des Klimas und die Vegetation eines südlichen Himmels uns nicht befriedigend um den See begleitet, so verläßt uns doch nirgends der Anblick der schwellenden Hügel und prächtig sammentenen Wiesengrüns. Segentriefende Obsthäuser grenzen an wogende Weizenfelder; Gemüsekulturen, Tabackpflanzungen, Weingärten wechseln ununterbrochen miteinander ab. Herrliche Wälder im Vorat: Eichen, Buchen und Tannen umranden den Rasenteppich der blumigen Alpentristen, und um die Hüfe, deren wir wie in unserer Niederung viel einzelne antreffen, mit weit überstehendem Dach, das Galerie und Außentreppe schließt, um die Dörfer und Städte gruppirt sich hundertjährige, schattenspendende Linden und Ulmen oder Walnußbäume.

Das dort wohnende Völkchen kann der Verfasser nicht loben; er spricht von Unsauberkeit, von zahlreichen Bettlern, von Mangel an Comfort und großer Unwissenheit der niederen Klassen. Die Schweizer führen alles das auf den Mangel an guten Schulen und das außerordentlich straffe und tiefgewurzelte Regiment der Priester zurück.

Was nun die Insel Wight betrifft, den Lieblingsitz der trauernden Königin, so werden gewiß viele überrascht werden, wenn sie lesen, daß dort ein nicht minder schönes Klima die herrlichsten Pflanzen der Südzonen gedeihen läßt. Die wenigen Quadratmeilen der Insel Wight sind in der Weise gestaltet und vertheilt, daß ihre größte Ausdehnung in die Länge fünf Meilen hat, während die bedeutendste Breite von Norden nach Süden kaum über drei Meilen beträgt. Sie hat eine gleichmäßige, nicht zu heiße Sommertemperatur, welche durch den kühlenden Einfluß des sie umspülenden Meers erzeugt wird. Die Lage nach dem wärmern Westen hin und der warme Golfstrom bewirken stets laue Winter. Wenn bei uns bereits die Georginen vom Froste geknickt sind und das letzte Blatt der Malve sich schwarz gefärbt, ja noch tief in der zweiten Hälfte des November finden wir dort vereinzelte Blüten an Myrte und Erdbeerbaum; Verbenen, Rosen und Heliotrop dauern sogar in den December hinein. Selbst während des Januar kann man in den Gärten ein Bouquet zusammenstellen aus Aurikeln und Goldlack, Stiefmütterchen und Seidelbast, Rosmarin und Levkojen, Immergrün, Anemonen und Laurislan; ja letzterer scheint, ein 1—10 Fuß hoher, lange und dichte Feden bildender Strauch, gerade mit Vorliebe in jenem Monate seine Legionen von zarten Blüten in reichen Dolben zu entsalten.

So schildert uns der Verfasser viele Seiten lang die farbenreichen, wohlwuchsenden Blumen nebst andern Gewächsen und erzählt, daß zahlreiche Briten ihre Sommerstage auf dieser schönen Garteninsel verleben, wo sogar die Cedern vom Libanon, vom Atlas und der neuentdeckte Kiefer von den Quellen des Sacramento neben der stacheligen Araucaria von Chile friedlich vegetiren. Geschäftige Menschenhände haben dazu noch Prachtgebäude aufgeführt und zwar in den verschiedensten Baustilen, man findet den normännischen, italienischen, den Thurm-

reichtum der Alhambra, den gothischen Burgenstil und die Facaden der Tudorzeit. Das Klima ist sehr gesund und die Durchschnittszahl der Todesfälle beträgt auf 1000 Köpfe jährlich nur 15.

Dies und noch manches andere Wissenswürdige erfahren wir aus dem kleinen Schriftchen; es verdient also wol empfohlen und gelesen zu werden. 21.

### Zur Unterhaltungsliteratur.

An jeden Romanschriftsteller muß die erste und unerlässliche Forderung gestellt werden, daß er von der eigentlichen Aufgabe der Kunst ein klares und festes Bewußtsein habe, und daß die Ausführung seines Werks hiernach gestaltet und geregelt werde. Die Aufgabe der Kunst aber ist keine andere, als den Menschen in das Reich der Ideen zu erheben. Kein Dichter oder Philosoph hat dies je schöner ausgedrückt als Schiller in dem Gedichte: „Die Künstler.“ Als der Mensch von dem allmächtigen Vater aller Dinge aus den lichten Regionen einer unvergänglichen Welt in das dunkle sorgenschwere Dasein der Endlichkeit und Sinnlichkeit verstoßen wurde, von wo er in langem Kampfe sich wieder emporarbeiten soll zu dem höhern Lichte, da stieg die Kunst als die einzige himmlische Begleiterin mit dem Verlassenen, Verbannten zugleich hinab auf diese Erde; und indem sie hier mit lichlichem Betrage das verlorene Elysium auf seine Ferkterwand malt, ist sie der himmlische Leitstern, welcher dem Menschen den Weg zurück zum Lichte und zur Wahrheit zeigt. Die Haupteigenschaft eines jeden literarischen Erzeugnisses, das überhaupt auf ästhetische Bedeutung Anspruch macht, muß danach die sein, daß es einen idealen Gehalt habe, und daß seine Grundlage die ideale Weltanschauung des Verfassers sei. Wenn wir finden, daß ein Schriftsteller nicht einmal danach gestrebt hat, seinen Werken einen solchen Inhalt zu geben, so müssen wir über ihn den Stab brechen, und es ist am besten, wenn er vor dem Publikum und von der Kritik so wenig wie möglich beachtet wird; denn er sinkt zur Platttheit und Gemeinheit hinab, und dies sind gerade die schlimmsten Feinde des Idealen. Mag ein belletristisches Werk in manchen Beziehungen noch so mangelhaft und unvollkommen sein, wenn es nur von würdigen Ideen durchdrungen und gleichsam durchleuchtet ist, so steht es immer noch auf ästhetischem Boden und verdient Beachtung und Empfehlung. Erfüllt es diese Bedingung nicht, so verdient es höchstens mit kurzen Worten abgefertigt zu werden. „In der Gegenwart wie in der Vergangenheit“, sagt ein französischer Schriftsteller, Paul de Volènes, „fühlt man sich nur bei den Gemeinheiten — die Vulgaritäten — des Lebens wohl bebrückt.“ Wenn diese Trivialitäten und Gemeinheiten zum Gegenstande von Erzählungen und Romanen gemacht werden, so können dergleichen Producte nicht schon genug der Vergeßlichkeit anheimfallen. Vor der Letztbesehenden kann man nur warnen.

Die Werke, welche uns zur Beurtheilung vorliegen sind folgende:

1. Erzählungen, Novellen und Gedichte von Arthur Bitter. Erster Band. Bern, Haller. 1865. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
2. See- und Landgeschichten aus Schleswig-Holstein von R. Norden. Zwei Bände. Leipzig, Schilde. 1865. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.
3. Das Verbrechen. Von Miß Yonge. Aus dem Englischen überfetzt. Sechs Bände. Leipzig, Kollmann. 1865. Gr. 16. 2 Thlr.
4. Ein hoher Beamter. Mexicanischer Originalroman von Juan Pablo de los Rios. In das Deutsche übertragen von Hedwig Wolf. Wien, Parleben. 1865. 8. 12 Ngr.
5. Glückskind und Wildbiel. Geschichte aus dem Leben gegriffen von Ludwig von Blum. Drei Bände. Leipzig, Kollmann. 1865. 8. 2 Thlr.

Von diesen Werken erhebt sich nur das erste, die „Erzählungen, Novellen und Gedichte“ von Arthur Bitter, über die Stufe des Mittelmäßigen und Gewöhnlichen. Es enthält folgende Erzählungen und Novellen: „Egg-Riggeli, der alte Jäger“; „Die Patrioten“; „Die unheimliche Leichenwache“; „Drei Begegnungen“; „Hoch und Niedrig“; „Nur nicht verzagen“; „Der Weisbub“. Die leitende Idee, welche der ersten Erzählung zu Grunde liegt, ist die, daß die Religion und die Pflichten, welche uns dieselbe gegen uns selbst und andere auferlegt, höher stehen müssen als alles andere; alle Leidenschaften, und zwar nicht bloß die des Hasses, sondern auch die der Liebe, müssen sich diesen Pflichten unterordnen, wenn der Mensch nicht im Widerstande gegen die sittliche Weltordnung zu Grunde gehen soll. Bei „Hoch und Niedrig“ liegt zwar schon ziemlich verbrauchtes Thema zu Grunde — eine vornehme junge Dame läßt sich von dem Gärtner ihrer reichen Tante entführen und heirathet ihn —, doch ist die Ausführung und die Wendung, welche der Verfasser dem Ganzen gegeben hat, eine sehr glückliche und befriedigende. Auch „Die Patrioten“, ein Bild aus bewegter Zeit, worin schweizerische Verhältnisse in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts geschildert werden, ist besonders zu empfehlen. Die Charaktere und Verhältnisse sind anschaulich, wahrheitsgetreu und anziehend dargestellt. Der Stil ist kräftig und frisch; nur fällt es unangenehm auf, daß einzelne Ausdrücke, wie „just“, „schier“, allzu häufig wiederkehren. Sonderbarerweise bietet auch der Gebrauch der Präpositionen einzelne Incorrectheiten; „wegen“ ist sogar mit dem Dativ construiert. Von Gedichten enthält dieser erste Band nur drei: „Eins“; „Vergiftrom, schimmernder Gefelle“; „Die Bacchantinnen“. Dieselben sind zu unbedeutend, um Anlaß zu einer besondern Besprechung zu geben.

Die „See- und Landgeschichten aus Schleswig-Holstein“ von R. Norden (Nr. 2) sind zwar einigermaßen lesbar geschrieben und theilweise nicht uninteressant; doch darf man im ganzen nur einen niedrigen Maßstab der Beurtheilung anlegen. Die Charaktere sind matt und flach; die Schilderungen von Gegenden und Verhältnissen können lebendiger und anschaulicher sein; die Unterhaltungen der eingeführten Personen sind unnatürlich und monoton und ohne individuelle Färbung.

„Das Verbrechen“ von Miß Yonge (Nr. 3) ist von einer wahrhaft erschreckenden Breite und Langweiligkeit. Die

allergeringfügigsten Ereignisse des gewöhnlichen Lebens machen den Hauptinhalt aus und werden mit ermüdender Weiterschweifigkeit beschrieben. Das Ganze soll eine „Familienchronik“ sein, und unter diesem Titel ist von der Verfasserin eine unabsehbare Reihe von höchst unbedeutenden Alltäglichkeiten mit einzelnen dazwischen gemischten bedeutsamern Ereignissen in plan- und kunstloser Weise zusammengewürfelt worden. Die Verfasserin läßt peinlich consequent die auftretenden Personen jeben noch so kleinen nebensächlichen und interesselosen Gedanken ausgesprochen; dadurch bekommt das Ganze eine verwaschene wirkungslose Färbung. Das „Verbrechen“ und was damit zusammenhängt, nimmt den bei weitem kleinsten Theil des Buchs ein. Der Inhalt davon ist in Kürze folgender. Ein reicher Mühlenbesitzer, Arworthy, hat zwei Neffen, Samuel Arworthy und Leonard Ward. Der Onkel wird von Sam Arworthy ermordet; doch hat letzterer so schlaue Vorkehrungen und Veranstellungen getroffen, daß aller Verdacht auf Ward fällt. Da dieser seine Unschuld nicht beweisen kann, wird er zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Nachdem er 4½ Jahre in Haft gewesen ist, kommt seine Unschuld an den Tag, und er wird sogleich in Freiheit gesetzt. Der Charakter Ward's ist nach unserer Ansicht unpsychologisch dargestellt. Er tritt die ihm grundlos zuerkannte Strafe mit großer Resignation an und hat nur den einen ehrenwerthen Zweck vor Augen, überall, auch in der Gefangenschaft, seine Pflicht zu erfüllen. Er verhält sich stets musterhaft, und seine Lage als Gefangener wird daher bald eine ziemlich erträgliche. Als er freigelassen wird, stellt sich plötzlich heraus, daß er in hohem Grade stumpfsinnig geworden und nur nach Commando zu handeln im Stande ist. Es tritt zwar eine Heilung ein, doch geht dieselbe nur langsam vor sich. Dies Stumpfsinnigwerden tritt ganz unmotiviert auf und steht mit dem Charakter Ward's, wie er sich sonst gezeigt hat, im Widerspruch; man müßte denn annehmen, daß die spleenartige Krankhaftigkeit, von welcher das Gemüth Ward's befallen wird, für einen Engländer natürlich sei.

In dem Roman: „Ein hoher Beamter“, von Juan Pablo de los Rios (Nr. 4), werden die Schurkereien eines hochgestellten Regierungsbeamten in Mexico während der letzten Zeit der Republik geschildert. Der Inhalt bietet nichts Besonderes: Bestechungen, Veruntreuungen von Staatsgeldern, Verfälschungen, Duell, Mord, endliche Bestrafung des Schuldigen — das sind die häufig genug behandelten Gegenstände. Die Form des Romans ist eine gänzlich verfehlt: die Darstellung der Charaktere und Ereignisse ist meistens nur skizzenartig gehalten und das Ganze macht den Eindruck eines unfertigen flüchtigen Entwurfs zu einem Romane.

„Glückskind und Wildbiel“ von Ludwig von Blum (Nr. 5) kann nur als ein monströses Erzeugniß bezeichnet werden. Der Verfasser sagt in der Vorrede, die auftretenden Persönlichkeiten seien aus dem Leben gegriffen und die Grundzüge ihrer Schicksale der Wahrheit gemäß geschildert. Das mag immerhin der Fall sein. Aber unter

der Hand des Verfassers wird alles zu einem theils lächerlichen, theils widerlichen und wahnwitzigen Herrbilde. Der Held des Romans, Bernhard Friedrich, tritt die Zehn Gebote im verwegenen Sinne des Wortes drei Bünde hindurch mit Füßen, ohne je eine Spur von Reue darüber zu empfinden; zuletzt wird er Wilddieb, muß aber dies Gewerbe aufgeben, weil ihm durch einen Schuß, der sich zur Unzeit entladet, die eine Hand zerschmettert wird. Und von einem solchen Menschen heißt es am Schlusse wörtlich:

Eigentlich schlecht und gemein ist er nie gewesen, wie wir gesehen(?) haben; nur die aufbrausende Thätigkeit hat ihn auf unheilige (unheilig und doch nicht schlecht und gemein?) und schlüpfrige Wege geführt, die doch den edeln Keim nicht in ihm zu ersticken vermochten. Diesen Schutz gewährte ihm das Jagd-

leben (!) in diesem Falle das Wildbissleben), das das Blut frisch und den Geist aufgeweckt erhält. Nur Leute, die eine sitzende Lebensart führen, bekommen Migräne, die zu bösen und feindlichen Gedanken führt, die König und Vaterland vernichten wollen. Die wahre Kraft ist auch wahrhaft conservativ, wie die Armee und die Jäger beweisen; überhaupt jede mannhafteste Handtierung, mag sie sich finden, wo sie wolle, beim Feldbau wie beim Handwerk.

Eine solche großartige Verwirrung in den Grundbegriffen der Moral ist bedauernswürdig. Was mag der Verfasser sich unter „schlecht und gemein“ denken, wenn nach seiner Auffassung ein Mensch Ehebruch, Diebstahl u. s. w. ohne nachfolgende Reue begehen kann, und doch nicht schlecht und gemein wird. Der Verfasser scheint in der That seinen Katechismus gänzlich vergessen zu haben.

Rudolf Sonnenburg.

## Feuilleton.

### Literarische Plandereien.

Die Ausbreitung der deutschen Literatur über die bundesstaatlichen Grenzen hinaus, sowie die Theilnahme, welche fremde Nationen ihr zuwenden, verdient jedenfalls zu den erfreulichsten Thatfachen gezählt zu werden, über welche die deutsche Journalistik mit Gewissenhaftigkeit Nachführen sollte. Es ist nicht bloß der Kern unserer classischen Productionen, dem diese Theilnahme gilt; auch die moderne Literatur, in welcher die unverwundliche geistige Lebenskraft der Nation in neuen frischen Ausläufen zu Tage tritt, findet im Auslande überall Beachtung und Anerkennung.

In den neuen deutschen Blättern des Auslandes gehört die seit dem 1. Januar dieses Jahres in Petersburg erscheinende „St.-Petersburger Wochenschrift“, redigirt von Eduard Dobbert, von welcher uns die vier ersten Nummern vorliegen. Außer den praktischen und nationalökonomischen Interessen des Gesamtreichs, welche in zahlreichen Aufsätzen vertreten sind, wird auch der Entwicklung der bildenden und theatralischen Kunst Beachtung geschenkt und nach allen Seiten hin namentlich das deutschnationale Interesse in den Vordergrund gestellt. So enthält das vierte Heft einen Aufsatz über die deutsche Sprache in Russland, dessen Gedankengängen wir zwar nicht durchweg zu folgen vermögen, namentlich wo der Autor sich gegen das reine Hochdeutsch und den Mangel einer mundartlichen Grundlage wendet, der aber einen durchweg patriotischen Geist athmet, wie die folgende Stelle beweisen mag: „Der Gefahr, unter den Einfluß einer fremden Sprache zu gerathen, mit Erfolg zu begegnen, gibt es nur ein Mittel: Bildung im Geiste seines eigenen Volkes. Diese aber verlangt auch von den hiesigen Deutschen eine stärkere Betonung der Muttersprache im Umgangs- und Erziehungsplane der heranwachsenden Jugend, eine wärmere Pflege derselben in der Familie. Die Muttersprache vor allem ist der oberste Erziehungsgrundsatz jeder Nation, die etwas auf sich selbst hält. Wir empfehlen ihn auch den Deutschen, die in der ganzen Welt dieser Erinnerung am bedürftigsten sind.“

Aus dem Artikel erfahren wir auch, daß die Schriften von Fritz Reuter etwa seit Jahresfrist in gewissen deutschen Kreisen der Residenz begeisterte Leser und Leserinnen finden und daß das Plattendeutsch mit in den Studienplan der fashionablesten Weltkreise aufgenommen wurde. Abgesehen von den schätzbaren Eigenschaften des medlenburger Volkschriftstellers liegt in dieser Thatfache immerhin ein Beweis dafür, wie gewisse literarische Moden eine Art von epidemischer Verbreitung finden.

Die Theaterkritik wird von dem Herausgeber selbst ausgebt. Mit Recht erwähnt derselbe, daß es vielleicht keine andere Stadt gibt, die dem Theaterfreunde in solchem Grade Ge-

legenheit bietet, sich mit den verschiedenen Richtungen der dramatischen Kunst vertraut zu machen, wie Petersburg, indem man dort, abgesehen von der Oper und dem Ballet, die Leistungen dreier der wichtigsten europäischen Völker auf dem Gebiete des Dramas verfolgen kann. In der That enthalten gleich die ersten Blätter der Zeitschrift drei gebiegene Krallen Dobbert's: über ein deutsches Stück: Kleist's „Prinzen von Homburg“, über ein französisches: „Fabienne“ von Meilhac, und über ein russisches: „Der falsche Demetrius“ von Tschojew. Das letzte Stück wird als verfehlt bezeichnet; der Held, nach Schiller's großartigem Plan ein echter Héros, bei Heibel ein ritterlich lebenswürdiger Charakter, ist in dem russischen Drama ein leerer, eitler, auf seine hohe Stellung pochender, launischer, jähzorniger Mensch, der durch keine Seite seines Wesens Sympathie einzufloßen vermag. Wie es scheint, hat der russische Dichter einen legitimitätsstollen Präbendenten aus seinem Helden gemacht und in der Zeichnung alle Farben des slavischen Realismus verworfen.

Ein interessanter Artikel Dobbert's behandelt „Das Schauspiel und die Kritik“ und macht auf einen keineswegs unwichtigen Punkt aufmerksam, dem man die Theilnahmlosigkeit des Publikums gegenüber bedeutenden dramatischen Werken und dem häufig geringen Erfolg derselben bei ersten Aufführungen mit Recht zuschreiben darf. Dobbert sagt: „Die Besprechung des Stücks kann aus leicht ersichtlichen Gründen häufig erst nach stattgehabter Aufführung eintreten. In so manchen Fällen aber ist es wünschenswerth, daß diese Besprechung der Aufführung vorhergehe. So z. B. kann man geschichtliche Dramen erst dann vollkommen verstehen und genießen, wenn man mit den geschichtlichen Ereignissen, die das Thema derselben bilden, und der geschichtlichen Atmosphäre, die den Hintergrund des Stücks abgibt, vertraut ist. Darin das Publikum zu orientiren, ist Sache der Theaterkritik. Ebenso hat letztere das Publikum mit der Entstehungsgeschichte bedeutender Dramen bekannt zu machen. So manches Stück will mindestens ebenso sehr, ja vielleicht mehr, vom kulturgeschichtlichen als vom ästhetischen Standpunkte aus betrachtet und genossen werden. In einem solchen Falle wird der Leser auf jenen Standpunkt hingewiesen werden müssen. Nicht jedem ist es leicht, einem großen fälschlichen Stück mit stets gleicher Theilnahme zu folgen. So ist es nicht unwichtig, daß der Zuschauer schon im Voraus mit dem Gang der Handlung einigermaßen bekannt gemacht werde, damit er den wichtigsten Momenten seine größte Aufmerksamkeit schenkt.“

Und in der That, wie anders tritt das Publikum einem Schiller'schen oder Shakspeare'schen Trauerspiel gegenüber und wie anders dem Drama eines neuen Dichters, das zum ersten male die Gänse oder die Ungläubigen der Breiter erprobt! Son-

gend auf mit jenen Stücken verwaachsen, durch schulfällige  
Interaktionen, hundertfache Commentare Herr ihres Inhalts, von  
aus aus aufmerkend auf ihre Glanzstellen hat es den vollen  
getrübten Genuß der künstlerischen Schöpfung, während bei  
neuen Dichtung der historische Hintergrund, der Gang  
Handlung, die ganze Verwicklung auf einmal erfasst und  
überdacht und gleichzeitig die dramatische und poetische Schön-  
geossen werden soll. Bei der Zersplittertheit und wir möch-  
sagen Halbhörigkeit des Theaterpublicums ist der Dobbert's-  
Vorschlag jedenfalls beachtenswerth.

Jenseit des Oceans, in den nordamerikanischen Freistaaten,  
ist die deutsche Literatur auch in immer weiteren Kreisen  
breitung und Anerkennung zu finden. Auffallend bleibt es  
merhin, daß die Production des Mutterlandes allein maß-  
gebend ist und daß der Deutschamerikanismus bis jetzt durchaus  
Dichtwerk von hervorragender Bedeutung aufzuweisen hat.  
„Deutschamerikanischen Monatshefte für Literatur,  
Wissenschaft und öffentlichen Leben“, redigirt von Rudolf  
so von Newyork, Expedition des belletristischen Journals), von  
den uns das Januar- und Februarheft vorliegen, erwähnen  
ihrem „Literarisch-kritischen Feuilleton“ keines deutschen  
Dichtwerks, das auf transatlantischem Boden entsprungen ist.  
So eingehender beschäftigen sie sich mit der dramatischen und  
maniliteratur des deutschen Mutterlandes, und obgleich man  
mit allen Urtheilen einverstanden sein kann, welche das  
deutsche Feuilleton fällt, so verdrößt dasselbe doch die anerken-  
nenswerthe Kenntniß der neuern deutschen literarischen Er-  
einungen und ein von allem Coteriewesen unabhängiges Ur-  
theil. Daß in diesen Blättern auch unsere klassische Literatur  
berücksichtigt wird, zeigt ein Artikel von Bloede über die Re-  
nephilosophie Goethe's. Auch die neueren Theaterberichte be-  
fassen sich mit einer deutschen Schauspielerin, die in Ame-  
geradezu eine Epoche gemacht hat, während sie in Deutschland  
doch nur der Erfolge an Bühnen zweiten Ranges rühmen  
konnte. Es ist dies die Soubrette Ottilie Genée, welche den  
weisen, Grunert und andern Künstlern die transatlanti-  
schen Vorzüge vorzugesprochen hat. Die „Deutschamerikanischen  
Monatshefte“ vergessen zwar nicht, den donnernden Beifall  
zu erwähnen, mit welchem die glückliche Soubrette ge-  
legentlich auch in Newyork begrüßt wurde, stellen sich aber im-  
mer auf den Standpunkt einer unparteiischen Kritik. Sie  
wollen ihre Kritik lebendig, obwohl nicht immer schön, ihre  
Bewertungen anmuthig, aber auch sehr hart an der Grenze des  
schicklichen hinführen oder sie selbst überschreitend und tadeln  
oft gar zu grellen Farbensauftrag. Im übrigen schenkt  
Newyorker Bühne der neuen deutschen Dramatik anerkennens-  
werthe Berücksichtigung, wobei sie sich nicht einmal immer nach  
Modestücken des diesseitigen Repertoire richtet. Zu be-  
merken bleibt nur, daß das geistige Eigenthumsrecht der Dra-  
matiker auf keinem transatlantischen Rabel über den Ocean hin-  
reicht. Es wäre wünschenswerth, daß von Seiten des Deut-  
schen Bundes in Bezug auf Sicherstellung des geistigen Eigen-  
thumsrechts der deutschen Autoren, namentlich auch der drama-  
tischen, den Bühnen gegenüber, ein Vertrag mit der nordameri-  
kanischen Regierung abgeschlossen würde.

Die englischen Reviews schenken im ganzen der deutschen  
Literatur nur eine gelegentliche Berücksichtigung. Auch in den  
deutschen musikalischen Pausen des „Athenaeum“ sind  
deutsche Opern und Concerte, doch fast niemals deutsche  
Musiken erwähnt, obgleich sich das deutsche Drama, so wenig es  
de in einer Blüthenperiode sich befindet, doch jeden Vergleich  
der Unproductivität des englischen verdrängen muß. Dessen er-  
wähnt ist es, daß die „London Review“ in ihrem Sep-  
tember unter dem Titel „The literary year“ eine Jahres-  
übersicht der deutschen literarischen Erscheinungen gibt, welche an  
ständigkeits wenig zu wünschen übrigläßt und überdies in  
eine kritischen Urtheilen gerecht und maßvoll ist. Freilich kann  
Hoffnung derselben nur eine latente sein, mit wenigen

Ansagen, wie z. B. der neue Auerbach'sche Roman „Auf  
der Höhe“ und Hartmann's „Die letzten Tage eines Königs“,  
welche der Recensent besonders hochstellt, verhältnißmäßig aus-  
führlicher besprochen sind. Wenn wir dieser fleißigen Arbeit  
gegenüber noch einen Wunsch aussprechen wollten, so wäre es  
der, den hervorragenden Werken durchweg eine eingehendere  
Berücksichtigung zu theil werden und lieber Erscheinungen von  
ganz ephemerer Bedeutung fallen zu lassen.

**Verichtigung.** In dem Artikel: „Strauß' neues Leben Jesu in Eng-  
land“ in Nr. 11 d. Bl. ist S. 174, Sp. 2, 3. 6 u. o. statt: der römischen  
Geschichte, zu lesen: der homerischen Geschichte.

## Bibliographie.

- Anno 2066. Ein Blick in die Zukunft von Dioscorides. (Aus dem  
Holländischen.) Weimar, Verlag. Gr. 8. 10 Ngr.  
Der Nachwahr, Roman von dem Abbe ... Deutsch von A. Diez-  
mann. Vierte Ausgabe. 18er Bd. Leipzig, Steinacker. 8. 22 1/2 Ngr.  
Blancquet, A., Die Ritter vom Riquet. Als und die Riquet des  
grünen Lises. Roman. Deutsch von F. v. Alvensleben. 2 Bde.  
Weimar, Verlag. Gr. 8. 2 Thlr.  
Tieckrich, J., Ueber die rabbinischen Prinzipien. Ren - Nappin,  
Lübeck. Gr. 8. 5 Ngr.  
Draper, J. W., Gedanken über die zukünftige Politik Amerikas.  
Aus dem Englischen von A. Bartels. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8.  
25 Ngr.  
Hebbesen, W., Geschichte der schweizerischen Regeneration von 1830  
bis 1848. Nach den besten Quellen bearbeitet. 1ste Hef. Zürich, Verlags-  
Mörsch. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.  
Hentze, F., Das Leben und die lobte Natur. Eine Streitschrift ge-  
gen die materialistischen Ansichten vom Leben, insbesondere gegen die be-  
gründeten Lehren Virchow's, vom naturwissenschaftlichen Standpunkt. Ab-  
theilung, Wigand. 8. 10 Ngr.  
Jäberke, W., Die letzten Dinge. Vorträge. Rostock, Stiller. Gr. 8.  
16 Ngr.  
Jellicrich, G. F., Das sogenannte hohe Reich Salomons oder viel-  
mehr das pathetische Drama „Salomons“ parabolisch und dem Hebrä-  
ischen in's Deutsche übersetzt. Königsberg, Schubert u. Seidel. Gr. 8.  
20 Ngr.  
Gäiger, J., Herr v. Heiter im Wartsaal. Wien, Markgraf. 8. 5 Ngr.  
Graf, F., Aus dem Tagebuch eines alten Schauspielers. 18er Bd.  
Leipzig, Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.  
Hillem, F. v., Geschichte. 18er Bd. Wien, Gerold's Sohn. 1865.  
Gr. 16. 1 Thlr. 12 Ngr.  
Graf, F., Graf, W., Zeit voraus! Ein humoristisches Genre-  
bild aus dem neuesten Kriege in Schleswig-Holstein. Berlin, Conrad.  
Gr. 16. 15 Ngr.  
Graf, F., Der Scharfrichter von Köln oder das Mädchen am Rhein.  
Historische Erzählung. 18er bis 10tes Heft. Düsseldorf, Spaarmann. Gr. 8.  
2 1/2 Ngr.  
Händler, F. W., Künstlerroman. 1ste Hef. Stuttgart, Krabbe.  
Gr. 8. 7 1/2 Ngr.  
Das Haus Hengau. Eine Familien-Chronik. 1ste Hef. Gr. 8. 3 Thlr.  
Hentze, F., Zur gegenwärtigen Lage. Vortrag in der  
Sitzung des Altonaer Schleswig-Holsteinischen Vereins. Altona, Mengel.  
Gr. 8. 3 Ngr.  
Kobbe, A. v., Gedanken über die Freiheit des Willens. Dis-  
sertation. Aufsatz und Verklärung über und nach dem Ausdruck der Ver-  
weisung. Nach einem hinterlassenen Manuscript. Neuschwabenfeld, Buch-  
jun. 3 Ngr.  
Langhans, G. F., Pietismus und äußere Mission vor dem Richter-  
stuhl ihrer Vertheidiger. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.  
Laurent, J., Rastener Stadtrechnungen aus dem XIV. Jahrhundert,  
nach den Stadtbüchlein - Urkunden mit Einleitung, Registern und Glossar.  
Machen, Rastener. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.  
Maffei, J., Für's Vaterland. Geschichtlicher Roman. 2 Bde.  
Jena, Göschen. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.  
Neubauer, A., Aus der Petersburger Bibliothek. Beiträge und Do-  
cumente zur Geschichte des Karthaus und der karthausischen Literatur.  
Leipzig, Leiner. Gr. 8. 20 Ngr.  
Rastener, G. F., v. (geb. v. Ehrenham), Der Rastener. Eine  
Erzählung. Aus dem Schwedischen von A. Rastener. 3 Bde. Leip-  
zig, G. F. Schmidt. 8. 1 Thlr.  
Rastener, W., Die Wissenschaft des Wissens und Begründung  
der verschiedenen Wissenschaften durch die allgemeine Wissenschaft, eine For-  
mulation der deutschen Philosophie mit besonderer Rücksicht auf Plato,  
Aristoteles und die Scholastik des Mittelalters. 18er Bd. München, Weig.  
Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.  
Rastener, G. F., Neue Fieber eines Kranken. Passau, Götter u.  
Waldbauer. 8. 7 1/2 Ngr.  
Schiller - Galerie. Charaktere aus Schiller's Werken. Gezeichnet von  
Friedrich Hecht und Arthur von Hambro. Fünftes Heft in  
Erlangen. Mit erläuterndem Text von Friedrich Hecht. Octav.  
Ausgabe. 1ste Hef. Leipzig, Brockhaus. 15 Ngr.  
Ein und Erscheinung. Fortsetzung und Begründung der in „Ueber  
Idealismus und Realismus“ aufgestellten Theorie des Wesens der Er-  
scheinung. Vom Verfasser von „Idealismus und Realismus“. Berlin,  
Wilmert. 1863. Gr. 8. 1 Thlr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ergeben wurde vollständig:

**Illustrirtes**

## **Haus- und Familien-Lexikon.**

Ein Handbuch für das praktische Leben.

In 70 Hefen oder 7 Bänden.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Jedes Heft 7½ Ngr. Jeder Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Dieses allgemein von der Kritik als trefflich gerühmte Werk liegt nunmehr vollständig vor. Dasselbe ist in Wahrheit ein Handbuch für das praktische Leben, indem es einen so reichen und so sorgfältig ausgewählten Schatz unmittelbar zu verwertender Kenntnisse in populärer Form und übersichtlichster alphabetischer Ordnung darbietet wie kein anderes Werk dieser Art, und verdient somit in jeder Hausbibliothek einen Platz zu finden.

Das Werk wurde von Dr. Rudolf Arendt redigirt und von den ersten Vertretern der betreffenden Wissenschaften verfaßt. Es enthält das Wissenwerthe: 1) aus den Künsten und Gewerben (bürgerliche Gewerbe, landwirtschaftliche Gewerbe, mechanische und chemische Technologie, Landwirtschaft, Architektur, Malerei und Bildhauerei); 2) aus dem geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben (Handel und Verkehr, Volkswirtschaftslehre, Rechtswissenschaft); 3) aus dem häuslichen und Familienleben (Medicin, Lehre von den Nahrungsmitteln, Kleidung und Wohnung, Arbeiten der Hausfrau, Erziehung und Unterricht). Außerdem werden die Grundlehren der Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Anatomie und Physiologie, ferner der physischen Geographie, der Meteorologie und Astronomie und endlich der beschreibenden Naturwissenschaften darin abgehandelt, immer mit Rücksicht auf den Nutzen, auf die directe oder indirecte Bedeutung für das tägliche Leben der Menschen, aber nicht in trockener, sondern in erzählender Darstellungsweise, sodaß neben der Belehrung das Werk zugleich eine angenehme Unterhaltung gewährt.

Überall, wo Abbildungen der beschriebenen Gegenstände zum bessern Verständniß des Textes dienen können, sind solche in correcter Zeichnung und künstlerisch ausgeführtem Holzschnitt beigegeben; ihre Zahl beläuft sich auf 2382. Register zu jedem Bande und ein Universalregister erleichtern in jeder Weise den Gebrauch des Werks.

Das „Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon“ ist sowohl auf einmal vollständig, als nach und nach in 7 Bänden zu je 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr., oder in 70 Hefen zu je 7½ Ngr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## **Dramatische Bilder aus Deutscher Geschichte.**

Von Robert Giese.

8. Geh. 2 Thlr.

Inhalt: Der Hochmeister von Marienburg. (1410.) Romanisches Drama in vier Aufzügen. — Der Burggraf von Nürnberg. (1411—1440.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen. — Ein Bürgermeister von Berlin. (1442—1445.) Geschichtliches Drama in fünf Aufzügen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

In der C. G. Kuderich'schen Verlagsbuchhandlung, rissus, in Berlin erschien soeben:

## **Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge**

herausgegeben von

Dr. R. Virchow und Dr. Fr. v. Holten

Heft 1.

### **Ueber Hünengräber und Pfahlbauten**

Von Prof. Dr. Rud. Virchow.

Preis einzeln 7½ Sgr., im Abonnement nur 5

Die nächsten Hefte werden enthalten: G. R. v. Bluntzschli: Die Bedeutung und die Fortschrittdern Völkerrechts. Prof. Dr. Dove: Der Kriesswassers. Prof. Dr. Bräker: Geschichte der astronomischenrechnung. Prof. Dr. Alex. Braun: Ueber die Erdgeschichte. Dr. J. Roth: Ueber Steinlothe. Ofenbrücken: Land und Leute der Schweizer German Grimm: Albrecht Dürer. Geh. Rath gel: Die Statistik als selbständige Wissenschaft. Dr. Lette: Die Wohnungsfrage. Prof. Dr. Fr. v. Borst: Richard Cobden. Dr. Kühn: Die Bede Wechsels für den Geschäftsverkehr. Dr. Bona Bildung und Wissenschaft. Oberprocurator Dr. Die Volkswirtschaft und die Transportmittel.

Die Namen der beiden Herren Herausgeber, in V mit denjenigen der Herren Mitarbeiter, bürgen daß der hiermit angekündigten Sammlung von Vorträ der Wissenschaftlichkeit in der Methode, als Verständigkeit in der Darstellung Genüge wird.

Im Abonnement auf 24 Hefte kostet jedes Heft nur der Einzelpreis eines Heftes wird circa 8 Sgr. — 10

Ferner erschien soeben:

**Ferd. Schults,**

## **Demosthenes und die Redefrei**

im athenischen Staat. Historische Studie. 5

Verlag der Fr. Harter'schen Buchhandlung in Sch

## **Zur Geschichte deutscher Volks**

im Mittelalter. Von Aug. Fr. G

Nach dem Tode des Verfassers l

gegeben von Dr. J. B. Weiss.

5 Thlr. 18 Ngr., oder 9 Fl. 36 K

Eine Beurtheilung findet in dem vorliegenden S Sammlung der geistvollsten Excurse, über deren man staunen mußte. Dasselbe erregte ein ungemeines und sei mit einer Frißche, einer Lebendigkeit geschrie man sagen möchte, es mache sich einmal ein jun Jurist an die alten Volksrechte, um die Männer e Schlosse aufzurütteln. Aber auch ihr sachlicher Wert höchst bedeutender."

Allgemeine Literaturzeitung, 1866,



# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 14. —

1. April 1866.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thirn. jährlich, 5 Thirn. halbjährlich, 2 1/2 Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Poetische Nippsachen. Von Rudolf Woltf. — Das deutsche Drama der Gegenwart. Von August Penneberger. Zweiter Theil. — Gullav's vom See neuer Doppelroman. Von Hermann von Bequignolles. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Briefe von Jakob Grimm.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Poetische Nippsachen.

Das lyrische miniature in Format und Inhalt ist in unserer Literatur noch immer genugsam vertreten. Doch wenn früher auf dem Nipptisch unserer Lyrik nur zierliche Porzellanfigürchen oder Blumensträußchen in Duodez- oder Octavformat standen, so finden sich jetzt auch daneben komische Porzellanmännchen, allerlei Grottestfigürchen, ja bisweilen sogar recht lecke Nuditäten en miniature. Das Ballet der Blumengeistlichen wird dabei frischweg weiter getanzt; die beaux animés sind auf den niedlichen chinesischen Teppichen, in denen uns der poetische Thee servirt wird, noch immer, wie in frühern Zeiten, der beliebteste Schmuck.

Unser Fortschritt begrüßen wir nur darin, daß auch die niedliche Genre sich mehr dem Komischen zugewendet hat; denn gerade die komische Muse muß im ganzen für die Aischendrüsen der Neuzeit gelten. Den „Klabberasch“ und die „Fliegenden Blätter“ in Ehren; doch es schmeckt weder der politische Schlagwitz des ersten, noch die spießbürgerliche Socialität der zweiten die berechtigten Leistungen der Komik, so wenig etwa das in seiner Art wichtige bürgerliche Lustspiel von Venedig oder auch die französische Salontomödie die theatrale Komik ersetzt. Deshalb sind uns alle Versuche willkommen, die Grenzen der komischen Poesie zu erweitern.

Eine im ganzen vernachlässigte Dichtgattung ist das komische Epos, das im vorigen Jahrhundert in unserer vorclassischen Periode recht eifrig cultivirt wurde und nur in Vergessenheit gerieth, seit man nach den Horen der Classicität zu streben anfing. Das Epos desselben, welchem Zacharia und andere deutsche Dichter nachzueiferten, war mehr noch als Boileau's „Pompilius“ oder „Rodenraub“, eine der prächtigsten Rokokodichtungen mit allerliebsten mythologischen Geisterchen, welche gerade durch den Contrast mit dem Salongen und der aristokratischen Gesellschaft, in welche diese anmuthig parodirte Göttermaschinerie der Rokokowelt eingreift, die

heiterste Wirkung ausüben. Die Prägnanz des Pope'schen Stils mit seinen epigrammatischen Schärpen übte außerdem einen unnachahmlichen Reiz aus. Auch in den Dichtungen von Zacharia läßt sich indeß eine komische Ader nicht verkennen.

Ein zweiter, namentlich für den Stil des komischen Epos gewichtvoller Einfluß machte sich von England aus im Laufe dieses Jahrhunderts geltend, nachdem Byron's „Don Juan“ erschienen war. Hier herrschte, abgesehen von den ernstern Partien der Dichtung, denen lyrische Schönheit so wenig abzusprechen ist wie epische Darstellungsweise, ein Ton der behaglichsten humoristischen Plauderei vor, der sich besonders darin gefiel, theils allen Gedankengängen bis in das äußerste Ende ihres Fadens nachzugehen, theils von dem Thema soviel wie nur irgend möglich abzuweichen, aus dem Hundertsten ins Tausendste überzuspringen, und der dabei dieser Geschwätzigkeit wol eine dem Anschein nach streng geschlossene metrische Kunstform gab, aber durch die salope Behandlung derselben, namentlich durch profane, bizarre, auf komische Wirkung berechnete Reime diese künstlerische Strenge wiederum parodirte. Es war dies eine Form, durch welche das gleichgültigste Thema pikant gemacht werden konnte; man konnte über ein Nichts sich in einer Reihe der wichtigsten Strophen ergehen, und nach dieser Seite hin entsprach der Byron'sche gereimte Feuilletonstil der französischen Feuilletonprosa, wie sie der Vater des pariser Feuilletons, Jules Janin, zuerst in Schwang gebracht.

Die Einwirkung Pope's und Byron's läßt sich nun in den kleinen, vor uns liegenden Nipptischchen nicht verkennen:

1. Die Leiden der jungen Pina. Eine Satire aus unsern Tagen in fünf Gesängen. Von Albert Kosschad. Leipzig, Brodhans. 1866. 16. 16 Bgr.
2. Das Kissenmädchen. Ein Gedicht von Albert Kosschad. Leipzig, Brodhans. 1866. 16. 12 Bgr.

Beide Gedichte sind in ottave rime geschrieben, wie Byron's „Don Juan“, doch die durchbrochene Behandlung

läßt die etwas monotone Melodie der italienischen Sprache nicht zur Geltung kommen und lodert spielerisch die lip-pige Reimfülle. Der Vers verdient alles Lob, sowohl wo er den humoristischen Ton anschlägt, z. B. in der Beschreibung der schönen Pinaz:

Daß sie ein Engel ohne Flügel war,  
Daran kann bemerkt zu werden. Deswo  
Begrifflich ist, daß reich gelockt ihr Haar  
Und daß ihr Auge funkelst lichterloh.  
Auch kann der Feldin Nase offenbar  
Blos griechisch sein — versteht sich dies nur so  
Wie's paßt deutschbürgerlichem Polizei-  
Geschmack: nicht allzu grad' und ausfuchtsfrei —

als auch, wo eine ernstere poetische Haltung vorherrscht, wie z. B.:

O Wirklichkeit, du wirfst den kühlen Schatten  
Auf unsrer Träume sonnenwarmes Bild.  
Wie war so licht, was wir gesehen hatten,  
Wie küssen blüht uns an, was sich erfüllt!  
Der heitre Himmel über grünen Matten  
Verwandelt sich in nebliges Gesicht;  
Und zittern frühelab, mit verschlafnen Sinnen,  
Weiß kaum der Träumer, was denn nun beginnen?

Was aber dieser „Satire“ (Nr. 1) fehlt, ist der Reiz menschlicher Erfindung, wie sie Pope's „Lockenraub“ auszeichnet. Der Stoff ist doch allzu trivial und dürftig und würde kaum für die alltäglichste Novelle ausreichen. Ein Edelmann, welcher der Tochter eines Bourgeois den Hof macht und sie dann sitzen läßt, als der eigene Vater gegen diese nicht ebenbürtige Heirat protestirt; ein Ball, wo die Bekanntschaft gemacht; eine Spazierfahrt, wo sie bis zur Hebeerklärung fortgesetzt wird; einige episodische Figuren, der alte Nix und sein Sohn, die bürgerliche Mama, der im Stich gelassene Bräutigam Joseph, der pensionirte Major mit seinen immerhin ergüßlichen Fortschrittsvisionen — das ist denn doch ein zu spärliches Inventar für ein komisches Epos in fünf Gesängen. Ohne Frage ist die humoristische Behandlung die Hauptsache; doch muß auch der Stoff mindestens eine komische Pointe haben, die als solche wirkt, und nicht der Subjectivität des Autors überlassen bleiben, alle Kosten eines solchen komischen Epos zu tragen.

An satirischen Excursen fehlt es nun in der Dichtung nicht, die ja eine aus lauter Extrablättern zusammengefügte Mosaik ist. Einzelne dieser Excursen verrathen ein unverkennbares Talent für die Satire; bisweilen athmen sie sogar poetischen Schwung, wie der Excurs über das einrige Deutschland bei Beginn des zweiten Gesangs. Eine behagliche Komik entfaltet sich in der Schilderung des dicken Grafen Kurt Wollfack; wir wünschten dies mehr volkstümlich Burleske, dies greiflich Realistische der komischen Schilderung in dem kleinen Epos noch mehr vertreten, indem das Ueberwiegen satirischer Reflexion zu sehr die auch in der Komik unentbehrliche Gestaltungskraft vermissen läßt. Als Probe der mehr allgemeinen satirischen Excursen theilen wir hier den Anfang des fünften Gesangs mit:

O goldne Zeit, da noch in Windeln lag  
Die Menschheit! Post dem Schreier aus der Kisten,  
Der ohne Grund vielleicht behaupten mag,  
Dies sei die unbequemste aller Trachten!

Wir wissen doch, wie froh dem ersten Tag  
Des Lebens schuldlos wir aus Windeln lachten.  
Und dies mag uns denn gegen alles Schreien  
Ad hominem ein argumentum sein.

Kunst, Wissenschaft, Gewerbfleiß, der Erkenntnis  
Unsel'ge Früchte haben uns verführt,  
Und laum besitzen noch wir das Verständniß  
Der Einsamkeit, die einst die Welt begiert.  
Nun leben wir nach eigenem Verstandniß  
In Tagen, welche äußerst complicirt;  
Und Fragen finden jetzt wir, kaum zu lösen,  
Wo sonst der Zustand Antwort g'nug gewesen.

Da hieß es früher einfach: Herr mit Ansehn,  
Und keiner wagte drüber was zu sagen,  
Und beide fanden sich dabei nicht schlecht:  
Der eine schaffte, was ihm angetragen,  
Der andre gab, was ihm bedankt recht.  
Jetzt aber kennt man sociale Fragen,  
Und mehr und mehr, je mehr man Fragen schwirrt,  
Nacht man die edle Einfalt selbst verwirrt.

Da wurde auch der Unterschied der Stände —  
Wie Bauer, Bürger, Priester, Edelmann —  
Als die von Gott gesetzten Scheidewände  
Geachtet und gewahrt von jedermann:  
Indessen jetzt des Bürgers rülp'ge Hände,  
Des Bauers schwel'ge Kräfte rücken dran,  
Und nun die Edeln hochbedrückte Schaar  
Sich stützen muß bis hinter den Altar.

Hat nur drei Menschen heut' man zu regieren,  
So ist's schon keine Einecars mehr,  
Da ganz bestimmt die dreie rebelliren,  
Und, was wir wollen mögen, ungeführt  
Das Gegentheil davon zu Ende führen.  
Ach, anfern Frauen selber fällt es schwerer,  
Das weibliche Geschlecht — Fortschrittsweltläste,  
Fragt nur sie selbst! — in Lucht zu halten heute.

Wo sind der Macht und Größe Herrscherfüße,  
Die einst zum Staub die halbe Menschheit beugten,  
Da ragend aus der Knechtschwärme Mitte  
Als freie Herren sich die Edeln zeigten,  
Geschmückt im Glanze feiner Lebensfüße,  
Umstimmert von des Kriegeswahn's Trachten,  
Da noch die Besten alles Beste schätzten,  
Und sich an ihrer Pracht die Welt ergötzte?

Jetzt aber rechnet jeder zu den Besten  
Vor allem sich. Kein Platz wird im Gedränge  
Dem Großen mehr. Und selbst bei ihren Festen  
Nibt sich zu Gast und feiert sich die Menge.  
So zehren wir denn heute von den Resten  
Vergangener Herrlichkeit, und ziehn die Stühle  
Desselden Wagens alle gleicherweise,  
Bis wir dereinst derselben Würmer Speise.

Das „Niliemärchen“ (Nr. 2) gehört mehr der lyrischen Arabeskenmalerei an, der Schule der *lours aminees*. Der Anfang freilich hat einen humoristisch niedlichen Anstrich; später aber geht ein ernster Ton durch das Gedicht hindurch. Märchenblumenpoesie in lyrisch volltönernden Stenzen. Wir vermissen daher in dem Gedicht die Einheit des Tons. Uns gefallen gerade die ersten Strophen am besten; diese Blumenpoesie darf nicht zu ernst genommen werden, ihr muß immer der Schall ins Nackte sitzen. Die Strophen selbst verdienen indeß alles Lob, wie wir überhaupt bei Albert Kosschad die Vorsehung der Form durchweg anerkennen müssen. D

Inhalt des Märchens, die Entzauberung der Häßlichkeit durch Liebe, bietet auch in der Durchführung wenig des Neuen. Nachwürdigerweise hat ganz dasselbe Thema, nur in verschiedener Variation, gleichzeitig ein anderer Dichter behandelt:

3. Der Zottelprinz. Ein Märchen in fünf Gesängen von J. Baerlig. Leipzig, Matthes. 1866. 16. 15 Ngr.

Auch hier glücklich behandelte ottava rima, auch hier beglückte Blumenreien, wie in Byron's „Don Juan“, wie überhaupt eine auffallende Aehnlichkeit in dem angeschlagenen Ernston der Dichtung. Nur erscheint diese Variation reichhaltiger, es ist eine Parallele, ein Gegensatz in ihr, der die Handlung zugleich plakat und bewegter macht. Der häßliche Zottelprinz liebt das schöne Sonnenröschen; der erste ist ein Ausbund von Klugheit, die letzte steht im Rufe der Dummheit. Die Liebe thut nun ein doppeltes Wunder: der Zottelprinz verwandelt sich in einen schönen Jüngling, und das Sonnenröschen wird ein lieblich gezeichnetes Kind. Die Darstellung ist oft nicht ohne phantastischen Reiz; die Lord Byron'schen Don-Juan-Blumenreien unterbrechen oft den Fortgang der Erzählung. So wendet sich der Dichter z. B. an die Kritiker und Rezensenten:

Für guten Rath bin ich von Herzen dankbar.  
Doch sagt man mir: „Du wüßtest noch stützen  
Den Kalibasa, der uns plemisch gangbar;  
Du häuhest da so manches profitiren,  
Denn allerdings, dein voriger Gesang war  
Ganz voll von Schatzkammern, welche dich blamiren.  
Sprachst du vom Teufel nicht, der, wie bekannt,  
In Jabeln Mahadewa wohl genannt?

Ich mußst du dich eingehender beschäfftigen  
Mit kinderschaufelr Thier- und Pflanzenkunde.  
Das würde deine Schilderungen kräftigen,  
Die leider noch sehr mager sind im Grunde.  
Aus solchen Dingen braut man heut' ein Säckchen,  
Das selbst verwöhnten Lesern steht zum Munde.“  
So heu' ich, um euch Märchen zu erzählen,  
Miß ich mich nicht mit langen Studien quälen.

Doch hab' ich nicht ab ovo angefangen,  
Was uns Horaz so streng hat unterzagt?  
Die Endkram Schande ist es mir gegangen,  
Der, eh' ich noch der erste Morgen tagt,  
Den Leser schon mit der neunmunderlangen  
Urborgeschichte seines Lebens plagt.  
Und mochte das beim Biographen gelten,  
So werdet ihr den Dichter doppelt hassen.

„Der Zottelprinz“ ist ein ganz artiges Märchen. Daß der Held entzaubert wird, ist um Sonnenröschens willen nicht erfindlich. Die Samaritaner wären indeß gewiß auch mit dem häßlichen Zottelprinzen als vereinstigtem „Zottelkönig“ zufrieden gewesen; denn einem Regenten schaden die Zotteln nichts, wenn er nur außerdem die nöthige Klugheit besitzt.

Ein Dichter, welcher zuerst in Deutschland sowol den Ton des Byron'schen „Don Juan“ nachgeahmt, als auch die Blumenpoesie in ihrer sinnbildlichen Bedeutung geübt hat, ist der Uebersetzer Byron's, Adolf Böttger,

von dessen gesammelten Werken jetzt der dritte Band vorliegt:

4. Gesammelte Werke von Adolf Böttger. Dritter Band: Epische Gedichte. Leipzig, Bär'sche Buchhandlung. 1865. Gr. 16. 1 Thlr.

Dieser Band enthält außer der erotisch-farbenreichen Dichtung „Sabana“ das Fragment eines modernen komischen Epos „Eulenspiegel“ und das Frühlingsmärchen „Hyazin und Lilialide“, zwei Dichtungen, welche als die Vorbilder der ebenerwähnten kleinen Epen betrachtet werden können. Es bleibt zu bedauern, daß Böttger den Anfang, den er im „Eulenspiegel“ genommen hat, nicht weiter verfolgte — ein derartiges komisches Epos würde in der That eine Lücke in unserer schönen Literatur ausfüllen. Eulenspiegel schließt sich eng an das Muster des Byron'schen „Don Juan“ an. In beiden Dichtungen ist der Held eine volkstümliche Gestalt, welche aber von den Dichtern nur in ihrer typischen Bedeutung, ohne Anlehnung an die einzelnen, durch die Volkslage überlieferten Abenteuer, erfaßt und überdies in anachronistischer Weise modernisirt ist; in beiden Dichtungen spielt die Heitspatze ebenso in der dichterischen Erfindung die Hauptrolle, wie in den freieren Exercisen, welche dem Humor des Poeten den schrankenlosesten Spielraum gestatten. Die Stenzen Böttger's sind überdies den Byron'schen auf das genaueste nachgebildet, dieselben humoristischen Enjambeants und barocken Reime, welche mit Vorliebe Fremdwörter, Eigennamen u. dgl. auswählen und so bunt sind wie der Kopfsprung einer Rothhaut. Die Gestalt des Helden selbst will uns indeß etwas zu frei ins Moderne überseht erscheinen. Eulenspiegel ist zunächst kein fashionabler Held; er ist culturgeschichtlich ein Repräsentant der bürgerlichen Volkschichten; es steckt in ihm etwas von dem Humor der unterdrückten Volksklassen, welcher in diesen Schabernackspielen sich Luft machte, welcher sich freute, seinen Dringern ein Bein stellen zu können. Ein Eulenspiegel in Frack und Glacehandschuhen wird von Haus aus zu einer abgeblagten Gestalt. Dann aber bestand das Wesen des Schalksnarrenwitzes meistens in der wörtlichen Auffassung des Gesagten. Auch hierin lag ein vorwiegend volkstümliches Element, die Sprache hatte sich verfeinert, fortgebildet, die ursprüngliche Bedeutung der Worte ging mehr und mehr in abstracter Verallgemeinerung verloren. Indem der Volksnarr diese ursprüngliche Bedeutung wieder hervorkehrte, führte er gleichsam den Genius der Sprache ad absurdum.

Die meisten Eulenspiegeleien sind solche in thatssächliche Schwänke übersehte Wortwize. Ob Böttger bei der Vollendung des Gedichts auch diese Seite des Eulenspiegels zur Geltung gebracht haben würde, wissen wir nicht; doch paßte sie nicht zu dem ins Fashionable übersehten „Eul“. So viel aus dem vollendeten Theil des Gedichts hervorgeht, wollte Böttger in seinem Helden einen Schalksnarren darstellen, der die Schwächen und Thorheiten der Menschen und zwar insbesondere der modernen Gesellschaft durch lustige Streiche verspottet. Eigentlich entspricht nur ein einziger Schwank in dem Fragment dieser

Abſicht — die luſtige Geſchichte, wie Eulenspiegel die abentheuerlichen Freimüller prellt, indem er ihnen die Kleider fortnimmt, während er gleichzeitig ein hübsches Kind, deſſen Vormund zu den Modernen gehört, entführen hilft. Die ganze übrige Satire der Dichtung iſt in den Arabesken der Reflexion zu ſuchen, welche das Thataſſliche mit breitem Ueberſchwang überwuchern. Sie iſt ſehr reichhaltig, gegen die verſchiedenſten Ausſchreitungen des modernen Geiſtes gerichtet: Frauenemancipation, Muſik, Literatur, Kritik, Buchhandel, Pietismus werden geſeilt. Die Anknüpfung der Excurſe iſt oft ſo locker wie möglich — die emancipirte Heldin raucht Cigaretten; inſolge deſſen erhalten wir ſeitenlange humorſtiſche Extrablätter über das Cigarettenrauchen. Von der Liebe, der Göttin mit den Fieberglaten, ſpringt der Dichter zur Eiferſucht über, von dieſer zur Pruderie und ihrem „vertrachten Feigenblatt“, von dieſer zur Schambrust, von dieſer gar zur Syphilis, vor welcher der Humorſt um ſo weniger Scheu zu haben braucht, als ſie ja in einem ſehr ernſthaften Lehrgeſicht beſungen worden iſt. Ohne Frage gehören dieſe Gedankenſprünge zum alten Rechte des Humors; doch ſollte die Byron'sche Manier, gerade weil ſie ſo bequem iſt, von unſern Dichtern mit größerer Beſchränkung benützt werden, ſie ſollten mehr den Hauptaccent auf die komiſche Geſtaltung und Schilderung legen. Freilich macht ſchon Jean Paul die richtige Bemerkung, daß die lyriſchen Geiſter, wenn ſie ſich der Komik zuwenden, in der Regel ſatiriſch werden, eine Behauptung, für die er Schiller und Klopſtock als Beweiſe anführt, während wir in Lord Byron ſelbſt wol den ſchlagendſten Beleg für dieſelbe finden.

Die Böttger'schen Stangen bleiben dem leichtgeſchwägigen Grundton durchweg treu und ſind in ihrer Art trefflich gebaut und fließend. Die ottavo rima als Strophenform des komiſchen Gedichts befördern indeß das plauderhafte Abſchweifende durch den dreifachen Reim, der oft gleichſam aus der Bahn bricht und zu andern Gedankengängen hinführt. Als Probe für die Böttger'sche Verſebehandlung theilen wir die folgenden Enthüllungen aus der Lebensgeſchichte des „Hobelgeiſtes“ mit, die uns außerdem am meiſten von jener mehr objectiven Komik zu enthalten ſcheint, die wir der epiſchen Dichtung in höherem Maße wünſchten:

Voreerst doch, Beſter, muß ich dir verkünden,  
Was ich an Haut und Haaren muß' erſeiden,  
Als ſelbſt ich quitt war dieſer Erdenſünden.  
Man ſchoß mich ſammt Gemahlin und den beiden  
Geliebten Kindern in des Thales Gründen,  
Wagt, anatomisch gleich von Haut zu ſcheiden,  
Rieß unbeachtet ganz des Auges Schmelz  
Und wuſch nur höchſt barbariſch uns den Pelz.

Doch dann bereinigt' uns das Schickſal wieder,  
Treu gingen wir als Wildſchur Hand in Hand,  
So unzertrennliche Familienglieder,  
Daß oft Verwechslung unſers Selbſt entſtand;  
Uns lauß' ein Graß, der redlich war und bieder,  
Doch kein Gefühl für unſern Werth empfand,  
Wir wurden ihm bald läſtig — und am Ende  
Gerietzen wir in eines Stagers Hände,

Der wandelte die Schur in wenig Wochen  
In einen pelzverbräunten Schnurrad,  
Mit dem wir Kneipen und Salons durchſtochen  
Vom erſten bis ins allerletzte Stod;  
Erſt halfen wir die Welt ihm unterſuchen,  
Dann dienten wir ihm noch als Stubenbod,  
Daß er, als ihn das Heer der Schnurer hegt,  
Erdarmungslos aufs Reiſſhaus uns verſetzt.

Dort hingen ſchmolzend wir in finſtrer Kammer  
Mit einer Anzahl gleicher Leidgenoſſen,  
Bis uns erlöſt' des Auktionators Hammer  
Und Freundschaft wir mit einem Bürger ſchloſſen,  
Da ſchrumpft' ich denn — o großer Hobelhammer! —  
Zu einem Klumpen ein ſammt meiner Epochen:  
Ich wurde Ruß — und vor der Wuth des Windes  
Schirmt' ich die Händchen eines jarten Kindes.

Doch kaum, daß wir noch übermüthig jodeln,  
Hat unvermerkt ſich Schnee ins Haar gemengt!  
Ein Trübler läßt uns plump zur Mühle modeln,  
Die trägt ein Bauer — ach! und der verſengt  
Als roher Geiſt uns beim Kartoffelbrodeln —  
So war nun das Familienglied geſprengt;  
Die Kinder gingen ein zur ew'gen Ruhe;  
Ich und mein Weib nur wurden — Pelzhandſchuh.

Der linke ging in kurzer Zeit verloren  
Ich blieb allein, des rechten Ichs Beſitzer,  
Und ward zu jenem edeln Ding erkoren,  
Daß aus der Feder wiſcht manch ſünd'gen Schmeißer;  
Ich ward was ehrliches herumgeſchoren  
Von einem altbedaut'ſchen Stubenſchmücker,  
Da ließ ich endlich Haare — drauf ſein Rädel  
Mich aus dem Fenſter warf auf deinen Schädel.

Die Polemik, mit welcher Eulenspiegel ſich am Ende gegen das junge Deutſchland wendet, welches da als das Gedicht zuerſt erſchien, gerade die deutſche Bühne mit erſolgreichen Dramen bereichert hatte, wird nicht behagen; ſie hätte im Hinblick auf den nachhelfenden Erfolg einzelner dieſer Stücke wol weſentlich modifiziert werden müſſen.

Das Frühlingsmärchen: „Hyazinthe und Lilienblüthe“ hier als eine Einſchachtelung des „Till Eulenspiegel“ und als von dieſem verfaßt erſcheint, haben wir ſchon in Adolf Böttger's beſte Dichtung gehalten. Es iſt ein dings Nipptiſchpoeſie der Blumengeiſterchen; aber die Bedeutung des Inhalts greift über die Einleitung hinaus hinaus. Die Tendenz des Gedichts, die dem Revolutionsjahre 1848 ein Datum zeigt, iſt eine antirevolutionäre; der Dichter perſifliert die Republik und die Forderungen des Communismus ſchildert den Wirrwarr der elementariſchen Gewalt Stürme der Anarchie in ſchwunghaft malender Sprache; doch das Reich Oberon's iſt ein Reich der Monie und Liebe:

Und es wandte wunderthönig  
Oberon ſein Wort an ſie:  
„Euer Schöpfer, euer König  
Will des Reiches Harmonie.“

„Stürzte trauriger Wahn euch nieder  
Im des Todes Vergessenheit,  
Hebt verſöhnend Liebe wieder  
Jetzt euch zur Unſterblichkeit.“

„Wirst in euren Elementen,  
Eure Macht sei unverkürzt;  
O daß alle doch erkannten,  
Wie der Haß die Freiheit stürzt!

„Der als Höchster auserlesen,  
Sei von seinem Volk ein Stütz;  
Nicht der Name, nur das Wesen  
Gründet eines Reiches Glück.

„Nur durch die Erfahrung räche  
Sich die blinde Leidenschaft:  
In der Zwietracht liegt die Schwäche,  
In der Liebe liegt die Kraft!“

Doch Oberon erklärt sich ebenso gegen die Gewalt-  
herrschaft auf Erden:

Wenn drunten von gebrochenen Eiden  
Die Erde wie von Schlangen starrt,  
Wenn Freiheit muß in Ketten leiden,  
Sie trostlos auf Erlösung harret —  
Wenn Fürst und Volk sich wechselweise  
Bellümpft in aufgeschwemmtem Haß,  
Freiheit und Joch in stetem Kreise  
Abwechseln sonder Unterlaß:  
So ist dies nur der Standgeborenen  
Uraltes schwerverhängtes Loos,  
Und die Verdammten wie Erlornen  
Nacht nur der Tod erst heillos.  
Jahrhundert rollt sich zu Jahrhundert  
In ewig gleicher Ebb' und Flut:  
Versucht wird, was man einst bewundert,  
Gefegnet, was vermodert ruht.

In der Schilderung der elementarischen Mächte ist  
im Goethe'schen Hauch nicht zu verkennen, wie auch z. B.  
der Anfang der Rede Oberon's an die Geister durch-  
aus an Goethe's Dichtweise, namentlich an den Stil des  
„Faust“ anknüpft:

Gemach, gemacht!  
Nicht wißt ihr, was ihr thut,  
Verblendete, bekehrte Geister,  
In eurer ungeheuren Wuth  
Stürzt ihr euch selbst in euren Reiser.  
Ohnmächtige, die mein Schöpfer ruf  
Aus Liebe schuf,  
Und denen ich zum Wollustthum nur  
Des Weltallkörpers grenzenlose Bahn,  
Den unermessnen Ocean,  
Endlose Lust, der Erde heitere Flur,  
Die allbelebt belebende Natur  
Aus selbstverleugnend iun'ger Liebe gab.

Eine heitere Episode der Dichtung bildet der Fürst  
von Verberitz, der von den wilden Gnomen später hin-  
gerichtet wird, nachdem sie ihn zum Kaiser erwählt ha-  
ben. Die Kaiserrede des Fürsten lautet wie folgt:

Ich bin der Fürst von Verberitz  
Aus altem Stand und Adel,  
Rein Urahn war der große Rix,  
War ohne Furcht und Tadel.  
Wenn jemals ich das Wort ergriß,  
War's nur um euertwillen,  
Doch jetzt thn' ich den kühnen Griff,  
Der Wünsche Durst zu stillen.  
Ich stamm' aus adlichem Geschlecht  
Umglänzt von Helbiglorie,  
Hab' funzig Ähnen, schlecht und recht,  
Wie's steht in der Historie.

Daß ich ein Rix, bezweifelt kaum  
Das thörichte Gefindel,  
Der Wassergeister feuchter Saum  
War schon in meiner Windel.

Es reicht tief in die Barbarei  
Der Stamm der Barbarragen,  
Im Wappen glänzen Holz und frei  
Sechs Schnäbel und zwölf Tagen.

Aus ras ward rix so mit der Zeit  
Und aus Barbar ward Verber,  
Auch seht' ein Ähn voll Würdigkeit  
Aufs Wappen einen Sperber.

Ob Barbarrag, ob Verberitz,  
Gleichviel, was thut hier Namen?  
Haha! Ihr seht, ich erbe Wit  
Aus meiner Väter Samen.

Drum schlag' ich — leiht mir euer Ohr,  
O hört der Liebe Ton nur!  
Mich nicht etwa zum König vor,  
Es wäre Reaction nur.

Nein, nein, zum Kaiser wählet mich  
Und gebt mir eine Krone,  
Mein Bild dafür im feinsten Stuch  
Versprech' ich euch zum Lohne.

Böttger's „Frühlingsmärchen“ hat bei weitem nicht  
den Erfolg gehabt, wie „Waldfreiers Brautsahrt“ von  
Otto Noquette, dem es an Werth doch mindestens gleich-  
steht. Habent sua fata libelli! Vielleicht holt es in die-  
ser Gesamtausgabe den Vorsprung ein, den der aller-  
dings noch leichter geschürzte Genosse vor ihm voraushat.

Auch eine Nachbildung des „Froschmäuselkrieg“ im  
Miniaturformat liegt auf unserm Büchertisch:

5. Chelidonostrophomachia oder Schwalben- und Spazentrug.  
Epos in zwölf Gesängen von H. A. P. Malchin, Hamb.  
1865. Gr. 16. 10 Ngr.

Dies komische Epos ist dem jungen Grafen Friedrich  
Frazz Grafen von Hahn-Neubow als erste Festschrift  
gewidmet. Das Gedicht ist prosaisch nüchtern und es  
läßt sich wenig zu seinem Lobe sagen. Hans der Knecht  
hüft mit seinem Harkenskiel den von den Spazern bedräng-  
ten Schwalben, und mit Bezug darauf lautet der letzte  
Vers des Gedichts, der letzte:

Dem Gott den Harkenskiel beschieden,  
Der brauch' ihn auch wie Hans der Knecht,  
Den frommen Schwälbchen nur zum Frieden  
Und einzig für das gute Recht.

Leider wird der Harkenskiel meistens in entgegengesetz-  
ter Weise gebraucht!

Noch findet sich auf unserm poetischen Nippstisch eine  
kleine Nubität, halb zugeleckt wie „Der persönliche Schatz“:

6. Die Brautnacht. Ein Gedicht in sieben Himmeln. Berlin,  
Paffar. 1865. 8. 15 Ngr.

Diese „sieben Himmel“ haben sehr romantisch klan-  
gende Titel: „Hochzeitsfest“, „Im Brautgemach“, „Phan-  
tasien“, „Das Spiegelbild“, „Süßes Geständniß“, „Ein Lie-  
bestraum“, „Erfüllung“; es sind im Grunde aber nur  
poetische Cabinetsstücke für Liebhaber, lyrisch-epische Ste-  
reoskopen, ein Aphrodisiacum in üppigen Versen, denen



man einen gewissen Fluß und wollüstigen Schwung nachrhythmen muß. Ueberhaupt zeigt der Autor ein gewisses Raffinement, nicht bloß in der Wahl des Stoffs, indem er einen dem Anschein nach so lokalen Stoff zu sehr frivolen Schilderungen benutzt, als auch in den optischen Arrangements, in den Spiegel- und Traumbildern, durch welche er den Reiz der Situationen zu verdoppeln weiß. Das große Publikum müssen wir indeß vor dieser elegant ausgestatteten Nudität warnen, und die Kritik wünscht, nachdem sie dies gethan, ihre Hände in Unschuld.

Rudolf Gottschall.

## Das deutsche Drama der Gegenwart.

Zweiter Artikel.\*)

1. Pietra. Tragödie in fünf Aufzügen von E. S. Rosenthal. Leipzig, Weber. 1865. 16. 24 Ngr.

Pietra spielt in den Parteikämpfen der Welfen und Gibellinen in Italien und zwar in der grausamsten Periode dieser Kämpfe, zur Zeit Ezzelin's. Es finden sich die Herzen Manfred's, des Sohnes von Ezzelin, und Pietra's, der Tochter eines Welfenhauses, dessen vier Söhne Ezzelin getödtet: Manfred nämlich, verwundet auf dem Schlachtfeld, wird von Pietra's Kanne aus weiblichem Mitleiden in das Welfenschloß gerettet und Pietra bahnt ihm den Ausgang durch Uebergabe des Schlüssels zu einem geheimen Gang. Mit Mühe gelangt er zu den Seinigen, geführt von der kindlichen Hoffnung, Frieden stiften und dann den glücklichen Liebesbund schließen zu können. Er wird von seinem Parteigenossen gehöhnt und der Schlüssel ihm entzissen, mit dessen Hilfe sie das uneinnehmbare Felsenloß zu erstürmen gedenken. Die Nachricht vom dem bevorstehenden Ueberfall durch den geheimen Gang bringt in das Schloß: Pietra glaubt darin den Verrath des Geliebten erkennen zu müssen und in der durch diesen Gedanken zum halben Wahnsinn Getriebenen erwacht die Rachewuth ihres Hauses, welche das sanfte Gefühl der Liebe eingeschliffert hatte. Sie hegt einen Vetter, der sie liebt und so zu verdienen hofft, gegen Manfred bei dem beginnenden Kampf. Manfred, von demselben zum Tode verwundet, stürzt zu Pietra's Füßen, erklärt seine Unschuld und stirbt; Pietra gibt sich auf seiner Leiche den Tod. Der geschichtliche Rahmen und der Grundgedanke streift dicht an „Romeo und Julie“, aber die Lieblichkeit und der Schmuck der Shakspeare'schen Tragödie, obgleich auch unserm Stück in den Neben der Liebenden nicht fehlend, tritt doch in „Pietra“ zurück vor dem Schrecken und Graus, vor der Wildheit der Gesinnung und That, die uns entgegenstarrt und in die wir uns erst künstlich hineinversetzen müssen. Auch im einzelnen ließe sich manches erinnern. Wenn der Vater Pietra's, seine alten Seelenwunden selbst wieder aufreisend, aus der Tochter den ihm längst bekannten Tod seiner Söhne mit allen grausigen Einzelheiten gleichsam wieder heraufkatechisiert, was noch dazu, wie es scheint, wir uns als tägliche Gewohnheit denken sollen, so streift das an

Unnatur und verfehlt in seiner raffinierten Künstlichkeit des Eindrucks. Aber abgesehen von diesen Bedenken muß auch bei diesem Stück Rosenthal's anerkannt werden, daß dieser Dramatiker zu unsern besten Kräften gehört: da sind nicht nur schöne Verse, eine edle gehobene Sprache, sondern es zeigt sich auch wieder eine große Gewandtheit in der Handhabung der dramatischen Technik. Vortrefflich ist gleich, daß der Dichter seinem Drama den großen geschichtlichen Hintergrund gegeben, und ebenso lobenswerth die Sorgfalt, mit der er das Vergessen des Parteistandpunkts von seiten Manfred's motivirt, indem er wiederholt betont, daß ihn nicht Haß und Blüthier des Parteigängers, sondern die Thatenlust der Jugend, der Drang des Helden in den Kampf getrieben. Die Wirkung des Stücks hat sich auf der Bühne bewährt. Für diejenigen unserer Leser, die etwa noch keine Ausführung desselben gesehen, stehe hier als Probe der Auffassung und Darstellung die Einleitungsszene:

Erster Auftritt.

Liso von Campetri (ein Weib mit lang herabwallendem weißen Bart und tief überschatteten dramatischen Augen, tritt durch die Thür links, im Hintergrund, gefolgt von) Goroello, dem Waffellan.

Liso.

Die Arbeit ist gethan, nun laß uns feiern  
Und reich' mir einen Trunk. Ihr morchen Arme,  
So matt schon vom Verscharren der Gefallnen,  
So machtlos die Lebendigen zu säen!

(In den Beßel stehend.)

O Ezzelin, du Leutelschne, du Tödel!  
Was machtest du aus mir!

(Goroello bringt den Becher.)

Sa, Nebenblut!

Wärst du sein Herzblut, das ich schärfen konnte,  
Zum Jüngling wandeln würdest du den Oris,  
Und diese schlaffen Sehnen würden straff,  
Wie weltes Gras nach frühem Frühlingstregen!

(Trinkt und gibt den Becher zurück.)

Wo ist mein Kind?

Goroello.

Im Schloßhof bei den Leichen

Der Freunde, die wir von der Walfahrt trugen,  
Sie hat mit grünen Myrten sie gekrönt,  
Oh' man sie heimträgt in die Gruft der Väter.

Liso (in Schmerz versinkend).

Wer kränzte meine Söhne? Undestattet,  
Der Geier Beute bleichte ihr Gebein!  
Nur Pietra!

Goroello (durch Fenster blickend).

Sie und Koro, die Gemandte,  
Verbinden die Verwundeten. Dein Neffe —

Liso.

Mein Neffe lebt?

Goroello.

Zeitnibt mehr als verwundet  
Von Reulenschlägen oder vom Ersauern,  
Daß er besetzt die Söhne Ezzelin's!

Liso.

Und jene beiden, deren Puls noch bebt,  
Die auf der Brust den quersichigen Löwen trugen?

Goroello.

Es sind die beiden Brüder Caponegro,  
Befreundete, die deine Tochter pflegt.

\*) Der erste Artikel findet sich in Nr. 25 u. 26 d. Bl. v. 1865. D. H. eb.

ist nicht Raum noch Zeit, so lang zu warten.  
Mäuler hieß ich an die Säufte schüren,  
heimzuführen auf ihr nahes Schloß.

Liso.

alle die andern?

Corello.

Spült die Brenta fort!

Liso.

stiehet sie —

Corello.

Die Schibellineneichen!

Liso.

viel?

Corello.

Au hundert decken das Grab!

Liso.

alle?

Corello.

Alle. (Stimmen.) Jetzt zum wenigsten  
Brenta bläut sich von Gewitterregen  
rollt sie fort wie Kies. Das war ein Rollen,  
wenn Kaminen von den Alpen flühen;  
nur im Schild den goldenen Adler trug,  
Silien und den Strauß, das flog hinab,  
wo wir zweifeln, vertilgten wir.  
t wird sie sichten und die Seinen kennen!

Liso.

wird er! In der Hölle tiefsten Pfuhl,  
je dem Dämon Ezzelin gebiet!

Corello (Kommend).

rote am Felsenstrand der Brenta standen  
unbarmherzig in dem finstern Abgrund  
Feinde flühen, deren bleicher Mund  
schielend „Onade“ sammelte, da war mir's,  
war's der Jüngste Tag, da Cherubim  
Flammenschwerter die zur Hölle schenken,  
Gott verwerfen, die der Papst verflucht  
die im Bund mit Kettern, Sarazenen,  
Herren verdammen und dem Mordoch opfern,  
er stützen der Verdammen, Ezzelin!

Liso.

he sprachst du, wahr! Ihn hat die Mutter eint,  
Abelscheld, die Raubentwinder,  
Lucifer, dem Hüllengeist, empfangen,  
ihrem Sterbebett hat sie's bekannt!  
(Alle erheben den Armen.)

met-Michael! Wann sädest du dein Schwert,  
deinen Feind und meinen zu vernichten!

Corello (Heurig).

bl Wald erscheint der Tag. Die h'm'ge Schlacht  
ihm den ersten Blig in seine Feste.  
it jenem Unglückstag von Carpenova,  
aus dem zweiten Friedrich unterwarf,  
Ezzelin, sein Fels und sein Knecht,  
Macht und Ansehn, wie die giftige Mistel,  
während ihren Mutterbaum ersicht.  
ole Blut der Gassen blüht den Stank,  
aus den Kammern ihrer Schwestern weht,  
bis nach Monza zu der eh'nen Krone  
recht läßern Ezzelin die Räuberhand.  
ch heut in Friedrich tod? Der Städtbund  
nbarbiens waffnet sich zum zweiten male,  
in Bewegung, rüst der Gellbärten Ezzelin,  
a Dampfdruck schauernd gegen Ezzelin.

Der Bivve von St. Karl steht auf, Vicenza,  
Die ganze Markt, das eble Ehe rüflet,  
Indeß auf seinem Felsenfchloß Bassano,  
Am Fuß verlegt, der alte Wüthrich knirscht,  
Und seine Streiter, heut' zum ersten mal  
Den unsern handgemein, vernichtet fallen.  
Raufred, sein Vaskardsohn, treibt todt im Strom,  
Und Alberich, sein Neffe, floh verwundet;  
Der erste Pief der Art traf in das Markt!  
Wir werden Fuß an unsern Feinden setzen!

Liso

(Der während dieser Rede sich allmählich erhob, mit weit aus-  
gestreckten Armen.)

Herr! Laß mich leben! Nieß ich oft dich an:  
Gib mir den Tod! Jetzt ruf' ich: Laß mich leben,  
Daß ich an Ezzelin Vergeltung schaue!  
Vergeltung! Hat er vier geliebte Söhne,  
Die meine, die er mir gemordet hat?  
Denn ich ihn vierfach soltern? Vierfach ihm  
Ein blühend Jünglingshaupt vom Kumpfe trennen?  
Und doch Vergeltung! Ziel sein Vaskardsohn?  
Wer ihn erschlug, dem küß' ich Füß' und Hände!  
Sein Neffe sel? Er hat der Kessen drei,  
Es ist sein Blut und kann das meine sühnen!  
Herr! Laß mich leben! Wenn es Leben heißt,  
Gehoben, ob', verwittert dahinsiehn,  
Ein Grabstein, der der Söhne Namen trägt  
Und dem die glatte, düstere Cypressen  
An seiner Seite Trauerlieder rauscht.  
Wenn ich noch athme, wenn mein Todfeind auch  
Entlanzt, geküßt, zerstückelt niederfällt,  
Ein Nichts wie ich: Herrgott, dann will ich dich  
Nicht nur gerecht, nein auch barmherzig heißen!

(Pause.)

Es dunkelt. (In die Ferne.) Pietro! Sprich den Abendgruß  
Dem Märtyrthum der Kinder, dann zur Ruh!  
Wo ist sie? Pietro!

Corello.

Herr, dort ruht sie schon.

2. Edda. Drama in vier Aufzügen von Joseph Weilen.  
Wien, Hartleben. 1865. 8. 20 Ngr.

Das Drama Weilen's hat viel Aufsehen gemacht, so-  
gar schon vor seinem Erscheinen auf den Bretern, und dann  
auf einer Reihe von Bühnen Erfolge errungen. Ich habe  
dasselbe nicht darstellen sehen, und jetzt, wo ich es lese, um  
es zu besprechen, habe ich vielleicht schon zu viel davon  
gehört und sind meine Erwartungen allzu hoch gespannt  
worden. Ich finde die Geschichte allzu romanhaft. Die  
Friesin Erfsabe ist einst von einem schwäbischen Edelmann,  
den sie aus dem Schiffbruch gerettet, verführt und ver-  
lassen und ihr Kind ihr auf Veranlassung der Großältern  
(„sie glaubten wol, es wäre ein Knabe, ein Erbe ihres  
Namens“) geraubt worden. Dieses Kind, von den frei-  
herrlichen Großältern erzogen, hat dem Freischarenführer  
Carpezan sich vermählt, und so kommt Magdalene (Edda),  
die Tochter Erfsabe's, wieder nach Ostfriesland, welches  
ihr Gemahl occupirt hat. Sie wird von ihrer Mutter  
erkannt, fählt in sich das alte Friesenblut wallen und  
stellt sich an die Spitze ihrer Landsleute, um das Land  
von der Bedrückung Carpezan's zu befreien. Es gelingt,  
aber Carpezan fällt, und in dieser letzten Stunde finden  
sich die Herzen der geistig getrennten Gatten wieder. Das  
alles ist wol möglich, aber doch sehr abenteuerlich, selbst

für die Zeiten des Dreißigjährigen Kriegs. Dazu ist die ganze Darstellung etwas weilkäufig, die Sprache großentheils sehr modern gehalten. Dagegen ist anzuerkennen, daß der Verfasser in mehrern seiner Gestalten Talent zur Charakteristik zeigt und auch die Mittel für das dramatische Wirkende zu handhaben weiß. Der erste Act z. B. ist von einer Sicherheit und Gedrungenheit dramatischer Steigerung, vor der man alle Achtung haben muß. Im ganzen muß man Laube dankbar sein, daß er einem Talent wie Weilen die Wege geebnet, und darf hoffen, daß derselbe auf seiner dramatischen Laufbahn noch manche schöne Ehrenpreise sich erringen werde. Zur Probe eine kurze Stelle aus der sechsten Scene des vierten Actes, in welcher Magdalene, nachdem sie sich an die Spitze der Friesen gestellt und den Sieg erschauten, zuerst wieder mit ihrem Gemahl zusammentrifft und sich mit ihm ausspricht:

Carpezan

(tritt, nachdem er das Thor sorgfältig geschlossen, rasch vor).

Endlich allein! Sprich schnell! Vor Räthseln steh' ich schauend, die, wenn sie nicht bald gelöst sind, mir den Verstand verwirren. Du — bei meinen Feinden? Du hier — als eine Botin der Friesen? Es ist undenkbar.

Magdalene (ihn fest anblickend).

Du hast dies Volk verachtet! Feiglinge waren sie in deinen Augen! Da versiegte ihre Langmuth und zerbrach ihre Geduld. Deine Soldaten sind versprengt und erschlagen — mit jedem Worte, das ich rede, strömt das Meer weiter über das Land dahin — nur die Leichen deiner Erschlagenen wird die Flut dir zutragen, abgeschnitten bist du von jeder Hilfe von außen! Um dich herum aber, in immer mehr sich verengender Umkreisung, halten freithitbegeisterte Helden, bereit den letzten Entscheidungskampf an dieser Stelle, dieser letzten Insel, die aus der Flut hervorragt, männlich mit dir auszukämpfen! Nun frage ich dich: Sind sie Feiglinge? Verachtest du mir noch dieses Volk?

Carpezan (nach einer Pause).

Ich sehe dich an — du bist es nicht! Ich höre dich — höre und glaube doch nicht, daß du gesprochen, was ich höre! — Gezwungen haben sie dich, dir mit dem Tode gedroht, wenn du nicht diese Sprache gegen mich führst!

Magdalene.

Ich bin das Weib nicht, das Drohung schreckt. Die Friedensbedingungen eines siegreichen und im Siegesrausche selbst noch edeln Volks erbat ich mir dir bringen zu dürfen und künde sie dir jetzt: Willst du das Land mit dem Reste deines Heers gutwillig räumen? Eine halbe Stunde hast du Frist!

Carpezan (schmerzlich wild).

Das Entsetzliche ist also wirklich? Der Verrath, den ich dem letzten Goldknecht meines Heers zuzutrauen mich geschämt haben würde, er ist begangen, und mein Weib hat ihn begangen, mein Weib hat jedes Band zwischen uns zerrissen, mit Schmach bedeckt ihren Stamm, verunehrt ihren Namen, beschimpft ihren adelichen Schil!

Magdalene (wehmüthig).

Ja, die Freisrau von Bildau war dir alles, ihren Namen hast du gefreit, für ihren Adel zogst du in den Kampf, ihrem stolzen Stamm zu Ehren haufte du wie ein Tyrann in diesem Lande! O Thor! Einem Schattenbilde, einem Schemen zu Liebe brachtest du diese Molochsopfer! Mein Name, Adel, Wapen — alles Trug und Lüge! Diesen ganzen Flitterkram, der mich dir begehrenswerth gemacht, riß der Sturmwind fort! Das Weib, um das du gefreit, lebt nicht mehr!

Carpezan.

Ich versehe dich nicht!

Magdalene (ihm näher tretend).

Unter diesem widerrechtlich bedrückten Volke ist ein Weib, vielleicht die Unglücklichste des ganzen Volks! Sie hatte geliebt und wurde verrathen, sie hatte ein Kind, man hat es ihr gestohlen, die ihr am nächsten standen, trauerten statt milden Trostes nur scharfen Spott in ihre Wunden. Und dieses Weib, einen unerschöpflichen Schatz heiligster Mutterliebe im Herzen, rief mir zu: Komm an mein Herz, ich bin deine Mutter!

Carpezan.

Läufest du mich, oder bist du selbst betrogen?

Magdalene.

Betrogen? So glaubte ich anfangs auch, so zwang ich mich zu glauben! Von mir weisen wollte ich, was sich mir, erseht seit frühester Jugend und doch nie erreichbar, so wunderbar bot: die Liebe einer Mutter, den Segen einer Heimat. Ich beschwor dich, mich in deinen Arm zu nehmen und mit mir dieses Land zu verlassen. Verächtlich wiesest du mich von dir, du selbst zwangst mich zu bleiben, du warst das Werkzeug der Vorsehung, welche wollte, daß ich mich selbst hier finden und mein verlorenes, armseliges Leben adeln soll! Als ich nach Upsalboom kam, auf den Schauplatz meiner Kinderpiele, sprang aus dem verschütteten Borne meiner Jugenderinnerungen ein langverlegter Quell, erfrischend, neu belebend hervor! Als ich von Sehnsucht ergrißen, zu den Füßen meiner Mutter kniete, schmolz die harte Kruste, die mein Herz umschloß, und einem Lavaström der Liebe fühlte ich in mir glähen. Als ich mein Volk vor mir sah, mir theuer von dem Augenblicke schon, da ich, die Fremde, dieses Land betrat, jetzt aber mir verbunden durch Blutsverwandtschaft und Unglück, da — riß es mich in die Mitte dieses schlichten, starken und doch fast verlorenen Volks; nicht ich, ein neuer Mensch in mir, schrie es ihnen zu, daß sie kämpfen, daß sie sich ihrer Unterdrücker wehren sollen, in jenem Augenblicke ward ich zu dem, was ich nun bin und ewig bleiben will: Ebba Rielholt, ein Kind dieses Volks!

3. Der Doge von Venedig. Historische Tragödie von Oskar von Redwitz. Mainz, Kirchheim. Gr. 16. 26 Rgr.

Redwitz hat seine dramatische Laufbahn mit „Sieglinde“ begonnen. Der Kampf, welcher sich in Sieglindens Seele vollzieht zwischen kindlicher Pflicht und dem christlichen Abscheu vor dem verrathenen Wädgrafen, den ihr aufgedrungen werden soll, war gut geschildert. Freilich machen Schilderungen noch kein Drama und die Schlußentwidelung war wol zu schnell: jedenfalls aber stand das Stück bei weitem höher als die mattherzig Parodie auf dasselbe, das „Normallustspiel Sigelind“ von W. von Merdel, der einige Schwächen herausgefühlt aber vor lauter berliner Ueberfeinheit nicht die Kraft und den Muth einer derben Satire gehabt hatte. Und doch wurde Redwitz' Stück beinahe einstimmig verhöhnt und verworfen, Merdel's Parodie aber gepriesen, ein trauriger Beweis der Voreingenommenheit eines großen Theil der Kritik! Es folgte „Philippine Welfer“, mit welcher Schauspiel der Dichter einen wesentlichen Fortschritt macht obgleich noch zu viel geredet wird in dem Stück und die Composition zu lose ist. Seitdem habe ich kein Stück von dem Verfasser wieder zu Gesicht bekommen bis auf das vorliegende.

Dasselbe beschäftigt sich mit Francesco Foscari, der von 1423—57 den herzoglichen Stuhl in Venedig einnahm;

und von Heinrich Leo in seiner italienischen Geschichte zu den kühnsten und gewaltigsten Naturen gerechnet wird, die Venedig hervorgebracht hat. Unter seiner Herrschaft wurden wichtige und glänzende Kriege geführt, aber im Innern wurde er von der Partei des Hauses Forzbando auf äußerste bekämpft. Sie verfolgte die von ihm begünstigten Männer, im Jahre 1432 hatte sie sogar die Einrichtung seines Feldhauptmanns Carmagnola durchgesetzt. In des Dogen eigener Sohn Jacopo entging nicht den Verfolgungen dieser hartnäckigen Gegner, sondern wurde mit Anschuldigungen verfolgt, eingekerkert und wiederholt verbannt. Bei einer dieser Gelegenheiten, als sein Sohn um seine Hilfe bat, war es, daß der Doge die eines alten Römers würdige Antwort gab: „Jacopo va, e ubbidisci a quello, che vuole la terra, e non cercar piu oltre!“ Endlich richteten sich die Angriffe der loredanischen Partei gegen den Dogen selbst. Zweimal (1433 und 1442) hatte derselbe ermüdet sein Amt niederlegen wollen, man hatte ihn bewogen zu bleiben als den einzigen Mann, der den Verhältnissen gewachsen war. Der Tod seines Sohnes infolge der ausgestandenen Tortur und die aufstrebende Spannung des Kriegs ließen Francos Kraft in sich zusammenbrechen, und so wurde er jetzt, da er sich weigerte, ein Amt, welches man ihm wiederholt aufgedrungen, niederzulegen, abgesetzt, und verurtheilt, auf einen Stab gestützt, ohne fittliche Kleidung den Palast (25. October 1457). Unwille ergriff das Volk beim Anblick des alten beliebten Fürsten in seiner Demüthigung: indessen brachte die Staatsinquisition den Tadel zum Schweigen. Schon am 1. November starb Franco, am Tage, nachdem die Glocken die Wahl des neuen Dogen verkündigt. Ein reiches Leben, von dem das Epigramm rühmt:

Post mare perdomitum, post urbes Marte subactas  
Florentem patriam longaevus pace reliqui —

und ein ergreifendes Ende.

Diese Zeit und diese Verhältnisse also hat sich Redwitz zur dramatischen Bearbeitung erwählt, und das Schauspiel ist nicht ohne Wirkung. Zweierlei habe ich an demselben auszustellen. Erstens ist die Verwicklung, welche Redwitz auf dem gegebenen historischen Grund mit dichterischer Freiheit zusehend, wegnehmend, verändernd aufgebaut hat, vielleicht etwas zu complicirt, als daß sie gleich auf den ersten Blick ganz klar sich darstellte. Und dann hätten die Verfassungsverhältnisse des wunderbaren Staatswesens, welches man Venedig nannte, wol etwas breiter auseinandergelegt werden müssen, damit auch derjenige, der ohne gelehrte Vorkenntnisse an das Stück herantritt, in diesem räthselhaften Staate sich zurechtfinde. Diese Einwendungen hindern uns nicht, den Dichter der „Amarant“ zu seinem Ernst und seinen dramatischen Streben, das nicht ohne Erfolg bleiben wird, aufzumuntern. (Beiläufig sei mir hier die allerdings sehr nachträgliche Bemerkung gestattet, daß nach richtiger Etymologie es eben Amarant (ἀμαραντος) heißen muß, und der Ausdruck der Verwunderung, daß bei den unzähligen Auflagen und ebenso

unzähligen Kritiken die jedes Grundes entbehrende Schreibweise Amarant meines Wissens immer wiedergelehrt ist.)

4. Ulrich Wiltard. Schauspiel in fünf Aufzügen von Placidas Plattner. Zürich, Schultheß. 8. 15 Rgr.

Das Stück spielt während der Kämpfe Kaiser Rudolfs gegen Ottokar von Böhmen: der Schauplatz ist Zug in der Schweiz, und die Grundlage der Verwicklung bilden die Kämpfe des Bürgerthums der Schweizerstadt einerseits gegen die ringsum sitzenden Junker, die von ihren Adelsstößen und Burgen aus sich alle Willkür und Gewaltthätigkeit erlauben, andererseits gegen die Uebergriffe und tyrannischen Gelüste des habsburgischen Amtmanns, der den Kaiser vertreten soll. Der Träger dieses Kampfes nach beiden Seiten hin ist nun eben Ulrich Wiltard, ein ehrsammer Schlächtermeister, der, weit gewandert, noch jung vieler Menschen Städte gesehen und ihren Sinn erkannt hat. Nach heftigen Conflicten geht der Held mit seiner geliebten Margarethe, deren Schönheit sowol den umwohnenden Adel als den kaiserlichen Vogt entflammt und zu Ungerechtigkeiten hingerissen, wodurch die schon bestehenden Gegensätze zum offenen Kampfe entzündet worden sind, siegreich aus dem Streit hervor. Inwieweit die geschilderten Ereignisse im einzelnen auf historischem Grunde ruhen oder Eigenthum des erfindenden Dichters sind, weiß ich in der That nicht zu sagen. Die Situationen aber sind jedenfalls klar und anschaulich dargelegt, und neben der Staatsaction wirken, wie theilweise schon angedeutet, nicht ungeschickt die Privatverhältnisse und individuellen Leidenschaften der einzelnen handelnden Personen auf den Gang der Entwicklung ein. Der Verfasser zeigt sich als einen Mann von Bildung, der nicht nur die Sprache vollständig in seiner Gewalt hat, sondern auch Gedanken. Nur wie S. 33 Kaiser Rudolf zu der Bezeichnung eines „blinden Herrn“ kommt, ist weder an sich noch aus dem Zusammenhang der Stelle ersichtlich, wahrscheinlichweise am Ende ein Druckfehler. Bei dem gewählten Stoff, der in vielen Verhältnissen und Individualitäten an Schiller's „Tell“ anstreift und auch sonst bei dem Leser manche Reminiscenzen wach ruft, ist natürlich eine strenge und ausnahmslose Originalität nicht zu erreichen gewesen.

5. Cäsar Borgia. Drama in fünf Acten von Otto Girndt. Berlin, Brigl. Gr. 8. 15 Rgr.

Der Name der Borgia ist für die Theatergeschichte mit der Entstehung der romantischen Schule in Frankreich eng verwachsen. War es doch in der Vorrede zu der „Lucrèce Borgia“ (1833), wo sich das berühmte Dogma Victor Hugo's, welches das ästhetische Feldgeschrey dieser modernen Himmelsstürmer geworden ist: Das Schöne ist das Häßliche, zu der echt französischen Antithese gipfelte: Attachez dieu au gibet, vous avez la croix. Das uns vorliegende Drama Otto Girndt's macht Cäsar Borgia zu seinem Mittelpunkt. Mit aufrichtiger Achtung müssen wir den dramatischen Schwung anerkennen, welcher in dem Stücke herrscht. Frappante Situationen, vielverschlungene Verwicklungen, schlagende Effecte bilden mit manchem sicher gezeichneten Charakter ein dramatisches

Ganzes, welches die Begabung seines Verfassers an den Tag legt. Dazu kommt ein höchst geistreicher, gedankenvoller Dialog, der nur hier und da sich selbst übergipfelt und in Unklarheit oder allzu subtilen Esprit verfällt. So wäre an dem Drama beinahe alles zu loben, wenn wir die Wahl des Stoffs selbst billigen könnten. Sind wir wirklich so weit, daß nur noch durch die Greuel und gotteslästerlichen Ruchlosigkeiten der Regierung eines Alexander VI. dem abgestumpften ästhetischen Gefühl ein krankhaftes Interesse abgerungen werden könnte? Der Verfasser wird dies selbst nicht glauben: er wird vielmehr erleben, daß die Scenen blutschänderischer Liebe, welche Cäsar seiner Schwester Lucretia weicht, auf der Bühne dargestellt, auch in unserer bläsierten Zeit noch das sittliche und ästhetische Mißfallen der Zuhörer hervorrufen. Wol hat der geistvolle Verfasser versucht, diesen moralischen Ungeheuerlichkeiten durch den Gedanken der Einheit und Größe Italiens, den er Cäsar unterlegt, ein Gegengewicht zu geben: ich fürchte indessen oder vielmehr ich hoffe, daß dies vor dem gesunden Sinn des Publikums nicht ausreichen wird. Otto Girndt zeigt sich in diesem Drama als so begabt zu poetischer und speciell dramatischer Gestaltung, daß ich den lebhaften Wunsch hege, ihn recht bald seine bedeutende Kraft auf einen trefflichern Stoff verwenden zu sehen. Einstweilen zur Probe der sichern Darstellung und kernigen Gedanken ein Stück aus einer Unterredung zwischen Cäsar und Machiavelli (Act 1, Sc. 7):

Cäsar.

Uns zwei verbinden unsichtbare Ketten.  
Ja, Machiavelli, meine Seele willt  
Bei unserm armen Vaterland Italien.  
Was wär' aus ihm zu bilden, welch ein Reich,  
Wenn ein Gewalt'ger seinen Arm erhöbe  
Und schweißte das zerstückte Land in eins!  
Doch dies — meint Ihr nicht auch? — sind fromme Wüßtythe!

Machiavelli.

Wärt Ihr ein Fürst, so wüßt' ich sagen: nein!

Cäsar.

Und wär' ich Fürst — wir alle hängen Träumen  
Mit Liebe nach —

Machiavelli.

Erlaubt, zum wachen Träumen  
Sind auserlesne Geister nur befugt.  
Es ist ihr Merkmal für den Menschenkenner.  
Verzeiht, ich unterbrach Euch.

Cäsar.

Wär' ich Fürst,  
Ich könnte dennoch nie das Werk vollführen.  
Ich müßte andre kränken und beranben,

Machiavelli.

Ihr denkt der Legion von kleinen Herren,  
Die hier ein Ländchen, dort ein Städtchen haben?

Cäsar.

Sie sind in so berechtigtem Besitz,  
Wie der Monarch des größten Reichs der Erde,  
Wenngleich von vielen nicht zu leugnen ist,  
Daß sie durch Diebstahl und verruchte Tüden  
Die Tyrannei errungen. Mancher steht  
Jetzt auf dem Gipfel unumschränkter Macht,  
Der von gemeinem Bauernvolk entsprossen,

Zum Beispiel Sforza, der in Mailand herrscht,  
Und Livorotto. Doch die Unterthanen  
Erklären jene kühnen Räuber ehrlich,  
Indem sie ihrem Scepter süßsam sind.

Machiavelli.

Weshalb? Die Welt besteht zumeist aus Pöbel!

Cäsar.

Das nützen jense, und noch mehr: die Menschen  
Sind Bestien. Wer sie bänd'gen will, der muß  
Mit glüh'ndem Stahl in ihren Rücken stoßen,  
Mit Freundlichkeit und Güte wirkt er nichts,  
Als daß sie ihn zum Dank dafür zerreißen.

Machiavelli.

Wer so die Welt versteht, der wollte mich  
Mit seiner Rücksicht für die kleinen Herrn,  
Die an Italien saugen, nur sondiren.  
Ich steh' im Dienst der Republik Florenz,  
Doch wollte Gott, ich könnt' Italien dienen,  
Denn die Zerrissenheit des Vaterlandes  
Brennt wie ein Nessushemd auf meiner Brust!

Cäsar (treuerzig).

O Machiavelli, wir sind Leidensbrüder!

Machiavelli.

Das tröstet nicht. Mich könnte nur ein Fürst,  
Der ein Italien uns erschaffe, trösten.

Cäsar.

Vielleicht ist das Gemisch von Eigenschaften,  
Die ihn bewohnen müßten, nicht verträglich  
Mit dem System der menschlichen Natur.

Machiavelli.

Was wir uns denken können, ist auch möglich.

Cäsar.

Wohlan, wie denkt Ihr Euch den Mann?

Machiavelli.

Als einen,

Der die Gesetze seiner Handlungsweise  
Von niemand als sich selbst empfing' und wüßte,  
Daß manche Tugend uns zu Grunde richtet  
Und mancher Fehler uns zum Aufschwung hilft.  
Zum Guten muß der Mensch gezwungen werden,  
Drum darf der Fürst, den ich mir denke, nicht  
Vor schmeibbar ungerechten Mitteln scheudern,  
Wenn er die Wohlfahrt seiner Völker sucht;  
Er muß zu Thaten sich berechtigt fühlen,  
Die den Privatmann auf die Folter brächten,  
Heut' muß er Frachs und morgen Löwe sein,  
Doch niemals Wolf; denn daß sein Volk ihn fürchtet,  
Ist heilsam, nur verhasst sein darf er nicht.  
Auch soll er nie auf Rath von andern warten,  
Der nur verwirrt und Ungewißheit zeigt,  
Vielmehr ist eine Haltung ihm vorzuziehen,  
Bei der ihm niemand andern Rath ertheilt,  
Als den er selbst im stillen schon gefunden,  
Sodas die Diener seiner Herrschermacht  
Nur seinen Willen auszuführen haben.  
Seht, solchen Mann braucht unser Vaterland!

Ganz vortrefflich ist auch der Monolog Cäsar's (Act 5, Sc. 3). Ob übrigens das Ganze nicht besser auf vier Acte reducirt würde, bliebe zu überlegen. Von Einzelheiten will ich nur erwähnen, daß die originelle Art, wie der Verfasser den Charakter Bayard's, des Ritters ohne Furcht und Tadel, zeichnet, nämlich als den eines sehr beschränkten und sehr eingebildeten, wenn auch sehr tapfern



Dramatisches, dem Begriffe, den wir uns von Jugend auf von Bayard's Person gemacht haben, doch zu sehr widerspricht, um uns, so geschieht die Zeichnung auch ist, in einer Scene plausibel zu werden; überdies kann diese Scene recht gut fehlen.

6. Kottels Fall oder: Der letzte Commandant von Kottels. Geschichtliches Trauerspiel von A. von Clossmann. Basel, 1838.

Es ist die jammervolle Zeit unmittelbar vor den Reunionskammern Ludwig's XIV. und inmitten der Raub- und Brandzüge des sogenannten großen Königs, welche uns in dem Drama Clossmann's vorgeführt wird. Und zwar bildet den Mittelpunkt des Gemäldes die kleine Feste Kotteln (in Niederbaden) und deren heldenmüthige Verteidigung. Der Commandant versucht in der schwachen Zeit deutscher Misere in seinem Kreise ein leuchtendes Beispiel zu geben: ist der Kreis klein, so kann doch das Beispiel und die Lehre weithinaus leuchten zur Besserung und Erhebung. Er verteidigt tapfer die Festung und sprengt sich endlich mit ihr und den stürmenden Franzosen in die Luft. Ob diese That historisch ist, ist mir unbekannt; jedenfalls zeigt sich die Gesinnung des Dichters als eine durchaus ehrenhafte und in ihrem treuen Patriotismus anerkennenswerthe. Dagegen fehlt es ihm an der notwendigen dramatischen Technik. Er hat in der politischen Weltbühne eine romantische Liebesgeschichte verweben; aber die Scenen folgen sich, ohne sich nothwendig zu bebingen, d. h. die Handlungen werden nicht immer genügend motivirt. Vorzügliche Aufmerksamkeit wird aber der Verfasser auch auf die äußere Form, insbesondere auch auf das Metrische zu wenden haben. Schon in sehr oft vorkommende weitgehende Anwendung von

Nicht sagst du? So liebst du einen andern denn —  
Sein Herz ist edel, sein Wort ein heil'ger Schwur —  
Daß er die Mutter Rosa's und ihren Bruder —  
der gar

Verzweifelt! Rosa verzweifelt! Ihr eigen Kind —  
sind bedenklich; aber Verse wie:

Sie haben unrecht, der Trank gibt frisches Leben —  
Die Sonne scheint so bleich und düster — auf auch's —  
Wie einst dadriben im baltischen Sauc-Jacob —  
sollen ganz aus dem iambischen Rhythmus heraus.

August Heuerberger.

(Der Beschuß folgt in der nächsten Nummer.)

### Gustav's vom See neuer Doppelroman.

Gustav vom See gehört zu den beliebtesten neuen Erzählern. Die gebiegene Grundlage seiner Erfindungen, die ungezwungene und lebhafteste Darstellung, die Freiheit von allen tendenziösen und hypergeistreichen Prästipulationen machen seine Romane zu einer willkommenen Lektüre. Daß er zum geschichtlichen Hintergrund derselben meistens die großen Epochen der neuern deutschen Geschichte wählt, des Dreißigjährigen Krieg und die Napoleonischen Kriege, paßt für den richtigen Takt des Romanschriftstellers, der

vorzugsweise ein Kulturgemälde derjenigen Zeiten entrollen soll, für welche die Gegenwart noch eine sympathische Theilnahme hegt. Dies gilt auch von seinem neuen Doppelroman:

1. Album. Bibliothek deutscher Originalromane. Herausgegeben von H. Markgraf. Neunzehnter Jahrgang. Neunzehnter bis einundzwanzigster Band: Gräfin und Marquise. Roman von Gustav vom See. Drei Theile. Wien, Markgraf. 1864. 16. 1 Thlr.

2. Ost und West. Von Gustav vom See. Des Romans „Gräfin und Marquise“ zweite Abtheilung. Vier Theile. Breslau, C. Treves. 1865. 16. 2 Thlr.

Wie man auch denken mag über die kühnen Züge Schill's und des Herzogs von Braunschweig — sie waren doch mehr als bloße Abenteuer: sie waren lebendige un- widerlegbare Manifestationen, daß in der deutschen Nation die Widerstandsfähigkeit keineswegs vernichtet worden, daß vielmehr unter dem zerbröckelten Wust einer überwundenen Zeit junges zukunftsverheißendes Leben sich regte. Der wankende gewordene Glaube unsers Volks an sich selbst fand in diesen verwegenen Reiterthaten neue Kräftigung, und wie das ferne Blitzeleuchten vor dem hereinbrechenden Gewittersturm, so gingen sie der großartigen Erhebung des Jahres 1813 als die Vorzeichen der bedeutsamen Dinge, die da kommen sollten, voran. Nicht für eine Chimäre floß das edle deutsche Blut in jenen Kämpfen, sondern sie bereiten als die Vorpostengefechte der glorreichen Tage von der Raxbach und von Leipzig die Befreiung des Vaterlandes vor. Das rief allen denen, welche die nationale Begeisterung zu den Thaten Schill's und des Braunschweigers führte, eine innere Stimme zu, und diese war so mächtig, daß selbst ganz besonnene und praktische Naturen ihr nicht zu widerstehen vermochten. Große Zeiten erregen die Gemüther, daß alles Phäntastische, Triviale und Engherzige vor ihnen weicht; wo die höchsten Güter der Menschheit in Frage kommen, da schweigen die kleinlichen Sorgen des Tages: es ist eben die Zeit der Krämer und Schreder vorüber und die Tage der Helden sind gekommen. So wurde Walter Rhoned, eine nichts weniger als abenteuerlich gestimmte, in ihren tiefsten Regungen höchst friedsam angelegte, echt schlesische Natur, durch die Zeit zum Helden zunächst zum vorkriegenden Romans von Gustav vom See, welcher den Leser sofort in die Schrecknisse eines erbitterten Kampfs führt und eine blutige Episode aus dem Nachzuge der Braunschweiger durch das napoleonisirte Deutschland schildert. Vorbei war die stählerne Windsbraut des kühnen Herzogs gebraust, ihre zerschmetterten Opfer hinter sich lassend und im traulichen Apothekerhanse eines Harzdorfs finden wir Rhoned als Schwerverwundeten, zugleich als Retter eines schönen französischen Mädchens, das unter der Obhut des alten Monsieur Biorne in dem erwähnten Dorfe als ein Opfer von Familienintriguen ganz zurückgezogen lebte. Meister Biorne hatte im Gefühlssturm des Kampfes den Tod gefunden und sein Schützling Margot würde ein gleiches Geschick erlitten haben, wenn Rhoned nicht ihr Schirmengel geworden; so kam sie mit einem gebrochenen Arme davon. Der würdige Apotheker

und sein biederer Freund, der Eisenhammerbesitzer Wehring aus Fichtenau — prächtige grunddeutsche Volkstypen — berathen nun, wie sie den jungen Offizier vor den französischen Spionen verbergen und der ganz verwaisenen Margot ein friebliches Asyl verschaffen können, und beschließen, daß Wehring, der Kinderlose, beide nach Fichtenau nehmen solle, wo Rhoned als Inspector seines Eisenhammers fungiren, Margot der Hausfrau als deren entfernte Verwandte eine Stütze sein möge. Mit der Ausführung dieses Plans beginnt ein reizendes und überaus anmuthiges Idyll in dem romantischen Thale Fichtenau: Margot und Rhoned genießen dort ein Leben reinsten menschlichen Zusammenseins und beschaulichen Friedens; er, der Lehrer des lieblichen Kindes; sie, seine geist- und gemüthvolle dankbare Schülerin. Der Autor hat über dieses Stillleben inmitten rauher Kriegsstürme den Zauber inniger Poesie gehaucht und die keimende Liebe zwischen diesen reingestimmten Seelen mit einer solchen Zartheit geschildert, daß man sich mit vollster Befriedigung dem Eindruck dieser meisterhaften Darstellung hingibt. Nicht lange indeß sollte das Idyll zu Fichtenau dauern: frankowestfälische Husaren bringen auf der Jagd nach versprengten Braunschweigern in das trauliche Gehöft; der scharfe Blick des commandirenden Lieutenants entdeckt sehr bald in dem Wehring'schen Inspector den braunschweigischen Offizier, und Rhoned's Verhängniß scheint sich erfüllen zu wollen. Da erkennen sich bei einer anmuthigen Begegnung in duftender Laube der französische Lieutenant und Margot als Geschwister, und was keine noch so lockende Aussicht auf Ehre und Geld vermocht hätte, gelingt dem Liebesworte der bittenden Schwester: Rhoned erhält seine Freiheit wieder und die Husaren ziehen von dannen.

Wie war Margot aus der französischen Heimat in den Harz verschlagen worden? Durch ein großes Verbrechen; ihre unnatürliche Mutter hatte, um dem einzigen Sohne das Familienvermögen ungeschmälert überlassen zu können, weil nur dadurch das äußere Ansehen ihres alten Hauses erhalten werden konnte, den schwachen Vater Margot's dahin bestimmt, daß er die Tochter unter der Obhut des alten Biorne nach Deutschland schicke, damit sie so, zwar ohne Noth, aber in Unklarheit über ihre Verhältnisse und alles dessen beraubt, was ihr durch ihre Geburt zulang, das Erbrecht des Familienstammhalters nicht länger führe. Doch im einfachen Hause des schlichten deutschen Bauern fand Margot, was ihr aller Glanz ihrer pariser Salons nicht gegönnt hätte: das Herz einer zärtlichen Mutter und die schirmende Hand eines treuen Vaters, ja selbst die Rosen der Liebe sollten ihr erblühen, und wenn sie mit Rhoned selig durch die heilige Stille der Natur wandelte, mochte der Begegnende in ihnen kaum etwas anderes als ein bräutliches Paar erblicken. Aber Rhoned glaubte nicht an die Bruderrechte des schmucken französischen Offiziers, und während Margot ihr tiefinnerstes Empfinden angstvoll in ihr Herz verschloß und vor eitel Bewunderung, welche ihr die Kenntniß ihres berebten Lehrers einflößte, das Wort der

Liebe für ihn nicht fand, zweifelte dieser an ihrem Gefühl für ihn und drängte auch seinerseits seine Neigung für Margot gewaltsam in die Brust zurück. So traf ihn ein Brief des Jugendfreundes Baron Alfred aus Schlesien, der ihm die Inspectorstelle auf den Gütern seines gräflichen Oheims antrug; Rhoned war von Beruf und aus Neigung ein tüchtiger Landwirth. Dieser Antrag gab ihm die langersehnte Gelegenheit, seiner geliebten Mutter die Tage des Alters zu versüßen und mit ihr gemeinsam ein stilles Heimwesen zu führen. Margot versteht ja, so wähnte er, die Sprache seines Herzens nicht; da galt es kein langes Besinnen, und sein Schritt wandte sich der schlesischen Heimat zu. Und Margot? Als sie den Freund nicht mehr an ihrer Seite sah, als keine der schönen Stunden wiederkehrte, die sie an seiner Hand genossen, da fand ihr Herz die Sprache der Liebe; aber es waren auch diesmal Worte nicht, sondern Thränen, Thränen eines unverstandenen, tiefverwundeten Gemüths. Der Autor malt hier in einfachen und ungefüchten, aber um so lebenswärmern Farben, wie denn überhaupt diese Margot ein so holdes Geschöpf ist, wie nur eines voll Unschuld und Liebe von der Phantasie eines begabten Dichters geschaffen wurde. Lassen wir inzwischen Margot dem tröstenden Mitgefühl ihrer trefflichen Pflegeältern und folgen wir Rhoned in das Land der „Eiselfresser“ und der „Summerkindel“.

Das war ein wunderlicher Herr, dieser oberschlesische Graf und neue Gebieter unsers Rhoned: verschwenderisch und geizig, hoch vornehm und niedrig gemein, herrisch und beherrscht, kalt und jäh, voll Berechnung und doch ohne Maß, roh und geleckt, voll Launen aber ohne Grundsatz; neben ihm Comtesse Hedwig, seine schöne vornehme Tochter: eine von Capricen, geistreichen Gelüsten und kosmopolitischen Anwandlungen hin- und hergezerrt stolze, allem Großen zugewandte und doch in aller Kleinwesen besangene Mädchengestalt; zwei Persönlichkeiten voll Widerspruch und Gegensatz, einem und demselben Boden entwachsen — die eine wie die steife Sonnenblume, die andere wie die prächtige weiße Rose — ein echt oberschlesischer Bojar, menschlich gemildert durch den edeln wenn auch capriciösen Geist der jugendlichen Tochter. Wahrlich, nur der Anspruch der geliebten Mutter und die redliche Freundschaft Alfred's vermochten Rhoned's anjauliches Verhältniß zu und zwischen diesen beiden Personen erträglich zu gestalten und es bedurfte der vollen Hingabe an seinen Beruf, um auf dem neuen Boden sein Thätigkeit standhaft zu bleiben. Sein festes mannhaft Wesen belohnte sich aber; was er irgend für einen Menschen noch dazu für einen ihm untergebenen Menschen an Hochachtung zu empfinden vermochte, das empfand der Graf für Rhoned, sodaß dieser völlig freie Hand in Sach der Güterverwaltung und Bewirthschaftung erhielt. U die Gräfin? Wie sich das Verhältniß dieser zu dem Inspector ihres Vaters entwickelte, wie ohne jede bittende Form dieser auch der vornehmen Bojarentochter Lehrer u Förderer wurde, wie neben der mannhaften, sichern, funden und gründlich gebildeten Natur Rhoned's all

angewachten Kettenranken des Vorurtheils, der Eitelkeit, der Selbstgerechtigkeit und des Geistreichseins von Hedwig's elter Seele abfallend und sie mehr und mehr ein begehrenswerthes, köstliches Frauenbild wurde, dem zuletzt auch Rhoned's Herz nicht mehr zu widerstehen vermag, sodaß ein leidenschaftliches, fast dämonisches Wesen beider sich bemächtigt; wie endlich Margot's sanfter Stern durch diese Wirrnisse heilverkündend hindurchleuchtet und als reife Frucht der gegenseitigen Erkenntniß ein über Freundschaftsband die vornehme Magnatentochter und den schlichten Sohn des Volks eint — dies hier selbst nur zu registriren, würde das Maß des gestatteten Raums weit überschreiten, weil in diesen Entwicklungen eine Fülle der trefflichsten Gedanken, anziehendsten Begebenheiten und Episoden, exquisiten Charakterzeichnungen und gelungenen Schilderungen von Zeit, Land und Leuten zu Tage tritt. Der Autor glänzt darin ganz besonders durch die von erfahrungsvoller Menschenkenntniß dictirten psychologischen Schilderungen, sowie durch das feine Geschick, mit welchem er all diese mannichfachen und widerstreitenden Factoren unter ein klares künstlerisches Princip und in eine durchweg edle Form gebracht hat. Dabei bewegt sich keine durchaus dem Höchsten zugewandte Muse überall auf dem festen Boden des Selbsterlebens und Selbstgeprüften, und die sehr gelungenen Schilderungen ebenso des harzerischen Dorf- und Hüttenwesens, als der eigenthümlichen ländlichen Verhältnisse Oberschlesiens unmittelbar nach dem Unglücksjahre 1806 haben bleibenden culturgeschichtlichen Werth, wie denn der wissenschaftliche und philosophische Reichthum dieses Romans ihn weit über das Niveau der gewöhnlichen selbst bessern Erzählungsliteratur erhebt. Doch um den Inhalt des vorliegenden Romans als treuer Referent andeutungsweise abzuschießen, darf ich nicht vergessen, noch zu berichten, daß Margot, die Schweigsame, die ihre Liebe zu Rhoned tief verbirgt und von dessen Gefühl für sie nichts ahnt, plötzlich von ihren Kellern, halb aus Gewissenshalb, halb wegen des Wegfalls der Motive ihrer früheren unmännlichen Handlungsweise nach Paris zurückgeführt wird, daß aus dem schüchternen Heideröschchen eine gefeierte und umschwärmte Marquise sich entpuppt, daß der Herzog von Billeroi das reizende Kind vergeblich zu gewinnen trachtet und daß das arme Mädchen nur in der Liebe ihres Bruders Raoul Trost und Schutz findet inmitten all der feindseligen Angriffe, welche Vorurtheil, Brunnhuch und Ranghohz gegen ihr schmerzbewegtes Herz unternehmen.

So endet unser Roman nicht sowohl mit einem Abschlusse, als vielmehr mit einer Aussicht, welche ein Mehreres von den Schicksalen der lebenswürdigen Menschen dieser Erzählung verspricht, ein Versprechen, welchem in angemessener Weise genügt wird durch „Ost und West“ (Nr. 2). Der Titel dieser Fortsetzung ist trefflich gewählt: denn in der That handelt es sich darin ebenso um die Zukunft des im schlesischen Osten weilenden Rhoned und seiner gräßlichen Freundin, wie der im Westen auf den glatten Parklets von Seine-Nabel trauernden Margot und ihres ritterlichen Bruders, als um den ungeheuren Kampf,

welchen der Osten und der Westen miteinander ausfochten und dessen letzte gewaltige Zuckungen vor Paris ihren Abschluß fanden. Zunächst ist es der Osten, durch dessen Steppen und Eisfelder uns der Autor auf flüchtigen Schlitten führt. In Petersburg finden wir Hedwig mit ihrem Vater wieder, den ein russischer kinderloser Verwandter zum Erben einsetzen will und zu diesem Zwecke nach der großen Zarenstadt beschieden hat. In höchst charakteristischer Lebendigkeit entfaltet der Autor hier das vornehme Russenthum jener Tage unmittelbar vor dem Riesenbrande Moskaus; es kommt dabei im Grunde dasselbe übertünchte Barbarenthum zum Vorschein wie noch heutzutage, allein der Kalmück ist doch noch unverschämter vorhanden, die französische Salontänzerin noch ziemlich dünn aufgestrichen. Fürst Boridow, der Vetter unsers obereschlesischen Grafen, ist eine köstliche Verkörperung jenes befrachten und besternten Moskowitenthums: nämlich Asiatic durch und durch und äußerlich seiner Pariser, soweit die ihm innewohnende Brutalität nicht die zarten Manschetten zerstört, auf den Boden wirft und mit den Füßen darauf herumtrampelt. Halb und halb beherrscht durch seine Maitresse oder vielmehr durch die Gewohnheit, welche ihn an diese Pflegerin seiner Rannen und seiner Entnervung fesselt, steht Boridow in Hedwig das erste vollendete edle Weib, und sein nur an die knechtische Vergötterung niederer Sklavinnen oder an den blasirten Parfüm feiler Koletten gewöhntes Herz entzündet sich in wilder Leidenschaft zu der schönen Deutschen. Ueberhaupt erregt die stolze Gräfin die Gemüther der petersburger vornehmen Männerwelt in hohem Grade, und man wirbt schließlich mit Pulver und Blei um ihre Hand.

Inzwischen ergießt Frankreich seine und der halben Welt Legionen über die russischen Steppen und Heiden; Moskaus Flammenglut loht gen Himmel und die Tage der Beresina werfen Tod und Verderben in die erstarrten Reihen der Selben von Abukir und Marengo. Inzwischen hielt Boridow Hedwig und ihren Vater auf seinen Gütern hinter Moskau in förmlicher Gefangenschaft. Aber der gute Engel der gefährdeten Deutschen blieb nicht fern; zunächst liegt er freilich als schwerverwundeter und fieberkranker französischer Offizier in der stillen Kammer eines treuen Dieners der Gräfin; aber Hedwig's Liebe bannt den Dämon der Krankheit und des Todes, und mit einem kühnen Wagnisse entfliehen beide dem Tigerkäfige des russischen Knäns und langen eines schönen Tags in der schlesischen Heimat der Gräfin an, wo Rhoned die Güter seines Gebieters in treuer Obhut hatte und in dem französischen Offizier und baldigen Gatten Hedwig's Raoul, den Bruder seiner Margot, erkannte. Nun fiel von manchem Geheimniß der Schleier, und auch der alte Graf, Hedwig's Vater, entkam der Rache seines würdigen russischen Veters, wohl oder übel den Bund seiner Tochter mit einem der verhassten Franzosen segnend: wurde sie doch eine Marquise und war doch mindestens eine Mesalliance glücklich vermieden. Die Tage der Erlösung brachen an, und nach den zahlreichen Siegen der deutschen Tapferkeit zog auch Rhoned in Paris ein. Was sie im

stillen Fichtenau ihm zu sagen nicht vermochte, das bekannte ihm jetzt Margot's bebende Lippen, die selige Gewißheit unwandelbarer Liebe. So herrschte Befriedigung und Glück in Ost und West; nur der Graf vermochte einige Uebellaune nicht ganz zu unterdrücken, daß nun doch schließlich der Makel einer Mesalliance seiner Familie nicht völlig erspart geblieben war.

Der Leser wird aus diesem kurzen Abrisse der zweiten Abtheilung des vorliegenden Romans ersehen, daß sie einen nicht minder reichen Inhalt als die erste enthält und daß die Künstlerschaft des Autors das bunte Material an Begebenheiten, Charakteren, Raïsonnements und Schülerei überall in die lebendigste Zusammenwirkung gebracht und zu dichterischer Harmonie verschmolzen hat. Obgleich ich durchaus nicht mit allen Ansichten und Be-

hauptungen dieses geistvollen Werks mich einverstanden erklären kann, so bietet es doch eine solche Fülle von glücklichen Beobachtungen, treffenden Gedanken und objectiven Darstellungen, daß sich niemand von ihm trennen wird, ohne neben fesselnder Unterhaltung auf das lebhafteste geistig angeregt und vielfach belehrt worden zu sein.

Der Verfasser dieser Besprechung betont dies um so wärmer, als er die „Bogen des Lebens“ von Gustav von See in Nr. 52 d. Bl. f. 1863 nicht ohne ernststen Tadel zu beurtheilen vermochte: diese waren eben die Verirrung eines begabten Geistes, während die beiden Romane „Gräfin und Marquise“ und „Ost und West“ durchaus reiche und gesunde Früchte eines kernigen Baums sind und den unzweideutigen Stempel echter Dichterkraft an sich tragen.

Hermann von Seignolles.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Von Carl Guklow, der sich gegenwärtig in Bevan am Genesee befindet, laufen günstige Nachrichten ein. Am 17. März, seinem Geburtstag, brachten ihm die dortigen Deutschen in der Nacht ein Männergesangsständchen, das mit dem Liebe begann: „Wie könnt' ich dein vergessen.“ Guklow sprach, noch ehe sich die Sänger entsetzt hatten, aus offenem Fenster Worte des Dankes. Der Autor, dem so herzliche Anhänglichkeit der Volksgenossen eine hochzuschätzende Ermuthigung ist, hat seit kurzer Zeit auch wieder die geschäftliche Correspondenz mit seiner Verlagsbuchhandlung eröffnet und spricht sich über alle Angelegenheiten mit vollkommener Klarheit und Ruhe aus. Am erfreulichsten ist die Nachricht, daß er während seines Aufenthalts am Genesee bereits einen neuen Band seines historischen, im Reformationszeitalter spielenden Romans vollendet hat, ein Werk, auf welches wir mit um so größerm Rechte gespannt sind, als es der erste historische Roman aus Guklow's Feder ist. Bekanntlich hat der Verfasser zu dieser Arbeit die umfassendsten Detailstudien gemacht, so daß das culturgeschichtliche Colorit gemäß von großer Lebendigkeit und Treue sein wird. Welche Schärfe, Feinspürigkeit und Vielseitigkeit Guklow in der Charakteristik der verschiedenen religiösen Richtungen und ihrer theologischen Reflexerscheinungen besitzt, das hat er auf dem Gebiete der protestantischen Kirche in den „Kittern vom Geist“, auf dem der katholischen im „Janderer von Rom“ hinlänglich bewiesen. Wir dürfen daher auch von dem neuen Roman eine ebenso treffende und fein nuancirte Charakteristik der verschiedenen sich bekämpfenden Richtungen in dem so bewegten Reformationszeitalter auf historischer Grundlage erwarten.

Aus Breslau läuft inzwischen die Nachricht von dem Tode Reigebaur's ein, welcher auch unsern Blättern manche Mittheilung, namentlich über literarische Bestrebungen Italiens, hat zukommen lassen. Johann Daniel Ferdinand Reigebaur starb nach einer längern Krankheit, welche ihn das erste Mal von seiner regelmäßigen italienischen Winterreise zurückhielt, in Breslau am 22. März. Er war als Sohn des Pfarrers Reigebaur in Dittmannsdorf im frankenspeiner Kreise am 24. Juni 1783 geboren und hatte später den Schriftstellernamen Reigebaur angenommen, um sich von den zahlreichen Namensgenossen zu unterscheiden. Er studirte in Königsberg und schlug später die juristische Carrière ein. Im Jahre 1813 trat er als Freiwilliger in die Armee, wurde alsbald Landwehrkapitän und in dem Gefecht bei Lauenburg verwundet und gefangen genommen. Er schied mit dem Charakter eines Majors aus der Armee und bestellte hierauf verschiedene Justizstellen in Westfalen, in Breslau, Frankfort und Bromberg, bis er 1832 den Abschied nahm und 1843 zum preussischen Generalconsul in der

Moskau und Warschau ernannt wurde. Nachdem er 1847 diese Stellung aufgegeben hatte, nahm er seinen festen Wohnsitz in Breslau, obgleich er den größern Theil der Zeit auf Reisen, und namentlich die Wintermonate fast immer in Turin zubrachte. Reigebaur ist einer der productivsten Autoren auf dem Gebiete der Reiseliteratur und der politischen Tendenzschriftstellerei. Griechenland, Italien und Sicilien, die Slawen, die Moskau und Warschau, Südrussland, über welches er das Werk von Demidow übersehte, waren die Lieblingshemata seiner vielseitigen Muse. Namentlich war Reigebaur's Werk über Italien lange Zeit ein so beliebter Fremdenführer, wie jetzt etwa das Werk von Föhrer. Seine Reiseschriften hatten übrigens durchaus keinen schöngedigen Anflug und gehörten nicht entfernt in das Gebiet der geistreichen „Spaziergänge und Weltfahrten“; sie waren durchweg sachlich gehalten, reich an statistischen und sonstigen Thatfachen, und theils den praktisch-nationalökonomischen, theils den gelehrts-archäologischen Interessen zugewendet.

Reigebaur darf freilich nicht zu den berühmten Reisenden gerechnet werden, so vieler Menschen Städte er auch gesehen und Sitten gelernt hatte; der Radius des von ihm besuchten Kreises war kein großer und erstreckte sich nicht über Europa hinaus. Dafür gehört er zu den rührigsten Reisenden, zu denjenigen, die fast immer unterwegs sind, wie er überhaupt einer der originellsten Persönlichkeiten der gegenwärtigen deutschen Gelehrtenrepublik war. Er hatte bei seinem Tode das hohe Alter von 83 Jahren fast erreicht, und dennoch sich in den letzten Lebensjahren eine Mäßigkeit bewahrt, welche alle Welt über sein Alter täuschte, um so mehr, als er es ängstlich und mit grundsätzlicher Ausdauer vermied, einen patriarchalischen Eindruck hervorzurufen. Wie er in seinem Gang und in seinen Bewegungen noch frisch und lebendig war und auch geistig von regster und vielseitigster Theilnahme, so suchte er auch in seinem ganzen Wesen alles Greisenhafte sich fern zu halten und ein männliches Gepräge seiner Persönlichkeit zu bewahren. Seine „Freizügigkeit“ wuchs womöglich noch in den letzten Jahren. Der Herausgeber d. Bl. erinnert sich, wie noch vor drei Jahren, wenn er sich in der Conditorei von Perin in Breslau mit dem Betranen der Reiseliteratur zu unterhalten pflegte, dieser dann beiläufig mittheilte, daß er auf einige Zeit verreise. Nach vier Wochen, die in der Ebbe des Alltags lebens rasch zu vergehen pflegen, sah er dann wieder auf seinem alten Platz, in die ausburger „Allgemeine Zeitung“ vergreifen, und theilte auf Befragen mit, daß er inzwischen in Ostitalien gewesen, um der Eröffnung einer neuen Eisenbahn durch Victor Emanuel beizuwohnen. Ein anderes Mal traf ihn der Herausgeber bei seiner Rückkehr von Italien auf einem süddeutschen Bahnhof; er war auf einer Tour begriffen, um ein

Nähe in seinen Kenntnissen auszufüllen und den Dom in dem kirchlichen Bildchen Remmlingen durch eigene Anschauung kennen zu lernen. Noch im vorigen Jahre, im zwanzigsten seines Lebens, machte Reichebaur eine Reise nach Madrid.

Seine Theilnahme für Italien, die schon immer mit besonderer Vorliebe dem aufstrebenden Piemont zugewendet war, wurde in letzter Zeit eine enthusiastische, seitdem Italien durch die Unternehmungslust Victor Emmanuel's, die schlaue und tiefumschauende Politik Cavour's und die ritterliche Tapferkeit Garibaldi's aus einem geographischen Begriff ein einheitliches Königreich geworden war. Er verfolgte mit Eifer die Statistik des aufstrebenden Reichs, wie er die neue deutsche und italienische Literatur und Wissenschaft in förderliche Wechselbeziehung zu setzen bemüht war. Seine Notizen über neue italienische Schriften in den „Heidelberger Jahrbüchern“, in dem „Serapeum“, in welchem er auch seine gründliche Bibliothekskenntnis zu verwerthen wußte, und in d. Bl. sind bekannt, und noch kurz vor seinem Tode sandte er statistische Mittheilungen über das vorwiegend Italiens u. f. w. an die Redaction von „Unsere Zeit“. Reichebaur war nicht bloß Reisender; er war ein Gelehrter, ein Bibliograph von ausnehmender Bücherkenntnis.

Seinem politischen Glaubensbekenntnis nach war er ein starrer Anhänger der staatsrechtlichen Gleichheit, des persönlichen Verdienstes und ein ebenso eifriger Gegner des norddeutschen Junkerthums, dem er eine Veringschätzung geistiger Verdienste und wissenschaftlicher Leistungen schuld gab. Er pflegte dieselben namentlich mit Vorliebe den italienischen Adel gegenüberstellen, welcher auch in Wissenschaften und Künsten seinen Vortritt voranzuschleifte. Diese seine Antipathie zeigte sich bei ihm in gewissen Formeln und Anekdoten, die ihm im höhern Alter zur stereotypen Bezeichnung des Gesprächs dienten. Doch war diese Antipathie keineswegs von neuem Datum. Schon im Jahre 1835 hatte er anouum die „Memoiren eines Berchtesgauer“ herausgegeben und die „Ansichten aus der Cavallierperspective“, in denen er sich namentlich in der Pauschalurtheilung des kirchlichen Adels ausnehmend bewandert zeigte. Alle diese Schriften dienten einer und derselben, meist in anekdotisch praeludirenden, ausgedrückten Tendenz. Noch neuerdings hatte er in gleicher Richtung die Schrift: „Das Junkerthum, wie es entsteht und wie weit es uns gebracht hat. Von P.“ (1863) veröffentlicht. Ebenso brach er eine Lanze mit den kirchlichen Lehren ohne alle Principienreiterie, man möchte sagen mehr in klaren Salonsil, indem er durch Geschichtliches aus der Lapidarur sein Thema erläuterte, in der Schrift: „Über den Verfall der Kirche seit ihrem Bestehen bis auf unsere Tage“ (1865). Doch der Hauptnachdruck ist auf seine kosmopolitische Natur und Thätigkeit zu legen. Er war einer der wichtigsten Vermittler zwischen den Nationalitäten, und zwar gerade auf den praktischen Gebieten, und außerdem eine der seltenen Erscheinungen von Thätigkeit und geistiger Frische im hohen Alter.

#### Briefe von Jakob Grimm.

Im ersten Hefte des jüngst begonnenen elften Jahrgangs der „Germania“ von Pfeiffer werden Briefe von Jakob Grimm mitgetheilt, welche an den Herausgeber gerichtet sind. Bisher sind nur 20 Briefe zum Abdruck gelangt, die übrigen werden in den folgenden Heften erscheinen; auch sind Briefe Jakob Grimm's an Hoffmann von Fallersleben aus den Jahren 1818–22 in Aussicht gestellt. Haben diese Briefe auch zunächst für Vertreter der verschiedenen Disciplinen, welche Jakob Grimm im Leben gerufen hat, ausschließlichen Werth, so glauben wir doch, daß alle, welche dem seltenen Manne und seinen Wissenschaften in irgendeiner Weise ihre Theilnahme schenken, hier veröffentlichten Briefe mit wahren Genuß und gewiß nicht ohne Nutzen lesen werden. In doppelter Beziehung ist der Herausgeber der „Germania“, daß seine Mittheilung der Briefe willkommen heißen werde. „Erstens als Beiträge

zu einer Geschichte der deutschen Philologie und der altsächsischen Literatur. Das sind sie durch die Mittheilungen über eigene wie fremde Arbeiten und Pläne und durch eine Fülle treffender Bemerkungen über die alten Autoren, ihre Werke und deren Ausgaben. Zweitens als Beiträge zu einer künftigen Charakteristik des unvergleichlichen Mannes, in dessen Wesen sie tiefe Blicke thun lassen.“ Ohne Urtheil, ohne Lob und Tadel geht es natürlich auch in diesen Briefen nicht ab; und insofern werden sie dem einen oder dem andern nicht gerade willkommen sein, denn an empfindlichen und eifersüchtigen Seelen ist unter der deutschen Gelehrtenwelt kein Mangel. Der Herausgeber hat alle günstigen und ungünstigen Äußerungen, auch wenn sie ihn selbst betreffen, unangefastet gelassen, wofern sie nämlich an wissenschaftliche Erörterungen sich knüpfen und in deren Geleite auftreten. Dagegen hat er alle vereinzelt vorkommenden subjectiven Urtheile, die irgend verlegen können, grundsätzlich gestrichelt und die Stellen durch Striche bezeichnet. „Der Zahl ist, wie schon Jakob's Charakter und milde Denkart erwarten lassen, nicht groß.“ Jenen Grundsatz können wir nur billigen; es wäre aber alsdann auch rathsam gewesen, ihn streng durchzuführen und weder im Guten noch im Schleim irgend eine Ausnahme zu machen. Wenn Pfeiffer einmal von seiner sonst befolgten Weise abgeht und eine Stelle persönlicher Art über einen noch lebenden Fachgenossen, welcher doch nicht so ganz ohne Verdienste ist, setzen läßt, so wird das vielfach verlegen; im Grunde scheint uns eine solche Anzeigung vor andern weniger eine Strafe als eine Ehre zu sein, und dahin wird Pfeiffer sicher nicht geziel haben. Grimm's Äußerung werden wir erst im fünfundzwanzigsten Hefte, also erst nach einem Vierteljahre im zweiten Hefte zu lesen bekommen. Eine gewisse Reue werden wir mit vielen theilen und wollen sie nicht ableugnen. Dennoch würden wir die Fortsetzung der Correspondenz mit um so größerer und edlerer Ungeduld ersehnen, wenn wir in Erfahrung bringen könnten, daß sich der Herausgeber inzwischen besonnen und das ohne Zweifel herbe, wenn auch gerechte Urtheil Grimm's lieber zu unterdrücken sich entschlossen habe.

#### Bibliographie.

- Goldschmidt, A. v., Die eigene Kraft, der wahre Weg zum Reichthum und zur Größe des Einzelnen und der Nation. Nach dem Englischen mit Parallelen. 1ste Aufl. Leipzig, W. Engel. Gr. 8. 6 Ngr.
- Deutinger, W., Der gegenwärtige Zustand der deutschen Philologie. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verstorbenen herausgegeben von L. Reuber. München, Lentner. 8. 27 Ngr.
- Dühring, K., Kritische Grundlegung der Volkswirtschaftslehre. Berlin, Hirsch. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.
- Erklärungen zu den deutschen Klassikern. Die Kth.: Erläuterungen zu Schiller's Werken. 18tes und 19tes Bchn.: Schiller's lyrische Gedichte. Erläutert von H. Dörner. Wenigen = Dens, Hochhausen. 4 Bchn. 4 Ngr.
- Fiegler, A., Erinnerungen an Lablanc v. Szalay und seine Geschichte des ungarischen Reichs. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr.
- Grimm, A. L. v., Alexandra Prokhorowna, Kaiserin von Rußland. 2 Bde. Leipzig, Weber. Gr. 8. 3 Thlr.
- Horaz. Auswahl seiner Lyrik. Uebersetzungen von J. Larkens. Stuttgart, Roth. 8. 20 Ngr.
- Johannes Kepler, der große Astronom Deutschlands, in seinem Leben, Wirken und Leiden. Wien, Hartleben. 8. 10 Ngr.
- Kohl, J. G., Deutsche Volkslieder und Naturschildern aus dem Harze. Hannover, Rümpler. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Manhardt, W., Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur germanischen Sittenkunde. Die vermehrte Aufl. Danzig, Ziemschen. Gr. 8. 20 Ngr.
- Martius, C. F. P. v., Akademische Denkrede. Leipzig, F. Fleischmann. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Montalembert, Graf, Geschichte der heiligen Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Thüringen und Hessen. Brixen, Theolog. Verlags-Anstalt. 8. 20 Ngr.
- Schütz, F., Demosthenes und die Redefreiheit im athenischen Staat. Historische Studie. Berlin, Hering. Gr. 8. 8 Ngr.
- Stephens, Mrs. W. A. S., Der Engel der Strafe. Eine Erzählung. Aus dem Englischen. Leipzig, Köhmann. 8. 1 Thlr.
- Thiers oder die Hugenotten. Eine Erzählung. Aus dem Englischen überseht. Leipzig, Köhmann. 8. 27 1/2 Ngr.
- Wong, J. B., Ueber die Freiheit der Wissenschaft. Rede. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.



# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Bunsen's Bibelwerk.

**Erste Abtheilung:** Die Bibel oder die Schriften des Alten und Neuen Bundes nach den überlieferten Grundtexten übersetzt und für die Gemeinde erklärt. In vier Theilen.

**Zweite Abtheilung:** Bibelurkunden oder Bibeltexte, geschichtlich geordnet und erklärt. In vier Theilen.

**Dritte Abtheilung:** Bibelgeschichte. Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu. In einem Theile.

Das Werk wird mit Benutzung der von dem verstorbenen Verfasser hinterlassenen Vorarbeiten durch die thätigsten Kräfte (Prof. Dr. Holtzmann in Heidelberg und Prof. Rapphaußen in Bonn) zu Ende geführt. Bis jetzt liegt Folgendes vor:

Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter Halbband 1 Thlr., dritter Halbband 1 Thlr., vierter Halbband, erste Hälfte 16 Ngr., zweite Hälfte 1 Thlr. 4 Ngr., fünfter Halbband, erste Hälfte 26 Ngr., zweite Hälfte 24 Ngr., sechster Halbband 26 Ngr., achter Halbband, erste Hälfte 20 Ngr., zweite Hälfte 18 Ngr., neunter Halbband 1 Thlr., zehnter Halbband 1 Thlr., neunter Band (siebzehnter und achtzehnter Halbband) 1 Thlr. 20 Ngr., Bibelatlas 1 Thlr.

Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter Band 3 Thlr., vierter Band 2 Thlr. 15 Ngr., fünfter Band 2 Thlr. 10 Ngr., neunter Band 2 Thlr.

Die erste Abtheilung („Uebersetzung und Erklärung“) wird mit dem unter der Presse befindlichen sechsten Halbband noch im Laufe dieses Jahres vollständig werden.

Von der zweiten Abtheilung („Bibelurkunden“) soll zunächst der letzte Theil (der achte Band des ganzen Werks) erscheinen, während die beiden vorhergehenden Theile (der sechste und siebente Band) sich ebenfalls bereits in Bearbeitung befinden.

Der die dritte Abtheilung („Bibelgeschichte“) bildende neunte Band ist Ende 1865 ausgegeben worden und wegen seines besonders interessanten Inhalts, worunter ein „Leben Jesu“, auch in einer Separatausgabe (Preis 1 Thlr. 20 Ngr.) erschienen.

Von den neun Bänden von Bunsen's Bibelwerke liegen also gegenwärtig fünf vollständig vor, ein sechster ist zur Hälfte erschienen und wird gleich einem siebenten noch im Laufe dieses Jahres vollständig, während die dann noch fehlenden zwei Bände voraussichtlich nächstes Jahr ausgegeben werden können, so daß Ende 1867 Bunsen's Bibelwerk vollendet sein wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Briefe von Johann Peter Uz an einen Freund, aus den Jahren 1753—82.

Herausgegeben von August Henneberger.  
8. Geh. 20 Ngr.

Diese Briefe des Dichters Uz verbreiten sich hauptsächlich über neue literarische Erscheinungen während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und haben um so größeres Interesse, als die gleichzeitigen Quellen über jene vorläufige Periode der deutschen Literatur, über die sogenannten Anacreontiker, bekanntlich nur sehr spärlich fließen. Die Einleitung und die erläuternden Anmerkungen, womit der Herausgeber die auch culturhistorisch wichtigen Briefe begleitet hat, werden namentlich nicht fachwissenschaftlichen Lesern willkommen sein.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:

## Schiller-Galerie.

Charaktere aus Schiller's Werken.

Gedichtet von

Friedrich Pecht und Arthur von Hamberg.

Sonstige Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht.

Neue wohlfeile Ausgabe in 10 Lieferungen zu je 12 Ngr.

Erste Lieferung:

Wilhelm Tell; Prinzessin Woli; Max Piccolomini; Maria Stuart; Karl Moor.

Um der mit Recht so allgemein beliebten „Schiller-Galerie“ von Pecht und Hamberg den Weg in die weitesten Kreise des Volks zu eröffnen, veranstaltet die Verlagshandlung die hiermit beginnende neue Ausgabe in Octav zu dem außerordentlich wohlfeilen Subscriptionspreise von nur 12 Ngr. für jede Lieferung. Allen Verehrern Schiller's ist hierdurch Gelegenheit geboten, gegen eine geringe monatliche Ausgabe diese werthvolle, des Dichters würdige Illustration der Schiller'schen Werke sich anzuschaffen. Jede der 10 Lieferungen enthält 5 Stahlstiche mit erläuterndem Texte.

Die erste Lieferung, in der sich auch ein ausführlicher Prospect befindet, ist in allen Buchhandlungen vorrätig, und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Verlag von Dietrich Reimer in Berlin.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen:

**Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde** zu Berlin, als Fortsetzung der Zeitschrift für allgemeine Erdkunde. Im Auftrage der Gesellschaft herausgegeben von Prof. Dr. W. Koner. Erstes Band, erstes Heft. Mit einer grossen Karte von Senegambien.

Preis für 6 Hefte 2 Thlr. 20 Sgr.

Die Zeitschrift erscheint in zweimonatlichen Heften von 5—6 Bogen mit öfterer Beigabe interessanter Karten.

Ein ausführlicher Prospect liegt gratis zu Diensten.

Von der

**Zeitschrift für allgemeine Erdkunde** sind die Bände I—VI und Neue Folge I—XV (1853) von jetzt ab zusammen genommen zum ermäßigten Preise von 1 Thlr. pro Band und einzeln zu 1 Thlr. 10 Sgr. beziehen.

Der Preis der Bände XVI—XIX der Neuen Folge bleibt wie bisher à 2 Thlr. 20 Sgr.

Ferner erschien als Separat-Abdruck aus der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde:

**Koner, W.,** Heinrich Barth. Vortrag, gehalten der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu Berlin am 19. Januar 1866. Gr. 8. Geh. Preis 5 Sgr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Oswald Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 15. —

12. April 1866.

Inhalt: „Hellas und Rom“ von Moriz Carrière. Von Rudolf Gottschall. — Skizzen und Bilder von Stadt und Land. Von Otto Spryer. — Das deutsche Drama der Gegenwart. Von August Hennelberger. Zweiter Artikel. (Schluß.) — Unterhaltungslektüre. — Skizzen. (Literarische Wanderer.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### „Hellas und Rom“ von Moriz Carrière.

Die Kunst im Zusammenhang der Cultur-Entwicklung und die Ideale der Menschheit. Von Moriz Carrière. Zweiter Band. Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Ein Vortrag zur Geschichte des menschlichen Geistes. Leipzig, Brodhans. 1866. Gr. 8. 3 Thlr.

Neben der wissenschaftlichen Detailforschung, welche die Schätze vergangener Zeiten und Literaturen zu erschließen sucht, macht sich in Deutschland ein, von der Gelehrsamkeit oft gering geschätzter, aber deshalb nicht minder wissenschaftlicher Zug geltend, für die Resultate seiner Studien allgemeinere Gesichtspunkte zu gewinnen und aus denselben das Facit für die Entwicklungsstadien der Menschheit zu ziehen. In Deutschland mußte Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ für die maassgebende Wert auf diesem Gebiete gelten, der durch den Hauch idealer Auffassung befeelt sie, der Glaube an den Fortschritt der Menschheit war die begeisterte Basis des Autors. So suchte er den bewegenden Gedanken der einzelnen Zeitalter nachzuweisen, den innern Kern aus der Schale der äußern Begebenheiten herauszuschälen, die Fruchtbarkeit oder Unfruchtbarkeit der Epochen für die Fortentwicklung des Menschengeschlechts zu prüfen. Es geschah dies, trotz des schwunghaften Stils, in durchaus sachlicher Weise, indem in die Geschichte nichts hineingetragen wurde, sondern ihre Thatfachen wie einzelne Posten zu einer geistigen Summe zusammenaddirt wurden. Einen weitem Fortschritt bezeichnet die Hegel'sche Geschichtsphilosophie durch die präcise, oft aber schon zur Formel versteinerte Fassung für die geistige Bedeutung der Volksgesister und Zeitepochen. Bei einem Theil der Schüler artete sie indes in einen hohlen Formalismus aus, welcher namentlich das trichotomische Schema in einer unerlaubten und verstandeswidrigen Weise den geschichtsphilosophischen Betrachtungen zu Grunde legte und die Weltgeschichte nolens volens unter das laudinische Joch der logischen Dreieinigkeit beugte. Gegen diesen Schematismus, dessen Constructionen oft geradezu ins Lächerliche ausfielen, machte sich alsbald eine gesunde Reaction geltend, welche freilich zuletzt das Kind mit dem

Bade ausschüttete, nichts gelten ließ als die Thatfache, wie sie die kritische Quellenforschung ans Licht gestellt, die Gelehrsamkeit nur in der Specialität suchte, alle auf allgemeinere Standpunkte hinarbeitenden Bestrebungen als müßige Speculationen verdammt. An die Stelle der philosophischen Formel tritt dann freilich ebenso oft die philologische Conjectur oder die sogenannte historische Kritik, bei der es in der Regel ohne sehr gewagte Hypothesen nicht abgeht. Doch diese Abzäunung der einzelnen Fächer macht zuletzt aus der Wissenschaft ein pennsylvanisches Gefängniß mit lauter Isolirzellen. Man muß zur Einsicht zurückkehren, daß nur in der Erhebung zu allgemeinen Gesichtspunkten der wahre Aufschwung des wissenschaftlichen Geistes besteht.

Auch die Geschichte der Kunst ist bis jetzt fast immer als eine Geschichte der Künste behandelt worden: ein Standpunkt, der auch da überwog, wo sie genereller erfaßt wurde, indem man die Kunst auch da zu isoliren suchte und von den allgemeinen Culturzusammenhängen möglichst löste. Den innern Zusammenhang nachzuweisen, der zwischen der Entwicklung der einzelnen Künste in ihrem gegenseitigen Verhältniß, der zwischen der Kunst und dem nationalen Geist besteht, die Kunst als einen wesentlichen Factor der Cultur und als einen Träger des idealen Entwicklungsganges der Menschheit zu erkennen, wurde in der Regel versäumt. Diese Aufgabe aber hat sich das obengenannte neue Werk des münchener Aesthetikers gestellt.

Der erste Band dieses Werks, welcher die Kunst in den asiatischen Ländern und Aegypten behandelt, ist bereits in Nr. 34 d. Bl. f. 1863 besprochen worden, wo auch über den allgemeinen Standpunkt desselben eingehende Betrachtungen angestellt wurden. Wir glauben den Lesern am besten so zu bezeichnen, daß Carrière die Kunstgeschichte in dem Geiste behandeln will, in welchem Herder in seinen „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ die Weltgeschichte behandelt hat. Carrière selbst sagt in dem Vorwort:

Gleich dem frühern Bande dieses Werks, der die Anfänge der Cultur und den Orient behandelt, hat auch dieser den

doppelten Zweck, einmal die gesicherten Ergebnisse der Forschung für einen weitem Kreis allgemeiner Bildung klar und lebendig darzustellen, dann aber auch die Kenner der Einzelgebiete einen Blick auf das Ganze, auf den Zusammenklang des Mannichfaltigen und die Gesetze seines Werdens und Sichgestaltens werfen zu lassen, zu erproben, wie weit es gelinge, das ~~Wes~~ eines geistigen Kosmos zu zeichnen. Das Ganze läßt sich wol auch eine Philosophie der Geschichte vom Standpunkte der Nothwendigkeit nennen, jedoch vorzugeweise die Idee des Schönen, die Kunst betont, aber diese stets in organischer Verbindung mit Staat und Religion betrachtet wird, wodurch ihre mannichfaltigen Formen als der naturgemäße Ausdruck eigenthümlichen Gehalts und bestimmter Gedanken erscheinen.

Die Schwierigkeit des so gestellten Themas liegt nun hauptsächlich darin, den allgemeinen geistigen Zusammenklang hinzustellen, ohne eins der mitwirkenden Elemente ungebührlich zu bevorzugen oder zurückzusetzen. Der Autor muß sich die Frage vorlegen, wie weit er in der Darstellung der einzelnen Künste in das Detail gehen darf, ohne sich darin zu verlieren, wie weit er den Gang der politischen Geschichte oder die Entwicklung der religiösen Vorstellungen zu verfolgen hat, ohne damit die Kunst aus dem ihr von Haus aus angewiesenen Mittelpunkt des Werks herauszurücken. Dennoch werden sich kaum allgemein gültige Maßstäbe hierfür finden lassen. Es kommt alles zuletzt auf den richtigen Takt des Autors an, welcher keine Grenzstreitigkeiten zwischen den einzelnen Gebieten aufkommen läßt. Diesen Takt hat Carrière meistens bewährt. Es gehört dazu eine gewisse künstlerische Inspiration, für welche sich das Wesentliche und Unwesentliche von selbst scheidet.

Werken, welche, wie das vorliegende, allgemeine Resultate der einzelnen Wissenschaften in geschmackvoller Form darlegen, wird leicht der Vorwurf der Oberflächlichkeit gemacht, um so mehr, wenn sie nicht mit Citaten gespickt sind und wenn den Citaten die bei gelehrten Schriften übliche Genauigkeit der Angabe fehlt. Man ist geneigt, eine derartige Behandlung für schönggeistige Verwässerung zu halten und fragt sich, was man denn aus einer solchen Schrift Neues lerne? Es seien ja nur bekannte Thatfachen mit formeller Eleganz eingekleidet, es sei nur ein für den populären Bedarf zugereiteter wissenschaftlicher Extract, parfümirt mit einigen wohlriechenden Tropfen aus dem modernen Espritfläschlein.

Wenn man unter Lernen nur die Aneignung neuer Daten und Thatfachen versteht, nur die Erweiterung der Kenntnisse in der Richtung des Details, so kann man freilich aus dem Werke von Carrière sowenig Neues lernen, wie aus Herder's „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ oder aus Humboldt's „Kosmos“. Wir schätzen gewiß diese Einzelkenntnisse nicht gering, der Reichtum an denselben ist die nothwendige Voraussetzung zur Gestaltung begründeter Gesamtanschauungen; aber sie bleiben unfruchtbar, solange sie eben wie todes Material daliegen, nicht lebendig gemacht werden in wissenschaftlicher Architectonik, in bedeutsamen Perspectives. Ebenso wenig nehmen Werke wie das von Carrière einen vorwiegend kritischen Standpunkt ein. Das Wesen der Kritik ist die Analyse, das Wesen der Carrière'schen Schrift die

Synthese, indem sie uns lehrt, die Geschichte selbst als ein harmonisches Ganzes zu erfassen. So darf auch an dieses Werk nicht der Maßstab der Gründlichkeit angelegt werden in dem Sinne, wie man ihn wol an eine Specialgeschichte anlegen kann, daß nämlich der Stoff bis in seine subtilsten Elemente hinein erschöpft sei, sondern das Verdienst der Gründlichkeit kann hier nur die Bedeutung haben, daß keine allgemeine Behauptung haltlos in der Luft schwebt, sondern daß alle durch die Thatfachen begründet werden, deren Detail der Autor vollkommen beherrschen muß, ohne uns davon eine für seine Zwecke überflüssige Rechenhaft zu geben. Wo aber gerade eine einzelne, selbst minder bekannte Thatfache auf die allgemeinen Gedankengänge ein entscheidendes Licht wirft, da muß sie hervorgehoben werden, wie dies auch bei Carrière oft der Fall ist und wodurch zugleich der Beweis geliefert wird, daß der Schriftsteller nicht mit allgemeinen Phrasen feierwerkelt, sondern auf einer gebiegenen Grundlage weiter baut.

Wage nun das Werk eine Culturgeschichte vom Standpunkte der Kunst oder eine Kunstgeschichte vom culturhistorischen Standpunkt aus sein, man wird immer die Frage aufwerfen können, ob der Kunst ein so vorherrschender Einfluß auf den Entwicklungsgang der Menschheit eingeräumt werden darf? Denn trotz der Verehrung, welche namentlich das ältere Schelling'sche System der Kunst zutheil werden ließ, und trotz der beachtenswerthen Stellung, die ihr Hegel in seiner Philosophie als einer der Gestalten des absoluten Geistes einräumt, ist die realistische Richtung der Renzeit allzu geneigt, ihr die ideale Höhe streitig zu machen und die Kunst, wenn auch als eine Culturpflanze, doch als eine etwas überschüssig zu betrachten, die nicht im freien Felde, sondern nur an den Mistbeeten der Cultur gedeiht. Gleichwol zeigt gerade die Betrachtung des geschichtlichen Zusammenhangs der Kunst und Cultur, daß die erstere nur als die Blüthe der letztern aufgefaßt werden muß, als der Gipfel ihrer Entwicklung.

Dies gilt namentlich von dem Kunstvolke vor Homer den Hellenen, mit denen sich der vorliegende zweite Theil des Werks in seiner größern Hälfte beschäftigt. Die allgemeine Charakteristik von Land und Volk trägt ein lebenswarmes Colorit zur Schau und ist von einem Hauch der Begeisterung durchweht, der in dem einleitenden episch-leidenschaftlichen Chorgefang eine angemessene poetische Note findet. Gleichwol müssen wir betonen, daß für die Darstellung des hellenischen Geistes durch Hegel, wie in seiner „Philosophie der Geschichte“, wie in seiner „Ästhetik“ und „Religionsphilosophie“ unerreichtbar bleibt und jedenfalls zu den vorzüglichsten Entwicklungen gehört, die sich in seinen Werken finden. Auch kann der Standpunkt derselben wol in einzelnen erweitert, aber nicht wesentlich mehr vertieft werden.

Von den ersten Abschnitten der Carrière'schen Darstellung von Hellas tritt der über Homer in den Vordergrund. In die lichtvolle Schilderung des epischen Dichters ist ungezwungen eine Charakteristik der episch

Näherung verweilt, deren große Meister der Sängers von Epos für alle Zeiten hingestellt hat. Das Gesammturtheil Carrière's über denselben ist wol in folgender Stelle am prägnantesten ausgesprochen:

Es haben wir den Boden für Homer bereitet, in welchem wir mit den Griechen den organisirenden Genius erkennen, der mitten in der lebendigen Fülle des Volksesangs, der Helensieder und Rhapsodien, mit erhabenem Künstlergeiste die beiden Epochen erst, in welchen das Hellenenthum nach seiner gottbewogenen Jugendlichkeit wie nach seiner geistvollen Männlichkeit am herrlichsten und reichsten sich offenbarte, und der sie zu Mittelpunkten umfassender Dichtungen machte, in welche das Bedeutendste und Schöne aus der Vorseit eingingen, an welchen das nachfolgende Geschlecht erweiternd fortarbeiten konnte. Er fand den Stoff nicht, aber er bildete ihn künstlerisch durch, er begründete dem Geist nicht, aber er brachte ihn zur Vollendung.

Man wird hier die nähere Beachtung der berühmten Controverse vermissen, welche Schüler zu dem Dilettanten mit den sehr realistischen „göttinger Würken“ begehrt hat. Auch ist Carrière öfter der Vorwurf gemacht worden, daß er in seinem Werk über Controversen mit einer gewissen Leichtfertigkeit hinweggehe und Fragen, über welche noch sub judice lis est, ohne diese Fraglichkeit zu erwähnen, sehr peremptorisch aus eigener Nachvollkommenheit aufschade. Wir müssen den Autor gegen diesen Vorwurf in Schutz nehmen. Die Controverse gehört mit zu jenem gelehrten Apparat, welcher die Physiognomie des Werks, wenn er mit aufgenommen würde, sicher verunstaltete hätte. Die Controverse ist ohne ein Aufwachen trüber Stoffe nicht möglich, wodurch mindestens die klare Fassung verloren ginge. Sie gehört nur in das Atelier eines Künstlers, der für die gelehrte Welt im engeren Sinne des Wortes schreibt. Man muß annehmen, daß Carrière dieselbe innerlich absolviert und nun nach bestem Wissen und Gewissen sich für seine Beantwortung der streitigen Frage aufgegeben hat. Ist ein Kritiker anderer Ansicht, so mag er ihn deshalb zur Ordnung rufen. Der Streit mag dann wieder in den kritischen Zeitschriften den nöthigen Staub aufwühlen; doch ein Buch wie das Carrière'sche ist keine Arena für dergleichen Ringkämpfe.

Die Epylliker werden von Carrière in übersichtlicher Weise charakterisirt. Vielleicht hätte auf die Bedeutung hingewiesen werden können, welche das Verhältniß der epyllischen Dichter zu Homer für alle Folgezeit gewonnen. Carrière erwähnt allerdings einige epyllische Versuche des Mittelalters. Doch die Vertheidigung der Epylliker gegen die Grundgesetze des Epos reicht weit hinein in die poetischen Erzählungen der Neuzeit, ja selbst was man an den biographischen Romanenromanen, die auf dem morbräunten Livensmarkte so hoch im Kurs stehen, tadelt, das findet sich bereits in den Gesängen eines Stasinos und Antinos. Das Ei der Leda hat sich stets so verhängnißvoll für die Epiker bewiesen, wie das Ei des Schlangens für die Politiker.

Die Werke des Hesiod unterwirft Carrière einer eingehenden Analyse, er faßt seine Endurtheile über dieselben in den folgenden Worten zusammen:

Hesiod ist überall nüchterner und schärfer als Homer, und die Werke, wie sie vorliegen, sind von sehr ungleichmäßiger

Form, es ist nicht so sehr der poetische Genuß als die Tiefe und Fülle des Gehalts in Bezug auf Religion, Sitte und Lebensweisheit, was ihn uns wichtig macht, die Griechen erfüllen durch ihn den Kreis der epischen Poesie, indem sie dem Epos der That auch das des Gedankens oder der Betrachtung hinzufügen.

Die Abschnitte über Delphi, Olympia und Eleusis sind geschmackvoll ausgeführte Culturgemälde, welche ihren Zweck vollkommen erfüllen, die Leser in das religiös gefärbte und bestimmte Nationalleben der Griechen einzuführen. Wol muß der Autor auch hier über manche Controverse hinweggleiten, den Leser gleichsam mit verbundenen Augen an manchem gelehrten Abgrund vorüberführen. Doch er thut dies mit Sicherheit und Grazie, man merkt der harmonischen Darstellung zwar nicht die überwundenen Schwierigkeiten an, wol aber die Fülle von Detailkenntnissen, die ihr zu Grunde liegt.

Die erste Entwicklung der griechischen Lyrik ist so eng mit der Entwicklung der politischen Zustände verknüpft, daß Carrière die Darstellung beider ungezwungen bei der Charakteristik eines Kallinos, Solon, Theognis, Tyrtaeus ineinander verweben kann. Dieser Zusammenhang ist lehrreich für alle Zeiten, namentlich auch für die neuere, in welcher sich nur eine veraltete Aesthetik gegen das mit Bewußtsein sich regende Streben zur Wehr setzt, auch lyrisch an die öffentlichen Verhältnisse, an das nationale Element anzuknüpfen. Auch die Lyrik darf nicht aus dem blauen Himmel wie ein Meteorstein herunterfallen; sie muß aus dem Leben des Volks und der Gegenwart herauswachsen. Freilich hat auch die Lyrik der Empfindung, der individuellen Stimmung, wie sie sich in der melischen Poesie der Griechen und ihrer trophischen Silberung ausdrückt, ihr gutes Recht. Wie Carrière aus den melodisch-graziösen Fragmenten der Gesänge der Sappho und das Gesammtbild der Dichterin wiederherzustellen sucht, das mag als Probe dienen für seine anziehende Darstellungsweise, die nicht von oben herab kritisiert, sondern uns das lebensvolle Bild gibt:

Sappho's Poesie war zunächst dem Familienleben gewidmet, und die erhaltenen Bruchstücke ihres Braut- und Hochzeitgesänge sind voll inniger Empfindung, voll Frische und Kraft des Ausdrucks. Alle ihre Lieder athmen ein entspannendes Naturgefühl. Wie reizend vergleicht sie die unberührte Schönheit der Braut mit einem Apfel im Wipfel des Baums, indem der Ausdruck des Gedankens sich vor unserm Auge gestaltet und steigert:

So wie der Hainapfel am obersten Zweige sich wipet,  
So am obersten Zweig; ihn vergaßen die Mädchen der Hainapfel,  
Nein, sie vergaßen ihn nicht, sie konnten ihn nur nicht erreichen.

Oder wenn sie ein Mädchen der Hyacinthe vergleicht, welcher der Fuß des Stiebs im Gebirge zertreten hat, daß die purpurigen Blüten am Boden liegt, wer erkennt darin nicht einen Vorhang dessen, was Goethe in den Liedern vom Weichsel und Weidenstein gesungen? Der Abendstern, sagt Sappho, führt alles wieder heim, was die leuchtende Morgenröthe zerstreut hat:

Zählung fähet rings in des Dautenbaumes  
Zweigen, sank vor bedeckten Wäldern Meist  
Schlummer herüber.

Die Dichterin selbst fühlte der Liebe Leid und Lust, und sprach das Sehnen und Verlangen wie die Erfahrungen ihres Dergens in wohlklingenden Gestungen aus, bei den Mäusen Spielung suchend. Sie kauft:

Der Mond ist hinabgesunken,  
Das Siebengehirn, und Ritters-  
Nacht ist's, es vergeht die Stunde,  
Ich aber, ich lieg' alleine!

Sie kann nicht mehr das Gewebe am Stuhl schlagen, die glieberlösende Liebe bewegt sie, diese süßbittere unbezwingliche Schlange. Erös erschüttert ihr Gemüth, wie der Sturm von dem Berge in die Felsen fällt. Betend wendet sie sich zur Aphrodite, ihr bekümmertes Herz auszusüßten; Wunsch und Erwartung, daß der spröde Geliebte zum ungefühm Liebenden werde, kleidet sie zartfühlend und anmüthig in die Antwort der Göttin:

Wenn er jetzt noch flieht, wird er bald verfolgen,  
Wenn er sonst Geschenke nicht nahm, sie geben;  
Wenn er nicht geküßt, wird er bald dich küssen,  
Wolltest du selbst nicht!

Ueber den Grundcharakter der griechischen Lyrik heißt es mit Recht:

In der Kunstlyrik der Griechen steht der einfache Gefühls-  
erguß, die melodische Entfaltung der Seelenstimmung, der Aus-  
druck des individuellen Gemüths im Liebe weit zurück hinter der  
Freude an Bild und Betrachtung, wenn bald die mythischen  
Gestalten der Vorwelt eingeführt, bald die Bewegungen des  
Herzens mit allgemein wahren Gedanken, mit sinnreichen  
Sprüchen beruhigend abgeschlossen werden. Solche epische und  
gnomische Zuthaten machen die Stärke und den Glanz der grie-  
chischen Lyrik aus; es spiegelt sich darin das mehr in der An-  
schauung der Außenwelt als in der Tiefe der Innerlichkeit le-  
bende Gemüth.

Als Beweis hierfür kann namentlich Griechenlands  
schwunghaftester, und wir möchten hinzufügen, originell-  
ster Dichter Pindar gelten. Mindestens war seine Dicht-  
weise so mit dem griechischen Nationalgeist verwachsen,  
daß sie zu keiner Zeit Nachahmung gefunden hat. Selbst  
das gelehrige Rom, in welchem die Komödiendichter mei-  
stens Menander und Philemon plünderten, Virgil den  
Homer in den Faltenwurf der römischen Toga kleidet und  
Horaz seine Strophien von Alkios und Sappho borgte,  
hat keinen Nachfänger des großen Pindar aufzuweisen,  
und was man in späterer Zeit pindarischen Schwung zu  
nennen pflegte, das bezog sich meistens auf anscandirbare,  
frei ergossene Gesänge, deren Planlosigkeit in der Regel  
eine wirkliche, nicht wie bei Pindar eine scheinbare war  
und denen vor allen Dingen die nationale Grundlage  
fehlte. Wir halten eine pindarische Poesie in unserer Zeit  
keineswegs für unmöglich — nur müßte sie freilich nicht  
an Außerlichkeiten anknüpfen, sonst würden moderne Epi-  
niken, welche bei Gelegenheit eines märkischen Pferderen-  
nens in unscandirbarer Jodheypoesie die Geschlechter der  
siegreichen Pferdebesitzer und ihren Ruhm bis in die Zei-  
ten der Quixotos hinauf feierten, dem pindarischen Ideal  
am nächsten kommen. Wir meinen, daß Victor Hugo in  
einigen seiner napoleonischen Oden den echten pindari-  
schen Ton angeschlagen hat, welchen Platen nur wegen seiner  
unmöglichen, kunstreich verknüpfelten und von Spondeen  
erdrückten Odenstrophen verfehlte. Ein an das nationale  
Leben anknüpfender oder ethisch bedeutsamer Grundgedanke,  
wie ihn Carrière in einzelnen Gesängen Pindar's nach-  
weist, müßte, illustriert durch bedeutende geschichtliche Bei-  
spiele und in frei sich ergebenden, aber stets zum Grund-  
gedanken zurückkehrenden Gedankenfolgen, derartigen Ge-  
sängen zu Grunde liegen. Soll aber die rhythmische Un-

gebundenheit nicht ganz ins Bage verlaufen, so muß der  
regellose Wechsel des Rhythmus durch den Reim ein  
neues, gefeßlich wirkendes Band erhalten.

Die Abschnitte, welche der griechischen Architektur und  
den Anfängen der Plastik gewidmet sind, zeugen für das  
Bestreben Carrière's, die einzelnen Künste stets in ihrer  
gegenseitigen Beziehung und sub specie des nationalen  
Geistes zu betrachten. So heißt es von der Architektur:

Nach alledem können wir die griechische Baukunst plastisch  
nennen im Unterschiede von der malerischen im Mittelalter; das  
Gleichgewicht von Kraft und Last entspricht der Harmonie von  
Geist und Materie und jedes Glied des Ganzen trägt den sinn-  
fälligen Ausdruck seines Begriffs. Wie der Grieche sich heimlich  
hienieden fühlt, und auch in der Philosophie mehr die Erkennt-  
niß der bestehenden Ordnung als ihres göttlichen Grundes sucht,  
so gibt der Tempel ein Idealbild des Kosmos; vor ihm, in  
ihm soll uns nicht die Ahnung eines geistigen Mysticismus durch-  
schauern, sondern das Gesetz der Natur in freudiger Klarheit  
kund werden. Keine Sehnsucht hebt das Gemüth über das Ir-  
dische empor; so breitet der Bau sich behaglich auf der Erde  
aus, und statt himmelanstrebender Thürme senkt das Dach wie  
ein Adler seine Schwingen schirmend über den Tempel. Der  
Kraft der Säulen wird Halt geboten durch den Architrav, der  
sie alle umspannt wie das Gesetz des Staats die Räume, der  
auf den Säulen lastet, den sie tragen müssen wie die Menschen  
das Schicksal, unter dem sie stehen; aber sie thun es gerne wie  
mit Einsicht in ihre Bestimmung. Wie die Plastik in der Le-  
benshöflichkeit ihren Triumph feiert und im Hellenenthum das  
äußere öffentliche Leben vornehmlich ausgebildet ward, so ist  
auch die Baukunst hier eine Architektur des Außern: dieses  
wird vor allem einladend und prangend gestaltet, und die das  
Haus des Gottes nach allen Seiten offen umgebende Säulen-  
halle trägt zugleich die Bildwerke des Frieses und Giebelsfeldes,  
die nach außen hin vom Wesen und Wollen des Gottes wie  
von der Bedeutung des Tempels Zeugniß geben. Ja das Gie-  
belsfeld wie die Metopen erscheinen so leer ohne die plastischen  
Figuren, daß man sie von Haus aus als auf sie berechnet an-  
setzen muß. Die einzelnen Künste gewinnen im Griechenland  
besondere Existenz, bleiben aber in Beziehung und Harmonie.  
So sind die Tempelbilder für den Tempel ursprünglich mit-  
gedacht, das Grundgerüst der Architektur wird nirgends von  
ihnen beeinträchtigt, vielmehr machen sie mit ihm zusammen  
ein künstlerisches Ganzes aus.

Indem wir in das perikleische Zeitalter treten, erwei-  
tert sich der Kreis, welchen die Darstellung Carrière's  
nach ihren Zwecken zu beschreiben hat. Die Kunst der  
Prosa, die Beredsamkeit, die Geschichtschreibung, die Phi-  
losophie, diese neuen, herrlichen Offenbarungen des griechi-  
schen Genies, verlangen Berücksichtigung; das Drama  
tritt als ein Mittelpunkt des nationalen Lebens hervor.  
Gerade bei der Charakteristik des Dramas verweilt Car-  
rière eingehender. Das griechische Drama ist neuerdings  
von L. Klein in der „Geschichte des Dramas“ ausführ-  
lich behandelt worden und ein Vergleich zwischen den bei-  
den Schriftstellern über dies Thema nicht ohne Interesse.  
Im einzelnen, wie z. B. in der Parallele zwischen der  
„Elektra“ des Aeschylus und Sophokles, glauben wir bei  
Carrière den Einfluß Klein's, der auch sonst mehrfach  
citiert wird, nachweisen zu können. Dem Aeschylus weist  
Carrière nicht jene hervorragende Stellung an, wie Klein  
und Victor Hugo; er stellt die drei Dramatiker mit fol-  
genden Worten nebeneinander:

Sophokles tritt zu Aeschylus heran wie Rafael zu Michel



Anges: der Überwältigenden Macht des Tiefsinns und der Erhabenheit, der dämonischen Größe der Charaktere gefeilt sich die durchgebildete Harmonie des edeln Gemüths und der von ihr bedingte Adel der Form, ein Schönheitsflair, der sich vornehmlich in dem Aufbau des Ganzen, in der Composition bewährt, im Wohlklang, in welchem alles zusammenschwingt. Nie ist die Mitte in der Verbindung von Würde und Anmuth, in dem rechten Maße, das die Gegensätze ausgeglichen in sich enthält, bewundernswerther und vollendeter erschienen als in der Stellung des Sophokles zwischen Aeschylus und Euripides. Zwischen Aeschylus dem Marathonkrieger, der die altherwürdige Ueberlieferung hoch hält und den Willen des Einzelnen dem des Ganzen beugt, und zwischen Euripides, der als ein Bögling der sophistischen Bildung die Subjectivität des persönlichen Geistes auf den Thron erhebt und das Ganze dem Reize des Einzelnen nachgiebt, steht er, der melodische Mund der perikleischen Zeit, der durch die Schule der Gymnastik und Musik zur Klarheit und Freiheit des Gedankens voranschreitet und mit dem Gemeingefühl des Volks die Persönlichkeit in Einklang erhält, welche dasselbe leitet, indem sie von ihm getragen wird.

Die Erklärung des Aeschyleischen „Prometheus“ hat uns wenig befriedigt; sie ist zu christlich gedacht, zu launisch. Carrière sagt:

Daß Prometheus Zeus für einen Tyrannen ansieht, für einen eifersüchtig zürnenden Gewaltherrn, das bezeichnet eben seinen Charakter, und ist folgerichtig, da der Mensch das Bewußtsein seiner Defens- und Liebesbeziehung mit Gott verliert, wenn er mit seinem Willen sich von ihm geschieden hat; wer die Flamme des Zorns in sich entzündet, dem ist Gott der Feind; dem Empörersinne, der das Gesetz verschmährt, ist eine blinde Fessel; wer der sittlichen Weltordnung widersteht, die doch unverbrüchlich ist, der fühlt sie als eisernes Band, und dies ist die Strafe seines Troges. Aber der Eigensinn kann sich nicht bloß im Kampfe gegen die Vorsehung zeigen, er liegt auch schon darin, daß der Mensch dem Rufe Gottes, den Mahnungen und Regungen seiner Gnade nicht Folge thut. Dies zeigt Io. Von Zeus gesendete Traumstimmen haben sie eingeladen, sich seiner Liebe hinzugeben, aber sie hat nicht gehört und irrt nun wie wahnsinnig umher, ein Schicksal, wie das ganze Leben des Menschen eine ruhelose Irrfahrt ist, wenn er der göttlichen Führung widerstrebt.

Prometheus ist hier der allein Schuldige, der von Gott Abgefallene, und die Liebe des Zeus zur Io wird gar in eine christliche Gottes- und Gnadenliebe verwandelt. Doch Zeus selbst wird in der Dichtung oft genug als ein gefeßelter Willkürherrscher proclamirt, und Prometheus ihm gegenüber als ein Wohltäter der Menschheit. Es ist kein glückliches Bestreben, aus dem „Prometheus“ eine Theodicee machen zu wollen. Klein macht im Gegentheil den Prometheus zum Vertreter eines „heiligen, unheimlichen Gottbewußtseins“, des Bewußtseins, daß Gesetze und Recht die Grundpfeiler der göttlichen Herrschaft sind. Sol geben wir Carrière zu, daß Prometheus ein Rebell ist, doch Zeus ist ein Tyrann — und diese gegenseitige Schuldverketzung steht mit den flammenden Zügen der großartigen Dichtung an die Pforte der Weltgeschichte geschrieben, da er sie sich von Jahrtausend zu Jahrtausend erneuert.

Aeschylos gehört zur Domäne der widersprüchlichen, kleinen Darstellung; doch gibt auch Carrière ein in einzelnen Zügen sehr harmonisch zusammengeordnetes Gesamtbild des Dichters und stellt die Urtheile von Hegel, Solger, Immermann und Fetscher in einer sich ergänzenden und erläuternden Weise nebeneinander. In

Bezug auf die einzelnen Stücke ist die Anerkennung der „Vögel“, wenn auch nicht so bücherramisch wie bei Klein, doch warm und hervorhebend:

Die alten sinnlichen Göttervorstellungen genügen nicht mehr, der Dichter gibt sie preis, aber er vertraut auf fromme Gesinnung, auf selbstbewußte Geisteskraft und Sittlichkeit, daß sie als wahre Herrschermacht ein neues Reich gründen, daß in ihm die so seelenbesügelten wie flatterhaften Vögel, die Athener, sich wieder zum Ganzen ordnen. Wenigstens wie ein schönes Lustgebilde hat es der Dichter hingezaubert, es schwebt auf beschwingten Rhythmen vor unsern Augen, und wunderbarer Wohlklang rauscht von ihnen herab; alles ist ätherisch leicht und heiter, durchaus harmonisch.

Einer der gelungensten Abschnitte des Werks ist derjenige, welcher die Blüte der hellenischen Plastik behandelt. Die Darstellung des Phidias und seiner Werke verdient durch ihre künstlerische Haltung hohe Anerkennung. „Philipp und Demosthenes“, „Alexander und Aristoteles“ zeigen uns die spätern Entwicklungsphasen des hellenischen Geistes wiederum im engen Zusammenhang mit dem Gange der politischen Geschichte. In der Charakteristik dieses Zeitalters heben wir besonders die Schilderung der Bildwerke der rhodischen Kunst und der neuern attischen Komödie hervor.

Von Hellas führt uns Carrière nach Rom, wo sich der Volkscharakter und der eigenthümliche Culturgeist am schärfsten in der Entwicklung des Staats selbst nach innen und außen ausgeprägt hat. Man kann sagen, daß bei den Römern die Geschichte und die Culturgeschichte mehr als bei irgendeinem andern Volke zusammenfallen. So ist auch Carrière, nachdem er die Grundzüge des Römerthums auch nach seiner rechtschöpferischen Seite hin fest und kenntlich hingezeichnet und auf die Cultur- und Religionsverhältnisse der alten Italiener und die zu den Hülfsmitteln der Weltgeschichte gehörenden Erörterungen einen Blick geworfen hat, darauf hingewiesen, am Faden der äußern römischen Geschichte das Culturgemälde dieses Volks zu entwerfen oder vielmehr das Kunst- und Literaturgeschichtliche mehr episch in den großen Gang dieser Entwicklung einzureihen. Plautus und Terenz werden von Carrière in der gewöhnlichen Weise, ohne Aufstellung neuer Gesichtspunkte, betrachtet. Das specifisch Römische indeß, was sich in jener ersten Epoche der römischen Poesie geltend machte, wird von Carrière nicht genugsam hervorgehoben. So sagt er von Attius: „Er nahm zwar Stoffe aus der alten römischen Geschichte, aber bearbeitete für sie doch nur Stücke der attischen Meister.“ Dies ist unbegründet. Von Attius, der von Bellejus als Gipfel der römischen Tragödie bezeichnet, von Columella neben Virgil gestellt, auch von Quintilian mit Seneca als der bedeutendste Tragiker gepriesen wird, werden einige tragoediae praetextae erwähnt, die wie der „Decius“ und „Brutus“ unmöglich mit Benutzung attischer Meister gearbeitet sein können und auch, wie die vorhandenen Fragmente beweisen, nicht gearbeitet sind.

So mangelhaft die Nachrichten über die tragoedia praetexta und die comodia togata, die von Carrière sehr unvollständig charakterisirt wird, als im „römischen

„Gedante gespielt“, auch sein mögen, so mußte der Kunst- und Culturhistoriker doch hier mehr ins Detail gehen, um alles auszugraben, was von dem „selbständig schaffenden“ Römergeiste zeugt. So erscheint uns auch in den spätern geschmackvollen Charakteristiken des Virgil, Horaz und Ovid, der Rorpphän des goldenen Zeitalters, der letztere mit Unrecht in den Schatten gestellt. Er ist von diesen dreien der originellste und der am meisten „römische“ Dichter, natürlich seines Zeitalters, so daß wir das „römisch“ nicht nach dem Maß des ersten Brutus und Cato und Curius Dentatus messen dürfen. Seine Liebesgedichte sind ein Sittenspiegel der Zeit; seine „Tristia“ und „Epistolae ex Ponto“ ebenso originell in der Anknüpfung an persönliche Erlebnisse, seine „Metamorphosen“ eine phantasievoll freie Behandlung der sich für den dichterischen Schreiner auflösenden Göttersagen; seine „Fasces“ ein römischer Nationalkalender — alles nicht aus Nachahmung hervorgegangene Werke, sondern dictirt durch eine Inspiration, welche für den eigenartigen Inhalt die eigenartige Form findet, während Virgil in seiner „Aeneis“ ein Nachdichten des Homer, Horaz in seinen Oden ein Nachdichten der griechischen Odenächter und jener nur in seinem „Georgica“, dieser in seinen Episteln und Satiren originell ist.

Die Epoche der römischen Tyrannen nach Augustus ist eine so düsterlich-fesselnde, das Römerthum zieht hier, gerade in seiner Entartung, so merkwürdige Consequenzen des eigenen Wesens, daß wir wol wünschen möchten, Carriere hätte diese Zeit noch farbenreicher, noch mit einer größeren Fülle von Detailzügen ausgefüllt.

Doch diese Ausstellungen beeinträchtigen nicht den Werth des Werks, welches durch seine geschmackvolle und fesselnde Form ganz geeignet scheint, ein größeres Publikum in den Geist des Alterthums einzuführen, dabei die Arbeit der Vorgänger und die Reife der Wissenschaft mit kritischer Einsicht benutzend und im einzelnen durch manche neue Lichtblicke und geistreiche Parallelen das große und doch mit maßvoller Beschränkung erfaßte Gebiet glücklich erschellt.

Kudolf Gottschall.

### Stimmen und Bilder von Stadt und Land.

Wie der Verkehr der Länder und Völker selbst, so wächst auch die Zahl der Reiseschriftsteller — ich meine die schriftstellerischen Reisenden, nicht die reisenden Schriftsteller — fast in geometrischer Progression. Während noch vor 30 Jahren die ganze deutsche Reiseliteratur aus wenigen Nummern bestand, ist es jetzt kaum noch möglich, der Flut, die jede neue Saison gebiert, jede neue Messe auf den Markt wirft, einigermaßen Herr zu bleiben. Darf uns das im Erkennen setzen, oder haben wir gar Grund, uns darüber zu beklagen? Nicht im geringsten. Ist es doch an und für sich ein sehr löbliches Beginnen, der übrigen Welt über die von den Reisenden besuchten Länder und ihre Bewohner die Augen zu öffnen; ist doch ein jeder Schriftsteller überzeugt, daß, auch wenn er das Bekannteste beschreibt, sich dasselbe wenigstens in seinem Geiste in neuer, eigenthümlicher und höchst lebenswerther Weise abgebildet habe; hat doch jeder „Gebühre“ jezt

so viel gelernt, um ein leidliches Tagebuch zusammen zu können, durch welches er vielleicht gar noch Theil der Reisekosten zu decken hofft, und ist doch bei alledem das leselustige Publikum noch zahlreich das schreiblustige, selbst auf Reisen. Die „Reisebücher“ bilden bekanntlich einen gangbaren Handel und der Reisende liebt es, im Coupé, wenn die schaft langweilig ist, oder im Gasthof, wenn der ein verdrießliches Gesicht macht, das utile mit dem zu verbinden und sich auf eine nicht allzu kopsanfte Art eine gewisse Kenntniß der durchreisten oder zu reisenden Gebiete zu verschaffen. Wir hatten deshalb übel Pust, gegenwärtigen Artikel „Schriften von Reisenden“ zu überschreiben, aber abgesehen von grammatischen Form, an der freilich deutsche Leser, die an ganz andere Sollicitismen gewöhnt sind, Anstoß nehmen dürften, sind doch einige von den besprochenen Schriften von zu schwerem Kaliber, in dieser Weise mit der gewöhnlichen Duzend eines Topf zu werfen. Einfache und harmlose Erlebnisse, Natur- und Sittenschilderungen, statistische zählungen und Berechnungen, pikante Anekdoten, und politische Satiren, phantastische Visionen, willkürliche Auseinandersetzungen, Glaubens- und Unglaubenskenntnisse — von dem allen und mancherlei andern bietet uns das Kaleidoskop der vor uns liegenden Schriften die buntesten Proben. Das bildet eben besondern Reiz dieser Gattung von Schriften, bei der bequemen Form oder vielmehr Formlosigkeit doch alles Mögliche hineinbringen läßt, was befallt auf dem Herzen oder auf dem Vulte liegt vielleicht sonst nirgends hat unterbringen lassen: Grund mit, weshalb auch bedeutende Schriftsteller Goethe und Schumann bis auf Heine und Raabe diesen bis zu dem Stahr-Weinhold'schen Ehepaar Tribut zu dieser Gattung von Literatur beigesteuert wenn man auch als den eigentlichen Prototyp den „Toten Ritter“ ansehen mag, dessen von in den „Liebarn eines Lebendigen“, der Behauptung Dichters zufolge, zerplitterte Lunge sich wol und ter wieder herstellen ließen.

Wir beginnen mit der nach Umfang und Inanspruchnahme unter den vorliegenden Büchern:

1. Volk und Zustände in Algier. Bilder und Stimmen einer deutschen Dame. Leipzig, Bergson-Sonnenberg. 8. 21 Ngr.

Sollten wir das Schriftchen nach den Erwartungen theilen, welche der Titel in uns erwecken mußte, so wär Urtheil höchst ungünstig ausfallen. „Volk und in Algier!“ Wer denkt dabei nicht sofort an ethnische Schilderungen und statistische Daten? Wer nicht unwillkürlich ein mehr oder weniger voll Gemälde des ehemaligen Reichthums und seiner Zeit unter französischer Herrschaft? Wem kommt da Napoleon's III. Brief sur l'Algérie und alle die streitenden Berichte in den Sinn, die er in französischen und unabhängigen Blättern über die be-

Zeilen stets sich erneuernder Aufstände, über die ewigen Klagen der Colonisten, über die ganze Militärwirthschaft und ihre Unvermeidlichkeit gelesen hat? Wir erwarten Aufschlüsse von einer unparteiischen Beobachterin über diese Zustände, die selbst für uns Deutsche mittelbar eine bedeutende Wichtigkeit haben, und was finden wir? Das allerharmloseste Geplauder über die ziemlich alltäglichen Erlebnisse auf einer Reise von Marseille nach Algier und während eines Frühlingsaufenthalts in dieser Provinz. Was sie gesehen und nicht gesehen, mit wem und wovon sie geplaudert, was sie gegessen und nicht gegessen, was für mancherlei kleine angenehme und unangenehme Ueberraschungen ihr zu Theil geworden: alles das hat uns die Verfasserin in chronologischer Folge tagebuchartig aufgezeichnet; aber weiter auch eben nichts. Nun, wir wollen mit unserer schönen Landsmännin deshalb nicht allzu streng ins Gericht gehen. Wir sind in die Geheimnisse des Handwerks hinlänglich eingeweiht, um zu wissen, daß bei der Titelfabrikation der Verleger ebenso sehr in Betracht kommt wie der Autor und daß der erstere den Namen des Buchs eben nicht gewichtig und verheißungsvoll genug haben kann. Auch glaubt die Verfasserin durch den Zusatz „Bilder und Skizzen“ wol hinlänglich den Charakter ihrer Schrift bezeichnet zu haben. Aber wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf den Unfug hinzuweisen, mit dem jetzt durch glänzende und hochtönende Titel das Publikum geblendet und der Inhalt des Buchs vielmehr verdeckt als offenbart werden soll.

Vom Standpunkte einfacher Reisskizzen haben wir gegen unser Buch wenig oder nichts einzuwenden. Die Verfasserin hat offenbar eine rasche Auffassung für alles Eigenwillige, besonders freilich für das Seltsame und Romantische, aber auch einen offenen Sinn für das Schöne in Natur und Menschenleben, dabei für eine Dame viel Unbefangenheit und Muth, welcher letztere wol durch die Ken- oder sagen wir höflicher Wißbegier wesentlich unterstützt wird, sie plaudert lebhaft und gewandt, schildert ergötzlich und anschaulich. Etwas sehr Bedeutenbes darf man dagegen weder objectiv noch subjectiv, weder in Beziehung auf die Erlebensweise noch auf die Auffassung des Gesehenen und Erfahrenen erwarten. Was sie vom Leben der Eingeborenen wie der fremden Ansiedler erblickt, sind bloße Aengstlichkeiten. Landschaftliche Schilderungen sind nicht ihre starke Seite; dagegen versteht sie es vortreflich, Personen zu skizziren, Begegnisse und Gespräche plastisch und lebendig darzustellen und anmuthige Episoden darzustellen. Ein kleines Juwel der letztern Gattung ist „Der deutsche Wälscher“. Auch daß die Verfasserin durch die Geschichte der schönen schwindsüchtigen Gräfin und ihres unglücklichen Liebhabers ihrem Buche ein gewisses romantisches Interesse zu geben bemüht war, billigen wir vollkommen, während sie uns den langweiligen Hamburger „as dull as he is blundering“ wol hätte ersparen können. Alles in allem können wir den Freunden leichtere Reiselectüre das Büchlein mit gutem Gewissen empfehlen. Erhalten sie auch von Algier und seinen Umgebungen nur einen ziemlich mangelhaften, von den socialen

Zuständen seiner Bewohner einen sehr oberflächlichen und von den bürgerlichen und politischen Verhältnissen gar keinen Begriff, so werden sie sich doch wahrscheinlich besser unterhalten, als das bei einer gründlicheren Auseinandersetzung statistischer Verhältnisse der Fall gewesen sein würde.

2. Die See und jenseit der Alpen. Bilder von der Adria, aus Oberitalien und der Schweiz. Von J. Rodenberg. Berlin, Seehagen. 1865. 8. 1 Thlr.

Auch diese Schrift täuschte uns durch die vielversprechende Unbestimmtheit ihres Titels, als uns derselbe zuerst im untern Stodwerk der berliner „National-Zeitung“ ins Auge fiel. Wir erwarteten eine Vergleichung italienischer und deutscher Zustände, jedenfalls eine Parallele zwischen Nord- und Südalpenland. Der Inhalt belehrte uns bald, daß wir es auch hier nur mit im wesentlichen ziemlich anspruchslosen Reisskizzen zu thun hatten, und zugleich, daß das Dieffelt und Jenseits im engsten Sinne zu verstehen sei, indem der Verfasser den Südrand der Alpen von Triest, resp. Venedig bis Mailand und Como bereiste und weiterhin, über den Gotthard fahrend, einen Theil des Nordabhanges zu sehen Gelegenheit fand. Er hielt sich dabei — etwa eine kurze Billeggiatur in Brunnau und in Bürglen bei Altdorf ausgenommen — stets auf der großen Heerstraße, ohne irgendwo in das Innere des Gebirgs, geschweige denn in seine verborgeneren Thäler und Schluchten vorzudringen. So dürfen wir denn nichts Neues und Ueberraschendes, weder in Bezug auf die Schilderung von Gegenden noch von Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner erwarten. Aber der Verfasser ist bekanntlich ein anmuthiger und gewandter Erzähler, der in behaglicher, oft fast etwas geschwägiger Diktion, was er gesehen und erlebt und bei dem Gesehenen und Erlebten empfunden und gedacht, an uns Vorüberzuföhren versteht. Nach der Widmung zu schließen beschreibt uns der Verfasser seine Hochzeitreise, und einem jungen Ehe-manne, der die frischereoberte Geliebte an der Seite in die schöne Welt hineinföhrt, mag man leicht einigen Aberflüssigen Enthusiasmus zugute halten; ja, es geht vielleicht — ein gewiß nicht zu unterschätzender Vorzug — etwas von der erhöhten Stimmung, die dem Verfasser alles im kostigsten Lichte erscheinen läßt, auf den Leser über. Freilich, wer rechten Beschmaad an dem Dargestellten wie an der Darstellungsweise finden soll, darf noch nicht selbst durch Reisen oder Reisebeschreibungen blaßirt sein; sonst wüßte die hochfliegende Begeisterung des Verfassers, der doch in Italien wie in der Schweiz noch bei weitem nicht das Schönste und Großartigste gesehen hat, leicht eine verkehrte Wirkung auf ihn hervorzubringen. Wenn derselbe z. B. bei seiner Rigi-fahrt mit großer Genugthuung bei den sechsechthalbtausend Fuß verweilt, die er sich über den Spiegel des Mittelmeers erhoben hat, so mag dies in unserer Zeit, wo die Riesengipfel der Alpenwelt alljährlich hundertweise von Dilettanten aller Nationen erklettert werden, bei manchen leicht ein etwas geringfügiges Püchlein hervorrufen. Und doch ist es etwas Schönes um diese fast kindliche Frische, mit der Rodenberg die Schönezeiten

*Desperiens* und *Helvetiens* im bewundernden Entzücken genießt und schilbert. Auch die hier und da hervortretende humoristische Behandlung und die feine Ausschmückung mit allerlei bunten Arabesken ist anzuerkennen, nur geht die zierliche Miniaturmalerei zuweilen etwas zu weit, zumal wo es sich um so gewöhnliche und altbekannte Dinge handelt wie italienische Barbierstuben, reisende Engländer u. dgl. m. Wenn uns der Verfasser seitenslang detailliert, was alles an dem bekannten Zeitloccenthurm in Bern vorgeht, wenn die Glocke 12 Uhr schlägt, so fürchten wir, daß nur wenige seiner Leser die Geduld haben werden, ihm bis zum Schlusse zu folgen. Irrten wir nicht, so hat jedoch der Verfasser zum entschiedenen Vortheil seines Buchs manche hart an die Grenze des Langweiligen streifende Schilderungen, wie sie in dem Feuilleton der „National-Zeitung“ standen, hier weggelassen. Daß er erst spät und beiläufig in einer Anmerkung erwähnt, diese Schilderungen seien bereits anderswo abgedruckt worden, wollen wir nicht rügen; aber es muß einen seltsamen Eindruck auf den mit diesem Umstande unbekannten Leser machen, wenn er S. 6 sagt: „Was ich in einem österreichischen Blatte gesagt, will ich in einem preussischen nicht widerrufen.“

Schilderung und Erzählung sind mit meist treffenden, selten neuen oder originellen Bemerkungen durchwebt. Nur die Digression über den schweizer Ruhreizen bringt Bedenkenbesorg und Eigenthümlicheres, wenn sie auch in ihrer Ausführlichkeit wol kaum in den Rahmen des Buchs paßt. Dagegen hätten wir ihm die bekannten und einigermaßen à propos des hiesigen mitgetheilten Details aus der schweizer Verfassungsurkunde von 1848 gern geschenkt. Seine Begeisterung für den Stier von Uri datirt allerdings noch vor der Epoche, wo ein Schriftsteller auf richterliches Erkenntniß hin am Schandpfahl öffentlich ausgepeitscht wurde, weil er in einem der herrschenden Kirche feindlichen Sinne geschrieben hatte; aber auch ohne das verräth sich hier eine sehr oberflächliche Kenntniß des stitlichen und politischen Zustandes der Ur Schweiz, aus welcher der Verfasser ein republikanisch-arabisches Ideal machen möchte. Weiß er nichts vom dem Aberglauben, der Bigotterie und Unwissenheit jener Bergbewohner? Nichts davon, daß man dort unter Umständen das Bekenntniß durch Hunger und Prügel aus dem Angeklagten herauskollert? Gott bewahre uns in Onaden vor dergleichen idealen Zuständen!

Am gelungensten scheint uns in dem ganzen Buche die Schilderung von Triest und Venedig. Konnte uns der Verfasser in seinen venetianischen Skizzen kaum etwas Neues bieten, so hatte doch hier seine poetische Auffassungs- und Darstellungsweise eine besondere Berechtigung. Nichtsdestoweniger können wir dem „Märchen“ in Venedig, in dem er uns die „Königin der Adria“ schildern will, keinen rechten Geschmack abgewinnen. In einem Märchen gehört Handlung, die hier durch die Gondeln, in denen *Othello* mit *Desdemona* und *Shylock* mit *Jessica* herangeschwommen kommen, wol kaum genügend vertreten ist. Auch hätte *Nobenberg* besser gethan, uns die *Shakespeare'schen* Idealgestalten errathen zu lassen; durch

die Erklärung und Benennung kommt ein bedenkliches prosaisches Element in das Gedicht, welches durch die Schlusstrophe:

Halb schon dem Meer zum Raube,  
Das bläulich sie umkreist,  
So sah ich sie — ich glaube,  
Daß sie Venedig heißt —

nicht eben wieder vermischt wird. Trefflich durchgeführt ist die Parallele zwischen Venedig und Amsterdam, zwischen *Tizian* und *Rembrandt*. Natürlich schließt sich daran eine Betrachtung über die Einwirkung des Klimas auf die Menschen und ihre Producte, wie dergleichen jetzt an der Tagesordnung sind. Während man früher diesen außerordentlich wichtigen Factor bei der Beurtheilung der Völker, ihrer Sitten und ihrer Geschichte fast ganz unbeachtet ließ, ist man jetzt in Gefahr, in das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, zur Freude aller entschiedenen Anhänger *Moleschott's* und der *Darwin'schen* Hypothese, aber nicht ohne große Bedenken für das Axiom von der menschlichen Freiheit.

Soviel indessen der Kritiker an unserm Buche aussetzen finden und obgleich er es im ganzen vielleicht als ziemlich leichte Waare bezeichnen mag: wer es liebt, ehe sich sein Auge im Schlummer schließt, noch durch ein hübsches Stückchen von Europa zu „flaniren“, ohne Füße und Geldbeutel in Requisition zu setzen, wird es gewiß nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen. Auch der Verleger hat das Seinige dazu gethan, es dem Publikum zu empfehlen; die Schale seines Buchs, welches auf der Vorderseite oben das Diesseits der Alpen in schönen bedeckten Bergketten und dem *Rigiwirthshause*, in der Mitte und unten das Jenseits in *Pinien- und Cypressenhainen*, die den blauen See umgürten, in dem *Dogenpalast*, der *Marcuskirche* und den *Lagunen* Venedigs zeigt, ist in seiner Art ein Meisterstück des Farbendrucks. Das Buch eignet sich dadurch nicht nur um so besser zu einem hübschen Weihnachtsgeschenk, sondern erspart auch der Besitzer, der es doch vielleicht nicht zum zweiten mal lief die Kosten des Einbandes.

3. Die Stadt der Intelligenz. Geschichten aus Berlins Vor- und Nachmär. Von Schmidt-Weissenfels. Berlin Seehagen. 1865. 8. 1 Thlr.

Vielleicht keine Stadt unsers Welttheils hat innerhalb der letzten 30 Jahre eine durchgreifendere Umwandlung erfahren als Berlin. Nicht nur, daß die Zahl seiner Bewohner sich innerhalb dieses Zeitraums mehr als verdoppelt hat: aus einer bei aller Größe der wesentlichen Hof und Behörden abhängigen, einströmigen und architektonischer Hinsicht unbedeutenden\*), vielfach plüströfen Residenz ist eine selbständige, von eigenem frischen Leben pulstrende, den Zeitgeist in allen seinen Richtungen

\*) Wenn H. Seltner in seiner „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“ behauptet, daß sich unter Friedrich dem Großen die deutsche Baugeschichte wesentlich an Berlin geknüpft habe, so ist dabei zunächst im Auge zu halten, daß auf dem Gebiete der Architektur damals nirgends in Deutschland wirkliche Kunstwerke geschaffen wurden, dann aber auch jener Rang vielmehr Potsdam und seinen Umgebungen als der Hauptstadt zu vindiciren.

abspiegelnde, an den glänzendsten Privat- und öffentlichen Schätzen reiche Großstadt geworden. Ein Symbol ihres modernen Charakters, vertreten die hohen Schlothe der Fabrik die Thürme der kirchenarmen Stadt. Und diese Baukunst beschränkt sich keineswegs auf das Aeußerliche. Das Auftreten der städtischen Behörden, auch der Regierung und sogar dem König gegenüber, wie die Wahlen zum Abgeordnetenhaus verklären einen kräftigen, stark entwickelten, von Hof und Regierung vollständig emancipirten Bürgerfinn. Selbst das bisher im übrigen Deutschland nicht allzu vortheilhaft bekannte eigenthümliche Wesen des Berliners hat sich, wie uns scheinen will, wesentlich verändert. Ist ihm auch der kaufmännische, zuweilen etwas cynische Witz verblieben, so hat doch die fade Kenomnierei und affectirte Blaskheit entschieden abgenommen, und — wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt — der Berliner ist bescheidener geworden, seitdem er erst wirklichen Grund erhalten hat, auf seine Vaterstadt stolz zu sein. Seitdem Berlin wirklich die „Stadt der Intelligenz“, wie Schmidt-Weigensfeld sie betitelt, geworden ist, hören wir nirgends mehr die alte Prahlerei von dem „ Brennpunkt deutscher Gesittung, Kunst und Wissenschaft“.

Ein treues Bild dieser Entwicklung der norddeutschen Metropole und ihres jetzigen Charakters nach allen Richtungen hin zu liefern, wäre gewiß eine dankbare Aufgabe. Die vorliegende Schrift löst sie — wenn sie sich dieselbe, wie man nach dem Titel vermuthen muß, überhaupt gestellt hat — nur sehr theilweise. Im leichten und fließenden Stile geschrieben, führt sie uns im gemüthlichen Wandertone bald in die Theater und öffentlichen Concerte, bald in die Conditoreien, Kaffee- und Bierhäuser, bald in die Räume des Abgeordneten- und Herrenhauses, bald endlich an den Hof und die Salons von jetzt und ehemals — wobei Schmidt-Weigensfelds bekanntlich den Sternberg'schen „Erinnerungen“ mehrere wörtlich entlehnte Schilderungen zu verdanken hat — liefert uns kurze und einseitige Charakteristiken einiger der bedeutendsten literarischen Erscheinungen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit und würzt dieselben mit einer nicht geringen Anzahl mehr oder weniger pikanter Anekdoten. Von Vollständigkeit ist so wenig die Rede wie von einer zusammenhängenden Entwicklung; die zehn Kapitel sind ganz willkürlich durcheinandergewürfelt. Ebenso willkürlich ist die Auswahl der geschilderten Persönlichkeiten, vermuthlich weil der Verfasser, unter den Lebenden wenigstens, eben nur die erwähnen will, die er persönlich kennen gelernt hat. Darans ist es wol auch zu erklären, wenn z. B. Theodor Mundt und seine Gattin Luise Mühlbach weitläufig behandelt und weit über Gebühr gepriesen werden, während das entschieden bedeutendere Staßfurt-Leubus'sche Ehepaar ganz mit Stillschweigen übergangen wird. Von Barnhagen von Ense ist weitläufig die Rede, von den Humboldts gar nicht; in den Salons von ehemals hören wir viel von Henriette Paalzow, „der Kammerjungfer der Kröntrater“, und Ida Hahn-Hahn, „der Junkerin“; von Henriette Herz, Rahel u. s. w. schweigt die Geschichte.

Seltam muthet uns der Hymnus auf Sappho an, der gewiß am wenigsten zu den echten berliner Erscheinungen gehört und um den die Berliner die süddeutschen Rivalen auch nicht allzu sehr beneiden werden.

Im ganzen möchten wir die Lektüre des Buchs nur denen empfehlen, die mit seinem Gegenstande schon bekannt sind. In seinem leichten, pikanten Erzählungsstone wird es in ihnen mannichfache Anklänge an bekannte Localitäten, Dinge und Persönlichkeiten erwecken und ohne Zweifel eine angenehme Unterhaltung gewähren. Um denen, die Berlin nicht aus eigener Anschauung kennen, ein richtiges Totalbild der Stadt und ihres eigenthümlichen Lebens zu geben, ist dasselbe dagegen zu lüdenhaft und oberflächlich.

Otto Springer.

(Der Beschlus folgt in der nächsten Nummer.)

### Das deutsche Drama der Gegenwart.

(Schluß aus Nr. 14.)

7. Die Varusschlacht, vaterländisches Schauspiel in fünf Handlungen von R. Brockhausen. Herausgegeben von Hermann Wilhelm Böbeler. Hannover, Schmorl und von Seefeld. 1864. Gr. 8. 10 Ngr.

„Varus falo et vi Arminii cecidit“, sagt Tacitus. Auf der Erzählung dieses Schriftstellers hat der Verfasser des vorliegenden Dramas sein Stück wesentlich aufgebaut. Da aber gerade in den Mittheilungen über Arminius und die einschlagenden Verhältnisse die Erzählung des Tacitus sehr lüdenhaft ist, so hat der Verfasser die Lücken durch Conjectur ausgefüllt, darin gewiß ebenso in seinem Rechte, als in der Hinzubildung neuer Personen. Gut ist, daß Armin's patriotischer Sinn endlich noch durch die persönlich empfundene Härte der Fremdherrschaft den letzten Anstoß zum Losschlagen erhält. Dagegen läßt sich als ein Verstoß nicht verkennen, daß der Verfasser seinen Personen offenbar zu lange Reden in den Mund legt. Die Zeit liegt uns so fern und die deutschen Culturzustände derselben bleiben trotz der unschätzbaren „Germania“ des Tacitus in solches Dunkel gehüllt, daß es ungerecht wäre, von dem Dichter ein durchgängiges Einhalten der Localfarbe zu verlangen. Aber wenn Arminius an einer Stelle seine Leute mit „Hurrah“ begrüßt und an einer andern Stelle unter Wecheraanstoßen die Römer dem Segest ein Hoch ausbringen, an einer dritten Stelle gar von einem Zecher ein „Vereat“ gerufen wird, so ist dies doch wol zu sehr an das Moderne anklingend, obgleich ich wol weiß, daß den beiden letztern Ausdrücken und Gebräuchen Aehnliches auch bei den Römern vorkommt („salutem propinare“ bei Plautus). In der Natur der Sache und unserer Bühneneinrichtungen liegt es, wie ich schon im ersten Artikel bei Besprechung des den gleichen Stoff behandelnden Dramas von Lomnitz aussprach, daß die Haupthandlung, insofern sie in den Kriegssaffären sich darstellt, größentheils in die Zwischenacte fallen muß. Die Wahnsinns-scene der Hulda (Act 4, Sc. 5) will mir nicht recht natürlich erscheinen, sowie ich mich auch gegen die Erfindung erklären muß, daß Segest sich die Tödtung des Varus anmaßen will, weil sie zum Nachtheil der tragischen Stimmung an Sir John's berühmtes: „There is



Percy: if your father will do me any honour, so; if not, let him kill the next Percy himself", erinnern würde. Dagegen verdient wieder die Scene Lob, wo der sterbende Varus Thusnelba, die einen römischen Adler vom Schlachtfeld aufgehoben, erblickt:

Was siehst  
Mein brechend Auge? Ueber mir der Adler!  
Ein Phönix ist er aufgestiegen wieder  
Aus seiner Asche. Und du, die ihn hält,  
Du hoch und hehr, wie ich noch niemals sah  
Ein sterblich Weib — du bist — Germania!  
Nach Romas Fall trittst ein du in die Welt.

§. 58 ist durch ein Versehen des Verfassers zu einer Reihe von Bedingungsätzen der Nachsatz weggeblieben: sonst ist die Sprache nicht nur correct, sondern auch vorzüglich. Zur Probe eine Rede des Arminius aus dem ersten Aufzug:

Germanu.

Gerechter Zorn hat seinen Weheruf  
In meinem Hohl erhoben, und er hallt  
Kings in den Stämmen der Germanen wider. —  
Wo ward am ersten seine Stimme laut?  
Dort in Sieges's Gebiete. — Wer entpreßte  
Ihn den Mißhandelten? Ventidius. —  
Ich aber, der ich, fern dem blut'gen Schauplatz,  
Mit meinen Mannen bei euch Römern war,  
Ich sehe hier gefangen und verklagt,  
Und wundertham! Mein Kläger ist Sieges,  
Und wichtig unter meinen Richtern sitzt  
Ventidius. — Ich, sagt Sieges, ich soll  
Den Aufruhr angezettelt, euch verrathen,  
Mit den Empörern mich verschworen haben,  
Euch in das ausgespannte Netz zu locken  
Und zu ermenseln. Worauf aber gründet  
Sich der Verdacht? Weil ich mich meines Volkes  
Warm angenommen, gegen die Bedrucker  
Mich laut erklärt und für die frei verbundenen,  
Nicht knechtisch unterworfenen Cherusker  
Anstatt der Schande Achtung von euch Römern  
Gefordert habe. Freilich dergestalt  
Pfllegt sich die feige Hinterlist zu äußern. —  
Ich bin ein Deutscher; glühend schlägt mein Herz  
Dem edeln Volke, dessen Sohn ich bin;  
Doch schließt die Liebe für mein Vaterland  
Die Achtung, die Bewunderung nicht aus,  
Die ich der Römer hohem Geiste zolle.  
Wer sah auch je die stolze Königin  
Der sieben Hügel, ohne ihrem Scepter,  
Dem Zauberslab in Ehrfurcht sich zu beugen,  
Den sie allmächtig über alle Zonen  
Der Erde streckt? Auch mich ergriff der Zauber,  
Als ich in früher Jugend schon vom Vater  
Als Unterpfand und Zeichen seiner Freundschaft  
Euch anvertrauet und nach Rom geschickt war.  
Doch mitten in dem Zauberkreis, umringt  
Von diesen Riesenbauten, diesen Tempeln,  
Die nicht sowohl errichtet für die Götter,  
Als von den Göttern scheinen, angelacht  
Von diesen heilig schönen Kunstgebilden,  
In denen eine neue höh're Welt  
Der Geist sich schafft, umwehet von den Wimpeln  
Der tausend Schiffe vor des Tibers Mündung,  
Die den Tribut der Weltgebieterin  
Von allen Küsten, allen Inseln bringen,  
Gehendet von dem Glanze dieser Waffen,  
Die Mavors selbst geschickter nicht zu führen,

Als seine Komuliden, weiß, umhounert  
Vom Jubelruf der Millionen Bürger  
Und Bürgerinnen, die zum Capitol  
Des Triumphators siegreich Heer begleiten,  
Von aller dieser Herrlichkeit umwogt  
Und fröhlich selbst darin mitschwimmend, daht' ich  
Doch stets zurück an meine Waldgebirge  
Und malte mir das holde Bild der Zukunft,  
Wie ich, der Primat einst zurückgegeben,  
Zu gleicher Blüte, ja, ich leugn' es nicht,  
Zu schön'rer Blüte noch den zarten Reim  
Entfalten möchte, der in meinem Bolle,  
In einer rauhen Hülle schlummernd, liegt.  
Und wie mir selber Rom die Sonne war,  
Die ihren heitern goldenen Lebensstrahl  
In meine Seele goß, so, hofft' ich, sollte  
Es meiner Primat auch den lichten Morgen  
Zu der Entwicklung ihres Lebens bringen.  
In dieser Hoffnung sog in alle Poren  
Des Geistes ich das Leben Romas ein  
Und grüßte freudig den ersuchten Tag,  
Wo ich, begleitet von den Legionen,  
Von lauter Freunden, Brüdern, wie ich meinte,  
Heim wieder lehrte in das Land der Väter.  
Ihr wißt es selbst, was zur Verwirklichung  
Des schönen Planes, Römer und Germanen  
Aufs engste zu verbinden, ich gethan:  
Vertrauen führt' ich euch mein Volk entgegen  
Und feierlich erneuten wir den Bund  
Der Freundschaft. Lehrer solltet ihr uns sein,  
Und dankbar wollten wir in euren Schlachten  
Mit unserm Arm euch dienen. Fremdesdienst  
Verhießen wir, doch ihr wollt Sklavendienste.  
Statt uns zu lehren, laßt ihr nur die Ruthe  
Der Züchtigung uns fädeln. Uns zu heben  
Gedachten wir an eurer Hand; ihr tretet  
Mit eurem Fuß uns nieder in den Staub.  
Nicht zu entfalten, zu verflämmern strebt  
Die Reime ihr des Guten, Edeln, Schönen,  
Die nicht umsonst der Götter heil'ge Vorsicht  
So lebensreich in unsre Brust gepflanzt.  
Dum, wie ihr euch auch müht, nie werdet ihr  
Den starken heil'gen Trieb in ihnen tödten;  
Er wird mit seiner Gottesstrafe sie sprengen,  
Die Bande, die ihn fesseln, und dann Wehe  
Euch Thoren, die ihr diesen Waldstrom dämmet!  
Zerreißen wird er zürnend eure Deiche  
Und eure eignen Felder übersäumen,  
Weil ihr sein friedlich Bett ihm nicht gegönnt!

8. Heinrich Rubenow oder die Stiftung der Hochschule zu Greifswald. Drama in fünf Aufzügen von R. Th. Ph. Zweite für die Bühne bearbeitete Ausgabe mit Rubenow Porträt und Denkstein und historischen Beilagen zu den Abbildungen. Greifswald, Scharff. 1864. Gr. 8. 1 Thl.

Das vorliegende Trauerspiel verdankt seinen Ursprung ohne Zweifel dem vor einigen Jahren gefeierten Jubiläum der Universität Greifswald, deren Stiftung es darstellt. Die Gründung einer Hochschule wird in der Regel kaum einen Vorwurf zu einem Schauspiel darbieten; indess die Stiftung von Greifswald ist so in die weltlichen Angelegenheiten jener Zeit, in die städtischen Streitigkeit und in die Verhältnisse zu den Herzogen von Pommern verwickelt, daß es dem Stoff an Leben und Bewegung nicht fehlt. Aber der Verfasser hat denselben nicht klarer Entfaltung gebracht. Die Verwicklung wird selbst

unterbrochen, indem plötzlich mitten in die Entscheidung des obschwebenden Streits (über das Gelingen des Herzogs) die Verfassungsfrage der Stadt ziemlich unmotiviert hineingeworfen wird. Schon in der Exposition bleibt unerklärt, welches Concil und warum es das Interdict über Rostock ausgesprochen und so die Secession nach Greifswald herbeigeführt; ebenso erfahren wir nicht, warum das Interdict wieder aufgehoben wird. Ebenso wenig klar ist der Charakter Rubenow's gezeichnet. In seinem Verhalten gegen den Sohn seines Feindes zeigt sich derselbe als die personifizierte Gerechtigkeit; als aber sein eigener Neffe gegen das Gesetz fehlt, ist er sofort bereit, denselben entlassen zu lassen. Der Versuch mißlingt, und nun kostet es wiederum die äußersten Anstrengungen ihn zu bewegen, daß er zu einem zweiten Versuch die Hand biete, endlich thut er es doch. Wie reimt sich dieses verschiedene Gebaren? Oder soll etwa gerade dieser Abfall von dem Princip des Rechts seine tragische Schuld sein?

9. *Jawisch der Rosenberger*. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von J. E. von Wieser. Wien, Gerold's Sohn. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Es sind die böhmischen Wirrnisse nach dem Tode Ottokar's von Böhmen, welche den Stoff dieser Tragödie bilden: der Zeitfolge nach schließt sich dieselbe also an Grillparzer's vortreffliches Drama „König Ottokar's Glück und Ende“. Der Verfasser unsers Trauerspiels hat poetisches Talent und es liegt ein zarter poetischer Duft über manchen Partien des Stücks; aber die duffige Sprache der Poesie geht bei ihm oft in Subtilität und Kälte über. Theilweise mag es mit an dieser Ueberlassung der Darstellung liegen, daß die Exposition für den ersten Anblick durchaus undurchsichtig und in vielen Details unklar erscheint. Möge es dem Dichter gelingen mit seinem poetischen Gemüth noch logische Schärfe zu erreichen: sie ist nicht die Feindin, sondern die nothwendige Grundlage der Poesie! Dann wird z. B. von der Liebeserklärung:

Ihr steht vor mir in kalter Dast, umsonst,  
Denn kommen will ich wie der König Lenz;  
Ich ruf den Strahl des Maientags zu Hülff,  
Der schwimmt im lindem Wehen mild um Euch;  
Ich hauch' die Perle frischen Morgenthau's,  
Es spiegelt sich der Himmel licht in ihr,  
Ich wech' das Sehnsuchtslied der Nachtigall,  
Das klickernd durch die stumme Mondnacht zieht, —  
Nicht meine, es ist Schöpfungsmacht um Euch,  
Die goldenen Arospenblätter springen auf,  
Was blühen soll, das muß ja blühen! —

das Schöne, Zarte, Melodische bleiben, das Bombastische ausgeschieden werden. Uebrigens hat der Verfasser sich zu schnell abzuliegende sprachliche Eigenthümlichkeiten angewöhnt. Die erste derselben ist eine wunderliche Art von Epianaphora oder wie man diese Figur nennen will. E. 31:

Und ich, ich, hör', ich will dich nicht mehr hören.

E. 40:

Um jetzt aus deinem eignen Mund zu hören,  
Daß deine Schwärze nicht der Liebe bloß,

Daß deinen Planen sie gegolten, daß,  
Daß der vermessne Wille weiter strebt  
Und daß auch ich das nahende Verderben,  
Daß ich es theilen soll, mit dir es theilen,  
Ich gegen meinen Sohn.

Die zweite Eigenthümlichkeit ist aber sogar ein sprachlicher Fehler. Der Verfasser bildet nämlich die 2. pers. plur. indic. praes. mit einem durchaus ungehörigen Ablaut, von dem ich nicht weiß, ob er vielleicht dem österreichischen Dialekt eigenthümlich ist: (ihr) trägt, fällt (von fallen), frägt, vergräbt, stößt, schlägt, befehlt. Es wird nur dieser Bemerkung bedürfen, um diese Anstöße aus, der sonst, wie gesagt, gehobenen Darstellung unsers Dichters für die Zukunft zu entfernen.

10. *Ludwig der Baier und Friedrich der Schöne*. Schauspiel in fünf Acten von Karl Hugo (Hesse). Düsseldorf, Schaub. 8. 15 Ngr.

Es fehlt dem Verfasser nicht an schönen und wahren Gedanken; aber er weiß dieselben noch nicht immer dramatisch zu gestalten. Der Hauptfehler in dieser Beziehung ist der fortwährende Scenenwechsel und die Unzuverlässigkeit, die dadurch entsteht, daß in zwei aufeinanderfolgenden Auftritten Handlungen vorgeführt werden, die in dieser unmittelbaren Aufeinanderfolge unmöglich sind. So entschließt sich z. B. Act. 1, Sc. 4, Ludwig auf einem Schloß in der Nähe von Frankfurt zur Annahme der Krone, bewogen durch die Ueberredung seiner Mutter Mathilde, und eben diese beginnt die unmittelbar sich daran anschließende Scene, die in Sachsenhausen bei Leopold spielt: vier dazwischenliegende Verse bieten nicht Zwischenraum genug, um dem Zuschauer die Verpflanzung wahrscheinlich erscheinen zu lassen. Aber in der zunächst darauffolgenden sechsten Scene ist gar schon die Nachricht von der Salbung Ludwig's in Aachen nach Frankfurt gelangt! Wir verlangen keine prosaische Wahrscheinlichkeit und lassen deshalb uns gern gefallen, wenn in die Zwischenacte der Dichter beliebige Zeiträume zusammenbrängt; aber während wir vor dem aufgezogenen Vorhang sitzen und die Dauer der ideellen Zeit nothwendig durch die Dauer der wirklichen controliren, ist dergleichen unmöglich. Dann möchte ich den Verfasser noch auf eins aufmerksam machen. Er hat einige sehr realistisch gehaltene Scenen eingeschaltet. Aber die eine derselben, die Disputation der Scholastiker, ist mindestens unnötig; der komische Bediente macht in seiner Absichtlichkeit keine rechte Wirkung, und zwei andere Scenen, die scheinbare Teufelserscheinung und der Tobstunnsanfall Leopold's, dürften auf der Bühne leicht in Gefahr kommen, gegen ihren Zweck Feinheit zu erregen. Dagegen ist die erste der verartigten Scenen in ihrer drastischen Schilderung der Zustände ergreifend, obschon auch hier wol etwas gemildert werden könnte. Und das war es, was ich dem Dichter noch empfehlen möchte: ernste Ueberlegung, wo dergleichen Scenen einzulegen und wie sie auszuführen sind.

11. *Dramatisches* von J. G. Pfaff. I. *Armin*, Drama in vier Aufzügen. II. *Herobias*, Drama in vier Aufzügen. Kassel, Fricke. 1864. 16. 1 Thlr.

Das vorliegende Drama „Armin“ behandelt nicht die

Schlacht im Teutoburgerwald, sondern nimmt diese zur Voraussetzung und stellt Arminius' Ermordung dar. Das Ganze bezeugt die classische Bildung und den feinen und geläuterten Geschmack des Verfassers. Nur scheint es, als ob der, wenn auch im edelsten Stil gehaltenen Reden zu viel und der Handlung zu wenig wäre. Im dritten Act steht die dramatische Bewegung fast ganz still und auch sonst hat man die Empfindung ungeduldiger Erwartung, daß die fortbauenden Verathungen endlich zu Thaten werden möchten. Am Schluß könnte man denen, welche etwa die poetische Gerechtigkeit gegen die Mörder und Verräther vermissen wollten, erwidern, daß diese ihre Strafe in dem Bewußtsein ihrer That mit sich tragen; aber die an sich sehr schönen Schlußworte:

Doch du, mein Volk, erhebe deine Klagen  
Um dich und um dein künftiges Geschick  
Und laß sie an des Himmels Wölbung schlagen!  
Was du verlorst, bringt niemand dir zurück.  
Wohl wirst du groß sein, Rühmliches vollbringen,  
Das neidet dir der Götter Rathschluß nicht;  
Den Geist der Zwietracht wirst du nie bezwingen,  
Das ist das Urtheil, das der Rächer spricht;  
Das ist dein Fluch! Ihn wirst du ewig tragen,  
Der, der ihn wenden konnte, liegt erschlagen —

sind in dem Munde der Scherkin doch von allzu übler Vorbedeutung und sollten wol durch eine für das deutsche Gemüth versöhnender abschließende Prophezeiung ersetzt werden.

Das zweite Stück: „Herodias“, welches nach des Verfassers eigener Auffassung nur ein historisches Bild im dramatischen Rahmen, weder ein Trauerspiel nach dramatischen Regeln, noch ein Bühnenstück sein soll, müssen wir in dieser Rundschau übergehen, in welcher eben nur ganz eigentlich dramatische Schöpfungen besprochen werden sollen.

12. Faust's Tod. Eine Tragödie in fünf Aufzügen von Karl Erdwin Mölling. Philadelphia. 1864. Gr. 12. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser führt Faust zunächst nach Florenz zur Zeit der Pest, wo er unter Anleitung Mephisto's der Lust sich hingibt. Warum gerade in Florenz und warum gerade zur Zeit der Pest, ist nicht recht einzusehen. Mephisto veranstaltet den Tod der geliebten Julia und führt Faust durch Mord und Verbrechen zum Königsthron. Hier kommt Faust zur Besinnung und sucht seine Schuld durch hohes Streben und strenge Arbeit im Dienst einer großen Sache im Verein mit Gutenberg zu sühnen, nachdem er den Versuch der Verabschiedung. So stirbt er endlich versöhnt und begnadigt. Es fehlt dem Verfasser nicht an Gedanken, auch ist das Ganze in gebildeter Sprache und recht leichten Versen geschrieben. Es ist erfreulich zu sehen, daß unsere transatlantischen Landsleute auch in Bezug auf Literatur und Poesie die Heimat nicht vergessen haben, sondern mit derselben sich im nationalen Zusammenhang wissen.

13. Drei neue Theaterspiele von Karl Richard Waldemar Ushner. Leipzig, Deemann. 1864. 16. 20 Ngr.

Der Verfasser ist ein sehr geistreicher Schriftsteller, wenn auch vorderhand noch kein Dramatiker. Das

erste Stück: „Das abgebrochene Ritterspiel“, ist zu weitläufig, unwahrscheinlich, theorethisch (werden doch sogar des Verfassers eigene Stille darin erwähnt und polemisch erörtert), dabei aber verständig, charakterisirend, nicht ohne Scherz. Wenn es in der angeführten Polemik heißt: „Man wirft also den Chrusen'schen (Anagramm von Ushner) Stücken Geschrabtheit des Ausdrucks vor und tadelt, daß sie wie Uebersetzungen aus den ältern Classikern sich anhören“, und wenn vorher von ihnen gesagt wird: „Man macht ihnen den Vorwurf, daß sie dem alten Geschmac der Spanier und Engländer huldigend in der Form rhytmisch seien“, so ist diese Charakteristik ganz richtig. Gleich das nächste Stück: „Ebung durch ein Wunder“, auf welches, wie auf das dritte, jene Charakteristik gemünzt ist, stellt sich in der That als ein durch und durch phantastisches und seltsames Gemälde uns vor Augen, wie einem der großen spanischen Dramatiker abgelauscht; aber neben der Seltsamkeit der Handlung und der Geschrabtheit liegt über dem Ganzen ein feiner Hauch von Innigkeit und Poesie. Aehnlich verhält es sich mit dem dritten Stück: „Die Liebesproben des Cervantes“, das sich wie ein Schauspiel aus der Blüte unserer romantischen Schule anhört. Möge es dem Dichter gefallen, seiner reichen Poesie den Mantel der Seltsamkeit und Wunderlichkeit abzunehmen: sie wird nur um so mehr erglänzen, und wenn es ihm dann noch gelingt, zu den melodischen Rhythmen (denn diese rechne ich nicht zu dem abzuthuenden „Spanischen“), der ausdrucksvollen, aber zu mäßigen Sprache, den gut gezeichneten Charakteren dasjenige hinzuzufügen, was das Schauspiel nothwendig erfordert: dramatische Gestaltung, Verwickelung und Entwickelung und, wie Platen sagt, „die Kunst, die jegliches ordnet“, so werden schöne Erfolge auf den Bretern, die die Welt bedeuten, sicher nicht ausbleiben. Einstweilen zur Probe von der jetzigen Erscheinung des Dichters eine kurze Rede des Cervantes, gesprochen im Angesicht der Flotte, auf der er sich zum Türtentrieg einzuschiffen im Begriff ist:

#### Cervantes.

O farbenreiches Bild der Zeit hier, das  
Selbst Romas Malerkunst verblüffte, denn  
Der Dichter faunt und launt es nur verschweigen.

Doch fort mit Träumerei, die Morgenbruch  
Verscheucht; denn schon entleidet eben sich  
Des eiteln Scharlachstaats die Sonne, die  
Um Malerkunst gebühlt, zur Tagesarbeit;  
Der Fahrwind drängt zu Bord; das kranke Meer,  
Sowie ein ausgeruhter Lastenträger,  
Hebt sich mit Schiffsfracht wohlgenuth, und wie  
Die Elemente, Lust und Wasser und  
Die thanerfrüchte Erd', ihr Tageswerk  
Begannen, heut der Menschen pflichtbetrautes  
Geschlecht sich rührig; opfermüth'ge Mütter,  
Die Braut, die niegemahnte Schuldnerin  
Von Abschiedsküssen, Fran'n mit Proviant  
Umbrängen das Geschwader; Priester weihen  
Die Fahnen oder bannen die Gefahren  
Des Halbmonds mit dem Kreuze; buntgeschmückte  
Matrosen, rothbelappt wie Sprüche, Reitern  
Zum Fichtenhorst des Mastkorbs; Lootsen sind

Als flüchtige Schwalben ungeduldig schon  
Dem Schwarm der Flotte vorgeht; am Deck  
Die Kanoniere, die mit Luntenbrand  
Als bald die schwere Junge dem Geschluge  
In Ithen wissen, Spielvoll mit Posann'  
Und Hute, alle sammeln sich zum Tusch;  
Schon hebt der General den Kalksack, denn  
Das Admiralschiff avancirt, und nur  
Rein Troß Neapler lagert noch im Schiffe  
Als unfruchtbarer Blütenlaub.

(Ruff! und Salvenschüsse.)

Neapels Mannen! Diese Kriegsmusik  
Ruft uns aus der Umarmung, denn der Herd  
Und Liebesglück sind uns gefährdet durch  
Kriegeschwärme der Korjaren, die wir zwar  
Hinausgeschickt, doch in den Grund erst bohren.  
Und seht, Italias kraftverbundene Macht  
Mit buntem Wimpelschmuck verschwifert sich  
Spanias Flotte, daß der Türke furchtsam  
Die Felsen streichen wird, hinans! Doch bald  
Zieht ihr in eure Myrtenhaine ein,  
Wo heimatischen Lorber eurer Stirn  
Ein helles Mädchen kränzen wird. Auf! Auf!  
Begeist das Glückschiff, Neapolitaner!

14. Irene. Eine Opernabichtung von Peter Lehmann.  
Leipzig, Matthes. 1865. 8. 10 Mgr.

Operntexte gehören nur sehr mit Auswahl in diese  
Kamern, die sich mit dramatischer Literatur beschäftigen;  
denn nur ein kleiner Theil derselben gehört überhaupt  
zur Literatur. Der vorliegende Text zeichnet sich durch  
gehobene Sprache vor andern derartigen Arbeiten aus;  
und geht durch das Ganze die Entwicklung eines Ge-  
dehns.

Hiermit schließe ich diesen zweiten Artikel über das  
Drama der Gegenwart. Der nächste Artikel wird  
von Tragödien und Schauspielen auch eine Reihe von  
Erscheinungen zu besprechen haben, welche der Komödie  
mehr oder minder nahe stehen. Für den Augenblick aber  
ist es genug. Cras ingens iterabimus aequor.

August Heuneberger.

### Unterhaltungsliteratur.

Jefferson Davis. Social-politischer Roman aus dem amerika-  
nischen Bürgerkriege. Von Bernhard Döflein. Erste  
Abtheilung: Der Teufel von Five Points. Erster Band.  
Leipzig, G. J. Pustkuch. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Mgr.

Der Verfasser, der sich schon durch seine „Berliner  
Futurist“, „Teufel des Goldes“, „Berlins kleine Tyrann-  
en“ und ähnliche Tendenzromane bekannt gemacht hat,  
war längere Zeit und lange genug jenseit des Oceans,  
um uns nun auch in ähnlicher Weise Enthüllungen aus  
den Geheimnissen des amerikanischen Lebens geben zu kön-  
nen. Nachdem zuerst Eugène Sue mit seinen „pariser My-  
sterien“ durchgeschlagen hatte, sind viele Schriftsteller von  
der leichtesten Feder in seine Fußstapfen getreten und haben  
uns die Geheimnisse fast aller namhaften Städte der Welt  
enthüllt, wahrhaftig keine kleinsinigen, meist schaurig  
genug, um die ernstliche Frage in uns anzuregen, ob das  
alles nur annähernd auf Wahrheit und Wirklichkeit beruht.

hen könne und ob in diesem Falle unsere vielgepriesene  
Kulturperiode auch nur eines geringen Preises würdig sei?  
Leider haben die meisten Mystikerschreiber aus Effect-  
hascherei zu tief in ihre Fardentöpfe gegriffen und über-  
trieben, wenn sie vielleicht nur recht anschaulich schildern  
wollten; sie haben Mystiken fabricirt, haben Teufel und  
im Gegenseite Engel zugleich auf die Bühne und in herz-  
zerreißende Verführungen gebracht und für denselben Ge-  
schmack geschrieben, der durch die verschollenen Ritter-  
und Räubergeschichten befriedigt wurde. Diese Art Lite-  
ratur fängt denn auch bereits wieder an zu verschwinden  
wie jene, und wenn in Leihbibliotheken noch hin und wieder  
nach ihr gefragt wird, so geschieht dies meist von Per-  
sonen, die von unsittlicher Begier nach Phantasterei  
ergriffen sind und sich wol besser mit andern Dingen be-  
schäftigten als mit Lektüre.

Nur ungern klagen wir auch H. Döflein an, daß er  
mitunter zu dieser Mystikensliteratur hinüberneigt und sich  
von Coulistenerei nicht frei genug erhält. Der ameri-  
kanische Bürgerkrieg ist für einen social-geschichtlichen  
Roman ohne Zweifel ein günstiger und sehr zeitgemäßer  
Hintergrund. Noch bluten die Wunden, die dieser schreck-  
liche Kampf geschlagen, und sie werden noch lange blu-  
ten; aber je größer unser Interesse für das Sujet ist,  
das der Verfasser behandelt, um so berechtigter ist auch  
unsere Forderung, daß er überall und immer mit größter  
Strenge auch gegen sich selbst arbeite, nicht bloß gegen  
die Proslaverymänner und ihren Anhang. Er muß stets  
im Auge behalten, welche Grenzen ihm die *licentia poe-  
tica* gestattet, und bedenken, daß er sich den bessern Theil  
des Lesepublikums entfremdet, wenn er fahrlässig schreibt,  
wenn er statt plastischer und lebensfähiger Figuren nur  
Caricaturen vor unsere Vorstellung zaubert und uns oft  
Scene für Scene mit Situationen beheligt, die den ge-  
bildeten Leser nur mit Abscheu erfüllen.

Wir sprechen das unverbittet aus, weil der Haupt-  
theil des Romans noch zurück ist. Der Expräsident der  
Südstaaten ist in diesem ersten, 26 Bogen starken Bande  
noch nicht einmal genannt, wir erhalten gewissermaßen  
nur erst eine Exposition und werden mit dem Boden be-  
kannt gemacht, auf dem das eigentliche Stück spielen soll.  
Deshalb warnen wir den Verfasser, weil es noch Zeit  
ist, and bitten ihn, sobald er hervorragende historische  
Figuren vorführt, um keinen Preis zu outriren, wie es,  
nach dem schon Erschienenen zu schließen, leicht geschehen  
könnte. Er würde uns sicher kein „getreues Bild der  
amerikanischen Zustände“ vorführen und ebenso sicher kein  
vollkommenes.

Der Verfasser hat aber das Material zu einem werth-  
vollen Werke in Händen, und er scheint auch das Geschick  
zu haben, es zu schreiben. Ohne Zweifel hat er alle im  
Romane hervorstechenden Charaktere möglichst treu nach  
dem Leben gezeichnet, so den echt amerikanischen Mr.  
Flint, der überall derselbe und Prototyp eines Yankee im  
bessern Sinne ist. Eifriger Abolitionist, ist er doch auf  
die Farbigen übel genug zu sprechen und sagt einmal, er  
sei Abolitionist,

bin's aber für die Weißen. Freund, 's ist nicht die Humanität und Abhängigkeit an die schwarze Haut, bin kein Niggerfreund, im Gegentheil; aber ich halte diese Sklavenhalterwirtschaft für einen Fluch für uns! Der stete Umgang mit Sklaven entnervt die freiesten Männer, demoralisirt sie, macht sie zu Sklaven ihrer Sklaven. Die Union ist krank, Sir, solange die Niggerwirtschaft bei uns gebuldet wird; kommen nicht zur wahren Einheit, nicht zur wahren Freiheit, können unsere Kräfte nicht entsaften und benutzen. O, was wäre die Union ohne die Sklaverei, was wird sie werden, wenn es erst im freien Amerika keine Sklaven und keine Niggers mehr gibt!

Kurz vorher führt Mr. Flint aus:

Jeder Nigger läßt sich zum Affen machen — kommt nur erst in die Sklavenstaaten, Freund, da werdet Ihr nichts als Affen unter den Niggern sehen — 's ist wahrhaftig ein Affengeschlecht — rechne, daß Ihr das noch einmal einsehen werdet, Freund!

Es ist sicher kein geringes Verdienst des Verfassers, daß er für Mr. Flint trotz solcher engherzigen Vorurtheile unser Interesse rege zu erhalten weiß. Er hat ihn eben treu nach der Natur copirt, und auch wir haben wiederholt so denkende und redende Amerikaner kennen gelernt.

Ebenso charakteristisch gezeichnet ist das Ehepaar Jonathan und Dinah mit dem kleinen Bob: er ein schwarzer Prediger und ein Brutus für seine Nation und ihre Errettung aus tausenderlei Banden; sie eine Unglückliche, welche die Grenze, wo das Verbrechen anfängt, bereits nicht mehr kennt, ihrer Kinder beraubt, nunmehr selbst Kinder stiehlt, um aus deren süßen Unschuldsgaugen Trost für die Verluste zu schöpfen, die ihr Mutterherz erlitten; Bob endlich ein geborener Schelm voll List und Komik, wider Wissen und Willen seines Herrn unterrichtet und voll Feuer für bessere sociale Stellung der Schwarzen. Jonathan ist der Träger der Titelrolle, der Teufel von Five Points, einem der verrufensten Stadttheile von New-York, in dem er den Kampf gegen die Sklavenhalter im geheimen schon begonnen hat. Seine Hauptstütze ist ein Mr. Vossfeld, ein reicher Geschäftsmann, der bei Beginn der Erzählung einer Gesellschaft vorsteht, deren Bestrebungen dahin gehen, einen neuermordenen Bezirk von Kansas mit Antislavereimännern zu bevölkern und auf diese Weise die Einführung der Sklaverei daselbst zu verhindern. Hören wir zum Schluß unsers Berichts ein

Stück eines Gesprächs zwischen dem Teufel von Five Points mit Mr. Vossfeld:

„Sind Sie der Meinung“, fragte Jonathan mit ängstlicher Miene, „daß, falls es bei uns schlimm werden sollte, die Fürsten von Europa dem Süden Soldaten schicken werden?“ — „Sehr möglich, Jonathan, von Napoleon glaub' ich's ganz gewiß — der speculirt auf einen amerikanischen Krieg, möchte gar zu gern festen Fuß bei uns fassen; auch England wird es nicht ungern sehen, calculirt, daß wir Nordamerikaner uns mit der Zeit in Besitz der ganzen Halbkugel setzen würden. Haben allerdings schon ein gutes Stück von Mexico, das viel größer als England ist, seit 1846 annectirt, werden mit der Zeit ganz Mexico bekommen und immer mehr nach Süd und West heraus- und herunterrücken, auch wol nach dem Norden hinaus. Canada ist unser, sobald wir bei uns mit der Sklavenfrage fertig sind. Und wenn es ein mächtiges freies Amerika gibt, nun, dann ist auch die andere Welt Hälfte geborgen. Ist dann ganz aus mit aller Tyrannei und Despotie, mit Junkerthum und Soldatenspiel, und das ist's, was man in Europa wol einseht. Napoleon aber und England sind unsere natürlichen und größten Feinde. Das ist der Standpunkt, Jonathan!“ — „Dank Ihnen, Sir“, sagte Jonathan, „Dank Ihnen für die Belehrung. Ist ein gar zu dummer Mensch, ein solcher Nigger, wie ich, 's fehlt die Uebersicht, wird aber gewiß anders, wenn wir, wie die Weißen, in der Freiheit geboren werden. Kann wir nicht gut denken, Sir, daß wir nur eine höhere Klasse von Affen und wegen unserer schwarzen Haut nicht fähig sein sollten, verständige und brauchbare Menschen zu werden.“ — „Kur Geduld, Jonathan, Geduld, wird nicht mehr allzu lange dauern, rechne ich, die Blase wird plagen und dann sich's ausweisen, ob's mit der Menschheit vorwärts geht, oder ob Bidsinn und Dummheit ihren ewigen Kreislauf machen sollen. Steckt diese Schriften ein, vertheilt sie, wo Ihr könnt und wo Ihr's gewohnt seid, nicht ohne auf diese anstößlichen abolitionistischen Schriften zu schimpfen.“ u. s. w.

Man wird hieraus erkennen, daß der Geist der Befreiung das ganze Buch durchweht. Am Schlusse dieses Bandes ist eine Geschichte der Sklaverei in den Vereinigten Staaten eingeflochten, die für die meisten Leser sehr reich sein wird. Als Motto ist ihr ein Ausspruch des modernen Schurz aus dem Bericht über seine Inspectionreise in den Sklavenstaaten (Juni 1865) vorgesetzt:

Ich bin überzeugt, das Problem der Sklavenemanzipation wird gelöst, sobald das Schulhaus den Platz einnimmt, a dem früher der Prügelplatz stand.

- 15.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Wenn ein deutscher Dramatiker einen Stoff, wie Galileo Galilei behandelt — und wir haben einige achtbare Dramen, deren Held er ist —, so wird man kaum diese Thatfache einer besondern Aufmerksamkeit widmen; denn für uns Deutsche gehören die Konflikte des Denkens mit den bestehenden Gewalten zu den Lieblingsstimmaten der Muse; die großen Erfinder und Entdecker, mögen sie Columbus oder Galilei heißen, werden oft und gern von ihr verherrlicht. Anders verhält es sich hiermit bei den Franzosen; derartige Konflikte liegen ihrem Nationalcharakter fern, und wir werden in ihrer dramatischen Literatur uns vergebens nach solchen Helden umsehen. Der vielgewandte Escribe hat nun in seinem letzten Operntext, in der „Africain“, welche die Königin der letzten deutschen Winterjahre geworden, einen ersten Act gedichtet, in dem der Held Vasco de Gama aus dem Folge der Columbe geschmiedet ist und

die theologischen Chorgesänge den Kampf des Aberglaubens u der Wissenschaft abspiegeln. Doch ist dieser Conflict keineswegs nachhaltig und verschwunden schon im zweiten Act gegen über der Liebesromantik und den durch sie hervorgerufenen Entwicklungen.

So darf es wol kein Befremden erregen, daß ein französisches Drama „Galileo Galilei“ ganz besonderes Aufsehen macht, um so weniger, wenn der Dichter dieses Dramas eines so bedeutenden Namens erfreut, wie Ponsard, welcher trotz einiger Zugeständnisse, die er dem Geschmack des Tages gemacht, doch als Träger und Vorkämpfer der idealen Richtung des Dramas betrachtet werden muß. Der Dichter einer „Cécile“ und „Charlotte Corday“ darf mit den Motiviers neuen Civilisationsdramen aus der Demi-Monde durchaus nicht in eine Linie gestellt werden. Ponsard hat sein neues Drama einem anderen Kreise von Schriftstellern und Kunstfreunden





# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

## Staat und Gesellschaft

vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit.

Von **Joseph Held**,

Dr. philos. & jur., Professor der Rechtswissenschaft in Würzburg.  
Drei Theile. 8. Geh. 12 Thlr.

I. Grundanschauungen über Staat und Gesellschaft.

II. Volk und Regierung mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung der Gesellschaft und des Staats in Deutschland.

III. Der verfassungsmässige oder constitutionelle Staat.

Die wissenschaftliche Kritik ist darüber einig, dass die beiden ersten Theile dieses jetzt vollständig vorliegenden Werks zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern staatswissenschaftlichen Literatur gehören, wobei bald mehr der sittliche Gehalt der Grundlagen, bald mehr die Feinheit der Beobachtungen und der Reichtum der Ideen, bald mehr der Fleiss der Ausarbeitung und die Fülle der Literatur hervorgehoben wurden. Von kompetenter Seite ist denn auch der Verfasser mit den Koryphäen der modernen Staatswissenschaft, wie R. v. Mohl, Stuart Mill u. a., zusammengestellt worden.

Nach dem Plane des Werks folgt in dem soeben erschienenen dritten und letzten Theile desselben die Betrachtung des modernen oder des constitutionellen Staats. Auf eine geistvolle Rundschau über die ganze social-politische Lage der Gegenwart folgt eine nach jeder Richtung hin neue wissenschaftliche Begründung des sogenannten Constitutionalismus, bei welchen auf alle wichtigeren Detailfragen eingegangen, namentlich der constitutionelle Formalismus und die Rechtsstaats-theorie auf das rechte Mass gebracht und bei aller Universalität der Standpunkte der wärmste Patriotismus für Deutschland bethätigt wird.

Das Werk enthält auch über eine Menge wichtiger Themas, die man sonst nicht in staatswissenschaftlichen Büchern zu behandeln pflegt, die interessantesten Untersuchungen, z. B. über die Reception des römischen Rechts in Deutschland, über den Unterschied zwischen Gemeinschaft und Gemeinwesen, über die Entstehung des Feudalismus. Der Gebrauch des Werks ist durch die dem letzten Theil beigegebenen genauen Inhalts- und Autorenverzeichnisse sehr erleichtert.

Der Gelehrte wie der Patriot, der Staatsmann wie jeder Gebildete werden dieses nach Wissenschaftlichkeit und Gesinnung echt deutsche Buch mit gleicher Befriedigung lesen und studiren.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

## Petit livre de conversation anglais-français

à l'usage des Institutions de demoiselles.

Par **F. AHN**.

8. Geh. 10 Ngr.

Dieses neue Werk des kürzlich verstorbenen berühmten Schriftstellers empfiehlt sich für Vervollkommenung in der englischen und französischen Umgangssprache.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen haben:

**Johannis Buxtorffii**

## Lexicon Chaldaicum Talmudicum et Rabbinicum.

Denuo editum et commentariis auctum

Dr. **S. Fischer** et Dr. **G. Selbe**.

4. Fasc. I. à 15 Ngr.

In billiger Ausgabe übergeben wir der Biffland genau revidirt und sorgfältig vermehrt, ein B dessen neues Erscheinen gewiss mit Günst aufgenommener m Leipzig, 1866.

**Moritz Schäfer**.

Bei **S. Hirzel** in Leipzig ist erschienen:

**Moliere's**

## Luftspiele

überfetzt

von

**Wolf Grafen Baudissin**.

Zweiter Band.

Enthaltend: Der Zwist der Verliebten. — Die Koffbars. Die Kistgen. — Die Kritik der Frauenschule. — Das promptu von Versailles. — Die erzwungene Heirath. — Juan. — Der Liebhaber als Arzt.

8. Preis: 1 1/2 Thlr.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

## Zwei Dichtungen von **Albert Hoffhad**.

**Das Lilienmärchen.**

Ein Gedicht.

Miniaturs Ausgabe. Carton. 12 Ngr.

**Die Leiden der jungen Tina.**

Eine Satire aus unsern Tagen in fünf Gesängen.

Miniaturs Ausgabe. Geh. 16 Ngr.

Durch diese beiden humoristischen Dichtungen tritt der Verfasser vorthellhaft beim Publikum ein. Originalität und große Formgewandtheit bekunden ein ungewöhnliches Talent, das um so mehr Beachtung verdient, je seltener in den dichterischen Erzeugnissen der Gegenwart humoristische Elemente vertreten ist.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. **Edward Brodhans**. — Druck und Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Inhalt: Die Aesthetik als Formwissenschaft. Von Adolf Zeising. — Ein neuer Faust: Commentar. Von Adolph Gottschall. — Sitten und Bilder von Stadt und Land. Von Otto Speyer. (Schluß.) — Senilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Die Aesthetik als Formwissenschaft.

Aesthetik. Von Robert Zimmermann. Zweiter, systematischer Theil. — N. u. d. L.: Allgemeine Aesthetik als Formwissenschaft. Wien, Braumüller. 1865. Lex.-8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Wir sind mehrmals in der Lage gewesen, den ästhetischen Schriften der jüngsten Jahre nicht diejenige wissenschaftliche Bedeutung beilegen zu können, welche sie den Leistungen ihrer Vorgänger gegenüber für sich in Anspruch zu nehmen suchten. Um so mehr freut es uns, in dem uns hier vorliegenden Werke ein solches gefunden zu haben, welches wirklich die principiellen Fragen der Aesthetik nicht nur von einem wesentlich neuen Standpunkte, sondern auch mit tief eingehender Gründlichkeit, wissenschaftlichem Ernst und philosophischer Durchbildung in Betrachtung zieht. Der allgemeine Standpunkt, den der Verfasser desselben einnimmt, sowie seine umfassende Verknüpfung mit den Forschungen und Doctrinen früherer Aesthetiker und seine durch Schärfe und Feinheit des Denkens sich auszeichnende Selbstständigkeit auf diesem Literaturgebiete ist uns bereits durch frühere Arbeiten desselben, insbesondere durch seine verdienstvolle „Geschichte der Aesthetik“ in rühmlichster Weise bekannt geworden. Wir wissen daraus, daß er ein eifriger Anhänger und berufener Fortbildner der Herbart'schen Schule ist, die sich in diesem Theil der Philosophie hauptsächlich dadurch charakterisiert, daß sie als den eigentlichen Kern und alleinigen Grund sämtlicher ästhetischer Erscheinungen die Form ansieht, und daher bestrebt ist, alle Phänomene des Schönen und Häßlichen im Gebiete der Natur und der Kunst lediglich als Wirkungen formeller Eigenschaften zu erklären. Diese Grundansicht offenbart sich in allem, was wir bis jetzt vom Autor kennen gelernt haben, und daß er dieselbe auch in diesem seinem neuesten Werke festhält, ja daß er die eingehende Begründung und vollständige Darstellung derselben als die eigentliche Aufgabe desselben betrachtet wissen will, erhellt schon daraus, daß er die darin vorgelegte Aesthetik sogleich auf dem Titel als „Formwissenschaft“ bezeichnet hat.

Bekanntlich ist diese Ansicht noch keine allgemein verbreitete.

breitete; ja es ist noch nicht allzu lange her, wo man in Theorie und Praxis mehr der entgegengesetzten Ansicht huldigte. Insbesondere war es die von der Hegel'schen Philosophie ausgehende Kunstdoctrin und Kunstthätigkeit, welche das eigentliche Wesen und den innersten Mittelpunkt des Schönen in der Idee, im substantiellen Gehalt der ästhetisch-wirkenden Erscheinungen erblickten und der Form höchstens eine secundäre und nebensächliche Bedeutung einräumten; und wenn sich auch die spätern Vertreter der Hegel'schen Schule, Bischoff an der Spitze, von diesem einseitigen Substantialismus losgerissen haben, nimmt doch der eben genannte Aesthetiker noch in seiner Abhandlung „Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst“ so weit seinen Standpunkt auf seiten derer, welche das Hauptgewicht auf den Inhalt legen, daß die Form noch weit entfernt ist, als ein gleichberechtigtes, geschweige als ein zur Präponderanz oder Alleinherrschaft berufenes Element anerkannt zu werden. In der praktischen Kunstübung aber verhält es sich kaum anders. Neben denjenigen Dichtern und Künstlern, welche vorzugsweise durch Weiterbildung und Vervollkommenung der Formtechnik zu wirken suchen, besteht noch immer eine überwiegende Anzahl solcher, welche den Hauptaccent auf die Wahl des Stoffs, auf den zum Ausdruck zu bringenden Gedankengehalt legen, ja der Erfolg von Richtungen, wie sie durch Cornelius und Kaulbach in der Malerei, durch Richard Wagner und Liszt in der Musik repräsentiert werden, ist der unzweideutigste Beleg dafür, welche weitgreifende Geltung der Substantialismus nicht bloß in seinen tactvoll und maßvoll verfahrenen, sondern auch in seinen einseitigen und extremen Vertretern bis auf den heutigen Tag noch genießt.

Eine größere Geneigtheit, der Form die auf ästhetischem Gebiet ihr gebührende höhere Anerkennung zu verschaffen, haben diejenigen Anbauer der wissenschaftlichen Aesthetik gezeigt, welche sich einen von der Hegel'schen Schule unabhängigen Standpunkt gewahrt haben, und Schreiber dieser Zeilen darf sich wol selbst zu denjenigen Aesthetikern rechnen, welche der Hegel'schen Anschauung gegenüber zuerst und am nachdrücklichsten die weitgreifende

Wichtigkeit der Form und der in der Form sich ausdrückenden Verhältnisse neu hervorgehoben und nicht bloß im allgemeinen behauptet, sondern durch eine beträchtliche Anzahl neuer und schlagender Belege aus den verschiedensten Sphären der Kunst und Natur nachgewiesen haben. Gleichwohl ist mir auch unter diesen Aesthetikern vor unter den Kunsthistorikern außerhalb der Herbart'schen Schule keiner bekannt geworden, welcher die Form geradezu als das alleingültige Princip der Aesthetik hingestellt und den stofflichen Gehalt der ästhetisch-wirkenden Erscheinungen als etwas für ihr ästhetisches Verhalten völlig Indifferentes und Gleichgültiges bezeichnet hätte.

In und mit der Aufstellung dieser Grundansicht hat also die Herbart'sche Schule einen völlig neuen oder wenigstens mit gleicher Consequenz nur von ihr verfolgten Weg betreten, und da das uns vorliegende Werk Zimmermann's das erste ist, welches diesen Grundgedanken mit wissenschaftlicher Strenge und Ausführlichkeit nach allen Seiten und Richtungen hin darzulegen, zu begründen und zur Geltung zu bringen sucht, so hat es schon als solches auf eine möglichst allgemeine und näher eingehende Würdigung in den Kreisen der Wissenschaft Anspruch, und man wird ihm selbst dann, wenn es das von ihm zu Erweisende nur theilweise zur Evidenz gebracht haben sollte, eine hohe Achtung nicht versagen können, weil schon darin ein unverkennbares Verdienst liegt, eine so hochwichtige Frage, wie die in ihm behandelte, einer gründlichen Untersuchung unterworfen zu haben.

Gehe wir uns darüber aussprechen können, ob oder inwieweit uns der Verfasser von der Wahrheit seiner Theorie zu überzeugen vermocht hat, müssen wir uns wenigstens die erste Grundlegung derselben in Kürze vergegenwärtigen.

Die Aufgabe der Philosophie überhaupt sieht der Autor mit Herbart in der Bearbeitung von Begriffen: denn die Gegenstände, über welche philosophirt werde, seien zunächst nicht die Dinge selbst, sondern die Vorstellungen, die sich das Denken von den Dingen mache. Während es die Psychologie mit der subjectiven Betätigung des Vorstellens zu thun habe, beschäftige sich die Philosophie mit dem, was durch das Vorstellen vorgestellt werde, also mit den objectiven Vorstellungen oder Begriffen der Dinge. Jeder Begriff bestehe aus Inhalt und Form. Sofern er als Bestandtheil in einen andern Gedanken eingehe, sei er Inhalt (Stoff, Materie); sofern er selbst andere Gedanken als seinen Inhalt umschließe, sei er Form. Demgemäß könne sich die Philosophie einerseits mit der Form, andererseits mit dem Inhalt befassen. Thue sie das erstere und sehe dabei gänzlich vom Inhalt ab, so sei sie Logik; thue sie das letztere, d. h. untersuche sie den Inhalt der Begriffe von seinen ihrer Uebereinstimmung mit den Dingen selbst und suche sie die Begriffe, falls sie mit den Dingen in Widerspruch befunden würden, zu berichtigen, so sei sie Metaphysik. Im einen wie im andern Fall befaße sie sich lediglich mit den Begriffen als solchen, d. h. betrachte dieselben nur als Abbilder äußerlich gegebener Objecte, ohne sich darum zu bekümmern, was diese Abbilder dem sie in sich tragenden Subjecte seien. We-

sentlich anders dagegen verfare sie, sofern sie Aesthetik sei. Insofern habe sie es nicht mit den Begriffen als solchen, sondern gerade umgekehrt mit ihrem Verhalten zum Subject zu thun, d. h. sie kümmere sich nicht darum, wie sich dieselben als Abbilder zu den sie vorstellenden Dingen verhalten, sondern lege nur in Betracht, wie dieselben insofern als Subject's aufstreten: da Bilder auf das Subject wirken und von demselben um dieser Wirkung willen mit einem Zusatz versehen werden, durch welchen das Subject sein Wohlgefallen oder Mißfallen an den Bildern ausdrücke.

In diesem Zusatz erblickt der Autor das eigentliche Charakteristicum des Aesthetischen. „Das Bild sammt dem Zusatz macht erst den ästhetischen Begriff“, sagt er; „an ihm, der auf diesem Wege nicht ist, sondern erst im Subject wird, hat auch das Subject seinen Antheil.“ Mit ihm und seiner Bedeutung für das Bild beschäftigt sich daher zunächst die weitere Betrachtung. Die Thätigkeit des Subjects bei der Ertheilung desselben, welche im allgemeinsten Wortsinn Gefühl genannt werde, sei dessen ästhetisches Verhalten dem Bilde gegenüber. Dieses könne entweder bloß theoretisch, d. h. das Bild annehmend oder ablehnend, billigend oder mißbilligend, oder zugleich praktisch, d. h. das abgelehnte Bild zu einem annehmlichen umbildend sein. Im ersten Fall sei das ästhetische Verhalten ein kritisches, im zweiten Fall ein künstlerisches. In beiden Fällen beziehe sich der das Wohlgefallen oder Mißfallen ausdrückende Zusatz nicht auf das Verhältniß des Bildes zur Sache, sondern auf das Verhältniß desselben zum Subject, also nicht auf die Wahrheit und Richtigkeit, sondern auf die Annehmlichkeit des Bildes. Während sich die theoretische Weltanschauung gegen die Annehmlichkeit des Bildes gleichgültig und gefühllos verhalte, gehe bei der ästhetischen Weltanschauung gerade der beste Theil des psychischen Lebens in der gefühlvollen Auffassung der dem Bilde eigenthümlichen Eindrücke auf — oft so sehr, daß man sich nur des Wohl- oder Wehgefühls selbst, nicht auch der veranlassenden Vorstellung und der der Vorstellung entsprechenden Sache bewußt werde.

Nach dem Ort ihrer Entstehung seien die Zusätze stets subjectiv; nach ihrer Veranlassung dagegen müß zwischen ihnen unterschieden werden. Was das Subject zur Billigung oder Mißbilligung eines Bildes veranlasse könne entweder der Inhalt der Vorstellung selbst, abgesehen vom Subject, oder umgekehrt das Subject, abgesehen vom Inhalt der Vorstellung, oder drittens das Zusammenwirken beider sein. Im ersten Fall seien die Zusätze rein objective, absolute; im zweiten Fall rein subjectiv relative; im dritten Fall gemischte. Nur die rein objectiven seien nothwendige und allgemeine, die beiden andern dagegen zufällige und individuelle. Daher könne man jene auch fixirte, diese vage nennen.

Zu den vagen Zusätzen seien alle diejenigen zu rechnen, die aus den Vorstellungen des Möglichen und Ungewissen entspringen. Bei ihnen sei das Gefallen in Mißfallen stets durch zufällige Stimmungen und Bestimmungen bedingt. Auf sie lasse sich daher keine Weise

keits gründen. Sollte überhaupt eine Aesthetik möglich sein, so könnte sie nur auf die fixirten Zusätze gegründet werden.

Aber auch diese seien nicht ohne Ausnahme zu einer wissenschaftlichen Grundlage verwendbar. Es gebe fixirte Zusätze, in denen der Zusatz nur ein dunkles Gefühl sei, d. h. in denen man sich nur des Gefühls selbst, aber nicht des sie veranlassenden objectiven Grundes klar bewußt werde. Diese seien für die Wissenschaft ebenso unbrauchbar, wie die vagen Zusätze. So seien von allen Zusätzen, in denen die ästhetische Anschauung wurzele, nur diejenigen der fixirten Zusätze zu einer wissenschaftlichen Begründung der Aesthetik verwertbar, bei denen sich auch das Was, wodurch der Inhalt des Bildes den Zusatz im Subject erzeugt, deutlich vorstellen und angeben lasse; dieser Bedingung entspreche aber nur derjenige Zusatz, in welchem sich das ästhetische Gefühl zu einem ästhetischen Urtheil gestalte. Nur das ästhetische Urtheil also, bei welchem sowohl das Bild wie der Zusatz klar vorgestellt werde, mache eine Aesthetik möglich.

Der Verfasser wendet sich nun zur Erörterung der Frage, ob und unter welchen Bedingungen ein ästhetisches Urtheil überhaupt möglich sei, und kommt dabei zu folgendem Resultat. Mit dem fixirten Gefühl habe dasselbe gemein, daß es allein durch den Inhalt der veranlassenden Vorstellung, abgesehen von der individuellen Gemüths-lage des Vorstellenden, in letzterem hervorspringe. Die erste Bedingung für dasselbe müsse daher die Absonderung aller individuellen Erregungen, das vollendete Vorstellen des Vorstellungsinhalts selbst sein; außerdem aber dürfe dieser Inhalt auch nicht in einer andern Form als in der des klaren Vorstellens, namentlich in der eines Strebens oder Begehrens auftreten: denn wenn noch etwas zur Entstehung des Zusatzes beitrage, was nicht im Bilde liege, sei der Zusatz kein objectiver, fixirter, sondern nur ein vager; und wenn die Vorstellung nur in der Form des Strebens, nicht in jener des vollendeten Vorstellens gegeben sei, dann sei überhaupt ein Bild des Inhalts, zu dem der Zusatz gehört, noch nicht vorhanden, der Zusatz bestehe also nur in einem noch dunkeln, unruhigen Gefühl. Um also wirklich für ein klares, fixirtes Gefühl gelten zu können, müsse das ästhetische Urtheil, was es beurtheile, in vollendeter Gegenwart besitzen, das Subject mit seinen individuellen Stimmungen und Begierden müsse dabei völlig in den Hintergrund treten, es müsse sich im Zustande einer völlig ruhigen, ganz dem Bilde hingegebenen Contemplation befinden und in diesem lebighich das Bild selbst den Zusatz hervorrufen lassen.

Außerdem aber müsse das ästhetische Urtheil noch etwas leisten, es müsse auch die Frage beantworten können, welches Bild im Subject gerade diesen und welches jenen Zusatz erzeuge. Das sei eine Bedingung, die das dunkle fixirte Gefühl für sich niemals erfüllen könne. Die theoretische Auffassung sei klar, denn sie stelle das Vorgestellte für sich ohne Zusatz aus dem Subjecte dar; die ästhetische durch das Gefühl dunkel, denn sie stelle die veranlassende Vorstellung nur durch den Zusatz und ununterscheidbar

von demselben vor. Wenn nun ein und derselbe Gegenstand sich sowohl theoretisch, als durch das Gefühl ästhetisch auffassen ließe, so würde er das eine mal klar durch eine Vorstellung ohne Zusatz, das andere mal dunkel durch einen Zusatz ohne Vorstellung gedacht. Gleichwol scheint ein und derselbe Gegenstand (Vorstellungsinhalt) nur eine adäquate Auffassung zulassen zu können. Man habe die Wahl: entweder derselbe Gegenstand lasse nicht zwei Auffassungen zu; oder das zweimal verschieden Aufgefaßte sei nicht derselbe Gegenstand. Ein Widerspruch liege vor. Ein Drittes sei undenkbar. Gleichwol brauche man bloß die Thatsache ins Auge zu fassen, daß der Naturforscher und der Aesthetiker beide mehr als häufig dieselben Gegenstände jeder auf seine Weise betrachten, um den Widerspruch ebenso sehr als gegeben, wie als undenkbar zu erkennen. Ein und dasselbe plastische Werk sei dem Mineralogen ein bloßer Stein, dem Künstler ein Halbgott. Ein und dasselbe lasse zweierlei Auffassungen zu, die es gleichwol nicht zulassen dürfe. Einmal ohne Zusatz vorgestellt, erzeuge es, das andere mal vorgestellt, den Zusatz. Wie habe man sich diesen Widerspruch zu lösen? Man folgere, daß zu demjenigen, welches für sich vorgestellt, keinen Zusatz erzeugte, etwas hinzugekommen sein müsse, um es zu demjenigen zu machen, als welches es den Zusatz erzeuge. Aber dieses Hinzugekommene für sich allein erzeuge ebenso wenig den Zusatz, sondern nur indem es zum Ersten hinzukomme. Ohne jenes vorgestellt, werde es gleichfalls ohne Zusatz, also rein theoretisch vorgestellt. Der Grund des Zusatzes liege daher weder im Ersten, noch im Zweiten für sich allein vorgestellt, sondern nur indem beide zusammen vorgestellt würden.

Hiermit hat sich der Autor den Weg zum eigentlichen Kern und Grundgedanken seiner Theorie gebahnt. Der nächstfolgende Paragraph (54) spricht denselben in seiner Allgemeinheit aus. Es heißt darin wörtlich:

Der Zusatz gehört also nicht dem Ersten und nicht dem Zweiten, sondern beiden zusammen. Das Bild, zu dem er gehört, ist kein einfaches. Jedes von beiden, insofern es für sich allein, abge sondert vom Zusatz vorgestellt wird, ist unästhetisch. Beide zusammen, insofern sie den Zusatz erzeugen, sind ästhetisch. Das Bild hat Materie und Form. Jene beiden, insofern sie jedes für sich abge sondert vom Zusatz vorgestellt werden, also unästhetisch sind, machen die Materie; ihr „Zusammen“ macht die Form des Bildes aus, die den Zusatz mit sich führt. Die Materie des Bildes, außerhalb der Form, gefällt nicht und misfällt nicht, ist ästhetisch gleichgültig. Die Form des Bildes, die allerdings nicht ohne die Materie desselben vorgestellt werden kann, und nur an ihr vorgestellt den Zusatz mit sich führt, ist es, die dieses gefällt und misfallend macht; der Zusatz gehört zu der Form des Bildes.

Hierauf sagt der Autor die Hauptresultate seines Gedankenganges noch einmal kurz zusammen. Er sagt:

Kein Einfaches gefällt oder misfällt ästhetisch. An dem Zusammengesetzten gefällt und misfällt nur die Form. Die Theile außerhalb der Form, die Materie, sind ästhetisch gleichgültig. In diesen drei Sätzen ruht die Grundlage einer Aesthetik als reiner Formwissenschaft nicht nur, sondern als Wissenschaft überhaupt.

Bis hierher vermögen wir dem Autor zunächst nur zu folgen. Gehen wir nun dazu über, unsere eigene Ansicht



darüber auszusprechen, so müssen wir zwar von vornherein gestehen, daß uns seine Entwicklung nicht in aller und jeder Beziehung zu überzeugen vermocht hat, zugleich aber mit Freudigkeit anerkennen, daß er in derselben sehr wesentliche Gesichtspunkte zur Geltung gebracht und sich für mehrere der wichtigsten ästhetischen Cardinalfragen in einer die Wissenschaft so wahrhaft fördernden und so allgemein beherzigenswerthen Weise entschieden hat, daß ihr Verdienst von jedem Unbefangenen hoch angeschlagen werden muß. Unter denjenigen Momenten seiner Principien- darlegung, die ganz besondere Beachtung verdienen, mögen nur folgende hervorgehoben werden.

Zunächst gebührt dem Verfasser die lebhafteste Anerkennung dafür, daß er als das eigentliche Untersuchungs- object der Philosophie überhaupt und der Aesthetik insbesondere nicht unmittelbar die Dinge an sich, sondern die Begriffe und Vorstellungen, welche wir davon in uns tragen, betrachtet. Er beweist damit, daß er trotz der Unbefangenheit, mit der er bei der nähern Ausführung seiner Theorie den berechtigten Forderungen des Realismus Rechnung trägt, weit entfernt ist, jenem rein äußerlichen Formalismus das Wort zu reden, in welchem Vischer ein Analogon des jetzt herrschenden Materialismus erblickt, und dies ist um so höher zu schätzen, als es unserer über der Außenwelt die Innenwelt nur allzu sehr vergessenden Zeit gar sehr noththut, wieder einmal an die Bedeutung der Begriffe und Vorstellungen erinnert zu werden, zumal selbst unter den jüngsten Aesthetikern der Neuzeit es nicht an solchen gefehlt hat, welche diese Bedeutung verkannt und gegen solche ihrer Vorgänger, die sich noch mit der Erörterung und Feststellung von Begriffen befassen zu müssen glaubten, einen förmlichen Vernichtungskrieg eröffnet haben. Um der Entschiedenheit willen, mit der er diesen sogleich in seinem allgemeinsten Princip entgegentritt, muß er von allen wirklich wissenschaftlichen Bearbeitern der Aesthetik (nicht blos von denen der Herbart'schen Schule) als willkommenener Mitkämpfer begrüßt werden.

Hiermit im engsten Zusammenhange besteht das Verdienst, welches er sich um die Aesthetik durch die scharf betonte Anerkennung und Hervorhebung des in den ästhetischen Begriffen mitwirkenden subjectiven Elements — des sogenannten „Zusages“ — erworben hat. Allerdings hat er damit nichts wesentlich Neues zur Geltung gebracht. Nicht nur die Wissenschaft, sondern auch das populäre Bewußtsein hat den mehr oder minder subjectiven Charakter der Geschmacksurtheile frühzeitig erkannt, ja von manchen Forschern ist der Antheil des Subjects an ihnen hergestellt als die Hauptsache betrachtet, daß sie darauf hin eine objective Bestimmung des Schönen gar nicht mehr für möglich gehalten haben. Aber gerade das Bestreben, dieser übertriebenen Betonung des Subjectiven entgegenzutreten und der Aesthetik eine feste Basis zu sichern, hat einzelne Systeme dazu verführt, die subjectiven Momente im Aesthetischen ganz unberücksichtigt zu lassen oder ihnen wenigstens nicht im gebührenden Maße gerecht zu werden. Dieses Fehlers hat sich namentlich die Hegel'sche

Schule schuldig gemacht. Selbst Vischer behandelt die Seite des Schönen nur ganz beiläufig, und ich besand mich daher, als ich meine „Ästhetischen Forschungen“ schrieb, in der Lage, zuerst wieder neben der Objectivität auch die Subjectivität des Schönen zu der ihr gebührenden Geltung zu bringen und dieselbe als ein wesentlich mitwirkendes Moment sogleich in die Grundbestimmung des Schönen mit aufzunehmen. Aber obgleich ich dies in unzweideutiger und nach beiden Seiten hin sorgfältig abwägender Weise gethan und meine Ansichten darüber noch in einem speciellen Aufsatz: „Ueber den objectiven und subjectiven Charakter des Schönen“ („Morgenblatt“ f. 1859) ausführlich auseinandergesetzt habe, und obgleich Carriere gleichfalls sogleich im ersten Satz seiner Aesthetik auf die beiden Factoren des ästhetischen Processes nachdrücklich hinweist, ist doch die Scheu vor einer Anerkennung der subjectiven Mitbetheiligung bei der Auffassung der Dinge im ästhetischen Sinne noch immer nicht überwunden, wie unter anderm daraus hervorgeht, daß mich der sonst mir in mehrfacher Beziehung richtungsverwandte Eckart ausdrücklich wegen meines Standpunkts in dieser Beziehung tabelt, und es ist daher keineswegs als eine überflüssige Arbeit zu betrachten, wenn jetzt auch Zimmermann für die Mitbetheiligung des Subjects im ästhetischen Verhalten in die Schranken tritt; im Gegentheil, es ist um so dankbarer aufzunehmen und um so mehr zu beherzigen, als er auf wesentlich anderm und selbständigem Wege zu demselben Endresultat, wie Carriere und ich, gelangt ist.

Nur zustimmen können wir ferner dem Autor in denjenigen Expositionen, durch die er das ästhetische Verhalten einerseits vom theoretischen (logischen und metaphysischen), andererseits vom sensuellen und praktischen unterscheidet und dadurch das Schöne einerseits vom Wahren und Nützigen, andererseits vom Angenehmen und Nützlichem abgrenzt. Die letzte dieser Grenzbestimmungen verdient noch insofern eine besondere Anerkennung, als damit in einem wichtigen Punkte über Herbart selbst hin ausgeht und namentlich schärfer und klarer als dieser das Ästhetische vom Ethischen unterscheidet.

Endlich können wir auch dem Endergebniß seiner Fundamentaluntersuchung, wonach das ästhetische Bild sei ein Zusammengesetztes sein, und eben das „Zusammen“ der in ihm vereinigten Bestandtheile die Form desselben ausmachen soll, unsern aufrichtigen Beifall nicht versagen, wenngleich wir durch den Gedankengang, durch den schließlich zu diesem Resultat gelangt ist, nicht in gleiche Grade befriedigt sind, und das Endergebniß selbst der Sache nach nicht als ein so außerordentliches und so Herbart'schen Standpunkte allein erkannt anzusehen vermögen, als es dem Wortlaut nach zu sein scheint.

Daß das Schöne überhaupt und ebenso die schön Einzelercheinung niemals etwas so schlechtthin Einfach ist, wie es nach manchen Definitionen der Aesthetiker sein scheint, wird von denen, die sich möglichst bequeme Erkenntniß desselben verschaffen möchten, noch gar häufig verkannt, und darum kann von seiten der Wissenschaft nicht oft und nachdrücklich genug darauf aufmerksam

gemacht werden. In gleicher Weise ist auch die Erkenntnis, daß die Form unter den Eigenschaften der Dinge gerade diejenige ist, wodurch sich das Ding in seinen verschiedenen Bestandtheilen zu einer Einheit zusammenfaßt und insofern das Ding gleichsam in seiner Totalität darstellt, noch keineswegs eine so allgemein verbreitete, daß es nicht nöthig wäre, wieder und wieder diese Wahrheit zum Bewußtsein zu bringen; und darum ist es in diesem wie in jedem Fall eine verdienstliche Förderung der Wissenschaft nicht nur, sondern auch des allgemeinen Bewußtseins, daß der Autor diese beiden gewichtigen Sätze zu Fundamentalsätzen seiner Aesthetik gemacht hat. Insofern also zollen wir ihnen unsere volle Anerkennung.

Je mehr wir aber hiermit nur unsere eigensie und innerste Überzeugung aussprechen, um so mehr fühlen wir uns verpflichtet, nun auch mit gleicher Offenheit anzugeben, warum wir uns mit der Begründung und Bezeichnung der beiden Sätze nicht in gleichem Grade einverstanden erklären können.

Daß der ästhetisch-wirkende Gegenstand nicht einfach, sondern zusammengesetzt sein müsse, folgert der Verfasser lediglich aus der Thatfache, daß derselbe sowohl eine theoretische wie eine ästhetische Auffassung zuläßt. Liegt aber in dieser Folgerung irgendein zwingender Grund vor? Kann nicht die Möglichkeit der doppelten Auffassung auch in der Nichteinfachheit des Subjects, statt in der des Objects, ihren Grund haben? Ja, liegt nicht diese Folgerung im vorliegenden Fall weit näher, da ja hier unter dem „Subject“ wirklich verschiedene Persönlichkeiten (z. B. das eine mal ein Naturforscher, das andere mal ein Künstler) verstanden werden, bei denen es ganz natürlich, ja notwendig ist, daß die Wirkung eines und desselben Objects auf sie eine verschiedene sein muß, gerade wie die Wirkung eines und desselben fallenden Steins eine andere ist, wenn derselbe einmal auf eine Steinplatte, das andere Mal auf eine Wasserfläche fällt? Selbst die verschiedene Wirkung eines und desselben Gegenstandes auf ein und dasselbe Subject nöthigt noch nicht zu dem Schluß des Verfassers. Denn auch hierbei kann der Grund lediglich in der Veränderlichkeit und Zusammengesetztheit des Subjects liegen! Allerdings kann der Verfasser hiergegen einwenden, er habe für diejenige ästhetische Auffassung, die im ästhetischen Urtheil zulassen solle, ein völlig ruhiges, indifferentes, sich gleichbleibendes Subject postuliert und ein solches müsse auch als einfach gedacht werden. Aber ist diese Forderung erfüllbar? Wo und wann in aller Welt kommt ein solches Subject? Wo und wann ist das menschliche Ich eine solche tabula rasa, daß es die Wirkung des ästhetischen Objects ohne jedwede Mitwirkung von seiner Seite in sich aufnehme? Ja, ist ein Wesen, das in demselben Momente zugleich völlig unthätig sein und dennoch die von außen empfangenen Eindrücke sein Wohlgefallen oder Mißfallen aussprechen soll, nur denkbar? Offenbar liegt zur Annahme eines schlechtthin einfachen, in der ästhetischen Auffassung sich völlig gleichbleibenden Subjects schlechterdings kein Grund vor, ja sie ist unmöglich, wenn wir uns nur einigermaßen der tausend-

fältig sich durchkreuzenden Regungen und Bewegungen unseres Geistes- wie unseres Sinnenlebens erinnern. Ist aber das Subject nothwendig als ein zusammengesetztes und veränderliches zu denken, dann sind wir auch durch nichts genöthigt, aus der verschiedenen Auffassbarkeit eines Objects auf dessen Zusammengesetztheit zu schließen. Diese sich also dieselbe nicht auf andern Wege erweisen, durch die Folgerung des Verfassers würde sie nicht erwiesen sein und mit ihrem Wegfall würde auch die auf die Zusammengesetztheit des Objects gestützte Formtheorie ihrer Begründung verlustig gehen.

Glücklicherweise aber ist die Zusammengesetztheit der ästhetischen Objecte aus gar vielen andern Gründen zu erweisen; ja sie bedarf kaum eines Beweises. Wo ist denn überhaupt ein ästhetisch-wirkender Gegenstand, an dessen Zusammengesetztheit sich zweifeln ließe? Folgt nicht dieselbe mit Nothwendigkeit schon daraus, daß alle ästhetischen Objecte als sinnliche Erscheinungen, als Raum- oder Zeitbilder aufgefaßt werden, welche ja stets eine bestimmte Ausdehnung, einen raum- oder zeitausfüllenden Stoff und eine beides in sich zusammenfassende Form besitzen? Wo, sei es in der geistigen oder sinnlichen Welt, ist überhaupt etwas schlechtthin Einfaches zu entdecken? Selbst der mathematische Punkt, der einfachste aller Begriffe, schließt schon wieder den Begriff einer unendlichen Vielheit in sich, denn er ist nothwendig zugleich als der Inbegriff einer unendlichen Vielheit verschiedener, in ihm sich durchkreuzender Richtungen zu denken. In der That hätte es also bei etwas schwer nachzugehenden Gedankengangs, durch den sich der Verfasser zu den Fundamentalsätzen seiner Formtheorie den Weg gebahnt hat, nicht bedurft. Die Thatfache, daß das ästhetische Object etwas Zusammengesetztes ist, würde auch ohne denselben einleuchtend gewesen sein.

Gewichtvoller ist der Satz, durch welchen die Form als das „Zusammen“ des im ästhetischen Object vorhandenen, für sich unästhetischen Inhalts bestimmt wird, denn es wird damit von vornherein der Begriff einer leeren, inhaltslosen Form zurückgewiesen. Leider gibt es derer, welche sich noch nicht zu einer gleichen Auffassung der Form durchgearbeitet haben, immer noch viele, und der Autor hatte daher nur allzu viel Grund, gegen die Mißdeutungen dieser sich verwahrend, in der Vorrede zu schreiben:

Wer unter Form nur das leblose, irdene Gefäß eines von innen aus dasselbe durchleuchtenden und durchwärmenden über-sinnlichen Gehalts sich denkt, kann, ja muß vor einem Beginnen zurückweichen, welches mit dem Versuch, das Schöne nur in die Form zu verlegen, die Schale zu behalten, den Geist herauszutreiben scheint. Der Herbart'sche Begriff der Form als eines ästhetischen Verhältnisses bleibt solchen Folgerungen fern.

Vom Schreiber dieser Zeilen hat der Verfasser eine solche Mißdeutung nicht zu fürchten. Obschon er nicht eigentlich zur Herbart'schen Schule gehört, hat er doch die tiefe und weitgreifende Bedeutung der Form nicht weniger als die Anhänger dieser Philosophie erkannt und dies nicht bloß in seiner „Proportionslehre“ und seinen „Ästhetischen Forschungen“, sondern in allen seinen auf diese Frage bezüglichen Schriften, namentlich in seinen durch Ulrich's Zeitschrift veröffentlichten „Morphologischen

Untersuchungen“ documentirt. Nach dem Endergebniß der letztern vereinigen sich ihm in der Qualität der Form, soweit dieselbe an endlichen Erscheinungen beobachtet wird, alle Qualitäten des Endlichen, die idealen wie die realen, die quantitativen wie die substantiellen, weil eben die Form in ihrer Allgemeinheit diejenige Qualität ist, welche die einander entgegengesetzten Qualitäten der Quantität und Substantialität, des Umfangs und Inhalts, in sich zu einer Einheit und Bestimmtheit zusammenfaßt. Insofern ist ihm die Qualität der Form unter den drei Qualitäten des Endlichen die vollkommenste Repräsentation der schlechthin allgemeinen Qualität, d. h. der Bewegung. Während die Bewegung in der Quantität nur als inhaltlose Expansion (Raum und Zeit), in der Substantialität nur als umfanglose Concentration oder Intension (als Kraftcentrum oder Stoffatom) erscheint, zeigt sie sich in der Form als eine sich nur um ein bestimmtes Centrum herum abschließende Expansion und zugleich als eine irgendein Quantum der Expansion zur Einheit zusammenfassende Concentration. Nach ihm vereinigt also die Form in sich die zwei einander entgegengesetzten Grundformen der absoluten Selbstbewegung, die einfache Position und die Disposition, die Intension und die Extension im Gebiet der endlichen Erscheinungen ebenso, wie es im Gebiet des Unendlichen die compositiven Formen der absoluten Selbstbewegung, nämlich Gesetz, Freiheit und Leben, thun, und sie hat daher für die endlichen Erscheinungen dieselbe Bedeutung, wie die eben genannten Begriffe für das Unendliche, d. h. sie wirkt in den endlichen Dingen einerseits als Princip des Gesetzes, andererseits als Princip der Freiheit und wirkt für sie durch die unaufhörliche Setzung und Aufhebung dieses Gegensatzes zu ihrem eigentlichen Lebensprincip, welches sich uns als nimmer ruhende Umgestaltung und Metamorphose, als ein innerhalb gewisser Gesetze frei vor sich gehender Wechsel der Formen, der zugleich ein Wechsel der Substanzen und Größen, des Inhalts und des Umfangs ist, zu erkennen gibt. Demgemäß ist ihm die Form die vollkommenste Erscheinungsweise des Endlichen, jedoch nicht in ihrer starren Gesetzmäßigkeit, noch auch in ihrer ungezügelter Freiheit, sondern in ihrem zugleich frei und gesetzmäßig verlaufenden Entwicklungsproceß, in ihrer rhythmisch geordneten, einerseits aus sich herausstrebenden, andererseits in sich reflectirenden Selbstentfaltung. Die Form, in diesem Sinne genommen, ist daher für das endliche, einzelne Ding dasselbe, was das Leben überhaupt für das unendliche allgemeine Sein, d. h. es ist dieses selbst in seiner Totalität, in seinem zugleich intensiven und extensiven, innerlichen und äußerlichen Dasein. Es wird daher etwas als Ding nur gedacht, sofern es zugleich als Form gedacht wird. Eine Pflanze z. B. ist eine Pflanze nur vermöge ihrer bestimmten Form, oder genauer vermöge der Reihenfolge von Formen, welche zusammengenommen das Leben der Pflanze ausmachen. Die Form ist ihm somit dieselbe Qualität, in und mit welcher das Quale zum Quid wird, in welcher der Begriff der Qualität des Endlichen mit dem Begriff der Einzelsubstanz oder des einzelnen Dings zusammenfällt.

Bei diesen vom Referenten selbst aufgestellten und ausführlich begründeten Ansichten über die Form kann es demselben natürlich nicht einfallen, im System des Verfassers einen todten Formalismus wittern oder darin eine Ueberschätzung der Form erblicken zu wollen. Im Gegentheil, er begrüßt dasselbe als eine verdienstvolle Unterstützung derjenigen Anschauung, die er selbst für die allein wahre und richtige hält. Wenn er trotzdem in seinen „Ästhetischen Forschungen“ Anstand genommen hat, die Form als das alleinige Object der Ästhetik hinzustellen und die Ästhetik geradezu als Formwissenschaft zu proclamiren, so ist dies lediglich darum geschehen, weil die ästhetische Auffassung selbst zu allen Zeiten die Form nicht in so weitgreifendem Sinne gefaßt, sondern neben ihr auch von Stoff und Umfang als zwei von ihr unterscheidbaren Eigenschaften des Schönen gesprochen hat und wahrscheinlich auch stets bei diesem Sprachgebrauch beharren wird, da die Art und Weise, wie die ästhetischen Erscheinungen auf uns wirken, selbst dazu nöthigt, nur die zusammenfassende Umgrenzung und gliedernde Abgrenzung derselben als Form aufzufassen, dagegen sich alles, was durch sie zusammengefaßt und abgegrenzt wird, im Gegensatz zu ihr als Stoff zu denken, unbekümmert darum, ob das ästhetisch Wirkende am Stoff ebenfalls in formellen Verhältnissen seinen Grund hat. Selbst die wissenschaftliche Betrachtung wird sich dieser Unterscheidung niemals ganz entziehen können und daher auch dem Stoff, d. h. den als Stoff aufgefaßten Formen, eine ästhetische Bedeutung zuschreiben müssen. Immerhin halten wir es für wohl gerechtfertigt, auch einmal eine Ästhetik aufzustellen, welche auch die im Stoff sich verhüllenden Formen als solche zur Geltung zu bringen sucht; nur können wir dazu weniger eine neue Behandlung in sachlicher, als in terminologischer Beziehung erblicken.

So viel über die principielle Grundlage des Zimmermann'schen Werks. Wollten wir dem Verfasser auch in den darauf ausgeführten sehr umfangreichen, vielgegliederten, ja hier und da auch etwas labyrinthischen Aufbaufolgen und uns nur einigermaßen kritisch mit ihm auseinandersetzen, müßten wir ein Buch schreiben dreimal stärker als das feine. Selbst eine oberflächliche Mittellung des Inhalts gestattet dasselbe nicht, theils weil auf sie einen viel zu großen Raum in Anspruch nehmen müßte (die vom Verfasser selbst gebotene Uebersicht umfaßt nicht weniger als 16 enggedruckte Großoctavseiten), theils weil die Darstellungs- und Entwicklungsmethode des Verfassers etwas so Eigentümliches und nicht leicht Wiederzubegebendes hat, daß man nothwendig ihn selbst lesen muß wenn man ihn einigermaßen wahrheitsgemäß auffassen will. Wir begnügen uns daher, das Buch hier nochmals allen denen, welche Neigung haben, sich wirklich in erster und nachdenkender Weise mit den ästhetischen Fragen zu beschäftigen, als ein lehrreiches Product tief eindringenden Forschens zum Studium zu empfehlen. Sollte sie auch darin auf manches schwer Eingängliche und Fremdenbeige stößen und vielleicht die Erörterungen über 1 verschiedenen Formen der Natur und des Geistes abstrac-

und spirituellstfinden, als der ursprüngliche Standpunkt des Verfassers erwarten läßt, so werden sie doch daneben des Wahren und Interessanten, Aufklärenden und Anregenden so viel antreffen, daß sie die daran gewandte Mühe nicht bereuen werden.

Adolf Seifang.

### Ein neuer Faust-Commentar.

Bei jedem neuerscheinenden Faust-Commentar darf man wohl nach der Legitimation fragen; denn die Zahl dieser Commentare hat bereits eine bedenkliche Höhe erreicht. Ist macht es den Eindruck, als ob das deutsche Publikum derartige Commentare lieber lese, als die betreffenden Dichtungen selbst, ein Eindruck, welcher auch noch durch den großen buchhändlerischen Erfolg der literarhistorischen Werke verstärkt werden könnte. Fast scheint es, als brauche der deutsche Leser eine Art von Vorseher, der ihn von der Genießbarkeit der Speisen überzeugt und über die Zurechtweisung an seine Raumwerkzeuge beruhigt. Auch der Ruhm muß erst literarhistorisch und anthologisch gerechtfertigt sein, ehe ihn das deutsche Publikum anerkennt. Ist aber dieser Ruhm ein *fait accompli*, so gewinnt er niemals etwas Unnahbares und verbirgt sich in den Wolken, in denen z. B. Klopstock's „Messias“ dem Lesenden der Gegenwart entrückt ist und in denen auch der zweite Theil des Goethe'schen „Faust“ sich vor dem Heffeleber der Zeitgenossen in vornehmer Zurückhaltung verbirgt.

Es liegt nun ein neuer Faust-Commentar vor uns:

Beziehungen über Goethe's Faust. Von H. Kreyßig. Berlin, Nicolai. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Kreyßig hat sich durch seine Erläuterungen der Shakespeare'schen Dramen auf dem Gebiete dieser wiederholten Literatur hervorgethan, ja er hat, wenigstens im Vergleich mit Servinus, sich eine gewisse Unabhängigkeit des Urtheils bewahrt und hin und wieder Anklagen von Kritikern den Tag gelegt, welche freilich nur wie leise Schattungen hervortreten und überhaupt nur flüchtig werden, wenn man sie gegen das volle Licht der Servinus'schen Apotheose hält. Wir dürfen daher zunächst bei seinem Faust-Commentar fragen, ob in demselben ebenfalls nur die beliebte Glanzschwiche in Anwendung gebracht wird, von welcher die Literatur der deutschen Klassiker-Commentare einen nahezu unerschöpflichen Vorrath besitzt? Wir müssen ferner fragen, ob sich in den Erklärungen selbst wenigstens dies oder jenes neue Moment vorfindet oder ob allermindestens die Form der Einleitung durch ihre Vorzüge das Erscheinen des Werks rechtfertigt?

Schon in Betreff des ersten Punktes müssen wir indes zugestehen, daß Kreyßig gegenüber der Goethe'schen Dichtung mehr den kritischen Standpunkt hervorhebt, als dies gegenüber den Shakespeare'schen Dramen gethan, und daß er berechnete Einwände zur Sprache kommen läßt, wenn er auch dann für die Verteidigung des Dichters diesen oder jenen Gesichtspunkt geltend macht. Das Verschwinden Faust's nach Valentin's Ermordung und dem Tod der Kindesmörderin im Gefängniß, nicht um

wie der Faust der Volkssage dem kühnen Myster in die Hand zu fallen, sondern um sich auf längerer Lebensbahn zu höhern menschlichen Tugenden zu erheben, die Art und Weise, wie die Elfen dem Helden fortwährend die Vergangenheit aus der Seele haben, erregt auch Kreyßig's gerechte Bedenken:

Auf Gretchen liegt Blutschuld wie auf Faust — aber wie möchte die halb bewußtlose That des verzweifeltsten Mädchens mit der Tödtung Valentin's verglichen, mit jenem Stöße, den Faust, auf Mephisto's Ermahnung war, aber doch mit kaltem Blute und freiem Willen nach dem durch seinen Gassen gelähmten Gegner führt, nach dem Bruder seiner Geliebten! Und von der Stätte des Mordes ging es dann lustig fort in den toßen Rärm der Walpurgisnacht; nicht ganz freudig ohne Gewissensbisse, wie wir sehen, und nicht mit der verklärten Gemeinheit der Stammgäste des Hesperababats, aber doch immer mit ganz leidlichem Appetit und mit unerkennbarem, phantastisch-poetischem Aufschwung. Kann nun, so erlauben wir uns unbeschadet unserer Fiedel gegen Goethe zu fragen, kann Faust's immerhin aufrichtiges Mitleid mit Gretchen's Unglück, kann sein verspäteter Versuch, wenigstens das Beste für die Geliebten abzuwenden, irgendwie genügen, ihn, nicht etwa die menschliche und göttliche, sondern auch nur die sogenannte poetische Gerechtigkeit mit solchen Thaten auszusöhnen? Die Poesie aller Völker und die der Faust-Dichtung zum Glück liegende Volkssage selbst gibt eine vernünftige Antwort: Der Faust des Volksstücks fährt am viel geringeren Verschuldungen willen zur Hölle, dem Don-Juan der romanischen Dichtung geht es nicht besser, aber dem Helden unserer idealistisch-humanen, klassischen Dichtung, dem poetisch-philosophischen Vertreter unsers Volks von moralischen Dichtern bekommen alle jene Dinge ganz vortreflich. Ein wenig Ruhe; eine Bekräftigung des Orts, das fremdliche Walten der jählichen Ent und Wille keinen Unterschied machenden Naturgeistes, d. h. der einfache Fortschritt des physiologischen Lebensprocesses wird hinreichen, „des Herzens grimmigen Strauß zu besänftigen, des Bösewichts glühende Pfeile zu entfernen, sein Inneres von dem erlebten Graus zu reinigen“. Gerade als ob es Erlebnisse, „Schicksale“ und nicht vielmehr freie Thaten eines verantwortlichen, vernünftigen Wesens wären, um die es hier sich handelt! Daß unsers Erachtens diese ganze auffallende Wendung, dieser Uebergang aus der Tragödie in den weiten, ruhigen Strom der dramatischen Epos bei der Annahme einer geistig ebenbürtigen Geliebten Faust's geradezu ästhetisch unmöglich wäre, haben wir schon oben angedeutet. Aber es sei ferne von uns, darauf der Blasphemie und Schuldig zu machen, als habe etwa „Goethe der Aristokrat“ dem schlichten Bürgermädchen gegenüber für entschuldigbar und verzeihlich gehalten, was gegen eine gebildete Dame verübt, keinerlei poetische Nachsicht verdient haben würde. Sein Verfahren läßt sich im Gegentheil nur dann, wenn nicht künstlerisch rechtfertigen, so doch verstehen, wenn man aus dem später hinzugekommenen Ergänzungen des ersten Theils die Ueberzeugung von dem mächtigen Anwachsen und der sehr bedeutenden Umbildung gewonnen hat, die im Fortschritt des Gedichts und der Goethe'schen Lebensentwicklung sich mit dem ursprünglichen Plane vollzog.

Unser Autor sucht also das, was man als einen ethischen Mangel des Helden betrachten dürfte, durch die innere Nothigung zu entschuldigen, welche für den Dichter darin lag, daß sich die Dimensionen der Dichtung, an der er ja fast sein ganzes Leben hindurch fortzuschuf, vor seinem innern Auge erweiterten und daher das Gretchendrama zu einer Episode eines weltweiten Epos herabgesetzt wurde. Da, Kreyßig brauchte nicht einmal so zu betonen, daß Faust für seine Verschuldung gegen

Gretchen gleich zur Hölle hätte fahren müssen. Der Fortgang der Handlung im „Faust“ ist nicht ohne eine gewisse Lebenswahrheit; denn wie vielen, die nachher auf der Weltbühne noch eine große Rolle spielten, sind derartige Jugendsünden durch gütliche Elfen aus der Erinnerung hinweggespült worden, und wenn alle der Teufel holen sollte, die einmal ein Mädchen verführt haben, so würde neben den Fausts auch mancher Wagner die Reise in die Unterwelt antreten müssen. Derartige Bedenken würde man in den weimarischen Kreisen sehr philisterrhaft und unpoetisch gefunden haben. Doch wir verlangen jetzt mit Recht vom Dichter, daß er diese Prosa des Weltlaufs durch sittliche Motive adle. Goethe brauchte nicht die ganze reiche Zukunft des Helden dieser Jugendsünde zu opfern, doch ebenso wenig zu einem so äußerlichen Mittel zu greifen, wie die Magie der Elfen, um seinen Faust, der schon durch seine Metamorphose vom würdigen Stubegelehrten zum jugendlichen Lebemann in der Einheit seiner Persönlichkeit, namentlich wenn man die Dichtung als dramatisch festhalten will, bedenklich erschüttert worden, noch einmal durch Hinwegtilgung der Erinnerung in einen nun gar innerlich verjüngten und wesentlich neuen Menschen zu verwandeln. Setzt doch sogar der Glaube an persönliche Unsterblichkeit die Erinnerung, das Gewissen, die Continuität des Selbstbewusstseins voraus; ein magisch-gewaltiges Unterbrechen derselben hebt nothwendig die Einheit der Persönlichkeit auf. Goethe konnte immerhin seinen Helden thatkräftig in die verschiedensten Verhältnisse der Welt und des Lebens eingreifen lassen, deshalb brauchten Anklänge an die Vergangenheit nicht ausgeschlossen zu sein, einzelne Herzensstöße, wie sie gerade dieser Dichter so meisterhaft anzuschlagen versteht, hätten genügt, um das Band zwischen dem Faust des ersten und zweiten Theils festzuhalten; sie waren um so unerlässlicher, wenn der Dichter am Schluß noch einmal an diese Vergangenheit anknüpfte und Gretchen's Erscheinung in die mythisch-seraphischen Schlußhöre verwebte.

Wenn Kreyßig übrigens von einem Uebergang aus der Tragödie in das dramatische Epos spricht, so würde die Auffassung des ersten Theils als einer geschlossenen Tragödie doch ebenfalls begründete Zweifel herausfordern. Ohne Frage concentrirt sich das tragische Interesse um die Liebe Faust's und Gretchen's; dennoch kann die Behandlung dieses Liebeshandels, wenn man sie als eine dramatische betrachten will, doch nur für im hohen Grade skizzenhaft gelten. Nur die Einleitung des Liebesdramas, Faust's Geschenk, Mephisto's Kupplerbesuch, die Gartenscenen sind mit sorgfältiger dramatischer Motivierung entworfen und erregen daher auch für das Geschick der Theilnehmenden gespannte Theilnahme; ebenso gibt die Kerkerscene einen dramatischen Abschluß. Doch alles, was dazwischen liegt, ist in lyrische Skizzen aufgelöst, ist Stimmungsgemälde und läßt gerade jene Accente des dramatischen Zusammenhangs vermissen, ohne deren Betonung sich eine Handlung opernhast verflüchtigt. Ein Beweis für diese fragmentarische Haltung liegt wol darin, daß Goethe einzelne Scenen, wie die Wald- und Hö-

lenscene, wie ein dramatisches Verfaßstück hin- und hergeschoben. Kreyßig sagt hierüber:

Hier folgt nun im ersten Fragment eine wahrhaft mephistophelisch-realistische Wendung des Gedichts, deren verlegende und für seinen Helden wahrhaft compromittirende Härte Goethe offenbar selbst gefühlt und später in der vollständigen Ausgabe des ersten Theils wohlweislich gemildert hat. Faust's bittere Reue, seine Flucht in Wald und Höhle, seine Rückkehr zu den Aufregungen und Genüssen geistigen Lebens tritt in der frühesten Gestalt des Gedichts erst ein, nachdem er Gretchen genossen und zu Grunde gerichtet hat und wird so der bestialischen Gemeinheit Mephisto's nur zu natürlich zur willkommenen Zielstrecke. Wie das Gedicht jetzt vor uns liegt, ist die Sache dem doch ganz anders. Entschlossen, seinen Helden nicht untergehen zu lassen, schloß Goethe in der Schlußredaction des ersten Theils sich sehr mit Recht bewogen, Faust's unvermuthlich edle und göttliche Grundlage mehr zu betonen, und verlegte jene erste Trennung von Gretchen aus der Zeit des trivialen Rückschlages der befriedigten Leidenschaft in die des ersten Hochgefühls sich erwidert wissender Liebe, unmittelbar hinter das erste Gartengespräch. So gewinnt es den Anschein, als suche Faust in einer Erneuerung der idealen Natur- und Lebensanschauungen seiner frühern Jahre instinctmäßig Schutz gegen die sein besseres Selbst umdrängende Begierde.

Wir wollen gern zugeben, daß die Intentionen Goethe's bei Umstellung dieser Scene die richtigen waren. Dennoch wird jeder unbefangene Leser und Hörer sich sagen müssen, daß man ihr wol anmerkt, sie habe anfangs nicht an dieser Stelle gestanden. Der ganze Ton derselben paßt nur dann, wenn die nächtliche Liebesfeier bereits vorüber war. Was geht ihr jetzt voraus? Nur die Gartenscene mit ihrer Liebeserklärung. Nun ver gleiche man damit die folgenden Stellen der Scene:

Er saß in meiner Brust ein wildes Feuer  
Nach jenem schönen Bild geschäftig an.  
So taumel' ich von Begierde zu Genuß  
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Kreyßig interpretirt zwar: „Noch wechselt sein Streben nur die Genüsse, nach denen es jagt und im dem Besitz es dann wieder nach Begierde verschmachtet.“ Dod in dem Zusammenhang der Verse bezieht sich die Stell ganz direct auf das schöne Bild, auf Gretchen, und der letzte Vers läßt keinen Zweifel, daß der Genuß bereits vorausgegangen. Die cynischen Anspielungen des Mephistopheles, wie z. B.:

Gar wohl, mein Freund! Ich hab' euch oft beneidet  
Uns Zwillingspaar, das unter Rosen weidet —  
ebenso die Anwandlungen leidenschaftlicher Reue bei Faust  
Sie, ihren Frieden muß' ich untergraben,  
Du, Hölle, mußt'est dieses Opfer haben —

erscheinen an dieser Stelle theils unpassend, theils übertrieben, während sie an ihrer frühern, nach Gretchen's vollkommener Hingebung, ihren guten Sinn hatten. So hat der Dichter die Scene wol verpflanzt, aber nicht genau beschnitten, um sie für ihren neuen Standort ganz geeignet zu machen.

Doch auch so erhalten wir keine Antwort auf die Frage, welche der Dramatiker beantworten mußte, warum Faust Gretchen verläßt? Nach der Scene mit Valentin schiebt Mephisto den Blutbann vor, mit dem er sich nicht abzufinden weiß. Ist Mephisto ein so stümperhafter Teufel



daß er nicht einmal das verrichten kann, was jeder bürgerliche Liebhaber unter Umständen zu Stande bringt, Gretchen aus der Stadt in die Arme ihres Geliebten zu entführen? Ueberdies sind die Mörder ja unbekannt; denn Valentin hat wichtigere Dinge zu sagen, als sie zu nennen, und wird auch gar nicht nach ihnen gefragt; sie selbst sind aber, als die Volksmenge andrängt, bereits verschwunden. Der Kindesmord Gretchen's aber ist ebenfalls eine Thatfache, die gleichsam hinter der Scene liegt, die nur in ihren Folgen vor uns hintritt, aber keineswegs so selbstverständlich ist, daß sie der Dramatiker gar nicht hätte zu motiviren brauchen. Wir sehen, vom Standpunkt der Tragödie aus fehlen auch diesen am meisten dramatischen Scenen des ersten Theils alle dramatischen Stützen und Frageballen. Wir sprechen damit keinen Tadel gegen den Dichter aus, sondern nur gegen die Rubricirung seiner Dichtung. Ein dramatisirtes Gedankenpoem, wofür wir auch den ersten Theil des „Faust“ halten, kann sich, um den Fortgang der Handlung zu bezeichnen, mit Andeutungen begnügen, die für ein Drama nicht ausreichend waren, hier aber, wo der einzelne Fall mehr in seiner typischen Bedeutung erfasst wird, von dem Leser bereitwillig ergänzt werden.

Was den zweiten Theil des Goethe'schen „Faust“ betrifft, so steht Kreyßig ungefähr in der Mitte zwischen den Bewunderern und Anklägern desselben. Er gibt zu, daß wir in diesem Theil das Meisterstück des blühenden, vollkräftigen Künstlers hinter uns lassen, um uns in das ihm sich anschließende Vermächtniß des alternden Dichters zu vertiefen; er erkennt, bei aller Schönheit und Unschärfe einzelner Stellen, nicht „die unliebsamen Spuren des höhern Alters“ und der in Manier erstarrten Kunstfertigkeit:

Die vielberufene Goethe'sche Geheimrathssprache, das Spiel mit seltsamen Wortbildungen, die vornehm und feierlich sich erhebenden Trivialitäten, die geizerten, geistreich-bedeutend klangenden Redepantomimen und Bücklinge, mit welchen das Herr der Nachahmer nachher so argen Unfug in dem deutschen Schriftwesen getrieben, sie treten nirgends so deutlich und markant auf, als in den „Wanderjahren“ und hier.

Er führt weiter in der allgemeinen Beurtheilung der Dichtung fort:

Noch störender, namentlich für die größern, dilettantischen Kreise ist aber die stufenweise zunehmende Verflüchtigung der Handlung in keineswegs durchweg geschmackvolle und leicht verständliche Allegorien, verbunden mit der schon im ersten Theile, in der Walpurgisnacht und dem Walpurgisnachtstraum, nur zu bemerkbaren encyclopädischen Weseligkeit des Dichters, welche die Durchführung des Hauptgedankens nach Laune und Gelegenheit unterbricht und kreuzt, um Bestrebungen und Stimmungen mannigfachster Art einen Ausdruck zu geben. Weit mehr als im ersten Theile des Werks tritt die Person des Dichters hinter den Personen, resp. Masken des Dramas, tritt ihre Reflexion über die Handlung mitten im Gange der Handlung hervor. Mephisto namentlich, der heiläufig, wie wir sehen werden, seinen satanischen Charakter wieder zu gutem Theile mit dem des personificirten, nächtlichen Menschenverstandes und scharfen Witzes vertauscht, übernimmt mehrfach geradezu die Rolle des Chors und wendet sich mitten im Dialog mit allerschönsten Randglossen an die Zuschauer.

Dann kommt er dem zweiten Theil freilich wieder den nicht geringen Vorzug ein, einen noch bedeutendern und tiefern Gedankengehalt zu besitzen, als sein berühmterer und beliebterer Vorgänger, und über Goethe's innerstes Seelenleben, über seine endgültigen Ueberzeugungen und Lebensergebnisse belehrende und wahrhaft erhebende Aufschlüsse zu gewähren. Auch im einzelnen ist Kreyßig keineswegs ein bewundernder Anbeter. Das Maskenspiel bei Hofe rechnet er zu den verschörfeltesten und unerquidlichsten Theilen des ganzen Gedichts, tadelt die vornehmthuenden Selbstsamkeiten, die geheimnißvoll symbolischen Spielereien; er gibt gleichfalls das unerquidliche Beiwerk der classischen Walpurgisnacht zu. Den Uebergang aus dem geheimnißvollen Halbdunkel derselben in die sonnenklare, ideale Symbolik der Helena nennt Kreyßig einen jähen Sprung; es kommt ihm vor, als habe Goethe sich genötigt gesehen, den gordischen Knoten der an dieser dunkelsten Stelle des Gedichts zum Unentwirrbaren sich verschlingenden Allegorien mit kühnem Hiebe zu zerhauen. Nicht minder tadelt er den Euphorion als einen auch für die nothwendige Allegorie ziemlich willkürlichen und für den nicht eingeweihten Leser geradezu verwirrenden Zusatz. Ferner hebt er mit Recht hervor, daß Byron als der Modernste unter den Modernen die wesentlichen Eigenschaften der Antike vermissen ließ und sich gar nicht einmal für das Symbol eignete, welches der Dichter brauchte. Der magische Hokuspolus und Firtlesanz des vierten Acts will denn doch auch unserm Commentator zu gesucht erscheinen, namentlich als im Lager des Kaisers „ein wirklich recht schwülftiges und nahezu kindisches Spielen mit allerlei allegorischem, aufgepuztem und von den verschiedensten Seiten zusammengeschlepptem historischen Notizenkram“ beginnt. Gleicher Tadel trifft das bunte, phantastisch-allegorische, opernhafte Schlußtableau, jene wenig ästhetische und noch weniger in ihrem Inhalt erquidliche Engel-, Heiligen- und Teufelsmaske.

Wir sehen, Kreyßig tritt der Dichtung durchaus nicht im Stil der Apotheose und des kniefälligen Interpretationseifers gegenüber, der noch aus der Noth selbst eine Tugend macht; er sucht unbefangen das Gelungene und Mißlungene, das Schöne und das Verzierte, Vergriffene zu sondern. Gleichwol legt er in Betreff des zweiten Theils seine kritische Art nicht energisch genug an die Wurzel. Er hebt mehrfach „die größern dilettantischen Leserkreise“ hervor, für welche die Allegorien der Dichtung schwer verständlich sind; er sucht nachzuweisen, wie sich Goethe an dieser oder jener Stelle selbst nicht herausfinden konnte, statt ein für allemal voranzuschicken, daß die allegorische Dichtweise überhaupt und namentlich für eine größere Dichtung eine gänzlich unberechtigte Form ist, und daß alle Mängel des Gedichts durch das Wesen der Allegorie von Haus aus mitgegeben sind. Alles Allegorische wird immer theils spielend, theils weitschweifig sein, namentlich aber in dramatischer Form, und es war eine unglückliche Vorliebe des alternden Goethe für die Allegorie, wodurch sein „Erwachen des Epimenides“ ebenso ungenießbar wurde, wie der zweite Theil des „Faust“, und zwar

nicht bloß für dilettantische Leserkreise, denn in Bezug auf den Genuß der Dichtung gibt es keine Dilettanten, und wenn eine Dichtung nur für esoterische Kreise verfaßt ist, so taugt sie von Haus aus nichts. Ob wir nun im einzelnen nicht wissen, wo Homunculus bleibt, ob uns Euphorion ein minder glückliches Einschießel erscheint, das ist alles gleichgültig: der ganze Faden der Allegorie ist von den Mittern und dem Homunculus bis zur classischen Walpurgisnacht, zu dieser sich ganz phantasmagorisch auflösenden Helena-Tragödie, so verknüpfelt und verzwickelt geschlungen, daß es auf einen Knoten mehr oder weniger in demselben nicht ankommt.

Was nun aber den bedeutendern und tiefern Gehalt des zweiten Theils betrifft, so können wir, trotz der unleugbaren Gedankenfülle desselben, diesen Vorzug nicht unbedingt einräumen. An Gedanken von allgemein menschlicher Tragweite ist der erste Theil bei weitem reicher; es sind aber im zweiten Theile Specialitäten, Kunstgeschichte, naturwissenschaftliche Theorien, Historisches, selbst Nationalökonomisches, nebst allerlei mythologischem Detail, was sich in den Vordergrund schiebt. Diese Verbreiterung schafft von selbst eine größere Fülle; aber ein solcher Reichthum geht deshalb nicht in die Tiefe. Vor allen Dingen aber gilt für die Dichtung nur derjenige Gehalt, der uns in schöner harmonischer Form entgegentritt, mit welchem das Gestaltungsvermögen Schritt hält. Daß dies nicht der Fall ist, gibt Kreyßig selbst an mehreren Stellen zu.

Wenn er hervorhebt, daß Mephistopheles gegen den Schluß der Dichtung hin mehr als der Diener des Faust erscheine, so ist dies wol nicht aus einer besonders künstlerischen Intention des Dichters hervorgegangen, sondern deutet wiederum auf das Erlahmen seiner schöpferischen Kraft hin. Der Mephistopheles des zweiten Theils hat zwar satirische Einfälle genug; aber er greift nicht mehr als der Geist, der stets verneint, in die Handlung ein, während er in den mehr allegorischen Theilen des Gedichts vollständig zur Maske wird. Gerade aber, wo Faust sich mit dem Weltlauf einläßt, in den Dienst des Staats, der Schönheit, der praktischen Wirksamkeit tritt, da mußte dieser verneinende Geist zeigen, wie sich all dies Wirken gegen ihn selbst lehrt, wie der Keim der Zerstörung in allem Schaffen liegt. Dazu ist der Teufel zu altersschwach geworden, und selbst die Lüsterheit, mit welcher er die himmlischen „appetitlichen Räder“ betrachtet, kann nicht für diesen Mangel entschädigen.

Fragen wir nun nach dem Neuen, welches uns das Buch von Kreyßig darbietet, so ist dies im ganzen nicht in der Detaillirung zu suchen, über welche die Acten im wesentlichen geschlossen sind, obgleich Kreyßig auch hier und dort einzelne hellere Reflexe aufsetzt. Uns scheint das Hauptverdienst dieses Commentars darin zu liegen, daß er uns mit großer Klarheit die Genesis des ersten Theils auseinanderlegt, die zuerst gedichteten Partien von den später hinzugekommenen scharf sondert und so die Dichtung gleichsam vor unsern Augen entstehen läßt. Wenn auch den Literaturforschern die Reihenfolge bekannt ist, in

welcher die einzelnen Scenen des „Faust“ sich aneinander schließen und die Stelle, die sie im Entwicklungsgang des Dichters bezeichnen, so ist das große Publikum doch eher gewöhnt, den ersten Theil des „Faust“ als ein zusammenhängender Folge gedichteten Ganzen zu betrachten. Als der Dichter das erste Faustfragment schrieb, schwebten ihm die spätern, Himmel und Erde umfassenden Dimensionen der Dichtung nicht von fern vor. Dieselbe ging kaum über den Gegensatz von Wissensmüdigkeit und Lebenslust hinaus; Faust verwandelte sich mit Hilfe des Mephistopheles in einen Don Juan; denn als solcher, wenn auch etwas germanisch verianigt, erscheint er in den Gretchen-Scenen. Dabei war alles von entzückender Frische und Ursprünglichkeit, der Faust-Monolog, wie die Studentenszene im Keller und die Gretchen-Szene. Doch indem sich der Stoff dem Dichter vertiefte, indem er daraus weiter arbeiten wollte, genügten ihm die Motive des Gedichts nicht mehr; er mußte sie vertiefen. Erst die zweite Ausgabe des „Faust“ vollendete 1806 den ersten Theil durch Hinzufügung der Vorspiele, des zweiten Monologs, der Faust bis zum Selbstmordentschlusse führt, des Osterspaziergangs und der Entwicklung des Verhältnisses zwischen Faust und Mephistopheles, weiterhin der Ermordung Valentin's, der Walpurgisnacht und der Katastrophe im Keller, aller jener Theile des Gedichts, welche darauf berechnet sind, in den tiefern, ewigen Grund der individuellen Handlung einen Blick zu eröffnen und den im Feuer der frischen jugendlichen Schöpferkraft auf den ersten Wurf gelungenen Kern der Tragödie, zu einem die Gesamtheit eines Menschenbaiseins umfassenden dramatischen Lehrgebiets, aber wenn man lieber will philosophisch-lehrhaftem Drama sich entwickeln zu lassen, wobei denn nicht zu verkennen und nicht zu leugnen ist, daß schon hier in demselben Maße, als sich die Perspective erweitert, hier und da die Farben zu verblassen, die Formen zu zerfließen beginnen.

Und an einer andern Stelle, in der vierten Vorlesung, sagt Kreyßig über diese Zufälle:

Im Gegensatz gegen die leidenschaftlichen Ergüsse des ersten Bruchstücks, das erkennen wir sofort, walitet hier überall Klar, besonnene Umschau und Berechnung. Die Darstellung ist immer noch überreich an dichterischen Schönheiten allerersten Ranges. Die zur Virtuosität ausgebildete Herrschaft über die Sprache verführt den Dichter hier noch nicht zu den im zweiten Theile oft genug flörenden Klüffeleien und Willkürlichkeiten des Andrucks. Der Dichter zeigt sich noch im Vollbesitz seiner Gestaltungskraft, und mehrere Abschnitte, z. B. der Osterspaziergang und der Anfang der nächsten Scene („verlassen hab' ich Feld und Auen“ u. s. w.) zählen wir unbedenklich zu dem Schönen und Ergreifendsten, was Goethe überhaupt geschaffen. Doch fehlt es andererseits auch nicht an kleinen Reibungen zwischen den jugendlich feurigen Grundgewalten des ersten Entwurfs und der mächtig gereiften und vertieften Lebensanschauung, mit welcher der vollendete Künstler und Denker an dessen Fortführung geht. Die Form ringt hin und wieder, und nicht immer ganz glücklich, mit dem die Grenzen der Erscheinungswelt überschreitenden Gedanken und weit mehr als in den Scenen des ersten Bruchstücks müssen wir uns daran erinnern, daß die Handlung zwischen den Gebieten des Wirklichen und des Sinnenbildlichen dahinschwebt, daß sie oft weit mehr andeutet und bedeutet, als sie wirklich zeigen kann.

Offenbar wird eine Betrachtung des „Faust“ von diesem Gesichtspunkte aus den Lesern neue Perspektiven

öffnen und den Schlüssel zur Lösung mancher Schwierigkeit bieten, die sich ohne Rücksichtnahme auf die verschiedene Entstehungszeit der einzelnen Scenen befremdlich anfrängt.

Außerdem erscheint uns beachtenswerth, wie Kreyßig den Charakter Gretchen's auffaßt, eine Auffassung, mit der wir um so mehr sympathisiren, je mehr uns die süßlich naive Darstellung dieser Rolle von seiten namhafter Darstellerinnen durchaus auf einer Bühnenschablone zu beruhen scheint, deren Berechtigung wir stets in Zweifel gezogen haben. Gretchen ist ein frisches Mädchen von gesunder Sinnlichkeit und unbefangener Hingabe an den Augenblick. Dem Dichter schwebten dabei offenbar seine rheinischen Jugendbekanntschaften vor. Wer den rheinländischen Volkscharakter kennt, der weiß, daß da keine Spur jener „zurechtgemachten“ Naivetät ist, wie sie in norddeutschen Salons grassirt. Gretchen ist ein Kernmädchen, keine jener diminutiven Pierpuppen, als welche wir sie oft auf der Bühne sehen. Daß dies Gretchen nur ein kleines, niedliches, allerliebstes Wesen sein müsse, ist offenbar ein Vorurtheil. Wenn sie das „ewig Weibliche“ vertritt, wie ihre excentrischen Verehrer glauben, so hat der Dichter dies wenigstens ironisch genug mit Injunct, Klatschsucht und ähnlichen nicht gerade zur Masse begeisternden Eigenschaften des weiblichen Charakters ausgestattet. Gegen Gretchen als weibliches Ideal, namentlich aber als Vertreterin paradiesischer Unschuld, macht Kreyßig mit Recht folgende Bedenken geltend:

Schon jene paradiesisch-ideale, auf völliger Unbekanntheit mit dem Bösen ruhende Unschuld, mit deren Heiligschein wir Gretchen zu umgeben pflegt, hält vor der genauern Betrachtung nicht Stich. Wol eingegnet die liebe Einfalt auf Klopke's Frage „nach ihrem Herzen“ recht naiv: „Was hat der Herr damit?“ Aber daß sie die Frage nicht verstanden, glaube wer Lust hat und wer den „Faust“ nicht gelesen. Es ist ja dasselbe Gretchen, die einst am Brunnen so frisch wie ein junges Pflänzchen, wenn es mit scharfen Zungen über arme, gekranzte Mädchen herging, die dann das „Schwarze“ und mit ihrer Jugend so schön sich wußte! Dasselbe Gretchen, deren schnippische, list- und tugendreiche Antwort auf Faust's ersten, unverschämten Antrag mit voller Sachkenntniß ertheilt wurde, wie sie selbst es nachher ausdrücklich bestätigt:

Ich war bestürzt, mir war das nie geschehn,  
Es konnte niemand von mir Hebeln sagen.  
Ach, daß! ich, hat er in deinem Betragen  
Was Freches, Unanständiges geschehn?  
Es schien ihn gleich nur anzuwandeln,  
Mit dieser Dine gradeshin zu handeln.

So handelt Gretchen von Anfang an *en connaissance de cause*, wie es sich von der Freundin des tugendhaften Lieschen aus der „zum Kuppel- und Zigennerwesen auferlesenen“ Frau Martha nicht anders erwarten läßt, zumal ihr überdies Metastase gleich von vornherein mit seiner Bemerkung über den „Salon“ sehr reinen Wein eingeschenkt hat. Sie macht sich gewöhnlich keinen Augenblick eine Illusion über die Natur ihres Verhältnisses zu Faust. Man denke sich einmal die entscheidende Beschreibung, „ich ließ' dir gern heut' Nacht den Riegel offen“ u. s. w., aus den Bänkenhängen der Goethe'schen Verse in die Prosa der Umgangssprache übersetzt und frage sich aufrichtig, ob nicht in jeder Dorfgeschichte das Interesse für die Selbst- und fremden Schicksale gegen diese Scene haben würde? Wohlgerathen! Faust weiß wol sehr schön von „ewiger Liebe“ zu Metastase, „deren Ende Verzweiflung sein würde“, aber er

findet sich nicht gemüthigt, auch nur ein Wörtchen oder einen Gedanken über das Verhältniß einfließen zu lassen, in welches er diese „Ewigkeit“ zu den Bedingungen des zeitlichen Lebens zu setzen gedenkt.

Gretchen erscheint unserm Autor als ein reich ausgestattetes Naturwesen, das die Natur ebenso wol in ihrer Beschränktheit als in ihrer Güte vertritt und, von den geistig-sittlichen Gewalten der Gesellschaft nur ganz oberflächlich berührt, dem ersten Ansturm des durch die Sinne mächtig unterstützten Gefühls unterliegt. Treffend ist namentlich die Bemerkung, daß man nicht vom Schicksal Gretchen's sprechen dürfe wie von einem Symbol der Tragödie ihres Geschlechts, als wäre es des Weibes Bestimmung; sich den Herzensbedürfnissen fahrender Venies zu opfern. Die Darstellerinnen aber mögen die Konsequenzen der Kreyßig'schen Auffassung für ihr Spiel zu ziehen versuchen. Gretchen darf nicht mit jener Naivetät gespielt werden, in welcher sich Sentimentalität und Kletterie nur schlecht verkleiden, nicht als ein Gänschen, das gar nicht weiß, was sie thut, und vor lauter Unschuld zu Fall kommt, sondern als ein kernhaftes, frisch sinnliches Mädchen, das ihrem Gefühl ohne Moralbedenken folgt und gerade die Schwächen weiblicher Natur durch die Frische des Colorits, mit welcher es sie ausstattet, in eine hervorragende Beleuchtung rückt.

Was nun schließlich die Vorzüge des Kreyßig'schen Stils anbetrifft, so bestehen sie in der Durchsichtigkeit und Wärme, in dem ästhetischen Gleichmaß der Darstellung, die nur sehr ausnahmsweise in den bei derartigen Commentaren üblichen Gallimathias verfällt und sich auch von der Vieldeklarerei möglichst fern hält. Ohne einige Jongleurkünste der Auslegung geht es freilich bei dem zweiten Theil von Goethe's „Faust“ nicht leicht ab; darum ist dieser auch ein Lieblingsstücken für Gelehrte, Kusthändler und Compagnie.

Rudolf Gottschall.

## Skizzen und Bilder von Stadt und Land.

(Beschluß aus Nr. 15.)

4. Daheim und draußen. Bunte Bilder von F. Tessing. Berlin, Springer. 1865. Gr. 8. 1 Tlfr. 22½ Ngr.

Ein dicker Band voll glänzend geschriebener Feuilletonartikel, die mit ihren leichten Witzspielen, ihrer feinen Satire und eleganten Tournüre gewiß manchen von den langweilig-ernsten Tiraden der Leitartikel oder den nichts-sagend-hochtönenden Berichten der Correspondenten in dem obern Stock der Zeitungen ermüdeten Leser erfrischt und in bessere Laune versetzt haben. Ob ihnen dies unbestreitbare Verdienst auch jetzt noch zukommt, wo sie in drohend geschlossener, fast unabsehbarer Reihe vor uns aufmarschiren? Wir hegen leise Zweifel, wenigstens wenn wir von uns selbst auf andere schließen dürfen. Der Mensch lebt nicht vom Brode allein; aber noch viel weniger von Confect und süßem Schaum. Wir haben nichts dagegen, daß ein Feuilletonartikel seine Bestimmung darin sieht, vermüthete Gaumen zu kitzeln; aber wenn wir ein ganzes Buch verbauen sollen, verlangen wir einfache und solide Speise, sonst verderben wir uns den Magen und verlieren den Appetit vor der Zeit. Fünfhundert

Seiten voll ebenso witziger als der Natur der Sache nach oberflächlicher Betrachtungen im Anschluß an zum Theil halb vergessene Tagesfragen und Ereignisse, oder an locale, dem auswärtigen Leser gleichgültige oder unverständliche Verhältnisse — wer hat Lust und Muth sie durchzulesen, als höchstens ein gewissenhafter Recensent? Wol hat der Verfasser selbst das Bedürfnis empfunden, sich darüber zu rechtfertigen, daß er „mit Hilfe eines Verlegers einen großen Theil seiner Familie, die an verschiedenen Orten daheim und draußen zerstreut war, um sich versammelt und durch den schließenden Einband ein Band um alle Genossen gefchlungen hat“. Wir begreifen diese Freude an der geistigen Vaterschaft bei dem Verfasser, bezweifeln aber sehr, ob der Leser sein Interesse an den Kindern theilen wird. Was der erstere für sein Buch anführt, ist nach seinem eigenen Geständnis nur eine *captatio benevolentiae*. Den einzigen stichhaltigen Grund für den Wiederabdruck und die Zusammenstellung dieser Aufsätze, den dauernden innern Werth derselben, übergeht er weislich mit Stillschweigen. In der That können wir denselben bei aller Achtung vor dem reichen Geiste und der glänzenden Darstellungsgabe des Verfassers nicht als vorhanden anerkennen. Die Artikel kommen uns vor wie schöne Blumen, die man, als sie fast verblüht, abgeschnitten und nun, nachdem sie ihren Duft verloren, zu einem halbwelken Strauß geordnet hat. Der Verfasser meint, sie hätten von den Wellen der Spree, der Seine und der Themse einen erfrischenden Hauch empfangen. Aber wirken die Dünste, die von diesen Flüssen innerhalb der großen Centra des Lebens an ihren Ufern aufsteigen, wirklich so erfrischend? Und wenn auch, ist das ein Grund, uns die Todten vorzuführen, die, wie er selbst sagt, das lebendige Wasser wieder ausgeworfen habe?

Der Verfasser hat sich dem seit einiger Zeit in Berlin mit großem Erfolge cultivirten, schillernden und blühenden Familienstil der Franzosen in hohem Grade zu eigen gemacht. Er schlägt die geistige Volte mit einer Virtuosität, wie uns dergleichen diesseit des Rhein noch nicht vorgekommen ist. Er setzt die gefährlichsten Titel an die Spitze seiner Aufsätze: Titel, bei denen man gleich an einen Proceß, Gefängnißstrafe und zurückgewiesene Nichtigkeitsbeschwerden seitens des Obertribunals denkt, und schlägt dem Staatsanwalt im Texte hernach die ergößlichsten Schnippchen, sodaß selbst ein Fouqué mit langer Nase wieder abziehen müßte. Wer sucht in der That in dem „Schmerzschrei der kleinen Herren“ eine statistische Darlegung, daß von den Militärpflichtigen des potsdamer Regierungsbezirks im Jahre 1858 nicht weniger als 2639 unter dem Maße waren, nebst einer Ermahnung, die flaubigen Straßen der Hauptstadt von des Heiligen römischen Reichs Streusandbüchse öfter und wirksamer zu besprengen? Wer in dem „Berliner Jockeyclub“ eine Empfehlung des Instituts der Dienstmänner? Wer in den „Anarchischen Bewegungen“ eine Philippica gegen das zu schmale berliner Trottoir? In dem ominösen „Il y a des juges à Berlin“ eine Betrachtung über die große Anzahl der Stadtgerichtsräthe? Auch in weniger

bedenklichen Fällen liebt der Verfasser die gesuchten Titel. Ein Komet ist ihm „Ein hoher Reisender“, die Indogermanen vor der Völkertrennung „Eine glückliche Familie“, eine Photographie von A. von Humboldt's Stubirube „Der Geist im Zimmer“, zwei Nilperde mit ihrem Wärter „Casanova und die Ägypter“ u. s. w. In „Vius IX. und ein Kurfürst“ finden wir gar eine begeisterte Anpreisung der Prophezeiungen des Nostradamus, von dem der Verfasser ein gläubiger Verehrer zu sein scheint.

Es ist eine Eigenthümlichkeit solcher aus Witzentwerfen bestehender Geistesproducte, erst nach langer Einleitung auf allerlei Umwegen zu dem Hauptgedanken zu kommen, denn nicht das Was ist ihnen die Hauptsache, sondern das Wie. Aber wer mag ein Buch lesen, das alle zehn Seiten mit einer halb so langen Einleitung von vorn anfängt? Eine Menge winziger Körperchen mit ungeheuern Köpfen, und wie es denn bei solchen Mißgeburten zu geschehen pflegt, doch nur ein Theil des mächtigen Schädels mit Gehirn ausgefüllt: man mag einige wenige der wunderlichen Gestalten mit dem pfliffen, zuweilen selbstam verzerrten Gesichtsausdruck mit Interesse betrachten, bald genug wird man des Schauspiels überdrüssig werden.

Gut angebrachte Citate sind eine treffliche Würze solch leichter literarischer Kost und unserm Verfasser stehen dieselben in solcher Anzahl aus den verschiedensten Quellen zu Gebote, daß wir sein treffliches Gedächtnis oder seine reiche Excerptensammlung à la Jean Paul bewundern. Dabei versteht es Leistung vortrefflich, die pedantische Form der wörtlichen Anführung zu vermeiden und durch seine Anspielungen wie auf den Lesern bekannt Dinge dem Selbstgefühl derselben zu schmeicheln. Auch wollen wir es ihm bei der Entstehungsart des Buchs nicht zu hoch anrechnen, daß dieselben Citate, Beispiel und Illustrationen nicht selten zweimal, in einzelnen Fällen dreimal wiederkehren (vgl. S. 98 mit 147 u. a. m.) Dagegen hätte er hier wie bei den zahllosen, meist trefflich gelungenen, zuweilen aber auch gesuchten und gezwungenen Wortspielen das *ne quid nimis* etwas mehr bedenken sollen.

Der Werth der einzelnen Artikel des „Daheim“, da heißt der Berlin betreffenden Aufsätze, ist außerordentlich verschieden: manche wie „Moderne Stenographie“, „Eife und Baumwolle“, „Die Montagesgäste“ u. s. w. sind alle leichteste Waare, andere wie „Der Mikrokosmos der Gegenwart“, „Lasterhafte Tugenden“ u. a. dagegen reich an treffenden Bemerkungen voll ernstem Inhalts in humoristischer Form. Die zahlreichen politischen Anspielungen haben jetzt zum Theil ihre Bedeutung und ihr Interesse verloren, zum Theil sind sie bereits fast unverständlich geworden. In dem „Ministerium der kalten Tage“ sieht der Verfasser, der Herr von Bismarck und Genoss mit dem rauhen Wetter verschwinden läßt, als schlechte Propheten erwiesen.

Das „Draußen“ spielt im Vergleich zum „Daheim“ wenigstens dem Umfange nach eine höchst unbedeutende Rolle, indem es kaum den fünften Theil des Be-

einnimmt. Der erste Artikel „Das kaiserliche Paris und seine Götter“ gibt uns nur zunächst eine Charakteristik der Weltstadt in dem neuen Kleide, welches dieselbe unter dem Regimente des Erwählten vom 2. December und seines Adligen Hausmann angelegt hat. Das alte historische Paris ist verschwunden. Licht, Luft und die alles verrathenden Spiegel sind die charakteristischen Zeichen der heutigen Stadt. Die Barricaden unmöglich zu machen, macadamisirt man die Hauptstraßen. Für die äußere Aufklärung geschieht alles, für die innere Erleuchtung nichts. Wie die heimische Presse, so werden die von außen kommenden Zeitungen auf das sorgfältigste überwacht, und „Le journal n'est pas arrivé aujourd'hui“ ist die gewöhnliche Antwort, die der Fremde auf seine Frage nach einer deutschen oder englischen Zeitung in den Cafés erhält. Den Kaiser selbst bezeichnet Lessing — wol nicht besonders glücklich — als den modernen Fabius Cunctator, behauptet, er schwankte beständig zwischen Ordnung und Anarchia hin und her und glaube das Volk glücklich zu machen, indem er ihm Wohlstand und materielle Freiheit gewähre, dagegen die geistige vernichte. Die Deutschen warnt er dringend vor dem „Fecht im Rasenpflaume“, dessen Namensschiffre NB er als NB, nota bene, deutet.

Die „Englischen Charakterstudien“ sind im wesentlichen eine Lobrede auf den englischen Nationalcharakter, in dem sich nach der Auffassung des Verfassers Nützlichkeit und Sittlichkeit, Reales und Ideales gegenseitig durchdringen und vereinigen sollen. Uns scheint, zumal nach der grellen Beleuchtung, die der englische Nationalcharakter nach mehr als einer Seite hin in den letzten Jahren erhalten, diese Auffassung selbst, mehr als für eine wahrheitsgetreue Charakteristik ersprächlich, Reales und Ideales in sich zu vereinigen. Wenn die Engländer das mächtigste Volk der Welt sind, so ist das neben den ausgezeichneten körperlichen und geistigen Eigenschaften ihrer Rasse vor allem ihrem gesunden Realismus zu verdanken, welcher sich in der großen Politik als der ausgeprägteste nationale Egoismus offenbart. Darüber ist längst kein vernünftiger und unbefangener Beobachter mehr im Zweifel, und ihr Geharn Italien, Dänemark, Polen und Nordamerika gegenüber hat neuerdings treffliche Illustrationen zu dieser Rationaltugend geliefert. Kommen ihre Handelsinteressen in Gefahr oder werden materielle Opfer verlangt, so kommt es ihnen ebenso wenig darauf an, ihre bisherigen Schützlinge zu verleugnen, wie mit dem Despotismus zu lächeln, oder mit den Sklavenbaronen zu sympathisiren, sobald ihre Baumwollindustrie bedroht ist. Fällt die Sache, mit der sie es gehalten, so sind sie die ersten, ihren Freunden das *vae victis!* in die Ohren zu donnern. Und wie es mit ihrer hässlichen Sittlichkeit bestellt ist, lehren uns die endlosen Skandalproceße, welche die londoner Blätter füllen. Ihre Freiheit wird freilich fast nur durch Sitte, Fortkommen und nationale Vorurtheile beschränkt; aber diese erweisen sich dafür als desto ärgere Tyrannen und bringen die Heuchelei und Intoleranz zur schönsten Blüthe. Wenn sogar ein Stuart Mill öffentlich erklärt und ge-

wissermaßen zu erklären gezwungen ist, daß er die Sätze der englischen Hochkirche oder, wie der Verfasser sie nennt, Postkirche Wort für Wort unterschreiben wolle, so kann sich ein ehrlicher Deutscher eines gewissen moralischen Efels unmöglich erwehren. Freilich in Bezug auf thatkräftiges Handeln, auf praktischen Sinn, auf Ordnung und Reinlichkeit sogar wie auf die Erziehung zum thätigen Leben können wir noch vieles von ihnen lernen, darin hat der Verfasser recht. Sonst aber, dünkt uns, sollten er und viele andere uns dies pharisäische Volk nicht allzu unbedingt als Muster hinstellen.

Der letzte Aufsatz „Loyale Poeten“ ist eine ziemlich unbedeutende Betrachtung über die letzten Reste walisischer Bardden und celtischen Bardengesangs, die der Verfasser auf einem Streifzuge durch Nordwales kennen lernte.

5. In den Boralpen. Skizzen aus Oberbayern von einem Süddeutschen. Drei Abtheilungen. München, Gummi. 1865. 8. 2 Thlr.

Wenn der Verleger der vorliegenden Schrift in seiner Ankündigung sagt, daß die darin enthaltenen Schilderungen sich durch Neuheit in der Darstellung, Frische, gesunden Humor und Gedankenreichtum vor allen ähnlichen Erscheinungen auszeichneten, so ist das, wenn wir auch die Anpreisung nicht unbedingt unterschreiben können, doch mehr als eine gewöhnliche Buchhändlerreclame. Ein eigenthümlich frischer und origineller Geist belebt die drei zierlichen Bändchen, von denen das erste uns von München die Isar aufwärts über die Mengerschwang bis zur Mündung der Loisach, dann längs der Ufer dieses Flusses bis nach Benedictbeuern und endlich wieder nach Lölz an der Isar führt, während das zweite Wanderungen längs der Amper vom Ammersee aufwärts zu ihrer Quelle im Hochgebirge und abwärts zu ihrer Mündung in der Ebene schildert, und das dritte ein Bild des freundlichen Starnbergersees und seiner Ufer, der Lieblingsommerfrische der Münchener, vor uns entrollt.

Der Verfasser hat, einem Rathe Petrarca's in seinen „Epistolae familiares“ folgend, seinen Namen verschwiegen. Ohne eine Indiscretion zu begehen, dürfen wir wol die Vermuthung aussprechen, daß es der eines bekannten münchener Gelehrten sein würde. Mit einer lebendigen Auffassung für das Naturschöne, mit einem feinen Kunstgefühl, mit einem scharfen Blick und mit lebhaftem Interesse für die mannichfaltigen Erscheinungen des Volkslebens verbindet er in Tiefe und Breite ausgebreitete historische Kenntnisse und gründliches Wissen in Bezug auf die vergleichende Sprachforschung. So folgen lebendige Naturschilderungen, historische Nachweisungen über Klöster, Schlösser und Städte, Beschreibungen von Ortschaften, Darstellungen von Volksszenen und Volkssitten einander im buntesten Wechsel. Nur die allzu speciellen Chroniken, in Betreff der Klöster zumal, hätten wir etwas abgekürzt gewünscht; aber der Verfasser meint, es gebe eben viele Leser, die an solchem Notizenkram Geschmack finden. Auch die geognostischen und paläontologischen Digressionen, resp. Phantastien (vgl. z. B. I, 134—135



die Charakteristik der Rokascheperiode) hätten wir, so lebendig sie geschrieben sein müßten, dem Verfasser gern erlassen; sie bilden ebenso wie die detaillirte Auseinandersetzung der Verdienste Fraunhofer's um die Optik und Mechanik doch gar zu unmotivirte Episoden. Aber der Verfasser folgt wol überhaupt gern dem Worte des Directors im „Faust“: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Deshalb schießt er in den erzählenden und beschreibenden Theil bald polemische Tiraden gegen politische und religiöse Parteien, gegen das Theater, dessen Zeit er vorüber glaubt, oder gegen Pensionsanstalten für junge Mädchen; bald literarisch-kritische Excurse, wie z. B. über das „Wessobrunner Gebet“, bald Auseinandersetzungen über die Pfahlbanten, bald wieder Skizzen aus der Edda und phantastische Visionen ein, zu denen die nordische Mythologie Namen und Gestalten geliefert. Der Stil ist scharf, knapp und anschaulich, ohne alle Uebertreibungen, zuweilen etwas zu abgebrochen und lakonisch. Von dem seine ira et studio will der Verfasser nichts wissen; was ihm nicht gefällt, wird ohne Umschweif verworfen. Er ist geistreich und witzig, aber sein Geist und Witz haben etwas Scharfes und Bitteres, das von dem rechten Humor weit abliegt. Nur für die schöne Natur zeigt er eine entschiedene Vorliebe, die ihn zuweilen in eine begeisterte Stimmung versetzt, welche er freilich bald genug selbst verpöthet. Von wohlthuernder Menschenliebe, die auch durch die schärfste Satire verführend hindurchblicken kann, haben wir wenig bemerkt. Nach rechts und links Fronte machend, gibt es kaum irgendeine bedeutende Richtung der Gegenwart, sei es auf politischem, religiösem oder socialen Gebiete, die er nicht Gelegenheit nähme, mit der ägenden Lauge seines Spottes zu begießen. Er will so wenig von der preukischen Spitze als den Verlinkern, wie von dem Soldatenspielen der Mittel- und Kleinstaaten etwas wissen, sowenig von der Fortschrittspartei, in der er freilich in schwer begreiflicher Verlehnung der Wahrheit nur die Vertretung der größten materiellen Interessen „der Bourgeoise“ sieht, noch von dem deutschen Reformverein etwas wissen; er ist kein Freund „der unheimlichen Macht der Kirche“, er verwirft ebenso wol „die parfümirten Drogen der katholischen Kirchenlehre im Gegensatz zur einfachen Wahrheit“, als die „von den ungeschlachteten sächsischen Doctoren angestiftete sogenannte Reformation“, welche letztere er weit unter den Jansenismus stellt! Er vergöttert „den unsterblichen Arouet“, vermuthlich, weil dieser, wie er selbst, polemisch gegen alles

Mögliche und für die Aufklärung in abstracto ankrat, obwohl der Voltaire'sche Deismus ihm im Grunde ebenso widrig ist wie alle bestehenden Formen des Christenthums. Denn der Verfasser steht auf dem Standpunkte des entschiedensten Nihilismus. In der ganzen Welt des Lebendigen sieht er nur the fleeting show, alles ist nur ein weesen- und zweckloses Spiel der Naturkräfte. „Ich bin“, apostrophirt er einen Todten, „der Staub, der wandelt und vom Lichte der Sonne beschienen wird; du bist der Staub, der einst gewandelt und dem das Licht der Sonne geschiene hat. Bald werden wir auch diesen geringen Unterschied voneinander verlieren, und wenn wir das Unglück hätten, dann noch denken und empfinden zu können, ein ungeheueres Gelächter über die große Verfrischtheit, in der wir herumgetrillt sind, aufschlagen.“ Aber es wird ihm selbst bange in dieser fürchterlichen Leere, die er um sich und vor sich sieht: „Irrwahn des Augenblicks“, ruft er, „komm uns zu Hülfe! Unsange uns mit dem Gaukelspiel von Ziel und Zweck!“

Aus dieser unglückseligen Ueberzeugung von der vollständigen Nichtigkeit alles individuellen Lebens erklärt sich der bittere, menschenfeindliche Ton, der überall zum Vorschein kommt. Denn wider seinen Willen empört sich sein Innerstes ebenso gewaltig gegen diese entsetzliche Lehre von der Bedeutungslosigkeit des eigenen Daseins und seiner vollständigen Vernichtung, wie bei allen Menschen von reichem Geist und tiefer Empfindung. So kämpfen Verstand und Gemüth einen schweren Kampf, und hinter der mephistophetisch lächelnden Maske gewahren wir unschwer den schmerzlich verzogenen Mund und das umflorte Auge. Wol mag uns des herrlichen Geistes jammern, der sich selbst zum Unglück und zugleich zur Unfruchtbarkeit verdammt, der den Quicksilver als das Höchste preisen und mit den Anhängern Buddha's nach der Seligkeit des Nirvana streben mag; aber wie er selbst im Anschauen der Wunder der Schöpfung sein System vergiftet und unkenntlich zum Spiritualisten wird, so wollen auch wir, seine Leser, uns in dem Genuße seiner plastischen Schilderungen nicht durch die bitteren, verletzenden Ausfälle stören lassen. Nur die Bemerkung können wir zum Schlasse nicht unterdrücken, daß, wenn der Verfasser auf dem betretenen Wege weiter wandelt, die Leser dieser Zeitschrift ihm wol nicht oft mehr begegnen, vielleicht aber die Wanderer im bairischen Hochgebirge ihn als Bewohner einer jener Klüften finden werden, deren Geschichte er uns in dem vorliegenden Buche erzählt.

Otto Springer.

## Seuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Dem Vernehmen nach wird die Deutsche Shakspeare-Gesellschaft, außer dem Shakspeare-Jahrbuch, auf dessen Verdienste wir in d. Bl. aufmerksam gemacht haben, ohne seine zu streng wissenschaftliche Einseitigkeit zu verschweigen, auch die populäre Seite ihrer Aufgabe von jetzt ab in Betracht ziehen und eine deutsche Volks- und Bühnenausgabe Shakspeare's zu veröffentlichen beginnen. Die Shakspeare-Gesellschaft lenkt damit in Bahnen ein, welche wir von ganz aus als wünschenswert

erkannt. Was Shakspeare als Dichter in seiner Zeit war, seine Originalität, seine Bedeutung für die eigene Nation, seine Stellung in der Entwicklung der Weltliteratur nachzuweisen, seinen Text zu revidiren, seine Textverfälscher zu controliren: das ist nur die eine Physiognomie des Jannstapfes, den die Gesellschaft repräsentirt, und zwar würde dies Geschäft, bei seiner philologischen Strenge und Abgeschlossenheit, keine fesselnde Anziehungskraft auf das große Publikum ausüben, so viel Reiz diese Feler der Shakspeare-Mysterien auch für die Eingeweihten

haben mag. Deshalb bildet die neuere vollständige Seite eine notwendige Ergänzung des Shakspeare-Cultus; es ist der Shakspeare, wie er auf der deutschen Bühne in der Gegenwart theils lebendig ist, theils Leben gewinnen soll. Und da es bei dem Unterschied der Zeiten und Bühnenumstände doch einmal unmöglich ist, aus den altbritischen Shakspeare zu gehen, wie er lebt und stirbt, mit all der Eigenthümlichkeit, die einem nicht altbritisch dressirten ästhetischen Gewissen bisweilen als Grimaue erscheint, so ist die Nothwendigkeit einer. scenischen Einrichtung allgemein theoretisch zugegeben und immer schon praktisch ausgeführt worden, sobald es sich dabei nicht um Principienfragen, sondern um ein Mehr und Minder der Zugschwärze handelt, die man entweder der Originalität des Dichters oder dem Zeitgeschmack zu machen hat.

Für eine solche Bühnenausgabe finden sich nun beträchtliche Vorarbeiten. Da sind die wissenschaftlichen Einrichtungen und Umarbeitungen Shakspeare'scher Stücke von Franz Dingelstedt, von Heinrich Laube, von Eduard Devrient, Karl Gutschow, Theodor Wehl, Julius Pabst u. a. Die Nothwendigkeit solcher Bearbeitungen hat sich stets den praktischen Bühnenleitern von selbst aufgedrängt. Haben wir doch in Schiller's „Macbeth“ den Beweis, daß auch unsere classische Literatur einen „Bühnen-Shakspeare“ für unerlässlich hielt. Und wir können nicht umhin, selbst auf die Gefahr, von den Nachzögern der romantischen Schule und den Shakspeare-Orthodoxen geteilt zu werden, die Schiller'schen „Macbeth“ ganz geeignet zu finden für die heutigen Zwecke unserer Bühne. Auch können wir die Befreiung einzelner Stellen, die wir als *adapta* betrachten, für den Akt auf den tragischen Gehalt des „Macbeth“ erklären, wie überhaupt die Energie des Shakspeare'schen Stils keineswegs durch den nicht minder energischen, wenn auch klareren und geschmackvolleren Stil Schiller's beeinträchtigt worden ist. Er sprechen natürlich immer von einer Bühneneinrichtung, nicht von einer Uebersetzung, von der wir im Gegentheil die ganze Treue bis auf das Costüm der Sprache und die nicht zu vernachlässigende Eigenthümlichkeit der Diction verlangen, sobald wir die Archaismen insoweit ihr Recht gewahrt wird, als die Rücksicht auf das Verständniß und den verschiedenen Sprachgebrauch irgend erlaubt. Die Genialität des Uebersetzers ist ganz andere, als die des Bearbeiters; sie beruht auf einer Vermittelung der glücklichen Inspiration, aus der die Sprache hervorgeht, auf einem Hineinleben in den fremden Dichter, dessen Eigenheit dann in seiner sprachlichen Wiederherstellung ungeändert erhalten sein muß.

Franz Dingelstedt, dessen Bearbeitung der Shakspeare-Stücke für die heutige Bühne zeigt, wie sich auch scheinbar Beschriebenes durch freie Behandlung, durch aufgesetzte Lichter, auch weitere Perspektiven und durch Anwendung unserer bereicherten sprachlichen Mittel dem Theater der Gegenwart assimiliren läßt, hat seiner Uebersetzung von Beaumarchais' „Figaro's Hochzeit“ (Hamburgvergrößerter Bändchen der „Bibliothek ausländischer Dichter“; Hildburghausen, Bibliographisches Institut) ein Vorwort vorausgeschickt, in welchem, abgesehen von dem geistvollen Charakteristik des Dichters und der Geschichte seines Lustspiels, auch nach den Einstellungen des Brachvogel'schen Romans doppelt willkommen sind, der Unterschied zwischen „Bearbeitung“ und „Uebersetzung“ scharf hervorgehoben ist. Dingelstedt ist dazu so besonnen, als er dasselbe Lustspiel, von dem er hier eine neue Uebersetzung bietet, vorher bereits für die deutschen Bühnen bearbeitet hat. Er erwähnt ausdrücklich in der Vorrede, „daß in der hier erscheinenden Gestalt das Stück zu einer Aufführung auf der deutschen Bühne nicht geeignet ist. Die Bearbeitung und eine Uebersetzung sind zwei sehr verschiedene, zum Theil sogar entgegengesetzten Zwecken dienende Werke. Wir haben uns, dem Lustspiel Beaumarchais' gegenüber, in beiden versucht, und wünschen, daß unsere Uebersetzung im lesenden Publikum ebenso freundlich möge aufgenommen

werden, wie es unserer Bearbeitung seitens des Theaterpublikums an mehreren Orten geschehen ist“.

Es muß schon für ein besonderes Glück gehalten werden, wenn in Deutschland nicht die Theaterzensur die Bearbeitung der ausländischen oder, was noch schlimmer ist, der einheimischen dramatischen Productionen übernimmt. Die österreichische Bühnencensur hat hierin früher Erstaunliches geleistet. So erfahren wir z. B. aus der „Neuen Freien Presse“, in welcher Gestalt im Jahre 1808 Schiller's „Cabale und Liebe“ am Burgtheater zur Aufführung gekommen ist. Aus dem Präsidenten wurde ein „Bicedom“, aus dem Hofmarschall von Kalb — ein „Obergarderobeknecht“ gemacht. Es muß besonders schön und ergreifend geklungen haben, wenn Ferdinand im letzten Act seine Luise dreimal fragt: Hast du den Obergarderobeknecht geliebt? Die bedenklichste Aenderung war aber offenbar die, daß Ferdinand in den „Kessen“ des Bicedoms verwandelt wurde, offenbar weil der Censur der Conflict zwischen Vater und Sohn zu grell und empfindlich erschien. Durch diese wohlwollende Aenderung, welche nur den respectus parentelae, nicht die Sohnespflicht verletzen ließ, brachte man aber einige Hauptscenen des Stücks um allen Effect. Dabei erfahren wir, daß die Scene, in welcher der Kammerdiener des Fürsten der Lady Milford die kostbaren Diamanten überbringt, auch noch gegenwärtig am Burgtheater ausfällt. Es wäre jedenfalls an der Zeit, diese brillante und wirksame Scene dem Schiller'schen Stücke wieder einzufügen. Wenn „Wallenstein“ und „Tell“ gegeben werden, wenn die Rebellion gegen das Haus Habsburg auf der Bühne zulässig ist, so kann man gar keinen Grund absehen, warum der gegen den früheren kleinstaatlichen Menschenvertrauf protestirende Kammerdiener von der Burg ausgeschlossen wird?

### Bibliographie.

- Alpenrosen. Illustrierte Zeitschrift für Haus und Familie. Herausgegeben unter Mitwirkung patriotischer Schriftsteller und Künstler. 18ter Jahrgang. 1866. 12 Hefte. Bern, Haller. Gr. 4. 2 Thlr.
- Andersen, A., Die deutschen Maler-Kadrier (peintres-graveurs) des 19. Jahrhunderts, nach ihren Leben und Werken. 1ster Bd. 1ste Hälfte. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Bergk, H., Die Kaiserin in Mexico. Große phantastische Oper von Carl Maria von Weber. Berlin, C. Neudruck. 8. 2 1/2 Thlr.
- Bogdanowitsch, W., Geschichte des Krieges im Jahre 1818 für Deutschlands Unabhängigkeit. Aus dem Russischen mit Genehmigung des Autors. 1ster Bd. 1ster und 2ter Abthl. St. Petersburg. Gr. 8. 6 Thlr. 26 Ngr.
- Bruckmann, C., Lebensbild eines christlichen Lebens aus dem 16. Jahrhundert. St. Gallen, Sanderberger. 1865. 8. 1 Thlr.
- Cajal, J., Die Unmöglichkeit als Gesellschaft. Kritische. Nürnberg, Elwert. 1865. Gr. 8. 5 Ngr.
- Franzen, J., Das stille Leben. Histor. Studien. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Frey, F. G., Hans Sachs. Dramatisches Gedicht. Augsburg, Schöffer. 16. 15 Ngr.
- Freytag, L., Preußens Ruhm. Drei politische Gedichte. Bremen. Gr. 8. 5 Ngr.
- Gegenwart und Zukunft, ein Jahrbuch. Halle, Friedr. 8. 2 1/2 Thlr.
- Glagau, D., Spaziergänge durch Land und Wald. Berlin, Lemke u. Comp. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Gassner, A., Der Polizei-Epion. Roman aus dem Leben eines Wiener Polizei-Agenten. 1 Bdg. Wien, Leß. 8. 1 Thlr.
- Heimwärts! Eine Geschichte aus unsern Tagen. Berlin, Wiegandt u. Grieben. 8. 26 Ngr.
- Holzer, T., Anna Luise Karschin. Eine biographische und literaturhistorische Skizze. Aachen, Dietz. Gr. 4. 8 Ngr.
- Humboldt, W. v., Die Künste. Einführung. Aachen, Greiner. 1865. 8. 16 Ngr.
- Kleinert, H., Goethe und Goethe's Frau. Vortrag. Berlin, Wiegandt u. Grieben. Gr. 16. 6 Ngr.
- Kavarny, B., Die Künste, die Kunst, die Wissenschaft. Socialpolitische Studien. Berlin, H. Schöner. Gr. 8. 1 Thlr.
- Krieger, H., Jäger v., Nützlichkeit in der Theaterwelt Wiens seit den letzten 50 Jahren. Wien, 1864. 8. 20 Ngr.
- Kröner, H., Jüngling-Gebirge. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 20 Ngr.
- Kuhn, G., Traurige Zeiten. Historischer Roman. Bern, Haller. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.
- Kurzer Taschenbuch auf das Jahr 1866. Begründet von S. Lantzenburg. In Verbindung mit Freunden fortgesetzt von F. Lantzenburg. 15ter Jahrgang. Bern, Haller. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Kuchel, J. v., Reisen durch Südamerika. 1ster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 3 Thlr.

# Anzeigen.

## Neuere orientalische Literatur

aus dem Verlag von  
F. A. Brockhaus in Leipzig.

**INDISCHE STUDIEN.** Beiträge für die Kunde des indischen Alterthums. Im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Dr. ALBRECHT WEBER. IX. Bd. 3 Hefte. 8. 4 Thlr.

Ein werthvolles Sammelwerk der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Sprache, Geschichte und Literatur des indischen Alterthums.

**GRAUL, CH. KURAL OF TIRUVALLUVER.** High-Tamil Text with Translation into Common Tamil and Latin, Notes and Glossary. Published after the Author's death by W. GERMANN. 8. 8 Thlr.

Diese Ausgabe erschliesst das altherühmte buddhistische Helden-  
gedicht der Tamulen durch beigefügte lateinische Uebersetzung, sowie durch Commentar und Glossar der nähern Kenntniss in der europäischen Gelehrtenwelt; ebenso ist es durch Hinzufügung einer Uebersetzung in das Vulgärtamilische ein nicht unwesentliches Mittel für vergleichende Sprachforschung.

**JÜLG, B. DIE MÄRCHEN DES SIDDHI-KÜR.** Kalmükischer Text mit deutscher Uebersetzung und einem kalmükisch-deutschen Wörterbuch. 8. 5 Thlr.

Die erste vollständige Wiedergabe in Urtext und Uebersetzung der für Geschichte und Sprache der mongolischen Völkerschaften wichtigen Märchensammlung des Siddhi-Kür; von um so höherm Werth, als hierbei zum ersten mal ein Wörterbuch der kalmükischen Sprache, dieses Schlüssels der eigentlich mongolischen Sprachen, geboten wird. Die Uebersetzung der Märchen erschien auch in besonderer Ausgabe unter dem Titel:

**KALMÜKISCHE MÄRCHEN.** Die Märchen des Siddhi-Kür oder Erzählungen eines verzauberten Todten. Ein Beitrag zur Sagenkunde auf buddhistischem Gebiet. Aus dem Kalmükischen übersetzt von B. JÜLG. 8. 24 Ngr.

Diese Einzelausgabe wird allen Sammlern und Freunden von Sagenliteratur erwünscht sein.

**LAUTH, F. J. MANETHO UND DER TURINER KÖNIGSPAPYRUS.** Unter sich, mit den Denkmälern und andern Urkunden verglichen und kritisch geprüft. Der 30 Dynastien Manetho's erste Hälfte: von Menes bis Amosis. Mit 10 Taf. und 1 Titelbilde. 8. Autogr. 3 Thlr. 10 Ngr.

Forschungen über den monumentalen Nachweis der Continuität in Manetho's Königsliste, von höchster Wichtigkeit als Grundlage für die älteste Geschichte Aegyptens und damit zugleich der gesamten Menschheit.

**LAUTH, F. J. LES ZODIAQUES DE DENDERAH** Mémoire où l'on établit que ce sont des Calendriers commémoratifs de l'époque gréco-romaine. Avec 7 planches dont 2 coloriées. 4. 4 Thlr.

Die grosse Frage einer Bestimmung der Chronologie der ägyptischen Geschichte wird durch diese Arbeit ihrem Ziele wesentlich näher geführt, indem der Verfasser an dem berühmten monumentalen Thierkreis von Denderah die Grundlage aller Chronologie gewinnt nämlich das ägyptische Jahr nachweist und die zwölf Monate mit ihre Symbole, die fünf Epagomenen und ihre Embleme, sowie die höchst wichtigen Vierteltag aufzeigt.

**KREMER, A. VON. DIE HIMJARISCHE KASIDE** Herausgegeben und übersetzt. 8. 20 Ngr.

Arabischer Text und deutsche Uebersetzung eines besonders achtung verdienenden arabischen Gedichts von Nuwān Ibn Sa'id B. Sa'd Ibn Abi Himjer el-Himjerij, eines Sprösslings des Hauses der Fürsten von Marād, der Herren von Amrān.

**KREMER, A. VON. ÜBER DIE SÜDARABISCHE SAGE** 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ursprünglich nur zu einem Commentar der Himjarischen Kaside bestimmt, hat sich diese Arbeit zu einer Abhandlung über die Völkerverhältnisse von Südarabien erweitert, nach vielfach neuen Quellen reiches Material zur Kenntniss der Geschichte, Ethnographie und Sprachlehre.

### Renan's neues Werk.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

### Die Apostel.

Von

Ernest Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

In 6 Lieferungen zu je 5 Ngr.

Gleichzeitig mit dem französischen Original erhält das deutsche Publikum die erste Lieferung des mit so großer Spannung erwarteten neuen Werks von Renan, dem weltberühmten Verfasser des „Leben Jesu“, in einer von diesem autorisirten deutschen Uebersetzung. Es führt den Titel: „Die Apostel“, und wird bei den Freunden wie bei den Gegnern Renan's dasselbe epochemachende Aufsehen erregen, wie sein „Leben Jesu“. In Gewissheit eines ebenso umfassenden Absatzes wurde der Preis der deutschen Ausgabe äusserst niedrig gestellt.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und gleich den übrigen Lieferungen, welche rasch aufeinander folgen werden, in allen Buchhandlungen zu haben.

Bei Otto Wigand in Leipzig sind soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

### Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie.

Von

Ludwig Feuerbach.

Gr. 8. 1866. 1 Thlr. 20 Ngr.

### Der Ursprung der Götter

nach den Quellen des  
classischen, hebräischen und christlichen Alterthums

Von

Ludwig Feuerbach.

Gr. 8. 1866. 2. Aufl. 2 Thlr. 10 Ngr.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 17. —

26. April 1866.

Inhalt: Zur Literatur über Dante und Petrarca. Von Theodor Maur. — Neue Novellen. Von Rudolf Gottschall. — Zur Culturgeschichte Polens. Von Hans Prug. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Zur Literatur über Dante und Petrarca.

1. Dante Alighieri's Leben und Werke. Von Franz X. Wegele. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Dante's Bildniß nach Giotto. Triest, Rautke. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Von allen Schriften über Dante, welche das verflossene Jahr der Säcularfeier bei uns in Deutschland, theils neu, theils wiederum aufgelegt, zum Vorschein gebracht hat, ist ohne Frage am bedeutendsten die zweite, mit Recht als vermehrt und verbessert angekündigte Ausgabe der Biographie und literarhistorischen Darstellung des Dichters von F. X. Wegele. Was dem Werke bei seinem ersten Erscheinen einen hervorragenden Werth sicherte, war der Umstand, daß der Verfasser sich lediglich auf den wissenschaftlichen Standpunkt stellte und von diesem den Gegenstand nach allen seinen organischen Bestandtheilen im Zusammenhang, als ein Glied in der Kette der gesammten Cultur-Entwicklung, zur Anschauung brachte. Auch die literarische Würdigung, so gesüßentlich sie der Verfasser anstellte, gewann durch diese Art der Behandlung einen festen Boden, da die eigenthümliche Schönheit von Kunstwerken sich niemals losgelöst von dem geschichtlichen Ursprunge ihrer Schöpfer und für sich betrachten lassen wird. Indes soll hier nicht von der Vortrefflichkeit des Werks im allgemeinen, die bekannt ist, sondern nur von dem Verhältnisse der vorliegenden zweiten Ausgabe zur ersten, im Jahre 1852 erschienenen, die Rede sein.

Im großen und ganzen ist das frühere Gerüst des Werks unberührt stehen geblieben; in der Ausführung dagegen sind einige Abschnitte wesentlich umgestaltet, und in unzähligen Einzelheiten zeigt fast jede Seite die vorsichtig nachbessernde Hand. Das letztere ist sogar vielfach am Stile, unter andern daran sichtbar, daß eine Menge in der ersten Ausgabe ohne Noth gebrauchter Fremdwörter ausgeschieden sind. Die seither erschienenen Arbeiten über Dante oder über das Zeitalter desselben, sowie manche früher noch unberücksichtigt gelassene, hat der Verfasser gründlich verarbeitet und die gewonnene Ausbeute für seine Arbeit sich zu Nutzen gemacht. Dahin gehören E. Segel's Werk über die Städteverfassung Italiens, Toschi's „Ge-

schichte Bonifaz' VIII.“ und Fraticelli's „Vita di Dante“. Diesen und andern verbankt die zweite Ausgabe manche Erweiterung, Berichtigung und urkundliche Begründung. Andererseits hat der Verfasser, hier noch sorgfältiger und tiefer eingehend als früher, die verschiedenen Schriften Dante's ihrem Ideengehalte nach miteinander verglichen; dies ist unter andern bezüglich der politischen Partien der Schrift über die Monarchie, des „Convito“ und der „Commedia“ der Fall. Außerdem finden sich Breiten der Darstellung verkürzt, manches ganz beseitigt oder in die Anmerkungen verwiesen, oder auch neu hinzugefügt, z. B. am Schlusse des Werks die Erörterung der Fragen, wie sich Dante zur gegenwärtigen nationalen Bewegung des italienischen Volks verhalte und inwieweit seine Anschauung von der Entwicklung der Kirche und des Papstthums eine unbefangene, streng geschichtliche sei. Eine sehr schätzenswerthe Bereicherung der zweiten Ausgabe sind ferner die Regesten zu Dante's Leben und das darauffolgende Namenregister.

Was nun die wesentlichen Umgestaltungen betrifft, so greifen sie hauptsächlich in das Verständniß der ideellen Beziehung der „Vita nuova“ zum „Convito“, dann in die Auffassung der Tendenz und Grundidee der „Commedia“ ein. Früher bekannte sich der Verfasser zu der Witten'schen Annahme eines Conflicts zwischen Glauben und Wissen, zwischen der unbefangenen kindlichen, religiös-glänzigen und der zu selbständigem Denken gelangten philosophischen Ueberzeugung bei Dante unmittelbar nach dem Tode Beatricens; er faßte demgemäß die in der „Vita nuova“ geschilderte und beklagte und im „Convito“ nochmals angedeutete Untreue gegen die aus dem Leben geschiedene Jugendgeliebte symbolisch als die Abwendung von der göttlichen zur weltlichen Erkenntniß auf und sah dann mit Witte ebenso in der reinigen Wiederkehr zur verklärten Beatrice auf der Höhe des „Purgatorio“ die bewusste Verleugnung der Weltweisheit und die Rückkehr zum Glauben der Offenbarung. In der neuen Ausgabe gesteht der Verfasser ein, daß er nicht mehr den Muth habe, sich zu dieser Annahme zu bekennen, ja, er geht so weit, zu bezweifeln, daß Dante je sich einer Philosophie

hingegen, die einen autonomen Standpunkt für sich in Anspruch nahm und sich im Gegensatz zur Theologie und Offenbarung bewegte. Es wäre eine ebenso schwierige Aufgabe, diesen Zweifel zu begründen, wie denselben zu widerlegen, und es soll hier weder das eine noch das andere versucht werden; dagegen trete ich dem Verfasser ohne Rücksicht darin bei, daß bei sorgfältigster Erwägung aller einschlagenden Momente die symbolische Deutung jenes Abfalls nicht haltbar, statt dessen alles einfach, natürlich und menschlich als die Darstellung einer vorübergehenden Untreue gegen das Andenken der wirklichen Geliebten, deren geistige Erscheinung ihm dann um so verkärter entgegentritt, aufzufassen sei, und daß der Dichter erst hinterher die Rückbeziehung auf die vergessene Geliebte, zum Zwecke der Popularisirung des philosophischen Materials, in den Anfang seines „Convito“, „hineingeheimnigt“ habe. Auch Witte selbst kam dieser unmittelbarer Auffassung des Verhältnisses im allgemeinen, in den Anmerkungen zur zweiten Auflage der „Lyrischen Gedichte“ Dante's, schon nahe genug. Damit hängt denn weiter eine veränderte Ansicht von der Zeit der Abfassung der „Vita nuova“ zusammen; während der Verfasser früher für die Dauer dieser Jugendliebe, für Abfall und Rückkehr, welche in dem schmalen Raume des Werthens zusammengebrängt sind, naturgemäß eine Reihe von Lebensjahren des Dichters annehmen, deshalb auch eine viel spätere Abfassung, nämlich unmittelbar anschließend an den Beginn der „Commedia“ im Jahre 1300, folgern mußte, verlegt er nun die Vollendung des Haupttheils in das Jahr 1292 und betrachtet den Schluß, welcher von den Pilgerzügen nach Rom und von der Vision spricht, als spätere Zuthat. Zu dem letztern ist er genöthigt, indem er die Pilgerzüge mit der Jubiläumsfahrt des Jahres 1300, die Vision mit dem Gegenstande der „Commedia“ identificiren zu müssen glaubt. Beides erscheint indeß nicht geboten: über jenes habe ich mich anderswo kurz ausgesprochen (Ueber die Quellen zur Lebensgeschichte Dante's) und sehe keinen Grund, davon abzugehen; was das Verhältniß der beiden Visionen betrifft, so bestreite ich die Identität derselben allerdings insofern, als ich in der einen nur die Andeutung der frühesten Conception, ohne deutlich erkennbare Umriffe und bestimmte chronologische Anlehnung, in der andern dagegen die fest und sicher ergriffene planvolle Ausführung erblicke, und finde einen Beleg dafür unter anderm in der schlichten Versicherung Dante's am Ende der „Vita nuova“: „E di venire a ciò io studio quanto posso.“ Diesen Unterschied halte ich für wesentlich und meine, daß die Hypothese einer spätern Zufügung des Schlußes unnöthig, derselbe vielmehr mit der ganzen Dichtung in das frühere Jahr zu stellen sei.

Die andere wesentliche Umgestaltung betrifft die Ansicht von der Grundidee der „Commedia“, insofern sie sich aus der Deutung des einleitenden ersten Gesangs ergibt. Früher sagte der Verfasser den dunkeln wilden Wald, in welchem der Dichter sich verloren, als das von Gott abgewandte sündige Leben, die Rettung Dante's aus demselben als seine Heimkehr auf den Weg des christlichen Heils auf:

jetzt hat er die einerseits zu allgemeine, andererseits zu beschränkte Annahme einer allegorischen Darstellung der Seelengeschichte des Dichters zur Anschauung eines poetischen Weltgerichts, ebenso wol in allgemeiner Fassung wie in specieller Beziehung auf jenes Zeitalter, erweitert. Die persönlichen Schicksale des Dichters erscheinen ihm nun als das Untergeordnete, dieser selbst vielmehr als der Vertreter der ganzen Menschheit. Es muß auffallen, daß einer solchen Erweiterung gegenüber der Wald lediglich den durch den Sturz des Kaiserthums und die Entartung des Papstthums zerrütteten Zustand der damaligen Welt bedeuten und die drei Thiere wiederum durchaus keine politische, sondern nur die allgemeine moralische Bedeutung der drei Laster haben sollen. Offen gestanden, das scheint mir nicht übereinstimmend mit der eigenen Aussprache des Dichters und der durchgreifenden Haltung seines Gedichts. Ich glaube, man irrt nicht, wenn man bei allen hervorragenden Gestaltungen in demselben einen Doppelsinn findet, einen allgemeinen und einen besondern, und so scheinen mir Wald und Thiere zugleich einerseits das gottverlassene Leben und die Hauptlaster, andererseits, gewissermaßen näher angesehen, die Verwirrung der damaligen Politik und die Hauptfactoren derselben — von dem Standpunkt Dante's —, Florenz, Frankreich und die römische Curie, symbolisch darzustellen. Nur dürfte man nicht so ins Specielle gehen, daß man z. B. den Löwen geradezu schon auf die Person des Karl von Valois beziehe, was allerdings schlecht zu dem feststehenden Zeitpunkte der Vision passen würde; dagegen kann doch nicht geleugnet werden, daß Frankreich dem Dichter schon seit Jahrzehnten das fertige Bild der Tücke und Gewaltthätigkeit darbot. In ähnlicher Weise läßt sich meines Erachtens der Doppelsinn an Virgil, an Beatrice nachweisen, und ebenso an dem noch unerklärten Veltro, dem gegenüber auch der Verfasser im Schwanken bleibt, wenigstens vermuthen. Uebrigens verfährt derselbe in seinen Auslegungen außerst scharf, läßt sich keinen Umstand entgehen und sieht dem Dichter bei der Zusammenfügung seines Allegorienwerks sehr aufmerksam auf die Finger. Ueberhaupt schreitet er in der Forschung wie in der Darstellung so sichern Wegs, daß auch da, wo man ihm nicht bestimmen kann, die Erwägung seiner Gründe reiche Frucht trägt.

Schließlich im Interesse einer gewiß nicht ausbleibenden dritten Auflage noch einige kurze Bemerkungen und Berichtigungen. In der Anmerkung S. 49 wäre wol hinzuzufügen, daß die vorhandene italienische Uebersetzung des Brunetto Latini'schen „Trésor“ von einem Zeitgenossen des Autors, Namens Giamboni, herrührt. Auf S. 58 findet sich die Angabe, Dante's Familie sei „wahrscheinlicher lombardischen (b. i. als römischen), jedenfalls wol deutschen Bluts“ gewesen; dazu aber fehlt jeder Nachweis. Dann ist auffallend, daß der Verfasser bei der Darstellung der Ereignisse in Florenz, welche die Verbannung Dante's zur Folge hatten, wie in der ersten Ausgabe, so ausschließlich dem Berichte des Dino Compagni folgt, daß er die widersprechenden und ergänzenden Mittheilungen in der „Vita“ des Leonardo Bruni weder aufnehmend noch wider-



legend berücksichtigt, sondern, abgesehen von zwei unwichtigen Hinweisen darauf, vollkommen ignoriert, ganz wie auch Floto in seiner Biographie Dante's gethan. S. 394 ist aus Versehen Lucia, anstatt die Jungfrau Maria, als die zuerst zur Rettung Dante's Anregende genannt, während die betreffende Terzine der „Commedia“ selbst, welche darüber keinen Zweifel läßt, auf S. 436 in den Anmerkungen abgedruckt ist. Ferner stimmen die Verweisungen auf Kapitel aus Malespini S. 21, 69, 70, 75 nicht mit den gangbaren Ausgaben des Chronisten überein. Dann sind eine Anzahl Druckfehler aus der ersten Auflage in die neue herübergekommen: so S. 299, Anm. 2, in der Briefstelle von Dante: *communicat* und *lamare*, statt: *commacolat* und *laniare*; S. 523: Wilhelm dem Guten, statt: Wilhelm der Gute; S. 550, Anm. 2, in der Textstelle aus Dante's „De Monarchia“: *discuplis*, statt: *discipulis*; S. 575, Anm. 1, in der Stelle aus Macchiavelli's „Ist. flor.“: *disegrare* und *sear*, statt: *disegnasse* und *lar*; und Anm. 2, in der Stelle aus Macchiavelli's „Discors.“: *nitirata*, statt: *ritirata*.

Das vor dem Titel beigelegte Jugendporträt des Dichters nach Giotto's Freske ist leider keine Zierde des Werks, und hätte der Verleger besser gethan, für einen bloßen Umriss des Profils zu sorgen, als die herrlichen Züge durch verfehlte Schattirung verderben zu lassen; auch würde bei einer Wiederholung für fernere Ausgaben die Richtung des Kopfs, dem Original gemäÙ, nach der entgegengesetzten Seite zu nehmen sein.

2. Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Erster Theil. Die Hölle. Neue durchgesehene und berichtigte Ausgabe nebst einem Porträt Dante's, einer Karte und zwei Grundrissen der Hölle. Leipzig, Teubner. 1865. 8. 2 Thlr. 20 Ngr. \*)

Diese neue Ausgabe des als ausgezeichnet anerkannten Werks bietet zunächst den deutschen Dante-Freunden den Vortheil eines bedeutend ermäßigten Preises, ungeachtet der Ausstattung gegen die frühere, wenn auch compendioser, an Gelehrtheit und Eleganz nicht zurücksteht. Die Karte und die zwei Grundrisse der Hölle sind geblieben, die sonstigen Kunstbeilagen der alten Ausgabe dagegen mit einer schön ausgeführten Copie des Dante-Jugendporträts von Giotto vertauscht, an welchem nur ein fremdartig harter Zug am Auge auszusagen sein möchte. Was das Verhältniß des Werks selbst zur früheren Ausgabe betrifft, so erklärt der Verfasser in der Vorrede, daß er keine förmliche Uebersetzung beabsichtigt, sondern bloß offensichtliche Irrthümer beseitigt und die nach den neu erschienenen Quellen und Forschungen nothwendig gewordenen Zusätze und Aenderungen gemacht habe. Der Text der Uebersetzung ist fast durchaus unverändert geblieben, was gewiß jeder, der sie genau kennen zu lernen Gelegenheit hat, gutheißen wird. Zu den wenigen Verbesserungen gehört die in Gesang 2, V. 42, wo das *alcuna* endlich affirmativ gefaßt ist, wogegen sich der Verfasser in

der frühern Ausgabe sträubte; dagegen ist es wol nicht zu billigen, daß derselbe in Gesang 1, V. 60 und Gesang 5, V. 28 dabei stehen geblieben ist, das *laco* und *muto* des Originals nicht wörtlich zu übersetzen, wie mit Recht Witte in seiner Uebersetzung gethan, da Begriff und Eindruck beider Wörter bei den Italienern wie bei uns Deutschen gewiß dieselben sind, also der Dichter diesen frappanten Wechsel der Vorstellung, wie in andern Fällen, offenbar beabsichtigt hat. Die vorhandenen Textverbesserungen sind dem Sinne nach meistens nach Anleitung Blanc's („Versuch einer bloß philologischen Erklärung u. s. w.“) vorgenommen worden.

Bedeutender erscheinen die Aenderungen in den erklärenden Anmerkungen, die bekanntlich zusammen den vollständigen, gründlichsten, in der Ansicht unbefangenen Commentar zur „Göttlichen Komödie“ bilden, welchen, wenn nicht die neuere Dante-Literatur überhaupt, so doch die deutsche aufzuweisen hat. Hier ist vor allem die von der frühern abweichende Auffassung in den beiden Notizen zu „Hölle“, Gesang 1, V. 12 und Gesang 2, V. 20, in welchen die Deutung der grundlegenden Allegorie des ganzen Gedichts enthalten ist, zu beachten. In der alten Ausgabe waren die moralische und die politische Deutung als gleichberechtigt nebeneinander aufgestellt, während in der neuen die moralische den Vorrang vor der andern erhält, in Anlehnung an Dante's eigene Ansage in seinem Briefe an den Fürsten von Verona. Dann wird das Verhältniß der allegorischen Beatrice zu den beiden himmlischen Frauen, deren der zweite Gesang erwähnt, genauer bestimmt und die *donna gentil* nicht mehr als die schöne Frau, die den Dichter der Jugendgeliebten untren macht, allegorisch die Philosophie, sondern als die Jungfrau Maria verstanden. Viele der übrigen Anmerkungen sind, besonders ihrem zeitgeschichtlichen Inhalt nach, aus den in den letzten Jahren veröffentlichten Commentaren des 14. Jahrhunderts ergänzt. Namentlich ist Francesco da Buti berücksichtigt worden; indeß nicht in allen Fällen, wo es vielleicht erforderlich war. So ist Gesang 22, V. 89, Anm. 11 bezüglich des Michael Janche wörtlich die frühere Mittheilung wiederholt, daß der Genannte die Frau des gefangenen Königs Enzo geheirathet, und es dem Verfasser nicht gelungen sei, ein Mehreres, das ihm zur Last falle, aufzufinden, während gerade Francesco da Buti an der betreffenden Stelle berichtet, daß M. Janche durch Betrug und Bestechung, während der Gefangenhaltung Enzo's in Bologna, sich die Herrschaft über Sardinien zu sichern gewußt habe. Zu Gesang 27, V. 66, 110 in Anm. 13 ist ebenfalls wieder aufgenommen, daß G. Villani nichts von der Theilnahme Guido's von Montefeltro an der Einnahme Preneſinas durch betrügerischen Rath wisse; das konnte indeß nur von der Editio princeps (1537) gesagt werden, nicht von den spätern Ausgaben, welche allerdings eine dahin lautende Stelle haben. Dagegen bedurfte es, glaube ich, einer Begründung, warum in der historischen Skizze zu Gesang 6, Anm. 7 die frühere Angabe, daß zur Zeit Dante's in Florenz sechs Prioren die Regierungsgewalt übten,

\*) Zweites ist auch der zweite Theil des Werks: Das Segener von D. Med.

aufgegeben und die Zahl dieser verdoppelt worden. Sollten nämlich auch die urkundlichen Beweise für die Sechszahl nicht vollkommen feststehen, so lassen sich deren doch für die Zwölfszahl beim Beginn des 14. Jahrhunderts meines Wissens noch viel weniger finden. Sehr passend ist jetzt am Schlusse des siebenten Gesangs die richtige Auffassung der „Trägen im Borne“ geltend gemacht worden, gegenüber der entschieden irrthümlichen Ansicht, daß hier von den Trägen überhaupt die Rede sein solle. Außer diesen Einzelheiten zu künftiger Verbesserung noch zwei Druckfehler. Im Texte der Uebersetzung, Gesang 7, V. 124, ist aus der frühern Ausgabe das fehlerhafte „und“ statt: „uns“ in die neue herübergekommen, und S. 144, Anm. 6 das in der ersten Ausgabe richtig gegebene „sul“ in das verkehrte „sul“ umgeändert worden.

3. Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Uebersetzt von Karl Witte. Berlin, v. Deder. 1865. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Zu den zahlreichen ältern und jüngsten Uebersetzungen der „Göttlichen Komödie“ gesellt sich nun noch diese des hervorragenden deutschen Dante-Forschers, die demnach schon um des Namens ihres Verfassers willen die größte Beachtung verdient. Der Leser kann sich hier von vorn herein eines guten Grundes und Bodens versichert halten und mit vollem Vertrauen dem Texte der Uebersetzung, sowie den beigegeführten Erläuterungen folgen. In der bündig abgefaßten Einleitung, welche den Charakter des Zeitalters, die Lebensentwicklung Dante's und die Grundidee der „Göttlichen Komödie“ im Verhältniß zu den andern Hauptwerken desselben entwickelt, hält sich der Verfasser überall vorsichtig an die eigenen Worte des Dichters und entwirft ein einfaches und klares Bild, das zusammen mit den knapp gehaltenen, doch für den wirklichen Bedarf erschöpfenden Texterklärungen am Ende des Bandes dem Laien in der Dante-Literatur ein vollständiges, gründlich gesichtetes Material zur Belehrung bietet. Nirgends scheint mir die kirchliche Stellung Dante's treffender als hier mit den Worten ausgedrückt: „Katholik im schönsten Sinne, welcher das allgemein Menschliche bezeichnet.“

Als Uebersetzer hat Witte, wie früher Kopisch und Philalethes, neuerdings Blanc und Citner, von der Freiheit des reimslosen Jambus Gebrauch gemacht und sich dadurch die Verpflichtung um so strengerer Worttreue in der Nachbildung des Textes anferlegt. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, würde indeß, wenn man es genau nimmt, manche Stelle ohne Zwang noch mehr mit dem Wortlaut des Originals harmoniren können, als sie es thut, z. B. im sechsundzwanzigsten Gesang der „Hölle“ die Verse 91 (*dipartì*), 92 (*sottrasse*), 94 (*dolcezza di figlio*), 96, 97 (wo *lo qual dovea Penelope far lieta* ganz unübersetzt geblieben), 102 (*alto mare aperto*, übersetzt durch „weite, schrankenlose Meer“, was zu viel und zu wenig gibt), 119 (wo die Verneinung an unrichtiger Stelle), 127 (*vedea*), 138 (*percosse*), 139—142 (*con tutte l'acque, sopra noi richiuso*, auch die Umstellung der beiden Theile in V. 141 des Originals ist nicht zu billigen).

Hier und da stört ein  *hiatus* , z. B. in V. 127 des erwähnten Gesangs: „zeigte uns“. In Gesang 33, V. 29 der „Hölle“ ist der Druckfehler „Wölfin“ statt „Wölfein“ (*lupicini*) zu verbessern. Sonst empfiehlt sich die Witten'sche Uebersetzung durch Leichtigkeit und Präcision des Ausdrucks.

Das Werk ist gleichzeitig in zwei Ausgaben erschienen, einer bequemen und prachtvoll ausgestatteten in Großoctav und einer kleinen zu billigem Preise, die indeß nicht einen Buchstaben weniger als jene enthält und in der Seitenzählung mit derselben genau übereinstimmt. Auch die schöne Copie des Dante-Kopfs von Rafael's „Disputa“ ist ihr in verkleinertem Maßstabe beigegeben. Einen besondern Vorzug der äußerlichen Einrichtung vor allen andern Uebersetzungen hat das Werk darin, daß fortlaufend über jeder Seite des Textes in der Mitte die Zahl des Gesangs und der Verse, links Zahl und Namen des betreffenden Kreises der drei Regionen sammt Inhalt, rechts die hervorstechenden Einzelheiten, Beispiele und Personen zur raschen Orientirung beim Nachschlagen angegeben sind: eine sehr empfehlenswerthe Anordnung, die der Verfasser schon seiner großen kritischen, sowie der kleinen Textausgabe der „Divina commedia“ hatte zutheil werden lassen.

4. Die Komödie des Dante Alighieri. Deutsch von Alexander Tannert. Erste und zweite Lieferung. München, Fleischmann. 1865. 8. 1 Thlr.

Diese Uebersetzung, wovon mir die zweite Hälfte der „Hölle“ zur Beurtheilung vorliegt, ist ebenfalls ein schätzenswerther Versuch, das schwierige Werk dem deutschen Publikum zugänglich zu machen. Der ziemlich umfangreiche Commentar dazu ist nach des Verfassers Absicht auf solche Leser berechnet, die erst anfangen, sich mit der Dichtung bekannt zu machen; er rätth deshalb, der Lectüre jedes Gesangs die der Erläuterungen voranzugehen zu lassen. Was den Text der Uebersetzung betrifft, so ist das Bemühen des Verfassers, wie er selbst sagt, dahin gerichtet gewesen „in einer Form, die auf den Namen eines poetischen Kunstwerks Anspruch macht, nicht nur dem vollen Inhalte, sondern auch den oftmals launenhaften, aber immer charakteristischen Eigenheiten im Stile des Originals gerecht zu werden“. Das heißt, viel versprechen, mehr, als wol die Kräfte irgendeines Uebersetzers im vorliegenden Falle halten im Stande sein werden, und wir müssen uns bei bescheiden, daß dem Verfasser eben auch nur etwas Mäßiges gelungen ist. Manche Stellen sind vortrefflich und zeigen, bei aller Treue, einen originalen Charakter; andere spinnen den Faden mit sichtbarer Anstrengung; noch andere müssen als mißlungen bezeichnet werden. Letztern gehört im sechsundzwanzigsten Gesang, V. 91: „E Circe heimgekehrt“ für *dipartì*, ganz gegen den notwendigen Sinn, indem von Heimkehr gar nicht die Rede sein soll; außerdem fehlt dem Particip der grammatische Anschluß. In V. 96 desselben Gesangs ist die Einschbung des „nur“ vom Uebel; in V. 139 das „gerit“ stark für *se girar*; V. 142 „zusammenkassete“ für *fu chiuso* der begrifflich widersprechenden Zusammensetzung wegen unmöglich. Derart ließe sich noch manches anführen. Die reichhaltigen Erläuterungen zum Texte sind f

unterrichtend und bieten auch demjenigen, der nicht mehr Anfänger ist, manche beachtenswerthe feine und geistreiche Bemerkung zum Verständniß der dichterischen Eigenthümlichkeit Dante's. Einzelnes bedarf auch hier der Berichtigung, z. B. auf S. 260 die Angabe, daß Beatrice im Jahre 1290 geboren sei; es ist dies vielmehr das Jahr ihres Todes. Ferner, die Verwunderung des Verfassers beim zwölften Gesang, daß Dante nichts von dem Aufstehen, Retten und Absteigen bei der Selektion der beiden Dichter durch den Centauren Nessus sagt, erscheint überflüssig, da in der betreffenden Stelle des Originals wirklich nur von Selektion (*si gli guida — Noi ci movemmo con la scorta fida*), also von einem Voran- oder Nebengehen, die Rede ist und nichts anderes angedeutet wird. Ich möchte vermuthen, daß hier die verwandte Scene der klassischen Walpurgisnacht in Goethe's „Faust“ auf die Vorstellung des Verfassers ihren Einfluß geübt habe. Und wenn der Verfasser bezüglich Guido's von Montefeltro und seines schändlichen Raths zur Einnahme Preneftinas (Gesang 27) bemerkt, daß außer Dante's Erzählung „keinerlei beachtenswerthes Zeugniß“ vorliege, welches Guido mit diesem Ereigniß in Verbindung bringe, so ist dagegen der sehr bestimmt mit Dante übereinkommende Bericht des Chronisten G. Villani (VIII, 23; vgl. oben die Beurtheilung von Nr. 2) als wenigstens doch beachtenswerth geltend zu machen.

3. Dante's Göttliche Komödie und ihre deutschen Uebersetzungen. Der fünfte Gesang der Hölle in zwaindwanzig Uebersetzungen seit 1763—1865. Zusammengestellt von Reinhold Köhler. Weimar, Böhlau. 1865. 8. 25 Ngr.

Eine höchst sorgfältig angelegte, bibliographisch genaue, für das Studium der deutschen Dante-Uebersetzungen wie der deutschen Uebersetzungskunst überhaupt, insbesondere auch der deutschen Metrik in ihrer Fortbildung von der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts bis zur Gegenwart, tragreiche Zusammenstellung, die nur unter den ungewöhnlich günstigen Verhältnissen, deren sich der Herausgeber an der Bibliothek zu Weimar erfreut, versucht werden konnte. Erschöpfende Vollständigkeit in Ausgaben und Lesarten war hier erste Pflicht, und diese ist von dem Verfasser gewissenhaft erfüllt worden. An 22 Uebersetzungen eines hervorragenden Gesangs der „Hölle“, auf welchen die Uebersetzer ohne Zweifel ihr bestes Geschick verwendeten, von Bachenschwanz' langweiliger und ungenauer Prosabearbeitung an bis zu den unglaublich zahlreichen, miteinander um den Preis ringenden Versuchen des letztverfloffenen Jahres sehen wir uns eine, bald fortschreitende, bald wieder rückläufige Reihe von Wandlungen vorgeführt: nach der ersten Wiedergabe in Prosa die Jagemann'sche in reimlosen Jamben; die von A. W. Schlegel in der Halbterzine, deren Einbruch noch in der Gegenwart frisch und ansprechend; von Edmund, Bode, Förster, von Rannegieser und Streckfuß in der vollkommen ausgebildeten Terzinenstrophe; seit 1828 von Philaleas, Feigelin, Kopisch wieder in reimlosen Jamben; seit 1840 von v. Berner und Graul abermals in der ausgebildeten Terzinenform; in den letzten Jahren von

Witte, Blanc, Eitner aufs neue in reimlosen Jamben, dazwischen von J. Braun in freigestellten Reimzeilen, kühn aufgefaßt und in den gelungensten Partien an poetischer Haltung alle vorangehenden Nachbildungen überragend. Hieran schließen sich Bruchstücke aus demselben fünften Gesang von einigen andern, z. B. F. Kottler, dessen vollständige Uebersetzung in Terzinenform wol bald zu erwarten ist. Andere Uebersetzungsversuche der jüngsten Zeit konnten nur erst in der Vorrede kurz angeführt werden, z. B. von A. Dörr in Darmstadt, welcher zu der von Schlegel eingeführten Form der Halbterzine zurückgekehrt ist und dessen in Zeitschriften vorliegende Proben sich durch Treue und poetisch gehaltenen Ausdruck empfehlen.

In metrischer Beziehung ist es von Interesse, zu beobachten, wie seit der ersten Jambenübersetzung die Anwendung des Versausgangs schwankte. Im Widerspruche gegen die im Original fast ausnahmslos gebrauchte weibliche Versendung zwingt sich Jagemann zu durchweg männlichen Versausgängen, so daß er z. B. sogar mit „bedarfst“ schließen kann. Vernünftigerweise, in Uebereinstimmung mit der Natur unserer Sprache, wechselt dagegen Schlegel mit weiblichen und männlichen Versausgängen. Bode und Förster nehmen es wieder ängstlicher und gebrauchen, gleich dem Original, nur weibliche Schlussilben. Auch Rannegieser beginnt damit, führt jedoch in den spätern Auflagen seiner Uebersetzung den Wechsel mit männlichen Ausgängen ein, und dabei blieben und bleiben zum Glück die nachfolgenden Uebersetzer. Andererseits ist das unablässige Bemühen Rannegieser's und Streckfuß' um Herstellung eines genauen und lesbaren deutschen Textes beachtenswerth. Der erstere ist indeß darin nicht immer glücklich gewesen: so konnte er, nach wiederholtem Aendern und Umwerfen, zuletzt noch zu dem Verse kommen (Gesang 5, V. 10), der entschieden ungeschickter als in den vorhergehenden Ausgaben lautet: „Wo in der Höl' er werd' hinfort gequälet.“

Im Anhang sind dann noch eine Menge kürzerer und längerer Uebersetzungsproben aus andern Gesängen der „Göttlichen Komödie“ vom 17. Jahrhundert an, längere von Schelling, A. Wagner und G. Regis mitgetheilt. Die rühmlichst bekannte Uebersetzungskunst des letztern hat sich auch in dieser schönen Stelle bewährt; doch ist sie, wie die Uebersetzungen dieses Meisters vielfach, durch einige schlechte Reime verunziert. Bei Goethe, von welchem die reizende Strophe über die Naturphilosophie angeführt ist, bin ich im Zweifel, ob nicht außerdem, und vielleicht als Hauptstelle, die Terzinenübersetzung von 27 Versen aus dem zwölften Gesang der „Hölle“ aufzunehmen war, welche in der sechsbandigen Quartausgabe der Werke (V, 586) als Bestandtheil eines Aufsatzes über Dante, abgedruckt ist. Sie bewegt sich indeß fast durchaus so in den Reimangeln der Streckfuß'schen Uebersetzung letzter Ausgabe, daß nur wenige Stellen völlig verändert, und zwar nicht verbessert, sind und deshalb mir die Vermuthung entgegensteht, daß die ganze Stelle nicht Goethe's eigene Arbeit, sondern einer der frühern Aus-

gaben von Streckfuß, welche ich nicht zur Vergleichung habe, entlehnt sei. Der Verfasser wird das selbst am besten entscheiden können.

6. Gedichte des Francesco Petrarca. Uebersetzt von Wilhelm Krüger. Zweite Auflage. Gannover, C. Kämpfer. 1866. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Die erste Auflage des Werks ist mir unbekannt, eine Vergleichung damit also nicht möglich; da indes der Verfasser selbst nichts bemerkt, so ist anzunehmen, daß er keine Aenderungen getroffen oder daß sie nur geringfügig sein können. Ueberläßt man sich unbefangen, ohne auf das Original zu blicken, der Feltüre dieser Uebersetzung, so wird man erfreut durch Leichtigkeit des Ausdrucks, durch Geschmeidigkeit und Reinheit der Form, und auch bei Vergleichung mit dem Urtexte wird man ihr im allgemeinen das Verdienst einer trennen und geschmackvollen Nachbildung nicht absprechen können. Geht man jedoch in das Einzelne ein, greift eins der längern Gedichte heraus und vergleicht es, Vers für Vers, mit dem Original, so überzeugt man sich mit Bedauern, wie viel bei strenger Festhaltung der uns Deutschen so schwierigen Strophenformen und Pläufung der Reime von dem Gedankeninhalte des Originals in der Regel verloren geht, und man wird geneigt, in solchem Falle zu Gunsten des Wortsinns dem Uebersetzer die Reime ganz zu erlassen. Krafft in seiner Uebersetzung der „Lyrischen Gedichte“ Dante's hat darum wol recht gethan, diese Fessel von sich zu streifen. Zur Probe einige Bemerkungen bezüglich der berühmten Canzone Petrarca's an Cola di Rienzi (S. 75), die der Verfasser, was nicht zu billigen, da sie gerade zu den schwierigeren gehört, ohne jedes Wort der Erläuterung gelassen. In Ende der zweiten Strophe heißt es:

Denn sollte Mars Geschlechte  
Nach eigner Ruhme je die Augen wagen —

nämlich: zu erheben wagen, alzar, wie im Original steht, was jedoch der Uebersetzer aus Noth beseitigte. In der vierten Strophe:

Daß man des langen Bürgerzwistes schon —  
wo das Schlußwort „schone“ für den einfachen Wortlaut des Originals:

Dal lungo odio civil ti progan fine —

lediglich des Reims wegen gewählt worden und ohne diesen Zwang sicherlich nicht gewählt worden wäre. In der zweiten Hälfte der fünften Strophe:

Und willst du recht des Gottes Tempel führen,  
Wo jetzt des Anführers Fackel wird geschwungen:  
Erst Herr nur ein'ger Jungen,  
Die so entflammte Wallung wird sich legen —

wo ebenfalls „führen“ und „Zungen“, beides gegen die Forderung des Urtextes in guardare und saville, blos des Reims wegen ihre Stelle gefunden haben. Zu Anfang der sechsten Strophe:

Dich Unerforschlichen zu vernichten,  
Wie kann es nur ein Stamm des Raubes wähen,  
Der dir Verfolgung bringt, sich selber Leiden —

für die Worte des Dichters:

Orsi, lupi, leoni, aquile e serpi  
Ad una gran marmorea colonna  
Fanno noia sovente, ed a se danno —

wo also der Uebersetzer die im ersten Verse durch ihre Wappenbilder angedeuteten Familien sehr verallgemeinert und unklar als „Stamm des Raubes“ bezeichnet und das schöne Bild der marmornen Säule, abgesehen davon, ob die Beziehung auf Cola Rienzi die richtige, ganz aufgegeben; und weiterhin in derselben Strophe finden wir als Versausgänge „Bergüter“, „Behüter“, ersteres der Zahl angehörig:

Der großen Mutter schändlicher Bergüter —  
welche im Original lautet:

Irreverente a tanta ed a tal madre.

Wie gezwungen, wie unbequem für die Vorstellung ist die Wiedergabe dieser einfachen deutlichen Worte! Und warum das alles? Aus keinem andern Grunde, als aus leidiger Reimnoth. Gewähren denn aber die richtig gefundenen Gleichklänge, wenn sie so schlecht mit dem Wortsinne, mit der geistigen Form des Originals harmonisiren, irgendeinen billigen Ersatz für den Verlust der Hauptsache? Das möchten die Uebersetzer von gereimten Gedichten mit schwieriger Strophenform jedesmal sorgfältig erwägen, ob sie sich für die peinliche Festhaltung der Strophenform des Originals entscheiden. Eine so treue Wiedergabe des Inhalts und der Form kann und wird in günstigen Fällen gelingen; erzwingen aber läßt es sich nicht in allen Fällen.

So viel über den Text der Gedichte. Was das demselben vorangehende, 13 Seiten umfassende Leben Petrarca's betrifft, so fügt der Verfasser versichernd bei, es sei nach italienischen Quellen bearbeitet. Es ist das auch sichtbar; dabei aber muß gleich auf der ersten Seite ein historischer Irrthum auffallen. Des Dichters Vater Petrarca ist nicht, wie der Verfasser mittheilt, erst durch das Fehlschlagen der Friedensverhandlungen des Cardinals Nicola da Prato in Florenz (1304) zur Flucht nach Arezzo genöthigt worden, sondern sein Name befindet sich schon unter den Verbannten des April 1302, wie Dino Compagni berichtet, meines Wissens die früheste Erwähnung des Mannes. Ferner ist am Schluß der Titel des Werks von Abbé de Gade ungenau angegeben, derselbe lautet in Wirklichkeit nicht: „Mémoires pour la vie de Petrarque“, wie ihn unrichtigerweise auch Wachler in seiner Literaturgeschichte angibt, sondern: „Oeuvres choisies de François Petrarque etc. avec des Mémoires sur sa vie, tirés de ses oeuvres etc.“ Es ist das an und für sich etwas Unbedeutendes; aber wer Titel von Büchern anführt, sollte diese zuvor in Händen gehabt haben; sonst ist es besser, die wörtliche Anführung zu unterlassen, damit der Leser nicht irregeleitet werde.

Uebers. Petr.

## Neue Romane.

Die Novelle ist ein Lieblingsskind der Zeit; sie hat in der That viele Vorzüge, die man heutzutage gern aufsucht. Sie ist kurz und appellirt nicht an die Geduld der Leser, ebenso wenig an das Gedächtniß derselben; sie unterhält, ohne daß man große Anläufe nehmen oder Entschlüsse zu fassen braucht. Man durchläuft eine Novellenammlung wie eine Gemäldegalerie, hier ein Genrebild, dort ein geschichtliches Tableau oder Porträt, hier die Staffage für ein Landschaftsbild. Was auf den ersten Blick nicht behagt, dabei bleibt man nicht stehen. Eine gelungene Novelle ist ein Cabinetstück, ein Kunstwerk en miniature, man kann es immer wieder betrachten. Bei so vielen, dem Zeitgeschmack einleuchtenden Vorzügen ist es kein Wunder, wenn auch die begabtesten Autoren sich mehr und mehr der Novelle zuwenden. Paul Heyse hat in derselben das seiner Begabung am meisten entsprechende Genre gefunden. Auch ein anderer namhafter Dyrker, Moritz Hartmann, hat sich mit Vorliebe der Novelle zugewendet:

1. Nach der Natur. Romane von Moritz Hartmann. Drei Bände. Stuttgart, C. Ebner. 1866. 8. 3 Thlr.

Hartmann's Talent hatte immer einen vorzugswiese lyrischen Zug, und die ruhige Schilderung ist ihm willkommen. Der Dichter hat nichts Dithyrambisches, nichts richtig Pochen; ihm fehlt der geniale Ungestüm, der auch bei künstlerischer Ermäßigung doch immer die treibende Seele der lyrischen und dramatischen Dichtung ist, da wir bei allen wahrhaft großen Dichtern auf diesen Reiz finden. Dafür besitzt er ein die Weltbilder klar durchschauendes Auge; seine Dichtweise hat etwas vom Epischen; fest und bestimmt, mit plastischer Sicherheit greift sie die Formen wieder. In dieser Anschaulichkeit hat die Grazie der Darstellung hinzu, ein episches Gleichmaß, das sich durch die geschilderten Affecte und Effecte nicht aus dem Takt bringen läßt. Ein warmer Ton der Empfindung besetzt überdies die Erzählungen. Auch hat Moritz Hartmann viel erlebt und gesehen: das Revolutionsjahr von 1848 in Frankfurt und Wien, pariser Kämpfe, die ihm durch jahrelangen Aufenthalt vertraut sind, den europäischen Süden und Osten. Bei der Beobachtung, welche gerade die reale Welt in ihrer anschaulichen Außerlichkeit für den Epiker hat, ist ein solcher lyrischer Weltverlehr für ihn ein unschätzbarer Vorzug. Man nicht nur geben ihm diese Erlebnisse den Anstoß zu Stoff zu manchen Erzählungen, auch die gebiegene Grundlage für die Einzelglieder ihrer Architectonik, für die Trag- und Strebensteiler, während sonst leicht der hohe Bau der Phantasie den Boden verliert.

Alle diese Vorzüge sind nun in den Hartmann'schen Werken unternehmbar, welche, mit Ausnahme der ersten und leinsten, hervorstechend: „Die letzte Monade“, dem modernen Leben entnommen sind und nicht das Genre der geschichtlichen Romane gehören. Die Wahl der Stoffe ist eine etwas bunte, und nicht alle entsprechen dem Wesen der Novelle, das in der Darstellung

einer, aber kritischen Situation besteht. Einzelne sind mehr skizzenhaft; andere holen zu weit aus und haben einen fast romanhaften Verlauf. Doch fehlt es keiner an interessanten Zügen und treffenden Schilderungen. Gleich die erste Novelle: „Die Ausgestoßenen“, zeugt von Hartmann's Talent für lebendige und spannende Darstellung. Die Ausgestoßenen sind der Scharfrichter und seine Tochter, zu welcher letztern der Held der Erzählung, ein Theolog, anfangs ohne zu wissen wer sie ist, in ein Liebesverhältniß tritt. Erst als er im Auftrage seines Vaters die Scharfrichterei besucht, um einer vornehmen alten Jungfer, die an Nervenanfällen und Krämpfen leidet, das Hemd eines demnächst hingerichteten Mörders zu besorgen, welches Eigenthum des Scharfrichters wird und wegen seiner magisch-heilsamen Eigenschaften ein gesuchter Artikel ist, erkennt er, daß diese Scharfrichterei die Wohnung der Geliebten ist. Er lauscht am Fenster:

Ein überraschender Anblick bot sich mir dar, ein Anblick, der mich überzeugte, daß ich doch recht gegangen und mich bei Meister Bogt, dem Heuler, befand. In der Mitte der Stube drehte ein vorgebildeter Mann in einem Leinwandmittel einen großen Schleifstein. Ein anderer Mann mit langen grauen Haaren, in Hemdbärmeln und großer Sammetweste mit langen Schößen, in falschen Stiefeln, die über die Knie reichten, stand, ebenfalls gekleidet, an der andern Seite des Schleifsteins und drückte ein kurzes, eigenthümlich geformtes Schwert, das an seinem äußersten Ende beinahe so breit wie ein Beil war, und sich gegen den Griff zu bis zur Schmalheit eines gewöhnlichen Schwertes verjüngte, auf den Stein nieder, von welchem zugleich mit einzelnen Wassertropfen ganze Büschel von Feuerfunken sprühten, die bei der nur dämmerigen Beleuchtung der Stube deutlich sichtbar waren. Weder der Knecht noch der Herr sprachen ein Wort, sie schienen ihr Geschäft mit großer Andacht zu betreiben. Von Zeit zu Zeit erhob der Mann mit den langen Haaren das Schwert, prüfte seine Breite mit den Augen, und seine Schärfe mit den Fingerspitzen; manchmal sogar fuhr er längs der Schärfe mit der Zunge hin, um deren Unbedenklichkeit mit den empfindlichen Nerven zu erkennen. Er schüttelte dann den Kopf, legte das Schwert der Länge nach wieder auf den Stein, und der Knecht begann wieder bald schneller, bald langsamer zu drehen. Tiefe Stille herrschte ringsumher, jedoch ich das Pfeifen des Steins und manchmal das metallische Summen des Schwertes hören konnte, des Schwertes, das binnen zweimal vierundzwanzig Stunden einen Menschen vom Leben zum Tode bringen sollte. Es war mir eigenthümlich, unsaglich zu Muth; es war mir, als sähe ich einem Verbrecher zu, und ich war wie gebannt, regungslos und starr, und trotzdem fühlte ich, wie es nach und nach fieberisch in allen meinen Adern zu pochen begann. Und das kam daher, daß sich meiner eine unendliche und ahnungsvolle Begierde bemächtigte, noch eine dritte Person genauer zu sehen, welche sich ebenfalls in der Stube befand, und zu dem unheimlichen Beginnen der beiden Männer die Kerze hielt. Es war ein Mädchen, das mir aber den Rücken zulehrte, und dessen Kopf von dem Vorhange des Fensters verhüllt blieb. Doch konnte ich erkennen, daß sie bei ihrem Geschäft mit derselben Ruhe und Andacht verweilte, wie die beiden Männer. Ach, ich konnte mehr erkennen! Der kleine Fuß, den ich sah, das Kleid und die Contouren des Schattens auf dem Vorhange waren mir zu wohl bekannt, aber ich wollte nicht glauben, was ich mit leuchtenden Augen sah. Ich träumte, ich täuschte mich — der schauerliche Anblick des Schleifsteins des Nichtschwertes, das Bewußtsein, mich beim Heuler zu befinden, alles das weckte Hallucinationen, verwirrte mein Gehirn, und hüllte mich in böse Träume, die das Entsetzliche in einanderwirren und das Lieblichste verzerrten. Aber der Heuler



sprach ein Wort, er wollte das Schwert genau betrachten, die Person mit dem Leuchter in der Hand beugte sich vor, das volle Licht fiel auf ihre ruhigen Züge, und ich konnte leider nicht mehr an Träume glauben — sie war es, es war Pauline!

Gleichwol bleibt er seiner Liebe treu, heirathet das Mädchen, lebt aber durch das Vorurtheil getrennt und ausgestoßen von der Gesellschaft. Auch in eine andere kleine Stadt, in die er zieht, und wo seine Frau anfangs in allen Kreisen gern gesehen wird; weil man ihren verhängnißvollen Stammbaum nicht kennt, folgt ihm die unwillkommene Entdeckung, indem der Vater zu einer Execution hingerrufen wird und ein Zufall den Familienzusammenhang enthüllt.

Trotz der lebendigen Schilderung hat diese Novelle den Beigeschmack des neufranzösischen Hautgout. Ein Scharfrichter, der zugleich ein feingebildeter Mann ist, erscheint uns als ein romantischer Widerspruch, ein pikanter Contrast, dem die innere Wahrheit fehlt. Auch vermischen wir hier die äußere realistische Wahrheit. Eine Scharfrichterei der Neuzeit kann gar nicht jenen harmlos idyllischen Anstrich haben, welchen Hartmann mit so pastoralen Farben ausmalt; sie ist ein industrielles Etablissement, welches seine Nähe nicht weniger eindringlich geltend macht, als eine Poudrettefabrik, und dem Geruchssinn nicht erlaubt, in der Irre zu gehen. Ebenso mag ein Scharfrichter heutigentags ein ganz tüchtiger Industrieller sein, der von der Verwerthung der Cadaver für die verschiedensten technischen Zwecke die richtigsten Kenntnisse besitzt; aber zu einer durch die Humaniora geläuterten Idealfigur wird er schwerlich tauge.

Dasselbe Mißverhältniß zwischen der geringen Bedeutung des Stoffs und der künstlerischen Behandlung bietet die letzte Novelle: „Die Brüder Mathieu“, welche ziemlich umfangreich und in Kapitel eingetheilt ist. Was uns an dieser Geschichte spannt, ist doch nur dasselbe, was uns die Lektüre des „Pitaval“ fesselt macht; es sind stoffartige Wirkungen eines etwas verwickelten Criminalfalls, bei welchem überdies mehr die äußere Verleitung der Begebenheiten, als die psychologische Motivirung von Interesse ist. Die Schilderung aber ist ausnehmend klar; die Scenerie, der Waterlooöwe und die umliegenden Ortschaften, tritt anschaulich vor uns hin und die Beleuchtungseffekte sind mit malerischem Geschick angebracht.

In der Novelle: „Kostet nicht“, ist das alte Fräulein Oberforstmeister eine tüchtige Charakterstudie; „Die Gypsfigur“, eine italienische Eifersuchtsgeschichte, von lebendigem Colorit. Das Motiv, daß der Vater, der im künstlerischen Eifer die Wüste der eigenen schönen Tochter allzu hellenisch modellirt, dadurch zu allen unheilvollen Verwickelungen Veranlassung gibt, ist originell und im Grunde echt tragisch. Unbedeutend dagegen ist die „Möbenedische Geschichte“. „Der Flüchtling“ ist vielleicht die gelungenste Novelle der Sammlung, mindestens bringt die erste Hälfte die anziehendsten Schilderungen. Ein frankfurter Revolutionär, der über die Dächer flüchtend in die Mansarde eines hübschen Mädchens geräth und dort verborgen wird, bis die Gefahr vorüber ist, muß als der

Selb eines immerhin pikanten Abenteurers erscheinen. Es besteht aber der Reiz der Behandlung gerade darin, daß die an und für sich pikante Situation in ein ideales gerückt wird.

Es war ein schönes Paar, das sich da in der Stube der Mitternacht in einer entlegenen Dachstube gegenüberstand alle holden und gefährlichen Möglichkeiten der Jugend über ihren Häuptern. Sie fühlten wol ihre Mähte zu den „Dämmer weben“ und sie neigten ihre jungen Schenkel zu schwingen.

Daß Hartmann diese Scenen mit so großer Reiztheit behandelt hat, gibt ihnen diesen echt deutsch anmuthend idyllischen Zug. Selbst der stillos gehaltenste französische Schriftsteller hätte nicht vermocht, über das pikante Situation hinwegzuschlüpfen, er hätte mindestens die Gelegenheit benutzt, seiner Muse für ihre Enthaltensamkeit Testimonium morum auszustellen. Bei Hartmann ist nicht nur der frivole Beigeschmack, sondern daß er erscheint wie selbstverständlich und wird nicht betont. Die Führung der Novelle gegen den Schluß ist etwas künstlich und minder befriedigend als die trefflichen Introductions scenen.

„Eine Stunde im Leuchtturm“ ist eine bei lauter Fassung inhaltreiche Skizze. Die aufopfernde und edelthige Freundschaft der beiden alten Leuchtturmwächter einen rührenden Eindruck. „Rein“ behandelt eine schneidende Episode aus der modernen Gesellschaft und ironisirt die „vornehme Partie“, nach welcher sie glanz- und ehrstüchtige Bureaukratie sehnt. Ein Familienvater aus diesen Kreisen, der das Glück seiner Frau und seine Ersparnisse einer glänzenden Partie seiner Tochter opfert, wird durch das „Rein“, das dieselbe an ihm anspricht, gerettet. „Deutsch, Französisch und Englisch sind nationale Charakterbilder aus einer pariser Polloge, dem Anschein nach photographisch aufgenommen und geschickt retouchirt. Der dritte Band enthält zwei weitere Novellen: „Der goldene Schlüssel“, eine romanartige Abenteuer, und „Das Schloß im Gebirge“, uns etwas abenteuerlich forcirt erscheinen will. Das ist die erste kleinere Skizze: „Eine Entführung in den Men“, ein Tableau einer Kampfszene, die sich mit größter Plötzlichkeit vor unsern Augen entrollt; „Eine Nacht“ aber behandelt ein rührendes Motiv in anecdotischer Form und doch sehr wirkungsvoll.

Hartmann's Novellen gehören nicht zu dem gewöhnlichen Leihbibliothekensfutter; sie sind Erzeugnisse eines sinnigen Geistes und eines formstinnigen Darstellungsvermögens und deshalb gebildeten Lesern bestens zu empfehlen. Derselbe gilt von der folgenden Sammlung:

2. Historische Novellen. Von Adolf Stern. Leipzig, 8. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die geschichtliche Novelle darf noch weniger willkommen in die Historie zurückgreifen, als der geschichtliche Roman; denn der letztere gebietet über einen großen Apparat, um uns zu fesseln, und kann durch die umfassender Kulturgemälde Ersatz für den fehlenden pathischen Charakter seiner Stoffe bieten. Die Novellen aber, die uns nur eine Situation vorführt, darf

ht auf einem aschgrau farblosen Hintergrunde auftra-  
a, da ihr zur Erläuterung des Fernstehenden und  
embartigen der Raum fehlt. Es kommt auch in der  
at selten vor, daß ein Novellist einen mittelalterlichen  
rmisch anzieht, und selbst von der Velde, Tromlig und  
umenhagen hatten den richtigen Instinct, mit wenigen  
d meist nicht glücklichen Ausnahmen, ihre Stoffe der  
schichte der Neuzeit zu entnehmen. Von den vorliegenden  
lorischen Novellen spielt die erstere: „Vor Leyden“, im  
derländischen Unabhängigkeitskriege, die dritte: „Serrez  
rangs“, gehört dem napoleonischen Zeitalter, die vierte:  
die Wiedertäufer“, der Reformationszeit an, während  
zweite: „Glück in Versailles“, eine kunstgeschicht-  
je Novelle aus der Zeit des französischen ancien ré-  
ne ist.

Alle diese Novellen haben entschiedene Vorzüge epi-  
en Stils, namentlich aber erinnert die letzte: „Die  
iedertäufer“, an das Walter Scott'sche Vorbild, was  
lebendige Schilderung landschaftlicher Eigentümlich-  
t betrifft. Der nationale Unabhängigkeitskampf der  
ederländer, die deutschen Befreiungskriege, die religiö-  
Bewegungen der Reformationszeit haben aber alle  
en Gehalt, der uns sympathisch berührt, weil der  
mpf gegen die Fremdherrschaft wie gegen die starre  
torität in geistigen Fragen auch für unsere Zeit be-  
stigt ist. Es ist der Boden der durch die Reforma-  
a eroberten Gewissensfreiheit und des innern Selbst-  
kimmungsrechts, auf welchem gerade diese Bewegungen  
vachsen sind.

In der Novelle „Vor Leyden“ bildet die Belagerung  
Stadt durch die Seusencliffe den Mittelpunkt der  
andlung; sie ist mit anschaulicher Lebendigkeit geschildert.  
er Held der Novelle ist ein junger Niederländer, dessen  
ter vom spanischen Blutrath gerichtet worden war, der  
er, von der Leidenschaft zu einer Spanierin ergriffen, sei-  
m Vaterlande untreu und erst durch die Treulosigkeit  
Geliebten zu seiner Pflicht zurückgerufen wird. Er  
auf dem ersten Seusencliff, dem „Egmont“, welches  
Führung des Kampfes hat, voll Racheburst und  
hnsucht nach seiner, in der belagerten Stadt sich auf-  
findenden Mutter. Das Wiedersehen zwischen ihr und  
n Sohn ist vielleicht zu effectvoll ausgemalt. Sonst ist  
Darstellung tabellos und trägt das Gepräge des histo-  
hen Ernstes bei anziehender Detailmalerei.

In der Novelle „Glück in Versailles“ ist das Costüm  
Rococozeit glücklich getroffen und durchgeführt; auch  
let sie einige treffliche Genrebilder aus dem Hofleben  
low stairs. Der Inhalt ist anekdotischer Art. Ein jun-  
; etwas querköpfiger Musiker voll trotzigen Selbstbewußt-  
is verschmäht untergeordnete Hofconnexionen, um Car-  
ce zu machen, und erblickt in Glück selbst nur eine  
eatur der höfischen Kreise. Wir erfahren nun, wie  
der wohlwollende Maestro eines Bessern belehrt und  
a edelmüthig die erwünschte Organistenstelle, wie die  
nd seiner Geliebten verschafft.

In „Serrez les rangs“ ist der Held ein in den Rei-  
der westfälischen Armee als Major dienender Deut-

scher, Wolf Hagen. Es ist die Zeit nach dem unglück-  
lichen Feldzug in Rußland; der deutsche Befreiungskrieg  
beginnt. An die Deutschen im Feindesheer tritt der Con-  
flict heran zwischen der Treue gegen das Vaterland und  
gegen die neuen Fahnen, denen sie folgen. Wolf Hagen  
hat an der Beresina miterlebt, wie die Deutschen von  
den Franzosen als Futter für Pulver vorgeschoben und  
mit dem Befehl: „Serrez les rangs“ grausam geopfert  
wurden, er schwor damals, nicht länger bei diesen Fah-  
nen zu bleiben. Von der Geliebten, die im Herzen für  
die deutsche Sache begeistert ist, verlangt er die Billigung  
dieses Entschlusses, und als diese ihm den Entschluß in  
das eigene Gewissen schiebt, ihm keine bestimmte Ant-  
wort auf seine Frage ertheilt, weil sie meint, daß der  
Mann, was er für die höchste Pflicht erkannt, nicht von  
der Eigne eines Weibes abhängig machen dürfe: da be-  
schließt er anfangs, ein Knecht des Königs Jérôme zu blei-  
ben, doch von der Begeisterung der Seinen mit fortgeris-  
sen, leitet er im nächsten Gefecht den Uebergang zu  
den Feinden, fällt selbst dabei den Franzosen in die  
Hände, wird aber von der Geliebten befreit. Der Con-  
flict, den Wolf Hagen durchkämpft, hat eine echt tragische  
Bedeutung; die militärischen Tableaux, namentlich auch  
die Scene an der Beresina, sind lebendig ausgemalt, und  
nur die Nachgiebigkeit gegen die vermeintliche Ansicht der  
Geliebten beeinträchtigt, wie diese selbst mit Recht empfin-  
det, das Interesse an dem sonst so männlich gehaltenen Wolf  
Hagen als eine Schwäche, die nicht ganz consequent  
erscheint.

Die letzte Novelle: „Die Wiedertäufer“, schildert uns  
Ablömmlinge und Anhänger der minsterschen Sekte, die  
in den fast unzugänglichen Moorzegeenden weßlich von der  
Ems eine Zuflucht gefunden. Doch auch hier werden sie  
von den verfolgenden Rathsherrn aus Emden und Ham-  
burg aufgespürt, bis die Verfolgungswuth des Eifrigsten,  
des Niklas Lorenzen aus Hamburg, dadurch gelähmt wird,  
daß ein greises Sektenhaupt ihn selbst als einen frühern  
Jünger der verbrecherischen Sekte enthüllt; der Liebe, die  
sein Nefte Friedrich zu dem Wiedertäufermädchen Süda  
empfindet, darf so seine feindliche Gesinnung nicht mehr  
entgegentreten.

Die epische Darstellungsweise Stern's, die sich immer  
als stilvoll zeigt, tritt namentlich in dieser Novelle in  
ihren Vorzügen hervor. Ohne die im „Laaloon“ ein für  
allemal gezeichneten Grenzlinien zwischen der Dichtung und  
der Malerei zu verwischen, weiß unser Novellist doch von  
der Nachbartkunst alle erlaubten Hülfsmittel zu borgen,  
um seinen Schilderungen lebendiges Colorit, feste Umrisse  
und eine sich dem innern Auge einprägende Anschaulich-  
keit zu sichern. Das Auf- und Absteigen der Reiter, die  
Einkehr und gastliche Ruhe in dem Moorhof, das durch  
den Moor dahinschlüchtende Mädchen, die Ansiedelung der  
Sektirer im Schutze der Einside — das glauben wir alles,  
wie auf der Leinwand, in meist stimmungsvoller, land-  
schaftlicher Beleuchtung vor uns zu sehen; doch ist es nir-  
gends in malerischer Ruhe erstarrt; es ist die unerlässliche  
poetische Bewegung darin. Wir greifen zum Beweis eine

beliebige Stelle heraus. Friedrich, des hamburger Rathsherrn Rasse, hat tags vorher ein reizendes Mädchen durch den Moor entfliehen sehen. Um sie aufzufinden, wagt er sich in die Dede:

Er kommt den Hügel hinan, wo sie gestern die Pferde angepöckelt hatten. Im feuchten Moos stieß er auf die Spuren ihres Mahls, er sah die Stelle, wo Herr vom Plan geruht, und blickte vom Abhang jenseit der Finken auf das Moor hinaus. Die dürftigen Buchweizenfelder, die Gräben, die Lachen zwischen den dunkeln Erhebungen des Bodens, sahen in der Sandjunge mit wucherndem Heidekraut unterschieden er jetzt im Morgenlicht besser, als gestern in der Mittagsglut. Aber die Gestalt war nicht zu gewahren, und so scharf er weithin spähte, kein anderes Zeichen von Leben erkennbar, als die er schon am Tage zuvor entdeckt. Die Sonne zertheilte auch über der ferneren Fläche die Nebel, der Umkreis erweiterte sich, aber in all der Dede erblickte er keinen Punkt, der ihm Hoffnung eingebläht hätte, daß er ihm zum Ziel dienen könnte. Der junge Mann stieg endlich hinauf und versuchte den Pfad wiederzufinden, dem er gestern gefolgt war. Er gelangte bald genug zu jener braunen Flut, jenseit deren er das Mädchen zuerst und zuletzt deutlich erblickt, ihre Züge und die Schönheit ihrer Gestalt erkannt hatte. Unschlüssig wie gestern prüfte er die Lache, und da er nirgends eine Furt entdeckte, entschloß er sich rasch, sie zu umgehen. Doch fand er es schwierig, zwischen den nassem, einsinkenden Stellen des Moors jene zu erreichen, die einen Pfad abgaben, und je höher der Tag stieg, um so unsicherer ward sein Gang. Im flirrenden Sonnenstrahl schien der Boden oft trocken, und wich dennoch unter den taßenden Tritten des jungen Mannes. Nach stundenlangem Mühen gewann er die Heidestraße, die gleich einer Insel aus der braunen Einöde des Moors ragte. Schwärme surrender Insekten flogen um die rothen Blüten; die Heide, in die sich Friedrich zu kurzer Rast streckte, war brennend heiß. Und vor sich und hinter sich blickt er auf einödig dunkle Flächen, sobald ihn fast ein Grauen überkam. Jetzt erst schalt er das Suchen nach dem fremden Mädchen Thorheit! Wie wolt' er die finden, die vielleicht am äußersten Saum der stundenweiten Ebene lebte, vielleicht in einer der Heiden, deren sich mehrere in der Ferne vom dunkeln Boden abhoben. Wie er da lag mit müden Gliedern, mit brennendem Durst, mit mattem Blick auf die Moorferne, hätte ihn der Better Rathsherr schauen sollen, um des Abenteuerlastigen zu spotten! Und doch — sobald er des Rathsherrn und seiner Sippen und Hamburgs gedachte, sagte ihn ein trotziges Entschließen, so weisfern, so frei und allein zu sein. Wür' es mit gesunden Sinnen zu träumen gewesen — er hätte in diesen Einöden bleiben mögen, allem Druck von daheim für immer zu entfliehen.

Man könnte die epische Ausmalung für die Novellenstoffe, die doch nur eine Situation in mehr dramatischer Pointirung behandeln, zu weitschweifig finden, und was für den historischen Roman ein glänzender Vorzug wäre, in der Novelle als einen Mangel empfinden. Doch die Schönheiten der künstlerischen Ausführung tragen über dies Bedenken hinweg, um so mehr, als die Grenze zwischen Roman und Novelle in Bezug auf den Unterschied der Stilfärbung noch eine schwankende ist.

In diesen streng objectiven Novellen und ihrem plastischen Gepräge bildet die subjective Färbung der Novellen von Hermann Schiff mit ihren humoristischen Gedanken- sprüngen und barocken Wunderlichkeiten einen scharf hervortretenden Contrast. Der Verfasser des „Schief-Levinche“ ist ein literarischer Veteran, der seine Jugend-

selbstjüge unter den Fahnen der Romantik gemacht hat; und in der That wüßten wir ihn mit keinem Autor besser zu vergleichen, als mit Amadeus Hoffmann. Hermann Schiff ist der E. T. A. Hoffmann des Ghettos, ebenso phantastisch bis zum Phantastischen, ebenso kraus originell in Erfindung und Darstellung, ebenso launisch in seinem Humor und so gespenstisch in seinen Visionen, ebenso geneigt zu romantisch-schönegeistiger Blaudei über Literaten und Literatur, mag er sie nun in die Erzählungen selbst verweben oder als „Corolarien“ ihnen anheften. Es liegen folgende Schriften vor uns:

3. Das verkaufte Skelet. Novelle von Hermann Schiff. Nebst Anhang: Corolaria I: Karl Guplow's jüngste That. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 20 Rgr.
4. Die wilde Rabbizin. Novelle von Hermann Schiff. Nebst Anhang: Schabbeschmuck der Familie Abfah. Demoristisch-politische Gespräche aus den Jahren 1850—51. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 24 Rgr.
5. Heinrich Heine und der Neustracismus. Briefe an Adolf Strodtmann von Hermann Schiff. (Corolaria II.) Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 20 Rgr.
6. Selbstkenntnisse eines Gefinnungslosh. Novelle von Hermann Schiff. (Corolaria IV.) Hamburg, J. P. F. E. Richter. 1866. 8. 20 Rgr.

Wem wird bei diesem Rattenkönig von Titeln nicht bereits ganz romantisch-wunderlich zu Muth? Ein verkaufte Skelet, eine wilde Rabbizin, ein Gefinnungslosh — das ist schon ein ganzes poetisches Curiositäten-cabinet! Und die Novellen und Corolarien — der leider auf Unterschieden ausgehende menschliche Verstand sucht zwischen beiden, da sie der Verfasser doch einmal unterschieden, auch einen Unterschied festzuhalten; er ist so glücklich, zu entdecken, daß die „Corolarien“ eine Art von literarischen den Novellen angehängten Causeries zu bedeuten haben Will er aber von dieser Entdeckung die Probe machen so stimmt sie wiederum nicht; denn Corolaria IV selbst eine Novelle. Uns wird also, was die Titel betrifft, von all dem Zeug so bumm, als ging' uns das Mühlrad der Romantik im Kopf herum. Und das ist eben der Humor davon! Willkür und Laune sind die höchsten geistigen Potenzen, und wir Systematiker werden es Recht an der Nase herumgezogen.

Von den Novellen erschien uns übrigens „Das verkaufte Skelet“ am pikantesten, ganz in Callot's Manier etwas gruselig zwar, nucknackerartig grinsend in seinem Porträt, nicht ohne criminalistische Schenkslichkeiten in seinen Begebenheiten; aber diese Mischung doch im Hergestell so zusammengedrückt, daß der Humor den Pöbel führt. Der Rabbi Nucknacker von Andernach, der Hauptheld der Ouverture, wird uns alsobald folgendermaßen geschildert:

Denken Sie sich, meine Herren, einen leibhaftigen Nucknacker; einen Kieflöps von fabelhafter Dicke, zwischen hohen spitzen Schultern, auf einem Kumpfe, der sich nach unten mehr und mehr verzweigt. Kurzer Hals; Brust und Rücken geformt wie Schnabel und Hintertheil eines Schiffs; die Arme lang, daß sie fast bis an die Waden reichten; die Beine wie eines acht- bis zehnährigen Knaben, sobald es unbegreiflich schien, wie sich solch schwerer Oberkörper auf diesen gebrechlichen, winzigen Stützen aufrecht erhalten und fortbewegen konnte. Indes trotz der Rabbi schwerfällig, Schritt vor Schritt

an einem gewichtigen Reliefstock, und einer seiner Jüglinge, die bei ihm Talmud studierten, mußte ihn stets führen und unterstützen. Denken Sie an die bekannte nürnbergische Waare; die Augen sehr groß, aber schwarz statt blau; der Bart nicht weiße Baumwolle, sondern schwarzgrau; im übrigen die ganze Figur bleich, beseit und lebhaft, und Sie haben den lebhaftigen Rabbi vor Augen. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß seine Hände und Füße seine Meisterstücke an Zierlichkeit waren.

Mit diesem Rabbi Rucknader spielte der Held der Geschichte, Professor Sturmüller, als junger Mann, eine Schachpartie in Andernach. Es galt quite à double; frühere Spielschulden des gegen den Jünger in Verlust gewahren Meisters sollten getilgt werden. Bei dieser Partie rührt den alten Rabbi der Schlag:

Seine Häute lösten sich. Der dicke Kopf sank hintenüber, die Elefantenaugen waren roth entzündet aus ihren Höhlen getreten, die blaueschwollene Zunge blötte thierisch aus dem breiten Munde. Die fürchterliche Gestalt fing an zu wanken und stürzte am Ende mit Schachbret, Lichtern, Tisch und Stuhl wackelnd und frachend zu Boden.

Das Bild macht einen unaussprechlichen Eindruck auf den Jünger, der 25 Jahre lang das „apoplektische Riesenmüßig“ sich nicht aus dem Sinn schlagen kann. Da erscheint plötzlich in heller Mittagsstunde der lebendige leibhaftige Rucknader; es ist der Sohn des Alten, Manasse, der von dem Professor bald als Famulus engagirt wird und sich in einer Schutzrede gegen die Beschuldigung des Leichenbiefstahls zu anatomischen Zwecken, die gegen seinen Herrn und Meister vorgebracht wurde, als tüchtigen literarischen Polemiker bewährt. Nun streift die Geschichte im Kriminalistischen — der „schöne Joseph“, der Mörder der verscharrten Mädchen, wegen deren man den Professor beschuldigte, wird hingerichtet. Bei der Execution wird Manasse mit der Secundenuhr, die Herzschläge des Verurtheilten. Er empfiehlt dem Henker Eile, damit er nicht eine Reihe köpfe. Später verkauft Manasse sein Bild an das londoner anatomische Museum, wird von Sturmüller, als er überflüssigerweise, um ihn von seinen, nicht mehr vorhandenen Wahngewilden zu heilen, als Gesandter des Vaters sich verkleidet, durch den Wurf mit einem eisernen Zimtenfaß getödtet, und Sturmüller nimmt sich dann selbst das Leben.

Ei, Meister Ariosto, wo habt Ihr all das tolle Zeug her? Wer's kurz vor dem Einschlafen liest, dem Wanken die Handbücher an der Wand im Mondschein beweglich werden oder der Alp Wante ihn drücken, indem die Fragen des alten und jungen Rabbi Rucknader ihm den Athem rauben. Doch in seiner Art ist's eine originelle Phantasie, in welcher die Menschen sich plötzlich in anatomische Präparate verwandeln und vor uns auf- und niederklappen!

Die zweite Novelle: „Die wilde Rabbizin“, ist ohne alle phantastische Ausschmückung, ein provinzielles Synagogenbild; es gestattet manchen belehrenden Blick in die jüdische Handhabung der jüdischen Theologie und der Rabbinen, streift aber doch einzelne Punkte der letzteren, welche sich an der Grenze des für den guten Geschmack Zutraglichen befinden. Im ganzen bewährt sich Schiff auch hier als tüchtiger Genremaler, der berbe

Striche nicht verschmäht, aber durch resolute Anwendung derselben auch eine tüchtige Wirkung erreicht. Wir wissen nicht, ob zur „wilden Rabbizin“ irgendeine synagogische Dame von Fleisch und Blut Modell gegessen hat — keinesfalls ist das Porträt geschmeichelt. Die üppige Jüdin gemahnt an die ägyptische Potiphar.

Die „Selbstbekenntnisse eines Gefinnungslosh“ machen den harmlosesten Eindruck; diese Idylle im hamburger Gang ist mit wirklichem Humor gezeichnet; die junge Buchmacherin ein recht frisches Lebensbild. Gegenüber der tendenziösen Literatur nimmt Schiff den romantisch-ironischen Standpunkt ein. Wozu aber diese Hoffmann'sche Laune: „Gefinnungslosh“? Wir haben mit aller Anstrengung unsers Wises keine Ähnlichkeit des Helden mit jenem von Mephisto verherrlichten Thierchen entdecken können, und wissen überhaupt nicht, was ein „Gefinnungslosh“ eigentlich bedeutet? Vielleicht das Herumhüpfen mit den Gefinnungen? Das erscheint gesucht und wenig einleuchtend! Dagegen ist der eigenthümliche hamburger „Duft“, der über diesen Genrebildern schwebt, pikante Atmosphäre der Alsterstadt, selbst ohne den „Oberalten“ und seine bei dem Kunstbiefstahl abgedeckte Perrücke.

Die beiden Corolarien über Heine und Gutzlow sind literarische Plaudereien, wie man sie früher liebte, nicht ohne Geist und Humor; doch man wünscht heute mehr eine bei der Sache bleibende Haltung. Man hält es für leicht, genial zu sein, wenn man sich den Bügel schmecken läßt. Wir erfahren vieles, was uns nicht interessiert, Heine'sche Familienvhältnisse, die Verwandtschaft Heine's und Schiff's, den Gegensatz von Neu- und Altkreiseltismus. Obgleich Heine Schiff unterstützt und zuerst ermuntert hat, wird sein Porträt doch mit sehr unwilligen Zügen illustriert und namentlich seine Schrift über Shakespeare's Frauen in einer dem Anschein nach aufgewärmten Kritik aus den „Deutschen Jahrbüchern“ mit großer Schärfe niedergemetzelt. Gleichwohl heißt es wieder, daß von dem Neisraelitismus die Neuzeit ausgeht und wenigstens bis hierher die Urheber deutscher Volkserziehung, wie untreif dieselbe auch sein möge, zwei gekannte Neisraeliten waren, Heine und Börne. Wir erkennen die literarische Bedeutung beider Männer an; doch die deutsche Volksbildung ist aus andern Quellen hervorgegangen. Wenn dagegen Gutzlow in der andern Corolarie als Stifter der Gefinnungsliteratur bezeichnet wird, so kommt dies der Wahrheit offenbar näher, wie überhaupt die Wärme, mit welcher Schiff von diesem bedeutenden Autor spricht, alle Anerkennung verdient. Die Reflexionen über den Selbstmord erinnern in ihren springenden Gedankengängen an die Art und Weise, in welcher Vogumil Goltz derartige Thematika zu behandeln pflegt; nur ist Goltz mehr jeannepoulistend und Schiff hat mehr die Manier des Vater Murr. Gern stimmen wir übrigens, nach den neuesten erfreulichen Nachrichten über Gutzlow's Befinden, in Schiff's Worte ein: „Glückauf zur mislungenen That!“

Adolf Gottschall.

### Zur Culturgeschichte Polens.

Studien zur Culturgeschichte Polens von R. Adler. *Verfasser*  
Haud. Berlin, Ritter und Sohn. 1866. 8. 1 Thlr.  
10 Ngr.

Der letzte Aufstand der Polen hatte noch einmal die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf das unglückliche Land gelenkt; während die einen seinen Verzweiflungskampf mit dem Gefühle schmerzlich bewegten Mitleids verfolgten, sahen andere darin nichts als die Consequenz, welche aus der ganzen Vergangenheit Polens, aus seiner innern und äußern Geschichte mit Nothwendigkeit folgen mußte, und wollten in dem sich vorbereitenden Untergange der polnischen Nationalität als einer selbständig bestehenden nichts erkennen als den naturgemäßen Abschluß der Entwicklungslinie, welche polnische Geschichte und Cultur bisher verfolgt haben. Ob diese Ansicht die berechnete gewesen ist, muß die Zukunft lehren; wie sich die Dinge seit der Niederschlagung des Aufstands gestaltet haben, scheint allerdings das erfolgreiche Fortschreiten der mit neuen Kräften in Angriff genommenen Russificirung Polens ihr bereits eine thatsächliche Bestätigung in Aussicht zu stellen. Wo aber die letzten Ursachen dieses über die einst machtvoll herrschende und, wie es schien, zu einer glänzenden Zukunft berufene Nation hereinbrechenden Schicksals zu suchen sind, das ist eine Frage, welche nicht für die Gegenwart allein, sondern namentlich auch für den künftigen Geschichtschreiber dieser letzten Kämpfe von der allerhöchsten Bedeutung ist. Zu ihrer Beantwortung aber muß man nicht, wie es bisher und zwar namentlich in dem Eifer leidenschaftlichen Parteikampfes geschehen ist, bloß auf die politische Geschichte Polens Rücksicht nehmen, sich nicht darauf beschränken, aus ihr ein langes Sündenregister zusammenzustellen, auf Grund dessen dann der Nation die Lebensfähigkeit, das Recht einer selbständigen nationalen Existenz abgesprochen wird. Das ist ein ebenso einseitiges wie unbilliges Verfahren: nicht in ihrem politischen Auftreten allein bethätigt sich eine Nation als solche, vielmehr wird ihre politische Geschichte durchaus getragen und vollständig bebingt durch die Art und Weise ihres innern Lebens. Diejenigen sowohl, welche unbeirrt durch die letzten Ereignisse der polnischen Nationalität eine Fortdauer nicht nur, sondern vielleicht gar eine Zeit neuer Machtentfaltung und neuen Glanzes verkündigen, als auch die, welche ihr schlechthin die Kraft und damit auch das Recht selbständiger Existenz absprechen, beide müssen die Argumente für ihre Meinung sehr viel weniger in der politischen, als vielmehr in der Culturgeschichte Polens suchen. Denn die Cultur eines Volks ist die Grundlage auch seiner politischen Thätigkeit, und nach der Culturstufe, die es einnimmt, bemißt sich erst der Platz, auf dem es sich in den großen politischen Fragen erheben kann.

Bei der Bedeutung der Culturgeschichte gerade für diese im politischen Gebiete so vielfach, von so entgegengesetzten Standpunkten aus und oft mit so viel leidenschaftlicher Erregtheit behandelten Frage ist der Versuch, die Cultur Polens in ihrer historischen Entwicklung dar-

zustellen, als ein durchaus zeitgemäßer zu bezeichnen und schon deshalb heißen wir die uns vorliegenden Studien über diesen Gegenstand willkommen. An liebevollem Versenken in seinen Stoff, an gewissenhafter Benützung des einschlagenden Materials, der Quellen sowol wie älterer und neuerer Bearbeitungen, hat es der Verfasser nicht fehlen lassen; auch ist die Darstellung leicht und gewandt, ja für den stellenweise doch etwas harten und spröden Stoff hin und wieder etwas gar zu blühend und geradezu phrasenhaft. Ueberhaupt — und dadurch ist die Liebe des Verfassers zu seinem Stoff und seine Hingabe an denselben zum guten Theil um die rechte Frucht gebracht — fehlt es dem Buche an demjenigen, was gerade für vergleichende Untersuchungen, wie sie uns hier geboten werden, eine Grundbedingung ist, an streng wissenschaftlicher Methode und an Kritik. Die ganze Art und Weise, in der es namentlich gerade die schwierigsten Punkte, die ethnographischen und linguistischen, behandelt, trägt durchaus den Stempel des vergleichenden Forschungen immer beeinträchtigenden Dilettantismus an sich. Nirgends zeigt sich dies deutlicher als an solchen Stellen, wo der Verfasser aus der Menge der ihm vorliegenden, einander widersprechenden Quellenangaben durch kritische Prüfung ein entscheidendes Ergebniß zu gewinnen bemüht ist, oder wo er mit einem größern wissenschaftlichen Apparat gegen die Auffassung polemisiert, welche ein anderer Autor über einen streitigen Gegenstand vorgetragen hat; gerade da macht sich der Mangel an einer wirklichen, d. h. der Sache nicht bloß, sondern zunächst den von ihr Nachrichten gebenden Quellen und deren Beschaffenheit wirklich auf den Grund gehenden Kritik besonders fühlbar; die Untersuchung ist da mehr ein Tasten und Fühlen, als ein mühsames, aber Sicherheit Vorwärtsgang und systematisches, auf bestimmten Kriterien beruhendes Sichten und Schneiden. Allgemeine Betrachtungen und oft ziemlich nichtsagende Gemeinplätze sollen da die wirklich streng logische Schlussfolgerung ersetzen. In denjenigen Partien dagegen, wo es sich nicht sowol um eine kritische Prüfung und Untersuchung als vielmehr darum handelt, nach den in den Quellen sich findenden Angaben von einem bestimmten Zweige der polnischen Cultur ein Bild zu entwerfen und die Art darzustellen, in der gerade nach dieser einen Richtung hin das nationale Leben der Polen sich bethätigt hat, bieten uns diese Studien recht interessante und auch in der Darstellung und der ganzen Charakteristik wohlgelungene Abschnitte. Je mehr der Verfasser eben den sichern Boden wirklichen Lebens und realer Verhältnisse unter sich fühlt, desto freier und gewandter bewegt er sich: daher ist die zweite Hälfte des vorliegenden Buchs ungleich interessanter und werthvoller als die erste.

In der ersten Hälfte dieses ersten Bandes sein „Studien zur Culturgeschichte Polens“ nämlich holt der Verfasser ziemlich weit aus. Obgleich er im Vorworte selbst bemerkt, daß „zur Beantwortung einzelner wichtiger Fragen, namentlich nach ihrer innern Seite, das Quellenmäßige Küßzeug oft nicht ausgereicht habe, und daß der zweite



Aus den solchen Stücken, sowie eine lebendige Verarbeitung, eine historische Durchdringung des geschilderten Materials, die wegen zu beschränkter Zeit nicht möglich war, der Zukunft vorbehalten bleiben mußte", vertieft er sich doch von vornherein gerade in Fragen, bei denen die von ihm selbst ausgesprochene Beschränkung als eine höchst bedeutende bezeichnet werden muß. Während er gleich das erste, die vorhistorische Zeit behandelnde Kapitel mit der Bemerkung beginnt, „daß die Urgeschichte des polnischen Volks in tiefes Dunkel gehüllt ist und der Geschichtschreiber ratlos vor einer Kluft steht, die sich nicht überschreiten läßt", vertieft er sich doch unmittelbar danach in diese von ihm selbst erst als unlösbar bezeichnete Frage. Ausgehend von den Sagen der Polen, welche ihnen nicht ursprünglich eigen, sondern fremden Völkern abgelauscht oder durch Vermischung mit fremden Völkern erst zu ihnen verpflanzt seien, geht der Verfasser die lange Reihe von Hypothesen durch, welche über die ältesten Wohnsitze der Slawen aufgestellt worden sind, zieht auch die über die Schädelschädelbeschaffenheit der einzelnen Völker angestellten Untersuchungen heran und kommt schließlich zu dem Resultate, daß die Polen ein Mischvolk sind: „Der polnische Bauer gehört zu der Orthogonathen, er ist mithin entweder Germane oder Kelte, während der Rechte Prognathe, Slawe ist.“ Ueber dieses Resultat seiner Untersuchung wollen wir mit dem Verfasser nicht weiter rechten; als eine wunderliche Verirrung aber müssen wir es bezeichnen, wenn er diese Ansicht zu unterstützen und als richtig nachzuweisen sucht dadurch, daß er die in einer dem Jahre 1068 angehörenden Urkunde vorkommenden polnischen Ortsnamen „Sulimir, Milon, Cechen, Belin, Sulon" u. s. w. zusammenstellt „mit den in Ossian's Gedichten so häufig vorkommenden Namen Dushonor, Kamal, Statulin" u. s. w. Und auf Grund dieser Zusammenstellung, welche Maciejowski zum Range einer Quelle für wichtige ethnographische Forschungen erhebt, wird dann weiter geschlossen: „Es erhellt hieraus (!), daß die untern Volkschichten, die Bauern und die Hürigen, nicht slawischer, sondern keltischer Rasse waren und ihre Nationalität in einigen polnischen Districten noch bis zu dieser Zeit bewahrten." Dieser Satz, wonach Slawen und Iren ethnographisch zusammengehören, wird dann weiterhin gestützt durch eine genauer durchgeführte Parallele zwischen dem Polen und dem Iren, die an sich ohne Zweifel sehr viel Nichtiges und manche treffende Bemerkung enthält, aber doch unmöglich als eine wissenschaftliche Argumentation gelten kann. Da des Verfassers Bestreben doch offenbar darauf gerichtet ist, Polen und Iren als einander wirklich nahe verwandte Völker nachzuweisen, so wird man dann wieder ganz irre daran, wenn es auf einmal heißt: „Irländer und Polen, auch wenn sie ethnologisch nicht unmittelbar zusammengehören sollten, sind wenigstens diejenigen Abzweigungen des iranischen Grundstocks, die vielleicht in Folge der äußern Lage sich innerlich in den Hauptzügen so nahe getreten sind, daß beide Völker zum Verwechseln sich ähnlich sehen." Dies kann man doch nur dahin verstehen, daß durch die äußern Bedingungen

ihrer Existenz Polen und Iren, die eigentlich nichts weiter gemein haben, einander ähnlich geworden sind, nicht aber die Gemeinsamkeit der Abstammung der Grund der sich in ihrer Geschichte und Kultur zeigenden Ähnlichkeit ist. Inmitten einer so wenig klar geordneten und der strengen Logik ganz ermangelnden, rein scheinbaren Kritik macht es dann einen doppelt befremdlichen Eindruck, wenn bei der genaueren Durchführung der zwischen Polen und Iren aufgestellten Parallele die von beiden Völkern gleichmäßig geltende Bemerkung „Schmutz bedeckt Haus und Hof" belegt wird durch ein stolzes Cit. Tacitus „Germania" (c. 46): „sordes omnium ac topus".

Ähnliche Fehlgriiffe wie die hier näher besprochenen liegen sich aus den ersten Abschnitten der „Studien" noch mehrfach nachweisen. Der Mangel an einer wirklich methodischen Kritik macht sich auch bei dem über die Einwanderung der Slawen, sowie dem über ihr Religionswesen und ihre Mythologie Gesagten wiederholt sehr bemerkbar. Erst da, wo der Verfasser auf wirklich historischen Grund und Boden kommt, ist das von ihm Gebotene geeignet, ein lebendigeres Interesse und größere Befriedigung zu erregen. Wichtig weist er darauf hin, wie es auch für die Gestaltung der ältesten polnischen Kulturverhältnisse von entscheidender Bedeutung gewesen ist, daß den Slawen ebenso wie den Germanen der strenge Begriff eines eigentlichen Staats sehr lange völlig fremd geblieben ist. Daraus erklären sich die Formen, in denen die socialen und politischen Verhältnisse der Polen zuerst eine Art von Festigkeit und Dauer gewannen; schon in den Anfängen der wirklich historisch klaren Zeit stehen sich so Edelleute und Hürige gegenüber, beide, wenn auch im Innern mit mancherlei Abstufungen, ganz und vollständig voneinander geschieden. Die älteste nachweisbare Form der Verfassung beruhte auf dem Geschlechtsgau, an dessen Spitze der Fürst stand, berathen von den Ältesten und in wichtigen Fragen gebunden an die Entscheidung der Gemeinde der freien wehrfähigen Männer. Aber schon von dem die vorhistorische und historische Periode trennenden Zeitpunkte an beginnt ein allmähliches Zurücktreten dieser demokratischen Verfassung. Mit dem Auftreten Piast's, dessen Person noch so üppig von Sagen und Erfindungen umrankt ist, beginnt dieser Uebergang zu einer monarchischen, ja bald einer absoluten Monarchie. Die ziemlich gleichzeitig beginnende Verbreitung des Christenthums in Polen ist dieser Umwandlung noch sehr förderlich gewesen, und der immer mehr zur Geltung gelangende christliche Glaube hat zugleich mit der namentlich durch Boleslaus I. fast zum Absolutismus ausgebildeten königlichen Gewalt ganz besonders die allmähliche Verschmelzung der verschiedenen Theile zu einem einheitlichen Reiche angebahnt und vorbereitet.

Von diesem Zeitpunkte an verfolgt der Verfasser der „Studien" die Geschichte Polens nach ihren wichtigsten Momenten bis zum Ende des 14. Jahrhunderts, indem er jedoch den entschiedensten Nachdruck auf die durch sie bedingte Entwicklung der Cultur der Polen legt. In den wichtigsten

Hauptzügen wird der Kampf geschildert zwischen der schnell zu bedeutender Macht gelangten Kirche und dem von entschieden absolutistischem Streben erfüllten Königthum; der Einfluß, den dieser innere Kampf auch auf die äußere Stellung des Reichs üben mußte, auch die hohe Bedeutung, welche die namentlich im 12. Jahrhundert so massenhaft begonnene deutsche Colonisation für die gesammten Kulturverhältnisse hatte, wird in gebührender Weise gewürdigt. Nach einem kurzen Blick auf die Stellung, welche die Stände nach Ablauf dieser ersten wichtigen, wirklich historischen Periode zueinander einnehmen, folgt eine genauere Uebersicht über das, was während derselben von den Polen in den einzelnen Gebieten, auf denen sich die Kultur besonders betätigt, geleistet worden ist: Schulen, Geschichtschreibung, Dichtung, Kunst, Landbau, Handel, Lebensweise, Gewerbetätigkeit u. s. w. werden der Reihe nach durchgegangen. Den Schluß bildet eine Uebersicht über die Geschichte des Wladislaw Lokietz und

Rasimir's des Großen; die politischen Veränderungen, welche nach seinem Tode mit der Erhebung des Königs Ludwig von Ungarn zu seinem Nachfolger vorgehen, zeichnen auch in der polnischen Kulturgeschichte am schiedenen Abschnitt und bedeutungsvollen Wendepunkt.

Bis zu ihm reicht die erste Band der „Einführung zur Kulturgeschichte Polens“. Da in den demnach zu bearbeitenden Abschnitten die Schwierigkeiten, deren Ueberwindung dem Verfasser in dem ersten Theile dieses Bandes so wenig geglikt war, sich nun mehr und mehr zu lieren und er immer festeren und realern Boden für seine kulturhistorischen Studien gewinnt, so können wir der Fortsetzung derselben mit Interesse entgegensehen, zumal bei den sehr umfassenden Vorarbeiten und der guten Kenntniß der Quellen gerade für die nächsten Abschnitte eine Fülle interessanter, einen ganz besonders günstigen Einblick gewährenden Details erwartet werden kann.

Mans f. r.

## Seuileton.

### Literarische Plaudereien.

Mit Julie Rettich hat nicht nur das wiener Bargeschäfer, sondern die deutsche Schauspielkunst ein Hauptstübchen verloren. Am 11. April starb die begabte Künstlerin nach langen schmerzlichen Leiden an einem unheilbaren innern Uebel. Ganz Wien betheiligte sich an der Beisetzfeier; Heinrich Laube, der sich allmählich in einen Reichenrechner verwandelt steht und in diesem Jahre bereits die zweite oraison funebre am Grabe seiner Getreuen hält, setzte ihr in kurzen, aber warmen und schlagkräftigen Worten ein ehrendes Denkmal.

Julie Rettich war in ihrer Jugend eine Schülerin Tieck's und feierte bereits als Fräulein Gley bei ihren Gastfreunden Triumphe an den ersten deutschen Bühnen. Sie hat ihr Engagement in Wien nur einmal mit einem Engagement in Dresden vertauscht; seit dem Jahre 1835 gehörte sie unwandelbar der wiener Hofbühne an. Seit 1832 war sie mit einem Mitgliede derselben, Herrn Rettich, vermählt.

Die Bedeutung der darstellenden Kunst ist eine um so größere, wenn diese als Trägerin literarischer Richtungen auftritt. Das bloße Virtuositentum kann diese Bedeutung nie erlangen, indem es heute in diese, morgen in jene bunte Haut färbt und sie alle nur zum Puzze trägt. Auch Frau Rettich vertrat eine poetische Richtung, den schwunghaften Idealismus, das getragene Pathos, eine Richtung, die dem Zeitgeschmack einigermaßen entfremdet ist und von den Anhängern der realistischen Schule als veraltet und abgelebt bezeichnet wird. Der Kothurn soll auf der Bühne der Gegenwart keine Geltung mehr finden; auch die Tragödien sollen sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist und sich beileibe nicht gegen das Gesetz der Lebenswahrheit verstoßen. Nun ist zwar der declamatorische Singang und die geklarte Schatzkammer gewiß keine empfehlenswerthe Eigenthümlichkeit der Schauspielkunst. Ebenso wenig aber darf man zugeben, daß dieselbe durchaus nur auf dem Boden der trivialen Alltagsprosa zu wurzeln hat, ohne durch einen Hauch der Begeisterung getragen und geädert zu werden; ebenso wenig darf man den Verzicht auf stilvolle Darstellung als einen Fortschritt preisen, oder triumphiren, wenn die Tragödie auf das Niveau des Conversationsstücks herabgedrückt wird. Es gibt große Aufgaben der Poesie, die sich ein für allemal nicht in das Gewand matteriger Lebenswahrheit kleiden lassen: Aufgaben, denen gleichsam das Feuer des Idealismus von der Stirn leuchtet, und deren innerste Bedeutung verloren geht,

wenn sie mit jener Gleichgültigkeit gegen den höhern Schicksal gespielt werden, deren sich der Realismus befleißigt. Solche Darsteller gleichen in Bezug auf ihre Rolle den Entomologen, welche einen Schmetterling, um seine Farben und Zeichnungen genau zu untersuchen und seine Species festzustellen, so lange den Händen hin- und herdrehen, bis der ganze Flügel mit seinen Schwingen vermischt ist. Frau Julie Rettich war vielleicht in der feierlichen Gemessenheit der Declamation und wieder zu viel thun; doch alle ihre Darstellungen waren stilvoll, athmeten Adel und Würde und jene Poesie, jenen Dichter, deren sich die entgegengesetzte Richtung nur zu leicht entleidet, indem sie der Poesie eine dienende Rolle anweist, alles wie einen Flitter gleichgültig behandelt, was sie nicht eigenem Aufpuß verwenden kann. Die Künstlerin war nicht eine vortreffliche Trägerin der Schiller'schen Rollen; auch Friedrich Palm und Putzig fanden in jüngster Zeit für ihre tragischen Aufgaben auf dem Gebiete der Mutterrollen in ihr eine vorragende Vertreterin. Ihre Thaiselba hat dem „Friedrich Rabenau“ die Bahn zu durchgreifenden Erfolgen geebnet; da hat sie „Das Testament des Großen Kurfürsten“ und „Das von Austria“ zuerst zur Geltung gebracht. Der Dichter Friedrich Palm hat ihr stets warme Berechnung zugewendet und sie ist fast in ihrigen Engnissen gefesselt. So wichtig war Frau Rettich in ihren Darstellungen war, so einfach und würdig war sie in ihrer Häuslichkeit, und so sehr sie in den Abendgesellschaften eine geistige Elite zu versammeln gewohnt war, so wenig aufdringlich mit ihrem eigenen Geiste, so empfänglich und dankbar war sie hier für alles, was von den Gästen geboten wurde, mochte es nun irgendeine poetische Gabe oder eine geistvolle Bemerkung und Anregung.

Die Tragödiinnen sterben, aber die Tragödien nicht. Immer neue Dichter versuchen sich auf diesem Gebiete, welches dem Publikum mit so geringer Gunst betrachtet wird. In Berlin ist das Trauerspiel eines bisher unbekannten Dichters, Theodor Schlemmer: „Korolane“, zur Aufführung gekommen, dessen Stoff der türkischen Geschichte entlehnt ist und zu dem Art von Stoffen gehört, welche namentlich die jüngere Tragödie im vorigen Jahrhundert liebte. Uebrigens hat der Stoff, wie aus einem hinterlassenen Fragment hervorgeht, auf Leistung seine Anziehungskraft ausgeübt. Theodor Schlemmer hat denselben indeß mit allen historischen Wurzeln aus der Erde herausgegraben und als große Haupt- und Staats-

handelt, welche namentlich in den letzten Acten in einen verworrenen Kauderwelsch ausläuft, sobald sich die russischen Dichter mit einem gewissen Behagen in den Blutlagen der, welche so oft das Innere des türkischen Serrails befestigt. Die Tragödie hat übrigens lyrischen Schwung, und einzelne Acte, namentlich der dritte, sind nicht ohne poetischen Reiz. Doch in Bezug auf den Stoff hat sich der Dichter engherzig vergriffen. Wir haben hierin bereits andere Ansichten; die Vertreter des französischen Kothurns, dessen Einfluss ist seine Gegner im vorigen Jahrhundert nicht ganz verleugnen. Wir wollen den allgemein menschlichen Conflict nicht einem unsern Sympathien fremden Kostüm abgepielt sehen, das was liegt uns ferner, als eine türkische Serrailintrigue? unterliebe, Delirium, alle andern menschlichen Ingrezienzen Stoffe, machen uns fremdartig an; denn wir haben uns der Schale die Zähne ausgebissen, ehe wir zum Kern durchdringen vermochten.

Trotz des Kriegeslärms schießt der Journalismus immer noch ins Kraut — überall begegnen uns Ankündigungen und obenuummern neuer Journale. In Berlin erscheint der „Co-ant“, als Vertreter der neuen Lwenthalschen Cogitantenreihe, welche bekanntlich dem Naturalismus huldt und im Glauben und Euit verschmälzt. Das Blatt enthält neben naturwissenschaftlichen Artikel von Werth. Das Bedenken, die Schriftsteller vom Buchhandel zu emancipiren, wie neuerdings in einem Vorschlage dieses Blattes sich ausspricht, ist indess so erfolglos sein, wie es sich überall, wo es bisher taugte, gezeigt hat — denn schon das Gesetz der „Theilung Arbeit“ weist auf eine Sondernung der Berufssphären hin, in jede die ganze und volle Thätigkeit verlangt.

Von Wien aus wird eine „Internationale Revue“ angekündigt, welche besonders bestimmt scheint, dem „Magazin für die Natur des Auslandes“ Konkurrenz zu machen. Die Liste der Mitwirkenden weist sehr viele respectable Namen auf, wie dem Publikum viels auch die Verheißungen des Herausgebers in Bezug auf Inhalt willkommen sein werden. In München erscheinen Münchner Blätter für Literatur und Kunst“, herausgegeben von Max Schlägel, von denen uns die Probe Nummer vorliegt. Der Herausgeber sagt: „Da wir glauben, daß die Verflechtung der Kunst und Poesie in unsern Tagen nicht so sehr in der Selbstüberschätzung der sich in der Unmündigkeit einer akademischen Grammatik sicher stehenden Kunstgesellschaft, als vielmehr in der von Dilettantismus, Principienlosigkeit und persönlichen Rücksichten getragenen localen Kritik zu Grunde findet, haben wir es uns vorgenommen, nach den geltenden Gesetzen der Kunst den absoluten und relativen Werth von Kunst- und Literaturproducten zu bestimmen, die Gesprüche des Tages austauschen und niederlegen, und über die jeder Mann zur Regelung und Bildung seiner eigenen Ansichten sich gern Rath erholen möchte in der kritischen Presse.“ erkennen als die Hauptmerkmale und Hauptschwächen der vernen Kunst und Poesie den Akademismus, die Effectsucht die verkehrte Behandlung der historischen Kunst. Den Entstellungen, die der Verfasser von diesen drei als Verirrung bezeichnet, kann man im allgemeinen nur beistimmen. Außerdem enthält die erste Nummer die anerkennende Besprechung eines lyrischen Dramas von O. Frey: „Das Sack“, und Theaterkritiken und mehrere Gedichte von unheimlichem Werth.

Noch erwähnen wir die „Zeitschrift für bildende Kunst“, welche unter der Mitwirkung namhafter Kunstschaffsteller unter der Redaction von Karl von Söhlow in Leipzig bei mann erscheint. Bestimmt, die eingegangenen wienener „Recenzen für bildende Kunst“ zu ersetzen, will das neue Journal so unabhängig von localen, persönlichen und confessionellen Ansichten auftreten, wie diese wienener Zeitschrift, und an der zumeist Kritik und Essays der Tageskritik, Correspondenz-Kunstberichten seine Spalten öffnen und eine regelmäßige

„Kunstchronik“ bringen, welche auch alle für den praktischen Verkehr wichtige Notizen mittheilt. Die beiden ersten Hefte der Zeitschrift liegen in eleganter Ausstattung vor. Unter den Artikeln, welche sie enthalten, heben wir den Kibler'schen Aufsatz: „Ueber die heutige Kunst und Kunstwissenschaft“ und die Charakteristik „Kaulbach's als Illustrator deutscher Frauengealter“ hervor. So wird die Zeitung gewiß ihrem Zweck entsprechen, „alles Bemerkenswerthe und Schöne, was die Kunst der Gegenwart, vornehmlich in Deutschland hervorbringt und anstrebt, den größeren Kreisen des gebildeten Publicums durch Wort und Schrift vor die Seele zu führen“, und gerade, indem sie ein Hauptgewicht auf die Kunstanschauung selbst legt, nicht in erster Linie den Scharfsinn, sondern den Schönheitssinn zu entwickeln und zu nähren streben.

### Bibliographie.

- Basler, E., Club und Stunde. Novellenzyklus. Basel. 1865. 8. 12 Ngr.
- Beder, M., Des Rabbi Bermächtig. Roman in 3 Theilen. 1ste Abtheilung: Der Rater. 2 Bde. Berlin, Jante. 8. 2 Tpl. 15 Ngr.
- Deutsche Classiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Dritter Band. — A. u. d. T.: Das Nibelungenlied. Herausgegeben von K. Bartsch. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.
- Dasselbe. Erster Band. — A. u. d. T.: Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von F. Pfeiffer. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus. 8. 1 Thlr.
- Deutinger, M., Bilder des Geistes in den Werken der Kunst. Gezeichnet in der Helldruck-Galerie zu Wien. Aus dem handschriftlichen Nachlaß des Verstorbenen herausgegeben von E. Kasper. München, Lindauer. 8. 24 Ngr.
- Erzählungen und Räthelungen. Charakterbild in Briefen von dem früh verstorbenen J. A. S. gesammelt im amerikanischen Gefolge 6. October 1863. Zürich. 8. 12 Ngr.
- Fewerbach's, F., sämtliche Werke. 10ter Bd. — A. u. d. T.: Gerechtigkeit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.
- Galzer, F., Der Erbe von Betty's-Kuh. Roman. 4 Bde. Leipzig, Köhmann. 8. 6 Tpl. 20 Ngr.
- Gesährdet, H., Unter Palmen und Dogen. 1ter Bd. Unter Palmen. Schwanke Erzählungen. Leipzig, Arnolt. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.
- Göbel, E., Sklaverei und Emancipation der schwarzen Rasse in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Geschichtliche Abhandlungen. Zürich, Schwab. Gr. 8. 12 Ngr.
- Hugo, E., Die Herr- und Arbeiter. Roman. Aus dem Französischen. Einzige vollständige deutsche Original-Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Jante. 8. 4 Tpl. 15 Ngr.
- Kleist-Helwig, H. v., Der Adel und die Kirche. Ein Vortrag. Berlin, Berg. Gr. 8. 5 Ngr.
- Koener, W., Heinrich Barth. Vortrag. Berlin, D. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.
- Kopp, J. C., Dramatische Gedichte. 4tes Bde. Lucern, Verlagsanstalt. 8. 24 Ngr.
- Kranzold, Die sociale Bedeutung der Arbeiterfrage vom ethischen Standpunkt. Vortrag. Bayreuth, Grau. Gr. 8. 4 Ngr.
- Krüger, J., Jüdische Parodien und Schanzen. 1tes Hef. Altona, Verlags-Bureau. 16. 5 Ngr.
- Kuller, E., Salomon Sulzer, Prof. und Obercantor. Biographische Skizze. Wien, Bergfeld u. Bauer. 8. 5 Ngr.
- Martin, S. v., Novellen. 1ter u. 2ter Bd. Dresden, Wiedede. 8. 2 Tpl. 7 1/2 Ngr.
- Mollitor, W., Das Theater in seiner Bedeutung, und in seiner gegenwärtigen Stellung. Frankfurt a. M., Verlag f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 3 Ngr.
- Müller, M. J., Beiträge zur Geschichte der westlichen Araber. 1stes Hef. München, Fraun. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.
- Neben, M., Die Dänen hinter dem Dannevers. Historischer Roman aus der jüngsten Vergangenheit Schleswig-Holsteins. Leipzig, Schöde. 1867. 8. 1 Tpl. 10 Ngr.
- Neman, E., Die Wäpfer. Autorschrift deutsche Ausgabe. 1ste bis 4te Lieferung. Leipzig, Brockhaus. 8. Jede Lieferung 5 Ngr.
- Niedert, H., Sammlr. Leipzig, Bittel. Gr. 18. 12 Ngr.
- Sailer, J. W., Lebensbilder in Maximen für junge Männer von Stand und Rang. Vorgelesen im Jahre 1818. Regensburg, Pustel. 8. 12 Ngr.
- Schindhelm, Abhandlung über Hamlet von E. Schopenhauer. Coburg. 4. 7 1/2 Ngr.
- Schmidl, O. u. F., Das Alter der Menschheit und das Paradies. 2 Vorträge. Wien, Braumüller. Gr. 8. 16 Ngr.
- Senn, J., Bürgermeister Hans Wolbmann's Leben und Ausgange. Mit Benutzung der seit Kibler's Biographie bekannt gemachten und eigener archivalischen Forschungen; nebst Beilagen. St. Gallen, Sombregger. 1865. 8. 9 Ngr.
- Thammes, O. v., Geschichte von England zur Zeit der Tudors. 1tes Bd. 1ste Hef. Mainz, Kasperberg. Gr. 8. 10 Ngr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Ein Handbuch für das praktische Leben.

In 70 Heften oder 7 Bänden.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Jedes Heft 7½ Ngr. Jeder Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Dieses allgemein von der Kritik als trefflich gerühmte Werk liegt nunmehr vollständig vor. Dasselbe ist in Wahrheit ein Handbuch für das praktische Leben, indem es einen so reichen und so sorgfältig ausgewählten Schatz unmittelbar zu verwertender Kenntniss in populärer Form und übersichtlichster alphabetischer Ordnung darbietet wie kein anderes Werk dieser Art, und verdient somit in jeder Hausbibliothek einen Platz zu finden.

Das Werk wurde von Dr. Rudolf Krendt redigirt und von den ersten Vertretern der betreffenden Wissenschaften verfaßt. Es enthält das Wissenwerthe: 1) aus den Künsten und Gewerben (bürgerliche Gewerbe, landwirthschaftliche Gewerbe, mechanische und chemische Technologie, Landwirtschaft, Architektur, Malerei und Bildhauerei); 2) aus dem geschäftlichen und gesellschaftlichen Leben (Handel und Verkehr, Volkswirtschaftslehre, Rechtswissenschaft); 3) aus dem häuslichen und Familienleben (Medicin, Lehre von den Nahrungsmitteln, Kleidung und Wohnung, Arbeiten der Hausfrau, Erziehung und Unterricht). Außerdem werden die Grundlehren der Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Anatomie und Physiologie, ferner der physischen Geographie, der Meteorologie und Astronomie und endlich der beschreibenden Naturwissenschaften darin abgehandelt, immer mit Rücksicht auf den Nutzen, auf die directe oder indirecte Bedeutung für das tägliche Leben der Menschen, aber nicht in trockener, sondern in ergählender Darstellungsweise, sodaß neben der Belehrung das Werk zugleich eine angenehme Unterhaltung gewährt.

Ueberall, wo Abbildungen der beschriebenen Gegenstände zum bessern Verständniß des Textes dienen können, sind solche in correcter Zeichnung und künstlerisch ausgeführtem Holzschnitt beigegeben; ihre Zahl beläuft sich auf 2382. Register zu jedem Bande und ein Universalregister erleichtern in jeder Weise den Gebrauch des Werks.

Das „Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon“ ist sowohl auf einmal vollständig, als auch nach und nach in 7 Bänden zu je 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr., oder in 70 Heften zu je 7½ Ngr. durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Bei Otto Wigand in Leipzig ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Fiat lux!

Verteidigung der wahren Freimaurerei

gegen  
innere und äußere Feinde,  
nebst Gedanken zur Reform des Bundes.

Vom

Verfasser der Schrift

„Adhuc stat“.

Al. 8. 1866. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Staat und Gesellschaft

vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit.

Von Joseph Held,

Dr. philos. & jur., Professor der Rechtswissenschaft in Würzburg.

Drei Theile. 8. Geh. 12 Thlr.

I. Grundanschauungen über Staat und Gesellschaft.

II. Volk und Regierung mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung der Gesellschaft und des Staats in Deutschland.

III. Der verfassungsmässige oder constitutionelle Staat.

Während der erste Theil dieses jetzt vollständig vorliegenden Werks vorherrschend philosophisch ist, bewegt sich der zweite Theil mehr auf historischem Boden und schließt mit Betrachtungen über die gegenwärtige Lage Europas und den Weltberuf Deutschlands gegenüber der Revolution. Der dritte Theil umfaßt die Darstellung und Prüfung des modernen oder des constitutionellen Staats.

Das Werk ist allgemein als eine der bedeutendsten Erscheinungen der neuern staatswissenschaftlichen Literatur anerkannt worden und wird zugleich für jeden Gebildeten der sich für die politisch-socialen Fragen unserer Zeit interessiert, eine fesselnde Lektüre bilden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Aufzeichnungen

## Kaiser Karl's des Fünften

Zum ersten mal herausgegeben von

Baron Kervyn van Lettenhove.

Ins Deutsche übertragen von L. A. Warnkönig.

8. Geh. 1 Thlr.

Einer der wichtigsten Funde, welche für die Geschichte des 16. Jahrhunderts in den letzten Jahren gemacht worden sind, wird in diesem Buche zum ersten mal der deutsch Lesewelt vorgelegt. Es sind die Commentare oder Aufzeichnungen Kaiser Karl's V., welche, für längst verlor gehalten, durch einen glücklichen Zufall neuerdings wieder aufgefunden wurden. Dieselben erstrecken sich über den größten Theil der Regierungszeit des mächtigen Herrschers und sind in jedem Betracht eine der interessantesten und bedeutendsten Quellschriften für die Geschichte seiner Zeit.

Soeben erschienen im Verlage von S. A. Brockhaus in Leipzig

die zweite dritte und vierte Lieferung

der autorisirten deutschen Uebersetzung von

## Renan's neuem Werke: Die Apostel.

Das Werk erscheint in 6 Lieferungen zu je 5 N. Die ersten vier Lieferungen sind in allen Buchhandlungen rüthig, die übrigen letzten zwei werden rasch folgen.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 18. —

3. Mai 1866.

Inhalt: „Gespräche mit einem Grobian.“ Von Rudolf Gottschall. — Die Frage über die Heimat des Meier Helmbrecht. Von Reinhold Wecklein. — Bunfen's „Leben Jesu“. Von Moritz Carriere. — Neue Novellen und Romane. Von Oskar Gans. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Zur Literatur volksthümlicher Dichtung und dergleichen in Schlesien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### „Gespräche mit einem Grobian.“

„Göttliche Grobheit“, ruft Börne einmal aus, und er betete kein Traumbild an; denn er war einer der Hochmeister und Gebietiger in dem Orden der Grobiane; aber seine Grobheit hatte in der That einen idealen Zug; es waren Keulenschläge eines Hercules, der den Augiasstall unserer politischen und literarischen Zustände ausmühtete und der lernrüssigen Schlange der Afterskritik die Häupter zerschmetterte.

Was ist aber nach Börne aus der „göttlichen Grobheit“ geworden? Sie gehört keineswegs zu den hervorzuhebenden Zügen in der Physiognomie des Zeitalters. Wenn man die Literatur unsers Jahrhunderts mit der des vorhergehenden vergleicht, so wird man finden, daß sie in dieser Hinsicht erfreuliche oder wenn man will bedauerliche Rückschritte gemacht haben. Die Polemik der Gelehrten, Krätzer, Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts war eine handfeste; man sie packten, den schüttelten sie gehörig durch, und daß unsere großen Dichter auch in diesem Artikel etwas leisten konnten, das beweisen wol die „Kenien“ zur Genüge, die in den flüssigen Springquellen ihrer Dichtung genug erdschwere Grobheiten heraus- und herunterspülten.

Wir sind bei weitem artiger geworden. Schon die jungdeutschen Autoren, die auf Börne folgten, wirkten mehr durch Ironie, Satire, durch allerlei auflösende Agentien. Der dreinschlagenden Energie Wolfgang Menzel's ist längst der Athem ausgegangen; Julian Schmidt blies die Kartenhäuser der neuen Dichtung mit dem Blasbalg Hegel'scher Phrasen um, und nur Passalle machte einen Versuch mit literarischer Grobheit, der den besten Leistungen des vorigen Jahrhunderts in diesem Genre ebenbürtig war. Doch diese Grobheit war nicht mehr „göttlich“; es war ein rein persönliches Massacre, und wenn hin und wieder ein Journalist, was ihm an ästhetischer Bildung fehlt, durch plummes Auftreten zu ersetzen sucht, so weiß man schon, was man zu erwarten hat, und geht den klappernden Holzschuhen möglichst weit aus dem Wege.

Börne's „göttliche Grobheit“ scheint mit Börne anders zu sein; und doch dürfte es ihr in unserer Zeit nicht an Stoff fehlen. Es fordert so vieles auf allen Gebieten des Lebens, der Wissenschaft und Kunst zu Invektiven heraus; man wird so oft der „lammherzigen Gelassenheit“ müde; man möchte nicht einzelne Personen, denn das ist ungöttlich, sondern ganze Richtungen in die Pfanne hauen; doch die Cultur, die alle Welt beleckt, erlaubt solche ungeleckte Vorentsagen in der Literatur nicht mehr. Es sind nur die Sonderlinge, denen man gestattet, sich so rücksichtslos zu gebärden. Da ist der Philosoph Schopenhauer, der seine Grobheiten wie chthonische Felsblöcke den Größten der deutschen Speculation an den Kopf wirft; da ist der humoristische Socialkritiker Bogumil Goltz, der die moderne Welt unter seiner Gedankenranse, bisweilen auch mit taubeneiergroßen Hagellörnern des Witzes übel zurecht und ihr ganz das Costüm verdirbt. Doch das sind Ausnahmen, die man als solche gelten läßt. Am gewöhnlichsten sind noch immer die Theologen; doch wer mit Pfingstzungen zu sprechen glaubt, braucht kein Blatt vor den Mund zu nehmen. Auch gilt es bei ihnen meistens, die Kasper auszurotten, und da sind doch die kolossalsten Grobheiten noch immer ein schwaches Surrogat für die Scheiterhaufen, über die man früher disponirte.

Inzwischen hat sich in unserer Literatur ein neuer Grobian angemeldet, der seine Etilette unbefangen zur Schau trägt und sich seinen literarischen Paß auf diesen Namen ausstellen läßt:

Gespräche mit einem Grobian. Herausgegeben von einem seiner Freunde. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dieser Grobian arbeitet in dem Börne'schen Genre der „göttlichen Grobheit“; er schlägt nie auf einzelne los, sondern entladet sein geistiges Ungewitter über unsere ganzen Culturepoche; er hält seine Gardinenpredigt dem gegenwärtigen Menschengeschlecht und der Verkehrtheit der Richtungen auf allen Gebieten. Doch er ist im Grunde ein philosophischer Idealist und entpuppt sich so in seinem Schlagprogramm; er hat seine Hoffnungen auf die Zukunft nicht vergraben; er ist kein Timon von Athen, welcher sich nur in Verwünschungen ergiebt; er ist ein



Misanthrop, doch kein Menschenhasser ohne Neue. Bei aller Schwarzseherei und Selbstüchtelei hat er noch einen, wenn auch schwachen Glauben an ein Besserwerden auf Erden.

Wir müssen übrigens zwischen dem Autor des Werks und dem Grobian, dessen Worte er einregistriert, unterscheiden. Die Form dieses Werks ist eine Art von novellistischer Einschachtelung. Der Verfasser findet zwei der Aristokratie angehörige Universitätsfreunde nach längerer Zeit wieder. Beide waren Gegensätze; der eine energisch, stattlich, rücksichtslos, cholerisch aufflammend gegen das Unrecht und stets bereit, es zu rächen; der andere schüchtern, wohlwollend, lebenswürdig. Der erste hatte sich inzwischen zu einem auf seinem Schloß allein lebenden, weltfeindlichen Eremiten entwickelt; er ist eben unser Grobian; der andere kam in seine Nähe, wurde sein einziger Besucher, lebte in fortwährendem Krieg mit dem patentierten Inhaber der misanthropischen Weltanschauung und schrieb sich aus Verzweiflung alle Grobheiten auf, welche ihm in diesen Disputationen zu theil wurden. Das ist das Manuscript, welches unser Autor als der dritte Freund veröffentlicht.

Damit wir nicht durch das einseitige Gewicht dieser Grobheiten erdrückt werden, hat der Autor in dem lebenswürdigen Gegner auch die entgegengesetzte Weltanschauung zu Worte kommen lassen. Ja er vergönnt dem letztern gegen den Schluß des Buchs hin gewissermaßen die Stimmführung, und seine schwunghafte Dithyrambil trägt sogar insofern den Sieg davon, als sie zuletzt auch dem immer in der Hinterhand bleibenden Grobian nöthigt, seine Erklämpfe auszuspielen und mit seinem Glaubensbekenntniß herauszurücken.

Der Verfasser hat alle Varietäten von Grobianen mit der Genauigkeit eines Kunstgärtners sortirt. Dennoch hat er auf ein Eintheilungsprincip nicht Rücksicht genommen, welches wir als berechtigt anerkennen. Es gibt Grobiane aus Talent und Grobiane aus Reigung, solche, die es sein müssen, weil sie einmal von Natur aus knobigen Holze gehauen sind, und solche, die es sein wollen, weil sie glauben, so am einbringlichsten auf die Menschen zu wirken und ihre höhern Zwecke zu erreichen. Der Verfasser gehört offenbar zu den letztern; die Grobheit ist seinem Naturell, auch seinem schriftstellerischen, fremd; es ist eine Maske, die er vornimmt, eine Rolle, die er spielt. Man merkt es, daß man es mit einem im Grunde feinfühlernden Autor zu thun hat, der mehr nach der Auflösung der Dissonanzen hinstrebt, als daß er daran Gefallen fände, durch jede Griffe auf den Tasten zu imponiren. Dennoch athmet das Werk eine wohlthuende Frische; es ist wie ein die Nerven stählendes Bad, in das man mit Vergnügen untertaucht. Ueberhaupt setzt man sich, bei der Ueberschwemmung mit geistloser Waare, danach, auch in dieser nicht streng wissenschaftlichen Form mit Geist zu verkehren. Und geharnischt ist dieser Geist, wie der im „Hamlet“, from top to toe.

Gleich von Anfang empfängt der Held dieser unpla-

tarischen Dialoge unsern Autor mit einer Philippika gegen die deutschen Schriftsteller, der es keinesfalls an attischem Salz fehlt. Er findet in seinem Universitätsfreund „den deutschen Literaten, wie er lebt und lebt, fahl, fahl — und doch auflebend, doch vergnügt? Es ist eine unverständliche Gattung.“ Keiner von Ihnen habe den Muth original zu sein.

Frech sein und sonst nichts, das ist leicht! Aber wo ist der Mann von Talent, Gehalt und Reife, der sich fühlte und sich gehen ließe, rücksichtslos, einer Welt von Flackhöfen gegenüber? Die Masse der Flackhöfe, das ist das Publikum! Dieses ist aber die große Gottheit des Jahrhunderts — und ihm will man gefallen! Da wird nun hingeshickt, was der Bestie wol befohlen möge! Da wird geschmeigelt und gebügelt und geschminkt! Das Buch wird herausgepußt wie eine Buhldirne, und mit dem Ehrgeiz der Buhldirne schickt es der Autor in die Welt! Gefallen — und gut dafür bezahlt werden! Pfui über euch! Ist das ein Ziel? Und was ihr verdienet, das wird euch dann! Ihr gefällt, man nascht euch ab und wirft euch verächtlich beiseite! Von Rechten wegen! Von Rechten wegen!

Wo ist einer unter euch, der den Stolz und den Ehrgeiz, ich will nicht sagen des Genies, sondern nur des thätigen Kerls hätte? Wo ist einer, der seine wahre Mission als Autor begriffen hätte? Streicheln und kitzeln wollt ihr! Aber ihr solltet überwältigen, übermannen und befruchten! Die Welt, die Masse, das ist die Dirne! Uebermüthig gegen den Schweisewerker, erwartet sie im Stillen um so sehnlicher den Helden und schmachtet, von ihm unterjocht zu werden! Wo ist der Held? Wo ist der Himmelssohn, der mit den Löthstein der Erde ein Geschlecht von Giganten erzeugt? Gott erbarme sich unser!

Unser Autor erwähnt „einen, der sich ganz danach einrichtet, diesem Bedürfniß abzuhelfen“. Doch der unerbittliche Grobian meint, „wenn's damit gethan wäre, sich zu reden und zu strecken, gespreizt einherzuschreiten und kolossale Reden zu halten, dann wär' er der rechte Mann! Der Kerl will eigentlich auch nicht die That selber thun, sondern nur für einen gelten, der's kann! Die Ehre haben möcht' er! Und nun schneidet er Gesicht und nothzuletztig sein Gehirn und zieht nie gehörte Phrasen aus ihm heraus und will uns glauben machen, daß wär' Ursprünglichkeit, Ueberflus, Genie! Gewalt ist's, die er sich selber anthut.“ Es ist dies die einzige Stelle in den Gesprächen, in welcher ein bestimmter Autor erwähnt wird. Offenbar ist Friedrich Hebbel gemeint; doch das große Lesepublikum, dem dieser Autor ziemlich unbekannt ist, wird sich kaum orientiren können, auf wem es diese Charakteristik zu beziehen hat.

Eine andere Philippika gegen die Genußgierigen und Geistsfaulen findet sich im neunten Gespräch. Vortrefflich ist besonders die Stelle, an welcher der Grobian über den Erfolg sich ausspricht:

Erfolg — das ist das Zauberwort der Epoche! Wer es folgt hat, sofort hat, d. h. wer der Masse gefällt, vor dem wir man sich in den Staub. Die Kritik hat gar keinen andern Ehrgeiz, als der Welt bekannt zu machen, welches Werk Erfolg gehabt habe und welches keinen. „Die Menge lauft, der Pöbel flackst — der Autor ist ein großer Mann!“ — Grundgedach Brückliche Scribler! — ist das eure Aufgabe? Die Ideale soll ihr aufstellen der Kunst und dem Pöbel seinen rohen Geschmack verweisen! Des Werkes sollt ihr euch annehmen, an dem die Eitel vorübergeht, weil es zu gut ist für ihn und zu schön Sagen sollt ihr ihm, was schön ist und warum! Statt dessen wartet ihr submissiv, worüber der neue Souverän sein Wohl

gefallen zu äußern gern möchte. Und das Product, auf welchem seine Augen gnädigst weilen, fängt an zu schimmern für euch und in magischen Farben zu glänzen. Ihr seht es schön und beginnt es zu preisen und lobt nicht Worte genug finden des Ruhms, und werdet ordentlich genial in schmeichelebrünstigem Lobgesang. „Welche Pichter, welch ein Pulschschlag des Lebens! Mit welch unwiderstehlicher Gewalt packt es uns und reißt es uns hin! Die Wirkung ist verauschend, betäubend, wir kommen von Sinnen — das ist eben das Ziel und der Gipfel der Kunst!“ Laisien! Laisien! Verderblichere Schranken als diejenigen, die um einen Thron herumtänzen in Gold glänzen, und die man endlich doch verachten gelernt hat! Wird man euch nicht auch verachten lernen, pflichtvergessene Söldner?

Diese Strafpredigt hat namentlich ein nicht unbeträchtlicher Theil der deutschen Theaterkritik ein Recht, auf sich zu beziehen. Der Erfolg gilt für ein Gottesgericht. Kein Kritiker wagt ein Stüd zu loben, das dem Publikum nicht gefallen hat. Man sucht alle Schwächen des Werks hervor, um das Urtheil dieses Souveräns zu motiviren. So wäre ein kritischer Grobian zu finden, der dem Publikum ins Gesicht sagte: „Ihr seid dumme Kerle! Das Stüd ist ausgezeichnet, ihr versteht es nur nicht! Wir wollen euch die künstlerischen Intentionen des Dichters, die Vorzüge der Ausführung, seine großen Schönheiten ansinnerschauen!“ Und das ist dasselbe Publikum, das bei Shakespeare, Schiller und Goethe, bei Dichtern, deren Größe ihnen von der Wiege an vorgesungen wurde, bisweilen mit offenem Munde zuhört und sein Wisfallen herunterzuschluckt, nur aus angelerntem Respect! Wir zweifeln nicht, daß dies Publikum, wenn es nur auf sein eigenes Urtheil angewiesen wäre, einen „Daniel“ sehr con- sulten, einen „Pear“ sehr absurd, einen „Don Carlos“ unmo- tivated und gefühlloserschwinglich finden und mit dem Ap- plaus, mit dem es selbst bei den classischen Tragödien pflegt, wenn nicht berühmte Virtuosen ihn auf sich zu len- ken wissen, ebenso zurückhaltend sein würde, wie bei man- chen modernen Tragödien, deren innerer Zusammenhang ihm nicht geklärt ist. Eine Kritik, die nur ein Echo des Publikums ist, verzichtet auf ihren wahren Beruf und ist nur eine Gelegenheitsmacherin für die schlimmen Neigun- gen eines verderbten Geschmacks. Denn wenn das ideale Streben und die dichterische Mission auch bei der Kritik keine Unterstützung mehr finden, so dürfen sie ihre Partie verloren geben. Das Publikum hat daran immer nur geglaubt, wenn die Kritiker und Commentatoren ihm „tau- send Laternen angezündet“ hatten. Unser Grobian ist übrigens skeptisch genug, auch unsern Classikern für die nächste Zukunft kein günstiges Horoskop zu stellen:

Ich habe den Beweis geführt, daß auf dem Felde der schönen Literatur die Zerfahrenheit und das Verderben eben am meisten ist und alles in Aeußerlichkeit und Flachheit unterzu- gehen droht. Ich habe bewiesen, daß ich ein Recht habe, behaupten zu sein und an ein Ende der Herrlichkeit auch unserer Classiker zu glauben. Diese Classiker haben Geist und Schöpfung und Begeisterung; man wird sie, wenn man noch etwas weiter vorgeschritten ist, für langweilig, phantastisch und prätentios erklären, und sie werden aus der Mode kommen. Ist das etwa nicht möglich? Haben wir keine Beispiele? Gibt es nicht deutsche Classiker, die bereits außer Kurs gesetzt worden sind? Große Namen unserer Literaturgeschichte! Aber niemand liest sie mehr. Was verbürgt uns, daß es den zweien oder dreien, die sich

bis jetzt noch oben erhalten haben, nicht ebenso ergehen wird? Der Geschmack ändert sich; und von einem Geschlecht, das den Aposteln des Tags folgt, läßt sich alles erwarten!

Der Gesichtskreis unsers Felden ist übrigens keines- wegs auf die schöne Literatur beschränkt, obgleich er später sogar unter die Poeten geht und uns Proben eigener Poesie mittheilt, denen es allerdings nicht an derben Poln- ten, wol aber an dichterischem Hauche fehlt. Es sind alle Gebiete des Lebens, Politik, Philosophie und Gesellschaft, in welche der Grobian mit seiner Diogeneslaterne hinein- leuchtet. Namentlich in Bezug auf Philosophie finden sich höchst treffende Bemerkungen. Der Held oder vielmehr der Autor ist ein Gegner des Materialismus auf der einen, des bloß gelehrten, unwissenschaftlichen Buchstabenwesens auf der andern Seite. Er beschuldigt die Gegenwart ge- radezu der Denkschwäche. Er sagt:

Die Nation hat sich von dem eigentlichen Denken — vom Denken des Geistes, vom Denken des Ganzen — ab- gewendet; ihr Vertrauen haben die Ausbeuter der „Sachen“, die Naturforscher und Historiker, vorzugsweise, wo nicht aus- schließlich erlangt. Gewonnen wird dem menschlichen Geiste damit eben das Wissenwerthe. Geleugnet wird die Mög- lichkeit der wirklichen Erkenntniß, der wirkenden Einsicht in das Ganze, in das Centrum der Dinge — und zugegeben nur die Kenntniß: die Kenntniß der Erscheinungen — der Ge- wirkten, Gewordenen, Aeußerlichen! Von diesem aus werden höchst vorsichtige Schlüsse versucht auf die nächsten Ursachen, die man selbst als gewordene und mittelbare erkennen muß — und weiter geht man nicht. Man steigt nicht empor zu den obersten Ursachen, zu der Ursache der Ursachen — zum ewigen Princip der Dinge.

Vollkommen begründet ist, was weiterhin von dem „wissenschaftlichen Handwerker“ gesagt wird. Wir müs- sen noch schärfer betonen, daß in dem Vorwiegen dieser Species ein bedenklicher Unterschied unserer Epoche von der vorausgehenden classischen liegt. Es ist wol selbst- verständlich, daß jedes Streben der Begrenzung bedarf, daß ars longa, vita brevis est und daß die Gelehrten und Forscher sich nicht bloß auf eine Disciplin, sondern innerhalb dieser Disciplin wieder auf eine Specialität be- schränken, um gerade dadurch die Wissenschaft zu fördern. Nur darf das Bewußtsein des geistigen Zusammenhangs darüber nicht verloren gehen, der offene Blick der Bil- dung für alle Schätze des Geistes, der Kunst und Natur, das Band, welches das Einzelne mit dem Ganzen ver- knüpft. Setzt sich aber ein Gelehrter auf einen Hosi- erstuhl hin, wo er sich nur durch die Weisheit seiner Facultät oder noch mehr seiner Specialität elektrifiziren läßt, ist ihm die ganze Welt ringsum mit Bretern ver- nagelt, so darf man dieser sich noch dazu meistens über- schätzenden Gelehrsamkeit ein testimonium paupertatis nicht versagen. Während nun in unserer classischen Zeit das große Zeichen der Humanität die verschiedensten geistigen Richtungen verbrüderte, während die Naturforscher wie Alexander von Humboldt und Oken mit der Poesie und Philosophie einträchtiglich zusammenlebten, während die Alterthumsforscher auch den gleichzeitigen Schöpfungen der Gegenwart die regste Theilnahme zuwendeten, während wiederum unsere großen Dichter nicht bloße Verdränger und poetische Formschneider waren, sondern gleichzeitig

Naturforscher, Philosophen, Historiker, kurz, während die geistige Welt ein harmonisches Ganzes, ein alle umfassender Kreis war, so schneidet sich jetzt jeder ein Segment heraus und kümmert sich nicht mehr um das Ganze; der Naturforscher hält die Philosophie und Poesie für überwundene Fabeln; für den Alterthumsforscher existiren die Bestrebungen der Gegenwart nicht; ja es gibt Professoren der deutschen Literatur, die sich um die Ausgaben mittelalterlicher Autoren große Verdienste erworben haben, welche aber von den Talenten der Gegenwart weniger wissen als eine Schauspielerin oder ein eifrig das Theater besuchender Commis; und unter den Dichtern wiederum gibt es beliebte und gefeierte Größen, welche das Dichten für eine ganz abgeschlossene Kunst halten, für ein so apartes Vergnügen, daß „Vernunft und Wissenschaft“ nichts damit zu thun haben, und wol gar glauben, ihr Naturquell werde beschädigt, wenn sie ihm durch künstliche Wasserleitungen von anderwärts geistige Strömungen zuführen. Solche Zustände aber, so sehr sie die Kunstfertigkeit im einzelnen fördern, so wesentliche Bausteine sie für den Ausbau der Wissenschaft herbeitragen mögen, sind doch anarisch und nicht mit den Fortschritten der Industrie zu verwechseln, welche allerdings dadurch bewirkt werden, daß Tausende in den Fabriken jahraus jahrein dieselben kleinen Handtierungen treiben und zu größter mechanischer Kunstfertigkeit bringen — allerdings ohne die Freude, ein Ganzes zu schaffen und auf Unkosten ihrer Intelligenz, welche bei so maschinenmäßiger Thätigkeit nothwendig verdummen muß. Wir schlagen hier Thöne an, welche der Grobian recht voll auf seinen Saiten greift:

Welch ein widerspruchsvolles Wesen ist der Mensch! Ein ausgezeichneter Forscher in seinem Fach — und auf der andern Seite ein Pferd, ein Kamel! Hier erfreutes Licht, dort grauerregende Finsterniß! Hier imponirend, respectabel, ja ehrwürdig — dort in Dummvornehmheit, Eitelkeit und Neid so gemein, daß man sich eine Peitsche in die Hand wünscht, um ihn damit bearbeitend sich glücklich zu thun! Kenntniß des Fachs, Kenntniß des Handwerks — keine Selbstkenntniß! Darum keine Ahnung von der Höflichkeit und Widrigkeit seines moralischen Verhaltens! Darum keine Bildung, keine Humanität! Ein Mann der Wissenschaft, und zugleich ein Baner, ein Proq — ein Flege! Wo kommt's aber her? Von dem geistlosen Atomismus im Reiche der Wissenschaft — von der „laiferlosen, der schredlichen Zeit“! Wäre nicht jeder ein Hochmuthsnarr und würde er seine Ehre nicht darein setzen, alles allein wissen zu wollen — gäbe der eine dem andern, was er hat, und nähme er von ihm, was er bedarf, dann ginge die Sonne auf, wo jetzt finstere Nacht herrscht, und mit dem Licht käme die richtige Selbstschätzung, die Geselligkeit, die Liebenswürdigkeit — die Höflichkeit! Mit alledem aber ein ungeheurer Gewinn an Bildung, Macht und Glückseligkeit! Aber nein, die bloße Hoffart, das dummstolze Gerabsehen, das ist viel süßer, das hat viel mehr Werth als jener Gewinn! Und man verschmäht ihn, bloß um sich ferner an seiner eigenen moralischen Kränklichkeit zu laben! Solch ein diabolischer Hauber liegt im Egoismus — in der Blindheit des unerleuchteten und ungebildeten Selbst!

Die Quintessenz der Weltanschauung unsers Grobians erfahren wir indeß erst am Schlusse des Werks in einem umfassenden Credo, dessen Inhalt wir hier summarisch zusammenfassen wollen. Er wendet sich nach der Reihe an alle Träger unsers staatlichen und geistigen Lebens.

Von den Fürsten verlangt er, daß sie die Einheit, Festigkeit und Größe des Gesamt Vaterlandes mit allen Kräften erstreben, daß sie Patrioten und Philosophen der Meinung nach sind und Männer von Charakter, daß sie das wahre Wissen in ihre Nähe ziehen, um von ihm die ganze Wahrheit zu hören. Die deutschen Volkstheorien sollen sich gegenseitig lieben. Für die deutsche Nation materiellen Einheitsstaat herbeiführen zu wollen, ist eine Tollheit, ein Gebante, der nur von despotischen, antihistorischen wie antiphilosophischen Köpfen ausgeht und von servilen dienstsüchtigen Tröpsen angenommen werden konnte. Man soll den abscheulichen Irrthum abwerfen, als ob der Ungerechte und Unverschämte der wahre Politiker wäre. Wenn die Deutschen von dem, was sich in Kammervorträgen und Zeitungsartikeln, in Reden, Toasten und Festgesängen enthuflastig verstreut, nur ein Zehntel praktisch halten, so werden alle ihre patriotischen Wünsche in Erfüllung gehen. Die Deputirten sollen nicht darauf losarbeiten, an der Spitze der privilegierten Klassen die schlimmsten aller Despoten zu setzen, die die Adelpartei den Traum aufgeben, als ob ihr die Wissenschaft angeboren sei und zu „Mittern des Geistes“ werden. Die einzelnen Confessionen sollen nicht an Satzungen halten, die mit erwiesenen Wahrheiten in Widerspruch stehen, die Theologen bei den Philosophen und bei den Männern der empirischen Wissenschaft in die Schule gehen, die Philosophen wiederum die Cardinalwahrheit nicht als das Erkennen abhängig ist vom Sein, und nicht durch sittliche Reinheit und Intelligenz dem Praktiker und Empiriker als Muster vorleuchten; die Empiriker, Natur- und Geschichtsforscher, die Schockfinder der Wissenschaft, haben zu begreifen, daß die Kenntniß eines Theils den man studirt hat, noch keineswegs berechtigt, über das Ganze und die andern Theile, die man nicht studirt hat, zu urtheilen; sie sollen das Prahlen und Dichtn in ihrem Metier abstellen.

Von den Künstlern verlang' ich, daß sie sich den Wissenschaft, wie ihn die Wissenschaft zu Tage fördert, angemessen demgemäß neue, frische, lebendige Formen schaffen. Ich bitte mir bei ihnen die Meinung, als ob sie bloß noch Natürliche und Menschliche darzustellen hätten, und fordern, sie das Göttliche in neuer Auffassung dazufügen lernen. „Poeten mach' ich darauf aufmerksam, daß die äußere Form die appetitlichste, blendendste Ausprägung derselben nicht ist. Ihr Ziel ihrer Kunst sein kann, daß sie vielmehr das edelste, mächtigste Seelen- und Gemüthsleben in sich zu erwecken und dieses auch in den lebendigsten Formen auszusprechen vermögen. Ich verlange von ihnen, daß sie die Sprache der Poesie nicht dazu mißbrauchen, um ihre persönlichen unbedeutenden Ergebnisse und kindischen Gefühle an den Mann zu bringen, sondern daß sie diese Sprache ehren, indem sie dem Volk, Großen, Erhabenen — dem Ewigen ihren Hauber leihen, dem Ideal des Lebens die Seden gewinnen. Den Dichtern will ich noch insbesondere zu, daß sie begreifen, worum es geht und Denken zusammen genannt wird, und daß sie die Poesie und Cultur des Geistes den Denkern zur Seite stellen und die Praktiker und Empiriker möchten heute gar zu gern absehn lassen sein und sich der Poesie nur zur Unterhaltung bedienen. Ich verlange, daß die Poeten dies nicht dulden und zu beweisen, daß sie nicht bloß zum Vergnügen der Menschen, sondern zu ihrer edelsten Erziehung in der Welt sind.

Der Tagespresse soll die Wahrheit über alles gehen. Der schreibende Politiker und der Kritiker darf niemand die Ehre lassen, daß er von persönlichen Rücksichten freier sei als er. Die Jugend sei bescheiden, freisinnig und hochschwebend und urtheile nicht anmaßend über die Leistungen gereifter Männer ab; sie erwecke in ihrem Gemüth wieder die schöne Tugend der Pietät. Die letzte aber wichtigste Forderung ist, daß die Genien und die Talente, die Communities sämtlicher Fächer in unserm Volk sich geistig einander zuwenden und einen Bund schließen, um den großen Zwecken der Gegenwart mit organisierten Kräften zu dienen.

Wenn alle diese Forderungen erfüllt werden, will unser Grobian an eine bessere Zeit glauben; doch fürchtet er sehr, es werde nicht der Fall sein. So fehlt also der Hülfswelle seines Idealismus nicht das Pentagramm, welches den Teufel nicht herausläßt.

Das Buch ist, wie wir sehen, sehr ernst gemeint: es ist das Glaubensbekenntniß eines Philosophen, welcher den Materialismus als System wie in allen Zeitrichtungen kämpft und nur dabei hin und wieder zu sehr an jene Schablone erinnert, welche die „theistische Philosophie“ sich für den geträumten Fortschritt ihrer Speculation über unsern großen Denker hinaus zurechtgemacht hat. Daß den „Rittern des Geistes“ in Staat, Kunst und Wissenschaft die Zukunft gehört, scheint uns sowenig fraglich, wie dem Verfasser, und für ebenso zweifellos halten wir's, daß weder alle namhaften Dichter, noch alle namhaften Sachkenner der heutigen Zeit zu den „Rittern des Geistes“ gehören, sondern oft groß im Kleinen sind und ihren Specialität verdanken.

Im ganzen läßt sich unser Grobian weniger auf die gesellschaftlichen Verhältnisse ein, auf das persönliche Verhalten, wie es die Populärphilosophie zum Gegenstande zu nehmen pflegt; es sind mehr die allgemeinen geistigen Interessen, denen er seine Grobheit widmet. Doch finden sich in dem Werk auch einzelne recht ergögliche Partien, in denen er von dem Rothurn auf den Soccus herabsteigt. So z. B. der Abschnitt über die Thierähnlichkeit der Menschen:

Hast du wol schon recht bedacht, wie deutlich und bestimmt in den Menschen die Thiere wieder erscheinen? Von außen und innen, nach ihrer Physiognomie und der Grundrichtung ihrer Thaten! Bedenken man die Menschen auch von Urzeiten her Füßen, Hände, Lagen, Schafe, Büffel u. s. w. genannt hat. Jetzt ist das leicht; aber wer's zuerst gethan und treffend gethan hat, war ein schöpferischer und ein freier Geist! Wer zuerst eine wirkliche menschliche Gans eine Gans nannte, war ein Genie! Denn was fehlt hier zur Charakteristik? Die alberne Schamheit, das zarte weiße Gefieder, die flaumige Brust, das leichtwiegende Gehirn und der Schnabel, der ein Geschnatter ausstößt, welches uns desperat macht — alles das ist im Bilde begriffen und tritt uns vor die Seele!

Auch die guten Eigenschaften der Thiere treten im Menschen wieder hervor, und die Inhaber sind sich dessen mit ungenügendem Stolz bewußt. Willst du einem Säbelhelden die nachkommende Schmeichelei sagen? Nenne ihn einen Löwen — und der dankbarste Blick wird dich lohnen. Auch der Adler macht einen trefflichen Effect; und ich habe einen und den andern Herrn gekannt, der vergnügt schmunzelte, wenn man ihn einen Bären hieß. Wer gilt nicht gern für einen Fuchs? Sogar der

Volk ist noch wohlthunend. Die Sängerin hat kein höheres Ideal, als Nachtigall zu werden, und ich kenne lyrische Poeten, die drei Nächte nacheinander vor Entzücken nicht schliefen, wenn sie ein Recensent mit dem Vogel auf Eine Linie stellte!

Ferner gehört hierher die Specification der verschiedenen Grobiane, die Charakteristik der Arten, welche der Autor mit dem Scharfsinn eines Naturforschers unternimmt. Den Anfang macht der Naturgrobian, der Kümmerling; ihm verwandt ist der Pross, nur modificirt durch das Bewußtsein des gefüllten Geldsacks. Dann folgen der Dummgrobian, der seine Dummheit vor Entlarbung schützen will; der hochhastige Grobian; der Grobian aus Eitelkeit und Vornehmheit; der Grobian aus Rechthaberei; der vorsichtige Grobian, den die vielseitigste Befriedigung seines Bedürfnisses nie in Handel verwickelt; der Grobian aus Berechnung, der, um emporzukommen, auf die Untergebenen seinen Fuß setzt.

Einen humoristischern Eindruck macht derjenige, welchen der Volkswitz als „kleine Krabbürste“ charakterisirt hat. Die pygmäenhafte Figur gehört zur Sache. Denn wenn die Dreistigkeit, beziehungsweise Frechheit des Vörschens auch aus seinem innersten Wesen stammt, so trägt die Kleinheit der Gestalt doch zu ihrer Ausbildung und Schärfung bei. Das Gefühl, von oben angesehen oder gar übersehen zu werden, empört den Ehrgeiz des Zwergs, und er trägt nun Sorge, sich den andern gleichsam in ganzer Figur unter die Nase zu stoßen. Einem Längenausmaß eine Elle zusehen, das kann er nicht; aber unerschämmt sein, das kann er, und darum ist er's. Wie die Menschen nun einmal sind, gelingt es auch der „Krabbürste“ nicht selten, ihre Zwecke zu erreichen; ja wenn sie zufällig eine gewisse Macht, Geld oder Einfluß besitzt, kann sie scheinlich imponiren. Auf der andern Seite jucken uns aber gerade ihre gegenüber die Finger. Man kann sich oft nur sehr schwer enthalten, ihr Ohrfeigen zu geben, und gibt sie ihr denn zuweilen auch wirklich. Dadurch läßt sich aber die rechte Krabbürste nicht abschrecken; der Lrieb ist stärker in ihr als das Ehrgefühl, und so erträgt sie lieber die Folgen, als daß sie sich das Vergnügen der Arroganz nehmen ließe.

Dann folgen noch der Grobian aus Verlegenheit; der Grobian aus Unfähigkeit, Widerspruch zu ertragen; der brüllige Grobian; der witzige Grobian, der die Narren mit dem Schwert des Geistes schlachtet als Opfer zur Ergötzung des Publikums, und der Grobian der Gerechtigkeit, zu denen der Held des Werks gehört. Er sieht, daß die Welt verkehrt ist und versucht, sie in die richtige Stellung zurückzuschimpfen:

Was ihn und seine Ergüsse vor dem Schicksal, widerlich zu erscheinen, rettet, ist der tiefe melancholische Ernst als Duell derselben — auf der andern Seite die subjectiv motivirte, gesunde Uebertreibung und der Humor, der mit dem christlichen Horne so eins wird, daß beide nicht mehr voneinander zu unterscheiden sind. Der Gerechte kann ein kleines Unrecht so extravaganter strafen, daß er selber ein unvergleichlich größeres begibt; aber darin liegt eben der Spas, und ich wenigstens hab' es ihm niemals übel nehmen können. Genug, daß er im Unrecht nie die Initiative ergreift, immer wartet, bis ein anderer es begehrt, und dann nur ungerecht wird im Namen der Gerechtigkeit!

Die „Gespräche mit einem Grobian“ wird man nicht ohne das Gefühl wohlthunender Erquickung aus der Hand legen; denn es geht ein gesund frischer Ton durch das Werk und die auf das Große und Ganze gerichtete Gesinnung erhöht den Eindruck dieses Tons. Eine gleichsam aus den Wolken des Idealismus herablangende Faust



zerschlägt den modernen Nipptischtram — und das ist ein Gellimper, das man sich zur Abwechslung einmal besser gefallen läßt, als das fortwährende Gellimper der Bersballadenfänger.

Rudolf Gottschall.

### Die Frage über die Heimat des Meier Helmbrecht.

Meier Helmbrecht und seine Heimat. Von Friedrich Reinz. Mit einer Karte. München, Fleischmann. 1865. Gr. 8. 16 Rgr.

Mit einer seltenen Uebereinstimmung haben unsere Literaturhistoriker der Erzählung Wernher's des Gartners vom Bauernsohn Helmbrecht das höchste Lob gespendet. Welches auch immer die Vorzüge und Schönheiten des Gedichts sein mögen, welche die Beurtheiler nach dieser oder jener Richtung hin geltend machten und hervorhoben, so wird doch sein hauptsächlichster Werth ohne Zweifel in der Vollständigkeit des Stoffs und seiner Behandlung zu suchen sein. Treffend hat Franz Pfeiffer die Dichtung die „erste wahrhaftige deutsche Vorgeschichte“ genannt, und Gustav Freytag hätte kein anschaulicheres Bild von dem Leben wie von den Gesinnungen des deutschen Bauernstandes alter Zeit geben können als durch seine Nacherzählung des Gedichts vom Meier Helmbrecht.

Trotz ihrer poetischen und culturhistorischen Bedeutung ist aber die Dichtung selbst noch lange nicht so bekannt, wie wir es wünschen müßten. Die Fabel ist in Kürze folgende: Der Meier Helmbrecht hatte einen Sohn, der ebenfalls Helmbrecht geheißener war. Derselbe war hoffärtigen Sinnes, stolzte in schönen Kleidern einher und begehrte an den Hof, um fortan ein edleres ritterliches Leben zu führen. Alle Bitten des Vaters, zu Hause und wie seine Altvordern ein Bauer zu bleiben, waren vergebens. So läßt er ihn endlich ziehen, nachdem er ihm noch einen Hengst geschafft. Der Junge kommt auf eine Burg geritten, tritt in die Dienste eines Ranzritters und bald macht er seinem schändlichen Gewerbe alle Ehre. Nach einem Jahre kehrt er auf kurzen Besuch in das Vaterhaus zurück. Des Vaters Ermahnungen, von seinem ins Verderben führenden Leben abzulassen und fortan bei den Seinen zu bleiben, sind wieder in den Wind gesprochen. Helmbrecht verlangt von dannen und veranlaßt seine nicht minder hoffärtige Schwester, einem seiner Gesellen als Gemahlin zu folgen. Als die Bande zur Hochzeitsfeier vereint ist, überrascht sie der Scherge und nimmt sie mißhelos gefangen. Nur Helmbrecht läßt man am Leben, aber er verliert seine Augen, dazu wird ihm eine Hand und ein Fuß abgehauen. So kommt er als Krüppel nach Hause; doch der unversöhnliche Vater weist ihn zurück, aber die Mutter steckt ihrem immer noch geliebten Kinde heimlich ein Stück Brod zu. Hierauf zieht er mit seinem Führer weiter und geräth in die Hände rachebursiger Bauern. Sie mißhandeln ihn und knüpfen ihn dann an einem Baume auf. Seitdem sind Straßen und Wege ungesüßdet.

Zuerst wurde der Helmbrecht im fünfundachtzigsten Bande der „Wiener Jahrbücher der Literatur“ (1839) nach dem berühmten ambrosius Eder durch Joseph Berg-

mann mitgetheilt. Eine kritische Ausgabe besorgte Reinz Haupt im vierten Bande seiner Zeitschrift, und noch eine zweite Handschrift, eine Berliner, kam hinzu. Danach ist das Gedicht noch öfters gedruckt worden, nur in Sammlungen, wie z. B. in von der Hagen's „Gesammt-Abenteuer“ und in Goedeke's „Deutsche Literatur im Mittelalter“. Die erste selbstständige Veröffentlichung bietet uns das vorliegende Buch von Friedrich Reinz. Daß der „Helmbrecht“ später auch in der Franz Pfeiffer herausgegebenen Sammlung der „Deutschen Klassiker des Mittelalters“ Aufnahme finden muß, vermag sich von selbst. Es wird dies in dem Bande zu geschehen haben, welcher eine Reihe von kleineren Erzählungen Schwänken u. dgl. enthalten soll.

Ist somit durch die gegenwärtige Ausgabe von Reinz und die künftige von Pfeiffer dieses wichtige und so wichtige Denkmal unserer schönen Literatur des Mittelalters allgemein gemacht, dann wird es ferner auch nicht von der Lektüre auf Schule und Universität ausbleiben bleiben. Nichts von der Nibelungenliede und den dichten Walthers von der Vogelweide scheint und „Helmbrecht“ als Beispiel der epischen Kunstbildung solche Bevorzugung ganz besonders zu verdienen. In sprachlicher, metrischer, geschichtlicher und ästhetischer Hinsicht bietet das Gedicht eine Fülle von wichtigen Momenten dar, und andererseits wird ihm die allgemeine und wärmste Theilnahme der Schüler und Lehrer sein. Und wenn auch eine Stelle halbwegs der feinsten Natur gegen die Heranziehung in den Schulunterricht denklich machen sollte, so kann sie ohne Schaden für Zusammenhang einfach hinweggelassen werden, wie auch bei Ovid und Homer zu geschehen pflegt, ohne die anstößigen Stellen aus den Ausgaben verbannt werden.

Schon der Titel des Buchs von Reinz: „Meier Helmbrecht und seine Heimat“, läßt erkennen, daß wir nicht bloß eine Textmittheilung in ihm zu suchen haben, sondern daß es sich hier auch um eine Frage wissenschaftlich principieller Art handelt. Und ohne eine solche Frage auch schwerlich von Reinz eine neue Textausgabe des Lebens gerufen worden sein. Die Frage nach der Heimat des Meier Helmbrecht, mit andern Worten die Frage nach dem Schauplatz, auf welchem Wernher's Gedicht vom Meier Helmbrecht spielt, ist gegenwärtig in der deutschen Literaturwissenschaft gewissermaßen die Frage, wie solche in allen Disciplinen die Männer des Fachs immer von Zeit zu Zeit in erhöhtem Grade ziehen und beschäftigen. Betrifft nun eine Erwörterung dieser Art ein so hervorragendes und dem allgemeinen Interesse naheliegendes Dichterverk, dann kann es nicht fehlen, daß auch weitere Kreise die Neugier hegen, mindestens mit den Ergebnissen eines wissenschaftlichen Kampfes vertraut zu machen. Zwar besitzt die Helmbrechtfrage bei weitem nicht die Wichtigkeit wie die Frage über die Entstehung und den Dichter des Nibelungenliedes oder selbst wie die über Namen, Stand und Heimat Walthers von der Vogelweide; aber dennoch ist bedeutend genug, um ein allgemeineres Interesse zu



en und zu verdienen. Und darum sei in d. Bl. über *as*, Verlauf und gegenwärtigen Stand der Streitfrage aller Kürze berichtet. Glücklicherweise ist hier die *hl* zwischen Für und Wider auf die ästhetische Wirkung des Gedichts selbst ohne jeden bestimmenden oder verberblichen Einfluß.

Wie so oft in fruchtbarster Weise, ist auch diesmal Anregung zu einer neuen wissenschaftlichen Frage von *nz* Pfeiffer ausgegangen: er trat auch hier einer weitverbreiteten und allgemein angenommenen Ansicht entgegen, der Ansicht nämlich, als sei der „Helmbrecht“ in *ern* gedichtet und später in Oesterreich umgedichtet. *se* Entscheidung würde wahrscheinlich nicht so bestimmt gesprochen worden sein, man würde dem Gedicht in *emeinerer* Weise eine bairisch-österreichische Heimat nach *m* Sprachverhältnissen zugewiesen haben, wenn nicht *hm* selbst der Schauplatz der Begebenheit durch drei Namen bestimmt würde. So sagt der Dichter zum *ise* der kostbaren Kleidung, welche er seinen Helden, jungen Helmbrecht, tragen läßt, daß sein Bauer zwischen Hohenstein und Halbenberg jemals auf seinen Leibrod *en* Fleiß verwendet habe. Und ferner: als der alte abbrecht seinem auf Besuch eingetretten Sohne in Erregung des Weins anrath, Wasser zu trinken, so *it* er ihm als den besten Brunnen auf Erden die *de* von Wanghausen. So lauten die Namen in der *rafer* Handschrift, welcher Haupt mit Recht bei seiner Bearbeitung den Vorrang eingeräumt hat. *An-* aber werden die Namen in der berliner Handschrift *iefert*: hier ist Helmbrecht's Heimat zwischen Wels dem Traunberg zu finden, hier ist als die trefflichste *elle* die zu Leubenbach genannt. Es liegt nun auf *Hand*, daß die eine der beiden Handschriften gefälscht *m* muß, gleichviel aus welcher Absicht es geschah. Mit *Bevorzugung* der ambraser Handschrift im Ganzen *man* auch im Einzelnen ihre Ueberlieferung der Na- *als* die richtigere und echte an.

Ueber den Namen Wanghausen kann kein Zweifel *Dieser* Ort liegt in der Nähe von Burghausen *Braunau* am rechten Ufer der Salzach, Nebenfluß des *Wanghausens* Quelle ist heute noch berühmt und *cht*. Die beiden andern Namen, Hohenstein und Hal- *berg*, die nicht von vornherein so einfach und klar zu *n* sind, hat man auf verschiedene Orte zu beziehen *acht*. Schließlich galt als ausgemacht, daß das mit- *änkische* Hohenstein und Halbenberg am Besten in dem *icht* gemeint seien. Diese Benennungen im Verein *der* unzweifelhaften von Wanghausen führten zu dem *chniß*, daß der Schauplatz des Gedichts nach Baiern *egen* sei.

Diese Ansicht verwarf Franz Pfeiffer in einer Ab- *lung* seiner Akademischrift „Forschung und Kritik auf *Gebiete* des Alterthums“ (I; Wien 1863), weil sie *innern* Widersprüchen beruhe; ihm schienen im Ge- *heil* die Namen der berliner Handschrift die echten zu *„Von* Wels bis zum Traunberg (jetzt Traunstein)“ *nur* Umschreibung für „Traungau“. Der genannte

Ort Leubenbach (jetzt Leobenbach) liegt in der Nähe von *Wels*. Andere Umstände treten hinzu, die Annahme die- *ser* österreichischen Heimat des Gedichts noch wahrschein- *licher* zu machen. Uns genügt hier das Resultat; wer *sich* für die Erwägungen Pfeiffer's näher interessiert, sei *auf* die lehrreiche Abhandlung selbst verwiesen. Von all- *gemeinerer* Wichtigkeit ist aber noch Pfeiffer's Deutung des *Namens* Gartner, Gartonare, welchen der Dichter Bern- *her* führt. Es heißt nichts anderes als „Wanderer, Fah- *render*“. Und daß Bernher wirklich zu der Klasse der *Fahrenden* Sänger gehörte, geht aus Stellen im Gedicht *unzweifelhaft* oder höchst wahrscheinlich hervor.

Pfeiffer's neue Ansicht fand theils Anerkennung, theils *Widerspruch*; aber nicht diejenigen, welchen Pfeiffer zu- *nächst* entgegen hatte, suchten die ältere Annahme von *der* bairischen Heimat des Gedichts festzuhalten, der *Wi-* *derspruch* kam vielmehr von einer Seite, woher man ihn *nicht* erwartet hatte.

Archivar Ruffat veröffentlichte im Morgenblatt der *„Bairischen Zeitung“* vom 8. October 1863 einen Aufsatz, *in* welchem er sich für die Namen der ambraser Hand- *schrift* entschied, doch stellten sich außer Wanghausen die *beiden* Berg- oder Burgnamen nicht ganz sicher heraus. *Dagegen* war von ganz besonderer Wichtigkeit seine Ent- *deckung* von der Existenz eines Helmbrechtshofs in der *Nähe* von Wanghausen, und diese bot willkommenen An- *halt* und Anlaß zu weiterer Forschung.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift, Friedrich *Reinz*, unternahm zur Betreibung mundartlicher Studien *eine* Reise nach Passau und wurde von seinem Lehrer, *Professor* Konrad Hofmann in München, aufgefordert, er *möge* doch bei dieser Gelegenheit Untersuchungen über den *„Meier Helmbrecht“* anstellen. Das that der junge *Ge-* *lehrte* denn auch, und da er sich des Rathes und der *Beihülfe* eines der gründlichsten Kenner der dortigen *Gegen-* *gend*, des Pfarrers Sageneder in Ueberaden, erfreute, so *waren* seine Forschungen, wie es schien, mit dem über- *raschendsten* Erfolge gekrönt. Professor Hofmann gab *darauf* in dem Sitzungsberichte der würtembergischen Academie *(vom* 5. November 1864) vorläufige Nachricht, welche *auf* die in Aussicht gestellte weitere Ausführung seines *jungen* Freundes äußerst gespannt machte. Das schon *jetzt* mitgetheilte Ergebniß lautete in der Hauptsache: Die *ältere*, neuerdings von Ruffat verfochtene Ansicht von *der* bairischen Heimat des Gedichts bleibt zu Recht bestehen, *Pfeiffer's* Hypothese ist nicht stichhaltig. In nicht allzu langer *Frift* erschien schließlich die erwartete Schrift von Reinz.

Sie enthält außer der Darlegung der Streitfrage *und* der gewonnenen Ergebnisse den Text des Gedichts *nach* der Recension von Haupt, jedoch mit Berücksich- *tigung* der von Pfeiffer in seiner Abhandlung vorgebrachten *Verbesserungsvorschläge*; es folgen Anmerkungen, die zum *Theil* auch dem Fachmanne Neues und Wichtiges bieten, *sonst* aber für einen weitem Leserkreis berechnet sind; den *Schluß* bildet ein kurzgefaßtes, fürs erste ausreichendes *Glossar*. Eine beigegebene kleine Karte orientirt über den *Schauplatz* des Gedichts.

Und welches sind nun die Beweise, daß das Gedicht wirklich in der Umgegend von Wanghausen spielt? Zuerst fällt der Helmbrechtshof ins Gewicht. Die Namen Hohenstein und Salzenberg finden sich in der Nähe, wenn auch der letztere in der Form Albenberg, Aidenberg. Die im Gedicht erwähnten lokalen Angaben von einem schmalen Steig und einer Kienleite haben sich wirklich entdecken lassen. Ueber den im Gedicht auftretenden Meier Ruprecht bringt der Verfasser nichts Sicheres bei, aber wenigstens einzelne beachtenswerthe Vermuthungen. Der Dichter wird von Reinz als ein Bruder Gärtner, Klostergärtner des benachbarten Klosters Ranshofen aufgefaßt. Ferner kommt eine wirklich merkwürdige Sage hinzu, und diese überrascht und besticht fast noch mehr als die Entdeckung jener Ortsnamen. Mitten in einem Walde, nicht weit vom Helmbrechtshofe entfernt, steht eine Kapelle; fragt man alte Leute, was es damit für eine Bewandniß habe, so erhält man die Antwort: hier habe man jenen Soldaten aufgehängt, der seinen Aeltern entlaufen war, um ein liederliches Leben führen zu können. Allerdings wird das zu der Vermuthung führen, daß hier die Stelle sei, wo Helmbrecht hing. In allen diesen Gründen tritt nun noch schließlich die Sprache, welche durch die Mundart der dortigen Gegend, sowie durch dort herrschende Gebräuche vielfach erklärt werden kann.

Nach Vollenbung der Schrift stellten Reinz und Pfarrer Sageneder weitere Forschungen an, und diese werden in Form von Nachträgen durch Konrad Hofmann in den Akademieberichten (vom 13. Mai 1866) veröffentlicht. Zugleich theilte Professor Hofmann mit, daß die Zahl derer, welche die Untersuchung mit Aufmerksamkeit verfolgt haben, nach den „aus allen Gauen deutscher Philologie“ gekommenen Briefen zu schließen, eine überraschend große sei. „Ein einziger unter allen verhält sich noch zweifelnd, alle übrigen stimmen der neuen Helmbrechtstheorie unbedingt, mancher der besten Namen mit freudigem Glückwunsche bei.“ Es lag nahe, in diesem einzigen Zweifler Franz Pfeiffer zu vermuthen; aber um so mehr mußte es überraschen, von ihm ein Zeugniß, wenn auch kein unmittelbares, zu erhalten, daß er sich für besetzt, die Aufstellungen von Reinz für beweiskräftig und überzeugend halte. Denn in der von Karl Bartsch gelieferten bibliographischen Uebersicht der Erscheinungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie im Jahre 1864 (in Pfeiffer's „Germania“, zehnter Jahrgang, drittes Heft, 1865) ist das Buch von Reinz schon mitgenannt und der Titelauführung der Zusatz beigefügt: „Diese Abhandlung weist mit voller Evidenz die Heimat des Gedichts nahe an der Salzach nach.“ Würde Pfeiffer sich im Gegensatz zu der Ansicht des Bibliographen gewandt haben, dann hätte er als Herausgeber sicher ein Fragezeichen oder eine sonstige Bemerkung nicht unterlassen. Der Zweifler mußte somit ein anderer sein; und wer es war, hat uns später Pfeiffer's „Germania“ gezeigt.

Die Nachträge zu dem Reinz'schen Buche sind natürlich unbedeutender als die ersten Entdeckungen. Zumeist erstrecken sie sich auf sprachliche Dinge. Ein Moment

aber hat hervorragenderes Interesse. Es hat sich herausgestellt, daß sich in einem Orte in der Nähe des Ranshofen noch zu Anfang unseres Jahrhunderts eine Handschrift befunden hat, welche vom Ranshofen Helm handelte und welche ohne Zweifel eine Erinnerung des Gedichts von Helmbrecht war.

So weit der Verlauf der Helmbrecht-Hypothese, wie von Reinz gegeben ist. Alle öffentlichen Besprechungen, soviel uns deren zu Gesicht gekommen sind, stimmen doch sind wir keinen Augenblick darüber im Zweifel, es auch ungläubige oder mindestens unentschiedene Theiler gegeben hat. Zu letztern rechne ich mich. Die Entdeckung der Namen Hohenstein und Albenberg Wanghausens Nähe schien mir das wichtigste Moment sein, und das bestimmte mich, den Schauplatz der Handlung bis auf weiteres dort anzunehmen. Dagegen ich sämtliche andere Beweise für unzureichend. Sprache kann gar nicht in Betracht kommen, denn andere Schauplatz, der Traungau, gehört zu noch Dialektgebiete. Die Sage von dem gehängten Soldaten welche sofort als eine dunkle und modificirte Erinnerung an das tragische Ende Helmbrecht's gefühlt wird, bei näherer und ruhiger Betrachtung nicht als Geltend. Man sehe sich anderwärts nach solchen Stellen, und man wird finden, daß sie alle nicht haltbar sind. Sagen mythischer Natur dauern wohl in der wüthlicher Kraft über Jahrhunderte, aber derartige Sagen bleiben in der Regel nicht lange in Erinnerung der Geschlechter haften. Wo dennoch uralte Sagen bekannt sind, hat die Sagenliteratur aufgefrischt oder neu vermittelt. Jene Sage vom gehängten Soldaten steht ganz so aus, als sei sie ein Begebenheit des Dreißigjährigen Kriegs zurückzuführen. Und ist denn das Aufknüpfen an einen Baum ein Wichtiges und Seltenes gewesen, daß es 600 Jahre dem Gedächtnisse nicht entschwimmen kann? Was endlich die Handschrift von „Helmbrecht“ anlangt, so ist dies Moment nicht im entferntesten, daß die Begegnung eine Theilnahme an der Erzählung ausschließlich zu ihrem engern Schauplatz herbeigerufen habe. Unser Manuscripten, welche die Klosterherren zu Ranshofen saßen, werden eben auch Gedichte zur Unterhaltung gemangelt haben.

Der einzige, welcher öffentlich gegen Reinz auftritt, ist, und in gewissem Sinne an Pfeiffer's Beweis gehalten hat, ist bis jetzt Karl Schröder, derselbe, der wir einen so schönen Aufsatz über die hessische Sage in Goeke's „Jahrbuch für Literaturgeschichte“ verdanken. In einer Abhandlung in der „Germania“: „Heimat des Dichters des Helmbrecht“, weist er die von Reinz gebrachten Gründe zurück und hebt zugleich in höchst voller Weise die ganze Frage in ein idealeres, den Grenzen eines Schauplatzes entrücktes Gebiet. Der Aufsatz nimmt auf sie keine Rücksicht. Schröder gegenwärtig in Spanien, dahin werden Akademiker nicht so schnell gelangen. Nachträge würden aber

Zweifel auf die neue Anschauung nicht im mindesten Einfluß ausgeübt haben.

Mit Recht hält Schröder nicht viel von den beigebrachten sprachlichen Argumenten. Daneben scheinen ihm auch innere Gründe gegen die Annahme von Reinz zu sprechen, welche wir alle für schlagend halten. Wichtiger aber ist, daß Schröder den Schauplatz der Handlung für gleichgültig erklärt gegenüber der bedeutungsvollern Frage nach der Person des Dichters. Und er findet Wernher den Gartendäse in jenem bekannten Bruder Wernher, dem Genossen und Nachfolger Reidhard's von Reuenthal auf dem Gebiete der dörflichen Poesie. Er ist ein fahrender Mann gewesen, und dies stimmt völlig zu Pfeiffer's Deutung, daß der Beiname des Dichters von „Helmbrecht“ sich auf seinen Sängerkund beziehe. Schröder sieht ferner in Helmbrecht nicht eine bestimmte historische Persönlichkeit, sondern lediglich einen fingierten Repräsentanten der ganzen verderbten Jugend. Nach meiner Ueberzeugung läßt sich indeß beides sehr wohl vereinen. Wie unsere heutigen Novellisten ihre Gestalten aus dem Leben nehmen, ohne sie jedoch bis auf das Haar zu copiren, so war der Dichter des „Helmbrecht“ auch eine wirkliche Begegnung erfaßt und mit poetischer Erfindung verklärt haben.

Weitere Erörterungen werden hoffentlich noch mehr Licht in die ganze Frage bringen. Welche Ansicht aber am schließlich die Oberhand behalten mag, so wird der Hauptgewinn doch darin bestehen, daß die Untersuchung zunächst für das Verständnis schwieriger Stellen im Gedichte von großem Vortheil gewesen ist, wofür wir dem jungen Gelehrten zu aufrichtigem Danke verpflichtet sind. Wenn aber wird auch die wissenschaftliche Theilnahme, die in jüngster Zeit der Erzählung in reicherm Maße zuwuchs, zu einer allgemeineren Würdigung hinführen. In dieser Beziehung billigen wir die Textmittheilung im Reinz, und für die Hülfsmittel, die er beigegeben, werden ihm die Leser dankbar sein. Im Texte hätten einige Druckfehler leicht vermieden werden können.

So sehr es zu wünschen wäre, daß in Pfeiffer's Sammlung das Gedicht bald erschiene, so vortheilhaft wird einer neuen Ausgabe ein längerer Aufsatz sein. Inzwischen können weitere Untersuchungen zu schönen Ergebnissen führen, auch geben wir die Hoffnung nicht auf, daß sich in irgendeiner versteckten Klosterbibliothek Süddeutschlands noch eine neue und gute Handschrift von „Reinz Helmbrecht“ entdecken lassen werde.

Reinhold Beckstein.

### Bunsen's „Leben Jesu“.

Der neueste Band von Bunsen's „Vollständigem Bibelwerk für die Gemeinde“ bringt uns das Leben Jesu, an welchem er seit vielen Jahren arbeitete. Er hat es unvollendet hinterlassen; Holzmann hat das Buch aus den Papieren des Verstorbenen zusammengestellt und das „Lebensbild“ von Jesus eingefügt, das Bunsen einmal losgerissen von den kritischen Untersuchungen als klares Ergebnis derselben für einen Kreis von Freunden schrieb und drucken ließ, ohne es zu veröffentlichen. Das Werk

ist auch in einer Separatausgabe erschienen.\*) So liegen allerdings vollständig ausgeführte Abschnitte neben schematischen Skizzen, Schilderungen, die zum Gemüth sprechen, neben gelehrten Verhandlungen über Chronologie und Quellen; aber auch so wissen wir der Familie und dem Herausgeber Dank, daß sie uns diese Blätter nicht vorenthalten haben. Gerade die Darstellung von der Geburt und Jugend Jesu und die Leidensgeschichte sind vollendet, und hiermit für die Methode wie für die Ziele Bunsen's das Wichtigste und Maßgebende.

Bunsen gehört zu den Männern, die für sich selbst einen Zwiespalt zwischen den Ergebnissen der Wissenschaft und dem religiösen Glauben nicht ertragen, die aber die Vernunft darum nicht gefangen geben unter kirchliche Lehrformeln, sondern für die Erfahrungen und Forderungen des Gemüths nach einem Ausdruck suchen, der mit den Thatfachen und Gesetzen des natürlichen und geschichtlichen Lebens nicht streitet, vielmehr selber ihr Räthsel lösen hilft. Wie ihm das Gute und das Wahre im innersten Grunde eins sind, so wird ihm ein selbstbewußt sittlicher Wille zum Princip alles Daseins. Wie er für sich in Jesus das Vorbild des menschlichen Lebens und die Offenbarung Gottes nach seiner Liebe und Wahrheit gefunden, so möchte er um keinen Preis das Volk in unwissend Gläubige und in ungläubig Wissende auseinanderfallen lassen, vielmehr es einigen unter dem Panier der freien und befreienden Wahrheit, die im Gewissen der Menschheit ihre Bestätigung hat. Wollten andere zwischen dem historischen und idealen Christus unterscheiden, so stellt Bunsen gerade den einen im andern dar; er zeigt, wie die Ideen Gestalt gewonnen, und begleitet wiederum die Geschichte mit Betrachtungen, welche ihre ewige Bedeutung auslegen, wobei er es liebt, die biblische Ausdrucksweise in die Sprache unsers Jahrhunderts zu übersetzen. Es sind zwei Factoren, die leblich sinnliche Gegenwart, die historische Persönlichkeit, und dann der schöpferische göttliche Gedanke, das Ewige, das im Thatächlichen zur Erscheinung kommt und dem Individuellen seine Bedeutung gibt; Bunsen will sie nirgends getrennt wissen; er sagt vielmehr: „Wenn das Geschichtliche überhaupt verständlich werden soll, muß eine Idee sich in ihm offenbaren, und wenn die Idee eine lebendige, wirksame sein soll, und nicht eine bloße Abstraction, so muß sie Geschichte werden oder geworden sein.“ Wir können in diesem Satz das Charakteristische von Bunsen's ganzer Weltanschauung finden, und stimmen ihm vollkommen bei, so viel wir auch im einzelnen gegen die Ausführung zu erinnern haben.

Bunsen geht als ein Historiker aus Niebuhr's Schule ans Werk; Quellenkritik ist die Grundlage der geschichtlichen Darstellung; sie sondert das Thatächliche und seine Spiegelung in den Gemüthern, aber sie gewährt auch in der sinnbildlich mythischen Hülle den Kern des Gedankens und vergift nicht, daß eben nur der Eindruck großer Persönlichkeiten und Thaten eine fagenhaft verklärende

\*) Bibelgeschichte. Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu von Christian Karl Josias Bunsen. Herausgegeben von Heinrich Julius Holzmann. Leipzig, Brockhaus. 1865. Gr. 8. 2 Bde. 30 Rgr.

Schilderung hervorruft. Bunsen steht innerhalb der Weltanschauung der Gegenwart, welche das göttliche Walten in der Gründung und Aufrechterhaltung der natürlichen und sittlichen Weltordnung, nicht aber in deren miraculöser Durchlöcherung sieht. Was den Naturgesetzen widerstreitet oder sie aufhebt, was nicht logisch sich rechtfertigen läßt, sondern der Denknöthwendigkeit widerspricht, das kann auch nicht geschichtliche Wirklichkeit sein und noch weniger zu einem Beweise der Wahrheit oder der Göttlichkeit verwandt werden. Dabei aber sucht Bunsen dem Mythischen doch weit weniger Boden einzuräumen als Strauß; er bemüht sich, thatsächliche Gründe und Veranlassungen der Sage festzuhalten, einen profaischen und factischen Niederschlag aus ihr zu gewinnen. Wenn von der Verfinsterung der Sonne bei Jesu Tod und vom Zerreißen des Vorhangs im Tempel die Rede ist, so verminnt er die Töne urchristlicher Begeisterung, die in kühnen Bildern die große Weltperiode bezeichnet, und sagt ganz direct: „Man verbirbt alles Herrliche dieses Gedankens, wenn man ihn zur Geschichte machen will, also zum Unsim.“ Aber an andern Stellen urtheilt er anders. Wenn Jesus den Jüngern sagt, sie sollten sich vor dem Sauertrig der Pharisäer hüten, und sie das buchstäblich nehmen und missverstehen, so fragt er: wie war's mit der Speisung der Fünftausend? Ich meine, da liegt es nahe zu erkennen, auch sie war eine geistige: der eine Lehrende macht Hunderte satt, und wenn man Umfrage bei den Hörern hält, so ist mehr vorhanden, als er ausgegeben, weil jeder in seinem Gemüth das Gehörte ausgebildet und eigenthümlich erweitert hat. Aber Bunsen behauptet hier die Thatsache, daß Jesus, was die Jünger vorgefunden und was er hatte aufstauen lassen, dem Volke mittheilte; dadurch seien alle begeistert worden, und es hätten alle, welche Vorräthe gehabt, sie gleichfalls zum besten gegeben. Das sei das Wunder der Gemeinschaft, daß alle genug haben, wenn jeder für das Ganze erwirbt und den dürftigen Brüdern einen Theil dessen gibt, was er entbehren kann. Die Versuchungsgeschichte, die uns mit großartiger Bildlichkeit die Thatsache darstellt, daß auch Jesus die Lockungen des Bösen erfahren, sie aber überwunden hat, erhält die ebenso unnöthige als seltsame äußerliche Grundlage, daß Jesus sich durch übertriebenes Fasten ein Hungerfieber zugezogen und sein Geist mit dessen Vor Spiegelungen gekämpft habe. Die Weinverwandlung zu Rana macht er zu einem Hochzeitspasse, ganz wie der Rationalist Paulus. Jesus hat einen Schlauch besonders guten und schweren Weins in Bereitschaft gehalten und in die leeren Wassertrüge vertheilt; als der Vorrath der Gastgeber zu Ende war, ließ er Wasser aufgießen, und der Speisemeister wie alle andern fanden das Getränk köstlich, „es war erfrischend und wohlschmeckend, und sein Genuß erhöhte die heitere Stimmung der Gäste, ohne den Rausch zu vermehren“. Aber daß der biblische Erzähler ein Wunder berichten will, hat Bunsen vergessen, oder vielmehr er meint, daß sich seit der Auferstehung so vieles für die Apostel mit dem Schimmer des Miraculösen umzogen habe.

Wir sehen hier an der Stelle, wo Bunsen im Widerspruch mit der Evangelienkritik der Tübinger Schule tritt. Er hält fest, daß das Evangelium des Johannes von dem Jünger selbst verfaßt sei, und zwar geschrieben, um der vielfachen und schwankenden Uebertreibung einzelner Ereignisse und Reden Jesu einen festen geschichtlichen Rahmen zu bereiten, in den sie sich einordnen soll, und Bunsen wendet vielen Fleiß und Scharfsinn auf, um die Erzählungen der drei ersten Evangelien in den Gang des vierten hineinzuschieben. Es ist Sache der Fachkritik, das Einzelne zu prüfen; hier kann nur bemerkt werden, daß ein befriedigendes Resultat schwerlich gewonnen ist. Die Synoptiker geben das Christusbild, Johannes des Christusbegriff; sie sind historisch, er philosophisch; sie gehen von Thatsachen aus, er von der Idee; was er erzählt, soll die Idee veranschaulichen, keineswegs aber ein festes Schema geben, um danach die andern Berichte zu berichtigen und in Zusammenhang zu bringen. Vielmehr scheint das der rechte Gebrauch, der vom Johannes-Evangelium zu machen ist, daß man das ideale Verständniß von Jesu Wort und That, den Etabli in die ganze Tiefe und Größe seiner Persönlichkeit dadurch gewinnt. So verfährt Bunsen bei der Geschichte von Christi Geburt. Er weist durch die Kritik der evangelischen Berichte selbst nach, daß es die Ansicht der Zeitgenossen war, Jesus sei reell Joseph's und Maria's Sohn, ideell der Sohn Gottes; aus dem Zusammenwirken dieser Factoren bildeten sich die verschiedenen Erzählungen; Johannes gibt den Schlüssel zu ihrem Verständniß. Sein Prolog besagt es:

Die ganze Schöpfung ist die freie That der ewigen Liebe, welche vor aller Zeit aus der Ewigkeit des ungetheilten Seins sich in die Kämpfe und Leiden des Werbens hingab, damit der Geist im Endlichen persönlich werde. . . Das göttliche Wort ist das Leben und Licht alles Gewordenen — das Werbrude hat sein Leben und Verständniß im ewigen Sein. Die Menschwerdung Gottes in Jesu kann nur verstanden werden durch Annahme des wahren Innewohnens der Gottheit im Menschen als Gedachte und Ziel der Schöpfung.

Die Auferstehung faßt Bunsen als Wiederbelebung des Leibes Jesu, der nicht in Verwesung und Auflösung übergegangen; vielmehr sei der Tod eine jener vollen Bewußtlosigkeit gewesen, wobei die Muskelreizbarkeit und Empfindlichkeit aufhört, wo also das Leben wieder erwacht oder erweckt werden kann. „Wenn man diese Ansicht, um sie den Gläubigen zu verleiden, einen Scheintod nennen will, so thue das jeder auf sein Gewissen.“ Aber wie soll man sie denn sonst nennen? Strauß und Weiss haben dargethan, daß die Erscheinungen des Auferstandenen das geistige Gepräge tragen; der verklärte, geistig fortlebende Christus offenbarte sich den Jüngern. Paulus stellt seine Vision ganz in eine Reihe mit den andern Erscheinungen des Auferstandenen und knüpft daran die Zuversicht der Unsterblichkeit der Seele; wie könnte er das wenn Christus zwar aus einem Scheintod wieder lebendig geworden, dann aber bald nachher gestorben wäre? Wie hätte das den Umschwung im Geiste der Apostel hervorbringen können? Ein andermal lesen wir: „Die erlösende That Christi, die Erfüllung des ewigen Rathschlusses der

nähernden Liebe Gottes zu dem Menschengeschlecht ist nicht seine Auferstehung, sondern sein freiwilliges, gottesgegebenes Sterben, die Bestätigung eines gottgeweihten Lebens."

Die Darstellung der Passion ist die Krone von Dun-  
sen's Werk. Sie liegt vollständig ausgearbeitet vor; Klar-  
heit und Wärme, Tiefe des Gedankens und der Empfin-  
dung durchdringen sich in ihr. Hier kann man deshalb  
auch nichts Einzelnes ablösen, weil das Ganze als solches  
wohlwollt wirkt; aber einige der einleitenden Worte mögen  
zum Schluß eine Stelle finden:

Es gibt im Leben eines jeden irdischen Menschen einen Zeit-  
punkt, wo er empfindet, daß, nachdem die Kunst des würdigen  
Lebens gelbt ist, nur eins noch übrigbleibt, nämlich die Kunst  
des würdigen Sterbens zu erlernen und zu bewähren; dem  
Tode zu bezeugen nicht als einem Leiden, sondern das Sterben  
zu thun als die höchste That dankbarer, wenngleich mit Schmer-  
zen verknüpfter Ergebung. Das ist der große Scheidepunkt des  
irdischen Daseins und der Ewigkeit; jenes hat den Untergang  
zu leiden, diese, die Ewigkeit, hat sich zu erheben aus der Knechts-  
gehalt, welche bisher ihre Herrlichkeit verhüllte. ... Wenn das  
Sittliche im Menschen von der Zeit zurückgeschoben wird, als  
wäre es das Ungöttliche, dann bleibt ihm der Welt gegenüber  
nichts übrig als das Bekenntniß der Wahrheit ohne Rücksicht  
auf die Vermittelung mit den Zuständen der Gegenwart. Es  
gilt dann, Zeugniß abzulegen wider die Welt. Aber nur wer  
unverfälscht und unverdorrt der Welt entsetzt, darf sie vor Gott  
und der Nachwelt verklagen; nur wer aus reiner Liebe zur  
Menschheit sich opfert, führt einen neuen Tag der Menschheit  
herauf. Dies hatte noch nie ein Mensch der Geschichte außer  
Jesus thatkräftig und mit klarem Bewußtsein der innern Rein-  
heit empfunden, und wer hat es seitdem bis auf den heutigen  
Tag? In Jesus aber war es Natur geworden, der lebende  
Geist war in ihm verkörpert. Er nur erkannte, daß jetzt  
in Tag des Zeugnisses und des Gerichts gekommen sei, daß  
in Übung der verhängnisvollen Verwidelung und zur welt-  
umfassenden Verherrlichung Gottes in der Menschheit nichts Ge-  
wonnener gefordert werde, als daß er muthigen und klaren Gei-  
stes sei in den Tod gehet. Durch den Tod zum Leben — das  
ist sein Glaube wie für sich so für die Menschheit!

Moritz Carrière.

### Neue Novellen und Romane.

Es liegen uns folgende Werke zur Besprechung vor:

1. Von Rah und Fern. Von Ferdinand Pflug. Leipzig, Harr'sche Buchhandlung. 1866. 8. 24 Ngr.
2. Ein Dichterherz. Novelle von Ferdinand Pflug. Leip-  
zig, Harr'sche Buchhandlung. 1866. 8. 24 Ngr.
3. Deutsche Abende. Eine Novellensammlung. Achter Band.  
Leipzig, Harr'sche Buchhandlung. 1865. 8. 18 Ngr.
4. Graf Tallengrand's Jugendliebe. Historischer Roman aus  
der französischen Revolutionszeit von Mathilde Gräfin  
Reichenbach. Dresden, Wolf. 1866. 8. 1 Thlr.
5. Schül und seine Gefährten. Von Karl von Kessel.  
Leipzig, Harr'sche Buchhandlung. 1866. 8. 24 Ngr.
6. Amos Keun und Dreizehn. Biographisches Lebensblatt aus  
den deutschen Freiheitskämpfen. Von Robert Chr. Jans-  
brun, Wagner. 1865. 8. 2 Thlr.
7. Drei Treppen hoch. Silberbuch eines alten Junggesellen  
von Arnold Wellmer. Berlin, Gerschel. 1865. 16.  
15 Ngr.
8. Vom Baum der Erkenntniß. Zukunftsroman von E. M.  
Bacano. Berlin, Passar. 1865. Br. 8. 1 Thlr.

Von diesen Werken gehören die sechs ersten zusam-  
men und fallen in die Klasse der geschichtlichen Novellen

und Romane. Unter diesen selbst gebührt der Preis den  
zwei ersten genannten Werken von F. Pflug, welche reine  
Novellen sind und den Charakter der Poesie mit der  
Treue gegen die geschichtliche Wahrheit vermählen. Die  
Novelle ist in mehrfacher Hinsicht einer Verfertigung mit  
der Geschichte günstiger, als der breiter ausgeführte, darum  
leichter mit andern Gebieten zusammenstoßende Roman.  
F. Pflug zeichnet uns, wie wir dies vom Novellenschreiber  
erwarten, eine ungewöhnliche Situation, eine einzelne be-  
deutende Erscheinung des Menschenlebens, in der die  
Umstände von verschiedenen Seiten so zusammenwirken,  
daß alles zur That und zur Entscheidung hindrängt;  
durch dieses drastische Element bekommen die Novellen  
eine gewisse dramatische Haltung. „Von Rah und Fern“  
erzählt die Belagerung Rathenows durch die Schweden  
und die Entsetzung dieser Stadt durch den Großen Kur-  
fürsten unmittelbar vor der Schlacht bei Fehrbellin. Hed-  
wig, die Tochter des Bürgermeisters, ist eifersüchtig auf  
Johanna, die begünstigte Geliebte des brandenburgischen  
Obersten Penning, und sinkt dadurch zur Verrätherin  
herab. Dieser Verrath wird durch die Geistesgegenwart  
Johanna's und ihres Vaters, des Herrn von Bries, ver-  
eittelt, die Schweden werden durch erlogene Nachrichten  
vom Tode des Kurfürsten getäuscht, und eben da Gefahr  
im Verzug ist, langt der Kurfürst auf Eilmärschen selbst  
an und entsetzt die Stadt; Hedwig stirbt, bei dem Kampfe  
zufällig von einer Kugel getroffen. Die Darstellung ist  
lebendig, von einem frischen Hauch des Patriotismus durch-  
drungen; manchmal glaubt man Pulver zu riechen. Daß  
die Liebe zur novellenhaften Verwidelung benützt worden ist,  
läßt sich nicht tadeln; es kommt nur darauf an, wie die  
Liebe als Einschlag benützt wird. Mars und Venus  
waren von jeher befreundet und der größte Feldherr des  
Alterthums, Cäsar, erlor die Venus zu seiner Beschütze-  
rin und gewann die Schlacht bei Pharsalus mit dem  
Feldgeschrei: „Die siegreiche Venus!“

Einen ähnlichen Charakter trägt die zweite Erzählung,  
die uns in den nordamerikanischen Freiheitskampf versetzt.  
Ein für England gepreßter Soldat, Namens Morebach,  
früher jenseit Student, soll auf die falsche Beschuldigung  
einer Verschwörung hin gehängt werden. Seine Geliebte,  
ein Hefenwädchen, schwimmt über den Delawarestrom, er-  
scheint dem zusammengeschmolzenen und muthlosen ameri-  
kanischen Heer, unter dessen Führern nur Washington  
auf Fortsetzung des Kriegs dringt, als Retterin, zeigt  
ihm den Weg zu den Feinden, ihr Geliebter wird befreit,  
die Schlacht von Washington gewonnen.

Lobende Erwähnung verdient auch Nr. 2: „Ein Dich-  
terherz.“ „Die Geheimnisse des Cabinets stecken sich  
gern in die Falten eines Weiberrocks“, sagt Fiesco bei  
Schiller. Die Gräfin Sibilla, eine Creatur des Mini-  
sters Brühl, hat sich bei der Einnahme von Torgau im  
zweiten Schleißischen Krieg absichtlich von den Preußen  
aufheben lassen, um in der Nähe des Feindes besser  
spioniren zu können. Wie sie nun fürchtet, entlarvt zu  
werden, weiß sie den Dichter Gleim, damals Secretär  
des Fürsten von Dessau, theils durch ihre Schönheit,



theils durch das Vorgeben, sie sei Wilhelmine, die Freundin seines Freundes Kleist, zu bewegen, daß er sie aus der Stadt Weissen rettet. Gleim kommt dabei selbst in Lebensgefahr, die Gräfin wird zuletzt doch gefangen, ihr Portefeuille mit wichtigen Briefen wird von den Preußen erbeutet, auf diese Briefe hin wird die blutige und siegreiche Schlacht bei Flesselsdorf geschlagen, die Gräfin unter Hohn freigegeben, Gleim, der zuerst als Spion gehängt werden sollte, gerechtfertigt und vom alten Dessauer mit der Zusicherung erfreut, er werde ihm eine Stelle verschaffen, wo er ungestört seinen Phantastereien nachhängen und Kriegslieber schreiben könne. Sonderbarerweise läßt der Verfasser den alten Dessauer brüllen, daß die Fenster davon klirren!

Ein ziemlich unbedeutendes Werk ist Nr. 3: „Deutsche Abende.“ Die erste Novelle erzählt die Geschichte der Karoline Haltemann, eines braunschweiger Panzerknäbchens, das aus angeborenem Thatendrang 1809 in männlicher Kleidung in ein französisches Fusarenregiment eintrat, den Feldzug in Spanien mitmachte, in einer Schlacht verwundet als Jungfrau sich zu erkennen gab und schließlich ihren Oberst heirathete. Die Erzählung ist nach den Anmerkungen zu schließen geschichtlich; aber diese wahre Geschichte gereicht dem deutschen Volk eben nicht zum Ruhm. Der Entschluß des Knäbchens wird durch die damalige moralische Verkommenheit der deutschen Pötte nicht hinlänglich begründet; Karoline nennt sich zwar hier und da schuldig, aber man vermißt die Reue, und das Gerede von der Bestimmung des Menschen, die unvermeidlich sei, kann dem Ganzen weder zur Klarheit noch zur Wahrheit verhelfen. Wäre in Frankreich etwas Ähnliches vorgekommen, wie hätte da die patriotische Unterstützung dem Schriftsteller die Feder geführt! Die zweite Erzählung „Verschollen“ ist ein gresles Nacht- und Schandestück, in Plan und Ausführung unmotiviert, übertrieben, sich selber überstürzend. Erträglicher ist die dritte Novelle: „Mondscheinstudien“, aus der wir ersehen, daß man, wie Fallmerayer sagt, mit etwas Mondschein und Wellengebrumm nebst obligater Liebesfentimentalität dem Deutschen in der Fremde ruhig die Taschen leeren und Fesseln an die Arme legen kann.

Mit Nr. 4: „Graf Tallehrand's Jugendliebe“, von Mathilde Gräfin Reichenbach, betreten wir das Gebiet des Romans; leider ist die epische Muse der Verfasserin nicht günstig gewesen. Sie will nachweisen, daß kein Mensch so schlecht ist, um nicht mitunter in seinem Leben glänzende Lichtpunkte wach rufen zu können — namentlich dann, wenn er mit edlern Naturen in höhere Beziehung tritt —; „doch wehe diesen Lehrern, sie ziehen nur gar zu leicht einen Theil der Strafe auf sich, die der Schuldige verdient.“ Sie schildert Tallehrand's Liebe zu der edeln und schönen Sängerin Julie Contade. Diese Liebe, die den jungen Seminaristen unwillkürlich ergreift, geht freilich nicht tief; andere Einflüsse, die des Grafen Mirabeau, der Dubarry, der Frau von Staël, Josephine's, welchen Frauen Tallehrand ebenfalls schmeichelt, überwiegen bei ihm; schon S. 27 lesen wir, daß

das Werk der Erlösung der Sängerin gar nicht gelang, daß Eigennutz und Leichtsin bei ihm siegten. Contade's Schuld lag darin, daß sie den Maler Wilmssohn, der sie wirklich liebte, mit leerer Hoffnung hinstellte. Ihre Kunst sieht ihr aber als Schutz- und Rettungsweg zur Seite; Wilmssohn erntet den Lohn seiner Treue, indem er zuletzt doch noch mit der Sängerin sich verbindet; Tallehrand aber, von der Sängerin aufgegeben und des Glaubens an edlere Weiblichkeit bar, sinkt immer tiefer. Die Scenen des geschichtlichen Gemäldes, das sich durch eine lange Reihe von Jahren hinzieht, sind ziemlich äußerlich aneinandergereiht; ein kühler moralisirender Zug geht durch das Ganze. Besser hätte die Verfasserin gehandelt, wenn sie Tallehrand's Frivolität aus der unbedingten Zurücksetzung in seiner Kindheit erklärt hätte. Sie streift dieses Motiv an, führt es aber nicht sorgfältig genug aus. Daß sie die Aufgabe, die sie sich selbst gestellt, nicht gelöst hat, ist klar. Ernstlichen Tadel verdienen nicht bloß der übermäßige Gebrauch von Fremdwörtern — ein Uebelstand, der fast bei allen diesmal von uns besprochenen Schriften hervortritt —, sondern auch, und zwar noch mehr, die auffallenden Fehler gegen die gewöhnlichsten Regeln der Grammatik. „Wegen“ verbindet die Verfasserin beharrlich mit dem Dativ, „lauschen“ einmal mit dem Genitiv, mit dem Kasus der Apposition springt sie höchst ungeschickt um u. s. w.

„Schill und seine Gefährten“, von Karl von Lesfel (Nr. 5), soll offenbar eine historische Novelle sein, aber im Unterschied von Pfing's Werken kommt hier weder die Geschichte noch die Dichtung zu ihrem Recht. Das Poetische soll wahrscheinlich darin liegen, daß die Liebe den Einschlag im Gewebe bildet; leider schließt die Novelle mit der Begnadigung und glücklichen Verheirathung zweier Theilnehmer an Schill's Zuge. Dadurch wird das heroische Interesse von dem bürgerlich familiären verschlungen. Was das Geschichtliche betrifft, so sind einzelne Scenen, wie das Treffen bei Döbendorf, sehr ausführlich, andere, wie das Gefecht bei Damgarten, ganz kurz berichtet. Neu ist die Angabe, daß der holländische General Carteret nicht von Schill, sondern von Schulte einem frühern Spion der Franzosen, der sich später zum Deutschthum bekehrte, erschlagen oder nach der Lesart unserer Novelle erschossen wurde. Als Merkwürdigkeit ist die Scene mitzutheilen, wie Schill von seiner Braut Abschied nimmt: „Als er leise eintrat, saß sie eben an Flügel und sang mit tiefbewogener Stimme das schönste Lied, welches Goethe in seinem „Egmont“ Märchen in den Mund legt. Gerade glitten die Worte:

Nacht uns das Leben, so ruft uns das Grab,  
Alles, was athmet, flucht endlich hinab —

über ihre Lippen“ u. s. w. Selbstverständlich kommen diese Worte im „Egmont“ gar nicht vor.

„Anno Neun und Dreizehn“, von Robert By (Nr. 6), dem Land Vorarlberg gewidmet, will ganz in gar Geschichte sein; nur das äußere Gewand soll de in neuester Zeit so stark verbreiteten biographischen Rom-

mittheil sein. Der Verfasser erzählt den Antheil des Appellationsraths und im Jahre 1809 Generalcommissars Anton Schneider an der Erhebung des Pändchens Vorrarlberg in dem genannten Jahre. Infolge dieses Antheils kam Schneider, nachdem die Bewegung gescheitert war, zuerst auf Hohenasperg, nachher nach Lindau ins Gefängniß; er wurde zuletzt befreit und zum Appellationsrath in Wien ernannt. Als bei Napoleon's beginnendem Sturz Oesterreich noch eine zweideutige, zuwartende Stellung einnahm, wurde Schneider, von dem man glaubte, sein Feuergeist werde sich nicht innerhalb der von der Diplomatie vorgeschriebenen Schranken halten und das Volk vor der Zeit zum Losschlagen drängen, infolge einer Angeberei auf den Spielberg gebracht; im April 1814 wurde er endlich befreit, er starb 1820. Seine zweite Gefangenschaft theilte aus ähnlichen Gründen Hr. von Hornmayer. Eine Hauptquelle des Verfassers waren die Mittheilungen der Witwe Schneider's, die ihrem Manne durch ihre treue Sorge und liebevolle Theilnahme das Los der Gefangenschaft erleichterte. Ueber die Bedeutung des Aufstandes lesen wir, daß er in den Proclamen der spanischen Junta wie des schwedischen Königreichs erwähnt wurde und daß Südamerika in seinen Befreiungskriegen wie ein nachahmenswerthes Vorbild den Namen Vorrarlbergs nannte. Seinen Zweck, dem Dr. Schneider ein Ehren Denkmal zu setzen, hat der Verfasser erreicht. Die Schrift ist von politischem und kirchlichem Interesse durchdrungen; für nichtvorrarlbergische Leser dürfte die Darstellung leicht zu breit und gedehnt sein. Neu ist die Bemerkung, daß Pygmalion dem zaudernden Jupiter seinen Blickstrahl rauben wollte und darum an den Felsen geschmiedet wurde.

Mit Nr. 7: „Drei Treppen hoch“, von A. Wellmer, kehren wir uns vom Schauplatz der Weltgeschichte hinweg auf das Gebiet des Stillebens, gemüthlicher Skizzen und Familienscenen. Bei der Lektüre mußten wir mehrmals an Wilhelm Hauff's „Freie Stunden am Fenster“ denken, womit wir der Originalität und dem Talent des Verfassers, der namentlich die Kinderwelt allerliebste zu schildern versteht, nicht im mindesten zu nahe treten wollen. Besonders Gelungenes hervorzuheben ist schwer. Ein unnachschämlicher Hauch weht durch das Ganze; wir möchten dem Verfasser sogar vor dem mehrfach gezeigten Vogelmilch im „Buch der Kindheit“ den Vorzug geben. Kein Leser und besonders keine Leserin wird das artige Büchlein ohne Befriedigung aus der Hand legen; ja, um nicht mit dieser banalen Phrase zu schließen, man kann das Büchlein zu verschiedenen malen und in verschiedenen Stimmungen in die Hand nehmen und es immer auf eine neue mit Vergnügen lesen.

Etwas ganz Neues ist Bacano's Zukunftsroman: „Vom Baum der Erkenntniß“ (Nr. 8), ohne Jahreszahl, mit einem entzückten Menschengefläch, an das sich ein Flügelpaar anschließt, auf dem Titelblatt. Nachdem der Verfasser laut der Vorrede alles gelöst, was zu lösen war, mag er noch auf den Rath eines Doctors vom Baum der Erkenntniß offen. Er lernt die Welt und

die Natur, die Wissenschaften und die Historie; er sucht die Erkenntniß in der Religion; endlich reicht ihm der Doctor eine Schale, aus der eine grüne Flamme leckte und die mit göttlichem Hatzis gefüllt war:

Die einzig menschenmögliche Frucht der Erkenntniß heißt Phantasie. Das Recept zur Gottähnlichkeit besteht einzig in der göttlichen Narrheit. Trink den Hatzis, das Vergessen der Leiden und der Hoffnungen und des bewiesenen Plus und Minus, und du wirst ein Buch schreiben, in welchem die Seele der Welt zuckt. Trink dir einen Rausch, träume, und du wirst Gott gleich sein.

Bei diesen Worten rauschte und flatterte es um uns her — viel tausend fromme wachgelbe Engel schwirrten davon und verdeckten im Fliehen ihre Augen mit den bis in die Spitzen erröthenden Flügeln, ich ergriff die Schale, trank und ward ein göttlicher Narr. Und das habe ich geträumt.

Dies ist der Schluß der Vorrede. Die Geschichte ist selbstverständlich eine Liebesgeschichte; Giulio Farnese liebt die schöne Anita; sie erwidert diese Liebe und bleibt ihm auch unter den Versuchungen des Hofs Victor Emanuel's getreu; Giulio wird nach Sardinien verlegt; durch die Kraft seines Willens gelingt es seiner Seele, sich vom Körper loszuringen und zu seiner geliebten Anita zu schweben. Er macht einen zweiten Ausflug zu Anita; als er aber nach dreitägiger Abwesenheit nach Hause kommt, findet er seinen Körper nicht mehr; man hat Leptern für todt gehalten und begraben, und nun ist seine Seele verdammt, verloren für das Leben und die Liebe ewig körperlos im Weltenraume zu schweben. Anita verbindet sich mit einem reichen Russen von aristokratischem Körperbau und gesteht diesem, daß sie seit dem ersten Augenblick, wo sie noch die Braut eines andern, wo Giulio noch nicht todt war, wo sein Bild zuerst den ihrigen traf, diesen russischen Prinzen Sigmund Sergejewitsch Tolstoi geliebt habe, ihn allein! Eine erschreckliche Zusammenhangslosigkeit freilich, ein vollkommener Widerspruch mit dem Bisherigen, aber charakteristisch für den Zukunftsroman. Giulio's Seele flieht mit einem Schrei des namenlosesten Jammers, durchrast in einer Secunde Aeonen von Welten, bringt durch die Welt der Naturgeister, macht ein Fest auf dem Blockberg mit und besucht die zwölf Hölle, in denen die Tyrannen, die Hochmüthigen, die Mörder, besonders auch die Unkeuschen u. s. w. schwachten. Er fährt zuletzt in den Himmel, läßt seine Klage vor Gott ertönen und Gott erhört seine Bitte. Der Schluß lautet:

Ich werde in einer neuen Gestalt vor Anita erscheinen, in einer Gestalt, die sie noch mehr lieben wird, als sie mich jemals geliebt hat. Diesen Morgen hat der Priester ihre Trauung vollzogen, und in dieser Nacht, Gott hat es mir versprochen, werde ich wieder erzeugt werden, und ich, der ich Anita so sehr geliebt habe, werde bald ihr Kind sein!

Das also nebst einigem politischem und religiösen Liberalismus wäre der Roman der Zukunft; die Vorstellung von der Seelenwanderung auf das Gebiet des Romans angewandt. Das Sonderbarste ist, daß Anita die treue Liebe des Schwärmers gar nicht verdient. Ich glaube, daß der Zukunftsroman keine Zukunft haben wird und ziehe die klassischen Romane der Vergangenheit vor.

Leppiges, Unsitliches habe ich nicht gefunden; vergleicht man aber Vacano's schriftstellerische Vergangenheit mit dem Zukunftsroman, so wird man an Goethe's Wort über Frau von Krüdener und an Wieland's Entwicklungs-

gang erinnert, nur daß bei Vacano die beiden Eten in umgekehrter Ordnung aufeinander folgen als bei Wieland.

Grafen Adel

## Feuilleton.

### Literarische Plandereien.

Der Hin- und hergehende Fluß der Weltliteratur ist gegenwärtig in voller Strömung; namentlich sind es die großen englischen und deutschen Dichter, die sich bei andern Nationen immer mehr einbürgern. Byron, der die polnische, russische und selbst magyarische Literatur durch seine elegisch-bähere Weltanschauung, wie Hebelesel bewegte Romantik beherrscht, ist dem Genius der deutschen Sprache durch die vortreffliche Gilmersche Uebersetzung, auf welche wir zurückkommen werden, von neuem assimilirt worden; Shakespeare gewinnt in Frankreich durch die in Deutschland mit Unrecht geringgeschätzten Bemühungen Victor Hugo's und der Seinen immer mehr an Terrain, wenn sich auch die andern romanischen Nationen noch vollkommen ablehnend gegen den britischen Dichter verhalten und hierin Räkelin thätiglich recht geben, welcher diese Ablehnung einerseits aus dem romanischen Volksgeist, andererseits aus einer Schranke des Shakespeare'schen Genies zu erklären sucht. Daffir erscheint jetzt eine indische Uebersetzung Shakespeare's, welche von den deutschen Feuilletonisten zum Theil mit der Bemerkung angezeigt wird, wie seltsam sich Shakespeare im Indischen ausnehmen werde. Diese Bemerkung geht aber aus der Unkenntniß der Ätern indischen Dramatik hervor. Das älteste dramatische Sittengemälde der Hindus: „Richchasa ober das Kindermögelein“, vom Fürsten Sudrata, erinnert in dem Wechsel von Ernst und Scherz, von Vers und Prosa, in der Art und Weise der Charakteristik, in der foder motivierten Verkörperung der abenteuerlich bewegten Handlung, in der sentenzen- und bilderreichen Diction, in allen seinen Vorzügen wie Schwächen durchaus an die altbritische Dramatik und ihren vornehmsten Repräsentanten Shakespeare. Wir finden in diesem Drama eine Gerichtsscene, die sich an Spannung mit der im „Wintermärchen“ und „Rauemann von Bembig“ messen kann. In Shavabuti's Dramen gibt es Stellen von jener dämonischen Macht des Grauenshaften, wie sie den Heldenfiguren im „Rachbeth“ eigen ist, andere wieder, welche an die hohen Liebesplaudereien in „Romeo und Julia“ erinnern. Und selbst in Kalidasa's Zaubertrankspielen begrüßt uns oft, bei aller Verschiedenheit des Kostüms, der poetische Hauch, der uns aus dem „Sommertraum“ und dem „Sturm“ entgegenweht — lustige Naturposse und traumhafte Gefallen, mögen sie indische Apasagen oder nordische Effen sein. Es ist nicht die phantasmagorische Situation, es ist die poetische Grundstimmung, die diesen Dichtungen gemein ist. Und haben nicht Gefallen wie Sakuntala etwas von jener harmlosen Weiblichkeit, welche so viele Frauengefalten Shakespeare's, seine Imogen, seine Desdemona charakterisiert, eine Weiblichkeit, die mehr schlicht und hingebend, als im Sinne der Gretchen und Märchen modern malis ist?

Shakespeare ist also ein arischer Geistesverwandter der altindischen Dramatiker. Wie er sich gegenüber der neuesten indischen Dramatik, die ins Possenhafte verflacht und verwässert ist, annehmen wird, das wissen wir nicht; jedenfalls aber immer wie einer der Riesen, die von den Stipfeln altindischer Kultur auf das pygmaidenhafte Treiben der Gegenwart herabschauen! Die britische Eroberung hat den alten Volksgeist aus seinen Bahnen geworfen; es ist eine der besten Errungenschaften, eine der verdienstlichsten Thaten dieser ausbringlichen Civilisation, wenn sie dem arischen Kulturvolk einen indischen Shakespeare bringt. Die Hindus werden ihn neben Sudrata und Shavabuti

stellen und in ihren Unterbrüdern die alte Stammesgesellschaft anerkennen.

Inzwischen ist Schiller's „Braut von Messina“ in Kengriechische Uebersetzung worden und auf dem Wege zu Athen zur Aufführung gekommen. Man kann sich welche Sympathien der Neuhellenismus gerade für die Inszenierung dieser Tragödie nicht durch den dichten und das dunkle Schicksal, das in dieser Tragödie herrscht, vorgerufen worden, so dunkel sich auch das über Nacht waltende Schicksal gestalten mag, sondern durch die Fülle, die die Erinnerung an den Nationalstolz des alten Griechenland und seiner Bühne gerade durch die Ehre wieder gerufen wird. Es wandeln doch wiederum Ehre der Bühne an derselben Stätte, wo sie vor Jahrhunderten gedelt sind — Aeschylus, Sophokles, Euripides treten lebendig die Seele der Epigonen. Offenbar verbannt das Schicksal als die einzige moderne „Hortragödie“ gerade die Eigenthümlichkeit die Besorgung, die ihr in Athen theil geworden.

Die Franzosen Uebersetzen inzwischen Adolfs Müllers „Schuld“, eine Schicksalstragödie, bei der sie wol bloß den leugbaren Bühneneffect anlocken mag, der von der im edlen Monolog gesprungenen Gatte ab unheimlich schritt durch ganze Stück geht.

Während die Franzosen sich in unsere abgetragenen Hüllen, wobei noch immer der Sprung aus der Buchwelt auf die Bühne zu thun übrigbleibt, bemühen wir die und französischen Dramen frisch von den Brettern weg, auf sie kaum aufgetaucht sind. Daß dies immer wieder gleich nur ausnahmsweise eins dieser Stücke einen rechtigen Erfolg als deutsches Repertoirestück erringt, obgleich die in Paris den größten Erfolg errungen haben, auf den deutschen Bühnen offeneres Glasco machen: das bedarf, daß das Register der deutschen Dramatik ein hoch zu sein, insofern sie den Zeitgeist ihrem Publikum nicht so sam vorhält, mit einem Worte zu sehr Familiengeheimnisse, wenig Kulturgemälde ist. Daß die französische Dramatik Pfüde ausfüllt, indem sie die größten Strömungen der politischen und gesellschaftlichen Lebens in den Familienfalten hüllt, das ist der Grund der stets erneuten Wankungen; daß aber diese französische Kultur wiederum etwas festes und altes für uns hat, das ist die Ursache, daß diese Opern nur in einzelnen Städten, wie in Wien, theilweisen Erfolg

Das jüngste Stück von Sardou: „La famille Bonaparte“ das bereits in Berlin am Friedrich-Wilhelms-Theater einen sehr blassen Success davongetragen, scheint am Wiener Burg, wo „Der Pelikan“ Angier's noch immer nur seine Jungen, sondern auch die Theaterkasse füllt, das nicht durchgeschlagen zu haben. Doch ein Theil der welche mit den Producten von der Seine stets sehr wachsend und glimpflich umgeht, während sie an den neuen indischen Dramen ein verflüchtendes und bluttriefendes Amt übt, stellt dem Stücke das Verbot, es werde nicht auf dem Repertoire einbürgern, wenn es das Publikum am ersten Abend nicht habe mit der vollen Vollständigkeit befriedigen können. „Eine Familie nach Mode“ — denn unter diesem Titel wird das Sardou'sche Stück an der Burg aufgeführt — ist eine Kultur und Kunst; doch die Einförmigkeit in dem Stücke ist gering.

Situationen gehen in die Breite; die erst mit dem dritten Acte tretenden Verwickelungen lösen sich in einer verschönernden, aber deshalb unbefriedigenden Weise. Die Satire dieser französischen Lustspielmacher hat etwas ungemein Entwürfliches. Nachdem sie den Tanz um das Goldene Kalb geschübert und zwar in einer Weise, welche die gemeinsten Gefinnungen zu Tage treten läßt, begnügen sie sich mit irgendeiner äußerlichen Ehrenrührung ihrer Helden und Heldinnen und legen dann das Pflaster der Versöhnung auf die geschlagene Wunde. Auch die vielgerühmte Tugend Scride's, die in der That in Bezug auf die äußerliche Vertretung der Handlung nichts zu wünschen übrigläßt, ist in den neuesten Dramen Sardou's und Augier's nicht mehr wieder zu erkennen. Der Composition derselben fehlt der organische Zusammenhang; es sind satirische Exponenstücken, an deren losen Faden der Handlung gereicht.

Dass unsere Buchhändler anfangen, die Franzosen in Bezug auf den Glanz ihrer Prachtausgaben nachzuahmen, ist gewiss merkwürdig, obgleich nur ein ganz ausnahmeweiser Erfolg einen deutschen Verleger ermutigen kann, Belpapier an seinen Autor zu wagen. Es sind neuerdings indeß nicht bloss französische Dichter, sondern auch Erzähler, welche dieser Auszeichnung theilhaft werden. Von Uhland's „Gedichten“ erscheint eine Prachtausgabe mit geschmackvollen größeren und kleineren Vignetten und Initialen (Stuttgart, Gotta, 1865 und 1866); von Karl von Holtei's „Schlesischen Gedichten“ ist ebenfalls eine durch den Kaiser von Oeyden mit frischem Volkshumor illustrierte Prachtausgabe erschienen (Breslau, E. Trewendt, 1866). Eine schöne Ausgabe von Fritz Reuter's „Mit mine Stromtid“ (Altona, Hinrichs) ist mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludwig Bierich illustriert, welcher als der humoristische Ernst des mecklenburger Dichters erscheint. Ohne Illustrationen, aber in großem Format und stattlicher Ausstattung liegt die zweite vermehrte Auflage der „Selbensagen“ von Firdusi in der verdienstvollen und glänzenden poetischen Nachbildung von Adolf Friedrich von Schack vor uns (Berlin, Berg, 1865), während die Einzelhefte Sallust'sche Behandlung auf den ausdrücklichen Wunsch des verstorbenen Kaisers seine Dichtung „Sawitri“ aus dem indischen Erzählungen in eleganter Miniaturausgabe herausgegeben. Von dem Inhalt derselben können wir nur das Wichtigste kurz zusammenfassen, führen wir die eintretenden Verse an:

Schelte, komm, daß ich dich mit der Sag' erstene,  
Die überwand den Tod Sawitri's Gattenzorne;  
Sohn Damschad's Bild hast du mit Fuß erlöset,  
Die von Begierden den Gatten sie entrieth.

Nach dem Sawitri dich du löstest (sagt der Held),  
Die von des Todes Band den Gatten selbst entkündet,  
Dem Erbenanbesser kann Trauer nicht entbinden,  
Nur diese Tonne kann den Tod auch überwinden.

#### Die Literatur volksthümlicher Dichtung und der gleichen in Schlesien.

Im Troppan in Schlesien ist aus dem dortigen Gymnasialprofessor Anton Peter (in dessen Selbstverlage 1865 erschienen) der erste Band eines der volksthümlichen Literatur Schlesien's gewidmeten umfangreichen Werks unter dem Titel: „Volksthümliches aus Oesterreichisch-Schlesien, gesammelt und herausgegeben von Anton Peter“, zugegangen. Das ganze Werk ist auf drei Bände berechnet, von denen der vorliegende erste nach seinem wesentlichen Inhalte aus einer Sammlung von Liedern, Kinderspielen, Volksliedern, Volksschauspielen und Märchen besteht, wogegen der zweite Band Sagen, Märchen, Schwänke und Volksaberglauben enthalten soll, der dritte für literarhistorische, sachliche und sprachliche Erläuterungen zu den ersten beiden Bänden bestimmt ist. Der Herausgeber hat es sich seit längerer Zeit angelegen sein lassen, in den einzelnen Bezirken und Ortschaften des ehemaligen tropischer Kreise Schlesien's alles Volksthümliche, was sich dort in Sitte und Sprache der Bewohner in vollem Leben oder in

treuer Erinnerung erhalten hat, zusammenzutragen, zu sichten und zu ordnen. Das Werk ist die Frucht seiner diesfälligen mehrjährigen Arbeiten. Es soll ein deutliches und treues Bild der, wie der Herausgeber im Vorwort sagt, „von dem Kivellirungsproceß bedrohten Volkseinzelindividualität meines Heimatlandes“ darstellen und theils zur Charakteristik der Bewohner jenes Landstrichs in den verschiedenen Beziehungen ihres gemüthlich-poetischen Lebens und ihrer Volksthümlichkeit beitragen, theils auch den Interessen des Sprachforschers und Culturhistorikers dienen. In diesem Zweck warb aus dem reichlich zusammengetragenen Schatz eine sorgsame Auswahl getroffen und namentlich alles ausgeschieden, was in sittlicher oder religiöser Beziehung irgend anstößig erscheinen könnte oder was nicht aus dem eigentlichen Wesen des Volks gewissermaßen herausgewachsen und in ihm feste Wurzel geschlagen hatte. Der Herausgeber hat es dabei nach seiner Berücksichtigung mit dem Ordnen und Sichten des Materials ebenso gewissenhaft als streng genommen, und er hat besonders in Ansehung der Volkslieder und ihrer Aufnahme nur von der vollen Ueberzeugung sich leiten lassen, daß sie „wahrhaft und volles Eigenthum des Volks geworden seien“. Im einzelnen ist der Inhalt der im ersten Bande dargebotenen Sammlung (S. 1—455) ungemein reichhaltig, aber man darf es dabei mit der besondern Anordnung und Vertheilung des Stoffes nicht so genau nehmen. Die „Kinderlieder“ enthalten namentlich Wiegenlieder, Reime und Sprüche für die ersten Kinderjahre, Kindergebete, Sprach- und Gedächtnisübungen, Märchenlieder, Jahreslieder, Sprüche von Handwerkern, Spott- und Neckreime und Räthsel, dagegen die „Volkslieder“ ebenso Balladen und Romane, als Liebeslieder, Jäger-, Hirten- und Schäferlieder, Soldaten- und Handwerkslieder. Unter den mitgetheilten Reimen, Räthseln und Spielen der Kinder finden sich viele Anklänge an Aechtliches in verschiedenen Ländern Deutschlands, ja sogar an Kinderlieder in England und Schottland. Manches ist übrigens nur in dem oberschlesischen Volksdialekt mitgetheilt und also für Nichtkenner desselben weniger verständlich. Die „Volksschauspiele“, die Erhaltung der Welt sammt der Menschwerdung Jesu Christi, und die drei „Christkindelspiele“ erinnern an ähnliche dramatische Productionen in andern katholischen Ländern Deutschlands.

#### Bibliographie.

- Wilmann, K., Drei Jahre in der Potomac-Armee oder eine Schweizer Schützen-Compagnie im nordamerikanischen Kriege. Rastattverl. 1865. 8. 20 Rgr.
- Erbsmann, Ueber Dummheit. Vortrag. Berlin, Berg. 16. 5 Rgr.
- Reich, E., Die Rose von Delhi. Roman aus der Zeit des indischen Aufstandes unter Rana Sahib im Jahre 1857. 4 Bde. Jena, Göschenverl. 8. 5 Thlr.
- Plat lux! Vertheidigung der wahren Freimaurerei gegen innere und äußere Feinde, nach Gedanken zur Reform des Bundes. Vom Verfasser der Schrift „Adhuc stat“. Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 20 Rgr.
- Gersbach, v., Die Freiheits-Lebensregeln unserer Zeit. Vortrag. Berlin, Schmidt. 8. 5 Rgr.
- Germak, I., Kategorische Briefe. Als Illustration zum Ilten Thilo von Goethe's Faust und als Anhang zu Chastellans historischer Entwicklung der deutschen Philosophie von Kant bis Hegel. Przemysl, Gehr. Jelen. Gr. 8. 1 Thlr.
- Hirschfeld, H. S. v., Die Offenbarung Johannis des Theologen, in nichttheologischen Commentaren erläutert. Saarbrücken, Köllinger. 1865. Gr. 8. 15 Rgr.
- Kantisch, W., Ueber die Freiheit des Menschen. Ein Beitrag zur Moralphilosophie. Prag, Lehmann. Gr. 8. 20 Rgr.
- Maub, E. D., Ergebnisse eines Arztes. 1ste Abth. 2 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 2 Thlr.
- Ostel, J. D., Ballenrein im Stift Halberstadt. 1625—1626. Halle, Buchh. des Buchhandels. Gr. 8. 15 Rgr.
- Oppenheimer, H. B., Vermischte Schriften aus bewegter Zeit. Stuttgart, Schöner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.
- Ranmer, R. v., Sein Leben von ihm selbst erzählt. Stuttgart, G. O. Neumann. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.
- Siedler, J., Das Plattdeutsche als Hilfsmittel für den Unterricht. Oldenburg, Schulz. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.
- Strauß, D. F., Kleine Schriften. Neue Folge. Berlin, F. Duncker. 8. 2 Thlr.
- Wiedke, J. v., Ein Infanterieofficier Friedrich's des Großen. Nach den eigenhändigen Aufzeichnungen Hans Leberecht v. Breckow's bearbeitet. 3 Bde. Jena, Göschenverl. 8. 4 Thlr. 15 Rgr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:

## Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von Franz Pfeiffer.

Dritter Band.

Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Bartsch.

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der erste Band dieser Sammlung, enthaltend die Gedichte Walther's von der Vogelweide, herausgegeben von Franz Pfeiffer, wurde vom deutschen Publikum mit so lebhaftem Beifall aufgenommen, dass derselbe binnen Jahresfrist vergriffen war und eine zweite Auflage nöthig wurde, welche soeben erschienen ist. Eine nicht minder günstige Aufnahme fand der zweite Band, enthaltend die Kudrun, herausgegeben von Karl Bartsch.

Der soeben erschienene dritte Band, enthaltend das Nibelungenlied, ebenfalls von Karl Bartsch herausgegeben, wird der Sammlung gewiss noch zahlreichere Freunde zuführen. Ungeachtet des Umfangs von über 30 Bogen ist der überaus billige Preis von 1 Thlr. auch für diesen Band beibehalten worden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Ackerbankrisen und ihre Heilmittel.

Ein Beitrag zur Wirthschaftspolitik des Ackerbauschutzes von Dr. Karl Fraas.

8. Geh. 1 Thlr.

Vorliegende mit besonderer Rücksicht auf die gegenwärtige missliche Lage der Landwirtschaft verfasste Schrift des bekannten Verfassers verbreitet sich nicht nur über das Wesen und die Geschichte der Ackerbankrisen in älterer und neuerer Zeit, sondern sucht auch die Mittel zu deren Abhülfe auf, und zwar sowohl die Staatshülfe (Wirthschaftspolitik) als die Selbsthülfe (erhöhte Thierproduction; Hervorbringung der landwirtschaftlichen Technik; Kunstfänger und Aluvionen; Cultur der Steigerung; Association im Grundbesitz).

Der reiche Inhalt der Schrift wird ebenso den Landwirthe wie den Nationalökonomien interessieren.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Ahn, F. First Rudiments of the German language for Children from 6 to 10 years old. 8°. Geh. 8 Ngr.

— First Rudiments of the French language for Children from 6 to 10 years. 8°. Geh. 8 Ngr.

— French Conversation-Book for young Ladies. 8°. 10 Ngr.

Drei neue Sprachbücher des kürzlich verstorbenen berühmten Schriftstellers zum Gebrauch für Engländer beim Unterricht im Deutschen und Französischen.

Charrras über den Krieg von 1813.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## HISTOIRE DE LA GUERRE DE 1813 en Allemagne

par le Lt Colonel Charrras.

Avec cartes spéciales. In-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der durch seine politische und militärische Laufbahn berühmte, voriges Jahr im Exil in der Schweiz verstorbene Verfasser hat in dieser schon längst mit Spannung erwarteten Geschichte des Kriegs von 1813 ein Werk hinterlassen, dem schon seines Gegenstandes wegen für Deutschland das lebhafteste Interesse gesichert ist. Wie in dem bereits in 4. Auflage erschienenen frühern Werk „Histoire de la campagne de 1815 — Waterloo“ zeigt sich der Verfasser auch in diesem aus seinem Nachlass erscheinenden Werke als schonungsloser Kritiker Napoleon's und voll Sympathie für die durch masslose Unterdrückungen hervorgerufene Erhebung des deutschen Volks.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Album schlesischer Dichter.

Herausgegeben vom

Berein für Poesie in Breslau.

Fünfte Sammlung.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Diese Gedichtsammlung bietet im sorgfältigster Auswahl eine Fülle geistiger Erzeugnisse der neuern deutschen Dichtung. Die dem Schlesier eigene tiefe Innigkeit, verbunden mit An und Bilderreichtum der Sprache, durchzieht fast den ganzen Inhalt des Albums; doch fehlt es demselben auch nicht an mannichfaltigen Dichtungen in classischer Form, weshalb das Buch gewiß auch im weitem Vaterlande zahlreiche Freunde erwerben wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Der Erbacher.

Eine culturgeschichtliche Untersuchung von

Adolf Helfferich.

In zwei Hälften. 8. Geh. Jede Hälfte 1 Thlr. 20 Ngr.

Erste Hälfte: Das Princip des Erbacher's.

Zweite Hälfte: Das Standes- und Erbrecht der Germanen.

Die Lehre vom Besitz, wie sie zum ersten male in viny nach römischen Quellen als ein wissenschaftliches Ganzes feststellte, sucht der Verfasser dieses Werks in d Lichte einer allen Culturvölkern gemeinsamen politischen religiösen Einrichtung darzulegen und auf der Grundl übereinstimmender Wurzelwörter das Eigenthums-, Stand und Erbrecht der Römer und Germanen insbesondere in allen seinen Beziehungen geschichtlich aufzubauen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.



# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 19. —

10. Mai 1866.

Inhalt: Polak's Werk über Persien. — Oesterreich seit dem Jahre 1809. Von Hans Wrag. — Reismann's Biographie Robert Schumann's. Von Hermann Soppf. — Smillon. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Polak's Werk über Persien.

Im Jahre 1850 faßte der damalige persische Großvizier Mirza Taphi Khan Attebel, genannt Emir Nizam, einer der tüchtigsten Minister, welche Persien in neuerer Zeit besaßen, den Entschluß, in Teheran eine Militärschule nach europäischem Muster zu errichten und damit eine Lehranstalt für Medicin zu verbinden, an der sowohl Militär- als Civilärzte gebildet werden sollten. Er wandte sich zu diesem Zwecke nach Wien, da er bei Russen, Engländern oder Franzosen irgendwelche politische Einflüsse fürchtete, und gewann für diese Militärschule mehrere österreichische Offiziere und für das medicinische Fach den Dr. Polak. Doch im Jahre 1851 fiel der Emir als Opfer von Palastintrigen und wurde auf königlichen Befehl hingerichtet. Die eben angekommenen Oesterreicher sahen dadurch ihren Mäcen und hatten sich natürlich der Gunft seines Nachfolgers nicht zu erfreuen, der jeder Neuerung seines Vorgängers principiell feindlich gesinnt war. Inbegriff führte der Schah doch im ganzen den Plan des Emirs aus. Es wurde eine Militärschule begründet, in welcher Polak den Unterricht in der Medicin übernahm und durch Vorlesungen, durch medicinische Werke, die er in persischer Sprache erscheinen ließ, durch eine Poliklinik und durch ein auf seine Veranlassung errichtetes Spital, das aber, weil die persischen Beamten das Gold zu essen pflegten, nicht in Flor kommen konnte, seine Schüler heranzubilden suchte. Polak wurde auch zum Leibarzt des Schah ernannt und gewann in dieser Stellung natürlich einen tiefern Einblick in das Volksleben und die Regierungsformen, als sonst einem Europäer vergönnt gewesen wäre, freilich nur, um sich auch hier zu überzeugen, wie wenig Weisheit die Welt regiert wird, indem Teheran in Bezug auf die Regierungsweisheit unter einem and demselben geistigen Breitengrade mit mancher europäischen Hauptstadt liegt. Nur zeigt sich dort der Absolutismus „splitternackt“, daß man jede Rippe ihm zählt“, während ihm in Europa ein Mäntelchen umgehungen wird. Die Resultate seines neunjährigen Aufenthalts in Persien hat Polak in folgendem Werke niedergelegt:

Persien. Das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen von Jakob Eduard Polak. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. 1865. 8. 4 Thlr.

Polak's Werk ist keine touristische Schrift, welche Land und Leute am Faden einer Reisebeschreibung schildert und durch mancherlei Reiseabenteuer, wie durch Widerspiegelung der Frische, mit welcher erste Eindrücke zu wirken pflegen, anregende Unterhaltung gewährt. Polak hatte Muße, diese ersten Eindrücke zu revidiren und theilt erst das sichergestellte Facit mehrfacher Prüfungen mit. Er selbst sagt in der Vorrede:

In meinem Buche habe ich mich bemüht, die Verhältnisse frei von aller Voreingenommenheit möglichst objectiv darzustellen. Ein neunjähriger Aufenthalt im Lande, die Kenntniß der persischen Sprache und der einschlagenden Literatur, die ich mir selbst angeeignet, meine Stellung als Lehrer an der medicinischen Schule zu Teheran und später als Leibarzt des Schah, vielfache Reisen in die verschiedenen Städte und Provinzen, setzten mich in die Lage, die Hauptstadt sowol wie alle Gegenden des weitgestreckten Reichs, seine nach Abstammung, Sprache und Religion vielgestalteten Bewohner, die politischen, ethischen und Kulturzustände, soweit es dem Fremden möglich ist, kennen zu lernen. Es versteht sich außerdem von selbst, daß über den weiblichen Theil der Bevölkerung, sowie über das Familienleben im Orient überhaupt, nur der Arzt einen auf eigener Anschauung fußenden Bericht zu geben im Stande ist. Ich vermieß bei der Abfassung, fremde Quellen zu benützen; ich wollte, daß das Buch mir gehöre, daß ich allein für seine Vorzüge und seine Fehler einzustehen hätte:

Besser steht mein eigen Bams, geküßt,  
Als erborgtes, reich mit Gold geküßt. (Saadi.)

Polak's Werk darf als ein zusammenhängendes ethnographisches Gemälde betrachtet werden, welches den Nationalcharakter der Perser, ihre staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen, ihren religiösen Cultus, Nahrung, Kleidung, Familien- und Geschlechtsleben, Bildung, Wissenschaften und Künste, Polizei, Industrie und besonders eingehend auch die persische Heilkunde mit einer Fülle von Detailzügen darstellt, wie sie nur dem Augenzeugen lebendig sein kann, und dabei auch manches neue Licht auf die jüngste Geschichte Persiens fallen läßt.

Gleichwol können wir das Bedauern nicht unterdrücken, daß Polak nicht mehrere seiner interessanten Reisen in das

Land, auf die er gelegentlich zurückkommt, auch in touristischer Weise dargestellt und uns so ein lebendiges Bild der verschiedenen persischen Städte und Landschaften entworfen hat. Man wird es immer als einen Mangel empfinden, daß wir z. B. von der Reiches alter Hauptstadt Isfahan nicht eine ebenso eingehende Schilderung erhalten wie von Teheran, daß wir dem Verfasser nicht auf seiner Reise nach dem dichterberühmten Schiraz mitten durch die räuberischen Nomadenstämme hindurch folgen dürfen oder auf der Tour nach Masanderan 1854, wo er bei der Rückreise im Thal des Furas die ungebahnten Wege des persischen Reichs in ihrer ganzen Gefährlichkeit kennen lernte. Gerade die einzelnen Streifblicke, die der Autor gelegentlich auf diese Touren wirft, die anekdotischen Züge, die er uns von denselben mittheilt, lassen um so mehr bedauern, daß nicht eine oder die andere dieser Reisen uns im Zusammenhang erzählt wird.

Der Gesamteindruck dieser ethnographischen Schilderungen bleibt jedenfalls ein niederschlagender, indem wir sehen, wie ein altes Culturvolk von trefflichen Anlagen unter dem Drucke des Despotismus und einer der geistigen Entwicklung wenig förderlichen Religion und Sitte verkümmert. In Persien herrscht der offenkundige Verfall, mindestens in allem, was zum staatlichen Gemeinwesen gehört. Tritt ein energischer Minister auf, der das, was im Staate faul ist, zu reformiren sucht, wie Emir Nizam, so wird er wegen usurpatorischer Tendenzen verdächtigt und gestürzt. Ueberall tritt die Regierungsmaschine und die durch den Despotismus geschaffene Volksfeste der freien Entfesselung der productiven Kräfte hemmend in den Weg. Gegen die Erpressungen der Gouverneure steht dem überbürdeten Landmann kein Weg der Klage offen:

Eine Beschwerde beim Gouverneur, mit dessen Wissen und Willen die Ausplünderung erfolgt, würde natürlich völlig fruchtlos sein. Wagt er sich auf den Weg nach der Hauptstadt, um beim Schah, dem Vorn der Gerechtigkeit (adalet modar), sein Recht zu suchen, so ist er in Gefahr, unterwegs von den Spionen des Gouverneurs aufgegriffen und für seine Verwegenheit geächtet zu werden. Falls er aber glücklich die Hauptstadt erreicht, wie soll er dem Schah seine Klage vorbringen, da kein Unbekannter denselben auf Schußweite sich nähern darf und jeder, der etwa aus der Ferne durch Schwingen einer Wittschrift (urizeh) dessen Aufmerksamkeit auf sich zu lenken sucht, von der höflichen Umgebung als ein Wahnsinniger (diwaneh) bezeichnet und sofort den Augen des Herrschers entzogen wird! Die einzig mögliche Aussicht auf Erfolg bietet das Amt bei einer einflussreichen Person.

Mit den Gouvernementsstellen treibt die Regierung heimlichen Handel:

Von vornherein hat der Ernannte eine Summe von beinahe 40000 Tuman = 480000 Francs an die Privatkasse des Schahs zu entlegen und eigen gleiches, wenn nicht noch höhern Betrag zu Geschenken an die Königin-Mutter, die Minister, Staatssecräre, Kammerherren (pischehedmet) u. s. w. zu verwenden. Immense Kosten verursacht die Anschaffung von Pferden, Ziegen, Teppichen und was sonst zur Entfaltung des nöthigen Pompes für notwendig gemacht wird. Das Geld dazu borgt er sich gegen hohe Zinsen, zwischen 18—40 Procent. Da nun seine Bezahlung immer nur auf ein Jahr lautet, von Neujahe (21. März) bis zum nächsten Neujahr, so trachtet er da-

nach, gleich im ersten Jahre nicht nur alle die ausgelegten Summen wieder einzubringen, sondern auch sich ein Vermögen zu machen, zumal er nicht sicher ist, daß die Regierung nach Ablauf seiner Verwaltungszeit ihn mit Recht oder Unrecht zur Rechenschaft zieht und er seine Straßlosigkeit wiederum durch bedeutende Summen erkaufen muß. Aus diesem Grunde ziehen es die Steuerpflichtigen vor, wenn der schlechteste Gouverneur längere Zeit im Amt bleibt, als wenn ihn rasch zu befehlen abläßt, denn immer ist, wie man sich ausbildet, wenigstens „gut“. Nach ungeheurer Ermüdung der Gouverneure erproben, mag man daraus abnehmen, daß zwei Onkel des Schahs, Isfa Khan und Amir Aslan Khan, während mehrjähriger Verwaltung ihrer Stellen trotz des großen Aufwandes jeder beinahe eine Million Tuman auf die Seite gebracht haben sollen. Der Schah weiß das sehr wohl, glaubt aber es nicht ändern zu können. Er gab in meiner Gegenwart dem Nachfolger Isfa Khans bei seinem Abgange nach der Provinz Schams folgende Instruction: „Mein Onkel hat die Provinz ziemlich hart mitgenommen; sieh zu, daß die Leute leben können, denn sie sind arm und geduldig (fakir adem est)“. Dennoch ward kurze Zeit darauf demselben Isfa Khan das Gouvernament einer andern Provinz anvertraut, was das in der offiziellen Zeitung abgedruckte Diplom lautete: „In Betracht, daß Isfa Khan durch gute Behandlung der Rayets (rayet-perest) und durch Pflege der Landescultur sich besonders ausgezeichnet, erweunen wir ihn zum Gouverneur von Isfahan, damit er in gewohnter Weise das Wohl dieser Provinz fördere...“

Eine andere drückende Last für das Land besteht in den Reisen des Schahs und der Regierungsbeamten. In jedem Dorf, das der Schah berührt, müssen ihm Geschenke überreicht und Lebensmittel für sein ganzes Gefolge ohne Entgelt geliefert werden. Wohlhabende Gemeinaden senden daher Geschenke an die Kammerherren, damit diese durch allerhand Vorpiegelungen den Schah zur Wahl einer andern Route bestimmen. Es gelingt ihnen in der Regel, und der Zug geht dann gerade durch die ärmern Bezirke, welche die Mittel zur Befriedung der Hölle nicht aufbringen konnten.

Was die schon an und für sich ungleich und ungerecht, weil nach frühern Bevölkerungsverhältnissen vertheilten Steuern betrifft, so wissen sich die Mächtigen, in deren Händen der umfanglichste Grundbesitz ist, der Steuer zu entziehen, ein Ausfall, der von den kleinen Eigenthümern getragen werden muß. Da, auch eine Analogie der mecklenburgischen Bauerausschlachtungen findet sich in Persien:

Altpersischer Ueberlieferung gemäß ist jedes Dorf in sechs gleiche Theile (dang) getheilt, deren jeder einem andern Besitze gehören kann. Dies wird von Mächtigen oder von Leuten, die einen Mächtigen zum Freunde haben, als begünstigte Günstling benutzt, um ein Gut „billig“ an sich zu bringen. Man kauft ein Dang und zwingt dann durch allerhand Schikanen die Eigenthümer der übrigen fünf Theile, dieselben weit unter den Werthe herzugeben.

Ueberall wird die productive Thätigkeit durch die Rechtlosigkeit der Zustände gehemmt. Das Auffuchen von Quellen und die Anlage von Leitungen und Kanälen bildet ein eigenes Gewerbe, das der Masanni (Brunnengräber), welcher bei dem regenlosen Himmel Franks in den Landbau durchaus unentbehrlich ist. In der That wird auch hierin wie im Zerkochen und Ableiten der Flüssigkeiten geleistet; doch auch hier verbirbt die schlechte Staatswirtschaft wieder, was der thätige Fleiß geschaffen

Es ist ihnen zwar alte Weisheit, welche das Abgraben einer lebenden Quelle oder Leitung streng verbietet. Allein die Rädigen lehren sich nicht an diese weisen Vorschriften, sondern graben in der Nähe einen etwas tieferen Stollen oder entziehen gar durch directe Communication einem Kanal sein Wasser. Es werden die Felssteine eines Dorfes plötzlich der Vegetation beraubt, die Einwohner müssen es verlassen, und Ortschaften, welche frühere Reisende auf ihren Karten verzeichneten, verschwinden spurlos, höchstens machen noch einige Ruinen und Ruhestätten die Stelle, wo sie gestanden haben, erkennbar. Die Kanäle, wodurch einst den 500000 Einwohnern der alten Stadt Rages Wasser in hinreichender Menge zugeführt wurde, sind jetzt verfallen zerfallen, daß sie dem kleinen Bedarf des auf den Trümmern von Rages stehenden Fleckens Schah-abadlazim kaum noch hinlänglich zu liefern vermögen.

Bei der Unvollkommenheit des Pflugs und der andern landwirthschaftlichen Instrumente und dem Schaden, welchen Insekten, namentlich Heuschreckenschwärme den Saaten zufügen, hat der Landbau überhaupt in Persien einen schweren Stand. Dennoch versetzen die Isfahaner und die Oberen von Isfah sich trefflich auf den Gartenbau und auf die geschickte Handhabung des Spatens, mit Anwendung von Düngemitteln, die aus künstlichen Düngersubstanzen hervorgehen. Ebenso ringen die Gehirgsbewohner mühsam dem Boden eine karge Ernte ab, indem sie, an den Felsentrassen hinaufsteigend, jedes kleine Fleckchen Erde mit Getreide bebauen und jeden Baum durch Umarmungen gegen Schneelawinen schützen. Nicht das Volk selbst liegt daher das Verhinderung der Entwicklung, sondern in den traurigen Staatsverhältnissen.

Wie vom Landbau gilt dies, vom der Industrie. Auch hier hat die Regierung nicht das Geringste zur Hebung des Gewerbfleißes, begünstigt im Gegentheil durch ein ausschließendes Zollsystem die Einfuhr fremder Waaren; nicht an Straßen und Verkehrsmitteln, an vollkommenen Werkzeugen und Maschinen, an Kapitalien und Credit. Dennoch leistet Persien in der Fabrication von Schawls, Teppichen, von Fülzen, von Has u. s. w., ebenso in der Eisenfabrication ganz Nichtiges. Die persischen Gewerbetreibenden sind reich an Schätzen, doch liegt der Vergah noch im argen. Größere Fabriktablissements nach europäischem Muster und auf Staatskosten, mit denen der Schah dem Versuch machen wollte, lassen sich in Persien nach Polak's Ansicht nicht erfolgreich begründen, es an den nöthigen Arbeitskräften fehlt, weil es unmöglich ist, den maßlosten Unterschleifen und Verwüstungen bei Verwaltung der Etablissements vorzubeugen und weil die Verbeischaftung von Maschinen und Waaren aus so weiter Ferns und auf dem ungebauten Boden des Landes mit kaum zu überwindenden Schwierigkeiten verbunden sein würde. Die gemachten Experimente einer Papiermühle, einer Steindruckfabrik u. s. w. trugen Polak's Ansicht. Meist aber trug wieder die Landwirthschaft die Hauptschuld an dem Mislingen der Unternehmungen. So schloß eine Zuckerraffinerie daraus, daß die Producenten von der Regierung finanziellen Ablieferung der Cessionade gezwungen werden und deshalb den Anbau des Zuckerrohrs einzustellen begannen. Eine Baumwollspinnfabrik wurde mitten

in der Wüste erbaut, wo Wasser und Brennmaterial fehlen, und zwar aus keinem andern Grunde, als weil in der Nähe das Jagdbrevier des Königs liegt und das Etablissement einen bequemen Platz zum samasch (Spectakel) bietet. So ist es in letzter Instanz überall die despotische Regierungsform, deren willkürliche Anforderungen mit der Entwicklung des Landes in Widerspruch treten.

Nicht einmal die Hauptstütze der absolutistischen Gewalt, das herrliche Kriegsheer, erfreut sich in Persien der wünschenswerthen Organisation. Der Sold wird so unregelmäßig gezahlt, daß der Cavalerist, um sein Pferd zu ernähren, oft genöthigt ist, Waffen und Rüstzeug als Pfand zu versetzen. Auch ist die Disciplin so lax, daß die Soldaten auf ihren Märschen nicht nur wie Heuschrecken über die Früchte der Obstbäume herfallen, sondern auch die Bäume selbst umhauen und sie sammt allem Holzwerk, was in und an den Bauerhöfen zu finden ist, verbrennen; kein Fenster, keine Thür, kein Dachsparren, kein hölzernes Gerath wird von ihnen verschont. Ragen sich Truppen einem Dorfe, so flüchten daher die Einwohner mit ihrem Habfeligkeiten in das Gebirge. Von Seiten der Offiziere geschieht nichts, um die Mannschaft vom Stehlen abzuhalten. Im Gegentheil sehen sie es nicht ungern, wenn der Soldat auf fremde Kosten lebt, weil sie dann fast seinen ganzen Sold in ihre Tasche stecken können. In sie verschmähen nicht, geraubte Pferde und Maulthiere für sich selbst als den ihnen zukommenden Antheil an der Beute in Anspruch zu nehmen. Wie sich diese Truppe im Kriege benimmt, das berichtet ein Augenzeuge der Belagerung von Bender-Abassi, der schwedische Arzt Lagergren in einem Briefe, in welchem er das gegen den aufstehenden Zwang von Massakel ins Feld rückende Expeditionsheer zunächst als im höchsten Grade undisciplinirt, schlecht genährt und fast zur Hälfte Fieberkrank schildert. Er schreibt dann weiter:

Sie brauchen auch nicht die Kriegswette der Perser; sie ist von dem europäischen System wie Tag und Nacht verschieden. An eine regelmäßige Belagerung mit Parallelen, Langschützen, Anlage von Batterien, ist bei ihnen nie zu denken; führen doch die 8000 Soldaten nicht ein Duzend Grabstiche mit sich. In den Kriegen der Perser kann ein Zufall, eine Bagatelle die Schlacht verlieren oder gewinnen machen; ein einziger von einer Kugel getroffener Soldat kann die ganze Armee entweder in Schrecken oder in Wuth versetzen; gelingt es nur, zwei bis drei vorwärts zu bringen, so folgen die andern wie Schafe, wo Gefahr, oder wie Löwen, wo Aussicht auf Beute vorhanden ist. Weber Commands noch Gehorsam gibt es am Tage der Schlacht, jeder folgt der eigenen Umgebung.

Auch die andere Stütze des absolutistischen Regiments, die Priester, namentlich die aus dem Volk hervorgehenden Mulas, scheint in Persien ziemlich morsch zu sein. Die Mulas sind vom Bürgerstand geholt, von der Regierung aber als Anstifter von Meutereien und Aufständen gesücht. Der Kampf zwischen Staat und Kirche dreht sich in Persien vorzugsweise um das Asylrecht, welches von energischen Ministern als eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit betrachtet und möglichst eingeschränkt wird. Früher galt in Persien jede Annahmestelle (Begräbnisstätte eines der nächsten Verwandten Ali's) sammt ihrem Umkreise für ein

Asyl; außerdem auch die Moscheen, das Zeughaus und, höchst charakteristisch für persische Sitten, die Pferdeställe.

Gefindel aller Art haufte im Rayon der Moscheen, um nachts auf Raub auszugreifen und sich dann wieder unter deren Schutz zu bergen. Aufständische Priester boten mit solchen stets zu Excessen geneigten Banden der Autorität der Regierung Trost, ja der Scheit-el-Islam von Labris setzte sich einst an der Spitze von nicht weniger als 20000 Entis in Marich gegen die Hauptstadt. Unter der Regierung des vorigen Königs Mehmed Schah erhob der Imam-Mschumah von Isfahan, ein verschmitzter und gewaltthätiger Priester, ebenfalls geflüht auf zahlreiche Haufen von Entis, offen die Fahne der Empörung. Nach blutigen Kämpfen, worin von beiden Seiten Tausende getödtet wurden, mußte die Regierung sich zu einem Compromiß verstehen.

Neben dieser durch rechthgläubige Priester verursachten Rebellion spielt der Aufstand ungläubiger Sekten in der neuesten persischen Geschichte eine große Rolle. Die Sekte der Babis muß auch schon insofern für ein interessantes Phänomen gelten, als sie den Beweis liefert, daß gewisse Ideenkreise unter den verschiedensten Religionsformen aufstauhen. Die Babis sind persische Communisten, welche den Koran leugnen, den Communismus der Güter und die volle Emancipation der Frauen einführen, ein mohammedanisches Wiedertäuferthum, welches sich in Persien sogar auf einen Anführer, den von Thomas Moore in wenig schmeicheilhafter Weise verherrlichten „Propheten von Rhorassan“ berufen kann. Der Stifter der Sekte, ein gelehrter Sekte, nannte sich hab eddin (Pforte des Glaubens) und fand zahlreiche Anhänger, gerade unter den Gelehrten des Reichs. Babeddin wurde zum Tode durch Erschießen verurtheilt. Er stand, an eine Mauer gelehnt; die Soldaten schossen ungern und schlecht; der Prophet benutzte den Pulverdampf, um durch ein Loch der Wasserleitung zu entkommen. Er wäre gewiß als zum Himmel gefahrener Wundermann von seinen Getreuen angebetet worden, wenn man ihn nicht an der andern Seite der Mauer entdeckt und dort erschossen hätte.

Damit dieser Sekte kein Bestandtheil des europäischen Revolutionsapparats fehle, ging auch von ihr ein Attentat auf den Schah aus, indem einer ihrer Anhänger eine Pistole auf den „Punkt, gegen den die Welt sich neigt“, abfeuerte. Schon früher war der communistische Aufstand, namentlich in Masanderan, entbrannt, wo die Aufständischen mehrere feste Plätze nahmen und erst nach langem Kampfe durch die Uebermacht der königlichen Truppen unterdrückt werden konnten. Obgleich in Persien die frühern grausamen Todesstrafen meistens abgeschafft sind, so glaubte man doch, dieser Sekte gegenüber, welche die Grundfesten des Glaubens und der Sitte zu untergraben trachtete, dieselben wiederum ausnahmsweise in Anwendung zu müssen, um so mehr, als der Schah durch die Sektirer, die sich unter den Hof- und Staatsbeamten überall in seiner nächsten Nähe befinden sollten, sein Leben fortwährend bedroht sah. Er verordnete daher, alle Babis aufzuspißren und ins Gefängniß zu werfen. Jedem Corps, jeder Branche des Civil- und Militärstandes sollte wenigstens ein Babi zur Hinrichtung übergeben werden, damit, falls im einen oder andern Corps

noch heimliche Anhänger der Sekte wären, diese sich bei der Theilnahme an der Execution für immer bei den Glaubensgenossen compromittirten. Man amputirte die Hände, räderte, brannte, trieb Hufeisen in die Füße, bohrte Nägel in den Leib und steckte brennende Leuchter hinein u. s. w., und jeder einzelne im ganzen Land mußte sich an der Verübung der Martern betheiligen. Selbst das Kriegsministerium erhielt seinen Theil an diesen Executionen.

Eine Sekte, welche die Emancipation der Frauen forderte, hatte natürlich auch Anhängerinnen unter dem weiblichen Geschlecht. Die Frau des Großveziers sogar war im Verdacht, eine „Babi“ zu sein. Namentlich aber die gelehrteste Frau Persiens, Surret-el-ayan (Ayatollah), eine eifrige Befürworterin der neuen Lehre. Die gelehrte Frau war überdies, wodurch sie sich von den meisten gelehrten europäischen Damen unterscheidet, eine große Schönheit. Sie wurde daher anderseits, vom Kriegsminister und seinen Adjutanten zu Tode gemartert werden, eine Execution, welche sie, wie Polak, bezeugt, mit übermenschlicher Stärke ertrug. Dies Proöphen persischer Staatsretterei nach die dortigen Culturzustände ein eigenthümliches Bild. Wir mögen uns immerhin glücklich preisen, in Persien zu leben, wo die Kriegsminister mit schönen europäischen Damen in einer minder raffinirten Weise verkehren.

An der Spitze dieser so vielfach bedrohten, unmoralischen Regierungsmaschine steht nun der „König der Könige“, der Schah Kassereddin, der seit 1848 in und anfangs über mehrere Prätendenten und ansehnliche Provinzen erst den Sieg davontragen mußte, dessen Krone sicher war. Wir erhalten von diesem Schah durch Polak, der als Leibarzt stets in nächster Nähe zu ihm stand und mancherlei Gespräche mittheilte, ein mit ihm geführt, ein photographisch treues Bild. Hauptstreben ist die Wehrung des Reichs unter Umständen, selbst den gefahrdrohendsten und mißlichen Princip der Regentenweisheit, auf welches weder das Land noch Schah Kassereddin ein Monopol besitzt. Gerade von Natur grausam zu sein, hat er doch seine Herrschaft durch einige, nur für den Orient minder ansehnliche despotische Schandthaten besleckt. Die eine ist die Ermordung des Emirs Mirza, seines Wohlthäters und besten persischen Ministers der Neuzeit, aus Eifersucht auf die Macht; die andere die meuchlerische Ermordung des persischen Prinzen Jussuf, der sich der Gaffreundschaft zu Teheran erfreute, im Garten des königlichen Schatzes. Der zum Nachfolger designirte Kronprinz Kassa ist der Sohn einer ehemaligen Tänzerin. Doch die Thatsachen heraldischer mußten beweisen, daß die Tänzerin in die Familie der Sassaniden abstamme. Tout comme nous. Im Ministerium findet unter den verschiedenen Bezierern auch der Polizeimeister der Hauptstadt, der selbst von Teheran, seinen Platz, was ebenfalls eine persische, nur minder nativ ausgesprochene Analogie unter den Hofbeamten finden sich neben den Babis, wegen der Gefährlichkeit ihres Amtes von dem Schah

besonderer Schätzung behandelt werden, und neben den Vätern mit der Schellenkappe auch der Scharfrichter, der Hofmaler, der Hofpoet, der Hofastronom, der Hofhistoriker. Der Schah traut übrigens keinem seiner Diener und Beamten; wenn er ihnen schmeichelt, sie beschenkt und mit Lob überhäuft, so geschieht es nur aus Besorgniß, daß sie ihn sonst verrathen möchten. Ebenso traut niemand am Hofe dem Schah und seinen Worten; er ist trotz seiner zahllosen Dienerschar der am schlechtesten bediente Herr. Seine Befehle werden nicht befolgt; seine Verfügungen, in der officiellen Zeitung proclamirt, kommen nicht zur Ausführung. Er weiß es wohl und fragt deshalb nie nach dem Vollzug seiner Befehle. Die Strenge des Despotismus wird überhaupt durch die patriarchalische Vermischung desselben gemildert. Der Schah bekümmert sich theilnehmend um die häuslichen und Familienangelegenheiten seiner Diener, um ihr directes und indirectes Einkommen. Bisweilen überreicht ein ganz untergeordneter Diener dem Monarchen ein Lamm, einen Hut Zuder oder eine Schüssel Canbis. Der Schah erkundigt sich nach dem so kräftig unterstützten Anliegen und erfährt in der Regel, daß sich der Diener verheirathen will und es auf eine allerhöchste Beistimmung abgesehen ist. Niemand darf mit leeren Händen vor dem Antlitz des Königs erscheinen, selbst wenn er ihn um eine Gnade bitten will. Die asiatischen Gesandtschaften bringen Pferde, Schawls, Reis, Tabak, Wolle- und Seidenwaaren, die europäischen Waffen, Gemälde, Orden u. s. w.; doch ist man in Letztem sehr praktisch und geht auf den Kern der Dinge. Sobald sich die Gesandten entfernt haben, tritt der Schah hinter einem Vorhang hervor, um jedes Stück, das Diamanten in der Fassung eines Ordens genau nach dem Selbwerth zu taxiren. Die Farben des Schah, die seinen Privilegien gehören, sind weit davon entfernt, europäische aschgraue Robefarben zu sein. Das Leibrock hat eine durch Penna erzeugte goldgelbe Farbe und eine goldene Ärmel am Schweiß, das Zelt des Schah und sein Regenschirm sind roth.

Was die allgemeine Lage des Reichs betrifft, so schilbert sie Polak in keineswegs günstigen Farben:

Wir finden eine Dynastie, welche bis jetzt nur schwache Biegel gefaßt hat, einen König, dem zwar nicht guter Wille abgesprochen werden kann, der aber weder Kraft noch Ausdauer besitzt, um seine Absichten durchzuführen, und eine entartete Priesterkaste, von welcher der Schah nicht als legitimer Herrscher anerkannt wird, weil er nicht aus der Familie des Propheten stammt, die in ihren Augen allein zum Khalifat berechtigt ist. In den Provinzen, den Bedrückungen der Gouverneure preisgegeben, herrscht Unzufriedenheit: der Süden war von jeher schwer zu regieren und stets in halber Empörung; der Osten ist von Turcomanen und Schivanern bedrängt und durch Wegführung der Bewohner entvölkert; die reichen und ergiebigen Provinzen am Kaspiischen Meere wurden durch lange Misregierung sehr gebracht, daß sie nichts schüllicher als eine russische Occupation wünschen und in der That auch schon zweimal davor angethan; selbst die der Dynastie bisher treueste Provinz Khorasan haben die Gouverneure durch systematisches Ausrauben zur Verzweiflung getrieben; kurz nirgends findet sich eine Spur von Liebe und Anhänglichkeit an König und Thron. Die Hauptstadt liegt daneben, weil sie mit den Fortschritten der euro-

päischen nicht concurriren kann. Aus alledem möchte man schließen, daß mit der Zeit das Land eine Beute der europäischen Mächte werden, daß namentlich das Gebiet am Kaspiischen Meer unvermeidlich an Rußland fallen müsse. Bei der allgemeinen Unzufriedenheit der Bevölkerung wäre allerdings ein Zug von 10000 Mann, wie zu Zeiten Xenophon's, nichts Unmögliches, ja die Mächte dürfte vielleicht genügen, um ganze Provinzen zu erobern. Anders stellt sich die Frage, ob und wie das Eroberte auf die Länge zu erhalten sein würde. In einem alten Kulturlande kann man nicht tabula rasa machen. Mag der Sieger die unterjochte Nation mit Güte oder mit Strenge behandeln, sie wird die Erinnerung an ihre Selbstständigkeit nicht aufgeben und aus der Gefahr, ihre Nationalität zu verlieren, immer neue Kraft zum Widerstand schöpfen.

Mit diesen traurigen Zuständen und Misständen der Regierung und des öffentlichen Lebens fast nach allen Seiten hin contrastirt nun der im ganzen tüchtige Kern des Volks, der sich auch in den von Polak eingehend geschilderten Sitten und Gebräuchen ausdrückt. Der Perser bietet in seiner Körperbildung den schönen kaukasischen Typus: das Haar ist schlicht, doch der Haarboden sehr dicht, der Bart daher sehr stark entwickelt, der Schädel schön oval, die Stirn nur mäßig hoch und an den Schläfen abgeplattet, die Augen groß mit gewölbter Hornhaut, die Augenbrauen bogenförmig, das Kinn hakenförmig, die Knochen dünn, Hände und Füße von besonderer Schönheit. Sehr große und sehr kleine, sehr fette und sehr magere Individuen finden sich selten; ebenso wenig scharf ausgeprägte oder schlaffe Gesichtszüge. Die Gewohnheit des Persers, sich stets zu beherrschen, Geberden und Gesichtsausdrücke zu vermeiden, läßt nicht zu, daß häufiger über daselbst Affecte auf die Bildung der Physiognomie Einfluß ausüben. Ebenso gleichmüthig erträgt der Perser Glück und Unglück und lebt nur in der Gegenwart. Sein Umgang ist er angenehm; er versteht es, immer etwas Verbindliches zu sagen, und wird nie eines Worts rüch ab schlagen, sondern er zieht es vor, zu versprechen und nicht zu halten. Er hängt fest an seiner Familie, seinem Stamm, Verrath in der Familie ist fast unerhörte. Es ist charakteristisch, daß die persische Sprache für Lüge, Dankbarkeit, Reue, Ehre und Gewissen kein Wort hat, trotzdem sie sonst sehr fein ausgebildet ist. Desio reich ist die Gesellschaftssprache an Titulaturen und Complimenten; auch Knechte aus reichen Häusern tituliren sich Sarkar (Excellenz). Ueber eine vornehme Abart des Persers, welche den höhern europäischen Pfaffenreiter entspricht, gibt Polak folgende Auskunft:

Unter den höhern Klassen, ferner unter den Beamten und Schriftgelehrten, den sogenannten mirza, mustafi (Secretäre), muharrer (Stilisten), munshi (Correctoren), sowie unter den zahlreichen Kuchendienern, begegnet man häufig Charakteren, deren Prototyp in dem Roman „Hadschi Baba“ von Morier unübertrefflich geschildert ist. Der Perser hat einen eigenen Namen für sie geschaffen, er nennt sie fuzul, und ihr Benehmen, ihr ganzes Thun und Lassen fuzuli. Der Fuzul ist ein Mensch, der sich den verschiedensten Verhältnissen anzupassen, überall aber auf seine Weise Profit (maddachol) zu machen und fremdes Gut an sich zu ziehen, noch persischer Ausdruck „zu essen“ versteht. Er ist vorwiegend habgierig, kennt alle Stastneigungen und trachtet sie auszubenten. Kriechend wie ein Wurm vor den Obern, ist er voll Aufregung gegen den Untern, den er seine Autorität bei jeder Gelegenheit fühlen läßt.



Er läßt aus System, spricht nur dann die Wahrheit, wenn es ihm von großen Nutzen sein kann, verbreitet falsche Nachrichten, intriguet und verleumdet; er sucht auf alle Weise denjenigen niederzubrücken, der ihm einst nützlich war, denn er will nicht dankbar sein; er kann es nicht ertragen, eine Verpflichtung gegen jemand zu haben. Er weiß einige Geheimnisse und Epigramme zu citiren, und hat stets eine geeignete Bemerkung in Bereitschaft. Er schickt sich in alle Lagen des Lebens und ist zu allem brauchbar, zum Minister wie zum Pferdebesitzer. Er beizet jedes Wort durch einen Eid; auf der Unwahrheit erfaßt, bekennet er ohne Scheu und ruft: „Gau ahardem!“ (Ich als Roth!) In Tepschan besonders gibt es Fagals von reinem Wasser, daher Morrier weislich den Feldern seines Romans dort erziehen läßt. Ein Muster von Fagul war der vorige Großvezier, Mirza Aga Khan, selbst für die Perser ein Phänomen, man nannte ihn fuzul ibna fuzul (Fagul Sohn des Fagul). Er gelangte unter Mehmed Schah in den Staatsdienst; der damalige Minister, Hadshi Agassi, gegen den er intriguet, äußerte sich über ihn: „Wenn der Dho (höher Geist) von Demawand auf die Ebene Teherans herabsteigt und bafelst den Aga Khan bemerkt, so zieht er sich beschelden zurück, denn er erkennt, daß er einen Meister gefunden.“

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

### Österreich seit dem Jahre 1809.

Staatsgeschichte der neuesten Zeit. Zehnter Band: Geschichte Österreichs von dem Wiener Frieden 1809. Von Anton Springer. Zwei Theile. Leipzig, Verlag. 1865. Gr. 8. 3 Hft., 18 Mgr.

In einem Augenblicke wie dem gegenwärtigen, wo Kriegsbereitschaft und Mobilmachung, Armirung der Festungen, Truppenconcentrationen und Pferdeankäufe die Parole des Tages sind, wo eine kleine, aber laute Zahl von politischen Geisteskräften den allgemeinen Ruf nach Aufrechterhaltung des Friedens durch ein martialisches Stöbelgeschrei zu überbieten bemüht ist, wo die beiden deutschen Großmächte schon die Hand am Schwert haben und einander dabei doch an Versicherungen der vollkommensten Friedfertigkeit zu überbieten streben, wo jedermann erstaunt nach Grund und Zweck des mit solcher Emphase im Ausflucht gestellten Kriegs fragt, ohne doch eine wirkliche Antwort darauf bekommen zu können, wo man mit Recht hinweist auf die innern Zustände der beiden zum Kriege rüstenden Staaten und sich dabei unumgänglich davon überzeugen kann, daß dieselben einer großen, glanzvollen Action nach außen hin besonders günstige Aussichten eröffnen, und es fraglich erscheinen muß, ob eine solche selbst nur als Abzugskanal einigermaßen ihre Dienste thun würde: in einem solchen Augenblicke ist es, so sehr das Interesse auch der Zukunft zudrängt, doch ganz besonders fesselnd und lehrreich, sich rückwärts zu wenden, den Gang zu verfolgen, welchen die Ereignisse namentlich im Innern der Staaten genommen haben, der Entwicklung nachzugehen, aus der die Probleme entstanden sind, deren Lösung die Aufgabe gerade der nächsten Wochen und Monate sein muß. Welches Interesse die kriegerischen Politiker Preussens in dem ganzen Conflict verfolgen, ist bekannt; es erklärt sich daraus auch ihr Bestreben, möglichst als der angegriffene, nur gezwungen zu den Waffen greifende Theil zu erscheinen, eine Rolle, von der es für das erste zum mindesten zweifel-

haft bleiben muß, ob sie sich mit diesem Erfolge auch durchführen lassen. Mißthätiger noch muß die Kräfte Österreichs erscheinen: denn inmitten einer großen Krise, durch welche die früher zur neuen Aufführung des Staatsgebäudes gelegten Grundsteine wiederum befestigt sind und Österreich wieder in den sich in seiner Geschichte so oft darbietenden Zustand des Provisoriums, des vollständigen Schwebens versetzt worden ist, wird niemand den geeigneten Zeitpunkt zur Föhrung eines Kriegs finden wollen, der fast mit Nothwendigkeit nach Norden und Süden gleichmäßig geführt werden müßte. Und gerade Österreichs Zusammensetzung, sein ganzes staatliches Gefüge ist so außerordentlich eigenthümlicher Art, daß selbst von glänzenden Erfolgen nach außen hin eine Lösung der im Innern noch schwebenden Fragen nicht erwartet werden kann, äußere Verluste aber die Noth und Verwirrung im Innern nur ins Unermeßliche steigern und verschlimmern können.

Ein Blick auf die jüngste Vergangenheit Österreichs bestätigt diesen Satz, er enthält zugleich die gewaltigen Schwierigkeiten, welche Österreich im Falle eines großen Kriegs zu überwinden haben würde und welche man vor allen, ja fast ausschließlich in seinen innern Zuständen zu suchen hat. In dieser Hinsicht ist das Erscheinen eines Werks gerade jetzt doppelt freudig zu begrüßen, in welchem — man kann wol mit Recht sagen zum ersten Mal — eine klare, unparteiische und sachkundige Darstellung von Österreichs Entwicklung während der letzten fünfzig Jahre gegeben wird. Die von Karl Wiedemann herausgegebene „Staatsgeschichte der neuesten Zeit“, welcher wir schon die trefflichen Werke von Menschlin über Italien, von Rochan über Frankreich, Pauli über England, von Bernhardt über Rußland u. s. w. verdanken, hat mit den uns vorliegenden beiden Theilen der „Geschichte Österreichs seit dem Wiener Frieden 1809“ von Anton Springer eine Fortsetzung erhalten, welche an Gewissenhaftigkeit und Vollständigkeit in Benützung der hier gewiß doppelt schwer zugänglichen Quellen, an Gehirngewalt und Klarheit des Urtheils ihren Vorgängern würdig zur Seite tritt; an Frische, Lebendigkeit und Eleganz der Darstellung sowie an Werth gerade für die Politik der Gegenwart manche derselben übertrifft. Der Verfasser ist ein trefflicher Kenner österreichischer Zustände, tief eingeweiht in das Getriebe der Parteien, welche in den letzten Jahrzehnten besonders entscheidend in die Schicksale des Kaiserstaats eingegriffen haben, dabei vorurtheilsfrei und selbst nicht befangen durch bestimmte Tendenzen in der einen oder andern Richtung. So ist denn das vorliegende Werk eine wirkliche Bereicherung unserer historischen Literatur, zugleich eine Quelle, aus der man sich über die so complicirten und eben deshalb so schief aufgefaßten und so unrichtig beurtheilten Verhältnisse des nationalitätenreichen Staats sowie über die in ihm miteinander ringenden Interessen völlig neue Anschauungen und damit die Grundlage zur richtigen Erkenntniß auch der gegenwärtig schwebenden Fragen erwerben kann. Und man thut dieses mit Freude und Genuß an der frischen und

lebenstollen Darstellung, welche die handelnd auftretenden Personen mit plastischer Lebendigkeit vorführt, und der man, wenn man müßeln wollte, höchstens stellenweise etwas weniger sprudelnden Humor wünschen möchte; da aber mag man mit Recht antworten, daß mehr als sonst irgendwo gerade bei einer Darstellung der Geschichte Oesterreichs in den letzten fünfzig Jahren das Horazische „difficile est satiram non scribere“ seine Anwendung findet.

Springer's Geschichte Oesterreichs greift weiter zurück als die sonstigen in der „Staatsgeschichte“ erschienenen Werke; während sonst die Wiener Verträge den Ausgangspunkt bezeichnen, beginnt Springer schon mit dem Wiener Frieden vom Jahre 1809. Mit gutem Grunde geschieht dies: denn jener Friedensschluß bezeichnet den Punkt, wo Oesterreich sich von Deutschland lossagte. Ausgerückt war dies schon durch den Verzicht auf die deutsche Kaiserkrone 1806 geschehen; der innere Bruch wurde erst im October 1809 vollzogen: „Das deutsche Volk ging von nun an seine eigenen Bahnen, in Wien aber wurde eine selbständige österreichische Politik eingeweiht.“

Was zu diesem Ausgangspunkte, von dem aus recht eigentlich die neueste Geschichte Oesterreichs zu datiren ist, führt und das erste Buch in großen, aber scharfen Zügen die bisherige Entwicklung der habsburgischen Monarchie vor und hebt Lichtvoll dasjenige hervor, was in der Folgezeit von besonderer Bedeutung geworden ist, worauf die Strebungen und Gegenstreben in den spätern Kämpfen namentlich mit beruht haben. Es werden dabei einige allgemeine Gesichtspunkte aufgestellt, welche die Gesamtaufassung, die der Verfasser von dem Gegenstande hat, am schärfsten zu bezeichnen, zugleich in das scheinbare Chaos, das der Unkundige vor sich zu haben glaubt, Licht und Klarheit, Ordnung und Uebersichtlichkeit zu bringen geeignet sind. Springer erkennt in der Entwicklung Oesterreichs in den neuern Zeiten gerade das Widerspiel zu der der übrigen modernen Staaten, findet in ihm gerade das Umgekehrte von dem sonst Beobachteten:

Die Geschichte Oesterreichs in den neuern Zeiten beginnt mit der Erkenntniß seiner äußerlichen Zusammenfassung aus verschiedenartigen, einander fremden oder entfremdeten Theilen und schildert in ihrem Fortgange die Bemühungen der Herrscher, diesem Unheil abzuhelfen und so weit wie möglich eine Einheit zu schaffen, daß das kaisertliche Oesterreich als europäische Macht die möglichste Förderung erfahre. Diese Bemühungen aber wecken in den einzelnen Theilen des Staats das Bewußtsein ihrer möglichen Selbstständigkeit, verwandeln ihre Gleichgültigkeit in einen offenen Gegensatz und reizen zum Widerstand gegen die Einigungs- und Verschmelzungspläne. So offenbaren die Zustände Oesterreichs sozwar das Gegenbild zu denjenigen Vorgängen, die in Deutschland und Italien wahrzunehmen werden. Während es hier die Volkseiferer sind, welche nach einer innigern Vereinigung der nur künstlich getrennten Theile streben, und die Regierungen die Schwärzung der Forderung gewahrt wissen wollen, betreibt in Oesterreich die Regierung das Einigungswerk und sind die Ueberlieferungen und Wünsche des Volks vielfach auf die Forderung und Lösung der staatlichen Bande gerichtet.

Die Richtigkeit dieser allgemeinen Schilderung wird

dann im Einzelnen dargelegt, es wird gezeigt, wie diese centrifugale Bewegung unmittelbar beginnt mit dem Erlaß der neuen Erbfolgeordnung in der Pragmatischen Sanction, durch welche die Erbkländer „unsterblich und unaufheblich“ miteinander verbunden wurden, wie gleich in den Zeiten Maria Theresia's das einigende und bindende Element zwischen den verschiedenen Bestandtheilen der Monarchie nicht ein allgemeines, alle gleichmäßig durchbringendes und erfüllendes österreichisches Rechtsbewußtsein, eine österreichische Nationalanschauung war, sondern wie statt der Liebe zum Vaterlande die Liebe zur Kaiserin und die Ehrfurcht vor ihrer Person den Staat zusammenhielt. Von entscheidender Bedeutung ist für die Erweckung und Stärkung der Sondergefühle in den Theilen des Reichs die Regierung Joseph's II. geworden; durch seine Reformen machte er sich nur Feinde und legte den Grund zu dem separatistischen Streben, das von nun an die unter dem habsburgischen Scepter vereinigten Nationalitäten erfüllte und durch welches der neuesten Geschichte Oesterreichs ganz besonders der ihr so eigenthümliche Charakter aufgedrückt worden ist. Die Aufhebung und Beschränkung der ihr bisher zustehenden Privilegien trieb die Aristokratie der deutsch-slawischen Provinzen zu offener Opposition, der zur Durchführung seiner Reformen in Ungarn begonnene offene Verfassungsbruch schuf ihm und seinen Nachfolgern eine Quelle stets erneuter Wirrsale, seine Aufklärung erweckte ihm in der Kirche und allen unter ihrem Banne Befangenen leidenschaftliche Gegner, sein Betonen des deutschen Wesens gegenüber dem slavischen, die geringschätzige, fast verächtliche Wertheilung und Behandlung des letztern mußte auch den innern Frieden zwischen beiden Stämmen stören. Selbst das Gute, was er sonst geschaffen, vermochte in den Augen seiner Unterthanen diese Uebelstände nicht aufzuwiegen; denn während durch die ihm gewährte Übung und Erleichterung der bisher so hart bedrückten und der Willkür der großen Grundherren preisgegebenen Bauernstand für die Reformen Joseph's gewonnen wurde, ohne doch in allen seinen Wünschen und Forderungen befriedigt zu werden, wurde er denselben wieder entfremdet durch ihre Ausdehnung und Erweiterung auch zu einer Stütze-reform. Als Joseph II. die in den Anschauungen des Volks einmal so fest gewurzelten Gebräuche anzukämpfen wagte, als er auch sie durch Decrete und Rescripte im Sinne der Aufklärung beseitigen wollte, da fand er auch in dem niedern Volke, das bisher noch am wenigsten gegen seine Neuerungen eingenommen gewesen war, einen so kräftigen Widerstand, daß er ihn nicht zu brechen vermochte. Gerade die letzten Jahre seines Lebens hat Joseph II. das Gebäude wiederum zusammenstürzen sehen müssen, an dessen Ausführung er seine beste Kraft gesetzt hatte; und es mußte das so geschehen, denn das Gebäude der josephinischen Reformen war von oben nach unten gebaut, es fehlte ihm die Grundlage, auf der allein es sich aufrecht zu erhalten vermocht hätte; der Herrscher hatte ein Volk reformirt, das nicht reformirt sein wollte; allen Ständen, allen Schichten hatte er daher Opfer aufgelegt,

die sie nur widerwillig brachten, und für welche ihnen die Neuerungen keinen oder doch nur einen nicht genügenden Ersatz gewährten. Daraus erklärt sich auch das Schauspiel, welches unmittelbar nach dem Tode Joseph's II. sich in allen Theilen des Reichs gleichmäßig wiederholte:

Alle Landtage hatten sich unmittelbar nach Kaiser Joseph's Tode versammelt, alle beinahe gleichlautende Wünsche an den Thron gerichtet. Wiederherstellung der alten ständischen Vorrechte, Rücknahmen der Steuergesetze und der den Bauern gewährten Befreiungen, Aufhebung aller die Juden und Freigeister, die Protestanten und Ausländer begünstigenden Abkördnungen, Wiederbelebung der kirchlichen Macht, Restauration der früheren Selbstständigkeit der einzelnen Provinzen: so lauteten im wesentlichen die Forderungen, über welche man sich in Troppau und Ems, in Brünn und Innsbruck, in Görz und Freiburg geeinigt hatte.

Eine vollständige Wiederherstellung des alten Zustandes erfolgte denn freilich nicht; die Regierung, nur auf Vermeidung principieller Streitigkeiten bedacht, gewährte einzelne wichtige Zugeständnisse, wußte durch halbe Nachgiebigkeit und geschicktes Beschwichtigen die sonst noch gestellten Forderungen beiseitezuschieben und allmählich in Vergessenheit zu bringen. Am meisten Schwierigkeiten machte die Beschwichtigung der oppositionellen Regierungen in Ungarn, wo man mit Eifer und nicht ohne bittere Ausfälle, auch gegen die neue Regierung, die Leopold's II., für die von Joseph II. beseitigte Verfassung eintrat; aber auch hier ging die Regierung durch formelle Nachgiebigkeit auf dem Reichstage von 1790 als Siegerin hervor, indem zwar die alte Verfassung wiederhergestellt wurde, aber nur als „ein Rahmen für eine kräftige politische Thätigkeit des Volks, welchen leer und unausgefüllt zu erhalten durchaus im Interesse des Hofs lag“. Die Pläne, welche die Regierung nach glücklicher Beseitigung der sich anfangs mit frischem Eifer regenden ständischen Opposition zu einer Umgestaltung der Gesetzgebung gehegt hatte, blieben unausgeführt, die von Seiten des Volks darauf gesetzten Hoffnungen unerfüllt insofern der am 1. März 1792 erfolgten Thronbesteigung Franz' II. und des gleichzeitigen Hereinbrechens der jahrelangen großen Kriege. Es würde zu weit führen, wollten wir den Wechselfällen derselben im einzelnen nachgehen, die einzelnen Acte genauer verfolgen, aus denen sich das höchst unerquickliche Schauspiel zusammensetzt, das Oesterreich während der nun folgenden zwanzig Kriegsjahre darbietet:

Diese zwanzig Kriegsjahre streuten die Saat zu den Leiden und Misverhältnissen, welche noch lange nach zurückgekehrtem Frieden auf dem Volke lasteten und den Staat drückten. Sie lehrten die Regierung, im Volke und dessen Gütern nur die Widerstandsmittel zu künftigen Kriegen zu erblicken; sie gewöhnten dieselben daran, die Finanzen und die ganze innere Verwaltung aus fremdartigen Gesichtspunkten zu beurtheilen und was den kriegsrischen Interessen nicht unmittelbar diene, zu vernachlässigen; dem Volke aber wurde die Meinung eingeimpft, der Staat habe keine wichtigere Bestimmung, als regelmäßig in den Begehr des Bürgers zu greifen und ihm das Ueberflüssige, nicht selten auch das Nothwendige zu nehmen. . . Im Gegenstich zu den meisten, insbesondere zu den deutschen Staaten, welche während der französischen Revolutionskriege gleichzeitig eine entscheidende Wandlung der Verwaltung und Verfassung vollzogen, blieb Oesterreich von den Kriegseignissen in seinen innern Zu-

ständen unberührt. Es war die Macht Oesterreichs und das Volk in den Kampf gezogen; jene jubelte über die gewonnenen Siege und klagte über die erlittenen Niederlagen, das Volk trafen diese Wechselfälle nicht.

Vol regte sich hin und wieder im Volke ein gewisser patriotischer Schwung, aber die Regierung, weit mehr denselben zu benutzen und zu verwerten, hatte es eiligeres zu thun, als derartige Bewegungen, welche inmitten der kriegerischen Wechselfälle mit eiserner Unerschütterlichkeit festgehaltenen „Stabilität“ zu bedrohen schienen, zu ersticken und todtzumachen; wol drang auch in den einzelnen Regionen die Ueberzeugung durch, daß man an der Form der langsam schleichenden Staatsmaschine etwas ändern müsse, namentlich war es Erzherzog Karl, der von der Nothwendigkeit einer solchen überzeugt, derselben auch positive Pläne und Entwürfe vorlegen ließ, die der verworrenen Zusammenfassung der Behörden und dem völligen Mangel an bestimmten Abgrenzungen zwischen den Befugnissen derselben, dem willkürlichen Eingreifen besonderer Hofcommissionen (z. B. der „Allgemeinen Verpflegungs-Systemisirungs-“ und „geistlichen Bewirtschaftungs-Hofcommission“) war an eine Durchföhrung seiner wohlgemeinten Reformprojekte gar nicht zu denken. Statt aller Antwort auf die dringlichen Mahnungen des Erzherzogs aber ließ Kaiser Franz II. unerschütterlich nach der ihm einmal beherrschenden und von ihm als das Maß aller politischen Weisheit gepriesenen Ansicht, diejenige Anordnung sei die beste, wo „die ganze Staatsverwaltung selbst als ein wohl eingerichtetes Uhrwerk, was einmal in gehörigen Gang gesetzt ist, fortlaufe“. Das Uhrwerk der Staatsverwaltung aber war wahrlich nicht zur Verwirklichung dieses Ideals geeignet; ging es über so geschah es nur mit Anstren und Kosten, wichtiger aber war sein Stillstand ein totaler. Bei den inneren Zuständen, bei der unüberwindlichen Lethargie, welche selbst in den Zeiten der dringendsten Gefahr der Regierung lastete, konnten die Erfolge, die sie brachte, denn freilich keine bedeutenden sein, Verlust mußte schnell folgen. Der Wiener Friede im Jahre 1809 verkleinerte Oesterreich um fast 3000 Quadratmeilen und mehr als 3 Millionen Einwohner.

Bei normal gebildeten Staaten pflegt ein solcher Schlag, wie er hier Oesterreich traf, nur die Regierenden wie der Regierten zu höherer Aufmerksamkeit zu treiben; solche Krisen pflegen da den Beginn eines neuen Zeitalters, einer theilweisen oder totalen Wiedergeburt zu bezeichnen, jedenfalls aber einen völligen Bruch mit der Vergangenheit; ganz anders in Oesterreich! Princip der Stabilität, des Vermeidens jeder Bewegung um jeden Preis, das für Oesterreich schon während des letzten Jahres maßgebend gewesen war, wurde jetzt recht zum obersten Grundsatz im gesammten Staate erhoben und zwar auf das Innere ebenso wie auf das Äußere angewandt. Die Politik des Stillstandes und Gleichgewichts ist es, als deren Repräsentant der bürgerliche Staat nun auftritt, mit einem Grundsatz

glänzend, daß man sich immer tiefer in die Unübertrefflichkeit dieses noch dazu so sehr bequemen Systems hineinlebte.

Drei Factoren wirkten in der Begründung und Durchführung des auf Stillstand und Gleichgewicht beruhenden Systems zusammen: die Persönlichkeit Kaiser Franz' II., die des Fürsten Metternich und die finanziellen Bebrängnisse Oesterreichs. Bei ihnen verweilt daher das Sprin-ger'sche Buch auch besonders eingehend, und ihre Entwicklung gehört mit zu den vorzüglichsten Partien des ganzen Werks; namentlich gilt dies von der Charakteristik des Kaisers und Metternich's, die man geradezu als Meilensteine bezeichnen möchte. Große Erwartungen hat man von Franz II. niemals gehegt; niemand aber hat ihn von vornherein so einschneidend scharf und dabei so richtig beurtheilt als Joseph II., welcher den damals siebenjährigen Erzherzog 1784 aus Florenz nach Wien kommen ließ, um ihn dort zu dem seiner einst wartenden Herrscherberufe auszubilden. Die Urtheile, welche er über seinen Zögling auszuspreche, stellten diesem und den einst seinen Händen anvertrauten Staaten wahrlich kein günstiges Prognostikon:

Er ist ein verzogenes Mutterkindchen, welches für unendlich groß und gefährlich alles dasjenige beurtheilt, was es thut oder was seine Person betrifft, und dasjenige für gar nichts anachtet, was es andere für sich thun oder leiden sieht; die Schätzung seiner eigenen Person erscheint ihm allein unendlich wichtig. Unter seinen Jahren kindisch, durchbringt er seine Zeit leicht und unüberlegt mit Tändeleien; er ist grob in seinen Bedenken, bellend in seiner Stimme und verschluckt die Bitterkeit aus Trägheit, theils aus Mißverständener Schüchternheit. Nur ein Mittel greift bei ihm an und zwar das unangenehmste, weil es den plattesten, materiellsten und unempfindlichsten Charakter eines Menschen vorstellt, nämlich Furcht und Scham vor Verdrießlichkeiten. ... Edele moralische Motive machen sich ihm nicht den geringsten Eindruck, nicht Ehrgeiz, nicht Vaterlandsliebe, nicht Rechtschaffenheit und Rebligkeit in Erfüllung seiner Pflichten, nicht einmal Religionsgrundsätze.

Was Joseph so über den jungen Erzherzog aussprach, gilt nur in noch höherem Grade von dem Kaiser. Mangel an Ernst und Ehen vor allem, was solchen erfordert, unerschütterliche Gleichgültigkeit gegen alles Angenehme und Höhere, Argwohn und Mißtrauen, Liebe für das Kleinliche, Furcht vor jeder kräftigen Persönlichkeit — daraus setzte sich der Charakter Franz' II. zusammen, aus welchen Motiven entsprangen die Grundsätze, nach denen die Schicksale der ihm anvertrauten Völker leiten wollte, nach deren Anwendung und Erhebung zu allgemeiner Herrschaft er auch die ihm zunächst nicht untergebenen Staaten zu beglücken bemüht war. Mit verschämter Schamlosigkeit aber wußte er diese Eigenschaften zu verbergen hinter scheinbarer Gutmüthigkeit und spießbürgerlichen Reueren, welche er mit großem Erfolge zur Schau zu bringen wußte. Wenn er im unverfälschtesten Oesterreich sich vernehmen ließ, so übte das gerade auf die niederen Klassen des Volks einen stets neuen Zauber aus, und ließ sie in dem Kaiser einen edeln, in herablassender Weise von seiner Höhe zu ihnen herabgestiegenen Vater des Volks verehren. Diese persönliche Beliebtheit, deren

Franz sich wohl bewußt war und die er mit dem besten Erfolge auszubenten verstand, vermochte freilich nicht auch in die Staatsgeschäfte etwas Leben und ernste Bewegung zu bringen. Hatte sein Abscheu vor ernster Beschäftigung, sein Hang zu Spielerei und Tändelei ihn früher dazu gebracht, daß er mit Frau und Adjutanten Blindentzug spielte, es in eleganten, tabellosen Radirarbeiten dem geliebtesten Fachmanne gleichzutun bestrebt war, so wurde, da dergleichen die Zeit eines Kaisers denn doch auf die Dauer nicht ausfüllen konnte, später nur der Gegenstand des Spiels geändert, aber Spiel und Tändelei blieb sein ganzes Thun und Treiben bis zum letzten Augenblick: jetzt spielte er mit dem Staate und den Staatsgeschäften. Denn nicht die großen Fragen, die Dinge, die wirklich staatsmännische Thätigkeit erforderten, zogen ihn an, sondern die kleinen und kleinlichen Verrichtungen; in der Kanzlei als Subalternbeamter, zum Ausfertigen von Rescripten, Registriren, Festen, Siegeln und Schnitten, da wäre Kaiser Franz an seinem Plage und gewiß ein Musterbild gewesen. Aus dieser Neigung des Kaisers für das allertriviale Detail des Kanzleibienstes, aus seinem Hang zum Kleinlichen und Einzelnen sowie aus einer unsaubern Neugierde erklärt sich auch Franz' II. Liebe zum Hören und Spioniren: mit Wohlgefallen ließ er sich Privatverhältnisse zufragen, welche ihn gar nichts angingen, in denen er auch nichts that, um die zu wissen aber ihm allein schon ein Vergnügen war; das dann noch dazukommende Mißtrauen, die Furcht vor seiner Umgebung und vor jeder freieren Regung auch in weiteren Kreisen ließen aus dieser Neugier und Ratschsucht ein weitverzweigtes Polizeisystem hervorgehen, dessen Hauptmittel die niedrigste Spionage und patriarchalische Willkür des Kaisers waren, denn die interessantesten Functionen eines Polizeichefs übte derselbe mit ganz besonderm Wohlgefallen aus. Des Kaisers rechte Hand dabei, namentlich beauftragt mit dem Anhören und Beobachten der mißtrauisch angesehenen kaiserlichen Brüder, war der Baron Ratschera, der die ihm zugetheilte hohe und einflußreiche Stellung eines Generaladjutanten weder politischer noch militärischer Thätigkeit oder gar einer einnehmenden Persönlichkeit, sondern einzig und allein dem Umstande verdankte, daß er die Bratsche spielte und für die kaiserlichen Privatquartette unentbehrlich war. So wurde die Polizei die eigentlich herrschende Macht in Oesterreich, und ihr kaiserlicher Chef, der des Glaubens lebte, sie ganz willkürlich zu leiten und in seiner Hand zu haben, war, wie das in solchen Fällen eben zu geschehen pflegt, selbst von ihr geleitet und ohne sein Wissen ganz von ihr abhängig. Der Grundsatz, auf dem die ganze Weisheit dieses Polizeiregiments beruhte, läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß der Staat das Privateigenthum des Fürsten sei, und demgemäß verwechselte die Administration nur allzu häufig den Staatshaushalt mit einer Privatwirthschaft. Dem entsprach denn auch die Einrichtung der höchsten Behörden, in denen die eigentlichen Centralpunkte der ganzen Verwaltung geschaffen sein sollten.



Weder der einer bestimmten Form ganz ermangelnde Staatsrath, der „nicht über den Ministern stand, ihnen aber auch nicht geradezu untergeordnet war, der überhaupt kein permanentes deliberatives Collegium, sondern nur mit der passiven Leitung der Administration beauftragt war“, noch das in seinem Wirkungskreise ebenso unbestimmte und verschwommene Conferenzministerium, in das als Staatsminister zu kommen man vielfach einer Pensionierung gleichachtete, noch die vielfachen General- und Specialcommissionen vermochten wirkliche Thätigkeit zu entfalten, und so kann man denn mit Recht von dem österreichischen Staate zur Zeit des Kaisers Franz das Bild gebrauchen:

Würde jemandem die Aufgabe gestellt, eine Maschine zu erfinden, die sich zwar mit gewaltigem Lärm dreht, aber doch niemals fortbewegen kann, so fände dieselbe in der österreichischen Staatsverwaltung, wie sie unter Kaiser Franz und meist durch seine Schuld sich ausgebildet hatte, auf das sinnreichste geklopft.

Was Kaiser Franz für die innere Politik Oesterreichs war, das war Fürst Metternich für seine auswärtige. Der Mann, der auf die Schicksale Oesterreichs einen so verhängnißvollen Einfluß geübt hat, war nicht einmal ein Kind des Landes; als ein Fremder, in einer andern Umgebung und unter ganz andern Eindrücken Aufgewachsener kam er erst als Minister dauernd in den Kaiserstaat; 1809 übernahm er das Ministerium, welches anzugeben ihn erst die Stürme des Jahres 1848 zwangen. Als Reichsoberster war Metternich durch keine gewöhnlichen Bande an das von ihm zu lenkende Reich gebunden, auch ihm war dasselbe immer nur Ausgangspunkt, Object, niemals aber Ziel und Zweck seiner Thätigkeit. Aus dieser Thätigkeit aber leuchtet nirgends eine Spur geistiger Bedeutung hervor, nirgends läßt man innerhalb dieses neununddreißigjährigen Ministeriums auf Handlungen, die aus einer allgemeinem, höhern Idee entsprungen wären. Die ganze Denk- und Auffassungsweise, auf der Metternich's Politik beruhte, paßte vortrefflich zu der des Kaisers selbst: beiden fehlte es an Ernst; Länderei war die Triebfeder ihrer Handlungen, nicht die Interessen des Staats, sondern ihre eigenen, persönlichen Interessen stand es, denen sie dienen, und nur insoweit eigentlich nehmen sie wirklich auf den Staat Bezug, als dieser mit jenen zusammenfällt; und in einer Hinsicht wenigstens ist dies der Fall: „Der Absolutismus ist bei Franz II. Herzensangelegenheit, bei Metternich mehr Verstandesache.“ Beide vereinigten ferner die unüberwindliche Furcht vor jeder freieren Regung; da eine solche ihr künstliches Gleichgewichtssystem so leicht über den Haufen werfen konnte, so hinderten sie, indem die Gefährlichkeit oder Ungefährlichkeit nicht in jedem einzelnen Falle zum Voraus zu erkennen war, lieber gleich überhaupt jede Bewegung, und das Princip, um welches sich die gesammte österreichische Politik drehte, war der absolute Stillstand. Und wie verschieden waren bei aller innern Harmonie diese beiden Männer, deren Namen mit der trübsten Zeit der österreichischen, ja der europäischen Geschichte überhaupt so unlösbar eng verflochten sind. Dem kleinlichen, spieß-

bürgerlichen und ungelerten Kaiser steht der elegant, volle, dabei persönlich liebenswürdige Diplomat zu der freundliche Herablassung mit fürstlicher Beredsamkeit ein überaus geringes und flaches Wissen mit der es in der gewandtesten Weise zu gebrauchen und zu werthen, Meisterschaft in allen Künsten der Rede mit dem Vermögen, sich jeder ihm entgegenstehenden Individualität anzupassen — das waren die Eigenschaften, durch welche Metternich seine Erfolge und Bedeutung für die Geschichte Europas erlangte, die in seiner Begabung wahrlich nicht gebührte. Eine solche Persönlichkeit konnte eben nur in solchen Zeiten zu fast beispiellosen Leistungen kommen; mehr oder weniger deutlich hat das Metternich selbst gefühlt; daher sah schon vor jeder selbständig und thatkräftig aufstehenden Persönlichkeit, sein Haß gegen jede Macht, die sich ihm geltend machen wollte, seine Eifersucht auf jeden Staatsdienste erprobten tüchtigen Mann. Solche ließ er nämlich von jeder amtlichen Thätigkeit fern gehalten, unbedingt gehorsame, unterwürfige und kriechende Persönlichkeiten waren es, die er zur Verwendung kommen ließ; geistlose, blindlings seine Befehle ausführende Bediente wollte er haben, nicht aber solche, die eine eigene Meinung in einer selbständigen Ansicht zu haben und Bezeichnend ist dafür eine Anekdote, die im Jahr 1811 in Wien umlief und die Springer auführt:

Fürst Franz Dietrichstein, welcher 1809 den neuen gewordenen Staatsdienst aufgab, traf im Theater einen Kaiser und wies ihm den gegenüber stehenden Metternich mit den Worten: „Kein bedeutender Kopf, aber er läßt sich zu allem gebrauchen.“ Gleich darauf sprach der Fremde in der Loge des Ministers vor, der ihn nun wieder auf den Fürsten Dietrichstein aufmerksam machte mit der Bemerkung: „Ein sehr bedauerlicher Kopf, aber man hat ihn zu nichts brauchen können.“ Es bedeutende Kopf Dietrichstein's, so mußten noch viele tüchtige Männer seilen und mit verschämten Armen bei der Schacht der Feigen, Schlechten und Kleinen zusehen.

Daß die Persönlichkeit des Kaisers ebenso wenig die Metternich's danach angethan war, die Kaiserliche Oesterreich nach dem Wiener Frieden geordnet, zu Wesen oder auch nur denselben gewöhnlichen Mann an den richtigen Platz zu stellen, leuchtet auch aus dem ständigen Charakteristika beider wol zur Genüge ein. blieben dieselben, so bringend sie nach einer Zeit bedurften, ungelöst; weder die einseitliche Beschränkung die zu einer Nothwendigkeit geworden war, noch die Vernachlässigung der heillos zerrütteten Finanzen, noch endlich lange vergeblich erstrebte Verstaatlichung mit Ungenügen zu Stande. Folgereicher aber und verhängnißvoller die Vernachlässigung der beiden andern Punkte, nämlich gänzlich unterlassene oder doch nur halb und im widersprechendsten Sinne in Angriff genommene Finanzfrage werden.

Die ausführliche Darstellung, welche aus den Springer'schen Werken von der Finanzpolitik Oesterreichs seit Maria Theresia gegeben wird, öffnet einen Einblick in das chaotische Gewirr, das in ihr herrschte, in den Unverstand und die Unreife der Regierung, in



stehenden Zusammensturz durch halbe und trügerische Maßregeln immer aufs neue hinauszuschieben bemüht war. Schon Maria Theresia machte den Anfang mit Ausgabe der schicksalsschweren Bankzettel, „den wahren und eigentlichen Geheimmittel der österreichischen Finanzkunst, welches immer wieder aufgegriffen wurde, wenn jede andere Hilfe versagen wollte“. Trotz dessen waren die Finanzverhältnisse Oesterreichs unter Maria Theresia im Vergleich mit der dann folgenden Zeit noch glänzend zu nennen; seit Joseph II. aber ging es fortwährend bergab: „Seit dem Jahre 1782 bis zu dieser Stunde herab schließt jede Jahresrechnung des Staats mit einem Deficit.“ Während die Ausgaben von Jahr zu Jahr stiegen, blieb die Produktionskraft des Landes auf dem alten Fied, wurden keine neuen Einnahmequellen geschaffen, aus denen die gemeinen Bedürfnisse hätten befriedigt werden können. Die österreichischen Finanzmänner gewöhnten sich daher von der Hand in den Mund zu leben: Anleihen und Bancozettel waren die Mittel, mit denen man den in immer wachsenderer Nähe erscheinenden Staatsbankrott aufzuhalten und hinauszuschieben bemüht war, und namentlich der letztern bediente man sich seit der höchst erfreulichen Entdeckung, „daß das ganze Geschäft der Bancozettelausgabe nur von der Dienstwilligkeit des Papiermüllers und Druckers abhängt, und so lange man über Papier und Druckerschwärze gebietet, die Emission fortgesetzt werden kann“. Bald hatten diese Scheine denn auch im Publikum jede Geltung verloren und nichts vermochte dem raschen Sinken ihres Curtes Einhalt zu thun; überhaupt trat daher die Regierung mit sogenannten Finanzmenten vor das Volk, in welchen regelmäßig das Volk Schauern über die bisherige schlechte Finanzverwaltung ausgesprochen, vollständige Besserung gelobt und ein neues Mittel vorgeschlagen wurde, die Schulden zu tilgen, die Bancozettel einzulösen und den öffentlichen Credit wiederherzustellen. Entweder aber waren diese zur Hilfe eingeschlagenen Wege überhaupt untauglich, oder der Rath des Augenblicks zwang doch zu stets neuer Ausgabe von Papiergeld, das sich bald als ganz werthlos erweist, oder die Regierung gebrauchte das für kurze Zeit wiederhergestellte Vertrauen, nur um ihren leeren Sack einigermaßen zu füllen. Der Krieg und der ihm folgende unglückliche Friede legten nur neue Opfer auf, wuchsen die Forderungen an die erschöpften Finanzen des Reichs nur noch höher. Selbst solche Gewaltmittel, wie im December 1809 verordnete Einziehung alles Silbers für die kaiserliche Münze und seine Einprägung vertragen nichts mehr, die Antheilscheine an der zur Tilgung der Schuld bestimmten Staatslotterie waren bald ebenso werthlos wie die Bancozettel. Versuch jagte von nun an Versuch, ohne daß einer eine mehr als ganz momentane Besserung hervorzubringen vermocht hätte. In Handel und Wandel machten sich diese trostlosen Zustände in der schmerzhaftesten Weise geltend, selbst die geringen Einnahmequellen, welche bisher noch mit einiger Regelmäßigkeit geflossen waren, drohten zu versiegen. Als alle Mittel erschöpft waren und alles von Furcht vor dem dro-

henden Staatsbankrott erfüllt war, da nahm die Regierung — Hofkammerpräsident und damit Leiter der Finanzen war Graf Joseph Wallis — ihre Zuflucht zum Staatsstreich: denn nichts anderes, und zwar ein beispiellos gewaltthätiger Staatsstreich war das verhängte Finanzpatent vom 20. Februar 1811:

Versteckt war das geheimnißvolle Actenstück, das über Wohl und Wehe von Millionen entschied, an die Provinzialbehörden abgesendet worden, diese mußten am 15. März um 6 Uhr morgens die Siegel zerbrechen, eine Stunde später den öffentlichen Anschlag besorgen. Lange vor Tagesanbruch waren auf den Straßen aller Städte große Menschenhaufen versammelt, die dem verhängnißvollen Augenblicke entgegenharrten und eine tiefere Aufregung zeigten, als wenn die Stunde einer entscheidenden Schlacht sie treffen sollte. Mit gieriger Hast griffen sie jedes Wort des Patents auf; wer nicht nahe genug stand, nicht lesen konnte, ließ sich den Inhalt erklären, auch der Gleichgültigste hielt schon in den nächsten Stunden das verhängte Papier, das Haß säete und Mißtrauen gegen den Monarchen zum Gemeingeist machte, eifrig in den Händen. Einige wenige mochten sich freuen, sie waren unverhofft reich geworden, andere, und ihre Zahl war die größte, fluchten und klagten, sie hatte über Nacht das Los des Bettlers getroffen.

Reduction des Werths der Bancozettel, die in einem Betrage von mehr als 1000 Millionen ruhten, war das einzige Mittel, das die rathlos gewordene Regierung noch konnte, wobei sie sich noch dazu gar nicht darüber täuschte, daß selbst diese verminderte Summe in Metalle zu realisiren eine Unmöglichkeit sein würde. Durch das Finanzpatent wurden die Bancozettel auf den fünften Theil ihres Nennwerths herabgesetzt, sie sollten gegen Einlösungsscheine eingetauscht werden, mit denen eben nur ein neues werthloses Papier auf den Markt kam, denn diese hatten auch keine Art von Metalldeckung hinter sich; doch wurden dieselben als einzig gültiges Papiergeld decretirt. Einstimmig war die öffentliche Meinung in dem unbedingten Verdammungsurtheil, das sie gegen das Finanzpatent aussprach: in einzelnen Fällen kamen seine Wirkungen einer achtzigprocentigen Vermögenssteuer gleich, legten also dem einzelnen mehrbete Opfer auf, welche um so mehr schmerzen mußten, da dennoch keine unumwandelbare Währung gewonnen, nur neue Verwirrung und neuer Verlust für die Zukunft in Aussicht gestellt war. Alle Polizeimaßregeln, durch welche man dem Finanzpatente unbedingte Geltung zu verschaffen suchte und unter der die kleinen Gemeinbeitreibenden, die eine Steigerung ihrer Preise wagten, besonders zu leiden hatten, blieben vergeblich, Vertrauen zu der Finanzpolitik der Regierung ließ sich nicht erzwingen. So blieb denn im wesentlichen alles beim alten: die Regierung griff bald wieder zu dem einfachsten und bequemsten Mittel, ihrer momentanen Verlegenheit abzuhelfen, sie gab neues Papiergeld aus, trotz des neuen Namens — „Anticipationscheine“ hieß es diesmal — ebenso werthlos als alles frühere, ja sie entblödete sich nicht, ihre Zuflucht zu handgreiflichem groben Betruge zu nehmen, indem sie die Menge der Scheine heimlich bedeutend vermehrte, im ganzen das umlaufende Papiergeld verdreifachte. Der mit dem Finanzpatent von 1811 geführte Staatsstreich war

kein rettender gewesen, nach wie vor blieb der Staatsbankrott in drohendster Nähe.

Eine ganz besondere Bedeutung gewann die so schwer auf Oesterreich lastende Finanznoth in Rücksicht auf das Verhältniß zu Ungarn: aus den Verhandlungen, durch welche man das ungarische Königreich mit seinen großen Hülfquellen zur Uebernahme eines Theils der Staatslast heranzuziehen bemüht war, ging jener langwierige Verfassungskstreit hervor, der nach fast vierzigjährigem Ringen zu so blutigen Kämpfen führte, der in der Hauptsache noch heutigentags seiner Lösung entgegenharrt. Den Vorwürfen der Gleichgültigkeit gegen das Staatswohl und kleinlicher Selbstsucht, mit welchen man von Wien her sehr freigebig gegen sie war, antworteten die Ungarn mit dem Hinweis auf ihre altverbrieften Rechte, auf die wie ein Palladium hochgehaltene Verfassung. Die Ausichtslosigkeit aller Verhandlungen zeigte sich gleich auf dem Reichstage von 1811, auf dem es sich für die Regierung namentlich darum handelte, dem Finanzpatente auch in den Ländern der ungarischen Krone Geltung zu verschaffen. Bei dem zähen Widerstande des Reichstags und dem starren Festhalten der Regierung an den einmal gestellten Forderungen kam man keinen Schritt vorwärts; die Bemühungen des ersten, der eine unbedingte Verwerfung der Vorlagen nicht anzusprechen wagte, durch theilweise Zugeständnisse die letztere zu befriedigen, blieben erfolglos; auch hier nahm die Regierung endlich zum Staatsstreich ihre Zuflucht, indem sie ungeachtet aller dagegen erhobenen Einsprache das Finanzpatent am 1. September mit allen seinen Bestimmungen auch in Ungarn als Provisorium einführte. Der Conflict, der so nicht gelöst, sondern nur noch verschärft war, wurde in den nächsten Jahren freilich einigermaßen zurüdgebrängt und in Vergessenheit gebracht durch die großen äußern Ereignisse, welche zu dem endlichen Sturze des Napoleonischen Kaiserthums führten. Die eigenthümliche Rolle, welche Oesterreich unmittelbar vor und dann in den Freiheitskriegen selbst spielte, ist bekannt genug: bedurfte es noch eines Beweises dafür, daß der habsburgische Staat jeden Zusammenhang mit Deutschland und seinen Interessen aufgegeben habe, so wurde er gerade damals in der schlagendsten Weise geführt; nicht bloß die Regierung war den eigentlich nationalen Bestrebungen vollständig entfremdet, auch im Volke hatte sie dergleichen Regungen längst zu ersticken gewußt; inmitten der nationalen Begeisterung, welche seit dem Gottesgerichte vom Jahre 1812 durch Deutschland brauste, steht daher Oesterreichs Herrscherhaus und Volk kalt und theilnahmslos da, und als es endlich zur Theilnahme an dem allgemeinen Kampf gebracht wird, so gibt es auch nur kleinlichen, selbstsüchtigen Berechnungen nach, nicht aber einem schwungvollen, mächtigen Impulse, wie er namentlich das Preußen jener glorreichen Tage erfüllte. Daß die Völker, welche für Abschüttelung des Napoleonischen Jochs kein Opfer scheuten, dann um die wahre Frucht des erfochtenen Sieges, welche sie auch für die politische Entwicklung im Innern gehofft hatten, betrogen wurden, war zuerst und vor allem

das Werk der österreichischen Diplomatie. Mit dem neuer Congress beginnen die glänzenden Fremdenbegeisterungen, da feiert Metternich seine Triumphe, die für Deutschland ebenso verhängnisvoll wurden, wie für das nun misstrauende Italien. Die ungeahnte Kraft, welche das Reich Napoleon entfaltet hatte, hatte Kaiser Franz mit Metternich mit Furcht und banger Sorge für die Zukunft gefüllt; das Ziel, auf das sie daher rastlos hinstrebten, von nun an die Fesselung und Bändigung dieser Kraft, wenn sie sich entfalten konnte, allerdings des Gleichgewichts und Stillstandes mit einem Schiffe über den Haufen geworfen haben würde: Furcht und treibende Motiv in der österreichischen Politik seit dem Wiener Congress, aus der ihn erfüllenden Furcht schloß Franz II. Polizeiregiment im Innern ebenso wie auswärtige Politik des Fürsten Metternich. So begannen die eigentlichen „Jahres der Reaction“: die politische Revolution, welche dieselbe einen Augenblick zu bedrohen schien, trug nur dazu bei, die Metternich verkündeten Principien auf dem Congress von Laibach zu allgemeiner Anerkennung und Herrschaft zu bringen, der Politik des absoluten Stillstandes zu Siegen zu verhelfen. Bewegung im Innern zeigte sich nur im Gebiete der Finanzen und in den Beziehungen zu Ungarn. Die Finanznoth, welche sich seit dem Beginn der Befreiungskriege mit erneuter Wucht fühlbar gemacht hatte, veranlaßte eine ganze Reihe neuer Versuche ihr abzuhelfen; jetzt waren es namentlich stets erneuerte Anträge, in welcher die Finanzkraft des Grafen Stadion das einzige Mittel gefunden zu haben glaubte, das auch für kurze Zeit den Schein der Blüthe und Kraft erzeuge, aber zu einem um so unheilbarern Sichthum führe. Diese finanzielle Noth sowie die Forderung von Steuererhebungen sind die beiden Punkte, um welche der zwischen der Regierung und Ungarn geführte Streit dreht, der dann mehr und mehr erweitert zu einer leidenschaftlichen Erbitterung geführten Principienstreit wurde. Da man die Berufung des Reichstags abschichtlich verweigerte, so wurden die Comitatsversammlungen der eifrigen Opposition, welche mit Nachdruck auf die Verletzungen der Verfassung hinwies, ohne irgendwelche positive Reformvorschläge zu machen, in strenger Beobachtung dieser Defensivstellung, den künftigen Vermeidern jeder Offensive lag der Hauptpunkt, den die ungarische Opposition der Regierung gegenüber hatte, der denn endlich auch dahin führte, daß man in Wien zur Einberufung des Reichstags einmüthig mußte; der dafür angegebene Grund, daß die letzten Mahnungen des Kaisers die ungarische Königskrone nicht empfangen hatte, war nur ein Vorwand, hinter dem Hof die erlittene Niederlage vergeblich zu verbergen bemüht war. Der im Jahre 1825 eröffnete Reichstag blieb fast zwei Jahre beisammen; so heiß es in den Debatten zuweilen herging, so schwere Anklagen gegen die Deputirten gegen die Regierung erhoben wurden, als nennenswerthen Vortheil erlumpften sie nicht, der

liche Sieg blieb auch diesmal dem mit jähher Ausbauern an seinen ursprünglichen Forderungen festhaltenden Hase. Die Form der Verfassung war aufs neue gesichert, die so notwendige Reform ihres Inhalts war auch diesmal nicht gelungen.

Mans Prag.

(Der Beschlus folgt in der nächsten Nummer.)

### Reichmann's Biographie Robert Schumann's.

Robert Schumann. Sein Leben und seine Werke. Dargestellt von August Reichmann. Berlin, Guttentag. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Das vorliegende Buch gehört zu denjenigen, welche sehr verschiedene Beurtheilungen erfahren werden. Der wißbegierige Dilettant ist nur zu gern geneigt, jedes neue Product auf diesem Gebiete bona fide zu acceptiren, sobald es, gleich dem vorliegenden, sich nicht übel liest und recht unterhaltend oder in leichtgeschürzter Weise belehrend erscheint; und so hat das größere Publikum denn auch Reichmann's Buch höchst dankbar und hochachtungsvoll aufgenommen. Dem tiefer Blickenden dagegen wird solch harmloses Genießen leider recht ärgerlich gefährt, sobald sich ihm die Ueberzeugung aufdrängt, daß das gepriesene Werk in der Hauptsache mit der heutzutage beim Büchermachen landläufig gewordenen Routine zusammengeworfen ist, welche sich die von andern mühsam erforschten Thatfachen leichten Kaufs aneignet und dieselben entweder mit einseitig dilettantischen Ergießungen ohne objectiv-wissenschaftliche Durchbildung versetzt oder auch wol wörtlich abschreibt und das übrige in der Hauptsache aus frühern eigenen Werken ergänzt. Reichmann führt sein Buch mit folgenden Worten ein:

Das Leben unseres großen Meisters bietet in seinem äußern Verlauf kaum hinreichend Stoff für eine besondere eingehende Darstellung. Bis auf das furchtbare Ereigniß, das ihn uns entzweit, zeigt es nur wenig hervorragende Momente, und auch diese entziehen sich meist noch einer eingehenden Darstellung aus Gründen schmerzlicher Rücksicht und Pietät. ... Den äußern Verlauf seines Lebens berücksichtigte ich nur so weit, als es auf die Meisters innere Entwicklung Einfluß gewinnt. Bei diesem untergeordneten Theil meiner Arbeit konnte ich mich auf Basilewsky's mit Fleiß gesammelte Mittheilungen über das Leben Schumann's und den von ihm veröffentlichten Briefwechsel stützen.

Dies hat jedoch Reichmann in einer keinesfalls zu rechtfertigenden Weise gethan, nämlich Basilewsky's Werk stellenweise wörtlich abgeschrieben, den ganzen ersten Abschnitt aber mit so wenig Kritik übertragen, daß er nicht einmal die interessantesten Erinnerungen, welche Schumann aus seinem Leben im dritten Band der „Neuen Zeitschrift für Musik“ (S. 1 fg.) und in seinen „Gesammelten Schriften“ (II, 125 fg.) mittheilt, herangezogen hat. Bismlich wörtlich ferner findet man aus Reichmann's „Geschichte der Musik“ S. 269—263, desgleichen aus seinem „Deutschen Lied“ die Abschnitte über Schubert, Schumann, Heine, Eichendorff und Chamisso wieder. Wenn aber fern Reichmann in den obigen Eingangsworten behauptet, „Rücksichten“ auf Lebende nehmen zu müssen und damit zugleich die Ansicht ausspricht, daß Schumann und

noch viel zu nahe stehe, als daß bereits richtige Beurtheilung seiner Lebensschicksale und ein umfassenderes Verständniß seiner Schöpfungen durchgedrungen sein könne, so durfte Reichmann gerade deshalb doch unmöglich über das Unzeitige, jetzt schon ein biographisch-kritisches Werk über Schumann zu veröffentlichen, im Zweifel sein und hätte sich, anstatt kurzweg bloß die Mittheilungen eines andern nachzuschreiben, welcher eingesteht, daß ihm das Material noch nicht hinreichend zur Verfügung stehe, unsern dauernden Dank gewiß in ganz anderm Grade erworben, wenn er die, in der Sammlung von Thatfachen \*) bestehenden, nöthigen Vorarbeiten für eine zukünftige Biographie weiter fortgeführt hätte. Ingleich aber läßt sich kaum annehmen, daß ein so intelligenter Kopf wie Reichmann ernstlich der Meinung sei: von den Lebensverhältnissen und Vorkommnissen hätten nur die „hervorragenden“ Einfluß auf die geistige Entwicklung, daß er irgend in Zweifel sein könne über die immerwährende Wechselwirkung zwischen der gesammten innern und äußern Entwicklung eines Künstlers.

So aner kennenswerth die Wärme, mit welcher Reichmann seinen Stoff behandelt, so störend sind die oft sich findenden willkürlichen Annahmen. So erblickt Reichmann in Schumann's Spiel mit Namen einen wesentlichen Charakterzug, will immer von der Ansicht ausgehen, es sei Schumann überall um Darstellung des ihn innerlich Erregenden zu thun gewesen, bei jedem einzelnen Liebe oder am Erreichen eines neuen Standpunktes. Lebighlich eine ernstere Krankheit habe Schumann auf contrapunktische Studien geleitet und schon 1848 höre infolge von Kraftzerpitterung \*\*) seine Blüthezeit auf. Die Bedeutung der Form habe Schumann erst 1840 durch die Liedcomposition kennen gelernt, während er doch bereits mehrere größere Sonaten vorher componirt hatte. Seltsame Meinungen finden sich über Heine (S. 80) und Eichendorff (S. 88). Bei Schubert sei „die Klavierbegleitung notwendig, um die strophische Liedform herauszubilden. Schumann dagegen stuft die Accente melodisch ab, daß \*\*\* die einzelne Strophe nicht sowol durch bestimmten melodischen Zug, sondern vielmehr durch die melodisch abgestuften Accente nach den Reimschlüssen hindrängt“ (wörtlich zu lesen S. 82). Wenn folglich Reichmann S. 102 sagt: „Wir begegnen fast überall jener Phraseologie, wie sie heute der kritische Dilettantismus übt“, so spricht er sich selbst das Urtheil, desgleichen, wenn er in einem Athemzuge auf die neue deutsche Richtung schimpft und eingesteht: „Das Gefühl wird sich immer gegen alles Neue und Angekommene abwehrend verhalten und oft die eigene Unfähigkeit, eine erweiterte oder ganz organisch umgestaltete Form als solche zu fassen, dem Kunstwerk als Makel aufzubringen.“ Während Basilewsky correct mittheilt, daß die

\*) Hierher würden auch (von Reichmann noch viel zu ungenügend gegebene) Mittheilungen über die Entstehung einzelner Partien größerer Werke besonders bei der Fortkunft gehören.

\*\*) Bgl. Basilewsky, S. 232.

\*\*\* Der Stil ist überhaupt oft nachlässig oder ungesund; manche Ausdrücke, wie „beräubernd“, werden bis zur Unentbehrlichkeit gemißbraucht; Pluralis wie „Porne“ sind aus neu.

von Schumann gegründete „Neue Zeitschrift für Musik“ bis zum heutigen Tage in die Hände von Dr. Brendel überging, verschweigt dies Reichmann und nennt statt Brendel Dr. Lorenz, welcher bekanntlich nur so lange interimistisch fungierte, bis sich Brendel und Schumann geeinigt hatten.

Dem Studium aller Schumann'schen Schöpfungen hat sich Reichmann meist sehr eingehend und liebevoll gewidmet und ist bemüht, seinen Meister möglichst hoch zu stellen, geräth nur leider bei dem Versuch, ihm eine bestimmte „Mission“ zu vindiciren, ihn als ein „nothwendiges Glied“ in der Kunstentwicklung hinzustellen, wiederum in subjective Meinungen. Sehr beherzigenswerth ist das S. 213 über die Einseitigkeit der Epigonen Schumann's Gesagte,

nur vertheidigt Reichmann viel zu schroff den höchsten relativ haltbaren Gedanken: ein Kunstwerk enthält nicht durch den Inhalt (?), sondern vielmehr durch die Form dauernden Bestand. Beherzigenswerth ist ferner das S. 227 über die heutige tyrannische Herrschaft subjectiven Gefühls an bestimmten Richtungen und S. 231 über die krankhaft sentimentale „Gefühlsduselei“ unsers Salonbänkelsängertums Gesagte. So findet sich denn in diesem Buche ein Gemisch von Werthvollem und Unbrauchbarem, Scharfsinnigem und Oberflächlichem, und es erfüllt immerhin mit Bedauern, wenn man eine von Haus aus so tüchtige Kraft, von der heutigen Nonchalance angesteckt, immer mehr in schroffe Ueberhebung und Willkür sich verlieren sieht. Hermann Soppf.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Am Geburtstage Shakespeare's und am Gründungstage der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft (23. April) hat der Vorstand derselben folgenden Aufruf erlassen: „Der Jahrestag der Geburt Shakespeare's gibt dem Vorstande der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft Anlaß, an alle Freunde der dramatischen Poesie und somit an jeden, der auf Bildung Anspruch macht, ein ernstes Wort der Mahnung zu richten. Wir sagen: an alle Freunde der dramatischen Poesie. Denn es ist ein arges Mißverständnis, dessen Quelle wir nicht aufdecken wollen, wenn man gemeint hat, daß die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft nur den Zweck habe, das gelehrte Studium Shakespeare's zu verbreiten und die Shakespeare-Literatur durch eine Anzahl neuer Schriften zu vermehren. Ihr Zweck war und ist vielmehr die Förderung des Sinnes für echte dramatische Dichtung überhaupt, die Erhöhung des Interesses an allen wahrhaft künstlerischen Leistungen der Bühne, vor allem die Hebung des deutschen Dramas zu neuer Blüthe. Für diesen Zweck ist uns die Anregung zu einem tiefern Studium Shakespeare's, zu häufigern und würdigeren Aufführungen seiner Stücke, zu besserer Uebersetzungen seiner Werke, wie der ganze literarische Apparat, der dazu erforderlich ist, nur Mittel, das wir ergriffen haben, weil es das zweckdienlichste ist, welches uns zu Gebote steht. Wir hoffen für unsere Bestrebungen eine allgemeine Theilnahme um so eher zu gewinnen, als es leider offen zu Tage liegt, daß der Sinn für das höhere Drama zu sinken, der Geschmack des Publicums zu verwildern und mehr und mehr leeren scenischen Schaukellungen, vaden Spectakelfiklen, Kun- und Gewandtheater-Possen sich zuzuwenden beginnt. Unsere Hoffnung ist gewünscht worden. Obwohl die Shakespeare-Gesellschaft bei ihrer Gründung von allen Eriten mit lautem Jubel begrüßt wurde, obwohl der erste Band des Shakespeare-Jahrbuchs, das wir herausgegeben, nicht nur in den deutschen, sondern auch in den englischen Journales die glänzendste Aufnahme gefunden, so hat sich doch die Zahl der Mitglieder der Gesellschaft nur wenig vermehrt. Sie ist bis jetzt noch so gering, daß wir die beachtlichsten größten Unternehmungen, eine neue, wohlfeile, auf Leser aller Klassen berechnete Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen, eine samische, den Bedürfnissen der Bühne entsprechende Bearbeitung derselben, Preisansetzungen zur Lösung besonders schwieriger Aufgaben u. s. w. vertagen müssen oder doch nur in kleinen bescheidenen Auflagen einleiten können. Ueberzeugt indeß, daß wir ein gutes Werk begonnen haben, gehen wir das Vertrauen auf eine bessere Zukunft nicht auf. Wir glauben, daß es nur die Ungunst der Verhältnisse, die aus der politischen Lage Deutschlands entspringende Unruhe und Aufregung, die daraus resultirende Unfähigkeit und Vergesslichkeit ist,

die unsere Bestrebungen die gebührende Unterstützung entzieht. Wir hoffen aber, daß es nur einer ersten Mahnung bedarf, um die deutschen Fürsten wie die deutsche Nation zu überzeugen, daß es schlechthin keine Verhältnisse, keine Umstände, keine politische oder sociale Lage gibt, welche es rechtfertigen könnten, die Bildung des Volks zu vernachlässigen, daß im Gegentheil die Freiheit und Einheit, welche die deutschen Stämme mit Fug und Recht in Anspruch nehmen, nur Bestand gewinnen und zum Segen ausschlagen kann, wenn das Volk eine Höhe der Bildung erreicht hat, die es in den so schwierigen politischen und socialen Fragen urtheilsfähig macht, und daß es für die Erkenntnis der in der Gesellschaft waltenden Gesehe, für die Förderung politischer Einsicht, für die Hebung patriotischer Gesinnung keinen bessern Volksehrer gibt als — Shakespeare. Darum nicht trotz, sondern gerade wegen der anscheinend so ungünstigen Verhältnisse richten wir die Bitte an alle Klassen des Volks, den Bemühungen der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft eine kräftigere Unterstützung zuzuwenden zu wollen und damit nicht zu zögern, bis vielleicht der begonnene Bau wieder fallen ist.“

Wir theilen diesen Aufruf hier mit, in der Hoffnung, daß die authentische Interpretation, welche der Vorstand hier selbst von den Tendenzen der Shakespeare-Gesellschaft gibt, in weiteren Kreisen Anklang finden und wesentlich dazu beitragen wird, die Zahl seiner Mitglieder zu vermehren.

Die Hebung des deutschen Dramas zu neuer Blüthe ist gewiß ein Ziel „des Schweiges der Edeleerth“, und die Pflege des großen britischen Dichters, die genauere Erkenntnis eines Genies, dessen Schwächen so lehrreich sind wie seine Vorzüge, kann wesentlich dazu beitragen, auch dem Drama der Zukunft den Weg zu bahnen.

Allerdings sind die Hebungversuche des deutschen Dramas oft mißglückt, indem die Hebedämme an verkehrter Stelle angebracht wurden; nöthig bleiben sie aber immer; denn auch die letzte Saison hat wieder gezeigt, wie die leerste und oberflächlichste Bühnenproduction fast überall herrscht und wie Productionen, die von poetischem Streben dictirt sind, trotz der Eolge an größeren Bühnen, trotz anerkennender Würdigung von Seiten der Kritik, nur mühsam sich Bahn brechen und überall gegen den leichtesten Tagesstrom zurückbleiben müssen.

Professor Kinkel hat dem Vernehmen nach an Stelle des Professors Kühle die Professur für Kunstgeschichte am Polytechnicum in Zürich übernommen. Wir freuen uns, daß eine tüchtige Kraft wieder den entsprechenden Wirkungsbereich gefunden hat. Denn wir waren immer der Ansicht, daß die poetische Begabung Kinkel's eine nützliche sei und nicht über die dilettantische hinausgehe, daß er mehr zu dem poetischen



Naturen, zu den an- und nachempfindenden, als zu den berufenen Dichtern gehöre, eine Ansicht, in welcher uns nicht nur sehr langer Schweigen gegenüber einer Fülle von durchaus dramatischen und tragischen Ergebnissen, sondern auch die Fremdbildung, mit welcher seine Poesie gerade den sein Leben bestimmenden revolutionären Gedanken gegenübertritt, nur bestärken konnte. Wir wissen zwar nicht, was im Pulse dieses Dichters schlummert, und werden uns freuen, wenn unsere Ansichten als vorläufig durch eine poetische That desselben widerlegt werden sollten. Doch weder die formellen Vorträge der rheinischen Volkskammer, noch einzelne gelangene Gedichte von echt poetischem Stimmungsgelände konnten uns bisher in unserer Meinung irremachen. Dagegen ist gerade die poetisch sinnige Insauberungsweise Kinkel's eine ausgezeichnete Stütze, wo es gilt, die Bedeutung und Entfaltung der bildenden Künste darzustellen.

Nicht minder hartnäckig in seinem Schweigen ist der „Lebendige“, Georg Herwegh, von dem jüngst verlautete, daß er in Zürich eine Insolvenzerklärung erlassen habe. Was die Insolvenz seiner Lyrik betrifft, so können und wollen wir an dieselbe nicht glauben; denn hier haben wir es mit einem Talente von echter Schwungkraft zu thun, dessen Flügel unmöglich ganz erlahmen konnten. Gebot seine Muse auch nicht über ein ausgebreitetes Register von Tönen — diejenigen, welche sie anfangs, hatten eine ins Mark greifende Energie. In Herwegh's Puls kann unmöglich eine vollkommene Oede herrschen, denn er auch das nonna prematur in annum des Poraz bis auf den dreifachen Termin ausgedehnt hat. Als Politiker der That Porazischer Reminiscenzen beschuldigt, mochte er im Wahn sein poetisches Heiligtum vor dem profanen Volke so hüten, wie der Besessene von Philippi gethan. Wir wissen, daß Herwegh in seiner Jugend sich mit mancherlei Dramenstoffen „Lubi Chemier“ u. s. w. trug — sollten nicht einzelne vollendete dramatische Dichtungen die lange Pause erfüllen, welche zwischen dem zweiten Bande der „Fischer des Lebendigen“ und der Gegenwart liegt? Sollte sich nicht die unerschöpfliche epigrammatische Schärfe des Dichters irgendeine Form geschaffen haben, in der sie zu glänzen vermag? Aufrecht würden wir bedauern, wenn ein dichterisches Talent von solcher Verbe des Anlaufs, im höchsten Geiste und Fluß echter Begeisterung und vorzüglich formeller Schöpfung auf immer verstaumt wäre und der „Lebendige“ die Worte des sterbenden Hamlet zu seinem Motto wähle: „The rest is silence“.

Birkelicht glaubt der Lyriker auch nur, daß die Gegenwart das Organ zur Wirklichkeit echter Talente verloren hat und daß er gegenüber den Rhapsoden mit seiner echt männlichen Poesie, auch wenn er spräche, kein Gehör finden würde. In welcher Ansicht liegt viel Wahrheit. Gerade die Epoche, in welcher Herwegh seine Triumphe feierte, schien eine Wiedergeburt der deutschen Lyrik in Aussicht zu stellen, indem das männliche Publikum ihr auf einmal lebhafteste Theilnahme zuwendete. Jetzt ist diese Epoche längst vorübergegangen; die Politik ist nicht mehr lyrisch und die Lyrik nicht mehr politisch, und wo sie es noch ist, findet sie keine begeisterten Hörer mehr.

Bei doch ein anderer Sänger, der gleichzeitig mit Herwegh die Saiten griff, Robert Prutz, bis in die jüngste Zeit hinein neben zahlreichen andern lyrischen Ergüssen auch treulich an politischen Rufe geschuldet und seine Lergien in den „Herbstblätter“ haben den echten Volksthum männlich erfaßter Poesie. Wie gering ist der Widerhall, den sie gefunden und finden konnten in einer Zeit, in der das Boudoir wieder die Hauptstanz für die Lyrik geworden ist! Robert Prutz ist keineswegs zu unserer großen Freude von einer Krankheit, die ihn längere Zeit heimgesucht hatte, wiederhergestellt und hat jetzt in Straßburg zahlreiche Vorträge über „Der europäische literarische Literaturgeschichte, von Dante bis Shakespeare“, gehalten. Aus vielen pommerischen Städten sind

ihm Einladungen zugegangen, dieselben Vorlesungen auch dort zu wiederholen.

Auch von Alexander Jung erzählt man, daß er in ostpreussischen Städten literarische Vorlesungen hält, welche lebhaften Anklang finden. Wir wünschen nach allen Seiten hin eine weitere Fortbildung dieser Elite und schätzen eine Propaganda nicht gering, welche gerade in das flüchtige geistige Leben der kleinen Städte, deren Empfänglichkeit deshalb keine geringere ist, durch den lebendigen Vortrag bedeutsame Anregungen bringt und den Zusammenhang derselben mit den größern Anstalten noch hält.

## Bibliographie.

- Duden, C., Der falsche Erb, Erzählung aus der vornehmen Welt. 4 Bde. Leipzig, Neff, Gr. 16. 1 Thlr.
- Ellmüller, A., Herbstabend und Winterlicht. Gedichte über deutsche Dichtungen und Dichter. 2ter Bd. Erzählende Dichtungen des 12. bis 16. Jahrhunderts. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr.
- Falle, J., Geschichte des modernen Geschmacks. Leipzig, L. O. Weigel. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.
- Felgel, A. A., Hebelien. Berlin, Gerschel. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Felb, C. R. D., Moderne Weltanschauung und Christenthum. Ein Vortrag. Breslau, Müller. 8. 7/8 Ngr.
- Fischer, E., Nikolaus und Meternich. Roman und Geschichte. 1ste Abth.: Kaiser Alexander und Großfürst Konstantin. 2 Bde. Leipzig, Cotta. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
- Die Heringshäuser seit dem 15. November 1863. Berlin, Springer. Gr. 8. 8 Ngr.
- Hofel, A. v., Paul Terzelli. Roman. 3 Theile. Breslau, C. Tiedemann. 8. 5 Thlr.
- Im Hengstenberg. Bilder aus der Vorwelt, nach Erfahrungen in einer Straßenbahn von einem ehemaligen Straßenbahnbedienten. 2 Bde. Wittenberg, Koching. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Immitz, M., Die slavischen Ortsnamen im Erzgebirge. Denkm., Schmalzer u. Vech. 4. 13 Ngr.
- Koehn, F., Zur Halmbrache-Wirth in Pfaffen's Germania. München, J. A. Finsterlin. Gr. 8. 1 Ngr.
- Knecht, K. J., Das moderne Antichristenthum. Seine Ursachen und seine Wurzeln. Ein offener Brief an Herrn Karl Scholl, Prediger der freireligiösen Gemeinden zu Mannheim und Heidelberg. Freiburg im Br., Schöber. Gr. 8. 5 Ngr.
- Leibing, J., Natur, Kunst und Menschen in Ober-Italien und der Schweiz. Historiologische Skizzen. Leipzig, Weitzel. 8. 20 Ngr.
- Mattys, I. v., Italien's staatliche Umgestaltung mit besonderer Rücksicht auf Südtirol. Eine politische, sociale, kirchliche und militärische Studie. Wien, Hartleben. Gr. 8. 12 Ngr.
- Mayr, K., Der Zwiespalt ehe und bente. Wien, Seidel u. Sohn. 8. 10 Ngr.
- Obern Alexander Graf Masendorf-Pouilly im Sommerfeldzuge 1863 in Ungarn. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 5 Ngr.
- Reich, C., Das Wismuthfeld und die Kunst. Vortrag. Breslau, Müller. 8. 7/8 Ngr.
- Rösel, C., Aus Italien. Dichtungen in deutscher Uebersetzung. Stuttgart, Cotta. Gr. 16. 21 Ngr.
- Nagy, K., Die Sonne und die Astronomie. Leipzig, Brockhaus. Lex.-8. 4 Thlr.
- Reumann, S., Ueber Fear und Ophelia. Ein Vortrag. Breslau, Korn. Gr. 8. 8 Ngr.
- Pachler, F., Beethoven und Marie Pachler-Koschak. Beiträge und Bearbeitungen. Berlin, Bahr. Gr. 8. 10 Ngr.
- Reichensperger, A., Georg Gottlob Kugewitter und sein Wirken als Baummeister jenseit und jenseit desselben dargestellt. Leipzig, L. O. Weigel. 8. 24 Ngr.
- Reidel, A., Aphorismen über die Evangelien des Herrn. Ein Beitrag zur Apologetik des neuen Testaments. Augsburg. 8. 5 Ngr.
- Schensel, D., Ernst Moritz Arndt, ein politischer und religiöser deutscher Charakter. Gießen, Friedrich. Gr. 8. 24 Ngr.
- Schrader, A., Abeline. Originalroman aus dem Leben. 2 Bde. Leipzig, Neff. 16. 2 Thlr.
- Seidel, C., Gruß aus Rheinland. Neue Dichtungen spanische Dichtungen. Gießen, Friedrich. Gr. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Die schicksale des Kaiserthums. Fortsetzung eines unparteiischen. Halle, Bude. 8. 8 Ngr.
- Tschischwitz, B., Shakespeares Staat und Königthum. Nachgewiesen an der Lancaster-Famile. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 8. 12 Ngr.
- Enzels, R. v., Zerklüftung eines verkommenen Genies. Berlin, Laffert. Gr. 8. 15 Ngr.
- Politz, J., Goethe's Kunst. Gemeinlich dargestellt. Berlin, Ritter u. Sohn. Gr. 8. 13 Ngr.
- Reichensperger, A., Der Mann in Eisen. Roman. Berlin, Jante. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Reichensperger, J., Eins und Fels. Erzählungen aus dem Schweizerlande. 1stes und 2tes Bde. Gießen. 1863. Gr. 16. 21/2 Ngr.
- Reichensperger, A., Deutsche Lyrik. Leipzig, Cotta. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Winterfeld, A. v., Rastall der Garnison-Geschichten. Berghehen und Belegtes. Berlin, Behr. Gr. 16. 15 Ngr.



# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## LE GUIDE DIPLOMATIQUE.

Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un Traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples

par Le B<sup>r</sup> CHARLES DE MARTENS.

Cinquième édition, entièrement refondue par M. F. H. GEFFCKEN.

2 Vol. en 3 Parties. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

Dieses seit langer Zeit schon für jeden Staatsmann, für das Personal von Gesandtschaften, Consulaten und Regierungsbehörden als unentbehrlich anerkannte Handbuch hat in vorliegender fünfter Auflage von sachkundiger Hand vollständige Umarbeitung und Ergänzung gefunden, und zwar sowol in seinem historischen und theoretischen Theil, als auch namentlich in dem die Bedürfnisse des diplomatischen Verkehrs der Gegenwart befriedigenden praktischen Theil des diplomatischen Formenwesens und der Muster-correspondenz. Die neue Bearbeitung ist somit fast als ganz neues Werk zu betrachten, das auch Besitzer früherer Auflagen nicht werden entbehren können.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Aristoteles.

Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles.

Von George Henry Lewes.

Aus dem Englischen übersezt von Julius Victor Carné.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neueste Werk des durch sein „Leben Goethe's“ auch in Deutschland berühmt gewordenen Autors ist der erste Versuch, die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles im Zusammenhange darzustellen und die erläuternden Gesichtspunkte an die Hand zu geben, aus denen der Ursprung und die Entwidlung der exakten Wissenschaften beurtheilt werden muß; es ist deshalb von gleichem Interesse für das philosophische wie für das naturwissenschaftliche Publikum. Durch vorliegende von Professor Carné gefertigte Uebersetzung wird das Werk, welches in England bereits große Anerkennung gefunden hat, deutschen Leserkreisen zugeführt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Physiologie des täglichen Lebens. Aus dem Englischen übersezt von J. Victor Carné. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

The Life of Goethe. Copyright edition. Second edition, partly rewritten. 2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Reisen durch Südamerika.

Von

Johann Jakob von Tschudi.

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten.

Erster Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Der bekannte Verfasser gibt in dem vorliegenden ersten Bande seines lang erwarteten Reisewerks die Schilderung seiner Reise durch einen Theil von Brasilien und verwebt darein die Beobachtungen und Erfahrungen, welche er während seiner officiellen Stellung als ausserordentlicher Gesandter der schweizerischen Eidgenossenschaft am kaiserlich brasilianischen Hofe zu sammeln Gelegenheit hatte. Vornehmlich die socialen und politischen Verhältnisse darstellend, liefern seine auf authentischen Daten beruhenden Schilderungen ein klares Bild des Landes und seiner Bewohner und gewähren zugleich eine höchst angenehm unterhaltende Lektüre. Die zahlreichen Abbildungen, nach Originalskizzen oder Photographien, sowie die Karten und Pläne sind aufs sorgfältigste in Holzschnitt und Lithographie ausgeführt, sodass die Ausstattung in jeder Weise dem Werthe des Werks entspricht.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Das sittliche Leben.

Ethische Studien von

Julius Frauenstädt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frauenstädt's „Ethische Studien“ sind dem größern gebildeten Publikum gewidmet. Sie behandeln, im Gegensatz zu den bisherigen abstracten Sittenlehren, das sittliche Leben in Zusammenhang mit dem physischen, psychischen, socialen, politischen, allgemein geistigen Leben und suchen die theils hemmenden, theils fördernden Einflüsse nachzuweisen, die es von da her empfängt. Die Ethik ist hier zu einer für das praktische Leben fruchtbaren Wissenschaft gemacht.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Die Naturwissenschaft in ihrem Einflusse auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. 1 Thlr.

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irrthum. Ein Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff“. 8. 1 Thlr.

Briefe über natürliche Religion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. 2 Thlr.

Sieben erschien das 70. Heft der 11. Auflage von  
**Brockhaus' Conversations-Lexikon**

Sech — Siegel.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden auch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von

5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte für der erste bis siebente Band dafelbst vorrätzig.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 20. —

17. Mai 1866.

Inhalt: Polak's Werk über Persien. (Feschlus.) — Oesterreich seit dem Jahre 1860. Von Hans Venz. (Feschlus.) — Neue Romane. Von Hermann von Bequignolles. — Zur Welterschmerzliteratur. Von Gustav Gaus. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Ein Kopenhagener des Alterthums.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Polak's Werk über Persien.

(Feschlus aus Nr. 19.)

Die Mittheilungen Polak's über Wohnungen, Kleidung, Speisen, Familienleben, sind sehr eingehend und bringen in ihrem Detail eine Fülle von Curiositäten, so daß man in der That, ähnlich wie jener Cardinal darüber, wo Meister Arioſto all das tolle Zeug hernehme, sich wandern muß, woher die Völker der Erde all das tolle Zeug nehmen, durch welches sie sich voneinander in ihren Gebräuchen gleichsam zu unterscheiden suchen. Was Wohnungen betrifft, so liebt der Perser zu bauen, zu erweitern, doch nicht zu erhalten und zu repariren. Auch das liegt zum Theil an der Unsicherheit der staatlichen Einnahme. Die Familien der Großbeziere bringen oft ganze Stadttheile an sich und bebauen sie mit neuen Palästen; bei dem Fall des Beziere stehen die Häuser leer und werden auf Befehl der Regierung niedergerissen und geplündert.

Die innere Einrichtung des Hauses, das den Straßen mit den kahlen Mauern zeigt, ist wie bei den alten Griechen und den andern Orientalen, nur daß sich gegenüber dem Haupteingang der große Saal befindet, dessen vorderer Rand aus einem Fenster von 2—300 Dukaten Werth besteht; kaleidoskopische Figuren aus Flechtwerk und buntem Glas bilden die obere Hälfte des Fensters; die untere wird durch fünf Balkensäulen durchbrochen, in denen sich schwere, ebenfalls buntfarbige Coulissenfenster bewegen. Das kostspielige Meisterwerk wird nun aber nie gewaschen und nie ausgebeffert, wenn auch die kleinen Glasstücke sich losgelöst haben, höchstens mit Papier verklebt. Die Thüren sind so niedrig, daß der Europäer in der Regel mit dem Kopf oder Schienbein anrennt. An Zugluft ist der Perser gewöhnt; dem Gast wird in heißen Tagen der Ort als Ehrenplatz angewiesen, wo der Wind von allen Seiten durchstreicht. Der Plafond des Saals ist mit Stuccaturen und Vergoldungen überreich geschmückt; der Tisch mit dem Samplur der Perser, mit Teppichen belegt. Die meist flachen Dächer dienen in den heißen Sommermonaten zur Schlafstätte. Unter den Nahrungsmitteln spielt der Reis des Tschillaw und Pillaw die

Hauptrolle, demnachst das Brot, das für Europäer ungenießbar ist, dem Perser aber noch zu andern Zwecken als zur Nahrung dient:

Es erspart ihm: den Löffel, in eine flüssige Suppe wird so viel Brot gebröckelt, bis sie mit den Fingern gegessen werden kann; den Teller, man legt die Portionen darauf vor; die Serviette, man wischt sich während des Essens die fettigen Finger daran ab; sogar das Taschentuch, da Braten oder sonstige fetten Speisen für die Reise darin eingehüllt werden.

Von Fleischsorten ist der Perser fast ausschließlich Schaf-, Lamm- und Hühnerfleisch; außerdem mancherlei Wild. Sperlingsuppen gelten als besonders stärkend, auch als bewährtes Aphrodisiacum. Von Säuren und sauren Conserven werden unglaubliche Quantitäten verzehrt, namentlich von unreifen Früchten der verschiedensten Art, dann von mancherlei Essigconserven. Die Scherbets sind das Lieblingsgetränk. Süßigkeiten sind ebenso beliebt. Die Esszeit ist kurz gemessen, sie dauert höchstens 15 Minuten. Während des Essens herrscht vollkommene Stille, ein Princip, dem übrigens auch deutsche Eßkünstler, wie Karl Schall, huldigten, um sich in ihrem Eulens nicht zu unterbrechen. Die Etikette verlangt, daß der Schah immer bei Appetit sei. Er greift nach der Landessitte ebenfalls mit den Fingern in den Tschillaw und weiß durch das Gefühl den guten vom schlechten zu unterscheiden. Daher sagt er oft, er begreife nicht, wie man mit Werkzeugen essen könne, da doch der Geschmack bei den Fingern anfange.

In Bezug auf die Kleidung fehlt es auch nicht an jenen Curiositäten, durch welche die Völker sich gegenseitig parodiren. Während bei uns der Frack für das anständigste Kleidungsstück gilt, erscheint den Persern jedes Kleid unanständig, welches nicht vorn übergeschlagen werden kann. Ihr Kaba ist ein bis über das Knie reichender Rock mit weiten Schößen. Während bei uns die Etikette bei jeder feierlichen Gelegenheit Glacehandschuhe verlangt, gilt es in Persien für unanständig, sich mit Handschuhen vorzustellen. Während wir aus Achtung den Hut abnehmen, setzen die Perser ihre spitze Lammfellmütze (Kullah) auf, sobald ein Gast angemeldet wird. Den runden europäischen Hut findet der Perser schon deshalb lächerlich,

weil er dem Topp, worin er seinen Tschillaw bereitet, ähnlich sieht. Da die Kullah aus schwarzen Bucharafellen gefertigt wird, so gehen für den Anlauf derselben große Summen ins Ausland. Der Schah verordnete, daß die Längenachse der Kullahs verringert werden sollte und die Polizei schnitt unbarmherzig an den Kullahs der Vorübergehenden das überschreitende Längenmaß ab. Doch drang der Meinherrscher nicht durch; die Mode erwies sich mächtiger als er. Was das Putabnehmen betrifft, so erzählt Polak folgende Anekdote:

Ich war bereits sieben Jahre im Lande, als der Schah mich eines Tags mehrere Stunden im Vorzimmer warten ließ. Müde und gelangweilt schlief ich auf dem Teppich ein. Dies wurde dem König hinterbracht; er näherte sich leise und rief plötzlich mit lauter Stimme: „Hekim berchiz!“ (Stehe auf!) Halb schlafend raffte ich mich auf, stotterte einige Worte der Entschuldigungsverdammnis und nahm zum Gruß auf europäische Weise die Kullah ab. Allgemeines Gelächter des ganzen Hofes strafte mich für diesen groben Verstoß gegen die Sitte des Landes.

Das Schuhanziehen vor dem Eintritt ins Zimmer ist eine bekannte orientalische Sitte.

Der Schah kleidet sich halb europäisch, halb persisch. Seine abgelegten Kleidungsstücke verfallen den Hofbedienten. Nach wenigen Tagen werden auch die Schuhe und die Kullah gewechselt, und nicht selten geschieht es, daß die Kleider u. s. w. als abgelegt verschwinden, ehe noch die neuen aus dem Magazin geholt worden sind, woraus sehr komische Verlegenheiten erwachsen. Bei guten Stoffen läßt man das Fabrikzeichen am Kleide; ja man bringt es da an, wo es am meisten in die Augen fällt. Der Sohn des Kriegsministers ließ sich eine Uniform aus feinem l'homme noir machen. Der kunstfertige Schneider nähte ihm die Etikette auf den Rücken, wo sie dann im großen Salon des Schahs bewundert werden konnte.

Eine große Rolle spielen die Shawlsfabrikate, welche zu Gewändern für Männer wie für Frauen, zu Turban und Leibgurt, zum Einfassen der Kleider, zu Vorburen, zum Bedecken der Teppiche, zu Thürvorhängen u. s. w. benutzt werden. Ein großer Theil des mobilen Vermögens ist in jedem guten Hause in Shawls angelegt. Der Schah verschenkt als besondere Auszeichnung ein Shawlkleid, einen Rock aus der „gesegneten Garderobe des Königs“, ein Act der Investitur, der Chalat heißt; der Glükliche muß sich dann in dem neuen Kleide bei Hofe präsentieren. Später darf er es verschenken oder wieder verkaufen und der Schah erkundigt sich gelegentlich, wie viel er dafür erhalten. Auch das steht im offensten Widerspruch mit unserer europäischen Sitte. Ueber den Luxus der Frauen klagt man in Teheran, wie in Paris, nur sind es dort nicht die Roben, sondern die faltenreiche Pluderhose, welche das hauptsächlichste Corpus delicti bildet, indem mit diesem Kleidungsstück eine maßlose Verschwendung von Stoff und enormer Luxus getrieben wird. Bei Begegnung einer Frau muß man übrigens anständigerweise die Augen abwenden, während die europäische Sitte oft das Gegentheil verlangt. Die Pantoffeln der

Frauen sind so klein, daß nur die Fußspitze darin zu finden, mit welcher sie auch nur auftreten können.

Polak schildert ausführlich die persischen Jagden. Der Schah ist selbst ein eifriger Jäger und natürlich ist er immer, der das Wild erlegt. Jedes Rebhuhn, wenn er jette, wird ihm, wenn er's auch nicht getroffen, in der Begleitung gebracht. Zu diesem Zweck führt das Gefolge immer frischgeschossene Rebhühner in den Jagdwäldern. Auch die Gymnastik, selbst die Zimmergymnastik wird in den Persern getrieben. Unter den Uebungen befinden sich Hüpf- und Stampfbewegungen, vor allem eine die Rückenmuskeln stärkende Schwimmbewegung im Trocknen, wie wir in der Schreber'schen Zimmergymnastik vermissen.

Die emancipationslustigen Dabib haben in Persien noch ein großes Feld der Thätigkeit vor sich; denn die schönen Perserinnen mit dem runden Gesicht, das der Dichter als Mondgesicht preisen, mit den großen, bellförmig geschlitzten, wolusttrunknen Augen, den gewölbten, über der Stirn zusammengewachsenen Brauen leben so eingeschlossen wie möglich in ihrem Frauenzimmer und betreten die Straße nur verhuult in der indigoblauen Hülle, welche den ganzen Körper von Kopf zu Fuß wie ein Domino einhüllt. Gleichwol lieben die Abenteuer, und gerade dies ungraziöse Straßenkostüm unterstützt sie bei ihren geheimen Anstalten. Polak wähnt, daß die Perserinnen sehr neugierig, kokett und süchtig sind, Eigenschaften, welche die gemeinsame Annahme der indogermanischen Rassen bestätigen, aber die Unterscheidung der Frauen im Morgen- und Abendland sehr schwache Stützpunkte bieten. Die Hochfeierlichkeiten, wie sie unser Autor beschreibt, bilden eine neue Variante für die analogen Gebräuche aller Völker. Als specifisch persisch erscheint nur der Gebrauch, daß die beiden Gatten sich bestreben, sich gegenseitig erst auf die Füße zu treten, weil nach einem herrschaftlichen Vorurtheil die Oberhand im Hause dem zugebilligt wird, in diesem Wettstreit Sieger bleibt. Ein ähnlicher Glaube grassirt in Bezug auf die Mittel, einen Mann zu bekommen. Dazu gibt es allerlei Amulette. Der zügigste Zauber aber übt ein Minaret in der Stadt von Isfahan, genannt kune-bircadichi (naibus von aus). Es führen zwölf Stufen zu ihr heran; auf jeder derselben wird eine Fuß gelegt, welche die Pilgerin in dem Gesang einer entsprechenden Strophe podies tun muß. Uebrigens herrscht bei dem Handels- und Gewerbestand in den Städten, sowie auf dem Flachland und bei den Nomadenstämmen die Monogamie, wenigstens die Perser Weiber in unbeschränkter Zahl nehmen kann seine Fürsten und Prinzen ihm hierin mit dem besten Spiel vorausgehen. Die Monogamie ist im Orient die Regel, die Polygamie die Ausnahme. Es gibt aber zwei Arten von Ehefrauen, die „Aldi“, die eigentliche Frau, die in einer dauernden Ehe lebt, und die „Eshk“, eine Frau nur auf eine vertragmäßige Zeit, die von einem Stande bis zu 99 Jahren variiren kann. Auf Expeditionen oder Bedienstungen in der Provinz der Perser nie seine Aldi oder eine seiner Aldis mit

dem ihm hier verstattet sind, sondern heirathet fast an jeder Station, wo er sich länger aufhält, eine Sighe.

Das Werk Polak's ist ausnehmend reich an derartigen charakteristischen Details, und wir würden den uns zugemessenen Raum weit überschreiten, wollten wir auch nur das besonders Auffällige und Pilante aus allen Abschnitten ausziehen. Was er über die Diener, Sklaven und Eunuchen, über Bäder und Begräbnißstätten, über die religiösen Feste, die medicinischen Zustände, die Aerzte und Apotheker, die Krankheiten und Heilmittel sagt, das möge man in dem höchst unterhaltenden Werke selbst nachlesen. Als besonders anziehend heben wir im ersten Theile die lebendige Beschreibung des Neujahrsfestes hervor, das einem mit buntesten Masken und fremdartigen Thierköpfen ausgeschmückten Carnival gleicht, und im zweiten Theile den Abschnitt über die Markotila, in welchem über die berausenden Lieblingstränke der Orientalen, Haschisch und Opium, zum Theil ganz neue Data mitgetheilt werden.

Nur ein Abschnitt, der von der persischen Bildung, von den Wissenschaften und Künsten handelt, verdient hier noch nähere Beachtung. Polak beschäftigt sich nur mit der Gegenwart und ist weit davon entfernt, uns eine persische Literaturgeschichte zu liefern oder Charakterbilder des Firdausi, Saadi und Hafis zu entwerfen. Doch erkennt er den Einfluß an, den die Poesie auf die persische Bildung ausübt. Nach dem zehnten Jahre gehört die Poesie und Erklärung der Dichter zu den wesentlichsten Actionen:

Ihre Verse leben im Munde des gesammten Volks, der Weisen wie der Ungebildeten. In Saadi, dem didaktischen Dichter, welcher fast alle möglichen Lebensverhältnisse bespricht und in Epigrammen (bayt) weise Verhaltensmaßregeln gibt, und findet der Persier, so oft er an einem Scheidewege ist, analoge Fälle, an denen er sich Rath erhalten kann. Die Natur des Hafis offenbaren ihm sein Los (sal); er sieht hinein, was der Saib, der sich zufällig bietet, dient ihm als Draht, welchem er blindlings folgt. Der göttliche Herbauf begibt ihn dermaßen, daß er dessen Fabeln für historische Facta nimmt, an den durch mehrere Jahrhunderte fortgeführten Kampf Ansum's mit Turan glaubt und ernsthaft die Frage aufwirft, ob Ansum's Thaten oder die des verehrten Khalifen Ali größer gewesen seien!

Die Zahl der Versmacher ist in Persien Legion; sie machen meistens Gedichte, um einen neuen Kod oder eine Maßzeit zu erbeuten. Als Polak einst dem König vorlag, wie Peter der Große bei seiner Anwesenheit in Paris von den Poeten so belästigt wurde, daß er eiligst die Stadt verließ, bemerkte der Schah, er werde auch zuletzt belästigt sein, die Hauptstadt der Poeten wegen zu verlassen. Uebrigens macht der Schah selbst Gedichte und hat außerdem einen poeta laureatus bei Hof, die Sonne der Leyer, der glückliche Ereignisse und Feste mit seinen Versen verherrlicht. Auch stellen die Schahs von Persien Anthologien aus den persischen Dichtern (Divans) zusammen, welche auf Staatskosten gedruckt werden. Doch sind die neueren Poesien mit denen der alten Meister nicht zu vergleichen und nur ephemere Erscheinungen.

Die geographischen Kenntnisse der Perser sind spär-

lich; von Europa kennen sie nur die durch Gesandtschaften bei ihnen vertretenen Nationen. Die deutsche Geographie macht ihnen das meiste Kopfschmerzen; sie können nie begreifen, daß der padischah austria und der kaiser-o-pruss beide „Nemseh“ sein sollen. Der Schah argumentirte immer dagegen: „Wenn ich der Padischah von Iran bin, kann es doch nicht zu gleicher Zeit ein anderer sein!“ In der That werden auch die Deutschen noch lange an dieser Ruß zu knaßen haben.

In der Geschichte sind die Perser etwas besser bewandert. Die persische Geschichtschreibung beginnt mit dem Islam; die Vorzeit erschöpft sich für den Perser in den Sagen des Firdusi. Das Hauptwerk für die muslimanische Geschichte ist Mirchand's berühmtes Buch: „Ruzet es saks.“ Der jetzige Schah ließ durch den Reichshistoriker Mirza Toki, genannt die Zunge des Reichs, und einen andern Gelehrten eine Fortsetzung dieses Werks bis auf die Gegenwart schreiben, sowie eine besondere Geschichte des Stammes und der Dynastie der Kadsharen. Bei dem schlechten Geschmack, der jetzt in Persien herrscht, wurde der Stil so schwülstig, mit Wortspielen, Citaten, Epigrammen und barocken Reimen überladen, daß der Schah, wenn er sich ein Kapitel aus dem Nachwerk vorlesen läßt, bei besonders wunderlichen Stellen oder Reimen in ein schallendes Gelächter ausbricht. Nicht alle Schahs lachen so naiv über die Werke ihrer Reichshistoriographen. Wie man indeß officiell neuere Geschichte schreibt, das sieht man in Persien, wo alles noch wenig durch die Cultur belebt und überklettert ist, am deutlichsten:

Ist es schon in jedem Lande schwer, die Geschichte der letzten Tage in usum Delphini zu schreiben, so häufen sich die Schwierigkeiten in Persien auf alle erdenkliche Weise. Das ganze Werk soll nichts als eine Apologie des Königs und des letzten Beziers enthalten. Nun bietet aber die Geschichte der Kadsharen keineswegs immer glorreiche Thaten. Während sie jetzt Anhänger Ali's, Vertheidiger und Repräsentanten des Schismus sind, suchten doch notorisch ihre Anhänger gegen die Aliden an der Seite der Dejiden. Dem Reichshistoriker liegt es also ob, alle diese Facta zu verdrängen oder zu ignoriren, die verübten Mord- als glorreiche Waffenthaten, die erlittenen Niederlagen als eclatante Siege darzustellen. Aber noch mehr. Kaum war das genannte Buch fertig und im Druck erschienen, so fiel der Minister Mirza Aga Khan in Ungnade und wurde ins Exil geschickt. Mit seinem Fall erhielt der Verfasser die Aufgabe, alle die zahlreichen Stellen, worin dem Bezir und seiner ruhmvollen Wirksamkeit Beifall gestreut war, zu streichen oder statt des Lobes Tadel einzutragen. Natürlich mußte das Buch zum großen Theil umgedruckt werden.

Von neuern europäischen Geschichtswerken ist die Geschichte Napoleon's nach dem Buche von Walter Scott und die Peter's des Großen und Karl's XII. nach Voltaire ins Persische übersetzt. Der jetzige Schah ließ außerdem die Geschichte Alexander's des Großen nach europäischen Quellen, die der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus I. von Baron Korff und die der Regierung desselben ins Persische übertragen und ist in allen diesen Stücken bis auf die speciellsten Daten hin zum Erstaunen der europäischen Gesandten bewandert.

Die Buchdruckerei wurde zu Anfang dieses Jahrhun-

berth in Tabris eingeführt; doch können die Perser den gedruckten Lettern keinen Geschmack abgewinnen. Weit größern Aufschwung nahm die Lithographie. In jeder größern Stadt gibt es eine oder mehrere lithographische Anstalten und alle bedeutendern Manuscripte werden lithographirt. Den höchsten Werth legt man indeß in Persien auf den Besitz von Manuscripten, wie überhaupt die Schreibekunst in Blüte steht:

Ein Manuscript, welchem der Kenner bleibenden Kunstwerth beilegt, muß auf chinesischem Papier geschrieben sein, von Anfang bis Ende ein Buchstabe wie der andere, die gleichen Buchstaben sogar mathematisch congruent, der Eingang und die Capitelaufänge mit zarten Goldarabesken in blauem Felde aufs geschmackvollste verziert, der Einband (sohâd) aus zwei auf dem Rücken gehefteten Pappdeckeln bestehend, mit Malereien von Schiraz oder Isfahan geschmückt. Bei Taxationen schätzt man oft den Werth eines einzelnen Buchs auf die Summe von 500 Dukaten.

Auch die Publicistik ist in Persien nicht mehr unbekannt; natürlich gibt es nur eine officiële Presse. Polak berichtet hierüber:

Seit mehreren Jahren erscheint in Teheran wöchentlich einmal in einem kleinen Foliobogen eine lithographirte officiële Zeitung (raznâmeh-daulati), zum jährlichen Abonnementspreis von 2½ Dukaten. Vornan stehen die Hofneuigkeiten, Auszeichnungen und Ernennungen u. s. w. Der Name des Schahs ist stets von einigen hochtrabenden Titeln und von Gebeten für seine Erhaltung begleitet. Dann folgen die Berichte aus den Provinzen, immer mit etwas andern Worten desselben Inhalts: „Dank der Gerechtigkeitsliebe und Umsicht des Gouverneurs, erfreuen sich die rayet (Untertanen) ungehörten Glücks; volle Anparteilichkeit und Gerechtigkeit herrscht bei Erhebung der Steuern; die Wege und Straßen sind sicher und in gutem Zustand.“ Erzählungen von wunderbaren Heilungen in den Imams-jadehs, von Mißgeburten u. s. w. füllen den übrigen Raum. Nicht der Stoff nicht hin, so bleibt entweder eine Seite leer oder es werden Nachrichten aus Europa dem in Konstantinopel erscheinenden türkischen Journal entlehnt, mithin die französischen Pabstschahs und Krals als Aidenbüßer benützt. Auch einige Decrete und Verordnungen gelangen darin zur Veröffentlichung, um die aber, wenn sie einmal gedruckt sind, kein Mensch sich mehr bekümmert. Können die erlassenen Instructionen zur Ausführung, so müßte volle Gleichberechtigung aller Nationalitäten und Religionen, gewissenhafteste Besteuerung u. s. w. die Regel sein; leider aber straft der Erfolg alle diese schönen Verheißungen Lüge.

Während der englisch-persischen Wirren brachte die Zeitung polemische Leitartikel und Manifeste, welche in ziemlich beleidigendem Ton gegen die englische Nation und deren Repräsentanten Partei nahmen; sie waren darauf berechnet, theils den Engländern Furcht einzujagen, theils die indolenten Einwohner gegen eine Nation, welche das Heiligthum der Familie antaste, einzunehmen, das persische Volk zu einem Religionskrieg (dschehad) zu fanatisiren oder wenigstens ihm das Geld dazu (?) unter einem plausiblem Vorwand abzunehmen. Aehnliche Artikel wurden durch die Presse in Bender Karadschi (Indien) veröffentlicht. Besonders machte ein in Teheran geschriebener und in Bender abgedruckter Artikel viel Aufsehen, indem darin alles Unheil, welches England über Asien und den Islam insbesondere gebracht, mit großer Geschicklichkeit dargelegt war und zu energischer Abwehr aufgefodert wurde. Er soll viel zur Vorbereitung der indischen Meuterei beigetragen haben. Ebenso wurde das „Journal de Smyrne“ in persischem Interesse subvertirt; die Redaction erhielt den Auftrag, die Nachrichten, die man versteht es bereits, zu politischen Zwecken die Hebel der Presse anzusehen.

Gegen Angriffe europäischer Journale ist der Hof sehr empfindlich; fortgesetzte Ausfälle gegen einen Minister können ihn aus seinem Amt vertreiben; denn die mißbilligenden Artikel werden von der Gegenpartei colportirt und mit Erfolg ausgeben, da man hier solche Zeitungspolemik für den Meinungsaußdruck der betreffenden Regierung ansieht.

Bibliotheken und Bildergalerien befinden sich in Persien noch in der Kindheit. Die Bibliothek des Schahs enthält nur 300 persisch-arabische Manuscripte und einige gedruckte europäische Bücher, die horizontal übereinander liegen, mit dem Rücken gegen die Wand und mit dem Schnitt, auf dem der Titel des Buchs mit großen Buchstaben zu lesen ist, nach außen gelehrt. Die europäischen illustrierten Prachtwerke im Besitze des Schahs, meistens Geschenke europäischer Gesandtschaften, liegen ganz unbenuzt da. Die Illustrationen werden herausgeschnitten und von den Höslingen zur Ausschmückung ihrer Frauen-gemächer benützt.

Die Bildergalerie des Schahs besteht aus Porträts europäischer Monarchen, ebenfalls Geschenke der betreffenden Höfe. Doch da dieselben nicht ausreichen, um alle vier Wände damit zu bebeden, so werden die Aiden mit bunten berliner Lithographien: Badende Mädchen u. dgl. m. ausgefüllt:

Ein Prinz verkaufte dem Schah das von Smoboda in Oel gemalte Porträt einer pariser Soubrette, indem er es für ein Werk Rafael's (kâr-o-Rafail) ausgab, und auf die Klage, daß der Preis von 200 Dukaten zu hoch sei, erwiderte er: „Rafael's Gemälde werden in Europa mit 5000 Dukaten bezahlt.“

Wie reich das anekdotische Material in Polak's Werk ist, werden unsere Proben und Auszüge hinlänglich bezeugen. Jedenfalls ist es die umfassendste Ethnographie Persiens, die wir besitzen, und wird wesentlich dazu beitragen, unsere, durch die altpersische Literatur so hoch gespannten Begriffe von diesem alten Culturvolke auf das bescheidene Maß zurückzuführen, welches für die Gegenwart allein Geltung haben kann. 17.

## Oesterreich seit dem Jahre 1809.

(Schluß aus Nr. 19.)

Die mit dem Aufstande der Griechen neu aufstachende orientalische Frage, in der sich die Furchtsamkeit und Schwäche der äußerlich so zuversichtlich einhergehenden Metternich'schen Politik so vollständig enthüllte und einer recht empfindlichen Niederlage führte, der Ausbrüche der Julirevolution, der Aufstand der Polen, für den sie in Ungarn und Böhmen bald offene Sympathien zeigte die revolutionären Bewegungen, welche Italien durchzogen, alles das trug dazu bei, gerade die letzten Jahre Franz II. zu bewegen und sorgenvollen zu machen, und Metternich aber zugleich aufs neue von der Unüberwindlichkeit ihres politischen Systems zu überzeugen. Geling alle die drohenden Stürme zu beschwichtigen, als politisches Ideal verehrte Unveränderlichkeit hatte abermals bewährt, der Sieg der Reaction war entschieden, zum Theil freilich etwas auf Kosten Oesterreichs, denn die eigentliche Oberherrlichkeit im reactionären Europa ruhte von nun an in den Händen des Zar



Nikolaus. Denselben in dieser Stellung noch mehr zu befestigen, dazu trug der in Oesterreich erfolgende Thronwechsel ein Bedeutendes bei. Kaiser Franz II. starb am 2. März 1835 und es folgte ihm sein Sohn Ferdinand, der trotz seiner 42 Jahre von den Staatsgeschäften nicht die geringste Kenntniss hatte, geistig ganz unbedeutend, körperlich schwächlich und an Epilepsie hinfiehend — ein Mann also, der an eine Ausübung seines Herrscheramtes auch nicht im entferntesten denken konnte, der die ruhige Ruhe, deren er sich bis dahin erfreut, dem lästigen Regieren unendlich vorzog, namentlich vor allem Unterschriften einen unüberwindlichen Abscheu hegte, bei dem es von seiten seiner Umgebung der genauesten Aufsicht bedurfte, wenn er nicht bei jedem öffentlichen Schritt einen seine Würde preisgebenden Misgriff und Verstoß begehen sollte. Unter solchen Umständen konnte man dem Kaiser Ferdinand eben nicht mehr als den Namen lassen und mußte zur Föhrung der wirklichen Staatsgeschäfte eine leuernde Regentschaft einsetzen. Zu diesem Zwecke wurde die Staatsconferenz eingerichtet, in welcher des Kaisers Generaladjutant Graf Elem Martiniz einen bedeutenden Einfluß im militärisch-absolutistischen Sinne ausübte, ohne doch den Bestrebungen des persönlich ehrgeizigen Grafen Klowrat ganz einen Damm entgegenzusetzen zu können. Damit aber war auch nicht das Geringste gebessert: denn auch jetzt charakterisirte sich die Regierung nur durch Mangel an Einheit und fest ausgeprägter Entschiedenheit in der Handhabung eines leitenden Systems, Schwankungen, Zögerungen, Unsicherheit und Lähmung in den wichtigsten Acten der Gesetzgebung und Verwaltung“. So warte denn die gesammte Regierung mehr und mehr auf schien einer ausichtslosen Apathie und Leblofigkeit verfallen zu sein. Die Zerfetzung, die den ganzen Staat zerissen hatte, schritt unanfechtbar vor und bald zeigten sich sehr bedenkliche Vorboten der herannahenden Krisis.

Zuerst und am nachdrücklichsten wurden solche Vorboten bemerkbar auf dem im Jahre 1832 berufenen ungarischen Reichstage, dessen Berathungen einem früher gegebenen Versprechen der Regierung gemäß sich ausschließlich mit den seit einem Menschenalter geforderten und vorbereiteten Verwaltungsreformen, den sogenannten Operaten, beschäftigen sollten. Auf diesem Operatenreichstage begann die eigentlich nationale Bewegung in Ungarn und insofern ist er auch für die spätern Schicksale des Landes von der durchgreifendsten Bedeutung geworden, und wie so oft, so gingen auch hier von den scheinbar äußerlichsten und unwichtigsten Fragen die epochemachendsten, eine Umgestaltung aller bestehenden Verhältnisse nach sich ziehenden Anregungen aus. Ein Brückengeld gab den Anstoß zu einer vollständigen Veränderung in den wichtigsten Standesverhältnissen Ungarns: um nämlich die Kosten zu der zwischen Ofen und Pesth zu errönden Kettenbrücke aufzubringen, sollte von jedem, der dieselbe passirte, ein Zoll, ein Brückengeld erhoben werden; der ungarische Adel war aber der Verfassung nach steuerfrei, konnte also nicht mit dazu herangezogen werden. So unscheinbar das anfängliche Object des Strei-

tes war, es handelte sich dabei doch um eine der wichtigsten Principienfragen. Bei ihrer Verhandlung trat namentlich der edle und einflussreiche Graf Stephan Széchenyi besonders in den Vordergrund. Széchenyi, ein begeisterter Anhänger alles Englischen im Gebiete des Verfassungswesens ebenso wie in dem der Industrie und des Handels, dabei erfüllt von einem großartigen Plan, Ungarn zum England Osteuropas umzugestalten, hatte sich zuerst 1825 einen Namen gemacht durch die opferfreudige Freigebigkeit, mit der er den Grund legte zur Stiftung der dann so glänzend ausgestatteten magyarischen gelehrten Gesellschaft in Pesth, und sich durch den unablässigen Eifer, mit dem er alle gemeinnützigen Unternehmungen, Associationen, Bauten, Verschönerungen förderte, eine ungemeine Popularität erworben, so daß er in den dreißiger Jahren gewiß der gefeiertste Mann in Ungarn war. Er machte nun bei den Berathungen über den Bau der Donaubrücke den Vorschlag, der Adel möge in diesem Falle auf sein Privilegium der Steuerfreiheit verzichten; derselbe wurde angenommen und damit eine Maßregel ergriffen, deren bedeutungsvolle Consequenzen damals noch den wenigsten ganz klar geworden waren. Das positive Resultat, welches durch den Operatenreichstag zu Stande gebracht war, als derselbe nach vierzigmonatlicher Dauer 1836 geschlossen wurde, entsprach den großartigen Hoffnungen, die man im Volke bei seinem Zusammentritt auf ihn gesetzt hatte, freilich nicht ganz; die von den Patrioten gehoffte unbedingte und alleinige Herrschaft der magyarischen Sprache war nicht herbeigeföhrt, wenn auch die Grenzen ihrer gesetzlichen Geltung bedeutend erweitert worden waren; die erwartete Verwaltungsreform war doch auch nur zum kleinsten Theile durchgeführt, und in der Aufhebung der Steuerfreiheit des Adels mochten viele eine Erschütterung und Untergrabung der alten Verfassung erblicken. Doch war man für den Augenblick wenigstens zufrieden, denn die Zugeständnisse, die sie gemacht hatte, stellten die Regierung selbst als nur vorläufige dar und eröffnete damit Aussicht auf noch weitergehende liberale Reformen. Bald aber sollten diese Hoffnungen sehr herabgestimmt werden: auf Grund der verheißenen weitem Zugeständnisse begann von seiten der Opposition eine lebhaftige Agitation, auf welche die Regierung mit rücksichtslosen, gewaltthätigen polizeilichen Maßregelungen antwortete. Damals zuerst wurde der Name Ludwig Kossuth's genannt: die während des Operatenreichstags von ihm begründete Landtagszeitung war durch ihre frische, etwas schwülstige und bombastische, aber ganz oppositionell gefärbte Tendenz schnell zu großer Beliebtheit gekommen; alle Versuche der Regierung, sie zu unterdrücken oder ihre Verbreitung zu verhindern, mislangen; nach dem Schlusse des Reichstags wollte Kossuth seine Thätigkeit in ähnlicher Weise fortsetzen, wurde verhaftet und nach zweijähriger Untersuchungshaft zur Verbüßung einer Kerkerstrafe von vier Jahren nach Munkács abgeföhrt. Die einmal in Fluß gekommene Bewegung aber war nicht mehr zum Stehen zu bringen. Auf dem 1839 gehaltenen neuen Reichstage

erhob die Opposition kühner und zuversichtlicher ihr Haupt; bei den neuen Principienkämpfen, welche zwischen ihr und der Regierung ausgefochten wurden, kam sie selbst mehr und mehr zu der Ueberzeugung, daß das Heil Ungarns nicht mehr zu hoffen sei von einem unveränderten Festhalten der alten Constitution, sondern allein von einer zeitgemäßen, principiellen Umgestaltung derselben. Die lebhaften Debatten, welche sich über die Vertretung der großen Städte auf dem Reichstage entspannen, trugen dazu bei, diese Ansicht noch weiter zu verbreiten, und das frische thatkräftige Leben, das in der Versammlung pulsrte, mußte, so ließ sich mit Sicherheit voraussetzen, bald die engen Banden des Bestehenden sprengen und nach neuen, freieren Formen streben. Die politische Regsamkeit, die in Ungarn herrschte, zog die Augen auch der übrigen Theile der Monarchie auf sich, sie forderte zur Nachahmung auf und gab so den Anstoß, daß auch in Tirol — da freilich im ultramontanen Sinne —, in Böhmen, in Oesterreich selbst eine neue ständische Bewegung begann, die für den Augenblick freilich nichts Positives ausrichtete, aber den unaufhaltsam über das alte Reich hereinbrechenden Verfall noch wesentlich beschleunigen half. Die immer rathloser, untätiger, energieloser bestehende Regierung ließ die Zügel, die sie bisher wenigstens in der Hand gehalten hatte, wenn sie sie auch nicht zu führen gewußt, allmählich ganz fallen:

Auch der Glaube an die Zukunft schwand; nur rohe, mechanische Kräfte hielten noch das Reich aufrecht. Wer es mit Oesterreich gut meinte, mußte mit ängstlichem Bangen den kommenden Tagen entgegensehen. Was sollte an die Stelle des herrschenden Systems treten, wenn dieses, innerlich schon längst haktlos, durch einen äußern Stoß zusammenbrach? Wer sollte die Macht erben, wenn die gegenwärtigen Staatslenker durch irgendein Ereigniß beiseitegeschoben wurden?

Mit diesen Worten leitet Springer die im zweiten Theile seines trefflichen Werks behandelte Geschichte der österreichischen Revolution ein. Er zeigt, wie die Genese dieser Revolution zu suchen ist in dem Erwachen des nationalen Bewußtseins in den verschiedenen Stämmen, welche unter dem Scepter Habsburgs vereinigt waren, wie diese Rationalitätsbestrebungen eben nur deshalb so gefährlich werden konnten, weil die Regierung ihnen gegenüber so ganz rath- und hilflos dastand, und weil durch dieselben zugleich zwischen den Völkern Oesterreichs Haß und Zwietracht gesät wurde. Am deutlichsten zeigten sich diese nationalen Tendenzen zuerst in Böhmen in der seit Beginn der vierziger Jahre immer höher gehenden czechischen Bewegung, in der des Unwahren und Gewachten so viel war, die dennoch zu so großer Bedeutung kam, weil sie sich zuerst auch des literarischen Gebiets mit gutem Erfolge bemächtigte; slowakische, illirische, slawische und panslawistische Bestrebungen folgten bald und gerieten zum Theil miteinander in den heftigsten Streit, wie namentlich die Slowaken und Illirier über ihre Nationalitätsrechte mit den Ungarn: eine Fehde, die auch auf die fernere Entwicklung der politischen Verhältnisse vom tiefgreifendsten Einfluß gewesen ist. Wichtiger aber als diese Bewegungen waren für den Augenblick die

Vorgänge in Ungarn, wo eine Umgestaltung der politischen Parteien, eine totale Veränderung der Ziele, die man erstrebte, und der zu ihrer Erreichung angewandten Mittel sich vollzog. Von nun an tritt Ludwig Kossuth immer bedeutender in den Vordergrund und lenkt durch den ungeheuren Einfluß, den er gewinnt, die Schicksale seines Vaterlandes in eine sehr verhängnisvolle Bahn. Die Darstellung, welche Springer von der agitatorischen Thätigkeit Kossuth's, seinen Absichten und Plänen und den Mitteln, deren er sich zu ihrer Erreichung bediente, gibt, gehört mit zu den trefflichsten Abschnitten des ganzen Werks, und die Charakteristik, die von ihm entworfen wird, zeugt zugleich von der strengen Unparteilichkeit und Unbefangenheit des Geschichtsschreibers. Kossuth, durch die Amnestie vom 29. April 1840 aus seiner Haft befreit, begann sofort wieder seine journalistische Thätigkeit, und zwar mit dem glänzendsten Erfolg; das von ihm gegründete und geleitete Blatt „Pesti Hirlap“ (Pesther Zeitung) nimmt in der Geschichte der ungarischen Revolution einen besonders hervorragenden Platz ein. Aus Opposition gegen die darin verkündeten Lehren wurden andere Zeitungen gegründet, sodaß in der politischen Tagesliteratur Ungarns zu jener Zeit ein Leben und eine Regsamkeit herrschte wie sonst kaum irgendwo. Durch die Geltung und das Ansehen seines Blattes hatte Kossuth bald eine bedeutende Macht in den Händen, indem er die öffentliche Meinung fast unbedingt beherrschte. Dadurch wurde der Schanplatz des politischen Kampfes ein ganz anderer als bisher; die Kämpfer, die Art des Kampfes änderten sich und endlich wurden auch die Ziele, um die man kämpfte, ganz andere: nicht mehr um Vertheidigung der alten Verfassung handelte es sich, sondern diese, einst als das Palladium Ungarns verehrt, wurde selbst Gegenstand des Angriffs, ihr Bestand wurde durch die neue Richtung, in welche die Bewegung kam, gefährdet. Treffend heißt es in dieser Hinsicht:

Ungarn war bisher der politischen Agitation keineswegs fremd geblieben. Blieben die Bitten oder Forderungen des Reichstags unerhört, so erhoben sich in den Comitatsversammlungen die mahnenden und drohenden Stimmen. Jetzt übernahm ein einzelner Mann diese Rolle, und darin und in der weiteren Thatfache, daß in den Congregationen sein Ruf un widerhallte, liegt die große Neuerung. Kossuth war in einer trefflichen Agitationschule gebildet worden. Mit jugendlicher Begeisterung hatte er die polnische Revolution 1830 begrüßt, nicht allein die allgemeine menschliche Theilnahme für sie bereit gehalten, sondern auch in seinen politischen Anschauungen sich durch dieselbe bestimmen lassen. Alle Schritte seines heimlichen Comitats zu Gunsten der Polen fanden an Kossuth einen eifrigen Vertheidiger, der Glaube an den festen Zusammenhang der ungarischen und polnischen Interessen einen treuen Anhänger. ... So trat Kossuth an die Spitze des „Pesti Hirlap“: hart in den Kämpfen, die öffentliche Meinung an sich zu fesseln, fruchtbar in dem Auffinden der Mittel und Wege, sich zahlreiche Bundesgenossen zu schaffen, beharrlich in der Vertheidigung der persönlichen Rechte und der individuellen Freiheiten, entfremdet jedoch der eigentlichen Verfassungspolitik, unfähig eine folgerichtige Reform der Constitution zu vertreten.

Ganz ähnlicher Art war seine Wirksamkeit als Publicist; er wirkte weniger durch den Gedanken als durch die Form:

Er ist jeden Leser unabweislich mit sich fort, beschloß seine Phantasie, verführte seinen politischen Sinn... Kossuth wurde durch lebendige, künstlerische Reize, die andern durch bloße wissenschaftliche Argumente. Die blendende Außenwelt der Thätigkeit Kossuth's barg aber mannichfache Schwächen in sich. Seine politische Bildung stand hinter jener der meisten ungarischen Staatsmänner weit zurück. Persönliche Verhältnisse hatten es ihm verwehrt, durch weite Reisen und mannichfache Umschau in der Welt den Umfang seiner Kenntnisse, den Umfang seiner Interessen zu erweitern... Was er von den politischen Beschreibungen der Gegenwart, den Strömungen der Zeit kannte, verdankte er der ausübenden „Allgemeinen Zeitung“, in deren eifrigsten Lesern er seit seiner Jugend gehörte. Dieses Blatt, in früheren Jahren die Hauptquelle politischer Weisheit für die meisten Oesterreicher, belehrte ihn über den Gang der Ereignisse im westlichen Europa, belehrte ihn, dank der ausführlichen Berichte aus der französischen Deputirtenkammer und dem englischen Unterhause, in der Methode der parlamentarischen Opposition und machte ihm die liberalen Stichwörter geläufig. Es bot ihm nicht genug Nahrung, um als Staatsmann aufzutreten, es gewährte ihm aber hinreichende Anregung, um seine Rolle als Agitator glänzend durchzuführen.

Agitatorisch war die ganze Wirksamkeit Kossuth's: ohne mit einem bestimmten Programm, positiven Reformen und klaren Vorschlägen zur Verbeiführung einer bessern Staatsform vor seine Landsleute treten zu können, wußte er durch den blendenden Glanz seiner Worte, das brillante Feuerwerk seiner Rede doch ihren Sinn zu fassen, und ohne ihrem Verstande wirklich etwas zu bieten, doch ihre Leidenschaften zu entfesseln; an dem Bestehenden zu rütteln vermochte Kossuth, nicht aber an seine Stelle Besseres zu setzen. Noch in viel glänzenderer und wirksamere Weise kam dieser eigentliche Grundzug in seinem Wesen zur Geltung, nachdem er im Laufe des Jahres 1844 die Censur des „Posti Hirlap“ infolge eines Streits mit dem Verleger niedergelegt hatte. Während die von ihm gegründete Zeitung in den Besitz von Szalay und Szász überging und unter ihrer Leitung zum wahren Organ der Reformpartei wurde, bediente sich Kossuth von nun an zur Verfolgung seiner politischen Pläne des lebendigen, unmittelbar auf die Massen wirkenden Wortes: er trat als Volksredner auf und gewann als solcher eine noch viel größere Gewalt über die Geister, als er sie jemals besessen.

Mit seltener Freigebigkeit hatte ihn die Natur mit allen Tugenden eines großen Volksredners ausgestattet. Er besaß alle positiven Eigenschaften, welche die Meisterschaft der Rede bedingen, den Wohlklang und die reiche Modulation der Stimme, Kraft und Ausdauer derselben auch bei dem längsten Gebrauche, die ausdrucksvolle, für die Aeußerung jeder Empfindung und Leidenschaft fähige Miene als den steten lebendigen Begleiter des Wortes. Ebenso wenig mangelte Kossuth die geistigen Kräfte, welche den glänzenden oratorischen Erfolg sichern. Politische Beredsamkeit war in Ungarn heimisch, wie vielleicht in keinem andern Lande... Aber auch die besten Redner erlaunten nicht, daß sie mit Kossuth vielleicht wetzeln, nimmermehr aber ihn überragen konnten, einzig stand er namentlich als Volksredner. Keine größere Rede des Mannes ist bekannt, die nicht die Zuhörer zu stürmischem Enthusiasmus hinriß, ihn nicht am Schlusse seiner Aussprache zum unabdingbaren Herrn über ihren Willen gemacht hätte. Welchem geheimnißvollen Zaubermittel verdankte er diesen unerhörten Erfolg?... Er redete stets nach dem Sinne der Menge, meinten seine Reiter und Gegner. Sie trafen mit dieser Behauptung zum Theil

das Richtige. Der Beifall der Zuhörer war allerdings der unmittelbare Reiz seines oratorischen Strebens. Es geschah nicht selten, daß Kossuth mit ganz andern Ansichten und Rathschlägen seine Rede schloß, als er dieselbe begonnen hatte. Beglückte ihn bereits ein Beifallsturm bei dem Betreten der Rednerbühne, so hütete er sich wohl, denselben durch unwillkommene Aeußerungen zu dämmen; in einem solchen Falle schied es auch seiner Rede an Folgerichtigkeit nicht. Anders wenn er über einen neuen Gegenstand sprach, der Zuhörer nicht sicher war und sich ihre Stimmung erst erobern mußte. Schwankend sprach er die ersten Worte, ohne feste Bestimmtheit entwarf er seine ersten Gedanken. An der Unbeweglichkeit der Zuhörer merkte er, daß er noch nicht den rechten Ton angeschlagen und die Richtung seiner Rede ändern mußte. Er suchte sich zu orientiren, wozin die Stimmung der Zuhörer trieb, zu errathen. Ihre bewegtere Haltung, ihr freundlicher Juraß wies ihm den Weg. Jetzt endlich traf er das zündende Wort, den schlagenden Satz, der mit endlosem Jubel beantwortet wurde; jetzt erst fühlte er sich vollständig Herr seiner Rolle. Damit änderte sich aber auch das Verhältniß zu seinen Zuhörern. Wenn sie ihn bisher geleckt hatten, so riß er sie nun seinerseits hin und entrißte sie weit ihrem ursprünglichen Standpunkte. Der Wärme des Beifalls hatte es bedurft, um ihn die Gewalt der eigenen Natur finden zu lassen. Im glühenden Strome ergossen sich seine Worte, immer stürmischer wuchs seine Leidenschaft, immer höher entfachte sich seine politische Phantasie. Am Schlusse der Rede war die Erregung Kossuth's auf die ganze Versammlung übergegangen, alle Zuhörer im Zustande der Verunsicherung.

Aus dieser wunderbaren Begabung Kossuth's erklärt sich die magische Gewalt, die er auf die Massen ausübte und durch die er zur immer höhern Erregung der Leidenschaften und damit zu dem schließlich über Ungarn hereinbrechenden Verhängniß ausnehmend viel beigetragen hat. Schon gingen in Ungarn die Bogen des politischen Kampfes hoch und höher, die Agitation der Gegenden trat immer zuversichtlicher auf, in den deutsch-slawischen Provinzen Oesterreichs theilte man die das gesammte Deutschland erfüllenden Reformbestrebungen; in demselben Grade aber, wie die allgemeine Aufregung und Bewegung stieg, wurde die Regierung immer unthätiger und unbeweglicher und schien in völlige Lethargie versunken; da kam die Kunde von dem Ausbruch der Februarrevolution, da brachen auch über Deutschland die Märztage herein.

Die Geschichte des Jahres 1848 gehört wahrlich nicht eben zu den glänzenden und ruhmvollen Abschnitten in der Entwicklung Deutschlands; trüblicher aber und unerquicklicher als in Oesterreich stellt sich uns das Bild der revolutionären Bewegung jenes Jahres nirgends dar. Auch nicht ein wahrhaft bedeutender Mann tritt in ihr auf, die beiden miteinander ringenden Parteien sind gleich arm an Persönlichkeiten, welche nur auf einige allgemeinere Geltung Anspruch machen könnten. Unklarheit über das, was man eigentlich will, Mangel an Verständniß für das, was man fast zu seiner eigenen Ueberraschung an Concessionen von der ohnmächtigen Regierung erlangt hatte, planlose Großsprechererei kennzeichnen die meisten der in der österreichischen Bewegung für kurze Zeit bedeutender hervortretenden Persönlichkeiten; gänzliche Ohnmacht, Katholosität und Schlassheit, ein willkürliches Schwanken zwischen den entgegengesetzten Beschlüssen und Maßregeln — das sind die einzigen Eigenschaften, welche man von der

wiener Regierung in jenen Tagen aufzuzählen hat. Einen Augenblick hatte es den Anschein, als ob Oesterreichs letzte Stunde herangekommen sei, die völlige Zertrümmerung desselben auf keine Weise mehr werde aufgehalten werden können. So ernst die Zeiten waren, so sind jene Tage doch reich an der bittersten Selbstironie und ein Zug unwillkürlicher Satire geht durch manche Ereignisse und manche Bestrebungen. Die Nationalitätsbewegung, welche zuerst der Ausgangspunkt eines neuen Lebens in Oesterreich überhaupt gewesen war, artete theilweise geradezu ins Lächerliche aus. Namentlich gilt dies von der czechischen Bewegung; sie fand, wie das in revolutionären Zeiten zu geschehen pflegt, namentlich auch in dem Costüm ihren Ausdruck und die Schneider waren insofern in ihr ein sehr wesentlicher Factor:

Es gab zwar in Böhmen kein Nationalcostüm; bereits seit Jahrhunderten hatten der Adel, die Bürger die in Deutschland übliche Tracht angenommen, dem wandelbaren Geiste der Mode freudig gehuldet. An dieses Hinderniß lehrten sich die Czechen nicht. Des Theater-schneiders Erfindungsgabe mußte die mangelnde Uebersieferung ersetzen. Seltsam nahm sich das Werk seiner Phantasie wol aus. Er hatte fast von alten östlichen Völkern Kleidungsstücke geborgt, den Polen, Serben, auch den Magyaren geklündert, an grellen Farben und unerhörten Schnitten es nicht fehlen lassen. Wer einen solchen „Nationalczechen“ erblickte, wußte sich unwillkürlich in die Zeiten des Carnevals versetzt. Wer hätte auch glauben sollen, daß Ketterschneise, ein polnischer Kos, eine russische Mütze, ein türkischer Säbel keine Mäße, sondern die gewöhnliche Tracht eines ehrbaren Hauswerkers bilden, daß der goldverbrämte Sammetmantel, die Eriothose die Glieder eines simplen Kanzleischreibers umhüllen.

Die Lage Oesterreichs war, wie es schien, eine ver zweifelte; in Prag war die Bewegung zuerst zum offenen Ausbruch gekommen, der Deputations- und Petitionssturm gegen die rathlose Regierung war von dort aus begonnen; in Wien gab der 13. März den Dingen zuerst eine entscheidende Wendung: Metternich wurde zur Abdankung und Flucht gezwungen, Bildung einer Nationalgarde, Verleihung einer Constitution der Regierung abgepreßt und dadurch das Zugrundegehen des alten Oesterreich ausgesprochen. Schnell griff die Bewegung um sich: Graz, Tirol, die Kroaten folgten dem gegebenen Beispiele mit mehr oder weniger Energie und Erfolg; die Lombardei erhob sich, Venedig fiel ab; in Ungarn schien jeden Augenblick dasselbe zu erwarten zu sein. Mit Recht wird gerade diese Zeit bezeichnet als die „Inselwochen der Revolution“. Der uns zugemessene Raum gestattet es nicht, auch hier im einzelnen der ebenso einsichtigen wie lebensvollen Darstellung Springer's nachzugehen; wie derselbe die Dinge und Personen jener bewegten Zeit beurtheilt, zeigen Aeußerungen wie diese:

Zwei Ereignisse werden auch in den fernsten Zeiten bei der Betrachtung der wiener Märzrevolution als Wunder erscheinen und das größte Staunen erregen: die wiener Bevölkerung, welche soeben das schwere Joch der alten Regierung gebrochen, die feststehenden, mächtigen Gewaltthaber zum Zittern gebracht hatte, fand nichts Eiligeres zu thun, als sich unter die Herrschaft Unmündiger und Unverständiger zu beugen; und es gab auch jetzt noch Männer, welche die Resignation besaßen, sich an die Spitze der Geschäfte zu stellen und Ministerposten anzunehmen.

Daß dieses Urtheil, so streng es erscheinen mag, und durchaus begründet ist, beweist die Darstellung, die Springer von dem weiteren Verlaufe der Ereignisse gibt. Durch die parlamentarische Epoche und die unklareren Bestrebungen, wie sie sich auf den ersten Tagen der kleinern Provinzen ebenso wie auf dem Lande und agrarischer zeigten, während der ungarische den ersten Schritte immer näher kam, führt er zur Märzrevolution, welche durch die blutigen Octoberkämpfe beendet wird. Von ganz besonderm Interesse ist die Entwicklung der Beziehungen zwischen den Kroaten und den Serben, durch welche es zuerst zum Bürgerkriege kam, zugleich aber in den Kroaten eine zur Dynastie sehr conservative Partei entsteht. Die Persönlichkeit, die in diesen merkwürdigen Vorgängen eine besonders bedeutende Rolle spielt, ist der Banus von Kroatien, Jelačić, welcher, ohne durch staatsmännische oder politische Lehren eigens dazu berufen zu sein, ohne eigentliche Sequenz in seinen Handlungen, doch der Held der treuen Partei, der Liebling der Armee und in vielen Fällen sogar geradezu der Retter Oesterreichs war, zwar — und darin liegt das für die Zustände jener Zeit besonders Charakteristische — eigentlich gegen den Willen der von ihm geretteten Dynastie, von dem noch im Ausbruch gestürzten Kaiser auf Andringen des ungarischen Ministeriums förmlich mit Acht und Bann belegt. Schnell der an sich unbedeutende Fellaich auf der Höhe der Situation erhoben worden war, ebenso schnell er, als die Verhältnisse sich einigermaßen zu klären begannen und die Regierung zu handeln begann, in frühere Unbedeutendheit zurück.

Nach der Einnahme von Wien durch den mehr oder weniger als Kugeln schlendernden Fürsten begann das Revolutionsdrama in den österreichischen Provinzen schnell seinem Ende entgegen. Die Verlegung des Reichstags nach dem kleinen und unbekannten, von aller Welt abgeschnittenen mährischen Opatowitz trug wesentlich mit dazu bei; die Bildung des Reichstags in Schwarzenberg-Stadion, die Abdankung Kaiser Ferdinand's, die Thronbesteigung des achtjährigen Franz Joseph I., dessen eigentlich zunächst zur Kaiserberufener Vater Erzherzog Franz Karl auf seine Abdankung Verzicht geleistet hatte, bezeichneten entscheidende Punkte in der von oben herab verfolgten Politik. Die Einführung einer Verfassung verhielt sich nur scheinbar als Rückkehr zum Absolutismus; die Siege in Italien und die Niederwerfung des zuletzt von Rostk mit imperialistisch dictatorischer Gewalt geleiteten Ungarn befestigten dieselbe; mit Görgei's Capitulation bei Wieselburg war die Revolution zu Ende des Jahres 1849 gebrochen.

Es begann die Periode einer ganz reactionären Regierung; die Summe ihres zehnjährigen Wirkens war gezogen:

Die Diplomatie hatte viel von ihrer früheren, mit der reichsten Scharfsichtigkeit, das Heer ohne sein Verschulden von seiner Schlagfertigkeit verloren; die Justiz, von der überbürdet, versagte den Dienst, die Verwaltungsmaschine war die Finanzen, die Macht des Reichs nach außen, sein

nach innen erschienen gleichmäßig bedroht. Eine unumschränkte Nachkommenschaft war in die Hände der Regierung gelegt worden; als sie abtrat, geschah dieses mit dem Bewusstsein, daß die Entwicklung des Staats nach zehnjähriger Pause wieder da anklopfen müsse, wo die Revolution stehen geblieben war.

Eine schwere, aber lehrreiche und gewiß nicht fruchtlose Schule hat Oesterreich in diesen zehn Jahren durchgemacht: der schwachvolle Ausgang des absolutistischen Systems hat selbst seinen Anhängern in der schlagendsten Weise dargethan, daß ein großes Reich zu seiner gedeihlichen Entwicklung des zutunmenden und mitwirkenden Willens des Volks auf die Dauer nicht entbehren kann:

Der jammervolle Bankrott des Absolutismus hat den österreichischen Völkern das Selbstbestimmungsrecht mehr gesichert als die revolutionäre Gewalt des Jahres 1848. Das ist der Lohn für das lange Leiden, das ist die Frucht der historischen Entwicklung Oesterreichs in der neuern Zeit überhaupt; die österreichischen Völker tragen jetzt die freie, aber auch die volle Verantwortlichkeit für das Schicksal des Reichs; es ist ihr Verdienst, wenn dieses zu mächtiger Blüte emporsteigt; es ist aber auch nur ihre Schuld, wenn das Bild der Zukunft dunkle Farben zeigt. Sie haben das Recht und die Pflicht der Selbstbestimmung.

Mit diesen Worten schließt Springer sein Werk. Wie es uns scheinen will, eilt er damit dem Gange der Dinge etwas voraus; so reiß wenigstens liegt die Frucht des Selbstbestimmungsrechts doch noch nicht in dem Schoße der österreichischen Völker; noch schweben die wichtigsten Fragen ungelöst, und scheinbar schon gewonnene Lösungen sind durch die Vorgänge der letzten Monate wieder in Frage gestellt worden. Wenn aber aus einer klaren und haltlosen Erkenntnis und freimüthigen Beurtheilung der Vergangenheit, einer freilich davon nicht zu trennenden strengen und oft schmerzlichen Selbstkritik eine Richtung gewonnen werden kann, um sich danach durch die Wirren der Gegenwart und die Probleme der Zukunft zu finden, so möge man eine solche für Oesterreich namentlich in dem vorliegenden trefflichen Werke suchen, dem wir eben aus diesem Grunde, namentlich auch in dem Sinne selbst, dessen Geschichte es behandelt, die allerwünschteste Verbreitung wünschen.

Hans Prutz.

### Neue Romane.

Wenn betrachte ich die zu beurtheilenden Bücher auf meinem Schreibtische als lebendige Wesen, ja als die Autoren selbst, welche gekommen sind, mir hohe und tiefe, ernste und heitere Geschichten zu erzählen und welchen ich mit feinem und dankbarem Ohr zu lauschen habe. Oft freilich möchte das willige Ohr sich wieder schließen, und nicht selten heißt es geduldig hören, was ungehört weniger verwerflich wäre. Dann aber entschädigt Gelungenes und Treffliches die ermüdete Geduld, und im ungetrübten Bewußte des Schönen wird auch das Urtheil über das minder Gute milder und humaner. Denn ein Richter über die Arbeit des Geistes ist eben kein Feinder, sondern ein Mahner zum Bessern und ein Helfer zum Ziele.

1866. 20.

1. Der Große Kurfürst und seine Zeit. Historischer Roman von Luise Mühlbach. Zweite Abtheilung: Der Große Kurfürst und sein Volk. Vier Bände. Dritte Abtheilung: Der Große Kurfürst und seine Kinder. Vier Bände. Jena, Costenoble. 1865—66. 8. 10 Thlr.

Die erste Abtheilung dieses Romans litt zwar, wie ich in Nr. 33 d. Bl. f. 1865 nicht verschwiegen habe, an mancherlei Gebrechen und bemühte sich den großen Brandenburger zum begehrten Futter der Leihbibliotheken gehörig zuzurichten; allein sie brachte doch manche gelungene Einzelheit und einige hübsche charakteristische Züge. Davon aber ist in der zweiten und dritten Abtheilung des vorliegenden bündereichen Nachwerks wenig mehr zu verspüren, und die breite Langweiligkeit, welche hienieden die unbedeutendsten Dinge aneinanderquirlt und sich in der allgeröthlichten Klatschtantenmanier ergeht, vermischt jeden Reiz der Situation und jede frische lebensvolle Regung. Nicht „Der Große Kurfürst und sein Volk“, sondern „Der Große Kurfürst und seine Frau“ sollte die zweite Abtheilung heißen; denn wie er um diese wirbt, wie er mit ihr lebt und welcherlei Intriguen gesponnen werden, um Unfrieden und Unhelligkeit in die junge Ehe zu schmuggeln, das wird des Breitesten abgehandelt, und besonders der oranischen Milchwirthschaft im Haag der größte Antheil gewidmet. Erst Friedrich Wilhelm schon aus der ersten Abtheilung dieses Romans als eine ziemlich zweifelhafte Größe in die zweite Abtheilung, so empfängt ihn die dritte als einen Ehemann von der traurigsten Gestalt und entläßt ihn als einen erbärmlichen Vater und noch schlechteren Patriot — in Summa als einen wahren Jammerbesen und Runkelhelden. Zwar hat die Verfasserin wie schon in der ersten Abtheilung auch in den fernern acht Bänden allerhand historischen Schein für sich aufgeboden, indem sie sich geberdet, als wandere ihre Muse Hand in Hand mit derjenigen der Geschichte; allein die Gestalt, welche sie für den Großen Kurfürsten ausgiebt, gleicht dem historischen Brandenburger so wenig wie die Schlafhaube einem Ritterhelme. Auf diese Weise wird hienutige Geschichte gemacht: kann man sich da wundern, wenn der Roman die großen Männer bei der gekrümmten Manschette statt bei der mannhaften Rechten faßt? Wenn die Geschichte Roman wird, erben diesen die Kinderfrauen und die Waschweiber.

2. Volks Erzählungen aus Schleswig-Holstein. Erster Band. Schleswig, Heiberg. 1864. 8. 16 Ngr.

Sehr gut gemeint, sehr fleißig geschrieben; aber müssen Volks Erzählungen langweilig sein?

3. Sibylla von Eleve. Historischer Roman in drei Bänden von Julius Bacher. Berlin, Sante. 1865. 8. 5 Thlr.

Keine gewöhnliche bequem hingeschriebene Geschichte für gedankenlose Leser und solche, die es werden wollen! Diese durchaus solide Arbeit ruht auf festem historischen Fundamente und erweist sich durchweg als die Frucht ernster und tiefer Studien. Es ist die düstere Biographie des edeln Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, welche dieser Roman in dichterischer Behandlung erzählt, und da sich in derselben der fürstliche Dülber fast nur



Leidend verhält, während seine edle Gattin, Sibylle von Cleve, unablässig für die Befreiung des Gatten bemüht, die That vertritt, so erfüllt die vorliegende Erzählung das Recht, den Namen ihrer Heldin zu führen. Ueber die Leichen der erschlagenen Sachsenkrieger und über die Trümmer des mittenbergischen Fürstenhauses braust der kalte blanke Triumphzug Kaiser Karl's V., bis der Sieger vor der Großthat eines furchtlosen Weibes, welches für Leben und Freiheit des geliebten Gatten ringt, und vor der schweigenden Hohen eines frommen Dulders, der Gott höher achtete als alle Pracht der Welt, sich in seinem Herzen überwunden bekennen muß. Daher sein Haß gegen Sibylle und Johann Friedrich! Doch Moritz, der Sieger von Muhlberg, befreit den gefangenen Kurfürsten, und während dieser, von der Liebe seines treuen Volks und seiner Familie umgeben, gläubensfreudigen Herzens im Kreise der Seinen sein Auge schließt, haucht Karl, vereinsamt und vergessen, unter den dumpfen Grabesängen der Mönche seine kranke Seele aus. Dort im Tode Leben — hier nichts als Tod, des Endes Ende!

Julius Bacher hat diese bedeutsamen Vorgänge in durchaus angemessener Art zu einem ergreifenden Ganzen gestaltet und in der Zeichnung seiner Charaktere eine ebenso große Klarheit und Schärfe als streng historische Individualisirung an den Tag gelegt. Die Sprache ist correct und edel und nirgends begegnet man der Absicht, durch jäh und blendende Beleuchtung, gleichviel ob dieselbe begründet oder nicht begründet ist, Effecte zu erzielen und Affecte zu erregen; im Gegentheil wäre da und dort ein bewegteres Tempo und rascherer Fluß der Darstellung zu wünschen; man stürzt nicht Felsenstücke in den Strom, ohne daß er aufbraust und höhere Wogen schlägt. Alles gleichmäßig und allzu moderirt, wie sie ist, ermüdet diese Erzählung an einigen Stellen, und in dem Bestreben, scharf zu charakterisiren, ist der Autor nicht selten in das Starre verfallen. Besonders die Gestalt Karl's V. leidet unter dieser Versteinerung; auch möchte die gänzliche Abwesenheit aller edlern Motive in diesem Charakter sich weder dichterisch noch historisch rechtfertigen lassen. Selbst die Kurfürstin Sibylle hat in Bacher's Behandlung oft Momente, wo der warme menschliche Pulschlag in den barocken Formen einer kalten Reflexion erstarrt, und die Umgebung Karl's macht mit Ausnahme von Moritz durchweg den Eindruck von Skeleten. Ungemein lebenswarm, treu, frisch und menschlich wahr sind dagegen Johann Friedrich, Evanoth und Moritz geschildert, während die anmutigen Gestalten Kathen's und der Prinzessin Elisabeth die wohlthuerndste Wirkung üben. Im ganzen verdient dieser Roman eine ernste Beachtung und den Antheil aller derer, welche den Ernst künstlerischer Aufgabe und Arbeit schätzen.

4. Erzählungen von Iwan Turgénjew. Deutsch von Friedrich Bodenstedt. Autorisirte Ausgabe. Zweiter Band. München, Rieger. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wie trefflich auch in diesem zweiten Bande Turgénjew'scher Erzählungen die kunstgewandte feinfühligste Arbeit des Uebersetzers gelungen ist, so kann doch den einzelnen

h geschnitten der vorliegenden Sammlung vom poetischen und künstlerischen Standpunkte durchaus nicht der hohe Werth zuerkannt werden, welcher den Inhalt des ersten Bandes charakterisirt. Gleich die erste Erzählung „Erscheinungen“ ermangelt in jeder Art der Klarheit und Gegenständlichkeit: ein wildes Spiel krankhaft erregter Phantasie, wie etwa der Sturm die Rebel und die Wollen heßt und zaus, ungeheuerlich und gespenstig, ein Hysterparoxysmus, ein Phantom des Wahnsinns, gehüllt in glänzenden poetischen Fitterfram, das sind diese „Erscheinungen“, deren Schwächen der Autor recht wohl gefühlt hat und daher mit einem kleinen Vorwort zu entschuldigen bemüht war. Er verbittet sich darin allen Verdacht „versteckter Anspielungen“. Aber was soll denn schließlich das ganze unheimliche Vampyrstück anders bedeuten, wenn nicht einen Versuch, die Chlorosis poetisch darzustellen: nur hat, wie in der Erzählung selbst der blutsaugerische Robold sein Opfer erschöpft und entkräftet, so das widerliche Thema dieser Geschichte den Autor künstlerisch entmannt und zum Spielball einer Caprice herabgewürdigt.

Biel besser steht es um die zweite Erzählung: „Jakob Passinkow“; hier ist wieder wirkliches, warmes und wenn auch specifisch russisches, so doch echt menschliches Leben, und in dem ersten Bande seiner Erzählungen hat Turgénjew bewiesen, wie anschaulich, objectiv und charakteristisch er dies zu schildern und zu gestalten weiß. Daß aus dem kindlichen Gemüth Passinkow's nicht nur deutsche Herzlichkeit athmet, sondern Jean Paul'sche Farben leuchten, kommt dem liebenswürdigen Moskowiten nur zu statten, es macht den Eindruck, wie wenn man in weiter Fremde ein heimisches Volkslied hört, und zudem darf man in der That den Rufen den Deutschen der slavischen Welt nennen. Um dieses Bild der Herzensreinheit und Gewissenhaftigkeit gruppiert sich die vornehme russische Gesellschaft wie eine Herde Wölfe um das verirrte Lamm, das sie zu zerfleischen im Begriff ist; gemüthlos, sarkastisch, egoistisch, sprachlerisch, scheingebildet und jeden Augenblick bereit, diejenigen zu zerräßen, die ihr den Spiegel der Wahrheit vorhalten. Der wehmüthige Zug, der alle Turgénjew'schen Erzählungen charakterisirt, stimmt auch die Biographie Jakob Passinkow's in Moll und erscheint als der veredelte Ausdruck jener melancholischen Resignation, welche tief im Kern des echten und nationalen Russenthums waltet. Inwiefern sich darin ein Verzweifeln an der Erhebung aus Barbarei und Völsirtheit ausdrückt, möchte man allerdings dasselbe für vollkommen berechtigt halten, wenn man die letzte Erzählung des zweiten Bandes Turgénjew'scher Erzählungen: „Erste Liebe“, gelesen hat und recht gut weiß, daß die geradehin scheußlichen Vorgänge dieser Geschichte ohne jede Uebertreibung unmittelbar aus dem russischen Gesellschaftsleben entnommen sind. Unschuldige Kinder im deutschen Sinne kennt das civilisirte, vornehme Rußland kaum: Knaben opfern ohne Scheu der weissen vulgiva, und daß Vater und Sohn auf einer Fährte Cupido's jagen, setzt dort nicht in Erstaunen. Wo aber die Grundlage gesunder staatlicher Gestaltung, wo die

Familie brüchig ist, da kann Recht, Freiheit und Menschenwürde zu keiner Erhebung und organischen Gestaltung gelangen. Es darf gewiß nicht an der Zukunft des russischen Volks gezweifelt werden; aber nicht aus den frivolen Salons Moskaus und Petersburgs wird das Heil kommen, sondern wo vor dem stillen Heiligenlämpchen der alte Glaube und die alte Treue einfältigen Herzens betet: aus den Hütten und aus den Wäldern!

5. Zeitbilder in Erzählungen aus der Geschichte der christlichen Kirche von E. Guenot. Zwei Bände. Köln, Bachem. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

In unsern Tagen, wo die frivole und leichtfertige Literatur, die sonst sich in die geheimsten Cabinete reicher Büchlinge vergrub, ungeachtet den offenen Markt überflutet und, schamlos in großen und kleinen Zeitungen feilgeboten, überall hin ihre trübe Flut jagt, gerichtet es zu ganz besonderm Verdienste, im Gegensatz zu diesem giftigen Wesen dem Volke eine gesunde Lektüre zu bieten, welche das Herz erquickt und den Geist erhebt. Die „Zeitbilder in Erzählungen aus der Geschichte der christlichen Kirche“ von E. Guenot erfüllen diesen Zweck in schlichter und treuherziger Weise: sie verleugnen zwar ihren katholischen Standpunkt nicht; allein sie halten sich dabei fern von aller Engherzigkeit und sind durchweg in einem echt christlichen Geiste geschrieben. Der erste Band schildert in ergreifender Darstellung die letzten Tage Jerusalems, während der zweite Band die ersten Apostel Galliens und ihren frommen Glaubenseifer zum Gegenstande hat.

6. Gefallene Würfel. Novellen von Ludwig Eckardt. Erster und zweiter Band. Mannheim, Schneider. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Der Werth dieser „Gefallenen Würfel“ ist ein sehr ungleicher, je nachdem sie nur Gefäße für Reflexionen der selbständigen kleine Kunstwerke zu sein sich bestreben. Im ersterm Falle entgehen sie kaum der Langweiligkeit, im letztem Falle genügen sie durch ansprechende Frische nicht zu hoch gespannten Erwartungen. Oft will der wenig erprobte Stoff dem Erzähler seine Wahl nicht danken, oft löst eine forcirte Stimmung und ein tendenziöses Pölnen die objective Behandlung. Im ganzen steht der later Menschen und Dinge fast nur durch die Brille einer subjectiven, etwas doctrinären Meinungen, und so kühlt man sich in seinen Schilderungen selten auf festem Grunde. Wo er indeß die Brille abnimmt und ohne Lebensabsichten seine künstlerische Aufgabe sicher ans Korn nimmt, da bleibt auch ein erquickliches Resultat nicht aus, als selbst der Humor stellt sich ihm dann zur Verfügung, wie die „Geschichte eines Toastes“ in sehr ergötzlicher Weise darthut. Mehr Freiheit der künstlerischen Arbeit als weniger Schnörkel einseitiger Maximen würden manche seiner Erzählungen in weit günstigerem Lichte erscheinen lassen. Der Autor hat sich von dem Ballaste der Schönwörter recht ernstlich loszumachen, wenn er mit seinen Darstellungen lebendig wirken will; er bedormundet seine Menschen gar so schamlos, die doch aus sich selbst heraus leben und handeln sollen.

7. Aus den Tagen zweier Könige. Vaterländische Erzählungen von Friedrich Adami. Zwei Bände. Berlin, Jantke. 1866. 8. 2 Thlr.

Der erste Band dieser „vaterländischen Erzählungen“, welche das in Wahrheit sind, was sie sein wollen: patriotisch warme Schilderungen aus Preußens Volks- und Königs Geschichte, zeigt den ehrenfesten, frommen und sparsamen Friedrich Wilhelm I., wie er auf strammem Waldbrette am „Abende“ hinter die Schliche und Seitensprünge des Thorschreibers Schnitt und des Calculators Nitsche kommt und wie er dabei am folgenden „Morgen“ nicht nur die Spreu vom Weizen und den Verführer vom Verführten hausväterlich wohl zu scheiden weiß, sondern auch am rechten Orte milde Gnade zu üben und streng Gerechtigkeit walten zu lassen versteht. Während so in „Ein Abend und ein Morgen Friedrich Wilhelm's I.“ die bürgerlichen Schleicher ihre Strafe empfangen, werden an der „Confidenztafel Friedrich's des Großen“ (zweiter Band vorliegender Erzählungen) die vornehmen Intriguanen in Gestalt des Ingenieurgenerals Walrave zu scharfer Verantwortung gezogen. Hier wie dort ist es der gerechte König, der das Gute fördert, wo immer es ihm begegnet, und die lichtfeue Bosheit ebenso im groben Luchttittel als im feinsten Sammetrode unnachlässiglich straft: das saum cuique in derb unmittelbarer königlicher Praxis. Meisterhaft sind in beiden Erzählungen die einzelnen Charaktere gezeichnet: echte und porträtmäßige Typen ihrer Zeit und Zustände, wirken diese farbenfrischen, naturwahren Gestalten, ein lebensvolles Ganzes, zusammen und interessieren ebenso sehr durch die Wahrheit ihres Auftretens, wie durch die anregenden Begebenheiten, welche von ihnen ausgehen oder sich um sie gruppieren: der leichtsinnige, aber gutmüthige Thorschreiber Schnitt, der pfiffige Gauner Nitsche und seine leisende Haushälterin, die beiden amantlich chevaleresken Pagen Ferrade und Nagmer, das treue, schwer heimgesuchte Weib des verführten Thorschreibers und dessen liebliches Knäbchen, das so rührend zu beten weiß, die hohen ritterlichen Degen Wintersfeld und Huch, der heimtückische, boshafte und verschlagene Walrave, die prächtigen Soldatenfiguren und über all diesen lebensfrischen Charakteren hoch emporragend die Königsgehaltn Friedrich Wilhelm's und Friedrich's, das bunte mannichfaltige Ganze mächtig beherrschend. Ernst und Humor finden sich in diesen Schilderungen glücklich vereint, und der erquickliche echt patriotische Ton, der wie frische Seeluft erfrischt, macht diese „vaterländischen Erzählungen“ zur geeigneten Volkslektüre. Je weniger von dem, was unter der ehrbaren Firma „vaterländisch“ zur Oeffentlichkeit gelangt, den höhern ästhetischen, sittlichen und historischen Principien entspricht, und je mehr es dabei entweder auf bloßen schwächlichen Anekdotenbrei oder wof gar auf perfide Verdrehung der Thatfachen, auf Verleumdung und Verschimpfung herauskommt, um so verdienstlicher erscheinen Arbeiten wie die vorliegenden, in welchen der Ernst und die Wahrheit der Geschichte sich mit warmem Patriotismus zu einem achtbaren poetischen Ganzen verschmolzen hat.

8. Diemanshof und ein halbes Jahrtausend. Familiengeschichte von George Hefekiel. Drei Bände. Berlin, Jante. 1866. 8. 5 Thlr.

Auch dieser „Diemanshof“ mit seinem halben Jahrtausend ist eine echt vaterländische, ehrenfeste und ehrwürdige Geschichte aus der tiefen und gemüthvollen Welt des deutschen Haus- und Familienlebens in der fesselnden und lebendigen Art George Hefekiel's erzählt und in der Biographie der verschiedenen Geschlechtherrn des Diemanshofes Jahrhunderte deutscher Geschichte durchwandernd. Der alte Criminalrath Ridag von Diemanshof, der letzte seines Geschlechts, eine überaus zierliche und anmuthige Gestalt, hatte es unternommen, die Geschichte seiner Familie und seines Erbgehöfts zu schreiben, und es ist dem Leser gestattet, zugleich mit dem jungen Erben und Nefen des selig entschlafenen Rath's in die saubern Manuscripte zu blicken und darin bis zum Ende des 12. Jahrhunderts zurückzupilgern. Gleich von Anfang erweisen sich die Ridags als mannhafte und furchtlose Leute, von welchen sogar einer, der Mohr genannt, in den Vennsberg sich verirrte, jedoch, obschon eine schöne italische Gräfin die Rolle der Frau Holle übernommen hatte, sein Leben lang ein bleicher, stiller, mit sich und der Welt zerfallener Mann blieb. Besser und fröhlicher wußte sich sein Sohn, Veit Lothar Ridag, ins Leben zu finden und zu schiden; denn als er der Kamelwirthin gegen die frechen Angriffe eines wüsten Strolchs tapfer und ritterlich beistand und es ihm dabei geschah, daß er dem Buben den Schädel einschlug, zwang ihn das peinliche Gericht und die mächtige Sippe des Gefallenen das heimische Städtchen Halberstadt zu verlassen und in der Fremde sein Heil zu suchen. Bald finden wir ihn wieder als wohlbestallten Landsknecht, seines Hauptmanns Stolz und des alten Frundsbergers besondern Liebling. Seiner Thätigkeit und Umsicht blieb schließlich der Leutenantsbegeh nicht versagt; aber nachdem er in Mailand einen Ridag getroffen, das Glück feuriger südlicher Liebe genossen und sogar in die Gehege jener italischen Gräfin seines Herrn Vaters gerathen war, hinterließ ihm die Schlacht bei Pavia ein steifes Bein, sodaß er die Heimat, wo seiner ersten Heldenthat nicht mehr im Bösen gedacht wurde, wieder aufsuchen und sich dort auf dem Diemanshofe zu Ruhe setzen mußte. Die Kamelwirthin erfreute sich noch des besten Wohlseins; aber nicht sie, die noch immer hübsche, wenn auch sehr viel gewordene Wittib, sondern ihr rosiges Töchterlein fesselte das Herz des alten Landsknechts, also daß sie sein wackeres Eheweib wurde und Herr Veit Lothar in behaglicher Ruhe seine Tage beschließen durfte, nicht ohne sich den Ruhm eines allezeit Wehrrers des Diemanshofes und des Diemansgeschlechts erworben zu haben und der neuen evangelischen Lehre Martin Luther's ein tapferer Kämpfe gewesen zu sein. „Victoria!“ waren die letzten Worte des ruhmreichen Landsknechts-Hauptmanns, des „Landfahrers wider Willen“, und wie er damit die weltliche Glorie seines Kriegerlebens ausdrücken mochte, durfte sein Nachkomme Martin Ridag dieselbe Devise über sein geistliches und gelehrtes Wirken

schreiben: denn er war in evangelicis und litteris ein ganz gewaltiges animal disputax und wußte auch in andern Dingen sein Ziel mit Standhaftigkeit zu erreichen, sodaß er nicht nur ein kurfürstlicher Informator wurde, sondern sich auch die ehrsame Hofnungsfrau Mäzel trotz aller Hindernisse zum Weibe gewann und mit ihr als würdiger Pfarrer nach Markeborsf verzog. Aber nun hatte der gute Martin seine beste Zeit gehabt; denn in einer furchterlichen Nacht erwürgten ihm die schwebischen Mordbrennerscharen sein Weib und seine Kinder und ließen ihm nichts als sein eigenes armes, nacktes Dasein und ein hummervolles, tiefgebrühtes Herz. So suchte er Zuflucht auf dem heimischen Diemanshofe, wo er in frommer Resignation gottergeben seine Tage auf 83 Jahre brachte und mit seinem Symbolo: „Gottes Wort, fester Port, hier und dort!“ sein gottgefälliges Leben beschloß.

Ueber die stammten Grabhügel unterschiedlicher Ridags vom Diemanshofe führt der Chronist endlich bis zu seiner eigenen Wiege, die Calderon eine umgekehrte Bahrre nennt. Wie nun Herr Johann Lothar Ridag ein fröhliches Studentenleben führt, der makellosen Ehre seines Berufs ein großes Opfer bringt, die liebliche erste Gattin sich mit allerhand Abenteuern gewinnt, eine schauerliche Criminalgeschichte zu sich selbst in allernächste Familienbeziehung treten sieht, als königlich preussischer Criminalrath im Kometenjahre 1811 den alten Diemanshof erblich übernimmt, wie er die schwere Zeit der fränkischen Tyrannei, die ihm den geliebten Sohn entreißt, mannhaft übersteht, eine zweite Gattin wählt und, der letzte seines Namens, in heiterer Beschäftigung mit den Classikern des Alterthums von einem langen ernsten und thätigen Leben ausruhend, seine letzte Stunde übersteht, wie schließlich der Diemanshof die Ridags nicht überleben konnte und endlich an anderer Stätte junges Leben und junge Liebe einen neuen Diemanshof erbaut: alle diese mannichfaltigen und anziehenden Vorgänge füllen den letzten Band dieser rechten und echten Familiengeschichte, an deren treuer und zuverlässiger Hand der Autor eine Fülle historischer Bilder vor Augen führt, deren charakteristische Schilderung überall den Meister verräth. Das eigenartige städtische und bürgerliche Leben der vorlutherischen Zeit, der Reformationsperiode, des Dreißigjährigen Kriegs, sowie der Tage vom Ende des vorigen und vom Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts, das wilde, abenteuerliche und romantische Wesen und Treiben der deutschen Landsknechte, die Grand der kroatischen und schwebischen Söldnerbanden: wie frisch und gegenständlich ist das alles gezeichnet und mit welcher Sauberkeit, mit welchem Fleiße sind die einzelnen Gestalten behandelt, ist das Detail gesondert und vertheilt Stelle man nur die fünf Hauptpersönlichkeiten nebeneinander: der bleiche, verfallene Mohr vom Hirsfelberge, der kede, ritterliche Landsknechts-Hauptmann und Kampfgenosse des alten Frundsbergers, der fromme, reine, gläubige Martin, der lebenslustige, weltkundige Kammerath und der zierliche, kindliche, berufstreue, geistvolle Criminalrath, welch fesselnde Galerie superber Charakterköpfe und Specialtypen ihrer Zeit und ihrer Stände! Alle aber durch

würmt von dem reinen Feuer deutscher Zucht, Treue und Fiedelheit, das selbst in dem unglücklichen Noth trotz Hieselberg und Venuszauber nicht ganz vernichtet werden konnte. Soll und muß an dem so gelungenen Ganzen etwas getadelt werden, so ist es die blutige und bedenkliche Geschichte von des Kammerdieners Riemschneider heimlicher Liebe und Ehe mit der schönen Marquise: weil der Ton dieser Episode in seinem frivolen Anhauche ganz und gar nicht paßt zu der durchweg und selbst in der Hieselberg-Erzählung sich nicht verleugnenden, deutsch-schwarzen Färbung der gesamten Darstellung, und weil jene mörderische Liebesepisode psychologisch und menschlich nicht recht motivirt erscheint. Hier und da ermüdet auch wol der Gang der Erzählung; allein auch Vater Homer wird solcher Schwäche bezichtigt, und es ist im allgemeinen so viel Leben im Riemenschneider, daß ein wenig Ruhe an dem behaglichen Ramin des gastlichen Hauses mehr erquickt als abspannt. Das Gebiet der Familiengeschichte ist ein so weites und in seinen Details so unerforschliches, daß unsere Poeten sehr weislich handeln, diesen Schacht eifrig zu befahren: bewegen sie sich dabei doch auf recht eigentlichem deutschen Grund und Boden. Es soll das Heiligthum der Familie sicherlich keiner Ration abgesprochen werden, denn man würde sie damit als von der Menschheit gelöst erklären; allein kein Theil der Erde hat die Tiefe und Gemüthsinnigkeit des Familienlebens so erfaßt wie das deutsche, das eigentliche Theil der Familie. Darum ist auch die deutsche Geschichte wesentlich eine Familiengeschichte.

Hermann von Sagnagnolles.

### Zur Welterschmerz-literatur.

Wichtig und beladen. Les tristesses humaines von der Gräfin Casparin. Von der Verfasserin autorisirte Uebersetzung von Wilhelm Reumann. Berlin, F. Schulze. 1865. 8. 1 Thlr.

Daß alles Gescheite schon einmal oder schon öfter gesagt und gesagt worden, daß man daher nur versuchen müsse, es noch einmal zu denken und zu sagen, und daß die Originalität darin liegt, dergleichen Dinge zu sagen, wenn sie vorher niemals wären gesagt gewesen, dies ist eine Wahrheit, die in alter und neuer Zeit von den größten Geistern, von Aristoteles und Goethe, ausgesprochen worden ist. Auch der Welterschmerz ist durchaus nicht, wie viele meinen, ein Erzeugniß der Gegenwart; nur das Wort ist neu, die Sache hingegen ist so alt wie die Welt. Welterschmerzlich ist das Buch Hiob und der Prediger Salomo; welterschmerzliche Stellen finden sich bei dem heitern, karakollen Homer, wie bei Sophokles; Lucian ist nur welterschmerzlich zu verstehen; die zwei verbreitetsten Religionen der Welt, das Christenthum und der Buddhismus, setzen von der Voraussetzung aus, daß die Welt eitel und der Mensch schlecht ist.

Dieses Thema hat denn die Verfasserin mit mehr Gewandtheit als Geist behandelt. Sie weiß die verschiedenen Arten von Schmerz berechtigt aufzuzählen; aber eigentliche

Originalität vermißt man. Sie nennt S. 247 ihre Veranlassung eine gewandte Schwägerin und hat damit wider Willen das ganze Buch charakterisirt. Ein so schmerzliches Thema muß man mit Humor behandeln; einen Anflug von Humor hat auch das vorliegende Werk, aber es ist nicht ein gesunder, aufbauender, ausgleichender, sondern nur ein zersetzender, auflösender Humor. Diese rhetorisirenden Ausmalungen von sehr bekannten Sachen, dieses Gemisch von Predigt und philosophischer Betrachtung, diese übertriebenen, unklaren, unruhig abspringenden Schilderungen sind nicht geeignet, den Leser zur Klarheit, Ruhe und Harmonie zu führen; sie wirken auf die Dauer ermüdend. Ein solches Werk, wenngleich von einer Gräfin und Französin herrührend, ist die Uebersetzung ins Deutsche nicht werth; aber die alte Klage ist ja noch immer wahr, daß wir die Franzosen nicht genug bewundern können. Bei Philosophen, wie Schopenhauer, wird das Thema des Welterschmerzes weit eingehender und tiefer behandelt; wer aber den Welterschmerz poetisch dargestellt sehen will, wende sich wohin er sich zu wenden hat. Die Verfasserin weiß zur Lösung des Räthfels nur moralische und religiös-mystische Betrachtungen anzuführen; letztere findet man ohne die widerliche Zugabe philosophirender Anstrengungen in jedem Gebet- und Predigtbuch.

Die Quintessenz des Buchs ist, daß das Leid hinführt zu des Himmels Pforte, indem es unter dem Kreuze niederstreckt, an dem das Lamm Gottes der Welt Sünde trägt; der Mensch kommt durch Leiden zur Selbsterkenntniß, wird mit Sehnsucht nach der Ewigkeit erfüllt, lernt zu Gott und Jesus beten und gewinnt die Macht, auch andere zu trösten. Mit Recht sagt der Uebersetzer in der Vorrede:

Die Verfasserin versteht sich schlecht auf das Classificiren der Schmerzen. Ihre Schilderung wirft uns von einem finstern Bilde in das andere; an einem sehr losen Faden aneinandergereiht fallen sie auseinander, bunt, mit großer Färbung, oft in höchst überraschender Folge und Gruppierung und doch in unendlicher Monotonie selbst des sprachlichen Ausdrucks. Diese Monotonie stimmt unendlich wehmüthig und wirkt mehr oder weniger abstimmend auf das Gemüth. Es ist schwer, in solchem Labyrinth sich zurechtzufinden. Nikolaus Lenau's betäubende Melodien läßt sie in neuen Weisen erklingen u. s. w.

Ja wohl, in neuen, aber nicht in originellen Weisen. Die Verweisung auf das Jenseits, worauf die Verfasserin schließlich hinauskommt, löst das Räthsel noch nicht. Warum nun dieses Werk übersetzen? Und zwar nach dem ausdrücklichen Wunsch der Verfasserin wörtlich übersetzen? Und noch dazu mit verschiedenen sprachlichen Härten und Fehlern gegen Etymologie und Syntax übersetzen? Der Verfasser bemerkt, eine gewisse Verwandtschaft des Stoffs liege in diesem Werk der weiblichen Ueberseeler mit der Auffassung der Gralsage bei Wolfram von Eschenbach. Wie gesucht diese Vergleichung ist, liegt auf der Hand. Mögen andere Leser glücklicher sein, mir ist es beim besten Willen nicht gelungen, mich in das Buch hineinzulesen und das Fremde mir zu amalgamiren.

Emil Hauß.

## Feuilleton.

## Literarische Plaudereien.

Am Vorabend eines großen innern Kriege, welcher die Zeiten des Dreißigjährigen und Siebenjährigen Kriege für Deutschland zu wiederholen droht und dessen Dauer und Ausgang unabweisbar sind, darf auch die Literatur, eine der nicht geringzuschätzenden Friedensmächte, fragen, welche Zukunft sich ihr in so verhängnißschwerer Zeit erschließt.

Dass Kriege mit ihrer Aufregung, mit der Zerrüttung, die sie in alle bürgerlichen Verhältnisse bringen, mit ihren Schrecken und Greueln weder das literarische Schaffen noch die buchhändlerische Veranittelung desselben ermuntern können, steht ebenso fest, wie daß Bürger- und Bruderkriege alle traurigen Folgen in weit höherm Grade, in weit schärferer Ansprängung empfinden lassen. Und daß der bevorstehende Krieg ein Bürger- und Bruderkrieg, ein Krieg zwischen deutschen Stämmen ist, das läßt sich nicht verkennen, so oft es versucht ist, selbst wenn man sich für die Nothwendigkeit einer Blut- und Eisenpolitik begeistern und alle sentimentalen Auswüchse ganz beiseitelegen will.

Ein Blick auf die Vergangenheit zeigt uns, daß der Dreißigjährige Krieg unserer Literatur keine classische Epoche gebracht hat, sondern nur jene „*Empiriciana*“, jene geurtheilten Annalen der Verwüstungen und der wilden Wirthschaft, welche die Auflösung aller Verhältnisse im Gefolge hatte. Daß die schließliche Dichterschule gleichzeitig einige Dichtungen von Werth producirt, daran waren die Kriegshändel unschuldig. Die Einwirkung der politischen Verhältnisse auf die Poesie ist nie eine anabhängige und wird von unsern pragmatischen Literaturhistorikern oft überhöht. Ein dichterisches Genie kann wie Archimedes selbständig fortschreiten und dem eindringenden Soldatenheer zuvorkommen: „*Noli turbare circulos meos*.“ Der Dichter bleibt Dichter, aber ihm fehlt das Publikum. Die Nation wird von andern Interessen bestrahlt, und soll sich ein Dichter dieser auch in der Poesie hochberechtigten Interessen bemächtigen, so müssen dieselben eine durchaus krystallklare und herzerwärmende Fassung und Lösung gefunden haben. Die innere deutsche Politik hat aber von jeher fast nur zu Elegien Veranlassung gegeben und einen verwickelten gordischen Knoten von Hof- und Staatsfactionen dargeboten, den auch kein Poet von Gottes Gnaden mit seinem Schwerte zerhauen kann.

Man wird uns vielleicht den Siebenjährigen Krieg entgegenstellen, die wahrte Begeisterung, die aus Gleim's Grenadierliedern, aus Kauler's Oden, aus den Gedichten von Kleist und Uz spricht und noch bei Klopstock ein so lebendiges Echo flüht. In der That hat die geniale Persönlichkeit eines dachtenden Künig, der revolutionäre, gegen die kaiserliche Reichsanarchie gerichtete Charakter des Kriege die Physiognomie eines Cabinetskrieges wie eines Bruderkrieges verwischt, welche sonst aus diesen siebenjährigen Kämpfen schärfer hervorgetreten wäre, und auch die Dichter begeistert, Partei für den heroischen Kriegsfürsten des deutschen Nordens zu ergreifen. Daß ein hervorragender Kopf wie Ephraim Lessing dem preussischen Kriegswesen, wenn auch als untergeordnetes Rad der Verwaltungsmaschine, als Secretär eines commandirenden Generals attached war, daß er Gelegenheit hatte, die wichtigsten militärischen Charakterköpfe seiner Zeit in der Nähe zu studiren, diesem Umstand verdanken wir ein Stück, welches als die beste literarische Erzeugnißschafft jener Kriegsepoche betrachtet werden darf — das Lustspiel: „*Minna von Barnhelm*.“ Für Goethe selbst gab der große Friede nur Anregung zu jenem kleinen Kindheitsbegegniß, welches uns in „*Wahrheit und Dichtung*“ in so heiterer anstößlicher Fassung entgegentritt.

Auch die Blüthezeit unserer classischen Literatur in Weimar war eine kriegerisch bewegte, und es ist allbekannt, wie sich Goethe die Kriegesurie vom Leibe hielt und noch später 1813 während der Schlacht bei Leipzig chinesische Studien trieb. Die

Metamorphosen des Staates interessirten ihn wenig als Metamorphosen der Pflanze. Doch im ganzen waren es, in der rheinländisch brudermörderischen Färbung, welche um Feldzüge mit charakteristischer, Kriege nationaler Unabhängigkeit gegen den äußern Feind, die in den deutschen Dichtern Begeisterung erwecken durften, wie sie in großen Vorbildern Alterthums lebendig war. Den Syriscern der Befreiungskriege jedenfalls Schiller voraus, der den allgemeinen menschlichen Geist machtvoll in seinen Dramen ansprach, in ihm kein ein Gegenbild zu Napoleon schuf, in der „*Jugend*“, „*Wilhelm Tell*“ patriotischem Kampfesmuth und der Führung gegen die Fremdherrschaft hinreichenden Ausdruck.

Jene Kriegszeit hat unsere großen Dichter nicht gelockt, doch sie hat den thätigsten unter ihnen bedeutende Impulse gegeben, energischen Schwung, und die andern wenigstens in ihrem stillern Schaffen gefördert. Doch die Kriegesurie ries damals gegen den fremden Eindringling ins Feld — ein klein Kampf, der den deutschen Norden gegen den deutschen Süden waffnete.

Wenn jetzt die Kriegswirbel fallen, so werden die Talente deshalb nicht verschwinden. Die großen Jünglinge Gott und Welt, von Leben und Liebe, welche stets von man die Brust der Poeten klopfen, haben mit dem Krieg nichts zu thun, und wer da vermag, Gestalten zu schaffen, freilichem Leben oder höherer Bedeutung, der wird in der Kellerei ruhig fortarbeiten, friedlich der Zukunft harren, ihm erst Hörer und Leser zu ruhigen Genüssen versammeln. Es ist, daß auch ihm diese Zukunft dann ein Verdammniß zuruft, weil er den Kampf um sich so still mit angesehen, ob fern in der Türkei die Völker aufeinanderstürzen, ob allgemeiner Brand um sich ranzen sah in seiner Kiste, ohne die physischen Schäden seiner Poesie, seinen Käufer finden, in die Flamme zu werfen; möglich, man ihm zuruft, er habe es veräumt, für sein Vaterland kämpfen, dachtend zu kämpfen, er sei ein schlechter Vater Bürger gewesen. Doch Goethe war kein Krieger und kein Krieger — man muß jede dichterische Natur mit ihrem Maße messen und nicht verlangen, daß die Räder des Baldes wie die Poetik mit Geräusch aneinanderstoßen.

Dieser Dichter aber, welche das *os magna* vom Himmel haben und gern zuvorderst auf der Warte der Zeiten werden harren müssen, ob der Krieg eine Begeisterung, ideellem Gehalt entbehrt, welche sich nicht blättern, nicht klingen, nicht durch Erlasse anderräumen und an Terminen läßt — eine Begeisterung, deren Feuerzeichen wir am besten derselben nicht entdecken können. Denn wenn jemand von Ab- und Zurüstungen und Entwürfen, von diesen hin- und fliegenden Worten, wo alles zwischen den Zeilen zu lesen nur mit sympathischer Linde geschrieben ist, von diesen mathematischen Zauberphotographien sich hätte begeistern lassen, so wäre dies niemand anders gewesen als der ungeschickte ling der Camöden, als Aristophanes.

Freilich, wie die Flamme sich den Sturm schloß, so sich jeder Krieg seine Begeisterung. Es ist möglich, daß der Nation auch die Poesie große Lösungen in diesen Jahren findet. Bis jetzt hat sie das volle Recht, nichts potius zu den als — den Frieden.

Die literargeschichtlichen Publicisten, welche in der letzten Dreifelderwirthschaft der Poesie schon längst das Feld liegen zugetheilt, während sie Politik und kritische Kampfen in voller Blüte stehen lassen, werden man freilich meinen, Krieg sei ein Glück für die Literatur, indem er den „*Grund*“ beseitigt, der jetzt die literarische Production in die senile, und die radicalen Reactionäre werden zusammen auf das Hinterrücken „des stolzißten literarischen Geistes“ die Hände klatschen. Wir denken nicht so gering von



bedeutenden Productionen der Gegenwart, mit denen sich zu beschäftigen allerdings jene Großwürdenträger der Literaturgeschichte für unter ihrer Würde halten, während sie dem „Schund“ der Vergangenheit das Del ihrer oft ziemlich trübe brennenden Kadlampsen opfern; wir gönnen auch den unbedeutenden literarischen Schöpfungen das Recht ihrer harmlosen Existenz.

Die Theilnahme der Nation an den Schöpfungen der Dichter steht schon jetzt dicht am Gefrierpunkte — noch einen Grad herunter, und Ruß ist erreicht. Die Publicistik hat die Poesie verdrängt. War dies schon der Fall in zeitungspapierner Friedenszeit — wo bleiben die Dichter, wenn die Kanonen donnern und eine Saat von Extrablättern die lesende Welt in fieberhafte Spannung versetzt?

Wol ist es möglich, daß eine ernste Zeit auch wieder den Sinn in den Gemüthern weckt und damit den höhern Gattungen der Poesie die Bahn ebnet, von denen sich der Sinn der Gegenwart abgewendet hat. Dann wird das Wort den groß angelegten und wahrhaft bedeutenden Talenten ertheilt werden, denn wird die Ode, die Tragödie, das Epos den Platz einnehmen, den jetzt das Lied, das Conversationsstück, die Poesie und Novelle behaupten; dann wird die Literatur den Faden wiederhaben, der von den Höhen unserer classischen Epoche zu einer mit modernen Poesie führt, von gleicher Tiefe und Macht der Schaulichkeit, von gleichem Adel der künstlerischen Form, aber bereichert mit der Fülle der Gedanken und Erscheinungen, welche ein mächtig fortschreitendes Jahrhundert hervorgerufen hat.

Doch ebenso möglich ist es, daß der innere Krieg unsere Kultur auf Jahrzehnte lang verkrüppelt und so brach legt, daß kein literarischer Pflanzler auf dieser Brandstatt ernten kann; und daß nicht nur der strolchische schöne Literatur, sondern auch der vollstättigen Historie und Publicistik nichts übrigbleibt als die Klage des Marius auf den Trümmern von Carthago. Denn auch ihre Ideale werden aus der Wuttauße nicht so frisch hervorgehen, daß man sie auf den Tribünen als Ankerwiese zur Schau hängen kann; sie werden vom Krieg wie Botte gestampft und in den Graben geschüttet werden.

Im dem Krieg gilt nur der Krieg, da herrscht nur der Sölden politische Systeme und politische Reden sind keine brauchbare Foutage und Munition und werden selbst auf Bestellung gearbeitet werden; alle die bürgerlichen Größen mit Gelehrsamkeit und Weisheit, mit ihren rednerischen und geistigen Begabungen verschwinden gegen den Soldaten, der dem ersten Krieger in „Wallenstein's Lager“, auf das Gemmel unter sich stolz herniedersteht von seinem Thier“.

Für alle Fälle aber wird der Krieg in die Journalistik fahen, wie der Herbststurm in welke Blätter. Und gerade die verwichenen Unterhaltungsjournale werden seine Ungunst am meisten empfinden. Daß auf diesem Gebiete neben dem Auerkennwerthen viel Flaches und Unbedeutendes sich breit macht, ist hier geradezu eine Hyperproduction vorherrscht, welche dem gegenwärtigen den Weg verengt, ist eine unzulängbare Thatsache. Da daher rechts und links gefallene Blätter um uns rascheln, da wir uns nicht einer allzu tiefen Melancholie hingeben.

Nach ist der entscheidende Würfel nicht gefallen; doch der scheint unaufhaltsam, und dennoch können wir nicht mit halberpäßer „Grenadier“ im Jahre 1756, denn das Jahr ist ein politischer und strategischer Zwillingenbruder zu verwerpricht, singen:

Weil alle Welt  
Krieg will, so sei es Krieg!

Da könnte eher sagen, daß alle Welt ihn nicht will.

### Ein Kopernicaner des Alterthums.

lange vor dem thömer Mathematiker und Astronomen des Jahrhunderts, Nikolaus Kopernicus, gab es schon Koperniker, welche die Bewegung der Erde gelehrt haben und deren die Ansichten des Kopernicus vollständig decken. Alexan-

der von Humboldt bezeichnete als wahre und als die „einzigen Kopernicaner des Alterthums“ den Chaldäer Seleukos und den Griechen Aristarchos von Samos, von denen jedoch den ersten das Alterthum selbst so wenig kannte, daß er nur an sechs Stellen in den Schriften der Alten beiläufig erwähnt wird, und auch bis in die neueste Zeit herrschte über ihn die größte Unklarheit und Unsicherheit in Bezug auf Zeitalter und Heimat. Um so verdienstlicher ist eine kleine Schrift: „Der Chaldäer Seleukos. Eine kritische Untersuchung aus der Geschichte der Geographie von Sophus Kuge“ (Dresden, Schönfeld, 1865), welche den Gegenstand mit Gelehrsamkeit und Kritik behandelt und die bisherige Ungewißheit gründlich zu beseitigen im Stande ist. Der Verfasser setzt zunächst fest, daß Seleukos ein Chaldäer aus der Stadt Seleukia am Tigris und aus der Landschaft Babylonien am Euphratischen Meere gebürtig war, und daß er in der Mitte des 2. Jahrhunderts v. Chr. lebte. Zugleich werden seine Lehren auf dem astronomischen und physischen Gebiete zusammengestellt und beleuchtet, nach denen er nicht nur die rotirende Fortbewegung der Erde behauptete und bewies, sondern auch mit den Erscheinungen der Ebbe und Flut gründlicher sich beschäftigt und die periodischen Bewegungen des Oceans genauer untersucht hatte. Der Verfasser weist dabei weiter nach, daß Seleukos und der genannte Aristarchos allein im ganzen Alterthum die Idee von der rotirenden Bewegung der Erde um die Sonne aufgestellt haben, und zwar so, daß letzterer den Gedanken nur als Hypothese aufstellte, Seleukos dagegen ihn mit Gründen bewies, und außerdem stellt er diesen Seleukos als den ältesten Gelehrten dar, der „ein abgeschlossenes Erdmeer postulierte“. Wir empfehlen die kleine Schrift und ihre vielfach anzuhaltenden und wichtigen Ergebnisse um so mehr den Astronomen und Geographen, je mehr der Verfasser darin recht hat, daß „das System des Seleukos in den äußersten letzten Fäden bis in unsere Zeit hineinreichte, und der Chaldäer selbst um seiner einflussreichen Stellung willen es wohl verdiente, im Gebiet der Astronomie und Geographie als der große Stern im Osten bezeichnet zu werden“.

### Bibliographie.

- König Alfred. Tranerpiel. Bamberg, Buchner. Gr. 8. 18 Ngr.  
 Bastian, A. Die Völker des östlichen Asien. Studien und Reisen. 1ster und 2ter Bd. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 5 Thlr. 30 Ngr.  
 Cervantes Saavedra, M. de, Leben und Thaten des kaiserlichen Chelr Don Quixote von la Mancha. Uebersetzt von A. Zedl. Mit 316 Illustrationen von G. Dorr. 1ste Lief. Berlin, Sacco Nachf. Imp.-4. III Ngr.  
 Fontane, L. Der Schleswig-Holsteinische Krieg im Jahre 1864. Berlin, v. Doder. 2. Aufl. 3 Thlr. 22 1/2 Ngr.  
 Genthe, F. W., Reliquie von Reinhold Fuchs im Verhältniss zu einander. Beitrag zur Fuchedichtung. Kieborn. 4. 15 Ngr.  
 Gernon, L., Hofmanns von Kiersting. Ballade nach den Stenographischen Presens im Ribelungenvernahm wiedergegeben. Laibach. 1865. Gr. 8. 4 Ngr.  
 — Der Wassermann. Ballade aus dem Stenographischen Presens im Deutsche Übertragen nach einer mythologischen Studie. Laibach. Gr. 18. 4 Ngr.  
 Gladisch, A. Die Hyperboreer und die alten Sibirier. Eine historische Untersuchung. Leipzig, Hinrichs. 4. 13 Ngr.  
 Harberg, G. D., Das ewige Evangelium oder die Mittel zur Erlösung der socialen Frage. Versuch eines Programms für die fernende Internationalen in Europa, Asien und Amerika. Stuttgart, Schöber. Gr. 8. 10 Ngr.  
 Herbert, R., Erinnerungen an Leopold I. König der Belgier. Leipzig, Grunow. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.  
 Heyne, O., Der Karlsruher Tag zu Regensburg von 1830. Berlin, Guttentag. Gr. 8. 25 Ngr.  
 Schlagintweit, K., Die Gottesurtheile der Indier. Regio. München. Gr. 4. 13 Ngr.  
 Schneider, F., Erinnerungen aus den Jahren der Württemberger. 1806 und 1807 in Schloßen, Eppelben. Gieseler'sche. Deutschbürgliche Thaten Einzelner. Nach archivalischen Quellen gesammelt und herausgegeben. 1ste Hft. Stuttgart, Aus. 8. 15 Ngr.  
 Stein, S., Die Tathanden der Bühne. Schilderungen aus dem Bereich der demi-monde auf Erlebnisse und Beobachtungen begründet. Dresden, Wolf. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.  
 Wolfmann, A., Götter und seine Zeit. 1ste Abl. Leipzig, Gernmann. Gr. 8. 2 Thlr. 30 Ngr.  
 Zöllner, W., Aus drei Kriegen. Erzählungen in Versen. München, Franz. 16. 7 1/2 Ngr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

## Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von Franz Pfeiffer.

Erster bis dritter Band.

8. Jeder Band geb. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

I. Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.

II. Kudrun. Herausgegeben von Karl Bartsch.

III. Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Bartsch.

Gleichzeitig mit dem soeben erschienenen dritten Bande dieser Sammlung ist die zweite Auflage des ersten Bandes, welcher binnen Jahresfrist nach Erscheinen vergriffen war, ausgegeben worden.

Die Sammlung hat in der Presse wie im Publikum die glänzendste Aufnahme gefunden und die Verlags-handlung hat sich dadurch bestimmen lassen, den überaus billigen Preis von 1 Thlr. für jeden Band auch bei dem dritten Bande trotz des Umfangs von über 30 Bogen beizubehalten.

Die drei ersten Bände der „Deutschen Classiker des Mittelalters“ sind in allen Buchhandlungen vorrätig.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

Soeben erschien vollständig:

## Die Apostel.

Von Ernest Renan.

Autorisierte deutsche Ausgabe.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in 6 Lieferungen zu je 5 Ngr. zu beziehen.)

Dieses nun auch in der deutschen Uebersetzung vollständig vorliegende Werk rechtfertigt in hohem Grade die großen Erwartungen, die eine von dem weltberühmten Verfasser des „Via de Jésus“ herrührende neue Schrift erregen mußte. Es läßt die Anfänge des Christenthums und dessen Verhältniß zur jüdischen und heidnischen Welt in einer von den bisherigen Anschauungen ganz verschiedenen, aber überraschend neuen Beleuchtung erscheinen und fördert überhaupt so viele, auch unmittelbar auf die Gegenwart bezügliche Ideen zu Tage, daß weder der Theolog noch der Laie es zu lesen verschmähen darf. Unentbehrlich ist es namentlich allen Lesern von Renan's „Leben Jesu“ wegen seines engen Anschlusses an letzteres Werk. Der billige Preis von 1 Thlr. sichert ihm die weiteste Verbreitung.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

## Die Erbin von Glengary.

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

Friedrich Meyer von Waldeck.

8. Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Der Stoff dieses ebenso poetischen als bühnengerechten Dramas ist der schottisch-englischen Geschichte in der Mitte des 18. Jahrhunderts entlehnt.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

## PASSAGES FROM THE WORKS OF SHAKSPEARE

selected and translated into German.

## Ausgewählte Stellen aus Shakspeare's Werken

übersezt (mit gegenübergedrucktem Original) von

Gustav Solking.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese Auswahl von Stellen aus Shakspeare's Drama und Gedichten mit neuer deutscher Uebersetzung wird dem großen Publikum Englands wie Deutschlands willkommen sein. Sie empfiehlt sich einerseits durch elegante Ausstattung für die Bücherei, andererseits durch die Auswahl der Stücke zum Gebrauch in Lehranstalten und zum Selbststudium in der englischen und deutschen Sprache.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

## LES SYSTÈMES REPRÉSENTATIFS

avec élections populaires

historiquement exposés et développés

en rapport avec les conditions politiques et sociales des peuples

par

CHARLES BIEDERMANN.

Traduit de l'allemand par STANISLAS LEPORTIER.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

## CONSIDÉRATIONS SUR LA NATURE.

les conditions et les effets du principe constitutionnel

Quatre traités

des MM. JOSEPH HELD, RODOLPHE GNEIST, GEORGES WAGNER

GUILLAUME KOSGARTEN,

publiés par le Baron AUGUSTE DE HAXTHAUSEN.

Traduits de l'allemand.

8. Geh. 2 Thlr.

Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

## Das Leben Jesu

für das deutsche Volk bearbeitet von

David Friedrich Strauß.

Zweite Auflage.

8. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 12 Ngr.

Wenn bereits das im Jahre 1835 zuerst erschienene „Leben Jesu“ von Strauß, ungeachtet es ausschließlich für die deutsche Welt bestimmt war, weit über diesen Kreis hinaus gemacht, so ist dieses neue, ausdrücklich für das deutsche Publikum geschriebene „Leben Jesu“ desselben Verfassers noch mehr geeignet, das allgemeinste Interesse zu erregen. Ein Buch für Deutsche, in demselben Sinne wie das „Leben Jesu“ von Renan ein Buch für Franzosen, und darf das deutsche Publikum mindestens ebenso viel Theilnahme und Interesse an dem französischen Werk. Daß es dieselbe gefasste Beweise die schon wenige Wochen nach seinem Erscheinen an gemordene zweite unveränderte Auflage.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brodhäus. — Druck und Verlag von S. A. Brodhäus in Leipzig.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 21. —

24. Mai 1866.

Inhalt: Bulwer's „Milessische Märchen“. Von Rudolf Gottschall. — Ein neuer bismarckischer Dichter. Von Franz Sandvogel. — Die erste Theilung Polens. Von Adolf Stern. — Australische Literatur. Von Hermann Sopp. — Semillon. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Bulwer's „Milessische Märchen“.

Bulwer ist jedenfalls einer der vielseitigsten und geistreichsten Schriftsteller des neuen England. Die Zeit, in welcher seine Romane Mode waren, ist freilich fast vorübergegangen. Gleichwol dürfen sie in doppelter Hinsicht, sowohl was die spannende Erfindung und Darstellung als auch was die Fülle geistreicher Reflexionen betrifft, welche sie enthalten, den Vergleich mit den fashionablen Romanen der neuesten englischen Blaustrümpfe und Humoristen nicht scheuen. Seine geschichtlichen Romane ruhen auf umfassenden Culturstudien, welche er mit großer Anschaulichkeit zu verwerthen wußte; seine mehr socialen Romane geben interessante gesellschaftliche Spiegelbilder. Bulwer ist nicht die Plastik Walter Scott's; doch entschädigt er dafür durch die weitem Perspektiven seiner geistigen Bildung. Wollte man den allerdings weder durch den Sprachgebrauch noch durch die neuere Aesthetik acceptirten Unterschied festhalten, den Schiller zwischen naiver und sentimentaler Poesie aufgestellt, so würde man Scott zu den naiven und Bulwer zu den sentimentalen Poeten rechnen müssen. Auch im Drama hat sich Bulwer versucht, und obgleich er, bei der Debe der dramatischen Literatur des heutigen England, noch immer als ein einseitiger Bühnenkönig unter den Blinden betrachtet werden kann, obgleich seine Dramen auch als Bühnenstücke sich bedeutender Erfolge zu rühmen haben, so fehlt ihnen doch der dramatische Kern, und die Beschränkungen der Form, in welche sich Bulwer's Formtalent, wenngleich ohne den geistlichen Instinct des Bühnenauteurs, rasch zu finden pflegte, hinderten die freie Entfaltung der reichen geistigen Mittel, über welche Bulwer sonst gebietet. Ein satirisches Gedicht: „The new Timon“ und sein „King Arthur“ zeigten, daß der Autor auch den rhythmischen Roman nicht verschmähte, auch hier stand er den zeitgenössischen Dichtern noch immer ebenbürtig an der Seite. Ein neuer Beweis seiner Vielseitigkeit gab Bulwer durch seine soeben erschienene Sammlung poetischer Erzählungen, welche den achthundertvierzehnten Band der Tauchnitz Edition der englischen Autoren bildet:

The lost tales of Milletus. By Sir E. Bulwer Lytton. Leipzig, B. Tauchnitz. 1866. Gr. 16. 15 Ngr.

In der That zeigt uns diese Sammlung Bulwer's Talent, von einer neuen Seite, bewährt große Vorzüge epischen Stils und darf überhaupt in Bezug auf Inhalt und Form als eins der originellsten Erzeugnisse des neuen englischen Parnasses betrachtet werden, bei welchem in allerjüngster Zeit, selbst Tennyson nicht unbedingt ausgeschlossen, die blaustrümpfliche Färbung bedenklich überwiegt. Mindestens hat in der englischen Lyrik die Richtung der Seeschule über die Byron'sche den Sieg davongetragen.

Die „Milessischen Erzählungen“, als deren ursprünglicher Autor Aristides aus Milet gilt, welcher vermuthlich im 1. oder 2. Jahrhundert v. Chr. lebte und welche „Sisenna“ ins Lateinische übersetzte, sind uns im Original und in der Uebersetzung verloren gegangen. Wir dürfen diesen Verlust um so mehr beklagen, als uns damit eine ganz eigenthümliche Dichtgattung des Alterthums verloren ist, welche noch dazu mit dem beliebtesten Genre der modernen Erzählung die größte Aehnlichkeit hatte. In der That war Aristides der Boccaccio des Alterthums. Das Interesse, das seine Erzählungen einflößten, beruhte theils auf romanhaften Motiven, die erst später bei Apulejus und den ersten Romanbildnern wiederkehren, theils auf sowohl spannender als auch pilant-frivoler Schilderung. Es war mithin das Element der stoffartigen Reize, welches wir sonst im Aether der classischen Dichtung vergebens suchen, was diesen Erzählungen eine besondere Anziehungskraft verlieh. Wir können dies noch beurtheilen, denn der Stoffkreis, der in ihnen ausgebeutet wurde, ist uns bekannt aus den Werken der Grammatiker, aus den Angaben der Scholiasten, aus einzelnen Proben, die sich namentlich bei Athenäus und Parthenius, sowie bei Apulejus, dem eigentlichen Wiedererweder und Erneuerer der milessischen Novellenform, finden.

Aus diesen Angaben, Fragmenten und Proben hat es Bulwer nun unternommen, einen kleinen Cyclus milessischer Erzählungen zusammenzustellen, deren Ausführung

ganz ihm angehört und deren Reiz vorzugsweise in dem beweglichen Phantasiespiel besteht, für welches der Boden des Alterthums gleichgültig geworden ist, indem es alle seine festen Gestalten auflöst und selbst die Träger seiner Götterwelt in Rasputiden des arabeskenreichsten Phantasiebauens verwandelt.

Bulwer selbst erwähnt in der Vorrede der großen Popularität, deren sich die „Milesischen Erzählungen“ bei Griechen und Römern zu einer Zeit erfreuten, als die Dichtung beider Völker den höchsten Gipfel ihrer Entwicklung erreicht hatte. Parthenius aus Nicäa theilt uns die Umrisse zahlreicher Liebesgeschichten mit und zwar in durchaus nüchternen, schmuckloser Form. Der „Goldene Esel“ des Apulejus dagegen gibt uns, wie Bulwer meint, ein Bild von der Art und Weise, in welcher die milesischen Erzähler ihre Fabeln ausschmückten und welche schon ganz die vielseitigen Vorzüge der neuen Novellisten in sich vereint: lebendige Satire, üppige Phantasie und aufregende Abenteuer. Bulwer führt fort:

Aus solchen Angaben des Charakters und der Eigentümlichkeit der verlorenen milesischen Fabeln und aus den Ueberbleibseln der einst in vollstümlicher Gunst stehenden Mythen und Erzählungen, welche sich nicht nur in solchen Sammlungen alter Legenden, wie die von Apollodor und Conon, sondern auch zerstreut bei den Scholiasten oder bei Pausanias und Athenäus finden, habe ich mich befreit, einige Erzählungen zu gestalten, die als schwache Proben dienen mögen für die verschiedenartigen Stoffe, an denen diese alten Erzähler ihre Erfindungskraft übten. Ich habe von den hellenischen Mythen diejenigen ausgewählt, deren Grund nicht von den großen Dichtern des Alterthums in noch verschiedenen Werken schon vorweg mit Beschlag belegt worden ist und welche daher für das große Lesepublikum nicht ohne den Reiz der Neuheit sind. Auch habe ich in dieser Auswahl alle mehr trivialen Thematika vermieden, zu denen, wie man wol befürchten muß, die Vocacecios von Milet bisweilen herabstiegen, während ich mich bestrebt, Stoffe auszuwählen, deren einfache Vollstümlichkeit von Elementen abhing, welche der Kunst in jedem Land und in jeder Zeit sympathisch sind, Stoffe, die sich ganz von selbst zu erzählender Gestaltung oder dramatischer Situation hergeben und fähig sind, jenen Grad menschlicher Theilnahme hervorzurufen, welcher der erfolgreichen Anwendung aller mehr phantastischen Motive des Wunderbaren nie zu fehlen pflegt.

Auch über seine Behandlungsweise spricht sich Bulwer in der Vorrede aus:

Ich mache keinen Anspruch darauf, daß die hier mitgetheilten Erzählungen den Stempel jener ursprünglichen Form milesischer Dichtung tragen, deren Spur wir doch nur vermuthungsweise verfolgen können. Ich habe vielmehr gesucht, die Mythen, auf denen sie beruhen, in jenen Gesichtspunkt zu stellen, wie sie etwa den Zeitgenossen des Apulejus erschienen sein würden, bei welchem die Spur der milesischen Fabel vorzugsweise gesucht werden muß; eine Zeitepoche, während welcher die aus alten heidnischen Mythen hergeleiteten Fabeln, bei der Wiedererzählung, etwas von jenem „modernen Empfinden“ annehmen, welches sich damals bereits mehr oder weniger deutlich in dem Geistesleben geltend machte. Ich zweifle nicht daran, daß die lieblichen Geschichten von Amor und Psyche, welche den am meisten poetischen Theil des „Goldenen Esels“ bildet, einer weit älteren Zeit angehört als der des Apulejus; doch das moderne Gefühl, welches sich an den tiefen Gedankenströmungen erfreut und sich nicht mit einer bloß sinnlichen Kunst begnügt, herrscht in der Behandlungsweise des Apulejus vor und konnte überhaupt der Dichtung nur eingehaucht werden von einem Schriftsteller,

welcher entweder den Geist des Christenthums oder den der spätern Platoniker in sich aufgenommen hatte. Zudem der Verfasser daher diese Dichtungen betrachtet, nicht als ob sie von einem Zeitgenossen des Sophokles, oder des Ovid, sondern von einem Zeitgenossen des Apulejus oder von einem seiner minder begabten Nachfolger in der Wiederabstufung oder Umgestaltung der griechischen Romantik verfaßt worden wären, so ist er dem Vortheil, daß die Hauptwierigkeit in der Behandlung der klassischen Mythen durch einen modernen Schriftsteller wesentlich erleichtert, wenn nicht gänzlich entfernt wird; denn wenn sich auch das moderne Empfinden bisweilen in dem Hinweis auf die Wahrheiten, welche aller Dichtung zu Grunde liegen, geltend macht, so hört es doch auf, ein Anachronismus zu sein und ist berechtigt für die Epoche, in welche man die Gestaltung der Geschichte verlegen darf; gerade wie die Art und Weise, in der Apulejus die Erzählung von Amor und Psyche platonisirt, der Zeit, in der er lebte, und den Einflüssen, denen seine Phantasie unterworfen war, entspricht.

Die äußere dichterische Form der Bulwer'schen „Milesischen Erzählungen“ ist nun eine durchaus eigenthümliche. Bulwer will aus dem Ausdruck des Ovid: „Milesia carmina“ nachweisen, daß Aristides wenigstens einige seiner Erzählungen in Versen geschrieben habe. Die Wahl einer rhytmischen Form bedarf zwar keiner Rechtfertigung, wol aber das neue Experiment mit einer reimlosen Strophe. Wir glauben, daß die antike Reimlosigkeit aus Rücksicht auf ein entsprechendes Colorit bei so phantastisch freien Stoffen durchaus kein Erforderniß, daß im Gegentheil der Reim gerade bei so üppigen Phantasiespielen durchaus geboten war. Wie trefflich stehen die dreifachen Reimguirlanden der ottavo rima der üppigen Muse des Meisters Ariosto zu Gesicht, die im Grunde doch nur die „Milesischen Märchen“ der mittelalterlichen Romantik erzählt! Der blanco-vers kann wol größere dramatische Kraft entfalten, doch ist der Autor, obgleich er in der Vorrede das Element dramatischer Spannung betont, bei diesen Erzählungen eigen ist, in der That weit mehr auf die Hilfsmittel epischer Darstellung hingewiesen. Die neue, reimlose Bulwer-Strophe, wie man sie im Gegensatz zu den gereimten Spenser- und Byron-Strophen nennen könnte, besteht aus vier iambischen Zeilen von verschiedener Länge und Gruppierung; die zwei ersten sind fünffüßige Jamben mit männlicher, die letzte ein fünffüßiger Jambus mit weiblicher Endung, die dritte ein dreifüßiger Jambus; die beiden letzten werden auch umgestellt mit lauter männlichen Endungen. Es ist der blanco-vers der Tragödie, nur durch den Dreifüßler unterbrochen. Das Schema ist folgendes:

— — — — — oder: — — — — —  
 —  
 —

Wir wissen nicht, ob diese Strophenform für englisch Ohren einen besonders melodischen Tonfall hat. Jedenfalls ist sie sehr einfach, ohne jede rhytmische Schwierigkeit, welche den fortbleibenden Reim rechtfertigen könnte und macht den Eindruck eines Drameniambus, dem in jeder dritten oder vierten Zeile der Akzent zu früh auf geht. Einige Erzählungen sind übrigens durchweg in fünffüßigen Jamben geschrieben; die „Bridals in the spirit land“ in vierfüßigen reimlosen Trochäen, „Corinna

ger in einer Art von verflümmelter altschöner Strophe. Bulwer entschuldigt sich, daß er nicht Hexameter oder Distichen gewählt; doch passten diese noch weniger für den Stoff und die Behandlungsweise, welche gerade den Eindruck des alterthümlich Classischen und episch Würdevollen vermeiden mußte.

Indeß hat der Dichter dem epischen Stil der großen Nachdichtungen doch eine Eigenthümlichkeit entlehnt, aus welcher sehr viele Schönheiten seiner Gedichte hervorgegangen sind — die epische angeführte Vergleichung. Wenn in die lyrische Kürze und Gebräugtheit in der Beschreibung betont, auf welche er sein Augenmerk gerichtet habe, so mußte er diese zahlreichen Vergleichungen ausbeuten, welche von den Metaphern, wie sie Epik und Drama anwenden, in ihrem ganzen Wesen verschieden sind. Denn während die letztern in ihrer Schlaghaftigkeit als phantastische Abbreviaturen zu betrachten sind, welche Gedanken und Bild vermählen, gefällt sich die epische Vergleichung gerade darin, zwei für die Anschauung dichtend angearbeitete Bilder durch ein tertium comparationis zu verbinden, das nur als der gemeinsame Angelpunkt für zwei sich selbständig bewegende plastische Bilder betrachtet werden kann. Derartige Vergleichungen kommen bei dramatischen Dichtern, wie Schiller und Schopenhauer, nur selten vor; Goethe aber, bei dem die epische Aignung überwiegt, ist reich daran, namentlich in „Iphigenie“ und „Tasso“, doch diese selbständig angemalten Lebensstücke der Poesie beeinträchtigen die Energie des dramatischen Stils. Wir erinnern nur an die beiden mit angeführten Schlusssprüche des „Tasso“, deren dichterisch schöne Marinemalerei nur um so empfindlicher die Schwäche hervorhebt, durch welche der Dichter uns zunächst, aus den Helden zuerst als Welle und dann in dem Athem als Schiffer vorzustellen.

Derartige Vergleichungen finden sich nur ausnahmsweise in den poetischen Erzählungen von Byron und Moore, in denen fast durchweg die Metapher vorwiegt. Deßwegen sind diese „Milesischen Erzählungen“ Bulwer's daran, und dies ist der einzige Punkt, durch welchen sie mit der antiken Epik zusammenhängen. Er vergleicht z. B. seine Helbin, über welche plötzlich der Gedanke der Liebe kommt, einer Nachtigall, welche von der Bra eines Meisters vollendete Musik gehört hat, sich nun allein ins Dickicht flieht, mit ihren eigenen Melodien nicht mehr zufrieden und, verfolgt von früher ungekannten Klängen, sie wiederzusingen versucht zu eigenem Entzücken, doch immer vergebens, weil ihr der Schlüssel fehlt, der die Musik erschließt. Nicht minder häufig vergleicht er den Helden der ersten Erzählung, den jungen Prinzen Bariatres, in gleicher Lage mit einem Fische, welcher, der erste in der Herbe, plötzlich von einem Pfeil getroffen, zum kühlen Rand der strauchbewachsenen Quelle kriecht, wobei er dies Jagd- und Waldbild noch mit einer Fülle von Detailzügen aus schmückt. Vor der Schlacht zwischen Scythien und Medern rollt des Bariatres Wagen mit seinen weißen Rössen die schnellgetrennten Reihen entlang, doch schnellgeschlossenen folgen

sie dem Wagen, wie nach dem Blitz der Hagel und Wirbelwind des Sturms; die Scythien hatten ihre Streitkräfte zersplittert, „wie Waldströme in Bäche zersplittern die Riesenvögel, deren gesammelte Macht Stundflut wäre“:

As torrents split in rills  
The giant waves, whose gathered might were deluge.

Die Schönheit des hellischen Hirtenthabens war so nahe der mineralischen Schönheit, wie in der Stunde, wenn schlürfrige Wellen erwachen, des Morgens reiner Stern der Sonne ist, ehe sie in größerer Strahlenglorie sich verliert:

As in the hour, when drowsy violets wake,  
The pure star of the morn  
Nears to the sun eye lost in ampler glory.

Ueberall ist das Bild der Vergleichung Selbstzweck, mit dichterischer Schönheit in allen einzelnen Augen gemalt. Wo finden sich auch schlaghafte Metaphern:

Krieg ist der Wolke Kind,  
Und oft am stillsten grade vor dem Donner.

War is the child of cloud  
Often times stillest just before the thunder.

Doch bestimmen sie weniger die Physiognomie der Dichtungen.

Das erste Gedicht: „Der geheime Gang“ („The secret way“) ist dem Athenäus entnommen. Das Wunderbare darin ist von geringer Bedeutung und beruht nur auf Traumbildern der Liebe. Eine scythische Prinzessin und ein persischer Fürst lieben sich auf diesem nicht mehr ganz ungewöhnlichen Wege, ohne indeß ihre Adresse zu kennen. Um Unvorsichtigkeit zu vermeiden, trägt der scythische Herrscher seine schöne Tochter dem Perserkönig an. Dieser lehnt den Antrag vornehm ab; es kommt zu Krieg, zu Schlachten, Belagerungen. Der Scythienfürst hat sich, gegen die Landesfeste, eine hochgethürmte, feste Burg gebaut, der Priester ohne Wissen des Fürsten einen geheimen unterirdischen Gang graben lassen, der hinaus in die freie Steppe führt. Doch der Fürst will selbst davon nicht Gebrauch machen; seine Tochter soll sich aus dem vornehmsten Krieger einen Gatten wählen und mit ihm zu den Nomaden fliehen. Doch ein anderer Häuptling, dem der Schlüssel und die Leitung der Flucht — wie es uns scheinen will, an und für sich überflüssigerweise, wenn auch notwendig für den Schauspect — anvertraut wird, erscheint, um selbst die Braut zu erlangen, als Verräther vor dem Perserkönig und zeigt ihm den geheimen Weg in die Festung. Die Tochter des Scythienkönigs soll gerade bei glänzendem Belag den Bräutigam sich wählen und dem Ermählten als Zeichen seines Willens den vollen Pokal reichen; zitternd schreiet sie die Weihen entlang, doch plötzlich verkünden sich ihre Jüge, sie reicht den Pokal einem schönen Jüngling, der vor ihr mit ausgestreckten Armen auf den Knien liegt: „Bariatres, der Perser!“ Die beiden Traumbilder gräßen sich. Er ist durch den geheimen Gang ins Schloß eingedrungen — natürlich folgen gezogene Schwerter, Versöhnung und Liebesglück! Die Gefindung der Geschichte ist romantisch; das Schlußstücken würde in jeder Oper als höchst



wirkungsvoll Glück machen. Das Unwahrscheinliche in der Motivierung zu kritisiren, erscheint als wenig angemessen; denn wir befinden uns ja in dem Zauberreich der „Wilschischen Märchen“. Im ganzen aber hat diese Erzählung noch die meiste Verwandtschaft mit ähnlichen Dichtungen von Byron und Moore.

Durchaus originell dagegen ist die zweite: „Tod und Sisyphus“ („Death and Sisyphus“). Man kann sie pikant-geistreich nennen und Bulwer hat in ihr den leicht spielenden Ton getroffen, der sich für die moderne Behandlung solcher mythologischen Fabeln eignet. Bulwer hat den aus den alten Mythographen und aus einzelnen Glossen der Scholiasten entlehnten Stoff frei für seine Zwecke gestaltet und sogar in jener Stelle, an welcher er die Wirkungen des gefangenen Todes auf den religiösen Cultus der Menschen schildert, dem „Plutus“ des Aristophanes einzelne Züge nachgedichtet.

Die Erde schreit zu Zeus um Rettung vor Sisyphus, dem Erzräuber, der sogar des Zeus Drakel bestechen will, um seine gestohlenen Ochsen gut zu verlaufen. Zeus schickt nach Hermes; der Tod soll rasch den Räuber in seine Hände geben, daß er ihn in die Unterwelt geleite. Der Tod erscheint bei Sisyphus, der ihn sehr artig bittet, Platz zu nehmen. Kaum sitzt der Tod, als aus dem Stuhl von Cyclopenarbeit hundert stählerne Bände herauspringen und den Tod fesseln, der sich nicht rühren kann. Sisyphus trinkt auf seine Gesundheit und verhöhnt ihn. Dann aber beginnt er gewüthlich mit ihm zu plaudern, gibt ihm zur Genüge zu essen und zu trinken, so daß der Tod sich allmählich etwas vermenscht und anfängt sich wohl zu fühlen. Zeus war eine Zeit lang in seine Privatgeschäfte vertieft, welche nur den Eingeweihten in den Mythen bekannt sind und welche der Dichter profanen Ohren nicht verkündigen will; als er wieder Ruhe findet, sich um die Erde zu bekümmern, bemerkt er, wie unaufmerksam er von den Menschen behandelt wird. Kein Bitten, kein Klagen — die Sterblichen fürchten den Tod nicht mehr. Es ist dies eine geistreiche Wendung und glücklich durchgeführt. Hermes begibt sich in die eingeschlossene Unterwelt; Pluto erhebt sich zürnend, ein Sturm fährt über die Erde, und die Sterblichen verspotten den Donnerkeil — der Schiffer auf der See lacht über den Sturm: „Der Tod ist festgebunden, wir können nicht ertrinken“; der Tempelräuber verlacht den Blitz: er kann nicht tödten; die Ehebrecherin ruft: „Vergib mir, Zeus!“ Doch der Geliebte entgegnet: „Laß den Sturm rasen, küß mich! Kein Tod, kein Zeus!“ Doch Pluto schmelzt mit dem Danch, der Phlegethon in Flammen gesetzt hat, des Sisyphus stählerne Bände wie Wachs und schickt den Tod wieder an sein Werk:

Bring' mir den Schiffer, der den Sturm verlacht,  
Das Kind, des Wiege nicht die Mutter kennt,  
Den Ehebrecher in der Sünde Blut,  
Und sag': „Zeus herrscht und Tod!“

Zuerst aber muß Sisyphus sein Geschick erfüllen. Der Schlaue bittet die liebende Gattin mit süßer Schmeichelei und dem Versprechen eines Armbandes von Per-

len, daß sie ihn wie lebend betrachten möge, wenn auch seine Seele für einige Zeit dem Körper entfliehen müsse, um Zeus guten Rath zu ertheilen; die Gattin gehorcht. Als Charon nun vom dem Räuber den Obolus verlangt, weist er ihn zurück, weil er weder begraben noch verbrannt sei. Das Zwiegespräch zwischen Charon und Sisyphus erregt ein Gelächter bei den Schatten, das bis zu Pluto's Thron dringt. Da der unbegrabene Sisyphus nicht zu Pluto kommen kann, so kommt dieser zu ihm und warnt ihn. Der Räuber aber meint, er gehöre noch nicht zu seiner Jurisdiction, da er noch nicht den Strg passirt habe. Es sei dies die Schuld seines schlechten Weibes, das seiner Leiche das Begräbniß verweigere. Wenn er ihm wieder erlaube, zur Erde zurückzukehren, so werde er sein Weib zu ihrer Pflichterfüllung anhalten und dann dem drei Richtern heitern Sinns vor die Augen treten und sein schuldloses Leben beweisen. Pluto erlaubt es ihm; Sisyphus kehrt zurück auf die Erde und in seinem eigenen Leib und läßt sich das Essen nach den Strapazen der unterweltlichen Reise vortrefflich schmecken. Nun hatte er auf derselben mit Hermes gewettet, daß er noch dieses Abend auf Erden zur Nacht speisen werde, und Hermes ihm für diesen Fall seine Fährsprache bei Zeus zugesagt. So wird dem Räuber denn verstattet, auf Erden zu weilen, bis er selbst den Tod rufen würde. Er beginnt ein neues Leben, wird König, baut Tempel, pflegt die Cultur; doch alles nur um seiner selbst willen, um seinen Thron zu stützen, bis er endlich im Alter dahinsiechend selbst den Tod ruft und in der Unterwelt die bekannten Strafen erduldet.

Die Erzählung hat, abgesehen von der humoristischen Färbung, erhabene Stellen von lakonischem Wurf, treffende Schilderungen, und ist jedenfalls als die Perle der ganzen Sammlung zu betrachten.

Die dritte Erzählung: „Corinna oder die Pangsrotte zu Ephesus“, knüpft an eine Sage an, welche diese Grotte betrifft. Sie soll über einem der Eingänge zur Unterwelt errichtet gewesen sein. In ihr befand sich eine Statue der Artemis, an welche die Rohrflöte befestigt war, die ihr Pan als Friedenszeichen geweiht. Diese Grotte bot eine Art von Gottesgericht für Mädchen, die sich von irgendeiner Anschulbigung reinigen wollten. Wenn sie die Grotte betraten und die Panflöte gab einen Klang von sich, so waren sie von jeder Schuld freigesprochen, wenn nicht, so verschwanden sie. Die Erfindung der Geschichte ist von selbstverständlicher Einfachheit; nur ein paar Stellen sprechen durch den Reiz der Schilderung an. Als die Heldin den Entschluß faßt, die Entscheidung dem Drakel anheimzugeben, heißt es von ihr:

Auf stand sie plötzlich, strahlend in Majestät,  
Sah furchtlos ihm in das Aug', erhaben schön;  
Sanft war ihr Lächeln, ihr Bild,  
Doch ihn schredte ihr sanftes Wesen.

So friedlich erhebt sich der Mond über Rhodope,  
Entschleiernd die Eisgefäße von Thrazien,  
Wenn ringsum Frieden und Licht,  
Doch ringsum Nacht auch und Winter.

Bilaster ist die kurze Erzählung von Kalchas' Geschick. Der Wahrsager soll nur dann sterben, wenn ihn ein anderer in seiner Wahrsagekunst übertrifft. Da kommt ein Strolch, der ihm in seinem Weingarten verkündet, er werde zwar die Trauben kelter, doch der Wein gehöre einem andern. Kalchas lacht der Weissagung, läßt, als der Wein aus diesen Trauben ausgegoren und trinkbar ist, den Strolch zum Gelage bitten. Kalchas, den Becher in der Hand, erzählt den Gästen die Prophezeiung und ermahnt den Propheten in Lumpen, zu widerrufen. Doch dieser weigert sich und bleibt bei seiner Verkündigung:

Lebst, und ich bin dein Slav,  
Doch trinkst du nicht, sollst du der meine sein.

Ueber diese unerschütterliche Dreifigkeit entsteht ein schallendes Gelächter; die trojanischen Slaven, die nie gelacht, seit Ilium fiel, werden angesteckt von der Lachlust; die Vorschneider lassen das Messer aus der Hand fallen und halten sich die Seiten. Auch Kalchas kann nicht länger beherrschen, erhebt den Becher, indem er auf den Landstreicher blickt, der in der allgemeinen Lust mit unbeweglichem Ernst dasitzt, wie Athene's Eule, verhöhnt von Staarmagen; er bricht dann in ein unaussprechliches Gelächter aus, bis sein Angesicht sich purpurn färbt, der Becher seiner Hand entfällt, bis er selbst zur Erde stürzt und lachend mit den Worten stirbt: „Der größte Seher ist gefunden!“ Ein amuseses Geschehnis, wozu eine Glosse des Servius zu den Eklogen des Virgil Bulwer die Anregung gab, mit ironischer Pointe und hinreichend angemalt.

„Der Sohn der Dreabe, eine sicilische Legende“, ist im antiken Idylle, halb im Stil des Theokrit, halb in der Doidischen „Metamorphosen“ gehalten. Ein Schäfer, der eine Nymphe liebt, wird ihr antreten im Arm der schönen Prinzessin, Glauce. Da schwebt an einem Morgen nach durchschwelger Nacht die Nymphe aus der Fontaine des Saals hervor, küßt den Treulosen und im Auge erblindet:

Und Glauce schließt, erwacht, ihn in den Arm,  
Doch traurig raft er aus: „Ich seh' dich nicht,  
Verloren ist für mich  
Auf immer deiner Schönheit blüh'nde Pflanz.  
Mit deiner Schönheit schwand auch meine Liebe,  
Die Flamme brennt nicht, wenn das Licht erlosch,  
Der Götter Willen ist's,  
Nicht du, sie haben's über mich verhängt.“

Er läßt sich wieder zurückführen in seine idyllische Einsamkeit, bittet an dem Quell der Najade die verlorene Schwester:

Von deinem Fuß farb alle Schönheit rings,  
Damit wir deine lebensvoller strahl;  
Ins Antlitz schau' ich dir,  
Seh' um dein Haus die kühlen Nissen schimmern,  
Wo unter Bogen, die kein Sturm erschreckt,  
Die Blume sonnenschen die Sterne grüßt!  
Nimm mich zu dir und küß  
Mir unter deiner Flut das Auge hell.

So geschieht es, die Nymphe holt den Schäfer zu sich und in die azurne Tiefe. Die Erzählung ist reich an köstlichen Schönheiten von sanft üppigem Charakter.

„Das Weib von Milet“ schildert die Strafe, die ein edler Gallier über ein treuloses Griechenweib verhängt. Die Erzählung, den Erotika des Parthenius entnommen, fesselt durch den Gegensatz zwischen verderbter Civilisation und sittenstrenger Barbarei.

„Hochzeiten im Geisterland“ ist eine sinnvolle Phantasmagorie. Auf den Inseln der Seligen im Schwarzen Meere, wo die Helenschaten weilen, sucht Leonhans von Kroton, den der Schatten des Iokrischen Ajax verwundet hat, Heilung bei ihm selber, da nach dem Spruch des pythischen Gottes nur der die Wunde heilen kann, der sie geschlagen hat. Da erblickt er Helena und Achilles, zu seinem Erstaunen vermählt im Geisterlande. Als er sich darüber verwundert, sagt ihm der Pelide, daß in der That die Schwester der Sterne hier seine Gattin ist:

Ihr unsterblich Theil ist Schönheit,  
Mein unsterblich Theil ist Ruhm;  
Ruhm und Schönheit sind auf ewig  
In der Seligen Reich vermählt.

Die Phantasmagorie klingt wie eine lyrische Symphonie melodisch aus.

Die letzte Erzählung: „Chyppe oder der Apfel“, ist eine Zaubernovelle, die bei den griechischen und römischen Schriftstellern gleich beliebt war; Kallimachos schrieb ein Gedicht: „Chyppe“, Ovid (oder Sabinus) eine Heroide: „Acetius und Chyppe“. Der am Altar der delischen Artemis der schönen Chyppe in den Schoß geworfene Apfel, in welchen Acetius ein ihr in den Mund gelegtes Liebesgelübde mit dem Jagdmesser eingeschnitten, übt seine Zaubermacht aus, indem die andern Freier in Schlafsucht verfallen, in den Hades hinabsteigen und dort erfahren, daß sie Chyppe nicht heirathen dürfen, bis dann der Rechte kommt, den der Apfel verkündigt hat. Die Handlung ist bewegt, lebendig, inhaltsreich; die poetische Schilderung dagegen steht etwas gegen die andern Erzählungen zurück, indem das stoffartige Interesse überwiegt.

Bulwer's „Miletsche Märchen“ nehmen unter den neuern englischen Dichtungen immerhin einen hervorragenden Rang ein. Bulwer ist ein geistreicher Autor, den wir gern auf lyrisch-epischem Gebiete begrüßen, wo das Prädicat „geistreich“ nur den weißen Raben zuertheilt werden kann.

Rudolf Gottschall.

### Ein neuer ditmarscher Dichter.

Reeder und Stückschen in Ditmarscher Platt von Boyesen van Rienarten. Leipzig, Brodhans. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn ich es unternehme, bei den Lesern d. Bl. einen neuen ditmarscher Dichter einzuführen, so könnte ich das mit einer stolzen Tirade über die Bedeutung und, soviel ich etwa davon aufreiben könnte; über die Geschichte der Dialektdichtung. Doch glaube ich das dem Leser erlassen zu dürfen.\*)

Also ohne Formalitäten: Herr Boyesen van Rienarten — das Publikum! Der Dichter ist ein gelehrter Kenner seiner gelehrten Forschung wahrhaftig nicht unwerthen

\*) Wir glauben anmerken zu müssen, daß die Bedeutung der Dialektdichtung in jüngster Zeit wesentlich überflüssig wird. D. M. b.

niederdeutschen Mundart, aber seine Liebe zu der heimischen trauten Sprache ist nicht lediglich die des Sprachforschers, sie ist vielmehr das innigste Mitfühlen mit dem ganzen Schatz von Gemüth und Phantasie, von Verstand und Wit, von Lust und Leid, der sich aufs reinste in reiner bewahrter Sprache und Sitte ablagert; sie ist eine zarte, feinsche, auf höchste Achtung gegründete Liebe, wie sie nur der Dichter oder solche Sprachforscher haben, die wie Jakob Grimm der Sprache ihre tiefsten Klänge und zartesten Empfindungen abzulauschen verstehen.

Der Sprachforscher und der Dichter, der Volksdichter nämlich, geben sich die Hand in den reizenden Dichtungen, die wir etwas näher betrachten wollen: eine Vereinnahmung, die nicht so selten sein sollte, als sie es leider ist, denn wenn uns irgendetwas von unserm blasierten Subjectivismus heilen kann, so ist es die Achtung vor reiner Volkstümlichkeit, wie sie aufmerksamem Zuhörern auf die Sprache sich ergibt.

Es kann scheinen, als trete in Voß's Gedichten die Rücksicht auf Sprachliches zu sehr hervor, als beeinträchtige den eigenen dichterischen Gedanken diese staunenswerthe Virtuosität im Aneignen des oft Entlegenen und vereinzelt dem Volksmunde Entschlüpfenden. Aber mag auch hier und da des Guten zu viel geworden sein, immer ist ein eigenthümlich anheimelndes Gefühl — eben der Respekt vor der Volkseinzelheit — die Schuld solcher Fehlgänge.

Ich kenne von hochdeutschen Dichtern außer dem sprachgewaltigsten, Goethe, nur noch Rückert, der es versteht, die verborgene Poesie des Wortes zu eigener poetischer Gestaltung zu nutzen. Schiller ist überall viel zu beschäftigt mit dem Gedanken, als daß er dem Worte, das sich angefaßt einstellt, scharf ins Auge blicken sollte. Goethe und Rückert hegen die Worte wie Freunde, sprechen mit den einzelnen gleichsam vertraut, Schiller behandelt sie wie Soldaten, die ihm seine Grifflöcher schlagen sollen; ihre Wortindividualität ist ihm nichts. Daher der Vocabelschatz jener beiden fast unerschöpflich, der Schiller's fast dürftig.

Und doch ist es Schiller, der die uns unbewußte Denkraft und Poesie der Sprache anerkennt, wenn er sagt:

Woll ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,  
Die für dich leuchtet und denkt, glaubst du schon Dichter zu sein?

Der Leser könnte gerade dieses Distichon gegen Voß's lehren, wenn ich ihm nun nicht auch sagte, daß Voß's bei aller Anbequemung an heimathliche Lebensarten, Naturkunde und Idiotismen der eigenen Gestaltungsgebe keineswegs ermangelt. Denn allerdings sie ist das A und das O aller Poesie, und im andern Falle dürften wir Voß's zwar wol den feinsten Kenner und verständnisvollsten Zeichner seines Volkstums nennen, aber keinen Dichter.

Nach hat gewundert, daß Hans Gooth, selber der gepriesenste dithmarsische Dichter und ein großer Kenner seiner Mundart, diese Seite an unserm Dichter zu vermissen scheint.

Jedenfalls — sagt er von Voß's in seiner Anzeige („Dichter

Zeitung“) — ist es im ganzen und großen die Poesie, die in der heimischen Sprache steht, die ihn hauptsächlich berührt und belebt. Seine Gestalten, seine Empfindungen treten dagegen im allgemeinen in den Hintergrund; sie sind oft fast nur wie das Band zu dem Wortstrom, der fließt, an dem er seine seltsamen Klänge aufreißt, die eine geheime Macht über seine Seele gewonnen haben und den Leser wiederum ähnlich anziehen, eine Sprachmasse, eine Sprachmalerei ganz eigener Art.

Diesem Urtheil stimme ich nicht bei und denke den Leser überzeugen zu können, daß wenigstens in der Plastik der Empfindung Voß's ganz Treffliches und Einziges bietet. Um so lieber lasse ich den competentern Richter sich über unsern Dichters seltenes Sprachtalent aussprechen:

Sorgsam und liebevoll, wie ein Botaniker nach Blumen, ist er umhergewandert nach dem Wortschatz des dithmarschen Volks. Er hat sich nicht etwa begnügt mit dem natürlichen Vorrath, den er aus dem Vaterhause, den Knabenjahren, dem Nachbarsgespräch mitgebracht in die demüthigsten Jahre. Er hat das Seltsame zu erörtern, das Unzugänglichste zu finden gewacht. Denn das Wort gleicht auch darin der Pflanze, daß einige in Unzahl wie die Heide und das Gras allenthalben da sind, in jedem Munde sich finden, das Gesproch und die Rede füllen; andere entstehen eigensinnig, einsam und sparsam nur auf besonderem Boden, nur am Seestrande: der Fischer, Schiffer oder Strandläufer gebraucht diese Worte, in seiner Phantasie sind sie erwachsen, nur sein Ohr und Gedächtniß versteht sie lebendig und hegt sie fort; in der stillen Krankenstube: Wärterinnen, Beschlüchter haben ihre Geheimwörter, der Aberglaube hat sie, Spieler und Schwärmer, einzelne Familien mit besondern Eigenheiten; ja auch im gewöhnlichen Lebenskreise tauchen einzelne Vocabeln im Volksmunde nur wie seltene Vögel auf, kaum genau kenntlich in ihrer flüchtigen Erscheinung. Voß's ist der Mann, diese Vögel zu fassen. Ich darf in dieser Sache wol so weit mitgehen, um zu behaupten, daß kaum ein Mann existirt, der ich möchte sagen den geheimen Wortschatz der plattdeutschen Sprache so lebendig beherrscht als unser Autor. . . . Sprachlicher Genie ist er ein Meister.

Was den Titel „Reeder und Stückschen“ betrifft, belehrt uns die Wortverdeutschung, daß Reed (Ried) schwungvollere, gehobener Art des Sings, „Stückschen“ dagegen die niedere, ein Gesangsstück, Tanzstück, Reimsatz oder Erzählung bedeute.

Als Probe eines solchen „Stückschen“ hebe ich zu nächst das reizende von dem kleinen strammen, blauen und flachbüschigen Sempermay — so würden wir sagen für Sempermay — heraus (S. 18):

Du lütte <sup>1</sup> Sempermay,  
Du bist keen Dreelut <sup>2</sup> weert!  
Du doch so juckers!  
Du lütte Ransendad <sup>3</sup>!  
Mit ranne Beer und Föt  
Un biden, fetten Rad.

Du lütte Plaksoor <sup>4</sup>,  
Wat heft far'n Fack <sup>5</sup> doar!  
Und rein so'n root Gefak;  
Doar steegt de Fuden <sup>6</sup> rann;  
It löw <sup>7</sup>, dat smäcker <sup>8</sup> nich  
En Engel wesen <sup>9</sup> konn.

Du lütte Blauvogel!  
Wo <sup>10</sup> heet tu Ed flogg:

<sup>1</sup> Reiter. — <sup>2</sup> Apfelmus, Dreien. — <sup>3</sup> Guckhans, — <sup>4</sup> Flakhaar. — <sup>5</sup> für eine Haarbille. — <sup>6</sup> fliegen die Fäden. — <sup>7</sup> glau. — <sup>8</sup> schmecken, schmecken. — <sup>9</sup> sein. — <sup>10</sup> wie. —

He hett sin Moeder nicht <sup>11</sup>,  
 Nun schnell <sup>12</sup> he schelmisch sit un,  
 Ob er dat ool wull gitt,  
 Und steit for Hegen <sup>13</sup> krumm.

Du Mitje Goortos <sup>14</sup>  
 Nu moel man gau <sup>15</sup> too!  
 Doar sit, bin Moeder wert!  
 Wo legt den Kopp he an:  
 „Dat weer ja bös nich meent“  
 Und sticht <sup>16</sup> wat he kan.

Du Mitje Gunthart <sup>17</sup>,  
 He hett bi bloot narrt <sup>18</sup>,  
 Wo kan bin Moeder wull  
 Op bi ins Iheri warren <sup>19</sup>?  
 Dee is dat Hart so full,  
 Dat kan ni lebdi <sup>20</sup> warren.

<sup>11</sup> angehen. — <sup>12</sup> schnell, von unten sehen. — <sup>13</sup> vor Freude, vor Schrecken. — <sup>14</sup> Hagen. — <sup>15</sup> schnell. — <sup>16</sup> schmeichelt. — <sup>17</sup> Gunt-  
 hart. — <sup>18</sup> He hat nur geklopft mit dir. — <sup>19</sup> einmal jählich werden. —  
<sup>20</sup> lebt.

Ob das nicht ein Meierheim'sches Kinderbild voll Leben  
 und Wärme? Ebenso reizend ist ein anderes S. 58. Das  
 Kind hat sich gestoßen und die Mutter tröstet es:

Herrje mi nee!  
 Du heft di stütp?  
 Wo deit dat weel!  
 Dat hett wull blütt (geblutet)?

Nun nur schnell zur Kammer hin, da gib's einen Pap-  
 pen Brot, das wird denn wol den großen Schmerz  
 heben.

Die Liebe zur Heimat, dem wogenumbrandeten, wind-  
 verhauchten Lande, und seinem dadurch auch im Gemüth  
 schwebenden Menschenschlage klingt überall durch. Das  
 „Landbüsch“ gibt jeder Herzensache erst den rechten  
 Schlag, aber es hat doch den Schall im Nacken. Das  
 Land ist nur klein, da wagt die See, die graue Wäde  
 liegt dahin, wenn der Sturm sie aufregt; aber schau  
 seine reichen Fluren in heller, warmer Sommerzeit  
 da nichts anderes, und die Menschen sind noch von der  
 alten Art, jorunnthig, trohig und frans. „Ihr Di-  
 narschen“, ruft der Dichter ihnen zu, „rühret doch wieder  
 die Zungen wie eure Väter sangen, hat euch doch Klaus  
 Orth wunderbare Lieder gedichtet; oder schämt ihr euch  
 eines schlichten Plattdeusch? Laßt euch nicht behören,  
 macht es wie die Alten, die sprachen wie ihnen der Schna-  
 bel gewachsen war und was sie wußten so für gut  
 hielten.“

Drum bliint man aller Weggen  
 Gehört klinkt <sup>1</sup> platt  
 Und as de Dolken degen <sup>2</sup>,  
 So gek <sup>3</sup> it wörrst wat.

<sup>1</sup> ungezwungen. — <sup>2</sup> gezogen. — <sup>3</sup> gekost.

Daß die Naturschilderungen am häufigsten das un-  
 terirdische Meer zum Gegenstande haben, ist nicht zu ver-  
 wundern. Unser Dichter weiß uns aber die Wustt des  
 Meeres so bezaubernd wiedergzugeben, daß auch von seinen  
 Wesen gelten kann, was er von denen seines Meisters  
 Hans Groth sagt:

Doar ward een rein, moskden (wie)  
 Man kan't ni seggen, to Moer.

Man höre S. 152:

Sitt it's Dabends op en Mit,  
 Gient de Ebb und duist de Wagg,  
 Driim ik raver, drüm mi riif,  
 Deer und bliid an't Een van'n Dag.

Das ist nach Groth's Uebersetzung: „Sich' ich-abends auf  
 dem Deich, leuchtet die Flut fern auf und wagt die Welle  
 empor, so treib' ich in Gedanken hinüber, träume mich  
 reich, freudig und glücklich am Ende des Tags.“

Zu den glücklichsten Naturbildern gehört die Schilder-  
 rung des Moores in Nacht und Nebel, und ich wüßte  
 fast nur Goethe's „Erkdnig“ mit dem „Moortel“ (S. 14)  
 zu vergleichen. \*) Nächstlich, heißt es, hält dort die wilde  
 Jagd ihren Umzug mit dem Moortel, und wer dann  
 da geht, kriegt seine Tracht. Dennoch wagt sich ein kühner  
 Wanderer bei später Zeit und trotz dem wogenden Nebel  
 hinein. Bedingstgen schön ist die Schilderung seiner  
 immer mächtiger werdenden, der Reflexion Stand hal-  
 tenden Visionen; immer entsetzlicher wird die Angst, und  
 weg- und steglos irrt der Arme immer in Kreise herum,  
 denn je eifriger er seinem Gespenst zu entfliehen trachtet,  
 um so schlimmer regt er sich auf, bis er gänzlich, von  
 Anstrengung und Angst gebrochen, zusammenstinkt. Am  
 Morgen sehen ihn mit Grauen die Leute, die da gegangen  
 kommen: „Du lieber Gott, ein todtter Mann! Das hat  
 der böse Moortel gethan.“ Zwar was das Goethe'sche  
 Gedicht zu so wunderbarer Wirkung hebt, der Kampf der  
 durch den Vater vertretenen Reflexion gegen die endlich  
 auch ihn ergreifenden Hallucinationen des Kindes, das  
 fehlt in unserm Gedichte, aber der Leser wird genötigt,  
 seine eigene bessere Einsicht gegen die Bangigkeit des armen  
 Mannes einzutauschen und mit Grauen die überlegene  
 Macht des sogenannten Aberglaubens anzuerkennen. Oder  
 wer kann sich der Wirkung dieser Verse entziehen:

Doar seeg, wat soat <sup>1</sup> en umme Rad  
 So gueterwart <sup>2</sup> und glaup <sup>3</sup> so schief  
 Und rit <sup>4</sup> em oppen Ductebad <sup>5</sup>  
 As een, de Gott nich alto leef? <sup>6</sup>

De Kri, de löppt <sup>7</sup> far Angst in Draf <sup>8</sup>  
 Und strengt sit an, as gollt <sup>9</sup> den Doot;  
 Ja weer he man van't Moer heraf,  
 Dem, stelt he <sup>10</sup>, weer he mit de Doot.

De Swarte moakt en Dogverschrön <sup>11</sup>;  
 Doo, dükt em, sticht he'n seler Spoer <sup>12</sup>;  
 He rüant <sup>13</sup>, em brennt de Soal and Eän <sup>14</sup>,  
 Doch jümmerloos <sup>15</sup> in' Krin! <sup>16</sup> op't Moer.

Dat drückt sin Hart und Hals tosoem,  
 Dat drückt en as en bliern Foot <sup>17</sup>;  
 He greest und bewet <sup>18</sup>, he stit all <sup>19</sup> soam,  
 To Kopp hin schütt <sup>20</sup> em hilt <sup>21</sup> dat Bloot.

<sup>1</sup> seht. — <sup>2</sup> glänzend schwarz. — <sup>3</sup> schnelle Räder, besonders Seiten-  
 Räder. — <sup>4</sup> reitet. — <sup>5</sup> Räder. — <sup>6</sup> lieb. — <sup>7</sup> läuft. — <sup>8</sup> Trab. —  
<sup>9</sup> als gälte es. — <sup>10</sup> sticht er. — <sup>11</sup> Blendwerk. — <sup>12</sup> seht er eine sichere  
 Spur. — <sup>13</sup> er rennt. — <sup>14</sup> sehen. — <sup>15</sup> immerfort. — <sup>16</sup> Kreis. —  
<sup>17</sup> bleierne Gewicht. — <sup>18</sup> schauert und bebt. — <sup>19</sup> schleicht schon. —  
<sup>20</sup> schüttelt. — <sup>21</sup> heft.

Erinnerte dieses Lied an den „Erkdnig“ oder, wie er  
 richtiger heißen sollte, den „Elsenkdnig“, so variirt der

\*) Das bekannte Gedicht der Annette von Droste-Hülshoff: „Der Ruabe  
 im Moer“, dürfte hier auch mit herangezogen werden. D. Med.

„Bruntsee“ (S. 130) das alte Volksthema von der Lorelei. Alle Pfingsten steigt aus dem Bruntsee die ertrunkene Braut jammernd und kammert ihr Haar mit goldenem Kamm und singt dabei:

En Leed, dat hett so'n eegen Klang,  
Dat treedt <sup>1</sup> een daer und daer dat Hart,  
Dat singt so truuri und so bang  
Van trume Leed een harrsten Smart. <sup>2</sup>

<sup>1</sup> zieht. — <sup>2</sup> treuer Liebe ihrem härtesten Schmerz.

Ueberhaupt ist in den Liedern Boyssens der Volkslage breiter Raum gegeben, und immer erfreut die schöne Harmonie des Inhalts mit der Form. Neben der Sage tritt die zarteste Schonung dessen hervor, was der hochmüthigen Bildung als Aberglaube verächtlich erscheint. Vielerlei Annäherungen an den Volksglauben und an Volksgebräuche, die letzten verkümmerten Reste alten heidnischen Gottesdienstes, werden jeden anziehen, der Sinn dafür hat.

Dahin gehört z. B. das „Beelenbrennen“ (S. 40), das Anzünden des Walpurgisfeuers, ein gewiß uralter Opferbrauch zum Empfange des Frühlings. Das „Beelen-schoot“, ein Bund Stroh, brennt dabei.

Oder es wird der den Thau brauende Boß (Fuchs), oder der Kindersegen bringende Hoadeboar (Adebar) erwähnt.

In das Gebiet des Thierepos gehört die reizend erzählte Geschichte vom „Fos und Wulf“. Beide haben einem Bauern ein Faß Butter gestohlen; als es aber zum Theilen der Beute kommt, betrügt der Fuchs nicht nur den Wolf um seinen Antheil, sondern beweist ihm gar noch, und zwar in höchst ergöglicher Weise, daß er, der Wolf, selbst die Butter heimlich ausgefressen habe.

S. 138 ist von der Jungmühle die Rede. Das muß eine schöne Sache sein, reflectirt der Dichter, doch eins ist dabei schlimm, daß nur Frauen auf derselben jung gemahlen werden können, und was sollte er als alter Mann mit einer jungen? Daher ist's besser, er lebe nur mit seiner alten so fort.

S. 167 lesen wir eine eben wegen ihrer Naturwüchsigkeit rührende Liebesgeschichte. Zwei Liebhaber werben um die Tochter des Wirths. (so nennt der Arbeiter den Herrn). „Ja, Jungens“, sagt ihnen der Alte, „einer kann sie doch nur freien, aber da ihr euch doch nicht in Güte einigen werdet, so drescht einmal in die Wette um die Braut.“ Der Erfolg ist, daß beide den Tag und die Nacht durch ununterbrochen dreschen, bis der neue Tag zwei Leichen beschien.

Unsere Lyriker klagen über Misachtung der lyrischen Dichtung und in specie der ihrigen; etwas mag die Zeitrichtung verschulden, die uns gegen das rein Literarische, das Tendenzlos-Schöne gleichgültiger macht; aber die Herren mögen sich auch fragen, ob uns mit der ewigen Wiederholung ihrer Liebesklagen und ihrem sonstigen moralischen Rasenjammer gebient sein könne. Was ihnen leider so oft fehlt, das ist fröhliche Gesundheit und Volksthumlichkeit, die sich nicht für zu gut hält, den „gemeinen Mann“ in seinem Denken und Empfinden zu belauschen, die ein inniges Zusammenstimmen mit dem Volkscharakter ist.

Ohne Absichtlichkeit, ohne langweilige und den Volksgut beleidigende Predigertendenzen soll sich der Dichter von seinem leidigen „Ich“ emancipiren und, indem er die reinsten Blüten des Volkslebens erfasst, dennoch zugleich ein Bildner und Erzieher des Volks werden.

Ich sage nicht zu viel, wenn ich Boyssens Dichtungen diesen Charakter reiner Volksartigkeit zuspreche und sie in dieser Hinsicht geradezu als mustergerällig hinstelle. Wir finden das Höchste und Feinste des Gefühls, wir finden das Derbe und vielleicht Rohe, aber nie das Gemeine, nie das sittlich Widrige. Wer sie noch nicht hat, der kann hier aus diesen Gedichten die tiefste Hochachtung vor dem Volke lernen, nicht vor dem ersten Besten aus der Masse, doch vor dem guten Geiste braver, arbeitssamer, frommer, genügsamer und gemüthvoller, dabei witziger und richtig und fein urtheilender Menschen, die der sogenannte „Gebildete“ zu seinem Schaden, sicherlich zum Bewein seiner schalen Anbildung, über die Achsel ansieht. Eine andere Frage ist, ob dieses unverdorrene Volk, das Boyssens so glücklich ist zu kennen, noch überall in Deutschland zu finden sei. Ich behaupte, für den rechten Dichter, für den wahren Freund des Volks: ja und überall.

Mit Freude sehen wir in Boyssens den zugleich mitten inne und über dem Durchschnittsniveau der Volksbildung stehenden Mann, der sich zwar nie seines Vorzugs bequ岸t, aber auch nie ihn beleidigend hervorhebt. Wie ein Erfahrungreicher unter seinesgleichen darf er auch warnen und lehren. Mit voller Seele, wie dem Dichter ziemt, preßt er den Fortschritt der Welt ohne die alberne romantische Elegie von der guten alten Zeit; aber er erinnert daran, daß Verstand und Geld allein das Glück noch nicht bringen, Herz und Muth müssen gebiegen sein. Du hältst etwas auf dich halten, aber ohne Biererei; „habe lieber ein zufriedenes Herz als einen Puz“, und ähnliche Lehren gegenwärtig wie gelegentliche Reflexion bei gegebenem Anlaß. So muß der Anblick des Mondes dem bäurischen Betrachtenden den Werth eines immer vergnügten, leichtes Lebens nahe legen. Kommt ja einmal Aerger, dann ist's besser, sich gleich ordentlich Luft zu machen, als ihn heimlich an der Leber fressen zu lassen. Ein Thaler, der für ein gutes Weib über den Deich fällt, ist Heirath für den Himmel. Beim Küssen sei nicht feierlich behutsam, sondern herzlichst zugegriffen. Güte dich vor Auschweifung, aber sei auch kein Dackmäuser.

Wir sind dem Leser noch schuldig, einige Belege für die außerordentliche Befähigung unsers Dichters zu Stimmungsbildern zu geben. Etwas wunderbar Träumerisches hat das Lied vom Rudern auf dem blauen Strome, die Schilderung der Naturstimmen, das Anklingen von frühlichen Augenblickeinnerungen. Wie schön ist das Abschiedslied: „Du stund ni soo, min söte Dien“, — ich will's gleich in Prosa umsetzen: „Ach schluchze nicht so, meine süße Dien, mir ward das Herz ja wirklich voll: ich muß ja weg, es hilft kein Bieren; nun fasse dich nur und halte dich schmeid. Mein Herzküchlein, meine weiße Taube, mach du nicht, daß ich hier lieber bliebe und des Abends bei dir in der Stube säße und dich ansähe aus lauter Liebe!“



kom, faß mich um mit beiden Händen und halt' dich  
fest bis übers Jahr, dann sehe ich dich auch immer an  
und gehe nicht wieder weg, nicht wahr?"

Schöner als die Sehnsucht der Schiffersbraut erscheint  
uns die der Mutter (S. 35). Schon hält ihr der Tod  
die Hand und lange Jahre hat sie auf die Wiederkehr des  
Sohnes geharrt, nun wünscht sie ihn vor dem Tode nur  
noch einmal zu sehen, das Herzeleid schnürt ihr den Bufen  
zusammen. Aber auch humoristische Situationen! Eine  
Frau klagt der Nachbarin ihr großes Herzeleid. Ihr Mann  
war süßen gegangen und kriegte bloß eine „Pogg“ (einen  
Frosch). Schon hat sie eilig Butter und Nissen gekauft,  
und — was fängt sie nun an?

Etwas reelleres Herzeleid hat jenes Mädchen, das mit  
des Nachbarn Sohn manchmal „geklönt“ und sich dadurch  
den Rixßen entfremdet hat.

In die große Masse solcher Lieder finden sich hier  
und da ernsthaft dichterische Erzählungen, Balladen ein-  
geraht. Zu den schönsten rechnen wir die Variation der  
Lage „Henning Wulf“. „Die Ditmarscher in der Kirche  
zu Veldemwerden“ (S. 171) hat ebenfalls den Freiheits-  
kampf des Volks zum Gegenstande. Graf Geert will den  
Eid der Bauern brechen; er bringt den rothen Hahn  
mit und verbrennt die Kirche auf dem Hügel, die Bauern  
da brechen aus und jagen den Grafen zum Lande hinaus,  
nachdem sie die Seinigen erschlagen. Wieder eine Ge-  
schichte von dem schönen Bauernstolze gegenüber herrischem  
Kleinmuth schildert „Der Graf von Büdelnburg“ (S. 200):  
„In Argem gibt der Bauer sich nie“, heißt es da unter  
dem. „Nisern Himmel“ (S. 175), der Holfstengraf,  
den Engländern, „wot ne Hart bedübt“. Er wird  
allen hochgeehrt vom Könige von England, aber man  
achtet über seine geringe Abkunft; da geht er zur Abels-  
burg in den Löwenzwinger hinab und fordert die ahnen-  
gen Edelente auf, das dem Löwen an den Schweiß  
gebundene Kränzelein zu holen.

Während ist die Ballade von „Anna und Reimer“.  
Es ist Sturm, und da ist's Anna, als ob Reimer durchs  
Fenster ihr winke. Die Schwester, um sie von ihrer  
Kontaste zu heilen, geht mit ihr hinaus an den Augen-  
sch, aber wirklich finden sie dort den gestrandeten Ge-  
stein. Anna stirbt bald, und ihre letzten Worte sind:  
Reimer, du hast gewinkt, ich komme.“

Ich kann nicht besser schließen, als indem ich noch  
ein Gedicht mittheile, das mehr als alles bisher Gesagte  
den Beweis für meine Behauptung geben wird, daß Woyse  
nicht bloßer Sprachjäger und Sprachkünstler, sondern ein  
Mann von Gottes Gnade ist. Es ist S. 112 „Der  
Hag“:

Defl.

Du helle Defl, wat jastst<sup>1</sup> du doar  
Int Keesch<sup>2</sup> und Rixßen<sup>3</sup> laut  
Und jastst so leidi<sup>4</sup> mit saerwoar,  
As bedst du'n gunden Gant?

<sup>1</sup> munter, ausgelassen sein, läpfen. — <sup>2</sup> Schilf. — <sup>3</sup> Dins. — <sup>4</sup> schall-  
end. leutig. —  
1866. 21.

Dat glemt<sup>5</sup> du manf de Etern doar,  
Dat schneest<sup>6</sup> du achter<sup>7</sup> Doof  
Und glubderst<sup>8</sup> as en wadest<sup>9</sup> Gaer<sup>10</sup>,  
Dat inne Ed rin stoom<sup>11</sup>?

Du lichte Schelm, na segg mi moal —  
Und hoel ool reime Smaut —  
Du kremp van't Füsterhuns herdoal —  
Wo? segg doar wuls herunt<sup>12</sup>?

Du lacht! ja tdf<sup>13</sup>, du heft wat seen  
Und wullt mi dat ni seggu:  
Du roadt et all, woleen it meen<sup>14</sup>,  
Woneem miin Hart deit leugn<sup>15</sup>.

See wusch van Morgens sl in die?  
Och Defl, vertell mi wat:  
Se hart keen Doof um' Boffen — nie<sup>16</sup>?  
Doar weer't wull witt<sup>17</sup> und glatt?

Und mit de roode Mund of keen  
See an di dich und neeg<sup>18</sup>,  
As see di mit de Hand opneem  
Und liit<sup>19</sup> in't Dog rin, segg?

It be di<sup>20</sup>, loop nu doch ni weg,  
It heft ja ool man narri<sup>21</sup> —  
Och nā! dat is von di ni rech —  
Wie bubbert<sup>22</sup> rein dat Hart. —

<sup>5</sup> blinkend leuchten. — <sup>6</sup> verschoben hervorhauen. — <sup>7</sup> fischen. —  
<sup>8</sup> altern, ausgelassen. — <sup>9</sup> stuh. — <sup>10</sup> stob. — <sup>11</sup> Wie, (ist da jemand  
heraus? — <sup>12</sup> warte. — <sup>13</sup> erzählt es schon, wen ich meine. — <sup>14</sup> wohnt  
mein Herz verlangen hat. — <sup>15</sup> Bufen — nicht? — <sup>16</sup> weiß. — <sup>17</sup> dich  
und nahe. — <sup>18</sup> gerade. — <sup>19</sup> ich bitte dich. — <sup>20</sup> ich habe ja nur ge-  
spracht. — <sup>21</sup> klopf, pocht.

Franz Sandvoß.

## Die erste Theilung Polens.

Zur Genesis der ersten Theilung Polens. Von Johannes  
Janssen. Freiburg i. Br., Herder. 1865. Gr. 8. 22 Ngr.

Die Geschichte der ersten Theilung Polens gehört zu  
denjenigen Gegenständen historischer Darstellung, bei denen  
eine gewisse Objectivität und Unparteilichkeit schwer zu  
erreichen und darum auch selten zu erwarten ist. Je  
nach der Meinung, welche sich der Darstellende über die  
Opportunität der Theilung, über ihre Folgen für die  
theilenden Staaten und das getheilte Land gebildet hat,  
wird das Urtheil verdammend oder beschönigend lauten.  
Die größere Zahl der neuern deutschen Historiker, die im  
Wachsthum und Gedeihen des preussischen Staats die  
Zukunft Deutschlands erblickt, kann sich einer gewissen  
Befriedigung über die erworbenen Provinzen nicht ent-  
schlagen und scheint eine eigentlich sachliche Darstellung  
von Vorgängen, mit deren Resultaten sie in der Haupt-  
sache einverstanden ist. Nur von einer Seite her, deren  
historische Anschauungen sonst mit Recht schwere Zweifel  
und Bedenken erregen, scheint man neuerlich geneigt, die  
thatsächlichen Vorgänge bei der polnischen Theilung, alle  
Greuel und Unverantwortlichkeiten, die mit diesem bedeu-  
tendsten Act der Arrondirungspolitik verbunden waren,  
offen darzulegen. Die katholische Geschichtschreibung hat  
dazu ihre besondern naheliegenden Ursachen. Polen, der-  
einst der bedeutendste slawische Staat, welcher der römi-  
schen Kirche angehörte, einer der wenigen katholischen

Staaten, in denen die (allerdings sehr verweilichte) Geistlichkeit auch im vorigen Jahrhundert eine bedeutende politische Rolle spielte, gerieth wesentlich in die Hände Preussens und Rußlands, zweier katholischer Mächte. Rußland begann vom Augenblick der Besitznahme weitaus des größten Theils der polnischen Gebiete die römische Kirche zu Gunsten der griechischen zu beeinträchtigen, zu bedrücken, es setzt bis auf diese Stunde fort, was seit 1772 eingeleitet, es sucht ganz Polen zur russisch-griechischen Kirche hinüberzuziehen.

Unter diesen Umständen darf es nicht wundernehmen, daß beinahe alle hervorragenden katholischen Historiker unserer Tage die Theilung Polens vor ihr Forum gezogen haben. Und für die Geschichtswissenschaft ist es jedenfalls vom höchsten Vortheil, daß wenigstens von einer Seite her die Opportunität der Thatfachen klar in Zweifel gezogen, wenigstens von einer Seite die Pflicht empfunden wird, schwache Vorgänge zu enthüllen, gleichviel wodurch sie entstanden sind und welche besseren Folgen sie hatten. Wie man auch Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit der polnischen Theilung ansehen möge, der Verlauf der Ereignisse war derart, daß es gut ist, wenn irgendwie die Entrüstung darüber wach erhalten wird.

Selbstverständlich ist auch eine Darstellung aus dem ange deuteten Gesichtspunkte mit Vorsicht aufzunehmen. Es würde eine bedenkliche Unbefangenheit sein, ohne weiteres jede Erzählung, die sich auf Mittheilungen aus dem vaticanischen Archiv stützt, als vollkommen wahr und bewiesen zu erachten. Der Verfasser der vorliegenden „Genesis der ersten Theilung Polens“ hat es aber kein Fehl, daß es vornehmlich der vierte Band der von Augustin Theiner, dem Vorsteher des geheimen vaticanischen Archivs, herausgegebenen „Vetera Monumenta Poloniae et Lithuaniae“ ist, welcher ihn zu seiner Arbeit angeregt hat und dessen bis jetzt unveröffentlichte Documente er als entscheidend betrachtet. Unter diesen Documenten nehmen wiederum die Berichte der päpstlichen Nuntien zu Warschau, Visconti und Durini, die erste Rolle ein. Wie weit deren Referate vollkommen glaubwürdig und sachlich sind, kann freilich nur eine eingehende Untersuchung und Vergleichung mit andern Quellen erweisen. Keineswegs schließt der Standpunkt, welcher Vertretern des Heiligen Stuhls eigenthümlich ist, aus, daß die Nuntien scharfe Beobachter und einsichtige Beurtheiler der socialen Zustände wie der politischen Vorgänge gewesen sein können. Und jedenfalls ist es dem Verfasser geglückt, eine gewisse Uebereinstimmung, die in den Berichten der Nuntiatur und in denen anderer Gesandtschaften zu Warschau herrscht, scharf hervorzuheben. Ueber den Zweck seines Buchs spricht er sich in der Einleitung aus:

Ohne alle Rücksicht auf politische Verhältnisse und politische Fragen der Gegenwart, wollte ich die vergangenen Dinge so darstellen, wie ich nach bester Ueberzeugung glaube, daß sie sich wirklichgetragen; ich wollte diese Dinge überall mit ihrem rechten Namen nennen, nichts übertreiben, nichts bemänteln oder verschweigen, nicht, wie es neuerdings so vielfach geschehen, trübselig moralisiren, über Ereignisse und Personen bei jeder Gelegenheit ein ägyptisches Todtengericht abhalten, son-

dern durch einfache Darlegung des thatsächlichen Geschehens einsichtigen Leser zu einem selbständigen Urtheil befähigen.

Daß diese Objectivität nicht völlig wörtlich zu nehmen ist und unser Verfasser seine Voraussetzungen Absichten so gut hegt, wie jeder andere Historiker, ist freilich schon aus den nächsten Sätzen derselben Einkleidung ersichtlich.

Die polnische Theilung verdient für uns ein Urtheil, weil man, wie man auch darüber urtheilt, anerkennen kann, daß seit derselben die Revolution anwachsende Bestandtheil des neuern Staatsorganismus geworden ist und daß sie also in ihren Folgen noch heute wirkt.

Betrachten wir Jaussen's Schrift im einzelnen, so den wir zunächst, daß der Verfasser mit kaum 16 Jahren über die „polnische Verfassung“, über die wahnsinnig unwürdige Adelsanarchie mit andern Missethätigkeiten stimmt. Es war naturgemäß, daß bei der Wuth und Zerrissenheit des polnischen Staats die benachbarten Mächte frühzeitig Theilungspläne zu hegen begannen, dieselben besonders vom preussischen Hofe unterstützt ausgingen. Andererseits lernte Rußland einen beschränkten Einfluß auf Polen oder den thatsächlichen Verlust des Königreichs hauptsächlich um des Drucks auf Deutschland und Westeuropa willen als eine Lebensnotwendigkeit für sich ansehen. Der Verfasser verurtheilt zwar die preussischen Theilungsabsichten, er sieht Polen als einen Mann gegen moskowitische Barbarei an und rechnet zu Preussens schwersten politischen Sünden, für den mächtigen Ländergewinn diese Vormaner niedergeworfen haben. Nach allem, was wir von den polnischen Thatsachen wissen, unterschied sich freilich der Damm nicht wesentlich von der Flut, Barbarei war gegen Rußland gesetzt. Ein geeinigtes und mächtiges Polen aber für Preußen nicht minder eine Drohung gewesen, Rußland es jetzt ist, und die Geschichte der deutschen Bundesritterstaaten an der Ostsee hatte den Beleg, daß dies keine Phantasie war. Und nicht minder selbsthaft scheint uns, daß heute Preußen mit den russisch-polnischen Provinzen weit eher in der Lage Rußland Widerstand zu leisten, als es ohne diese auch nur Polen (d. h. einem regenerirten Polen) Spitze zu bieten vermocht hätte.

Wie dem aber auch sei: Sothe der Polen ist ihrem Staat eine bessere und sicherere Grundlage zu geben als die Erwägungen westeuropäischer Mächte, denen Polen als eine Schutzmauer gegen Rußland nöthig sein und bleiben sollte. Die unübersehbare politische Einmischung großer Nachbarstaaten in die polnischen Verhältnisse resultirte aus der glorreichen Befreiung wurde nur möglich durch die polnische Revolution. Jaussen, indem er des österreichischen Annexionismus formpartei in Polen gedenkt, meint, es sei gerade die Wiedergeburt Polens schwere und langwierige Kämpfe gekostet hätte:

Aber die Polen konnten mit Recht auf Deutschland rechnen, welches auch dreißigjährige blutige anarchische Kämpfe durchgemacht habe und dennoch wieder erstanden ist, und durften wol die Hoffnung aussprechen, daß sie von der deutschen Seite bei der Wiedergeburt ihres Vaterlandes nicht behindert werden würden.

Wenn der Verfasser mit diesen Worten andeuten will, als habe Deutschland seine Regeneration ohne Ansehung und Einmischung auswärtiger Mächte erreicht, so widerspricht dem doch der einfachste Rückblick auf die deutsche Geschichte des 17. Jahrhunderts. Hätte Deutschland in seinem Volke, vor allem in seinem Bürgertum nicht noch einen Lebensstern besessen, es wäre wol kaum dem Schicksal Polens entgangen. Fremde Heere haben zu letzterm weit weniger beigetragen als die unglaubliche Verblutung der herrschenden Rasse. Schon die Königswahl von 1733, deren Janssen nicht gedenkt, bietet dafür einen schlagenden Beweis. Die Majorität des Adels, der die Nation bedeutete, hatte Stanislaus Leszczyński erwählt, die Minorität beharrte auf der Krönung und Gegenkönigschaft August's III. von Sachsen. Sicher aber trug das russische Heer, welches Danzig bombardirte und Litzauen überzog, zum Siege des letztern wenig bei. Der Bankeruth, die Indisciplin, die Eignsucht und Ränke der herrschenden Klassen, welche in wenig Wochen die ungeheure Majorität des nationalen Königs in eine Minorität, die verschwindende Minorität des Sachsenstifts in eine Majorität verwandelten, gaben den Ausschlag. Die Parteiwuth, welche den fremden Mächten Thor und Thür öffnete, die Unfähigkeit, sich den verkommenen Zuständen zu entwinden, steigerten allein den Willen der Nachbarmächte zu einer vernichtenden That.

Die polnische Königswahl von 1764 war der letzte Endpunkt im Geschick des unglücklichen Volks. Die Wahlung Stanislaus Poniatowski's, des ehemaligen Geliebten der russischen Kaiserin, beruhte bereits auf einem Vertrag (vom 11. April 1764) zwischen Rußland und Preußen, der gleichsam das Todesurtheil Polens aussprach. Kraft dieses Vertrags verbanden sich Preußen und Rußland, die Wahl eines eingeborenen Polen zu erlangen und zu gleicher Zeit durch Aufnahme der Dissidentenfrage einen Anhalt zu fortdauernder Einmischung in die polnischen Verhältnisse zu gewinnen.

Hier stoßen wir auf den Kern des Janssen'schen Buchs. Die Dissidentenfrage hat, wie jeder dem Verfasser zugeben wird, mehr als jede andere den Vorwand zur Einmischung der fremden Mächte, zur Vernichtung Polensboten. Bekanntlich hatte im 16. Jahrhundert die Reformation Eingang auch in Polen gefunden. Neben Lutheranern, Calvinisten und Mährischen Brüdern war hier die Sekte der Socinianer besonders zahlreich; es gab ansehnliche Anhänger der griechisch-orthodoxen (schismatischen) Kirche, sowie zahlreiche unirte Griechen. Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts hatte der Einfluß der Jesuiten den katholischen Restaurationsfanatismus, der in den römischen Ländern noch und nach erlosch, in Polen heimisch gemacht. Schritt für Schritt wurden die Dissidenten rechtlos und wenig half ihnen, daß im Frieden von Oliva (1660) England, Brandenburg und Dänemark ihre kirchlichen Rechte garantirten. Mit großem Geschick benutzte die herrschende Kirche die Uneinigkeit unter den Dissidenten selbst, unterdrückte zuerst die von den Griechen

und Calvinisten vielleicht mehr als von den Katholiken verabscheuten und verdamnten Socinianer und wendete dann ihren Verfolgungseifer gegen die übrigen „Sekten“. Die Reichstagsbeschlüsse von 1717 und 1736, durch welche die Dissidenten von Reichsämbtern und Reichsversammlungen ausgeschlossen wurden, bewiesen, daß die katholische Stimmung im Wachsen begriffen war, und das blutige Trauerspiel von Thorn im Jahre 1724 zeigte, wohin mindestens eine gewisse Partei zielte.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift behauptet allerdings, daß die Dissidenten völlige Toleranz genossen hätten. Dies mag im allgemeinen als richtig anerkannt werden. In Westpreußen zumal, wo die größten Städte ihre aus der deutschen Zeit stammende Autonomie behauptet hatten, und an der russischen Grenze, wo die Zahl der griechischen Christen sehr bedeutend war, beschränkten sich die directen Bedrückungen auf einzelne wenige Fälle. Daß aber der Fanatismus sich geltend machte, wo ihm Spielraum gegeben war, daß eine Partei sich katholischer erwieies als die Kirche selbst, gesteht Janssen ganz ausdrücklich zu:

Das die griechisch-unirte Kirche Polens betrifft, so dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, daß die Polen lateinischen Ritus sich auf das Schwerste gegen dieselbe verhielten. Als die schismatische griechischen Rutenen sich im Jahre 1594 mit der katholischen Kirche Polens verbanden, wurde ihnen der Vollgenuss aller religiösen und bürgerlichen Rechte und Freiheiten, welche die Katholiken lateinischen Ritus genossen, gewährt. Letztere aber waren, wie oft sie auch im Laufe der Zeit von den Rutenen selbst und vom römischen Stuhl dazu aufgefordert wurden, niemals zur Erfüllung ihrer Versprechungen zu bewegen. Mit blinder Bevorzugung des lateinischen Ritus hielten die Polen die ruthenischen Bischöfe vom Eintritt in den Senat und von den Reichstagen fern, verweigerten den Polen des griechischen Ritus die bürgerlichen Rechte, und zwangen, ja nöthigten dieselben zum Uebertritt in die lateinische Kirche.

Beim Auftreten der Dissidentenfrage im Jahre 1764 kamen alle diese Zustände in Betracht. Der dissidentische Adel besaß Duldung, wünschte aber Gleichberechtigung zu erlangen. Rußland und Preußen unterstützten die Forderungen der Dissidenten,

um im Senat und auf den Reichstagen eine stets gefügige politische Partei zu besitzen, und beide Mächte wollten diese neuen Souveränitätsrechte ihrer Klienten garantiren, um bei jeder Gelegenheit sich in die innern Angelegenheiten Polens einzumischen zu können. Wenn deshalb die Polen den russisch-preussischen Anforderungen einen unbeugsamen Widerstand entgegensetzten, so lag ihrer Energie im allgemeinen nicht religiöser Fanatismus, sondern nur eine richtige Würdigung der politischen Verhältnisse zu Grunde, eine richtige Erkenntniß aller der Unabhängigkeit Polens drohenden Gefahren.

Das ist ein Punkt, in dem die Meinung aller nicht-katholischen Beurtheiler jener des Verfassers diametral entgegensteht. Janssen schließt sich völlig der Anschauung an, welche auf dem polnischen Reichstage von 1766 Bischof Sokil von Krakau vertrat. „Als Bischof“, erläuterte der Kirchenfürst, „müsse er über die Keinheit des Glaubens wachen, als Senator darauf hinweisen, daß nichts der innern Ruhe eines Staats verderblicher sei als eine Vielheit von Sekten.“ Sokil schlug vor, man solle den Dissidenten durch ein bestimmtes Gesetz unter harter

Bestrafung verbieten, in Zukunft ähnliche Ansprüche zu erheben.

Dies war einfach der Standpunkt des non possumus — der ultramontanen Ausschließlichkeit. Wir meinen, daß es staatsklug gewesen wäre, den Dissidenten Gleichstellung zu gewähren und den unbestreitbar eigensüchtigen Absichten Preußens und Rußlands dadurch die Spitze abzubreaken, daß man die Dissidenten an das Interesse des polnischen Staats fesselte. Die Erfahrung hatte zur Genüge gelehrt, daß religiöse Intoleranz den Staatszwecken nicht förderlich sei. Unter Heinrich IV. dienten zahlreiche Hugenotten Frankreich so treu als die Katholiken, als dagegen Ludwig XIV. das Edict von Nantes aufhob, fand er in den Reichen aller Feinde den glühenden Haß und das Talent seiner vertriebenen Unterthanen! Die Gleichberechtigung der Dissidenten, die zur Zeit schlechte polnische Staatsbürger sein mochten, würde dieselben weit eher in Patrioten verwandelt und sie von Anrufung fremder Mächte zurückgehalten haben als Bischof Solty's vorgeschlagenes Strafgesetz, welches ihnen alle Ansprüche für die Zukunft unterlag. sollte.

Wenn indeß die „polnische Nation“, d. h. der stimmungsführende Adel, der Meinung war, nicht kirchlich-fanatich, sondern bedachtsam-patriotisch zu handeln, als er die Forderungen der Dissidenten und ihrer Schutzmächte abwies, so hätte er diesen Patriotismus nicht minder energisch und kräftig in den Fragen der Reform betheiligen müssen. Unmittelbar nach dem Regierungsantritt Stanislaus Poniatowski's war es gelungen, einige Fesslungen zu treffen, welche der greulichsten Anarchie eine Schranke setzen und die Aufhebung des staatszerrüttenden liberum veto anbahnen sollten. Rußland und Preußen forderten die Aufhebung dieser Bestimmungen, die „Wiederherstellung der polnischen Freiheit“. Wenn der polnische Adel so viel staatsmännische Schärfe besaß, um in der Gleichberechtigung der Dissidenten einen dauernden Einfluß der Nachbarmächte zu wittern, so hätte er vor allen Dingen die andern Forderungen dieser Mächte zurückweisen und die getroffenen Reformen, in denen die Lebensrettung des Staats lag, behaupten müssen. Daß dies nicht der Fall war, daß alle heilsamen Einrichtungen von der Majorität zu Gunsten des alten wüsten Zustandes wieder beseitigt wurden, beweist klar genug, daß es wol möglich war, die Gleichgeizigen in religiöser Weise zu fanatisiren und zu standhafter Opposition zu treiben, daß hingegen von irgendwelchen Erwägungen in Bezug auf den Staat bei ihnen nicht die Rede sein konnte. Sie verweigerten den Dissidenten die Gleichberechtigung und stellten auf Begeh der fremden Mächte den anarchischen Zustand ihrer „Republik“ her, beidemal, weil es ihren rohen Instincten und Leidenschaften entsprach.

Rußland und Preußen beharrten auf ihrem Begeh bezüglich der Dissidenten, die letztern griffen zu den Waffen und bildeten nach polnischem Brauch „Conföderationen“ zu Elud und Thorn. Wenn selbst in diesem Augenblick eine Anzahl von Dissidenten nach Janßen's Anführung von der benachbarten Conföderation abmahnten und erklär-

ten, das Wohl des Vaterlandes müsse dem Gewinne eigener Privilegien voransehen, so ist dies ein Beweis mehr für die Richtigkeit der Behauptung, daß es leicht gewesen sein würde, die dissidentische Partei in eine patriotische umzuwandeln.

Selbstverständlich rechtfertigt dies die Brutalität, mit welcher vor allem Rußland auftrat, nicht im entferntesten. Janßen bringt eine Reihe von empörenden Einzelheiten; er schildert aber auch die niedrige Charakterlosigkeit des Königs und eines großen Theils der polnischen Würdenträger, Glieder der hohen Geistlichkeit nicht ausgenommen. Als letztes Ziel der russischen Politik um 1766 bezeichnet der Verfasser die Trennung des katholischen Polen von Rom und die Errichtung einer Nationalsynode, die von Rußland abhängig gewesen sein würde. Legten die Russen diesen Plan ernstlich, so ließen sie ihn jedenfalls noch vor Errichtung der Conföderation von Bar, die am 29. Februar 1768 geschlossen ward, fallen. Die gedachte Conföderation versuchte die Unabhängigkeit Polens mit Waffengewalt herzustellen. Sie erfreute sich directer türkischer, indirecter französischer Hülfe und anfänglich auch einer gewissen Begünstigung von seiten Oesterreichs, das mit wachsendem Mißtrauen die polnische Politik Rußlands und Preußens beobachtete. Die Conföderirten gedachten allerdings auch, die den Dissidenten unter russisch-preussischem Drucke endlich eingeräumte Gleichberechtigung wieder aufzuheben, und brachten sich dadurch vor halb Europa in den Ruf eines beschränkten Fanatismus, der in der Conföderation wol seine Stätte fand, aber ihr Wesen nicht erschöpfte. Janßen betont bei der Schilderung dieser Vorgänge mit Hohn den Irrthum der damaligen „Philosophen“, der französischen Aufklärer, welche für Katharina II. und ihre barbarischen Russenhorden Partei nahmen und in der Conföderirten von Bar nichts anderes zu erblicken wußten als Narren und Glende. Man braucht die Meinung des Verfassers über Voltaire und seine Geistesgenossen in keiner Weise zu theilen und kann dennoch in Art, wie der „Philosoph von Ferney“ der „Semiramis des Nordens“ huldigte, verächtlich und kindisch eitel finden. Daß es Katharina gelang, an den französischen Encyclopädisten Bewunderer zu gewinnen, während ihre ganze Regierung brutalste Despotie war, während ihre einheimische Verwaltung und auswärtige Politik jeder Humanität ins Gesicht schlug, beweist nur, daß die Herrschaft und der Erfolg der Phrase ein stetig wiederkehrendes Uebel ist. Thatsächlich wurden die westeuropäischen „Beurtheiler“ von den liberalen Nebenarten Katharina geblendet, verachteten den Widerstand der Polen und bewunderten die aufgeklärte Zarin, welche gegen das unglückliche Land ihre Zapotogehorden, ihre Carr und Degenström sandte, die in wahrhaft entsetzlicher Weise Haß und Greuel über Greuel verübten.

Nichts wirkt überhaupt — darin wird jeder Leser mit Janßen zusammentreffen — so widrig und ekelhaft in dem ganzen Trauerspiele als die freche Schamlosigkeit mit welcher volltönende Phrasen von Reinheit der Absichten, von aufrichtiger Liebe zur Republik Polen, von Wärd-

und Gerechtigkeit die schmutzigsten Intriguen, die schreiendsten Ungerechtigkeiten, die brutalsten Gewaltacte begleiteten. Selbst Friedrich der Große leistete hierin mehr, als für seinen Ruhm zuträglich ist, wurde aber wie billig von Katharina II. weit übertroffen, bei deren Zuschriften, Manifesten und sonstigen Erklärungen niemand zu sagen vermag, ob die Heuchelei oder der Cynismus abstoßender wirken.

Die Wirren, welche aus der Conföderation von Bar und der Gegenconföderation der böhmisch russischen Partei hervorgingen, brachten weiteren Anlaß zur Theilung Polens. Preußen betrieb dieselben zweifelsohne am eifrigsten. Daß Rußland nicht zu theilen wünschte, ist klar genug, es gedachte eben ganz Polen für sich in Besitz zu nehmen. Widerstrebend überließ es zuletzt einen ansehnlichen Theil der projectirten Beute an Friedrich II. Oesterreichs Rolle in dieser ganzen Angelegenheit war die denkbar klüglichsste. Es agitirte und protestirte gegen die Theilung, fügte sich und nahm zuletzt zur „Erhaltung des Gleichgewichts“ selbst einen sehr ansehnlichen Theil. Was auch von österreichischen Documenten über die erste Theilung noch ans Tageslicht komme: der Gang der österreichischen Politik war der bezeichnete und wiederholte sich peinlich getreu bei der spätern Theilung. So scheint uns das Gefühl der Polen, welche die Oesterreicher nach allen auf dem wiener Hof gesetzten und nun schmählich getäuschten Hoffnungen doppelt haßten, weit richtiger, als die Annahme, daß Oesterreich wegen seines anfänglichen Widerstrebens unter den Theilungsmächten den mindesten Theil verdiene.

Die theilenden Mächte erzwangen einen Bestätigungs-Tag, der vom April 1773 versammelt war. Janssen vervollständigt aus den Briefen der Nuntiaturs das bekannte abschredende Bild dieses Reichstags. Rohe Gewalt von seiten der Theilungsmächte, feile Corruption von seiten des größern Theils der Polen, ein rauschender Festpöbel in Warschau, während das Land aus allen Wunden blutete, dies waren die Eindrücke, die gleichmäßig alle Beobachter empfingen. Selbstverständlich gab es Ausnahmen, rühmliche Ausnahmen, denen der mannhafte Schöpfer das Wort gewidmet hat: „Wenn man daran denkt, wie sich die deutschen Fürsten zu Bonaparte's Zeiten betragen haben, so müssen mit ihnen verglichen die polnischen Magnaten Scobolas und Catos genannt werden.“ Aber bei aller Bewunderung einzelner polnischer Aristokraten, bei der tiefsten Theilnahme für das Geschick Polens, bei dem vollsten Abscheu gegen das Verfahren der theilenden Mächte, ist es dennoch nicht möglich, die Hauptschuld auf diese zu werfen. Je eifriger der Beweis geführt wird, wie früh, besonders in Preußen, Theilungsgeanken gehegt wurden, wie bereits im Jahrhundert vor der wirklichen Theilung die Nachbarmächte ihre Pläne auf die Anarchie der polnischen Zustände zu bauen begannen, um so empfindlicher, sinnloser, unverantwortlicher erscheint das Wesen und Gebaren der polnischen Aristokratie.

Der Verfasser führt zum Schluß die Worte der Proclamation der Conföderirten von Bar an: „Wir protestiren

vor ganz Europa gegen die Theilung Polens, gegen alle Maßregeln, Gesetze und Verträge, die man in Warschau mit Gewalt durchgeführt hat und die gegen das Naturrecht, Völkerrecht und die Unabhängigkeit Polens verstoßen.“ Daß er bedeutsam hinzufügt: „Diese Worte verjähren nicht“, wird vielfachen Widerspruch hervorgerufen. Nirgends aber wird seinem Buche die Anerkennung fehlen, auf welche eine verdienstliche, in vielen Einzelheiten durchaus neue, in der Darstellung lebendige und vortreffliche Schrift auch bei Gegnern ihres Grundgedankens jederzeit vollen Anspruch hat.

Adolf Stern.

### Musikalische Literatur.

1. Dreihundachtzig neu aufgefunden Originalbriefe Ludwig van Beethoven's an den Erzherzog Rudolph, Erzbischof von Oelm. Herausgegeben von Ludwig Ritter von Köchel. Wien, Verl. 1865. Gr. 8. 22 1/2 Ngr.

Vorstehende Sammlung beleuchtet nicht nur Beethoven's Verhältniß zu seinem fürstlichen Protector und Schüler, sondern erschließt auch manche uns noch neue Seite in seinem Charakter. Der Herausgeber sagt darüber in seinem beiläufig sonst ziemlich zoppig-engerzigen Vorwort:

Das schöne Verhältniß zwischen Beethoven und dem Erzherzoge Rudolph, worüber diese Briefe zum ersten male vollen Aufschluß geben, war das eines titanischen, schöpferischen Genius zu einem kunstbegabten, großmüthigen, milden Fürsten. Es war dieses Verhältniß auf ein wechselseitiges Bedürfnis und Gewähren gegründet und darum auf eine dauerhafte Basis gestellt: Beethoven gab nicht minder, als er empfing, während der Erzherzog entgegennahm und gewährte. Beethoven mußte seine Geisteswerke von dem empfänglichen und selbstproducirenden Fürsten erlannt und mitempfangen; weshalb es jenem das reinste Vergnügen verschaffen mußte, jedes neugehaltete Werk dem Erzherzoge vorzuführen und der freundlichst anerkennenden Aufnahme gewiß zu sein: er sah auch, daß sein musikalischer Einfluß den Erzherzog zu eigenen, nicht gewöhnlichen künstlerischen Productionen anregte, worüber Beethoven seine Freude und Zustimmung oft in emphatischer Weise kundgab. Beethoven hatte aber auch mancherlei Bedürfnisse, und diesen gegenüber kam der Erzherzog in ebenso ausdauernd thätiger als zarter Weise entgegen.

Eigentliche Kunstfragen werden in den vorliegenden Briefen höchstens flüchtig berührt; höchst anziehend dagegen ist es, Beethoven in seinem engsten Privatverkehr kennen und schätzen zu lernen. Der Inhalt dreht sich wesentlich um Beethoven's ins Stoden gerathene Unterthänigkeit seiner fürstlichen Gönner und um die Vorwurshochzeit über den Herrn Neffen, ferner um vielfache Entschuldigungen wegen des unordentlich gegebenen Unterrichts, nebst stetem Versprechen, sich darin zu bessern, endlich um einige Anliegen wegen Aufführung seiner Werke und um warme Empfehlung einiger jüngerer Musiker. Trotz des somit überwiegend materiellen Inhalts leuchtet doch Beethoven's wahrhaft hochsinnige, für alles Schöne empfängliche, oft humoristische Anschauung überall hindurch. Durch alle diese Briefe geht ein rührend pietätvoller, oft sogar unterwürfiger Ton, aber lediglich deshalb so ergeben, weil der Schreiber in seinem erlauchtem Jüngling den Mann von ebenfalls hochherziger Gesinnung verehrt. Zwar haßet Beethoven's Stil etwas Herbes, oft auch Unlogisches oder sprachlich



Verachtetes an; doch auch diese Schläden documentiren Charakteristisch genug einen souveränen Trost gegenüber dem Fortkommen, welcher die sprachlichen Ausdrücke umschafft. Unerlässlich ist sein Reichthum an denselben in seinem dem Erzherzoge als Mensch und Künstler gespendeten Lobe, während andererseits viele Stellen tief sittliche, wahre Religiosität athmen.

2. Beethoven's Klaviersonaten. Für Freunde der Kunst er-Autent von Ernst von Ertel. Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Rathes. 1866. 8. 20 Mgr.

Das Werkchen verdient mit Recht den Anhang und die Verbreitung, welche es bereits gefunden, denn die Art und Weise, wie aus der Verfasser Beethoven's Sonaten zu inspirieren bestritten ist, zeugt von Ernst und tiefem Studium. Die Wärme, mit welcher er sich seiner Aufgabe gewidmet hat, verleitet ihn bei dem ersten Erguß

hin und wieder zu subjectiven Ueberschwenglichkeiten. An der Stelle ist jetzt ruhigere, objectivere Beleuchtung getreten, überhaupt ist namentlich die Beschreibung der letzten Sonaten umgearbeitet worden. Was früher Einleitung war, findet sich jetzt in verschiedene Abschnitte zerlegt (1, 2, 3 und 5), der dritte und fünfte Abschnitt enthalten Neus, besonders letzterer eine Zusammenstellung mehrfacher Gesichtspunkte, unter die sich die einzelnen Sonaten bringen lassen. Ueberhaupt hat das Buch durch Berücksichtigung der neuesten Beethoven-Literatur (Marr, Thayer, Kullak u. s. w.) werthvolle Bereicherungen erhalten. Besonders haben, wie auch das Vorwort zur dritten Auflage besagt, Marr's Biographie Beethoven's und Thayer's chronologisches Verzeichniss ausgedehntere Berücksichtigung und Benutzung erfahren, ohne dadurch entbehrlich geworden zu sein.

Hermann Zoppf.

## Feuilleton.

### Literarische Plandereien.

So sehr auch die Tagespolitik das Interesse fast ausschließlich in Anspruch nehmen mag, so findet sich doch in deutschen Zeitungen und Zeitschriften auch auf dem von den Redactionen jetzt stiefmütterlich behandelten Gebiete der Literatur und des Feuilletons manches Anregende, welches Beachtung verdient.

Sehr gefreut haben wir uns, in der ausburger „Allgemeinen Zeitung“ Karl Gutzkow's Feder wieder zu begrüßen. Seine Beschreibung eines „Besuchs in Coppet, zum hundertjährigen Geburtstag der Stael“ ist wohl der erste Abstecker auf das journalistische Gebiet, welchen der Dichter seit seiner Uebersetzung unternommen hat, und, soviel uns bekannt, seitdem überhaupt seine erste in die Öffentlichkeit gelangte Federprobe. Und der Stil Gutzkow's ist so frisch, pikant, so geist- und seelenvoll vibrierend wie in des Autors besten Tagen. Er war der einzige Besucher, der zum Grabe des hundertjährigen Geburtstages Kindes pilgerte, ein Grab „das halb an das Platen-befungene Grab im Pantheon, halb an das Mausoleum Hadrian's, die Engelsburg, erinnert. Leben und Tod sollte es zugleich bezeichnen, Sichtbarkeit und Unzugänglichkeit. Inmitten eines Mauerringes ohne Pforte, von Launen, Buchen, Bappeln eines völlig abgesonderten Gehölzes überwachsen, verschließen zwei Gräber die sterblichen Reste der Stael und ihres zweiten Gatten, des Grafen von Rocca. Niemand darf diese Einsiedelung betreten. Wild wachsen dazwischen Baum und Busch, Blumen, Moos und Unkraut durcheinander. Sturm und Schmetterling, Vogel und Eidechse können sich darin ergehen nach Gefallen. Drüber waltet der Baldachin des Himmels mit den Sternen der Nacht; die Säulen, welche ihn tragen, sind der Jura, der Gailberg, der große Moos. Kein enger Garg schließt das weite Herz ein, das verhältnismäßig früh zu schlagen aufhörte, und doch ist seine Asche nicht in alle Winde zerstreut. Man hat hier die Pyramide der Wüste, den Wüstenzug der Via Appia und die wundbeschauene Gasse Ostia in den klüsternden Wipfeln der Bäume beisammen. Romantischer Traum der Berechnung! Hundert Schritte weiter die — Eisenbahn dem See nahegerückt, und die Appropriationsgesetze hätten diese seltsame Grabstätte, die sich gegen den Glauben an ewige Verewigung sichtbar wehren zu wollen scheint, unbarbarisch durchschritten.“

Im Arbeitszimmer der Stael, in welchem der Koffel des alten Herzogs von Voegte steht, begeistert sich der Dichter zu folgenden Reflexionen: „Ein Geisterhauch weht uns auch hier nicht fort, sondern glühend heiß an wie blühendes, empfindendes, handelndes Leben. Das ist der Hauch des Gottes

loos. Der Wächter auf der Pinn eines Berg stößt ins Horn, als sollten über Wald und Berg geharnischte Mannen kommen, an ihre Schilde schlagend mit Schwertern, die unter den Höhenkuppen kämpfen, und ein Lichtschimmer, der das Fräster einer einsamen Dachstube erhellt, vergegenwärtigt uns Dichter und Denker, als sähen wir nicht von ihnen die Wälder, die vielleicht mit Staub bedeckt in einer Bibliothek modern, sondern den urgegenwärtigen Augenblick, wo ihre Feder se schrieb. So auch kann die Gegenwart uns erscheinen wie schon nachgehorene Zeit, die rinnende Stunde, die um die Vergangenheit trauert, selbst schon wieder dahingegangen, und was in ihr lebt Schatten, Bild und Rebel geworden. Hier aber hat seinem der ein hier gesprochenen Worte die Fülle des Lebens genommen; noch brennen die glühenden Farben mit denen Künstlerhand die menschlichen äußern Erscheinungen festhält, wie Funken des göttlichen Lichts, die unzerstörbar sind. Diese geöffneten Rippen sind bereit, diese Wangen können wehen, diese Augen weinen; zahllose Herzen stimmen in Gebeten und Empfindungen ein, die eine ganze Epoche bewegten Gesetze des Urtheils, des Geschmacks vorschrieben und fortzogen bis auf uns herab wirkten. Wie wird die Einbildungskraft erlöschen, wenn ihr Feuer durch Pöbel getödtet wird. In dem Katalomben Roms, in den Sälen des capitolinischen Museums leben Paulus, Petrus, Augustus, Livia, Drusus, so im Braccio nuovo des Vaticans Rom und Griechenland nicht untergegangen sind. So sitzen auch hier auf den alten Sesseln mit den verschoffenen Ueberzügen, in den weiten Räumen den hohen Krügen und breiten Robatten, den mächtigen Halbinden, den gelben Stalpen an den hochgehenden Stiefeln! Opponenten Napoleon's, Wahrer der von ihm verachteten Reschewürde und der gefesselten Völlerfreiheit, Frauen darum die den sinkenden Rath der Männer anstürzten und das Palatium natürlicher Unbefangenheit, dieser Regierern aller Verewirrung, bewahrten. Die Welt, die sich hier einst bewegte ist eine Kulturgruppe, die in ihrer organischen Zusammengefügtheit der unzerstörbaren Dauer dadurch nichts verlieren las daß zu ihr der Lorber gehört, dessen Blätter welken, die Rettigall, die zu schlagen aufhört, Franzosen, der mehr als je andere Söhne auf Erden dem Gesetz der Vergänglichkeit unterworfen.“

Wie Gutzkow, der Wiedergewinn, so beschäftigt a Friedrich Hebbel, der Verlorene, lebhaft das Inner der Zeitgenossen. Die Gesamtausgabe seiner Werke, die Hoffmann und Campe in Hamburg erscheint, schweitet rüstig f. Inzwischen ist Emil Kuh, dessen Pöbel gegen den Dichter

höhen Lobes würdig wäre, wenn sie ihn nicht einseitig und verfallen machte gegenüber den andern Dichtern der Gegenwart, eifrig bemüht, die Actenstücke zur Biographie Hebbel's zusammenzutragen und schon im Voraus in den Zeitungen zu veröffentlichen. Zu diesem Zweck hat er sich außer der „Presse“ auch noch die „Wiener Zeitung“ annexirt, in welcher er neuerdings über das Verhältniß Hebbel's zu Ludwig Tieck Aufschlüsse gibt. Diese Beziehungen sind uns freis von großer Wichtigkeit für den Entwicklungsgang des Dichters erschienen; denn gerade Hebbel's Sympathie zur romantischen Schule war von verhängnisvollem Einfluß auf seine dramatischen Productionen, hat seine Vorliebe für das Phantastisch-Ungeheuerliche, wie für das Barock-Wunderliche genährt, ebenso wie für Stoffe aus den Zeiten der Störbuckel- und uralter Mythen oder aus einer sonderbar beleuchteten Märchenwelt. Wir haben namentlich die Märchenstücke: „Der Diamant“ und „Der Rubin“, immer nur als verfehlte bezeichnen können, als schwächliche Ausläufer der romantischen Schule, und nehmen gern Act davon, daß auch Emil Kuh, einer der begeistertesten Apostel Hebbel's, mit unserm Urtheil übereinstimmt. Er sagt in dem ersten Artikel „Friedrich Hebel und Ludwig Tieck“ in der „Wiener Zeitung“: „Auch Hebbel hat im „Rubin“ das Märchenhafte, das seiner selbst willen da zu sein wünscht, und das Allegorische, das Begierde nach außen sucht, miteinander vernebelt. Im „Diamant“, der lange vorher gedichtet wurde, stehen sich wieder die phantastischen und die satirischen Charaktere und Situationen groß und willkürlich gegenüber, ohne daß es dem Poeten gelänge, in der Stimmung einen gemeinsamen Boden zu gewinnen. Wie der „Rubin“ an den „Zerbino“ in dem hervorgehobenen Sinne mahnt, so der „Diamant“ an den „Blauhaar“. Hebbel wollte gleich Tieck das unpöetische Lustspiel, das die Kermesse im Prolog zum „Diamant“ dem Dramatiker empfiehlt, meiden und das poetische Lustspiel Shakespeares und der Spanier in deutschen Formen zur Geltung bringen. Nicht die politischen und religiösen Anspielungen, nicht der kammende Witz und die mit den klügsten Reden ausgestattete Gemeinplätze sollen den Inhalt des Lustspiels bilden, „nicht die Charaktere, der wie ein nachgemachter Blick aus Glas und der klügliche springt.“ „Ich will“, ruft der erzählte Dichter, „aus der Tiefe dringt. Ich will kein künstliches Wort, das heute glänzt und morgen dorrt, will Menschen, die wie Fackeln brennen und, ohne daß sie's selbst erkennen, wie ein leuchtendes Alpbahel dem sind, der die Natur versteht, und dämmernd über dem Gefallen will ich ein wunderbares Walten, das, wenn auch ganz von fern, der Geist, der alle Welten lenkt, ist.“ Aber hier denken sich nun einmal Kraft und Erkenntnis durchaus nicht.“

Die Emil Kuh der eifrigste Vorkämpfer Hebbel's, so ist Johannes Minckwitz der begeisterte Apostel Platen's. Doch auch dieser erkennt jetzt in den Lustspielen des Meisters die Schranke an, die in dem einseitig literarhistorischen Charakter derselben liegt. In seinem im „Morgenblatt der Bairischen Zeitung“ veröffentlichten Literaturbriefen aus Leipzig weist er auf den neuen Stil der Komödie hin, den Platen angebahnt. Wir haben mehrfach darauf aufmerksam gemacht, daß unsere heutige Dramatik einer Verjüngung bedarf, einer Erweiterung ihrer Perspektiven, einer künstlerischen Wiedergeburt; denn unser heutiges ist zu einseitig bürgerlich und deshalb ohne poetischen Reichthum, unsere Poesie ist bis jetzt in solchen Anläufen stecken geblieben. Minckwitz sagt: „Für Lustspiel sowohl wie für Trauerspiel hat Platen die großen Contouren gegeben, und zwar für das erstere ganz positive klare Striche. Denn wir dürfen nur das literarisch-poetisch-satirische Element als „Gabel“ und „Schlüssel“ uns wegdenken, und wir haben das Bild deutlich gezeichnet vor uns, wie er das Lustspiel auf seiner höchsten Stufe gefasst haben wollte. Ein Lustspiel ohne jene literarischen Füllungen, ist schließlich einem lediglich literarhistorischen Werth behaupten, dafür aber ausgefüllt mit nationaler Sittenmalerei,

mit wichtiger Betrachtung der Staatszustände und mit heiterer Vorführung bedeutender Zeitgenossen und lächerlicher Mißgriffe von Seiten berühmter wie unberühmter Größen, ein solches freies, edles und wahrheitliches Schauspiel würde die Aufgabe erfüllen, die Platen auf dem Gebiete der Komik für unsere Nation aufstellte. Die wechselnden Formen hatte er bereits in der künstlerisch-werthen Art ihrer Verwendung dergestalt ausgebaut, daß der Nachfolger bloß zuzugreifen brauchte, wenn er im Geiste des Vorgängers fortzuarbeiten gedachte.“

Es sehr indeß eine Verjüngung der komischen Bühnenpoesie wünschenswerth sein mag, so darf man doch nicht vergessen, daß auch den neuen Dichtern noch jene Schranke gegenübersteht, die Platen selbst so scharf bezeichnet:

„Wohin wollt' ich wol vollenken, doch die Zeiten hindern es,

Nur ein freies Volk ist würdig eines Aristophanes.“

Jedenfalls ziemt es dem Talenten, auf diesem Gebiete weitere Versuche zu machen. Sie werden sich jedenfalls ersprießlicher zeigen für die deutsche Nationalliteratur als jene Experimente der Sprach- und Beredsamkeit, von denen uns das „Edinburgh Review“ in seinem Artikel „Masses britannicae“ berichtet, für die englische.

Wir erfahren nämlich, wie eifrig man sich im Lande Shakespeares und Byron's mit Uebersetzungen englischer Gedichte ins Griechische und Lateinische beschäftigt, was für die Blüte classischer Philologie in England ein günstigeres Zeugniß ausstellt als für das Bestreben, die Poesie im modernen Geiste fortzuentwickeln. Es sind flores und amoenitates der Nebenstunden, Liebhaberreden berühmter Staatsmänner, eine Art von philologischem Sport. Da überseht Lord Pitterton Wilson's „Comus“ in griechische Verse, dann im Verein mit Lord Gladstone allerlei englische Gedichte von Tennyson und Goldsmith ins Lateinische und Griechische. Wir zweifeln, daß unsere deutschen Minister, so gelungene Noten sie schreiben mögen, sammt und sonders nur einen lateinischen oder griechischen Vers zu Stande brächten. Von andern werden Tennyson, Walter Scott und selbst Verse von Shakespeare den todtten Sprachen mit vielgepriesener Gewandtheit angeeignet. Geht es so fort, so wird die englische Poesie selbst bald einem todtten Meere gleichen! Denn wo Sprach- und Verstehenskräfte und derartige literarische Bestrebungen so überwuchern, da schläft der poetische Genius.

## Bibliographie.

- Apel, F. H., Drei Monate in Asien und Gefangenschaft unter König Theodoros II. Zürich, Meyer. 8. 12 Bgr.
- Goldammer, S., Ueber Fr. Hebbel's Weltanschauung. Vortrag. Berlin, L. Enslin. 8. 7/8 Bgr.
- Graue, S. Friedr. v., Die Mysterien des Märkchen. - Sammelb. Dresden. Gr. 8. 8 Bgr.
- Heimlicher, A., Zur Schloß Oberstein, die Heilung des Kneipen bei Gera. Kulturhistorische Beiträge zur Charakteristik der Gegenwart nebst kleinerer ethischer Natur für Freund und Feind, auf folgende öffentliche Verfolgung. Göttingen, Dittig. 8. 8 Bgr.
- Horn, N., Geschichte. Berlin, S. Müller. Gr. 16. 15 Bgr.
- Kub, S., Der Schismatismus und die Ethik Schopenhauers. Berlin, Sohn. Gr. 8. 15 Bgr.
- Kreber, J., Das Geheimnis der Einheit und Verschiedenheit der vier Evangelien. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 1/2 Bgr.
- Meyer, J., Geschichte der modernen französischen Malerei seit 1789 zugleich in ihrem Verhältnis zum politischen Leben, zur Götterwelt und Literatur. 1ste Abth.: Von David bis zum Ausgang der romantischen Schule. Leipzig, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 12 Bgr.
- Wesil, Ueber Sprachbewußtsein. Leipzig. Gr. 8. 10 Bgr.
- Wesil, F., Die germanischen Ordalien. Leipzig, 1845. Gr. 8. 10 Bgr.
- Wesil, F. v., Carl Friedrich Schinkel. Vortrag. Arn-Druck, Dörmig. 8. 3 Bgr.
- Deutsche Reformbestrebungen vom März 1848 bis zum 15. Mai 1849. Hannover, Hildemann. Gr. 8. 18 Bgr.
- Die Reformen des Eigentumsrechts zur Lösung der sozialen Frage oder Kommunismus und Socialismus. Berlin, Langenh. Gr. 8. 10 Bgr.
- Die Freier von Regensburg. Pamphlet eines Schweizerischen Juristen. Bern, Haller. Gr. 8. 20 Bgr.
- Mittelsch, S., Späne aus epikureischem Gedankenholz. Ein Buch für Mäde, die weder das Leben für eine Fabel, noch die Erde für ein Jammerthal ansehen. Berlin, Grotzsch. Gr. 16. 15 Bgr.
- Mittelsch, S., Die Aufgabe des Protestantismus. - Religion und Gegenwart. 2. Beiträge. Hamburg im Dr. Schmidt. 8. 8 Bgr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Hellas und Rom in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst. Von Moriz Carriere.

8. Geh. 3 Thlr.

Bildet zugleich den zweiten Band des Werks:  
**Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung  
und die Ideale der Menschheit.**

Dieses soeben erschienene neueste Werk Carriere's enthält den ersten Versuch einer Geschichte des griechischen und römischen Geistes, einer zusammenfassenden geistvollen Cultur-, Kunst- und Literaturgeschichte des klassischen Alterthums vom ästhetischen Standpunkt aus in klarer und lebendiger Darstellung.

Barnde's „Literarisches Centralblatt“ enthält eine sehr anerkennende Beurtheilung des Werks, worin es heißt: Dasselbe kommt einem Bedürfnisse der Leswelt, insbesondere aber der Lehrwelt entgegen; die allgemeine sowohl als die Schulbildung würde eines fertig abgerundeten Gesamtbildes der Cultur des Alterthums auf keine Weise entbehren, einer dem Inhalte nach verlässigen, vollständigen, in Bezug auf die Form pragmatisch entwickelnden und zugleich anziehenden Darstellung. „Referent muß gestehen, daß ihm kein Werk bekannt ist, welches beide Erfordernisse in so hohem Grade vereinigte, wie das vorliegende, das in keiner gewählten Familien- und vor allem in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollte, um sowohl dem Lehrer als dem Schüler mitten in ihrer vereinzeltsten Textarbeit das Idealbild des klassischen Alterthums lebendig und theuer zu erhalten.“

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die ländliche Verfassung Rußlands.

Ihre Entwicklungen und ihre Gestaltung in der Gesetzgebung  
von 1861.

Von August Freiherrn von Harthausen.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der namentlich durch die beiden Werke „Studien über die innern Zustände Rußlands“ und „Transkaukasien“ als gründlicher Kenner des russischen Volkslebens bekannte Verfasser gibt in diesem soeben erschienenen Buche eine genaue und sachgemäße Darstellung der Agrarverhältnisse in Rußland. Ausgehend von der historischen Entwicklung der russischen Dorfgemeinde, entrollt er ein klares, umfassendes Bild von der Lage, in welche die Bauern durch die Aufhebung der Leibeigenschaft versetzt worden, und knüpft daran eingehende Betrachtungen über die wahrscheinlichen Folgen dieser weltgeschichtlichen sozialen Umwälzung. Alle wichtigern auf die Angelegenheit bezüglichen Originaldocumente werden hier zum ersten mal in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, so daß das Buch zugleich den Werth eines für Staatsmänner, Nationalökonomien, Geschichtschreiber und Culturhistoriker unentbehrlichen Quellenwerks beanspruchen darf. Aber auch für das größere Publikum, namentlich für den Kreis der Grundbesitzer, wird das Werk wegen des freien vergleichenden Hinweises auf die agrarische Verfassung und Gesetzgebung anderer Länder vom höchsten Interesse sein.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Predigten aus der Gegenwart.

Von

D. Carl Schwarz,

Oberhofprediger und Oberconsistorialrath zu Gotha.

Drei Sammlungen.

8. Jede Sammlung geheftet 1 Thlr. 24 Ngr., gebunden 2 Thlr.

In diesen Predigtsammlungen zeigt sich der seiner freistimmigen theologischen Richtung wegen ebenso gefeierte als vielfach angefeindete Schriftsteller, dessen Berufung in sein gegenwärtiges wichtiges Amt seinerzeit so viel Aufsehen erregte, auch als trefflicher Kanzelredner. Daß seine Predigten bei den Gebildeten in weiten Kreisen sich eingebürgert haben, bezeugt die rasche Folge neuer Auflagen: die erste Sammlung liegt bereits in dritter, die zweite in zweiter Auflage vor.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

**Zur Geschichte der neuesten Theologie.** Dritte sehr vermehrte und umgearbeitete Auflage. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Lehrbuch der Finanzwissenschaft.

Als Vorlage für Vorlesungen und Selbststudium.

Von

Johann Klein.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des berühmten wiener Professors der Nationalökonomie, das sich an dessen „Lehrbuch der Volkswirtschaft“ ergänzend anschließt, erfüllt den doppelten Zweck: das richtige Verständniß von dem Wesen und der Function eines guten Steuersystems zu fördern, und eine vergleichende Finanzwissenschaft durch Zurückführung der positiven Daten auf die elementaren Begriffe des Steuerwesens herzustellen. Es ist an mehreren Universitäten als Compendium in Gebrauch und eignet sich wegen der streng didaktischen Darstellung und strengen Zugrundelegung der Elemente der Gesellschaftslehre vorzüglich auch zum Selbststudium.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Mirandola, die Herrnhuterin.

Fra Tedesco.

Zwei Novellen von

Robert Waldmüller (Eduard Daboc).

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

Robert Waldmüller, als einer der gewandtesten Novellisten bekannt, bietet hiermit der Leswelt zwei neue werthvolle Gabe. In der ersten auf deutschem Boden spielenden Erzählung zeichnet er in einem fesselnden psychologischen Gemälde die leichten Regungen des menschlichen Herzens mit frappanter Wahrheit die zweite ist von der süßlichen Glut des italienischen Himmels durchflammt und gibt ein farbenprächtiges Bild leidenschaftlicher Liebe. Beide Novellen befinden sich in der Form die Reize schaft des Verfassers.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 22. —

31. Mai 1866.

Inhalt: Lustspiele und Poesen. Von Emil Müller-Samowegen. — Vom Dichterisch. — Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch“. Von Carl Stimmer. — Frikkelton. (Narrative Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Lustspiele und Poesen.

Durch unsere eigene Schuld hat sich dieser Artikel über Gebühr verzögert. Wir sind zu dieser persönlichen Bemerkung genöthigt, um das Aphoristische desselben, wo es hier und da auftreten sollte, zu entschuldigen. Manche der vorliegenden dramatischen Sachen und Säckelchen erscheinen bereits halbveraltet; auf nichts lagert sich der Staub so leicht und so bald, wie auf eine gewisse Sorte von Poesen und Schwänken. Wären wir mit unserm Artikel einige Monate früher erschienen, so würden wir manches der vorliegenden Stücke einer eingehendern Besprechung werth gehalten haben; heute hat bereits an unserm und jenem der unerbittliche Zahn der Zeit seine Arbeit zu thun begonnen. Da wir denn doch auch die dramatischen Sachen nicht mit einem Strich vom Tische löschen können, so wollen wir uns helfen, so gut es geht. Was, das dürfen wir nicht verschweigen, hat unsere Meinung der Mehrzahl der vorliegenden Werke genügt: es hat uns selber gestimmt. Mit vielen dieser Stücke würden wir vor Monaten scharf ins Gericht gegangen sein, heute sehen wir sie etwas gnädiger an, weil sie uns nicht mehr so unangenehm berühren, wie bei dem ersten Eindruck. Dies gilt besonders von der dramatischen Sorte, die sich auf den Ehrentitel „Volksstück“ etwas zugute thut, um unter dieser Firma der Aesthetik an allen Ecken und Enden Schimpfchen zu schlagen und Nasen zu kratzen.

Die vorliegenden Sachen unter einen Hut zu bringen, uns weder einzufallen, noch würde uns der Versuch gelingen. Auf der Bühne von heute treten sich zwei Richtungen immer greller gegenüber. Die eine betont noch immer nach den Lehren der Aesthetik „das Verdienst“, die andere sucht nur „den Verdienst“. Je dreister die letztere das thut, um so mehr treibt sie die andere in die Enge. Bereits hat die letztere so weit gefegelt, daß sich „das Verdienst“ nur in engerer Verbindung mit „der Verdienst“ halten lassen darf; „das Verdienst“ ohne diese Association liegt bereits vollständig. Die Kritik eines Blattes wie dieser „Blätter“ steht da den dramatischen Productionen

in einer keineswegs beneidenswerthen Lage gegenüber. Sie soll und darf nicht, wie das Localrecensententhum, mit den Wölfen heulen; sie darf sich nicht rechtfertigen mit dem Sage: „Was gefällt, das gefällt“; sie darf sich durch pompöse hundertmalige Wiederholungen eines Satzes nicht bestechen lassen. Sie sollte daher alles, was sich dreist und fest außerhalb der Aesthetik erklärt, rücksichtslos durchstreichen. Allein wird damit der Verdienst beeinträchtigt? Nein, er setzt dann das Geschäft erst recht der Aesthetik zum Troste fort. Freilich will er mit diesem Trost nur sein nicht ganz ruhiges Gewissen einschläfern. Denn obgleich er die Aesthetik sehr verächtlich ansieht, schießt er doch noch nichts eifriger als nach einem Urtheile in einem Literaturblatte. Nur gilt ihm beurtheilt und gelobt werden als eins. Trifft beides nicht zusammen, so steht er dem Kritiker höhnisch an und ruft mit allerliebster Schlagfertigkeit etwa: „Nun dann nicht, lieber Mann“, oder eine ähnliche Allerweltssphäre.

Um dieser und anderer kritischer Unannehmlichkeiten willen dürfen wir dem „höhern Publikum“, diesem echten Apostaten der Aesthetik, wenn er uns entgegentritt, doch nicht ausweichen. Können wir ihn auch nicht ad absurdum führen, so müssen wir ihn doch an seinen schwachen Seiten, deren er gar viele besitzt, fest fassen; vielleicht schlägt ihm doch noch ab und zu das Gewissen, wenn wir ihn ein wenig schütteln. Ist es nun nicht höchst lächerlich, daß er sein eigenes Wesen so gern unter einem prahlenden Anzuge verbirgt, wenn er als „Die Dreter, die die Welt bedeuten“, einherstolzirt kommt, oder wenn er gar unter der Firma „Dilettantenbühne“ seine Händchen kindlich bittend zu uns aufhebt?

1. Die Dreter, die die Welt bedeuten. Gesammelte Poesen und Schwänke von E. Selinger. Erster Band. Mit zwei Illustrationen. Berlin, Passar. 1864. 8. 1 Thlr.
2. Edward Bloch's Dilettantenbühne. Achtebster Band. Berlin, Passar. Br. 8. 1 Thlr.

Nehmen wir aus dem zweiten Buche das nach dem Französischen bearbeitete reizende Proverbe: „Ich esse bei meiner Mutter“, und allenfalls noch das einactige Schlegel'sche „Am Freitag“ aus, so bleibt in beiden Büchern

der echte und rechte berliner höhere Blödsinn nötig. Dem Verdienst können wir diesem höhern Blödsinn nicht nehmen, aber auch das Verdienst nicht geben. Schon der achtzehnte Band „Dilettantenbühne“! Nach zehn Jahren bezieht sich diese Dilettantenbühne vielleicht hundert- undachtzig. Armer Platen, der du schon bei Roggendorf von „schmieren, wie man Stiefel schmirt“, sprachst, was widerst du jetzt sagen! Hättest du uns doch für die Literatur wenigstens ein so vernichtendes Wort geschaffen, wie die bildende Kunst in ihrem „caca — — —“ ein solches besitzt. Wenn dergleichen Pösser und Schwänke durch beliebte Darsteller getragen werden, so mag man sie auf der Bühne gelten lassen, man mag über die Späße und Schnurren lachen, denkend, es seien Improvisationen einer größten Künstlerlaune. Aber gedruckt werden sollten sie nie, wenigstens zum Lesen niemand in die Hand gedrückt werden. Wir wollen mit dem höhern Blödsinn an dieser Stelle um keine seiner sonstigen Sünden rechten, nur um den Ton seiner Sprache. Ist denn die Arbeit eines Lessing, eines Goethe, eines Schiller, die eines Grimm ein so billiges Gut, daß man auf dem Idiom der gebildeten Sprache mit Füßen herantreten darf? Möge sich der höhere Blödsinn immerhin damit brüsten, er lasse sich zum ordinären Jargon und gelaluten Kauderwelsch nur herab, um beides zu verpöhlen. Wer glaubt ihm das! Wer traute seiner Impotenz diese Kraft zu! Wer wüßte vielmehr nicht, daß ihn die gebildete Sprache ärgert, und daß er daher immer mehr plebejische Ausdrücke und Wendungen couragös zu machen sucht. Wer wüßte nicht, daß er am liebsten mit der Halbgebildung gegen die Bildung offen Fronte machte! Wenn sich freilich selbst ein namhafter Autor nicht entblödet, ein entsetzliches „Mang die Wäsche“ auf den Theaterzettel zu setzen, und ein anderer diesen Hohn auf die Bildung noch mit einem „Mang des Balles“ überbietet, was soll man dann den untergeordneten Helfen des höhern Blödsinns nicht zugute halten!

3. Eduard Bloch's Volks-theater. Fünftes bis neuntes Bändchen. Berlin, Passer. 1865. Gr. 8. — Nr. 5. Cora, das Kind des Pflanzers. 22 1/2 Ngr. Nr. 6. Berliner Kinder. 20 Ngr. Nr. 7. Montjoye, der Mann von Eisen. 25 Ngr. Nr. 8. Das Glas Wasser. 25 Ngr. Nr. 9. Gute Nacht, Hänschen! 22 1/2 Ngr.

Mit diesem Volks-theater darf man sich schon eher einverstanden erklären, obschon auch gewiß manches Vergängliche mit unterlaufen wird. Allein dies Vergängliche wird wenigstens durch Bedeutendes gedeckt. Ueber Scib's „Glas Wasser“ enthalten wir uns natürlich jedes Wortes. Desgleichen lassen wir „Cora, das Kind des Pflanzers“ schnell passiren, da es wol für ein Augenblicklich abgethanes Stück gelten kann, auch von uns selbst in d. Bl. bereits besprochen worden ist. Denn es macht keinen Unterschied, daß es uns jetzt in einer andern Bearbeitung vorliegt. Das Stück war in der ersten Zeit des amerikanischen Bürgerkriegs an der Tagesordnung, es beleuchtete in drastisch greller Weise eine brennende Lebensfrage, wußte zu packen und ging seiner Wege, nachdem

es sattem beklatscht war. Kehrt seine Zeit einmal wieder, um so wird es allenfalls wieder einmal etwas packen. Nicht minder dürfen wir uns über Salingre's „Berliner Kinder“ kurz fassen. Die Bühnen sind über dies Stück bereits zur Tagesordnung übergegangen, und wo diese „Berliner Kinder“ etwa noch erscheinen, da zeigen sie sich als durchaus aufgewärmte Speise. Im ganzen zählt diese Pösse zu dem erstarrten. Aber: was heißt bei solchen Pössen Originalität, was eigenes Blut, was eigenes Leben? Heute leben sie, morgen sind sie todt, übermorgen haben sie einem andern Autor zu einer noch originalern Pösse verscholten. So bleibe uns denn von diesem Volks-theater „Montjoye“ und „Gute Nacht, Hänschen!“.

Ueber Octave Feuillet's Schauspiel „Montjoye“ sind so vielfache Urtheile laut geworden, daß wir mit dem unserigen sehr post festum kommen. Obschon das Stück auch auf den deutschen Bühnen ein nicht gewöhnliches Interesse erregte, so darf es doch wol schon für ziemlich befestigt gelten. Auch selbst das geistvollste Stück einer bestimmten socialen Zeitrichtung entgeht nicht der Gefahr, während es noch heute en vogue ist, vielleicht schon morgen durch eine andere literarische Strömung außer Cours gesetzt zu werden. Und wie strömt es schnell auf den pariser Bühnen! Unserer unmaßgeblichen Meinung nach zählt „Montjoye“ zu den bedeutendsten Erzeugnissen der neuern französischen Dramatik; es ist ein Stück, das zwar den Deutschen mehrfach eigenthümlich anmuthet, weil es mehr frappirt als hintreibt, das aber vom französischen Standpunkte aus durch seine vorzügliche Lebenswahrheit mehr denn bloß flüchtig interessiert. Solch ein Schauspiel ist, das liegt in der Natur der Sache, viel leichter glanzend begonnen und glänzend weitergesponnen, als glänzend zu Ende geführt. Auch das Ende des „Montjoye“ erscheint mehr abgebrochen als abgeschlossen. In vorliegender Anlage hat sich des „Montjoye“ E. M. Bacano, der Verfasser verschiedener pikanten Sachen im argsten Gaunerspiel angenommen und einen neuen fünften Act hinzugefügt. Offen gesagt, er hätte es bleiben lassen sollen. An Feuillet reicht seine Kraft bei weitem nicht heran. Es hat ihn nicht passend und consequent gebittet, daß Montjoye, der Mann von Eisen, zu Kreuze kriechen. Da aber, wie dieser Montjoye bei Bacano endlos zu reflectiren sich erlaubt, um sich dann zu erschießen, das ist erst recht ein 3x-Kreuz-Kriechen. Wo bleibt da die vollendete Wahrheit, wie sie aus Feuillet's vier ersten Acten überall hervorleuchtet? Sie wird in eine Pistole geladen und auf Montjoye abgedrückt, als wäre er ein zwanzigjähriger, in allen Lebensgenüssen und Lebenshoffnungen fertiger Stüßling. Lieber wäre es uns, Montjoye verlore in irgendeiner Situation, in der er wenigstens handelnd auftritt, durch reinen Zufall das Leben. Da dem nicht so, geben wir Feuillet's fünften Acte entschieden den Vorzug, ohne uns indeß zu verwundern, wenn Bacano's Erfindung vielleicht durch einen das Absonderliche liebenden Darsteller den Sieg über Feuillet's ursprünglichen Schluß davontragen sollte. Das Publikum liebt das Bizarre, wird es ihm nur auf silberner Schüssel und mit Apéro präsentirt.



Von „Montage“ zu Arthur Meißner's Lustspiel: „Gute Nacht, Hanschen!“ — ein gewaltiger Sprung. Freilich repräsentirt das letztere auch ein ganz anderes dramatisches Genre als das erstere. Wir thäten gewiß unrecht, wollten wir beide in Vergleich zu stellen auch nur versuchen, wollten wir uns wol gar zu Gunsten des erstern erklären. Sehen wir doch „Gute Nacht, Hanschen!“ heute schon viel fremdlicher an als vor einigen Monaten. Damals dachten wir: diese sogenannten historischen Lustspiele scheinen nur eines leidigen Spiels mit der Geschichte wegen geschrieben zu sein, so recht geschaffen, um billig Tendenz zu treiben und mit patriotischen Schlagwörtern die Armseligkeit der Personen zu bedecken. Heute schreiben wir's dem Autor zugute, daß sein „Gute Nacht, Hanschen!“ vielleicht für ein relativ besseres Lustspiel gelten darf, ohne ihn damit für den verhältnismäßig nur flüchtigen Erfolg auch dieses Lustspiels entschuldigen zu können. Vor einigen Jahren waren die historischen Lustspiele sehr in Mode, heute weniger, und dieser Rückschlag nimmt leider einem Stücke wie „Gute Nacht, Hanschen!“ einen guten Theil seines Werthes.

Dem wohlfeilsten patriotischen Bedürfnisse machen sich einige Stückerhen von L. Hübner (Meron) dienbar, die wir hier nur nennen wollen, um auf das Uebermaß derartigen Ergüsse hinzuweisen. Da liegt ein Festspiel: „Ulrich in Hocht“, vor uns, ein anderes: „Episoden aus dem Jahre 1813“ betitelt, ein drittes: „Großherren. Politische Episoden aus dem Freiheitskriege“, ein viertes: „Der Kurfürst und die Bäckerin“, sämmtlich von einem Verfasser, einem gewiß redlich strebenden und bescheidenen, aber keineswegs genügenden Bühnenschriftsteller, aber sämmtlich höchst vergängliche Waare.

Sehen wir uns weiter nach Sammelwerken um, so

4 Ferdinand Neßmüller's Theater. Erster Band. Dresden, Knabe. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

in die Hand. Neßmüller zählt zu den rühmlich bekannten Charakterkomikern und ist gegenwärtig Director des zweiten Theaters zu Dresden. Wie ein Schauspieler und Dramatiker in einer Person zu schreiben versteht, ist allbekannt. Wir finden denn auch bei Neßmüller eine gewisse äußere Routine, wie sie eben nur durch die vollständige Bekanntheit mit dem Theater erreicht werden kann, nehmlich aber auch die Leichtigkeit in der Motivirung, welche gewissenhaften Dramatikern, die nicht zugleich Schauspieler sind, nie recht anstehen will. Neßmüller vermeidet den bößern Witz, soweit dies in Pöffen irgend geht, sein Ton hält sich stets in den Schranken des Anstandes, seine poetische Ader fließt freilich nicht tief, seine dramatische Kraft reicht auch nicht sehr weit; allein für Bühnen von dem Genre zweiter Theater würden seine Stücke eine recht erträgliche Kost sein. Unter den Stücken dieses Theaters zeichnet sich das Liebespiel „Die Zillertaler“ am meisten aus; das Stückchen ist ja noch jetzt auf vielen Bühnen etwas mehr als ein bloß willkommener Lächelndes. Gleiche Verbreitung haben die andern Stücke von

freilich nicht gefunden, vielleicht weil das Genrebild „Eine Soldatenfamilie“ und die Posse „Die Frau Tante“ als Pöffen nicht toll genug sind, das Lustspiel „Die Pflegenkinder“ aber als Lustspiel zu viel pöffenhafte Elemente enthält. Ueber das Zauberwärtchen „Der Gnome und sein Narr“ enthalten wir uns jedes Urtheils, da solchen Werken erst Darstellung und Ausstattung ehrlieh Werth verleiht. Dettinger bezeichnet in der Vorrede zu diesem Bande gerade dieses Stück als das werthvollste von allen. „Wel weiß ich“, sagt Dettinger, „daß es sich aus mehr als einem Grunde, welcher jedem, der dies pilante Märchen liest, von selbst ins Auge springen wird, weit besser lesen als aufführen läßt; dies schmälert jedoch nur den dramatischen Werth, ohne dem literarischen Werthe Abbruch zu thun.“ Nach unserm Dafürhalten braucht ein Schriftsteller von heute zum Märchen gar nicht mehr zu greifen, da er Mittel und Wege genug zur verbildeten und unverblühten Wiedergabe seiner Gedanken besitzt. Der literarische Werth eines dramatisirten Märchens ist daher bestreitbar, wenn sich dieser literarische Werth in der Darstellung und Ausstattung nicht mit zwingender Gewalt als ein dramatischer geltend macht. Da wir einmal Dettingers reden lassen, so wollen wir auch seine weitere Anklaffung anfügen. „Das, was nach meiner Ansicht auf der deutschen Bühne noch eine große, bedeutungsvolle Zukunft haben kann, ist das politisch-satirische Märchen, das die socialen Zeitfragen abzuspiegeln versteht. Das, was unserer bewegten Zeit, die mehr und mehr zu politischem Bewußtsein erwacht, am meisten fehlt, und das, was sie am schmerzlichsten vermisst, ist das satirische Lustspiel. Es fehlt uns vor allem ein Aristophanes und dann ein Carlo Gozzi, der die nackte Wirklichkeit mit ihren tausend brennenden Wunden und ihren tausend socialen Gebrechen in die Märchenwelt überträgt und die Phantasie des Zuschauers dadurch anregt, die unsichtbaren Schleier, in die der Dichter jene Wirklichkeit eingehüllt, zu lüften und lästerner Schadenfreude.“ — Wollte man nur nicht vergessen, daß diese Schadenfreude nicht ein Zeichen politischer Kraft, sondern ebenso gut politischer Ohnmacht sein kann. Und dann, da die Sehnsucht nach einem deutschen Aristophanes in vielen Köpfen steckt, ist nicht die griechische Cultur trotz Aristophanes zu Grunde gegangen?! Beflügt nicht gerade Aristophanes nur den Verfall dieser griechischen Cultur?! Haben wir nun das Privilegium, zu glauben, die deutsche Cultur würde sich mit einem deutschen Aristophanes wie ein Phönix erheben?! Vielleicht liegt gerade darin, daß ein deutscher Aristophanes noch nicht gedeiht, das beste Zeichen für unser politisches Streben und Bewußtsein. Gehuld nur, wenn es mit deutscher Cultur einmal Matthäi am letzten steht, dann wird uns ein deutscher Aristophanes gewiß nicht fehlen! Vor der Zeit aber brauchen wir uns zu diesem nicht zu gratuliren.

5. Gesammelte Lustspiele und Volksstücke von Martin Schleich. Zweiter Band. München, Gummi. 8. 2 Thlr.

Dieser Band enthält folgende Stücke: „Drei Candidaten“, fünfactiges Lustspiel; „Die letzte Hefe“, dreiactiges Volksstück; „Anfängig“, gleichfalls dreiactiges Volksstück;

„Das Kanonenfieber“, einactiger Schwan! vier Stücke von sehr verschiedenem Werthe. Schleich, ein in München sehr beliebter Humorist, besitzt unlangbar vielen Humor, auch einen richtigen Blick für die komischen Beziehungen gewisser Gesellschaftskreise; nur um recht vollständig zu wirken, fehlt ihm die rechte dramatische Macht, andererseits die rechte Auswahl in den komischen Scenen. Er läßt sich zu viel gehen. Von dem zuletzt genannten Schwan, der sich auch Komische Kriegsscene betitelt, dürfen wir ganz absehen, da wir uns kaum denken können, daß irgendein Publikum diese Verflüchtigung auf solbatischen Muth ruhig hinnehmen würde. Auch scheinen die beiden Vollestücke speciell auf bairischen Localgeschmack berechnet zu sein; irren wir nicht, so war „Die letzte Fere“ vor einigen Jahren ein in München gern gesehenes Stück. Ein norddeutscher Kritiker findet an dem Localgeschmacke leicht zu tabeln, da er sich nicht einreden läßt, daß gewisse komisch sein sollende Scenen weiter als über München oder einige bairische Städte reichen. Wo z. B. ein Junstzwang, wie ihn der Verfasser in seinem „Anfässig“ zur leitenden Idee macht, nicht existirt, ist dieses Stück ganz wirkungslos. Es nützt nichts, daß der Verfasser die Handlung allgemein in einer deutschen Hauptstadt spielen läßt. Berlin und mit ihm viele deutsche Hauptstädte würden sich wahrscheinlich für die Ehre ergebenst bedanken. Das Stück kann nun einmal nirgends weiter wie in München spielen. Ueber das, wenn wir nicht irren, preisgekrönte Lustspiel „Drei Candidaten“ dürfte die Acten wol für geschlossen anzusehen sein. Trotz der interessanten Idee und mancher recht komischen Situationen fehlt der rechte dramatische Zug. Zu viel komische Einzelheiten, welche die Handlung zersplittern, und zu wenig Glanz des Dialogs, wie ihn ein feineres Publikum nun einmal beansprucht. Man kann dies aufrichtig bedauern, da die „Drei Candidaten“ nicht nur unter den Schleich'schen Stücken die erste einnehmen, sondern auch weit mehr literarischen Werth in sich tragen als manches vielbeklatschte gangbare Stück. Aber auf dem Gebiete des bürgerlichen Lustspiels thut es nun einmal eine ganz bestimmte Schablone. Wer diese besitzt, der besitzt auch das Publikum.

Mit offenem Bedauern fügen wir zwei Stücke an, mit Bedauern über die vergebliche Mühe ihrer Autoren. Das eine

6. Als Solcher. Lustspiel in zwei Aufzügen von August Relemüller. Jena, Frommann. 8. 10 Mgr.

sei hier nur flüchtig als ein abermaliger Beleg erwähnt, wie nachlässig sich die Dramatiker in Kosten und gespannte Erwartungen stürzen. Nicht besser und schlechter wie hundert andere Stücke rechtfertigt es seine Veröffentlichung in keiner Weise. Bei einer reisenden Gesellschaft, zumal im Heimatsstädtchen des Autors, mag solch ein Stück allenfalls einmal passiren, bis zur Buchdruckerpresse sollte es sich aber gar nicht vertheilen.

Das andere der beiden Stücke:

7. Tartüffe Junior, oder Martin Geldermann und seine Erben. Lustspiel in fünf Aufzügen von F. L. Klein. Neudruck, Penzer. 16. 20 Mgr.

rechtfertigt seine Veröffentlichung an und für sich wol durch den Fleiß seines Verfassers, allein bedeutende Früchte wird es schwerlich eingetragen haben. Ein Lustspiel in Versen, ein fünfactiges Stück in Alexandrinern, das überrascht zunächst, weil sicherlich Muth dazu gehört, ein fünfactiges Lustspiel in Versen zu schreiben. Dieser poetische Muth kann sich zunächst als eine richtige Selbsterkenntniß des Autors kennzeichnen. Eine abgeblagte Handlung, eine dürftige Intrigue kann durch das poetische Gewand an Reiz gewinnen, welches sogar bis auf gewisse Punkte die Armseligkeit der Handlung zu ersetzen vermag. Auf die Länge aber wird dieser poetische Muth nur dann reizen, wenn er sich als etwas ganz Besonderes ausweisen kann. Zeigt er uns immer nur ein gewisses hausbackenes Gesicht, so wird er die Dürftigkeit der Handlung nicht nur nicht verschönern, sondern wird sich auch selbst um seine Berechtigung ganz und gar bringen. Wie das in diesem Lustspiele klappert und nur klappert. Freilich verschuldet dies das Vermaß. Alexandriner taugen nun einmal nicht mehr für ein größeres Gebicht, obenein für ein gegenwärtiges Verhältnissen ruhendes Lustspiel, das Leben und Bewegung erheischt. Nur zehn Seiten Alexandriner luden den Leser schon so in einen gewissen Tritt hinein, daß er die Verse wie an einer Drehorgel ableiert. Der Leser kann sich also dann leicht einer Ungerechtigkeit gegen den Dichter schuldig machen, indem er über einzelne Schönheiten hinwegläßt und die Arbeit in ihrer Totalität nicht ganz nach Verdienst würdigt. Der Verfasser erregte schon auf dem Titel durch „Tartüffe Junior“ Erwartungen, die er schwer lösen konnte. Es hieß da, sich sehr zusammennehmen, damit der Vergleich nicht ganz und gar hinkte. Um dem Vergleiche auch nur einigermaßen gewachsen zu sein, hätte er das oft behandelte Erbschleichereithema origineller auszuführen müssen, als er dies that. Gewiß wird sich der Autor durch unsere Bemerkungen für seine viele Mühe nicht ungeschädigt halten, selbst wenn wir sein ehrenwerthes Streben und den durchaus anständigen Ton seiner Sprache willig anerkennen. Wir geben deshalb ein kurzes Beispiel, wie es uns gerade in die Hand fällt. Hier Act 2, Auftritt 13:

Florian (allein).

Glender Fenchler du! Jetzt kenn' ich dich genau:  
Du schenkst mir deine Gnuß und gibst mir eine Frau,  
Daß du auf diesem Weg dein hohes Ziel erreichst,  
In Geldermann's Vertrauen und letzten Willen schleichst.  
So kommst du mir, der mit dem alten Maune brach,  
Weil er mir, meinem Glanz und Herzen widersprach!  
Zum Acker wählst du mich, der keinen Reichtum schätzte,  
Als man mir düstelhast den freien Stolz verlegte!  
Dram lockest du mich her. Doch war's dein eigener Trug.  
Ich werde wieder gehn. Wohin? Weiß ich's! Genug:  
Ich fühle Muth in mir und also darf ich hoffen;  
Dem klugen Herzen steht die weite Welt ja offen.

Wir haben noch über zwei Lustspiele zu berichten, welche sich auf der Bühne nicht den allseitigen Erfolg errungen haben, der ihnen unter gewissen Voraussetzungen wol gebührt hätte:

1. Der verlorene Sohn. Lustspiel in drei Aufzügen von F. W. Hackländer. Stuttgart, Krabbe. 1865. 8. 1 Thlr.  
 2. Dem Kopf oben! Lustspiel in fünf Acten von Friedrich Heppig. Leipzig. 1864. Gr. 8.

Bei dem „Verlorenen Sohne“ von Hackländer legt schon der Name des Autors für sich ein Wort ein; es thut das nicht minder der Titel des Lustspiels. Ein verlorener Sohn braucht ja nicht immer nur der Held einer thränenreichen Tragödie zu sein, er kann sich doch auch einmal recht lustig geben. Es spricht mithin manches für dies Stück, auch die Gewandtheit des Autors in Verknüpfung der Fäden und der richtige Blick für komische Figuren. Hackländer führt uns in einem gewissen Proofer im Prachtstück eines in Wetten wachenden Pferdehändlers vor; er bestiegt sogar mit dem Baron von Raynval das Paradeross des Groteskrommens sehr anständig. Auch zeigt sich in der Art, wie sich der verlorene Sohn nach manchen Zwischenfällen seine Elisabeth erringt, die feine Hand eines bewährten Schriftstellers. Allein alles dies steht mit dem Attitüden des verlorenen Sohnes nicht aus. Seine ganze Stellung ist zweideutig. Er möchte sich immerhin damit trösten, daß er sich eigentlich nur aus Langeweile, oder aus Schmerz über die jungfräuliche Sperrigkeit seiner heißgeliebten Elisabeth, oder aus Grimm über Familienverdrüßlichkeiten in ein wildes Leben und auf die wilden Passionen geworfen habe; allein damit alle übrigen durchwachen, daß er trotzdem der beste Mensch in der ganzen Familie sei, das darf er schlechterdings nicht. Vorzüge wie die geschilderten mögen sich im Leben gerade vorkommt, und in manchen Familien mag sich ein verlorener Sohn gerade so den edelsten Menschen dünken. Was indeß im Leben gilt, darf deshalb noch nicht auf der Bühne gelten. Sonst gäbe es am Ende nichts Schöneres und Interessanteres als einen verlorenen Sohn zu spielen, wenn man nur eine Mutter besitzt, die in „verlorenen“ steht vor dem Schuldturm bewahrt, und einen Stiefbruder, den man als einen Heuchler halb und halb entlarven kann. Hackländer hat sich seines „Verlorenen Sohnes“ wegen mehrfach den Vorwurf frivoler Darstellung zugezogen. Bei strengem Gerichte wird dieser Vorwurf unvermeidlich sein. Der Autor schielt bald auf die Solidität des Wandels, bald auf die nobeln Passionen. Mit lächelnder Miene läßt er's unentschieden, ob die Solidität den nobeln Passionen vorzuziehen sei, jedenfalls erklärt er die letztern für interessanter als erstere. Mit der Solidität ist es überhaupt im Stücke sehr schwach bestellt. Der Stiefbruder des „verlorenen Sohnes“ erweist sich als halber Heuchler, die Schwägerin des „verlorenen“ als durch Unliebenschwürdigkeit ab, und die Mutter des „verlorenen“ mag zwar der berühmten Frau Paizinger in der Wiener Hofburg außerordentlich gut stehen, allein in dieser Hofburg einer guten Hausfrau und Mutter darf sie keineswegs gelten.

Mit Verwunderung fragen wir: weshalb hat sich das Lustspiel „Dem Kopf oben!“ nicht mehr Bahn gebrochen? Derartige historische Stücke sind doch sonst auf den Bühnen gesuchte Artikel. Gibt das Publikum den pa-

triotischen Stücken jetzt etwas mit Abspannung gegenüber? Oder wagen sich die Directoren immer nur an Lustspiele, die nach ganz bestimmten Schablonen gearbeitet sind? Oder hülbt der Autor in seinem Stücke zu stark dem Localpatriotismus? Das letztere kann doch wohl nicht zutreffen. Denn das ehemalige Königreich Westfalen, in welchem das Lustspiel Anno 9 spielt, ist jetzt doch für ganz Deutschland neutrales Gebiet. Weder norddeutscher, noch süddeutscher Geschmack dürfte sich durch die Vorgänge in diesem Lustspiele verletzt fühlen. So muß denn wohl das Publikum Augenblicklich der historischen Lustspiele etwas müde sein. Es ist freilich auch mit patriotischen Anklängen an die Freiheitskriege die Jahre hindurch übersättigt. Und dann wagen die Directoren nicht gern, wenn ihnen ein Stück mit kühner Conception entgegentritt. Kühn ist die Intrigue des Stückes allerdings angelegt, noch kühner zu Ende geführt. Wenn auch jedermann die Frische der Sprache willig anerkennt, so möchte doch mehr als einer vor dieser Kühnheit erschrecken. Der Held, ein patriotischer Wagemuth erster Größe, ein von der Polizei des Hieronymus proscribierter Edelmann, Namens Hirschfeld, verschafft sich unter dem Namen eines kimpeln Gelehrten Fränkel Eingang bei dem Polizeidirector, der auf ihn zu fahnden gezwungen ist, dupirt nicht nur diesen, sondern sogar den Commissar der geheimen französischen Polizei, verlobt sich dann ernstlich, er der Fränkel, in eine der Töchter des Polizeiraths und verlangt vom Papa, daß ihm dieser, ihm dem Eugen von Hirschfeld, die Tochter zur Gattin gebe, und das alles in dem Stunden, in welchen ihm die Schlinge schon zehnfach am Halse hängt. Zehnmal liegt er eigentlich schon im tiefen Kerker, aber immer kommt er mit dem Kopf oben wieder heraus. Da heißt es am Schlusse: plaudite, plaudite! Mehr denn einer aber denkt: ebenso gut konnte der Held jetzt am Galgen hängen oder durch eine Kugel hingestreckt sein! Hat auch der Zuschauer dem Dichter in seinen Reden und Situationen willig zu folgen, so sind doch derartige Reflexionen, welche das Resultat in sein Gegeheil umkehren, bei einer zu kühnen Conception des Autors unabweislich und beeinträchtigen unbedingt den Erfolg.

Schließlich sei noch auf eine uns gerade vorliegende Bearbeitung von Shakspeare's „Wie es euch gefällt“ durch Julius Pabst hingewiesen. Bei der praktischen Kenntniß der Bühne, wie sie sich der Bearbeiter in seiner Stellung am dresdener Hoftheater errungen, eine Kenntniß, die er ja schon durch Bearbeitungen anderer Shakspeare'scher Stücke hinlänglich bewährte, wird es einer Empfehlung dieser Bearbeitung um so weniger bedürfen, als sich dieselbe bereits an Shakspeare's dreihundertjährigem Jubiläum auf der dresdener Hofbühne hinlänglich erprobt hat.

Emil Müller-Samowegen.

### Vom Dichterthum.

1. Petz. Ein Lebensbild von Alfred Teniers (Eigmann u. Herzl). Wien, Pest. 1866. 16. 10 Ngr.

Eine mit ansprechender Wärme geschriebene Lebensskizze des ungarischen Dichters. Wesentlich Neues bringt weder Biographie noch Charakteristik, die sich mit gelegentlichen Streiflichtern begnügt. Doch sind die von dem Biographen selbst neu übersetzten Lieder, welche den Text unterbrechen, willkommenes Zugaben wegen ihres ungekünstelten Flusses; z. B.:

Wol lebten Größere als ich,  
Und doch erlosch ihr Stern,  
Was euer in der Zukunft harret,  
Ihr Lieder, wißt ich gern?

Ob ihr noch lebt, wenn über mir  
Am Grabe das Gras sich neigt?  
Ob ihr, wenn ein die Leiter sprang,  
Noch thnet — oder schweigt?

Rag all' die Lieder, die ich schrieb,  
Der Zeiten Sturm verwehn —  
Nehmt nur mein Lied, das dich besingt,  
Mein schüßes Lied besieh'n.

Und ewig wird das Lied besieh'n,  
Und heilig wird es sein —  
Vom Himmel kammi's, von deinem Aug',  
Du blonder Engel mein! . . .

2. Die Zurechnungsfähigkeit oder Verbrechen und Seelenstörung vor Gericht. Eine Betrachtung der Seelen- und Körperzustände, welche des Menschen Freiheit beschränken. Ein Handbuchein namentlich für Richter, Staatsanwälte, Vertheidiger, Geschworene, Erzieher, Aerzte von Johann August Schilling. Augsburg, Schöfler. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der Verfasser der „Psychiatrischen Briefe“ hat in diesem Werke seiner echten Humanität und Menschenliebe ein neues Denkmal gesetzt, indem er den dunkeln Motiven nachgeht, durch welche die Menschen in ihrer Willensfreiheit beschränkt und in Schuld verstrickt werden, ohne daß dieselbe ihnen moralisch zugerechnet werden darf. In der Regel wird von den Gerichten und den Gerichtsräten nur auf die augenfälligsten Störungen Rücksicht genommen, auf Wahn, Geistesverwirrung und gewisse leicht nachweisbare Manien. Dagegen bleibt das große Feld physiologischer Ausnahmezustände, wie sie z. B. mit dem weiblichen Geschlechtsleben zusammenhängen, oft unbeachtet. Mit Recht warnt Schilling vor den Justizmorden, die aus dem Mangel einer genauen ärztlichen Controlirung des körperlichen und geistigen Zustandes der Beklagten von Seiten eines tüchtig gebildeten anthropologisch-psychiatrischen Arztes hervorgehen. Wo es sich um Schuld und Strafe handelt, müssen Richter und Arzt sich vor allen Dingen über die große Frage einigen: War der Mensch zur Zeit seiner That wirklich und vollkommen psychisch frei oder nicht? Daß zur Beantwortung dieser Frage mehr gehört, als die banalen Begriffe von Geistesstörung, welche im Publikum und auch bei vielen, nicht mit der Seelenheilkunde vertrauten Ärzten im Schwange sind: das beweist das ganze, mit großer Sorgfalt und mit liebevollem Eingehen in die Fälle der sich ausdrän-

genden Detailfragen ausgearbeitete Werk, welches offenbar wichtigsten Theil der medicina forensis in schöpfender Weise darstellt.

Es zerfällt in einen allgemeinen Theil, in welchem die geistigen Störungen überhaupt und der Einfluß der Aerzte, Richter und Philosophen bei denselben, in die Zurechnungsfähigkeit und die psychische Freiheit des Menschen betrachtet wird, und einen speciellen Theil, wiederum in folgenden Abschnitten ausgeführt: 1. Menschen Anlage betreffs Ausbildung von Seelenkranken; 2. Die Entwicklung der zu psychischen Erkrankungen führenden jeweiligen Anlagen des Körpers und Geistes; 3. Die Störungen des Gemüths; 4. Die Störungen des Denkvermögens; 5. Die Störungen der Triebe, Wahnstörungen, Wahnhaltungen. Die Darstellung ist in allen von hohem Interesse.

Der Verfasser illustriert sein Thema überall durch Fülle von Beispielen, die, meistens aus dem Leben gegriffen, dem Hansesatz der eigenen Erfahrungen entnommen sind und nicht zu jener Sorte gehören, wie sie in der Hand der Collegienhefte über Psychologie herum der Väter Zeit aufmarschirt stehen. Viele der mitgetheilten Geschichten sind spannender und erregender als oft psychologisch unhaltbare Erfindungen der Romane. Dabei schreibt Schilling mit ebenso viel Wärme wie mit geistiger Klarheit das Vorurtheil rückwärts, wo es ihm im Wege tritt, und macht besonders der officiellen Dichtung niemals die Hommage, sondern stellt sie bloß, wie es verdient. Ueberall aber tritt uns der Geist entgegen, der namentlich der ärmsten und verachteten Klasse Gerechtigkeit zu verschaffen sucht. Wie interessant ist, was Schilling über die partialen Geistesstörungen außerhalb der Irrenhäuser sagt. Auch in den und Schriftsteller kommt er zu sprechen. Er blickt in einem Zusammenhang, der für die Dichter schmeichelhaft ist. Er meint, es gibt gewisse Naturen, Temperamente, die besonders zu diesen Vorstellungsleben disponiren und zuletzt zum Irren führen. Leicht entzündbare Geister mit lebhaftem Phantasieleben eilen oft rasch dem Wahnsinn zu. citirt Hoffmann, der es selbst ausgesprochen, daß er gar vielen unglücklichen Dichtern der Vergangenheit stand bis zu Ideen des Wahnsinns gesteigert habe, denn ein Wunder“, fährt Schilling fort, „war es, daß Dichter mit Recht im gewöhnlichen Leben für tolle Ränke, Sonderlinge u. dgl. gehalten werden? Daß ja selbst der so nüchterne Goethe eine gewisse Neigung des Gehirns als eine notwendige Bedingung des poetischen Talents. Es gibt wirklich Wahnsinnstodes, ganz und gar den poetischen Exaltationen gleichen. Eine erschreckende Anzahl von Dichtern und Dichterinnen fielen in Schwermuth oder Wahnsinn.“ Gleiches von phantastischen Künstlern der Fall! Die Klasse der Musiker, erotischer Dichter und phantastischer Schriftsteller, sagt Dr. Lingowitz, die im Gemüthe lebender Genialität nur ihre Gehirnirritation aufweisen, sehr groß. Viele werden gewöhnlich früh be-

aber halten noch vorher ihren Durchgang durch das Irrenhaus.

Das Register wahnsinniger Dichter und Künstler, welches Schilling aufführt, enthält indeß doch einige Namen, deren Legitimation eine höchst zweifelhafte ist. Man wird sich mindestens wundern, z. B. Tied und Mozart unter denjenigen aufgeführt zu finden, welche im Wahnsinn starben. Umgekehrt citirt der Verfasser Beispiele, daß Irren sich in Dichter verwandelt haben. So schreibt ein geheimer Irrer: „In meiner frühern Zeit des Wahns fühlte ich mich so felig, als wäre ich ein höheres Wesen. In Masse krünten mir die Gedanken zu. Ich habe die sublimsten Dinge gedacht, die ich jetzt nicht mehr zu denken vermöchte. Oft war ich ganz lyrisch gestimmt und dabei fortwährend in einer Art entzündender Begeisterung. Es trieb mich mit Gewalt, Verse zu machen. Jetzt bin ich ganz prosaisch, aber gottlob gesund!“ Unser Autor scheint überhaupt über den Zusammenhang zwischen Dichtung und Wahnsinn seine eigenen Gedanken zu haben, die man zwischen den Zeilen lesen kann.

3. Vom grünen Tisch. Bilder, Figuren und Geschichten aus den deutschen Spielbüchern von Michael Klapp. Berlin, Weidm. 1866. Gr. 16. 15 Rgr.

Skizzen aus den deutschen Spielbüchern. Baden, Wiesbaden und Pomburg, meist lebendig erzählend und von Beobachtungstalent zeugend, hin und wieder humoristisch ausgemalt, während bisweilen die Rede sich, wie in dem Abschnitt „Aus dem Tagebuche des Spielers“, zur Novelle erweitert.

4. Über antike Gewichtsteine. Mit einer Tafel von F. A. Ritschl. Bonn 1866. (Aus dem zwölften Hefte des „Jahrbuchs des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande“ besonders abgedruckt.)

Mit gewohnter Schärfe untersucht der berühmte Philolog und Alterthumsforscher die Bedeutung jener antiken Gewichtsteine, welche stets von gekrauterter Erde, ganz roh und ungeschliffen gearbeitet, fast ausnahmslos abgestumpfte oder abgestumpfte Pyramiden bilden und sämmtlich in wenig unterhalb der Spitze, quer durchbohrt sind, von denen nur wenig Exemplare Schrift, einen einzelnen Buchstaben oder allenfalls einen abgekürzten Namen haben. Ritschl beweist, daß dies keine Maßgewichte, wie man zum Theil annahm, ebenso wenig Rechensteine bei dem Rechen, sondern Beschwersteine oder Schwergewichte bei der Waage, Garnelaststeine oder Zettelfreder waren, deren Gebrauch aus den Analogien anderer primitiver Culturvölker und aus vielen Stellen alter Schriftsteller, z. B. des Aristoteles hervorgeht. Die kleine Abhandlung ist scharfsinnig und einleuchtend abgefaßt.

5. Katechismus der deutschen Literaturgeschichte. Von Paul Möbius. Dritte verbesserte Auflage. Leipzig, Weber. 1866. 8. 12 1/2 Rgr.

Da es für die Zukunft der Literatur keineswegs gleichgültig ist, „wie die Jungen zwißchern“, und man hoffen darf, daß sie dies in etwas anderer Weise thun, als die Alten gesungen haben, so verdienen alle diejenigen Schriftsteller besondere Beachtung, welche darauf ausgehen, die

junge Welt, das Geschlecht der Zukunft, in die Literatur einzuführen. Der „Katechismus“ von Paul Möbius, der indeß in den neuen Auflagen die eigentliche Katechismusform aufgegeben und das literarhistorische Frage- und Antwortspiel in einen Anhang verwiesen hat, verdient die Anerkennung, daß er mit verständiger Auswahl die reichen Schätze der deutschen Literatur sichtet und alles Versteckten und Hervorragende mit vieler Wärme der Jugend ans Herz legt. Auch ist die neue Zeit mit vollem Recht weit ausführlicher als die Ältere behandelt, deren Studium der Fach- und Universitätsgelehrsamkeit überlassen bleiben sollte, während gerade unsere classische und neueste Literatur kennen zu lernen mit ihren reichen, für das Leben selbst so werthvollen Bildungselementen, die Aufgabe der Schulen und Gymnasien ist. Die Behandlung der classischen Literatur, die Charakteristik unserer großen Dichter ist eingehend und prägnant. Was die jüngste Epoche der Literatur betrifft, so sind die darauf bezüglichen Abschnitte durchaus keine Excerpte aus beliebigen, aber einseitigen Literaturgeschichten, sondern sie tragen bei aller compendiarischen Kürze das deutliche Gepräge selbständiger Forschung und selbständigen Urtheils. Dies ist wesentlich gerade für ein zum Gebrauch der Jugend bestimmtes Werk; denn nichts wäre verderblicher, als mit literarischen Parteistreitigkeiten, welche höchst einseitige Schätzung zeitgenössischer Dichter im Gefolge haben, schon das Urtheil des heranwachsenden Geschlechts zu verwirren. Manches größere Literaturgeschichtswerk, das mit glänzender Anlehnung aus irgendeinem Vorgänger schöpft, könnte aus dem „Katechismus“ von Möbius vorthellhaft seine Register ergänzen und seine Urtheile berichtigen. Solle Uebereinstimmung des Urtheils in Bezug auf die Literatur der Gegenwart wird indeß wol nie zu erzielen sein. So möchten auch wir einzelne der in den Vordergrund gestellten Schriftsteller mehr zurücktreten, dagegen wiederum andere, namentlich begabte Dichter, wie Alfred Rösner, Moritz Hartmann, Karl Beck mehr hervorgehoben sehen. Doch die Jugend, die sich an dieser Schrift heranbildet, wird ohne Frage die zeitgenössischen Dichter und Schriftsteller im ganzen richtig würdigen.

6. Die deutsche Schaubühne. Organ für Theater, Kunst, Literatur und sociales Leben. Herausgegeben und redigirt von Martin Perels. Siebenter Jahrgang. 1866. Erstes bis drittes Heft. Leipzig, Kummer. Gr. 8. Jedes Heft 15 Rgr.

Nachdem die wiener „Recensionen“ eingegangen, ist die „Deutsche Schaubühne“ das einzige im größeren Stil gehaltene Organ, welches die Interessen der gegenwärtigen Bühne mit allgemein ästhetischen Principien in Einklang zu bringen sucht. Lange Jahre hindurch wurde die Zeitschrift von Theodor Wehl mit Tact und gewohnter Unparteilichkeit redigirt. Jetzt ist sie wieder in die Hände ihres ursprünglichen Herausgebers, Martin Perels, übergegangen, der im ganzen das Wehl'sche Programm innehält: Mittheilung neuer Stücke, selbständige dramaturgische Artikel, Biographien und Charakteristiken einzelner berühmter Künstler, Charakteristiken des Schauspielpersonals



der einzelnen Blättern und Monatsrevuen über die Leistungen der Theater. Doch wenn sich bei Wehl das Bürglein der Wage mehr auf die ästhetische Seite neigte, so bei Perels, und gewiß zum äußern Vortheil des Unternehmens, mehr auf die praktische. Hin und wieder möchte man freilich wünschen, daß der Herausgeber seiner burschulosen Frische einen kleinen Dämpfer aufsetzte; doch im ganzen thut der wenig blasirte, ja begeisterte Ton wohl, in welchem er sich des Bessern auf diesem Gebiete annimmt. Auch ist es zu loben, daß die dramaturgische Analyse sich zum Theil neuern Werken zuwendet, wie z. B. der Charakter des Raleigh in Laube's „Essay“ von dem Herausgeber selbst analysirt wird. Auch in den Revuen ist die Mittheilung eingehender Kritiken über neue Dichtwerke aus mehreren deutschen Hauptstädten, namentlich aus Dresden, zu loben. Doch wären sie wol noch freier zu halten von den banalen Phrasen der Alltagskritik und vom Theaterklatsch, so pilant dieser für gewisse Kreise sein mag.

7. **Ausgitterter Kalender für 1866.** Jahrbuch der Ereignisse, Fortschritte und Fortschritte im Völkerverleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. Einundzwanzigster Jahrgang. Leipzig, Weber. 1866. 4. 1 Thlr.

Auch dieser Jahrgang ist so trefflich redigirt und ausgestattet wie die frühern; man erhält durch denselben in der That in novo die Cultur- und Geistesarbeit des verflossenen Jahres, sowie die zusammenfassende Chronik seiner Hauptereignisse. Die **Ausgitterte Chronik** enthält einen **Geschichtskalender**, einen **Kirchen- und Schulkalender**, einen **Militär- und Marinekalender**, einen **landwirthschaftlichen Kalender**, einen **Handels-, Gewerbs-, Wissenschafts-, Kunst- und Mobienkalender**. Sehr reichhaltig ist besonders der **statistische Kalender**, welcher nach allen Seiten hin erschöpfende Uebersichten gibt.

8. **Schiller-Bibliothek.** Verzeichniß derjenigen Drucke, welche die Grundlage des Textes der Schiller'schen Werke bilden. Aus dem Nachlaß von Paul Erdmel. Leipzig, Brodhans. 1865. Gr. 8. 20 Ngr.

Paul Erdmel war, wie wir aus dem von Heinrich Brodhans verfaßten Vorwort der „Schiller-Bibliothek“ erfahren, ein überaus tüchtiger Buchhändler von bedeutenden literarhistorischen und bibliographischen Kenntnissen, der, nachdem er als Associé in einen Zweig der Firma eingetreten, leider durch einen frühen Tod hinweggerafft wurde. Von ihm existirt außerdem eine Schrift „Ueber die Literatur der deutschen Mundarten“ (1854), eine „Bibliothèque américaine“ (1861), welche Heinrich Brodhans wegen der den einzelnen Titeln beigefügten historischen und bibliographischen Notizen sowie wegen der geschmackvollen Ausföhrung des Ganzen als ein kleines bibliographisches Meisterwerk bezeichnet, eine „Uebersicht der wichtigeren Erscheinungen auf dem Gebiete der Bibliographie im Jahre 1854“ (1855); auch leitete Erdmel die 1856 begonnene „Allgemeine Bibliographie“ und den „Centralanzeiger für Freunde der Literatur“, sowie die „Bibliografia polska“, die seit 1861 erscheint.

Erdmel's „Schiller-Bibliothek“ sollte schon im November 1859 als Festgabe erscheinen. Doch verschiedene ähnliche Arbeiten sowie die in den zahlreichen Schriften, welche das Schiller-Jubiläum hervorrief, niedergelegten Bemerkungen und neuen Aufschlüsse veranlaßten Erdmel, mit seiner Schrift noch zurückzuhalten. In den folgenden Jahren wurde dieselbe immer wieder durchgesehen, vermehrt und in der Weise zu Ende geführt, wie sie jetzt vorliegt. Anfangs verfolgte Erdmel einen weitem Plan, später beschränkte er sich darauf, ausschließlich diejenigen Drucke sorgfältigst aufzuführen, welche für den Schiller'schen Text auf immer als Grundlage dienen müssen. In der Beurtheilung des kritischen Werthes der verschiedenen Ausgaben glaubte er die Ergebnisse der Forschungen Joachim Meyer's um so mehr mittheilen zu müssen, als dessen „Beiträge zur Feststellung des Schiller'schen Textes“ (Münster 1858—60) nicht in den Buchhandel gekommen sind.

Man darf vollkommen in das Lob einstimmen, welches Heinrich Brodhans der Schrift seines verstorbenen jungen Freundes zollt, indem er die bei der Ausarbeitung bewiesene unermüdete Sorgfalt und aufopfernde Liebe anerkennt. Die buchhändlerischen Angaben sind außerordentlich genau und correct, die Aufzählung der einzelnen in den verschiedenen Jahrgängen der „Thalia“ und des „Menselmannach“ abgedruckten Gedichte gewissenhaft. D Erdmel'sche „Schiller-Bibliothek“ wird jetzt, da ein Erlöschen des Cotta'schen Privilegiums im nächsten Jahr in Aussicht steht und zahlreiche neue kritische Ausgaben von Schiller's Werken vorbereitet werden, an Bedeutung gewinnen als unschätzbare Rathgeber für alle diejenigen Herausgeber, denen es Ernst ist mit einer gewissenhaften auf die ursprünglichen Ausgaben gegründeten Revision des Textes.

9. **Ueber Goethe's historische Stellung.** Eine Abhandlung von Georg Gerland. Nordhausen, Vöcking. 1865. Gr. 8. 10 Ngr.

Unter den zahllosen Gesichtspunkten für Goethe, welche seine Allseitigkeit fordert, begegnen wir in vorliegender Schrift einem, der ihn besonders von der geschichtlichen Seite in Betracht zieht. Das Unternehmen ist dankenswerth, die Ausführung gelungen. Dingen, welche oft Goethe's Verhältnis zur Geschichte und im besondern zu seiner Nation angefochten haben, werden hier die würdevollste Widerlegung finden. Die Schrift ist reich an fruchtbaren Gedanken. Das eigentliche Wesen deutscher Bildung, deren universeller Repräsentant eben Goethe wird glücklich gewürdigt, bei welcher Gelegenheit auch ein wichtiges Streiflicht auf die Franzosen fällt. Ich empfehle das Büchlein dringend als eine Lektüre für jeden Goethe-Literatur. Nur zweierlei müssen wir noch, daß der Verfasser Jean Paul unerwähnt läßt, und er sich einmal in einem seiner Aussprüche bis zum gläubigen übernimmt, wenn er im Stande ist, von Gerland zu sagen: „von welchem wir bis jetzt noch kein Gutes empfangen haben!“ Das in der That ist eine Ueberschätzung ohne Gleichen.

10. *Über die wahre und bleibende Bedeutung der Naturphilosophie Schelling's.* Von Hubert Veders. München, Franz. 1864. Gr. 4. 16 Ngr.

Es ist in unsern Tagen Mode geworden, auf Schelling, den Naturphilosophen, mit Geringschätzung herabzusehen. Wer sich aber durch die Mode bestimmen läßt, der wird zuletzt Lug und Trug ernten. Die außerordentlichen Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft in der Gegenwart unterschreiben wir mit vollster Anerkennung. Wer aber hat in neuerer Zeit den ersten Anstoß dazu gegeben? Kein anderer wie Schelling. Die wohlbegründete Forderung der Zeitgenossen, das Reale über dem Idealen nicht zu vernachlässigen, Schelling hat sie bereits mit mächtiger Hand ins Werk gerichtet. Wir befinden uns gegenwärtig in der entgegengesetzten Richtung von Fichte dem Ältern. Wenn dieser mit dem gewaltigen Subject seines „Ich“ die Natur verdeckte, so verdecken wir mit dem gewaltigen Object der Natur wieder das Subject, aus dem erst das Object erklärlich wird. Was viele der heutigen, oft bloß materialistischen Naturforscher an der Natur eigentlich haben, wissen sie selbst nicht, und, was das Unwissenschaftlichste ist, sie wollen es auch gar nicht wissen. Es ist gleich schlimm, alles auf das Atom zurückzuführen wie alles auf die Substanz. Auch Schopenhauer hat mit Recht solches Gebahren der alten exact sein Wollenden lächerlich gemacht. Wer sich selber unterrichten will, wie eigentlich es sich mit Schelling's Naturphilosophie verhält, der lese obige vortreffliche Schrift. Die Schrift ist voll tiefer Ideen, Erörterungen, Hinweisungen, verbindet damit Belege aus Schelling's Werken und läßt daraus ein Gesamtbild der Lehren des genialen Denkers entspringen, welches zur Vertiefung heutiger Naturwissenschaft viel beiträgt, jedoch auch jeden Gebildeten durch Klarheit und Würde der ganzen Darstellung anzieht und zu weiterem Nachdenken anregt. Möchte die gediegene Schrift vieler Hände kommen!

11. *Kant und die Epigonen.* Eine kritische Abhandlung von Otto Liebmann. Stuttgart, Schöber. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 3 Ngr.

Der Zusammenhang aller Wissenschaften beruht auf dem Grundgesetz. Wenn der Fortbau einer einzelnen unterbrochen wird, auch an sie wird wieder die Reihe kommen. Die Vernachlässigung der Philosophie rächt sich in unserm Zeitalter durch die schroffsten Einseitigkeiten. So fremdiger begriffen wir die, welche in der Gegenwart eine neue Ära philosophischer Forschung verbürgen. Vor ihnen steht in erster Reihe Otto Liebmann in seinem obigen beachtenswerthen Buch. Indem der geistvolle Verfasser thatsächlich beweist, auf Kant müsse zurückgegangen werden, unterwirft er den Königsberger Weltweisen selbst einer scharfen Kritik, aus der sich aber auch ergibt, was des Unwandelbaren von Kant errungen worden ist. Aber — das Kantische „Ding an sich“ ist unerschütterlich. Aus diesem Anfange gewinnt der Verfasser eine Höhe, die ebenso überraschend, originell, wie dennoch gesund, einleuchtend ist. Fichte, Schelling, Hegel, Her-

bart, Fries, Schopenhauer betrachtet er nach demselben Verfahren. Zuerst gibt er ihre Lehre, dann seine Kritik. Bei allen findet er das „Ding an sich“, wenn auch in anderer Gestalt. Auch bei ihnen muß es also verworfen werden. Der Scharfsinn dieser ganzen Untersuchung beweist sich besonders glänzend in der Darstellung bei Kant, Herbart, Schopenhauer. Der speculative Refrain unsers vortrefflichen Autors ist und bleibt: auf Kant muß — aber ohne das „Ding an sich“ — zurückgegangen werden. In Bezug auf Schelling weichen wir vom Verfasser ab. Nur da wird er ihm vollständig gerecht, wo er auf den Schopenhauer'schen Willen zu sprechen kommt. Was der Verfasser über das Individuum und das Gefühl beibringt, wie er bei dieser Gelegenheit die Kunst hervorhebt, verdient die wärmste Anerkennung. Ist irgendein Buch geeignet, einer gewissen Versunkenheit in die Gedankenlosigkeit ein rettendes Seil zuzuworfen, so ist es das vorliegende.

12. *Gesundheit, Krankheit, Tod.* Ein Vortrag von G. A. Lauer. Berlin, Perch. 1865. Gr. 8. 6 Ngr.

Der Verfasser sieht in der Natur eine Offenbarung Gottes; die Seele ist für ihn ein selbständiges Wesen, mit dem Körper auf unbegreifliche Weise verbunden und in beständiger Wechselwirkung stehend, aber in ihrer Wesenheit frei. Gesund ist die Seele nur, wenn in ihr die Liebe zu Gottes Gesetz lebendig und damit in ihr der Friede ist. „Wer ein schlechtes, unverböhntes Gewissen hat, der leidet Seelenschmerz und ist darum nicht gesund. Wessen Busen von Leidenschaften durchwühlt wird, der hat Flecken auf seinem innern Auge und keinen Blick für den wahren Werth der Dinge und Verhältnisse und noch viel weniger für die Erhabenheit und Reinheit Gottes.“ Der Verfasser beginnt mit der Aufstellung zweier allgemeiner Grundsätze für die Erhaltung der Gesundheit: 1) „Jeder prüfe, was seinem Leibe zuträglich oder schädlich ist“; 2) „Der Körper sowol als die Seele müssen hart behandelt und in beständiger Uebung all ihrer Kräfte gehalten werden“ — wobei aber der Verfasser vor Uebertreibung der sogenannten Abhärtung warnt. Bei der Erwägung von Gesundheit und Krankheit spricht er manche beherzigenswerthen Gedanken aus, weist auf den Zusammenhang von Armut und Krankheit hin und erinnert an die Pflichten der Glücklichen gegen die Armen und Kranken. Eine ruhige und ergebene Gemüthsstimmung wirkt wohlthätig auf das körperliche Leben und auf Genesung, wofür der Verfasser einen von Baubens berichteten Fall anführt, wo ein Arbeiter von unglaublicher Seelenruhe von einer unter gewöhnlichen Umständen hoffnungslosen Verwundung genas. Er handelt dann von dem Verhalten der Ärzte und Patienten und erklärt zur Genesung die bewusste freiwillige Mitwirkung des Patienten für nothwendig. Der Aberglaube behauptet auf dem Gebiete der Krankheit noch immer eine gewisse Macht, selbst unter den gebildeten Ständen, wofür der Verfasser specielle Angaben beibringt, wie für die noch immer blühende Charlatanerie, welche ganz öffentlich einhergeht, während der Aberglaube meistens im Dunkeln arbeitet. (3. D. Stärkmehlarten, welche auf den

Kloster der Mönche wachsen, werden mit arabischen Namen belegt und zu enormen Preisen verkauft: Revalens arabica u. s. w.) Vom Tode sagt er: „Für den Eintritt in die sogenannte Große Armee gilt das Gesetz der allgemeinen Dienstpflicht mit absoluter Strenge, ohne Freilassung, ohne Invaliditätserklärung, ohne Reclamation, ohne Stellvertretung. Freiwillige jedoch werden nicht gern gesehen.“

Der Verfasser meint, ein Ueberschreiten des Alters von 100 Jahren sei sehr selten und die Fälle von 150, ja 180 Jahren, welche angeführt werden, entbehren des sichern Beweises. Die Zweifel in dieser Beziehung scheinen indeß zu weit getrieben und einige Beispiele solch hohen Alters sind so gut beglaubigt, als es nach den Umständen nur möglich ist, so namentlich jene des Peter Torton und Petracy Czarkan, die beide 185 Jahre alt wurden, des Thomas Parre von 152 Jahren u. a. Manche Menschen haben eine wahrhaft lächerliche Todesfurcht: „Das Leben lieben und den Tod nicht fürchten“, sagt der Verfasser, „das ist die schwere Aufgabe, welche wir zu lösen haben. . . . Wenn wir an dem Lager eines Sterbenden stehen, so müssen es Gedanken der Hoffnung und des Friedens sein, welche unsere Seele erfüllen.“

13. Die Abendmahlstafeln. Gedicht von Tegnér. Aus dem Schwedischen von G. Hilbert. Königsberg, Hübner und Mohr. 1864. 16. 10 Ngr.

14. Elias Tegnér's Hymn. Aus dem Schwedischen von G. Hilbert. Königsberg, Hübner und Mohr. 1864. 16. 10 Ngr.

Den zahlreichen Verdeutschungen der Tegnér'schen Gedichte reihen sich die vorliegenden, wenn sie auch nicht geeignet sind, ihre Vorgängerinnen in den Schatten zu stellen, doch als gute und sorgfältige Arbeiten in würdiger Weise an, sowie auch die Verlagehandlung durch eine hübsche Ausstattung das Ihrige gethan hat, um diesen Ausgaben beim Publikum freundliche Aufnahme zu sichern.

15. Der Apostel Paulus. Von A. Hausrath. Heidelberg, Baffermann. 1865. Gr. 8. 24 Ngr.

Es ist eine dankenswerthe Aufgabe, die der Verfasser sich gestellt, dem großen Apostel des Christenthums, seines apostolischen Heiligenschein auskleidet, als einen Mann der Geschichte uns menschlich näher zu bringen. Sollen aber dergleichen fleißige und geübene Arbeiten auch dem Laien zugänglich werden, so wird es nöthig sein, daß sie farbiger und lebensvoller gehalten seien, wodurch weder der Würde des Gegenstandes noch der reinen Form geschädlicher Darstellung Abbruch geschähen wird.

16. Sammlung von klassischen Werken der neuern katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. Hundsmann'scher Band: Geschichte meiner religiösen Meinungen. Von J. S. Newman. Mit Genehmigung des Verfassers überseht von G. Schindeler. Köln, Bachem. 1865. 8. 1 Thlr.

Das Buch, das die Selbstbiographie eines zum Katholicismus übergetretenen Geistlichen der englischen Kirche enthält, ist mit Wärme und Lebendigkeit und mit gründlicher Kenntniß theologischer Streitfragen geschrie-

ben. Uebersoll erweist sich der Schriftsteller als ein reifer Charakter, als ein klarer Geist, der jedoch, dem Einfluß eines rückwärtsfließenden Gedankenstroms erliegend, in der Bestrebungen der Gegenwart nur Bestätigungen eines unglücklichen Geistes erkennt, endlich Rache findet in der Kirche Roms und es zuletzt offen ausspricht, daß die Welt zu wählen habe zwischen Atheismus und Katholicismus. Die kurze Inhaltsangabe wird darthun, welche Lesern mit der Lectüre des Buchs gedient sein mag.

17. Reise auf der Insel Lesbos von A. Couze. Mit einem Anhang und 22 lithographirten Tafeln. Hannover, C. Kümmeler. 1865. Gr. 4. 8 Thlr. 10 Ngr.

Wer die Reiseliteratur der letzten Jahre mit Interesse beachtet und namentlich dieses Interesse dem wissenschaftlichen Reisewerke über die Länder und Landsteige des türkisch-griechischen Orients zugewendet hat, dem ist an seinerzeit die „Reise auf den Inseln des Thracischen Meeres“ nicht entgangen, welche der Verfasser der vorliegenden „Reise auf der Insel Lesbos“ im Jahre 1864 herausgegeben hat. Seine Reise auf dieser letztern Insel war die Fortsetzung der ersten, nämlich: der in der früher erschienenen Reiseroute beschriebenen Reise auf die Inseln Thasos, Samothrace, Imbros und Lemnos, welche er im Sommer 1858 unternommen hatte, und das gegenwärtige Reiserwerk schließt sich diesem frühern genau an. Beide vervollständigen gewissermaßen die von Ludwig Ross in vier Bänden (1840—45 und 1852) herausgegebenen Schilderungen der Inseln des griechischen Archipels ohne jedoch dieselben geradezu abzuschleifen. Der Verfasser der vorliegenden Reise erkennt dies in gewisser Hinsicht und mindestens in Betreff von Lesbos selbst an, als er ausdrücklich bemerkt, daß er den gesammten Stoff, den er namentlich auf seiner lesbischen Reise gewonnen, nicht durchgearbeitet habe, daß er vielmehr nur das nur als „rohes Material“ hier übergebe, das von andern weiter verarbeitet und für manche Untersuchung als eine nicht ganz unbrauchbare Grundlage genutzt werden könne. Auch sonst hat er, wie es schon auf manche Richtungen der Alterthumsstudien seine besondere Aufmerksamkeit weniger gerichtet, als dies bei Ross der Fall ist. Dabei war auch noch dem, was er bemerkt, seine Reise auf Lesbos, wie bedeutend die Insel unter den Stätten griechischen Lebens einst war, für bildende Kunst und deren Geschichte im ganz sehr fruchtbar, und er hat sich daher vorzugsweise in topographischen Theile der Arbeit, der manches enthält, mit größerer Liebe zugewendet. Indes fällt schon im allgemeinen seine Reisebeschreibung, insofern auf eigener fleißiger Anschauung und dem Ernst wissenschaftlicher Studien beruht, eine Lücke in der einschlagenden Reiseliteratur aus, in welcher bisher die Insel Lesbos von Fremden und Einheimischen ungeschicklicherweise vernachlässigt worden war, und ist auch im einzelnen so geeignet, in verschiedenen Richtungen über die dortigen Zustände aufzuklären und die Insel selbst unserm Intereß und der Kenntnissnahme von ihr näher zu rücken.

Vornehmlich gilt dies allerdings von den topographischen Verhältnissen der Insel, die der Verfasser vorzugsweise berücksichtigt und wozu ihm die durch den größten Theil der Insel gemachte Rundreise den erforderlichen Anlaß und reichen Stoff gewährte. Seine diesfälligen Mittheilungen und Angaben finden in einzelnen, durch feine und scharfe Zeichnung, sowie durch sauberen Druck sich auszeichnenden lithographirten Tafeln und Karten den entsprechenden Ausdruck. Gleichwol erkennt der Verfasser nicht nur den Mangel einer genügenden Karte von Lesbos, sondern auch die großen Lücken an, die seine Tafeln für das Innere der Insel lassen, da deren Ausfüllung außerhalb des Zwecks lag und die von ihm für die Skizzenlinie benutzten vortrefflichen Aufnahmen der englischen Antiquare ihn hierbei im Stich ließen. Andere Tafeln, die dem Reisewerk beigegeben sind, geben lesbische Inschriften, Denksteine, basreliefartige und ähnliche Kunst Denkmäler des Alterthums wieder, die bisher meist ungedruckt und unbekannt gewesen und welche besonders der Epigraphik zugute kommen. Auf anderes in dieser Beziehung, namentlich auch auf Sammlungen von Alterthümern, die an einzelnen Punkten der Insel von Griechen aufgelegt worden, macht der Verfasser künftige Reisende aufmerksam.

Außerdem gewährt die vorliegende Reise auch über naturhistorische und culturhistorische Gegenstände und Verhältnisse mancherlei Aufschluß und empfiehlt sich dadurch der Interesse solcher Leser, die außerhalb des engen Kreises wissenschaftlicher Alterthumsfreunde stehen. Die Wichtigkeit der in Rede stehenden, meist ganz neuen Insel kommt jenem Interesse in hohem Grade entgegen, und manche Naturschilderungen des Verfassers von demselben besondere Nahrung. Die Behauptung der lesbischen Franzosen: „Propre au dehors, salé dedans, c'est la devise de l'Orient“, die der Verfasser zwar in Betreff der ersten Hälfte des Vorderlandes durchweg als richtig ansieht, die er jedoch ganz für die Hauptstadt der Insel, Mytilene, gelten läßt, darf gegen niemand in seinem Interesse irgendwie iremachen.

Johann David Passavant. Ein Lebensbild von Adolf Cornill. Frankfurt a. M., Selbstverlag des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. 1864. 4.

Ein Lebensabriß des bekannten frankfurter Malers und Kunstforschers Johann David Passavant, der sich als Schriftsteller durch sein geschätztes Werk: „Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi“ (3 Theile, Leipzig 1839 und 1848), bekannt gemacht hat. Dieses Lebensbild Passavant's dürfte insofern auch über die Freundeskreise des Künstlers hinaus Interesse erwecken, als Cornill selbst eine Skizze des Lebens, Wirkens und der Zeit Rafael's mitgetheilt und zugleich eine Schilderung der romantischen Ideale Passavant's und seiner Freunde, sowie von dessen künstlerischen Leistungen in ihrer Bedeutung zu dem Leben seiner Zeit entworfen hat und in der noch folgenden dritten Abtheilung den Nachweis liefern wird, wie sich fortentwickelnde Zeit die Romantiker, und so auch Passavant, vereinsamt hinter sich ließ, diese uns

aber dennoch das Ideal einer künftigen Versöhnung von Religion, Kunst und politischem Leben entgegenhalten. Das ganze Werk ist geeignet, uns einen Ueberblick über die neuere Kunst in ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung zu verschaffen.

### Der neueste Jahrgang des „Historischen Taschenbuch“.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Sechster Jahrgang. Leipzig, Brodhans. 1865. 8. 2 Bde. 15 Rgr.

Wer, wie wir, das „Historische Taschenbuch“ von Raumer gleich am Anfange seiner Laufbahn beobachtet hat, dem wird es um so erklärlicher erscheinen, wenn dasselbe nicht nur in den gebildeten Kreisen, für die es eigentlich und zunächst bestimmt ist, immer mehr Anerkennung gefunden, sondern sich auch die Achtung derjenigen Historiker erworben hat, die größere Bauwerke auf dem Gebiete der Geschichte aufgeführt haben: sie haben Danneberg und dem „Historischen Taschenbuch“ für ihre Bauwerke dankt. Deshalb nimmt man jeden neuen Jahrgang desselben nicht ohne eine gewisse Erwartung in die Hand, und eine Täuschung hat noch keiner der 35 Jahrgänge bereitet, wie jeder zuversichtlich behaupten kann, der ununterbrochen ihr aufmerkamer Leser gewesen ist.

Sehen wir jetzt zuvörderst im allgemeinen, was uns der neueste Jahrgang gebracht hat:

1. Venedig, der Rath der Zehn und die Staatsinquisition. Von Karl Geyl.
2. Die politische Anlage und Thätigkeit der verschiedenen deutschen Stämme. Eine culturgeschichtliche Skizze. Von Heinrich Rüdert.
3. Märchenroman im 15. Jahrhundert. Von Franz Eber.
4. Pfalzbaiern gegen Ende des 18. Jahrhunderts. Eine culturhistorische Skizze. Von L. F.

Wenn die Worte eines alten Epigramms „Veneriam posuisse Deos“, die unselbbar ihr poetisches Gewand dem tiefen Eindrucke sinnlicher Anschauung verbannten, dieses Gewandes entkleidet und in ihrem historischen Sinne aufgefäht werden, so erkennt man sofort, daß der Verfasser jenes Epigramms ein Menschenwerk in den Lagunen des Adriatischen Meers vor sich sah, das sein größtes Erstaunen, seine höchste Bewunderung erregte. Empfängt nun aber auch der gegenwärtige Beschauer dieses Menschenwerks einen ganz andern Eindruck als der Epigrammatiker, so wird er dennoch, wenn er wahrhaft historischen Sinnes ist, sich ähnlichen Gefühlen nicht ver schließen können, wie sie einstins Gibbon empfand, als er, vom Kapitol herab auf die Trümmer des alten Rom schauend, die Größe, die Herrlichkeiten und die Schicksale dieser einstigen Weltbeherrscherin vor seiner Seele vorbeiziehen ließ. Und er wird solchen Gefühlen um so zugänglicher sein, wenn ihm bekannt ist, was ein Dichter Benedigs, plebejischen Stammes, 1420 aussprach:

O Stadt, hochthronend über allen Reichen,  
So weit das Christenthum im heiligen Bunde  
Umschlingt die Völker in der weiten Kunde,  
Der ganze Erdball kennt nicht deinesgleichen.

Doch steht eine derartige wohlbegründete Verherrlichung einer weltberühmten Stadt nicht beispieleslos da. Wir erinnern bei dieser Gelegenheit nur an das allerdings etwas derb gehaltene und auf die Volksernerven berechnete Epigramm des Eysippus auf die Stadt Athen, die sowohl vom streng geschichtlichen Gesichtspunkte aus als von dem der architektonischen Werke betrachtet mit dem alten Venedig so manchen Vergleichungspunkt darbietet. Es lautet:

Du bist ein Klotz, wenn du Athen noch nicht gesehen,  
Ein Fels, wenn Athen dir nicht gestel,  
Ein dummes Thier, wenn du betrübt von ihr nicht scheidest;  
Pellenisch ist die Stadt, den Rosen ähnlich,  
Süß duftend, doch mit Dornen auch begabt. \*)

Und solcher Dornen hatte das übrigens so herrliche und bewunderungswürdige Venedig gar viele: sie heißen Staatsinquisition, der Rath der Zehn, Kleidächer, Generalvergifter u. dgl. Diese Dornen sind es insbesondere, die uns der Verfasser der an erster Stelle genannten Monographie eingehend und belehrend in einer Weise schildert, welche dafür Zeugniß ablegt, daß er durch tüchtiges und umfassendes Quellenstudium sich die Befähigung erworben habe, seine Aufgabe zu lösen. Uebrigens erzählt man bei dieser Gelegenheit von dem Verfasser, daß in Venedig und Wien noch zahlreiche Urkunden, die für die Geschichte der berühmten Lagunenstadt von Wichtigkeit sind, mit sieben Siegeln verschlossen gehalten werden, sodaß abgesehen von Daru, der, was man auch sagen mag, doch eine neue Bahn für Venedigs Geschichte gebrochen hat, die viel umfassendern Werke von Alberi, Romanin und Thomas noch keineswegs als völlig erschöpfende angesehen werden dürfen. Was den besondern Zweck der in Rede stehenden Monographie betrifft, so hat der Verfasser, unterstützt von seinen gelehrten Studien und von eigener Anschauung, den „Dornen“ Venedigs theils die Spitze ganz abzubrechen, theils dieselben wenigstens abzustumpfen sich bemüht; seiner Verteidigung der historischen Gerechtigkeit liegt aber keine advocatorische Dialektik zum Grunde, wie den Verteidigungen des Liberius und der Kleopatra von Stahr, sondern er hat seiner Arbeit den Werth eines Bausteins gegeben, den niemand beiseitelegen darf, der künftigher der Königin des Adriatischen Meers ein historisches Denkmal errichten will.

Aus der zweiten Abhandlung, die einen Gelehrten zum Verfasser hat, der sich seinen Aufgaben immer gewachsen zeigt, die indeß doch den einen und andern Widerspruch hervorrufen wird, ohne daß darunter der Werth des Ganzen leidet, heben wir einen Punkt darum hervor, weil er unfers Bedünkens mit Recht eine Meinung bekämpft, die sich weder vor dem Forum geschichtlicher Urkunden noch angeichts der factischen Verhältnisse und Erscheinungen der Gegenwart verteidigen läßt. Die gewöhnliche Meinung ist: slawisches Blut hat sich mit dem deutschen Grundstock vielfach gemischt und ihn mehr oder minder

\*) Vgl. Dubson, „Geographi minores“, II, 10. Das spanische Sprichwort geistlich: Granada: „El que no ha visto à Granada, no ha visto maravilla, etc.“ dürfen wir wol als ziemlich allgemein bekannt voraussetzen.

durchdrungen. Schon Gaupp hat 1849 in einer andern Schrift: „Das deutsche Volksthum in den Umlanden der preussischen Monarchie“, dieser Meinung eine historische Berechtigung wenigstens bezüglich des preussischen Staats mit guten Gründen abgesprochen. Der Verfasser geht aber weiter und sagt im wesentlichen folgendes: Eine eigentliche materielle Blutmischung zwischen den deutschen Einwanderern und den sehr dünnen germanischen slawischen Bewohnern hat so gut wie gar nicht stattgefunden; die bekannten Bestimmungen des Sachsenspiegels und aller andern hier geltenden Rechte legen allenfalls schon genügendes Zeugniß ab. Ebenso wenig ist in der ältern Zeit eine Germanisirung im eigentlichen Sinne d. h. ein bloßes Hinübertreten des slawischen Elements zu dem deutschen, ohne seine materielle Substanz zu ändern, anzunehmen. Dieser Proceß ist in den Staaten der preussischen Monarchie erst sehr spät vor sich gegangen und gehört eigentlich ganz der neuern Zeit obgleich er auch da lange nicht so ausgedehnt gewesen wie die oberflächliche Kenntniß annimmt. Demnach urkundlichen Zeugnissen an sich in den meisten Landschaften nur sehr dünne (?) slawische Bevölkerung scheint aber die lange Dauer und Hartnäckigkeit der Mischung mit den Deutschen zu widersprechen) ist von den deutschen Ansiedlern entweder einfach verjagt worden oder hat vor ihnen zurückgewichen oder nach einem andern Wege über die Verührung zweier antipathischer Rassen abfindenden Naturgesetz vor der stärkeren deutschen Art ganz verschwunden. Und fast die nämlichen Verhältnisse für das preussische gelten auch für das österreichische Colonisationsgebiet; auch da hat nur selten und erst in neuerer Zeit eine Germanisirung der ältern Bevölkerung stattgefunden, und was deutsch ist, in dem auch wie in Preußen deutsches Blut. Eine wirkliche Germanisirung dagegen hat die jetzt ganz deutsch gewordenen slawischen Stämme und Völkerrückstände am oberen und an der Neben-, an der Pleiße und Elster im Lande und auf dem linken Ufer der Niederelbe und allein auch hier ist eine eigentliche Blutvermischung zwischen Deutschen und Slawen niemals eingetreten, es sind die Slawen nur durch ihre deutsche Kleidung und durch den Einfluß der deutschen Cultur deutsch worden, ohne ihr Blut zu ändern. Uebrigens würde materielle Reinheit des Bluts für die Geschichte nicht sein; es gibt ganz andere Momente, welche eine Nationalität bestimmen. Die rein deutsche Nationalität der Bewohner des südlichen und westlichen Deutschlands, gerade in den Strichen Schwabens, Baierns und Rheinlande, welche sich gern vorzugsweise die germanischen zu nennen pflegen, würde von jenem grob germanischen Standpunkte aus großer Anzweiflung unterworfen sein; denn hier hat sich, wie alle geschichtlichen Lehren, eine sehr weitgehende Vermischung der Völker, die doch eben auch nur Einwanderer waren, vor einigen Jahrhunderten früher, als es in Deutschland und Preußen geschehen ist, mit den schon lange dortigen Kelten und Römern vollzogen; sie waren dort



Hinderniß der Geseßgebung oder unüberwindliche Antipathie der Rassen aufgehalten. Uebrigens sind die Geseße und Bedingungen, muß hinzugefügt werden, unter denen Völkervermischungen eintreten und bei unbeflegbaren Antipathien niemals zum Vollzug gelangen, nicht sowol — wenigstens in den meisten Fällen — auf dem Gebiete der Geschichte als im Bereiche der Anthropologie — natürlich ohne ihre englische Entartung — und der Ethnographie zu suchen; die Geschichte hat dergleichen Erscheinungen wol zu constatiren, aber um ihre Erklärungsgründe wird sie die beiden genannten Wissenschaften angehen müssen; darum ist es keine Willkür, wenn die Geschichte sie in den Kreis ihrer Hilfswissenschaften gezogen hat. Bemerken wollen wir, daß es S. 215 statt „in duco“ „in exereitu“ heißen muß; ebenso ist S. 213 in dem Citat aus der „Lex Salica“ gewiß statt „audar“ „audax“ zu lesen und ebendasselbst statt des unförmlichen „incolumna“, unstrittig „incolumi“; ob in dem Original wirklich ad catholica fide steht, müssen wir dahingestellt sein lassen, weil uns dasselbe nicht zur Hand ist, kann aber unangefochten bleiben, weil, wer die Klagen des Gregor von Tours kennt, wissen wird, daß in der Uebergangsperiode, wo Barbaren anfangen lateinisch zu schreiben, dergleichen Donatschnipser nichts Seltenes waren.

In der dritten Monographie mit der Ueberschrift: „Fürstenromantik im 15. Jahrhundert“, führt uns ihr Verfasser, Franz Vöher, auf ein historisches Gebiet, dessen genaue Kenntniß er in seiner Biographie der Jakobäa, durch klare und anziehende Darstellung ausgezeichneter Schrift, in so befallwürdiger Weise bekundet hat, daß das Auftreten eines Mitgliedes der Akademie der Wissenschaften in München (Hofmann) wol schwerlich in der Meinung der gelehrten Welt zu schaden im Stande gewesen ist.

Das Mittelalter namentlich in seiner zweiten Hälfte ist in auffälligster Weise die einander widersprechendsten Charakterzüge; auf der einen Seite die rohste, an Unmenschlichkeit grenzende Barbarei, auf der andern dagegen eine, man möchte fast sagen mit künstlerischer Strenge gezeichnete Courtoisie; neben Wortbrüchigkeit, Verrath und Mord tritt uns gleichzeitig eine Treue, eine Ehrenhaftigkeit entgegen, die für das gegebene Wort selbst das Leben einzusetzen kein Bedenken trägt. Aber gerade in der Mitte dieser Erscheinungen liegt das ebenso interessante als merkwürdige Feld der Romantik: es ist dasselbe jedoch jetzt wie verschwunden. Unser Verfasser sagt:

Die Gründe davon sind leicht zu entdecken, denn es gab Mittelalter zehn- und zwanzigmal mehr regierende Fürsten fürstliche Personen. Jedes große Land hat nun einen einzigen König; damals zerfielen sie, auch wo sich bereits das Königthum mächtig emporhob, noch in zahlreiche Fürstenthümer. Dahn kamen die vielen Barone, die an Adel und Freiheit des Geschlechts sich nahezu einem Fürsten gleich stellten; und in der That nahmen sie etwa Rang und Stellung ein, wie jetzt die Mediatisirten in Deutschland. All diese Fürstlichen und Hochadelichen strömten mit Frauen und Kindern, mit Rittersn und Reifigen an großen Turnieren und Festen in der Residenz der Fürsten, deren Höfe ohnehin schon ein weit größeres Gefolge von Herren und Damen und Dienst-

leuten zählten, als heutzutage irgendwo, es sei denn in Indien und Persien, gewöhnlich ist. Wo aber viele Genossen da sind, da entsteht auch lebendiger Verkehr, und wo Verkehr sich entwickelt, gibt es Anstoß, Leidenschaft und Geschichte. Wenn vielbelebte Gruppen im Festsaal auf- und niedermogen, wird da nicht mehr zu erzählen sein, als wo jeder einzelne auf seinem Gute oder Dörschen sitzt? Einen zweiten Grund macht uns die jüngste Zeit anschaulich. Wie viel Bomben und Schiffsale wurden durch Revolutionen in die Fürstenthümer geschleudert! Nun war das Mittelalter zwar fromm und gläubig, jedoch stellten Aufruhr und Unruhmung sich im Grunde genommen fast überall so häufig ein, wie etwa jetzt die Putsche in den Schweizerstädten. Lebendiger war der Parteilampf, unaufhörlich hoben und senkten sich die großen Volksmengen, sie rissen, plötzlich aufbrausend, die am höchsten standen, plötzlich in den Abgrund, und die nächste Glückseligkeit hob andere an ihre Stelle. Es braucht aber die Romantik übermächtige, unberechenbare, unheimliche Gewalten; in den leichtestregten Volksmassen, in ihren dunkeln, edeln oder schredlichen Instincten lag etwas von der Naturgewalt, die mit Leben und Geschick der einzelnen spielt wie mit einem Spielball. Wohl zu beachten ist noch ein dritter Unterschied vom heutigen Leben. Mitten im Heranströmen und Wogen der mittelalterlichen Parteilämpfe fühlte sich die Persönlichkeit freier, frischer und ursprünglicher als in unserer gebildeten Zeit. Sitte und Anstand, Recht und Religion, überhaupt festere Gewöhnung halten jetzt — und wir sagen dabei von Herzen: Gott sei Dank! — die Leidenschaft mehr im Zaume, wenigstens lähmen sie die wildsten Ausbrüche. Im Mittelalter dagegen, wo germanisches Fehderecht den Leuten noch im Arme zuckte, griff man auf der Stelle zur Selbsthilfe. Gedanken an Flucht, Mord, Entführung erzeugten sich rasch und unumwiderrlich. Trotz der Abstufung der Stände trat, wo es Recht und Rache galt, der Mensch dem Menschen näher und suchte, wie hoch auch der Feind stehen mochte, das Weiße in seinem Auge. So entschlossen man das eigene Leben hinwarf, so leicht nahm man auch fremdes Leben mit.

Uebrigens hat der Verfasser dadurch, daß er das Sagenhafte und romantisch Gefärbte, was sich auf dem Schauplatze der Zeit und des vielbewegten Lebens der Jakobäa zeigt, möglichst streng von dem Geschichtlichen getrennt zu halten bemüht gewesen ist, seiner Monographie auf der einen Seite den Reiz einer romantischen Erzählung bewahrt, während er ihr auf der andern Seite den Werth einer historischen Arbeit sichert.

Daß der Verfasser der „culturhistorischen Skizze“, welche die letzte Stelle in dem vorliegenden Jahrgange des „Historischen Taschenbuch“ einnimmt, nicht nur mit schriftstellerischer Befähigung ausgestattet, sondern auch mit tüchtigem Quellenstudium ausgerüstet an seine Arbeit gegangen sei, dafür spricht ebenso wol jede Seite des Textes als das reiche Material in den Anmerkungen; er hat uns ein höchst anschauliches und treu gezeichnetes Bild von den innern Zuständen Baierns im 18. Jahrhundert geliefert. Wer die Memoiren des Ritters von Lang kennt, dem kann allerdings ein derartiges Bild keine unerwartete Erscheinung sein. Doch tritt ein Unterschied uns entgegen. Während nämlich Ritter von Lang, den man als Memoirenschreiber einen Geistesverwandten Barnhagen's von Ense nennen darf, nicht ohne böse Zunge und ohne Tendenz schreibt, hält sich unser Verfasser objectiv, obschon nicht ohne diejenige warme Theilnahme, die jeden Historiker ehrt, wenn er die Geschichte seines Vaterlandes zu schildern hat. Noch einen andern Vergleich müssen

wie aber anstellen. Gleichzeitig mit der in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Baiern so übel hanjenden Fürsten- und Adelsregierung, mit der zugleich die höhere Geistlichkeit nach alter Väterweise im Bunde stand, regierte in Sachsen Friedrich August III.; ein schärferer Gegensatz zwischen den beiden Regierungssystemen läßt sich nicht denken: diese Ueberzeugung drängt sich jedem

auf, der die Schilderungen unseres Verfassers in Sachsens innere Geschichte in jenem Zeitraum in der Seele vorüberziehen läßt. Wir haben übrigens in diesem Satze, in der aus jener Vergangenheit nicht Unglaubliches vorkommt, während sie der Gegenwart Gerechtigkeit widerfahren läßt, mit unangenehmen Gedanken gelebt.

Karl Jann

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Wir haben neulich versucht nachzuweisen, daß die gegenwärtige politische Situation der poetischen Stimmung ungünstig ist. Gleichwohl sind unsere Lyriker und Dramatiker nicht müßig. Es fehlt nicht an Mahnungen, Barmherzigen, an Friedensrufen und lyrischem Kriegesgeschrei; namentlich wird das zweite Aufgebot der Gelegenheitspoesie mobil gemacht, welche in ruhigen Zeiten ihr poetisches Rüstzeug, so viel oder so wenig davon vorhanden sein mag, in den Landwehrkammern hängen hat.

Die Bühnenschriftsteller befolgen den Goethe'schen Wahlspruch: „Wer den Augenblick ergreift, der ist der rechte Mann!“ Wir haben daher jetzt Aussicht auf eine dramatische Poesie der „Nationalität“ — auf Stücke im Norden und Süden, welche dieselbe nie passieren, ohne Gefahr, drüben Flasco zu machen.

Schon die „Verse Friedrich's des Großen“ von Sacher-Masoch, ein historisches Lustspiel, welches an den österreichischen Bühnen mit vielem Beifall gegeben worden ist, mußte an dem Friedrich-Wilhelmsplatz-Theater in Berlin die Erfahrung machen, daß dem österreichischen Patriotismus an der Spree keine Vorbera blühen. Und doch fiel die Aufführung dieses Stücks noch nicht in die acute Krise der deutschen Politik.

Kernerdinge hat nun Arthur Müller, der die Gelegenheit beherzt beim Schopfe zu fassen weiß, nachdem er am münchener Aktien-Theater mit seinem „Oberfeldtreiber“ Mitweirern bei seiner schwachen oder vielmehr starken patriotischen Seite gepakt, in Berlin wiederum der hegemonischen Begeisterung des Preussenthums einen Lustspielstoff unterbreitet, der für den bestimmten Zweck geschikt genug gewählt ist. Es galt die Kleinstaaterei, welche durch die neueste preussische Mobilmachung mitbedroht wird, lächerlich zu machen, und wenn auch das Miniaturbild eines kleinen Staats zur Unterlage der Verflüchtigung genommen wird, so braucht man doch kein Souveränitätsklopp, um das reichsummittelbare Infusionsstierchen zu recht stattlicher Klein- und mittelstaatlicher Größe heranwachsen zu sehen. Das Drama ist ein fünfactiges Lustspiel mit dem Titel: „Ein Preusseneintritt ins deutsche Reich“, und fand an der Friedrich-Wilhelmsplatzischen Bühne lebhaften Beifall. Das Stück ist, wie die „National-Zeitung“ sagt, eine framme Soldatenkomödie, die in ihrer Knappheit und raschen Abwicklung frisch und lustig anzuschauen ist. Der Ton, der in ihr angeschlagen wird, ist nicht selten eigentümlich burlesk und riecht nach der Stallwache, die Situationen sind manchmal ganz unglaublich wunderbar, es geht aber alles so rasch vorüber, daß man gar nicht zur Besinnung kommt. Wir befinden uns im Spätherbst 1762, Preußen und Oesterreich haben einen mehrmonatlichen Waffenstillstand abgeschlossen, den Vorläufer des lange ersehnten Friedens, aber im Reich gärt und brodelt es noch immer weiter, die kleinen Herren können nicht so rasch zur Raison kommen, ihnen gefällt das „Soldatenlustspiel“, der kleinliche Ausbruch ihrer kleinen Souveränität. Da setzt ein preussisches Husarenregiment unter Generalmajor von Kleist durch einige deutsche Länder und zwängt uns schon einen der Herren nach dem andern, seine Truppen von der Reichsarmee zurückzugehen. Zum Schluß hatten die Potenzen dem Reichsgrafen von Siegen ihren Besuch ab, mit dem sie noch ein besonderes Bühnchen zu pflücken haben, denn

seine Gemahlin, die durch die Kaitresse des Grafen im wird, hat sich unter den Schutz Friedrich's des Großen zu Ein Kirtmeister (Danz von Stoba), ein Unteroffizier mit Trompete vom Regiment Kleist sprangen zuerst in das Feld und begannen da allerdings einen seltsamen Tanz anzuführen. Was uns hier vorgeführt wird, ist eine tolle Soldatenkomödie voll Uebermuth und Lustigkeit, das Treiben am Rhein wird allerleckt, aber freilich zumest übertrieben posend schilbert; alle Figuren vom Grafen herunter bis auf den letzten Soldaten der im ganzen 50 Mann starken Armeesatz jede Holschnitte, voll Witz und Leben, mit Scherzen und sendenden Anspielungen wird nicht gespart, und gegen den Schluß wird die Geschichte gar ernst und bedenklich. Es ist armem Grafen an Hals und Krage gehen, indeß ein einziger Soldatenweise weiß der gewandte Verfasser noch in die tragische Noth in die Lunte zu verwickeln, so Komödie endigt, wie sich's gehört, mit Verlobung und zu preussengeschmeitert.

Uebrigens hat Arthur Müller auf der Bühne mit gegenwärtig für preussische Theater noch zeitgemäßer als „Die Verschwörung der Frauen“, debutirt, welches jene Episode aus dem ersten Schlesienschen Kriege behandelt in demselben realistischen volkstümlichen Stil gehalten ist wie neueste Komödie. Die Bühnen im Norden und Süden wickeln sich mit derartigem patriotischen Proklamant versehen nicht, mit die Mühle nicht still steht; denn die Kunstwerke der deutschen Theater sind keine glänzenden in den Stürmen inneren Kriegs. In den Mittelstaaten aber bedürfen die Direktoren eines diplomatischen Ties und Taktens, um den sich wechselnden Stimmungen und Einstellungen genügt werden — und man kann es ihnen nicht verdenken, wenn gleichzeitig die preussische und die österreichische Nationalität aufgeschlagen auf ihrem Pulle liegen haben, um je nach der Instrumentalmusik ihres Orchesters schwarzweiß oder gelb anzupfeifen.

Während indeß die österreichische Lyrik bis jetzt noch führt die preussische mit vollen Segeln! Namentlich ist Knusen und Grazien in der Karl mobil gemacht und hat sich in dem Insektenthail der „Kriegszeitung“. Es ist interessant, daß der Januskopf des politischen Theils der sich auch trauisch unter dem Redaktionsstreich zeigt, das schauerliche Verlaß'sche Friedensrufe abwechseln mit kriegs Marsch- und Siegesliedern. Da singt ein Dichter:

Steh fest, mein liebes Preußenland,  
Noch bist du nicht geschlagen;  
Wo steht der Feind im Böhmeland  
Und will das Kampfspiel wagen;  
Aber der Herr wird vor uns stehen,  
Gerecht ihm entgegen.

Derselbe Dichter des Bismarck-Liedes:

Bis ins Reich brang uns die Kunde  
Von dem blühenden Norddeutschland,  
Der sich in der Rheinlande  
In dem schönsten Mal jubelt —

ist auch der Ansicht, daß Preußen nicht mehr zurück-

Und verdrängt nun, mein Preußenland,  
Wir können nicht zurück;  
Den Blick nach oben hingewandt,  
Nach unten mit Geschick,  
Denn, thut nur jeder seine Pflicht,  
So ist Preuß noch lange Preußen nicht.

Ein anderer, weniger im Kraftstil der Parolebefehle dichter Sanger führt in der Nibelungenstrophe das preussische Staatsgeschick durch Sturm und Flut:

Wie mächtig und wie fäthlich durchsegelt es die Flut!  
Wie trotz es so gewaltig des schwarzen Sturmes Wuth!  
Aus von der Gailen schaut Borussia erst und klar,  
Die Ringe in der Rechten und auf dem Helm der War —  
während ein dritter in einem in der That formidablen Gedicht „Die preussische Heerfahrt“ folgende an Schenkendorf und die deutsche Kaisertrone anklingende Schlussverse bringt:

Den Tag von Hohenfriedberg schmettern  
Trompeten hundert Jahr und mehr.  
„Salop!“ dieselben Reiter weitem  
Jermalend ihren Donner her.  
Festlich wie die Flut des Siegers  
Quilt aus der Erde Schar auf Schar,  
Und um den Gipfel des Kyffhäuser  
Nicht ruhend der Königsaar.

Derselbe geharnischte Sanger, der die hohenzollernschen Kämpfe lebt, findet in einem gefunden Krieg die beste Erklärung der Wunden Deutschlands:

Gedacht ist genug geworden,  
In welchem End? — seht Deutschland an,  
Ein einziger Stern steht noch im Norden,  
Der König Weißbart loben an.  
Laß deine rasselnden Geschwader  
Sich küssen in den heil'gen Krieg,  
Daß dieser tausendjährige Gader  
Verstummten muß vor deinem Sieg.

Dieser „heil'ge Krieg“ wird aber von der Verfassungspartei unter dem Imperatordruck der Kreuzzeitung durch-  
geführt für heilig gehalten. Da ruft der eine Dichter kräftig  
an:

Kamiglich ist's, daß unter Krummerhanfen  
Des Vaterlandes Heer zusammenbricht;  
Dem frommen Sieg, den Ströme Blut erkaufen,  
Das nachbeladen auf zum Himmel spricht?

In einem andern Gedicht in ottave rima läßt sich der  
Dichter nicht minder kräftig vernehmen:

Ich seh' das Schwert zum Bruderkrieg blitzen,  
Der Zwietracht Flamme lodend angefaßt;  
Den letzten Stern zum Abschiedsgrüße winken  
Im Donnerrollen der Gewitternacht.  
Es soll der Freund von Feindesposten küssen,  
Der War verbluten auf des Thurnes Wacht,  
Die andern Feindeslächter blinder Thron  
Das Heiligtum des Vaterlandes verloren?

Ein anderer Sanger aus Anhalt schließt sein Friedenslied  
nach „Kriege Elision“:

Die Kämpfer treten auf, zwei Löwen gleich,  
Der alte Helden Panzerwacht,  
Die schußigen Heere so die Welt gesehen,  
Aufbewahrt in Hand in Hand.  
Nun messen sie als Freunde sich zum Tod —  
Kriege Elision, darsüß'ger Gott!

Während so in der Kreuzzeitung Krieg und Frieden selbst  
sagen, ein Spiegelbild der auch über dem Strich  
zweigen und auseinandergeprengten feudalen Partei,  
so steht Dichter, Robert Prutz, in der „Neuen Stettiner  
Zeitung“ seine mahnenden Verjahren erlösen, deren ehernen Boll-  
werk bereits in den „Herbstrosen“ mit Freunden begrüßen.  
„Mai 1866“ beginnt mit folgenden Strophen:

Da, das ist Krieg? Drummeten ihr ich hören,  
Da Trommel raus und losst von der zu Orte,  
Schätze raffen, Koffertkiste drohen.

Cothorpe drängt sich Nierend auf Cothorpe,  
Entrollte Banner flattern in den Lüften,  
Und kreischend kniet sich die Janusporte.

Was grüßt du, Saat? Was soll, o Feind, dein Dämon?  
Denn eine Ernte kommt, da wird der Schütter  
In rothem Blut sich bis zu den Hüften.

Statt Blütenknoten regnet's Eisenplitter,  
Der Reim des Hohenlands, halb erst aufgezogen,  
Erstaut in ungeheurer Kriegsgewitter.

Und hinterdrein, mit feberstischen Wangen,  
Ins Hungerloch den rüh'gen Leib geschlagen,  
Die Gasse kommt, die furchtbare, gezogen.

Da statt Kanonen rasselnd Leichenwagen,  
Und was des Krieges grimmer Jahn verscheut,  
Das wird der Pest als Opfer hingetragen.

Doch nun der Preis, um den es sich verlohnte,  
Auf einen Wurf sein Alles so zu sehen  
Und müßig zu bestehn das Ungewohnte?

Die Feinde wo, die ihre Schwerter wehen,  
Die Ehre unsers Landes hinwegzuden,  
Und unser Recht, das heil'ge, zu verfehen?

Boll'n etwa sich des Nordpols gier'ge Borden,  
Balsam sich und Kalmd noch einmal treffen  
Zum Stehlstein an unser Rheines Borden? —

O nein, es will — entsetzendes zu sagen! —  
Der Deutsche will, in furchtbare Verlehnung,  
Mit Deutschen in den Bruderkampf sich wagen!

Wohl hat der Krieg auch eine heil'ge Sendung,  
Es wiegt kein Volk in ewig gleichen Gleisen  
Sich sonst empor zum Gipfel der Vollendung.

Schon aus dem Mund der Alten hört' ich preisen  
Den Krieg als einen Vater aller Dinge,  
Und was kein Balsam heilt, das heilt das Eisen.

Vielleicht, wer weiß — die Hoffnung ist geringe,  
Daß ohne Blut, von Bruderhand vergossen,  
Der Bau der deutschen Einheit und gelinge.

Schon lange sehn, gleich drohenden Kolossen,  
Ein Wetter wie am Horizonte stehen,  
Kometenlast, von Leichenlast umflossen.

Soll jetzt das Rad der Weltenuhr sich drehen  
Und nicht sich die Entschaltung großer Thaten —  
Wir sind bereit; was sein soll, wird geschehen.

Doch dieser Krieg, geführt von Diplomaten,  
Gezogen im Cabinet, in nächtlicher Stunde,  
Das ist der Krieg nicht, den die Ehre rathen —

und schließt nach einer heftigen Anklage der innern Politik  
Preußens, nach einer Beschuldigung der Könige, ihren Partur  
nicht zum Neffastleide zu machen, mit den Kraftworten:  
Die Gluthat wolle ihr; ihr sollt sie haben.

### Bibliographie.

Dehnbille, H., Blut und Gold über: Das Gottesgericht in Amerika.  
Reichthümlicher Roman. 1ste und 2te Aufl. Berlin, Morke. Gr. 8.  
1 2 Bgr.

Grimmer, H. H., Das Sauerland und seine Bewohner. Götting,  
Halle. 16. 7/8 Bgr.

Heller, G., Habsburg. Ein Selbengebild. Leipzig, D. Wigand.  
2. 2 Bgr. 20 Bgr.

Hefel, G., Effenbüche Leute. Ein sozialer Roman. 3 Bde. Ber-  
lin, Janke. 8. 2 Bgr. 15 Bgr.

Reyer von Walbed, F., Die Erbin von Stengary. Schauspiel.  
Leipzig, Brockhaus. 8. 15 Bgr.

Reyer, F., Zur Kritik der Geschichte des Kaisers Tiberius mit be-  
sonderer Berücksichtigung der Lebensbeschreibung desselben von A. Stahr.  
Altenburg, Herer. Gr. 8. 24 Bgr.

Schirmer, H., Aus aller Zeiten Ländern. Gesammelte Erzählungen  
und Skizzen. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 4 Bgr.

Schirmer, H., Habsburg. Erzählung. Berlin. Gr. 8. 20 Bgr.

Stein, F., Die Verwaltungsgeschichte. Der 1. Bd. H. u. d. T. Die  
Lehre von der innern Verwaltung. Die wirkliche innere Verwaltung und  
das Verwaltungsrecht. 1ster Bd. Das Verwaltungsrecht und sein Ver-  
waltungsrecht. Stuttgart, Kohl. Gr. 8. 2 Bgr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Karl von Raumer's geographische Lehrbücher.

### Lehrbuch der allgemeinen Geographie.

Dritte vermehrte Auflage.

Mit 6 Kupfertafeln. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Dieses bekannte Werk des kürzlich verstorbenen gelehrten Verfassers ist auf mehreren Gymnasien als Unterrichtsmittel eingeführt und hat seine Brauchbarkeit durch das Erscheinen von drei Auflagen hinlänglich bewährt. Sein Vorzug vor ähnlichen Werken besteht hauptsächlich darin, dass es bei aller Gründlichkeit den Schülern doch weder zu viel noch auch zu Schwieriges zumuthet, sondern nur das bietet, was sie sicher zu erfassen und zu verstehen im Stande sind.

### Palästina.

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. 8. Geh. 2 Thlr.

Wem es Ernst ist um ein richtiges Verständniss der Bibel, dem kann Raumer's „Palästina“ als eine vollständige Zusammenstellung und Verarbeitung alles dessen empfohlen werden, was von Reisenden bis auf die neueste Zeit über das Heilige Land erforscht worden ist. Eine sehr anerkennende Charakteristik des bereits in vierter Auflage erschienenen Werks lieferte Karl Ritter in dem 15. Bande seiner „Erdkunde“.

### Beschreibung der Erdoberfläche.

Eine Vorschule der Erdkunde.

Sechste vermehrte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.

Ein wegen seiner Gedrängtheit und Uebersichtlichkeit in vielen Schulen beim Unterricht gebräuchter Leitfaden, der in jetzt vorliegender sechster Auflage wieder vielfach verbessert und ergänzt worden ist.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschien:

## MÉDITATIONS

SUR L'ÉTAT ACTUEL DE LA RELIGION CHRÉTIENNE  
PAR M. GUIZOT.

Edition autorisée pour l'étranger. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der berühmte Verfasser lässt den im Jahre 1864 erschienenen „Méditations sur l'essence de la religion chrétienne“ einen neuen Band folgen, welchem um so mehr ein lebhaftes Interesse gewidmet sein wird, als derselbe die innern und äussern Zustände der Kirche, der katholischen sowohl als der protestantischen, in der unmittelbaren Gegenwart zum Gegenstand seiner Darstellung hat. Die acht Abschnitte dieses Bandes behandeln: *le Réveil chrétien en France au 19<sup>e</sup> siècle; le Spiritualisme; le Rationalisme; le Positivisme; le Panthéisme; le Matérialisme; le Scepticisme; l'Impiété, l'insouciance et la Perleapité.*

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Bunsen's Bibelwerk.

Erste Abtheilung: Die Bibel oder die Schriften des Alten und Neuen Bundes nach den überlieferten Grundtexten übersetzt und für die Gemeinde erklärt. In vier Theilen.

Zweite Abtheilung: Bibeldruckarten oder Bibeltexte, geschichtlich geordnet und erklärt. In vier Theilen.

Dritte Abtheilung: Bibelgeschichte. Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu. In einem Theile.

Das Werk wird mit Benutzung der von dem verstorbenen Verfasser hinterlassenen Vorarbeiten durch die tüchtigsten Kräfte (Prof. Dr. Volkmann in Heidelberg und Prof. Kampfen in Bonn) zu Ende geführt. Bis jetzt liegt folgendes vor:

Erster Halbband 1 Thlr. 10 Ngr., zweiter Halbband 1 Thlr., dritter Halbband 1 Thlr., vierter Halbband, erste Hälfte 16 Ngr., zweite Hälfte 1 Thlr. 4 Ngr., fünfter Halbband, erste Hälfte 26 Ngr., zweite Hälfte 24 Ngr., sechster Halbband 26 Ngr., achter Halbband, erste Hälfte 20 Ngr., zweite Hälfte 18 Ngr., neunter Halbband 1 Thlr., zehnter Halbband 1 Thlr., neunter Band (siebzehnter und achtzehnter Halbband) 1 Thlr. 20 Ngr., Bibelatlas 1 Thlr.

Das Werk kann auch gebunden bezogen werden: erster Band 2 Thlr. 20 Ngr., zweiter Band 3 Thlr., vierter Band 2 Thlr. 15 Ngr., fünfter Band 2 Thlr. 10 Ngr., neunter Band 2 Thlr.

Die erste Abtheilung („Uebersetzung und Erklärung“) wird mit dem unter der Presse befindlichen sechsten Halbband noch im Laufe dieses Jahres vollständig werden.

Von der zweiten Abtheilung („Bibeldruckarten“) soll zunächst der letzte Theil (der achte Band des ganzen Werks) erscheinen, während die beiden vorhergehenden Theile (der sechste und siebente Band) sich ebenfalls bereits in Bearbeitung befinden.

Der die dritte Abtheilung („Bibelgeschichte“) bildende neunte Band ist Ende 1865 ausgegeben worden und wegen seines besonders interessanten Inhalts, worunter ein „Leben Jesu“, auch in einer Separatausgabe (Preis 1 Thlr. 20 Ngr.) erschienen.

Von den neun Bänden von Bunsen's Bibelwerke liegen also gegenwärtig fünf vollständig vor, ein sechster ist zur Hälfte erschienen und wird gleich einem siebenten noch im Laufe dieses Jahres vollständig, während die dann noch fehlenden zwei Bände voraussichtlich nächstes Jahr ausgegeben werden können, so daß Ende 1867 Bunsen's Bibelwerk vollendet sein wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Gespräche mit einem Grobian.

Herausgegeben von einem seiner Freunde.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

In diesen „Gesprächen“ will ein bekannter deutscher Schriftsteller, der aus besondern Gründen das Buch ausgeben lassen, unserer Zeit einen humoristischen Spiegel vorhalten, in dem die heutigen Menschen nach ihrem eigentlichen Wesen erscheinen. Zugleich beleuchtet er aber auch auf allen Hauptgebieten des Lebens die Ideale, nach denen die Welt zu streben hat und gibt für die wichtigsten Fragen der Gegenwart die Rinde an, sie zu lösen. Er empfiehlt sein Buch, „den Ehrlichen, den Edelbedenkenden und Muthigen — dem ganzen deutschen Volke“.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhalt: Lehren der Lebensweisheit. Von Rudolf Woltff. — Zur deutschen Special- und Landesgeschichte. Von Heinrich Rader. — Lobel als akademischer Redner. — Werke über Gesang. — Ein Jungferroman. Von Hugo Delbmann. — Scuilleton. (Literarische Blaudereien; Zur Literatur der italienischen Dialekte; Ein Brief G. A. Bürger's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Lehren der Lebensweisheit.

Unsere Zeit ist der tieferen philosophischen Forschung abgeneigt; es ist nur noch eine kleine Gemeinde, die sich für „metaphysische Grübeleien“ interessiert. Ohne Frage droht durch die vorwiegende Richtung auf das Nächstliegende und Handgreifliche dem geistigen Leben eine bedenkliche Verflachung; doch kommt diese Einseitigkeit wiederum einem oder dem andern Genre zugute, das, wenn auch seine Bedeutung eine geringere ist, doch immerhin seinen Werth hat, während es von den großen Denkern mehr als billig vernachlässigt worden ist. Nichts haben unsere großen philosophischen Systematiker mehr über die Äpfel angesehen als die sogenannte „Lebensphilosophie“, der sie in ihren Himmel und Erde umfassenden Gedankenbauten den verborgensten Winkel einräumten. Schon die Psychologie wurde, wie auch Hegel's Lehre „vom subjektiven Geist“ hinlänglich barthut, stiefmütterlich behandelt, und auch von den Berechnungen und Seelenanmessungen der Herbartianer, von ihrer psychologischen Statik ist immerhin noch ein weiter Weg bis zu jener Popularphilosophie, wie sie z. B. Garve nach dem Muster des tusculanischen Briefschreibers oder Maass in seinem ganz vortheilhaften „Versuch über die Leidenschaften“ (1805) gepflegt hatten. Die theologische und politische Kritik der Junghegelianer war ausschließlich auf allgemeine, große Ziele gerichtet und konnte derartige Lebensstudien nur als ein überflüssiges Privatvergnügen von mehr blaustirnpflichter als philosophischer Färbung betrachten. Erst Schopenhauer ließ sich wieder auf eine mehr populäre Lebensphilosophie ein, nicht blos in seinen „Parerga und Paralipomena“, sondern auch in seinem Hauptwerke, „Die Welt als Wille und Vorstellung“ und ohne Frage verdankt er diesen geistvollen Anregungen, diesen mit stilistischer Meisterschaft durchgeführten Betrachtungen über die verschiedensten Probleme, die dem einzelnen als solchem nahe liegen, einen nicht geringen Theil des Erfolgs, den seine Schriften jetzt auch bei minder metaphysisch gestimmten Lesern gefunden haben, den sie aber so lange entbehrt hatten, als die Metaphysik da pur sang unumschränkt den philosophischen Markt in Deutschland beherrschte.

1866. 23.

Gegenwärtig ist man um so productiver auf dem Gebiete der Moralphilosophie; wir haben bereits mehrfach in d. Bl. Veranlassung gehabt, auf derartige Erzeugnisse hinzuweisen, einzelne hervorragende Erscheinungen, wie Dühring's „Werth des Lebens“, sind nach Gebühr gewürdigt worden. In vieler Hinsicht dürfen auch die „Gespräche mit einem Grobian“, die wir neulich besprochen haben, hierher gerechnet werden, wenigleich in ihnen die Richtung auf die allgemeinen Probleme überwiegt. Wir finden jetzt wieder auf unserm Büchertisch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Werken, welche in der Form der Skizze, des Aperçu, der Abhandlung, des Gesprächs Lehren der Lebensweisheit zu verbreiten suchen und ein ganzes Füllhorn von Sentenzen vor uns ausschütten. Im ganzen bewegen sie sich auf der mittlern Linie zwischen Montaigne und dem Pfrsten Vigne, zwischen ernst-stimmungsvoller Betrachtung und witzig-spielerischer Beleuchtung.

1. Am Wege. Blüthe in Gemüth und Welt in Aphorismen von J. G. Kohl. Bremen, Müller. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Wer vieler Menschen Städte gesehen und Sitte gelernt hat, der kann nicht nur mancherlei erzählen, sondern, wenn er Beobachtungsgabe besitzt, auch einen Schatz von Erfahrungen einsammeln, der sich in Sentenzen und Aperçus in allgemein gültiger Weise verwerthen läßt. Johann Georg Kohl ist einer unserer bekanntesten Touristen, und zwar hat er sich im ganzen größern Ruhm durch seine sachliche Darstellungsweise erworben als durch eine subjectiv geistreiche Beleuchtungsmanier, wie sie bei den jungdeutschen Weltfahrern üblich war. Daß er indeß nicht nur ein scharfer Beobachter, sondern auch ein feiner Selbstdenker ist, der sich über Welt, Leben, die Eigentümlichkeit der Menschen, ihre Leidenschaften, über Glück und Unglück in geistreich formulirten Sentenzen und Reflexionen ergeht: das beweist die obige Sammlung von Aphorismen, die eine in jeder Hinsicht reichhaltige zu nennen ist. Neues und Frappantes auf diesem Gebiete zu sagen, ist schwer — und doch muß man von einem Aphorismus gerade verlangen, daß er einen frappirenden Eindruck mache. Viele Aussprüche Kohl's besitzen eine unleugbare Prägnanz. Auch ist die Form des Werks nicht die einer Sammlung von



vereinzeltent Sätzen, sondern sie sind büschel- und bündelweise unter einer gemeinsamen Uberschrift gruppiert. Der Aphorismus ist oft nur die Schlusspointe einer längeren Betrachtung, die man indes meist auch mit Behagen durchliest. Wir stoßen hin und wieder auf psychologische Beobachtungen, welche selbst einen wissenschaftlichen Werth in Anspruch nehmen dürfen, so z. B. was Kahl über die Gewohnheiten der Sinne sagt und durch mancherlei alltägliche Vorfälle beweist: „Unsere Sinne lernen und behalten Dinge gleichsam für sich, die wir selbst, so zu sagen, nicht wissen.“ Oder wenn er von dem „Rachtwandeln bei Tage“ spricht, indem der Körper zum Beispiel zuweilen ganz richtig und zweckmäßig handelt, obwohl unser Wille, unser Selbstbewußtsein nicht am Ruder sitzt.

Zuweilen ertappst du dich darauf, daß du irgendwo hingegangen bist, z. B. in eine benachbarte Kammer, zu diesem oder jenem Möbel, und dich nun diesem gegenüber findest, ohne zu wissen, was du da zu holen beabsichtigtest. Endlich fällt dir die Schere ins Auge, und du bestimmst dich nun, daß du eben diese suchtest, um mit ihr etwas zu zer schneiden. Von andern Gedanken zwischendurch beschäftigt, hattest du dies mittlerweile vergessen. Dein Körper aber hatte den gegebenen Impuls des Willens gleichsam für sich bewahrt, hatte sich nach Ablauf deiner Zwischengedanken, ohne daß sich dein Befehl die Schere zu suchen erneuerte, erhoben, die rechte Stube, den rechten Tisch für sich gefunden, streckte nun sogar wol auch die Hand nach dem richtigen Ort aus, bis er auf einmal zauderte, welcher von den verschiedenen dort liegenden Gegenständen eigentlich gemeint sei, wobei ihm dann schließlich deine rückförende Bestimmung und dein erwachtes Gedächtniß zu Hülfe kommen mußten, um die Schere zu entdecken.

Ebenso begründet ist, was Kahl über die Lust am Aergernissen sagt, über die Ueberraschungen, die unser Gedächtniß uns bereitet, über die „Doppelpspatseelen“, die alles gleichsam durch das Medium eines sogenannten Doppelpspats anzublicken scheinen, sodaß sie von jedem Gegenstande oder Vorfalle ein zweifaches Bild in sich aufnehmen, Seelen, die alles gleichzeitig von der vortheilhaften Seite sehen und von der entgegengesetzten. Einer der besten Abschnitte des Werks ist überhaupt der über die „Charaktere“, in welchem Kahl in die Fußstapfen eines Theophrast und La Bruyere tritt, während er in den „Physiognomischen Fragmenten“ supplementarische Skizzen zu Carnes' „Symbolik der Gestalt“ liefert. Treffend sind namentlich die Bemerkungen über den alltäglichen Ausdruck unsers Antlitzes, der bei dem einsamen Menschen wo nicht ein trüber und trauriger, doch ein ernster und gleichgültiger ist. „Es ist, als wenn Schmerz nach Lust in der Einsamkeit in uns schlummern.“ Nicht minder treffend ist die Darlegung der „Verschiedenen Typen in ein und derselben Physiognomie“, des Rassetypus, des nationalen Typus, des Familientypus und zuletzt des individuellen. Von den beaux jours unsers Antlitzes sagt Kahl:

Wie in allen Dingen, so gibt es auch in der Schönheit und in dem Ausdruck der Physiognomien unsrer Mitmenschen eine auffallende Ebbe und Flut. Beide wechseln, wie das Wetter, und nehmen ab und zu, wie der Mond. Zuweilen ist dieser Wechsel zwar sehr erklärlich, und man kann naheliegende Ursachen dafür nachweisen. Er ist recht häufig z. B. nur ein Reflex der wechselnden Zustände unsers Wohlbefindens, oder der Ebbe und Flut in unsern Stimmungen und Gemüthsbewegungen.

Wir trahen von Geiterkeit und Wohlsein, weil wir eine gute Nacht gehabt haben, oder „wir sehen uns nicht mehr ähnlich“, weil Kummer und Krankheit das gewöhnliche Gepräge unsers Antlitzes entstellten, und weichen dann diese vorübergehenden Leiden, so erscheinen wir wieder als die Alten. Mitunter aber ist auch viel Unerklärliches dabei. Das Gesicht hat seine ganz unbedeutenden und unbegründeten beaux jours, die ihm kommen, wie dem Firmamente der Sonnenscheit. Umgekehrt hat es eine grauen Lage, an denen selbst die größte Schönheit sich etwas trübt und verdunkelt. Der geistreiche Mann sieht heute viel klüger und intelligenter aus als gestern, dann wieder einmal entdecken wir bei ihm einen Anflug von Stumpfheit. Doch mit solchen Dingen sind nur die Porträtmaler recht vertraut, und wer davon etwas mehr erfahren will, muß sich bei ihnen des Näheren erkundigen. Sie erkennen in dem Teint- und Farbenwechsel, in den leisen Formenmodulationen, in der Muskelanspannung, Rundung oder Abplattung der Physiognomien, die sie findirt haben und mit denen sie sich täglich beschäftigen, so viel Wandel, wie ein Naturbeobachter in dem Wellenschlage und dem Farbenspiegel der Meeresoberfläche.

Die ersten Abschnitte des Werks haben ein specielles literarisches Interesse; sie sind dem „schriftstellerischen Schaffen, den Autoren und Künstlern“ und „dem Geist“ gewidmet. Von vielen dieser allgemeinen Betrachtungen lassen sich lehrreiche Zuganwendungen in Bezug auf bestimmte literarische Erscheinungen machen. Dies gilt z. B. von dem Gleichniß, das uns Kahl unter der Uberschrift „Qualmende Lichter“ vorführt:

Der Proceß, der im Kopfe der Dichter und Schriftsteller bei der Gebärung und Gestaltung ihrer Gedanken vor sich geht, hat viel Ähnliches mit dem Zündungs- und Verbrennungsproceß in der Flamme des Lichts. Solange die Ideen noch keine Worte angenommen haben, schlummern sie und sind latent, wie die elektrische Materie in der Natur. Wenn die Electricität durch irgendein Ereigniß aufgeregt, geweckt und in Thätigkeit gebracht wird, concentrirt sie sich und sucht zu zünden und zu leuchten. Die Worte sind das Öl und der Docht, welche der Gedanke gebraucht, um in der Welt zu existiren und zu leuchten. Die Electricität (der Geist) reißt energisch und stark, so packt er den Docht und das Öl (die Worte) recht nachdrücklich, verpackt und verschmilzt sie mit Begierde, assimiliert sie sich vollständig, macht sich ein knappes Gewand daraus und bricht als rühmliche, schlank und erfreuliche Flamme hervor. Ist er dagegen nicht kräftig, so geschieht der Verbrennungsproceß unvollständig. Das Licht trübt sich und qualmt, der Schriftsteller macht viel unnütze Worte, die nicht durchgegeistet sind und die einen lästigen Ueberfluß von Rauch, Ruß und Schwärze (Salbaderei) geben.

Wie viele derartige „qualmende Lichter“ gibt es auch in der neuern deutschen Literatur, namentlich unter den „poetisirenden Philosophen“ von Steffens bis auf die Gegenwart! Fast alle Hauptvertreter der romantischen Schule gehören zu den „qualmenden Lichtern“, und auch ein Theil der Weltschmerzpoesie brannte und brennt in sehr unvollständigem Verbrennungsproceß. Und dennoch finden sich unter den Dichtern im Verhältniß noch wenige derartige „Qualmer“ als unter den Philosophen, Politikern ja selbst unter den Literaturhistorikern. Quandoque dormitat Homerus, und auch das Licht der großen, phantastischen Genies brennt nicht immer mit klarer Flamme. Auffallender ist's, daß beschränkte, dem Anschein nach kluge Köpfe im „Qualmen“ oft Bedeutendes leisten. Man überfliehet dies wegen der nüchternen Ausdrucksweise — und doch gibt es „abstracte Phrasen“, in denen sich augenzeichnet „salbadern“ läßt.

Unsere poetischen Pierbengel und akademischen Wachspuppen, die so glatt geleckt sind, als wären sie dem Schaulustler eines Frühlings entsprungen, werden sich nun in die Druß werfen, da der Vorwurf des „Qualmens“ sie nicht zu treffen scheint. Doch Kahl schiebt auch dieser Arroganz einen Kiesel vor in seinen Betrachtungen über „Makellosigkeit“, worin er den „Gesichtern von schablonenhafter Regelmäßigkeit“ den Text liest und überhaupt darauf hinweist, daß Regelmäßigkeit noch lange nicht die Schönheit selber und daß sie langweilig sei. Er sucht das Victor Hugo'sche Paradoxon: „Le laid c'est le beau“ in seiner Berechtigung nachzuweisen und findet selbst in den Schönheitspflüsterchen, in den accroches d'amour und sonstigen absichtlichen Unregelmäßigkeiten der Damentouilletten einen Beleg dafür.

Auch auf dem geistigen Gebiete, auch bei den Productionen der Poesie und Kunst wird eine allzu große Correctheit verworfen. Und fast wunderbar klingt es — beinahe nicht weniger paradox als Victor Hugo's obenangeführter Ausspruch vom Häßlichen und Schönen — was in dieser Beziehung ein berühmter französischer Kritiker sagt, indem er sich so vernehmen läßt: „Je ne suis pas grand admirateur de la régularité dans l'art, mais je suis grand admirateur de la beauté.“ Ich in einem poetischen Werke entdecke, ich weniger bin ich überrascht, auch großen Fehlern darin zu begegnen. Wenn du mir von einem Gedichte sagst, daß es viele Schwächen habe, so ist damit noch nichts entschieden, und ich kann dabei durchaus nicht wissen, ob es schlecht oder vielleicht ausgezeichnet sei. Sagst du mir aber von einem andern Gedichte, daß es völlig makellos sei, so bin ich schon beinahe sicher, daß — die Mächtigkeit deiner Bemerkung vorausgesetzt — es nicht nicht eminent sein wird.“ Eine vollkommene Makellosigkeit wirkt beim Stile und bei der Verifikation ebenso abstoßend wie bei der menschlichen Physiognomie, und ein völlig regelloser und regelreicher Aufbau der Gedanken ist im Stande, das Schloß zu magnetisiren. Wir verlangen nach Sprüngen und Abweichungen, wir bedürfen des Abseits des Tons und der Stimmung, um wieder mit ihnen aufsteigen zu können.

Diese Frage haben die Werke großer Dichtergeister, Shakespeare, Victor Hugo u. a., auch große Schwächen — wer würde aber deshalb einen „Cato“ von Addison oder Gottsched, wer ein makelloses, preisgekröntes Trauerspiel der Neuzeit diesen Productionen vorziehen? Dies ist fast trivial, und doch muß man immer darauf kommen; denn es grassirt gerade bei uns der sogenannte gesunde Menschenverstand, die absolute Rückständigkeit, der bornirte gute Geschmack, die ganze Aufgeblasenheit der Phantasie- und Geißellosigkeit in einer empfindenden und verwirrt das Maß, mit dem man die Talente. Es ist wenigstens ein Glück, daß unsere Zeit keine Zeit zu Tage fördert, wie wir ja von kritischen und literarischen Rivaleuren fortwährend hören; denn wäre es so, man würde sie gewiß nicht erkennen.

Auch Kahl stellt Betrachtungen darüber an, warum Propheten in ihrem Vaterlande nichts gelten. Er ist ebenso treffend wie schön:

Das, was die Genialen von den gemeinen Alltagsleuten unterscheidet, ist oft nur eine Kleinigkeit, die eben nicht sehr in die Augen fällt. Sie haben mit uns übrigen fast alles gemein. Sie besitzen sie nebenher noch gleichsam einen etwas verfeinerten Sinn, vermittelst dessen sie die Welt und Dinge in ganz andern Richte erblicken als ihre Mitmenschen. Sie

legen im Innersten ihrer Seele einen zwischen Felsen verborgenen See, wie die große amerikanische Höhle in Kentucky den „Schloß“, in welchem alle Töne und alle Strahlen von außen auf völlig verschiedene Weise reflectiren und resoniren. Es ist für andere sehr schwer, diesen innern Spiegel, jenen besondern höchsten Sinn, dessen Organe nicht so zu Tage liegen wie Augen und Ohren, bei den außergewöhnlichen Menschen herauszufinden. Dazu gehört schon ein Kennerrange.

Und an einer andern Stelle fügt er hinzu:

Es gehört ein sehr hoher Grad von Intelligenz dazu, nicht nur um zu wissen, was man selber vermöge, quid valeant hameri, sondern auch um einem andern mit angemessener Bescheidenheit nach seinem ganzen Werthe zu erkennen und anzuerkennen. Ueberall gibt es dennoch einzelne Ausgezeichnete, die aber stets nur von einem äußerst kleinen Circle sehr kluger Freunde richtig geschätzt werden. Diese Ausgezeichneten finden durchweg in der Welt recht viele Gelegenheit, Resignation zu zeigen, und müssen auf Schritt und Tritt, sich beschreibend, von ihren Mitbürgern denken: sie wissen nicht, was sie thun.

Noch ein hinzutommendes Moment ist gerade die Verantheit der Kritik in gewisse feste Axiome, zu denen sich gerade ein schöpferisches Genie oft in schroffen Gegensatz stellt. Die Kritik ist conservativ, das Genie ist revolutionär — und wie soll ein naseweiser Bernegrosch die Größe des Genies, ein theoretischer Phrasenreiter seine geniale Praxis würdigen?

Die großen Männer sind natürlich nicht zu allen Zeiten groß. Auch deshalb werden sie selten erkannt:

Große Redner, Schauspieler oder Musiker hat man verhältnißmäßig noch am meisten Gelegenheit, in dem Momente selbst, wo die Gottheit sie erfüllt und wo sie bei Anstrengung aller ihrer Kräfte ganz sie selbst sind, zu erblicken und zu beobachten. Am schlechtesten kommen hierin, wie auch in mancher anderer Hinsicht, die Dichter und Schriftsteller weg. Der Natur ihres Geschäfts gemäß pflegen sie ihren Umgang mit der Muse in aller Stille und in unbelauschter Einsamkeit. Sie haben da auch ihre Feierstunden, ihre großen Augenblicke des Entzückens und der Verklärung. Aber niemand bekommt sie in dieser Verklärung, in der sie ihre schönsten Werke schaffen, ihre Großthaten verrichten, zu sehen. Vor dem Publikum erscheinen sie nur nachher in ihrem prosaischen alltäglichen Zustande, wo sie oft ausgebranntem Feuerwerke gleichen.

Wenn übrigens Kahl meint, daß die Dichter sich für etwas ganz Exceptionelles halten und es sie verlegt, wenn sie nur so mit der gewöhnlichen Elle gemessen werden wie andere Christen, daß sie in allen Bistümern und Einladungen nur Huldigungen sehen, die man ihrer Muse darbringt, und sich enttäuscht fühlen, sobald ein Freund sie bloß aus persönlicher Neigung besucht, oder wenn sie wo als gutmüthige, unterhaltende Tischgenossen eingeladen werden — so vergiftet er doch dabei, daß solche sträfliche Neigungen und Launen der Poeten in unserer Zeit, in der die „ästhetischen Thees“ nicht en vogue sind, gar keine Ermuthigung mehr finden und daß im Gegentheil die Poeten heutzutage es vorziehen, incognito zu erscheinen und ihren poetischen „Stern“ unter dem Mantel zu verbergen; denn diesem Stern läuft heutzutage niemand mehr nach, weder ein Weiser aus Morgen-, noch ein Weiser aus Abendland, höchstens die Theristes der Gesellschaft und die Jolius der Kritik, um ihn in den Staub zu treten.

2. Von menschlichen Schwächen. Ein Versuch von E. Schott. Breslau, E. Trewendt. 1865. 16. 27 Ngr.

Auch dieses Werk bietet eine angenehme und anregende Lektüre. Es enthält keine Feuerwerke eines blendenden Geistes, ist nirgends auf schlagende Pointen zugespitzt, doch das hindurchgehende Gleichmaß der Darstellung, das verständlich abwägende und unbefleckliche Urtheil, das sich in allen diesen Betrachtungen offenbart, machen einen durchaus, wohlthuenden Eindruck. Der Verfasser liebt das Citat, den Hinweis auf die „vergessenen fremden Gedanken“, wie er in der Vorrede sagt; er beruft sich auf die Autorität zahlreicher geistesverwandter Schriftsteller, auf Cicero und Petronius, auf La Rochefoucauld und La Bruyère, auf Montaigne und Seume; er verschmähst es nicht, gelegentlich auch mit Sentenzen aus Shakespeare, Schiller und Goethe seine Reflexionen zu schmücken. Doch dies geschieht ohne alle Aufdringlichkeit an durchaus geeigneter Stelle und raubt seinen eigenen Gedankengängen nicht den Reiz der Originalität.

Das Werk enthält zwölf Studien, von denen jede in zusammenhängender Darstellung ihren Gegenstand zu erschöpfen sucht: „Von der Unzufriedenheit und dem Reide“, „Von der Ueberschätzung des Geldes“, „Vom Kleinmuth“, „Von der Selbstüberhebung“, „Vom Ehrgeiz“, „Von der Unart“, „Vom Lügen“, „Vom Irrthum, Aberglauben und Unglauben“, „Von der Unduldsamkeit“, „Vom Parteigeist“, „Vom Unbestand“, „Von der Pessimith“.

Daß Schott sich nicht in Gemeinplätzen ergeht, zeigt z. B. der Abschnitt: „Vom Lügen.“ Ueber den Werth und die Pflicht der Wahrheitsliebe ließe sich wol kaum etwas Neues sagen. Dagegen ist das Kapitel der „Nothlüge“, welches ja schon im Katechismusunterricht seine Stelle findet, ein sehr ergiebiges für eine Betrachtung, die nicht einmal zu sophistischen und jesuitischen Hülfsmitteln zu greifen braucht, um die durch die socialen Verhältnisse gebotenen Abweichungen von dem Moralgesez zu rechtfertigen. Freilich beginnt mit den Lehren der Nothlüge das Gebiet der Casuistik, wo jeder einzelne Fall als solcher, sich legitimiren und gleichsam seinen Dispens nachweisen muß. Schott sagt:

Sonderbar: einen lügenhaften Menschen glauben wir alle verachten zu dürfen, und härter als mit dem Beizt der Lüge wird ein Ehrenmann, oder wer dafür gehalten sein will, nicht leicht beleidigt; gleichwol lägt alle Welt und macht Anspruch darauf, belogen zu werden.

Napoleon sagte: „Die Wahrheit ist immer plump“, und „alle Gebildeten sind auch Deuchler“.

Um nicht zu gesehen, daß ein so häßliches Ding, wie die Unaufrichtigkeit, ein nothwendiger Bestandtheil aller Gesezsetzung sei, fragt man sich wol, ob man nicht schon mit dem Grundsatz durchkomme: zu schweigen, wo man die Wahrheit nicht sagen darf, ihr Gegentheil aber nicht sagen will. Die Gelegenheiten zu Anwendung dieses Grundsatzes sind häufig; man darf sich auf Kant berufen: „Die Verheimlichung eines guten Theils seiner Gedanken findet jeder kluge Mensch nöthig“, und man sollte sich, wo das Schweigen eine Lüge entbehrlieh macht, letztere in allemweg ersparen. Aber die Menschen haben es schon seit lange dahin gebracht, daß man diesen Schlupfwinkel nicht so leicht auffuchen kann, sondern Rede mit Ja oder Nein stehen muß....

Kann man immerhin es als einen Spruch von dem Lügen und eigennütziges Verschweigen unter als zu den unästhetisch sein: im einzelnen kann der Grundsatz nicht durchgeführt werden, und es ist besser, hierüber zu willig zu werden. Diese Lügen, Nothlügen im weitesten werden von Sitte und Verkommen nicht bloß der Ehre, sondern dem Benehmen überhaupt angezogen, und in der gehören dazu auch die zahlreichen Lebensarten und Verhältnisse, welchen niemand mehr einen andern Werth beilegt, als daß ihre Verweigerung für einen absichtlichen Betrug und den Brauch, somit für eine Beleidigung gelten würde.

Das Recht der Nothlüge hat schon Plato da zu den eingeräumt. Welche Pflicht dürfen wir aber der Wahrheit oder der Barmherzigkeit? Dem ich den Freunde, der, um sich zu sammeln und noch noch seine Verfügungen treffen zu können, die Ehre verlangt, sind wir sie schuldig; aber wir dürfen enthalten, wenn wir wissen, daß er nicht in der Lage ist, sie zu ertragen, daß er nicht beleidigt, sondern beruhigt sein will. Schott fragt ferner: „Wenn der ber, der plündernde Soldat uns anführt, ob wir verabsolut haben, müssen wir der Wahrheit zu Gunsten Nothfütter aufstrennen oder die geheime Schwäche gen? Macht unsere Lüge, daß nichts mehr da ist, ehelos?“ Wir sind nach seiner Ansicht ferner zur Lüge verpflichtet, wenn fremde Ehre uns andern die wir auf andere Weise nicht retten können. I jemand aus seinen Fesseln kein Hehl macht, so heißt das Schamlosigkeit, wenn er sie aber versteckt, so letztere ist eigentlich eine Huldigung, welche der Tugend darbringt. Auch in Krieg und Frieden man gewisse Dienstleistungen, deren Ziel das Beste, deren Inhalt dagegen Lüge und Betrug kleidet oder als angeblicher Ueberläufer muß der für sein Land einen ehelosen Tod wagt, sich in lichen Lager durchlügen. Wo indeß der Jesuitismus politischen Parteien anfängt, den Schott treffend da hört die Nothlüge auf. Unser Autor handelt von den Lügen aus Liebhaberei und Gleichgültigkeit theilt dann aber der Aufrichtigkeit das vollste Recht ist ihm das bequemste Ding in der Welt. Ein Gesicht und jener fast unmachahmliche Ton der welche ein lauter Herz befeuchtet, sind Empfehlung die schon aus höchster Noth gerettet und die Kunst gegründet haben. Wo man Aufrichtigkeit und dung gepaart findet, da wird der Umgang in da ein Genuß.

Zu den interessanteren Abschnitten des Werks auch der „Vom Parteigeist“, der für die Zeitgenossen beachtenswerthe Winke enthält, und der letzte „Vom Pessimith“. Die Einleitung desselben behandelt die Pessimith, die wir indeß mehr für ein harmloses Schwärmen halten würden, wenn nicht die Beredsamkeit deutschen Buchhändler dazu käme, welche alle kleinen Crayonstizzen der Dilettanten gleich in den Tag bringt. Wenn statt 10000 Werken jährlich erschienen, so würde auch darunter nicht einmal die Pessimith leiden; denn die übrigen 9000 werden in der Regel nicht gelesen.

Der Aufsatz enthält übrigens manche treffende Bemerkungen. Die Kritiker werden bedauert, die sich wol auch über die ermüdende Arbeit aufhalten, gleich den Overten in den großen badener Schlächtereien die Schafe hundertweise über den Haufen zu stechen. Nun, wir sind nicht so grausam — wir begnügen uns damit, sie zu waschen und zu scheeren, und bringen nicht blos die Electoralwolle, sondern jede in ihrer Art gute Wolle, die wir dabei herausfortiren, auf den Markt. Wir wissen, daß nicht alles Superlecta sein kann! Sagt doch auch Schott mit Recht:

Es läßt sich entfernt nicht behaupten, daß blos die alten und neuen Classiker unsere Beachtung verdienen: auch in den Schriften geringern Ranges findet man beachtenswerth schöne Stellen, die, wären sie häufiger, ihren Urheber unter die Unsterblichen eingezeichnet hätten und die weit vorzüglicher sind als vieles durch Classiker Geschriebene, das nur wegen seiner Herkunft verehrt wird und im übrigen an Hesiod mahnt: „Die Hülfe ist oft besser als das Ganze.“

Ueber die Gedankenfaulheit, welche durch die Lese- wuth erzeugt wird, sagt unser Autor ebenfalls manches Verlässlichenswerthe. In der That ist die Lektüre für viele auf dem Lande, was eine Hängematte auf der See ist. Man läßt sich angenehm schaukeln und gibt sich dabei seinen Träumereien hin. Schott sagt:

Hatten in früherer Zeit, da die Literatur eine wichtigere Rolle spielte, als ihr das hastige Leben heute noch einräumen kann, die Schriftsteller mehr gegen einen durch die Kritik angefeindeten Widerpruchsgeist der Leser sich vorzusetzen, so ist jetzt umgekehrt zu bedauern, daß der Leser es in der Regel zu leicht nimmt und über sorgsam behaute Gedankenbrete gerade so hinweggalopirt, wie über die Prairien der Jagd und Indianer- geschichten. Freilich hält es schon Laubhühner seiner Zeit vor, daß sie nur noch lese, um zu lesen, nicht um sich zu bilden. Wenn nachdem die äußere und innere Befähigung zum Lesen so viel allgemeiner geworden ist, hat das Lesen vollends an Tiefe verloren, was es an Breite gewonnen. Die Bildung, soweit sie auf Lesen beruht und für den gewöhnlichen Umgang genügt, wird uns jetzt spielend beigebracht durch die Conversationslexika und eine Unzahl mitunter sehr gut geleiteter Zeitschriften, welche, um ihren Lesern auch das Heilsame, aber Trockne beizubringen, es mit andern trefflich zusammenmischen, daß es eingeht wie Wurmstam mit Honig. Die Folge dieser Erleichterungen im Lernen ist eine vielseitige Oberflächlichkeit und die Einbildung, alles zu wissen, weil man in alles eine kurze Bemerkung, den Rücksand einer flüchtig gemachten Bekanntschafft hineinwerfen kann, und eine weitere Folge ist der Heißhunger, nach mehr Lesen: ähnlich jedem erst erworbenen Bedürfnisse, zum Beispiel dem des Rauchers, der nun einmal dampfen will und, wenn er die gewohnten Cigarren nicht bei der Hand hat, sich lieber mit schlechten als gar nicht beschäftigt.

Eine gesunde Lektüre muß geistig anregend wirken — dies kann man dem vorliegenden Werke nachrühmen.

2. Marc Aurel's Meditationen. Aus dem Griechischen von F. E. Schneider. Zweite verbesserte Auflage. Breslau, C. Treves. 1865. 16. 15 Mgr.

Marc Aurel, der Denker auf dem Thron, ist den meisten nur als ein stoischer Philosoph bekannt, vor dessen Erhabenheit sie eine heilige oder bequeme Scheu empfinden. In der That finden sich in seinen „Meditationen“, die uns hier in einer gelungenen Uebersetzung eingebracht werden, genug Sentenzen, in denen sich die

stoische Seelenstärke ausdrückt. Wie oft weist Marc Aurel auf die Ewigkeit und das Weltall hin! „Mit dem All verglichen wird uns alles als ein Kränlein und mit der Ewigkeit verglichen wie ein Handumdrehen.“ Er spricht es aus, daß der wohlgestützte und ehrfurchtsvolle Mensch zur Natur, der alles spendenden und wieder nehmenden, sagt: gib, was du willst, und nimm, was du willst, und zwar aus reiner Folgsamkeit und Liebe; er mahnt, mit den Göttern zu leben, ihnen zu zeigen, daß wir zufrieden sind mit dem, was uns beschieden; daß wir thun, was der Genius will, den uns der höchste Gott als ein Stück von ihm selbst zum Leiter und Führer gegeben hat. Dieser Genius aber ist der Geist, die Vernunft eines jeden. Mit dem Blick zu den Sternen erhebt er sich über den Schmutz des Erdenlebens. Ihm ist diese Welt ein Strom des Werdens, wo eins das andere jagt, unser kurzes Leben aber kaum der Rede werth. „Hinter dir eine Ewigkeit und vor dir eine Ewigkeit — was für ein Unterschied, ob du drei Tage oder drei Jahrhunderte zu leben hast.“

Diese erhabenen Gedanken, die übrigens so wenig an eine bestimmte Schule wie an ein bestimmtes Zeitalter geknüpft, sondern den großen Weisen aller Zeiten, den Dichtern, Denkern und Propheten gemein sind, würden uns doch, wenn man sie einzeln heraushebe, ein falsches Bild von den Meditationen des römischen Kaisers geben; wir würden glauben, daß sie sich immer in einer gewissen Erbsenne bewegten und daher nicht im Stande wären, den Schatz praktischer Lebensweisheit zu bereichern, der doch den meisten am nächsten liegt; wir würden uns den stoischen Weisen in jener etwas abstoßenden Selbstgenugsamkeit denken, wie er uns etwa aus den Kapiteln von Cicero's „De Anibus“ entgegentritt. So erscheint aber Marc Aurel durchaus nicht; es befindet sich unter seinen Sentenzen eine beträchtliche Zahl, welche auf den täglichen Lebensverkehr Bezug hat, und gerade in diesen prägt sich eine lebenswürdige, humane, im besten Sinne christliche Gesinnung aus. Eine kleine Blumenlese aus denselben mag dies beweisen:

Schmiege dich in die Verhältnisse, die dir gesetzt sind, und liebe die Menschen, liebe sie wahrhaft, mit denen du verbunden bist.

Gewöhne dich, wenn du jemand sprechen hörst, so genau als möglich hinzuhören, und dich in seine Seele zu versetzen.

Es ist ein dem Menschen eigenthümlicher Vorzug, daß er auch die Liebe, die ihm wohl gethan haben. Und es gelingt ihm, wenn er bedenkt, daß Menschen Brüder sind, daß sie aus Unverstand und unfreiwillig fehlen, daß beide, der Beleidigte und der Beleidiger, nach kurzer Zeit den Lobten angehören werden, und vor allem: daß eigentlich niemand ihm schaden, d. h. sein Inneres schlechter machen kann, als es vorher gewesen.

Sobald dir jemand wohl gethan hat, mußt du sogleich untersuchen, welche Ansicht über gut und böse ihn dazu vermochte. Denn sowie dir dies klar geworden, wirst du Mitleid fühlen mit ihm und dich weder wundern noch erzürnen. Entweder nämlich findest du, daß du über das Gute gar keine wesentlich andere Ansicht hast als er; und dann mußt du ihm ver-

zeichen. Oder du siehst den Unterschied; dann aber ist's ja nicht so schwer, freundlich zu bleiben dem, der — sich geirrt hat.

Was du thust, setze stets in Beziehung auf der Menschen Wohlfahrt; was dir widerfährt, nimm hin und beziehe es auf die Götter, als auf die Quelle aller Dinge, aus der jegliches Geschehen herfließt.

Hat mich jemand beleidigt — mag er selbst zusehen. Es ist seine Neigung, seine Art zu handeln, der er folgte. Ich habe die meinige, sowie die Natur des Als sie mir gegeben, und ich handle so, wie meine Natur will, daß ich handeln soll.

Ueber diese Uebereinstimmung stoischer Maximen mit dem Christenthum und über die Robificationen, welche der Stoicismus durch die Persönlichkeit, die Bildung und Weltstellung seines gekrönten Vertreters erleiden mußte, über die geschichtlich nachgewiesenen, mit den Maximen anscheinend unvereinbaren Verfolgungen, die Marc Aurel über die Christen verhängte, spricht sich der Uebersetzer in einem Anhang eingehend aus.

4. *Königliche Wahrheiten.* Von Henry Ward Beecher. Aus dem Englischen. Berlin, G. W. F. Müller. 1865. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser dieses Werks ist der Bruder der abolitionistischen Romanautorin, welche mit „Onkel Tom's Hütte“ so großes Ansehen erregt hat. Henry Ward Beecher hat schon früher eine ähnliche Sentenzensammlung: „Lebensgedanken“, herausgegeben und sich in England damit einen großen Leserkreis erworben. Die „Königlichen Wahrheiten“ zerfallen in drei Abschnitte: Glaube, Liebe, Hoffnung. Wir sehen schon aus dieser Einteilung, daß wir es mit der bekannten theologischen Schablone zu thun haben. Auch die Sentenzen selbst treffen wol oft das Rechte, wenn sie von der Bergglückseligkeit der menschlichen Dinge, von dem eiteln Maßstab materieller Güter, von der Nichtigkeit der sogenannten gemachten Leute sprechen, die durch so und so viel Pfund Sterling zu dem werden, was sie sind; es spricht sich in einzelnen Gleichnißreden ein lebenswüthiger Naturfimmel aus, in zahlreichen Sprüchen wohlthuende Wärme der Empfindung — dennoch macht diese Sammlung nicht den Eindruck, den wir von der Schrift eines Selbstenters erwarten dürfen; es sind mehr jene erbaulichen Betrachtungen, deren Grundlagen und Folgerungen gegeben sind. Wer aber eine Sammlung von Sprüchen herausgibt, von dem verlangen wir, daß er eine eigene Welt- und Lebensanschauung hat, daß er seine Spitzen selbst köpft und uns nicht einen auf andern Maschinen bereiteten Bobinet verkauft. Mindestens verlangen wir dies in Deutschland. In England, wo der Theetischel den ganzen Tag brobelt, ist es vielleicht anders. Da schmeckt die Weisheit nicht ohne theologischen Theeausguss und die Moral nicht ohne ein kirchliches Herunterfanzeln.

5. *Anna. Philosophische Gespräche.* Herausgegeben vom Verfasser des „Quellwassers“. Leipzig, Steinacker. 1866. 8. 16 Rgr.

Victor weist Anna in einige speculative Fragen ein. Schauen und Wissen, die Welt, der Mensch, der mensch-

liche Geist, die Spiegelungen Gottes in der Welt werden in einem Dialog entwickelt, der durch anschauliche Vergleichen manches dunkle Problem erhellt. Ueber Ursache und Wirkung, über das Selbstbewußtsein, über das Verhältniß von Materie und Geist werden Aufschlüsse erteilt, die geeignet sind, Laien und Frauen in die Philosophie einzuführen. Ein hinzukommender Theolog Glaubrecht beginnt nun mit Victor ein im ganzen wenig erquickliches Turnier über Offenbarung und Vernunft, Wunder u. s. w., in welchem sich beide gegenseitig mit den landesüblichen Lanzenstößen aus dem Sattel zu heben suchen. Den Schluß bildet eine philosophische Novelle: „Flamme, Blut, Asche“, eine Geschichte geistiger Entwicklungen und Wandlungen. Dem Buche fehlt eine einheitliche Fassung und Haltung. Auch ist der Grundton zu abstract und etwas überschwenglich.

6. *Unterhaltungen mit meinen jungen Freundinnen.* Eine Festgabe von Marie Harrer. Hannover, Bahn. 1866. Gr. 16. 24 Rgr.

Die Herzen der „Bachfische“ sind bildsam, und da von solchen unscheinbaren Bachfischen das Glück der künftigen Generationen abhängt, so kann ihnen nicht genug Vernunft gepredigt werden. Was die Wirkungen dieser Predigten betrifft, so verhält sich der Sänger des Frauenhymnus: „Ehret die Frauen“, sehr skeptisch dagegen, denn er läßt seinen Wallenstein sagen:

Seid ihr nicht wie die Frauen, die beständig  
Zurück nur kommen auf ihr erstes Wort,  
Wenn man Vernunft gepredigt stundenlang?

Doch vielleicht haben die „jungen Freundinnen“ noch kein erstes Wort gesprochen, und Marie Harrer redet ihnen im ganzen sehr verständig zu, nicht von oben herab, nicht selbstbadernd, sondern schlicht und schlagend; sie ist keine Rigoristin, sie rühmt den Gesellschaftsstand und seine Freuden, und wenn sie auf die Leiden der Hausmutter hinweist, so trifft sie damit einen wunden Fleck des Zeitalters. Sie spricht über Sympathie, Dankbarkeit, Zufriedenheit und Unzufriedenheit, Höflichkeit, Pöcherlichkeit, über Schauspielkunst, über den Frieden und viele andere Dinge, doch immer kurz und anregend. Dann schiebt sie wieder ein Natur- oder Gartenbild dazwischen, wie z. B. „Unter der Esche“, und zeigt sich als eine Blumistin von Fach, welche einen Napoleon I. von einer Jeanne d'Arc, einen Faust von einem Cavagnac, eine Bestalin von einer Mademoiselle La Regle zu unterscheiden weiß. Namentlich ist der letztere Unterschied den jungen Rosen der Pensionsinstitute ans Herz zu legen, welche vielleicht noch in jeder Mademoiselle La Regle eine Bestalin zu sehen glauben! Vor frühen Verlobungen werden die Mädchen gewarnt, wenn die Vereinigung noch in zu weiter und ungewisser Ferne liegt — gewiß mit Recht, denn die ewigen deutschen Bräute, deren Brauttschaft länger dauert als der Siebenjährige Krieg, gehören zu den wehmüthigsten Exemplaren der weiblichen Species. Ueberhaupt sträubt sich die Verfasserin gegen die Behauptung, daß das Weib nur in der Ehe glücklich sein könne, daß folglich das Glück einer Hälfte der Menschheit auf die



Hülfe der andern Hälfte derselben, also auf Zufall angewiesen sei. Damit hängt es zusammen, daß sie von den Aeltern verlangt, sie sollen die Töchter zu einer weiblichen Berufsthätigkeit erziehen, die sie fähig macht, sich ihren Unterhalt selbst zu erwerben. Die Forderungen der Zeit an die junge Mädchenwelt sind, nach ihrer Ansicht: die Fähigkeit, sich selbst zu erhalten, die Fähigkeit, andern zu nützen, die Fähigkeit, sich in andere zu finden, und die Fähigkeit, in der Einsamkeit glücklich zu sein.

Unsere jungen Freundinnen werden die Blanderien von Marie Harrer nicht ohne Nutzen lesen und manche förderliche Anregung daraus schöpfen, wenn sie eigener Beobachtung fähig sind. Dies letzte ist leider nicht immer der Fall; denn es wird den armen Kindern so viel eingebracht, daß kein Platz mehr bleibt für ein ursprüngliches Denken. Möchte sich Marie Harrer in ihrem nächsten Buch mit ihren ältern Freundinnen unterhalten und ihnen verständlichere Erziehungsgrundsätze predigen, als jetzt im Schwange sind! Adolf Gottschall.

### Zur deutschen Special- und Landesgeschichte.

1. Chronik der Oberpfalz. Herausgegeben von G. Hofmann. Erster Band: I. Chronik von Schwandorf. Amberg, Pöhl. Nr. 8. 20 Mgr.
2. Die staatliche und sociale Gestaltung Frankens von der Urzeit an bis jetzt. Ein Beitrag zur Geschichte Deutschlands von J. Freih. von Rotenhan. Bairenth. Nr. 8. 1 Thlr. 2 Mgr.

Die beiden Landschaften, deren Geschichte die vorliegenden Bücher behandeln, sind durch ihre Ausdehnung und durch ihre Vergangenheit vor vielen andern Gegenden Deutschlands mit einem sehr reichen historischen Material ausgestattet. Doch ist die so lobenswerthe Richtung der Geschichtswissenschaft der Gegenwart zu Detailstudien und topographischen Arbeiten ihnen verhältnißmäßig noch weniger zugute gekommen als ihren Nachbarländern, z. B. Schwaben und dem eigentlichen Baiern, oder auch Böhmen und Oesterreich. Mancherlei äußere und innere Veranlassungen erklären ein solches Zurückbleiben hinreichend; um so dankenswerther muß jeder Versuch sein, das Versäumte nachzuholen und die Behandlung der Localgeschichte auf dieselbe Höhe zu stellen, die sie anderwärts erreicht hat.

Die Oberpfalz, welcher der Verfasser der ersten Schrift angehört, ist von der Natur nicht glänzend ausgestattet worden. Weder der Boden selbst noch die Lage des Landes ist für die Entfaltung eines reichern Culturlebens günstig zu nennen. Dennoch hat auch hier das Mittelalter mit geringen äußern Hülfsmitteln viel Tüchtiges und interessantes hervorzubringen gewußt: eine Anzahl naheliegender Städte, von denen freilich keine über Mittelgröße gelangt ist, belebte das an sich so arme und öde Land; mehrere bedeutende Handelsstraßen, die nach einem der größten Brennpunkte des Verkehrs, Regensburg, zogen, trugen nicht wenig dazu bei, die Ungunst der natürlichen Ausstattung zu überwinden. Es fehlte auch hier nicht an einer Menge größerer und kleinerer Dynastien, und die

Masse des niedern Adels ist auch hier wie überall bis zum 16. Jahrhundert wahrhaft staunenerregend. Seine Existenz ruhte hauptsächlich auf der eines noch zahlreichern Bauernstandes; gerade so wie auch die vielen und zum Theil sehr begüterten geistlichen Stifter ihre eigentliche Nahrung aus diesem untersten und darum gedrücktesten Stande zogen. Wie anderwärts gingen auch hier unzählige Fehden durch das Land, sammt den andern großen Plagen, die das Mittelalter charakterisiren: große Seuchen, Hungersnoth u. dgl. Aber alles dies und selbst nicht einmal die raffinierten Verwüstungskriege im größern Stile, die seit dem 15. Jahrhundert an die Stelle der localisirten und gewissermaßen dilettantischen Fehde traten, konnten die Volkskraft und den Volkswohlstand brechen. Noch im Laufe des 16. Jahrhunderts stand die Oberpfalz ihren Nachbarländern weder in nationalökonomischer noch in allgemein culturgeschichtlicher Bedeutung nach. Regensburg, das große Emporium des osteuropäischen Handels, war zwar seit dem 14. Jahrhundert allmählich zurückgekommen, weil die Donau, von deren Gunst es lebte, in ihrem Unterlaufe durch die Festsetzung der Türken an der Halbinsel des Ballan aufhörte, ein europäischer Culturstrom zu sein, und das Hinterland von Regensburg mußte allmählich auch etwas von der Ungunst der allgemein europäischen Handelsconjuncturen fühlen. Doch war von früher her noch so viel Kapital und, was mehr ist, eine solche Fülle von bürgerlichem Fleiß und bürgerlicher Gewerbsthätigkeit in den Städten der Oberpfalz, daß das Ende des 16. Jahrhunderts auch hier, wie in den andern Gegenden Deutschlands, durchschnittlich als die Epoche ihrer wenigstens scheinbar größten Blüte bezeichnet werden kann. Was für die Städte galt, konnte auch mit einigen Einschränkungen von dem Lande und seiner Bevölkerung behauptet werden. Obwol die Städte, gestützt auf ihre Privilegien, systematisch alles thaten, um das platte Land niederzuhalten und in ihrem Interesse auszubeuten, so wirkte doch ganz von selbst ihr materielles Wohlbefinden über die Schranken ihrer Ringmauern hinaus und kam dem Bauernvolke zugute, weil es für seine Rohproducte in den wohlhabenden Städten den natürlichen Markt hatte, der auch nicht durch die unsinnigsten Beschränkungen des freien Verkehrs vernichtet werden konnte. Die hier wie überall seit dem Beginn des 16. Jahrhunderts und seit dem Einbringen des römischen Rechts gesteigerten Ansprüche der Landes- und Guts herrschaften an die Leistungsfähigkeit ihrer bäuerlichen Unterthanen drückten doch nicht so stark auf deren materielles Befinden, wie das wilde Fehdegetümmel der frühern Jahrhunderte oder die Raubkriege des 15. und des Anfangs des 16. Aber seit dieser Zeit, länger als ein Jahrhundert, bis in den dreißigjährigen Krieg hinein blieb die Oberpfalz von dieser Landplage verschont. Der Umsturz der alten Kirche und die Einführung des gereinigten Evangeliums gab zwar zu mancherlei sittlichen und socialen Wirren Veranlassung, aber der Wohlstand der Bevölkerung wurde nicht dadurch beeinträchtigt, wenn auch die reichen Stifter jetzt leer standen und fürsichtige Pfleger an die Stelle der Klosterbüste traten.

„Da war es der Dreißigjährige Krieg oder richtiger die gewaltsame Wiederherstellung der alten Kirche, etwa seit dem Jahre 1618, wodurch der ganze materielle und geistige Zustand des Landes verändert und dasselbe nach der einen wie nach der andern Beziehung hin recht eigentlich in eine Wüste verwandelt wurde. Für einen kleinen Theil der Oberpfalz, wozu auch Schwandorf gehört, datirt diese verhängnißvolle Epoche noch einige Jahre früher als der Beginn des Dreißigjährigen Kriegs. Der Pfalzgraf und Herzog Wolfgang Wilhelm von Neuburg war 1614, wie er selbst und die Jesuiten behaupteten, aus innerer Ueberzeugung, wie die andern Zeitgenossen und die Nachwelt behauptet hat, aus politischer Speculation, um sich den Beistand der katholischen Mächte Spanien und Oesterreich in der jülich-cleveschen Erbschaftsangelegenheit zu sichern, zum Katholicismus übergetreten. Er war als Besitzer der sogenannten jungen Pfalz oder Pfalz-Neuburg zugleich auch der Herr eines Theils der Oberpfalz, und wie in seinen andern Landen benutzte er auch hier das angebliche jus reformandi, welches der Augsburger Reichsabschied von 1555 den Territorialherren eingeräumt haben sollte, um gegen sein ausdrückliches Fürstenwort den Katholicismus wieder einzuführen. Der andere größere Theil der Oberpfalz stand unter der Herrschaft der kurfürstlichen Linie, deren Haupt damals Friedrich V. war, der bekannte Winterkönig traurigen Andenkens. Als seine Katastrophe 1620 mit der Schlacht am Weißen Berge erfolgte, wurde die Oberpfalz erst provisorisch und dann definitiv an Herzog oder nachher Kurfürst Maximilian von Baiern, den „Glaubenshelden“, übergeben. Der Westfälische Friede bestätigte ihn auch formell rechtlich in dieser Eroberung, die er, wie die Folgen zeigten, weniger für sich und sein Haus als für die Kirche gemacht hatte. Denn von 1620 an begann die wüthendste Gegenreformation, die neben dem furchtbaren Druck der Kriegszüge und der fast ununterbrochenen Anwesenheit fremden Kriegsvolks die Oberpfalz verwüstete. Auch hier, wie in dem benachbarten Böhmen, verließ ein großer Theil der Bevölkerung der Städte noch zu rechter Zeit das unglückliche Land. Was durch Intelligenz und Bildung an sich hervorragte oder hervorrugen sollte, alle Angehörigen des geistlichen Standes, alle Lehrer der Höfen und niedern Schulen waren von selbst die ersten im Exil, aber ihnen folgten auch sehr viele begüterte Bürger, städtische Beamte, Gewerbetreibende u. s. w., so daß in jedem Sinne nur die Hefe der Bevölkerung übrigblieb. Freilich war sie der Zahl nach hier, wie überall und zu aller Zeit, zahlreicher als die edlern Bestandtheile, aber die weitere Geschichte des Landes zeigt recht deutlich, was es auf sich hat, wenn die intelligente und social hervorragende Minorität ganz vernichtet wird. Von den andern Folgen des Dreißigjährigen Kriegs hatte sich das Land so gut wie andere deutsche Länder allmählich, wenn auch langsam, wieder erholt. Hatten doch viele, wie z. B. Württemberg, Sachsen, Hessen, noch viel stärker gelitten, aber es war ihnen doch nicht der rechte Lebenskeim ausgebrochen worden.

Der neuburgische und bairische Antheil der Oberpfalz blieben zwar bis 1777, bis zum Erlöschen der eigentlich

bairischen Linie des Hauses Wittelsbach, getrennt voneinander, aber ihre Geschichte war im wesentlichen dieselbe. Die materielle Cultur des Landes konnte nach einer solchen Katastrophe und unter dem mehr und mehr um sich greifenden Druck der modernen Bureaucratie und des modernen Steuerwesens kaum über das Niveau des aller tiefsten Verfalls in der schrecklichen Zeit des großen Kriegs sich erheben. Nur die wiederhergestellten Klöster und die neuen Stiftungen für die eigentlichen Handhaben und Stützen des gewaltsamen Bekehrungswerks, für Jesuiten und Kapuziner, gediehen wieder zu einiger Blüte, theilweise auch zu Reichtum. So wurde das Inventar des Cistercienserklosters Walbsassen bei seiner 1803 erfolgten Aufhebung bloß an edeln Metallen auf 11 Mill. Fl. amtlich veranschlagt und der Besitzstand an Grund und Boden, Renten und nutzbaren Rechten aller Art, der nirgends summir zu finden ist, muß jedenfalls noch drei- oder viermal so viel werth gewesen sein. Walbsassen galt allerdings für das reichste aller Klöster der Oberpfalz, aber ein anderes, Speinshardt, für beinahe ebenso reich. Desto armseliger sah es in den Städten und auf dem platten Lande aus. Keine einzige oberpfälzische Stadt hat bis in unser Jahrhundert hinein die Bevölkerungszahl von 1618, dem Beginn des Dreißigjährigen Kriegs, wieder erreicht, und die Menge der eingegangenen Dörfer, deren Fluren mit andern vereinigt wurden, bezeugt allein schon genügend die Verödung des platten Landes. Dazu kamen noch verschiedene male im Laufe des 18. Jahrhunderts arge Kriegsverheerungen, so während des Spanischen Erbfolgekriegs, des Österreichischen und der französischen Revolutionskriege, die namentlich 1796 hier einen Hauptkampfplatz hatten. Jourdan's Armees, die vom Rhein aus die Donau entlang nach Wien vordringen sollte, wurde hier in der Oberpfalz wiederholt vom Erzherzog Karl geschlagen und schließlich wieder den Rhein geworfen.

Alles dies zusammen hat die Oberpfalz seit dem 17. Jahrhundert zu dem gemacht, was sie noch jetzt ist, obgleich in den letzten 20 Jahren der allgemeine materielle Aufschwung Deutschlands auch bis hierher wenigstens sich bemerklich gemacht hat. Das Land gilt noch jetzt sprichwörtlich in ganz Süddeutschland als ein ärmliches, trauriges, das Volk zwar als fleißig und genügsam, aber auch als roh und beschränkt. Es ist noch immer ein bairisches Sibirien, wenn auch nicht gerade das allerfeinsten. Wenigstens möchte der bairische Wald, vielleicht aber auch Unrecht, an Ort und Stelle noch darruener sein.

Jedenfalls erklärt sich aus dem Gesagten, weshalb weder die allgemeine noch die Specialhistoriographie sich mit Vorliebe diesem Lande zugewandt haben. Es erklärt sich aber auch aus der Geschichte des geistigen Lebens dieser Oberpfalz, seitdem sie durch Jesuiten und Kapuziner wieder katholisch und zwar recht bigot katholisch gemacht worden ist, weshalb sie selbst so wenig zur Aufhellung und Darstellung ihrer eigenen Geschichte beitragen konnte. Das meiste ist noch von regensburger Gelehrten geschehen, und die regensburger Zeitschrift des historisch Vereins für diese Lande hat wenigstens begonnen, was

anerkennen und Recht zu machen. Um so dankenswerther ist der Voratz des Herrn Submann, durch eine Reihe von ähnlichen Monographien wie die vorliegende sich um die Geschichte seiner Heimat verdient zu machen. Nach diesem einen Versuche zu urtheilen, kann man nur Gutes und Schönes erwarten, und es ist zu hoffen, daß einige Mängel, die dieser Arbeit noch anhaften, später verschwinden werden.

Daß mit Schwandorf begonnen wurde, ist von dem Verfasser nicht weiter motivirt, und wir gestehen, daß auch wir uns keinen andern Grund als den bloßen Zufall maßgebend denken können. Der Ort gehört zu den unbedeutendern Städten selbst in dortiger Gegend, die keine einzige Stadt von Mittelgröße — nach dem Maßstabe der Gegenwart und anderer in der Cultur weiter fortgeschrittener Länder gemessen — besitzt. Schwandorf zählt nur 2000 Einwohner, ist auch sonst nicht durch Merkwürdigkeiten in der landschaftlichen Umgebung oder der Kunst, oder der Industrie und Technik ausgezeichnet. Es ist ein ganz gewöhnliches Landstädtchen in einer leidlich fruchtbaren und leidlich hübschen Gegend, wenigstens im Vergleich mit den andern Theilen der Oberpfalz. Daß es den Kreuzungspunkt der Nürnberg-Regensburger und Regensburg-Böhmischen Bahn bildet, mag ihm für die Zukunft wichtig werden, für die Gegenwart ist daraus noch nichts weiter als eine bescheidene Anzahl neuer oder neuverbesselter und aufgeputzter Häuser entstanden. Dennoch enthält die Geschichte des Orts auch für nicht einheimische Leser Interessantes genug, um wie viel mehr für die Einwohner selbst. Alle möglichen Quellen, gedruckte und ungedruckte, Bücher und Archivialien, sind, wie billig, ausgiebig benutzt, und das Ergebnis ist, wie überall, sehr lohnendes gewesen. Denn wenn auch die frühern Jahrhunderte des Mittelalters nur ein dürftiges Bild durch einzelne urkundliche Erwähnungen der städtischen Rechtsverhältnisse und der kirchlichen Stiftungen erhalten, so gewährt doch das von dem Verfasser benutzte Material für die Geschichte des 15., 16. und 17. Jahrhunderts eine reiche Ausbeute von nicht bloß localem Werthe.

Auch hier drängt sich wieder eine sehr gewöhnliche Bemerkung auf, die aber trotzdem zu Ruh und Frommen unsers gegenwärtigen sogenannten gebildeten Publikums noch einmal ausgesprochen werden soll. Die Tüchtigkeit, der Verstand, die derbe Kraft und heitere Lebenslust, zumal aber auch die ernste Sinnigkeit und ehrliche Frömmigkeit des deutschen Bürgerthums dieser Zeit ist eine unerschöpfliche Quelle der interessantesten und lehrreichsten Beschäftigungen des öffentlichen und Privatlebens gewesen, deren Bedeutung selbst von unserer Geschichtswissenschaft lange noch nicht nach Gebühr gewürdigt ist, gewissige denn, daß der unendlich reiche Stoff im ganzen der auch nur in irgendeiner Einzelheit, sei es des Orts oder der Sache, genügend dargestellt wäre. Man erkennt das am besten, wenn man an relativ so kleine und unbedeutende Gebilde, wie z. B. eben dies Städtchen Schwandorf herantritt und mit Hülfe authentischer Documente das Detail seiner Entwicklung studirt. Wie überall, so

zeigt sich auch hier das bewundernswürdigste Geschick unseres mittelalterlichen Bürgerthums zur Selbstregierung: die Staatsgewalt ist selbst einem so winzigen Gemeinwesen gegenüber nichts weiter als eine in weite Ferne gerückte, eigentlich nur mit dem Rechte einer gewissen Oberaufsicht und Restriktion betraute fremde Macht, und der Gehorsam, den sie findet, beruht auch hier im wesentlichen nur auf dem freien Ermessen der Bürgerschaft, deren Interessen sich durch ein solches bedingtes und freies Anlehnen an eine Landesherrschaft besser gewahrt finden, als in vollständiger Isolirung. Denn diese tangte, wie der Erfolg zeigt, schon in damaliger Zeit nur für größere Gemeinden: Städte wie Regensburg, Nürnberg, Augsburg, Köln u. s. w. mochten in jeder Beziehung richtig rechnen, wenn sie ihre thatsächliche oder ausdrücklich anerkannte Unabhängigkeit als ihr kostbares Gut hüteten; wenn aber Städtchen wie Isny, Buchhorn, Wangen u. a., die nur dem Namen aber nicht der Sache nach sich über die Bedeutung eines größern Dorfs erhoben, ganz selbständig sein wollten, wozu sie nach dem Buchstaben ihrer Privilegien berechtigt waren, so fuhren sie selbst am schlechtesten dabei und brachten es mit den zweifelhaften Anstrengungen nicht weiter als zu einem Jahrhundertlang fortgesetzten Dahinsterben. Allerdings kam später eine Zeit, wo die landesherrliche Gewalt ihre Sammelhandschuhe auszog und ihre natürliche eiserne Faust brauchte. Damit erdroßelte sie die Freiheit und den Wohlstand nicht bloß dieser kleinen Stadt, sondern auch aller ihrer größern und mächtignern Schwestern in ganz Deutschland. Aber den freien Städten fiel in dieser Zeit aus andern Ursachen auch kein besseres Los: höchstens, daß ihre Bürger für gewöhnlich vor gewaltthätigen Störungen in ihrem Glauben geschützt blieben, nachdem einmal die Schreckenszeit der spanischen und liguistischen Velehrer in Fiddelhauben und Federtollern überstanden war. Aber von Freiheit, Kraft und Wohlstand im altbürgerlich-deutschen Sinne war in ihren Mauern seit dem 17. Jahrhundert auch nicht mehr zu finden, als in denen der landesherrlichen Städte.

Bis zu dieser großen Katastrophe des alldutschen Bürgerthums und Städtewesens hat nun auch das kleine Schwandorf seine Autonomie aufs entschiedenste und reichlichste ausgeübt. Es hat sich nach eigenen Bedürfnissen, wenn auch mit landesherrlicher Genehmigung und nach dem Vorbilde anderer Städte seine besondere Verfassung und sein besonderes Recht gegeben und aufs lebendigste fortgebildet, sobald sich irgendein Bedürfnis dazu zeigte. Der Rath der Stadt hat, wie der von Worms, Basel, Straßburg, Nürnberg, die auswärtige Politik, d. h. die Verhältnisse der Stadt zu der Landesherrschaft und den fürstlichen und adelichen Nachbarn umsichtig und energisch geleitet und sich, wenn es ihm paßte, an den Kriegen und Kriegen der Zeit theilgenommen. Wie anderwärts war auch hier die Bürgerschaft wehrpflichtig und wehrfähig und die Stadt nach den Begriffen selbst noch einer Zeit, in der man schon die Feuerwaffen gebrauchte, ein hinlänglich fester Platz, der noch im 17. Jahrhundert sogar seine

eigene genügende Artillerie besaß. Handel und Verkehr auf den großen Straßen nach Nürnberg, Regensburg und Prag wurden nach Kräften und im Sinne der Zeit gefördert, in der es für das höchste Ziel galt, wenn einer dem andern durch Privilegien und Monopole das Wasser von seiner Mühle abzuleiten verstand. Im Innern der Stadt wurde die Polizei im weitesten Umfang ihres Begriffs schon frühe und verständig durchgeführt — auch hier dieselbe Erscheinung wie anderwärts, Handel und Gewerbe, bei aller Achtung vor der Autonomie der einzelnen Genossenschaften, streng beaufsichtigt, dabei auch die Sicherheits-, Gesundheits- und Sittenpolizei nicht vergessen. So schreiben die Rathsbeschlüsse aus dem 16. Jahrhundert schon eine ganz genaue Controlle aller Fremden vor, besonders der Landsknechte, was äußerst verständig genannt werden muß, wenn man den Unfug bedenkt, den diese „gartenben Brüder“ auf dem platten Lande anrichteten. Abends nach dem Läuten durfte niemand ohne brennende Laterne ausgehen u. s. w.

Besonders umfassend und praktisch sind die Bestimmungen der Feuerlöschordnung, aber auch die Präventivmaßregeln gegen Feuergefahr. Da war die ganze Bürgerschaft oder vielmehr Einwohnerschaft bei hoher Geldstrafe verpflichtet, beim Löschen jedesmal selbst mitzuwirken unter der Leitung einer besondern Feuercommission aus dem Rathe, da hatte jedes Haus eine bestimmte Zahl Feuerreimer und Hasen zu stellen und zu unterhalten; kein Brennholz durfte in die Häuser selbst gebracht werden, und in die größeren Hofstätten auch nur eine geringe Quantität davon, sogar die Schmiede und Schlosser mußten ihre Kohlen vor der Stadt abladen lassen und sie erst folgenden Tags in ihre Werkstatt bringen. Auch hier spielen die sogenannten Zugsgeetze eine große Rolle, besonders in der Zeit nach der Einführung der gereinigten Lehre, wo man wenigstens den guten Willen hatte, den Uebermuth des Fleisches zu dämpfen und sich eines ehrbaren, züchtigen und einsätzigen Lebens zu befleißigen, und wo zugleich die guten, beglücklichen Zeiten die Versuchung zum Gegentheil so viel stärker an den Menschen brachten. Da finden sich detaillirte Gesetze über Weinhochzeiten und Bierhochzeiten, d. h. solche, wo neben dem Bier auch Wein als Tischtrunk gegeben wurde, und solche, wo man es bei dem damals noch gering geachteten Bier bewenden ließ. Bei einer Weinhochzeit gab es fünf Gerichte, bei einer Bierhochzeit nur vier. Bei beiden durften die Gäste nur zwei Stunden beim Mahle sitzen bleiben und dann noch drei Stunden sich Bewegung schaffen mit einem ehrsamem Tänzen auf dem Rathhause, wie überall in den damaligen Städten, falls nicht besondere städtische Zech- und Tanzhäuser erbaut waren. Ueberhaupt ging man dem Tanzen in dem damaligen Sitten-eifer stark zu Leibe, freilich ohne es ganz auszurotten zu können. So sollte nur am Sonntag vor der Mittagspredigt bis zum Vesperläuten getanzt werden dürfen, Zuwiderhandelnde wurden mit bedeutender Geldstrafe bestraft und die Spielleute sofort vom Bittel in das sogenannte Narrenhäusel geführt, ein besonders schimpfliches Gefäng-

nis für gemeines Volk und gemeine, aber an sich unbedeutende Vergehen aller Art, Straßenunfug, Schlägereien, Schimpfereien, Feldbiefstähle u. s. w.

Ebenso individuell charakteristisch, aber dem Gegenstand nach noch interessanter und ein ehrwürdiges Zeugniß für den thätigen Geist des Bürgerthums sind die verschiedenen Bestimmungen, Anordnungen und Einrichtungen, die sich auf Kirche und Schule beziehen. Auch hier war die Periode von der Reformation bis 1618 die gefegnetste und reichste, und das kleine oberpfälzische Städtchen hat selbst nach heutigem Maßstab wahrhaft Grotes in der Pflege der Volksbildung durch Kirche und Schule geleistet. Das wurde alles mit einem Male rasirt, als die Jesuiten und Kapuziner unter dem Schutze der ligistischen Soldateska einzogen, denn wenn auch dem Namen nach noch mehrere Schulen fortbestanden, so brachten sie es doch eben zu keiner andern Existenz als zu einer solchen dem Namen nach. Um das Wesen und Treiben der Gegenreformation zu begreifen, dient nichts besser als eine Vertiefung in das Detail, wie es die Specialgeschichte allein bieten kann. Insofern hat die Abtheilung dieser Ortsgeschichte, welche die gewaltsame Wiedereinführung des Katholicismus behandelt, zugleich auch einen universalhistorischen Inhalt. Der Verfasser, wahrscheinlich selbst Katholik, hat hier aus allen ihm zugänglichen Quellen, namentlich aus den officiellen und officiellen Schriften der Jesuiten ein Bild gezeichnet, das niemand ohne tiefste Erregung der Seele betrachten wird. Die unerhörten Frevel an den heiligsten Gütern und Interessen der Menschheit, die in diesem kleinen Landstädtchen eines vergessenen Winkels von Deutschland verübt wurden, das Gewebe von bössartiger Brutalität und heimtückischer List, womit hier ein rathloses und eingeschlossenes Häufchen umgarnt wurde, die gänzliche Unterdrückung und Zerstörung aller edeln Theile des zwar klein, aber einst doch so gesunden und gebiegsamen Organismus, die hier für alle Zeiten schonungslos durchgesetzt wurde — das alles spiegelt nur im Kleinen, aber eben deshalb um so wirkungsvoller und greller, was durch weite Landschaften unsers Vaterlandes damals geschehen ist und was bis auf den heutigen Tag noch nicht aufgehört hat, eine eiternde Wunde an unserm Volkörper zu sein.

Der Verfasser nennt überall die Sachen und die Dinge bei ihrem rechten Namen, obgleich er, wie eben erwähnt, Katholik zu sein scheint und nirgends ein inneres Interesse oder auch ein tieferes geschichtliches Verständniß für die Sache der Reformation zeigt. Von da an konnte es auch in Schwandorf geschehen — wie es überall nach gleichen Vorgängen geschehen ist —, daß die Erbauung einer Volkshauskirche mit erdichteten Wundern und die Verbeirathung der Väter Kapuziner, die Gründung und Dotirung eines Klosters für sie die wichtigsten Ereignisse der weiteren Geschichte des Orts bis zum Schlusse des 18. Jahrhunderts bilden. Die Freiheit der Bürger, die Triebkraft der städtischen Gesetzgebung und Selbstverwaltung, die Waffenfähigkeit und Wehrraft der Bevölkerung, die Sorge für Kirche und Schule als Volksbildungsanstalten: dies war

anzahl andere große und schöne Dinge sind untergegangen. Dafür hatte man jene Wallfahrtskirche und die Kapuziner, die durch ihre bekannten populären Künste, wenn man dies edle Wort so missbrauchen darf, ja auch Geld und Menschenverehr in das Städtchen brachten, dafür hatte man jährliche und halbjährliche Processionen auf den Kreuzberg, nach Langensfeld u. s. w.

Die gegebenen Umriffe mögen genügen, um das Lehrreiche und Interessante auch eines scheinbar so ganz localen Stoffe darzutun. Der Verfasser hat sich jedenfalls damit ein Verdienst um die Wissenschaft erworben, das um so höher anzuschlagen ist, je mehr äußere Schwierigkeiten aller Art bei solchen im gewöhnlichen Wortsinne höchst undankbaren Arbeiten überwunden werden müssen. Wir wünschen ihm guten Fortgang in seiner Unternehmung. Um sie einer möglichen Vollkommenheit näher zu bringen, dürften vielleicht einige Bemerkungen hier noch am Platze sein. Wie billig, sind die meisten der benutzten Quellen aller Art nur auszugsweise der fortlaufenden Erzählung eingeflochten. Es würde die wissenschaftliche Brauchbarkeit des Materials sehr erhöhen, wenn dies nicht in einer oft etwas freien Uebersetzung, sondern urkundlich treu in der Sprache des Originals geschähe. Durch erklärende Anmerkungen könnten auch die gewöhnlichen Leser befriedigt werden, auf die der Verfasser rechnet. Besonders wichtige noch ungebrachte Actenstücke müßten aber ohne eine große Steigerung des Umfangs in einem besondern Anhang vollständig gegeben werden. An allerlei größern und kleinern Verlässen und Unrichtigkeiten kann es in einer derartigen Arbeit nicht fehlen. Der Geschichtswriter ist namentlich immer da in Gefahr, wo er in seinem engen, ihm völlig vertrauten Gebiet auf ein Neues oder gar auf das weiteste der allgemeinen Geschichte herübergreifen muß, wozu er doch so oft genötigt ist. Fühlt er sich selbst nicht sicher genug, so müßte er auf irgendeine Weise eine sachverständige Hilfe zu beschaffen suchen. Hier ist dies nicht geschehen, und so sind denn manche wunderliche Dinge stehen geblieben, z. B. daß in dem Westfälischen Frieden den deutschen Landesfürsten das Recht gegeben worden sei, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen, folglich auch eine Gegenreformation durchzusetzen, ein Recht, das sie bis dahin nicht besessen haben sollten; dahin rechnen wir auch die Bemerkung 4 auf S. 101 über Jan van Weert oder, wie er hier heißt, Jean de Weert, worin der Verfasser nicht über Barthold's „Johann von Weert“ von 1826 hinwegkommt, und anderes Derartige mehr.

„Die staatliche und sociale Gestaltung Frankens u. s. w.“, von J. Freiherrn von Rotenhan (Nr. 2), ist ein Buch von ziemlichem Umfange und versteht durch seinen Titel, den Beitrag zur Geschichte Deutschlands mittels Darstellung der Geschichte eines seiner größten, schönsten und wichtigsten entwickelten Glieder. So berechtigt aber auch die Stellung einer solchen Aufgabe an die Geschichtsschreibung der Gegenwart ist, so sehr wir auch gencigt sind, dem wahrhaft patriotischen und gebildeten Sinne, der aus dem Worte der Darstellung uns wohlthuend berührt,

unser volle Anerkennung entgegenzubringen, so wenig können wir doch zugeben, daß es dem Verfasser gelungen ist, seine so große und schöne und wahrhaft edel erfasste Aufgabe zu lösen. Einmal hat der Mangel an genügenden Detailvorarbeiten geschadet, dann aber auch seine eigene ungenügende Bekanntschaft mit den großen Fortschritten, die auf dem weiten Gebiete der Geschichte — und er will es im weitesten Sinne des Wortes gesagt wissen — namentlich seit den letzten 30 Jahren dieses Jahrhunderts gemacht worden sind. Von der ersten bis zu der letzten Seite treten beide Grundmängel so störend hervor, daß dadurch eigentlich die ganze, gewiß mit vieler Mühe und jedenfalls mit wärmstem Interesse für eine große und heilige Sache gemachte Arbeit unbrauchbar wird. Und zwar nicht bloß für die eigentlichen Leute vom Fach, deren es doch immer nur wenige gibt, sondern für jeden Leser. Denn jeder Leser hat das Recht, zu verlangen, daß das, was ihm als geschichtliche Thatsache geboten wird, so weit wahr und beglaubigt sei, wie es der Fortschritt der wissenschaftlichen Kritik und der wissenschaftlichen Forschung und Arbeit überhaupt ermöglicht. Was soll man aber sagen, um wenigstens ans sehr vielen anzuführen, wenn bei der Darstellung des deutschen oder fränkischen Heidenthums noch der Gott Wodan, Krodo u. s. w., kurz alle die Götterfiguriren, die seit Grimm geradezu lächerlich geworden sind; wenn der Ursprung des deutschen Turnierwesens und was damit zusammenhängt noch so dargestellt wird, als enthielten die unverschämten Fagen und Haseleien Ritters die volle, historische, urkundliche Wahrheit; wenn selbst auf dem Gebiete, auf dem der Verfasser in jedem Sinne des Wortes recht eigentlich zu Hause ist, auf dem Gebiete der Geschichte der freien Reichsritterschaft, nur die antiquirten Sätze der alten Reichsrechtslehrer wiederholt werden und die neuere, so unendlich weit fortgeschrittene rechtshistorische Forschung gar nicht berücksichtigt ist?

Heinrich Rückert.

(Der Beschlus folgt in der nächsten Nummer.)

### Lobed als akademischer Redner.

Auswahl aus Lobed's akademischen Reden. Herausgegeben von A. Fehrerdt. Berlin, Weidmann. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Es ist bei Besprechung dieser „Reden“ nicht weiter nöthig, auf Lobed's Verdienste und auf seine Bedeutung als Gelehrter, Sprach- und Mythenforscher, als Philolog und akademischer Redner noch besonders aufmerksam zu machen. Auch dem Leserkreis d. Bl. steht er offensichtlich nicht so fern, daß sie nichts von ihm wissen sollten, und es darf dann auch als gewiß angenommen werden, daß jeder, der etwas von ihm weiß, auch gern mehr von ihm erfährt. Dazu dient nun auch die vorliegende „Auswahl“ seiner akademischen Reden, die während seines längern Aufenthalts als Professor der Rechtswissenschaft an der Universität in Königsberg von 1814—60 einen besondern Theil seiner Amtstätigkeit ausmachten. Lobed hatte dort nämlich alljährlich zweimal bei den feierlichen Redeacten, welche die Königsberger Universität



begeht, am 18. Januar, dem Krönungstage des ersten, und am Geburtstage des jedesmal regierenden Königs (am 3. Aug. und 15. Oct.) die Festrede zu halten. Er hat deren zu den angegebenen Zwecken im ganzen achtzig verfaßt. Dies ergibt sich im einzelnen aus einem der Auswahl voranstehenden ausführlichen Aufsatz (S. 29—70), in welchem der auf dem Titel genannte Herausgeber, der gegenwärtige Director des Gymnasiums zu Thorn, „Lobed als akademischen Redner“ charakterisirt und wobei er gleichsam zu den hier mitgetheilten Reden einen lehrreichen, vieles aufklärenden Commentar liefert. Geschichte dies auch zunächst nur für die Schüler und Verehrer Lobed's, so werden doch diese Reden auch in einem weitem Kreise Theilnahme erwecken. Freilich gehört dazu die Kenntniß der lateinischen Sprache. Denn ein Theil der in vorliegender Auswahl mitgetheilten vierzig Reden ist in lateinischer Sprache verfaßt und gehalten worden, und kein wahrhaft Urtheilsfähiger wird dies bei einem professor eloquentiae, bei einem Lehrer der altclassischen Literatur an einer deutschen Universität tadeln wollen. Auch empfehlen sich diese in der classischen Sprache des alten Latium gehaltenen Reden durch die Klarheit der sprachlichen Darstellung und die Verständlichkeit des einfachen, ungesuchten Ausdrucks. Wir unterschreiben in dieser Hinsicht ganz und gar das Urtheil des Herausgebers, das er im allgemeinen über diese Reden fällt, daß sie, „leicht verständlich, selbst dem der Sache ferner Stehenden einen willkommenen Einblick in mancherlei Gebiete des classischen Alterthums gewähren, und daß ein jeder den Eindruck empfangen wird, daß hier der edelsten Männer einer aus der Fülle seines Herzens spricht, nicht mit feierlicher Würde und hochtönender Phrase, wie mancher in gleichem Falle, aber stets mit seinem Geist und natürlicher Anmuth und deshalb — nie langweilig“. Dies alles gilt von den lateinischen, wie von den deutschen Reden der vorliegenden Auswahl. Im einzelnen behandeln diese Reden die verschiedensten Gegenstände theils aus den Gebieten des Alterthums, theils aus andern näherliegenden Kreisen, und durchgängig ist die Auswahl selbst eine ebenso feine und geschmackvolle, wie die Behandlung und die Wahl der Gesichtspunkte und der Anschauungen, die der Redner dabei einnimmt und festhält. Daher verbreiten auch die Reden in ihrer klaren, classisch durchsichtigen Darstellung über die verschiedenartigsten Gebiete des Wissens und Nachdenkens besonderes Licht. Dies ist um so mehr da der Fall, wo der Verfasser mit der Leuchte seines Wissens das fern voneinander Stehende, in der Geschichte und im Leben der Völker wie in ihrer verschiedenartigen geistigen Auffassungsweise in innern Zusammenhang bringt. Deshalb gewähren die Reden Lobed's nicht nur einen flüchtigen Genuß, vielmehr bieten sie bleibenden Gewinn auch insofern dar, als sie zu weiterm Eingehen in manche Gegenstände und Gebiete des Alterthums und der neuern Zeit besonders anregen. Wir heben zu diesem Zwecke und zu weiterer Verständigung über die Gegenstände der Reden einige der in deutscher Sprache gehaltenen hervor, die schon an und für sich das Interesse in

Anspruch nehmen, z. B. „Ueber den Glauben des Alterthums an eine über den Geschichten der Völker waltrabe Nemesis“, „Wie hoch nach der Meinung des Alterthums der Einfluß einer schönen Naturumgebung auf die geistige Bildung anzuschlagen sei“, „Ueber den Gang der Völker des Alterthums zur religiösen Mythis“, „Ueber den Glauben der Alten in Bezug auf Fortschritt und Rückschritt“, „Verfolgung des freien Wortes im Alterthum“, „Von der gelehrten Misanthropie“, „Ueber politische und kirchliche Restaurationsversuche“, „Die Wissenschaft, das Menschewürdigste, und die Griechen, ihre edelsten Pfleger“, „Restaurationsversuche auf dem Gebiete der Wissenschaften“. Die lateinischen Reden führen noch tiefer in die Kreise des classischen Alterthums ein und befriedigen das Interesse des gebildeten Lesers in einer oft überraschenden Weise. Für die Philologen und solche, die ihm geistig näher stehen, sind von besonderm Interesse die reichhaltigen Mittheilungen des Herausgebers über den literarischen Nachlaß desselben, welche geeignet sind, tiefere Blicke in das geistige Leben des Mannes zu gestatten, und die namentlich von seinem unermüdblichen Fleiße und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit rühmliches Zeugniß ablegen. 3.

### Werke über Gesang.

1. Kurze Anleitung zum gründlichen Studium des Gesangs von Ferdinand Sieber. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Matthes. 1865. 8. 15 Rgr.
2. Aphorismen aus dem Gesangsleben. (Didaktisches, Dramatisches, Polemisches.) Von Ferdinand Sieber. Leipzig, Matthes. 1865. 8. 15 Rgr.

Durch Veröffentlichung einer ganzen Reihe größerer und kleinerer Werke über Gesang und Gesangsunterricht hat sich der Verfasser der vorliegenden Schriftchen schon seit längerer Zeit einen weiter verbreiteten Namen erworben. Wie auch das Vorwort des ersten besagt, entstand dasselbe dadurch, daß der Verfasser in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ eine Reihe alphabetisch nach dem Inhalt geordneter Aufsätze unter dem Titel: „A-b-c der Gesangskunst“, erscheinen ließ. Die günstige Aufnahme derselben veranlaßte zu weiterer Veröffentlichung als selbständige Broschüren, und auch diese fand solchen Anklang, daß unter anderm infolge eines Anrufs der holländischen „Cäcilie“ 1866 eine Uebersetzung in das Niederländische erfolgte. In der vorliegenden neuen Auflage ist die alphabetische Anordnung beibehalten, einige Abschnitte aber sind neu hinzugefügt, andere vergrößert oder umgearbeitet, andere wiederum mehr zusammengezogen. Von den meisten dieser jetzt vielfach anstauenden Schriftchen gilt das Wort: „Prüft! Altes u. f. w.“ In jedem Falle aber, mag man nun mit den Ansichten des Verfassers ganz oder nur theilweise übereinstimmen, enthält das Schriftchen viele anregende Einzelheiten. Noch mehr gilt dies von dem unter dem Titel „Aphorismen“ veröffentlichten Schriftchen, in welchem sich Sieber in völlig zwangloser, meist witzig-geistvoller Weise über die auf seinem Gebiete eingerissenen Verirrungen und Mißbräuche ergeht, andererseits aber auch manche direct beherzigenswerthe Anregung gibt. Dergleichen Rabelstüchle fördern

nicht als alle noch so weisen Schulregeln, denn sie haben das Verhinderliche, massenhaften Ballast zu beseitigen, welcher unsere Säger an technisch wie geistig vollendeter Abrundung ihrer Leistungen hindert.

3. Erfahrungen und Rathschläge für angehende Säger und Gesanglehrer mit besonderer Berücksichtigung schlechter oder verdorbener Stimmen sowie der Krankheiten der Stimmorgane von Hermann Bopff. Leipzig, J. Schubert. 8. 8 Mgr.

Da der Titel schon den ganzen Inhalt angibt, so hätten wir so gut wie gar nichts hinzuzufügen, wenn uns dieser Inhalt nicht, so gering auch der Umfang des Büchleins, durch seinen Reichthum an Erfahrungen und neuen Gesichtspunkten wahrhaft überrascht hätte. Der Verfasser muß mit einem wahren Dienensfleiß aus allen möglichen Werken alles Aneignungswürdige gesammelt und an seinen Schülern, wie er selbst sagt, mit besonderer Vorliebe an schlechten Stimmen, ausprobiert haben, weil man an diesen nothgedrungen viel stichhaltigere Erfahrungen machen kann. Manche Rathschläge zur Verbesserung schlechter Stimmen erscheinen höchst seltsam, aber wir wollen gern der Bitte des Verfassers entsprechen, darüber nicht eher zu urtheilen, als bis wir dieselben ebenfalls ausprobiert haben, und nicht übersehen, daß wir hier zum ersten mal eine für schlechte oder verdorbene Stimmen geschriebene Gesangslehre vor uns haben. Was uns aber ferner hohe Achtung abnöthigt, das ist der wahrhaft wissenschaftliche Geist, mit dem der Autor seinen Stoff auf Grund tieferer physiologischer und medicinischer Studien durchdrungen hat; seine Rathschläge basiren auf tiefer Kenntniß der Functionen des menschlichen Körpers, und besonders der Abschnitte über angemessene Heilung der Krankheiten der Stimmorgane, die die Diätetik derselben, ist als wesentliche Bereicherung der betreffenden Literatur hervorzuheben. Auch ist das Büchlein mit einer Menge kleiner, sehr handlicher Notenbeispiele und Solfeggien ausgestattet, und hat uns besonders die aus den neuesten Forschungen mit dem Kehlkopfreflex resultirende Tabelle über die Register in hohem Grade interessiert.

22.

### Ein Jungferroman.

Diese Ueberschrift ist etwas kühn. Denn in dem Roman, von dem ich „singen und sagen“ soll, spielt weder eine Jungfer die Hauptrolle, noch ist er von einer Jungfer verfaßt. Aber wenn man die erste Rede eines neuen Parlamentsmitgliedes dessen Jungferrede nennt, warum sollte man den ersten Roman eines neuen Mitgliedes der Schriftstellerwelt nicht dessen Jungferroman nennen dürfen? Der Roman trägt den Titel:

Büchd. Roman von Adolf Ratsch. Drei Bände. Leipzig, Grunow. 8. 3 Thlr. 15 Mgr.

Wer, was ist Vitibud? Vitibud ist ein Berg, auf dem Hans von Graffenberg, nach allerlei Schicksalen, als Veit Graffen oder Bruder Veit sein Dasein als Einsiedler beendigt. Seine in Diamanten bestehende bedeutende Hin-

terlassenschaft vergräbt er am Fuße einer siebenstümmigen Weißbuche jenes Bergs. Glücklicher FINDER ist nach 100 Jahren der lustige Oberschauer Herr Jachäus, der gern Reisen macht, und der Gedichte herausgibt, um — o Mirakel! — Reiseflosten heranzuschlagen! Er sieht in einem Wirthshause ein Gemälde ehrwürdigen Alters, ein Porträt, und es fällt ihm auf, daß es dem Bruder Veit ähnlich sehe. Wie so? Hat er denn jenen Klausner gekannt? Unmöglich; aber letzterer ist ihm eines Nachts als Gnom erschienen: der Rahmen des Porträts soll einem neuen Platz machen, und dabei entdeckt man ein dahinter verborgenes starkes Fest beschriebener Papiere. Auf dem obersten Blatte steht, daß der FINDER Universalerbe sei und den vergrabenen Schatz, dessen Versteck auf dem letzten Blatte genau beschrieben wird, zu heben habe.

Der erste Band des Romans enthält in erster Hälfte die tragische Jugend- und Familiengeschichte des Herrn von Graffenberg, des spätern Bruder Veit, also des Erblassers, und in zweiter Hälfte des Herrn Jachäus Lust und Leid. Das erste Kapitel des zweiten Bandes behandelt das Drum und Dran der Auffindungsgeschichte des Manuscripts. Von da ab bis zum letzten Drittel des dritten Bandes reicht das Manuscript mit den Erlebnissen Hans Graffenberg's und seiner Anna, und im letzten Drittel „Durch Nacht zum Licht“ theilt Herr Jachäus mit einem noch lebenden Urenkel Veit's, einem gewissen Graffen, mit welchem, sowie mit seiner Familie der Leser im Verlauf der Bände hier und da in Beziehung gesetzt wurde, das Vermögen. Das Ganze schließt somit zu allseitiger Zufriedenheit und oben drein mit etlichen Hochzeiten des jüngsten Nachwuchses.

Ein Kunstwerk bessern Stils ist der Roman nicht, er entbehrt sowol organischer Gliederung als auch sorgfamer Feile. Er ist eine Mosaiikarbeit, als solche reich an schönen Einzelheiten, an Stellen, aus denen der Geist und das Wissen seines Verfassers oft überraschend hervorleuchtet. Einzelne Episoden und das ganze Manuscript (an und für sich ein etwas veraltetes Hülfsmittel der Erzählung!) sind zu ausgedehnt und lassen beim Leser eine rechte Wärme für die Entwicklung schwer aufkommen. Leserinnen mache ich auf die reizende Beschreibung von Anna's Wuchs aufmerksam (I, 51). Mit der Liebe Anna's geht es etwas schnell. S. 64: „Anna, liebst du mich?“ — „Ja, ich liebe dich!“ — „Immer?“ — „Immer!“ S. 97 liegt ein Mann auf dem Schmerzenslager, der S. 90 bereits gestorben. Aber dergleichen kann dem Besten passieren. Schlimmer ist, daß von S. 109—149, auf 40 Seiten, nichts passiert als Vorbereitungen zu einem Sonntagsausflug en famille. Die breitgeschlagene Spulromantik ist doch auch veraltet und zudem etwas aufbringlich vortragen. Die lange politische Debatte von S. 261 ab wäre als Leitartikel einer Zeitung am Orte, nicht aber als Unterredung mit der Geliebten. Die Prokosenabenteuer des dritten Bandes hätte ich dem Autor auch lieber erlassen, wenigstens in der vorhandenen breiten Ausführung. Wesentlich sind sie doch nicht.

Alles erwogen, sind die meisten Fehler der Dichtung keine, welche aus Mangel an Geist, Idee, Erfindungs-

gabe, Schilderung u. s. w. hervorgehen, sondern Fehler des noch ungeordneten Reichthums an diesen schönen Gütern. Erstlingswerke geistreicher Schriftsteller gleichen ja fast immer den sogenannten „französischen Suppen“, d. h. die einzelnen Ingredienzien schmecken gut und charakterisiren den originellen Compositionsversuch eines begabten Kochs, aber das Ganze würde wohlschmeckender sein, wenn es einfacher und verkochter wäre.

Der Roman, als Ganzes betrachtet, könnte befriedigen, wenn das Manuscript in den übrigen Erzählungsstoff hineingearbeitet wäre. Wie er jetzt vorliegt, befrie-

digt der Roman nur zwei Klassen von Lesern; diejenige, welche gern nach „pilantem Salat“ greift, ohne höhere Ansprüche zu machen, und diejenige, welche zwischen den Zeilen die dichterische Kraft des Autors, die Zukunftsfähigkeit seines Talents herauszufühlen vermag und demselben daher den Augenblick gern zugute hält. Zu letzterer Klasse zähle ich mich diesem Product gegenüber. In diesem Sinne befriedigt er mich, und in diesem Sinne darf ich sagen, daß Adolph Ratsch sich mit ihm aufs vortheilhafteste in die deutsche Romanliteratur eingeführt hat.

Hugo Gelbermann.

## Seuilleton.

### Literarische Plandereien.

Friedrich Bodenstedt hat seine Stellung als Dramaturg des münchener Hoftheaters wieder ausgegeben. Vielleicht singt uns Mirja-Schaffy nächstens ein Lied über die Theaterzustände in Eisle. Ueberhaupt ist die Dramaturgenstellung, die, eingeklemmt zwischen Intendant und Direction auf der einen und Regie auf der andern Seite, unendlich Bedrückliches wirken kann, in jüngster Zeit mit Recht in Miscrebit gekommen. Eine beratende Stimme ohne jeden executiven Einfluß wird überall leicht entbehrt werden; denn es hängt nur vom guten Willen ab, ob und inwieweit man auf sie hören will. Wo man die Absicht hat, eine hervorragende dramaturgische Kraft für die Bühne fruchtbar zu machen, da möge man ihr auch die Initiative einräumen und sie mit einer maßgebenden Stellung betheiligen. Dadurch nur hat Vögelstedt in München und Weimar so Bedeutendes für die deutsche Bühne leisten können; dadurch hat Ranke auf die Ausbildung der Schauspielkunst selbst einen so durchgreifenden Einfluß gewonnen, und Männer wie Pustitz in Schwerin, Dequignolles in Wiesbaden, dem die uneingeschränkte Leitung des Schauspiels dort übergeben ist, Meyern in Koburg-Gotha können noch jetzt Fruchtbringendes für die neuere dramatische Literatur und für die darstellende Kunst durch Förderung eines künstlerischen Ensemble durchsetzen.

Ein Dramaturg, wenigstens nach der früheren Auffassung dieser Stellung, hatte die Pflicht, über die eingehenden Stücke sein Urtheil abzugeben, sich mit den Schauspielern über die Auffassung ihrer Rollen zu verständigen, hier und dort nachhelfend in das Studium einzugreifen, auch bei den Lese- und Theaterproben sich mit gutem Rath und weiser Auslegungshand zu betheiligen, ferner als Wörterbuch zu dienen, das man nachschlägt, wenn man mit der Aussprache der Namen auf einem gespannten Fuße lebt, oder als geschichtliche Encyclopädie, bei der man sich Rathes erholt, wenn die für die praktische Kunst wichtigsten Fragen der Geschichtswissenschaft, die nach dem Porträt oder Costüm, die Gemüther der darstellenden Künstler beunruhigen.

Dem Anschein nach war ein solcher Dramaturg das Factotum oder vielmehr das Orakel der Bühne. Doch mit den Orakeln ist's in der neuesten Zeit eine mißliche Sache, wo jeder seinen heillosigen Dreifuß bei sich im Hause hat, am mißlichsten beim Theater, wo die heiligen Eichen von Dodona das Ränschen verlernt haben und nur auf die Coullissen gemalt sind.

Wacht geht vor Weisheit — das ist in der gemachten Welt so wie in der wirklichen, und auch die andere Sentenz paßt auf das Theater: Es ist unglaublich, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird! Was soll daher ein weißes Orakel hinter den Coullissen? Es kommt hinzu, daß der Anspruch des Montecuculi: Zum Kriegsführen gehört Geld, Geld und wieder Geld, der jetzt in Bezug auf die Kriegsführung seine Bedeutung verloren hat, noch immer von der Theaterführung gilt, daß

aber gerade die dramaturgische Weisheit mit diesem obersten Satz meistens in eclatantem Zwiespalt lebt.

Der Dramaturg liest die eingehenden Stücke und bezeichnet einzelne mit der ersten Nummer. Intendant und Direction halten seine Weisheit in Ehren; aber sie geben die Stücke nicht, sie versprechen sich keinen Kassenerfolg von ihnen oder sie gefallen ihnen ganz einfach nicht. Ist da der Dramaturg nicht überflüssig?

Er studirt den Schauspielern die Rollen ein, wenn er überhaupt das Zeug dazu hat. Er muß dazu nothwendig einen lehrhaft überlegenen Ton annehmen, doch der Darsteller erkennt mehr oder minder laut seine Berechtigung nicht an, denn er ist sich bewußt, das alles aus eigenen geistigen Mitteln weit besser leisten zu können. Muß er doch die Rolle nehmen, wie sie ihm paßt — und er kann, wenn er einen Schaffpareschen Helden spielt, nicht als ein fleischgewordenes Kapitel aus Gervinus über die Bühne steigen, daß man den weisbauschigen Commentar um seine Leistung herumflattern sieht. Paßt er nicht zu seiner Aufgabe, so wird er sie schlecht spielen, und wenn ihm ein Gervinus von morgens bis abends nachliese und sich noch bei Nacht zu ihm ins Bett legte, um ihm fortwährend zu lauschen, was Schaffpares wollte. Doch auch auf die berechtigten Winke wird er nicht achten, auf Winke, die, wenn sie in machthabende Bühnenleiter ertönen, gewiß vom vortheilhaftesten Einfluß auf die Durchführung seiner Rolle sein würden; daß wozu auf einen Dramaturgen hören, der ihm weder nützen noch schaden kann? Bekanntlich sind diejenigen Weltbürger am einflußlosesten, denen die Fähigkeit versagt ist, Schaden zu thun. Dies gilt aber von der kleinen Weltbühne des Theaters in ganz besonderm Grade. Autorität ohne Weisheit wird geübet wie das goldene Kalb; Weisheit ohne Autorität mag sehen, wo sie bleibt! Ist da ein Dramaturg nicht überflüssig?

Er besetzt die Rollen, doch der Regisseur ändert ab, was ihm beliebt; er wünscht bei den Proben diese oder jene Anordnung, Stellung, Gruppierung: der Regisseur schüttelt sein Kaleidoskop — und alles steht umgekehrt. Er wünscht Romaschein: der Regisseur nimmt Keumond an, weil es zu viel Mühe macht, Beleuchtungseffekte anzubringen, oder weil der getränkte Trabant der Theaterküche sich nicht in einem erkrankungsfähigen Zustande befindet. Ist da der Dramaturg nicht überflüssig?

Nur wer die Macht hat, hat das Recht. Dieser Passivische Satz, der in Bezug auf politische und sociale Verhältnisse als eine Art Blasphemie von dem Rechtsbewußtsein verachtet wird, findet bei dem Theater eine uneingeschränkte Anwendung. Deshalb keine Dramaturgen — sondern dramaturgisch gebildeten Machthaber, Intendanten oder technischen Directoren, die in ihrem Wirkungskreise keinen Widerspruch zu dulden brauchen.

Gegenwärtig sind die Intendanten in Hannover und Dessau erledigt. Hoffen wir, daß die Wahl bei ihrer Wieder-

ziehung auf künstlerisch strebende und gebildete Persönlichkeiten fällt, welche auch der modernen dramatischen Literatur zu ihrem Rechte verhelfen und Oper und Ballet, diese theuern Lieblingskinder der Höfe, mindestens nicht auf Kosten des Schauspiels bevorzugen, das, wie die Hauptbücher aller Directionen nachweisen, wesentlich dazu beitragen muß, durch seine soliden, nicht mit Herstellungskosten beschwerten Erträge das Gleichgewicht des Budgets zu erhalten. Es entspricht sehr wenig dem demokratischen Zug der Zeit und den berechtigten Anforderungen der Nation, daß man das Heil der dramatischen Kunst und Dichtkunst immer wieder von den Hoftheatern erwarten muß. Doch solange es keine Stadttheater im eigentlichen Wortsinne, das heißt den Städten gehörige, auf Kosten der Kommunen und zu ihren künstlerischen Ehren verwaltete und geleitete Bühnen gibt, bleiben die Hoftheater der einzige Halt der dramatischen Kunst. Die jetzige politische Krise wird dies in überzeugender Weise lehren. Man kann von einem Theaterdirector, der doch im wesentlichen Geschäftsmann ist, keinen Opfermuth verlangen. Ein Theaterdirector muß zwar in vieler Hinsicht ein dickes Fell haben; doch das Talent desselben zum Märtyrthum darf man mit Recht bezweifeln. Viele werden sich jetzt ihres guten Rechts bedienen und, kommt es zum Kriege, ihre Kunstbuden zuschließen. Dem Vernehmen nach wird schon jetzt in Breslau auf Theilung gespielt — und doch steht der Krieg erst vor der Thür. Dies geschieht in einer Stadt von 160000 Einwohnern! Viele andere große Stadttheater werden schon lange wie hohle Zähne — der Krieg wird sie ganz ausreißten. Dann sind die armen Schauspieler frei wie die Vögel in der Luft, und auch tüchtige hochgebildete Kräfte vermehren nur das große arbeitssame Proletariat, das eine solche Krise im Gefolge hat. Die ganz anders, wenn die Bühnen städtisch, permanent, von den Städten selbst wie andere Institutionen gehalten und gewartet würden! In erster Zeit fällt der Kunst gerade eine große Aufgabe zu! Der Privatunternehmer ist im Gegentheil darauf angewiesen, alles was zieht, gleichgültig mit welcher Kunst, hervorzuholen, und wußte er sich die „Sündflut“ aus Paris nachschreiben und einige hundert ertrinkende Eosidichter dazu mit dem plastisch-mitrischen Ricotreiben. Mit den großen Leidenschaften drängen sich in bewegter Zeit auch die gemeinen Interessen hervor — es ist Sache der nationalen Leitung, die ersten der letzten triumphieren zu lassen. Ihr Städte, schließt die Kunst und die Künstler, nehmt die Theater in die Hand, macht sie zu Nationalinstituten — das ist der Ruf, der dringlichst in der jetzigen Krise an euch ergelht!

### Zur Literatur der italienischen Dialekte.

In Nr. 23 d. Bl. f. 1865 gedachten wir unter dieser Aufschrift des im vorigen Jahre in Mailand erschienenen *Saggio di uno studio sopra i parlari vernacoli della Toscana* von Sberardo Nerucci. Abermals ist uns ein ähnlicher Versuch gekommen, der sich mit den Volksdialekten von Südtirol beschäftigt und als Schulschrift des Gymnasiums Rovereto unter dem Titel: „Studi sopra i dialetti volgari del Tirolo italiano“, ebenfalls im Druck erschienen ist. Der Verfasser der Schrift ist der dortige Gymnasiallehrer Prof. A. Schaeffer. Wir können dieselbe als einen ebenso interessanten als werthvollen Beitrag zur tiefen Erforschung und Kenntniß der italienischen Dialekte bezeichnen, der die Beachtung der deutschen Sprachforscher in um so höherem Grade verdient, je mehr der Verfasser die Gelegenheit benutzt hat, im Vortexte der Südtiroler auch germanische Elemente nachzuweisen. Die gegebenen Nachweise führen ohne weiteres auf die innere Zusammenhänge zurück, der mit dem in den sogenannten „sette comuni“ von Vicenza noch heutzutage üblichen südtiroler Dialekt stattfindet und in früherer Zeit auch mit dem in den „tre dieci comuni“ im Veronesischen gewöhnlichen südtiroler Dialekt stattfand, die man bekanntlich mit zurückge-

bliebenen Ueberresten alter cimbriischer Niederlassungen in Verbindung brachte. Der hier behandelte Gegenstand ist von um so größerer Wichtigkeit, je mehr seine Auffassung und Behandlung an das gesprochene und in der unmittelbaren Umgangssprache des Volks lebende Wort sich anschließt. Die Ergebnisse der Untersuchung äußern daher auch ihren Einfluß auf die Entscheidung und Entscheidung der Frage wegen der Nationalität der Südtiroler, wie sie zugleich auf manche geschichtliche und culturhistorische Seite im Leben des Volks ihr eigenthümliches Licht werfen. Vorgefaßte Meinungen von angeblich celtisch-germanischer Abstammung der italienisch redenden Tiroler können auch nach den Studien des Verfassers jenen Einfluß in Ansehung der Rationalität nicht schwächen oder gar abweisen. Indes ist das sprachliche Interesse der vorliegenden „Studi“ der eigentliche Schwerpunkt der ganzen Sache. Ihre Behandlung wendet sich theils der innern Wortbildung des Dialekts, theils der etymologischen Wortklärung zu. Der den größten Theil der Schrift umfassende „Saggio di un vocabolario comparativo“ ist von besonderem Interesse, und die hier gegebenen etymologischen Erklärungen gewähren der eingehendern Beschäftigung mit diesem Gegenstande ein reiches Feld und manche unerwartete Befriedigung, auch wenn einzelne etymologische Vergleiche die Grenzen einer erlaubten Kühnheit überschreiten. Weiteres erwarten wir demnach von den Bemühungen des Verfassers für Vergleichung der Dialekte Südtirols und Oberitaliens, sowie für die etymologische Beleuchtung deutscher, mehr oder weniger volksthümlicher Wortformen. Auch der Literatur der Volksagen und Volkslieder des italienischen Tirol werden diese Bemühungen zugute kommen.

### Ein Brief G. A. Bürger's.

Die erste Ausgabe von Bürger's Gedichten erschien bekanntlich 1778. Der Dichter wohnte damals in Böllmarshausen bei Göttingen und schrieb von da aus an seinen Freund und Verleger den folgenden charakteristischen Brief.

B. d. 5. Mai 1778.

Der bekränzte Titel ist ein . . . . Titel, monsieur Supplément! Der mit diesem Zeichen II sah viel geschiedter aus. Meinethalben, du alberner Geselle! Um des Ducatus willen ersuche ich Herr Stübner nochmals an der Subscr. Liste das Beste zu thun. Ich wünschte daß die Einlage „Entschuldigungs“ hinter dem Subscr. Verz. angehängt werden könnte.

Die Kupfer kommen paginirt zurück. Ich höre von Sprengel, daß Ihr schon paginirt habt. Da sollte euch der L. helfen. Denn ich habe, um die Kupfer nicht alle auf einen Kump zu stellen, eines auf eine andere paginam verlegt, als wovor es anfangs als Biquette stehen sollte. In pag. 99 schickt sich sehr gut. Um Gottes willen! macht mir auf die letzte seinen Schweinälse.

Den Rev. Vog. wil ich Hr. Stübner auch noch einmal bestens empfehlen, denn der wilde Sprengel macht mir soviel Spectakel, daß ich nicht weiß, ob ich einen Kopf habe oder nicht. Adio! G. A. B.

Eine Reihe anderweitiger Episteln Bürger's an J. A. Dieterich, welche ebenso dorb und mitunter sehr cynisch, auch mit originellen Randzeichnungen verziert sein sollen, ist der Dieterich'schen Buchhandlung vor Jahren abhanden gekommen: möchte der gegenwärtige Besitzer sie wenigstens publiciren!

### Bibliographie.

Bilant, J. A., Der Freisoh. Ein Beitrag zum Volkschulwesen und zur Volksbildung. Neudruck, Deggendorf. Gr. 8, 5 Bgr.  
Bilant, C., Politische Geschichte Württembergs von der Kaiserwahl Rudolphs von Habsburg bis zu dem preussischen Bundesantrage vom 8. April 1848 auf Wiederherstellung einer deutschen Nationalversammlung. Stuttgart, Koch. 8, 18 Bgr.

Speibach's, J., gesammelte Werke, Neue, vom Verfasser veranlaßte, revidirte Ausgabe. 11er Bd. Berlin, Janss. Gr. 8, 10 Bgr.  
Wichert, C., Aus anständiger Familie. Geschichte eines verlorenen Menschenlebens. 2 Bde. Berlin, Janss. 8, 4 Bgr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Forst- und Jagdwissenschaft.

Windell, George Franz Dietrich aus dem. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Eschsch. Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

Berg, Karl Heinrich Edmund von. Die Staatsforstwirtschaftslehre. Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jeffer, Friedrich Ernst. Die kleine Jagd. Zum Gebrauche angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von E. F. C. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Pfäffel, Alfred. Kurzgefaßte Forst-Encyclopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Plantimeter. Für Forsttagatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinandersehungsbearbeiter, Geometer u. s. w. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler. Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung. Nebst Geschäftskalender und Baumhöhenmesser. Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Für Oesterreich ist von diesem Werke eine besondere Ausgabe zu gleichem Preise erschienen.)

In demselben Verlage erschien:

D'Aquern, Franz Ludwig Hermann. Vollständiges Handbuch der feineren Angellust. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 122 Figuren in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Cartonn. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dogt, Karl. Die künstliche Fischzucht. Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Mechanik.

Ein Lehr- und Handbuch zum Gebrauche an Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Privatstudium von

Dr. Julius Wenck,

Director der herzoglichen Gewerbeschule in Gotha.

Mit 175 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

-In vorliegendem Buche werden die Lehren der Mechanik so leichtfaßlich als möglich und mit Anwendung von nur so viel Mathematik dargestellt, als bei jeder guten gewerblichen Lehranstalt und Realschule vorausgesetzt werden kann. Es ist für die Hand der Schüler an Gewerbe- und Realschulen bestimmt, eignet sich aber auch vortreflich zum Selbststudium für Maschinenbauer, Bautechniker und alle, welche mit den theoretischen Gesetzen der Mechanik sich vertraut machen wollen. Zur Erläuterung der vorgetragenen Lehren sind überall ausgeführte Beispiele und Figuren in Holzschnitt hinzugefügt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Oswald Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Neue wohlfeile Ausgabe der Schiller-Galerie

von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg.

Sechzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht.

In 10 Lieferungen zu je 12 Ngr.

Erste und zweite Lieferung.

Um der mit Recht so allgemein beliebten „Schiller-Galerie“ von Pecht und Ramberg den Weg in die weitesten Kreise des Volks zu eröffnen, veranstaltet die Verlagshandlung eine neue Ausgabe derselben in Octav zu dem außerordentlich wohlfeilen Subscriptionspreise von nur 12 Ngr. für jede Lieferung. Allen Verehrern Schiller's ist hierdurch Gelegenheit geboten, gegen eine geringe monatliche Ausgabe diese werthvolle, des Dichters würdige Illustration der Schiller'schen Werke sich anzuschaffen. Jede der 10 Lieferungen enthält 5 Stahlstiche mit erläuterndem Texte.

Die erste und zweite Lieferung sind in allen Buchhandlungen vorräthig, und werden daselbst Unterzeichnungen angenommen.

Lüdingen. Im Verlage der S. Raupp'schen Buchhandlung — Raupp & Siebeck — ist soeben erschienen:

## Aesthetik

von

Dr. Karl Rößlin,

ord. Professor der Philosophie an der Universität Lüdingen.

Zweite Hälfte. 1. Lieferung.

(Bogen 23—44.)

Größtes 8. Brosch. 2 Fl. 48 Kr., oder 1 Thlr. 20 Ngr.

Der hier erschienene Theil des Rößlin'schen Werks enthält die Aesthetik des Universums. Er gibt zum ersten mal eine vollständige, mit scharfer Rücksicht auf die Naturwissenschaft behandelte Darstellung des ganzen Kreises der Formen und Erscheinungen der Natur (Plastik der Körperwelt, Licht, Farbe, Ton), sowie der einzelnen Naturgebiete (unorganische und organische Welt).

Wir können das ungenachtet streng wissenschaftlicherhaltung allgemein faßlich geschriebene Buch jedem Gebildeten, auch Frauen, die sich für die Aesthetik interessieren, empfehlen.

Die erste Hälfte hat denselben Preis!

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Sonne und die Astronomie

von K. Nagy.

8. Geh. 4 Thlr.

Der Verfasser verfolgt in diesem Werke einen selbständigen Weg bei seiner Darstellung der Naturgesetze und tritt damit vielfach bisherigen Anschauungen entgegen. Seine Forschungen erstrecken sich über die verschiedensten Theile der Astronomie und der Physik, und erscheint daher das Werk als ein wichtiger Beitrag zur Aufhellung mancher noch dunkeln Punkte auf diesen Wissenschaftsgebieten.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Oswald Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.



# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 24. —

14. Juni 1866.

Inhalt: Neue „Kleine Schriften“ von David Strauß. Von Rudolf Gottschalk. — Unterhaltungsliteratur. — Zur deutschen Special- und Landesgeschichte. Von Heinrich Häderl. (Schluß.) — Ein philosophisches Gespräch. Von David Wier. — Ein neues System des deutschen Staatsrechts. Von Karells Waddens. — Semiklism. (Literarische Planereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Neue „Kleine Schriften“ von David Strauß.

Ein Autor wie Strauß, der so voluminöse Antecedentien aufzuweisen hat, wird gewiß nicht in Verdacht einer besondern Vorliebe für den Essay und das Feuilleton gerathen. Er gehört nicht zu denen, die es lieben, ihr Holz klein zu haben. Gleichwol erscheint bereits die zweite Sammlung „Kleine Schriften“, ein Beweis dafür, daß, wo gehobelt wird, Späne fallen. Eine auf das Große und Ganze gerichtete Thätigkeit läßt noch Schnitzel und Abfälle übrig, die ebenfalls ihren Werth haben. Die neue Sammlung führt den Titel:

Kleine Schriften von David Friedrich Strauß. Neue Folge. Berlin, H. Dunder. 1866. 8. 2 Thlr.

Wenn wir dieselbe durchblättern, können wir gleichwohl das Bedenken nicht unterdrücken, daß in diesen literarischen Mixeb-pickles und Tutti-frutti der Grundsatz: Varietas delectat doch auf die Spitze getrieben ist. Die Zusammenstellung macht einen bunten, fast kaleidoskopischen Eindruck: literarhistorische Skizzen, Zeichenreden, Familienreminiscenzen, politische und unpolitische Gespräche, Anekdoten — es gemahnt wie ein literarischer Ausverkauf. Hierzu kommt, daß der Werth des Mitgetheilten durchaus kein gleichmäßiger ist. Wo die Physiognomie des Autors indeß scharf hervortritt, wie dies wol meistens der Fall ist, da erfreuen wir uns an der Gediegenheit, Bestimmtheit und Klarheit, welche die Darstellungsweise von David Strauß charakterisiren und in allen seinen Schriften einen so harmonischen und wohlthuenden Eindruck machen.

Gleich die erste und umfangreichste Abtheilung der Sammlung gibt sich als ein Fragment, welches doppelt bedauern läßt, daß der Autor es in solcher Form zum Abdruck gebracht und damit auf die Vollendung verzichtet hat. Strauß selbst sagt in der Vorrede:

Nähezu die Hälfte des Raums nimmt eine Jugendgeschichte Klopstocks ein. Sie ist das Bruchstück einer beabsichtigten Klopstock-Biographie; wie diese selbst nur das erste Stück einer Reihe von deutschen Dichterleben sein sollte, die ich vor sieben Jahren zu schreiben im Sinne hatte. Mein Absehen ging auf die drei Paare: Klopstock — Wieland; Lessing — Herder; Goethe

— Schiller. Dabei wollte ich anschaulich machen, wie Weiss innerhalb der Paare jedesmal der zweite Mann die Ergänzung des ersten ist; theils die Paare unter sich in der Art eine Stufenleiter bilden, daß, nachdem das erste Paar durch das zweite beseitigt und der Grund tiefer gelegt ist, in dem dritten sich das erste in höherer und reicherer Weise wiederholt. Von der französischen Conventionspoesie losgerissen, erschauet sich die deutsche Dichtung der Neuzeit, wie häufig, mit dem höchsten Idealismus in Klopstock; dessen Fleischlosigkeit aber einen Gegensatz, wie die Wieland'sche Sinnlichkeit, die auch alsbald wieder nach den französischen Mustern zurückgreift, notwendig forsetzt. Während vor Lessing hierauf weder Klopstock's hohle Idealität, noch Wieland's niedriger Realismus bestehen, sofern er auf Shakespeare als das Muster und auf den recht verstandenen Aristoteles als den Gesetzgeber einer höhern, vollern Kunst verweist, und für das Drama nach diesen Grundsätzen gearbeitete Musterstücke selbst liefert: wird seine verstandesstarke Kritik durch Herder's Geselligkeit und nachschaffende Einbildungskraft ergänzt, der seinerseits die Schätze der Volks- und Völkergedichte für uns erschließt. Und indem nun alle Hoffnungen und Verheißungen für die deutsche Dichtung in Goethe sich überschwinglich erfüllen, läßt er doch an seiner Seite noch für einen Schiller Raum, der in gewissem Sinn ein größerer Klopstock, ihm — man darf freilich nicht sagen als einem höhern Wieland, aber doch wieder als der Idealist dem Realisten gegenübertritt. Näher zugeesehen übrigens sind es doch nur zwei, nicht drei Rangstufen, worin diese zugehörenden Genien sich ordnen. Gerade die Hälfte von ihnen, mit dem dritten Paare nämlich auch einen Mann des zweiten, hat das deutsche Volk als Claffler im engsten Sinne in den Olymp des modernen Geistes erhoben. Und merkwürdig, wie in diesem neuen Olymp noch immer jene Typen gelten, welche die plastische Phantasie des Griechenvolks in dem alten als die Urbilder der verschiedenartigen menschlichen Trefflichkeit aufgestellt hat. Oder denken wir uns nicht unwillkürlich in unserm deutschen Dichterkimmel Goethe als den ruhig thronenden, alles überschauenden Vater Zeus; Schiller als den kühn vordringenden Apollon, auf dessen Schulter der Räder klingt; Lessing aber (wie ihn der formende Künstler auch unbekannt dargestellt hat) als

... des Atlas beschränkt Entel,  
Der die rohen Sitten der neuen Menschheit  
Ring durch Sprache stülpte, sammt der edlen  
Schule des Ringkampfes — ?

Aber anzufangen hatte ich mit Klopstock, und dazu ließ ich mich Vorarbeiten zum Theil wenig losender Art nicht verdrängen, wie sie noch in weitläufigen Excerpten vor mir liegen. Eufügig ging ich hierauf an die Ausarbeitung; bis ich mich durch den Mangel eines, wie mir schien, wichtigen Documents aufgehalten fand.

Wir erhalten also die Jugendgeschichte Klopstock's, welche mit seiner Reise nach Kopenhagen abschließt. Der Verfasser des „Leben Jesu“ ist bekannt durch den Fleiß seiner Forschungen, durch die Unermüdblichkeit, mit welcher er allen Quellen seiner Stoffe nachspürt, durch die freie kritische Darstellung über dieselben. Ungründlichkeit werden ihm auch seine Gegner nicht zum Vorwurf machen können. Nimmt man hierzu seine klare Darstellungsweise, welche den pragmatischen Zusammenhang der Begebenheiten durchsichtig widerspiegelt, so stellen diese Vorzüge seinen Beruf für die literaturgeschichtliche Biographie außer Zweifel. Sein „Putten“ und andere Werke haben mit Recht allgemeine Anerkennung gefunden. Doch gerade für die Darstellung der neuern deutschen Literaturgeschichte ist Strauß besonders befähigt, indem sein unparteiisches und feinsinniges Geschmacksurtheil, das sich in der Schule Lessing's herabgebildet, auch zur Abwägung der Verdienste unserer Classiker in ihrem gegenseitigen Verhältniß die geeigneten Gemächte besitzt. Das Bedauern, das wir über die Nichtvollendung des beabsichtigten Werks empfinden, ist daher größer als der Genuß, den uns das vorliegende Bruchstück gewährt.

Im ganzen erscheint unsern Zeitgenossen die Persönlichkeit Klopstock's in so dümmern Umrissen, daß eine Ausfüllung derselben schon deshalb willkommen sein muß. Der Sänger des „Messias“ verflüchtigt sich zu einer Idealgestalt, welche mit seinem Helden den Mangel an Fleiß und Blut gemein hat. Der jugendliche Dichter der ersten Geste des christlichen Heldenepos entsprach aber durchaus nicht diesem Charakterbilde, das man sich durch seine Dichtung gleichsam durchzeichnet; er zeigt im Gegentheil, wie wir aus den Briefen der Zeitgenossen ersehen, profane Züge, welche selbst seine Verehrer damals übersehen. Klopstock, der Älteste von 17 Geschwistern, war bekanntlich der Sohn des Commissionsraths Klopstock in Quedlinburg, wo er 1724 geboren wurde. Da sein Vater später ein Gut an der Saale pachtete, so fand der Knabe Gelegenheit, sich in frischer Luft zu tummeln, und bildete sich mit den Genossen zu einem recht naturwüchsigen Wildling aus:

Man hing sich Stieren an den Schweif, die, mit einem Stedern gereizt, den letzten Jungen im Kreise herumtschlenberten, daß ihm Ohren und Sehen verging; man badete im Fluß, trotz des Verbots der ängstlichen Mutter, und der Vater ermahnte, nur nicht zu ertrinken; man sprang früh vor Tag (denn freilich mußte auch der Vater nicht) mit den beiden Hunden, Schäfer und Götze, über die Hofmänner, um in dem Waldern des Nachbarn Baron mit dessen Schönen Hasen zu jagen.

Später, nachdem das Pachtunternehmen nicht die gewünschten Resultate gehabt, zog sich die Familie wieder nach Quedlinburg, wo Klopstock auf dem Gymnasium geringe Fortschritte machte. Anders war es in Schulpforta, wohin er später gebracht wurde (6. November 1739). Hier legte Klopstock einen festen Grund in Betreff der alten Sprachen, erwarb sich die vertraute Bekanntschaft mit ihren Formen, sog den Geist des classischen Alterthums ein, was ihm später bei seinem Bemühen um Neu-

belebung der deutschen Poesie sehr zu statten kam. Schon in Schulpforta, wo die Dichtkunst im Schwange war, dichtete auch Klopstock Odysseu, die sein Jugendfreund Janozzi in seinen „Kritischen Briefen“ als wohl gelungen bezeichnet, Oben, denen eine natürliche Zärtlichkeit der Gedanken, glücklicher Reichtum an neuen Bildern und vollständige Ausführung zugeföhrt wird. Uebrigens zeigten Klopstock's Gedichte eine stille und gefestete Majestät und nahmen das Gemüth mit einer süßen Regung ein. Seine Abneigung gegen die Sprachwissenschaft als solche und gegen die Philologen, welcher er später in seiner „Gelehrtenrepublik“ so rücksichtslosen Ausdruck gegeben, sprach er schon damals mit Entschiedenheit aus. Auch werden Züge von Charakterfestigkeit berichtet, wie er sie durchs Leben hindurch bewahrt hat. Er selbst bekant übrigens noch im hohen Alter, daß er auf Schulpforta den Plan zu seinem „Messias“ beinahe ganz vollendet habe. In seiner lateinischen Abschiedsrede sprach er von dem Wesen und Berufe des epischen Dichters; er macht den Deutschen Vorwürfe, daß sie diesen höchsten Ruhm bis jetzt versäumt:

So dringt der Ruhm epischer Dichtung immer mehr gegen unsere Grenzen vor; aber herüber kommt er nicht. Eher wird er noch die kalten Nordländer besüßen, als er die unserigen erblickt. Jedes Volk in Europa wird mit dem Namen eines Helden dichters prangen; nur wir Deutsche, trüg und ohne Gefühls, werden eines solchen auch dann noch entbehren. „O, rechter Unwille ergreift meine Seele, wenn ich die tiefe Schicksalsthat unser Volks in diesem Stille wahrnehmen muß. Durch Beschäftigung mit elenden Ländeleien suchen wir den Ruhm des Genies; durch Gebichte, die zu keinem andern Zweck zu entstehen scheinen, als um unterzugehen und nicht mehr zu sein, wagen wir, ganz anwerth des deutschen Namens, die heilige Unsterblichkeit erringen zu wollen.“ Wie schön waren unsere Vorfahren in den Kassen! In auch wir noch sind in der Philosophie, in den Wissenschaften überhaupt, nicht ohne Ruhm; wir streben empor, selbst das stolze Ausland erkennt es; nur die Dichtkunst scheint bei uns dazu verurtheilt, von unwürdigen Händen berührt und am Boden gehalten zu werden. Werfer wir nicht ein, wir haben doch Dichter, die sich über die Mittelmäßigkeit erheben: ich rede hier vom Heldengedicht, dem höchsten Werk der Poesie, und ein solches hat von unsern Zeiten noch keiner geschaffen.

Ja, er kündigt bereits den Sänger der Zukunft an; indeß ist wol kein Zweifel, daß er die folgende begeisterte Apostrophe an sich selbst gerichtet hat:

Sollte jedoch vielleicht unter den jetzt blühenden deutschen Dichtern derjenige noch nicht zu finden sein, welcher bestimmt ist, sein deutsches Vaterland mit diesem Ruhme zu schmücken, o, so brich an, du großer Tag, der uns diesen Sänger theilen soll; nähere dich schneller, o Sonne, der zuerst ihn schauen und mit freundlichem Anblicke zu bestrahlen vergönnt wird! Tugend möge ihn, und mit der himmlischen Muse vereint, Weisheit auf zärtlichen Armen wiegen! Vor seinen Augen erschleife sich der Natur ganzes Feld und der anbetungswürdigen Religion andern unzugängliche Höhen; selbst künftiger Jahrhunderte Reize bleibe ihm nicht ganz verfallt und dunkel. So diesen Erzieherinnen werde er gebildet, der Menschheit, der Unsterblichkeit, Gottes selbst, den er vornehmlich preisen soll, würdig.

So fertig war der Dichter bereits, als er die Schulverlässe, fertig mit seinem Lebensplan, den er auch durchführte, ohne auf sonderliche Hemmnisse zu stoßen. Ein

igentliche Sturm- und Drangperiode hat Klopstock nicht durchgemacht; er verlor sich nie im Gestrüpp, sondern ging immer den gebahnten geraden Weg. Daß er mit seinen Empfindungen sich zunächst an ein Mädchen wandte, welche dieselben nur im geringen Maße erwiderte, warf weder sein Leben noch sein Dichten aus der gebahnten Bahn, sondern befruchtete seine etwas monotone Poesie mit einem ein wenig dissonierenden Motiv, das ihr nur zu statten kam. Marie Sophie Schmidt, die Fanny der Klopstock'schen Oden, eine Dame von stolzem Wuchs und imposantem Aeußern,

Schon wie ein festlicher Tag, frei wie die heitre Lust,  
Voller Einsicht wie du, Natur —

die Schwester eines Universitätsfreundes, hat sich das Verknüpfte erworben, gerade durch die geringe Begeisterung, mit der sie den Fuldigungen des Dichters entgegenkam, seinem Pegasus einen Sporn gegeben zu haben, der ihn zu höheren Flügen reizte. Die Beziehungen Klopstock's zu dieser spröden Schönen werden von Strauß mit derselben Klarheit geschildert, mit der er irgendeinen Mythos in seine Bestandtheile aufzulösen weiß. Von gleich trefflichem literarhistorischen Pragmatismus, der natürlich ein erschöpfendes Quellenstudium zur Voraussetzung hat, zeugen die Abschnitte, in denen Strauß die „Deutschen Literaturgeschichte vor Klopstock's Auftreten“, seine „Dichterischen Einwürfe“ und „Die ersten Wirkungen des Messias“ schildert.

Doch wir wenden uns zu der glänzendsten Episode in Klopstock's Jugendleben, welche durch seine bekannteste Ode verherrlicht ist und welche auch Strauß ausführlich und anziehend schildert: zu dem Besuch, den der Dichter in Zürich machte, indem er einer Einladung Bodmer's folgte. Diese Episode illustriert sowohl den Charakter des Dichters scharf genug, als sie auch zu Parallelen mit der Gegenwart auffordert, namentlich was das Verhältniß der Poesie zum Publikum betrifft.

Man konnte es den Literaturfreunden und Literaturkennern der damaligen Zeit nicht übel nehmen, wenn sie sich unter dem jungen Dichter der „Messias“ einen Fremden, etwas erbsüchtigen Schwärmer dachten, der, in der Anschauung seiner über Wolken schwebenden Gestalten verfunken, für alles, was auf Erden kreucht und fleucht, keinen beachtenden Blick übrig hatte. Schon der berühmte Dichter und Dichtermäcen Gleim mußte in-  
de, nachdem er Klopstock's persönliche Bekanntschaft gemacht, bekennen, daß er sich ein falsches Bild von dem Dichter entworfen hatte. „Was ist Klopstock für ein fürchterlicher Mann“, schreibt er; „ich habe mir ihn immer als einen Homer mit der Miene eines Propheten vorgestellt: wie schön ist es, daß er auch ist wie unsereiner.“ Er paßt die folgende, bei Gleim spielende Scene, der Klopstock noch mit 72 Jahren eine Ode „Der Wein und das Wasser“ gewidmet hat, nicht eher für einen Epitaphier als Dithyramben-dichter; als für den heiligen Sänger?

Im Gartenzimmer des Weinschenken saßen sie bei altem Wein, während im Garten die Rosen in voller Blüte standen. Auch davon Kunde zu winden, war diesmal dem

deutschen Anakreon nicht genug: im Staverländer mit dem Birche wurde vielmehr alles, was von Rosen im Garten zu finden war, gepflückt, und Boden und Tisch damit besetzt, so daß die Flasche nur noch halb, die Gläser kaum noch daraus hervorragten. So unter Gesang und frohem Gespräch verstrich die Nacht; das Wachlicht brannte noch auf dem Tische, und die Trinker hatten die zweite Flasche noch nicht geleert, als schon die Morgensonne in die Fenster blühte. Jetzt brachen die Freunde auf, Klopstock mit der Kerze in der Hand, die er unterwegs anstieß.

Auf seiner Reise nach Zürich, die er mit den Genossen in einem Reisebriefe den zurückbleibenden Freunden schilderte, bleibt Klopstock in gleicher Weise seiner anakreon-tischen Stimmung getreu. In Nürnberg will er durch-  
aus schöne Mädchen sehen, macht der artigen Schwester einer Blumenmalerin im Atelier derselben den Hof, ohne mehr Eindruck zu machen wie auf Fanny, und gedankt mit einer etwas frivolen Wendung der Schwaben, welche die Freude, zwar nicht die Göttin edler Herzen, aber doch so etwas ihr Schönlisches kennen. In Schaffhausen schreibt er: „Ich habe den Nymphen des Rheinfalls ein Gelübde getan, Wein an ihren Ufern zu trinken; bald werde ich es erfüllen!“ Wein und Mädchen bilden für ihn die Glückseligkeit aller Schöpfungswunder. Gewiß sehr schön und menschlich — doch für den Sänger des großen Erlösungs-  
epos befremdend genug. Noch ungünstiger für diesen gestaltet sich freilich das Bild, welches der Nürnberger Sulzer in dem gemeinsamen Reisebrief von ihm entwirft. Während Mädchen und Wein doch auch zum poetischen Inventar aller Zeiten gehören, verfallen die charakteristischen Eigenschaften, die hier dem Klopstock herabgehoben werden, der haarsten Prosa. Quandoque dormitat Mo-  
merus — doch Klopstock soll von 24 Stunden 17¼ ver-  
schlafen haben. Und gerade von einem apokalyptischen Sänger erwartet man eher visionäre Nachtwachen, da Visionen selten dem verschlafenen und angeschlossenem Geist; meistens dem schlaflosen Ueberreizten erscheinen! Auch der Appetit des Dichters ging über das Maasse der Mäßigkeit und Sitten hinaus. Bei Gelegenheit einer schä-  
ferlichen Mahlzeit von saurer Milch im Thürlingischen schreibt Sulzer: „Unser epischer Dichter hat dabei gezeigt, daß er nicht ein bloßer Dichter ist; er spülte die Schüs-  
seln aus und zeigte dabei so viel Genie als in seinen Gedichten.“

Schon vor seiner Ankunft hatte Klopstock bei Bodmer brieflich angefragt, ob auch für seinen Umgang geeignete Mädchen um den Weg seien, eine Frage, welche Bodmer etwas beunruhigte. Er suchte nun aus der Noth eine Tugend zu machen und zu verhüten, daß der Jüngling in unrechte Hände falle. Deshalb sollten sein Freund Hess und dessen junge Frau diese Seite seines Verkehrs überwachen und ihm die Fannys von Zürich zeigen. So wurden die weiblichen Wesen in Zürich, welche die Klopstock'sche Dichtung zu empfinden wußten und würdig schätzten, den Dichterjüngling anzuziehen, ausgewählt, zunächst zum Zweck jener Spazierfahrt auf dem Zürichersee, welche in der deutschen Literaturgeschichte so berühmt werden sollte. Man gesellte sich paarweise; unsern Dichter, der

an diesem Tage vielleicht sein rothes Sommerkleid anhatte, wurde die anmuthige junge Frau des Anstifters der Partie, des Dr. Hirzel, als Partnerin zutheil. Doch die schwarzen Augen der Schwester des jungen Kaufmanns Schinz machten ihn bald den blauen seiner Partnerin untreu:

Sie war das jüngste und schönste Mädchen der Gesellschaft, und ihre Schwärmerei mit einer frühen Kinderliebschaft zog den Dichter noch besonders an. Er sagte ihr das und noch viel anderes Schöne; worauf sie ihm zu bedenken gab, wie hoch derjenige von ihr geschätzt werden müsse, der sie zuerst gelehrt habe, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen. Er lächelte die reizende Schülerin, die ihr Auge in ehrerbietiger Berlegenheit niederschlug: offenbar wußte sie mit ihrer Vorstellung von dem heiligen Sängern die Galanterien des poetischen Jünglings, den sie jetzt vor sich sah, nicht recht zu reimen. Und wie er ihr erst vorgekommen sein mag, als der muthwillige Werbemüller aus ihrem Handschuh eine Locarde auf Klopstocks Brust machte?

In einem Dorfe, vier Stunden von Zürich, machte man Mittag, trank mit tiefer Ehrfurcht auf das Wohl der göttlichen Fanny, und brach nach Lische dann nach einer reizenden Halbinsel, die An, auf, wo man im Eichenwald wandelte. Als es wieder zu Schiff ging, erreichte Klopstocks Untreue gegen Madame Hirzel, wie er selbst bekant, den höchsten Grad; denn er führte Demoiselle Schinz statt ihrer ins Schiff. Auf einem andern kleinen Inselchen, wo nur für fünf Freunde mit ihren Schönen Raum war, eroberte der Dichter noch von dem sprödesten der Mädchen einen Kuß. Ueber die ganze Seefahrt schreibt er an Schindl: „Ich kann Ihnen sagen, ich habe mich lange nicht so ununterbrochen, so wild und so lange Zeit auf einmal als diesen schönen Tag gefreut.“ Durch sein zwangloses Benehmen und die poetischen Freiheiten, die er sich nahm, hatte Klopstock indeß die weibliche Welt von Zürich erschreckt und namentlich seine Schinzin zurückgestoßen. Der würdige Bodmer aber mochte klopstockhüttelnd die Verse seiner eigenen Ode lesen, in welcher er seine Sehnsucht nach Klopstock so schwärmerisch aussprach:

Komm! Offenbare die denkenden Äg' im sichtbaren Körper  
Auch am Gefade der Sigh und der Pinnat,  
Daß wir mit unsern Augen das Wunder beglaubigen können,  
Welches für unsere Tage bewahrt war:  
Eine Seel', in dem Kerker des irdischen Stoffs noch gefangen,  
Die des Messias Gedanken zu denken,  
Die die göttliche Liebe des menschenfreundlichen Gottes  
In dem unendlichen Umfang zu fühlen,  
Und in den herrlichsten Tönen, den würdigsten Kindern der  
Dichtkunst

Und Harmonie, zu beleben vermochte!  
Hier auch am Ufer der Pinnat sind würdige Freunde der  
Tugend,  
Würdig, die Tugend im Körper zu sehen.

Klopstocks Seele schien sich im Kerker des irdischen Stoffs ganz wohl zu behagen, was Bodmer denn doch bestreben mußte. Auch war der Sängern so unartig, sich für Bodmer's „Noachide“ gar nicht zu interessieren und stumm und theilnahmslos zu bleiben, als er ihm aus dem Gedichte vorlas. Der „Messias“, zu dessen Fortsetzung der gastfreie Bodmer ihm in seinem Hause Ruhe und Stille geben wollte, rückte kaum weiter. Bodmer stellte den frommen Sängern wegen seines zerstreuten Lebenswandels

zur Rede. „Wir haben“, sagte er ihm, „in den die des „Messias“ einen heiligen, strengen Jüngling anget.“ — „Haben Sie etwa geglaubt“, erwiderte Klopstock, „ich äße Henscheden und wilden Honig?“ Nach einem natürlchem Aufenthalt bei Bodmer zog Klopstock wieder in Kohn's Haus. Der enttäuschte Dichter der „An“ entwarf darauf in einem Briefe an einen Freund das Gesamtbild von Klopstocks Lebenswandel in Zürich.

Er lebte hier ganz dissipirt. Die jungen Damen in nem Alter, die mit ihm auf dem See gewelen, verbrachten täglich Gesellschaften. Er aß hier oder dort zu Mittag, zu Nacht, blieb die ganze Nacht durch daselbst und kam am folgenden Morgen nach Haus; ging spät zu Bett und noch später auf. Er trinkt sehr stark und mag den Wein vertragen, wiewol mit vielen Beschwerden seines Kopfes vergnügtester war er, wenn er bei Mädchen gewesen war, er hätte ein großes Vergnügen, die Choralisten des Kirchen anzuforschen. Auf der Seefahrt hatte er ein Mädchen kennen gelernt, deren Unschuld und natürlichen Reiz er bewunderte. Es schien, daß er in rechten Ernst wäre. Er gab es nur für Galanterie, die mit seiner Langensals sich sehr gut vertrüge. Er hat an diesem Mädchen eine Geliebte, die ihn, wie er sagt und schreibt, vor sich in muthig mache und undankbar gegen seine Liebe sei; er begegnet sie ihm, das Ehedversprechen angenommen, ganz schastlich. Sie schreibt verständig und geistreich. . . . Er sich ordentlich bei ernsthaften Männern, zu denen ich ihn gen mußte, einmüßigt. Keine Neugierigkeit aber bei den und Clavierfassung von Zürich oder von andern, keine Neugierigkeit, die Alpen von weitem oder in der zu betrachten. Wenn Sulzer den wabum (von der hohen Bodmer'schen Wohnung aus) nach den Schwestern richtete, so war der seine nach den Fenstern der Stadt, kein Verlangen, meine Bücher u. s. w. zu sehen, und zu lesen. Ein halbes Dutzend galopins hatten ihn von mir zu führen. Er schien in meinem Hause meiner Gesellschaft blüher und verdrüsslich. Bei den Herren war er ganz badin. Herr Breitingen ist gekommen; aber bisher hat er ihm nicht einen Besuch von égards, von considération, weiß er sehr wenig. Er hat mich nicht selten an seinem Rücken stehen lassen, die Jünglingen seine ganze Aufmerksamkeit gegeben hat. Er über Lische oder beim Nachsteffen allein bei ihm war, ich ihn fragen, wenn er reden sollte, und seine Rede ganz launisch. Erst ward er gesprächiger, wenn er mit Mädchenbesuch heimkam oder frühlich getrunken war. versteht weder Englisch noch Italienisch. Seine Oden schwach, und er fürchtete sich schier vor der Gelehrtheit vor der Pedanterie selbst. . . . Er ist höflich genug in den Manieren; doch nach der Höflichkeit der leipziger Herren

Man wird den Widerspruch, der zwischen dem ter Klopstock und dem Menschen Klopstock kam wenn wir diese treffliche Schilderung seines jünger enthalts lesen, wol im allgemeinen damit erklären daß ein jugendliches Dichtergemüth vor allem auch ist für die Eindrücke, die ihm entgegenreten. Die habene Stoff beflügelt seine Muse; die Anmuth der Schönheit und des frischen Lebens regt sein seine Sinne an. Ueberhaupt wenn der Dichter seinen Wechselgeschäfte mit den Mäusen hinter sich er im Leben nur kein Courant aus. Ein Mädchen seine Millionen zu Hause, wenn er spazieren erscheint wie jeder andere Sterbliche. Doch abgesehen haben wir der Beispiele genug, daß die

Mensch sich keineswegs in solcher Weise decken, wie unser moralisirender Aesthetiker behaupten. Großer Reichtum der Phantasie, Empfänglichkeit, Beweglichkeit, die Gabe, sich in andere Charaktere und Situationen zu versetzen, sind für den Dichter unerlässlich. Doch starke Charaktere sind nur stark durch die Einseitigkeit des Willens, durch die von keiner Reflexion angekränkelte Festigkeit der Thatkraft, durch die Rücksichtslosigkeit, mit der sie ihre Zwecke verfolgen. Es sind dies Gegensätze, die sich ausschließen. Mit Recht behauptet Kümelin, daß Shakespeare im Hamlet sich selbst geschildert habe. Hamlet ist eine Dichternatur. Wenn nun nach dem neuesten Moberdogma die Poeten an sich selbst arbeiten sollen, um tüchtige Individuen und ganze Völker zu werden, so sind sie ohne Zweifel als Menschen und Christen hierzu verpflichtet. Nur darf man sich nicht der Illusion hingeben, als würde ihnen damit alles andere von selbst zufallen, und mag zur Abkühlung an das bekannte geflügelte Wort: „Gute Leute und schlechte Musikanten“, erinnern.

Bei Klopstock findet indeß der erhabene Gesang und das verliebte Wesen, das messianische Priesterthum und die profane Courmacherei noch ein vermittelndes Band in der Empfindsamkeit, welche in seinem eigenen Naturell wie in der Zeitrichtung lag. Die „Messiade“ ist eine empfindsame Dichtung, die von der schlichten und markigen Kraft der Evangelien ebenso weit abliegt, wie von Milton's und Dante's großartiger Plastik. Der sentimentale Teufel Abbadona hat schon früh zahlreiche Anschuldigungen nicht bloß von ehrlichen Theologen, sondern auch von allen, welche keine Zwitterwesen der Phantasie vertragen, erdulden müssen. Ja in demselben Zürich, in welchem Klopstock von der jeunesse dorée und von den ehrwürdigen Vertretern der Literatur so begeisterte Anerkennung fand, schrieb später der Maler Füßli an Merd: „Den größten Theil von Klopstock's Andachtsreden hole Gott und benutze alles von seiner teutonischen Mythologie der Teufel! Die facultas lacrimosa, dieses Schönpflüsterchen der deutschen Poesie, die teleskopirten Augen, unennbaren Blide und der ganze theologische Hermaphroditismus sind vergänglichere Lumpen als die, auf welche sie gedruckt sind.“ Die facultas lacrimosa ist indeß von einer gewissen Leichtgläubigkeit gar nicht so himmelweit getrennt. Ist doch nichts rührender als die französischen Demi-Monde-Dramen!

Ein zweiter Punkt, der uns ins Auge fällt, wenn wir Klopstock's Jugendleben verfolgen, ist die Empfänglichkeit, welche das Publikum, vorzugsweise Mädchen und Frauen, damals der Poesie entgegenbrachte. Der buchhändlerische Absatz, den die Meisterwerke Klopstock's und Goethe's anfangs fanden, darf deshalb gewiß nicht überschätzt werden. Bei Klopstock fehlen uns die nähern Daten. Doch welche gerührte, begeisterte Zuhörerschaft versammelte sich um die vorlesenden Dichter! Wie kalt und nüchtern erscheint dagegen der Beifall der modernen Theaterviertel, welche noch etwa der veralteten Sitte huldigen sollten, außer dem Confect auch Poesie zum Thee zu genießen! Als Klopstock und Gleim in Magdeburg den rei-

chen und gebildeten Kaufmann Bachmann besuchten, da entwickelte sich in dem Garten auf der Elbinsel ein echt poetisches Leben:

Klopstock bewohnte mit dem Hosprediger Sack, der, früher in Magdeburg angeheiratet, jetzt aus Berlin herübergekommen war, eins der kleinen Gartenhäuser. Besonders die Frauen- und Mädchenwelt war es hier, die sich um den Messiasdichter drängte. Sie saßen im Ringe um ihn her, von einem Kreise von Männern eingeschlossen; er mußte ihnen von Lazarus (Semida) und Eibli vorlesen, und sie belohnten ihn mit ihren Thränen. Der junge Dichter fand, „daß es eine ungemein süße Sache sei, wenn man von lebenswürdigen Lesern zugleich geliebt und verehrt wird“. Auch was er von Abbadona noch weiter handschriftlich ausgearbeitet hatte, mußte er lesen, und es wurde unter Sack's Vorsitz eine förmliche Berathung über das fernere Schicksal des rührenden Teufels gehalten. Der Beschluß fiel zu seinen Gunsten aus: der Dichter sollte sich schriftlich zu seiner Beseitigung verbindlich machen; aber Klopstock hielt seine poetische Freiheit aufrecht und verweigerte die Unterschrift. Sofort kam Madame Sack mit Abdrücken und Abschriften Klopstock'scher Oden hervor, selbst solcher, von denen dieser meinte, daß nur Bodmer sie besitze; und besonders zwei, natürlich eben die rührendsten von denen an Fanny, sollte der Dichter selbst vorlesen. Das vermochte er nicht; Gleim las sie endlich, und er „verbarg sich hinter den Reisfaden und Sonnenschirmen“. Man fragte ihn nach Fanny, man wollte wissen, begreifen —: er versicherte, sie stehe noch weit über seinem Lobe, und blickte auf die in Rührung schwimmenden Augen um ihn her „wie in die Elyseischen Felder“.

Der Sinn für Poesie ist allerdings in unserer Zeit ein bei weitem schwächerer geworden! Und wie könnte dies auch anders sein, wenn gänzlich unpoetische Geister, denen die Muse ausgeblieben sind, die Literaturgeschichte schreiben und Tonangeber der kritischen Meinungen geworden sind! Fehlen doch auf unsern Universitäten die Lehrstühle für neuere Literatur, für Poetik und Geschichte der Poesie; wird doch auf unsern Gymnasien die moderne Poesie nur beiläufig mit in Betracht gezogen! In allerjüngster Zeit finden sich zwar überall Anläufe zum Bessern und wo sich Begeisterung für poetisches Schaffen zeigt, da ist sie im ganzen gesunder, als sie in jener Epoche empfindsamer Hingebung war.

Strauß hat seiner „Jugendgeschichte Klopstock's“ zwei kleine Beilagen hinzugefügt, von denen die erste „Berstreute Bemerkungen über Klopstock's Messias“ bringt, die zweite „Ueber das Metrische in Klopstock's Oden“ spricht. Beide enthalten keine Aperçus, namentlich über Fragen der Metrik, wie z. B. über Klopstock's Trochäen im vorletzten Fuße des Hexameters. Strauß hält, mit Vogt und gegen Platen, die völlige Anschließung des Trochäus an den fünf ersten Füße des deutschen Hexameters durch den Zwang, den sie auferlegt, für allzu theuer erkauft, und erklärt sich gegen die neugebildeten Odenmaße Klopstock's. Da alle diese Versarten ursprünglich nicht dem Genius unserer, sondern der griechischen Sprache entstammen, so folge augenscheinlich, daß unsere Sprache in Bezug auf dieselben sich nur nachbildend, niemals neubildend oder schöpferisch verhalten könne:

Ich stelle getrost den Satz auf, daß jedes Versmaß, dessen Schema dem Gedicht vorgebrucht werden muß, um von dem Leser gefunden zu werden, im Deutschen (von Uebersetzungen



ist natürlich nicht die Rede) nichts taugt. Mein Beweis ist der. Ein Gedicht wird nur dann recht genossen, wenn Inhalt und Form, Gedanke und Versmaß, mit- und ineinander aufgefaßt werden. Das ist aber bei Gedichten jener Art nicht möglich. Entweder achtet man auf das Versmaß, und verliert den Sinn; oder man achtet auf den Sinn, dann entgeht einem das Versmaß. Beides ineinander kann man nur dann gemessen, wenn das Versmaß von der Art ist, daß es, wenigstens dem gebildeten Ohre, sich leicht einprägt; daß ich es beim aufmerksamen Lesen der ersten Strophe von selbst finde, und beim Lesen der zweiten schon auswendig weiß. Und das wird aber die gewöhnlichsten Horazisch-Catullischen Maße hinaus nicht leicht der Fall sein; auch bei Klopstock's und Platen's selbsterrundenen Verszeilen nicht, die das Natürliche und Einleuchtende jener alten Maße selten oder nie erreichen.

Wenn wir „Klopstock's Jugendgeschichte“ hinter uns haben, beginnt in dem Werke von Strauß die Olla-potrida von Abhandlungen. Der dem Andenken an seine Mutter gewidmete Aufsatz, wie die Leichenrede, die er seinem Bruder hielt, sind insofern von Interesse, als sie zeigen, welche warme Pietät einen Autor beseelt, der lange Zeit hindurch für einen Ogre galt, mit welchem man die Kinder aus dem Schlafe schreckte. Das Kleinbürgerlich-Idyllische in dem ersten Aufsatz macht einen wahrhaft poetischen Eindruck. Das Charakterbild des Königs Wilhelm von Württemberg ist scharf skizzirt, ebenso, wenn auch mit der Vorliebe freundschaftlicher Gesinnung, das Justinus Kerner's. Die „Erinnerungen an Möhlcr, aufgezeichnet von einer verstorbenen Protestantin“, scheinen uns nicht recht in die Sammlung zu passen; es sind confessions, wenn man will, pilanter Art, die sich eher im „Baner von Rom“ poetisch verwerthen ließen. Aus den „Gesprächen“, deren Dialog im ganzen scharf und schlagend ist, erfahren wir, daß Strauß in Bezug auf Schleswig-Holstein gute Gründe für die Annexion durch Preußen anzuführen weiß, daß er einem gesunden Krieg als einer moralischen Aufreinigung das Wort redet, daß er sich gegen die Vollenbung unfertiger mittelalterlicher Bauwerke, wie des Kölner Doms erklärt, weil in Kunstspielerei vollendet wird, was im frommen Ernst begonnen worden, und daß er sich gegen die Abschaffung der Todesstrafe erklärt — lauter mit Entschiedenheit eingenommene Standpunkte, die nicht minder entschiedene Gegner finden werden.

Ueber „Barbara Streicherin von Aalen“, die Geliebte Schubart's, gibt Strauß aus ungebrachten Quellen die Auskunft, daß sie eine Magd gewesen sei, mit welcher Schubart ein Verhältniß gehabt. Hiernach mögen die Romanbichter, wie Brachvogel, ihre biographischen Memoirenromane corrigiren. Die Humoreske: „Der Papierreisende“, behandelt die Klage des in Tied-Hoffmann'scher Weise personificirten Semitrons über Vernachlässigung von seiten der neuern Schriftsteller, deren Stil deshalb die Taille fehlt. „Die Göttin im Gefängniß“ ist eine Phantasie in Gallot's Manier über die aus der münchener Glyptothek verbannten Venusstatuen.

Das ist der bunte Inhalt der Neuen Folge von David Strauß' „kleinen Schriften“. Wir würden sie etwas weniger musivisch wünschen, trösten uns aber damit, daß,

wo dieser Autor seinen Papierkorb ausschüttet, wir noch auf den verlorensten Zettelschen eine stilistische Kalligraphie finden, die unwiderstehlich für ihn einnimmt.

Rudolf Gottschal.

### Unterhaltungsliteratur.

Edel und Adel. Wästenleben und wüsten Leben. Roman von Friedrich Volkmar. Erste Abtheilung: Die Kinder der Wildniß. Vier Bände. Zweite Abtheilung: Die Söhne des Adels. Vier Bände. Hannover, C. Kämpfer. 1866. 8. 8 Thlr.

Wir müssen es uns schon erlauben, in unserer Analyse dieses Romans eingehender zu sein und die Grenze ein wenig zu überschreiten, welche die „Blätter für literarische Unterhaltung“ mit gutem Fug den Berichterstattern über bloße — Unterhaltungsektüre gestatten. Denn der Verfasser will uns nicht bloß fesseln und unterhalten, sondern auch angenehm belehren und belehrend den Schwachen die Wege der Wahrheit und des Rechts lieb machen und sie zur Pilgerschaft auf denselben stärken. So reißt sich Volkmar würdig den großen Romanschriftstellern unserer Zeit an: Gutzkow, Freytag, Auerbach und wenigen andern, und wenn er uns im Laufe der Zeit noch ähnliche und noch reifere Werke liefert wie „Edel und Adel“, so dürfen wir auch sie sicherlich nicht bloß als unbestreibbare Vortheile für unsere schöne Literatur bezeichnen, sondern auch als werthvolle Bausteine zur Errichtung der Tempel des vernunft- und sittengemäßen Fortschritts. Undenkbar strebt der Verfasser diesem Ziele nach, und daß er doch keine bloßen Tendenzromane schreibt, das ist einer der großen Vorzüge seines Werks, die wir bereitwillig anerkennen und nur derentwillen wir ihm ein aufmerksames und dankbares Publikum wünschen.

Die acht Bände, aus welchen beide Abtheilungen bestehen, bilden ein ununterbrochenes Ganzes und spielen sich im Laufe weniger Monate ab. Nur gegen den Schluß überspringt der Verfasser einige längere Zeiträume und führt seine Helden nicht bloß bis an die Schwelle des mühsamen errungenen glücklichen Geschicks, sondern zeigt auch, daß und wie sie sich in demselben bewähren, wie die Unedeln aber stets wieder zurückfallen, wie keinerlei directe, nur materielle Wohlthaten im Stande sind, ihnen Begriff und Maßstab des wirklichen, edeln Lebensgenusses und damit ein dauerndes Wohl zu sichern. Auch besonders das „Glück“, soweit es nur „Gnadenbrod“ des Schicksals ist, wird mit virtuoser Feder geschildert, und bei der scharfen Zeichnung der hervorragenden Charaktere glauben wir uns oft genug in das tägliche Leben versetzt, während doch nur Romanfiguren und erdichtete Situationen uns umgeben. Der Schauplatz der Geschichte ist theils in den Ländern am Rhythen Meere, an der schmalen Verbindungsbrücke von Afrika und Asien, theils im Herzen von Deutschland; die Zeit reicht bis in die neueste Gegenwart, sodaß am Schluß noch Schäden genug aufgedeckt werden können, die für unsere modernsten Mißverhältnisse in socialer, kirchlicher und staatlicher Hinsicht bezeichnend sind. Durch das Ganze geht ein lehrreicher Parallelismus

der Lebensformen im Orient und im Occident, ein stetes Aufsteigen der Gegensätze, wie sie jenseit und diesseit des Mittelmeers, wie sie beim Christenthume und beim Islam die Aufmerksamkeit des Beobachters erregen.

Der Hauptheld ist Traugott von Hochstern oder Mutabid, wie er seinen Namen arabisch übersetzt hat. Ihm begegnen wir auf den ersten Seiten und nehmen erst auf der letzten und ungenen von ihm Abschied. Er ist ein so mit allen Vorzügen ausgerüsteter Mann, so klar, wahr und edel, dabei so energisch, daß wir in ihm bald den dominus tractans des ganzen Romans erkennen. Klägliche Familienverhältnisse und die Junkerkastigkeit der Kreise, denen er seiner Geburt nach angehört, machen aus ihm, den rechtlichen Erben großer Gütercomplexe, einen „Verstoßenen“, der dem Untergange unrettbar verfallen gewesen wäre, wenn seine überaus tüchtige Natur das überhaupt zuliesse. Er durchpilgert zunächst den amerikanischen Norden, bricht aber bald nach Aegypten auf, um von dort in die Wüstengebiete sich zu begeben, in welchen er bei einem koptischen Stamme die Sühnung alter Sünden seines Vaters ins Werk setzen zu können hofft. Zwei Jahrzehnte vorher hat dieser mit einem andern Junker bei jenen Stämmen nicht bloß verkehrt, beide haben auch glühend schöne Landesbücher geschickt und sie bei Beginn der Zeit des Ueberdrußes, trotz der den seltsamen Ehen entsprossenen Kinder, schändlich verlassen. Diese Verlassenheit, diese Kinder der Wildniß, aufzusuchen und in den Schutz der christlichen Cultuur zurückzuführen, ihnen die geraubten Heimatsrechte zu verschaffen, das ist die Aufgabe, die Mutabid, der selbst verstößene Bruder von Ali und Zeila, sich stellt. Ohne irgend erhebliche Anhaltspunkte, nur von den deutschen Behörden in Kairo unterstützt, tritt er seine eigenthümliche Forschungsreise zu den Schamain an und erfüllt seine Sendung, wenn auch erst nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten und Gefahren, auf das vollständigste und glänzendste; denn am Schluß des letzten Bandes sind Ali, Zeila und Abdallah, die Speerführung deutscher Junker, die misachteten Findlinge und Waisarde der Wüste, achtungswerthe und wohlbegüterte deutsche Rittergutsbesitzer.

Man erkennt wol, daß Bollmar sich eine nicht bloß seltsame, sondern auch schwierige Aufgabe gestellt hat; denn bei diesem steten Verschmelzen der fremdbartigen, mit großer Sachkenntniß geschilderten Elemente der Levante mit denen unserer unmittelbarsten Umgebung war es leicht, flüchtige und lächerlich wirkende Fehlgriiffe sich zu Schulden kommen zu lassen. Mit virtuoser Sicherheit hat der Verfasser das zu vermeiden gewußt und seine „verrücktesten Winken“ so befriedigend entwirrt, daß wir oft vermuteten, er lenne die Länderstrecken von Aegypten bis Palästina aus eigener Anschauung und längerem Aufenthalt am Ort und Stelle.

Dem Romanschriftsteller ist es erlaubt, den Zufall in der Welt seiner Schöpfung eine große Rolle spielen zu lassen, wenn er nur den Deus ex machina nicht allzu häufig zu Hilfe ruft. So finden wir von vornherein bei Mutabid als Diener den als Sklaven aufgewachsenen und

stets auf das schnellste behandelten Abdallah, den ehelichen Sohn des Barons von Wardow, beide energische Naturen und beide in Reithunst und Turnen und in den Wagnissen des Büstenlebens wohlbewährt und als Freunde und unbewußte Bundesgenossen eng verbrüder. Sie werden in den Krieg und das Räuberumwesen der Wüste gedrängt, von den Geschwistern, die Mutabid aussucht, näher zu kommen. Sie retten einem für todt daliegenden jungen Häuptlinge das Leben, indem sie ihn mit größter eigener Gefahr vom Schlachtfelde rauben — die Situationen dabei sind ebenso wahrscheinlich als anschaulich geschildert —, und dieser Häuptling, durch einen heimtückischen Nebenbuhler verdrängt, ist eben Ali, der gesuchte Stiefbruder Mutabid's. Allmählich errathen und erfahren wir, daß der Vater beider, der alte Baron von Hochstern, aus erster, durch seine Schuld äußerst unglücklicher Ehe einen Sohn, Traugott oder Mutabid, hatte, nach dem Tode der ersten, in bitterstem Herzeleid verstorbenen Gattin eine zweijährige Expedition nach Aegypten ausführte und die dort gesetzlich geehrte Mirjam (Maria) mit zwei Kindern schmählich in größter Bedrängniß zurückließ, um sofort, diese Ehe als ungültiges Intermezzo behandelnd, in Deutschland eine dritte, aber wieder ebenbürtige Ehe einzugehen — ebenbürtig, aber nicht gesetzlich gültig, weil Mirjam noch lebte, als der alte Baron dieses Ehebündniß schloß, der sich mithin der Bigamie schuldig machte. Dieser dritten Ehe entstammt Arthur, der Prototyp des in Grund und Boden verdothenen Junkerthums in der engeren Bedeutung des Wortes, während eine Tochter dieser Ehe, Adele, trotz der übelsten Vorbilder in der eigenen Familie, den Grundsätzen Traugott's, bürgerlich-fortschrittlichen Grundsätzen, huldigt und als ein ebenso geistvolles wie anmuthiges Wesen vor uns erscheint. Während Arthur stumpfsinnig und nur seinen unedeln, aber adelichen Gelüsten ergeben ist und deshalb in gewissermaßen typischer Weise untergeht, lebt in ihr ein Geist der Ursprünglichkeit und Initiative, der sie, die Vertreterin der Fortschritts-idee im Adelsstande, sowohl vor den orientalischen als den bürgerlichen Frauengestalten, so anziehend dieselben geschildert werden, doch in ebenso charakteristischer als vortheilhafter Weise auszeichnet. De gustibus non est disputandum, wir aber geben Adele vor allen Frauen des Romans den Vorzug. Ihre und Arthur's Mutter, deren Ehe schließlich als gesetzlich unzulässig erkannt wird, ist ein wahrer und edelhafter Abschaum alles dessen, was von bornirtem Adelsstolze und kläglicher Geldspeculation geadacht werden kann, die Heuchelei und Frömmerei in höchster Potenz, keine Spur einer sittlichen Lebensbasis; trotzdem leuchtet es uns ein, daß Adele ihre Tochter und Arthur, der Unbe, ihr Sohn sein kann. Wir können derartige Beispiele im täglichen Leben gewahren.

Wir haben bereits in die zweite Abtheilung des Romans vorgegriffen, aber wir können, indem wir zu Mutabid zurückkehren, der noch Zeila retten mußte, unumgänglich auf alle die tausendfältigen Verwickelungen aufmerksam machen, die Mutabid lösen muß, um seinem Ziele erfolgreich zuzustreben, die aber sämmtlich feststehen sind.

Er muß beide Stiefgeschwister nicht bloß finden, sondern er muß auch genügender Documente habhaft werden, um den Anforderungen der heimathlichen Rechtsverhältnisse und den Bestimmungen des Civilstandes genügen zu können. Dabei muß er seine Geschwister in praktischer Weise vom Islam zum Christenthume überführen, nicht als nüchterner Dogmatiker, sondern als ein wirklich vom Geiste christlicher Ethik und Liebe durchglüheter Mensch, und dieser Aufgabe unterzieht er sich in so vortrefflicher Weise, so sachlich und persönlich richtig, daß wir dem Verfasser für diese Partien seines Werks unsere besondere Anerkennung aussprechen müssen. Bei Mutabid ist wahres Christenthum, und bei seinen Jüngern entsteht wahres Christenthum, während auch der Gegensatz nicht fehlt, das heuchlerische Pfaffenhum, gezeichnet in dem pietistischen Candidaten, dem sein Beruf nur Wilschuh ist, der Unfrieden und Unglück in den ihm zugänglichen Familien stiftet, um besser schmarozgen zu können, und dem wir es deshalb recht von Herzen gönnen, daß er schließlich den Kürzern zieht. Der Verfasser beweist, daß ihm auch die humoristische Ader nicht versagt ist, wenn er ihr in diesem Werke auch nur spärlichen Fluß gestattet; wir empfinden wenigstens in uns die volle Wirkung, die der Humor hervorbringen soll, als wir die Stelle lesen:

Tragott und Gertrud ritten zusammen, denn die enge Gasse leidet nur zwei Reiter nebeneinander. Tragott blickte die Straße nach dem Jassathore hin. „Da ist schon wieder jenes Bleichgesicht“ (der Pietist, der den Orient durchkreist). Er zog sein Kopftuch herab und wandte sein Gesicht der Begleiterin zu; die Pferde griffen aus. Der so Bezeichnete stand dicht am Reitwege auf dem engen Fußsteig nach Jinnaf. „Geh zur Rechten“, rief Tragott und sprengte dicht an ihm vorüber. „So ein ungechliffener Beduine lernt doch nimmer Sitte“, brummte der Candidat, als er seine besprigten Kleider ansah. Er stand noch ärgerlich da und wischte seine Kleider ab, als Dietrich an ihm vorüberritt und ihm ein wenig spöttisch seinen Gruß zurief. „Nur auch der dich noch anlachen“, brummte der Candidat. Doch er soll es noch kriegen, wenn wir wieder in die Heimat kommen. Werde es schon einzurichten wissen, daß das hohe Consistorium von seinem Rationalismus Wind kriegt.

Diese kleine Stelle, wie unerheblich für sich sie erscheinen mag, wirkt im Romane unvergleichlich. Und recht so! „Schmerz auf ihr Haupt“, wie Mirza Schaffy sagt.

In Dietrich, Gertrud und ihrem Bruder, dem Arzte, lernen wir drei weitere interessante Personen des Romans kennen, lebensvoll und wahrheitgemäß in der Auffassung und Darstellung, unserm Kreise, unserer Bekanntheit, möchten wir sagen, entnommen. Dietrich ist Orientalist und Docent, der in wissenschaftlichen Absichten sich der Reise der Geschwister angeschlossen hat und Leid und Freud der Wüstenzüge mit ihnen theilt, um sich ein tieferes Verständniß des Orients möglich zu machen. Die Geschwister sind reiche Bürgerliche, stehen auf der Höhe der heutigen Kultur und wollen im Orient gelebt haben, um ungeführt durch Ferneleid, wie Freiligrath es nennt, der Vorzüge des Culturlebens in der Heimat sich erfreuen zu können. Der Verfasser läßt diese drei schon früh mit Mutabid zusammentreffen, der mehrfach Gertrud aus den bedenklichsten Situationen rettet und bald zu ihr in ein

inniges Seelenbündniß tritt. Alle diese bunten Begegnungen sind oft mit wahrer Meisterschaft gemalt, und wir uns mit den Mitgliedern dieser immerhin abentheuerlichen Gesellschaft befreunden, um so mehr befriedigt zu sein. Mutabid, der seines Zieles halber sein Jassathum nicht ablegen darf, von seinen Landesleuten als ein stoßene Traugott von Hochstern errathen und auch in Antecedentien wegen von ihnen hochgeschätzt wird, mehr, daß die Reichthümer der Geschwister zum Theil in Landgütern angelegt sind, die vordem Hochstern'schen Erbes waren, von dem alten Barmherzig leichtsinnig contrahirter Schulden wegen veräußert worden mußten.

Nachdem noch eine größere Reihe orientalischer Figuren, Situationen und Vorgänge vorgeführt sind und die Gesellschaft unserer Freunde noch durch die frühere Hirtin, eine sehr realistische Wüsten-Wüste, ihren Bruder Jusaf, dessen geliebte Frau mehrere vermehrt ist, bewegt sich der Schauplatz nach Osten, den Nil hinauf und wieder herab, wobei nicht poetische Bilder der mannichfaltigen Trümmersituationen geschildert werden. Dabei ist zu bemerken, daß dieselben für uns auch dadurch fesselnder werden, daß die Locomotiven den Dienst versehen, sondern entweder meile oder echt arabische Stuten, die Sabiba, eine Melkite, in die auch der Verfasser verliebt zu sein scheint, wenn er sie z. B. „wie eine Gerte um seinen Schenkel biegt“, der Falle, die Zahira u. s. w. Ein Reisegefellenschaft trifft früher in der Heimat ein, die Sitten des Abels zu um so grellerer Fülle zu sehen. Dann kommt auch Mutabid mit den geretteten Kindern der Wüsten und den Documenten, und nun beginnt die Lösung des Knotens, die zumal in manchen Umständen nicht besser sein könnte. Keila war in Kairo einmal einem Gouverneur Achmet in seinen Harem entführt, dem sie durch verschlagene Listen Abdallah's und Operationen seiner Genossen Ali und Mutabid zuflucht wird; in der Heimat wiederholt sich die Entführung von zwei Jüngern und zu einer Vorbildwirkung bei sie nun geführt, und die Jünger sind ihr Bruder Jusaf und dessen Freund, der junge von Wardow! Auch gelingt natürlich die Rettung zu rechter Zeit durch die Freunde; die Edeln stehen mehr und mehr siegreich den Adlichen gegenüber, sodaß unser modernes Publikum das Buch kaum ohne Abscheu lesen wird. Bei diesen erwähnten Scenen ist uns aufgefallen, welche der Unterschied der Verfasser zwischen Harem und Welt macht. Sollte er recht haben, wäre die von Mohammed freigegebene und für die distinguirten Mohammedaner schriftsmäßige Vielweiberei, wäre die unwürdige Seite des orientalischen Weibes wesentliche Ursache der Unzucht in diesen von der Natur so reich gesegneten Ländern, möchte der Gedanke wol weitere Unterstützung finden, die Reformation und Relioration des Islam mit allen zulässigen Mitteln anzubahnen, vielleicht sogar mit waffensamen, wie es im Plane des Kaisers Nizamgen hatte. Aber weder die Russen noch die Franzosen

sind irgend geeignete Reformatoren, und wenn sich nicht die Kultur selbst, von einem klaren und energischen Sultan geleitet, dieser Wüsten unterzieht und ein zweiter Prophet nach den Fanatikus die Wüsten beherrscht, wird sie sich kaum nach Babel brechen können. Was hilft ein Otto, ein Georgios auf griechischem Throne, solange Byzanz schlechter Herrscher hat, als die letzten griechischen Kaiser waren?

Wir wollen zu unserm Buche nicht zurückkehren, um die schließlichen, durchaus befriedigenden Lösungen vor den Lesern zu entwickeln, und nur sagen, daß sie sämtlich mit der Logik der Thatfachen und Ethik zusammenstreffen und den Eindruck der Befriedigung bei uns hinterlassen. Aber wir wollen noch einige Stellen herausgreifen, um an ihnen erkennen zu lassen, wie der Verfasser schreibt und von welcher Grundtendenz er geleitet ist.

Die sterbende Maria, die Braut Dietrich's, unterhält sich mit der jungen Baronin Abela und sagt:

Nun sieh, Abela, nun kommt die Welt mit ihrer Thorheit und meint: die einen seien berufen als Herren, doch die andern gesetzt als Knechte; auch lehren falsche Prediger, Gott habe die einen erwählt und die andern verdammt, das Bekenntniß habe und richte die Menschen. Sägung auf Sägung bauen sie, wie die Pharisäer thaten, sie machen Christi Lehre von der Dürerliebe zu einer Schlinge, daß sie in ihrer Heuchelei die Lebendenenden erstickten. Das ist die Giftdumme, die in Scheinheiligkeit den Tod und nicht das Leben birgt. Weist du, was der Vater lehrt: ein Glaube, der nicht in reiner Liebe ist, bewähre, sei ein eitel Werk des Hochmuths? Ach, daß dich mit der Hochmuth der Welt und ihre Heuchelei in die Irre führt; sie treten nahe an dich heran.

In einer frühern Stelle wird über das Christenthum gesprochen:

Ja, das ist gerade das Unglück bei uns Protestanten in Deutschland — lagte der Candidat — wir sind zu sehr von der geordneten Auffklärung angefaßt. Da meint ein jeder die Lehre zu kennen und verachtet die Segnungen der Kirche. Die Lehre der Kirche, wie wir sie in den Symbolischen Büchern haben, ist die Säule und die Hülfsstütze unsers Glaubens. Man darf nicht, man dürfe ohne Nachtheil für sein Seelenheil davon abweichen.

Da wäre ich nun anderer Ansicht — meinte Dietrich —. So auch mir die Reformatoren sehen, sie waren Menschen als solche dem Irrthum unterworfen, wir können in ihrem Werk nur wirken, wenn wir die Gemeinde von jedem Glauben lösen. Aus dem Vorn der Schrift sollen wir schöpfen, lehrt Luther, und wie uns das Bild vom Wesen Gottes zu seinem Heilsplan, der in Christo sich vollendete, aus ihr hervorgeht, so mögen wir es im Gemüthe hegen und bewahren, dann sind wir wahre Christen. Das Wesen Gottes über die Liebe, die Entwicklung der Geschichte ist die Entfaltung seines Wesens, und das Christenthum ist der Grund alles irdischen Strebens, weil es die Liebe Gottes lehrt und die Bräuterei fordert.

Das sind doch nur vage Aufstellungen — meinte der Candidat —, alles, auch der Glaube will eine Form haben, denn wir verfliehet er unsern Glauben, darum gibt uns die Kirche die Form in den Symbolen.

Referent gesteht zum Schluß, daß er den Roman „Bei und Abela“ mit Vergnügen seiner Familienbibliothek beilegt hat, um ihn noch oft wieder zur Hand zu nehmen. 1866. 24.

men, zu eigenem Nutz und Frommen und um ihn den Seinigen ebenfalls nicht bloß empfehlen, sondern auch hinreichen zu können. Er wünscht, bald weitere Geisteserzeugnisse des Verfassers angezeigt zu finden, denn er glaubt in dem Verfasser einen Charakter gefunden zu haben, wie Rutadib und Dietrich. 15.

## Zur deutschen Special- und Landesgeschichte.

(Schluß aus Nr. 22.)

Wir reihen diesen Bearbeitungen der deutschen Special- und Landesgeschichte auch noch die eben erschienene erste Abtheilung des fünften Bandes von Palacky's böhmischer Geschichte an:

3. Geschichte von Böhmen. Größtentheils nach Urkunden und Handschriften von Franz Palacky. Fünfter Band. Das Zeitalter der Jagellonen. Erste Abtheilung: 2. Vladislav II. von 1471—1500. Prag, Tempelk. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Zwar sind wir überzeugt, daß eine Einreihung dieses Werks in unsere allgemeine Rubrik keineswegs im Sinne des Verfassers der Geschichte Böhmens liegt. Ist er doch einer der bedeutendsten Vorkämpfer und auf wissenschaftlichem Felde jedenfalls der bedeutendste für die vollständige Isolirung Böhmens und seiner Geschichte, geht ja doch die eigentliche Tendenz seines großartigen und mühevollen Lebenswerks, dieser Bearbeitung der böhmischen Geschichte, dahin, zu beweisen, daß sein Heimatland zu selbstständiger geschichtlicher Entwicklung von der Natur und Vorsehung bestimmt war und bloß durch die Lücke des Zufalls, die Bosheit und Schwäche der Menschen zu einem Anhängsel des Deutschen Reichs und Oesterreichs gemacht worden ist. Denn daß es ein Theil Deutschlands sei, wie wir andern uns einbilden, hatten die Wächter der czechischen Krone für die größte aller Majestätsbeleidigungen. Wir andern sehen in unserer Einsicht eben nur die Landkarte an, und diese spricht deutlich genug für uns. Wenn es überhaupt einen „geographischen Begriff“ Deutschland gibt, und den hat uns selbst ein Metternich als politisch erlaubt zugestanden, so ist Böhmen ein nothwendiger Bestandtheil desselben, so gut wie Franken oder Baiern oder Thüringen, und wie die andern innersten Landschaften Deutschlands, seine Kernländer, allerdings nur im geographischen Sinne, heißen mögen. Rechnen wir dazu auch ohne alle weitem Nebengedanken die statistische Thatfache, daß dieses Land von beinahe zwei Millionen deutscher Leute bewohnt wird, die innen und auswendig ebenso schlecht und recht deutsch besprochen sind wie die andern, die nun einmal für Deutsche gelten, so erhält jene bloß geographische Thatfache noch eine sehr belangreiche Bestätigung. Wenden wir uns aber vollends zur Geschichte, ohne ihr mit irgendeinem zugebrachten idealen Ziele Gewalt anzuthun, so sagt sie uns, daß es einst eine Zeit gab, wo eben nur Deutsche im schönen Lande Böhmen wohnten und daß sogar sein in der ganzen civilisirten Welt gebräuchlicher Name dies

erweist. Freilich ist das lange her, und jedenfalls sind die drei Millionen Czechen ebenso wol berechtigt, das Land als ihre Heimat anzusprechen, als es einst die Markomannen und Hermunduren gewesen sind oder gegenwärtig noch ihre Nachbarn aus deutschem Blute.

Wer die spätere Geschichte des halb czechischen, halb deutschen Böhmen ohne alle weiteren Tendenzen betrachtet außer der einen, ehrlich und redlich der Wahrheit ihr Recht anzutun, kommt zu denselben Resultate wie der Geograph und der Archäolog. Böhmen hat zwar viele Jahrhunderte lang es versucht, sich von Deutschland abzuschießen und eine Geschichte auf eigene Hand zu machen, indem es sich bald an die übrige Masse der Slawen, der nächsten Verwandten des einen Bestandtheils seiner Bevölkerung, anzulehnen, bald ganz auf sich selbst zu stellen trachtete. Aber das eine wie das andere mißglückte und mußte nach der Nothwendigkeit, nach den fest gegebenen Bedingungen seiner Lage und seiner Culturbedingungen mißglücken. Es ist ihm dadurch eine an dramatischem Inhalt reiche Entwicklung während des Mittelalters erwachsen, die eben deshalb einem weniger an die Sache als an die Form sich haltenden oder einem durch allerlei Vorurtheile geblendeten Auge wie eine ganz selbständige Geschichtsbildung erscheinen mag, während es doch nur ein verunglückter Aukauf dazu war. Sobald sich Deutschland einmal im Beginn des Mittelalters, wie wollen sagen durch Karl den Großen, politisch und religiös consolidirt und einheitlich gestaltet hatte, wirkte auch seine natürliche Anziehungskraft auf Böhmen und dies trat von selbst in der einen wie in der andern Hinsicht in eine von da an nie mehr völlig abgeschüttelte Zugehörigkeit zu seinem natürlichen Körper. Soher in der Zeit eines Samens und ähnlicher Experimente des Slawenthums sich selbständig zu gestalten, mochte es jene natürliche Zugehörigkeit periodisch ganz vergessen haben. Aber die Weltgeschichte hat auch jene ungeschickten Experimente ganz vergessen, und nur der todt Buchstabe des historischen Bewusstseins und die Remanirt einiger Querköpfe der Gegenwart hat ihnen noch eine Art von Scheinleben gerettet.

Wir wollen den weiteren Wäfen der böhmischen Geschichte des Mittelalters nicht folgen: wir erinnern nur an die große Revolutionsperiode der Hussitenzeit und was sich daraus schließt. Auch hier handelte es sich im letzten Grunde um eine Reaction des slawischen Elements gegen den welthistorisch hergebrachten Zusammenhang mit Deutschland und der in ihm concentrirten sozialen, politischen und kirchlichen Gestaltung des Abendlandes oder der christlichen CulturmWelt im speciellen Sinne. Durch eine grenzenlose Aufspacelung aller Elemente des nationalen, religiösen und sozialen Fanatismus schen diese Revolution ihr Ziel erreicht und Böhmen von Deutschland für immer losgerissen zu haben. Doch bald genug zeigte sich die Haltlosigkeit seiner Isolirung, und die bedeutendsten Kräfte aller Art wurden völlig nutzlos in dem Kampfe gegen die Logik der Geschichte und ihrer großen Thatfachen verbrannt. So gestaltet sich der dramatische Inhalt der böhmischen Geschichte zu einem tragischen. Die Tragik

erfüllte sich nach vielen Verschönerungen des Autors in der Katastrophe von 1620, in der Schlacht am Weißen Berge und was darauf folgte. Seitdem hat Böhmen keine Geschichte mehr gehabt, während fast alle andern Theile Deutschlands, auch viel kleinere und viel weniger dazu berufen, gerade von der Zeit an zum Ersatz für die suspendirte Gesamtgeschichte unsers Vaterlandes ihre eigene Geschichte und zwar oft recht intensiv zu machen verstanden. Ob das moderne Czechenthum durch die Herausbeschwörung seiner Gespenster, bald des Panflawismus, bald seiner eigenen antiochthonischen Selbstgenügsamkeit, dazu berufen ist, der Zukunft des Landes eine andere Richtung zu geben, soll hier nicht untersucht werden. Bei die ewigen Gesetze aller Geschichtsentwicklung kennt, wird darüber klar sein, daß selbst ein momentaner und preislicher Erfolg dieser finstern Mächte schließlich zu denselben Ziele wie im Mittelalter führen muß.

Palacky hat in dem vorliegenden Halbband seiner Landesgeschichte eine Zeit darzustellen, in welcher das völlige Erlöschen jener fanatischen Isolirungsversuche durch allerlei politische Schachzüge verborgen werden sollte. Dahin gehört die Wahl eines polnischen Prinzen, Wladislaw, des Sohnes des polnischen Königs Kasimir Jagello, zum König von Böhmen, ein Werk der nationalen, d. h. czechischen und hussitischen Partei, die, beide ursprünglich eins, damals schon nicht ganz mehr einander begrifflich deuten. Nachdem der größte Staatsmann und Herrscher seiner Zeit, Georg von Podiebrad, der Vorgänger Wladislaw's, in dem Versuche, ein national-böhmisches, isolirtes Staatswesen, gestützt auf eine nationale Kirche und einen isolirten Glauben, den Ultraquismus, zu gründen, schließlich gescheitert war, experimentirte man mit panflawistischen Tendenzen. Diesen allein verdankte Wladislaw seine Erhebung und größtentheils auch den freilich nur kümmerlichen Bestand seiner Herrschaft.

Sein großer Vorgänger war doch nicht im Stand gewesen, das ganze Gebiet des böhmischen Staats, da außer dem eigentlichen Böhmen bekanntlich auch noch Mähren, Schlesien und die beiden Lausitzen umfaßte, zusammenzuhalten. König Matthias von Ungarn, ihm an politischer Routine und kriegerischen Eigenschaften gewachsen, an günstiger Stellung nach allen Seiten hin überlegen — trotz der Türkengefahr und des Kaisers Friedrich IV. —, hatte Georg weit über die Hälfte davon allmählich abgerungen. Er trat als der Vorkämpfer der katholischen Kirche auf, und diesem Titel allein verdankte er noch mehr als seinen übrigen hervorragenden Eigenschaften den besten Theil seiner Erfolge. Georg mochte sich mit unvergleichlicher Gewandtheit drehen wie er wollte, er blieb in den Augen des päpstlichen Stuhls, der gegen die katholische Kirche und des rechtgläubigen Volks da immer der Ketzerkönig.

Wladislaw war nun zwar gut katholisch, aber er war doch von Georg's Partei, der ultraquistischen Kriechtratte, auf den Thron gehoben und mußte sich dieser fügen. Auch sie begnügte sich damals schon recht gern mit ein bloßen Gleichberechtigung neben dem Katholicismus. Als



h das wollte ihr die alte Kirche und konnte es ihr  
 nicht zugehen. Entweder alles oder nichts war — ja in  
 den Dingen immer ihr Wahlspruch, wenn auch nicht  
 tatsächliche Regel ihres Verhaltens. So kam der  
 harmlose polnische Prinz auf dem böhmischen Throne  
 der fatalen Rolle eines Beschützers der Krone, was in  
 Augen der Kirche ebenso schlimm war, wie selbst ein  
 Ketz zu sein. Damit hatte er nicht blos Vann um-  
 terbict und alle möglichen andern geistlichen Bezeichnungen  
 während auf dem Raufen, wie sie einst seinen Vor-  
 gänger Pobiebrad zu Tode gequält hatten, sondern auch  
 König Matthias, der auch ihm gegenüber sehr gern  
 die alte Rolle zu Ehren der Kirche fortspielte. Da ihm  
 eine rasche Grift nach der Krone, als Georg gestor-  
 war, misglückte, weil bei den bisherigen Anhängern  
 die Antipathie gegen den Katholicismus und  
 Sympathie für den Slawenprinzen die politische Be-  
 nennung überwoog, nach der alles für Matthias sprach,  
 wollte er doch wenigstens so viel davon behalten, als  
 schon hatte, d. h. halb Mähren, den größten Theil  
 Schlesiens und die Lausitzen, und womöglich noch mehr  
 zu erwerben. Zwar glückte ihm das letztere nicht, aber  
 erste setzte er durch, und Wladislaw konnte seinen völli-  
 gen Untergang nur durch immer größere Concessionen  
 die ihm trenn gebliebene aristokratische Partei in Böh-  
 men abwenden, bis ihn endlich der Tod des Königs Mat-  
 theus 1490 von diesem seinem gefährlichsten Feinde be-  
 freite, ja ihm sogar auch noch zu dem ungarischen Throne  
 half.

Diese zwar bunten, aber ebenso wenig erfreulichen,  
 von wirklich geschichtlichem Gehalt erfüllten Vorgänge  
 zu den Gegenstand der Darstellung dieses fünften Ban-  
 des. Palacky selbst ist davon als czechischer Patriot wenig  
 entzückt, aber er sucht die Ursachen da, wo sie nicht zu  
 finden sind. Die persönliche Wichtigkeit des Königs Wla-  
 dislaw, die dadurch beförderte Unbotmäßigkeit und eigen-  
 thümliche Annäherung des Adels, die Intriguen und Feind-  
 schaften der Ungarn, der weltliche Haß der Kirche, die  
 Evidenz und Schwäche des Kaisers — dies und an-  
 dere mehr waren nur die Symptome, aber nicht die  
 Ursachen der Verwirrung und des Herabstufens der böh-  
 mischen Krone. Wir haben schon oben die wahren Ur-  
 sachen dargestellt. Freilich wissen wir recht wohl, daß  
 böhmische Geschichtsschreiber sie nicht anerkennen wird.  
 Wir bemerken noch, was sich für jeden Kenner dieses  
 großen Werks von selbst versteht, daß auch der vorliegende  
 Band eine Fülle von unbekanntem oder unbenutztem Ma-  
 terial, meist aus Archiven entnommen, enthält, und daß  
 die Darstellung die gewohnte einfache und klare und, so-  
 fort nicht Vorurtheile im Wege sind, auch eine unpar-  
 theische und gerechte ist.

Als einen interessanten Beitrag zur ältern süddeut-  
 schen Localgeschichte sammt weitem Ausblicken in die all-  
 gemeine deutsche Geschichte der Urzeit und des Mittelalters  
 können wir den erwähnten Schriften noch ein eben erschie-  
 nes Werkchen an:

4. Urzustände Alemanniens, Schwabens und ihrer Nachbarlän-  
 der bei ihrem Uebergang zur ältesten Geschichte Germaniens,  
 in historisch-geographisch-statistischen Umrissen nach neuen,  
 durch Kritik und Vergleichung der Quellen darüber gewon-  
 nenen Ansichten dargestellt von F. Haas. Erlangen, Ver-  
 lagsb. 1865.

Der Verfasser ist einer der verdienstvollsten Forscher auf  
 dem Felde der fränkischen und süddeutschen Specialgeschichte  
 und in weitem wissenschaftlichen Kreisen, denen derartige  
 Specialarbeiten, auch wenn sie in das Fach einschlagen,  
 selten genügend bekannt und zugänglich sind, hauptsächlich  
 oft genannt wegen der von ihm angeregten Streitfrage  
 über die älteste Genealogie des Hauses Hohenstaufen, worin  
 er namentlich mit den neuesten preussischen Historikern und  
 Genealogen, Niebel, Müllers u. s. w., in lebhafter Fehde  
 verwickelt wurde, deren Ausgang für den wirklich Unpar-  
 theiischen noch immer zweifelhaft erscheinen muß. In dem  
 vorliegenden kleinen Büchlein sind eine Menge wichtiger  
 ethnographischer Fragen, mehr nach einem gewissen idea-  
 len als nach einem streng rationalen Schema aufgewor-  
 fen und, so gut es eben bei der Enge des Raumes und  
 dem Umfange der Aufgaben gehen kann, der Entscheidung  
 näher gebracht, so über die Wohnsitze der Burgunden auf  
 dem rechten Rheinufer, über die Grenzen zwischen ihnen  
 und den Alemannen und Schwaben, über die Geographie  
 Schwabens zur Zeit der Sauer, ebenso über eine ganze  
 Reihe von Punkten aus der deutschen Kriegesgeschichte  
 jener Zeit, auch aus dem Rechtsleben, Sitten und Sitte  
 des Volks oder der einzelnen Stämme. Den Schluß bil-  
 det die gedrängte Ausführung des Inhalts einer ältern  
 Schrift desselben Verfassers „Ueber die Nibelungenfrage“,  
 worin wieder einmal der Versuch einer historischen Anschau-  
 ung des Mythos gewagt wird. Heinrich Rückert.

### Ein philosophisches Gespräch.

Wohin? Eine Unterhaltung aus dem 19. Jahrhundert von  
 Otto Hermann. Berlin, Springer. 1866. Gr. 8. 12 Ngr.

Das nur 87 Seiten umfassende Schriftchen will, wie  
 das Motto: „Gutta in lapidem“, besagt, nur als ein  
 kleiner Beitrag zur Erörterung der großen Fragen, welche  
 die Philosophen aller Jahrhunderte beschäftigt haben und  
 namentlich in unserer Zeit wieder in den Vordergrund ge-  
 treten sind, angesehen sein. Gott, Unsterblichkeit, Willens-  
 freiheit, Vergeltung, Welterschöpfung und Weltregierung sind  
 die Gegenstände, welche in einem Gespräch zwischen einem  
 Pastor, Blumau, und einem Denker, Tardow, verhan-  
 delt werden und zwar in einer so schönen und faßlichen  
 Sprache, daß das Büchlein sowohl dem Inhalte als auch  
 der Form nach als ein bedeutendes bezeichnet werden darf.  
 Wenn der Verfasser die gedachten Gegenstände auch nicht  
 erschöpft, so weist doch jede Zeile darauf hin, daß er aus  
 dem Vollen schöpft und leicht ein viel umfangreicheres Buch  
 hätte schreiben können. Ob es aber dadurch inhalt- und  
 lehrreicher geworden wäre, ist sehr zu bezweifeln. Für  
 unsere hastige, unruhige Zeit scheinen die hiesigen Bücher  
 überhaupt nicht mehr geeignet, jedenfalls nicht, wenn sie

auf das große Publikum berechnet sind und auf dieses wirken sollen. Wir halten es deshalb für einen Vorzug, daß der Verfasser sich weise beschränkt und seinen Lesern in prägnantester Kürze die Quintessenz der philosophischen Systeme aller Zeiten gereicht hat. Daß der Pastor den Glauben und das Dogma vertritt, versteht sich von selbst; es sei nur bemerkt, daß der Verfasser dafür gesorgt hat, unparteiisch ihm alle für die geoffenbarte Religion sprechenden Gründe in den Mund zu legen und deren Sache wader verteidigen zu lassen. Der vorurtheilslose Leser wird sich aber dennoch gefallen müssen, daß der Gegner überall den Sieg über den Vertreter der Glaubenssätze davonträgt und die Sache der Vernunft überall einen glänzenden Triumph feiert. Aber wann wird sie, die Vernunft, zur allgemeinen Anerkennung gelangen? Oder, wann werden wenigstens die Gelehrten und Gebildeten über die vorerwähnten Fragen einig werden und die Jahrhunderte währende Streiterei über sie ein Ende nehmen? Die Welt würde entschieden dabei gewinnen, wenn so viele Köpfe, die sich mit diesen Fragen beschäftigen und das leere Stroh immer wieder von neuem dreschen, ihren Scharfsinn auf nützlichere und fruchtbringendere Dinge verwenden müßten. Hier mag Hermann das Wort nehmen, damit der Leser mit seiner Argumentation bekannt werde. Lardow sagt zu Blunau: „Die Natur der Dinge ist es, mit der wir zu thun haben; diese Natur kennen zu lernen, ist unsere Aufgabe, uns ihr anzubequemen, darin besteht unser Glück. Gegen sie zu handeln, macht elend, mit ihr zu gehen, verleiht uns Kraft.“ Ferner S. 47: „Soweit Fortschritt möglich ist unter den Menschen — und das ist nicht sehr weit —, vermehrte Bildung allein kann ihn anbahnen.“ In Betreff der Willensfreiheit heißt es S. 59: „Ja, ich behaupte (Lardow spricht), die Sittlichkeit hat mit der Freiheit durchaus nichts zu schaffen. Es gibt keinen freien Willen, und dennoch waltet sittliches Streben in jedem Menschen, der nicht des Verstandes beraubt ist. Was verstehen Sie unter den Worten «freier Wille»?“ Blunau erwidert, der freie Wille sei bekanntlich das Vermögen der Selbstbestimmung. Darauf Lardow: „Nun hat aber der Mensch sich nicht selbst bestimmt; kein Atom seines Wesens, seine Schwäche und Kraft, seine Empfänglichkeit oder Stumpfheit, die Art seiner Erziehung, den Ort und die Zeit seiner Geburt, nichts, gar nichts hat er bestimmt, folglich ist er durchaus unfrei.“ An einer andern Stelle (S. 67): „Verwandeln Sie nur eine Minute lang Ihre Liebe in Haß, Ihre Achtung in Geringschätzung, Ihre Zuneigung in Widerwillen, oder umgekehrt, schenken Sie einfach durch «freies Wollen», ohne vorhandenen Grund, der Zanksucht, der Unreinlichkeit, der Bosheit Ihre Sympathie, und wenn keins von beiden Experimenten eine Spur von Erfolg aufweist, dann gestehen Sie ein, daß die Verbindung des Wortes «frei» mit dem Wollen nur Schall ist ohne Gedankeninhalt.“ Wir könnten noch viele andere Stellen anführen, die unsere ganze Zustimmung haben; die wenigen aber werden genügen, zu zeigen, von welchem Geiste das Schriftchen durchweht ist und wie gefällig die Form, in welcher

der gewichtige Inhalt dargereicht wird. Daß der Leser den der Verfasser auf den „Stein“ hat fallen lassen, aushöhlen werde, erwarten wir zwar nicht, auch nicht selbst einer solchen Hoffnung sich nicht hingeben; auch Härten von Jahrtausenden können nur Jahrtausende auflösen; daß aber trotzdem Millionen mit dem Buch denken und übereinstimmen, die bloß durch ihren Eifer, durch ihre Stellung, durch Interesse oder auch nur durch falsche Scham, weil sie bisher einer andern Lehre gehuldigt und ihren Irrthum nicht bedauern abgehalten sind, ihre Zustimmung zu erlernen ja zu daran zweifeln wir keinen Augenblick. Erhöhen wir einstweilen mit dem alten Spruche: „Magna est veritas et praevalerebit.“

David Ahr.

**Ein neues System des deutschen Staatsrechts**  
System des deutschen Staatsrechts von Hermann Schulz.  
Erste Abtheilung: Einleitung in das deutsche Staatsrecht.  
Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1865. Gr. 8. 2 Bde.

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß diese Angelegenheit geistig hochbedeutsamen Arbeit vor dem Leser steht während ein neuer deutscher Krieg entbrennt. In dieser furchtbaren Epoche mag es fast wie kalte Ironie wirken, daß ein Buch, das die Abgeschlossenheit erscheinen, über Pulverdampf und Rauch, über die grauenhaften Menschenopfer des Krieges und das weithin jammernde Menschheitselend ausstrahlt, nach dem Urwesen und Rechtsgrund und Endzweck des Staats wie der Staatsgewalt überhaupt, um den Zusammenhalt dieser mit den geschichtlichen Gegebenheiten der deutschen Staaten im besondern ein System des deutschen Staatsrechts sich erbauen zu sehen. Aber in der Prieſterdienſt ſtrenger Wiſſenſchaft niemals ohne gebietender und geheiligter, als indem er durch Eifer und Vermählungen einer zerküſtenden Gegenwart, in erſchütterlichen Vertrauen auf die vieltauſendjährigen Traditionen der Kultur ſeine unabſchließliche Fahne trägt, um ſie dereiſt über allen blutbefleckten Kampfplatz als unverlierbares Siegesbanner auch der künftigen Menſchheitsentwickelungen aufzupflanzen — das die Geſchichte ein ehrendes Denkmal, den Ueberlebenden zu aufrichtendem Troſte, den heranwachſenden Geſchlechtern als feſten Sammelpunkt.

„Nicht Einmiſchung philoſophiſchen Raiſonnements in politiſcher Betrachtung in das Poſitive, ſondern die Poſitivität des poſitiven Stoffes durch Darlegung des inneren Zuſammenhangs zwiſchen dem poſitiv Gewordenen und den höhern, allgemein menſchlichen Ideen und Prinzipien macht das Weſen einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Stellung aus.“ Dieſer Satz des Vorworts ſtellt ſich als wohlerfülltes Programm des Werks dar, ſowohl dies aus deſſen hier zunächſt vorliegenden erſten Theilung erkennen läßt, die doch zugleich vermöge ihrer thematiſchen Geſtaltung ſich als eine in ſich abgeſchloſſene Arbeit darſtellt: auch dies in ſtrenger Würdigung der thatſächlichen Verhältniſſe der Staatswiſſenſchaft als bloß zur ſachmäßigen Jurisprudenz, ſondern vornehmlich zu dem Leben des öffentlichen Geiſtes unſerer Gegenwart.

Dieser ringt nach Abstreifung der Fesseln beengender Schulphilosophie, ohne die Vollberechtigung des philosophischen Geistes und des wissenschaftlichen Nachdenkens abzuleugnen; denn seine Systeme sind in unsere staatsrechtlichen Verhältnisse hineingewachsen, und der modernen Gegenwart blieb die Aufgabe, diese Gedanken nach ihren praktischen Bedürfnissen umzugestalten oder ihnen anzupassen. Die Abhängigkeit der wissenschaftlichen Staatslehre vom Fortschritte des praktischen Staatslebens und vom mitarbeitenden Geiste der Nation stellt dem denkenden Staatslehrer „vor allem“ die schöne, aber auch schwierige Aufgabe, „die besten Gedanken seiner Zeit und seines Volks, die leitenden Ideen der Gegenwart klar zu erfassen und wissenschaftlich zu fixiren“. In diesem Geiste einer höhern und wissenschaftlichen Popularität „zeitgemäß und volksthümlich“ zu sein, ist das Ziel des Schulze'schen Werks.

Es umfaßt die Einleitung und den vorbereitenden Theil des staatsrechtlichen Systems und schließt sich somit als Prolegomena der später zu erwartenden speciellen Darstellungen des Verfassungsrechts, des Regierungsrechts der deutschen Staaten und des öffentlichen Rechts des Deutschen Bundes als organisches Ganzes in sich selber ab.

Wir dürfen stützig an demjenigen Theil der Einleitung vorübergehen, welcher den Begriff des Staatsrechts und seine Stellung im System der Rechtswissenschaft überhaupt, die Einteilungen des Staatsrechts, die Quellen des deutschen Staatsrechts, sowie dessen Grund- und Hülfswissenschaften erörtert, da man sich hierbei auf dem strengen Fachgebiete der Rechtsphilosophie und der Rechtshistorie zu bewegen haben würde. Heben wir dagegen mit besonderer Bewunderung den vorzüglichen Abriss einer nach Perioden unzweifelhaft gegliederten Literaturgeschichte des deutschen Staatsrechts hervor, welche von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart durchgeführt ist: nicht deshalb aber, um die außerordentliche Literaturkenntnis des Verfassers zu preisen, sondern hauptsächlich, um auf die organische Bedeutung dieser scheinbar episodischen Darstellung für den Grundgedanken des ganzen Werks hinzuweisen. Die sorgfältigste literarhistorische Skizze erscheint nämlich in ihrer pragmatischen Behandlungsart gleichsam als Carton und Farbentafel des Gesamtbildes deutscher Staats- und Rechtsgeschichte, welches den ununterbrochenen Zusammenhang unserer Staats- und Rechtsentwicklung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart zu entrollen hat. Die ist nicht bloß eine Literaturgeschichte des deutschen Staatsrechts, sondern sozusagen eine *histoire intime* des Staats- und Rechtsgeistes der Nation, welcher sich in den literarischen Vertretern und Erscheinungen der verschiedenen Geschichtsperioden klarer und jedenfalls unverfälschter offenbart, als in den von äußern Umständen und der Gewalt der Ereignisse vielfach gegen die Idee der Urheber und den Willen der Ansührer festgestellten oder doch bewirkten positiven Gestaltungen des praktischen Staats- und Rechtslebens. Je mehr überdies in neuester Zeit gerade von sogenannten Rorpyhären der Staatswissenschaften, selbst in sogenannten Nationalwerten, gegen die historische Bedeutung für die erhabensten Geister der Nation ge-

kündigt worden ist, wenn sich aus deren Principien und Systemen kein politisches Kapital für gewisse modernes Parteidoctrinen münzen ließ, desto wohlthuernder berührt die wissenschaftliche Unparteilichkeit und Würdigung, mit welcher der Verfasser auch diejenigen geistigen Potenzen, mit deren Endergebnissen er offenbar nicht zusammenstimmt, in ihrer Richtung charakterisirt und anerkennt. Die von manchen Seiten in Unterschätzung früherer Perioden ausmaßlich überschätzte Leistung der Staatsrechtswissenschaft in unserer Gegenwart ist, nach dem Schlussurtheile des Verfassers, allerdings „der Reichspublicistik völlig ebenbürtig, ja übertrifft dieselbe unzweifelhaft an Formvollendung, rechtshistorischer und philosophischer Begründung, allgemeiner staatswissenschaftlicher Auszubildung und vor allem an staatsmännischem Geiste“. Allein ebenso wenig wird verschwiegen, daß für die höhere Cultur einer so eminent praktischen Wissenschaft zum wissenschaftlichen Geist auch „allgemeine Theilnahme an staatsrechtlichen Studien“ treten muß, deren Voraussetzung „allseitig befriedigende, fest begründete, Dauer versprechende staatliche Zustände“. Erst wenn wir aus den unruhigen Bestrebungen und chaotischen Drängungen der Gegenwart zu staatlichen Zuständen gelangt sein werden, welche Deutschlands nationale Bedürfnisse befriedigen, kann „auch die Staatswissenschaft ihre schönsten Blüten treiben und eine Zierde im Ehrenranze der deutschen Nation werden“.

Den Uebergang von diesem historischen Gemälde der literarischen Rundgebungen des deutschen Geisteslebens in Staat und Recht zur wissenschaftlichen Gruppierung der Grundzüge des allgemeinen Staatsrechts vermittelt die schematische Aufstellung der Aufgabe, Methode und des Systems eines deutschen Staatsrechts. Wir dürfen deren Einzelheiten, da die den Verfasser leitenden Grundgedanken schon angedeutet wurden und es sich uns in d. Bl. nicht um streng wissenschaftliche Discussionskritik handeln kann, wol unberührt lassen. Ebenso streifen wir nur mit flüchtigen Worten an dem ersten Buche des vorbereitenden Theils hin, welches mit den oben berührten allgemeinen „Grundzügen“ der philosophischen Begründung (Begriffsfeststellung) des staatsrechtlichen Stoffes gewidmet ist. Der Begriff des Staats selbst, wie die Feststellung seines Zwecks und seines Rechtsgrundes (Theorien der göttlichen Stiftung, der Uebermacht, des Patrimoniums, des Vertrags, der Vernunftnothwendigkeit) gehen an uns vorüber. Seine materiellen Grundlagen in Land und Volk, sowie deren organische Zusammenfassung in der Staatsgewalt, die Eigenschaften dieser und die verschiedenen Gestaltungen ihrer tatsächlichen Erscheinung, endlich auch die Verbindung mehrerer Staaten unter bestimmten Formen (einfache und zusammengesetzte Staaten, Personal- und Realunion, Staatenbund und Bundesstaat) führt zu dem Deutschland allein im „Reich“ eigenthümlichen Gebilde der Staatenverbindung, zu dem „Staatenstaat“ oder „Staatenreich“.

Damit steht das Schulze'sche Werk vor seiner unmittelbaren Aufgabe, vor dem deutschen Staatsrecht. Die „Geschichtliche Entwicklung des staatlichen Rechtszustandes in Deutschland“, ausgehend von des Deutschen Reichs

Entstehung und fortgeführt bis auf unsere unmittelbare Gegenwart, bildet den Abschluß (zweites Buch) der hier vorliegenden propädeutischen Abtheilung. Dieser Abschluß entwirft das Gesamtbild der deutschen Entwicklung im Staat und Recht, um solchermaßen für die Aufrichtung eines systematischen deutschen Staatsrechts die positive Basis der pragmatischen Thatfachenreihe unerschütterlich zu begründen. Die fest und deutlich gezogenen Linien der Darstellung finden ihren Ausgangs-, wie ihren Zielpunkt hauptsächlich in dem Nachweise der Continuität unserer Entwicklungen von den ältesten bis zu den neuesten Zeiten. So gewinnt die Gegenwart vor den Augen des Lesers einen nicht bloß theoretischen, sondern auch praktischen Zusammenhang selbst mit den frühesten Perioden unseres Staats- und Rechtslebens. Während aber den Rechtshistoriker selbst bei vollständiger Anerkennung für diesen Culturpragmatismus die wirklich abgeschlossenen Geschichtsepochen früherer Zeiten, einer gewissen natürlichen Nothwendigkeit zufolge, mit Vorliebe beschäftigen, liegt dem historisch entwickelnden Staatsrechtslehrer vorzugsweise die Aufgabe ob, die Gegenwart in lebendigen Zusammenhang zu bringen mit denjenigen staatlichen Zuständen, aus denen sie unmittelbar hervorgewachsen sind.

Diese von den deutschen Staatsrechtslehrern der neuen Schulen oft verkümmerte Aufgabe charakterisirt nun die rechtshistorischen Entwicklungen des Verfassers, wie auch schon bei Gelegenheit seiner literaturgeschichtlichen Uebersicht angedeutet wurde, recht eigentlich. In dem „Reichsstaatsrecht“, wie es sich von 1848—1806 gestaltete oder auch misgestaltete, finden wir die unmittelbaren Grundlagen unserer heutigen föderativen und territorialen Verfassung nachgewiesen. In hier hängen einzelne Partien des Staatsrechts der Gegenwart noch so eng mit dieser jüngsten Vergangenheit zusammen, daß ein wissenschaftliches Ver-

ständniß mancher praktisch wichtigen Lehren ohne Kenntniß des Reichsstaatsrechts geradezu unmöglich ist. In diesem Sinne hat der Verfasser selbst einen zusammengebrängten Abriss des Reichsstaatsrechts der Darstellung der Reichsausslösung und des Rheinbundes vorangestellt und in der letztern, wie in der weiteren Ausführung über die Gründung und Gestaltung des Bundes bis zu den modernsten Bundesreformbestrebungen sorgfältig und consequent auf die hier einschlägigen Momente jener frühern staatsrechtlichen Gestaltungen zurückgewiesen. Aber noch mehr. Die staatsrechtliche Historie und Systematik der neuern Zeit ließ durchschnittlich die Verfassungs-geschichte der deutschen Einzelstaaten in ihrer unserm Jahrhundert angehörigen Entwicklung ganz oder nahezu unbeachtet. Hier lasse eine wohltemperirte und dennoch unausgefüllte Lücke, ob schon offenbar hier der Schwerpunkt unserer ganzen neuern staatsrechtlichen Entwicklung zu suchen ist. Die Ausfüllung dieser Lücke erscheint unserm Erachten als einer der Hauptvorträge des Schulze'schen Werks, indem es ausreicht, „anknüpfend an das Territorialstaatsrecht der letzten Reichszeit und die innere staatliche Entwicklung der Rheinbundstaaten, nicht bloß eine statische Zusammenstellung, sondern eine Entwicklungsgeschichte der deutschen Verfassungen in ihren leitenden Gedanken und ihren wichtigsten Typen zu geben“.

So scheiden wir von dem stoff- und gedankenreichen propädeutischen Theile der Schulze'schen Arbeit mit um so größern Erwartungen für das System des deutschen Staatsrechts, je klarer und bestimmter diese Grundlegungen darauf hinweisen, daß wir dort einen Aufbau werden aufsteigen sehen, dessen Ausführungen der geistigen und thatsächlichen Continuität des deutschen Lebens in Recht und Staat organischen Ausdruck zu verleihen bestimmt sind.

Aurelio Suddens.

## Seuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Die neuesten Dessenchen vom theatraischen Kriegsschauplatz lauten: in Wien die Romantik, in Berlin die Antike!

Die Kunst zieht sich vom Schauplatz der Tagesereignisse in ihren selbstgenügsamen Himmel zurück, und schillert in Wien spanisch, in Berlin griechisch! Im Hofopertheater gab man für den Fonds des patriotischen Hilfsvereins die „Preciosa“ unter Mitwirkung der ersten Mitglieder des Burg- und Hofopertheaters, sodaß die Primadonnen im Chor die Zigeunerlieder mitsangen. Wenn irgendetwas beweist, daß Deutschland am Vorabend großer Ereignisse steht, und daß die Welt aus den Fugen zu gehen droht, so ist es diese Thatsache. Die Ausführung war natürlich eine ausgezeichnete, wie sie der Volfs-schen Dichtung wol noch nie zutheil geworden ist. Doch darf man allerdings fragen, warum gerade dieses Stück zu einem patriotischen Zweck ausgewählt worden und ob das Gebiet der Kunst ein so vollkommen neutrales ist, daß die künstlerischen Mittel zu den patriotischen Zwecken in gar keinem Verhältnis stehen! Mondschleinromantik, Zigeunerlager, Guitarrenspiel im Schatten der Kastanien, geraubte Kinder, verliebte Ritter — wie paßt das für eine Zeit der Kriegserkämpfe und der unerlösten Armeebefehle? Ja, wenn das schamde Zigeunermädchen die Zukunft der österreichischen Kaiser- und Staatsmacht

aus den Linien der Hand hätte prophezeien können! Doch so bleibt von Begehrtem nur der eine Invalid übrig, der Schloßvogt Pedro, der den künftigen Invaliden weniger zum Rufer dienen, als zum Trost gereichen kann. Denn als Vertreter der „großen Retirade“ kann er nicht sehr erheben auf patriotische Gefühnungen wirken, wol aber durch seinen frischen Humor beweisen, daß man auch noch mit nur einem Wein ein ganz flotter Durstige sein kann.

Laube's glänzendes Regietalent fand hier eine Gelegenheit zur Bemährung, da hier in der Hofoper dem Feldherrn zahlreiche Truppen und jene Ausstattung zu Gebote gestellt wurde, welche nicht zu den starken Seiten des sonst so rühmlichen Burgtheaters gehört.

Am berliner Hoftheater gab man die „Antigone“ von Sophokles und lauschte mit Andacht auf die Verständigungen des ewigen, durch keine Kronjuristen festgestellten Rechts. Die Collegium über Staatsrecht und Naturrecht, das Hr. von Hülse durch den alten Sophokles seinen Berlinern lesen läßt, wurde beifällig aufgenommen. Die lauschnige Majorität des Publikums mußte indeß jene Ausdrücke des theatraischen Enthusiasmus zu verhillen, der auch bei den alten Griechen die Herodote bei offener Scene nicht entbehren wolte. Bei dieser Gelegenheit ziemt es auch literarischen Blättern gegen diesen Miß-

knapp anzuknappen, welcher der dramatischen Literatur in ihrer Erziehung auf der Bühne so verderblich ist. Es gibt bei denjenigen Theatern, welche mit der gemeinschädlichen Einrichtung eines Zwischenvorhangs begünstigt sind, eine dreifache Art des Hervortriffs, um die großen Künstler und diejenigen, die dem Publikum so erscheinen, auszuzeichnen; einmal der Hervortritt nach dem Schluß des Stücks und nach den Actschlüssen, dann der Hervortritt während der Verwandlung, indem an einigen Theatern die in solcher Weise ausgezeichneten Darsteller durch eine Lücke des Zwischenvorhangs hervortretend den Dank der Menge einbistren, und zuletzt der Hervortritt bei offener Scene. Des applaudirte Mitglied, mag es nun moralisch vernichtet oder auch physisch getödtet sein, kehrt zurück und unterbricht den Fortgang der Handlung, um sich lächelnd vor dem Publikum zu verneigen. Daß nun ein solches Gebaren jede dramatische Illusion stört, ist wol selbstverständlich, und es wäre an der Zeit, jeden Hervortritt bei offener Scene durch die Theatergehe zu verbieten. Ein guter Applaus verschafft ganz die gleiche Auszeichnung, und das Publikum verlangt keineswegs, daß ihm darüber durch ein Compliment des Darstellers dankbar quittirt wird. Das Hervortreten während der Verwandlungen hat bei den Theatern, die den monströsen Zwischenvorhang besitzen, geringen Schaden, weil dieser Zwischenvorhang selbst schon die Handlung hinlänglich aus den Fugen bringt und es auf ein Mehr oder Weniger der Störung nicht ankommt. Im Hervordringen der Schauspielereitelkeit, sobald sie aus dem Rahmen einer künstlerischen Ausführung heraustritt, darf nicht mehr gebüdet werden, wie überhaupt der Uebermuth der reproducirenden Kunst schon dadurch auf ein bescheidenes Maß herabgedrückt werden könnte, daß man auf die sogenannten „dankbaren Rollen“ hinweist, in denen an bestimmten Stellen das Publikum immer applaudiren wird, ob ein großer Meister oder ein freibauer Anfänger Träger der Rolle ist. Die Ueberhöhung der reproducirenden Kunst gegenüber den producirenden ist eine Grundirrtum der Zeit und zwar ein verhängnißvoller für die Entwicklung des Theaters.

Das Theater an der Wien soll nun mit Hilfe der wiener Commune unter Wasser gesetzt werden. Die Direction hält es für zeitgemäß, sich fernere Zugstände von Paris zu verschreiben und grandiose Waldbibliotheken mit Drehscheibenromantik zur Ausführung zu bringen. So soll „La diable au bois“ in Scene gehen als großartiges Ausstattungstück, und die wiener Commune hat für die glänzenden Wasserspiele dieser „Spectacle-Féerie“ der Direction ein Wasserquantum von 180 Cimer für den Tag zur Verfügung gestellt. Paris liefert den Geist und Wien das Wasser.

Ihr wollt die Ständkun; wohl, ihr sollt sie haben!  
fragt Prutz in seinen, bereits gerichtlich verfolgten Terzinen. Zwischen ist auch ein anderer Sänger in die politische Arena getreten. Hermann Lingg hat folgendes Heerbannlied gedichtet, welches als die mittelmässige Parfillaie betrachtet werden kann:

#### Heerbannlied.

Graß ist mein Sinn und schlicht und recht,  
Mein Bart ist gleich dem Grasje,  
Im Dän' und Wald blüht mein Geschlecht,  
Daß Acker Meer es wache —  
Ich bin der Grasje.

Mein Bart ist roth, der Berg mein Schloß,  
Wir blüht des Viebes Gabe —  
Die Stammsaß' schwing' ich, Schwert und Noß  
Sie gehn mit mir zum Grabe —  
Ich bin der Schwabe.

Mein Bart ist hart, ist Schwemart,  
Kein anderer Stamm ist freier —  
Kommt her! Mein Tadel ist so hart,  
Noch schlägt ein Herz getreuer —  
Ich bin der Seiler.

Ein blanker Stahl ist meine Brust,  
Doch frühlich mein Gedante,  
Im Reigen hab' ich meine Fuß  
Und einem Arnen Trante —  
Ich bin der Franke.

Nach Süd, Ost, West, Nord Reiz'n wir vier  
Zum Schatz der deutschen Eise,  
Und ranscht Sanct-Nikol's Pantier,  
Sind anse Schwerterstreiche  
Ein Post dem Reiche.

Die Feinde schicken wir nach Jense  
Bedeckt mit Blut und Schaumen,  
Und kommt die Hölle selbst zum Strauß,  
Wir lassen ihrer Flammen —  
Wir Reim zusammen.

Das Costüm dieses „Heerbannliedes“ ist freilich, wie aus dem Flachsbart des im Dänen und Wäldern hausenden Sachsen hervorgeht, ein durchaus mittelalterliches, ein Costüm, wie es für das Epos „Die Wälderwanderung“ paßt. Dennoch blüht Hamburg aus jeder Zeile. Die Form hat Mark und Kraft.

Wir erfahren, daß der berühmte Kesthetiker Bischer seine Unversittlichkeit in der Schweiz ausgehen hat und einem Ruf nach Übungen Folge leistet. Bischer's großes Werk ist noch lange nicht nach Verdienst gewürdigt. Unleugbar hat die schwerfällige Einleitung in fortlaufende Paragraphen, welche die äußere Massenhaftigkeit des Ganzen in so unbecuener Weise hervortreten läßt, seiner Verbreitung Schaden gethan. Goffenlich wird bald eine neue Auflage des Werks erscheinen, in welcher dieser äußerliche Mifstand beseitigt wird. Ein anderer, mehr die Sache selbst betreffender frommer Wunsch wäre eine größere Berücksichtigung der modernen Literatur in den Beispielen, durch welche Bischer seine streng formulirten Paragraphentexte erläutert. Die Beschränkung auf die anerkannte Classicität gibt den einseitigen Anstrich einer Vornehmheit, welche ein so geistreiches Werk leicht entbehren kann. Die fröhliche Begehung zur Gegenwart wird die Vorzüge des Werks in ein um so helleres Licht stellen.

#### Bibliographie.

- Arneth, A., Ritter v., Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold II. Ihr Briefwechsel. Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr.  
Aschbach, J., Geschichte der Wiener Universitäts im ersten Jahrhundert ihres Bestehens. Festschrift zu ihrer 500jährigen Gründungsfeier. Wien. 1865. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.  
Ascherson, P., A. Engler, M. Kuhn und C. Reimann, Eine Karpatsenreise. Ausgeführt im August und September 1864 und beschrieben. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 10 Ngr.  
Benzheim-Ledeburg, M. Graf zu, Dichtungen. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 20 Ngr.  
Briz, A., Studien aus dem nördlichen Elmdere nach Lagesch-Nachforschungen. 2 Bände. Straßburg, Steng. 9. 12 Ngr.  
Drosg, A., Meininger Dade-Geschichte. Erzählungen nach dem Leben. Breslau, E. Erben. 16. 10 Ngr.  
Carey, H. C., Briefe über schriftstellerisches Eigenthum. Nach dem amerikanischen Original übersetzt. Autorisirte Uebersetzung. Berlin, Eichhoff. Gr. 8. 15 Ngr.  
— Die Quellen und der Krieg Nordamerica's. Ein Vortrag. Nach dem amerikanischen Original übersezt. Autorisirte Ausgabe. Berlin, Eichhoff. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.  
Gahr, A. Dr., Geschichte der spanischen Protestanten und ihrer Verfolgung durch Philipp II. Nach dem Spanischen bearbeitet von G. Herz. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.  
Dahm, H., Die Könige der Germanen. Das Leben des ältesten Königs der germanischen Stämme und seine Geschichte bis auf die Gegenwart. Nach den Quellen dargestellt. 4te Aufl. Die Götter der Könige Theobald und Richard und das geistliche Recht im gotischen Reich. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.  
Gent, P., Der Untergang Werdau. Trauerpiel. Leipzig. '12. 10 Ngr.  
Holtz, Elise, Neue Novellen. In Folge. Verkauft Stern. Leipzig, Schöde. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.  
Hirschmann, J., Aus den Bei von Pananogaa. Leipzig. Gr. 8. 10 Ngr.  
Kieckhefer, J., Die Geschichtsphilosophie des heiligen Augustinus. Mit einer Kritik der Beweisführung des Materialismus gegen die Existenz des Geistes. Rede. Schaffhausen, Hartner. Gr. 8. 9 Ngr.



# Anzeigen.

## Karten von Henry Lange

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Das nordwestliche Deutschland,  
Holland und Belgien.

Preussen, Posen und Polen.

Das südwestliche Deutschland, die  
Schweiz und Oberitalien.

Galizien, Ungarn u. Siebenbürgen.

Preussen, Schleswig - Holstein  
und Dänemark.

Oesterreich.

Italien. (Mit dem Festungsviereck.)

Orographische Karte des Königreichs  
Sachsen. Preis 12 Ngr.

Preis  
jeder Karte  
8 Ngr.

Henry Lange's Karten empfehlen sich sowohl durch Genauigkeit der Angaben als durch deutlichen und gefälligen Druck besonders für Zeitungsleser, wie für jeden, der den Ereignissen der Gegenwart in ihrem Verlaufe folgen will.

Die ersten sieben Karten sind aus des Verfassers „Geographischem Handatlas“ entnommen, die letzte aus seinem „Atlas von Sachsen“. Ihr bequemes, handlich gebrochenes Format erleichtert den Gebrauch.

Karte von Deutschland und den angrenzenden Ländern bis Nizza, Paris, Kopenhagen, Dünaburg, Kijew, Köstendsche und Bukarest. Mit genauer Angabe der Eisenbahnen. Cartonirt 1 Thlr.

Diese nach einer neuen, sehr zweckmässigen Projection entworfene Karte gewährt einen umfassenden Ueberblick über die gesammten mitteleuropäischen Staaten. Sie kann ebenso als zuverlässiger Reisebegleiter, wie zur sichern geographischen Auskunft bei der Zeitungslektüre empfohlen werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Tableau des Germanismes

les plus répandus en Allemagne et dans les pays limitrophes, suivi d'un aperçu des principaux Gallicismes,  
par Louis Grangier.

8. Geh. 12 Ngr.

Der Verfasser, Professor der französischen Literatur zu Freiburg in der Schweiz, bietet mit diesem Werkchen ein sehr nützliches Supplement zu jeder französischen Grammatik, indem er darin die fehlerhaften Wendungen und Ausdrücke, deren sich der Deutsche beim Schreiben oder Sprechen des Französischen zu bedienen pflegt, übersichtlich gesammelt hat und ihnen überall die richtige, dem Geist der französischen Sprache angemessene Wort- und Satzbildung gegenüberstellt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:

## Aus dem Leben eines Wüstlings.

Gezeichnet von

Bonaventura Genelli.

Lithographirt von Georg Koch.

Achtzehn Tafeln mit Erläuterungen.

Grösstes Querfolio-Format. In Mappe.

Subscriptionspreis 25 Thlr.

Der Cyklus von achtzehn durch Bonaventura Genelli componirten Scenen „Aus dem Leben eines Wüstlings“ ist eine der bedeutendsten unter den stillvoll idealen Schöpfungen dieses phantasiereichen Künstlers. Um das Werk Museen und Kunstvereinen, Künstlern, Kunstfreunden und Sammlern zugänglich zu machen, wurde dessen Vervielfältigung unternommen und dafür die Lithographie als diejenige Vervielfältigungsart gewählt, in welcher die Behandlungsweise der Originale sich am getreuesten wiedergeben liess. Wirklich sind die von Georg Koch in Kassel lithographirten Blätter wahre Facsimiles geworden.

Das Werk liegt, mit einer Vorbemerkung von Dr. Max Jordan und kurzen vom Künstler selbst herrührenden Inhaltsangaben der einzelnen Blätter versehen, vollständig vor und kann durch jede Buch- und Kunsthandlung Deutschlands wie des Auslandes bezogen werden.

Prospecte über das Werk stehen gratis zu Diensten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Apostel.

Von Ernst Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Heft 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

(Nach 6 Heftungen zu je 5 Ngr. zu beziehen.)

Dieses nun auch in der deutschen Uebersetzung vollständig vorliegende Werk rechtfertigt in hohem Grade die großen Erwartungen, die eine von dem weltberühmten Verfasser des „Vie de Jésus“ herrührende neue Schrift erregen mußte. Es läßt die Anfänge des Christenthums und dessen Verhältnis zu jüdischen und heidnischen Welt in einer von den bisherigen Anschauungen ganz verschiedenen, überraschend neuen Beleuchtung erscheinen und fördert überhaupt so viele, auch unmittelbar auf die Gegenwart bezügliche Ideen zu Tage, daß weder der Theolog noch der Laie es zu lesen verschmähen darf. Unentbehrlich ist es namentlich allen Lesern von Renan's „Leben Jesu“ wegen seines engen Anschlusses an letzteres Werk. Der billige Preis von 1 Thlr. sichert ihm die weiteste Verbreitung.

Soeben erschien das 78. Heft der 11. Auflage von  
**Brockhaus' Conversations-Lexikon.**

Hypothese — Interim.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von 5 Ngr. für das Heft von 6 Bogen angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis siebente Band dafolbst vorrätig.

Inhalt: Der fünffüßige Jambus. Von Rudolf Wetzschel. — Der Krieg von 1815. Von Karl Suter von Bernex. — Zur Geschichte der Philosophie. — Unterhaltungsliteratur. — Skizzen. (Literarische Wanderer.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Der fünffüßige Jambus.

Von allen deutschen Versmaßen erscheint der fünffüßige Jambus als das bequemste, einfachste, wir möchten sagen, als so selbstverständlich, daß er das Nachdenken und Forschen nach seiner Herkunft und Berechtigung erspart. Die Schiller'schen Tragödien mit ihren geflügelten Worten namentlich haben ihn in der Literatur und in dem Bewußtsein des Volks eingebürgert — ein fünffüßiger Jambus dichtet sich gleichsam von selbst. Um so mehr werden die Dichter, die ihn aus dem Aermel schütteln, und das Publikum, das an seinen Tonfall gewöhnt ist, erkennen, daß ein deutscher Gelehrter ihn zum Gegenstand einer umfassenden Abhandlung gemacht hat, von welcher die erste Abtheilung vorliegt, eine Abhandlung, welche die Universität Leipzig der hundertjährigen Wiederkehr des Tages (19. October 1766) widmete, an dem Johann Wolfgang Goethe in die Zahl ihrer Studirenden aufgenommen ward:

Ueber den fünffüßigen Jambus mit besonderer Rücksicht auf seine Behandlung durch Lessing, Schiller und Goethe. Von Friedrich Jarnde. Erste Abtheilung. Leipzig. 1866. 4.

Unsere leichtlebige Dichterjugend wird rasch mit dem Vorwurf der Pedanterie bei der Hand sein, wenn sie eine Abhandlung von beinahe hundert Quartseiten über einen so bequem zu handhabenden Vers durchblättert, und wird ebenso rasch ihren Goethe citiren:

Dann lehret man euch manchen Tag,  
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag  
Getrieben, wie Essen und Trinken, frei,  
Eins! zwei! drei! dazu nöthig sei.

Doch wir haben wiederholt darauf hingewiesen, daß Pedanterie niemals in der gründlichen Erforschung eines Gegenstandes liegt, sondern in den fertigen Schemata, die auf alle angewendet werden. Das kritische Magisterthum, dem der Popf hinten hängt, rekrutirt sich aus den absprechenden Literaturhistorikern, welche in der Luft schwebende Meinungen mit apodiktischer Gewißheit predigen oder ein dialektisches Spinnweb von „Richtungen“ aus sich herausspinnen und darin die Poeten wie

1866. 25.

die armen Fliegen fangen. In diesen Literaturgeschichten a priori, in diesen schematischen Constructionen, denen die Begründung des individuellen Lebens, der Eigenart des Talents fehlt, durch welche der Dichter zum Dichter und zwar zu diesem Dichter wird, da ist die Pedanterie zu Hause, welche mit der echten Gelehrsamkeit so wenig zu thun hat, daß eine gewisse Ignoranz ihre notwendige Voraussetzung ist.

Ganz anders verhält es sich mit der Forschung, so sehr sie ins einzelne gehen mag. Ein liebevolles Versenken in den Gegenstand kann nie zur Pedanterie werden; denn die Pedanterie ist der Ausdruck subjectiven Dünkels, der über den Objecten schwebt oder sie ins Prokrustesbette eines fertigen Schemas preßt. Wer sich dem Gegenstand hingibt, der strebt nach Wahrheit, glaubt sie aber nicht schon fertig, wie einen gefangenen Vogel, in der zugeschlossenen Hand zu halten. Für die Wahrheit fällt auch das Kleinste ins Gewicht; denn das Grundwesen der Erscheinungen liegt oft im Kleinsten ausgeprägt. Aus der Zelle erst erkennen wir das Wesen der Pflanze; die Botanik ist erst durch das Mikroskop zu einer Wissenschaft geworden. So ist es auch, um die Eigenthümlichkeit eines Dichters zu ergründen, durchaus geboten, ihm in alle Eigenheiten seines Stils zu folgen, unter denen die Behandlung des Verses eine hervorragende Stelle einnimmt. Die außerordentlich fleißigen Erläuterungen, welche Jarnde über die Behandlung des fünffüßigen Jambus durch Lessing, Schiller und Goethe gibt, tragen nach unserer Ansicht mehr zur Kenntniß dieser Dichter bei, als jene nicht philosophischen, sondern nur philosophirenden Werke, in denen die Literaturhistoriker theils ihre Schulweisheit, theils ihren persönlichen Geschmack in oft willkürlichen Urtheilen an den Mann bringen, indem sie die Werke der Poeten nur wie die Nägel betrachten, an die sie ihre eigenen Bildnisse hängen.

Woher stammt zunächst der fünffüßige Jambus? Man hält ihn in der Regel für einen Herkummling des englischen Blanc-Verses, ohne seinen Stammbaum weiter zu verfolgen. Jarnde verfolgt diesen weiter mit jenem Aufwand von Gelehrsamkeit, über den er spielend gebietet

und der ihm die nöthigen Daten augenblicklich zu Gebote stellt. Der fünffüßige Jambus ist, diesen Untersuchungen zufolge, rein modernen Ursprungs und sein Vaterland ist Frankreich. Das älteste, in ihm abgefaßte Sprachdenkmal, der Voithius (sicher aus der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts), gehört der provenzalischen Literatur an. Aber alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß er schon früher der gewöhnliche Vers der volksmäßigen romanischen Heldengedichte war. Er ging ursprünglich nur stumpf aus, war also nur Zehnsilbler. Die Cäsur war stets nach der zweiten Hebung, wodurch der Vers in zwei ungleiche Hälften zerfiel, daß die kürzere Hälfte voranstand und so der Vers einen kräftigen aufsteigenden Rhythmus erhielt. Der Regel nach macht jeder Vers ein logisches wie rhythmisches Ganzes aus, strenger Abschluß des Sinnes am Ende des Verses wird verlangt. Das Alexius-Lied und das älteste erhaltene volksmäßige epische Gedicht: „La chanson de Roland“, zeigen bereits eine reiche Menge weiblicher Ausgänge. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts kam in Frankreich der Fünffüßler für das Epos in Abnahme und wurde durch den zwölfhebigen Vers mit strenger Cäsur nach der dritten Hebung, den Alexandriner, verdrängt. Desto mehr breitete er sich in der Lyrik aus, wo die Cäsur stets nach der vierten Silbe eintrat, wo man indeß an dieser Stelle eine schwebende Betonung gestattete. Aus der provenzalischen Lyrik ging der Vers über in die andern europäischen Literaturen. Im 16. Jahrhundert wurde er indeß in Frankreich allgemein und erhielt den Beinamen des vers commun. Ronsard schrieb in ihm seine „Franciade“, Jobelle, der Vater der französischen Tragödie, den zweiten, dritten und fünften Act seiner „Cleopatra“. Doch bald wurde er in allen Dichtgattungen von dem Alexandriner aus dem Felde geschlagen.

Ueber den italienischen Endecasillabo, die metrische Grundlage der verschiedenen Strophengebilden, der stets ein weiblich ausstündender Elfsilbler mit vorzugsweise männlicher, nicht an eine bestimmte Silbe gebundener Cäsur ist, ein Vers, der noch gegenwärtig der weitaus gewöhnlichste ist und dem Epos, der Tragödie, und der Komödie, der Satire, der Epistel und allen größern Dichtungsarten dient, erhalten wir von Zarnde nähere Auskunft. In England findet sich derselbe schon früh. Chaucer dichtete bereits beinahe ohne Ausnahme in ihm und scheint ihn aus der französischen und italienischen Literatur, mit der er vertraut war, hinübergenommen zu haben. Der Alexandriner konnte neben ihm nicht aufkommen. Seine Cäsur ist völlig frei; die unstrophische Poesie, Drama wie Epos, haben den Reim verworfen. Bereits das älteste Trauerspiel Englands, der „Gorboduc“ (1562) ist in reimlosen Fünffüßlern geschrieben. Ueber den Jambus, wie er von Shakespeare und seinen Zeitgenossen behandelt wird, hätten wir gewünscht, daß Zarnde sich noch etwas eingehender ausgesprochen; es wäre dies von Wichtigkeit für seine Charakteristik der deutschen dramatischen Jamben unserer Classiker geworden, die anfangs von Shakespeare's Vorbild mehr oder minder abhängig waren. Auch hätte er noch erwähnen können, daß mit dem Überwölken

der französischen Literatur und der Alexandriner des klassischen Dramas überhaupt der englische Fünffüßler ein anderes Gepräge bekam. Der freie Faltenwurf der Enjambements und der von Vers zu Vers hinübergreifenden Perioden hörte auf; er wurde enger zusammengefaßt, rhythmisch anschließender. Zwar Otway schrieb noch wesentlich seine Tragödien in dem freieren übergränzenden Jambenrythmus des klassischen Dramas; doch Congreve's „The mourning bride“, Rowe's „The fair penitent“ und andere Stücke verrathen bereits den correctern, französischen Stil und lassen auch im reimlosen Jambus meistens den Wortsinn mit dem Verse zugleich abschließen, wozu der französische Reim nöthigte. Daß der reimlose Vers im Drama dauernd der herrschende blieb, sucht Zarnde durch folgende Betrachtung zu motiviren:

Ich glaube, dieser Proceß hat sich mit einiger Nothwendigkeit vollzogen und ist ein wohlbegründeter gewesen. Denn in der That erscheint die bloß rhythmische, durch kein weiteres sinnliches Element, wie Reim, Alliteration, Assonanz, unterstützte Form beim modernen Verse nicht ausreichend für die Lyrik und das Epos. Man halte uns nicht die Alten entgegen, denen die rhythmische Form genügt habe. Ihr Versbau war durch zwei Umstände wesentlich von dem unserigen unterschieden. Einmal fand der Rhythmus, der auf der Quantität beruhte, in einem ununterbrochenen, weil principiellen, Gegensatz zu dem Wortaccente, und dies erzeugte jene ununterbrochene schwebende Betonung, die den Werken der Alten einen so wunderbaren Reiz verleiht. In dem modernen Verse und zumal bei den Engländern und Deutschen fällt dieser Reiz fort, weil hier die Regel gilt, daß Wortaccent und Versaccent zusammenfallen. Sodann ist sowohl die Wortstellung wie der Ausdruck in der poetischen Sprache der Alten in weit höhern Grade von der Prosa unterschieden, als das zumal bei den Engländern und Deutschen der Fall ist. Daher bedarf die moderne Poesie da, wo das Wort und die Form allein wirksam auftreten, noch einer weitern sinnlichen Unterstützung außer dem Rhythmus. Ungebundener ist nur das Drama, weil hier Wort und Form nur der eine Factor zur Erzielung der beabsichtigten Wirkung sind; denn das Drama wird erst durch die Aufführung completed; auch wo wir uns mit der Lectüre begnügen, haben wir sie im Sinne. Beim Drama empfindet nicht bloß der innere Sinn, für den Wort und Rhythmus bestimmt sind, auch der Vermittler, das Ohr, sondern auch der äußere Sinn, das Auge. Daher genügt für das Drama eine mehr oder weniger geschlossene und minder reiche poetische Form, die für Lyrik und Epos nothwendig wird, weil diese selbständiger sind; denn wenn auch beide der Musik zu ihrer Ergänzung sich bedienen können, so bleibt doch etwas Singtretendes, was man von der Aufführung bei dem Drama nicht sagen kann, wo vielmehr, wollte man die Sache auf die Spitze stellen, eher das Wort etwas zur Aufführung Singtretendes genannt werden dürfte; denn es gibt bekanntlich Aufführungen ohne Worte.

Wir finden also den fünffüßigen Jambus in drei Hauptformen bei den drei Nationen ausgeprägt, welche durch die Reife Einförmigkeit des französischen, durch die melodische Mannichfaltigkeit des italienischen, durch die fast an die Prosa hinaufreichende Freiheit des englischen Verses vertreten werden. In Deutschland hat sich ein Vers von fünf Hebungen unabhängig von französischem Einfluß gebildet, sicher schon zu Anfang des 12. Jahrhunderts, indem man eine Reihe viermal gehobener Verse mit einem längern von fünf Hebungen, am liebsten mit klingendem Ausgang schloß. Wo indeß die Strophe mit

diesem Vers beginnt oder ganz aus ihm besteht, glaubt Zarnde eine Entlehnung aus der provenzalisch-französischen Literatur annehmen zu müssen. Friedrich von Hagen (gest. 1190) und Rudolf von Feins (gest. vor 1196), die beide nachweislich nach romanischen Mustern gearbeitet, haben den Vers zuerst zu ganzen Strophen verwendet und zwar ohne die Fessel der unbeweglichen Cäsur. Außer den beiden genannten Dichtern haben vor Walther von der Vogelweide noch Albrecht von Johansdorf, Hartwig von Kante, Bligger von Steinach, Heinrich von Morungen, Reinmar der Alte, Hartmann von Aue sich dieses Verses bedient. Bei Walther von der Vogelweide findet sich der Vers nur einzeln, niemals durch eine Strophe durchgeführt. Auch nach Walther kommt er mehr einzeln vor, zu Anfang, Mitte und Ende der Strophen; selbständig seit dem Beginn des 14. Jahrhunderts nur noch in zwei Beispielen. Ein neuer Anstoß kam im 16. Jahrhundert aus Frankreich. Trotz dessen wurde die Cäsur anfangs, wie z. B. in Vobwasser's „Psalmen“, die aus dem Französischen des Element Marot und Beza übersetzt waren, mit Freiheit behandelt.

Erst die deutschen Poetiker und Regelschmiede machten die Cäsur zu einer bindenden und hemmenden Regel. Martin Opitz wies in seinem Buche „Von der deutschen Poeterey“ auf die vierfüßige, männliche Cäsur des vers commun als auf ein unverbrüchliches Gesetz hin, und man ist ihm darin gefolgt. Panmann und Philipp Reizen im „Hochdeutschen Pelikon“ gestatteten noch die Cäsur nach der sechsten Silbe, doch auch hier mußte die einmal angetrübte Unbeweglichkeit immer männlich sein. In der Praxis überwucherte indeß der Alexandriner. Zarnde hat mit großer Sorgfalt die in fünf Fußigen Jamben geschriebenen Gedichte oder Versreihen in den Dramen von Opitz, Paul Fleming, Andreas Gryphius, von Hoffmannswaldau, Gellert und Haller aufgesucht und nachgewiesen. Mit großer Annuität behandelte Dageborn den Vers, gleich er sich streng an die Cäsur nach der vierten Silbe hielt; er wußte ihm durch reizende Abwechselung in den Reimstellungen eine größere Mannichfaltigkeit zu geben. Als letzter Prophet der starren Cäsur trat Gottschalk auf, der alle Stümper schalt, „die in den fünf Fußigen Versen den Abschnitt bald nach der vierten, bald nach der sechsten Silbe, bald gar nicht machten“. Doch überwiegt metrische Orthodorie siegte alsbald die mit dem wachsenden Einfluß der englischen Literatur hereinbrechende Heresi. J. J. Pyra, ein Gegner Gottschalk's, S. G. Lange und andere Freunde Bodmer's bedienten sich bereits der freieren Cäsur, die Bodmer selbst in seinen Uebersetzungen aus dem Englischen Thomson's mit vollem Bewußtsein anwandte. Ihm folgten Wieland, Kleist, der in den gerimten fünf Fußigen Jamben die Cäsur noch mit Härte anwendete, in den reimlosen den Abschnitt des Verses aber nicht immer an dieselbe Stelle setzte, um „durch den beständigen Gleichlaut den Leser nicht zu ermüden“. Klopstock erkannte zwar die Verdienste des fünf Fußigen Jambus an, gab aber dem Hexameter den Vorzug. So kam der erstere auf dem Gebiete des Epos zurückzu-

treten, während er sich auf dem des Dramas siegreich die Bahn brach. Zarnde hat die vereinzelt fünf Fußigen in den Dramen vor Opitz sorgsam nachgewiesen. Die eigentliche Form des ältern deutschen Dramas war der viermal gehobene Vers, so daß Hans Tirolff den fünf Fußigen als eine selbständige „Erlängerung“ des Vier Fußigen betrachten konnte, um „dem sentenzreichen Latein und der künstlichen Eleganz besser das nachzugehen“. Mit Opitz kam der Alexandriner im Drama zur Herrschaft, später die Prosa, welche der Bequemlichkeit der Darsteller noch besser entsprach, so daß selbst Goethe und Schiller, jener die „Misguldigen“, dieser den „Don Carlos“ für die Aufführung in Prosa überarbeiten mußten.

Der Einfluß des englischen Dramas machte sich indeß immer mehr zu Gunsten unsers Verses geltend. Johann Elias Schlegel, anfangs ein Gegner desselben, unternahm es doch, Congreve's „Trauernde Braut“ in fünf Fußigen Jamben zu übersetzen, wobei er männliche und weibliche Endungen regelmäßig abwechseln ließ. Johann Friedrich von Cronqvist schrieb 1755 oder 1756 ein Drama in fünf Fußigen: „Der ehrliche Mann, der sich schämt, es zu sein“, und ließ darin alle Verse klingen ausgehen. Joachim Wilhelm von Bramer dichtete seinen „Brutus“ dagegen in fünf Fußigen mit lauter männlichen Ausgängen. Erst Johann Heinrich Schlegel gab in seiner Uebersetzung von Thomson's „Sophonisbe“ dem Vers volle Freiheit mit Rücksicht auf die Ausgänge und zeigte sich auch als einsichtiger Kenner und Beurtheiler desselben, indem er die Cäsur nach der vierten Silbe zwar als wohlklingend anerkannte, aber bei längern Gedichten ermüdend durch die Eintönigkeit des Wohlklangs fand, indem er ferner zugestand, „daß auch ein zehn- oder elf Fußiger Vers ohne Cäsur deshalb nicht des Wohlklangs entbehre und ohne Beschwerde in einem Athem ausgesprochen werden kann“. Später gab Schlegel die Uebersetzung der übrigen Trauerspiele Thomson's in gleich frei behandelten Versen und konnte in der Vorrede zum dritten Bande bereits sagen, daß dies Silbenmaß in Deutschland immer mehr Beifall gewinne, wobei er als Vorzüge desselben vor dem Alexandriner die verschiedenen Arten der Cäsuren und die zur Declamation besser abgemessene Länge der Verse hervorhob.

Ein noch glänzenderes Lob ward dem fünf Fußigen Jambus zu Theil von seiten eines jüngern Kritikers, der, wie alle echte Kritik es soll, sich nicht blos nörgelnd über vergangene Leistungen aussprach, sondern auch anregend für die Zukunft wirkte. Herder schob in die zweite Auflage der „Fragmente über die neuere deutsche Literatur“ (1768) ein Kapitel ein, das hauptsächlich diesem Vers galt, dem er gleichsam mit folgenden Worten ein günstiges Horoskop stellte:

Er hat auch an innerm Gehalt, an Abwechselung und Declamation so große Vorzüge, daß ich wünschte, er möchte in heroischen Trauerspielen den unnatürlichen Alexandriner verdrängen, den wir aus keiner andern Ursache so theuer halten können, als weil wir ihn von den lieben Franzosen erben, weil er den Schauspielern und Autoren selbst die Arbeit erleichtert. Erleichtert, aber beiden zum Nachtheil; jenen, weil er sie einer

einförmigen Declamation, die eine halbe Scanlon heißen kann, oft wider Willen nähert; diesen, weil er der wahren Affectsprache, einer lebendigen Erzählung und dem Dialog äußerst viel monotonischen und abgemessenen und zerschnittenen Zwang anlegt. Unter andern mag es also vielleicht auch daher gekommen sein, daß die besten Versificatoren in diesem Stil, Schlegel, Grotz und neuerlich Klobius, oft so sehr die Sprache der Leidenschaft, der Erzählung und der Unterredung verfehlen, als auf der andern Seite Lessing und in affectvollen Stellen Weiße sich mit diesem Silbenmaße nicht so recht vertragen können. Sollte es gar sein, daß diese Doppelgeschöpfe von verketteten Alexandrinern mit Schuß wären an jener untheatralischen, undialogischen und monotonischen Sprache, die von beiden Seiten mit Lehrsprachen, Sentenzen und Sentiments um sich wirft und manche Scenen unserer besten Dichter verbirbt — wollen wir denn nicht einmal dem Vorurtheil entsagen, als sei diese Versart die natürlichste für unsere Sprache? Und wollen wir nicht lieber die vorgeschlagenen Jamben wählen, die weit mehr Stärke, Fülle und Abwechselung in sich schließen, sich mehreren Denk- und Schreibarten anschmiegen und ein hohes Ziel der Declamation werden können? Nur freilich werden sich dieselben, je mehr sie sich der Materie anschmiegen, je mehr auch freie Sprünge und Gabungen erlauben, nicht sich befähigen in Jamben jagen, nicht in einerlei Mäuren verfolgen, nicht in einerlei Ausgängen auf die Paden treten, nicht werden sie sich in das theatralische Silbenmaß einklinken, das Kramler in seinem „Battus“ verzeichnet, um zu hinten, wenn die Reglen da ist, hinten zu sollen. Wenn die Materie alles belebt und bewegt, wenn das Silbenmaß zu plappern und zu fragen, zuvorzukommen und hineinzuwinken weiß, wenn es einer hohen Declamation Lüne und Ruhepunkte vorzählt, so wird es von selbst dem vorigen Klopstock'schen Silbenmaße an Freiheit und Vortheilen nahe kommen, doch aber, daß die Zügellosigkeit desselben in einigen Schranken geht. Es wird unserer Sprache zur Natur und zum Eigenthum werden, weil es Stärke mit Freiheit vereinigt; und am letzten würde uns selbst die englische Sprache, die in diesem Silbenmaße schon so viele Schätze aufbewahrt, etwas nachsehen müssen.

Wie Zarnke mit Recht bemerkt, hat Herder hier mit seinem seltenen Anempfindungstalent gut charakterisirt und richtig vorausgesehen. Indes sogleich entsprach der Erfolg nicht seinen Erwartungen. Es bedurfte eines neuen Anstoßes, es war nöthig, daß ein wirklich bedeutender und genialer Inhalt in dieser Form niedergelegt ward, um sie der nationalen Literatur völlig zu erobern. Dies ward vollführt durch Lessing's „Nathan“.

Nach dieser umfassenden Einleitung geht Zarnke an die Lösung seiner Hauptaufgabe, die Analyse des fünffüßigen Jambus in den Dichtungen Lessing's, Schiller's und Goethe's. Als die Eigentümlichkeiten des Lessing'schen Fünffüßlers im „Nathan“ bezeichnet Zarnke die Rhythmicität seiner Enjambements, die man fast ein unausgesetztes Hineinstürmen in den nächsten Vers nennen möchte, und das Brechen des Rhythmus, den Antagonismus des Verses und Satzes, der hier an die Stelle einer gänzlich fehlenden Cäsur tritt. In Bezug auf das Enjambement macht Zarnke mit Recht darauf aufmerksam, daß die Verschmelzung zweier Verse um so enger ist, je näher die durch das Versende getrennten Begriffe zusammengehören, daß man zwischen solchen Worten an den Versenden unterscheiden müsse, die Träger und Ausdruck einer bestimmten Vorstellung sind und solchen, die nur auxiliärer Natur sind, wie Pronomina, Partikeln, Hilfszeitwörter u. s. w.

Bei Lessing sind die Enjambements der zweiten, dritten Art sehr gebräuchlich, wodurch ein hastiges Hineinspringen von Vers zu Vers veranlaßt wird.

Zarnke hat mit erstaunlichem Fleiß die Verse in diese seine Behauptungen aus Lessing's „Nathan“ zusammengetragen und zu diesem Zweck viele von Versen aufmarschiren lassen. Er untersucht bis in wie später die Schiller'schen, mit dem Mikroskop können ihm in diese minutiöse Detailforschung eingehen; wir erwähnen dagegen, daß die Jamben in Gogol's „Uriel Acosta“, namentlich was die mehrere Verse hinübergreifende Periode des Satzes betrifft, an die in Lessing's „Nathan“ ein obgleich bei Lessing im ganzen das staccato, bei Gogol das ligato überwiegt. Offenbar steht der Schiller'sche Vers an der Grenze der Prosa; es ist gleich ein Vers, der sich fortwährend selbst verleugnet; es an Melodie und Grazie. Gerade deshalb gewinn trotz seiner Vorzüge für die dramatische Conversation, Deutschland keinen festen Boden und konnte nicht als lyrisch hochbegabte Dichter, wie Schiller und Goethe, sich die ewigen Melodien durch alle Jahrhunderte, den Jambus für das Drama ausbilden. Lessing war kein Lyriker.

Schiller's „Don Carlos“ stand freilich, wie wir mit Recht bemerkt, noch unter den Einflüssen der Schiller'schen Verses. Die Enjambements, der Antagonismus von Vers und Satz finden sich hier wie bei Lessing auch die häufigen Wiederholungen desselben Wortes, was bei Lessing mehr eine Emphase des Verstandes, bei Schiller Emphase des Gefühls. Was die Cäsur betrifft, so folgert Zarnke aus einer Stelle, in welcher er das Vorhandensein der Cäsur für außerordentliche Schwierigkeit des Trimeters erklärt. Recht, daß Schiller der Ansprüche, welche auch der Fünffüßler auf eine Cäsur und die kunstgerechte Behandlung derselben habe, sich gar nicht bewußt war. Doch der Dichter „in seinem dunkeln Drange ist sich des Weges wohl bewußt“, und so gibt auch Schiller die Veranlassung, über die Cäsur seiner Verse sich zu sprechen und weitere Untersuchungen hierüber für die zweite Abtheilung in Aussicht zu stellen, wo der Schiller'sche dramatische Fünffüßler näher analysirt werden soll. Mit welcher Sorgfalt Zarnke die Vierfüßler, Sechsfüßler und Siebenfüßler in allen Schiller'schen Dramen sucht und dem Publikum denuncirt hat, wie er die Jamben und Trochäen und den Hiatus nachspricht, ist unter der Lupe prüft — das mag man der fleißigen Arbeit selbst ansehen. Aus den Untersuchungen der einzelnen Dramen in Bezug auf die Versfüße lassen sich nicht unwichtige Folgerungen für die allgemeine Poesie ziehen. Der „Don Carlos“ steht mit seinen Lessing'schen Enjambements allein. Der „Wallenstein“ strebt deutlich dahin, dem Rhythmus seine Integrität zu wahren; den „Wallenstein“, die „Stuart“ und „Jungfrau von Orléans“ fast Zarnke zusammen als Repräsentanten einer im wesentlichen



Art des Versbaues, wenn auch in Betreff des Enjambe-ments, des klingenden Ausgangs, der Häufigkeit der Anapäste sich einzelne Abweichungen finden. Da in diesen Dramen die Anapäste häufig eintreten, möchte er diese ganze Periode die Periode der Anapäste nennen. In der „Brau von Messina“ und „Wilhelm Tell“ herrschen dagegen die Trochäen vor. Diese Dramen sind metrisch freier, rhytmisch dagegen geschlossener, indem die Selbständigkeit des einzelnen Verses in ihnen noch mehr hervortritt. Den „Tell“ nennt Zarnke auch von seiten des Versbaues das reichhaltigste, mannichfaltigste, jedenfalls das langvollste Stück Schiller's. Lessing hatte an den englischen Vers, Schiller an den Lessing'schen angeknüpft. Ganz entgegengesetzt war der Ausgangspunkt und damit auch die ganze Weise des Goethe'schen Verses; dieser ist nach Zarnke der episch-lyrische Vers der italienischen Stanzas, und auch die Jamben seiner Dramen sind die Jamben seiner Lyrik geblieben.

In jüngster Zeit ist die Berechtigung des fünf Fußigen Jambus überhaupt als eines Hindernisses namentlich von Windowis in Frage gezogen und für die Tragödie der griechische Trimeter empfohlen worden, ein Vers, dessen plastische Hoheit, Melodie und Schönheit gewiß anzuerkennen, der aber für die charakteristische Schärfe und Beweglichkeit der modernen Dramatik zu antil-plastisch, zu marmorschön ist, wenn er als durchgängige metrische Grundlage eines Trauerspiels in fünf Fußigen Jamben angeführt wird. Wenn indeß Windowis überhaupt einen Wechsel der metrischen Systeme innerhalb eines Trauerspiels empfiehlt, wodurch der Trimeter auf die angemessenen Stellen, in denen ein gleichmäßig erhabener Schwung herrscht, eingeschränkt würde, so kann man ihm das beistimmen; denn wer wollte die Garantie übernehmen, daß der fünf Fußige Jambus in alle Ewigkeit Stammsatz und Träger deutschen Dramas sein wird? Hat er sich doch schon einen sehr unDRAMatischen Gesellen, den vier Fußigen Trochäus, als Begleiter gefallen lassen müssen! Ein Wechsel der vier-, fünf- und sechs Fußigen Jamben, und zwar gereimter Jamben, der im ganzen vorwiegende Vers im „Faust“, hat für gewisse volksthümliche Stoffe sein gutes Recht, und ein geschmackvoller Wechsel der Reime, je nach dem Charakter der Szenen, mit seinem Kaltgefühl durchgeföhrt, kann ebenso künstlerisch wie dramatisch sein, vorausgesetzt, daß er nicht in jene Formen-spielerei ausartet, mit welcher die Romantiker in ihre Dramen alle erdenklichen Strophenbildungen, Sonette und octave rime, stopften.

Den fünf Fußigen Jambus hatten wir indeß für keinen Hinderniß, sondern für einen Vers, der die echte Energie des dramatischen Anlaufs besitzt und bei kunstgerechter Behandlung auch verschiedene, dem Charakter der einzelnen Szenen entsprechende Modificationen zuläßt. Gerade mit Bezug hierauf kann das Studium der Zarnke'schen Schrift lehrreich für unsere jüngern Dramatiker sein. Es gibt Situationen, in denen die verständige Motivirung, die pointirte Charakteristik oder der Stil der idealisirten Umgangssprache vorherrscht. Für diese Szenen ist die

Lessing'sche Behandlungsweise des Fünftüßlers geboten und wird die Physiognomie dieser Situationen um so schärfer bezeichnen, je mehr die auf der Höhe des tragischen Conflicts, des Affects, der Leidenschaft stehenden Situationen durch jenen schwunghaftern Fünftüßler hervorgehoben werden, wie ihn Schiller und namentlich Goethe behandelt haben, der mit feinerer architektonischer Gliederung durch die Cäsur, mit rhytmischer Abgeschlossenheit und Gedankeneinheit melodisch ausklingt.

Rudolf Gottschall.

### Der Krieg von 1815.

Der Krieg von 1815 und die Verträge von Wien und Paris. Von Julius Königer. Mit einer Karte. Leipzig, Citzel. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Ueber den Krieg von 1815 sind in neuester Zeit mehrere Werke erschienen, unter welchen das des jüngst verstorbenen Obersten Charras das meiste Aufsehen gemacht, weil es durch die französischen Entstellungen der Geschichte zuerst der Wahrheit eine Gasse gebrochen hat. Den gleichen antinapartischen Standpunkt nimmt das Werk von Dainet ein (vgl. Nr. 16 d. Bl. f. 1864). Andere ausländische Darstellungen jenes Kriegs, welche in den letzten Jahren veröffentlicht sind, einzelne treffliche Monographien und Beigle's Werk haben das Material bereichert, zu welchem auch Häusser in seiner deutschen Geschichte einiges, vorzüglich aber Bernhardi in seiner „Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—31“ das Wichtigste beigezeichnet haben. Dennoch fehlte es bisher, wie der Verfasser des vorliegenden Werks mit Recht bemerkt, über den Krieg von 1815 und die damit zusammenhängenden Verträge an einer umfassenden, gleichmäßig durchgeführten Arbeit. Eine solche hat Königer versucht und wir glauben, in Uebereinstimmung mit dem allgemeinen Urtheil, das bei bedeutenden Werken meist der Kritik der Presse voransteht, unsere Uebersetzung begründen zu können, daß dieser Versuch trefflich gelungen ist. Er selbst sagt bescheiden, daß er seine Arbeit nicht eine Quellen-schrift nennen kann, da er nicht so tief auf die Urkunden zurückgehen konnte, um aus ihnen ein wesentlich neues Licht über die entscheidenden Ereignisse zu verbreiten. Doch ist er der Meinung, daß nach den letzten zur Veröffentlichung gelangten Werken von Bernhardi, Charras u. a. aus jenen Urkunden überhaupt nicht mehr viel zu entnehmen sei; höchstens ließe eine umfassendere Benutzung der österreichischen Archive manche neue Aufklärung erwarten. Den bisherigen Darstellungen gegenüber hofft er den Zusammenhang der Begebenheiten aus den Acten des großen Generalstabes in Berlin und im Kriegsarchiv zu Darmstadt, deren Einsicht ihm gestattet worden, sowie durch Benutzung regimentärgeschichtlicher Quellen, die bisher nur zu sehr vernachlässigt geblieben sind, vollständiger, als es bis jetzt geschehen, hergestellt und dadurch über manche Punkte mehr Licht verbreitet zu haben. Wir erkennen das an und fügen hinzu, daß die Klarheit und Schärfe, mit welcher er überall die Gesichtspunkte den Lesern aufgestellt hat, dem Werke zum

höchsten Verdienst gereichen. Veigte's „Geschichte des Jahres 1815“ hat er nicht mehr mit seiner Schrift verglichen. Wunnen, den deutschen Standpunkt setzt er bei „dem verdienstlichen Verfasser der Freiheitskriege“ voraus.

Wir haben letztere, wie auch Veigte's „Krieg von 1812“ in d. Bl. (Nr. 20 f. 1855, Nr. 48 f. 1856 und Nr. 15 f. 1857) mit Anerkennung besprochen. Das Referat über die „Geschichte des Jahres 1815“ (Nr. 9 und Nr. 39 d. Bl. f. 1865) ist von einer andern Feder. Wenn Königer sagt: „Der Gegenstand ist wol groß genug, um auch zwei und mehr Arbeiten von besonderer Eigenthümlichkeit zuzulassen“, so wird das durch einen Vergleich seines Werks mit dem Veigte'schen nur bestätigt. Letzteres beginnt mit den allgemeinen Verhältnissen nach dem ersten Pariser Frieden, schildert die Siegesfreuden in Deutschland und den Empfang der siegeskränzten Krieger im Vaterlande sehr detaillirt nach den Zeitungsberichten vom 1814 (was doch wol besser den Schluß der Geschichte von 1814 gebildet hätte!) und erklärt, eine Geschichte des Wiener Congresses nicht einmal versuchen zu wollen, für eine Geschichte des Jahres 1815 allerdings ein Fehler, wenn er auch aus Bescheidenheit begangen worden ist. Königer dagegen, nach einer kurzen Einleitung „über die Zeichen, unter denen die Neugestaltung Deutschlands begonnen hat“, geht frisch ans Werk und stellt die Geschichte des Congresses, gestützt auf die besten und neuesten Quellen, so vortrefflich und bündig dar, daß jeder Leser, der sich nicht aus Klüber, Angerberg, Bernhardt, de la Garde, Gagern, Perz, Geng u. s. w. mühsam selbst unterrichten will oder kann, das klarste Bild der wichtigen, für Deutschland leider so traurigen Verhandlungen gewinnt. Den deutschen Standpunkt nimmt auch Königer mit ehrenvoller Gesinnung ein. Sein Werk schildert dann die Wiederaufrichtung des französischen Kaiserreichs, wie Veigte, vorherrschend nach französischen Quellen, ignorirt aber nicht, wie dieser vollständig gethan, Tharras und Quinet, welche bei allem Nationalgefühl dies nicht mit dem Bonapartismus identifiziren.

Die Misregierung der Bourbons wird von Königer ebenso scharf getadelt, die Lage Napoleon's und seine Schritte gleich eingehend behandelt, aber die straffere Darstellungsform hat Raum gespart, während in dem andern Werk bei der populäreren und darum breiteren Besprechung fast der ganze erste Band damit gefüllt wird. Dagegen ist bei Königer der Krieg an sich, wenigstens für den militärischen Leser, nicht bis in die Einzelheiten des taktischen Verlaufs behandelt worden, die gewiß in der Schilderung vielen sehr lieb gewesen wären. Veigte gibt darin nach den ausführlichen Werken von Grolman-Danik, Reiche, Sibourne u. s. w. mehr und in trefflicher Darstellung. Für den strategischen Theil der Arbeit haben aber Königer mehr Quellen zu Gebote gestanden, vorzüglich, wie schon erwähnt, das Archiv des preussischen Generalstabes, welches Veigte nicht hat benutzen können. Memoiren ersetzen die officiellen Actenstücke und vertraulichen Correspondenzen niemals. Ohne Einsicht in diese werden alle Combinationen fehlgehen und der wahre Zusammen-

hang der Thatfachen erhält seine richtige Erklärung. Daß aber Veigte Tharras nicht hier und auch in Bezug auf die politischen Verhältnisse benützt hat, daß er dessen Werk nicht in seinem historischen Werthe gewürdigt, sondern nur als Parteischrift betrachtet und sich lieber an die Bonapartisten gehalten hat, ist zu bedauern. Dadurch und daß er ganz unterhoblen für Napoleon's Belassung auf dem Throne spricht, hat sein Werk eine gewisse einseitige Färbung bekommen. Wer in der Zeit, als Deutschland sich eben von der schmachlichsten Unterjochung durch seine großartige Erhebung und das Blut seiner Söhne befreit hatte, den Gedanken in die Verhandlungen geworfen hätte, jenen Mann, der es unterdrückt und namentlich Preußen mit Füßen getreten, im Besitz einer Macht zu lassen, die er bei günstiger Gelegenheit unfehlbar zur Rache benützt haben würde, der wäre wol kaum mit Geduld angehört worden. Der zweite Pariser Frieden bildet in beiden Werken das dritte Buch und ist bei Königer wiederum ausführlicher behandelt.

Wir wollen nach diesen sich ausdrückenden Vergleichspunkten beide Arbeiten in ihrer Eigenthümlichkeit nicht weiter nebeneinanderstellen. Aus dem Werke Königer's schenken wir dem Wiener Congresse eine besondere Aufmerksamkeit, weil jene, im Volke meist unbekannten Verhandlungen in anfern Tagen durch das neue Streben nach einer bessern Gestaltung Deutschlands wieder an Interesse gewinnen. Die Schilderung der ganzen Versammlung in Wien, des „großen bunten Gewirres aus allen Völkern und Ständen“, ist ebenso anziehend wie elegant geschrieben. Die Kaiserstadt, welche damals nur 80000 Einwohner zählte, beherbergte wol 100000 Fremde, darunter 700 Gesandte der verschiedenen Mächte und ebenbürtigen deutschen Reichsstände; 67 deutsche Herzöge, Fürsten, Grafen und Herren waren persönlich erschienen.

Tafeln, Jagden, Concerte, Bälle, Theater, Maskeraden, Carroussels, Feuerwerke wüßten unaussprechlich einander ab zu drängen sich oft zur nämlichen Zeit zusammen. Prachtvolle Wagen durchkreuzten vom Morgen an nach allen Richtungen die Straßen, reichgekleidete Kutscher, den Stab mit silbernen Äpfeln in der Hand, bahnten ihnen vor den Füßen der Pferde den Weg; auf den Spaziergängen und den öffentlichen Plätzen drängten sich zu Fuß und zu Pferde die Galaclieber und Uniformen aller Hölse und Heere Europas, dazwischen der Trupp der Diener in ihren glänzenden, mannichfaltigen Placeten und unter all dieser bunten Welt, bald zurückgedrängt, bald hervorflutend, die Menge des Volks.

Was war aber die ernste Aufgabe des Congresses, welchem anfangs die Völker, besonders das deutsche Volk, mit gläubigem Vertrauen entgegenzogen? Die Aufrichtung einer neuen Ordnung der Dinge! Diese mußte, wie der Verfasser in einer vortrefflichen Folgerung auseinandersetzt, auf der Wiederaufrichtung eines starken Deutschlands begründet werden. Deutschland war in den letzten Jahrhunderten an innerer Ordnung und äußerer Macht verfallen, während im Osten und Westen zwei Mächte von ungemeinem Ehrgeiz und Eroberungsdrang abwechselnd emporkamen: Rußland und Frankreich. An beide hatte Deutschland Schritt für Schritt an Macht und Land verloren, beiden hatte es mittelbar und unmittelbar mit

seinem Blut und seinen Waffen gebietet. Die Vernichtung Deutschlands, die Theilung der Macht zwischen beiden und endlich ihr Kampf auf Leben und Tod: das war eigentlich der Hauptinhalt der Zerrüttung, welche über Europa gekommen. Darum war es keine Annäherung, wenn in einer Schrift: „Adresse an die allerhöchsten auf dem Congreß versammelten Monarchen im Namen der deutschen Nation“, die Wiederaufrichtung Deutschlands und die Begründung des Gleichgewichts in Europa zusammengebracht wurden. Was allein dem Welttheil den Frieden, den schwer geprüften Völkern die Ruhe sichern konnte, das war ein starkes Deutschland in der Mitte Europas. Diese Wahrheit war damals im Munde aller Staatsmänner, und es konnte gar nicht anders kommen, als daß die deutschen Fragen der Brennpunkt der Verhandlungen wurden und daß in ihnen der Kern des Streits auch da lag, wo die Frage, wie bei dem Handel um Polen, einen andern Namen trug. Es fehlte aber viel, daß dem allgemeinen Gefühl von der Wichtigkeit dieser Fragen bei den Staatsmännern in Wien auch die Erkenntniß und der gute Wille entsprochen hätten; vielmehr kamen gleich, sowie sich's um die wirkliche Auseinandersetzung handelte, die Selbstsucht und der besondere Vortheil, die alten und die neuen Verhältnisse mit ins Spiel.

Die Neugegestaltung Deutschlands war überdem die Frage, bei welcher sich die meisten Interessen durchkreuzten, sie war durch die vorhergegangenen Verträge am wenigsten geordnet, in der Verfassungsangelegenheit noch gar nicht, hier blieb die ganze Verwirrung der Rechte aus der Zeit vor und nach dem Untergange des Reichs; in Andern waren die Forderungen fast aller Staaten miteinander im Widerspruch. Aus diesen Verhältnissen wuchsen gleich zu Anfang des Congresses drei Fragen hervor, welche sehr bald den Gang der Verhandlungen vollständig bestimmten. Es war die Frage um Polen aus dem letzten Gesichtspunkte der Machtstellung Rußlands zu Europa, besonders zu Deutschland und der Entschädigung Preußens; die Frage um Sachsen, ebenfalls aus dem letztern Grunde und zugleich aus dem der innern Auseinandersetzung Deutschlands; die Frage um die deutsche Verfassung auf Grund der gerechten Wünsche des deutschen Volks und der allgemeinen Sorge um die Befestigung des europäischen Systems. In diesen drei Fragen drängt sich die Aufgabe des Congresses hauptsächlich zusammen, sie bilden die vorwiegende Bedeutung seiner Geschichte.

Der Verfasser beleuchtet nach dieser Bezeichnung der Fragen in scharfer Charakteristik die Fürsten und Staatsmänner, welche zu ihrer Lösung berufen waren, er sucht die Zwecke, Ansichten und Stimmungen der Großmächte dann der deutschen Staaten nachzuweisen, um darauf zu erklären, daß nicht zwei Staatsmänner auch nur die Hauptsachen einerlei Meinung hatten und daß im großen Grundbissen nur einer, der des Gleichgewichts bedacht war, während sich anderer, wie Rationalität und Freiheit, nur wenige bewußt waren. Besonders hebt er die schwierige Stellung Preußens hervor, „daß auf dem

Congreß kam, ohne über die schwersten Fragen einen klaren Plan und ohne irgendeinen zuverlässigen Verblinden zu haben. Der rechte Staatsmann fehlte, Fürst Hardenberg nahm seine Aufgabe viel zu leicht. Die Verhältnisse lagen ungünstig und verworren, doch konnte eine weitsehbende Politik erkennen, daß in der deutschen Entschädigungsmasse Land genug für Preußens Ansprüche war, daß England kein wirkliches Interesse hatte, diesen Ansprüchen entgegen zu sein, und daß sich mit Oesterreich vielleicht eine Linie der Ausgleichung finden ließ. So viel wir heute wissen, ist aber in allen diesen Punkten nicht einmal ein ernstlicher Versuch gemacht worden.“ Die Stellung des Freiherrn von Stein zu den Fürsten und Diplomaten ist mit gerechter Vorliebe gezeichnet. Das deutsche Volk sah auf diesen Mann, als müsse sich in seinem Wirken die neue Zukunft des Vaterlandes begründen. „Das waren Hoffnungen nach Art des Volks, die über des einzelnen Mannes Vermögen gingen, denn kein Mensch kann dem andern und kein einzelner Mann kann einem Volke die eigene innere Arbeit abnehmen, die zur Eritdung eines neuen Daseins gehört. Was aber ein Mensch kann, das hat Stein gethan.“

In dem Verlauf der Verhandlungen erkennt der Verfasser drei Momente:

Zuerst hat es den Anschein, als stünde das Friedenswerk fest, ja noch mehr, es steht einem Augenblick aus, als bestünde eine wirkliche Mittelmacht in Europa, als seien Oesterreich, Preußen und England einzig genug, um Frankreich niederzuhalten und Rußlands übermäßige Ansprüche zurückzuweisen. Da tritt aus schwankender Lage plötzlich die erste Wendung hervor, daß Preußen sich mit Rußland vereinigt (6. November 1814). Dem entgegen schließen sich Oesterreich, England und Frankreich näher zusammen, und aus der zunehmenden Erbitterung der Verhandlungen entsteht der zweite Augenblick, das geheime Bündniß dieser drei Mächte (3. Januar 1815). Es steht danach aus, als würden der Schwere und der Hochstolz Europas in Waffen aufeinanderzutreffen, aber die Gefahr bringt die Mächte, auf denen die Verantwortung liegt, zur Besinnung, und schon sind die Hauptschwierigkeiten geordnet, als ein drittes Ereigniß alle Arbeit des Congresses zu vernichten droht, die Rückkehr Napoleon's von Elba nach Frankreich.

Diese drei Momente ergeben dem Verfasser die Kapitel für seine Geschichte der Verhandlungen. In der sächsischen Frage hat er auch die neuerdings veröffentlichten „Denkwürdigkeiten des Grafen Senff“, 1810—18 sächsischer Minister des Auswärtigen, benutzt, um das Verhalten des Königs von Sachsen, die Agitationen und den Einfluß seiner Umgebung, welche allein die traurige Katastrophe in Lüttich verschuldet haben, wahrheitsgetreu darzustellen. Der Aufruhr bei den Truppen wird später an seinem Ort nach sächsischen und preussischen Quellen, hier auf die Acten im Archiv gestützt, ohne Parteilichkeit erzählt. Der sächsische Hauptmann, welcher mit seiner Compagnie die Wache bei Lüttich gehabt und die angestrebte preussische Majorstelle ausgeschlagen hat, ist hier richtig genannt, Seibler, nicht von Reibel, wie Beigle den Namen gibt; wir haben diesen Offizier persönlich gekannt.

Wie der Congreß mit der Schlichtung seiner Aufgaben nicht vorrückte, so litt die Frage um die innere deutsche

Verfassung am meisten. Zur Zeit des Aufrufs von Rastisch hatte Stein kühne Hoffnungen für die Erneuerung Deutschlands, er dachte noch an die Möglichkeit eines einzigen Oberhauptes, an Kaiser und Reich. Seine Entwürfe wurden immer beschränkter und einspariger, als der Frieden von Paris ein föderatives Band für die deutschen Staaten festsetzte. Schon vorher, im März 1814, hatte er ein Directorium von Oesterreich, Preußen, Hannover und Baiern vorgeschlagen, doch sonst ein großes Maß gemeinsamer Angelegenheiten und innerer Freiheiten in Aussicht genommen. Im Sommer 1814 ging aus den Verhandlungen zwischen Stein, Solms-Laubach und Hardenberg ein neuer Entwurf hervor, wonach Oesterreich und Preußen das Directorium erhalten, aber nur mit einem Theil ihrer deutschen Länder dem Bunde beitreten sollten; die nothwendigen allgemeinen Forderungen wurden sehr herabgesetzt; namentlich konnte Stein nicht mit dem Verlangen einer Vertretung der Landstände der einzelnen Staaten durch Abgeordnete beim Bunde durchdringen. Dieser Entwurf wurde dann nach neuen Beratungen zu Baden bei Wien dahin abgeändert, daß die beiden Großmächte mit allen ihren deutschen Ländern beitreten sollten, Deutschland in sieben Kreise mit Kreisobersten an der Spitze (Oesterreich und Preußen für je zwei Kreise, Baiern, Hannover und Württemberg für je einen) getheilt und die Bundesversammlung aus dem Rath der Kreisobersten und dem Rath der übrigen Stände zusammengesetzt werde; daß Oesterreich das Geschäftsdirectorium, doch bloß als „formelle Leitung“ führe; daß ferner das Kriegswort der Bundesglieder gegeneinander aufgehoben werde, ebenso das Recht zu auswärtigen Kriegen, Bündnissen oder Subsidienverträgen für alle Bundesglieder, die nicht noch außerhalb des Bundes Besitzungen haben; für jeden Bundesstaat wurde eine landständische Verfassung und die Gewährung bestimmter bürgerlicher Rechte versprochen. Der Verfasser bemerkt dabei: auch der österreichische Minister (Metternich) hielt diese Punkte für das mindeste, was für Deutschland verlangt werden müsse. Allein auch er sollte erfahren, was es mit der „vollen Souveränität“ der Mittelstaaten auf sich habe, die er in den Verträgen zu Wien und Fulda so eilig gewesen war, zu gewährleisten.

Baiern und Württemberg legten schon in der dritten Sitzung des deutschen Ausschusses, zu der sie neben Oesterreich, Preußen und Hannover zugelassen waren, gegen diesen Entwurf Widerspruch ein, sie wollten kein Regierungs-, kein Gesandtschaftsrecht, kein Recht zur Kriegsführung und zu Verträgen abtreten, keine Doppelstimmen für Oesterreich und Preußen im Rath der Kriegsobersten, kein Recht der Berufung an den Bund, überhaupt keine Beschränkung der Souveränität. Württemberg fand namentlich, es könne nicht die Absicht sein, „aus verschiedenen Völkern, z. B. Preußen und Baiern, eine Nation zu schaffen“, Baiern erklärte, das Recht der Verträge sei eine Forderung des bairischen Nationalstolzes, und verlangte für sich, mit Oesterreich und Preußen im Directorium zu wechseln. Beide sprachen von fünf gleich-

berechtigten Häuptern und ließen darin Sachse ganz, das sie doch sonst gegen Preußen verteidigen wollten. Das war auch Metternich zu viel. Unter Oesterreich und Preußens Zustimmung wurde durch die Kaiserin von Hannover eine förmliche Widerlegung der bairischen und württembergischen Ansprüche eingebracht. Dadurch war der Widerstand der beiden Rheinbundeskönigreiche gebrochen, da sie keinen Ernst sahen, die Sache zu Fall ohne sie und selbst gegen sie durchzusetzen, und polnische und sächsische Handel keine Einigkeit zwischen ihnen gegenüberstehenden Staaten verrieth. Für Preußen tröstete den König von Württemberg mit der Aussicht auf Frankreich, das doch ihr natürlicher Verbündeter in sich schon wieder heben werde. Daneben traten auch ehemaligen Reichsunmittelbaren um Wiederherstellung der Rechte auf den Plan. Sagern, der oranische Erbprinzip, dachte sich einen Wahlkaiser, der nur wenig über die Wähler, die übrigen Fürsten, hervorragen dürfte, und zur Seite noch zum Ueberflus eine kräftige Fürstenthümlichkeit, im Nothfall auch einen Fürstenbund, wie zu Joseph's II. Zeiten. Der Schwäche Deutschlands, in solchen Einrichtungen hervorgehen könne, hoffte er ein recht hartes oranisches Königreich als „Wallwache“ den Nordosten Frankreichs, zu begegnen. Endlich erreichten am 16. November 29 Kleinstaaten eine Resolution, die Oesterreich und Preußen, in welcher sie mit Entschiedenheit das Recht in Anspruch nahmen, neben Baiern und Württemberg bei der Aufrichtung der deutschen Verfassung zuwirken, gleichzeitig aber sich bereit erklärten, die Opfer an ihrer Souveränität zu bringen, damit die ganze bestehen und auch ihren Unterthanen die unbeschränkte Freiheit gewährt werden könne; als Stein der deutschen Verfassung verlangten sie die Einsetzung eines gemeinsamen Oberhauptes. An demselben Tage aber Württemberg an, es könne sich nicht mehr an der Verfassung betheiligen und durch nichts zu einem Verzicht auf seine unbeschränkten Rechte bewegen werden als durch die Gewährung, welche es dafür erhalte. Damit war der Ausschuss gelöst. „Die Sorge um die polnisch-sächsischen Angelegenheiten nahm die Staatsmänner nun ganz hinweg. Die deutsche Verfassung trat in den Hintergrund, beim Congreß die schwerste Frage, um die er zusammengekommen war, vergessen.“

Später wurde die Erneuerung des deutschen Reichthums wieder zum Anfang der Verhandlungen genommen, auch Stein bot seinen Einfluß dafür an. Die Hauptschwierigkeit lag in dem Widerstande der deutschen Staaten gegen die Opfer an Macht und Souveränität, welche gebracht werden mußten, wenn Oesterreich möglich sein sollte, und wenn auch der Widerstand gebrochen wurde, an der Uneinigkeit zwischen Oesterreich und Preußen über die Frage:

Wem von beiden gehörte die Würde? In den letzten Verhandlungen war stets Oesterreich genannt worden, es hatte ohne Zweifel auch großen Anspruch durch seine Jahrhunderte, in welchen die Kaiserkrone mit ihm verbunden war. Allein, war nicht zur glänzenden Kaiserkrone die Krone von einem Hause auf das



übergegangen? Darfte sich das Haus Hohenzollern nicht dem Hause Habsburg gleichstellen, das noch kein Jahrhundert in Oesterreich herrschte? Und vor allem, war Preußen nicht bei Deutschlands Befreiung mit unvergleichlichen Thaten und Opfern vorgegangen?

Es mischten sich neben dem Congreß die Zeitungen und viele andere Stimmen in die Frage; eine Menge von Vorschlägen tauchte auf: Franz I. sollte Kaiser, Friedrich Wilhelm III. König von Deutschland werden; oder der letztere sollte für Norddeutschland erblicher Reichsverweser oder Kronfeldherr neben dem Kaiser sein; oder es sollte Preußen Reichsverweser an der Elbe, Baiern an der Donau sein; oder es sollten 15 Kreise mit den Fürsten als Stammesvorstehern gebildet werden; oder es sollten Preußen und Oesterreich ganz aus dem Bunde bleiben. Ein in Wien erschienenes Schriftchen, das aber wol in Frankreich verfaßt war, empfahl geradezu einen neuen Rheinbund. Anfang März mußte die Kaiserfrage als gefallen gelten. Nicht sowol der offene Widerstand hatte dagegen entschieden, als das Gefühl, daß sie nicht zu verwirklichen sei; weder Oesterreich noch Preußen hätte gewagt, seine Kraft dafür einzusetzen. Auch die deutsche Gesamtberatung über die Grundzüge einer Verfassung, welche Stein beauftragte und die Bevollmächtigten von 32 Fürsten und Städten von Metternich und Hardenberg forderten, kam nicht zu Stande. Beide Minister sprachen ihre Zustimmung aus, die preussischen reichten auch ihre Entwürfe ein, in denen drei Punkte bezeichnet waren, von denen man nicht abgehen dürfe: kraftvolle Kriegsgewalt, ein Bundesgericht und landständische, durch den Bundesvertrag gesicherte Verfassungen; aber Napoleon's Rückkehr zwang dazwischen, und in übereilten Verhandlungen, „bei denen keiner mehr zu seinen ersten Gedanken und zu seinem eigenen Werke stand“, wurde endlich die deutsche Bundesverfassung beschlossen. Der Verfasser zeichnet diese Verhandlungen und weist die damals gemachte Entschuldigung: die mangelhafte Bundesverfassung sei besser als gar keine, mit der Bemerkung zurück: „Etwas Mangelhafteres konnte in keinem Falle herauskommen, wol aber wäre wahrscheinlich vieles zu retten gewesen, wenn Preußen mit jenen kleineren Staaten, die meist in seinem Gebiet lagen und mit seinen Heeren in den Krieg gingen, bei seiner ersten Stellung geblieben wäre.“ Wir sind der lichtvollen und gelungenen Geschichte des Congresses, welche Königer gibt, in der Hauptfrage gefolgt, weil dieselbe nach langer Verhandlung eine ernente Wichtigkeit gewonnen hat.

Karl Gussau von Bernack.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Zur Geschichte der Philosophie.

Grundriß der Geschichte der Philosophie von F. E. Erdmann. Erster Band: Philosophie des Alterthums und des Mittelalters. Berlin, Verh. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der bekannte Geschichtsschreiber der neuern Philosophie nimmt es in dem vorliegenden Werke, den Gesamtentwickelungsgang der Philosophie nach seinen wesentlichen Momenten und in seiner gesetzmäßigen Folge vorüberzu-

führen. Dasselbe ist zwar zunächst für den akademischen Hörerkreis berechnet, wie es denn aus dem Bedürfniß des Verfassers hervorging, seinen Schülern in conciser Form den Inhalt seiner Vorlesungen über Geschichte der Philosophie in die Hand zu geben; aber schon eine flüchtige Durchsicht des Buchs zeigt, daß es nicht nur im ganzen, was die Auffassung und Construction des Stoffes betrifft, sondern auch in einzelnen Partien, wegen der darin enthaltenen selbstständigen Quellenforschung, auf einen größern Werth als den eines bloßen Schulcompendiums Anspruch erheben darf. Erdmann gehört zu den besten, aber auch maßvollsten Vertretern der Hegel'schen Philosophie; es wird uns darum der Geist derselben in der Gesamtschau über die Philosophie und ihre Geschichte begegnen.

Die Philosophie entsteht, indem bei dem Thatbestande des Daseins (der Welt) nicht stehen geblieben, sondern zum Erkennen seiner Gründe, endlich seines absoluten Grundes, d. h. seiner Nothwendigkeit und Vernünftigkeit, fortgegangen wird. Darum aber ist sie nicht ein Werk bloß des einzelnen Denkers, sondern wie ein Volk seine Weisheit und seinen Willen durch den Mund seiner Weisen und Gesetzgeber, so spricht der Weltgeist die seinige oder die Welt die ihrige durch die Philosophen aus. . . . Wie der Weltgeist durch die verschiedenen Zeitalter hindurchgeht, worin die Weltgeschichte besteht, so sein Bewußtsein, die Weltweisheit, durch die verschiedenen Zeitbewußtseins hindurch, worin eben die Geschichte der Philosophie besteht. Dort wie hier geht nichts verloren, vielmehr wird, was die eine Zeit und Philosophie zu ihrem Resultate hat, für die folgende Stoff und Ausgangspunkt. Darum ist der Unterschied, ja der Widerstreit der philosophischen Systeme kein Beweis dagegen, daß in allen Philosophien sich nur die eine Philosophie entwickle, sondern spricht geradezu für diese Behauptung.

Erdmann theilt die Geschichte der Philosophie in die drei Hauptperioden des Alterthums, des Mittelalters und der Neuzeit. „Da erst der Grieche das *πῶς ὁ οὐρανός* vernimmt, so heißt philosophiren oder das Wesen des Menschengesistes begreifen wollen, occidentalisch, mindestens griechisch denken, und die Geschichte der Philosophie beginnt mit der Philosophie der Griechen.“ Damit ist über die philosophischen Regungen und Thaten des Orients ein wenig günstiges Urtheil formulirt, aber wenn der Menschengesist der Culturarbeit derselben bedurfte, um auf die Stufe des Griechenthums zu gelangen, so sind auch jene für die griechische Philosophie nicht bedeutungslos, sondern eine wichtige Vorarbeit. Die Aufgabe der Philosophie, den Menschengesist zu erfassen, ist nur dann nicht zu enge gefaßt, wenn man daneben festhält, daß der Menschengesist sich erst aus dem allgemeinen Weltzusammenhange verstehen kann und sein Begriff den der Welt überhaupt voraussetzt oder involvire. Wenn die Philosophie des Orients vor allem den Weltgrund und die Weltentwickelung zu denken suchte, so ist dieses Bestreben, ob es von einem werthvollen Erfolg belohnt war oder nicht, doch schon die Erhebung des Menschengesistes zu jenem Bewußtsein, das ihn frei macht. Die Unterschätzung desselben rührt gewöhnlich davon her, daß uns seine Resultate noch nicht hinlänglich genug bekannt sind. Seitdem wir auf dem Gebiete der bildenden Kunst, der Architektur und Plastik den Zusammenhang zwischen dem Orient und Griechenland deutlicher verfolgen können, vermögen wir auch die



Leistungen beider nach ihrem Werthe gerechter zu beurtheilen. Wie der Verfasser das Wesen des christlichen Geistes eingehender bestimmt hat, so wäre es auch wissenschaftlich gewesen, wenn er eine genauere Charakteristik des heidnischen gegeben hätte, denn dieser ist für die Gestaltung der Philosophie gleichfalls bestimmend gewesen.

Indem Erdmann die Gnosis, Patristik und Scholastik in die Geschichte der Philosophie hereinnimmt und, im Mittelalter sie zusammenfassend, dieses als eine Hauptperiode derselben erklärt, durchbricht er den engeren Gesichtskreis, in welchem in dieser Beziehung Hegel eingefangen war, der über das Mittelalter nicht schnell genug hinwegkommen zu können glaubte. Hegel sagte:

Die Scholastik ist nicht durch ihren Inhalt interessant; denn bei diesem kann man nicht stehen bleiben, sie ist keine Philosophie. Sondern dieser Name bezeichnet eigentlich mehr nur eine allgemeine Manier, als ein System, wenn von einem philosophischen System die Rede sein könnte. ... Es ist keinem Menschen zugumuthen, daß er diese Philosophie des Mittelalters aus Autopsie kenne, da sie ebenso umfassend und voluminös, als dürftig und schlechtlich geschrieben ist.

Bei Erdmann wird die mittelalterliche Philosophie zu einer Stufe in der Entwicklung derselben, und diese Auffassung ist gewiß einer philosophischen Betrachtung der Geschichte, wonach das Mittelalter überhaupt eine notwendige Culturstufe bilden muß, entsprechender als die entgegengesetzte. Er erklärt ausdrücklich, daß ihn das Beispiel derer nicht zur Nachahmung reize, die damit anfangen zu behaupten, das Mittelalter habe keinen gefunden Gedanken zu Tage gefördert, und dann sich am daselbe nicht weiter kümmern. Er halte es vielmehr für besser, zuerst die Lehren dieser Männer zu studiren und dann zu fragen, ob sie, die uns unter andern unsere ganze philosophische Terminologie geschenkt haben, der Dogmatik nicht einmal zu gedenken, wirklich für gar nichts zu rechnen sind.

Diese größere Werthschätzung der Geistesarbeit der Denker des christlichen Mittelalters, resp. der Scholastiker und Mystiker, einerseits, sowie andererseits die mannichfachen Rügen in unserer Kenntniß derselben haben denn nun auch Erdmann veranlaßt, dieselbe einem genauern Studium zu unterziehen. Und wenn sich nun schon fast durchgehend in seinem Buche zeigt, daß er nicht bloß auf die Vorarbeiten anderer baste, sondern die Werke der Philosophie, die er darstellt, größtentheils selbst gelesen habe — denn sie alle selbständig zu durchforschen ist bei dem ungeheuren Umfange dieser Literatur nicht zu fordern —, so tritt diese Bekanntschaft mit den Quellen doch gerade in der Darstellung der Scholastik recht augenfällig hervor, weil es hier oftmals noch galt, die grundlegende Arbeit erst zu thun. Wir bemerken dies namentlich bei Bonaventura, Albert, Rainund Hull, Duns Scotus, Occam, Nikolaus von Cusa u. a. Eine besondere Mühe, wie er dies in der Vorrede selbst hervorhebt, hat Erdmann auf die Darstellung der *ars magna* des Avicenna verwendet, die uns durch ihn überhaupt zum ersten Male wieder bekannt und klar gemacht wird. Freilich kann ich es nicht übersehen, daß mancher dieser mit-

telalterlichen Denker trotz allem denn doch zu kurz gekommen und zu wenig ausführlich behandelt worden ist. So hätte, um nur eins hervorzuheben, Wilhelm von Auvergne, der in so scharfsinniger Weise gegen die Ewigkeit der Welt argumentirte, nicht mit ein paar dürftigen Notizen abgefertigt werden sollen. Ich verkenne es nicht, daß die Natur der ganzen Arbeit Kürze zur gebieterischen Nothwendigkeit machte, aber gewiß wäre es besser gewesen, die bibliographischen Angaben mehr zusammenzudrängen, um Raum für die Darstellung der Lehren zu erhalten. Auch die Kirchenväter sind wol insgesamt zu summarisch behandelt. Immer aber wird man diesen Theil der Erdmann'schen Arbeit als einen sehr verdienstvollen Beitrag zur Förderung unserer Kenntniß der scholastischen Philosophie bezeichnen dürfen.

Erdmann bestimmt die christliche Weltperiode als diejenige, wo sich der Geist mit Gott versöhnt weiß, und er glaubt jede Zeit als christlich erklären zu dürfen, in welcher diese Idee Platz gewinnt. So kommt er dazu, auch den Neuplatonismus zur christlichen oder mittelalterlichen Philosophie zu rechnen, wobei er auf manchen Widerspruch stoßen wird. Die philosophische Entwicklung der alten Welt endigt mit der Forderung eines mystischen Erkenntnißorgans, weil das natürliche für die Erfassung der Wahrheit nicht auszureichen scheint. Sie setzt das Absolute als überweltlich und kann darum nicht hoffen, es mit einem weltlichen Erkenntnißorgan zu erreichen. Aber mit dieser Position einer übernatürlichen Erkenntnißkraft ist der Neuplatonismus nur eine andere Form des Skepticismus, der gleichfalls daran verzweifelt, mit der natürlichen Einsicht die großen Probleme lösen zu können. Gehört nun dieser ganz wesentlich zur alten Philosophie, so gewiß auch der Neuplatonismus, der von jenem in die Reihenseite ist. In Plato wie in Aristoteles liegt schon ganz bestimmt die Keime zu dieser letzten Gestalt antiker Philosophie, weil bei beiden jener Dualismus zwischen Materie und Geist, leidendem und thätigem Verstand, Welt und Gott sich findet, die in letzter Instanz auch die denkende Vermittelung dieser Gegensätze und darum die Reorganisation der Philosophie als des Gott und Welt umspannenden Begriffs unmöglich macht. Im Neuplatonismus kommt dieser Dualismus zum vollkommenen Bewußtsein, und aus diesem geht wieder jenes Postulat hervor.

Aber vielleicht noch größern Widerspruch wird Erdmann damit erfahren, daß er das Mittelalter zu weit in die Neuzeit hineinerstreckt. Ich rechne mit ihm noch nicht darüber, daß er die italienischen Naturphilosophen und die Rechtsphilosophen des 16. Jahrhunderts zu demselben rechnet, denn er läßt sie wenigstens in die Renaissance- oder Uebergangsperiode aus dem Mittelalter in die Neuzeit fallen; aber daß noch Vico von Verulam und Thomas Hobbes unter die Kategorie Mittelalter registrirt werden, dürfte denn doch kaum angehen. Die Gründe, welche Erdmann in §. 257 für diese Anordnung geltend macht, genügen mir nicht; ich erkenne in Vico und Hobbes die Bahnbrecher für die empiristische und materialistische Strömung in der neuern Philosophie. Vico soll

einer andern als in einer polemischen Beziehung zum Idealismus und er ist sich auch vollkommen bewußt, eine Richtung einzuleiten. Für den groben Mechanismus der Hobbes'schen Weltanschauung entbede ich im Mittelalter keinen Vorläufer, derselbe ist spezifisch ern und ist der mechanischen Naturphilosophie von Einfluss und der mechanischen Naturbetrachtung von Leibniz und Newton innigst verwandt. Kein größerer Unterschied ist denkbar als der zwischen der Naturphilosophie des Giordano Bruno und des Hobbes. Ja, dessen Idealismus und Rechtslehre erscheint geradezu wie ein Idealismus der factischen politischen Zustände, der absoluten Monarchie, mit der die Neuzeit sich einleitete und die er bald zur Blüte gelangte. Und die ganze Conception des Staats aus den Menschen-Atomen, die sich zu zusammenfinden, erinnert zugleich wieder an die Philosophie von Spinoza, die gleichfalls den Staat aus sich werden läßt und nicht an den idealen Grund, den in der Menschennatur denkt, den zuerst Aristoteles erkannt und hervorgehoben hat. Die Teleologie, alle Systeme des Mittelalters charakterisirt, ist bei Hobbes bekämpft, ist bei Hobbes völlig aufgegeben, und so in beide mit Descartes und Spinoza in die Reihe moderner Philosophen.

Der Verfasser, dem von seiten des Referenten eine hohe Hochachtung entgegenkommt, möge diese Aussagen als solche betrachten, die von einem andern Standpunkt der Construction der Geschichte der Philosophie aus nothwendig folgen. Mein Endurtheil über die Arbeit darf ich aber dahin abgeben, daß sie unter summarischen Darstellungen der Geschichte der Philosophie, die wir bisher besitzen, wol weitans den ersten Rang einnimmt.

Geschichte der Philosophie von Thales bis auf unsere Zeit. Allgemein faßlicher Darstellung von Friedrich Michelis. Braunschweig, Peter. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift ist in der hohen Gelehrtenwelt als ein fleißiger und strebsamer Gelehrter bekannt. In die philosophische Schule ist er Schüler in Münster gegangen, der sich in seinen mit der tiefinnigen Theosophie Böhme's und Baer's vertheilt und, obwohl den Standpunkt des katholischen er fest bewahrend, sich doch einen offenen und liberalen Sinn für die philosophische Arbeit in der Gegenwart. Dieser Sinn ist nun auch auf Michelis übergegangen, und so finden wir, daß er an manchen seiner neuesten Schrift Widerspruch erhebt gegen die katholische, womit eine neuere wissenschaftliche Richtung innerhalb des Katholicismus, die sogenannte Renaissance, jeden von ihren Ansichten abweichenden Denker. Michelis hat vor einigen Jahren eine größere Schrift über das Verhältniß der Philosophie Plato's zum christlichen Dogma veröffentlicht und darin derselben eine Beziehung zu dem letztern vindicirt. Ich konnte mit diesem Resultate nicht befreunden; denn die Philosophie des Platonismus, die Ideenlehre, vermag die Beziehung, sei es die göttliche, sei es die menschliche,

in ihrer Bedeutung nicht zu erfassen; mit diesem Mangel kann sie aber dem christlichen Geiste, der die tiefste Würdigung der Persönlichkeit fordert, nicht gerecht werden. Indes auch diese Bestrebung Michelis' zeigt, wie sehr es bei ihm zur Herzenssache geworden ist, Philosophie und christliches Dogma zu versöhnen und bei aller Verehrung des letztern auch jener Werthschätzung und Anerkennung zu zollen. In der vorliegenden Schrift erstrebt nun Michelis nichts Geringeres als „eine von der Wurzel aus in allen ihren Wendungen innerlich corrigirte und kritisch berichtete Darstellung der Geschichte der Philosophie zu geben“. Das heißt mit andern Worten, der Verfasser will einen neuen, seinen Standpunkt der Betrachtung derselben zur Geltung bringen. Vollkommen klar tritt uns derselbe nicht entgegen, wenn wir ihn nicht aus folgenden Andeutungen herauslesen dürfen:

Wir anerkennen nur diejenige Auffassung als die allein richtige, welche, wie in der Geschichte überhaupt, so auch in der Geschichte der Philosophie trotz aller zeitweiligen Rückschritte und Hemmungen im großen und ganzen nur einen Fortschritt anerkennt. . . Die Geschichte der Philosophie ist daher nur zu verstehen im Fortgange der menschlichen Entwicklung überhaupt; sie ist gewissermaßen das Gewissen, die innere Stimme, welche diese Entwicklung in ihrem Fortgange sich zum Bewußtsein bringt und sie überwacht.

Diese Auffassung der Geschichte der Philosophie bietet nun zwar nichts anderes dar, als was längst zur wissenschaftlichen Ansicht geworden ist, aber, indem Michelis sie zugleich vom kirchlichen Standpunkte aus aufrecht hält, entsteht für ihn die Aufgabe, das Dogma in einem freundschaftlichen Verhältniß zur Philosophie zu denken, als gewöhnlich auf Seite der Kirchlichgestanten der Fall ist. Und vielleicht, daß sich für ihn nur von hier aus seine eigenthümliche Ansicht über die Geschichte der Philosophie ergibt. „Das Christenthum“, sagt Michelis, „ist nicht als Philosophie in die Welt getreten, sondern als Thatsache, als die gnadenreiche Thatsache der Menschwerdung des Sohnes Gottes zur Erlösung der Menschen und Restauration der Creatur im ganzen. . . Aber in dieser Thatsache sind die Wahrheiten enthalten, welche die Lösung der von der Philosophie gestellten Fragen ergeben.“ Nach seiner weitern Ausführung bereitet die Philosophie wol diese Lösung selbst vor, aber das letzte entscheidende Wort vermag sie nicht zu sprechen. Sie ist demnach wol ein Führer bis dicht an die Schwelle des Christenthums, und namentlich Plato ist in dieser Führerschaft hervorragend, aber die Schwelle selbst vermag sie nicht zu überschreiten. Das Christenthum ist unserm Verfasser die Vollendung der Philosophie, weil die vollkommene Lösung ihrer Probleme. Aber er setzt hinzu:

Die absolute Wahrheit war im Christenthum gegeben nicht als ein im Bewußtsein der Menschheit fertigtes, sondern als ein Samenkorn, in dessen Entwicklung die Geschichte der Menschheit sich vollenden soll. Für diese Entwicklung ist die universale Form gegeben in der göttlichen Institution der Kirche, und der Kirche ist in ihrem Ursprunge auch noch durch unmittelbare und besondere göttliche Fürsorge in der außerordentlichen Berufung des Apostels der Heiden ihre besondere Beziehung zu der hellenischen Geistesbildung und Philosophie angewiesen und gesichert.

Dies heißt aus der theologischen Sprache in die wissenschaftliche übersezt, die christliche Lehre in ihrer primitiven Form bedurfte der philosophischen Thätigkeit, um zu ihrer immer reichern Entwicklung zu kommen. Die Philosophie hat demnach bei Michelis in doppelter Hinsicht dem Dogma Dienste zu leisten — es zu fundiren und das Gegebene dann im einzelnen an der Hand der kirchlichen Autorität tiefer zu erforschen und mehr auszugestalten. Von diesem Standpunkt aus, der im wesentlichen doch kaum freier ist als der scholastische, werden dann die Leistungen der Geschichte der Philosophie gewürdigt, und diejenigen kommen dann natürlich am besten weg, die mit dem Dogma am meisten harmoniren. Von der Scholastik selbst sagt Michelis ziemlich zahn, „daß sie die der christlichen Philosophie gestellte Aufgabe noch nicht vollständig löste, weil ihr nach dem Gange der weltgeschichtlichen Entwicklung die dazu nöthigen Mittel noch nicht geboten waren. . . . Wäre mit diesen Mitteln unmittelbar an die wirklichen Reime der vollen Lösung der Aufgabe, welche die Scholastik auf ihrem Höhepunkte in sich aufgenommen hatte, angeknüpft worden, so hätte nichts gehindert, die Weiterentwicklung der Philosophie zum höchsten Ziele in ruhigem Proceß fortzuführen.“

Ich begnüge mich mit dieser Charakteristik des Standpunkts, von dem aus dieser Ueberblick über die Geschichte der Philosophie abgefaßt ist, und füge nur noch hinzu, daß der Verfasser in demselben, wie auch schon in seinem frühern Werke über Plato, eine Auffassung zu verschaffen unternimmt, die allem, was die fleißigste und einbringendste Untersuchung derselben unwiderleglich festgestellt hat, geradezu widerspricht, daß es ihm unmöglich wird, den großen Philosophen der neuern Zeit vollständig gerecht zu werden, daß endlich der von ihm behauptete Fortschritt in dem Entwicklungs gange der Philosophie aus seiner Darstellung keineswegs hervorgeht und er die Construction desselben nicht genügend durchgeführt hat. Uebrigens ist des Verfassers Streben, der Philosophie innerhalb des Katholicismus eine größere Werthschätzung zu verschaffen, lobenswerth und können wir demselben nur günstigen Erfolg wünschen.

3. Aristoteles. Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles von G. F. Lewes. Aus dem Englischen übersezt von J. B. Carus. Leipzig, Brochhaus. 1885. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Wie der Verfasser in der Vorrede bemerkt, ist er seit Jahren mit dem Versuche beschäftigt, eine Darstellung der hauptsächlichsten Momente der wissenschaftlichen Entwicklung auszuarbeiten, von der das vorliegende Buch den ersten Theil bildet. Wenn er aber hinzufügt, daß dasselbe als Monographie wol keine Vorgänger habe und es keine Schrift gebe, die mit einiger Ausführlichkeit die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles darstelle, indem das Buch von B. F. Meyer: „Aristoteles' Thierkunde“, sich eng auf die Grenzen der Naturgeschichte beschränke, so ist dies nicht ganz richtig; denn gerade das Buch von Meyer, in dem wir einen der vorzüglichsten

Kenner des Aristoteles in Deutschland zu vernehmen unternimmt es bereits, die ganze Naturwissenschaft Aristoteles darzustellen, wobei nun freilich die die meiste Berücksichtigung gefunden hat. Und es nicht zutreffend finde ich es, wenn Lewes in der noch behauptet, daß insolge eines verzeihlichen, jahängnißvollen Irrthums der Katholicismus von den Lieferungen der antiken Geisteswelt sich losgerade das Gegentheil ist wahr, die ganze Scholastik des Mittelalters ging an dem Gange der klassischen Autoritäten, vornehmlich des Plato und Aristoteles, und die Renzeit begründete sich gerade in der Verwerfung derselben; und dadurch, daß sie sie nicht mehr mit den Augen der antiken Scholastik sondern mit eigenen Augen anzuschauen begann, die Wissenschaft, vor allem die Naturwissenschaft, neuen erfolgreichen Aufschwung. Diese Oppositio nicht zu beklagen, weil sie nothwendig war, wenn die Zeit zur Entwicklung einer nicht bloß eingeübten sondern richtigen Erkenntniß der Wirklichkeit gelangen Sie mußte ganz allein ihren eigenen Kräften zu vertrauen und mit denselben zu arbeiten anfangen, und erst wenn sie in solcher Arbeit in sich selber groß geworden war, konnte sie in eine neue Beziehung zur antiken Geisteswelt treten; denn nun war ihr Verhältniß nicht das eines Unmündigen einer schwer imponirenden Mächtigkeits gegenüber, sondern ein freies Verhältniß, in dem der Werth der antiken Bildung auch erst richtig urtheilen in den Stand gesetzt wurde.

Was das eigentliche Verdienst dieser neuen des ebenso geistvollen als gelehrten Autors, der in der Biographie Goethe's in Deutschland längst den achteten Namen gemacht hat, begründet, das findet der Kritik, die er vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft aus über Aristoteles abt und moderner Werth der Leistungen desselben auf dem Boden der empirischen Forschung allerdings auf ein sehr beschränktes Maß zurückführt. Lewes erweist sich darin nicht als einen gründlichen Kenner der hier einschlägigen des Aristoteles, sondern auch ebenso vertraut mit den wärtigen Resultaten der Naturwissenschaft. Dagegen erachte ich deshalb als wichtig, weil noch zu sehr übertriebene Bewunderung einiger dieser des Aristoteles herrscht, die sich nun freilich durch Untersuchungen als eine unbegründete erweist zu nennen, die sie hegen, eben nur aus einer mangelhaften Kenntniß oder einem halben Verständniß des sich herfschreibt.

Und auch dies möchte ich als eine höchst werthvolle Eigenschaft des vorliegenden Buchs anerkennen, wie namentlich in dem Abschnitt über die Entwicklung, die Resultate der Naturwissenschaft lichtvoll zusammenstellt. Wir erfahren dadurch, daß auch wir noch mit vielen ungelösten Ringen haben. Ich unterlasse es, mit dem Buch einzelnen Punkten zu rechten, aber ich glaube bemerken zu müssen, daß er es unterlassen hat,

den, daß jener Grundbegriff der Entwicklung, den wir heutzuage auf allen Gebieten zur Geltung bringen und der die vorzüglichste Leuchte gerade für die ganze Erklärung des Naturlebens ist, von Aristoteles zuerst entdeckt wurde und daß alle spätere Aufklärung und Vertiefung dieses Begriffs der Formulierung und Begründung desselben bei Aristoteles nichts mehr hinzufügen konnte. Da dieser Begriff, obwohl von Aristoteles auch in seiner speculativen Physik wiederholt und erläutert, doch wesentlich in der Metaphysik desselben begründet ist oder vielmehr diese ausmacht, so ist Aristoteles nicht durch seine eigenen Leistungen auf dem Gebiete der empirischen Naturwissenschaft, nicht als empirischer Forscher, sondern gerade als speculativer Denker für dieselbe bedeutend. Wird dieses wesentlichste Verdienst des alten Philosophen nicht gehörig ins Licht gestellt oder gar übersehen, so ist die richtige Würdigung dessen, was er für die Naturwissenschaft leistete, unmöglich. Dies ist der Hauptfehler in Lewes' Buch und er scheint sich wol daher zu datiren, daß derselbe besser die physikalischen als die metaphysischen Schriften des Aristoteles kennt. Lewes' Urtheil über denselben schließt sich in folgenden Sätzen ab:

Weit davon entfernt, den Namen eines großen Beobachters zu verdienen, hat er kein Recht darauf, weder eine hohe noch niedrige Stellung unter den speciell als Beobachter ausgezeichneten Männern, im wissenschaftlichen Sinne des Worts, einzunehmen. Es ist wol ihm nicht bloß, die Wissenschaft mit verworrenen und wichtigen Details zu bereichern, welche als solche Unterlagen für Speculationen dienen können, er würdigte nicht einmal die Grundbedingungen erfolgreicher Beobachtung. Er brachte zwar viele Thatsachen zusammen, aber er prüfte sie nicht. Des Aristoteles Name ist groß, nicht weil er große Entdeckungen gemacht hat, sondern weil er in tiefer und ausgedehnter Weise den Geist der Entdecker beeinflusste.

Dies kommt zuletzt doch dahin hinaus, daß der Werth des Aristoteles auch für die Naturforschung nur von seinen Leistungen als philosophischer Denker aus erkannt werden könne und daß, wenn man von den Grundbegriffen seiner Philosophie keine Notiz nimmt, man schon von vornherein den richtigen Maßstab für die Schätzung seiner wissenschaftlichen Bedeutung nicht mitgebracht hat. Dies ist die Frage, inwieweit jene für die tiefere Auffassung der Natur überhaupt fruchtbar waren; denn waren sie es, dann sind die empirischen Forscher auch heute noch den alten Philosophen zu Dank verpflichtet. Mit jenen Begriffen hätten sie selbst an die Erforschung der Natur zu gehen und nicht an seine eigenen empirischen Resultate hätten sie sich halten, die nach der ganzen Lage der Verhältnisse, wo alle nöthigen Hülfsmittel fehlten, kaum anders, schwerlich besser ausfallen konnten. Wir wiederholen es noch einmal, man darf nie vergessen, daß ein Denker wie Aristoteles nach seiner historischen Stellung entweder gar nicht oder nur durch seine metaphysischen Begriffe für die empirische Wissenschaft späterer Zeiten bedeutend sein kann.

23.

### Unterhaltungsliteratur.

Ein deutsches Grafenhaus. Roman von Robert Byr. Drei Bände. Berlin, Janke. 1866. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser, dem wir unsern Erinnerniss auf dem Gebiete des Romans zuerst begegnen, hat uns in zwei aufeinanderfolgende Generationen eines gräflichen Familienlebens den Einblick gestatten wollen, theils um die Einwirkung der älteren Thaten und Unthaten auf das Schicksal der Epigonen erkennen zu lassen, theils um eine vergleichende Betrachtung der beiden geschilderten Epochen möglich zu machen. Die Idee ist glücklich zu nennen und auch die Ausführung keineswegs mißlungen. Wir überzeugen uns, daß der Verfasser seine Studien am Leben selbst gemacht und scharf zu beobachten gelernt hat. Wollten wir tadeln, so könnten wir auf einzelne Fälschlichkeiten wol aufmerksam machen, sogar auf Verzeichnungen, z. B. daß Graf Anton und sein Factotum Herlein von vornherein keineswegs in dem Charakter des schändlichen Egoismus und verächtlicher Kriecherei und Falschheit gehalten sind, der sie im weiteren Verlaufe kennzeichnet. Es ist immer gewagt, die Leser anfänglich für die Repräsentanten der Untugend zu interessieren, besonders wenn dies in so leichter Colorirung geschieht, wie Byr es bei den zwei seiner genannten Figuren thun zu müssen geglaubt hat. Später wird die Darstellung markiger, und zumal im dritten Bande lassen Erfindung, Entwicklung und Dialog oft wenig zu wünschen übrig. Der zweite Band, in dem der Verfasser mit fast zu großer Breite die Hohlheit des herabgekommenen Adels und seine um so absurden Prätensionen schildert, hat uns am wenigsten befriedigt; auch finden wir es nicht motivirt, daß als einziger Repräsentant der bürgerlichen Fortschrittspartei nur der Architekt vorgeführt wird, gleich als ob ein Porträt solcher Art, das immerhin ähnlich, sogar getreu sein mag, genügt, um bei dem Leser eine richtige Vorstellung von dieser Partei der heutigen Bevölkerung unserer Culturstaaten zu erwecken.

Der Prinz unterscheidet sich von dem bloßen Genieflügel, wie der Lessing'sche in „Emilia Galotti“, wenig, ebenso sind die Schranken dieselben, was auch wol in der Natur der Sache begründet sein mag. Die Charaktere von Roman und Albert, auch von Julius und Rotuschitzki sind schärfer und richtiger in Anlage und Durchführung, als dies von den Figuren des ersten Bandes zugestanden werden darf.

Von den eingeflochtenen Raïsonnements geben wir zur eigenen Beurtheilung einzelne Beispiele:

Eine Frau, die sich ängstlich Nähe gibt, zu gefallen, gefällt gezeiten und weltbewanderten Menschen nie, weil ihr das Impouirende fehlt, das jede natürliche Ganzheit mit sich bringt. Indem sie jede Geberde bewacht, sich jedes einschüpfsten Wortes schämt, zeigt sie, daß sie sich für besser geben will, als sie ist, und wird am Ende noch gar unterschätzt. Aus lauter Sorge um Aeußerlichkeiten zeigt sie oft den Verstand nicht, den sie hat. Der natürliche Mensch controuirt seine Sitten und seine Ansichten. Dadurch daß er selbst an ihrer Unsehlbarkeit keinen Zweifel hegt, hebt er ihn meist auch bei andern und wird selbst wider Willen geschätzt. Auf diese

Weise allein kann eine Frau wahrhaft herrschen. In dieser Weise herrschte Frau von Rotuschitz, die Frau des Majors von Stallenberg litt unter der Verletzung in einen ihr fremden, nicht zuzugewandten Grund. Als Gänsehirtin hätte sie zweifellos bedeutenden Effect gemacht.

Nicht minder zutreffend äußert sich über die sociale Stellung des weiblichen Geschlechts die Försterstochter Frixi, obgleich wir doch fast meinen möchten, daß ihr Raisonnement etwas zu sehr über den Ideenkreis einer Försterstochter, die noch nicht in die Welt hinausgetreten ist, hinausgeht. Sie sagt zu Roman:

Die Frau lebt im Augenblick der Gegenwart, sie verliert ihn nicht durch vergebliches Zurückblicken und vergeudet ihn nicht durch Verantwärtung und Erträumen einer fraglichen Zukunft. Die Gegenwart ergreift uns und wir gehören ihr, deshalb auch mag es kommen, daß man uns unzufrieden und leichtsinnig nennt oder kindisch. Nun, den letzten Ausdruck will ich mir noch am liebsten gefallen lassen, denn es ist doch niemand glücklicher als die Kinder, und das Wort, das also viel besser klingen sollte als „reich“ oder „mächtig“, ist nur vom Reibe der Männer in Spott verwandelt worden, weil sie misgünstig die Unmöglichkeit einsehen, kindisch zu sein, das heißt, natürlich weiter zu leben, wie es der Augenblick bringt, ohne sich durch Launen selbst zu quälen. Man nennt uns launenhaft, und doch ist nur die Unnatur einer mit Gewalt festgehaltenen Stimmung — Laune, die neidisch auf das natürliche Ausleben unseres Wesens schmäh.

Wir versagen es uns nicht, noch aus dem Schluß des letzten Bandes briefliche Geständnisse des mit der Försterstochter Frixi glücklich verheirateten Grafen Roman mitzutheilen, um zu zeigen, wie der Verfasser die socialen Aufgaben unsers heutigen Adels formulirt:

Unsere alten Stammbäume bedürfen der Auffrischung. Sie wurzeln im Volke und dahin müssen die Zweige zurückgeführt und abgesenkt werden, um neu anzuwurzeln, denn der Stamm ist morsch geworden. Wie der Riese Antäus muß er aus der

Verklärung mit der Erde, die seine Mutter ist, neue Kräfte schöpfen, wenn wir diesen werden wollen gegen die Macht Feindes, die Uebergriffe der Regierung, gegen die bedrückenden Einflüsse der Plutokratie, Hölle und der Selbstsucht für unser Vaterland, das der tüchtigen Führer bedarf für höchsten und edelsten Ideen, die im Materialismus — ohne unsere Schuld — unterzugehen drohen. Ein reges, kräftiges Leben innerhalb unserer Kreise ist unsere Pflicht, aber ein feiges, träges, oder doch nichtiges Courtisanenthum gleich gefügig und servil gegen oben, wie schroff und dummhaft gegen unten, so eine Existenz hinfristend, in der unsern Mitmenschen wie Schauspieler erscheinen, die mit voller Verleugnung der ewigen Wahrheit ihre Rolle außer dem Theater weiter spielen wollen und erstaunlicherweise in der gewöhnlichen Welt auf Stelzen einhereschreiten.

Wir schwärmen für die Natur, und doch scheuen wir sie so sehr, weil wir sie nicht begreifen. Das helle klare Wissen die Schminke von den gemalten Wangen und den blauen Lippen. Wir sollen aber nicht das Versteckte, das Verborgene in uns aufwachen, nur unsere Zusammenhänge mit der Welt sollen wir uns bewußt werden. Nicht bildungslos, indolent, wohlthätige Menschenanfänge sollen wir werden, sondern schlafende Sinne in uns muß geweckt werden, der uns darauf sein lehrt, zu unserm Volk zu gehören.

So werden wir Reizen; was uns jetzt mächtig gegensteht, das ist mit uns, das sind wir selbst: das Volk und an die Stelle des bloßen einseitigen Menschenrechts, ohnmächtigen Einzelstrebens, tritt der Gesamtwille — die Stimme des Volks — von deren reinem Ausdruck es allezeit heißt: „Vox populi, vox Dei!“

Die Fabel des Romans wollen wir nicht analysiren, es führte zu weit. Nur sei bemerkt: es ist ungenügend virt, daß außer dem Förster niemand weiß, daß der listige Schuß, dessen Opfer die Sängerin Silvia ist, ohne irgendwelche Schuld des Grafen, ihres Geliebten, sich entladen und ihr den Tod gegeben hat. In zweiten Auflage wird der Verfasser hier leicht nachhelfen können.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

An dem münchener Volksactientheater ist das dritte Preisstück „Ketten“ mit minder günstigem Erfolg in Scene gegangen als die beiden ersten; man macht sogar dem Preiscomité Vorwürfe, daß es dies Stück mit jenen in gleiche Linie setzen konnte. Auch moralische Bedenken macht die Kritik gegen dasselbe geltend. Als Verfasser hat sich der etwas extravagante Romandichter Emil Sacano genannt, dessen äppige, oft giftige Phantasieblüten im Schlamm des Theaterskandals emporstehen, umgaulend von allerlei Leuchtflämmern des Esprits. Es ist von Haus aus schwer abzusehen, wie eine so irrlichternde Phantasie sich an die Regeln der dramatischen Form zu binden vermochte. Doch scheint mehr der für das sittliche Gefühl unbefriedigende Ausgang des Stückes, als die Mängel der Composition und dramatischen Technik den geringen Erfolg des Dramas verschuldet zu haben.

Im ganzen ist das münchener Actientheater, wenn man nach den Berichten der dortigen Blätter schließen darf, wie fast alle zweiten Bühnen der großen Hauptstädte, durchaus noch nicht in das rechte Fahrwasser eines Volkstheaters gerathen. Dies ist um so bedauerlicher, je höher die Aufgabe dieser Volkstheater gefaßt werden muß. Das Experimentiren mit wiener und berliner Pöffen hat in den Mittelstaaten nur ausnahmsweisen Er-

folg und kommt in der Regel nur auf importirte Trivialitäten heraus. Das eigene Gewächs dramatischen Landweins erhebt sich die Länge nicht genießbar. Werden nun mittenhinein in den Hoftheatern abgelehnte Tragödien, Mysterien, Collocationslustspiele gegeben, so kommt eine Olla-podrida von nuschelgerichtet zu Stande, welche eben nur zeigen, daß von lauter Abfällen sein Dasein fristet. Diese Theater müssen sich ihre eigenen Stücke schaffen, sie müssen sich mit namhaften Dichtern in Beziehung setzen und dadurch die Volkspoesie das Volksthum im großen Stil lebensfähig zu machen. Wenn die wiener Theater an pariser Ausstattungsplätzen immensen Kosten vergeuden, an Stühle, bei denen doch Accent nur auf der Scenerie, auf der Statuiererei, auf plastischen Ensembleacten ruht und das Verdienst des Pöbels in dem des Arrangements aufsteht — sollten sich nicht auch unsere Bühnen und tiefere humoristische Einflüsse deutscher Poesie zu solcher scenisch-glänzender Bewirkung eignen? Denn die pariser Firma unerlässlich? Freilich, dem deutschen Pöbel gegenüber, die sich auf keine französischen Lasterer berufen und dadurch die deutschen Directionen zu führen in ihre Kasse ermuntern können, setzt sich die dramatische Weisheit alsbald mit ihren Wenn und Aber auf das Pferd! Da soll nicht von der Schablone abgewichen werden.



und doch liegt gerade hierin die einzige Würdigkeit eines Fortschritts über den Schlandrian, einer Wiedergeburt des Volksschauspiels und der Volksspoße.

Das mährischer Acientienhafte hatte durch seine Preisaus-  
schreibung den rechten Weg eingeschlagen, nicht durch die Krö-  
nung der Dichter und Bedenktung ihrer Leistungen, was als  
gleichgültig und zufällig bezeichnet werden muß, sondern weil  
es einen Vorrath von Originalproductionen ins Leben rief, von  
denen sich doch einige als mehr oder weniger brauchbar be-  
währen mußten. Leider hat diese Saison erst die Schauspieler-  
preisschilde gebracht, die weit wichtigeren Pöffen- und Mädchen-  
dramen, die jedenfalls zugleich Anspitzungsstücke sind, bleiben  
für die nächste im Rückstand. Wie indes auch die Preisaus-  
theilung in Betreff der Schauspiele erfolgen mag — Repertoire-  
stücke für die deutschen Bühnen scheinen mit neuen Dramen  
nicht gewonnen zu sein.

Insowen hat Paul Heyse, der preisgekrönte Dichter der „Sabinerinnen“, wiederum mit einer Tragödie einen Preis gewonnen, freilich ohne es zu wissen und zu wollen: auf dem dallaschen Boden des alten Hellas. Eine Wiedergeburt der künste schwebt noch immer als Ideal auch den Neuphilologen vor, obgleich sehr viele wichtige Voraussetzungen dafür fehlen. In archaischer Hinsicht wird Athen mit Prachtgebäuden versehen werden — durch die Liberalität des Baron von Sina, und talentvolle Bildhauer, wie der junge Griechische Droske, werden das Giebelfeld des neuen Akademiegebäudes mit den Werken ihres Meißels schmücken. Auch die Poesie wird gepflegt. Allerdings fand in der Universität die Vertheilung von Preisen für poetische Productionen statt, welche H. Vagninos gestiftet hat. Die Zahl der eingereichten Dichtungen bewies, daß der griechische Parnass nicht so überdüftet sei wie der deutsche, wo bei solchen Gelegenheiten eine Stänflut von poetischen Erzeugnissen über die unglücklichen Preisrichter herabdrückt. Es waren in diesem Jahre nur zehn Dichtungen eingeschickt worden, darunter drei Tragödien. Den Preis erhielt ein Trauerspiel: „Lutinos“. Der Rector der Universität eröffnete vor dem verammelten Auditorium den verpackten Sack, welcher den Namen des Benefactor enthielt, und fand statt desselben folgende Worte: „Die Tragödie ist nicht Original, sondern eine freie Uebersetzung des „Gadrian“ des deutschen Dichters Heyse.“ Griechenland, das schon im Laufe der Zeiten so viel eingeblüht, war um einen preisgekrönten Tragödiendichter ärmer geworden. Die Universität mußte nun zwei Gedächtnisse schenken — das eine dem Gedächtnisse war von demselben Autor, der den „Gadrian“ geschrieben hatte. Das archaischste Vorlaufgebäude und Sprachschule schenke Trauerspiel Heyse's mußte indes, statt in die neuere griechische Sprache, verschwiegen in die altgriechische Sprache überführt werden — dann würde sich eine allerdings censurwürdige Uebersetzung ergeben, welche die sentimentalischen Pointen hies zu erschütternder Anstößigkeit vergrößerte, aber die jetzt unklaren Motive klärte und so die schärfste Kritik der Dichtung gab.

Von künstlerischen Taten deutscher Bühnen ist nicht viel zu berichten. Franz Dingeldey läßt der Aufführung des Shakespeare'schen Historienmythos in Weimar jetzt die Aufführung der römischen Historien folgen, und hat mit Russsin und Bühnenkenntniß den „Coriolan“ und „Julius Cäsar“ einge-  
leitet und zur Aufführung gebracht. „Antoniue und Kleopatra“ soll nachfolgen. Diese Bestrebungen, das Geschichtsdrama im neuen Stil zu pflegen, werden bei der wirimarischen Bühne wesentlich durch einen Künstler wie Otto Kesselb unterstützt, der in das markig Große mit ganz besonderm Naturgaben ausge-  
staltet und dem energischen Stil der Shakespeare'schen Drama-  
tist machtvol auszubilden versteht.

Freilich, für das Gesellschafts-drama der neuern Zeit sind die Aufgaben ungünstiger, die Bahnen schwieriger, die Kritik ab-  
lehner. Und doch befinden wir uns mitten in einer Epoche  
religiöser Bewegung. Gerade deshalb, meint Hieronymus  
im Form in Literaturblatt der „Pforte“. „Von der Voelle

fordere man für den Augenblick nicht mehr als eine Recapitulation vergangener Ernten, eine Nachhärenlese, wie sie in biblischen Tagen der Armuth gegönnt war.“ „Anthologien, Biographien, Nachschädlungen u. s. w. halten die Erinnerung an die Größen von ehemals wach.“ Wir haben uns stets gegen diese Ordnungen erklärt, welche der Literatur und der Poesie ein Halt zurufen, bald aus diesem, bald aus jenem Grunde. Hier aber erscheint die Motivirung eine besonders unglückliche, woran Form meint: „War nicht die Epoche, welche die modernen Classiker unserer poetischen Literatur reifte und gleichzeitig die Revolutionen der philosophischen Geister zu dem fast ausschließlichen Interesse der Nation machte, war sie nicht eine Epoche historischer Stille und politischen Unbewußtseins für Deutschland?“ Im Gegentheil, es war die Epoche weltgeschichtlicher Kämpfe, die Epoche, in der das alte Deutsche Reich zusammenbrach, und der Wiederhall der großartigen Zeitgeschichte ist auf jeder Seite der Schiller'schen Dramen zu finden. Daß die Zeit nach 1848 in Bezug auf die Lyrik gegen die vorausgehenden Decennien im ganzen zurücksteht, mag man Form zugeben; in Bezug auf Roman und Drama ist dies durch- aus nicht der Fall. Auch darf man nicht vergessen, daß sich die Wirkksamkeit unserer Classiker auf längere Epochen vertheilt, die Goethe's z. B. auf 60 Jahre, und daß es auch mitten in der Blüthezeit der Classicität unfruchtbarere Lusten und Decaden gab, während wir wundbarlich in jedem Jahre einen Reigen von unsterblichen Werken verlangen. Auch das letzte Jahrzehnt hat auf allen Gebieten der Poesie einzelne Erscheinungen aufzuweisen, die unserer Literaturperiode keineswegs das unglückliche Zeugniß ohnmächtigen Epigonenenthums anstellen, sondern selbst für die Anthologen, Biographen und Sammler der Zukunft willkommenen Stoff darbieten.

### Bibliographie.

- Beiträge zur **Geschichte Deutschlands** von J. E. Seiberg, J. Kayser, W. Eschen und W. C. Sieferd. Paderborn, Schöningh. Gr. 4. 10 Rgr.
- Constant, V., Prussien. Ein Sendschreiben an den Grafen v. Bismarck. Hamburg, Gröning. Gr. 8. 10 Ngr.
- Erdmann, H., Harder, als Religiöse-Philosoph. Inaugural-Dissertation. Hirschfeld, Mader. Gr. 8. 12 Ngr.
- Habicht, L., Irrwege, Erzählungen und Novellen. 2 Bde. Breslau, E. Trowenitz. 8. 2 Thlr. 15 Rgr.
- Harckenfels, A. v., Heile-Schreibungen zweier Meerumschlingungen. 1. Schaffhausen, Strodmann. 8. 4 Rgr.
- Heinrichs, E. Mille, Sechsten. Roman aus der Gegenwart. 1 Bde. Hannover, Wechsell. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Rgr.
- Jacobi, C. G., Vorlesungen über Dynamik nebst 5 hinterlassenen Abhandlungen desselben herausgegeben von A. Clebsch. Berlin, G. Reimer. Gr. 4. 6 Thlr. 30 Rgr.
- Kabner, P., Einigkeit ist das Siegel der Wahrheit. Ein Vortrag. Danks, Schuler u. Koch. Gr. 8. 2 Rgr.
- Kahl, A., Reisen durch Chile und die westlichen Provinzen Argentiniens. Natur- und Sittenschilderungen, mit besonderer Bezugnahme auf das volkswirtschaftliche Leben jener Nationen. Berlin, Gaertner. Gr. 8. 2 Thlr.
- Knecht, F. J., Das moderne Antichristenthum. Seine Ursachen und seine Maffen. Ein offener Brief an Herrn Karl Scholl, Prediger der heiligheligen Gemeinden zu Mannheim und Heidelberg. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 5 Rgr.
- Kölln, L., Rechtthilf. Die Hälfte. 1ste Hef. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 1 Thlr. 30 Rgr.
- Kugler, B., Studien zur Geschichte des zweiten Kreuzzuges. Stuttgart, Ebner u. Seubert. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.
- Laube, L., Der deutsche Krieg. Historischer Roman in 2 Bänden. Des Buchs. Verlag Bernhard. 2 Bde. Leipzig, Bassel. 8. 2 1/2 Thlr.
- Rehl, L., Historisches Stückenbuch. München, Neumann. Dr. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.
- Reinold, C., Bilder aus Italien. Stuttgart, Kröner. Dr. 8. 15 Rgr.
- Reinold, C., Am Idyllisch einer schönen Frau. Erinnerungen an den Kaiser Alexander I. Berlin, W. Damm. Gr. 16. 37 Rgr.
- Pressen, C. v., Jesus Christus. Seine That, sein Leben und sein Werk. Antiquarische Ausgabe von C. Faber. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.
- Raich, G., Das preussische Regiment in Schleswig-Holstein. Kiel, Schuber u. Comp. 8. 1 Thlr. 2 Rgr.
- Schubert, F. C., Gedichte. Augsburg, Neiger. Gr. 16. 27 1/2 Rgr.

# U n z e i g e n.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## GEOGRAPHISCHER HANDBATLAS

über alle Theile der Erde.

Entworfen und gezeichnet von Dr. Henry Lange.

30 Blätter in Farbendruck.

Folio. In 6 Lieferungen 6 Thlr. Cartonirt 6 Thlr. 20 Ngr.  
Gebunden 7 Thlr.

Inhalt: 1. Planigloben. 2. Erdkarte. 3. Europa. 4. Deutschland. 5. Mitteleuropäische Staaten I. (Das nordwestliche Deutschland, Holland und Belgien.) 6. Mitteleuropäische Staaten II. (Preussen, Posen und Polen.) 7. Mitteleuropäische Staaten III. (Das südwestliche Deutschland, die Schweiz und Ober-Italien.) 8. Mitteleuropäische Staaten IV. (Galizien, Ungarn und Siebenbürgen.) 9. Oesterreich. 10. Preussen, Schleswig-Holstein und Dänemark. 11. Die Schweiz. 12. Spanien und Portugal. 13. Frankreich (und Algerien). 14. Italien. 15. Türkei und Griechenland. 16. Grossbritannien und Irland. 17. Skandinavien (und Island). 18. Russland. 19. Asien. 20. Südöstliches Asien. 21. Südwestliches Asien. 22. Nordamerika. 23. Vereinigte Staaten von Nordamerika. 24. Mittelamerika und Westindien. 25. Südamerika. 26. Brasilien (und Uruguay.) 27. Australien und Polynesien. 28. Australien (und Neu-Seeland). 29. Afrika. 30. Nordöstliches Afrika.

**IS** Die gegenwärtig besonders interessirenden Karten Nr. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 14. sind, in handlichem Format gebrochen, einzeln zum Preise von je 8 Ngr. zu haben.

Dieser erst vor kurzem vollständig gewordene Atlas ist auf Grundlage der neuesten Forschungen bearbeitet. Er verbindet Klarheit und Uebersichtlichkeit mit wünschenswerther Reichhaltigkeit, indem es möglich geworden ist, mittels planmässiger Eintheilung und sparsamer Raumbenutzung auf 30 Karten das geographische Material erschöpfend unterzubringen. Die technische Ausführung zeichnet sich durch gute Disposition und gefällige Darstellung aus. Lange's „Geographischer Handatlas“ kann somit zu allgemeinstem Gebrauch empfohlen werden, namentlich auch zur Orientirung bei der Zeitungslektüre.

Ein kompetenter Beurtheiler sagt: „Saubereit des Stiches und Colorits, nebst passender Beschränkung des Details ohne dürftig zu werden, empfehlen Lange's Handatlas schon für das Auge. Dazu fanden wir durchgehends Correctheit und Verwerthung der bewährtesten neuen Forschungen, ferner eine taktvolle Auswahl in dem, was allgemeines Interesse beanspruchen darf, sowie in Anordnung und Ausfüllung der einzelnen Blätter — kurz, nach unserer Meinung ist dem Publikum und der Schule durch das Werk ein sehr dankenswerther Dienst geleistet und auch der Wissenschaft eine nicht unbedeutende Förderung antheil geworden.“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## MÉDITATIONS

SUR L'ÉTAT ACTUEL DE LA RELIGION CHRÉTIENNE

PAR M. GUIZOT.

Edition autorisée pour l'étranger. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der berühmte Verfasser lässt den im Jahre 1864 erschienenen „Méditations sur l'essence de la religion chrétienne“ einen neuen Band folgen, welchem um so mehr ein lebhaftes Interesse gewidmet sein wird, als derselbe die inneren Zustände der Kirche, der katholischen sowohl als protestantischen, in der unmittelbaren Gegenwart zum Gegenstand seiner Darstellung hat. Die acht Abschnitte des Bandes behandeln: *le Réveil chrétien en France au 19<sup>e</sup> siècle; le Spiritualisme; le Rationalisme; le Positivisme; le Théisme; le Matérialisme; le Scepticisme; l'Impiété, l'hérésie et la Perplexité.*

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Das sittliche Leben.

Ethische Studien von

Julius Frauenstädt.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frauenstädt's „Ethische Studien“ sind dem größten deutschen Publikum gewidmet. Sie behandeln, im Gegensatz zu den bisherigen abstrakten Sittenlehren, das sittliche Leben in Zusammenhang mit dem physischen, psychischen, socialen, allgemein geistigen Leben und suchen die theils aus dem, theils durch äußere Einflüsse noch zu entwickelnde, die es empfängt. Die Ethik ist hier zu einer für das praktische Leben fruchtbaren Wissenschaft gemacht.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlag: Die Naturwissenschaft in ihrem Einfluss auf Poesie, Moral und Philosophie. 8. 1 Thlr.

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Irthum. Erwiderung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff“. 8. 1 Thlr.

Briefe über natürliche Religion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.  
Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. 2 Thlr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

PASSAGES FROM THE WORKS OF SHAKESPEARE  
selected and translated into German.

Ausgewählte Stellen aus Shakspeare's Werken

überfetzt (mit gegenübergedrucktem Original)

Gustav Solting.

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese Auswahl von Stellen aus Shakspeare's Werken und Gedichten mit neuer deutscher Uebersetzung wird dem Publikum Englands wie Deutschlands willkommen sein. Sie empfiehlt sich einerseits durch elegante Ausstattung, andererseits durch die Auswahl der Stellen, die zum Gebrauch in Lehranstalten und zum Selbststudium in englischer und deutscher Sprache.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 26. —

28. Juni 1866.

Inhalt: Gedichte. Von Rudolf Gottschalk. — Der Krieg von 1815. Von Karl Gustav von Berner. (Beschluß.) — Romane und Erzählungen. Von H. Freiherrn von Poen. — Senilketon. (Literarische Plaudereien; Kuerbach und König Valsager; Ungebrachte Verse von Ernst Schulze.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Gedichte.

1. Neue Sonette von Albert Möser. Leipzig, Matthes. 1866. 16. 10 Rgr.

Das Sonett hat in unserer Zeit nur Berechtigung, wenn es in vollendeter Form erscheint, nicht als Studie. Ein Sonett als Studie wird stets den Eindruck möglicher Reimhascherei machen; man wird stets die Zeilen herausfinden, die angeleimt sind, um den vierten Reim, oft schon den dritten möglich zu machen, oder die Reime, die invita Minerva einer Zeile aufgedrungen sind. Ein Sonett muß frei sein von Inversionen, von allen syntaktischen Unregelmäßigkeiten und mehr als jedes andere Gedicht dem natürlichen Fluß der Rede folgen, weil sonst die Gewebe der Reime als eine Zwangsjacke empfunden wird, welche der Dichter sich überdies ganz unnötigermaßen anlegt. Nicht minder erforderlich ist die Reinheit der Reime; denn der Zweck ihrer Vervielfachung kann nur Erhöhung des Wohlklangs sein — und dieser Zweck wird ja durch unreine Reime geradezu vereitelt.

Dann muß ein Sonett durchaus architektonisch gebaut sein, es muß „Taille“ haben. Ein Sonett ohne Taille ist eine Mißgeburt. Und zwar muß der Haupteinschnitt des Gedankens zwischen den acht ersten und den sechs letzten Zeilen liegen. Am gelungensten ist jedenfalls der Bau des Sonetts, wenn die vier ersten Zeilen die Strophe, die vier zweiten die Antistrophe und dann die sechs letzten die Epistrophe enthalten, wenn der Gedantengang nach Satz und Gegensatz zum harmonischen Abschluß hindurchgeführt wird.

Albert Möser hat bereits in seinen „Gedichten“ eine beträchtliche Zahl von Sonetten mitgeteilt, denen sich die „Neuen Sonette“ anschließen. Sie gehören im ganzen wol zu den besten, die in neuester Zeit gedruckt worden sind, obgleich sie keineswegs alle vor strenger Kritik bestehen. Es fehlt in ihnen nicht an jenen lahmen interpolierten „Zeilen“, die man, nach der Analogie der Flüchtwörter, „Flüchzeilen“ nennen könnte, die gleichwohl in dem poetischen Proceß nicht mit aufgegangen und als prosaisches Residuum in der Metorte zurückgeblieben

1866. 26.

sind. So z. B. gleich in dem ersten Sonett „Musi!“ die vierte Zeile:

Nichts ist, was mir gleich euch die Brust befreit,  
Ihr Töne, ob auch Schmerz mich herb verzehret,  
Gold tritt mir nah, was liebend ich verehret,  
Des Grams vergesse ich, den mir Kalksinn leihet.

Hier ist der Gedanke matt, das „leicht“ offenbar des Reims wegen da. Der „Kalksinn“, der an der Stelle, wo er steht, überdies den Vers etwas iolambisch macht, „leicht“ keinen Gram, denn man „leicht“ nur, was man wiedererhalten will, was man als eigen besitzt, und der Kalksinn selbst pflegt sich nicht sonderlich zu grämen. Der ganze Vers ist stumpf und gezwungen und als ein lahmer Gaul in das Viergespann mit eingereiht. Auch „Flüchreime“ finden sich bisweilen, wie z. B. im neunten Sonett:

Dich, Jüngling, schuf Natur sich selbst zum Ruhme,  
Ein Wunderbild ragst du im Schwarm,  
Denn du bist schön, und in des Busens Schichten  
Schläft dir der Reim zu höchstem Menschenthume.

„Des Busens Schichten“ klingt geschmacklos; man kann das bewegte Leben der Menschenbrust nicht mit einer geologischen Lagerung vergleichen. Obgleich dies Wort an zweiter Reimstelle steht, ist es einer jener vierten Reime des Sonetts, die von dem Dichter zu den drei übrigen hinzugepreßt werden. Im übrigen sind die Reime „rein“. Allerdings finden sich auch einige „reine Reime“ im Sinne der französischen rimes pures, indem „hart“ und „harri“, „namenlose“ und „Lose“, „fühle“ und „Gefühle“, „begründen“ und „Gründen“ gereimt wird.

Was die Stellung und Verschränkung der letzten drei Reimpaare betrifft, so ist sie mit Recht eine mannichfach wechselnde. Nur gegen das folgende Reimschema möchten wir uns erklären:

So liebt ihr's, stets dem Dächten mich zu einen,  
Als Zeugen, daß mich Stillsitzen durchgittert —  
Ihr lindert auch, wie herb sie sei, die Plage:

Wenn Trennungseid, ver schmähter Liebe Plage  
Und Haß und Bosheit mir den Sinn verbittert,  
Stets hab' ich Trost, kann ich nur weinen, weinen.

Hier sind die Reime der ersten und sechsten Zeile zu weit auseinandergerissen, als daß nicht ihr Zusammen-

Klang ein schwächlicher oder vielmehr ganz vereitelter wurde; denn das Ohr hat den ersten bereits vergessen, wenn es bei dem sechsten ankommt.

Der architektonische Bau der Sonette ist fast durchweg gelungen; die innere Gedankengliederung maniert sich schon in den strophischen Umrissen der Dichtform.

Die Grundstimmung des Dichters, wie sie bereits aus seinen Gedichten bekannt ist, hat sich in den „Neuen Sonetten“ nicht verändert; sie ist eine düstere, schwermüthige und thut oft in Klängen des Weltschmerzes aus, ohne daß diese in Bezug auf genialen Ausdruck an Byron, in Bezug auf originelles Colorit an Nikolaus Lenau heranreichen. Dem Dichter flieht das Glück; ihn verschmäht die Liebe. In der Geliebten, deren Geist dem ewig Schönen vertraut schien, entdeckt er schmerzlich enttäuscht ein Wesen, dem es eine Lust ist, „des Alltags(?) Pfad zu wallen“, im Staube zu kriechen und am Nüchternen sich zu begagen. Diese Geliebte hat ihm mit bitterm Hohn Wunde auf Wunde geschlagen. Dennoch singt der Dichter der Liebe einen Hymnus:

So herrscht sie starr, ein himmlisches Verhängniß,  
Und läßt dich nicht, ob Puls dir lohnt dein Werben,  
Ob, was du liebst, der Glut stets bar geblieben:

Wel klopf das Herz, das Gnuß nicht fand, in Dägniß,  
Zertraten zuck's und wünscht sich, bald zu sterben,  
Und sich, es bricht, doch hört's nicht auf zu lieben.

Andern Grund zur Schwermuth gibt dem Dichter das Trachten der Zeit nach flüchtigen Gütern, das Brüllen mit nichtigem Flitterand, die Entfremdung gegenüber den höchsten Geisteszielen. Der Dichter, der Güter des Schönen, steht vereinsamt in dieser Zeit. Der Mensch ist seinem Urbild abgewendet, krank im Bann von erdgebornen Trieben; dies Geschlecht ist boshaft, kalt und bar der Treue. Fortwährend wendet sich der Dichter gegen das Alltagsleben, welches nur das „Stetsgemeine“ erzielt. Er begegnet im Walde einem Leichenbegängniß; auf einem schwarz ausgeschlagenen Sarge sitzt ein betrankener Schwarm. Da faßt ihn tiefes Mitleid mit dem „Menschenkannne“ (?) und der Menschheit Würde scheint ihm Dunst und Wahn. Mit einer poetischen Paraphrase des bekannten Verses: „Was ist der Mensch, halb Thier, halb Engel“, schließt er dies Sonett und seine Betrachtungen ab:

Ich saß: der Mensch, wenn rein des Ew'gen Flamme  
Sein Herz durchleuchtet, kann sich den Göttern nahen,  
Doch auch, dem Thier gleich, kampf vergess'n im Schlamm.

Wir sind den hauptsächlichsten Gedankengängen des Dichters gefolgt, um den geistigen Inhalt der Gedichte zu erfassen. Derselbe ist etwas monoton, und hin und wieder verkleidet sich in formell anmuthender Wendung ein trivialer Gedanke. Es ist ein Idealismus, der sich gleichsam noch nicht die Führer abgelassen hat, der dem Weltlauf mit entschiedener Feindlichkeit gegenübertritt, doch der dabei auf den Kern der Dinge geht, das Ewige sucht im Vergänglichem und gerade darin ein Moment echt dichterischen Aufschwungs findet. Der Dichter liebt es, sich an große Denker anzulehnen, hier an Spinoza, dort an Sokrates; oft haben die Sonette eine Gedankenführ-

ung, welche der der Shakspeare'schen Sonette ver-  
ist, wie das Sonett:

#### Die Zeit.

Und ob ein Gott dir goldne Liebe leiht,  
Und ob du schwelgst in Seligkeit verloren,  
Staub' nicht, dir sei vollkommene Glück erloren,  
Ein grümmter Liebesdorn sticht es hier: die Zeit.

Durch sie wird Schußfließ dem Vergang gewiegt,  
Es stirbt jedwede Lust, wenn kaum geboren,  
Stets abwärts rauscht der Sturmesflut der Horen,  
Und was verfliegt, lehrt nicht in Ewigkeit.

Wohl ruft du, wenn dir Jubel schwehlt die Brust:  
„Steh still, o Zeit!“ — Umsonst! Du fliehst es dann  
Wie täglich mehr sich leert der Zaubersbrunnen:

Was du genießest, sieh, es ist Verfluch,  
Es sinkt dein Glück in stetem Niedergange,  
Und eh du's denkst, ist Lieb' und Sein verronnen.

Andern klingen wieder in der Ausdrucksweise an  
spare an, wie das zwölfte:

O ständ'ge nicht! Laß nicht der Liebe Bild  
In schänd'-gemeine Lust sich dir verkehren!  
Du bist gemacht, Vollendung uns zu lehren  
Und rein zu sein und schön und engelstümm.

Wenn Allem lipp'ge Gier im Dufte schwillt,  
Den Wüsten vor sich selbst nur wird es mehren;  
Doch will, was hold, sich im Genuß verzehren,  
O Schmerz! dann hat die Jugend keinen Schild.

Geheiligt wird das Laster, Begierde schön,  
Der Duhlschaft Lodung wird Sirenenlang,  
Im Zauberkleid naht der Versuchung Drache:

Und was sich hielt auf reinsten Götterhöhen,  
Irr' an sich selbst flieh's der Entsagung Zwang  
Und stürzt sich in der Lüste schlamm'ge Lache.

In einzelnen hat der Dichter Form und Gedanke  
einem schönen harmonischen Ganzen vermählt.  
sprechen für seinen Dichterberuf. Er möge nur noch  
sich hüten, alltägliche Gedanken vornehm einzukleiden  
er nicht äußerlich aufgreift, sondern innerlich aus  
ausgebiert, das hat Stimmung, Wurf und Form  
theilen zum Schluß zwei der besten Sonette mit:

Gedenke mein, wenn mich der Tod bezwang!  
Des Dufens Gut wird mich, wie bald! verzehren,  
Nicht unbeweiht möcht' ich verschwebend lehren  
Zur alten Nacht, der ich vordem entsprang.

Gedenke mein! Ich fühle's ahnungslos:  
Dir wird ein Gott des Glücks noch viel bescheren  
Und gnäd'gen Sins noch lang' der Parze wehren,  
Wenn mich schon längst die dunkle Gruft verschlang

Kein irdisch Bild hab' ich gleich dir geliebt,  
Die Seele mein hab' ich an dich verloren,  
Mir selbst entschwebt wohnt sie in dir allein:

Verloß sie nicht, auch wenn mein Leib zerfliehet,  
Dein Herz sei ihr zum Grabmal anvertraut;  
O hör' mich flehn: Sei treu! Gedenke mein!

Des Menschen Aug' durchschneidet des Bestalls Mas,  
Des Dufens bangen Sehnsuchtsdrang zu beiden,  
Von Klippenrändern schaut's hinab, von Höhen,  
Und harret entzündt in wilder Brandung Schäume.

8 schweigt mit Lust im Grün der Baldebäume,  
 denn sonn'ge Strahlen licht die Laubnacht theilen,  
 1 Himmelweiten mag es gerne weilen,  
 denn rings die Welt sich wiegt im Saum der Träume.

och auch vom Schwestern Scheitel bald verdrossen,  
 id Ruhe, Ruhe findet nie das irre,  
 is sich sein Strahl in andres Aug' ergossen:

as war's, was es gesucht im Weltgewirre,  
 ann hält es Raß, die Sehnsucht ist zerronnen,  
 id leuchtend spiegel's trankter Liebe Wonnen.

ie Tochter des Raim. Dichtung von Adolf Vöttger.  
 ien, Schönwerk. 1865. 16. 20 Ayr.  
 ifige Tage. Gedichte von Adolf Vöttger. Wien,  
 hönwerk. 1865. 16. 20 Ayr.

dolf Vöttger schließt mit der Sammlung von Dich-  
 n, die er jetzt herausgibt, keineswegs seine dichterische  
 gkeit ab. Die beiden vorliegenden Bändchen beweisen  
 daß seine Muse noch Neues schafft. „Die Tochter  
 ain“ (Nr. 2) ist eine poetische Erzählung in reimlo-  
 erfürigen Trochäen, welche in ihrem Grundgedan-  
 nie in ihrem Colorit an zwei bekannte Dichtungen  
 rt, an Byron's „Heaven and earth“ und an La-  
 re's „La chute d'un ange“. Wir werden in jenes  
 idyllische Zeitalter versetzt, in welchem die Engel  
 mit den Geschlechtern der Menschen verkehren und  
 handel anknüpfen mit den Töchtern der Sterblichen.  
 m Gedankeninhalt nach kann man das Gedicht eine  
 icke der Unschuld nennen, deren reine Macht, unerschüt-  
 urch alle Verlockungen des Lüstens, deren klarer Blick,  
 lenket durch die verschiedenen Massen, die es an-  
 t, am Schlusse den Sieg erkämpft.

er Held dieses höllischen Schabladensstücks ist ein ge-  
 r Engel, Jegar Horra. Wir werden gleich in me-  
 es, in den Dunst der Finsternisse geführt, wo die  
 Wellengeister haufen. In buntester Beleuchtung  
 nt Satan, neben ihm die mit einzelnen allegorischen  
 en skizzirten Todfanden und einige andere, die nicht  
 ba den kirchlichen Rahmen des höllischen Sieben-  
 s passen. Unter ihnen befindet sich Jegar Horra,  
 ngel der Begierde, der seinen Ehrgeiz dareinsetzt,  
 kinder zu verführen, welche ihm eigensinnig wider-  
 . Er zeigt dem Satan Raim's Tochter, Thamar,  
 leusch bleibt in der Mitte lupp'ger Schwestern:

„Die Gedanken ihrer Unschuld  
 Strahlen auf der offenen Stirne,  
 Wie erschlossene Lilienblätter,  
 Die kein Wetter noch verschrte.

Diese scheint fast unbeflegbar,  
 Trogte Acts mit Verachtung!  
 Doch sie wird, sie muß sich beugen,  
 Kraft der Schwachheit eines Weibes.

Beh! entgeht sie unsern Mächten!  
 Aufgebaut ist dann für ewig  
 Der Versöhnung Regenbogen  
 Zwischen Gott und zwischen Menschen!

Bei der Eist der Schlange schwebt' ich:  
 Einen Tag und eine Nacht nur!  
 Und sie ist mein eigen — oder  
 Ich zermalme diesen Erdball!

Niederweinen soll der Himmel  
 Schmerzgepreßte heiße Thränen  
 Um die ihm verlorne Seele,  
 Die zerrissen die Versöhnung.“

Satan drauf: „Es gilt die Probe,  
 Bist du Sieger, will ich's lohnen;  
 Sollst ein Höllejahr gebieten  
 Ueber mich und meine Horden.“

Wir werden nun zu Thamar geführt, welcher Raim  
 die Geschichte des Brudermordes erzählt und welche für  
 die Schuld des Vaters Vergebung vom Himmel ersieht.  
 Da erscheint ein Fremdling:

Stolzen Ganges, schönen Buchses,  
 Lieben Angeflächts und Grußes.

Freundlich aufgenommen, enthüllt er sich als Japhet,  
 der Sohn Abel's, und alsbald findet Thamar in ihm  
 alles Schöne und Gute, als wäre er ein Engel Gottes,  
 wie er den Aeltern im Paradiese erschien. Doch auch  
 der Verführer erscheint dem Mädchen „mit rabenschwar-  
 zen, fiedermauserippten Flügeln“. Er gibt ihr einige  
 Proben seiner höllischen Dialektik, predigt den Genuß,  
 verhöhnt die Langeweile der Unsterblichkeit, welche Tha-  
 mar für sich in Anspruch nimmt:

Ach! Das ew'ge Unmühsen,  
 Flügelgeschwingen, Nichtverbrechen  
 Der einseitig frommen Engel  
 Reinigt ärger als die Hölle.

Siehe mich, ich bin unsterblich,  
 Aber bin ich darum glücklich?  
 Al mein Glück kuschelt allmähig  
 In der Theilung meines Lebens,

Wenn ich euch der süßen Sonne  
 Theilhaft mach' auf eurer Erde,  
 Daß ihr in dem Erbe zum Schaffen  
 Groß euch dünkt wie euer Schöpfer.

Wie eu'r Schöpfer, der die Sonnen,  
 Der die Welten sammt Geschöpfen  
 Nur sich schuf zum bunten Spielwerk,  
 Welt die Einsamkeit ihn efelt.

Eine Hand voll Sternenfunken  
 Warf er in den leuchten Aether,  
 Und sie lebten und sie wuchsen,  
 Formten sich zu Strahlenwelken.

Euer kleiner Ball von Erde  
 Mitten draunter, und ihr Menschlein  
 Mit dem Uebermaß der Schwächen  
 Dient ihm recht zur Unterhaltung.

Denn er gab euch nur fünf Sinne,  
 Al das Erd'sche zu erfassen,  
 Aber vorbehielt sich klüglich,  
 Einen sechsten euch zu leihen —

Einen sechsten, der des Werdens  
 Und Bestehens Urgefege  
 Offenbart im Weltgeheimniß,  
 Das so gern ihr möchtet lösen.

Doch so viel ihr forscht und klügelt,  
 Findet ihr doch nie den Schlüssel,  
 Denn die Pforte zu dem Räthsel  
 Fällt der Wahnsinn zugeriegelt.

Nur wer meiner Macht sich hingibt,  
 Mir Vertrauen schenkt und Liebe,



Der durchsicht mit Geisteraugen  
Ueberrauschliches Verborgne.

Doch Thamar ist bibelfest und widersteht allen Argumentationen. Der Engel führt sie nun zur Schwester Thirsa, die ein neugeborenes Knäblein stillt, führt sie in eine Höhle überreich an Schätzen, die er ihr verheißt, zeigt ihr in Meerestiefen seine Mutter Lilith:

Dichte Wellenbänke wallen  
Bogend aus dem tiefen Abgrund;  
Eine graue Meeresfläche  
Dehnen sie sich unabsehbar.

Bleicher schimmern dann die Nebel —  
Steigen, fallen und zerreißen,  
Bis als dünne, leichte Schatten  
Sie in Licht und Luft zerrißen.

Und es fließt ein gold'ger Aether  
Durch die grenzenlosen Räume,  
Überall belebt von Wandern,  
Die sich regen und bewegen.

Unbekannte Kiepenpflanzen,  
Deren Blütensterne Flammen  
Blauen Lichtes, zittern lieblich  
Wie sich küßend ineinander.

Unter ihrem duft'gen Schirme  
Biegen sich auf Silberwölkchen  
Eines Weibes küß'ge Glieder,  
Schaumgeborne, roß'ge Glieder.

Wollust brennt aus ihren Lippen,  
Athmet aus des Busens Bogen,  
Aus des süßen Radens Fülle,  
Den ein finst'rer Geist des Abgrunds,

Im Gefühl der Lust verloren,  
Bebend küßt und heiß umklammert —  
Da schleicht Jehor Horra näher  
Sich zu Thamar hin und küßert:

„Siehe, dieses Weib ist Lilith,  
Das ist meine schöne Mutter,  
Ew'ge Jugend, ew'ges Lächeln  
In dem Aug' voll Sinnlichkeit.

Was sie denkt, wird zu Gestalten,  
Was sie fühlt, wird zu Geschöpfen,  
Lauter lästernen Geschöpfen,  
Die der Menschen Hirn besuchen.

Thamar! Wißt du mich beselgen,  
So wie Lilith jenen Engel,  
Leib' ich deiner Menschenschönheit  
Ew'ger Jugend gleiches Lächeln!“

Zuletzt erscheint der böse Geist in Japhet's Gestalt, doch Thamar erkennt an seinem Blicke, daß er nicht Japhet ist. Am Schluß versöhnt die Liebe der aus allen Versuchungen siegreich hervorgehenden Tochter Raim's zum Sohne Abel's und ihr glücklicher Bund die erste Mordschuld.

Die Dichtung hat zwar mancherlei Anklänge an Byron und Lamartine; auch stehen die Trochäen etwas entlaubt ohne den Schmuck der Reime. Dennoch ist die Erfindung annehmbar, und daß es der Ausführung nicht an dichterischem Hauche fehlt, beweisen die bereits mitgetheilten Stellen.

Wir begegnen Adolf Böttger am liebsten auf dem Gebiet der lyrisch-epischen Erzählung; in seinen Gedich-

ten vermissen wir den tiefen Gedankeninhalt; sie im ganzen unter der Herrschaft der Phrase. Die mehr oder weniger auch von den „Heiligen Tagen“ (Heilig sind dem Dichter die Tage, die entweder „Lied und Glaube“ oder „Geist und Welt“ dazu gemacht) die kirchlichen Festtage Weihnachten, Ostern, Pfingsten, die Johannis- und Erntefeste, wie die Gedenktage der Männer und Thaten. Shakespeare, Lessing, Goethe, Felix Mendelssohn, Jahn, die Schlägler, Leipzig, die Gründung der leipziger Universität u. v. m. von dem Dichter in den verschiedensten Strophen, Sonetten u. a., besungen. Die Verse sind flüchtig, der Gedankengang meist klar und gefällig; doch es dem Stil Energie und charaktervolles Gepräge. wenige dieser Gedichte haben echt lyrische Stimmung. 3. B. das Gedicht „In der Frühlingmondnacht“:

Wenn nachts ein Weh die Brust besleicht  
Und marternd schenkt den Schlummer,  
Blick' in den Mond — und bald entweicht  
Als Wehmuth all dein Kummer.

Siehst du der Wölkchen nicht Gewühl  
Vor seinem Strahl zerrißen:  
Küß' dich Gefühl dir um Gefühl  
Auch in dem Busen drinnen.

Der Seele Schwingen möchten sich  
Zum höchsten Fluge breiten,  
Du weinst, ja weinst so bitterlich  
Und schwelgst in Seligkeiten —

oder resolute Kraft, wie: „Vor einem Taufbecken“ dem Schlussvers:

O trieben' all, die Hüllengrass  
Verspüren schon auf Erden,  
Sich selbst zuerst den Teufel aus:  
Dann würd' es besser werden!

Die meisten, namentlich in der zweiten Abtheilung sind „Gelegenheitsgedichte“, in denen die Gelegenheiten äußere Veranlassung auch oft noch mit manchen schon Wendungen in die innere dichterische Gestaltung übergreift.

4. Album schlesischer Dichter. Herausgegeben vom Verleger in Breslau. Fünfte Sammlung. Leipzig, hans. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Schlesien darf sich zwar im 19. Jahrhundert dritten Dichterschule rühmen; dennoch ist es die preussische Provinz, in welcher die literarische Produktion am meisten in Blüte steht, sie hat selbst vor denlanden und vor Ostpreußen, obgleich auch diese Provinzen in Sangesgenossenschaften und Dichteralbums ein solches Gesamtstreben offenbarten, einen unläugbaren Sprung. Die Geburts- und Tauffeier namhafter Schriftsteller weisen öfter auf die schlesische Heimat hin, als bei der Verschiedenheit der Richtungen, welche diesen eingeschlagen haben, anzunehmen geneigt ist. Phantasierichthum des schlesischen Volksstammes, sanguinische Beweglichkeit und Empfänglichkeit, seine Zeit zu begeisterten, ja exaltirten Stimmungen fähig, leugbar ebenso viele Eigenschaften, die das poetisch-

it bilden helfen, namentlich aber für die Lyrik ins Ge-  
 richt fallen. Die neuern schlesischen Lyriker Friedrich von  
 Allet, Max Balban, Graf Strachwitz haben daher auch  
 aller Verschiedenheit einen gemeinsamen Zug, der sich  
 dem Gedankenreichtum des ersten, wie in der glänzenden  
 stigen Beweglichkeit des zweiten und dem energischen  
 Ausschlag des dritten gleichmäßig ausdrückt. Von dra-  
 matischen Dichtern brauchen wir bloß auf Ernst Raupach  
 hinzuweisen, der ein Jahrzehnt hindurch die norddeutsche  
 Bühne beherrschte, auf Heinrich Laube, auf Gustav Frey-  
 tag, der als Romandichter noch einen weiter verbreiteten Ruf  
 von uns als die Schlesier Karl Spindler, Wilhelm Alexis  
 und Robert Giese; wir brauchen nur auf den kritischen  
 Klopff Wolfgang Menzel hinzuweisen und zum Schluß  
 den typischen Vertreter der provinzial-schlesischen Dich-  
 tung in Lyrik, Drama und Roman, Karl von Holtei,  
 Veteranen, welchen bei seinen letzten Rundzügen von  
 abt zu Stadt die ganze Provinz gefeiert hat, um den  
 großen Reichtum Schlesiens an Schriftstellern und Dich-  
 tern, die in der gegenwärtigen Literaturperiode eine her-  
 ragende Rolle spielen, der Mitwelt ins Gedächtnis zu  
 en.

Doch auch abgesehen von den namhaften Vertretern  
 schlesischen Parnasses regt sich in weitesten Kreisen der  
 Provinz der poetische Trieb. In Breslau bestanden län-  
 gere Zeit zwei Dichterkränze, welche sich neuerdings  
 unter den Fahnen eines „Vereins für Poesie“ versammel-  
 und in dem uns vorliegenden „Album schlesischer Dich-  
 ter“ bereits die fünfte Sammlung dichterischer Gaben ver-  
 antworteten. Wir vermiffen in dieser Sammlung einige  
 Lyriker, die uns in den frühern begegneten und als die  
 abteten, mindestens formgewandtesten erschienen, wie  
 J. Dietrich. Was wir ferner vermiffen, ist, wir möchten  
 en, der moderne Gedankeninhalt, eine gemeinsame ge-  
 meine Richtung. Geschichten aus dem Alterthum, mittel-  
 alterliche Balladen, neue Genrebilder wechseln mit leich-  
 tern Liebern, mit dichterischen Monologen. Es fehlt nicht  
 Abwechslung, doch an einem durchgreifenden Stil-  
 ränge, das die freiere Bewegung der einzelnen Talente  
 zu hemmen oder gar ausschließen würde. Es ist im  
 gen Experimentalpoesie. Am wenigsten aber machen  
 Gedichte den Eindruck, welchen der Prologdichter Ka-  
 l Finckenstein proclamirt, als habe der Verein Großes  
 geschaffen sich erkühnt, und als messe die Jugend die  
 niederblinkenden Sterne „mit dem Auge des Titanen“.  
 oßes und Titanisches haben wir in der Sammlung  
 geblüht gesucht; auch wollen wir ihr das nicht zum  
 wurf machen. Denn das zu schaffen, ist immer nur  
 gearteten Begabungen gegeben, und der titanische Ro-  
 rn verwandelt sich allzu leicht in einen Soccus, wenn  
 Talente von mittlern Wuchs an die Füße schnallen.  
 Das Finckenstein'sche Widmungsgebiht hat einige hübsche  
 coppen; doch ist es ungleichmäßig gearbeitet und ver-  
 t oft in baare Prosa. Eine „verdorrende Quelle“ ist  
 uncorrecter, eine „aufgemachte Bahn“ ein nicht rich-  
 t Ausdruck; denn man macht die Thüre auf, aber  
 it die Stube. Verse wie die folgenden:

Denn es fehlt nicht an der Lust zum Dichten,  
 Und so manchem ist die Muse hold,  
 Aber auch dem besten wird mit nichten  
 Einer Anerkennung Ehrenlohn —

sind gereimte Prosa.

Wenn der Dichter übrigens Opiz, Grapthaus, Gün-  
 ther feiert, doch von dem abgeblühten Lenz der schlesischen  
 Poesie singt:

Hier und da wol sich ein Vöglein flüchtet  
 Auch von uns zum deutschen Dichterwald,  
 Froh, wenn heut' wo alles singt und dichtet,  
 Nicht vergebens seine Stimme schallt —

so brauchen wir bloß auf die oben erwähnten Namen zu  
 verweisen, um diese Klage als eine gänzlich unberechtigte  
 zu bezeichnen. Denn der gegenwärtige Antheil Schlesiens  
 an deutscher Poesie ist kein diminutiver.

Von Findenstein sind überdies zwei „Prologe zur Shak-  
 speare- und Dante-Feier“ mitgetheilt, schwungvoll in ein-  
 zelnen Versen, aber ebenfalls oft durch unschöne Wendun-  
 gen getrübt, wie:

Sie stammte nicht aus jener frechen Schule,  
 Die schon in Babylon herumgeranzt.

Das Gebiht „Ins Stammbuch eines jungen Mäd-  
 chens“ ist zart empfunden, doch auch hier finden sich Wen-  
 dungen, die aus allen Himmeln stürzen, wie die folgende:

So rein, wie du aus Gottes Hand gekommen,  
 Die Seele noch von keinem Sauch befeht,  
 Verbleibe auch zu deinem Ruh und Frommen,  
 Bis dich der Himmel aus dem Tranne weht.

Neht frisch singt der Deutschamerikaner Hugo An-  
 driessen, wenngleich er's mit der Metrik nicht so genau  
 nimmt und muntere Daktylen in seine Jamben mit herein-  
 häpfen läßt. Die Gebihte von Friedrich Barchewitz  
 sind ungleich an Werth; doch nicht ohne lyrische Stim-  
 mung in Herbst- und Winterbildern. In den „Malerialie-  
 bern“ findet sich das folgende hübsche Gebiht:

Im Walde einsam steht ein Haus,  
 Die Fenster klein, sein Dach ist moosig.  
 Da tritt ein holdes Weib heraus  
 Mit einem Knaben, blond und rosig.

Der Buchen Kronen, kühl und grün,  
 Durchbrechen glänzend goldne Lichter;  
 Wie eine Ros' und Knospe blühen  
 Die beiden schönen Angesichter.

Doch steht das Weib und drückt voll Lust  
 Ans Mutterherz den holden Knaben:  
 So muß Maria an der Brust  
 Das Jesuskind getragen haben.

O, erstes liebes Bild, das mir  
 Auf meiner Irrfahrt hier begegnet,  
 Mein erster Rasttag sei vor dir  
 Und diese Stunde hoch gesegnet!

Die Gebihte von Klara Vestd gehören zu den besten  
 der Sammlung; sie sind stimmungsvoll und pointirt:

Warum?

Warum muß jener Sonnenstrahl  
 In diese enge Gasse schlüpfen,  
 Da doch viel andre frei im Thal  
 Hin auf des Vaches Wellen hüpfen?

Wail dort in seuchter Dunkelheit,  
Von schwerem Blend tief umschattet,  
Bang' nach des Lichtes Seligkeit  
Von Thränen trüb' ein Auge schmachtet!

Das Gedicht „Vorlicht“ ist durch das unglückliche Wort „Schwermüdigkeit“ leider entstellt, sonst enthält es ganz vortreffliche Verse:

Vor dem rechten Frühlingsgruß  
Kommt erst Sturmesbrausen.

Tritt das Leben dir recht zart,  
Spielend, süß entgegen,  
Fürchte, daß dir's aufgespart  
Sturm auf fernern Wegen!

Doch, wenn's dich mit Troß und Groll  
Zeitig packt und schüttelt,  
Haß du schon, was kommen soll,  
Und bist wach gestüttelt.

Karl Venthner liebt Blumenlyrik, fleurs animés; die Schnegelschale und Herbstzeitlosen klingen in „Der Blumen Lenztag“ und „Der Blumen Sommertag“, doch schwebt über den formklaren Gedichten eine phantasievolle, wenn auch etwas blendende Beleuchtung, ähnlich wie sie die Lampen eines illuminirten Gartens auf die Blumenbeete und Buschrandels fallen lassen.

Siegfried Eisenhardt wirkt „Den Gewaltigen“ einen poetischen Fehdebrief zu. Sie sollen den Unterdrückten Gerechtigkeit, dem Bürgerthum Vertrauen entgegenbringen, dann wird die Geschichte ihren Ruhm verkünden:

Und wenn Jahrhunderte vergangen  
Und selbst der letzte Varpur fällt:  
Ihr werdet unvergänglich prangen  
Im Heldenbuch der ganzen Welt.

Uns scheint der eventuelle Preis zu überschüssig für die That; denn Gerechtigkeit ist doch die verdamnte Pflicht und Schuldigkeit jedes Sterblichen.

Dorothea Erskling hat ein paar sinnige Erstlingsversuche geliefert; der Dufte dieser geopferten Erstlinge ist der Kritik angenehm. Es ist ganz hübsch gedacht, wie Hölle und Himmel sich um das Dichterherz streiten, wie Gott dem unstillen Schmerz ein ganzes Reich, die Einsamkeit, schenkt! „Das Reich der Phantasie“ ist ein buntes Gemälde mit freien Rhythmen und der sinnreichen Schlusswendung, daß ein einziger prosaischer Hauch ihre ganze Schöpfung in Schutt und Asche wandelt.

Eumenes, Mitglied aus Herlohn, vertritt in der Sammlung das antikisirende Element, besingt „Sadne und Rhöne“ in tabellosen, spondischen Distichen, bringt zwei Erzählungen aus dem Alterthum: den etwas zu langathmigen „Kallistratos“ und die holde „Rhodopis“, eine Aegypterin, deren vom Adler geraubter Schuß auf den Fürsten Amasis eine ähnliche Wirkung ausübt, wie der Pantoffel der schönen Ilse auf den Mann der „Verlorenen Handschrift“ — nil novi sub sole. Von den Epigrammen heben wir das folgende hervor:

Die Sonnenuhr.

Leuchtet mir Phoebos klar, dann zeig' ich die wandelnde Stunde;  
Aber ich zeige sie nicht, hält er in Wollen sich ein.  
Ihne bes gleichen wie ich! Die heiteren Stunden des Lebens  
Zeichn' und merke dir, Freund, aber die trüben vergiß!

Ein anderer Alterthumsfreund ist Robert Otter, der den Stil der im Alterthum spielenden Epiques „Dalladen“ und nachahmend zu Gesichte bringt. Diese mit etwas fremdartig klingenden Titeln: „Iphigenie und Pandamon“, „Katreus und Althämenes“, „Lionel“, geschmückten Erzählungen liebt, der glänzt im „Kühnheit“, in den „Armenen des Iphigenie“, im „Siegesfest“ zu treten — so bekannt gemachten und diese Strophen:

Und Freude im den hohen Hallen  
Umfließt geschwulst den Herrscherthron,  
Da hört man Jubelchöre schallen  
Dem eingebornen Königssohn.

Da muß man doch volens volens an Schiller denken — Freude war in Trojas Hallen — Jubelchöre hört man schallen u. s. w.

Einen mehr humoristischen Ton schlägt Adalbert Harnisch an, wie in dem ersten Lieb mit dem Reim „Es ist alles mein“, und in dem vinopathischen Reim „Meinem hydropathischen Vetter.“ Diese Gedichte sind frisch, einfach, sangbar und erinnern an die Liebeskopis.

Max Feinzel ist uns aus frühern schlesischen Literatur als ein formgewandter Sänger bekannt, bei Empfindung oft mit wohlthuender Innigkeit ausstrahlend. Dies bestätigt sich auch hier wieder in den Gedichten „Lebewohl“, „Sonntagsfeier“, „Sommermittag“. Die letztere lautet:

Wenn die Sonn' am Sommermittag  
Ihren glühsten Brand versendet  
Und aus ihrem Strahlenborne  
Hochste Glanzes Fülle spendet,  
Liegt ein wunderbares Schweigen  
Ueber Wald und Flur ergossen,  
Als ob schlaf- und traumbesungen  
Erde still ihr Aug' geschlossen.  
Doch sie schlüßt nicht und sie schweigt nur,  
Klangesarm zu dieser Frist,  
Weil das seligste Entzücken  
Ohne Wort und Sprache ist.

Die französischen Nachdichtungen sind leicht gefällig; man merkt ihnen nicht die Mühe des Uebersetzens. Daß der Dichter indeß „Albion und Rosamunde“ in Ballade besungen hat, erscheint wenig gerechtfertigt; einem bis zur Trivialität abgetragenen Stoffe, welcher zwar in fließenden Versen behandelt, dem aber keine charakteristische Seite abgewonnen wird.

Friedrich Klose tritt als Platenide auf; er bewundert seinen Meister in ottave rime, deren reine, vollklingende und nicht abgebrauchte Reime alles Lob verdienen. Eine Ausnahme machen nur „widmen“ und „Rhythmen“. Der Schiller wird gefeiert in den trochäischen Tetrametern Platen'schen Lustspielchöre, in einer Dichtung, der es an Schwung fehlt, die indeß historisch zu weit ausläuft. Alexis Komniz ist ein Poet, bei dem die geistreiche Reflexion vorwiegt, theils in kleinern Abentheuern und Denkprüfungen:

Leicht wol ist es, im Gedränge  
Vorzugethen mit der Menge;  
Doch der Menge vorzugethen  
Werden wenige verstehen! —

is in größern Elegien wie: „Vor dem Porträt meiner Mutter“, der allegorischen Dichtung „Dornenröschen“ dem lyrischen Monolog „Camoëns“.

Theobald Nötig trifft den tieferartig musikalischen Ton. Das Lied: „Mit dem Volke“, erinnert an Sangesweise Bräuners. Malwine Peisker besingt Glauben an Unsterblichkeit in dem Gedicht: „Das Ziel“; H. Pleban gibt eine blutige Waldballade: „drei Fichten“; Otto Postel schreibt den Namen Mendorff auf seine Dichtersahne und besingt demzufolge „Aume“ und „Die blühende Linde“. Am gelungensten das Gedicht: „Fahr' wohl“, mit den schlichten, doch men Schlusssätzen:

Fahr' wohl, es kann nicht anders sein!  
Still der ich alles zu.  
Mein Herz, nach Lust und bitterm Wein,  
Nun fand es endlich Ruh'.  
Nicht denk' ich dein voll Bitterkeit,  
Die einst mir alles war.  
Ich segne dich dafür noch heut';  
Fahr' wohl auf immerdar!

Robert Rickwardt ist etwas verschwommen in feilegischen Eyril und gebraucht in seiner, den Helvon Duppel gewidmeten Epimie bisweilen prosaische idungen:

Dein ein Ereignis — laßt es so mich nennen,  
Und wär's auch nicht die Schlacht bei Salamis,  
Der düppler Sturm —, wir müssen es bekennen,  
Er war ein Tröst in diesem Negeruß.

Ausprechend sind die beiden Gedichte von A. Schaberg, die Ballade: „Nordische Liebe“ und die Epimie „An den Präsidenten des deutschen Turnvereins zu st“. Das schwunghafte „der Versammlung deutscher risssteller“ gewidmete Gedicht von Hugo Söderm ist bereits in deutschen Blättern veröffentlicht worden.

Unklar und in der Form noch nicht reif sind die ichte von R. Walter. In dem Gedichte „An die r“ kommt folgende, für die Menschheit wenig schmeisaste Stelle vor:

Dankt ihm! Dankt für euer Leben!  
Irdisch lebt der Mensch als Thier;  
Doch sind ew'ge Engel wir  
Dort einst — wo die Sterne schweben.

Eine taube Ruz ist das barocke Epigramm „An einen ihmacher“:

Verbrecher, bedenk' deine Verle!  
Dein Thun ist ein ewiges Scheiden:  
Bom Vaterland trennst du die Völker.

Von den mitgetheilten Gedichten von Albert Weis ent die stimmungsvolle Ballade „Lothwein“ den Preis. Das umfangreichste Gedicht der Sammlung ist „Maria eta“ von A. Graf G\*\*\*, eine poetische Erzählung, je den auch von Puschkin in „Der Brömmen von Bat-Serai“ behandelten Stoff in fließenden Versen von meist digem Colorit und stellenweise dramatischer Kraft recitirt. Als Probe diene die einleitende Schilderung Steppen der Ukraine:

Mein Weg — kein Steg auf weiter An',  
Rein Berg, soweit der Himmel blank!

Die tiefe Ebene weit und breit  
Entrollt das Bild der Ewigkeit.  
Kein Pfing entzieht (?) im Furchengleis  
Dem müden Bauer seinen Schweiß.  
Nur Kinder schleichen mit Beschwerde  
Im feuchten Gras der fetten Erde,  
Und Trappen flattern schon im Lauf  
Mit trügelm Flügelschläge auf.  
Doch horch! Da kommt es angestrenzt —  
Ein Pferdetrupp, der seitwärts drängt,  
Und immer näher stürmt's heran.  
Ein Schimmel führt die Herde an.  
Die Küster schnauzt — es weht der Schweiß,  
Noch feucht vom letzten Morgenreiß:  
Dahinter tobt der Rappen Schar,  
Ein Geisterbild, des Lichtes bar.  
In reiner Luft, die blau und hell,  
Entsprüht als Dampf des Aethers Quell.  
Des Wieherns Ruf — der Feuerblick,  
Der Sehnen Mark — das Stahlgewind,  
Das volle Haar — die dichte Mähne —  
Das sind die Stuten der Ukraine!  
Sie stürzen — bäumen, hart bedrängt;  
Vielleicht hat sie ein Wolf zerstreut;  
Vielleicht, daß sie des Sturmes Nahen  
In einem Schneegewölle sahen.  
Dann ist's der letzte Hauch im Jahr;  
Denn rings bent sich der Frühling dar.  
Schon zieht der Krähen Schwarm nach Nord  
Zum kältern Land der Duna fort;  
Schon spritzen Blumen über Nacht  
Im Boden auf voll kauer Pracht;  
Und schon entfaltet die Natur  
Den Zauberreiz der weiten Flur.

Nur einzelne Wendungen sind nicht vollkommen correct oder streifen an die Prosa.

Von der dichterischen Begabung, welche dem schlesischen Volksstamm eigen ist, legt dies Album neues Zeugniß ab. Es sind Bestrebungen der jüngern dichterischen Generation, die in jeder Hinsicht Aufmunterung verdienen.

5. Gedichte von Marie Harrer. Hannover, Hahn. 1866. 12. 1 Hfr.

Die Mehrzahl dieser Gedichte gehört in das Gebiet der pädagogischen Eyril und wird am meisten von Erziehern und Müttern nachempfunden werden. Die Verse sind fließend; im ganzen herrscht der reflectivende Ton vor. Die Grundstimmung ist fromme und humane Gesinnung, die stets der menschlichen Leiden eingedenk ist. Die Formgewandtheit der Verfasserin zeigt sich in den Nachdichtungen englischer, französischer und spanischer Poesien. Ganz trefflich ist namentlich das schöne Victor Hugo'sche Gedicht: „Blume und Schmetterling“, übersetzt. Schade nur, daß gerade der Alexandriner, der die Pointe des Gedichts trägt:

So fasse Wurzel oder laß mich Schwingen tragen,  
Wie du, mein Freund —

um seine Casur gekommen ist.

6. Gedichte von Rheinfels. Stuttgart, Reiner. 1866. 16. 18 Hgr.

Stimmungsvolle Klänge, meist an ein Naturbild, an die verschiedenartige Belandung der Tag- und Jahreszeiten anknüpfend, doch in der Form nicht genügend durch-

gebildet. Hin und wieder finden sich unmotivirte Inversionen; auch ist die Zahl ganz unreiner Reime allzu groß. Wir theilen als Probe des Gelingenen ein hübsches Gedicht mit:

#### Rosenzeit.

Die Nachtigall, vom Lenz gesandt,  
Sie sang zumal bei Nacht,  
Da stund die Rosen, liebensbrannt,  
Gar plötzlich aufgewacht.  
Nun ist mein Herz voll Seligkeit,  
Das kaum noch trüb und todt:  
Willkommen, wonnesame Zeit  
Mit Rosen weiß und roth.

So wohligh ruht es mir im Herz,  
Vorbei ist aller Gram,  
Es blüht die Liebe allerwärts,  
Weiß nicht, wie schnell es kam.  
Nun ist die Welt voll Herrlichkeit  
Nach aller Winternoth:  
Willkommen, wonnesame Zeit  
Mit Rosen weiß und roth.

Nun ruh' auch du, mein Lieb, mit mir  
Im duft'gen Rosenreich,  
Mit rother und mit weißer Bier  
Schmück' ich dich engelgleich!  
In solcher Lust lach' ich dem Neid,  
Den mir die Welt entbot:  
Willkommen, wonnesame Zeit  
Mit Rosen weiß und roth.

Auf deine Wangen roth und weiß,  
Wie dort die Rosenpracht,  
Drück' ich, mein Lieb, viel Küsse heiß,  
In liebesprüh'nder Nacht.  
Und singe da in Lust und Freud,  
In deinem Arm ein Gott:  
Willkommen wonnesame Zeit  
Mit Rosen weiß und roth!

7. Gedichte von C. (König Carl XV. von Schweden.) Aus dem Schwedischen. Berlin, Stille und van Nuyden. 1866. Gr. 16. 10 Ngr.

Ein königlicher Sänger, der sich ein warmes Empfinden für die Natur, eine schlichte, tüchtige Gesinnung bewahrt hat, der ungekünstelt dichtet, wie's ihm ums Herz ist, gehört gewiß zu den seltenen Erscheinungen in der Literatur. Die Gedichte des jetzt regierenden Königs von Schweden, der sich durch die Energie, mit welcher er eine vollständige Reform der schwedischen Repräsentation durchgesetzt, in der Geschichte Schwedens einen dauernden Namen gemacht hat, sind von solcher Stimmung und Gesinnung durchdrungen. Wir haben heutigentags eine große Zahl gekrönter Schriftsteller, doch solche stille Naturlyrik liegt ihnen fern. Der Schwedenkönig besingt die weiße, zartengelige Lilie, die grünen Haine von Bedaflog, die Schönheiten seines Sommerschlosses Drottningholm am Mälarsee, Abendstimmen und Mondnacht, preist den keuschen Geist der Frau, dem die Könige des alten Regime keine Hymne gesungen hätten. Freilich, in dem letzten Gedicht: „Vormals!“ in den schlagkräftigen Trochäen weht altnordischer Kampfesmuth, patriotischer Ruhmesdurst. Es ist ein Ausruf, der alten Heldenschatten, die

in den Gräbern schlummern, und ihrer schönen Thaten würdig zu sein:

Wir erwachen  
Auch vielleicht noch  
Aus dem Schlummer,  
Der uns fesselt,  
Scharen uns um  
Früh're Fahnen,  
Folgen unserm  
Edeln Vorbild,  
Kämpfen wie es  
Selben ziemet,  
Leben, wirken,  
Sterben mannhaf!

Doch wen erquickte nicht die Gesinnung, die sich dem Gedicht „Die Einsamkeit“ ausspricht? Der Scherling rüth dem königlichen Dichter, das Leben zu nießen in flüchtigem Wechsel; doch der Dichter sagt: meine Bahn ist nicht die deine! Da hört er eine andere Stimme, die Stimme des Felsens:

„In der Einsamkeit, o Jüngling,  
Wohnt die hohe, wahre Kraft.  
Blicke stolz empor, allein,  
Und du bieteß Trost den Stürmen  
Und des Blüthes Himmels spielen.  
Nacht und Ehre stammen stinner  
Aus dem Dunkel der Verwesung.  
Nur mit einer Brast von Stein  
Reißest du des Lebens Schmerzen,  
Auf der Höhe, kalt und einsam,  
Strahlt die goldne Herrscherkrone.“

Also spricht der graue Felsen,  
Doch erblick' ich schon am Abend  
Seine Purpurkrone' erblaffen  
Mehr und mehr. Der Himmel gab sie  
Und der Himmel nahm sie wieder,  
Bald birgt sich der Fels im Dunkel  
Wie die kleinste, zarte Pflanze.  
Und ich denke: kurze Erbsen,  
Glanz der Nacht, geträumte Ehre,  
Wie so bald seid ihr entzunden!  
Heiß'ge Sehnsucht, die mich fesselt,  
Himmelsblitz, der du mich brennest,  
Du bist ewig! Ich will nicht  
Wie der Fels mich dir verschließen.  
Lieber leiden Lebensschmerzen,  
Als lebendig zu verfeinern,  
Lieber Blut vom Himmel bringen,  
Als aus Misgunst und aus Hochmuth  
Ewig in der Höhe frieren.

Das sind Worte, die den Dichter schmücken und dem König ehren. Rudolf Gottschalk

#### Der Krieg von 1815.

(Beilage aus Nr. 25.)

Der Geschichte des Wiener Congresses läßt sich eine Darstellung des „Feldzugs von Belle-Alliance“ geben, für welchen er interessantes und werthvolles Material in den Archiven gefunden: Aufschlüsse über manche unaufgeklärte Thatsache, Ansichten der Feldherren, in ihren Correspondenzen und Berichten ansgesprochen haben. Blücher zeichnet sich darin wieder in seiner schon Weise aus. Welchen Eindruck der alte Feind



Wellington bei der bekannten Besprechung am Juni gemacht, hören wir aus einem Manuscripte caberg's, welches Königer ebenfalls im Archive des preussischen Generalstabes gefunden und benutzt hat. Dörner wohnte jener Besprechung bei, zu ihm sagte Wellington, Blücher tritt: „What a fine fellow he is“; „Was ein prächtiger Kerl!“ würde das zu übersetzen sein. Ein großer Entschluß Gneisenau's, nach der verlorenen Schlacht bei Wavre auf Wavre mit Preisgebung seiner Bindungen zu marschiren, den auch Weigle in seiner Bedeutung darstellt, weist Königer als schon während der Schlacht, nicht erst auf dem Rückzuge gesagt. Ein authentischer Brief des jetzigen Generals von Stow bestätigt, was Königer darüber im Archiv gefunden hat. Die nächsten Folgen des Sieges, seine Opfer, seine Bedeutung werden in einem besondern Kapitel gestellt. Auch die zerrüttenden innern Folgen, die immer mit großen Thaten verbunden sind, werden nicht verschwiegen; der Verfasser theilt aus den Acten des Generalstabes Blücher's Befehl vom 20. Juni mit, in dem er ausspricht, daß die Armee durch die letzte Schlacht größtentheils in Unordnung gekommen sei, und die eigenmächtige Entfernung einzelner von den Regimenten die strengsten Strafen bestimmt. Aus dem Hefte des Feldmarschalls Knefke lesen wir, was er an diesen und an den König geschrieben, als die neue Wendung der Dinge in Paris angezeigt er um einen Waffenstillstand gebeten wurde. Erstern tritt er: „Ich werde durchaus keinen dergleichen vorläufigen Vorschlägen Gehör geben, sondern gerade auf's Losgehen, wenn ich nicht durch den Tod oder die Lieferung Bonaparte's, die Uebergabe aller Festungen der Sambrre, Maas, Mosel und Saar, und die Einräumung der Provinzen bis zur Marne mit Sicherheit diesem verrätherischen Volke unterhandeln kann.“ An den König meldet er dasselbe und fährt fort: „Ich hoffe, ich hierbei ganz Ew. Majestät Willen gemäß handle, bitte nur allerunterthänigst, die Diplomaten dahin zu weisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der hat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern.“

Blücher's Adjutant, Graf Rostiz, wurde dann zu neuen Anknüpfungen Unterhandlungen nach Laon geschickt; er hatte ebendie Vollmacht, aber nur auf folgende Bedingungen: 1) Auslieferung Napoleon's; 2) Uebergabe von Paris; 3) Uebergabe sämtlicher Festungen an der Maas, Mosel und Sambrre nebst Laon, Laferre und Soissons. Verhandlungen wurden sehr warm und zerschlugen der Haß gegen die Bourbons äußerte sich dabei sehr: „Wer könnte ein donischer Rosak den Thron von Frankreich besteigen als Ludwig XVIII.“, sagte Sebastiani. Denkschrift, welche Rostiz über diese Unterhandlung erstattet, ist ebenfalls im Archiv und enthält, abweichend von Bernhardt, noch die Mittheilung, daß Lafayette über Napoleon's Auslieferung, welche die andern als gegen

die Ehre der Nation erklärten, geäußert habe: „Das werde keine Schwierigkeiten machen“, worauf er seine Gefährten in ein Nebenzimmer geführt habe und mit ihnen bald befriedigt zurückgekehrt sei. Rostiz meint, er habe wol die Auskunft in einer Entweichung Napoleon's nach Amerika gefunden. Darauf kam noch ein letzter Erfolg der französischen Waffen, der Ueberfall von Versailles, für welchen Königer's Werk außer deutschen Quellen noch die Erzählung eines französischen Offiziers im Archiv des Generals benutzt hat; wir könnten noch manche Details von preussischen Offizieren hinzufügen. Die Verbündeten rückten am 7. Juli in Paris ein; Blücher wollte weder einen feierlichen Einzug, noch für sich ein Quartier in der Stadt, quartierte aber, trotz der Warnungen Wellington's und gegen die Wünsche Ludwig's XVIII. seine Soldaten bei den Bürgern ein, ließ alsbald die Zurücknahme der geraubten Kunstschätze beginnen, gab Befehl, die Brücke von Jena zu sprengen, und legte der Stadt eine Kriegsteuer von 2 Millionen Francs, sowie die Ausrüstung und Bekleidung für 110000 Mann und die Auszahlung eines zweimonatlichen Soldes für die Armee auf.

Die Transactionen darüber sind nach Briefen Gneisenau's an Knefke geschildert. Wir lesen auch, wie Gneisenau dem Könige seine Auffassung über den Frieden vorgelegt hat. Die Stimmung der Gemüther sei eine völlig andere als vor 15 Monaten und im größten Theile von Frankreich gegen die Bourbons, nur „alte Frauen, abgelebte Männer, Pfaffen ohne Charakter und Muth“ seien königlich, die übrigen Jakobiner oder Bonapartisten. „Es würde auch gegen die Meinung von Ew. Maj. Armee verstoßen, Blut für die Wiedereinsetzung eines Hauses zu vergießen, das Ew. Kön. Maj. kein Wort des Dankes für den wiedereroberten Thron gesagt hat, das gegen das gegebene Versprechen die preussischen Kunstschätze zurückhielt und zuletzt, alle Gefinnungen der Ehre und Dankbarkeit vergessend, ein Bündniß gegen Ew. Maj. schloß“ (auf dem Congreß 1814). Zur Sicherung Deutschlands müsse Frankreich auf die Grenzen unter Ludwig XIII. zurückgeführt werden, es müsse alle Festungen und Landstriche abtreten, deren Flüsse sich in die Mosel, Maas, Schelde und Eys ergießen. Preußen müsse Mainz, Luxemburg, Thionville und Longwy für sich fordern, von Baiern könne man vielleicht die alten Stammlande Ansbach und Baireuth wiedererwerben, wenn man dafür Sorge, daß dieses in Elsaß oder Lothringen entzückt werde. Aber Preußen konnte auf keinen Verbündeten in dieser Auffassung zählen. Vergebens legte Wilhelm von Humboldt dem Ministerrath eine schlagende Widerlegung der künftlichen Ausführungen Kapodistrias über den Zweck des Kriegs vor, in welcher er daran erinnerte, daß die Verbündeten sich nirgends verpflichtet hätten, das französische Gebiet unberührt zu lassen; man habe allerdings nur gegen Napoleon Krieg führen wollen, aber Frankreich habe dessen Sache erwählt, es würde die Folgen seiner Siege angenommen haben, es müsse auch die

Folgen seiner Niederlage mit tragen. Das Recht, Abtretungen zu verlangen, sei unzweifelhaft, die Pflicht dazu, den eigenen Vätern gegenüber, sei es nicht minder. Hardenberg entwickelte dann in einer besondern Denkschrift die Forderungen näher; für Deutschland wäre das nordöstliche Lothringen und der Elßaß mit ihren Festungen, namentlich Metz und Strassburg zu verlangen. Die deutschen Mittelstaaten stimmten diesen Forderungen bei, welche allein geeignet waren, die große Frage wirklich zu schlichten; Baiern erklärte sich dafür, auch wenn es keinen unmittelbaren Gewinn davon haben sollte, und der Kronprinz von Württemberg arbeitete selbst eine Denkschrift aus, in welcher besonders die durch die bittere Erfahrung der Jahrhunderte bewiesene Abhängigkeit Südwestdeutschlands von Frankreich mit Klarheit und Wärme dargelegt wurde: nur das ganze linke Ufer des Oberrhein gebe Bürgschaft, daß nicht von dieser Stelle aus das Gleichgewicht von Europa wieder umgestürzt werde.

Oesterreich war aber nur mit halbem Herzen bei der Sache, England und Rußland entschieden dagegen, und so kam dann der zweite Pariser Frieden unter seinen für Deutschland traurigen Bedingungen zu Stande. Der Verfasser sagt: „Wenn Oesterreich, Preußen und das übrige Deutschland auf die gemäßigten und gerechten Forderungen der natürlichen Grenze sich vereinigt und fest darauf bestanden hätten, selbst bis zu dem Punkt, daß ihnen England und Rußland den Austrag des Handels allein überließen, so bleibt kaum ein Zweifel, daß sie durchgedrungen wären. Aber das war das Schwierige, das kaum Denkbare, daß sie sich vereinigten, und darin lag die Stärke des Standpunkts von England und Rußland.“ Während der Friedensverhandlungen ging der Festungskrieg fort. Blücher war voll Aerger über Wellington, der „jetzt mehr den französischen als den englischen General spiele“; zugleich machte ihm die Sicherheit der Monarchen bei den Unruhen in Paris Sorge. „Ich muß Em. Maj. beschwören“, schrieb er, „entweder mehr Kraft gegen diese schändliche Stadt zu zeigen und sie in Furcht und Zaum zu halten, oder diesen Ort zu verlassen und in einer apostrophischen deutschen Stadt diese Weltbühne zu entscheiden und zu Ende zu bringen.“ Die Geldnoth in Preußen hatte den Sold für drei Monate rückständig gemacht, endlich brachte es der Finanzminister Billow dahin, daß die Zahlung durch Vermittelung berliner Bankiers in Paris erfolgen könne. Blücher lehnte die Annahme ab, und die Art, wie er es that, beweist, welche Bestimmung ihn und sein Heer besetzte. Er schrieb dem Könige: „Die Armee habe nur Ehre gesucht und dem schwer heimgesuchten Vaterlande hoffen wollen; sie verlangen jetzt nur das Unentbehrliche, namentlich für die Verwundeten und die Kranken: sie wollen sich lieber auf das Äußerste beschränken, als das mühsam zusammengebrachte Einkommen ihres Landes nach Frankreich ziehen und so dies Land noch bereichern.“ Dem Minister theilte er denselben Entschluß mit und fügte hinzu: „Die Armee ist kein Söldnerheer, das um jeden Preis abgelohnt werden muß, sondern sie ist mit der Nation eins, und wenn es nöthig ist,

Opfer zu bringen, so ist sie von jeher entschlossen gewesen, es zu thun, wenn nur dadurch dem Vaterlande Nutzen erwachsen kann.“

Nach den Schlussbetrachtungen unsers Werks über Heilige Allianz, welche der Verfasser eine aus sich selbst entsprungene Täuschung nennt, über den Stand vier Großmächte zur Aufrechthaltung der eben begründeten Ordnung der Dinge in Europa, der die Quelle nachfolgenden europäischen Politiks wurde und das Alter der Congresse ankündigte, folgt noch die transitorische Frage: „Und Deutschland?“ Wir haben nur einiges der Besprechung derselben hervor: „Waren nicht drei Viertel der Krieger, welche die Schlachten auf dem Boden Belgiens schlugen, waren nicht drei Viertel Opfer, welche der Krieg kostete, deutsche Männer? kam es denn, daß Deutschland allein fast ohne Fruchtbare, daß es ohne jede Erfüllung seiner gerechten Forderungen aus diesem Kriege hervorging? Haben es die Fremden gethan? Haben es seine Staatsmänner gethan? Werden ohne Zweifel ihren Antheil, ihre große Schuld daran. Es ist gut, wenn wir aus dem Kriege von 1815 Lehren lernen, daß Deutschland von den Fremden nichts zu erwarten hat, daß in großen Stunden das trauen auf die Einsicht, den Willen und die Kraft der Staatsmänner getäuscht werden kann.“ Aber der Friede von 1815 enthält in seinem Ausgang noch eine andere Lehre: „War noch in Wien neben der Verteilung der Macht und Land zu Anfang viel und im Verlauf der Verhandlungen immer weniger die Rede von der Errichtung freier nationaler Staatsgemeinschaften für die Völker, so hatte man in Paris kaum noch eine Erwähnung davon.“

Der Verfasser betont, daß die Macht der großen Völker im deutschen Volk nicht mehr ausgereicht, das große Ziel der Vereinigung seiner alten Grenzen mit Deutschland zu erreichen, wie sie auch zu Wien ausgereicht, eine wirkliche deutsche Verfassung zu gründen. „Es gibt Zeiten im Leben der Völker, wo der mächtige Wogenbrand einer großen Erhebung das gemeinsame das alle wollen, unübersteiglich erreicht. Eine solche waren die Jahre 1813 und 1814, ein solches Ziel der Sturz der Fremdherrschaft. Wäre es möglich gewesen, daß mit gleicher Macht noch ein zweites Ziel, die Gründung des neuen deutschen Staats, in der Hand gelegen hätte, es wäre in Wien und Paris möglich gewesen, sei es von diesen, sei es von andern Staatsmännern. Damit ist keine Anklage und keine Herabsagung gegen die Thaten unserer Väter ausgesprochen. Sie haben das gethan; es ist genug für ein Geschlecht, ein solches abzuwerfen, wie es die Schuld vieler Jahrhunderte Deutschland gebracht hatte.“ Und zum Schluß: bleiben mitten unter dem Eindruck getäuschter Hoffnungen die großen Thaten der deutschen Waffen erhebbend und muthigend stehen. Für das andere genügt die Erfahrung, daß Großes auf Erden niemals zu dauerndem Bestehen erwachsen ist, wenn es nicht die Arbeit vieler Geschlechter war.“ Die Reife des Urtheils, welche der Verfasser

so jungen Jahren bekundet, läßt es bedauern, daß in seinem engern Vaterlande einst doch keinen umfassenden Wirkungskreis für seinen Geist finden kann; es das auch ein Uebelstand der Zersplitterung Deutschlands in kleinere Staaten, daß in denselben so mancher Begabung in dem zugemessenen beschränkten Vernehmen sich nicht für höhere Dienste nach ihrer Kraft entfalten vermag. In der Wissenschaft aber hemmen staatlichen Schranken nicht, wie viele Männer, auf die Deutschland stolz sein kann, bewiesen haben, und so in wir auch, von dem Verfasser des „Kriegs von 66“, über welchen er die Acten ziemlich abgeschlossen noch manches andere verdienstvolle Werk zu lesen.

Karl Gustav von Berner.

### Romane und Erzählungen.

Der Jesuit. Roman von dem Abbé \*\*\*. Verfasser des „Verfluchten“ und der „Nonne“. Deutsch von A. Diezmann. Autorisirte Uebersetzung. Leipzig, Steinacker. 1866. 1. 1 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser des „Verfluchten“ und der „Nonne“ ist in der Form des Romans einen neuen Angriff auf Katholicismus, diesmal übrigens einen wirklich sehr lässlichen und überaus langweiligen. Er erzählt uns Geschichte eines jungen Franzosen aus vornehmer Familie, der, von den Jesuiten erzogen, in die Geheimnisse Ordens eingeweiht wird. Die Erfahrungen bei der Papstwahl, noch mehr aber die Revolution in Pabon 1848 bringen den zum Priester geweihten Jüngling zu der Ueberzeugung, daß der Orden eine Umwandlung erfahren und ein mächtiger Bundesfür die Reformideen sein müßte. Der Gedanke ist seinem Herzen alle, seinem Verstande aber sehr g. Ehre. Der Plan, den Jesuitenorden zu einem christlichen Geheimbunde umzugestalten, ist jedenfalls aus naiv, er ist aber durchaus nicht das einzige Naive diesem Roman. Die Art und Weise z. B., wie der ural Nathaan, bekanntlich ein überaus geistreicher Mann, den jungen Pater über die Theokratie des Jesuitenordens belehrt, die Frage: „Das hatten Sie wol nicht gemeint, Herr Pater?“ ist doch zu kindlicher Natur. großer Weitläufigkeit gibt Nathaan eine Eintheilung Diplomaten in geriebene und gutmüthige, als ob er dieser unbekanten Weisheit eine große Entdeckung nicht hätte. Die Erzählung von der Stellung des Jünglings zur Ferdinandischen Gesellschaft ist gedas Einfältigste, was bis jetzt auf Rechnung der Jesuiten erfunden worden ist. Mitunter findet sich eine gute Bemerkung, z. B. über die Armuth des Ordens, der Vergleich mit den andern Mönchsorden, die Bedeutung der Freiheit des Unterrichts u. s. w. kommt wieder augenscheinlich Apokryphes, z. B. aufgeschriebenen Unterredungen des jungen Paters mit dem General, die ganze Erzählung von der Revolution Paris, überhaupt das ganze geschichtliche Material. Die Hauptanklage der Jesuiten richtet sich in diesem

Buche gegen Erbschleicherei und Spionirsystem, von welchen praktischen Beispiele angeführt werden. Daß die Jesuiten in der Verbindung zweier Brüder eine amicitiam male olentem sehen, daß die Lehre vom Königsrath nicht feierlich verurtheilt wurde, während ihre Erbrechtung allerdings verboten ist, gibt dem Verfasser Raum zu Conjecturen.

Der Leser erwarte dabei eben nicht viel Interessantes, Romanhaftes in diesem ewig langen Buche. Da hat Sie seine Sache besser verstanden, viel glücklicher auf den Geschmack seiner Leser speculirt. Die Jesuiten in diesem Buche sind im Grunde alle etwas zu leicht zu betrügen und viel zu wenig patentirte Verbrecher. Wer heutzutage über die Jesuiten schreiben will, muß eine ganze Portion Galle, Gift, Dolk und übernatürliche Verbrechen aus seinem Tintensaß schöpfen können, sonst ist er langweilig. Ein Ideal hat der sogenannte Herr Abbé übrigens vorgeführt: den Jesuitenpater Montagazin. Nur schade, daß er der ersten Versuchung nicht widersteht und durch fortgesetzten Ehebruch doch auch einige stitliche Bedenken gegen den Idealismus des Verfassers hervorrufen dürfte. Der Held des Romans aber, der Graf und Pater Sainte-Marre, ist betragenswerth unklar und überspannt. Richalet und Quinet, die Ordensregeln, die Demokratie und die Straßennetze begeistern ihn abwechselnd und bringen in seinen ohnehin nicht großen Geist einen chaotischen Wirrwarr.

2. Die Verflozene. Erzählung von Hans Wachenhusen. Zwei Bände. Berlin, Jantke. 1866. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Wachenhusen gehört zu jener Klasse von Schriftstellern, die am besten Erschautes oder Erlebtes erzählen, oder die wenigstens einen realen oder historischen Hintergrund für ihre Romane bedürfen. Lebhaftige Auffassung und geistreiche Wiedergabe des Erlebten zeichnen diesen Schriftsteller aus; mit psychologischer Feinheit findet und zeichnet er die Motive. Weniger groß aber ist seine Erfindungsgabe, und auch die vorliegende Erzählung bewahrt diesen Auspruch. Eine nicht eben sehr fein angelegte Erbschleicherei bildet den Stoff. Commerzienrath von Habelmann hat früher ein junges Mädchen verführt, deren Mutter ihn mit dem Fluche schredt, er würde in seinen Kindern die Strafe für sein Vergehen erhalten. Dieser Fluch bestimmt alle seine Handlungen, der Aberglaube beherrscht ihn und überall erscheint ihm in seiner Befangenheit als Wille des Schicksals, was doch im Grunde nur in seiner Einbildung besteht. Das Dämonische dieses Aberglaubens zu schildern, wäre eine Aufgabe gewesen, die der ganzen Erzählung ein erhöhtes Interesse und einen gewissen Werth gegeben hätte. Der Commerzienrath hätte selbst, im Drange seinen Aberglauben zu rechtfertigen, die Erfüllung des Fluchs gewissermaßen herbeiführen müssen. Statt dessen erscheint er von Anfang an von einer fixen Idee befangen, die seinen Hausarzt eine Gehirnverweichung fürchten läßt. In solchem Zustande wird er das Opfer größtlichen Betrugs, der so plump angelegt und ausgeführt wird, daß eben nur eine Zufälligkeit nöthig war,

um ihn an das Tageslicht zu bringen. Eine Gaunerbande gewöhnlichster Klasse versteht es, ihm seine unschuldigen Kinder zu verdächtigen, und das mit Mitteln, die nur bei einem an Gehirnweichung leidenden Manne angewendet werden konnten. Unglaublich ist die Einführung Eveline's, ihr Verweilen im Hause und daß ihre Indiscretion, mit der sie durch einen gefundenen Brief sich über die Geheimnisse des Hauses unterrichtet, nicht Bedenken erregt; unglaublich ferner, daß man, nachdem sie länger im Hause ist, nicht einmal ihren Familiennamen kennt, daß der Graf sich nicht erklärt, als man ihn mit Lydia findet u. dgl. Der Commerzienrath erfährt durch einen Geschäftsfreund, sein Sohn habe eine große Summe veruntrent; das Natürlichste wäre, weiter nachzuforschen, schon um das Geld zu ersegen; er unterläßt auch dies, macht wenigstens nur einen einzigen Versuch dazu u. s. w. Freilich, solchem unglaublichen Benehmen gegenüber war es den Gaunern leicht, den Vater zu betrügen, und den Lesern bleibt die beruhigende Gewißheit, daß solchen Intriguen zum Trotz die verleumdeten Kinder doch wieder siegen müssen. Das geschieht denn auch sehr einfach durch die Rückkehr des Sohnes in das väterliche Haus. Zuletzt endet alles zur vollkommenen Zufriedenheit, der Commerzienrath erfährt nicht einmal, daß sich der Fluch an seiner natürlichen Tochter erfüllt hat, ihr Schicksal und das Elend der einst von ihm Verführten vergißt er „im Anschauen der so glücklichen Gegenwart“.

Die Charaktere sind auch nicht gerade besonders interessant: Obaro, Eveline, ihr Bruder sind einfache Gauner, Vater Benvenuto ist ein fanatischer Mönch, der Commerzienrath ein unzurechnungsfähiger Mensch, die Geschwister und der Graf greifen nirgends thätig in die Handlung ein. Dabei ist Wachenhusen mit dem Prädicat Charakter schnell bei der Hand, Lydia wird S. 9, Eveline S. 19 ein Charakter genannt, wie man denn überhaupt heutzutage jeden, der nicht ganz schablonenmäßig ist, mit diesem Ehrentitel betraut.

Eine Bemerkung sei hier noch gemacht: Es ist auffallend, wie sich durch die Vielschreiberei und durch die Uebersetzungswuth der Stil verschlechtert. Selbst bei Wachenhusen finden wir ganz ausländische Wendungen, z. B. gleich S. 4 in dem Satz: „Ein so großes Zahlengenie, wie er war, unterhielt es ihn“ u. s. w. S. 17 schreibt er vom „duftenden Glase der Weinreben“; S. 18 läßt er Eveline „mit ihrem geschliffenen Auge“, obgleich sie doch wol deren zwei hatte, jemand ansehen; S. 27 wiederholt er sehr unschön „vielleicht“; S. 106 steht jemand „plastischer“ vor einer Dame. Wie kann man von Gedanken, welche die Tiefe suchen, sagen, sie „verschwinden“; wie unklar construirt ist überhaupt der ganze Satz: „Ohne sich unwohl zu befinden, fühlte sie doch eine Lähmung, eine Erschlaffung, in welcher unsere Gedanken sich niemals erheben, sondern die Tiefe suchen, in welcher ihr Colorit stets ins Dunkle verschwimmt“.

3. Die Salobiner in Oesterreich. Historischer Roman von Eduard Rüffer. Prag, Steinhäuser. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Daß die Aufgabe des Romans in der staatsweisen

sittlichen und ästhetischen Entwicklung eines Landes besteht, und daß auch der historische Roman diese Bedingung erfüllen muß — das alles scheint so bekannt, steht so fest, daß man ordentlich Schen trägt, es zu verholen. Immer wieder aber begegnen wir Romanstellern, die über das Wesen des Romans selbst im Unklaren sind. So ist auch in den „Salobinern in Oesterreich“ von der Entwicklung eines Charakters gar nicht die Rede. Der Verfasser gibt ein Bild von den Zuständen des Kaiserthums nach dem Tode Joseph's II. Eine Reihe von geschichtlichen Gemälden werden vor uns aufgerollt und durch zwei einfache Liebesgeschichten, lose genug, verbunden. Jedes einzelne Kapitel erscheint wie eine Episode ohne innern und äußern Zusammenhang. Eine Entwicklung ist nirgends versucht, eine Entwicklung ist dem nicht zu erwarten, die Lösung macht denselben epischen Eindruck wie das ganze Buch überhaupt.

Der Verfasser hat es nicht einmal versucht, die verschiedenen handelnden Personen und die geschilderten historischen Facta in einen gewissen Zusammenhang zu bringen. Die deutsch-österreichische, die ungarische, die magyarische Bewegung gehen nebeneinander her; eine Enderbestrebung, des Ziels, ein Berühren der verschiedensten Elemente ist nirgends zu erkennen. Im ganzen stehen Gewitterwolken am Himmel, und der Leser bekommt den ermattenden Eindruck, den eine Gewitterschwärze bringt; man wünscht zuletzt nichts schädlicher als ein tüftiges Wetter, das die Luft reinigt; aber es verzögert es es zum Ausbruch kommt. Der Verfasser läßt wenig geschehen und zu viel reden; in den Handlungen muß sich der Charakter des Helden entwickeln, nicht durch Gespräche und Selbsterläuterung. Der ist dabei glücklich gewählt — wenn wir nicht irren, er übrigens schon von Franz von Pulszky in seinen „Salobinern in Ungarn“ benutzt —, aber die Ausföhrungen. Fast in jedem Kapitel werden neue Feinheiten vorgeführt, welche Neben halten, Verschönerungen anzetteln, Intriguen erfinden, Programme entwerfen, Illuminaten, die ungarischen Aristokraten, der böhmische Landtag stellen ihre Forderungen; der Kaiser wird in Scene gesetzt, um seine Ansichten über die u. s. w. auszusprechen. Das Unglück Ungarns wird S. 189, 204, 254 erzählt u. s. w.

Bei allen sichtbaren Vorstudien beweist der Roman eine oft seltsame Unkenntniß der geschilderten Verhältnisse. Unglaublich ist es jedenfalls, daß der hohe Adel in solche Grundsätze ausspricht wie S. 84 und 95, daß geriebene geheime Polizei ihre Geheimnisse im Rath ausschwaßt wie S. 217. Eine ungarische Gräfin sich wol schwerlich Rendezvous in einer Weintraube. In mende Gesandten pflegt man nicht an kaiserlichen Hof auszubringen, fremde Gesandte übergeben keine verlegelten Schreiben ihres Cabinets, noch aber in der S. 104 angegebenen Formlosigkeit. Psychologisch undenkbar ist, daß ein liebes Mädchen wie Elfi sich so verführen läßt, und daß das Benehmen Hedenstret's, als er Elfi verführt

ärmlich sein Wunsch, daß die einst Geliebte durch ihre Schönheit „die Feinde herauschen und verblenden“ möchte.

Der ganze Verschwörungsapparat ist sehr kindlicher Natur, die Entdeckung der geheimen Verbindungen dem der durchaus angemessen. Ermüdend wirkt das ewig Wiederholende, nicht nur im Politischen, sondern auch Romanhaften. Hebenstreit's Liebe zu Elsi, Martini's Liebe zu Marie stehen in gar keinem organischen Zusammenhang mit dem Geschichtlichen, oder wenigstens einem so geringen, daß niemand beide Liebesgeschichten wissen würde, wenn sie fehlen sollten. Vergiftete Rose, Schlafpulver, beider Frauen Warnung, sind auch als Parallelsituationen zu bemerken, von denen das überhaupt, wie schon bemerkt, viele aufzuweisen hat. Wir würden in unserm Tadel nicht so ausführlich sein, wenn wir nicht auch in dem Buche ein liches Streben und Talent zu historischer Schilderung

gefunden hätten. Mit großem Fleiße sind die besten Quellen benutzt, dann freilich wieder auch anonyme Broschüren u. dgl. Dosters macht der Verfasser dem Romanhaften Concessionen, wie in dem ganzen Auftreten „der schwarzen Jakobiner“. Ruffer ist starker Reactionsriecher, sehr entschiedener Preußenfeind und sonst noch etwas unklar in seinem politischen Urtheile. Die Verschwörungen, die auf die Losrennung Ungarns, auf eine aristokratische Republik u. s. w. gerichtet waren, hält er für ebenso harmlos, wie das Benehmen des Offiziers Hebenstreit, der als Vorsitzender der Illuminaten in Wien den Orden „in Verbindung mit den Männern der Revolution in Paris“ brachte u. s. w.

Schließlich sei noch bemerkt, daß einzelne hübsche Stimmungsbilder und eine poetische Episode „Der Palatin“ erwähnt zu werden verdienen.

A. Freiherr von Loen.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Wer plaudert jetzt von Literatur? In einer Zeit der Kriegerungen, der brennenden Brände, der Gefechte? Doch jeder hat muß seiner Fahne treu bleiben. Das Banner der Literatur ist die Fahne deutscher Einheit, die einzige, die noch aufsteht im Sturme der politischen und kriegerischen Bewegungen, deren Ende nicht abzusehen ist. Der Parnass ist zwar strategisch oder taktisch wichtiger Berg, es lassen sich keine Hügel auf demselben aufpflanzen; doch auch die Rußen lassen sich nicht von demselben verschrecken und wahren ihr Palam im Kampfgetümmel.

Für die geistige Signatur eines Zeitalters bleiben die Äge der Literatur immer so wichtig wie die kriegerischen Kämpfe, wichtiger als jene Kämpfe, welche den Mitlebenden drohlich nahe rücken. Und alle jene Kämpfe, deren letztes Atlat nicht dem nationalen und damit dem geistigen Fortschritt zugute kommt, welche ins Blaue verlaufen, als ein Ringen Gewalt mit der Gewalt, welche Rio nur unwillig mit ihr Griffel verzeichnet — sie sind vergänglich in der Erinnerung der Nachwelt als das kleinste Kunstwerk der Poesie, der Lerei, als irgendein schöpferischer Gedanke, welcher fortzuwirken und Fruchtbringend für künftige Geschlechter.

Der Satz: „Inter arma silent musae“, darf wol nicht so landen werden, als müßte nun im Waffenlärm des Kriegs ganze Werk der Museen verleugnet werden, als müßten sich Natur und Kunst für hantrott erklären oder mindestens mit engsten Armen zusehen und Eindrücke empfangen, bis der mit seinem Schreden vorüber sei.

Es wäre dies ebenso einseitig wie der schon früher an die Natur ergangene Befehl der literarhistorischen Chieffs, mit der duction einzuhalten, politisch sich mit zu betätigen und gleich die Terrassen aufzubauen, auf welchen die glänzenden der Poesie der Zukunft ihre Pracht entfalten sollen.

Wer nicht mitkämpft, mag im Herzen noch so lebendig sei ergreifen, die Spannung gegenüber großen Ereignissen eine noch so bedeutende sein — das Lesen der Extrablätter das Rannegießern kann nicht die Ruhe eines denkenden ausfüllen; er bedarf der Erhebung und Sammlung des mitten in den ihn losförmenden Eindrücken des abblids. Und diese Erhebung und Sammlung wird immer die Literatur gewähren, welche doch auch für die politischen mpel der Gegenwart die Formel gibt und den bleibenden n von der vergänglichen Schale ist.

Wir werden daher nach wie vor fortfahren, mit unsern

Lesern zu plaudern über literarische Stoffe, und wenn die eigentliche Chronik der Gegenwart spärlicher fließt, wenn namentlich die Bühne, wie es fast den Anschein gewinnt, auf einige Zeit lang aus der Reihe der mitzählenden Factoren unsers geistigen Lebens mehr oder weniger gestrichen werden sollte — so wollen wir um so aufmerksamer den Anregungen folgen, welche innerhalb der Journalistik selbst die literarischen Strömungen nach erhalten.

Aus dem „Deutschen Dichtergarten“ erfahren wir, daß die Vorbereitungen des Comité zur Herausgabe der Schriften Otto Ludwig's bis jetzt ohne das gewünschte Resultat geblieben sind. Unter dem Nachlasse des Dichters fanden sich vor: 1) lyrische Gedichte (deren schönste der Freund des Entschlafenen, Hofschauspieler J. Lewinsky, am Todestage des Dichters, 25. Febr. d. J., in Wien öffentlich vortrug); 2) Novellen; 3) Dramen; 4) ein großes ästhetisches Werk: „Studien über Shakespeare.“ Am schwächsten sind die Novellen, meist nach vorhandenen Mustern gearbeitet oder um Geld zu erwerben in der Eile zusammengelesen. Niemand würde in ihnen den Dichter von „Zwischen Himmel und Erde“ wieder erkennen. Diesen Theil des Nachlasses hatte Berthold Auerbach in Berlin zur Revision. Gedichte sind nur wenige vorhanden, doch zeichnen sich einige von ihnen durch erstaunliche Fülle und Kraft des Ausdrucks und Tiefe der Auffassung aus. Es ist nur eben schade, daß der Gedichte so wenige sind, daß es schwer dienlich wäre, eine noch viel kleinere Anzahl von ihnen auszuwählen und in Druck zu legen. Dramen sind mehrere vollendet, viele im Bruchstück, andere bloß als Apparat vorhanden. Unter den vollendeten Dramen befindet sich kein besonders erwähnenswerthes, sie stammen sämmtlich aus der vorbereitenden Lebensperiode des thüringischen Denkers und Dichters. Unter den Fragmenten ist vor allen der vollendete erste Act eines Trauerspiels: „Tiberius Gracchus“, zu nennen, der zu dem Schönsten gehört, was je in unvollendeten, ungesetzten Stücken geschrieben wurde. Am bedeutendsten (in seinem Nachlasse) erscheint Otto Ludwig als Aesthetiker. Er stellt geradezu die ganze neuere Aesthetik auf den Kopf, indem er es ausspricht, daß Schiller, der Abgott des deutschen Volks, das Vorbild so manchen Sängers, den Dichter der Epigonenzeit auf Abwege geleitet habe, aus denen ihn nur ein zweites Geniepaar erretten konnte. Ihm ist das falsche Pathos in der Seele zuwider, die bewunderte Todtenklage Thekla's z. B. ist ihm unnatürlich und verabscheuenswerth.

Wir haben diese Einseitigkeit der Otto Ludwig'schen Rich-



tung immer um so mehr bewahrt, als sie es zugleich war, welche dem Entwicklungsgeange dieses Talents enge Schranken anwies und ihn zu jenen Absonderlichkeiten führte, welche demselben, bei allem Gang zum Volkstümlichen, d. h. zu realistischen Lebensschilderungen, doch gerade jede große, volkstümliche Wirkung unmöglich machten.

Wenn Otto Ludwig das falsche Pathos bei Schiller verdammte, so ist bei ihm selbst ebenso oft ein gesuchter und manierierter Schwulst des Ausdrucks zu beklagen. Wilhelm Buchholz kann in den geistreichen „Anregungen zur Beurtheilung des Schwulstigen und Einfachen in der Kunst“, welche die „Wissenschaftliche Beilage zur Leipziger Zeitung“ enthält, mit Recht auch aus Otto Ludwig Beispiele des Schwulstigen citiren. Nach Buchholz findet der schwulstige Autor die höchste Kunst in der Ueberspannung des Kunstbogens, eine Ueberspannung, die sich am treffendsten mit der Verrentung menschlicher Gliedmaßen vergleichen läßt. Der tödtliche Gedanken- und Gefühlswirbel, in welchen uns der Schwulstmacher zu versetzen sucht, meint Buchholz, kann auf doppelte Weise verursacht werden. Einerseits durch die Anschwellung verschiedener unnatürlicher Gleichnisse und Bilder, andererseits durch eine einzige abgeschwächte Kolossalhyperbel bildlicher Art. Er führt fort: „In der ersten Art werden also einzelne von dem Ungeschmack in die Welt geworfene Lappen zusammengerafft, um sie, so gut es eben geht, aneinanderzuflicken. Diese Art des Schwulstigen ist die gewöhnliche, und selbst sehr begabte Dichter haben sich mitunter, verleitet durch den unseligen Hang zur Effectmacherei, zu solchen phantastischen Glüdarbeiten hergegeben. Folgende Stelle im Otto Ludwig'schen Roman „Zwischen Himmel und Erde“ liefert uns dafür eine kleine Probe: „Er sah die keinen Boden, keine Füße, keine Beine (beim Tanzen) mehr unter sich, kaum noch die junge Frau, die neben ihm schwamm, an seiner rechten Flossfeder hangend, die Schönste unter den Schönen, wie er der Jovialste unter den Jovialen, der Daumen an der Hand des Balles war.“ Es ist bloß schade, daß der Dichter nicht zum Schluß gesagt, der mit Flossfedern ausgestattete Tänzer sei der selbstthätige Focht im Karpfenteiche gewesen. Während wir schon auf eine so humoristische Lösung gesagt waren, läßt jedoch der Poet den jedenfalls im Meer der Bäume schwimmenden Tänzer, dessen Flossschwänze vermuthlich die Flossfedern sein sollen, plötzlich zum Daumen an der Hand des Balles werden, ein Bild, das wir uns vermöge der freundschaftlichsten Phantasie nicht um das geringste besser vorstellen können als jenes berühmte Messer ohne Klinge, an welchem der Stiel abhanden gekommen ist. So hat der Verfasser — ganz nach Manier der Schwulstmacher — durch undenkbare, sich gegenseitig abstoßende Bilder das zu erreichen gesucht, was ihm an Natürlichkeit der Anschauung gebrach.“

Bei Otto Ludwig wie überhaupt bei den Realisten findet sich neben großer Mäßigkeit auf der einen Seite, auch ebenso viel Schwulst auf der andern, weil ihnen die Inspiration fehlt, die mit hinreichender Magie den Strom der Gedanken in erhabenem Gleichmaß aus ihrer Urne schüttet. Doch kann man auch in der Bitterung des Schwulstes zu feinspürig sein; namentlich ist Reichthum kein Schwulst — was würde aus Shakespeare, aus Jean Paul, aus Schiller? — sondern der Schwulst stellt sich gerade bei der Armuth ein, wenn sie sich wie der Fuchs in der Fabel auf die Beeren stellt, um Trauben zu naschen, die für sie ewig sauer sein müssen. Auch hierüber macht Buchholz treffende Bemerkungen: „Im rechten Gebrauch der Tropologie verräth sich eben namentlich der wahre Poet. Bilder müssen aus dem eigenen Gegenstande hervornachsen, müssen angestrichen wie von selbst kommen und nicht zurückgeholt werden können. Dann empfinden wir auch ihre unmittelbare sinnliche Macht, und bei einem durch die Natur der Sache hervorgerufenen Drange nach tropischen Ausdrücken ist sogar dem poetischen Darsteller, ohne daß er für seine Person etwa die iblese Benennung eines Bilderjägers zu befürchten hätte, eine üppige Prachtentfaltung gestattet, eine Prachtentfaltung,

die in ihrer harmonischen Totalität von uns so größer empfunden ist, als wir zwischen dem Vergleichenen überall im geistige Ähnlichkeiten entdecken. Wer sollte nicht entzückt sein, wenn Athamnestra bei Aeschylos zum heimkehrenden Agamemnon sagt:

Mit froher Seele laun ich nun aus aller Noth  
Siegreich gehoben grüßen dich: der Heerde Vort,  
Des Schiffes rettend Anterion, des hohen Dachs  
Gründlicher Pfleger, eines Vaters einziger Kind,  
Ein Land, dem Schiffer unverhofft emporgetaucht,  
Ein blauer Frühlingsmorgen nach dem Wintersturm,  
Ein süßer Quellstrom für den durstigen Wanderer!

Hier regt sich in Athamnestra mit entschiedener Macht innere Noth, durch die mannichfaltigsten Bilder die überaus bewegenden Gefühle deutlich zu veranschaulichen; und nach einer möglichst treffenden Bezeichnung ringenden scheint in dem übergeläuterten Moment des Wiedersehens einzelnes eben von ihr gewähltes Bild nicht hinzureichen, so möchte sie eines durch das andere gleichsam ergänzen erläutern.“

Sollte in Deutschland die lyrische Sanktion durch die Ereignisse etwas eingebüßt werden, so wäre dies Unglück denfalls noch am leichtesten zu ertragen. Inzwischen haben unsere Stammverwandten in England ausnehmend sanfter geworden. Das „Athenaeum“ beklagt sich über die Massenzuströmenden Werke in Versen, und obgleich wir in jeder Nummer des Blattes neue „Poems“ besprochen finden, so liegt noch vieles auf dem Bücherstisch des „Athenaeum“, das der Redaction nur der flüchtigsten Beachtung gewürdigt. Wir Deutschen haben kein Recht, die antiken und biblischen Dramen als unser Monopol zu betrachten. Da finden auch in England einen „Job“, in welchem Satan seine auf den armen Dulder abzielt und dreimal der höllischen Genie schwirrt. Auch allegorischer Figuren bedient sich der ter John Ashford: „Gebuld“ und „Gnade“ neigen sich der Abendwolken herab, „Wahrheit“ schwebt auf einer Morgen. Ein anderer Dulder „Philottet“ wird in einem Drama der Antike verherrlicht, doch reichen die dichtesten Werke dieses mit Ebdren u. s. w. ausgestatteten Werks nicht an die antikefremden Swinburne'schen Dramas „Alalanta in Calydon“. Auffallend ist die große Zahl schriftstellernder Damen in London auf allen Gebieten der Production. In einer Nummer „Athenaeum“ (2013) finden wir außer zwei neuen Werken dem Gebiete der Kochkunst von Frauenhand einen Band „Poems von China Dean Proctor, in denen der Mississippi etwas sich verherrlicht wird, und ein Memoirenwerk von Margaret Witt: „Twelve months with Fredrika Bremer in Sweden by Margaret Howitt“, ein Werk von zwei Töchter und verständlich unermesslichem Geschwätz über die trivialsten Gegenstände; außerdem einen Roman von Mrs. Henry W. Chetwynd: „Three hundred a year“ u. s. w. Die englische Literatur steht in der That in ihre blandsinnigste getreten zu sein und der Dilettantismus jeder Art zu voller Blüte.

#### Kuerbach und König Belsager.

Was werden englische und französische Schriftsteller sagen, wenn sie in Kuerbach's vortrefflichem Roman der „Höh“ (III, 67) lesen, daß dem Könige Nebukadnezar Worte von geheimnißvollen Fingern an die Wand seines Saals geschrieben worden seien: „Mene, mene, tekel, upharsin!“ das heißt: „Gott hat dein Königreich gezählt, vollendet, man hat dich in einer Woge genommen und zu befeinden, dein Königreich ist zertheilt und den Medern Persern gegeben!“ Sollte dieser König diese bösen Drogen vernommen, er würde vielleicht in sich gegangen sein, sich bessert und seinem Sohne Belsager eine bessere Erziehung geben haben. Solches geschah aber nicht. Belsager war ebenso nichtswürdiger König wie sein Vater Nebukadnezar.

fen war. Aus gekohlernen goldenen Gefäßen „loft“ er mit Gewaltigen, seinen Weibern und seinen Lebeweibern, und oben eben die goldenen, silbernen, eiserne, hölzernen, steinernen Götter, als Finger, wie die einer Menschen-, hervorgingen und gegen den Leuchter über auf die gelbe Wand im dem königlichen Saale jene revolutionären te schrieben. Da wurde der Prophet gerufen und ihm rochen, falls er anzeige, was sie bedeuteten, sollte er in ihr gekleidet werden und goldene Ketten an seinem Halse und der dritte Herr sein im Königsreiche. Der aber vor dem Könige:

„Behalte deine Gaben selbst und gib dein Geschenk einem zu. Ich will dir dennoch die Schrift lesen und anzeigen, sie bedeutet. Herr König, Gott der Höchste hat deinem: Nebukadnezar Königsreich, Macht, Ehre und Herrlichkeit zu. Und vor solcher Macht, die ihm gegeben war, schüch sich und scheuten sich vor ihm alle Völker, Leute und zu. Er tödtete wen er wollte. Er schlug wen er wollte. Höchste wen er wollte. Er demüthigte wen er wollte. Ich aber sein Herz erhob und er stolz und hochmüthig ward, er vom königlichen Stuhle gestoßen und verlor seine und ward verstoßen von den Leuten. Und sein Herz gleich den Thieren und mußte bei dem Wild laufen und Gras wie Ochsen und sein Leib lag unter dem Thau des zels und ward naß, bis daß er starb, daß Gott der Gewalt hat über der Menschen Königsreiche, und gibt dem er will.

„Und du, Belsazar, sein Sohn, hast dein Herz nicht gehigt, ob du wohl solches alles weißt, sondern hast dich den Herrn des Himmels erhoben, und die Gefäße seines hat man vor dich bringen müssen und du, deine Gesehen, deine Weiber und Lebeweiber haben daraus gekostet, die goldenen, silbernen, eiserne, hölzernen, steinernen Götter gelobet, die weder sehen, noch hören, noch fühlen den Gott aber, der deinen Odem und alle deine Wege ter Hand hat, hast du nicht geehrt.

Darum ist von ihm gesendet diese Noth und diese Schrift, verzeichnet steht.“

Also ist der Sachverhalt nach der Schrift und danach hat röhpet dem Könige den Sinn jener Worte verdolmetscht, ir sie oben wiedergegeben. Zum Danke dafür hat Belbefohlen, ihn mit Purpur zu kleiden und ihm goldene um den Hals zu geben, und ließ von ihm verkündigen, r der dritte Herr sei im Königsreiche. „Du spül!“ wie der Weltgeschichte schon so oft geheißen hat. Denn gleich wird berichtet: „Aber des Nachts ward der Chalbäer, Belsazar, getödtet.“

Bir sind überzeugt, daß Auerbach im Besitz der Heiligen ten ist, und bitten ihn deshalb, nicht nur nachzuschlagen el, Kap. 5) und zu sehen, daß unsere Berichtigung mit derichte des Propheten stimmt, sondern auch in den ferulungen und in den Uebersetzungen seines schönen Buchs Fehler nicht wieder erscheinen zu lassen. Für diejenigen, nicht im Besitz der Bibel und noch weniger in ihr betzt sind, haben wir uns die Mühe nicht verzeihen lassen, nge betreffende Stelle anzuführen.

#### Ungedruckte Verse von Graf Schulze.

nst Schulze's „Rustikalische Phantasie“ befindet sich in dem ichter selbst geschriebenen und Lücken überreichten Exemplar „Gedichte“ zu Göttingen im Privatbesitz. In diesem Manu- chte selbstverständlich die Klage um Eulien's Tod (gest. 3. De- 1812). Statt dessen lesen wir daselbst die nachfolgenden, ungedruckten Strophen des patriotischen Dichters:

So sankst du hin der Tyrannin zum Raube,  
Rein Vaterland, gerettet und entzweit,  
Zerschüttert weilt dein Siegeskranz im Staube,  
Zerbrochen liegt dein altes Helmschwert;

Nach längst entschwand dir Eren und Muth und Glaube,  
Und fremde Götter schmücken deinen Herd;  
Und daß der Feind dein feiges Leben schone,  
Warst du sie fort, der Freiheit goldne Krone!

Wach' auf, wach' auf, entschlafner Leu!  
Laut laß den Ruf der Schlacht erschallen,  
Den Helden wird die Woge fassen,  
Vertraue dir und du bist frei!  
Ob auch die Wog' am Felsen brande,  
Entschlossenheit gewinnt den Port,  
Die Palme lohnt hier oder dort,  
Dem Hagen folgen Lob und Schande!

Gorch auf, was wimmert in der Luft,  
Was ächzt wie Tobtenruf im Felde?  
Die Hünen steigen aus der Gruft  
Und hoch vom alternden Gesteine  
Sehn sie die Trümmer ihrer Macht,  
Und schaurig tönt ihr Jähren durch die Nacht:

Entartest Volk, wo sind die Siegeszeichen,  
Für die mein Blut im heißen Kampfe floß?  
Laut tönt die Art an meinen alten Eiden  
Und meinen Glaub gekämpft des Feindes Noß;  
Nicht, feiger Knecht, entwerter, stieh von hinnen,  
Dein Slaventritt besetzt das heil'ge Land,  
Wo blutend einst, geweiht den Kachgöttern,  
Im Staube sich die kalte Roma wand!

So ruffst und fleh, die Schatten wanken  
Hinweg aus den bemosten Hallen  
Und stehen ihr entweih'tes Grab;  
Die Hecke wankt, die Eichen fallen,  
Die Mauer stürzt ins Thal hinab.  
Verlassen ruhn die Ueberreste  
Der alten Kraft; mit stillem Hohn  
Sticht's der Tyrann von seinem Thron,  
Und aus des feinen Satzes Heße  
Erbaut er Kerker für den Hohn.

#### Bibliographie.

- Ähren, J. M. H., *Reise nach mexikanische Länder*. In den Jahren 1820—1826. Göttingen, Rente. Gr. 8. 30 Ngr.
- Ämmer, G., *Sacramento*. Auf dem Französischen übertr. von H. Wiesner. 1 Theil. Leipzig, Reclam, Gr. 16. 1 Theil. 10 Ngr.
- Andree, H., *Samt Trench zur Peninsulische. Reisen in Schottland*. Jena, Göschen'sche. Gr. 8. 1 Theil. 2 1/2 Ngr.
- Bage, D., *Formen der Theologie*. Zur freien Theologie. Leipzig, Neustadt, Gr. 8. 1 Theil. 6 Ngr.
- Bamberger, J., *Ueber Rom und Paris nach Ostia oder die Wege des Herrn von Praetoria*. Stuttgart, E. Kuhn. 8. 1 1/2 Ngr.
- Bambillon, Graf H., *Reise und Lebensgeschichte*. Roman. 4 Bde. Berlin, Jante. 8. 1 Theil.
- Bibera, E. Friedr. v., *Ein etles Frauenzög*. Ein Roman. 3 Bde. Jena, Göschen'sche. 8. 4 Theil. 1 1/2 Ngr.
- Biegende Hölzer aus Süddeutschland. 1. Wo liegt die Ausgleichung der überreichlich-prophetischen Gegenstände? Frankfurt a. M., Winter. Gr. 8. 6 Ngr.
- Braachvogel, H. E., *William Fogarty*. Roman. 2 Bde. Berlin, Jante. 8. 4 Theil. 13 Ngr.
- Buchmann, G., *Werkzeuge der Welt*. Der Staatsbürger des deutschen Volks. 10 ungearbeitete und verarbeitete Aufl. Berlin, Haude u. Spener. 8. 1 Theil.
- Cassell, G., *Israel an der Weltgeschichte*. Ein Vortrag. Berlin, Red. 8. 2 1/2 Ngr.
- Chenodorf's, J. Friedr. v., *heymische Schriften*. 1817 u. 1818. Weiden, Schöningh. Gr. 16. 1 1/2 Ngr.
- Cyding, J., *Sankt Gertrud*. Eine mythologisch-historische Erzählung. Lützenburg, Hild. 12. 6 Ngr.
- Cleber, G. M., *William Shakespeare*. Sein Leben und Dichten. 1817. Götting, Beyer. Gr. 8. 2 Theil. 6 Ngr.
- Cicilia, L., *Niedrich Müllers Leben und Dichten*. Vortrag zu des Vereines Gedächtnisfeier. Frankfurt a. M., Sauerländer. 8. 1 Ngr.
- Carano, G. M., *Der Hagen und das Herz*. Roman. Berlin, Jante. Gr. 8. 1 Theil.
- Deber, J., *Kant's Deontologie von Geist und Natur aus dem Jahre 1786 und der des positiven Christenthums*. Breslau, Herbold. Gr. 8. 1 Theil.
- Winkel, R., *Graf Friedrich Leopold Stolberg*. Frankfurt a. M., Berl. f. Kunst u. Wiss. Gr. 8. 3 Ngr.
- Wischel, K., *Kleine Beiträge zur deutschen Mythologie, Sitten- und Heimathskunde in Sagen und Gebräuchen aus Thüringen*. 1817. Sagen aus Thüringen. Wien, Braumüller. Gr. 8. 1 Theil. 20 Ngr.

# Anzeigen.

## Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bei den gegenwärtigen politischen Ereignissen ist die Deutsche Allgemeine Zeitung als das größte in Sachsen erscheinende unabhängige Blatt auch auswärtigen Lesern besonders zu empfehlen.

Mit dem 1. Juli beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neu Eintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet und weil sonst bei dem fortwährenden Steigen der Abonnentenzahl die Lieferung vollständiger Exemplare nicht garantirt werden kann.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Außerdem werden nach Eingang wichtiger Nachrichten sofort Extra-Beilagen ausgegeben und auch nach auswärts apart versandt.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1 1/2 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Sieben erschien:

## Der Neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.

Begründet von

J. C. Hitzig und W. Häring (Billibald Alexis).

Fortgeführt von Dr. A. Dollert.

Neue Serie. Erster Band. Zweites Heft.

8. Geh. 15 Ngr.

Inhalt: *Emoud-Desiré Gouth de la Pommerais*. (Paris. Giftmord. 1863 und 1864.) — Dr. Raspi und Franz Knott, als Gebrüder des falschen päpstlichen Orben vor dem Landgericht in Wien. (1866.) — Criminalistische Miscellen aus Münchener Vergangenheit. 2. Die Orte, wo die Executionen vollstreckt wurden.

Um die lebhafteste Theilnahme, welche das Publikum dem „Neuen Pitaval“ von seiner Begründung an unausgesetzt zu theil werden ließ, noch zu steigern und allgemeiner zu machen, erscheint die jetzt begonnene Neue Serie des Werks zunächst in einzelnen Heften. Es erwächst daraus der doppelte Vortheil, daß wichtige Criminalproceß der Gegenwart sofort, nachdem die Acten geschlossen sind, den Lesern vorgeführt werden können, und daß zweitens Gelegenheit gegeben ist, die Darstellung jedes Proceßes auch einzeln zu erwerben. Die Ausgabe in Heften empfiehlt das Werk außerdem zur Aufnahme in Journal- und Lesecircle. Wer jedoch die bisherige Erscheinungsweise vorzieht, kann die Neue Serie, ganz wie die früheren, in vollständigen Bänden beziehen.

Das erste und zweite Heft der Neuen Serie nebst einem Prospect ist in allen Buchhandlungen zu haben, wo auch Unterzeichnungen auf die Fortsetzung angenommen werden.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## ATLAS VON SACHSEN.

Ein geographisch-physikalisch-statistisches Geographisches Atlas des Königreichs Sachsen.

Von Dr. Henry Lange.

In 12 Karten mit erläuterndem Text.

Folio. In 3 Lieferungen 5 Thlr. Gebunden 5 1/2 Thlr.

Inhalt: 1. Hydrographische Karte. 2. Ortophische Karte. 3. Höhengschichten - Karte. 4. Geognostische Karte. 5. Verbreitung der Steinbildung. 6. Agronomisch - geognostische Karte. 7. Waldkarte. 8. Bevölkerungs-Verhältnisse. 9. des Eintheilung. 10. Gerichtskarte. 11. Industriekarte. 12. Religionskarte.

Die Orographische Karte ist auch als handliches Format gebrochen zum Preise von 1 Thlr. zu haben.

Lange's „Atlas von Sachsen“ bietet ein so reiches und trotz seiner Vielseitigkeit übersichtliches von den geographischen, statistischen und Culturverhältnissen dieses Königreichs, wie ein solches kaum irgend einem andern Staatsgebiet, wenigstens nicht in bequemer Form anschaulicher Karten, bisher gegeben worden.

## Drei Schulkarten vom Königreich Sachsen.

Von Dr. Henry Lange.

Quer-Folio. 8 Ngr. Jede Karte einzeln 3 Ngr.

1. Karte des Königreichs Sachsen. 2. Die Flüsse im Königreich Sachsen. 3. Höhengschichtenkarte des Königreichs Sachsen.

Diese drei Karten sind nicht aus dem „Atlas von Sachsen“ entnommen, sondern von dem Verleger selbstständig bearbeitet und haben den Zweck, eine kartographische Belehrung zu wohlfeilem zu bieten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von Carl Gustav Carus.

8. Geh. Erster Theil 1 Thlr. 20 Ngr. Zweiter Theil 1 Thlr. 20 Ngr.

Dem mit allseitiger lebhafter Theilnahme aufgenommenen ersten Theil dieses Memoirenwerkes steht der vorliegende zweite an Mannichfaltigkeit interessanter Mittheilungen nach. Er enthält das vierte bis sechste Buch, worin die äußeren Erlebnisse des Verfassers wie seine Thätigkeit an den Vorlesungen mit bedeutenden Zeitgenossen werden, begleitet von zahlreichen Reflexionen über Kunst und Leben.

# Blätter für literarische Unterhaltung.

---

Jahrgang 1866.

Zweiter Band.





**Blätter**  
für  
**literarische Unterhaltung.**

**Jahrgang 1866.**

**Zweiter Band.**

**Juli bis December.**

(Enthaltend: Nr. 27 — 52.)



**Leipzig:**  
**F. A. Brockhaus.**  
—  
**1866.**



# Register.

(Die mit \* bezeichneten Namen und Werke sind im Feuilleton der betreffenden Nummer erwähnt.)

- mi, F., Aus den Tagen zweier Könige. 5.  
 ns, K., Theorie der Farbenharmonie b Farbengebung. Erste und zweite fterung. 168.  
 r, K., Studien zur Culturgeschichte Po- is. Erster Band. 268.  
 eefische Sprache, deutsche Sprachforscher er dieselbe. 79.  
 n. Bibliothek deutscher Originalkro- me. Herausgegeben von F. Markgraf. ter Jahrgang. 19ter bis 21ster Band. 9. 20ster Jahrgang. 13ter bis 15ter nd. 97.  
 n schlesischer Dichter. Herausgegeben n Verein für Poesie in Breslau. iste Sammlung. 404.  
 jerg. Ein Roman. 73.  
 J., Chevalier Victor von Gibelin. 445.  
 sen, K. G., Register zu J. Grimm's cher Grammatik. 125.  
 Philosophische Gespräche. Heraus- ben vom Verfasser des „Duellwassers“. 5.  
 äsar. Was ist christlich, vernünftig, tisch, geschichtlich? Von Anti-Cäsar. 5.  
 F. G., Drei Monate in Abyssinien Gefangenschaft unter König Theos is II. 598.  
 ismen über Adel und Standesehre im e des Christenthums. Von einem gliebe des preussischen Adels. 186.  
 id, In Mexico. 43.  
 senbrödel“ (Cendrillon) auf dem fer Theater. 717.  
 ich und König Belsazar. 414.  
 or, E., La contagion. 239.  
 Belikan. 143.  
 s Dramen, herausgegeben von A. von er. Erster bis fünfter Band. 49.  
 r, J., Sibylla von Cleve. 313.  
 er aus der Vogelperspective oder die e vom Reifen von A. v. L. 187.  
 ère, Th., Malheur aux vaincus. 239.  
 n, A., Die Wölfer des östlichen Asien. er und zweiter Band. 721.  
 Bastiano, Graf, Im Süden. 716.  
 Baur, R. W., Dchino. 473.  
 Baur, W., Geschichte und Lebensbilder aus der Erneuerung des religiösen Lebens in den deutschen Befreiungskriegen. 181.  
 Bed, J., Karl Friedrich Nebenius. 637.  
 \* Bed, Karl. 781.  
 Beders, F., Ueber die wahre und bleibende Bedeutung der Naturphilosophie Schel- ling's. 345.  
 Beecher, F. W., Königliche Wahrheiten. Aus dem Englischen. 358.  
 Beer, A., Simon von Montfort. 712.  
 Beethoven. — Dreiundachtzig neu aufgefunden Originalbriefe L. van Beethoven's an den Herzog Rudolf, Cardinalerzbischof von Olmütz. Herausgegeben von L. Ritter von Köchel. 333.  
 Beff, A., Shakspeare und Homer. 647.  
 \* Benedit, A., Die jättlichen Verwandten. 62. 143.  
 \* — Die Epigramme. 766.  
 \* — Herrschsucht. 143.  
 \* — Mutterhöhnchen. 718.  
 \* Bequignolles, Herrmann von. 143. Er- nennung desselben zum Director des Hof- theaters zu Hannover. 607.  
 Beyer, G., Friedrich Rückert's Leben und Dichtungen. 753.  
 \* Bibliothek ausländischer Classiker. 25tes Bändchen: Beaumarchais, Figaro's Hoch- zeit, übersetzt von F. Dingelstedt. 255. 34tes bis 43tes Bändchen. 783. Vgl. außerdem Barnes, Byron, Scott, Shaks- peare, Shelley.  
 Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland. Vom Verfasser der „Denk- würdigkeiten des Domherrn Grafen von M.“ 667.  
 \* Bilder und Klänge aus Rudolstadt. 527.  
 Biographies alsaciennes. Erster und zweiter Band. — A. u. d. F.: Oeuvres choisies de L. Spach. 829.  
 \* Birch-Pfeiffer, Die Dame in Weiss. 590. 765. 830.  
 \* — In der Heimat. 15.  
 \* — Revanche. 189. 655.  
 Bitter, A., Erzählungen, Novellen und Ge- dichte. Erster Band. 205.  
 Bitter, G. G., Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenia in Tauris. 685.  
 Björnson, Björnstjerne, Dramatische Werke. Aus dem Norwegischen übertragen von G. Lobenz. 673.  
 — Maria Stuart in Schottland. Aus dem Norwegischen übersetzt von J. G. 673.  
 Blanc, L. G., Versuch einer bloß philo- logischen Erklärung mehrerer dunkeln und streitigen Stellen der Göttlichen Komödie. II. Das Fegfeuer. 758.  
 Bloch's, G., Illustantenbühne. Achzehnter Band. 337.  
 — Volkstheater. Fünftes bis neuntes Bändchen. 338.  
 Blum, K. L., Graf Jakob Johann von Sievers und Ausland zu dessen Zeit. 109.  
 — L. von, Gläselind und Bilbbieb. 205.  
 Bluntschli, J. G., f. Birchom.  
 — Altasatische Gottes- und Weltideen in ihren Wirkungen auf das Gemein- leben der Menschen. 621.  
 \* Bodenkopf, Friedrich. 366.  
 Boner, G., Gedichte aus dem Englischen. Herausgegeben von R. Schüller. 171.  
 Böttger, A., Die Tochter des Rain. 403.  
 — Heilige Lage. 403.  
 — Gesammelte Werke. Dritter Band: Epische Gedichte. 211.  
 Bouilhet, L., La conjuration d'Amboise. 750.  
 Boyssan van Nienfarsen, Leeder und Stüd- schen in Dithmarscher Platt. 325.  
 \* Brachvogel, G., Die Schweizer in Neapel. 143.  
 Brandes, K. G., Ausflug nach der Latra, dem Peggallia und dem ungarischen Erz- gebirge im Sommer 1865. 521.  
 Brandt, G. W., Das Pflanzenleben, dessen Wachsthum, Sprache und Deutung in Gedichten und Aussprüchen. 813.  
 Braun von Braunthal, G. J., Geschmacks- lehre oder Wissenschaft des Schönen. 121.  
 \* — Tod desselben. 814.  
 Brautnacht, die. Ein Gedicht in sieben Himmeln. 213.

- Brendel, F., Die Organisation des Musikwesens durch den Staat. 682.
- Briefe des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen an Pauline Wiesel. Herausgegeben von A. Büchner. 157.
- Brockhausen, R., Die Varusschlacht. Herausgegeben von H. W. Bödeler. 233.
- Brunner, S., Weitere Studien und Kritiken in und über Italien. 632.
- \* Buch der Reisen und Entdeckungen: Kane's Nordpolfahrten. Vierte Auflage. 815.
- \* Dasselbe. Das Amurgebiet und seine Bedeutung. Von Richard Andree. 815.
- Bulwer Lytton, Sir E., The lost tales of Miletus. 321.
- Bunsen, G. R. J., Bibelgeschichte. Das ewige Reich Gottes und das Leben Jesu. Herausgegeben von H. J. Holzmann. 281.
- Bürger, G. A., ein Brief desselben. 367.
- Burns, R., Lieder und Balladen. Deutsch von R. Bartisch. Erster Theil. 172.
- Büttner, H., Die Frau nach dem Herzen Gottes. 780.
- Byr, R., Anno Neun und Dreizehn. 283.
- Ein deutsches Grafenhaus. 397.
- Byron, Lord, Dichtungen. Deutsch von W. Schäfer. (Die Belagerung von Korinth. Der Gefangene von Chillon. Die Insel.) 172.
- Harold's Pilgersfahrt. Uebersetzt von Monbart. 171.
- Byron-Anthologie, s. Gobein.
- Caballero, F., Ausgewählte Werke. Deutsch von F. G. Lemde. Erster bis vierter Band. 460.
- Camarda, D., Saggio di grammatologia comparata sulla lingua albanese. 79.
- Carriere, M., Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. Zweiter Band. 225.
- Cassell, Ernestine, Margarethe Fuller's Oskoli. 426.
- Chelidonostriomachia oder Schwalben- und Spazierkrieg. Epos in zwölf Gesängen von H. A. P. 213.
- Christ, E., Gedichte. Zweite Auflage. 119.
- Glossmann, A. von, Röttels Fall oder: Der letzte Commandant von Rötteln. 219.
- Gloster, G., Nordseelänge. 120.
- \* Cogitant, der. 271.
- \* Colombino. Frauenzeiung. 190.
- Gombe, G., Gedanken über die Todesstrafe. Aus dem Englischen. Zweite Auflage. 124.
- Gomabi, Johanna, Georg Stein oder Deutsche und Ketten. 539.
- Gonze, A., Reise auf der Insel Pesbos. 346.
- Gornella, Zeitschrift für häusliche Erziehung. Herausgegeben von A. Pilz. Dritten Bandes viertes Heft; vierten Bandes zweites Heft. 169.
- Gornill, A., Johann David Passavant. 347.
- \* Correspondance entre Goethe et Schiller, traduction de Mad. de Carlowitz, annotée et accompagnée d'études historiques et littéraires par M. Saint-René Taillandier. 46.
- Grufus, A., Der Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern 1813 und 1814. 824.
- Gurke, E., Heinrich Stieglitz, Eine Selbstbiographie. Vollenbet und mit Anmerkungen herausgegeben. 502.
- \* Einfluss von Vorlesungen in Paris. 718.
- Gzölbe, H., Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkenntnis im Gegensatz zu Kant und Hegel. 535.
- Daniel, H. A., Zerstreute Blätter. 762.
- Dante Alighieri, — Die Komödie des Dante Alighieri. Deutsch von A. Tanner. Erste und zweite Lieferung. 260.
- Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Neue Ausgabe, Erster Theil. 259. Zweiter und dritter Theil. 758.
- Göttliche Komödie. Uebersetzt von A. Witte. 260.
- Dejor, C., Aus Sahara und Atlas. 520.
- Deutschamerikanische Monatshefte. Redigirt von R. Lessow. 207.
- Deutsche Abende. Novellenammlung. Achter Band. 283.
- \* Deutschlands Kampf und Freiheitslieder, illustriert von G. Bleichstein. Volksausgabe. 527.
- \* Dichtergarten, deutscher; Aufschreiben einer Concurrenz epischer Dichtungen. 463.
- Dietherr, M., f. Graf.
- \* Dingelstedt, F., Dem König von Preußen. 558.
- \* — seine Aufführungen der römischen Historien Shakespeares. 399.
- Doornik-Roosman, J. ten, Die Unendlichkeit der Welt. 168.
- \* Dramaturgen, die Stellung derselben. 366.
- Dresler, f. Maus.
- Dühring, E., Der Werth des Lebens. 81.
- Dulon, A., Aus Amerika über Schule, deutsche Schule, amerikanische Schule und deutsch-amerikanische Schule. 554.
- \* Dumas, Alexandre (Water). 62.
- \* Dumas Sohn, Die Geldfrage. 766.
- Dupuy, E., Gräfin und Zigeunerin. Deutsch von A. von Colenfeld. 540.
- Eckart, E., Die Zukunft der Kontinuität. 124.
- Gefallene Würfel. Erster und zweiter Band. 315.
- \* — Sokrates. 814.
- \* Eckermann, Conversations de Goethe etc., traduites par M. E. Délerot. 46.
- Eginhard, König Ragnar's Port. 732.
- Ellerlein, E. von, Beethoven's Klaviersonaten. Für Freunde der Instrumente. Dritte Auflage. 331.
- Engel, D., Die Bessleibungsfähigkeit. 606.
- \* Epigramm, ein, und sein Kunst. D. Erdmann, H., Herder als Epigramm. 764.
- J. C., Grundriss der Geschichte der Philosophie. Erster Band. 33.
- \* Dasselbe. Zweiter Band. 33.
- Eulenspiegel; eine niederländische Komödie desselben. 159.
- Faßbender, J., Ein spanischer Roman. 489.
- Feuerbach's, L., sämtliche Werke. 30. Band. — A. u. d. L.: Gottheit und Unsterblichkeit vom Stande der Anthropologie. 481.
- \* Feuille, D., Der arme Dielman. 749.
- \* Fibus, R., Die Bendin. 749.
- \* Firbank, Selbsten; über den von Schad. 749.
- \* Fischer, J. C., Florian Seyer, der Held im deutschen Vaterland. 749.
- \* — System der Logik mit physikalischer oder Wissenschaftstheorie. 3. völlig ungearbeitete Auflage. 511.
- \* Flath, Tod desselben. 670.
- \* Flegler, A., Erinnerungen an die von Szalay und seine Geschichte ungarischen Reichs. 637.
- Flemming, G. F., Hymn und Em. 711.
- Fleutje, L., Das Leben und die Tugend. 445.
- Flit, A., Briefe aus Innsbruck, aus und Wien. 93.
- Briefe über Shakespeares's Hamlet. 93.
- Forster, Ueber Zeitmaße und ihre Bestimmung durch die Chronologie. 70.
- \* Franke, Ludwig. 782.
- \* Frauenemancipation und Frauenrecht. 190.
- Freibank, M., Gedichte. 119.
- \* Freiligrath, F., Westfälisches Lied. 511.
- Frenzel, R., Auf heimischer Erde. 89.
- Dichter und Frauen. Dramatische. 89.
- über Bühnengestalten. 671.
- Frederichs, J. G., Geist und Herr. 187.
- Frey, F. G., Hans Sachs. 452.
- Friedrich, A., Karl. 706.
- G. F., Beiträge zur Geschichte der Logik, Poetik und Rhetorik. Erster Band. 535.
- F., Das Buch von der Eike. 341.
- Friskbier, H., Preussische Sprichwörter. vollständige Lebensarten. 3. Auflage. 808.
- Fullerton, Lady Georgiana, und doch wahr. Autorisierte Ausgabe von M. D. v. L. 139.
- Furrer, R., Wandlungen durch die Zeit. 108.

- iparin, Größe, Mühselig und beladen.  
es tristesos humanos. Autorisierte  
Eberfegung von W. Neumann. 317.  
th, Mrs. A., Parabeln aus der Natur.  
us dem Englischen übersetzt von Fried-  
ke Berger. Neue Ausgabe. 620.  
ndler, T., Les hardissons de Henriotto  
laréchal. 62.  
ichte von G. (König Carl XV. von  
schweden). Aus dem Schwedischen. 408.  
s, S., Die Prüfung. 141.  
nast, Franz Eduard, Tod desselben.  
7.  
nli, B., Aus dem Leben eines Büß-  
igs. 525.  
and, G., Ueber Goethe's historische  
tellung. 344.  
lächer, F., Unter Palmen und Buchen.  
weiter Band: Unter Palmen. 669.  
Zwei Republiken. Zweite Abtheilung:  
umor Aguila. 140.  
inus, G. G., Geschichte des neunzehn-  
ten Jahrhunderts seit den Wiener Ver-  
rigen. Achter Band. 497.  
räche mit einem Epilog. Herausge-  
ben von einem seiner Freunde. 278.  
r, P., Frankreich unter Napoleon III.  
O.  
ely, A., Rudolf II. und seine Zeit.  
6.  
bt, D., Cäsar Borgia. 217.  
— und. 655.  
— A. D. 15. 143.  
au, D., Spaziergänge durch Lauenburg  
p Lübeck. 573.  
phann, L., Ein verkauftes Herz. 814.  
ldsmith, Landprediger von Walefeld.  
iclar-Prachtausgabe. 881.  
lp, Bogumil. 63. 175.  
je. — Die Schmähskrift: „Goethe  
Mensch und Schriftsteller“ (1823),  
b die Goethe zugeschriebene Abhand-  
lg über die Blöße. 100.  
— Oeuvres, traduction nouvelle par  
J. Porchat. 46.  
— Oeuvres d'histoire naturelles, tra-  
ites par M. C. Martins. 46.  
— Oeuvres scientifiques, analysées  
appréciées par M. E. Faivre. 46.  
the-Studien in Frankreich. 46.  
hall, A., Dramatische Werke. 801.  
— Kyffhäuser Thronlied. 558.  
— Blütenkranz neuer deutscher Dich-  
ig. Sechste Auflage. 816.  
owski, S. Graf, Neue militärische  
moresten. 539.  
— G., und M. Dietrich, Deutsche  
chtesprochwörter. 808.  
mm, Jakob, Briefe desselben. 223.  
e, G. und F. Otto, Waterloo. 122.  
e, J., Der letzte Grieche. 443.  
— Versuch Bartel. 463.  
uert, Dr. 190.  
nt, G., Zeitbilder in Erzählungen aus  
Geschichte der christlichen Kirche.  
5.  
f, Bernb von, König Murat's Ende. 97.  
Unter dem Krummstab. 599.  
flow, Karl. 14. 222. 334.
- Saas, S., Urzustände Alemanniens, Schwa-  
bens und ihrer Nachbarländer u. s. w.  
379.  
Gabielt, L., Irrwege. 828.  
Gackländer, F. W., Der verlorene Sohn.  
841.  
Gallier, E., Darwin's Lehre und die Spe-  
cification. 445.  
\* Galm, Friedrich, Begum Sampr. 590.  
\* — Bildfamer. 718. Parodien darauf.  
766.  
Gamerling, Robert. 781.  
Gandermann, S., Weihnachten in Schles-  
wig-Holstein. 702.  
Gartsch, A. von, Aus dem Leben in Lieb  
und Spruch. 119.  
Gärtin, A., Blüten der Dichtung. 490.  
Garnisch, W., Mein Lebensmorgen. Heraus-  
gegeben von G. E. Schmieder. 123.  
Garrer, Marie, Gedichte. 407.  
— Unterhaltungen mit meinen jungen  
Freundinnen. 358.  
Gartmann, W., Die letzten Tage eines  
Königs. 97.  
— Nach der Natur. 263.  
Gausath, A., Der Apostel Paulus. 346.  
Garthausen, A. Freih. von, Die ländliche  
Verfassung Rußlands. 615.  
\* Gebbel, Friedrich. 334.  
Gehler, G., Aufsätze über Shakspeare. 625.  
Hegewald, M., Morceaux choisis relatifs  
aux lettres et aux sciences extraits  
des dernières publications. 701.  
Heigel, K. A., Novellen. 776.  
Hemwäts, Eine Geschichte aus unsern  
Lagen. 827.  
Heinzen, K., Die Wahrheit. 128.  
— Erlebtes. Erster Theil. 128.  
Helferich, A., Der culturgeschichtliche Sinn  
in der altböhmischen Sagenwelt. 170.  
Heller, G., Ahasverus. 657.  
Hemsen, L., Die Garentochter. 28.  
\* Henneberger, August, Tod desselben. 557.  
Hennig, G., Die Araber des Sahels. 43.  
Herbst, W., Friedrich's des Großen Anti-  
machiavell, ein Spiegel seiner Regie-  
rungsgrundsätze und seines Charakters.  
124.  
Hergt, G., Palästina. 107.  
Herrmann, A., Hercules. 136.  
Herz, M., Renaissance und Rococo in der  
römischen Literatur. 169.  
\* Herwegh, Georg. 303.  
Hesekiel, G., Aus dem Leben des Todes.  
541.  
— Diemanshof und ein halbes Jahr-  
tausend. 316.  
\* — Preussische Hochsommerzeit. 782.  
Heflein, B., Jefferson Davis. Erste Ab-  
theilung. Erster Band. 237.  
Heitner, F., Literaturgeschichte des 18. Jahr-  
hunderts. Dritter Theil. Erstes und  
zweites Buch. Erster Artikel. 9. Zwei-  
ter Artikel. 33.  
\* — Dasselbe, beurtheilt durch des „For-  
nightly Review“. 430.  
Heyse, P., Dramatische Dichtungen. Erstes  
bis viertes Bändchen. Erster Artikel. 5.  
Zweiter Artikel. 37.
- Heyse, P., Fünf neue Novellen. Sechste  
Sammlung. 775.  
\* — Hadrian, ins Neugriechische über-  
setzt unter dem Titel: „Antinoos“. 899.  
\* — Kolberg. 14.  
\* — Maria Moroni. 590. 830.  
Hillern, Wilhelmine von, geb. Birch, Doppel-  
leben. 585.  
\* Hirth, Dr. 463.  
Hobain, E., Byron-Anthologie. 813.  
— Ueber Klaus Groth und seine Dich-  
tungen. 123.  
Hoch, A., Ein Schulheft Christoph Mar-  
tin Wieland's. 702.  
Hefer, E., Das alte Fräulein. 749.  
Hoffmann von Fallersleben, Rheinleben.  
Mit Singweisen von F. M. Schletterer.  
488.  
Holtei, K. von, Haus Treutlein. 550.  
\* — Schlesische Gedichte. Prachtausgabe.  
287.  
Hölty, G., Das Gelübde. Zweite Auflage.  
730.  
— König Saul. 781.  
Holgendorff, F. von, f. Virchow.  
Holzwarth, F. S., Der Abfall der Nieder-  
lande. Erster Band: Genesis der Revo-  
lution. 1559—66. 679.  
Höpfner, G., G. R. Weckherlin's Oden  
und Gesänge. 125.  
Horn, J. F., Gedichte, alte und neue, gute  
und schlechte. 120.  
\* Howitt, M., Twelve months with Fred-  
rika Bremer in Sweden. 414.  
Hubert, A., Geschichte des Herzogs Ru-  
dolf IV. von Oesterreich. 508.  
Hubmann, G., Chronik der Oberpfalz.  
Erster Band: I. Chronik von Schwandorf.  
359.  
Hugo, K. (Hesse), Ludwig der Baier und  
Friedrich der Schöne. 235.  
\* — Karl. 62.  
— V., Les chansons des rues et des  
bois. 609.  
\* Imbriani, Prof., über Goethe's Faust.  
675.  
In den Boralpen. Skizzen aus Oberbaiern.  
Von einem Süddeutschen. 253.  
Internationale Revue. Monatschrift für  
das gesammte geistige Leben und Streben  
der außerdeutschen Culturwelt. Ersten  
Bandes erstes Heft. 622.  
\* — Dieselbe. 271.  
\* Jacquerie, Le als. 750.  
Jahn, A., Gmmenthaler Alterthümer und  
Sagen. 169.  
\* Jahrbücher der deutschen Geschichte. Kaiser  
Heinrich VI. Von L. Loche. 831.  
Janet, P., Der Materialismus unserer Zeit  
in Deutschland. Uebersetzt von K. A.  
Freih. von Reichlin-Meldeg, herausge-  
geben von J. G. Fichte. 433.  
Janssen, J., Zur Genesis der ersten Thei-  
lung Polens. 329.



Jesuit, der, Roman von dem Abbe ...  
 Deutsch von A. Diekmann. 411.  
 Jung, Alexander; literarische Vorlesungen  
 desselben. 303.  
 \*Junius novus, Theaterbriefe in der „Neuen  
 Freien Presse“. 830.  
 \*Kalendar, illustrirter, für 1866. 21ster  
 Jahrgang. 844.  
 Katsch, A., Witibuch. 365.  
 Kaulich, W., Ueber die Freiheit des Menschen.  
 442.  
 Kaiser-Kangerhanns, Agnes, Gedichte. 30.  
 \* — Das friebliche Thal im Jahre 1813.  
 815.  
 Kehrlein, J., Das Anno-Lied. Genauer  
 Abdruck des Dips'schen Textes mit An-  
 merkungen und Wörterbuch. 15.  
 Kelm, F., Meier Helmbrecht und seine Gei-  
 mat. 278.  
 — Zur Helmbrecht-Kritik in Pfeiffer's  
 Germania. 479.  
 Keller, A. von, f. Myrer.  
 — R. G., Deutscher Antibarbarus. 589.  
 Kessel, R. von, Schill und seine Gefährten.  
 283.  
 \*Kinkel, Gottfried. 477.  
 — seine Vernunft nach Zürich. 302.  
 Kirdorf, K., Gedichte. Zweite Ausgabe.  
 486.  
 Klapp, M., Vom grünen Tisch. 343.  
 Klein, G. L., Tartuffe Junior, oder Mar-  
 tin Geldermann und seine Erben. 340.  
 — J. L., Geschichte des Dramas. Dritter  
 Band. Dritter Artikel. 113.  
 Kluckhohn, A., Ludwig der Reiche, Herzog  
 von Baiern. 199.  
 Knauth, F., Philipp Melancthon. Zweite  
 Auflage. 124.  
 \*Koberstein, G., Grundriß der Geschichte  
 der deutschen Nationalliteratur. Vierte  
 Auflage. 783.  
 Kohl, J. G., Am Wege. 353.  
 Köhler, R., Dante's Göttliche Komödie  
 und ihre deutschen Uebersetzungen. 261.  
 Kofemüller, A., Als Solcher. 340.  
 Köhler, G., Wie es sich treibt. 706.  
 König, L., Eine catilinarische Grifenz. 541.  
 Königer, J., Der Krieg von 1815 und die  
 Verträge von Wien und Paris. 389.  
 \* — Tod desselben. 511.  
 Kopp, J. G., Dramatische Gedichte. Viertes  
 Bändchen. 733.  
 Koppel, F., Cervantes auf der Fahrt. 136.  
 Koetsveld, G. C. van, Skizzen aus dem  
 Pastorat zu Mastland. Deutsch von  
 F. R. Schollenbruch. 460.  
 Krehpzig, F., Vorlesungen über Goethe's  
 Faust. 247.  
 Krohn, M., Die letzten Lebensjahre Ludo-  
 wig's XIV. 161.  
 Kuhl, G., Scherz und Ernst für Schwestern-  
 feste. 124.  
 Kühne, G., Deutsche Charaktere. Vierter  
 Theil. 561.  
 Kunst, die, der Menschendarstellung. Ein  
 Lehrgedicht. 488.  
 \*Künstleralbum, deutsches. 815.

Labes, C., Charakterbilder der deutschen  
 Literatur nach Wilmar's Literaturgeschichte  
 geordnet. 495.  
 Landsteiner, R., Pulsschläge. Zweite Auf-  
 lage. 486.  
 Lange, F. A., Geschichte des Materialis-  
 mus und Kritik seiner Bedeutung in der  
 Gegenwart. 433.  
 — M., Abraham Lincoln, der Wiederher-  
 steller der nordamerikanischen Union. 168.  
 Laube, G., Der deutsche Krieg. Drittes  
 Buch: Herzog Bernhard. 437.  
 \* — Heinrich. 430.  
 Laubert, C., Der Genesersee. Die Insel  
 Wight. (Der Reiseskizzen zweite Folge.)  
 202.  
 Lauer, G. A., Gesundheit, Krankheit, Tod.  
 345.  
 Leibing, F., Natur, Kunst und Menschen in  
 Oberitalien und der Schweiz. 573.  
 Lepel, B. von, Gedichte. 493.  
 Lermont's Reisen und Liebesabenteuer. Ge-  
 dichte. 136.  
 Lessing, F., Daheim und draußen. 251.  
 \* Lessing-Galerie. Von F. Necht. Erste  
 und zweite Lieferung. 815.  
 Lette, Die Wohnungsfrage. 700.  
 Lewes, G. F., Aristoteles. Ein Abschnitt  
 aus der Geschichte der Wissenschaften.  
 Aus dem Englischen übersetzt von J. B.  
 Carus. 396.  
 Liebmann, D., Kant und die Epigonen.  
 345.  
 Lieder des deutschen Adels. Von der Zeit  
 der Minnesänger bis auf die Gegenwart.  
 488.  
 \* Lindner, A., Brutus und Collatinus. 766.  
 Lingg, G., Die Völkerwanderung. 177.  
 \* — sein Heerbannlied. 383.  
 Literarische Pflaudereien. 14. 30. 46. 62.  
 78. 94. 110. 126. 142. 158. 174.  
 189. 206. 222. 238. 254. 270. 286.  
 302. 318. 334. 350. 366. 382. 398.  
 413. 429. 446. 462. 477. 494. 510.  
 525. 542. 557. 575. 590. 605. 622.  
 638. 654. 670. 717. 734. 750. 765.  
 781. 816. 830.  
 \* Literatur, die, ihr Bestand in Kriegszeiten.  
 Livingstone, D. und C., Neue Missions-  
 reisen in Südafrika u. s. w. Aus dem  
 Englischen von J. C. Martin. 518.  
 Lohbeck. — Auswahl aus Lohbeck's akade-  
 mischen Reden. Herausgegeben von A.  
 Lehnerdt. 363.  
 Lohmann, P., Irene. 237.  
 Loewenthal, C., Politische Mondsucht und  
 Realpolitik. 477.  
 Lubin, A., Allegoria morale, ecclesiastica,  
 politica nelle due prime cantiche della  
 divina commedia di Dante Allighieri.  
 759.  
 Lübeck, R., Die Kimmung. Zweite Auf-  
 lage. 136.  
 Lüder, R., Gustav Geib. 199.  
 Lüders, R. F., Der Kolos von Rhodos.  
 170.  
 \* Ludwig, Otto. 63. 175.  
 \* — Comité zur Herausgabe seiner  
 Schriften. 413.

\* Ludwig von Baiern. 477.  
 \* Lyrik, politische. 558.  
 Mähly, J., Leid und Lieh. 120.  
 Malteser, die, Dramatisches Gedicht. 47.  
 Malitz, G. von, Altadeliche Haus- und  
 Familiengeschichten. Erste Ab-  
 theilung: Die von Bafstel. 156.  
 Mangin, A., Der Ocean, seine Geheimnisse  
 und Wunder. 465.  
 \* Marbach, Oswald, über Bühnenjubiläum.  
 670.  
 Marc Aurel's Meditationen. Aus d.  
 Griechischen von F. C. Schneider. Zweite  
 verbesserte Auflage. 357.  
 Marienklage, eine niederdeutsche. 639.  
 \* Martha, G., La poésie du jour. 4.  
 Martin, G., Otto von Walter. 61.  
 Mautenbrecher, W., England im Refor-  
 mationszeitalter. 507.  
 \* Maximilian, Kaiser von Mexico, in  
 meinem Leben. 430.  
 \* May, Die Amnestie. 143. 782.  
 \* Meerheimb, von. 462.  
 Meier, G., Karoline, Prinzessin zu Schaum-  
 burg-Lippe. 637.  
 Menzel, R., Das Leben Malther's von  
 Vogelweide. 613.  
 Meinholt, R., Gedichte. 490.  
 Menz-Dittmarsch, F., Die Herzogin  
 der Liebe Gnaden. 28.  
 Merle d'Aubigné, Geschichte der Reformation  
 in Europa zu den Zeiten C.  
 vin's. Dritter Band. 667.  
 \* — Dasselbe. Vierter Band. 783.  
 Meyer, G. F., Ueber Sinnestäuschung.  
 700.  
 \* Meyer, M., Herzog Albrecht. 143.  
 Michelet, F., Geschichte der Philosophie  
 von Thales bis auf unsere Zeit.  
 Möbius, P., Katholizismus der deut-  
 schen Literaturgeschichte. Dritte Auflage.  
 Molitor, W., Die Freigelassene Nero's.  
 Müller, G., Geschichte Schleswig-Holsteins.  
 24.  
 \* Mölling, C., Die Komödie des Lebens.  
 \* — R. C., Faust's Tod. 236.  
 \* Mony, A., Louis XIV. 239.  
 \* „Morgenblatt.“ 30.  
 \* Rosen, Julius. 142.  
 Rosenthal, S. G., Pietra. 214.  
 \* Rosenthal. 430.  
 Röder, A., Gedichte. 119.  
 — Neue Sonette. 401.  
 Rühlbach, Euse, Der Große Kurfürst  
 seine Zeit. Zweite und dritte Abtheilung.  
 313.  
 Rühlberg, Mathilde von, Berene. 7.  
 \* Müller, A., Ein Preußenritt ins deutsche  
 Reich. 350.  
 — F., Deutsche Denkmäler aus Sie-  
 bürgen. 461.  
 — Baron J. B. von, Reisen in  
 Vereinigten Staaten, Canada und Mexi-  
 co. Dritter Band. 25.  
 — W. von Königswinter, Märchen  
 für meine Kinder. 489.  
 \* Müller, A., Die Schul- und Franzosen-  
 überfetzt. 286.

Künig's Blätter für Literatur und Kunst. Herausgegeben von M. Schlägel. 271.

Kapoleon's, Kaiser, Julius Cäsar. Zweiter Band. 429.

Nationalzeitung, die wiener. 31.

Reichardt, Johann Daniel Ferdinand; Lob desselben. 222.

Reinhold, J., Theater. Erster Band. 339.

Reinhold, J., Frauenzeitung. 190.

Reinhold, J., Hermann. 63.

Reinhold, J., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika. Zweiter Band. 12.

Reinhold, J., Sammlung.

Reinhold, J., Skizzen und Erzählungen aus dem modernen Leben. 669.

Reinhold, J., Bairisches Seebuch. 202.

Reinhold, J., See- und Landgeschichten aus Schleswig-Holstein. 205.

Reinhold, J., deutsches. Dritter Band. 19.

Reinhold, J., Helge. Uebersetzt von G. Reinburg. 53.

Reinhold, J., sein „Barbe bleue“ und „Der Kaiser“. 174.

Reinhold, J., A. M. van, Schetsen uit de Geschiedenis der Muzijk. 685.

Reinhold, J., Land und Leute der Urzeit. 700.

Reinhold, J., Kreuz- und Trostlieder. Zweite Auflage. 486.

Reinhold, J., Reichliche Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentliches Leben. 31. J. f. Grosse.

Reinhold, J., de los Rios, J., Ein hoher Berg. In das Deutsche übertragen von wig Wolf. 206.

Reinhold, J., Geschichte von Böhmen. Fünfter Band. Erste Abtheilung. 377.

Reinhold, J., Betty, Wiens Gemäldgalerien in kunsthistorischen Bedeutung. 170. Betty. 63.

Reinhold, J., Zur Kritik der Geschichte des Libanus. 445.

Reinhold, J., Die Komödiantenherde. 749.

Reinhold, J., Die Familie. Erster Band: Mutter. Aus dem Französischen von Bran. 506.

Reinhold, J., Das Leben des Feldmarschalls von Reichardt von Weisenau. Zweiter Band. 568.

Reinhold, J., Dichterbuch der französischen Zeit. 29.

Reinhold, J., Volkstümliches aus Ostpreußen-Schlesien. Erster Band. 287.

Reinhold, J., über Goethe und Béranger. 686.

Reinhold, J., Gedichte. Uebersetzt von Krüger. Zweite Auflage. 262.

Reinhold, J., Geschichte und Geschichtskreis unserer Zeit. 630.

Reinhold, J., Physiognomie des menschlichen Auges. 122.

Reinhold, J., Dramatisches. I. Armin. II. Gerobias. 235.

Reinhold, J., Handbuch deutscher Alterthümer. 522.

Reinhold, J., Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums. II. 651.

Reinhold, J., Ein Dichterberg. 283.

Reinhold, J., Von Nah und Fern. 283.

Reinhold, J., Die Lehre von der Gesundheit und Krankheit des Menschen. Dritter und vierter Band. 743.

Reinhold, J., Bitanal, der Neue. Begründet von J. G. Sigis und W. Häring (Wilhelm Alexio). Fortgesetzt von A. Voller. 35ter und 36ter Theil. Dritte Folge. 11ter und 12ter Theil. 196.

Reinhold, J., Politische Geschichte Württembergs von der Kaiserwahl Rudolfs von Habsburg bis zu dem preussischen Bundesantrag vom 9. April 1866 auf wiederholte Einberufung einer deutschen Nationalversammlung. 700.

Reinhold, J., Platen. 335.

Reinhold, J., Ulrich Wifard. 217.

Reinhold, J., Bloennies, Luise von, Joseph und seine Brüder. 619.

Reinhold, J., Samitri. Dritte Auflage. 815.

Reinhold, J., Die sieben Raben. Dritte Auflage. 815.

Reinhold, J., Poesie, akademische. 494.

Reinhold, J., Polack, G., Die Landgrafen von Thüringen zur Geschichte der Wartburg. 427.

Reinhold, J., Polak, J. G., Persien. Das Land und seine Bewohner. 289.

Reinhold, J., Polko, Elise, Neue Novellen. Siebente Folge. 826.

Reinhold, J., Ponsard, Galileo Galilei. 238.

Reinhold, J., Lion amoureux. 78.

Reinhold, J., „Presse“, die wiener. 31.

Reinhold, J., Brittwig-Gaffron, K. von, Lieder. 135.

Reinhold, J., Proctor, E. D., Poëms. 414.

Reinhold, J., Proudhon; die „Revue des deux mondes“ über denselben. 126.

Reinhold, J., Browne, L., Ueber die Abhängigkeit des Copernicus von den Gedanken griechischer Philosophen und Astronomen. 701.

Reinhold, J., Prug, Robert, seine Vorträge über „Vier Jahrhunderte europäischer Literaturgeschichte, von Dante bis Shakespeare“. 303.

Reinhold, J., über sein Gedicht „Mai 1866“. 351.

Reinhold, J., seine Verurtheilung wegen seines Gedichts „Mai 1866“. 447.

Reinhold, J., seine Vertheidigungsrede. 477.

Reinhold, J., Juli 1866. Neue Terzinen. 510.

Reinhold, J., Pol, K. Th., Heinrich Rubenow über die Stiftung der Hochschule zu Greifswald. Zweite für die Bühne bearbeitete Ausgabe. 234.

Reinhold, J., Quebnow, Mathilde, Am Ufer. 27.

Reinhold, J., Rahel, In Banden frei. 540.

Reinhold, J., Raila, W., Der Vocalaccent, ein bisher unformulirtes Gesetz der Sprachen, insbesondere der deutschen Sprache. 701.

Reinhold, J., Rafsch, G., Nach den Däsen von Sibian in der großen Wüste Sahara. 593.

Rau, G., Karl Maria von Weber. 154.

Raus, G., Dr. F. G. Bencke's neue Seelenlehre. Vierte Auflage. Mehrfach umgearbeitet, verbessert und vermehrt von J. G. Dresler. 648.

Rammer, F. von, f. Taschenbuch.

Reade, Ch., Hart Geld. Aus dem Englischen von Marie Scott. 139.

Reber, J., Das Geschichtswerk des Florus. 169. 702.

Reber, J., „Recensionen über Theater und Musik“. 31.

Reber, J., D. von, Der Doge von Venedig. 216.

Reich, G., Unfittlichkeit und Unmöglichkeit aus dem Gesichtspunkte der medicinischen, hygienischen und politisch-moralischen Wissenschaften. 763.

Reichenbach, Mathilde Gräfin, Graf Talleyrand's Jugendliebe. 283.

Reichenbach, M., Ein Roman aus den Zeiten der schleswig-holsteinischen Kriege. Erste Abtheilung. 539.

Reinhold, J., Pelagicae etc. 79.

Reinhold, J., Robert Schumann. 301.

Renan, G., Die Apostel. 469.

Renouard, G., Geschichte des französischen Revolutionskriegs im Jahre 1792.

Reinhold, J., Kettich, Julie; Lob desselben. 270.

Reuter, F., Dörchläuchting. 777.

Reinhold, J., Grip. 206.

Reinhold, J., Ut mine Stromtid. Prachtausgabe. 287.

Reinhold, J., Geschichte Alexander's III. und der Kirche seiner Zeit. 476.

Reinhold, J., Rheinfeld, Gedichte. 407.

Reinhold, J., Richter, K., Anacharsis Cloop. 445.

Reinhold, J., Mittershausen, Emil. 510.

Reinhold, J., In Hülfe. 477.

Robinson, G., Physische Geographie des Heiligen Landes. 106.

Rodenberg, J., Die neue Sündflut. 154.

Rodenberg, J., Die Feiertage und jenseit der Alpen. 231.

Roffhard, A., Das Eilenmarchen. 209.

Rogard, A., Die Leiden der jungen Lina. 209.

Rogard, A., Armes Frankreich. Uebersetzt von A. Strodtmann. 488.

Roset, Hermann. 782.

Roset, Hermann, J. G., Schiller's dramatisches Gedicht Don Carlos, Infant von Spanien. 170.

Rose und Dinkel. Poesien aus England und Schottland. Uebersetzt von G. Freih. Vinde. Zweite Auflage. 171.

Rosen, J., Neue Menschen. 62.

Rosen, J., Nullen. 718.

Rosenkranz, K., Diderot's Leben und Werke. 769.

Rosenthal, D. A., Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. Erster Band. Erste Abtheilung: Deutschland. I. 508.

Rotenhan, J. Freih. von, Die staatliche und sociale Gestaltung Frankens von der Urzeit an bis jetzt. 359.

Rückblick auf das Literaturjahr 1865. 1.

Rückert, Friedrich; Lob desselben. 110.

Reinhold, J., Samitri. Elegante Miniaturausgabe. 287.

Reinhold, J., der literarische Nachlaß desselben. 796.

- Küffr, C., Die Jakobiner in Oesterreich. 412.  
 Kuge, Arnold. 447.  
 — S., Der Halbbar Seleucos. 319.  
 Kümelin, G., Shaffpeare-Studien. 150.  
 \*Kuß, K., Meins Freunde. Lebensbilder und Schilderungen aus der Thierwelt. 815.  
 \*Küstow, Gázar und Alexander, Tod derselben. 591.  
 Sacher-Masoch, L., Raunig. 600.  
 — Die Verse Friedrich's des Großen. 15. 350.  
 Salingré, G., Die Breter, die die Welt bedeuten. Gesammelte Poesien und Schwänke. Erster Band. 337.  
 Salzbrunn, Alice, Ein Kranz auf das Grab des Dichters August Graf von Platen. 812.  
 Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, v. Birchow.  
 Sammlung von klassischen Werken der neuen katholischen Literatur Englands in deutscher Uebersetzung. 21ster Band: Geschichte meiner religiösen Meinungen. Von J. F. Newman. Uebersetzt von G. Schändelen. 346.  
 Sammlungen altdeutscher Literaturdenkmäler. 718.  
 \*Sanb, George, Ein Don Juan vom Dorfe. 591.  
 Sandvoss, F., Sprichwörterlese aus Burkhard Waldis. 808.  
 \*Sardou, Victorien. 750.  
 — Alte Junggesellen. 81.  
 — La famille Benoiton. 286.  
 — Maison neuve. 814.  
 — Nos bons villageois. 734.  
 Schack, A. F. von, Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien. 145.  
 Schaffer, W., Neuer Märchelschatz. 124.  
 Schaubühne, die deutsche. Herausgegeben von W. Herold. Siebenter Jahrgang. 1866. Erstes bis drittes Heft. 343.  
 Schauenburg, G., Reisen in Centralafrika von Mungo Park bis auf Dr. G. Barth Dr. G. Vogel. Dritter Band: Reisen in Südafrika. 593.  
 \*Schäfer, L., Für Haus und Herz. Letzte Klänge. Herausgegeben von A. Gottschall. 815.  
 Schellhorn, G. von, Dom Pedro V., König von Portugal. 636.  
 Schellwien, A., Sein und Bewußtsein. 535.  
 Scherer, G., Reisebuch in der Levante in den Jahren 1859—65. Zweite vermehrte Ausgabe. 593.  
 \*Scherr, J., Deutsche Culture und Sittengeschichte. Dritte vermehrte Auflage. 788.  
 — Studien. Dritter Band. 566.  
 Schiff, H., Damenphilosophie. 140.  
 — Das verkaufte Skelet. 266.  
 — Die wilde Rabbigin. 266.  
 — Heinrich Heine und der Neuisraelismus. 266.  
 — Selbstbekenntnisse eines Gefinnungslosh 266.

- \*Schiller, Die Braut von Messina, ins Neugriechische übersetzt. 298.  
 \*Schiller-Aufführungen am Wiener Hofburgtheater. 189.  
 Schiller-Bibliothek. Aus dem Nachlaß von P. Trömel. 344.  
 Schiller-Galerie. Von F. Pecht und A. von Namburg. Octav-Ausgabe. 526. 815.  
 Schiller-Stiftung, deutsche, sechster Jahresbericht derselben. 158.  
 — 781.  
 Schilling, J. A., Die Intelligenzfähigkeit oder Verbrechen und Seelenstörung vor Gericht. 342.  
 Schirmer, A., Rüt Hannes. 62.  
 \*Schlagintweit, Eduard; Tod desselben. 591.  
 Schleich, M., Gesammelte Lustspiele und Volksstücke. Zweiter Band. 339.  
 Schleiden, M. J., Das Meer. 465.  
 \*Schlemm, Th., Korleane. 270.  
 Schletterer, G. M., Uebersichtliche Darstellung der Geschichte der kirchlichen Dichtung und geistlichen Musik. 688.  
 \*Schloenbach, Arnold; Tod desselben. 638.  
 Schmidt, Gust, Zeitgenossen. 587.  
 \*Schmidt, J., Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod. Fünfte Auflage. Erster und zweiter Band. 788.  
 — R., Die Anthropologie. Zweite Auflage der „Anthropologischen Briefe“. Zweiter Theil. 142.  
 \*Geschichte der Pädagogik. Herausgegeben von W. Lange. Zweite Auflage. Vierter Band. 783.  
 Schmidt-Weissenfeld, Die Stadt der Intelligenz. 232.  
 Schneegans, E., Trifan. 471.  
 Schneller, C., Studi sopra i dialetti volgari del Tirolo italiano. 367.  
 Schön, D., Bilder aus allerlei Tagen. 492.  
 Schott, G., Von menschlichen Schwächen. 356.  
 Schuller, J. A., Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen. Zweite Auflage. 446.  
 Schulz, F., Demosthenes und die Redefreiheit im athenischen Staat. 445.  
 — Woldegar; Tod desselben. 591.  
 Schulz-Rabun, J., Musa. 165.  
 Schulz, Ernst, ungedruckte Verse desselben. 415.  
 — G., System des deutschen Staatsrechts. Erste Abtheilung. 380.  
 Schumacher, A., Jagd und Pferd. 185.  
 Schweder, D. F., Schornhorst's Leben. 417.  
 Scott, W., Der Herr der Inseln. Uebersetzt von W. Herberg. 171.  
 — Fränken vom See. Deutsch von G. Viehoff. 171.  
 Seufz, G., Ueber Empfindung und Bewegung. 188.  
 See, Gustav vom, Gräfin und Marquise. 219.  
 — Ost und West. (Zweite Abtheilung von „Gräfin und Marquise“.) 219.  
 Semann, D., Wohin? Eine Unterhaltung aus dem 19. Jahrhundert. 379.  
 Seinerke, F., Das Leben des Weibes in Spruch und Lied unserer Dichter. 812.

- \*Sensationsroman, der, in Drama gezeichnet. 591.  
 Shaffpeare. — Ausgewählte Sonette Shaffpeare's Werken übersezt von Colling. 647.  
 — Hamlet. Deutsch von L. von 171.  
 — Wintermärchen. Deutsch von 172.  
 — indische Uebersetzung desselben 2.  
 — Wals und Wälschenzucht. 2.  
 \*Shaffpeare-Gesellschaft, Deutsche Schellen's, P. B., ausgewählte Werke Deutsch von A. Strubmann. 6.  
 Sieber, F., Aphorismen aus dem Götterleben. 364.  
 — Kurze Anleitung zum gründlichen Studium des Gesanges. Zweite Auflage. 364.  
 Sievers, G. B., William Shaffpeare's Leben und Dichten. Erster Band. 1.  
 Sigbert, J., Reliquien aus Rom. 2.  
 Colling, f. Shaffpeare.  
 Sonnabend, G., Das verlorne Rausch. Ein Scherz. 169.  
 Spach, f. Biographies.  
 Spiel, das, von den zehn Jungfrauen. 1.  
 Spielberg, D., Träumereien eines Ritters. 122.  
 Spitta, L., Waldbäumen. 620.  
 Springer, A., f. Staatsgeschichte.  
 St. Petersburger Wochenblatt, reines G. Dobbert. 206.  
 Staatsgeschichte der neuesten Zeit. 3. Band: Geschichte Oesterreichs im Wiener Frieden 1809. Von A. von 294.  
 Staatsverfassung, die beste. Eine eines Unparteiischen. 700.  
 Stahl, A., Spanien. 422.  
 Stahr, A., Römische Kaiserfranz. Stauff, L. A., Romanische Poesie.  
 Steffen, A., Poetische Beiträge zur Charakteristik der Zweibeiner, sowohl ohne Flügel. 492.  
 Steffens, F., Die Schulgefährten. 1.  
 Stein, G., Aus deutschem Sängerkreis. 709.  
 Stein-Rochberg, F., Griech. von 709.  
 \*Stellung der naiven, insbesondere lyrischen Poesie in unserer Zeit. 1.  
 Steller, R., Geschichte und Sage. 1.  
 Stern, A., Historische Romane. 1.  
 — Volksbibliothek der Literatur. 18. Jahrhundert. Erste bis sechste Hefen. 831.  
 Stieglitz, f. Gurge.  
 Stirling, J. H., The secret of Hades. 1.  
 Strauß, D. F., Kleine Schriften. Folge. 369.  
 — neues „Leben Jesu“ in England. 1.  
 — Dasselbe, beurtheilt im „Athenaeum“. 127.  
 — Dasselbe, beurtheilt durch das „nightly Review“. 430.  
 Streben, G., Lebenslänge. 491.  
 Strugan, R. (R. A. von Scher), Altenrath, Das Buch vom Leben. 188.

Laillandier, Saint-René. 782.  
 Leichenbuch, historisches. Herausgegeben  
 von F. von Raumer. Vierte Folge. Sechste  
 Jahrgang. 347.  
 Aubert, C., Brautgeschenk. 490.  
 — Gedichte. 490.  
 — D., Paul Schede (Melissus). Leben  
 und Schriften. 763.  
 Legner, F., Die Abendmahlskinde. Aus  
 dem Schwedischen von G. Hilder. 346.  
 — Arel. Aus dem Schwedischen von  
 G. Hilder. 346.  
 Lennier, A. (S. A. Herzl), Petöfi. 342.  
 Leichter, Auguste, Lebensbriefe. Mit einer  
 Vorrede von W. F. Weyler. Erster Theil.  
 760.  
 Lehal, F., Beatrix von Burgund. 707.  
 Theater, das deutsche; Zustände der Ueber-  
 gangsepoche desselben. 559.  
 Theater, die berliner, am Tage des Ein-  
 marsches der Armeen. 654.  
 Leopold, Hofanna dem Sohne David's.  
 619.  
 Lisch, Friedrich, über die Schulporte.  
 430.  
 Lischke, F. von, Ueber die Zukunft der  
 norddeutschen Mittelstaaten. 607.  
 Lamm, J., Schloß Friedelhausen. 827.  
 Lmel, P., f. Schiller-Bibliothek.  
 Lischke, B., Nachklänge germanischer  
 Mythe in den Werken Shakespears. 646.  
 — Shakespears Staat und Königthum.  
 46.  
 Ljensjew, J., Erzählungen. Deutsch von  
 H. Bodenstedt. Zweiter Band. 314.  
 antike Gewichtsteine. Von F. R. 343.  
 Lischke, systematische, der literarischen  
 Zeugnisse des deutschen Buchhandels in  
 Jahren 1864 und 1865. 94.  
 Land, Gedichte. Prachtausgabe. 287.  
 Lra im Spiegel deutscher Dichtung.  
 Lschen von C. West, G. Bernhardt, L.  
 Lischke u. a. 813.  
 Lr, R. A. W., Drei neue Theaterspiele.  
 6.  
 Lno, C. M., Vom Baum der Er-  
 Lntniss. 283.  
 — Ketten. 398.  
 Lr, Zur Literatur Johann Fischart's.  
 Lre vermehrte Auflage. 702.  
 L, G. Freih., f. Rose.

Birchow, R., Ueber die nationale Entwickelung  
 und Bedeutung der Naturwissen-  
 schaften. 443.  
 — und F. von Holtenborff, Sam-  
 lung gemeinverständlicher Vorträge. Erstes  
 und zweites Heft. 444. Viertes bis  
 siebentes Heft. 700.  
 — Wischer's Berufung und Ueberfabelung  
 nach Tübingen. 383. 575.  
 Bogl, J. R., Aus dem alten Wien. 506.  
 — Tod desselben. 814.  
 — Volk und Zustände in Algier. Bilder und  
 Skizzen von einer deutschen Dame. 230.  
 Bollmar, F., Obel und Adel. Drei Ab-  
 theilungen. 374.  
 — Volksbühne, deutsche. 575.  
 Volks Erzählungen aus Schleswig-Holstein.  
 Erster Band. 313.  
 Wachenhusen, H., Die Verflozene. 411.  
 Wadernagel, W., Sechs Bruchstücke einer  
 Nibelungenhandschrift aus der mittelalter-  
 lichen Sammlung zu Basel. 751.  
 Walp, G., Kurze schleswig-holsteinische  
 Landesgeschichte. 22.  
 Waldbau, J., Schatten und Licht. Ein Ro-  
 vellentanz. Erstes Bändchen. 827.  
 — War. 446.  
 Waldbow, H., Schwanenlieder. 491.  
 Walter, F., Aus meinem Leben. 617.  
 Wander, R. F. W., Deutsches Sprichwörter-  
 Lexikon. Dritte bis dreizehnte Lieferung.  
 790.  
 Wangemann, Das Luther-Büchlein. Neue  
 Auflage. 124.  
 Waentig, H., Der Zottelprinz. 211.  
 Wattenbach, W., Deutschlands Geschichts-  
 quellen im Mittelalter bis zur Mitte des  
 13. Jahrhunderts. Zweite Auflage. 810.  
 Weber, R. von, Anna Kurfürstin zu Sachsen,  
 geboren aus königlichem Stamm zu Däne-  
 mark. 199.  
 Wegele, F. F., Dante Alighieri's Leben  
 und Werke. Zweite vermehrte und ver-  
 besserte Auflage. 257.  
 Wehl, F., Lustspiele. Zweiter Band. 476.  
 Weiland, R., Kaiser und Papst. 453.  
 Weilen, J., Edda. 215.  
 Weingirtl, W., Leipzig! Waterloo! St.-  
 Helena oder das Weltgericht vor fünfzig  
 Jahren. Erste Lieferung. 123.  
 Weißbrodt, J., Gregor der Siebente. 453.

\* Weiße, Christian Hermann; Tod desselben.  
 638.  
 Wellmer, A., Drei Treppen hoch. 283.  
 \* Welt, die, der Jugend: Feierabende. 815.  
 Wenig, J. B., Ueber die Freiheit der Wissen-  
 schaft. 443.  
 \* Weyhe-Gimke, A. von, Des Königs Ahnen.  
 782.  
 \* Weyland, Mrs. Henry, Three hundred  
 a year. 414.  
 \* Wichert, Mit Wind und Wasser. 189.  
 Widmann, R., Neue zweckmäßigere Lehr-  
 weise der lateinischen Sprache. Erstes  
 Heft. 701.  
 Wieser, J. C. von, Javisch der Rosenberger.  
 235.  
 Willkomm, C., Der letzte Trunk. 61.  
 \* Winterfeld, A. von und A. von Wolzogen,  
 Blanche. 814.  
 Wigleben, C. D. von, Ebnard von Wieters-  
 heim. 193.  
 Wischke, A., Beiträge zur deutschen Mytho-  
 logie, Sitten- und Heimatskunde in Sagen  
 und Gebräuchen aus Thüringen. Erster  
 Theil: Sagen aus Thüringen. 527.  
 Wohlmutz, L., Gedichte. Vierte Auflage.  
 119.  
 Wood, Mrs. Henry, Lady Flavia. Deutsch  
 von G. Büchele. 749.  
 Wort, ein geflügeltes. 190.  
 \* Yonge, M., Das Verbrechen. Aus dem  
 Englischen übersetzt. 205.  
 Zarncke, F., Ueber den fünffährigen Jambus  
 mit besonderer Rücksicht auf seine Be-  
 handlung durch Lessing, Schiller und  
 Goethe. Erste Abtheilung. 385.  
 Zauderflöte, die. Texterläuterungen für alle  
 Verehrer Mozarts. 685.  
 Zeißing, A., Joppe und Grinoline. 598.  
 \* Zeitschrift für bildende Kunst; redigirt von  
 R. von Lützow. 271.  
 Ziegler, R., Oden. 493.  
 Zimmermann, R., Aesthetik. Zweiter syste-  
 matischer Theil: Allgemeine Aesthetik als  
 Formwissenschaft. 241.  
 Zingerle, J. von, Eine Geographie aus dem  
 13. Jahrhundert. 761.  
 Zovff, H., Erfahrungen und Rathschläge  
 für angehende Sänger und Gesangs-  
 lehrer u. s. w. 365.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 27. —

1. Juli 1866.

Die Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thirn. jährlich, 5 Thirn. halbjährlich, 2½ Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

Inhalt: Scharnhorst. Von Hans Frey. — Arthur Stahl's spanische Reisebilder. Von Rudolf Gottschall. — Ein amerikanisches Kunstdenkmal. Von H. Freiherrn von Roßn. — Aus Thüringens Geschichte. Von Heinrich Häkert. — Jugenderinnerungen. — Feuilleton. (Literarische Baudenkmale; Friedrich Thiersch über die Schulreform.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Scharnhorst.

Scharnhorst's Leben. Von O. F. Schweder. Berlin, Mittler und Sohn. 1865. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

So groß auch die Zahl der Männer ist, welche während der Freiheitskriege ihren Namen in die Geschichte ihres Volks eingezeichnet haben, so glänzend der Ruhm den die Nachwelt der Gesamtheit sowol wie jedem Einzelnen von ihnen zuerkennt und immer aufs neue in Wort und Schrift verkündet und feiert, alle werden sie doch überstrahlt von dem Lichtglanze, der das Dreigestirn Namen Blücher, Gneisenau und Scharnhorst umgibt. Gerade in diesen drei Männern sieht man die große Zeit der verschiedenen Richtungen ihrer wunderbaren Kraft in der Verwaltung gleichsam verkörpert und zu Fleisch und Bein geworden vor sich. Blücher, der rastlose, durch keine ihm entgegenstellende Schwierigkeit eingeschüchterte, der keinen Unfall entmutigte, dieser „Marschall Vorwärts“, der in kühnem Wagen jeden günstigen Augenblick zu entschlossen benutzte, seine persönlichen wohlbegründeten Ansprüche jederzeit dem Interesse der von ihm verfolgten Sache aufopfert, ist ja für die stürmische Zeit, welche die ganze Nation durchglühte, typisch worden, und mehr als das Bild irgendeines andern der jenen Kriegshelden jener Zeit ist gerade das seinige in das Bewusstsein des Volks übergegangen und von ihm mit besonderer Liebe erfasst und festgehalten worden. Und wunderbar von der Person und dem Ruhme Blücher's mit fort das Andenken Keithardt von Gneisenau's; der selbst hat ihn einmal „seinen Kopf“ genannt und damit in der Geschichte der Freiheitskriege, namentlich ihres letzten und glänzendsten Actes, in den Ereignissen Jahres 1815, den Ehrenplatz unmittelbar neben dem ersten Feldherrn selbst angewiesen. Neben beide aber dann der Mann, ohne den selbst ein Blücher und Gneisenau vergeblich gegen die Fremdherrschaft gerufen haben würden, der ihnen recht eigentlich erst die

Wege gebahnt und die Mittel zur siegreichen Durchführung des Riesenkampfes gegeben hat; wenn man immer aufs neue die Thaten des Marschall Vorwärts und Gneisenau's geniale Entwürfe feiert, so vergesse man darüber des „Waffenschmiedes“ nicht, der trotz aller Schwierigkeiten, welche ihm nicht bloß das Unglück des Landes, sondern auch kleinlicher Neid und beschränktes Festhalten an dem einmal Hergebrachten in den Weg legten, trotz mancher tief entmutigenden Erfahrung und mancher herben Kränkung unverrückt das Ziel im Auge hielt, das er sich vorgesetzt hatte, nämlich der getnehteten und entwürdigten Nation die Waffen in die Hand zu geben zum Verzweiflungskampfe wider den Unterdrücker. Als nach der Schlacht bei Jena der preussische Staat in jähem Sturze zusammenbrach, da wurde der Monarchie Friedrich's des Großen, der von ihren selbstzufriedenen Verehrern trotz so mancher warnenden Stimme, die sich erhob, trotz der ernststen Mahnung, die in den Ereignissen der letzten Jahre lag, noch immer als stark und lebenskräftig gepriesenen, auch der letzte Rest des bisher bewahrten Scheins geraubt, da zeigte sich die ganze innere Hohlheit und Morschheit, über welche sich die meisten bisher noch getäuscht hatten. Es ist wol mehr als ein bloßer Zufall, ja eine tiefsinnige Fügung des Schicksals, mag man darin erkennen, daß gerade diejenigen Männer, durch deren großartig schöpferische Thätigkeit der preussische Staat neu gekräftigt aus den Trümmern erstand, nicht geborene Preußen, auch nicht aufgewachsen und zu ihrem Berufe gebildet waren in dem geisttöbenden Mechanismus, zu dem damals der Staat Friedrich's des Großen erstarrt war; nur neue Menschen und neue Ideen konnten demselben wieder Leben und bewusste Thätigkeit einhauchen.

Wie nun in jenen Tagen des Unglücks Stein durch seine Reformen im Innern die Wiedererstehung des preussischen Staats als eines ganz neuen anbahnte, so wurde neben ihm Scharnhorst der Schöpfer der neuen, auf der

Kraft des Volks basirenden Kriegsverfassung. Er gerade war vor allem darauf bedacht, durch die gänzliche Umgestaltung, die er, unterstützt nur von wenigen Gleichgesinnten, dagegen von vielen offenen und geheimen Widersachern gehindert und verzögert, thatkräftig durchführte, die einstige Befreiung Preußens und Deutschlands von französischer Anarchie vorzubereiten. Unbeirrt durch manches Misglücken und nicht entmutigt durch Verleumdung und Neid, hat er dieses Ziel fest im Auge behalten und hat es endlich auch wirklich erreicht. Das Jahr 1813 brach an, der von ihm und allen wahren Patrioten ersehnte Augenblick des Losschlagens erschien; freudiger Stolz konnte Scharnhorst erfüllen, als er sah, wie seine Schöpfung sich gleich bei dieser ersten schweren Probe bewährte, wie ungeahnt großartig sich die von ihm aus trägem Schlafe erweckte kriegerische Kraft der Nation entfaltete; in kühnem Kampfesmuth eilt er selbst hinaus, um mit dem Schwert in der Hand an dem Befreiungswerke mit zu schaffen, und gleich in dem ersten großen Treffen, wo seine schönste Schöpfung, die preussische Landwehr, die Feuertaupe erhielt und sich ihres Schöpfers so würdig zeigte, gleich am Anfange des von ihm so heiß ersehnten Entscheidungslampfes trifft ihn das feindliche Geschoss, und noch auf dem Sterbebette thätig für seines Landes Wohl wird er hinweggerafft in einem Augenblicke, wo kaum das Morgenroth des von ihm gehofften und mit herausgeführten Tages der Freiheit langsam emporstieg. Während Blücher und Sackenhausen, seine treuesten Genossen und Mitarbeiter an dem in der Zeit der tiefsten Schwach begonnenen Werke, sich auch der wirklichen Vollendung desselben freuen konnten, während es ihnen vergönnt war, getragen von dem begeisterten Jubel des Volks, glänzend ausgezeichnet von ihrem Könige, in das befreite Vaterland heimzulehren und in überreichem Maße die Frucht ihrer Mühen einzuernten, wurde Scharnhorst abgerufen eben in dem Augenblicke, wo das von ihm Gesäete zur Reife gelangen und herrliche Frucht bringen sollte, die Ernte selbst zu erleben war ihm nicht mehr vergönnt. Es liegt in diesem Schicksal etwas Tragisches, aber gerade deshalb hat das Ende Scharnhorst's für jeden, der überhaupt für wahre Größe Sinn und Empfindung hat, etwas so ernst Anziehendes und geradezu Erhebendes. Und nicht sein Tod allein muß ein solches Gefühl erwecken, auch sein ganzes Leben entspricht diesem tragischen Ende: es ist das Leben eines ganzen Mannes, dem nichts durch einen glücklichen Zufall in den Schos getragen worden ist, sondern der alles, was er erreicht hat, sich in harter Arbeit erst hat erwerben müssen.

Das ist der Eindruck und die Stimmung, welche durch die Lektüre der uns vorliegenden Biographie Scharnhorst's in uns erregt worden sind. In ihnen liegt zugleich die beste Kritik des Schwebel'schen Buchs. Die Bedeutung und Stellung Scharnhorst's ist von seinem Biographen scharf und deutlich erfaßt und in kunstlosen und einfachen, aber eben deshalb ansprechenden und treffenden Zügen dargestellt worden. Sich an die Person seines Helden haltend, hat er die allgemeinen Verhältnisse jener Zeit

nur so weit mit erzählt, als sie zum richtigen Verständnis von Scharnhorst's Lebensgange selbst unerlässlich erschienen, und hat so die Gefahr der Breite und Abirrens von dem eigentlichen Gegenstande, welche bei Darstellung eines in die Gesamtheit seiner Zeit in verschiedenen Richtungen angreifenden Mannes liegt, glücklich vermieden, wenn dadurch auf der andern Seite freilich auch zuweilen der Ton der Erzählung Abgerissenes, Sprungweises und Fragmentarisches erwas hier und da noch gesteigert wird dadurch, daß gleichzeitigen Berichten, Memoiren und Briefen viele Stellen dem Wortlaute nach in den Zusammenhang des Textes mit aufgenommen wurden. Ein frischer, echt patriotischer Hauch aber durchweht die ganze Darstellung, wie in Verbindung mit der Einfachheit und Anspruchslosigkeit der Schreibart, die mit Recht als eine populäre zu bezeichnen ist, dem Buche gewiß einen großen Lesereifer zuführen wird. Aber auch für Männer von Fach den die genauen Berichte, die der Verfasser von einem Leben Scharnhorst's wichtigen Geschehnissen gibt, ohne wesentliches Interesse sein.

„Ist es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen“ — dieses Motto, welches der Verfasser seiner Werke gegeben hat, paßt wie auf das ganze Leben Scharnhorst's, so namentlich auf seine Jugend. Wie sein streiter Onkel, hat auch er eine harte und ehrsüchtige Schule durchgemacht, wenn auch nicht in der Art und Form, wie man sie nach den bisherigen Darstellungen seines Lebens anzunehmen gewohnt ist. Ein Bauernsohn, als welchen ihn das Lied feiert, Scharnhorst, genau genommen, denn doch nicht; sein Vater, der anfangs auch die militärische Laufbahn eingewandert hatte und zuletzt Quartiermeister in dem hannoverschen Regiment Estorf gewesen war, widmete sich, durch seine Frau Friederike Wilhelmine Tegtmeyer Freiin von Bordenau erworben hatte, dem Landbau, was doch nicht im eigentlichen Sinne des Wortes ein Landmann war. Noch einen andern Irrthum berichtigt der Verfasser: dem bordenauer Kirchenbuche ist Scharnhorst am 12. November 1755, nicht, wie man bisher annahm, am 10. November geboren; das unrichtige Datum, sowie ebenfalls unrichtiger Geburtsort, als den man oft Hildesheim angegeben findet, erklären sich aus einer Verwechslung des berühmten Gerhard Johann David von Scharnhorst mit seinem am 10. November 1760 geborenen Onkel Ernst Wilhelm. Durch den 1759 erfolgten Tod Großvaters Tegtmeyer kam über Scharnhorst's Familie eine Zeit der schwersten Noth und Sorge. Es entfiel ihm mit den übrigen Erben um den Besitz von Bordenau ein langwieriger, kostspieliger Proceß, Feuer zerstörte Wohnhaus in Hämelsee, die Pachtung, welche der nun in dem Dorfe Bothmer bei Schwarmstadt übernahm war eine sehr ungünstige und die Noth der Familie durch sie nur noch mehr. Natürlich konnten unter diesen Umständen die Pläne, welche die Aeltern für die Zukunft ihrer Kinder entwarfen, nur sehr bescheiden ausfallen. Gerhard wurde zum Landmann bestimmt. Für

Bildung konnten die Aeltern nicht mehr thun, als den Knaben die Volksschule zu Bothmer besuchen lassen; daneben mußte er aber auch in der Wirthschaft mit Hand anlegen und in der schulfreien Zeit hat der junge Scharnhorst dem Vaters Schafe gehütet. Um dieselbe Zeit hütete ein späterer Waffengenosse Gneisenau arm und barfuß Schilde die Gänse! Wie aber Gneisenau, als sich seine hildburger Verwandten seiner annahmen, mit einem Schlage in eine ganz andere Lebenssphäre versetzt wurde, besserie sich auch des kleinen Schäfers Scharnhorst Lage; sein Vater gewann den Proceß um Bordenau und kam wieder in den Besitz des stattlichen Freihofs und war damit von den erst so drückenden Sorgen befreit. Nun konnte er auch daran denken, Lieblingswunsch seines Sohnes Gerhard zu erfüllen denselben zum Soldaten ausbilden zu lassen. Um Jahr 1770 wurde Scharnhorst als Zögling in die Militärakademie aufgenommen, welche der Graf Wilhelm von Pöppe in der kleinen Festung Wilhelmstein im Steiner Meer gegründet hatte und welche mit Recht in jezeit die Aufmerksamkeit der Kaiserin Katharina II. auf sich zog. Der Kaiserin war es sehr an dem Wohl der russischen Armee gelegen, daß sie sich mit der Ausbildung der Offiziere beschäftigte, und in welcher die Zöglinge in einer sorgfältigen und gründlichen, nicht aber in einseitigen und bloßen Gamaschendienst ausartenden Weise für ihren künftigen Beruf vorbereitet wurden. Scharnhorst selbst eines Lehrers und Vönners stets mit der ehrerbietigen Aufmerksamkeit gebacht und ist sich sehr wohl bewußt gewesen, daß durch ihn zuerst die reformatorischen Ideen eingebracht hat, aus denen späterhin seine so großartige und fruchtbare Thätigkeit entsprungen ist. Theorie und Praxis militärischer Disciplinen wurden gleichmäßig beachtet, besonderer Nachdruck aber auf die Ausbildung der Offiziere in den Artillerie- und Ingenieurwissenschaften. Der junge Scharnhorst, bei dem rastlose Verstand und glänzende Befähigung gleichen Schritt hielten, wurde als Fähnrich dem vom General von Eschschomacher commandirten 8. Dragonerregiment zugetheilt. Infolge seiner ausgezeichneten Befähigung wurde er nach einigen Monaten zur Artillerie versetzt; schon im Jahre später finden wir ihn als Lehrer an der

Kriegsschule zu Hannover mit Beifall und Erfolg thätig. Auch seine Entwürfe zur Umgestaltung dieser Anstalt, welche ganz auf den in der Schule des Grafen Wilhelm eingeföhrten Grundsätzen beruhten, fanden Beifall; bei der danach neu gebildeten Artillerieschule wurde Scharnhorst 1782 als zweiter Lehrer angestellt. Lehrend und militärisch thätig widmete er sich so ganz der wissenschaftlichen Seite des Kriegswesens. Wie seine amtliche Stellung so gestalteten sich auch seine Familienverhältnisse bald sehr angenehm; 1785 vermählte er sich mit Clara, der Schwester seines Jugendfreundes, des nachherigen Professors an der berliner Universität, Schmalz. In diese Zeit fallen auch seine ersten bedeutenden literarischen Leistungen, die ihm auch in weitem Kreise den Ruf eines ausgezeichneten Kenners des Kriegswesens und eines geistvollen Schriftstellers eintrugen. Bald aber wurde er durch den von Westen her über Europa hereinkommenden Kriegssturm dieser friedlichen Thätigkeit entrißen und in den Stand gesetzt, das Gelernte und Gesehrte nun auch anzuwenden und den als Theoretiker erworbenen Ruf zu befestigen durch eine ebenso erfolgreiche praktische Ausübung seines Berufs im Felde. Jetzt kam es darauf an, den Satz, den er aufgestellt und der ganzen militärischen Bildung zu Grunde legen wollte, daß nämlich Wissen und Können Hand in Hand gehen müßten, an sich selbst als richtig zu beweisen; und dieser Beweis wurde von Scharnhorst in der glänzendsten Weise geführt. Im Jahre 1792 zum Artilleriehauptmann befördert, nahm Scharnhorst im folgenden Jahre an den Operationen theil, welche die englisch-hannoverschen Truppen unter dem Befehle des Herzogs von York und des Feldmarschalls von Freytag von den Niederlanden aus gegen die Armee der französischen Republik ausführten. Er wohnte der Belagerung und Capitulation von Valenciennes bei und machte die dann folgenden Kämpfe als Führer einer reitenden Batterie mit. Im Jahre 1794 gab das energische und umsichtige Auftreten Pichegru's dem Kampfe auf einmal eine für die Verbündeten sehr ungünstige Wendung: insolge dessen wurde die hannoversche Besatzung in der kleinen Festung Menin abgeschnitten. Bei der nun beginnenden Belagerung von Menin, wo General von Hammerstein befehligte, erwarb sich Scharnhorst als Adjutant desselben seine ersten Lorbern. Während er selbst in der ihm eigenen Bescheidenheit das ganze Verdienst dem Commandanten zuerkennt, stimmen die zeitgenössischen Berichte darin überein, daß Scharnhorst mit seiner rastlosen Thätigkeit, seiner alles gleichmäßig beachtenden Umsicht die eigentliche Seele der Vertheidigung war. Als dann an ein Fallen des Plazes nicht mehr zu denken war, entwarf Scharnhorst einen kühn angelegten Plan, wie die Besatzung sich durchschlagen solle, und führte ihn auch, freilich nicht ohne schmerzliche Verluste, ebenso kühn und erfolgreich aus. Zwar waren mehr als 400 Mann gefallen, aber von 18 Geschützen waren 13 gerettet und noch obenin zwei feindliche erbeutet. Damit war Scharnhorst's kriegerischer Ruhm begründet und von seinen Vorgesetzten sowohl wie von den Truppen wurde er einstimmig als der

eigentliche Held von Menin gepriesen. General von Hammerstein selbst berichtete an den König:

Vor allen Dingen halte ich mich verpflichtet, des Hauptmann Scharnhorst Erwähnung zu thun. Dieser Offizier hat bei seinem Aufenthalte in Menin, beim Bombardement und beim Durchschlagen Fähigkeiten und Talente, Bravour und unermüdblichen Eifer, verbunden mit einer bewundernswürdigen Geistesgegenwart, gezeigt, sodaß ich ihm allein den glücklichen Ausgang der Sache verdaule. Er ist bei allen Ausführungen der erste und der letzte gewesen, und ich kann unmöglich erschöpfend beschreiben, von welchem großen Nutzen dieser so sehr verdienstvolle, einem jeden als Muster aufzustellende Offizier mir gewesen ist.

Ein Ehrensäbel und die Beförderung zum Major und zweiten Aide-Generalarquartiermeister waren die Scharnhorst für den bewiesenen Selbstenmuth erteilten Belohnungen seines Königs. Die Vertheidigung von Menin sollte aber der glänzendste Punkt in dem ganzen Feldzuge bleiben; denn der fernere Verlauf desselben war ein durchaus ungünstiger. Die Armee, der es an einer umsichtigen einheitlichen Leitung fehlte, wurde durch die Energie und Gewandtheit Pichegru's mehr und mehr zurückgedrängt; schlechte Verpflegung, scharfer Frost, der den erst von Regengüssen überschwemmten Boden in eine spiegelglatte Eisfläche verwandelte, thaten das übrige, um das Heer vollständig zu schwächen und es zu einem verlustvollen Rückzuge nach dem Münsterischen zu nöthigen. Aber gerade dieser unglückliche Theil des Feldzugs war auch für Scharnhorst von Werth und Bedeutung; seinem scharfen Blick, der alle Verhältnisse so klar und richtig aufsaßte, konnte es nicht entgehen, wie die neue, von den erst so verachteten Revolutionsheeren befolgte und von den bedeutendsten Erfolgen begleitete Art der Kriegführung epochemachend werden und einst eine vollständige Umgestaltung der bisher üblichen Taktik herbeiführen werde. Bis zum Jahre 1796 war Scharnhorst meist bei der in Westfalen stehenden Observationsarmee; dann trat er als Generalquartiermeister in den Generalstab über und wurde 1797 zum Oberstlieutenant befördert und auch in der neuen Stellung war er im praktischen Dienste wie auch literarisch gleich rastlos und erfolgreich thätig. Als er dann aber 1801 das freigewordene Commando eines Regiments, auf das er gerechnet hatte, nicht erhielt, nahm er, hierdurch getränkt, im Mai desselben Jahres seinen Abschied aus hannoverschen Diensten. Durch Vermittelung seines Onkels, des Herzogs von Braunschweig, trat er in den Dienst Preußens, wurde noch in demselben Jahre als Oberstlieutenant im 3. Artillerieregimente angestellt und siedelte nach Berlin über.

Der ganze Bildungsgang, welchen er durchgemacht hatte, sowie seine ganze Art und Weise, in der er das Kriegswesen eben wirklich als eine ernste Wissenschaft betrieb, mußten Scharnhorst zu den Verhältnissen, wie sie damals in der preussischen Armee herrschten, in einen entschiedenen Gegensatz bringen. Die für ihre Zeit so treffliche Militärorganisation Friedrich's II. entsprach nicht mehr den Fortschritten des Jahrhunderts sie war außerdem aber in ihrem reinen Formalismus zu einer

geistlosen Schablone erstarrt. Ein strebsamer, in der Bildung und der Erweiterung und Vertiefung des militärischen Wissens überhaupt so rastlos fortwährender Geist, wie der Scharnhorst's, konnte sich darin nicht wohl fühlen, während es auf der andern Seite natürlich war, daß die Offiziere dieser alten preussischen Schule den „Ausländer“ nur mit Mißtrauen und Mißgunst ansahen. Daher hat es denn gerade in dieser Zeit nicht an mancherlei Aerger und unfreundlichen Seiten gescheit, und Scharnhorst bedurfte der ganzen Aushülfe seines Geistes, um solchen Bestrebungen gegen den Muth nicht zu verlieren. Sie hielt ihn nicht recht, als ihm zu Anfang des Jahres 1803 ein solches Todes seine Gemahlin hinwegraffte. In angestrengter Thätigkeit fand er den besten Trost; in dieser Zeit ist die Gründung der militärischen Gesellschaft, in der zunächst nur kleine Zahl gebildeter Offiziere sich zu gemeinsamem Streben und gegenseitig anregender förderndem Studium der Kriegswissenschaft versammelte in der Folgezeit den Mittelpunkt, von der eine neue Art des Denkens und Vornemens in der Armee auszugehen immer weitere Verbreitung fand. Ein wichtiger Schritt zur Besserung war es, daß 1804 die Militärakademie als Bildungsschule für junge Offiziere nach dem vom Könige gutgeheißenen Entwurfe Scharnhorst's reorganisiert wurde; gleichzeitig trat er selbst zur Beförderung zum Oberst in den Generalstab über. War der beste Beweis dafür, daß sich seine Ansicht endlich Geltung verschafften, wenn er auch von Anhängern des alten Systems als „Professor und tüchtiger Schulmeister“ verspottet wurde. Die hohen Spötter sollten fürchtbar zu Fall kommen: das Jahr warf ihr scheinbar so stattliches, in Wahrheit nur ein und Trug beruhendes Gebäude mit einem Schlag den Haufen. Scharnhorst selbst ist bei der unthätig eingreifend betheiligte gewesen; als Chef des Generalstabes beim Herzog von Braunschweig ließ er seine warnende Stimme erschallen, er war nicht schwach genug, um seine Meinung ändern aufzugeben; daher gelang es ihm auch nicht, den politischen Einfluß anderer Offiziere, namentlich des funkenreichen, von sich selbst eingenommenen Obersten von Scharnhorst unschädlich zu machen. Die Schlacht bei Auerstedt ließ alle seine Bestrebungen als unbegründet erscheinen; alle seine Anstrengungen, den linken Flügel dem Kampfe wieder eine günstige Stellung zu geben, blieben vergeblich; selbst verurtheilte er sich dem allgemeinen Rückzuge anschließen. Es zeigte es sich, wie ungegründet der Spott über ihn gelehrt, den Professor gewesen war; gemeinlich blühte er den Rückzug nach Paderborn an — der einzige lichte Punkt in jenen trostlos dunklen Tagen der preussischen Kriegsgeschichte. Bei der Einnahme von Paris durch die Franzosen wurde Scharnhorst gefangen genommen, nicht lange darauf aber gegen den in der Schlacht gefallenen Oberst Gérard ausgewechselt. Er begab er sich nach Preußen, wo sich allmählich

immer der geschlagenen Armee sammelten. Als Generalstabschef bei dem Lestocq'schen Corps machte er die Schlacht Preussisch-Eylau und die ihr folgenden unentschiedenen Kämpfe längs der Passarge mit; der Eigensinn Lestocq's, die Einmischung unberufener anderer Offiziere aber leiteten ihm diese Stellung bald so, daß er aus ihr ed und sich nach Memel zum König begab.

Und von da an beginnt diejenige Thätigkeit Scharnhorst's, welche ihm mit Recht den Ehrennamen des „Waffenschmiedes“ eingetragen hat. Er wurde zum Generalleutnant, und der König, der sich mehr und mehr von der Wichtigkeit der Scharnhorst'schen Ideen überzeugt hatte, nach den letzten furchtbaren Erfahrungen, die ihm fast den ganzen Staat gekostet hatten, über die Nothwendigkeit durchgreifender Reformen nicht mehr im Zweifel sein konnte, ernannte ihn zum Präsidenten der Militärreorganisations-Commission. In dieser wichtigen Stellung, unterstützt von Scharnhorst, Grolman und Boyen, in innigster Uebereinstimmung mit Stein, begann nun Scharnhorst eine großartige schöpferische Thätigkeit, aus der ein neues, den verderbten Elementen gereinigtes Offiziercorps, eine neue Armee und endlich das ganze preussische Volk eine wehrhafte Nation hervorgingen. Vielfach wurde auch jetzt gehindert und gestört: die Anhänger des Althergebrachten, die Intriguen und Verleumdungen nicht fehlten; die Unsicherheit der politischen Verhältnisse, der Argwohn Napoleon's legten ihm außerdem noch die kühnsten Beschränkungen auf. Mit bewundernswerther Umsicht hat er alle diese Klippen zu umsegeln gewußt und sich langsam dem vorgestellten Ziele genähert.

Der uns zugemessene Raum gestattet es nicht, dem großen Manne an der Hand seines Biographen in das Einzelne seiner schöpferischen Thätigkeit zu folgen. Seinen höchsten Lohn dafür erntete er, als infolge der Katastrophe vom Jahre 1812 endlich der entscheidende Augenblick herankam, als Preußen die von ihm in der Stille schmiedeten Waffen zum Kampfe gegen den fremden Erdrücker ergreifen. Noch einmal entfaltet Scharnhorst in jenen begeisterungsvollen Tagen seine ganze Kraft, Unermüdlichkeit und Gewandtheit. In Breslau nimmt er theil an den ersten entscheidenden Maßregeln, dann eilt er nach Königsberg, um den Abschluß des Vertrags mit Rußland zu beschleunigen; von da zurückgekehrt, widmet er sich ganz der Leitung des zuerst von den preussischen Ständen angeordneten, von ihm freudig ergriffenen und vom König gutgeheißenen Entwurfs zur Bildung einer Landwehr; persönlich bewirkt er im russischen Hauptquartier den Beschluß, die Bewegung gegen die Elbe sofort zu beginnen; er war dann auch, der es durchsetzte, daß man Blücher das Commando über das schlesische Corps übergab; er selbst folgte dem greisen Helden, seinem Waffengenossen

Lübeck her, als Generalstabschef bei; seine Vermittelung war von besonderm Werthe bei den Differenzen, die über die Operationen zwischen dem preussischen und russischen Hauptquartier sehr bald geltend machten, reichte aber nicht aus, um Kutusow's lähmenden Einfluß auf außer Wirksamkeit zu setzen. Wiederholt gab er dem

Unmuth Ausdruck, den er über die Kriegsführung Wittgenstein's, der nach dem Tode Kutusow's den Oberbefehl erhalten hatte, empfinden mußte; auch die Dispositionen, wie sie vom Oberfeldherrn für die bei Groß-Görschen bevorstehende Schlacht getroffen waren, tadelte er als unzweckmäßig und wenig Aussicht auf Erfolg eröffnend. Am 2. Mai kam es bei Groß-Görschen zur Schlacht; mit Erbitterung wurde namentlich um die Dörfer Rahna und Klein-Görschen gerungen, schon zum zweiten male nahmen sie die Preußen unter der persönlichen Führung Blücher's und Scharnhorst's, die sich im entscheidenden Augenblick, den Degen in der Hand, an die Spitze der mit todesmuthiger Kühnheit stürmenden Truppen setzten. Der Sieg schien gewonnen, Napoleon selbst rechnete nicht mehr auf einen günstigen Ausgang: da brachte die Saumseligkeit der als Reserve dienenden Russen, deren man zu dem letzten, den halb errungenen Sieg erst entscheidenden Stoß bedurfte, die Kämpfer um den gehofften und, wie es schien, schon sichern Preis. Bei dem zweiten, von ihm persönlich geleiteten Sturm auf die Dörfer hatte Scharnhorst einen Schuß in das Bein erhalten; doch hatte derselbe ihn nicht gehindert, bis zum Ende des Kampfes auszuhalten; überhaupt hielt er die Wunde nicht für bedenklich, meinte, sie sei nichts als ein Riß am Fuße. Da er aber durch sie zunächst an der Theilnahme am Kampfe gehindert wurde, so suchte er die Zeit unfreiwilliger Ruhe wenigstens in anderer Weise für König und Vaterland nutzbar zu machen: er erbot sich zur Uebernahme der Mission nach Wien, durch die man Oesterreich zum Anschluß an die Verbündeten bewegen wollte. Ungeachtet der Warnungen des Arztes und des nur mühsam befestigten Widerstrebens des Königs erhielt er endlich zu Buzen die nöthigen Vollmachten und eilte trotz des ihn noch schüttelnden Wundfiebers nach Wien. Wenige Poststationen davor traf ihn eine geheime Botschaft Metternich's, die ihm halt gebot. Trotz alles Drängens und Treibens mußte Scharnhorst auf sofortige Unterhandlungen in Wien verzichten; er kehrte um und begab sich nach Prag. Durch die Anstrengung der Reise, den Nerven, die Aufregung, die fortwährende Sorge um das Schicksal der Armee, bei der er am liebsten gewesen wäre, war sein Zustand sehr verschlimmert worden, die Wunde hatte sich wieder geöffnet. Die Nachricht von der verlorenen Schlacht bei Buzen war nicht geeignet, eine Besserung zu begünstigen. Er mußte in Prag liegen bleiben und fühlte es wol selbst schon, daß sein Zustand ein bedenklicher geworden war. Klagen schrieb er an Wülfing:

Soll es denn nicht sein, daß Wahrheit und Recht endlich einmal obenans kommen? Wenn mir jetzt und hier der Tod beschieden sein sollte, so scheide ich schwer; denn ich habe nur den Untergang der edelsten Sache vor Augen und weiß doch, daß sie endlich siegreich hervorgehen muß. Das möchte ich gern erleben; es wäre mein schönster Lohn!

Sein Wunsch sollte nicht erfüllt werden: der Brand war in die Wunde getreten; zwei schmerzhafteste Operationen, denen er sich unterwarf, blieben ohne Erfolg; infolge der dritten gab er am 28. Juni seinen Geist auf. Niemand täuschte sich über die Schwere dieses Verlustes; von



seiner Familie, vom Hofe, von seinen Waffengefährten, vom ganzen Volke wurde Scharnhorst gleichmäßig betrauert. Und des Volkes Schmerz um den großen Todten fand seinen schönsten Ausdruck im Liede; Marx von Schenkendorf weihte seinem Andenken sein schönes Gedicht:

In dem wilden Kriegestanze  
Brach die schönste Seidenslange,  
Preußen, euer General! —

Und E. M. Arndt sang ihm sein von Mund zu Mund eilendes:

Wer ist würdig unsrer großen Todten,  
Die einß ritterlich fürs deutsche Land  
Ihre Draß dem Eisen boten —

Am schönsten aber und der Bedeutung eines solchen Todesfalls am entsprechendsten, weil es auch der uns so oft unbegreiflichen Fügung des Schicksals eine würdige Deutung gibt, ist das, was Scharnhorst's Tochter, die Gräfin Julie Dohna, darüber an Arndt schrieb:

Wie viel ich durch meinen Vater verloren, weiß niemand. Er war der zärtlichste Vater und mein innigster Freund. Meine vollkommene irdische Glückseligkeit ist dahin; ich murre nicht gegen Gott, ich war bis jetzt zu glücklich und liebte das Leben zu sehr. Den Verlust, den die gute Sache durch seinen Tod leidet, darüber bin ich ruhig. Wenn Gott in einem Augenblick, wie der jetzige, einen solchen Menschen zu sich nimmt, so liegt darin ein großer Zweck, den wir, wenn wir ihn nicht begreifen, doch ehren müssen. Dieser feste Glaube gewährt mir den besten Trost.

Hans Prup.

### Arthur Stahl's spanische Reisebilder.

Spanien. Reiseblätter von Arthur Stahl. Zwei Bände. Leipzig, D. Wigand. 1866. 8. 2 Thlr.

Seitdem die Eisenbahn zwischen Paris und Madrid vollendet worden, ist uns die Iberische Halbinsel bedeutend näher gerückt; sie ist gleichsam mit in die große Tour hineingezogen und auch den Waggonreisenden zugänglich geworden. Der Waggonreisende ist aber eine ganz besondere Species von Weltfahrer, der mit den Barth, Schlagintweit, Livingstone und Henglin wenig gemein hat. Er geht durchaus nicht auf Abenteuer aus; er fährt eigentlich nur aus einem Hotel ins andere, in der Zwischenzeit wacht er oder schläft er, nimmt durchs Waggonfenster ein Städtchen Gegend in sich auf und führt mit dem Reisenden, die ebenfalls aus allen Ecken und Enden der Welt auf die Polster neben ihm hingeschnit sind, kosmopolitische Gespräche. Wie kosmopolitisch ist überhaupt eine Eisenbahn! Die Schienen, die Telegraphendrähte, die Bahnwärter, die Weichen, die Bahnhöfe — das ist mit kleinen Nuancen dasselbe, ob man zwischen Petersburg und Moskau oder zwischen Magdeburg und Leipzig oder zwischen Sevilla und Cadix fährt. Ueberall stößt die locomotive denselben Schrei aus — solch eine Eisenbahn hat gar kein Nationalcostüm.

Wohin ist die Romantik der Landstraßen und Fußwanderungen? Selbst die Räuberromantik von Terracina bleibt abseits liegen, seitdem die Eisenbahn zwischen Rom und Neapel durch das Volskergebirge führt. Und gar die Romantik der spanischen Bergschlösser und Bergschän-

ken, der Hibalgos und Don Quixote und der Frieden guerrillas, welche mit der Börse der Reisenden Krieg führen — wie sollte der Reisende sie auf den Eisenbahnstationen wiederfinden?

Ein solcher Waggonreisender ist auch Arthur Stahl, dessen „Reiseblätter“ aus Spanien vor uns liegen. Da sagen wir's nur gleich, eine solche Waggonreise; das Incognito der Dame ist durchsichtig genug. Es sind besondere Merkmale, an denen man eine Schriftstellerin immer erkennt, mag sie auch in Mannsleibern gehen und Cigarren rauchen, wie die George Sand, oder mit einem so gelehrten Aplomb ausgerüstet sein, wie die Fanny Wald. Das Ewig-Weibliche transpirirt durch alle Zeilen. Wir respectiren also das Incognito Arthur Stahl's nicht; wir wissen, daß wir uns einer Dame gegenüber befinden und werden in den Kathedismus unserer kritischen Pflichten die Galanterie mit aufzunehmen.

Bei einer Dame aber heißt es: zuerst der Spiritus und dann das Bild. Ehe wir das Album dieser Reisebilder durchblättern, müssen wir uns die Photographie der Verfasserin etwas näher ansehen. Verrathen diese die Geist, Phantasie, Empfindung? Arthur Stahl ist ein lebenswürdiger Autor; er hat die für einen Waggonreisenden unerlässliche Gabe, rasch aufzufassen, die ersten Eindrücke lebendig aufzunehmen und widerzuspiegeln, Gabe, die den Frauen besonders angeboren ist. Doch dieser mehr instinctiven Begabung vereint er das Talent lebendiger Schilderung, reges Naturgefühl und feine Kritikbildung. Wir wissen daher, was wir von einer solchen Reisebeschreibung zu erwarten haben. Die Städte, Landschaften, die Volkssitten und vor allem die Menschen Spaniens werden in frisch colorirten Bildern vorgeführt werden. Als Zugabe werden wir manchen kleinen persönlichen Erlebnis, Regenwetter und Sonnenschein, einige Speisefarten in den Hotels und Eisenbahnstationen mit in den Kauf nehmen müssen, beileibe aber romanhaften Abenteuer, denn die passen einem Waggonreisenden heutzutage nicht mehr, selbst wenn er lebenswürdige Waggonreisende wäre. Darin gleicht das Land des Eid ganz den minder romantischen Ländern. Oder passiert ein kleiner Roman, so gehört er nicht zum plauderhaften Reisebuch, sondern man macht eine selbständige verschwiegene Novelle daraus, wo der Held Alvaro heißt und die Heldin Isabella oder Bertha, und in welcher Wahrheit und Dichtung sich zauberisch verschlingen:

Worauf wir aber verzichten müssen, das ist, ein Bild der politischen und socialen Verhältnisse Spaniens zu erhalten oder Charakterköpfe der öffentlichen Persönlichkeiten, welche eine hervorragende Rolle in der Gegenwart spielen. Die Lage Spaniens ist kritisch und präsent, das Gespattero, O'Donnell, Prim, auch nur in der ansehnlichen Beleuchtung der Salons gesehen, die Königin der Hof in scharfen Silhouetten — das wäre eine malbare Vereinerung des spanischen Bilderbuchs gewesen. Von den Parteien, den Zeitungen, den Journaux, den Strömungen der öffentlichen Meinung erfahren wir wenig von Literatur und Theater, von Handel, Industrie,

Landbau. Nur die flüchtigsten Streiflichter fallen alle diese Gebiete. Doch ein Thema, das sich ein r nicht stellt, braucht er auch nicht zu lösen.

Dagegen hat Arthur Stahl einige Epochen der spanischen Geschichte eingehender studirt, und diese historischen Blicke beleben einigermaßen die Städte- und Landschaftsbilder. Arthur Stahl verband nämlich mit der nach Spanien noch einen besondern literarischen Zweck. Dame reiste im Interesse eines Romans, mit dessen Fassung sie beschäftigt ist, der in Spanien spielen soll dessen Heldin Maria Padilla ist, die Gattin des Juan de Padilla, Haupt der Comuneros zur Zeit Regierungsantritts Karls V. in Spanien. Es war Studienreise, um Localfarben und Colorit für eine Andichtung zu gewinnen. Dies Interesse flüßte ihr wärmere Theilnahme für einzelne Städte und denklige Plätze des Landes ein, als sie sonst wol ein flüchtiger Tourist befehlen haben würde.

Wichtig ist die Reise, namentlich der Anfang. Da li's immer zum Einsteigen, ehe man sich kaum auf Station umgesehen hat. Köln, Belgien fliegen vor ein Besuch in Fontainebleau, im pompejanischen, das durch seine Ruhe und Stille einen nicht zwischenenden Eindruck macht — und wir sind mit Pargenfunden. In Bourdeaux, einer Handelsstadt, der es allem Charakteristischen fehlt, besuchen wir das große Theater und erfahren, daß das Ballet sehr reich und gelöst und les siles du feu bei weitem weniger elen- und decent sind als die unsers Ballets. Durch die Landes geht's in das liebliche Thal des Adour. Ich beginne hier die Enttäuschungen. Zwar die von Tarbes nach Lourdes ist sehr anregend, der von Lourdes gewährt einen sehr malerischen An- in St.-Sauveur gibt es vorzügliche Maccaroni und, niedliche Mädchen (letzte besonders auf die Bühne ht, um das Incognito des Herrn Arthur Stahl auf- zu halten und ihn als männliches Wesen zu signa-). Doch schon der Badort St.-Sauveur ist nicht anders schön, wie man erwarten durfte. Dafür wird ich flüchtig genug geschildert, während wir allerlei er-, was Arthur Stahl in der Einsamkeit des höchsten Hauses von St.-Sauveur empfunden, wie er Wärme und Innigkeit derer gedacht hat, die er liebte, ohne Groll derer, die ihn verletzt hatten — Empfin- a, die seinem Herzen alle Ehre machen, die er aber gut auf der Lüneburger Heide hegen konnte wie Schwefelbad von St.-Sauveur.

och die garstigen Pyrenäen! Nun tritt gar Regen- ein und Sturm. Dennoch muß das Programm me gesetzt, es müssen die Gafälle besucht werden. iapa wird über den Kopf gezogen, die Berge liegen- sten Schleiern, den Regen treibt der Wind ins Ge- und so fühlen sich die Reisenden wiederum ent-, als sie die Gafälle vor sich sehen, und finden- nes Deficit zwischen ihren Erwartungen und der- heit. Wir haben nicht die Ehre, die Gafälle- ch zu kennen; dennoch fühlen wir uns gedrun-

gen, ihre Vertheidigung zu übernehmen; denn eine Land- schaft ist nicht verpflichtet, romantisch und schön auszu- sehen bei einem Wetter, bei dem man, nach der Beschrei- bung, keinen Hund aus der Thür jagt. Auch weiterhin erhalten die Pyrenäen keine ehrenden Prädicate. Kein wildes, romantisches Felsgebirge, sondern eintönige For- mation, ärmlicher Baumschlag, verbrannte Vegetation, nichts von den verheißenen großen Naturschauspielen.

Dafür entschädigt denn Pau und das Schloß Hein- rich's IV. in reichem Maße:

Wir traten auf die hohe Terrasse und nun wurde mir klar, daß wir uns an dem schönsten Orte befanden, welchen ich jemals gesehen hatte, an einem Punkte von so mannichfaltigen Reizen, daß ich ihm in Bezug darauf kaum einen andern zu vergleichen wußte. Der Anblick war für mich von unsaglichem Zauber. Die ganze Pyrenäenlinie lag vor uns. Aber von hier wie majestätisch die Hochgebirgsmauer, wie groß, wie prach- voll in ihren Färbungen. Einige Spitzen waren mit Schnee bedeckt, andere in Wolken gehüllt, grau und gewaltig. Vor derselben zog sich das anmuthigste Hügel- und Thal, von üppigem Grün und Wald, vom klaren Gade, zu dessen beiden Seiten Pau erbaut ist, durchschnitten und von unzähligen weißen Land- häusern gesäumt. Eine leichte Brücke führt über den Fluß und langhin dehnt sich am diesseitigen Ufer, ebenfalls auf Hügeln erbaut, der größere Theil der Stadt. Diese Aussicht beherrscht das Schloß, welches, selbst neu hergestellt und von schönen Gartenanlagen umgeben, einen entzückenden Anblick ge- währt. Es ist mit seinen Bädern und Thermen, seinen Al- taren und Erkern, im Schosse von Grün, ungemein pittoresk, hohe Mauern sind mit wildem Wein bekleidet, der jetzt in rothen Gärten anmuthig die Säulen und Balcone umschlang, Terrassen mit einem Flor von bunten Blumen gaben einen rei- zenden Contrast zu dem erusten Gran des Schloßes, und nach dem Ufer des Gade hin zog sich älteres Gemäuer der Burg mit halb verwitterten Zinnen, von Ephen umrankt. Vor dem Altar des Schloßes, an der freiesten Stelle, steht eine neue Statue Heinrich's IV., in weißem Marmor bewunderungswürdig schön ausgeführt. Es ist eine jugendliche Gestalt, der Kopf ist lähn zurückgeworfen und der offene helle Blick richtet sich dem Ge- birge zu, seinem Geburtslande Navarra. In der Linken hält er eine mächtige Fellebarte, an seine Rechte schmiegt sich ein schlanker Jagdhund. Die Einzelheiten, das gemachte Panzer- hemde, die Jagdgeräthe am Bandelier, die Hände, sind vollen- det gemalt. Die Abendsonne schien jetzt auf einzelne Partien des Gebirgs, die Zinten wechselten unaufhörlich, die Bäume spiegelten sich in der klaren Flut des Gade, die Luft war rein und von Dästen durchhaucht — es würde vergeblich sein, zu versuchen, den Zauber zu beschreiben, welcher über der Land- schaft lag.

Auf der weitem Tour über Bayonne, Biarritz, Bur- gos nach Madrid verweilen wir nur einige Zeit in Bur- gos, der ersten größern spanischen Stadt, welche den Stempel ihrer Originalität und Größe wie kaum eine andere bewahrt hat. Die Kathedrale von Burgos wird eingehend beschrieben. Es sind namentlich diese Partien des Werks, welche spanische Bauwerke oder Gemälde schil- dern, in denen sich Kunstverständnis und Detailkenntniß auf dem Gebiete der Architektur und Malerei in vortheil- hafter Weise geltend machen.

Ein anderes Kapitel, in welchem Arthur Stahl durch- aus heimisch erscheint, ist das der Trachten. Er ist für die Mantilla der Spanierinnen begeistert und würde es

für ein Nationalunglück halten, wenn dieselbe durch die Mode verdrängt würde.

Wäre die schöne Spanierin nur, wie poetisch, wie gräßlich, wie unvergleichlich die Mantilla sie kleidet, wie sie jeden Mann bezaubert — sie würde in den großen Städten nicht eine so bedenkliche Zuneigung zu falschem Haar, der Crinoline, der Umgestaltung der Mantilla zeigen, und der Mode, dem Chamäleon, stolz den Rücken wenden. Die Mode vermag nicht sie zu verschönern, wol aber ihr den Zauber zu nehmen. Die Schönheit der Spanierin besteht durchaus nicht in dem, was wir Tournaire nennen und die sich bis zur unerquicklichsten Form anziehen läßt; sondern vielmehr in der vollkommensten Natürlichkeit, in einer Grazie und vornehmen Langsamkeit der Bewegungen, in der *souplesse* — ich bitte den Leser um Uebersetzung dieses Wortes — der uneingeengten schwellenden Körperformen, die, verbunden mit der naiven Ursprünglichkeit ihres Wesens und ihrer phantasievollen Sprache, von unbewußtem unsäglichem Reiz sind. Die Frauen des Südens haben nicht Poesie, sie sind Poesie. Man redet viel vom Stolz der Spanierin, und sie besitzt ihn, aber ebenfalls nicht in jener bekannten provocirenden, anweiblichen, überbies von den Männern nicht sehr gefürchteten Form, sondern in der Besinnung und in der That. Der vorherrschende Gesichtsausdruck der Spanierinnen ist Güte, der Grundzug ihres Charakters Aufrichtigkeit.

Die Tracht der Spanierinnen selbst beschreibt Stahl mit kundiger Feder in folgender Weise:

Die Frauen des Südens lieben bunte Farben und diese Neigung ist ihnen ohne Zweifel ebenso natürlich von der schaffenden Mutter Natur eingestößt, als diese im Süden ihre andern Kinder, die Blumen und Vögel, in lebhaftere Farben kleidet; der Kirchenanzug der Spanierin aber ist immer schwarz. Es ist dies so durchgehendes von der reichsten bis zur ärmsten der Fall, daß es den Kirchen selbst ein Gepräge gibt und in diesem Anzug, so wohl harmonisirend mit dem ernsten Ausdruck und der reinen Blässe ihrer Züge, ist sie oft von wunderbarer Schönheit. Kleid und Tuch sind von schwarzem fließenden Wollstoff; die Mantilla besteht aus einem shamartigen Stoff schwarzer Seide, das vorn eine breite Spitze hat. Es wird mit zwei Nadeln am Hinterkopf befestigt und die Spitze verhält das Gesicht ganz oder nur die Stirn, immer aber mit jener unbeschreiblichen Anmuth, welche eben das Schönheitsgeheimniß der Spanierin ist. Die unvergleichlich geformten kleinen Hände, die liebenswürdigster Weise vom Handschuh nur halb verhüllt werden und in welchen der Finger niemals fehlt, halten die Enden der Mantilla unter der Brust. Auch den Fuß läßt das kurze Gewand sehen und er ist bekanntlich eine hohe Nationalschönheit. Aber woher das Maß nehmen, ihn zu beschreiben? Es ist ein Kinderfüßchen, aber mit Ausdruck, mit Bewußtsein, halb so groß wie ein englischer, kleiner als jener von Aschenbrödel, und bekleidet mit einem zierlichen seidenen Schuh. So geht er, ohne sich zu beschminnen, über die regenbestutete Straße, ein Bild der Grazie, aber — die Mode kommt auch schon zu ihm geschritten und zwar in den Salon, mit Stiefeln von Leder mit Absätzen und Kägeln.

In Madrid ist übrigens aus der eigentlichen Mantilla bereits eine Art schwarzer Flossschleier geworden, den die Spanierinnen über den Kopf werfen, und der, indem er an die Trauerflore der Reichenbitter erinnert, zu den sehr bunten Kleidern und dem glänzenden Schmuck einen anangenehmen Contrast bildet.

Im übrigen erhalten wir von Madrid nur eine allgemeine Charakteristik, dagegen eine sehr eingehende Beschreibung des Museo real. Die Verfasserin schwärmt für Murillo, dem sie später noch ein besonderes Kapitel widmet, in welchem sie die Beschreibung seiner Bilder in

Madrid und Sevilla zusammenfaßt, sie ist entzückt von seiner Formenschönheit, seiner Natürlichkeit, seiner malerischen Farbe. Er ist ihr der größte der spanischen Maler, weil er, auf realistischem Boden stehend, das Geheimniß der Harmonie, das göttliche Maß, mit einem Worte Macht besitzt, welche das Genie vom Talent unterscheidet: die höchste Idee in höchster Schönheit der Form darzustellen. Darum sind die Gemälde Murillo's auch von einem Werke des Genies übertroffen: von der *Christlichen Madonna*. Wie die Wanderung durch die Gemäldegalerie immerhin etwas Ermüdendes hat, so es auch in der Regel mit einer eingehenden Beschreibung derselben. Auch nimmt in der That die Schilderung des Museums und der Murillo'schen Bilder einen ungewöhnlich großen Theil dieser Reiseblätter ein. Doch die Verfasserin schildert lebendig, mit seinem Kunstgefühl, Begeisterung, und da diese spanischen Galerien in Deutschland bei weitem nicht so bekannt sind wie die italienischen, so wird man diese Schilderungen immerhin einigem Interesse lesen.

Bei weitem interessanter ist die Beschreibung des Escorial und dann im zweiten Bande die der Alhambra, wie die ganze Beschreibung Granadas, angehend von lebendigstem Colorit ist, sodaß man sie, auch in man Washington Irving's Werk über die Alhambra, ebenso gebieterisch wie mit höchster Eleganz stilisirt findet, mit Theilnahme lesen wird.

Trefflich ist die Schilderung des Escorial; wir hier die Grundzüge der äußern Architektur folgen:

Durch ein massiges Thor tritt man auf den großen Hof des Escorial, und nun zuerst die Vorder- und Seitenhöfe übersehend, macht man sich eine Vorstellung von den Verhältnissen dieses „Palasthans von Stein“, der größten Häufung von Granit nächst den Pyramiden. Bekanntlich ließ Philipp II. den Bau 1566 nach dem Siege von St. Quentin aufzuführen, als Erfüllung eines Gelübdes an den heiligen Vincentius. Man weiß, daß dieser Heilige sein Martyrium in einem glühenden Rost erlitt, und daß Philipp II., König des Glüklichen, befahl, dem Gebäude die Form eines Rostes zu geben. Die vier Thürme an den Ecken stellen die vier Langseiten den Rost, die Kirche mit dem vorspringenden Gebäude, der Wohnung des Königs, den Griff. Im Hof steht ihm jede Ornamentik, nur seine ungeheuren Massen imponiren von Ferne, unabsehbar lange und kahle Wandern ermüden das Auge, eine doppelte Reihe von unangenehmen Fenstern beleidigt den Schönheitssinn; man glaubt den Typus einer Kaserne oder eines Lazareths vor sich zu sehen. Die Thürme, welche die Ecken des gewaltigen Vierecks bilden, sind ohne allen Reiz des Stils, die Kuppel der Kirche scheint gedrückt, und hier begegnet dem Auge zuerst die architektonische Zierde, welche man später auf den Mauern der Gärten, auf den Treppen, überall wiederfindet: Granit in riesiger Größe und in solchen Mengen, daß die Idee dieses Schmucks, welcher zugleich aller Kunst entbehrt, nicht wol dem Baumeister allein zuschreiben kann. Sie waren es die Phantasiespiele eines fürchtbaren und darum um so fürchtbarern Tyrannen, welcher sich hier einschlief dem stehenden und trübenden Bewußtsein der Rassen, welche aber hier ansehn, als wollten Titanen sie durch Himmelstraum auf untergehende Welten schleudern.

Mit der Vorstellung des Rostes und der Bombe, welche nicht mehr verschonen kann, tritt man in den zweiten inneren

hier überfällt uns ein unbeschreiblich erschauerndes Gefühl von Schmerz, ein Erschauern aller Lebensfreude, Kälte, Grabes, eine Luft erfüllt von Miasmen muthwilliger Bigotterie, Justiz und Todesurtheilen. Und dies ist nicht eingegeben mitgebrachten Vorurtheilen; nein, das einzige künstlerische Dienst des Escorial ist: in vollkommenster, unverkennbarster Weise das auszudrücken, was es darstellen soll. Von diesem Lichtpunkt aus ist der Escorial bewundernswürdig, und man könnte sich wieder versucht fühlen, ihn mit den Pyramiden zu vergleichen. Die Lage, die Umgebung, der Ernst des Lebens, drücken sie nicht den unerbittlichen Ernst des Todes aus? noch mehr. König Philipp wollte nicht allein ein großes Mausoleum für Todte errichten, der Escorial war vielmehr Grab für Lebendige, ein Grab für jede Lebensäußerung, die freier geistiger Bewegung ähnlich sah. Wie ein doppel- und durchdringlicher Ring umgeben Klostergänge alle Seiten Gebäudes; die äußere Umfassungsmauern bilden Kaserne, der freie Raum zwischen beiden diente als Exercierplatz. Inneren des Gebäudes gibt es mehrere der erwähnten kleinen Höfe, sie sind gleich düster und traurig, und das monotone Plätschern steinerter Brunnen dient nicht dazu, die Melancholie zu verschleichen, welche dort wohnt.

Auch die Bilder, welche Arthur Stahl von Cordoba, villa und Cadix entwirft, führen die charakteristische Physiognomie dieser Städte uns lebendig vor Augen. Der Azar von Sevilla, die zweite Alhambra von Spanien, ist ausführlich geschildert, und gerade für die Schilderung der architektonischen Merkwürdigkeiten hat Arthur Stahl ganz die geeigneten Farben auf ihrer Palette:

Wenn man auf den mauerungsgrenzten Vorplatz tritt, so ist zuerst die Fassade des Schlosses die Aufmerksamkeit. Ob sie von Pedro herkommt und offene Bogensfenster hat, was natürlich nicht die Sitte der Moriscos war, ist sie durch einen bishigen Baumeister hergestellt und von einem Reiz des Detail, man sich Stundenlang in dasselbe vertiefen könnte. Ein veredelter Gürtel mit den Wappen der verschiedenen Besitzer umgibt vorwiegend das Hauptportal. Das Innere des Alcázar feenhaft. Eine Perspective von Säulen und Bögen, welche statt der Thürnen die Gemächer voneinander trennen, begegnet retend dem Auge; die Bögen sind von unachtmaliger Art. Durchbrochen, am Rande gegadelt wie ein gefaltetes Band, runden, wie aus Tropfstein gebildet, in den mannichfachen Wechselungen und immer künstlich so gestellt, daß nicht die Gänge einander decken, sondern sich gegenseitig hervorheben. es der vielen Gemächer ist mit Marmorgetäfel in verschiedenen Mustern belegt und hat, rings herumlaufend, eine 6 Fuß e Verzierung von bunten Fayenceplatten, Azulejos, deren Stellung in so glänzenden Farben und Mustern das Geheimnis der Araber war. Die Wand darüber, wenn sie nicht mit edel von feinen Arabesken besetzt war, belegte man mit Ibe aus Damaskus. Der größte der Säle, so strahlend in der Pracht, als wäre er eben erst vollendet worden, ist La de Embajadores. Hier macht man sich zuerst eine Vorurung von der expansiven Phantasie und dem raffinierten Luxus Mauren. Und doch ist es nicht allein Luxus; es ist etwas Höheres, etwas Hochgebildetes in diesem Stil und dieser Ausübung, dem ich in der That nichts zu vergleichen wüßte, eine andere Kunst hervorgebracht hat. Leichte Säulen von hellem Marmor mit goldenen Capitälern tragen die Decke und hem aus dem glänzenden Marmorboden hervor wie organische Gebilde. Eine durchbrochene Galerie, leicht wie aus Silbergran gebildet, läuft rings darüber hin; und von hier betrachten die Damen des Harems, ohne gesehen zu werden, das Festgepränge im Saale. Ueber der Galerie sind die Iher angebracht, welche gedämpftes Licht geben. Der Platz ist hochgewölbt von dunkeltem Sandelholz mit vertieften Ornamenten, von welchem herab jetzt fünf mächtige Kronleuch-

ter hängen. Das Ganze ist überdeckt mit Stuck in den reichsten Arabeskenformen und strahlt von Farbenpracht, wie ein goldenes Gewebe über Purpur und Blau.

Von hier führt ein Doppelthor in den Hof der Jungfrau, einen unbedeckten Hof, dessen Boden Marmorplatten bedecken: eine Fontaine, Alabasterfäulen und Palmen fehlen nicht. An den angrenzenden Hof des Serrails, dessen Boden und Säulen von blendendem Marmor, der weiße Stuck der Wände aber von solcher Härte ist, daß man ihn mit Silberflügel oder mit Spitzengewebe vergleichen möchte, stößt das Schlafgemach der Favorite, dessen große Bogensfenster einen Blick auf die entzückenden Gärten, auf die aus dem Laubwerk ragenden weißen Thürmchen, goldenen Halbmonde oder die Kuppel und die Spitzen eines zierlichen Pavillons gestatten. Hier duftete es im November von Heliotropen, Vanille und Rosen und das Auge schweifte im Grün der Palmen, Drangen und Magnolias.

Eine Merkwürdigkeit Sevillas ist auch das Haus des Pilatus, eine genaue Nachbildung vom Hause des Landpflegers in Jerusalem, welches, der Chronik zufolge, zu Anfang des 16. Jahrhunderts von Don Fabricio de Rivera, erstem Marquis von Tarifa, erbaut worden ist. Der große offene Hof des Hauses ist sehr schön, von einem Säulengang umgeben, zwischen dessen ionischen Säulen Büsten der römischen Imperatoren stehen, unter denen sich wunderbarerweise auch die Büste Kaiser Carl's V. befindet, ein Anachronismus, wie ihn sich die Schmeichelei zu allen Zeiten erlaubt hat. Arthur Stahl ist gutmüthig genug, sich in diesem Hofe einer Vision hinzugeben, welche ihr die biblischen Vorgänge bei Pilatus mit dramatischer Lebendigkeit vor die Seele führt. Dies Retouchiren eines Negativbildes erfordert jedenfalls eine sehr reiche und „alerte“ Phantasie.

Zur Charakteristik des Katholicismus mag folgendes Curiosum dienen, das Arthur Stahl ebenfalls aus Sevilla berichtet. Die Reisenden fanden eines Tags großes Getöse vor der Kathedrale:

Festlich gepugte Gruppen standen an den Kirchthüren und alle Anzeichen in den erwartungsvollen Gesichtern der Erwachsenen und der Lustigkeit der Kinder ließen vermuthen, daß sich hier etwas Absonderliches begeben. Es ließ auch nicht lange auf sich warten; denn plötzlich stürzte der Bischof in vollem Ornat, gefolgt von der Klerisei und allen, die seiner Messe zugehört, mit so eiligen Schritten aus der Kirche auf den freien Platz vor derselben, als hätten die Gewölbe den Einsturz gedroht. Und noch seltsamer nahm es sich aus, als hier draußen ruhig die Vorbereitungen getroffen wurden, den Gottesdienst fortzusetzen. Das Ganze war eine kirchliche Feier zur Erinnerung an das Erdbeben von Lissabon, dessen Jahrestag heute war, wie man uns nun erklärte. Die Erdbeben, welche den größten Theil von Lissabon zerstörten, waren in Sevilla mit großer Behemung fühlbar gewesen und hatten den in der Kathedrale die Messe celebrirenden Priester so erschreckt, daß er mit allen Zuhörern in wilder Hast die Kirche verließ, aber als sich nichts weiter ereignete, auf dem Platze die Messe weiter las. Die bewegliche Phantasie des Volks im Süden will solche Darstellungen, und wenn man dazu lächelt, wie zu den phantastischen Spielen lebhafter Kinder, so begreift man zugleich die Macht des Katholicismus im Süden, der in feinsten psychologischen Berechnung nie unterläßt, den Eigenthümlichkeiten und Schwächen der menschlichen Natur Concessionen zu machen.

In Cadix macht auf unsern Berichterstatter, nur der Spaziergang, der die ganze Rhyde übersteht, einen günstigen Eindruck. Im übrigen sind die Plätze klein, die Straßen eng, die Wohnhäuser geschlossen, von enormer Höhe und vielen Fenstern. Kunstwerke, Monumente, schöne Gebäude gibt es nicht, die Kathedralen sind sehr mittelmäßig.

Die Ankunft in Gibraltar gibt Veranlassung zu einem landschaftlichen Gemälde, dem es weder an Stimmung noch pittoresker Beleuchtung fehlt. Von den Affen dieser Felsen Spitze erfahren wir nichts, wenig von den Engländern, desto mehr von den Mauren, deren Augen eine verzehrend wilde Glut besitzen und in einem Grade, daß man davor erschrecken könnte:

Es scheint nicht ein Licht, welches von der Seele ausgeht, vielmehr als wäre ein Strahl von der Sonne Afrikas darin aufgefangen und bligte wie in den Augen des Tigers oder des Königs der Wüste, des Löwen. Auch ist die Farbe der Augen nicht schwarz, sondern von dem viel ausdrucksfähigeren Braun. Ebenso das Haar nicht schwarz oder gar wollig, sondern braun, sehr und lockig, die Gesichtsfarbe klar und dunkel, die Nase schön geschnitten, das Gesicht oval, die Zähne blendend — funkelnd weiß. Es ist nicht möglich, ein Geschöpf von poetischerer Wildheit zu sehen als ein Kind dieses Stammes, schlau und behend wie eine Antilope, pfeilschnell im Lauf, keitern und springend, Sehne und Nerv in jeder Bewegung. Für die Schönheit der Frauen sind jene Blicke fast zu stark, zu maßlos — mir wäre bange vor den zuweilen diabolisch leuchtenden Pantheraugen.

Die bereits erwähnten, sehr eingehenden Darstellungen von Granadas und der Alhambra möge man in dem Werke selbst nachlesen; ebenso die sehr flüchtigen Reise-Notizen, welche von Barcelona, Nizza, Genua, Venedig, Wien, München handeln und nur einzelne Merkwürdigkeiten flüchtig streifen.

Ein Reisebuch wird willkommen sein, wenn es uns lebendige Anregungen gewährt und unsere Phantasie angereicht mit Bildern beschäftigt, deren Reproduktion eine mühselige ist, indem die anschauliche Schilderung uns alle Mittel dazu an die Hand gibt, und wenn die Persönlichkeit des Reisenden selbst ein geistiges Leben repräsentiert, das sich in den Berichten spiegelt. Dies alles ist bei Arthur Stahl der Fall; denn wenn auch die cursorischen Partien des Werks etwas oberflächlich sind, so geben doch die mehr statarischen gediegene Ausbeute in ansprechender Form. Man weiß überdies, daß man es mit einer Dame zu thun hat, und wird mehr lebenswürdige Causeries erwarten als nuchterne Gelehrsamkeit.

Rudolf Gottschalk.

### Ein amerikanisches Frauenbild.

Margarethe Fuller-Osoli. Ein amerikanisches Frauenbild von Ernestine Cassell. Berlin, Schöninghmann. 1866. 8. 1 Thlr.

Eine Amerikanerin, die in der kurzen Zeit ihrer literarischen Thätigkeit eifrig bemüht war, unter ihren Landsleuten den Sinn für deutsche Literatur zu beleben, verdient schon dadurch allein unsere Beachtung. Hier nun liegt uns außerdem ein besonderer Entwicklungsgang, ein

reiches und vielfach innerlich und äußerlich bewegtes Leben vor. Die Verhältnisse brachten Margarethe Fuller in nächste Verührung mit den bedeutendsten Schriftstellern Amerikas; Emerson war ihr Freund, Channing wurde ihr Schwager; beide haben Beiträge zu diesem Lebensbilde geliefert, über ihre Kindheit hat Margarethe Fuller selbst berichtet, eigene Briefe geben ein anschauliches Bild von ihrem Leben in Europa, namentlich von ihren Erfahrungen während der Bewegung in Rom.

Margarethe Fuller wurde am 23. Mai 1810 in Cambridge-Port, Massachusetts, geboren. Ihr Vater, Rechtsgelehrter, ließ es sich sehr angelegen sein, den Verstand des frühreifen Mädchens zu entwickeln; er verlangte vor allem Präcision und Klarheit im Denken; sie selbst meint, „Kinder sollten nicht vor der Zeit die Früchte Nachdenkens und der Arbeit großer Männer sondern in der Sonne wachsen, um die Kraft zu gewinnen zu selbstständiger Erzeugung von Gedanken“. Sie lernte schnell und zeigte namentlich eine große Begabung für die Sprachen. Früh wurden Shakespeare, Cervantes und Molière (den letztern unterschätzt sie) ihre Lieblingschriftsteller. „Romeo und Julie“ verschlang sie, als sie erst acht Jahre alt war. Nebenbei las sie die besten französischen Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts; und das praktische Leben in Amerika legten wol Grund zu ihren religiösen und politischen Ansichten. Den erstern vermischen wir strenge Geschlossenheit und Kritik; schon früh ging sie nur um des Vaters willen in die Kirche und dachte dort an alle mögliche Dinge, nur nicht an den Gottesdienst. Grenley, der Herausgeber des „New York Tribune“, nennt sie „tief religiös, obgleich ihr Glaubensbekenntnis sehr klar und kurz war“. „Mythologie und Dämonologie zogen sie besonders an“, sagt Channing, sie wäre „durch ihre Natur selbst Mitgliede der Transcendentalisten berufen“, denen sie angehörte. Später in Rom besuchte sie oft mit ihrem Manne die katholische Kirche, und „erquidete sich mit an dem erhebenden Einfluß, den der kirchliche Ritus auf sie ausübte“. Nach einem kurzen, für ihre Charakterbildung wichtigen Aufenthalt in einer Pensionsanstalt kehrte Margarethe in das väterliche Haus zurück. Jetzt an bildet sich ein lebhafter Verkehr mit ausgezeichneten Männern. Zweiundzwanzig Jahre alt, lernt sie die deutsche Sprache; Goethe, Schiller, Jean Paul waren ihre Lieblingschriftsteller. Sie übersetzt Goethe's „Lasso“, sie klärt, „daß deutsche Bildung das rechte Gegengewicht gegen die Richtung unserer Zeit und unsers Landes (Verrücktheit) sein würde“, und beschließt, eine Reihe von Vorträgen über deutsche Literatur zu liefern. Später übersetzt sie auch ausgewählte Theile deutscher Philosophie für Channing, mit dem sie auch Herber De Wette las, 1839 gab sie Edermann's „Gespräche mit Goethe“, 1841 die Briefe der Götterode und Bettin in englischer Sprache heraus. Als durch den Tod ihres Vaters die Erfüllung ihres Lieblingswunsches, Europa zu sehen, verschoben wurde, war sie bemüht, durch Unterricht, durch fleißiges Mitarbeiten an der „Sun“



frage über Goethe, Beethoven, den Rhein u. s. w.), h Unterhaltungsgesunden in Boston und Newyork sich den Ihrigen eine gesticherte Lebensstellung zu verschaffen. Die höhern Zwecke, Selbstbildung, Selbsterziehung, Selbstveredlung, ließ sie nie aus den Augen. Ein selbständiges Werk von ihr: „Das Weib des Jahrhunderts“, machte Aufsehen. Französischer Socialismus hatte sie von jeher angezogen, in der Association sah sie freilich nur ein „Experiment, das man verwirft“. Besonders eifrig war sie für die Emancipation der Frauen, sie forderte für diese die vollste Anrechnung socialer und politischer Gleichheit mit dem männlichen Geschlecht. Die Fortschritte, die damals Frauen Lehren machten, erfüllten sie mit Freude und Hoffen.

Ein Wendepunkt ihres Lebens wurde ihre 1846 unternommene Reise nach Europa. Sie schreibt von ihrem unmittelbaren mit De Quincey und Carlyle in England, ihrer Bekanntschaft mit George Sand, Lamennais, Proudhon, Mickiewicz in Paris. Manzoni lernt sie in Italien kennen. Am wichtigsten für sie war ihr Zutreffen mit Mazzini bei Carlyle. „Er ist wie eine eiserne und reine Mauer“, schreibt sie, aus London. Während der Revolution in Rom besaß er sie, und da fand sie ihn „nach seinen Leiden und Anstrengungen göttlich aussehend denn je“. Schon in London nimmt sie an seinen Plänen für die Zukunft seines Vaterlandes, er war es wol, der sie überzeugte, „daß die Italianer in Europa die Herzen dieser lange unterdrückten Nation ermannen müssen“, sie hätte gern ihr Leben ihm gegeben, „wenn es nützte“. Indessen ist sie thätig Geldsammlungen unter ihren Landsleuten, als Pflichten im Kampfe, „alles bestreift sie in ihrem Radicalismus, der allerdings solche Fortschritte macht, daß sie Ermordung Rossis für ganz natürlich hält. In das italienische hinein zieht sie einen jungen Marchese Ossoli, dem sie sich durch eine geheime Ehe, abenteuerlich verbindet. Das kluge, folgerichtige Denken geht in Leidenschaft und Begeisterung unter. Dennoch haben diese Seiten ihres Lebens, durch die realistische Darstellung, einen ganz besondern Werth. Der Ausgang der Revolution ist bekannt; sie flieht vor den Franzosen ihrem Manne und ihrem Sohne, ein Rauffahrteiführt sie nach Amerika. Sie sollte ihr Vaterland wiedersehen; das Schiff strandete an den Ufern von Island, die leblose Gestalt ihres Knaben war der vom Margarethens Schicksal, der das Ufer Amerikas erreichte. Auch ihr wichtiges Manuscript über die Freiheit blieb verloren.

Wahrscheinlich sei noch, daß dies Lebensbild aus den in 1 erschienenen dreibändigen „Memoirs of Margaret Ossoli“ sehr geschickt zusammengestellt ist. Ein bewegtes Leben liegt in seiner Entwicklung bis zu jähren Abschlüssen, mit seinem Streben und seinen Tugenden, vor uns und gibt vielen Stoff zum Denken zu überlegen.

A. Freiherr von Köen.

### Aus Thüringens Geschichte.

Die Landgrafen von Thüringen zur Geschichte der Wartburg. Von E. Polack. Mit zwei Abbildungen und einem Facsimile. Gotha, F. A. Perthes. 1865. 8. 1 Thlr. 22 1/2 Ngr.

Der Titel entspricht nicht ganz dem Inhalte des Buchs. Er ist an und für sich nicht recht verständlich, zunächst aber würde man nach ihm eine Darstellung der verschiedenen Wandelungen erwarten, welche das in der Sage und Geschichte gleich berühmte Schloß durch seine verschiedenen Herren und Besitzer erfahren hat. Das Thema wäre interessant genug, um selbständig behandelt zu werden und würde nach allen Seiten hin für die Landes- und allgemeine deutsche Culturgeschichte die lehrreichsten Beiträge liefern, wie jedermann weiß. Die Wartburg gehört ja zu den wenigen ausserwählten Städten im deutschen Lande, deren Ruhm wirklich populär ist und sich nicht bloß auf die Elite der Fachgelehrten oder der wenigen gründlich Gebildeten beschränkt. Unser Buch bringt aber etwas anderes, nämlich eine meist recht ausführliche Erzählung der Geschichte der thüringischen Landgrafen von ihrem ersten Ahnherrn Ludwig dem Bärtigen im 11. Jahrhundert bis zu Landgraf Friedrich's IV. Ende 1440. Während dieser ganzen Zeit war Thüringen politisch selbständig, wenn auch seit 1247 durch das Aussterben des alten landgräflichen Hauses unter der gleichen Dynastie mit Meissen und dem Osterlande verbunden. Seit 1440 änderte sich dies insofern, als bei der Landesheilung, die 1445 zwischen den Brüdern Kurfürst Friedrich dem Sanftmüthigen und Herzog Wilhelm erfolgte, Thüringen nicht mehr den ausschließlichen Besitz seines neuen Herrn bildete, sondern nur ein Nebenland zu dessen andern Erblanden wurde. Auch für die Bedeutung der Wartburg als fürstlicher Residenz war diese Epoche entscheidend. Bis dahin konnte sie als die eigentliche Wohnung und Heimat des jedesmaligen Herrn des Landes gelten, natürlich nur in dem Maße, in welchem die Fürsten des Mittelalters auf einer Burg ihres Besitzes heimisch zu sein pflegten. Nach mittelalterlicher Sitte wechselte ja bekanntlich der Aufenthalt des höhern Adels, von dem edeln Reichsministerialen an bis zu dem Kaiser, viel rascher und häufiger, als es in der Zeit seit dem Dreißigjährigen Kriege der Fall zu sein pflegte. Der pompöse Apparat, mit dem sich die an Selbstbewußtsein und äußerer Geltung so sehr gestiegene fürstliche Gewalt seitdem zu umgeben liebte, gestattete natürlich eine so rasche Beweglichkeit nicht mehr wie in jenen frühern Jahrhunderten, wo die vornehmsten Fürsten sich doch nichts weiter denn als *primi inter pares* dünken durften. Unsere Wartburg ist seit 1445 zwar noch öfters die Stätte des fürstlichen Hoflagers gewesen, aber niemals mehr auf längere Zeit, und kein Fürst hat auf ihr weiterhin seine eigentliche Heimat gefunden. Es waren nur vorübergehende Zugvögel, die seit dem 17. Jahrhundert immer seltener kamen und im 18. ganz ausblieben, als die neuen Residenzschlößer in den Städten und die neuen Fürstenthümer unten im Lande den fürstlichen Hofhalt dauernd aufnahmen.

Von 1067, wo Ludwig der Springer den Bau einer Burg auf dem Wartberg begann, bis 1440 sind beinahe 400 Jahre verflossen, in denen die Prachtliebe und ebenso sehr das Streben nach möglichster Sicherung unzählige Veränderungen an dem ursprünglichen Bau herbeiführten. Denn selbstverständlich konnte und durfte ein Fürst des Mittelalters nicht bloß in einem geräumigen und schönen Schlosse wohnen; es mußte und zwar in noch höherem Maße die Eigenschaft der Festigkeit und kriegerischen Brauchbarkeit haben. Die Macht und die Bedeutung des Besitzers wurde zum großen Theile danach geschätzt, und es ist bekannt genug, daß die Wartburg wenigstens bis zum 15. Jahrhundert in dieser Beziehung der hervorragenden Stellung ihrer Herren unter den deutschen Reichsfürsten ebenso entsprach, wie sie als Prachtbau und Stätte des fürstlichen Glanzes die meisten ihrer gleichzeitigen Nebenbuhlerinnen in Deutschland übertraf.

Wir erfahren aus unserm Buche gelegentlich wol einiges von diesen Veränderungen, welche die Wartburg unter der Hand ihrer damaligen Besitzer über sich ergehen lassen mußte, aber diese Notizen finden sich nur zerstreut und keineswegs vollständig. Man wird durch Ritgen's, des bekannten verdienstvollen Wiederherstellers der alten Burg, „Führer auf die Wartburg“ viel gründlicher und anschaulicher in diesen Theil der Geschichte des Ortes eingeführt; selbst die Beschreibung der Wartburg von Thon, die noch aus dem vorigen Jahrhundert stammt, möchte für diesen Zweck vorzuziehen sein. Auch die magerere Uebersicht der weiteren Schicksale des Schloßes, nachdem es aufgehört hatte, Residenz der Landesfürsten zu sein, die am Schlusse des ganzen Buchs angehängt ist, könnte eben wegen ihrer Magerkeit lieber ganz fehlen.

Offenbar verdiente die Wartburg jene Art von monographischer Darstellung, wie wir sie oben kurz angedeutet haben, worin sie selbst gleichsam auch als ein lebendiger Bestandtheil, als ein zu historischer Existenz vor unzähligen andern berechtigtes Individuum in den Mittelpunkt gerückt würde, während wir sie so nur hier und da einmal von der Seite oder als Hintergrund großer geschichtlicher Ereignisse und Personen zu sehen bekommen. Eine Localität, an welche sich wie kaum an eine zweite die Liebe und Verehrung, die Phantasie und das Gemüth des deutschen Volks in so hohem Maße geheftet hat, ist sozusagen in jedem Steine ein merkwürdiges Object für die Wissenschaft oder für den Gebildeten überhaupt. Es handelt sich nicht bloß um das kunstgeschichtliche Moment, das in der erwähnten Schrift von Ritgen, und dort mit Recht, hauptsächlich berücksichtigt ist, auch nicht um eine bloße Aufzählung der verschiedenen Schloßhauptleute und der zu verschiedenen Zeiten hier befindlichen Besatzung, wie sie bei Thon in ermüdender Ausführlichkeit sich findet: ein Haus, eine Burg bietet in ihrem ganzen Dasein noch sehr viele andere Momente dar, welche ihr Geschichtschreiber beachten muß, wenn er die Totalität ihres Wesens darstellen will.

Doch wenden wir uns zu dem wirklichen Inhalt des vorliegenden Buchs, der nichts anderes ist als eine neue

Bearbeitung der Ältern Regentengeschichte Thüringens. Eine solche neue Bearbeitung gehört bekanntlich zu vielen von der modernen Wissenschaft oft und hingestellten Aufgaben, die noch immer keine Lösung gefunden haben. Der Verfasser hat sich durch eine Reihe von Monographien, welche die Geschichte und Landeskunde seiner engern Heimat Thüringen betreffen, mit dem Lese- und Lernmaterial und den übrigen Hilfsmitteln genügend bekannt gemacht und zeigt überall die zu seinem Unternehmen nöthigen Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen der geschichtlichen Hilfswissenschaften. Seine Darstellung ist einfach und ohne alle Prätensionen, aber gegen eine oberflächliche Auffassung der Menschen und Dinge ließe sich viel anwenden, da sie wesentlich modern-subjectiv ist und eigentlich historisches Sinnes entbehrt. Die wohlwollende moralische Reflexion des gewöhnlichen gesunden Menschenverstandes und der Durchschnittsbildung unserer Zeit ist doch nicht recht als Maßstab für die Charaktere des Mittelalters gelten, die auf einer so ganz verschiedenen Grundlage ruhen. Es erscheint dann alles zu lang und zu kurz, was, wenn es schlicht als das, was es ist, genommen wird, sein richtiges Maß hat. Daraus folgt, daß eine solche Auffassungsweise der Vergangenheit unmittelbar lebendigen Einbringens in ihr Object, instinctiven Intuition entbehren wird, die doch das eigentliche und höchste Ziel der Geschichtsdarstellung muß. Freilich findet sie sich bei den Modernen genug, aber das Postulat muß dennoch bestehen, auch wenn es noch so wenig in der Wirklichkeit vorliegt. Die thüringische Geschichte des Mittelalters durch die ihr eigenthümliche unverkennbare romantisch bunte Mannichfaltigkeit ihres Stoffs vor vielen andern Thematiken die natürlichste Veranlassung zu einer subjectiven Auffassung und Wiedergabe, wie wir sie bei Ältern Geschichtschreibern des Landes, z. B. bei Röscher so wohlthuender Naivität finden. Einem Historiker gegenwart ist es freilich unmöglich, diese Naivität seine natürliche Mitgabe zu besitzen, aber er kann sie erwerben und wird sie sich erwerben, wenn er das Mittelalter als einen epischen auf sich wirken läßt und sich nicht beschränkt, ihn als solchen wiederzugeben. Daher man gern die Urtheile über Personen und Verhältnisse abgeben; wem daran gelegen ist, solche sich zu bilden, kann dies viel besser auf eigene Hand aus dem reich überlieferten Material thun, als wenn er genöthigt ist, dieses seiner subjectiven Hülle erst wieder zu entkleiden.

Eine solche Darstellungsweise wäre hier um so mehr angebracht, als die kritische Basis der thüringischen Geschichte auch in dieser ihrer neuesten Bearbeitung immer eine sehr ungenügende geblieben ist. Sie trägt das bisher vorliegende Quellenmaterial zum Theil die Schuld daran. Es ist nicht möglich, damit die wichtigsten Fragen zu lösen, z. B. die über die Entstehung und Stellung des Stammbaters der ersten landgräflichen Dynastie, des Grafen Ludwig des Bärtigen. Die Geschichtschreiber geben darüber so druckvolle und spruchsvolle Auskunft, daß ohne die allerdingst

nliche Auffindung neuer Documente die Sache vollständig räthselhaft bleibt, wie sie es schon ein Jahrhundert später gewesen ist. Ebenso unklar ist die Zeit der Inhabung der landgräflichen Würde sowie ihre eigentliche Bedeutung in ihrem Beginn und ihrer spätern Entwicklung, wo sie offenbar etwas ganz anderes geworden, als im Anfang, und wo sie sich auch durch die beiherzogliche Qualität ihrer Inhaber wesentlich von andern gleichzeitigen Landgraffschaften im übrigen unterscheidet. Wäre der Verfasser im Stande gewesen, das Detail der deutschen staatsrechtlichen Verhältnisse als selbständiger Forscher zu beherrschen, so würde wahrscheinlich hierüber zu klaren Resultaten gelangt.

So aber bleibt er von seinen Autoritäten, den frühern Bearbeitern der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte fern, die hier alle sich mit einigen Phrasen behelfen der präzisen Darstellung des Sachverhalts aus dem es gehen. Fast ebenso dunkel ist die an sich so höchst interessante Geschichte Ludwig's des Springers. Auch hier von Anfang an durch die naive und tendenziöse Sage bis jetzt unlösbarer Verwirrung eingegeben, für die es anderes Heil gibt als eine ganz neue und selbstsystematische Kritik und Vergleichung der Quellen. Man sie bloß nebeneinander oder versucht man, sie, wie es gehen will, miteinander in Harmonie zu setzen, so ist das Resultat ein Geschichtsbild von monströser Unschönheit, das schon aus psychologischen Gründen offen werden muß. Aber noch weiter herab gibt es so schadhafte Stellen in dieser ältern thüringischen Geschichte. Vor allem der ganze Complex, der sich an Personen des Landgrafen Albrecht des Entarteten und des Sohne Friedrich und Diezmann anschließt. Hier schon mit dem vorhandenen Quellenmaterial auszuweichen und namentlich die auch für die allgemeine deutsche Geschichte so wichtige Frage zu beantworten, wie es sich dem angeblichen Verlauf der thüringischen und meißnischen Erblande an die Könige Adolf von Nassau und nicht von Habsburg verhielt. Aber auch hierfür reicht, es scheint, die kritische Durchbildung des Verfassers aus: er hat sich auch hier mit einer allerdings fleißigen Zusammenstellung der Quellenangaben im Hinblick auf Vorgänger begnügt, die hier alle in der Irre gewesen sind.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß das Buch durch große Menge sehr störender Druckfehler in Namen

und Zahlen verunziert ist, auch fehlt es nicht an einigen seltsamen Versehen bei Angaben aus der allgemeinen Geschichte.

Heinrich Rückert.

### Jugenderinnerungen.

Die Schulgefährten. Bilder aus der „höhen Welt“ von Hedor Steffens. Zwei Bände. Berlin, Jante. 1865. 8. 2 Thlr.

Ein Novellist, der einmal keine Novellen, sondern Reminiscenzen aus seinen jungen Jahren und besonders aus dem Zusammenleben mit seinen Schulgefährten, nämlich der „Couleur“, schreibt. Der erste Band enthält fast nur Gymnasialerlebnisse. Man wird gestehen, daß ein Band für nur solche Erlebnisse etwas viel ist, aber das Werk, das recht artig, wenn auch oft mit etwas selbstgefälliger Breite geschrieben ist, scheint auch für ein apartes Damenpublikum berechnet, für bestimmte Damen, welche die „berechtigten Gönnerinnen“ des Verfassers sind. So ist das Buch gewissermaßen ein Werk freundschaftlicher Pietät und soll denn auch als solches bestens willkommen heißen werden. Der zweite Band ist noch interessanter. Er schildert, sicherlich mit mehr als photographischer Treue, das Liebesunglück Bucher's, eines der wadersten Genossen aus der „Couleur“. Durch eine Verkettung von Mißverständnissen und durch bellagenerthe Intriguen der albern-ablichen Mutter der jungen Dame, wird Minna von Wolleben die Ehefrau eines bornirten Junkers, der sie vollständig unglücklich macht, so daß sie ohne Liebes- und Lebensfreude in ein frühes Grab sinkt. Der Witwer bleibt stumpfsinnig, der ehemalige Geliebte, der um ihre willigen Hagestolz, „unverbesserlicher Junggeselle“, geworden, bewahrt ihr nicht bloß ein zärtliches Andenken, sondern wird auch Vormund ihres hinterlassenen Kindes. Wie manche solcher traurigen Verkettungen, die schön angelegte Menschenleben in unzerbrechbare Nebelschleier hüllen, ließen sich schreiben, meist auf Mißverständnissen, Irrthümern und leichtsinnigen Verleumdungen beruhend. Das hat der Verfasser in verdienstlicher Weise zur Anschauung zu bringen verstanden. Solche wirkliche Lebensgeschichten sollten häufiger geschrieben und gelesen werden; sie enthalten die wahre Moral des Lebens auf jeder Seite. Einzuweilen aber ist leider noch die Coullissenreife auf historischem Hintergrunde an der Tagesordnung und wir seufzen umsonst: „Mühlbach, laß dein Raufchen sein!“

15.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Das Schriftstellern wird mehr und mehr Mode bei den Hauptern. Frankreich behandelt die Historie und Kriegsgeschichte, Schweden die Lyrik, Mexico das Feuilleton. Von Napoleon's „Julius Cäsar“ ist der zweite Band erschienen, welcher namentlich dem gallischen Krieg eine eingehende, den besten Quellen und mit großartigen Hilfsmitteln getragene Beschreibung zutheil werden läßt. Wir kommen auf den Band näher zurück, der besonders für Philosophen und Leser der Kriegsgeschichte von hervorragendem Interesse ist.

Die wegen der wahren Gesinnung des Autors schätzbare Lyrik des Königs von Schweden haben wir bereits besprochen. Es ist vielleicht das erste Mal, daß ein König in seinen Gedichten derartige Naturgefühle äußert, wie sie in der Regel nur in Begleitung des beschränkten Unterthanenverstandes aufzutreten pflegen. Die Lyrik König Friedrich's war philosophisch und schwungvoll, und nur einzelne gekrönte Minstrel's des Mittelalters sangen von Liebesweh und Liebeslust so stille Weisen, wie sie der Schwedenkönig in seinem Parl von Drothningholm im Raufchen der Buchen und bei dem Liede der Nachtigallen

singt. Als Dritter hat sich Kaiser Maximilian von Mexico diesen christlichen Monarchen der Gegenwart angeschlossen. Es verlautet, daß bei Duncker und Humblot (Weidel) in Leipzig demnächst der erste Theil eines größeren Werks desselben, wenn auch anonym, erscheinen wird: „Aus meinem Leben. Reisejournale, Aphorismen, Gedichte.“ Und zwar soll dieser erste Band italienische Reisebilder enthalten, an die Fahrt anknapfend, welche der Erzherzog auf der Fregatte Novara um Italien gemacht hat. Wir dürfen also ein autobiographisches Gemälde erwarten, das besonders interessant zu werden verspricht, wenn der Autor seine transatlantischen Erlebnisse schildern wird. Ein gekrönter Tourist — adieu omon!

Uebrigens hat Kaiser Maximilian in der Ferne die heimathliche Post nicht wegschicken vergessen, indem er sowohl dem verdienten Director des Wiener Burgtheaters, Heinrich Laube, dem bis jetzt auffallenderweise von der österreichischen Regierung noch keine Auszeichnung zu Theil geworden ist, als auch Rosenthal dem Gnadesuperorden zugesandt hat. Es ist immer erfreulich, daß man der neuen deutschen Dramatiker am Fuße des Papstcaterpils gedenkt, während sie im eigenen Vaterlande nur zu oft vergessen werden.

Inzwischen beschäftigt sich die englische Kritik nach wie vor eingehend mit hervorragenden deutschen Productionen. „The Fortnightly Review“, die unter der Redaction von George Henry Lewes vielseitigen Interessen trägt und einen erfreulichen Aufschwung nimmt, berücksichtigt in ihren letzten Hefen mehrfach neuere deutsche Erzeugnisse. Ueber das neue „Leben Jesu“ von Strauß bringt sie einen längeren eingehenden Artikel, der nicht von jenem beschränkt orthodoxen Standpunkt aus geschrieben ist wie die Kritik des „Athenaeum“, aber auch keineswegs so warm anerkennend wie das Referat des „Examiner“. „David Friedrich Strauß“, beginnt der Artikel, „ist für fromme Christen dieses Zeitalters dasselbe, was Voltaire für die guten Leute am Ende des vorigen Jahrhunderts und am Anfang des gegenwärtigen war, der Lucifer des skeptischen Abfalls, das Haupt jener gleichzeitigen Antichriste, deren es, nach dem Zeugniß des Apostels Johannes, viele im 1. Jahrhundert gab und welche auch im 19. noch zahlreich genug sind. Die Kritik der evangelischen Geschichte von Strauß ist die wichtigste jener Arbeiten, in denen die rechtgläubige Anschauung von Geburt, Leben, Tod und Auferstehung Jesu Christi innerhalb der letzten sechzig Jahre bestritten worden ist. Mehr als irgendeine andere hat sie bestimmend eingewirkt auf die speculative Thätigkeit der Schriftsteller, welche in ihren Schriften denselben Zweck verfolgen: mehr als irgendeine andere hat sie die Art und Weise des Gegenkampfes auf christlicher Seite bestimmt. Dr. Strauß hat ein Vierteljahrhundert hindurch den Kritikern von Freund und Feind über sein Werk gelauscht und neuerdings ein anderes über denselben Gegenstand erscheinen lassen, in welchem er den charakteristischen Hauptpunkt des früheren, daß das übernatürliche Element in den Uebersetzungen von Jesus mythisch sei, aufrecht hält und vertheidigt.“

Darauf tadelt der Kritiker die falsche (gewiß in England sehr übliche) Manier, über solche Werke einen Schrei des Entsetzens auszustoßen und sie dann todzuschweigen. Er meint, da es einmal Antichriste gäbe, so müßten sie doch zu irgendeinem Zweck vorhanden sein, und es wäre gewiß ganz gut, von ihnen zu lernen: „Dr. Strauß hat besonders Anspruch auf wohlwollende und ernste Behandlung. Er ist kein Spötter wie Voltaire, welcher das Universum mit dem Spott eines Scherzes mißt und allen begeisterten, edeln Opfermuth verhöhnt, von dem eine Maria von Orléans bis zu dem einer Jeanne d'Arc. Er behauptet —, und wir haben kein Recht, seine Aufrichtigkeit zu bezweifeln —, daß er allein nach Wahrheit strebe und nicht auf die Vernichtung des Christenthums hinstrebe, sondern nur darauf, die Ideen, die es enthält, aus den dogmatischen und halbgeschichtlichen Hüllen zu lösen, in die sie vergraben sind. Auch ist er seine Aufgabe nicht in einer nachlässigen, handgreiflich oberflächlichen, nur auf vollstündlichen Effect hinarbeitenden

Weise. Sein Werk trägt das Gepräge reiferer Einsicht in seine Kenntniß der heiligen Schrift verdient der Schriftsteller Nachsicht empfohlen zu werden.“

Den Unterschied zwischen dem ersten und zweiten über das Leben Jesu findet der Kritiker hauptsächlich in dem, daß Strauß, während er dort Jesus nur als Mensch darstellt, sich hier die Einheit Gottes und der Menschheit darstellt, sich ja gibt, den historischen Jesus in seiner wahren Gestalt vor Augen zu führen, entleidet von allem Farbenschein der Zeit. Doch war er hierin nicht glücklich. „Nager, dürftig, plump geschrumpft ist der historische Jesus, den er hinstellt. Das Ganze zeigt das Werk von Strauß weit größerer Tüchtigkeit und echten Fleiß als das von Renan; der historische Christus von Strauß steht als Händlacker hinter dem historischen Christus des berechneten Franzosen. Das gestaltende Talent Renan's ist beträchtlich; er strebt von moderner Empfindung, und seine Geschichtlichkeit und biographische Erzählung ist die eines vollendeten Künstlers einer Nation, die sich rühmen darf, daß ihre Historiker besser zu erzählen verstehen als irgendwelche in Renan weiß seinen Christus abzuheben von einem solchen Hintergrunde blauer gallischer Hügel, ihm jene constante Jartzeit und Sanftmuth, jenes halb weibliche, halb männliche Wesen zu geben und ihn gleichsam wie mit einer edlen menschlichen Gestalt zu bekleiden. Das Erhabene der Geschichtswissenschaft ist nie glücklicher verdrängt worden als in Christus Renan's. Doch der Jesus von Strauß ist ein höherer Rabbi, der verständige Bemerkungen macht, kernrednerisch, reich an weisen Sprüchen ist und Reizung in Parabeln besitzt; ein sehr magerer, gekrümmter, weichen ungenügender Christ.“ Der Kritiker vergißt dabei, daß es nicht in der Absicht von Strauß lag, ein Gemälde anzufertigen in welchem die Mäken, welche die Kritik gemacht, und Phantasie ergänzt werden, sondern er stellte nur in jenen Schnitt, von dem allein hier die Rede sein kann, zusammen, an glaublichen Resten nach der kritischen Zerstörung eines Ein anderer Vorwurf des Kritikers trifft die cynische rücksichtslose Festigkeit gegen die Theologen, zu der sich in dem neuesten Werke hinreißt läßt. Am Schluß des Aufsatzes spielt der Recensent den Trampf vollstündigen Glaubigkeit aus, während man ihn nach der Einleitung für einen Orthodoxen gewöhnlichen Schlages gehalten hat.

An einer andern Stelle der Revue heißt es über seine „Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts“, von der beide Bände und die beiden ersten in neuer Auflage erschienen. „Das Werk kann jedem empfohlen werden, welcher das Gebiet der literarischen Thätigkeit des 18. Jahrhunderts und angenehm durchfliegen will, um darin die Kräfte in eigenen speculativen Unruhe zu finden. Der Autor ist niger den literarischen als den philosophischen Tendenzen Zeit nach. Wol verfährt er auch ästhetische Fragen, hat sich alle mehr oder weniger untergeordnet seinem Haupt dem Nachweis der Entstehung und Entwicklung des Denkens. Das Buch ist sehr lehrreich. Die Dinge sind unterhaltend; die Berichte über die hervorragenden wenn auch nicht kritisch eingehend, vollkommen frei von philosophischen Abstractionen, welche die deutsche Kritik ausmachbar und ungenießbar machen. Ohne große Leistung von Gelehrsamkeit ist Jettner sehr belesen und gibt Einige kleine Ungenauigkeiten in den französischen und englischen Abschnitten thun der sonstigen Genauigkeit und Sorgfalt keinen Eintrag.“

Friedrich Thiersch über die Schulpforte.

Ohne einer eingehenden Besprechung des Lebens von Thiersch, welches dessen Sohn, Heinrich R. J. Thiersch herausgibt und von welchem der erste Band bereits erschienen ist (Leipzig 1865), irgendwie vorzugreifen, können wir





# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Unsere Zeit.

### Deutsche Revue der Gegenwart.

Monatschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

In halbmonatlichen Heften. Preis des Heftes 6 Ngr.

Mit dem soeben erschienenen zwölften Hefte des Jahrgangs 1866 ist ein neuer Band dieser weit verbreiteten, in allen gern gelesenen Zeitschrift vollendet. Nachstehende Inhaltsangabe desselben möge darthun, wie „Unsere Zeit“ sich bestreht, die zeitgemäße Stoffe in größern Aufsätzen oder in der Form periodischer Revuen ihren Lesern vorzuführen.

Inhalt der ersten Hälfte des Jahrgangs 1866.

Politische Porträts: Lord Palmerston. — Leopold I., König der Belgier. — John Bright und sein Verhältnis zum Radicalen England. — Dupin der Jüngere.

Abhandlungen über politische und sociale Fragen: Der Negeraufstand in Jamaica und seine Ursachen. — Irland und die Fenier. — Die stehenden Lager von Châlons und Krasnoe-Selo. — Die Republik Chile und ihr Verhältniß zu Spanien. — Die Czechen und der böhmische Landtag. — Die Repräsentationsreform in Schweden. — Die mediterrane Auswanderung. — Die Association und ihre Bedeutung für die Lösung der socialen Frage. — Die schleswig-holsteinische Frage seit dem Kriege von 1864. — Die Ostseeprovinzen und Rußland.

Geographie und Ethnographie: Singapur. — Reisejournale aus dem Tagebuche eines Seemanns. — Die Grenzen des Indiens und Chinas. (Von Adolf Bastian.) — Land und Leute Siebenbürgens. — Neuseeland in geographischer Hinsicht. — Japan und die Fremden. (Von Adolf Bastian.)

Literatur und Kunst: Friedrich Hebbel. Eine literarische Charakteristik. (Von Rudolf Gottschall.) — Johann der Bildschnitzer zu Pöln. — Henry Carey und seine Socialökonomie. — Das deutsche Volkstheater und die Pöste. — realistische Roman bei Hofe. — Friedrich Müdert. Ein literarisches Porträt. (Von Rudolf Gottschall.) — Karl Kahl. Alfred Wostmann. — Gräfin Dora d'Altria und ihr Buch über Griechenland. — Goethe's Theaterintendantur. — Mendelssohn-Bartholdy. Ein Lebens- und Charakterbild. (Von Otto Sumprecht.) — Shakespeare und Goethe. — Frage des literarischen Eigenthums. — William Whewell. — Victor Hugo als Dichter. Ein literarischer Essay. (Von Rudolf Gottschall.)

Vermischtes: Die Desinfection der Städte. (Von Dr. W. Hamm.) — Bilder aus der Volksheilmittellunde. — Kunstbühnenfabrikation vom Standpunkte der Volkswirtschaft. (Von Dr. E. Fraas.) — Das Militär-sanitätswesen und neuen Reformbestrebungen auf diesem Gebiete. — Naturgeschichtliche Skizzen. (Von Karl Kahl.)

Retrologe: A. Birio; Graf O'Sullivan; R. von Auerwald; Sir Charles Galt; Graf Dessenoff; Admiral G. Heibel; Fredrika Bremer; Bildhauer Gibson; Senator Dorset; Friedrich Müdert; W. Wachsuth; P. J. Penni; Hans Wolf; J. R. Lappenberg; J. Fidler; J. D. F. Neigebaur; General Yusuf; H. F. Lampe; Jacques Langlais; Bonnières de Beaumont; J. P. B. Trojer; Baron Vanderkinderen v'Hooghoorck; Schlachtenmaler Bellangé; A. Waller; L. Boyer; Maler Holzappel; Landgraf Ferdinand zu Hessen-Homburg; Königin Marie Amalie; P. G. Blanc; A. General Herbillon; General Baron de Saint-Joseph; P. Clappison; Sir F. Smith; Ferdinand Flocon; Graf de G. Revuen über Literatur, Theater, bildende Kunst, Musik, Technologie, Erd- und Völkertunde.

Auch fernerhin werden die politischen und kriegerischen Bewegungen der Zeit, die Kregungen und Conflict der Nationen, die Fortschritte auf dem Gebiete der Handelspolitik, der Nationalökonomie, der Industrie, Technik und Landwirtschaft, die Entdeckungen in der Erd- und Völkertunde, hervorragende Richtungen und Erscheinungen der Philosophie und Theologie, sie aber das bloß sachwissenschaftliche Interesse hinausreichen, der Poesie, Musik und bildenden Kunst in eingehender und der Darstellung behandelt werden.

„Unsere Zeit“ ist in halbmonatlichen Heften von 5 Bogen zu 6 Ngr., oder in halbjährlichen Bänden von 60 Bogen (geheftet 2 Thlr. 12 Ngr., gebunden: in Leinwand 2 Thlr. 20 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 24 Ngr.) durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Soeben erschien das 75. Heft der 11. Auflage von  
**Brockhaus' Conversations-Lexikon.**

Italienische Literatur — Jesuitenstil.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von 5 Ngr. für das Heft von 6 Bogen angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis sechste Band hieselbst vorrätig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

**RATIONEM QUAM I. BEKKER  
IN RESTITUENDO DIGAMMO SECUTUS**

EXAMINAVIT

**Dr. A. LESKIEN.**

8. Geh. 8 Ngr.

Inhalt: Zur Geschichte und Kritik des Materialismus. Von Julius Frauenstädt. — Heinrich Ranke's „Herzog Bernhard“. Von Rudolf Gottschalk. — Vom Bücherisch. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Zur Geschichte und Kritik des Materialismus.

Der Materialismus unserer Zeit in Deutschland. Prüfung des Dr. Büchner'schen Systems von Paul Janet, übersetzt mit einer Einleitung und Anmerkungen von R. A. Freiherrn von Reichlin-Meldegg, herausgegeben mit einem Vorwort von J. S. Fichte. Paris, Jung-Verlag. 1866. 8. 1 Thlr.

Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart von Friedrich Albert Lange. Berlin, Wabeker. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Jedes System, welches die logische Prüfung nicht aushält, muß früher oder später fallen. Nun hält aber der der Materialismus, noch der Spiritualismus die logische Prüfung aus. Folglich müssen beide fallen. Es muß in den Augen des logisch Denkenden nichts lächerlicher erscheinen, als wenn er sieht, wie man sich Mühe gibt, den Materialismus durch Spiritualismus zu widerlegen, also zu zeigen, daß aus der blinden, mit bloss mechanischen und chemischen Kräften ausgestatteten Materie nicht einmal ein zweckmäßig organisirtes, geschweige denn ein empfindendes und denkendes Wesen hervorkommen kann, und daß folglich nicht die Materie, sondern der Geist an die Spitze der Welt gestellt werden muß. Man denkt er, aus der Materie läßt sich der Geist nicht ableiten. Aber läßt sich denn etwa aus dem Geiste die Materie erklären? Ist es nicht ebenso absurd, aus einem geistigen, also einem bloss denkenden, bloss vorstellenden Wesen die schwere, unburchbringliche, compacte, mechanische und chemisch wirkende Materie hervorgehen zu lassen, als aus der bewußtlosen Materie den selbstbewußten Geist? Muß nicht jede Wirkung ihren zureichenden Grund haben, und ist etwa, ihr Spiritualisten, euer rein geistiger Gott, der als reiner Geist doch nichts anderes ausproduciren kann, als was überhaupt reine Geisterwesen können, nämlich Ideen, Gedanken, Vorstellungen? Ist er ein zureichender Grund zur Erklärung der blinden, compacten, blinden Materie, als diese zur Erklärung der selbstbewußten, vernünftigen, Ideen produciren und nach Ideen wirkenden Geister? Ist es etwa leichter zu denken, daß aus euerem unkörperlichen Gott sich zu den Himmelskörpern zusammenballende Urnebel

hervorgeht, als daß aus diesem die zweckmäßig organisirten, empfindenden und denkenden Weltwesen hervorgehen?

Also, ihr Spiritualisten, die ihr etwas Besseres zu sein meint als die Materialisten, die ihr aber nur in umgekehrter Richtung denselben logischen Schwitzer macht wie diese, bleibt mir ebenso vom Leibe, als die Materialisten! Euer Begriff von der Materie ist derselbe rohe, wie der des vulgären Materialismus. Denn, wenn ihr nicht auch die Materie absolut geistlos, zwecklos, sinnlos wirkend dachtet, bräuchtet ihr sie nicht von außen organisiren, bräuchtet ihr dem Erdenloos nicht von außen einen Odem und eine Seele einblasen zu lassen.

Der wahre Begriff der Materie macht gleicherweise den Spiritualismus wie den Materialismus, deren der eine die Materie aus dem Geiste, der andere den Geist aus der Materie ableitet, überflüssig. Denn wer den wahren Begriff von der Materie hat, der sieht ein, daß auch schon in der niedrigsten Materie, in der bloss anziehenden und abstoßenden, aber nach bestimmten Gesetzen anziehenden und abstoßenden, ein geistiges Princip thätig ist; er sieht ebenso ein, daß auch noch die höchste, die empfindende und denkende Thätigkeit die Thätigkeit bestimmter Stoffe ist. Geist und Stoff sind ihm also nicht, wie in der dualistischen Weltanschauung, zwei grundverschiedene, voneinander unabhängige, nur von außen aufeinander bezogene Substanzen, nur durch eine äußerlich prästabilierte Harmonie zusammengebracht, sondern ein und dasselbe Ur- und Grundwesen der Welt ist es, welches, von innen gesehen, Geist, von außen gesehen, Stoff ist. Es gibt keinen Stoff, dessen inneres Wesen nicht Geist, und es gibt keinen Geist, dessen äußere Erscheinung nicht Stoff wäre. Die Welt zerfällt demnach nicht in Materie und Geist, sondern sie ist das einheitliche Reich geistig wirkender und materiell erscheinender Kräfte, in welchem die höhern, die organischen und psychischen, zwar von den niedern, den bloss mechanisch und chemisch wirkenden abhängen, aber auch über dieselben sich erheben und sie ihren Zwecken dienstbar machen. Dieser gesetzmäßige Zusammenhang der stofflich erscheinenden Weltkräfte bildet den immanenten Weltgeist.

Es gibt also weder, wie im vulgären Materialismus, eine absolut geistlose Materie, noch, wie im Spiritualismus, einen absolut immateriellen Geist, und wir brauchen uns also nicht mehr den Kopf zu zerbrechen, wie aus der geistlosen Materie der Geist, noch wie aus dem immateriellen Geiste die Materie herauskommt. Wir sind mit unserm Begriff von der Materie, der die beiden Seiten, welche im Materialismus und Spiritualismus aneinanderstoßen, in sich vereint, ebenso über den einen, wie über den andern hinaus. Unser System ist weder ein materialistisches, noch ein spiritualistisches, sondern ein dynamisches.

Nach Angabe dieses unsers Standpunktes, den wir übrigens schon in einem frühern Artikel: „Zur Stoff- und Kraftfrage“, in Nr. 30 und 31 d. Bl. f. 1865 angedeutet haben, gehen wir nunmehr zur Besprechung der beiden genannten Schriften über.

Nr. 1: „Der Materialismus unserer Zeit in Deutschland“, bringt uns die Ansichten dreier Professoren, welche sämtlich Antimaterialisten sind, Paul Janet's als Verfassers, von Reichlin-Meldegg's als Übersetzers und Fichte's als Bedovorters.

Hören wir zuerst J. H. Fichte. Dieser macht gegen den Materialismus geltend, daß er mit dem Geiste wachrer, echter Naturforschung in unversöhnbarem Widerstreit stehe. Was alle Naturforschung besuere, was sie mit immer neuer Begeisterung erfülle, sei das factisch auch niemals getrüßte Vertrauen, daß „Vernunft in den Dingen“ sei, daß eine innere Harmonie und ein stummes Ineinanderverpassen das Ganze wie das Einzelne der Natur umschleße, kurz, daß jenes große Princip nirgends und niemals sich verleugne, welches die Speculation als „immanente Teleologie“, innere Zweckmäßigkeit und allgegenwärtige Vernunft in den Dingen bezeichnet hat. Die wahre Naturforschung ist nach Fichte ein ununterbrochener Gottesdienst, eine verständige und verstehende Beherrschung jener unergründlichen Weisheit, die in der Natur sich offenbart, werde sie nun Gott genannt oder selbst nur Natur. Diesem Geiste der echten Naturforschung und ihren sachlichen Leistungen gegenüber befinde sich der Materialismus in einer vollständigen Ohnmacht. Für jene einbringlichen Thatfachen bleibe ihm zur Erklärung nur die Vorstellung eines „Zufalls“, eines „blinden Ungefähr“, dem es im Verlaufe „unendlicher Zeiträume“ so gut gelungen: hohle, unverständliche Worte, die hier weniger als nichts bedeuten. Vergeblich protestire der Materialismus gegen den „Zweck“ und den „Zweckzusammenhang“ in der Natur. Die materialistische Auffassung sei mit nichts als ein Protest gegen eine philosophische oder religiöse Theorie, sondern gegen den Gesamtbefund der Erfahrung, gegen die Beschaffenheit des Universums selbst:

Die Schöpfung müßte eine andere sein, wenn der Materialismus recht behalten sollte. Und so sagen wir mit Zuversicht, ohne die Frucht, als falsche Propheten erfunden zu werden: falls er irgend einmal als die wahre und vollgültigste Weltansicht gelten dürfte, zu der Zeit wäre auch die letzte Er-

innerung an die großen Ergebnisse der Naturforschung schwinden, die wissenschaftliche Barbarei wäre heringebracht.

Fichte sympathisirt mit denjenigen Naturforschern, welche, wie ein Alexander von Humboldt, ein Liebig, Johannes Müller, Rudolf und Andreas Wagner, von Vir, ein Huxley, ein Helmholtz, ein Agassiz, entweder direct oder in ausdrücklichen Erklärungen ihres Vortrags den Materialismus ausgesprochen.

Was Paul Janet's Kritik des Materialismus betrifft, so lobt Fichte dieselbe als eine umsichtige und billige selbst auch bei den für den Materialismus Eingeweihten nicht entschieden Eindrucks nicht verfehlen. Nur stimmt er mit Janet nicht über die Ursache der Verbreitung materialistischer Lehren in Deutschland ab. Janet findet diese Ursache in einer dem menschlichen Gemüthe eigenthümlichen, heutzutage sehr mächtigen Neigung zum Streben nämlich nach Einheit. „Man will Dinge durch ein einziges Gesetz erklären.“ Fichte gegen leugnet, daß das Streben nach systematischer Einheit — dieses so ehrenvolle und so berechtigende Motiv dem Materialismus seinen Ursprung gegeben. Er meint, das Streben nach Einheit habe in Schellings Identitätslehre, in Hegel's System ausreichende, ja schwingliche Befriedigung erhalten. Wenn diese gestürzt seien, so sei es notorisch aus andern Umständen, als weil sie jenem wissenschaftlichen Bedürfnis nicht genügt hätten. Nach Fichte ist das Wiedererwachen des Materialismus unter uns andern, complicirten Gründen und mehr äußern als innern Anregungen zuschreiben. Dem apriorischen Geharen und den Forderungen eines „absoluten Wissens“, sowie auch den Rückschlüssen der Naturphilosophie gegenüber habe man jede auf Einheit dringende Betrachtung der Natur erst in jüngsteren angefangen und nur das Sinnliche, Empirische für reell erklärt. Alsdann sei der Materialismus gekommen und habe überhaupt nur den Stoff, die Materie, als das einzig Reale proclamirt. Obgleich wissenschaftlich gerichtet, finde er doch noch außerhalb der Wissenschaft, bei Halbkundigen Anklang, die das Leichtfertige ja „Handgreifliche“ in seinen Sätzen mit dem leicht Verstandenen verwechseln. Auch gebe es Leute in Deutschland, denen der Materialismus aus politischen und andern Gründen Genüge thut, weil er nämlich ihre heime Opposition gegen kirchlich und bürgerlich kanntes Vorurtheil leistet und zugleich über die „Theile der Menge“ erhebt.

Gewiß hat Fichte recht, daß der Materialismus bloß theoretischen, sondern auch praktischen Gründen wiederzukommen und seine Erfolge in Deutschland dankt; auch hat er recht, auf den Widerstreit des Materialismus gegen die tiefere, die deutende Naturforschung, welche die immanente Teleologie der Natur anerkennt, zuweisen, und hat ferner recht, die allgemeinen Sätze des Materialismus hohl und unverständlich zu nennen. Alles dieses trifft eben nur den oberflächlichen, dilettantischen Materialismus eines Roeschott, Büchner und anderer Leute. Neben diesen läßt sich aber noch ein

manus denken, der frei von den Fehlern der dualistischen „Kraft- und Stofflehre“ ist, ein Materialismus, der den wahren Begriff der Materie erfasst und mit demselben ebenso über den vulgären Materialismus wie über den Spiritualismus hinausgeht, das Streben nach wissenschaftlicher Einheit zugleich mit dem praktisch-sittlichen Bedürfnis befriedigend. Man sollte also nicht den Materialismus in Dausch und Vogen verwerfen, sondern den wahren von dem falschen unterscheiden.

Freiherr von Reichlin-Meldeg, der Uebersetzer des neuesten Werks, hat seiner Uebersetzung eine Einleitung vorausgeschickt und hat dieselbe mit dankenswerthen Anmerkungen unter dem Text begleitet. Auch er sympathisiert, wie Fichte, mit jenen Naturforschern, die, wie B. Karl Ernst von Baer in seiner Abhandlung: „Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?“ den Gedanken, die Zweckverknüpfung in der Natur von. Freih. von Reichlin-Meldeg steht, wie aus einer Anmerkung gegen den Schluß hervorgeht, mit J. H. Fichte wesentlich auf demselben Standpunkte der Vermittlung der Immanenz Gottes mit der Transcendenz, sagt:

Es läßt sich die Immanenz recht gut mit der Transcendenz Gottes der Welt gegenüber vereinigen. Die Welt ist die Offenbarung Gottes, Gott ist in der Welt die beharrende Idee derselben, und doch ist die unveränderliche ewige Idee etwas anderes als der von ihr beherrschte und durchdrungene Stoff; die Idee ist mit dem Stoffe nicht gleichbedeutend, sie ist nicht in ihm und über ihm.

Dieser die Immanenz mit der Transcendenz vermittelnde Standpunkt hat etwas Unklares. Es steht in ihm ein Rest von Dualismus zwischen Stoff und Geist, ist in ihm Stoff und doch zugleich außer dem Stoff, ist Geist. Die Theologie verdirbt hier noch die Philosophie.

Schlummer aber noch als diese Confusion von Immanenz und Transcendenz sind Äußerungen wie folgende, in der Einleitung von Reichlin-Meldeg's vorkommend:

Die Materie ist, sagt man, das den Raum Erfüllende. Ist das Erfüllende, der Raum das Erfüllte. Der Raum also auch leer sein können, wenn er erfüllt wird. In die Falle wäre der Raum ein Ding, in welchem die andern Dinge sind. Der Raum ist aber nur dann da, wenn Dinge sind. Wenn die Dinge aufgehoben werden, schwindet auch der Raum.

Als wie diese Stelle lasen, trauten wir unsern Augen nicht. Wir versuchten es wiederholt, die Dinge aus dem Raume wegzudenken, der Raum wollte aber niemals mit den Dingen zugleich schwinden, sondern er blieb immer, unerfüllt von ihnen, übrig. Unser Kopf muß also anders organisiert sein als der von Reichlin-Meldeg's. Wie uns interessant, zu wissen, ob es außer von Reichlin-Meldeg noch mehrere gibt, welche den unbestreitbarsonnenklarsten Satz von der Welt, daß nämlich der Raum überflüssig ist, auch wenn man die ihn erfüllenden Dinge aus ihm magdenkt, bestreiten.

Auch mit folgendem Satze konnten wir uns nicht be-  
stehen:

Was aber am meisten gegen die Identität oder Einheitlichkeit des Stoffes und der Kraft, des Hirns und der Seele spricht, ist die Thatsache der Freiheit. So weit unsere Erkenntnis des bloßen Stoffes reicht, so weit reicht auch das Gebiet der Nothwendigkeit. Alles, was im Reiche der Materie geschieht, geschieht nach dem Gesetze der Nothwendigkeit; es ist so, wie es ist, und muß so sein, wie es ist; es kann nicht anders als so sein, wie es ist. Anders dagegen zeigt es sich im Gebiete des Geistes. Sein Charakter ist nicht Nothwendigkeit, sondern Freiheit.

Also immer noch spukt der veraltete, von der echten Philosophie und Wissenschaft längst überwundene Gegensatz zwischen Geist und Natur als von zwei grundverschiedenen Gebieten, in denen einem Freiheit, in dem andern Nothwendigkeit herrsche, in den Köpfen der Professoren, trotz des Nachweises Kant's und Schopenhauer's, daß die ganze Erscheinungswelt, also nicht bloß die physische, sondern auch die intellectuelle und ethische, dem Satz vom Grunde, welches mit andern Worten heißt der Nothwendigkeit, unterworfen ist, und trotz des Nachweises eines Buckle in seiner „Geschichte der Civilisation“ und des Nachweises der Statistiker in ihren Werken, daß im geistigen und sittlichen Gebiete so gut die strengste Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit walte wie im physischen, obgleich die Ursachen, welche im geistigen und sittlichen Gebiete die Erscheinungen nothwendig machen, andere sind als im physischen Gebiete.

Wahrlich, wenn der Materialismus keine fürchterlichere Gegner hätte als diese am Veralteten klebenden Professoren, wie Freih. von Reichlin-Meldeg einer ist, dann brauchte er sich nicht sehr zu fürchten.

Auch Janet kommt über den Gegensatz von Geist und Stoff noch nicht hinaus. Was er sagt, trifft den nur jenen oberflächlichen dualistischen Materialismus, wie ihn Büchner formulirt hat. Janet betrachtet Büchner's „Kraft und Stoff“ als eine Art von materialistischem Handbuch, legt daher zuerst das Büchner'sche „System“ dar und geht dann zur Prüfung der Hauptpunkte desselben über. Der Darlegung und Prüfung des Büchner'schen „Systems“ geht jedoch eine geschichtliche Uebersicht über „Die deutsche Philosophie seit Hegel“ voraus. Janet zeigt sich hier ziemlich bewandert in deutscher Philosophie, läßt alle Haupterscheinungen derselben seit Hegel die Revue passiren, zeigt, wie der a priori konstruirende Idealismus genöthigt wurde, den Herrscherstab an die natürlichen und positiven Wissenschaften abzutreten, und wie auch diese wieder ihre Philosophie hatten, den reinsten Materialismus, dessen Haupt Molekott war, der einem Feuerbach die Hand reichte. Dem Materialismus und Sensualismus jedoch, dessen gemeinsames Merkmal das beinahe gänzliche Aufgeben der psychologischen oder metaphysischen Methode sei, trat in der Philosophie Deutschlands eine spiritualistische Richtung entgegen, hauptsächlich repräsentirt durch J. H. Fichte, Ulrich, Wirth und deren Organ, die „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“. Auch Ritter und Trendelenburg nennt Janet in dieser Richtung. Manche der von ihm als Spiritualisten Bezeichneten werden sich zwar diese Bezeichnung verbitten, und in der That macht von Reichlin-Meldeg in einer Anmerkung unter dem Text darauf

aufmerksam, daß Fichte's System nicht Spiritualismus, sondern „Ideal-Realismus“ sei. Aber offenbar will Janet, indem er Philosophen verschiedener Art unter dem gemeinsamen Titel „Spiritualismus“ zusammenfaßt, nur im allgemeinen die antimaterialistische, den Geist, den Gedanken als das wahrhaft Reale betonende Richtung dieser Philosophen damit bezeichnen.

Nachdem Janet die Hauptvertreter sowohl der materialistischen als der antimaterialistischen Richtung vorgeführt hat, bemerkt er:

Diese einzelnen Mittheilungen zeigen zur Genüge, wie die beiden Kampfplätze des Materialismus und Spiritualismus reich an gelehrten, begeisterten und überzeugten Verteidigern sind. Könnte man einen Augenblick vergessen, daß es sich um die theuersten Interessen der Menschheit handelt, welche dergestalt ewigen Streitigkeiten ausgesetzt sind, man würde ein Hochgefühl der Freude darüber empfinden, daß so wichtige Fragen von so vielen und talentvollen Männern der Wissenschaft aufgeworfen werden. Immer werden diese großen Aufregungen zur Lösung so großer Räthsel zu den ebelsten Beschäftigungen der Menschheit gerechnet werden. Mag man uns immerhin das Vergessen dieser unsterblichen Probleme zumuthen, mag man uns immer zurufen, wir sollten vor unsere Füße und nicht über uns hinausblicken, man wird nie in uns den Muth nach dem Unfassbaren und Unbekannten erblicken. Selbst jene, welche alles auf die Materie zurückführen, magen sich noch an den Grund der Dinge zu erkennen und bis in die ersten Principien eindringen.

Warum Janet sich gerade den „Materialismus unserer Zeit in Deutschland“, wie es auf dem Titel heißt, zum Gegenstande der Kritik ansehe, während es doch auch in Frankreich und andern Ländern Materialisten in Masse gibt, das dürfte aus folgender Schlussstelle seiner geschichtlichen Uebersicht über die deutsche Philosophie seit Hegel hervorgehen, in der er Deutschland und Frankreich in Hinsicht auf den wachsenden Fortschritt des Materialismus miteinander vergleicht:

Deutschland, indem es seit 10 Jahren nach dem Grunde des Problems von Geist und Stoff forscht, setzt würdig jene philosophische Ueberlieferung fort, in welcher es seit so langer Zeit die erste Stelle einnimmt. Die Zeit großer metaphysischer Constructionen ist wenigstens für die Gegenwart, wie es scheint, vorüber. Die Philosophie ist mit dem Materialen, dem positiven Geiste des Jahrhunderts, im Kampfe. Wird sie siegen? Wird sie dahin kommen, die Idee des Geistes in einer Zeit festzuhalten, in welcher der Stoff von allen Seiten zu triumphiren scheint? Das ist die Frage, um die es sich in Deutschland und zu gleicher Zeit in anderer Gestalt auch in Frankreich handelt. Es wird niemand entgegen, daß die erwähnten Gestaltungen eine ziemlich große Aehnlichkeit mit jenen haben, welche die Philosophie seit 1848 durchgemacht hat. Der wachsende Fortschritt des Naturalismus ist unter uns kein Geheimniß mehr. Indessen hat, man muß es sagen, der französische Naturalismus ungeachtet des unwiderstehlichen Hanges, welcher ihn zu seinen gewöhnlichen Folgerungen hinzieht, es immer noch nicht gewagt, die Fahne des Materialismus mit Keckheit aufzupflanzen; ja er verwahrt sich entschieden dagegen. Es ist bekannt, daß die französische, nicht spirituellistische Philosophie ungefähr da ist, wo die Hegel'sche Linie 1840 war: Mischelet in Berlin, Strauss, selbst Feuerbach haben unter uns Vertreter, welche zu nennen unnütz ist. Was Koleschott und Büchner betrifft, könnte man ihre Analogien nur bei einigen verlorenen Söhnen des Positivismus finden, welche mit Kühnheit da behaupten und entscheiden, wo der Meister die unbedingte Enthaltung empfohlen hatte. Unsere Polemik wendet sich daher

mehr nach Deutschland als nach Frankreich. Aber wir fürchten uns nicht, sie in Anwendung bringen, was ihm gelegen ist.

Die Hauptgegenstände, welche Janet der Kritik seiner Prüfung unterwirft, sind: 1) „Der Stoff und die Bewegung“; 2) „Der Stoff und die Bewegung“; 3) „Stoff und das Leben“; 4) „Die freiwillige oder unwillkürliche Zergung (Urzeugung)“; 5) „Stoff und Leben“; 6) „Endursachen und die Umwandlung der Gattungen“.

Ueberall weist Janet in diesen Kapiteln der Klage der materialistischen Erklärungen nach, ja er unterwirft der eigentlichen Fragepunkte. Das ist das letzte Kapitel über „Die Endursachen und die Umwandlung der Gattungen“, welches eine sehr gründliche und sehr beachtenswerthe Kritik der Darwin'schen vom teleologischen Gesichtspunkte aus enthält. Der Materialismus, wie ihn Büchner formulirt hat, nach bekanntlich die Ableitung der zweckmäßigen Einrichtungen aus Endursachen. Janet kann sich diesen nicht erklären. Nach ihm widerspricht die Annahme eines Plans und einer Absicht in der Natur dem wissenschaftlichen Geiste. Man müsse hier zwei Dinge unterscheiden, die Methode und das Ziel der Dinge. Die Methode der Endursachen ist die Wissenschaft unfruchtbar und schädlich sein, ohne aus hervorgeht, daß es in der Wirklichkeit keine Endursachen gibt. Wenn wir mit der Annahme irgend einer Erscheinung habe einen Zweck und einen bestimmten Zweck, so könnten wir ohne Zweifel ableiten werden, die Dinge mit diesem eingebildeten in Uebereinstimmung zu bringen, die wirklichen Dinge zu verschweigen und eingebildete einzuführen. Es daher nicht von dieser vorgefaßten Meinung, welche die Erfahrung zügel strafen könnte; aber dies eine schlechte Methode für die Entdeckung der Thatsachen sei, so folge daraus noch nicht, daß die Thatsachen keine Uebereinstimmung, keine Absicht, keinen Endzweck an den Tag legen.

Warum will man mit aller Gewalt, daß nichts in den Dingen sei? Ist dies nicht ein ganz ebenso ganz ebenso trügerisches Vorurtheil als das erste, das ihm entgegensteht? Das Verlangen, keine Endursachen in der Natur zu finden, kann mich ebenso wie das Verlangen auf abenteuerliche Theorien führen. Es wahre Princip der wissenschaftlichen Methode in der Natur das gleichgültige Verhalten den Endursachen gegenüber, eine feindselige Gesinnung. Ein berühmter Naturforscher der Zeit, Herr Flourens, hat sehr gut gesagt: „Nicht von den Endursachen zu den Thatsachen, sondern von den Thatsachen zu den Endursachen gehen.“ In dem gleich entfernte sie Baco aus der Physik, um sie wieder in die Physik einzuführen.

Wir können diesem nur beistimmen. Aber die Zweckthätigkeit in der Natur sehr wohl ohne deshalb, wie Janet, zu einem ansehnlichen Geiste, dessen Gedanken die in der Natur lichten Zwecke seien, seine Zucht zu nehmen. noch Spiritualist, und dies scheidet uns von ihm. wie wir schon im Eingange dieses Artikels die Dinge von oben, aus einem reinen Geiste



Spiritualismus ist logisch gleich unhaltbar wie der sie von unten aus der absolut geistlosen Materie ableitende Materialismus.

Janet charakterisirt am Schluß seines Werks die beiden in der Gegenwart einander gegenüberstehenden grundverschiedenen Weltanschauungen, nach deren einer die Welt ein planloses Spiel aus bloß mechanisch wirkenden Ursachen, eine Art von Stegreifdichtung ist, wo jeder spricht und daraus ein scheinbares Gespräch entsteht, nach der andern hingegen ein wirkliches Gedicht, ein mit Weisheit geleitetes Drama, wo alle Fäden der Handlung, so verwickelt sie sein mögen, sich zu einem bestimmten Zwecke vereinigen? Wie lassen sich, fragt er, diese beiden einander gegenüberstehenden Anschauungen vermitteln und vereinigen. Wie kann die Verbindung der Ursachen und Wirkungen eine Verbindung von Mitteln und Endzwecken werden? Wie kann der Mechanismus der Natur das vom Geiste geforderte ideale Gesetz verwirklichen?

Die einzige Lösung dieses „furchtbaren Widerspruchs“ nach ihm diese:

Ein erster Gedanke hat gewählt und geleitet. Unter diesen endlich vielen Richtungen, in welche die Welt durch den bewußt- und regellosen Sprung der mechanischen Ursachen hingezogen wurde, hat eine Richtung über alle geherrscht. . . . sie ein aus seiner Bahn gekommenes und von blinder Wuth einem kühnen Laufe fortgetriebenes Pferd tausend verschiedene Wege einschlagen kann, aber von einer kräftigen und klugen Hand zurückgehalten und gelenkt nur einen hat, der es zum Ziele führt, so schreitet die blinde Natur, seit ihrem Ursprunge in Fügung eines unbegreiflichen Willens festgehalten und von einem unbekannten Meister gelenkt, ewig in felsenweiser, mit Mäßigkeit und Adel erfüllten Bewegung dem Ideale zu, dessen Ansehen sie beherrscht und befehlt.

Wer sieht hier nicht, daß der Spiritualismus im Grunde noch denselben rohen Begriff von der Materie wie der von ihm bekämpfte dilettantische Materialismus? Denn was anders ist es, was ihn bestimmt, einen blinden Geist und einen lenkenden Gedanken über die Natur zu setzen, als die Voraussetzung, daß die sich selbst überlassene Materie „regellose Sprünge“ macht, daß sie ein von blinder Wuth fortgetriebenes Pferd ins Unbekannte hinausraßt? Woher wißt ihr denn, ihr Spiritualisten, daß die sich selbst, d. h. ihren eigenen inwohnenden Kräften überlassene Materie ein wildes, blind gehendes Pferd ist? Ihr stellt sie euch so vor. Stellt euch anders vor, versteht den leitenden Gedanken, den immanenden Zweck in sie selbst, dann braucht ihr ihn nicht mehr von außen zu beziehen. Erkennt, daß der immanente Wille der Natur ein zweckmäßig organischer, ein vorsehender ist, dann braucht ihr euch nicht an den Kopf zu zerbrechen, wie die Lehre des „fatalistischen Mechanismus“ mit der Lehre von der „Vorsehung“, die beide Janet für unversöhnbar hält, zu vermitteln studirt Schopenhauer's „Willen in der Natur“ und Kapitel „Zur Teleologie“ in der „Welt als Wille und Vorstellung“, dann werdet ihr einen bessern Begriff von der Natur bekommen.

Julius Frauenstädt.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Heinrich Laube's „Herzog Bernhard“.

Der deutsche Krieg. Historischer Roman in drei Bänden von Heinrich Laube. Drittes Buch: Herzog Bernhard. Historischer Roman. Zwei Bände. Leipzig, Basel. 1866. 8. 2 Thlr.

Mit „Herzog Bernhard“ ist Laube's „Deutscher Krieg“ vollendet, ein umfangreicher neunbändiger Roman, welcher uns, ohne sich in eine Jahr für Jahr aufdröselnde Chronik aufzulösen, die Zeit des dreißigjährigen Kriegs in ihren Hauptphasen entrollt. Das erste Buch: „Junfermann“ stellt uns die Anfänge, das zweite Buch: „Walstein“\*) die Mitte desselben dar, während uns dies dritte Buch in jene spätere Epoche einführt, in welcher die Heldengestalt des weimarischen Herzogs noch einmal, mitten in der Zersplitterung der Begebenheiten, der Kämpfe und Beereiszüge, ein einheitliches Interesse in Anspruch nimmt.

Herzog Bernhard von Weimar ist ein Lieblingsheld der deutschen Dramatiker. Dennoch ist es noch keinem derselben gelungen, aus diesem Stoff ein Trauerspiel zu schaffen, das sich auf der Bühne und in der Literatur behaupten konnte. Rosen's Drama „Herzog Bernhard“, welches die berliner Hofbühne vor nicht langer Zeit zur Aufführung brachte, gehört zu den schwächsten Stücken dieses Autors; denn es ist ohne alle Energie der fortgehenden Handlung, ohne Spannung, ohne Charakteristik und hebt den Unterschied des nationalen Wesens, auf welchem ein hohes Interesse dieses Stoffs ruht, nicht hervor. Es ist nicht unmöglich, daß auch Laube den Stoff zuerst mit den Augen des Dramatikers betrachtete, daß er ihn aber für die Bühne nicht geeignet fand und deshalb in epischer Form gestaltete. Wir sind hierin anderer Ansicht. Herzog Bernhard ist durchaus ein Held der Tragödie, und der echte Dramatiker wird noch kommen, der dies durch die That beweist. Doch es ist allerdings schwer, den dramatischen Kern des Stoffs aus den vielen Schalen herauszuschälen, in welche die Historie ihn eingehüllt hat, es ist nicht leicht, die Wendepunkte und Krisen der Handlung im dramatischen Bau an die rechte Stelle zu setzen, wo sie sich prägnant hervorheben. Der Stoff ist für einen Dramatiker wie Schiller durchaus geeignet, und es ist zu bedauern, daß dieser große Dichter ihn nicht behandelt hat. Der Dramatiker hat das Recht, das geschichtliche Pathos, das dem Bestreben des Helden immanent war, vielleicht ohne ihn zum vollen Bewußtsein zu kommen, das Pathos des deutschen protestantischen Kaiserthums, zur treibenden Seele der Handlung zu machen. In dem Bündniß mit dem Nationalfeind liegt die tragische Schuld Herzog Bernhard's, die er durch seinen Untergang sühnt. Diplomatie, Leidenschaft und Tücke der französischen Frauen, Pandlangerdienste der Jesuiten bilden die äußern Momente der ihn stützenden Gegenbewegung und können leicht zu einer spannenden Handlung verknüpft werden, welche auch jene Gemüther fesselt, die einer geschichtlichen Staatsaction gegenüber theilnahmslos bleiben. Eine reiche Fülle realen Lebens, dramatisch und theatralisch wirkamen Details, ein Gegengewicht gegen alle Verflüchtigung des Pathos liegt im Gegensatz des

\*) Bgl. Nr. 14 d. Bl. f. 1865.

deutschen und französischen Nationalcharakters, der nach den Gesetzen dramatischer Symmetrie auch in den Franengehalten, die um das Herz des Helden sich streiten, namentlich aber in Bernhard und Richelieu selbst und anekdotisch wirksam in den Nebencharakteren zum Ausdruck kommen mußte.

Der Romanbichter hat freilich nicht dieselben Gesichtspunkte in den Vordergrund zu rücken; es ist für ihn schon immer mißlich, einen geschichtlichen, gewissermaßen auf die Spitze der eigenen Entscheidung gestellten Helden zu wählen. Laube hat daher auch hier, wie im Waldstein, der Gestalt, welche den geschichtlichen Mittelpunkt des Romans bildet und ihm deshalb den Namen gibt, eine freierfundene Phantasiegestalt an die Seite gestellt, deren innere Entwicklung, wie es ein Grundgesetz des Romans verlangt, sich mitten in den Begebenheiten vollzieht. Es ist dies der Sohn des Hugo Grotius, eine naive Jünglingsgestalt, die uns in ihren Fahrten, Abenteuern und Herzensaffären ein im ganzen anspruchsloses Interesse einflößt.

Was nun Bernhard's letzte Zwecke betrifft, welche in einem Drama das von Hans aus treibende Agens hätten werden müssen, so beschränkt sich der Romanschreiber allerdings auf Andeutungen, die bei Laube vielleicht allzu flüchtiger Art sind. Der Held in unserm Roman hat immer die nächsten praktischen Ziele vor Augen, seine Verhandlungen wie seine Gedanken gelten immer dem nächsten Feldzug, den Vorkehrungen dazu, den strategischen Plänen, der Fürsorge für die finanziellen Unterstützungen. Wo uns der Verfasser in die Seele des Helden einklinken läßt, und Gebrauch macht von seinem Recht, auch seine geheimsten Triebfedern ans Licht zu bringen, da dürfen wir zwar im Roman keine schwunghaften Monologe erwarten, doch gehen die uns geoffenbarten Gedankengänge kaum über den Sieg des Protestantismus hinaus. Daß selbst nach den Ueberlieferungen der Geschichte dem Herzog Bernhard ein höheres Ziel vorschwebte, das geht aus seinem Benehmen nach der Eroberung von Breisach hervor und in Barthold's „Geschichte des großen deutschen Kriegs“ finden wir hierfür die überzeugendsten Belege. Auch Laube erwähnt die Thatfachen:

Herzog Bernhard geberdete sich in der kaiserlichen Burg zu Breisach von jetzt an durchaus wie ein neuer Herrscher. Der Reichherr trat ganz in den Hintergrund, der Regent in den Vordergrund. Die Generale und Obersten, welche alle einberufen waren und einen Kriegsrath für neue große Feldzugspläne erwarteten, wurden einzeln vor den Herzog berufen und erhielten Aufträge für friedliche Organisation ihrer Bezirke. Warten indeß sollten sie noch einige Tage, da eine allgemeine Zusammenberufung noch erfolgen werde. Wichtige Besuche bekamen Abtrünnige von allen Seiten hinzu. Der König von England sandte einen Bevollmächtigten für den Sohn des Winterkönigs und ließ sein Bündniß anbieten für Wiederherstellung von Karpfals. Ein Markgraf von Baden stellte sich ein, trenne Reichthümer in Anspruch nehmend. Die Städte aus dem Bereich des Heilbronner Bundes schickten Vertreter, Zustimmung und Hoffnung auszudrücken. Kurz, das breisacher Schloß gewann das Ansehen einer neuen, weithin mächtigen Residenz, und leise wie laut sprach man davon: das Jahr neununddreißig wird einen neuen Kaiser, einen evangelischen Kaiser

sagen! Man beruhigte sogar die erschrockenen Katholiken in der Stadt und sagte ihnen: Was fürchtet ihr? Es fehlt nicht an euch selbst, daß euerem Glauben und eurer Sache nichts in den Weg gelegt wird? Volle Religionsfreiheit wird eintreten unter dem Scepter Kaiser Bernhard's!

Doch diese Erwähnung geschieht im Sinne und Geiste dritter als Rede und Gerücht; nirgends lauschen dem Herzog selbst das Geheimniß seiner weitestgehenden Pläne ab. Wol denkt er an ein eigenes Reich; er sich mit Mohan verbinden und vom Rhein aus zu gehen gegen Osten und Westen schreiten und ein Auf und Westrien gründen, in welchem sie gebieten und glückselig wohnen. Und als er selbst von der breisacher Land aus die Lande ringsum im Sonnenschein liegen sieht, hegt er den Wunsch, daß sein Reich sich ausdehnen möge bis jenseit des Rheins nach allen Himmelsgegenden. Doch der Gedanke des protestantischen Kaiserthums, welchem seine Umgebung flüstert, liegt ihm selber fern.

Vielleicht fürchtete Laube, ihn durch dergleichen aussehende Pläne zu einem Ideologen zu machen und die Sicherheit und Tüchtigkeit der Zeichnung zu gefährden. Wir aber meinen, daß der alte Spruch: „In manus voluisse sat est“, sich auch im Reiche der Dichtung wahr, und daß die Größe eines Helden nicht bloß in dem liegt, was er erreichte, sondern auch in dem, was er erstrebte. Zwischen einer leeren Projectenmacherei und dem Trachten nach bedeutenden und berechtigten Zielen liegt ein Unterschied. Das Pöbelstahl der geschichtlichen Größe des Herzogs Bernhard scheint uns von Laube nicht fest genug in die Erde gemauert. Der Held ist nicht zu einer monumentalen Größe, da ihm die ideale Auffassung fehlt.

Desto tüchtiger und trefflicher sind alle Züge, die den Charakterkopf des Herzogs lebendig machen und individuelle Bestimmtheit geben. Bei Laube wandelt sich der Psycholog oft in den Physiolog; der Naturbestimmtheit, aus den wechselnden Zuständen des körperlichen Befindens werden die Seelenzustände als Spiegelungen abgeleitet, ja selbst die zu Thaten führenden Entschlüsse finden ihre Motivierung oft in physischer Weise. So war es bei Waldstein, so ist es auch bei Herzog Bernhard. Der Dichter ist zugleich der Arzt seines Helden. So ist denn auch der Mediziner, Botaniker und Gärtnischer Bianchini mit besonderer Liebe gezeichnet; die Vereitung und die Folgen der Pest werden auf das anschaulichste dargestellt. Dabei Laube episches Geschick, er verwebt eins in das andere, er summiert nicht in langweiliger Weise gleichartige Thaten. Auch hat er den rechten Schick und Takt in der Führung seiner Helden. Er hütet sich davor, in der liebsten Art Porträts derselben zu entwerfen, er hat sing's „Laoloön“ studirt und weiß, wie der Dichter schildern hat. Gerade in den Romanen, in denen Autoren wahre Steckbriefe ihrer Helden und Halbhelden schreiben pflegen und ihre körperlichen Schönheiten und Eigenschaften wie auf dem Securius angliedern, wird während gegen das Axiom gestäubt, daß die Dichte

schwebende Handlungen mit alle Körper, alle einzelnen nur durch ihren Antheil an diesen Handlungen zu sollen. Da indeß die meisten Romane auch sonst dem Gebiete der Prosa angehören als dem der Lyrik, so fallen derartige Verflüsse nicht allzu schwer ins Licht. In der Regel hält man ja die Romanform geräumig genug, um ganze Abhandlungen in derselben unterzubringen — warum soll man nicht in der Beschreibung dem Vorbild der Naturforscher folgen, welche einzelnen Pflanzen bis auf jedes Blättchen in einer stich auffummelten Folge ihrer Merkmale beschreiben? Wohlthunender ist es, auch in einem Roman einem literarischen Bewußtsein zu begegnen, welches die allgemeinen Gesetze der Dichtkunst respectirt. Laube läßt seine Erzählung stets in einer bestimmten Situation erscheinen, so ihre Eigenschaften und nicht als feste ruhende Werkstücke vorgeführt werden, sondern sich im Fluß der Handlung entwickeln. Die erste Einführung des Herzogs Bernhard von Weimar, wie er im Städtchen Frouard unter plündernden Truppen erscheint, mag dies beweisen:

Der Regen hatte ganz nachgelassen, aber kalt war der Tag geworden. Selbst die untergehende Sonne, welche aus den Wolken durchbrach, war nicht mehr im Stande, diese trübende Atmosphäre zu erwärmen. Sie vergoldete aber die Luft neuer Kriegsteile, welche nach dem dicht angefüllten Lagerplatz ritten — die Soldaten traten überall zur Seite, der Lärm um die Reiterwagen verstummte mit einem Male — breite Gassen öffnete sich für die Reiter, jeder Soldat machte Platz für ein größeres Zeichen. Der vorderste Reiter auf einem hohen und doch schlanken Rosse von schwarzem Farn, in langsamem Schritte dahergehert, brachte die Reiter hervor. Die Sonne beschien ihn von rückwärts, und die scharf seine Umrisse in goldenem Rahmen. Das Gesicht im Schatten. Es war länglich und von tiefem Ernst. Die Augen sahen fest auf die Kriegsteile, auf die Reiter. Das lange Haar hing schlaff und glatt bis an den Hals herab. Es war braun und vom Regenwasser naß, sowie feig und knechtisch. Auch die Brust war vom Regen niedergebogen, und der Epigenbogen flehte zusammen, um und schmeigte auf dem Eisenpanzer, welcher Brust und bedeckte. Umweil der Reiterwagen hielt er still. Es war Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar.

Nur in der Beschreibung der jungen Marguerite von (I, 241) ist Laube etwas von diesen sonst beobachteten Grundzügen abgewichen und hat uns eine gewöhnliche Romanbeschreibung descriptiven Stils geliefert: das Mädchen, der graziose Mund voll perlender Zähne, schlank und zierlich geschwungene Hals werden etwas sich zusammengebeugt und gehen nicht auf in der Richtung der kindlichen Liebe, in welcher der Autor uns das Mädchen vorführt.

Im übrigen verlieren wir in dem Roman Laube's keinen festen Boden unter unseren Füßen. Ein kritischer Blick muß anerkennen, daß bei Laube das Organ des Romans besonders stark entwickelt ist. Dies Organ ist wichtig für den Feldherrn, für den Schachspieler, für den Dichter. Der Dramatiker wird durch die sichere szenische Anschauung der sich folgend auftretenden festhalten, die Stellung und Gruppierung der Gestalten klar anschauen und so seinen Dichtung

eine solide theatralische Grundlage geben. Der Romandichter aber wird bei seinen Lesern erst das volle Behagen hervorrufen, erst Vertrauen zu seiner darstellenden Kraft erwecken, wenn er die Phantasie nicht ins Leere schweifen läßt, sondern ihr gleichsam mit Regelmäßigkeit und Messungen vorher das Terrain ausmisst, auf dem sich die Gestalten bewegen. Selbstverständlich darf aber die Beschreibung nicht in eine geistlose Darstellung des Nebeneinander ausarten, nicht in topographische Prosa verfallen, sondern die Verlichkeit muß gleichsam durch die Fädel der Handlung beleuchtet werden oder, wo es sich um das Bestehen eines der mitwirkenden Charaktere handelt, dazu beitragen, als eine von Geist durchdrungene Neugierlichkeit die Physiognomie desselben zu charakterisieren.

In der Beschreibung des Richelieu'schen Herrenhofes, des Schlosses von Anet, erkennen wir jene gewandte und kundige Feder wieder, welche die französischen Lustschreiber in einer so interessanten Weise schübert. Hier ist Laube in seinem besten Fahrwasser, und indem wir in diesem Schlosse mit Herzog Bernhard dem französischen Staatsminister den ersten Besuch machen, betreten wir dasselbe in einer Spannung, welche uns seinen charakteristischen Eigenheiten näher rückt, weil wir aus ihnen den Charakter des Eigners zu errathen suchen:

Dies Anet stellt sich unter hohen Bäumen dar wie eine Ruinenfestung. Ein feinerer Feudalbau mit Thor und Thürmen, mit Zinnen und Erkern. Es sah wie Ironie aus, daß der furchtbare Feind aller Feudalherrschaft, daß Richelieu nahe bei Paris einen solchen Ruinenfürst für sich ausgesucht. Aber das erklärte sich, wenn man mit dem Biergepann der Herzogin in das schmale Thor hineinfuhr. Das Biergepann rasselte durch einen Tunnel hindurch, welcher das Schloßchen seiner ganzen Breite nach durchfurchte, und kam drüben auf der sonnigen Südseite wieder heraus in einer lauen Tag. Hier breitete sich ein Park mit prächtigen Bäumen, mit Springbrunnen und Wasserpielen; hier stand zur Rechten ein Palast in seinem Renaissancestil aufgebaut, und hier in diesem Palaste wohnte der Cardinal. Man meinte ihn lächeln zu sehen über das verlassene und nur zur Einfahrt benutzte Schloßchen, dessen Stil und Wesen überholt sei durch den Glanz einer andern Zeit. Dies Innere von Anet ist denn auch das Vorbild geworden für das Versailles, welches Ludwig XIV. angelegt und angeführt. Palast und Park von Anet sind Modell gewesen für den Nachfolger des dreizehnten Ludwig, sowie dieser Nachfolger den absolutistischen Staat vollendet hat, welchen Richelieu dem Vater des vierzehnten Ludwig angelegt. Es herrschte eine wohlthunende Ruhe und Stille hier innen um den mannigfaltigen Renaissancepalast. Lautlos verschwand der vierstännige Wagen unter hohen tiefen Bäumen, zwischen welchen ein Pfad, der zur Rechten des Hauses führte. Die hervorbrechende Abendsonne übergoß die wohlthuenden Flächen der Architektur, die Baumkronen, die Wasserstrahlen und Wasserflächen mit einem Goldschimmer, und wob einen lodenden Schimmer über das Baummeer eines Waldes, welcher hügelig am fernem Wintergrunde des Parks. Als Herzog Bernhard aus dem Thorgewölbe des Schloßchens hereinsprengte in diese schöne Welt der Stille, welche der künstlerische Geist des Cardinals sich bereitet, hielt er sein Pferd an mit einem Ruck. Soth ein Eindruck passte ja überraschend angenehm zu seiner Stimmung. Und wie hoch er ab von den Wohlthun im deutschen Vaterlande, welche er seit Jahren, seit so vielen Jahren gesehen. Ach, daheim war die Verwüstung eines langen, allgemeinen Kriegs überall eingedrungen! Ehe er noch vom Pferde steigen konnte, öffnete sich zu seiner Rechten im Palaste die großen Flügel der Fenster.

thüren, zu welchen eine Marmortreppe vom Garten aus hinaufführte. Man sah diese Treppe im Innern fortgesetzt breit und prächtig, ein Stiegenraum, wie ihn die Renaissancebaukunst mit besonderer Vorliebe ausführte. Und innen auf dieser Marmorstiege kam der Mann herab, welcher dies Land regierte, und seine geistlichen Räte über ganz Europa warf, Louis Richelieu.

Ebenso anschaulich tritt das Schloß des Herzogs von Rohan vor uns hin mit seinen geheimen Treppen und dem Versteck hinter der tapezirten und mit Buchern verkleideten Holzwand, nicht minder deutlich die verschiedenen Gasthäuser, in denen wir mit Bernhard und seinen Gefolgern einkehren, ja selbst die Gasse unter dem Dach, die Leutern und Dachlaken im Gasthof zu Neuenburg, zu denen der Bartionrad die „rothe Feder“ verfolgt, bis er sie durch eine Luke hinanschlendert und ihr so zu einem seligen Ende verhilft.

Doch wie alle Virtuosen gerade ihre Bravourpassagen mit besonderer Vorliebe spielen und auch dort einlegen, wo es nicht ganz am Platze ist: so gefällt sich auch Laube etwas mehr, als unbedingt erforderlich, in diesen scenischen Arrangements und räumt dem Versteckspielen einen zu beträchtlichen Raum ein. Durch den ganzen ersten Band zieht sich die Verfolgung des Herzogs von Rohan, und in derselben bilden wieder der unfreiwillige Spazierritt des jungen Groot auf dem Mustapha und seine Abenteuer im Marshall eine umfassende Episode. Hier bleibt die Spannung der Leser doch nicht im richtigen Verhältniß zu dem Aufgebot der virtuellen Schilderung, die zu sehr ins Breite geht, sowenig ihr sonst die gerühmten Vorzüge der Anschaulichkeit abzusprechen sind. Hierzu kommt, daß der zweite Band dagegen einen zu reichen Inhalt hat, daß hier gleichsam die scenischen Verwandlungen sich häufen und das Hinundherschpringen der Handlung eine gewisse vibrirende Unruhe hervorruft, welche auch auf den epischen Stil zerlegend wirkt. Durch eine Einschränkung jener, mindestens in dem Eindruck, den sie hervorrufen, episodischen Scenen wäre aber eine vortheilhaftere Vertheilung des Stoffs ermöglicht worden, welche das Gleichgewicht zwischen dem stofflichen Inhalt der beiden Bände besser aufrecht gehalten hätte.

Mit dem Ortsstun hängt die Trefflichkeit der tactischen Schilderungen zusammen, welche sich durch den ganzen Roman hindurchziehen. Die Darstellungen der Schlachten am Weißen Berge, bei Lützen u. a. in den frühern Abtheilungen werden hier ergänzt durch eine lebendige Schilderung des Treffens von Rheinfelden. Ohne die Trodenheit tactischer Anordnungen gelingt es dem Autor doch, ein Gesamtbild der Schlacht vor uns zu entrollen, von welchem sich die einzelnen Personen und Gruppen in frischer Lebendigkeit abheben.

Was die Hauptcharaktere des Romans betrifft, so ist namentlich Richelieu eine treffliche Zeichnung, reich an einer Fülle von Detailzügen, ohne daß dadurch die einheitliche Gestalt zerplittert würde. Sein politischer Standpunkt tritt in den Gesprächen mit Bernhard bedeutender und klarer hervor als der des weimarischen Herzogs selbst, dem Laube nicht das volle Gewicht seiner politischen Bedeutung gegeben hat. Was uns an der Gestalt Richelieu's besonders

interessirt, das ist der Gegensatz zwischen geistiger Energie und körperlicher Gebrechlichkeit, zwischen moralischem und physischem Muth, ein Gegensatz, welchen Laube auf das schärfste hervorhebt. Als der König verlangt, Herzog Bernhard von Weimar solle aus Paris fortgewiesen und, wenn er Umstände macht, festgenommen werden, weil er dem Könige gegenüber mit einer Aumassung aufgetreten sei, welche ihn empört habe — da zittert Richelieu am ganzen Körper, seine Augen sprühen, der Mund ist zusammengeklappt und wie das Zischen der Schlange fährt folgende Rede aus dem Munde hervor, welcher sich immer nur für einen Satz ein wenig öffnete und dann wieder schloß:

Bewilligst sei dies Leben, sei dieser Dienst mit einem solchen Manne. — Aus dem Nichts hat er emporgearbeitet werden müssen gegen seinen Willen, gegen seine Einsicht. — Mit dem klüglichen Munder äußerlichen Krams und nichtiger Eitelkeit hat er mir die wichtigsten Actionen fortwährend beschäftigt. — Die Menschen thun, die nur Kenfertiges nachahmen wissen und vom Geiste nichts ahnen. — Man arbeitet sich todt für einen Knaben, der mit 100 Jahren nicht Mann wird. — Da liegen sie, die harten Jügel des Reichs, welche mir die Hände zerreißen, da zu Euren Füßen, Herr Desnoyers. — Seht sie an, trägt sie hinüber nach St.-Germain, wo Ihr ja doch lieber seid als neben mir. — Ich bin zu Tod müde dieser ewigen Durchtreizung mit abgehandelten, unteifen Willensmeinungen, zu Tod müde! Adieu! Seht, geht! Ueberbringt meine Entlassung. Von heute an. Von dieser Stunde an. Adieu!

Nach einem ähnlichen Ergüsse bricht er weinend zusammen. Pater Joseph beginnt seine Manipulation mit dem zuckenden Körper Richelieu's. Diese nervösen Krisen, welche sonst nur Frauen eigen sind, werden durch Bespritzen mit Wasser und Säuren, mit Einreiben an den Schläfen und in den Handflächen bekämpft, und Wasser wie Säuren standen immer bereit in dem Zimmer des Cardinals. Richelieu's Charakter wird von Laube mit folgenden Zügen geschildert:

Es war eine Eigenthümlichkeit seiner Stellung oder seiner hypochondrischen Gemüthsweise, daß er — der mächtigste Mann im Reich! — sich keinen Augenblick sicher glaubte in seiner Stellung. Jedes halbe Wort aus der Umgebung des Königs erschreckte ihn, und jeden Tag fast sah er wie ein Geisteskranker den Untergang an sich herantreten. Und zwar den Untergang in grausamer Form. Geschichtliche Vorgänge bestärkten seine unbare Phantasie nur zu sehr in dieser Angst. Der allmächtige Quise war in Blois wie von einem Blitzstrahle der Ermordung getroffen worden, und unter diesem schwächlichen Eindruck selbst — wie lange war es her? Nicht zwei Jahrzehnte! — da war Conciat, der Marshall d'Ancre, damaliger Premier und ein Gönner Richelieu's, plötzlich niedergeschossen worden auf Befehl des noch ganz jungen Ludwig. So was vergiftet sich nicht. U wenigstens, wenn man so durchaus eigen und verwegen Politik treibt, wie es Richelieu that, und die ganze alte Gesellschaft den Königen immer am nächsten stehend, gegen sich erbitte weiß. Der Cardinal lebte sein Leben wie ein ununterwählender Wagniß, wie eine tägliche Lebensgefahr. Sein Geist aber war viel größer als sein Muth, der ja vom Körper äußerst abhängig ist.

Eines der gelungensten Tableaux ist der Besuch, den Graf Nassau im Auftrag des Herzogs Bernhard bei Richelieu macht, um von ihm eine Gegenordre in Betreff der Verhaftung des Herzogs von Rohan zu erzwingen. In diese kriegerische deutsche Gesandtschaft bis in das Schloß



ich des Cardinals drängt, während die unruhigen Iher den Hof des Palais-Cardinal anfüllen — das ist lebendiger Anschaulichkeit geschildert. Das Geschrei des Wächters im Borgemach, des Vaters Joseph, den Bartholomäus festhielt, hatte Richelieu aufgeweckt. Im- und überall auf plötzliche Fluchtmittel bedacht, hatte nach in seinem Schlafzimmer eine unsichtbare Thür ingeln lassen, die in einen Versteck führte.

Als er jetzt das Geschrei seines treuen Vaters Joseph hörte den Ruf seiner Richte verstand — denn im ersten Ruck des Aufschreckens aus dem Schlafe war er ohne jedes Anstößig gewesen — hatte er sich aufgeschreckt, um aus dem zu springen und durch die geheime Thür zu flüchten. Vor zu spät gewesen: die härtigen Krieger standen vor seiner Lager. Er zog die Beine wieder zurück, welche schon außer Bette gewesen waren, und suchte sich geistig zu fassen. Der Geist allein — flüsternden seine Gedanken — konnte jetzt noch etwas nützen, er mußte so frei als möglich zu werden. Gleich wie der Tod saß er da im Spigenhemd, seine Hand trampfte sich in die rothseidene Decke; die Augen brachten sich abwärts und ließen nur die Hälfte der Augen. Er fand kein Wort der Frage.

Vater Joseph konnte indeß seinen Meßter und mis- ihm völlig bei allen Ereignissen, welche Ueberfall Volksaufstand betrafen:

Da betrug sich der Cardinal — und er pflegte ihm das Auge zu sagen — wie ein durchschäftes Huhn, dem aller abhandeln gekommen ist, und da braucht er mich wie ein zing seine Amme! Er hatte nicht unrecht. Richelieu war dem verwegenen Muth in Plänen und Entwürfen, ja in Durchführung derselben, solange diese Durchführung über, berechenbaren Gefahren blieb. Selbst den Krieg be- er leidlich, soweit er in demselben befehlen und sich selbst stellen seiner Mitwirkung aussuchen konnte. Aber vor un- enbaren Gefahren hatte er eine unbezwingliche Angst. Er den Muth des Geistes und nicht den Muth des Herzens. mäßig Volksmassen waren ihm erschrecklich. Sie knickten alle Spannkraft der Nerven.

Er verschaffte sich daher die Gewißheit, daß der Auf- nur ein zufälliger unbewaffneter Zusammenlauf sei, theilte dies dem Cardinal mit, der schon im Begriff die Ordre zu unterzeichnen:

Das war ein schwerer Schlag für die politische Action des von Nassau, welche ihm bis daher unter Beugung aller ig eintretenden Umstände trefflich gelungen war. Das ent- ende Unglück für ihn bestand darin, daß Richelieu auf ein- seiner Angst vor dem Volksaufstand entseidigt wurde. Diese allein machte ihn schwach und hatte den Grafen von a stark gemacht. Man sah es ihm an. Er hatte aufge- zu schreiben bei Vater Joseph's Rede, und dessen Versiche- , daß der Aufstand nichts bedeute, wirkte zauberhaft. Die ge stehende Stellung verschwand, der Oberkörper richtete erzengerade auf und die niederhängenden Augenlider gin- in die Höhe. Der zuversichtliche Blick trat in die braunen ästern, welchen eine so seltene Mischung von starrer Milde bster Schärfe eigen war. Mit der ganzen Schärfe ausge- flogen sie jetzt im Kreise umher, als wäre der Mann erst aus dem Schlafe aufgewacht. So sehr beschäftigte sich's, dieser Kapuziner Vater Joseph die muthvolle Ergänzung des als war für alles, was tatsächliche Handlung betraf und ichtliches Wagniß.

Inzwischen erringt die soldatische und doch dabei diplo- che Energie des Grafen Nassau, welcher ein Befehl Königs zu Hilfe kommt, den gewünschten Erfolg.

Ebenso scharf beleuchtet wie die Gestalt Richelieu's treten auch die andern Gestalten in der rasch wechselnden Bewe- gung und Gegenbewegung dieser Handlung hervor, bis auf die kokette Herzogin von Aiguillon, die im Mäglig diesen Szenen beivohnt, dem Dattel auf seinen Wunsch das Schreibzeug herbeiholt und, ihrer schönen Arme und Bäfte vollkommen bewußt, „es nicht vergißt, im Herzu- tragen des Schreibmaterials den Arm hoch zu heben und sich am Bette seitwärts niederzubiegen, sodaß ihr weißes Nachigewand den lebensvollen weißen Arm und Busen einigermaßen, also doppelt lockend freigab“. „Wenn diese Kriegsfente in der Gegenwart Bernhards von seinen Rei- zen murmeln — dachte sie —, so ist auch dies ein Reiz- mittel.“ Es ist dies die eine der beiden weiblichen Ge- stalten, die sich um Herzog-Bernhard gruppieren, und zwar sein böser Engel, die Sirene, die ihn in ihre Netze locken und fangen will im Interesse der Richelieu'schen Politik. Die kokette, üppige Frauengestalt wird zwar glänzend ein- geführt, im ganzen aber zu skizzenhaft gehalten — nament- lich verschwindet sie in der zweiten Hälfte des Romans fast gänzlich. Ein ferneres Eingreifen in die Handlung und eine Vertiefung des Charakters nach der dämonischen Seite hin wäre wünschenswerth gewesen, vielleicht wün- schenswerther, als das Wiederauftauchen einer alten Be- kannten, der Admilla von Loß, deren Betheiligung an den Verwicklungen des Romans doch eine erfolglose bleibt.

Das Gegenbild zur Herzogin von Aiguillon bildet Marguerite von Rohan, eine echt weibliche Erscheinung, Bernhards guter Engel. Die erwachende Liebe des Her- zogs zu ihr, wie ihre Gegenliebe, ist mit vieler Zartheit geschildert. Doch im ganzen hat der Charakter des Mäd- chens etwas anmuthig Schwebendes, es fehlt ihm der feste Boden zu seiner Bewährung. Auch die Liebesituationen fließen uns keine Spannung ein. Das psychologische In- teresse aber weilt weniger bei dem schönen Mädchen als bei dem wadern Kriegermann, dem so spät noch eine edle und reine Liebe das Herz erfüllt.

Von alten Bekannten finden wir in dem Roman Norbert Nitzlau und Hans von Starckhüdel wieder, so- wie den Bartholomäus und Rebarbo. Ueber den jungen Helben des zweiten Theils, Leo, erhalten wir nur eine gelegentliche flüchtige Mittheilung. Der schüchternste Diet- rich von Groot, der sich uns zuerst auf durchgehendem Pferde präsentiert, ist eine Copie Leo's. Doch findet die treffliche Schilderung des Kanonenfiebers im „Walbstein“ hier keinen Pendant. Wir erfahren nur im allgemeinen, wie Dietrich sich in der Schule des Kriegs stählt und zum tapfern Helben heranbildet. Dietrich, sowie Vater und Mut- ter und alles, was mit der schwedischen Gesandtschaft in Ver- bindung tritt, erscheint im ganzen in einer mehr genre- bißlichen Beleuchtung. Es ist die Idylle, die mit Herrn Dietrich spazieren geritten wird, mit ihm in den Mar- schallen auf Pferderaub ausgeht, auf dem Markte hübs- chen Mädchen nachläuft und mit Mama und Papa in stiller Häuslichkeit verkehrt. Auch der Papa, ein so be- rühmter Staatsmann und Gelehrter er war, ist etwas matt beleuchtet. Doch gegenüber der damaligen Praxis des



Staatsrecht mußte ein Theoretiker desselben wie Hugo Grotius in der That einen sehr idyllischen Eindruck machen.

Von den übrigen Gestalten treten der alte ritterliche Herzog von Rohan und der jesuitische Giftdoctor Blaudini noch am meisten hervor. Dagegen ist der wilde Johann von Wörth, Bernhard's furchtbarster Gegner, wol allzu stillgestanden behandelt. Diese prächtige Figur hätte dem Roman mannichfachen pikanten Stoff geboten, wenn sie von dem Dichter nicht so beiläufig eingeführt und wieder entlassen wäre. Man lese in Barthold's „Deutschem Krieg“ die Beschreibung der Gefangenschaft Johann von Wörth's in Paris und man wird bedauern, daß diese Fülle anekdotischen Materials unbenutzt geblieben ist.

Im zweiten Bande des Romans ist, wie schon erwähnt, nicht überall die rechte epische Ruhe vorhanden, das Gemälde wird oft durch bunt sich ablösende Skizzen ersetzt. Gleichwol finden sich auch hier Tableaux, in denen die Gestalten das kernhaft frischeste Leben athmen und die Gruppierung meisterhaft ist, wie die Vergiftungsscene im Mandelbaum zu Pontarlier.

Der Stil in „Herzog Bernhard“ ist ebenso gefeilt und gebiegen wie in den beiden ersten Büchern des Romans, der sich gerade durch die Vorzüge epischer Darstellung von den historischen Fabrikromanen unterscheidet. Wol möchte man oft dem Ganzen mehr Feuer, Glut, Leidenschaft, mehr Wildheit und brennende Beleuchtung wünschen, doch gerade die Kühle und Gelassenheit der Darstellung wahret das epische Gleichmaß. Als Eigenthümlichkeit des ganzen Werks mag noch hervorgehoben werden, daß die Behandlung der großen Haupt- und Staatsactionen eine historisch-pragmatische ist, und die Charakteristik fast durchweg auf physiologische und pathologische Elemente zurückgeführt wird. Im „Herzog Bernhard“ namentlich haben wir es wol zu viel mit der Apothese zu thun, deshalb fehlt dem Roman im ganzen der ideale Zug, der Hauch der Begeisterung. Doch in Bezug auf Tüchtigkeit, Bestimmtheit und Klarheit der Darstellung, welche eine Reihe der lebensvollsten Gemälde aus jener Zeit entrollt, auf Sicherheit der Motivierung, auf künstlerische Pflege der Form nimmt der Roman einen hohen Rang ein unter der gleichzeitigen Production.

Der neueste eben ausbrechende „deutsche Krieg“ mag vielleicht das Interesse an dem Spiegelbild einer Vergangenheit erhöhen, welche uns ebenfalls die deutschen Stämme im blutigen Zwiespalt zeigt. So hat jedes Jahrhundert der Neuzeit seinen „deutschen Krieg“ — das 17. den Dreißigjährigen, das 18. den Siebenjährigen und das 19. den jetzigen. An Analogien zwischen diesen Kriegen fehlt es nicht. Jedenfalls wird der Ernst der Zeit den Sinn für die Geschichte und den echten historischen Roman erwecken, der sich allerdings von der Geschichtsklitterung der Memoirenromane wesentlich unterscheidet.

Rudolf Gottschall.

### Vom Böhertisch.

1. Ueber die Freiheit des Menschen. Ein Vortrag an die philosophische von Witz zum Kanisch. Prag, den 1866. Gr. 8. 20 Bgr.

Vorliegende Schrift entspringt aus dem Geiste des Fatalismus der modernen Naturwissenschaften und Speculation, welche die Welt in einem functionellen Causalzusammenhang begreifen wollen, zu extrinsecen wenigstens für das sittliche Leben ein Stiel zu dem allgemeinen Schiffbruch zu retten. Der Vortrag nimmt seinen Weg durch die Vorposten der Weltanschauung, indem er unter der Regide der Erbsünde und Glaubenswahrheiten den Materialismus der Erbsünde und Sensualisten, den halben und ganzen Pantheismus, den Determinismus der mechanischen Psychologie auf Wege zu räumen bemüht ist, um für eine feste Construction der Welt aus dem absoluten Willen der darin intendierten menschlichen Freiheit freies zu gewinnen. Der Materialismus wird zum Theil Loge'schen Argumenten angefochten; der Verfasser ihn jedoch bei seiner starken Seite, wenn er die Bewegungen als Grundlage geistiger Erscheinungen wirkt, da der Materialist die chemisch-physikalischen Prozesse, aus denen er Leben und Denken entstehen keineswegs identisch mit Leben und Denken selbst zu genügt ist, so wenig wie Wärme oder Electricität, den sie hervorruhenden Molecularbewegungen; da hätte der Verfasser als Schwäche dieses einseitigen Determinismus rügen können, daß er die von dem productiven Vorgängen abweichende Constitution des Denkens annehmen zögert. Nicht minder fehlt geht der Fies mechanisch-physiologischen Determinismus des Herbart'schen Systems, dem der Verfasser mit Unrecht Unverträglichkeit mit freier Sittlichkeit vorwirft. Einmal wird in dem System eine Idee der innern Freiheit gelehrt, welche Harmonie zwischen Willen und Wollen darstellt. Dann schließt die functionäre Stellung des Willens den Vorstellungsverlauf noch nicht aus, daß dieser Vorstellungsverlauf selbst wieder seine Gesetze daher entlehne, so Herbart der Grund der Sittlichkeit zu suchen ist, so aus der ästhetischen Construction unseres Wesens, sowie die Kenntniß der Natur diese beherrschen legt die ihr innewohnenden Gesetze, so hebt uns auch die Kenntniß der unsern geistigen Zustand beherrschenden Nothwendigkeit über diese empor, und der Werth dieser Erkenntniß wird doch dadurch nicht aufgehoben, daß sie selbst das Product dieser Nothwendigkeit ist. Doch wir wollen den Verfasser gewähren lassen und hören, wie er seine Ansicht in dieser Controverse formuliert. Dicht geht hin, daß unter Freiheit das Vermögen eines Wesens verstehen sei, „den Inhalt seiner Thätigkeit durch die Thätigkeit angestrebte Ziel schlechthin selbst festzustellen“. Hierauf folgt sogleich die Unterscheidung zwischen absoluter und creatürlicher Freiheit. Letztere beschränkt sich darauf, „unter gegebenen Umständen jedes einzelne mit Ausschluß der übrigen festsetzen zum Zielpunkt des Strebens machen zu können“.

so noch der menschliche Wille als letzte Causalität, absoluter Anfangspunkt einer möglichen Reihe des gehens auftreten könnte, muß sich der Verfasser im End auf den Requiescimus, der für eine freie Entzweiung ein absolutes Gleichgewicht zweier entgegengesetzter Möglichkeiten fordert, das Geständniß entwinden, daß der Wille das vorgezogene Object insofern besonders Interesses wählen müsse. So ist aber Interesse im letzten Grunde der Dirigent des Willens und dieser bei aller scheinbaren „Freiheit, sich zu strecken“ doch von den im Subject liegenden Voraussetzungen des Behagens und Mißbehagens abhängig. Aber der Verfasser sagt selbst, daß seine „Idee der Freiheit“ eine Idee ist, weil diese die Forderung in sich schließt, das einmal vom freien Willen gesetzte Ziel festgehalten zu werden, wolle er sich nicht selbst widersprechen und benehmen. Diese geforderte Entschiedenheit des Willens ist in der That, wie sich der Verfasser gestehen muß, wipischen Menschen so wenig zu finden, als die Herrschaft des radical Bösen wegzuleugnen sei. Zur Lösung dieses bestürzenden Thatfachen enthaltenen Problems der Verfasser zu den Hülfsbegriffen des absoluten Willens und seiner Teleologie, der Erbschuld und der Sühne. Diese leitet der Verfasser von einem mythologischen Abfalle des ersten Menschen von Gott ab, der in Befolgung seiner selbst und der Natur durch freie Begeisterung des eigenen Willens an den des Schöpfers beizutreten hätte. Diese Disharmonie hätte aber unfehlbar Ermüdung des Menschen mit sich geführt, wäre anzunehmen, daß ein ursprüngliches Verdienst von der Seite Gottes die Erlösung gesichert habe. So lebe der Mensch unter der Herrschaft der durch seine That erschafften Natur in seinen Nachkommen in zwischen Gut und Böse oszillirenden Zustande, der die Möglichkeit enthalte, durch fortwährende Uebung ständiger Entschiedenheit des Willens und so zur Vereinigung mit Gott vorzudringen, womit auch die Nothwendigkeit der persönlichen Fortdauer im Tode gegeben sei. Das Object, für das sich der menschliche Wille entscheiden soll, sei demnach die göttliche Bestimmung, aus deren Erkennung und freier Annahme Wahrhaftigkeit, Demuth, Gehorsam entspringen, welche bereiten das Ideal der Sittlichkeit machen. Durch das Gewissen seien wir in einem Nexus mit der Gottheit, welche uns hier ihren Verstande. So weit der Verfasser. In Bezug auf ganze Ausführung, welche auf den angegebenen so plausibeln Hülfsbegriffen sich fortbewegt, philosophischerseits nur der Nachweis ihrer Nothwendigkeit fordern; fast müßte man bei dem modernen Bewußtsein sich beruhigen, welches die Sittlichkeit auf fremdes Gebot hin, sondern um ihres eigenen Werthes willen festhält. Aber auch selbst auf nachschlagenden Wege hat der Verfasser nicht verachzumeisen, daß es eine Freiheit in dem von ihm im Sinne gebe, sondern er supponirt nur, daß es die am Anfang aller Dinge, bevor der Stamm-

vater unsers Geschlechts ihrer durch Mißbrauch verlorst gegangen sei, gegeben habe, und liefert dadurch gegen sein Vorhaben einen Beitrag zur Erhärtung jenes von ihm angegriffenen Determinismus, wonach der Wille ein Product psychischer Vorgänge ist. So schätzenswerth übrigens die Wiederaufnahme speculativer Probleme ist, so sehr muß man sich im philosophischen Denken vor theologischen Brücken hüten, wodurch die Philosophie nur lahm, die Theologie nicht gerader wird.

2. Ueber die Freiheit der Wissenschaft. Rede gehalten zum Antritt von J. D. Benig. Innsbruck, Wagner. 1866. Gr. 8. 6 Rgr.

Ein neuer Commentar zu einem alten Text, der von dem Kampfe der Kirche mit dem Zeitgeist handelt. Der Verfasser versichert uns zwar, es sei ein Irrthum zu glauben, daß die Theologie der wahren Wissenschaft und den echt wissenschaftlichen Bestrebungen feindlich gegenüberstehe, behält sich jedoch die Entscheidung darüber vor, welche Bestrebungen die wahren und echt wissenschaftlichen seien, und bemüht sich nachzuweisen, daß die Wissenschaft weder voraussetzungslos sei, da sie eine Grundthatfache, die des Bewußtseins, eine Grundwahrheit, die des Identitätsfalsches, und eine Grundbedingung, die denkende Natur des Geistes, verlange; noch auch sei sie unendlich und autonom, weil beides dem Wesen menschlicher Erkenntniß und der Creatürlichkeit des Geistes widerstreite; während so die innern Grenzen der Wissenschaft gezogen seien, ergäben sich laut wissenschaftlicher Consequenz die äußern Grenzen derselben gegen die von anderer Seite her gültigen Wahrheiten des Gewissens und Glaubens, der sich übrigens auch philosophisch aus dem obersten Begriff der Gottheit feststellen ließe. So gelangt der Verfasser zum Schlusse, daß die Wissenschaft an die Kirchmauern gebunden, wenigstens innerhalb derselben völlig frei sei. Quod erat demonstrandum. Man sieht, der Jude wird auf alle Fälle verbrannt, nur will man ihn diesmal mit Logik auf den Scheiterhaufen bringen. Tragisch ist nur, daß der Geist einer deutschen Universität in solcher Repräsentation erscheint.

3. Ueber die nationale Entwicklung und Bedeutung der Naturwissenschaften. Rede gehalten in der zweiten allgemeinen Sitzung der Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Hannover am 20. September 1865. Von Rudolf Virchow. Berlin, A. Hirschwald. 1865. 8. 8 Rgr.

Diese Schrift enthält das Schibboleth moderner Forschung: das Denken ohne Autorität, das eine Errungenschaft deutschen Geistes gegenüber der ultramontanen Knechtung und dem steifen französischen Wesen in der Wissenschaft ist. Der stillosch ernste Charakter des deutschen Volks drückt sich auch in seiner Forschung aus, und diese freie Forschung wirkt nun ihrerseits auf seine stillosche Befreiung zurück. Schon beginnt die naturwissenschaftliche Methode unsere gesammte Anschauungsweise zu durchziehen: so ist die Volkswirtschaft eine bloße Anwendung der Naturwissenschaft auf das unmittelbare Leben des Volks; in der Industrie, Technik und im gewöhnlichen Leben des Handwerkers stellt sie einen gemeinsamen Denkboden her; durch ihre Methode

gehalten sich die geschichtliche, philologische und philosophische Forschung gleichartiger; sogar die Schulen, der Grundbau der Zukunft, sind trotz Etiehl'scher Regulative von den Naturwissenschaften durchsetzt. Nach diesen Früchten einer fünfzigjährigen Entwicklung der Naturwissenschaften lassen sich an die nächsten fünfzig die größten Erwartungen sowohl für die materielle Wohlfahrt als auch für die strenge moralische, wahrhaftige Entwicklung des Geistes deutscher Nation knüpfen. Die Rede schließt mit der Mahnung an die Genossen, den Zusammenhang mit der Nation durch unmittelbaren Verkehr mit dem Volke in allgemeinen Vorträgen zu pflegen, und dann innerhalb der Gelehrtenrepublik die Zerspaltung der Fächer durch gegenseitigen Austausch und gemeinsame Discussion zu verhüten.

4. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rudolf Virchow und F. von Holtendorff. Erstes Heft: Ueber Hünengräber und Pfahlbauten. Nach zwei Vorträgen im Saale des Berliner Handwerkervereins gehalten am 14. und 18. December 1865 von Rudolf Virchow. Zweites Heft: Ueber die Bedeutung und Fortschritte des modernen Völkerrechts. Von J. E. Bluntschli. Berlin, Lüderitz. 1866. Gr. 8. 15 Ngr.

Es liegen uns hier die ersten Hefte eines Unternehmens vor, welches dem Bedürfnis der arbeitenden Klassen nach einem die wichtigsten Ergebnisse der heutigen Wissenschaft gemeinverständlich erschließenden Unterricht entgegenzukommen bestimmt ist. Es sollen unter Zuziehung der bewährtesten Kräfte in 24 jährlichen Heften Vorträge einmal naturwissenschaftlichen, ferner staatswissenschaftlich-geschichtlichen und volkswirtschaftlichen Inhalts, jedoch mit Ausschluß aller politischen und kirchlichen Parteifragen der Gegenwart, in ansprechender Darstellung ohne Beeinträchtigung der strengen Methode, zur Veröffentlichung gelangen. Diesem im Interesse der Volksbildung willkommen zu heißen Programm wird in den vorliegenden Heften in trefflicher Weise nachgekommen. Im ersten führt uns der vielbewährte Mann des Volkes und der Wissenschaft, Rudolf Virchow, in die Urgeschichte unsers Geschlechts ein, welche das scharfe Forscherauge aus den in die Tiefen der Gräber und Gewässer versenkten und versunkenen Resten einer vorzeitlichen Cultur abgelesen hat. Demzufolge läßt sich der Bildungsfortschritt der uns vorausgegangenen Generationen an die sich folgendweis bedingenden Perioden der Stein-, Bronze- und Eisenzeit, so genannt nach dem vorzugsweise benutzten Arbeitsmaterial, anknüpfen. Auch hieran zeige sich, schließt Virchow, gegenüber der auf ein goldenes Zeitalter zurückblickenden Sagen Geschichte, daß der Mensch nur im harten Kampf um das Dasein die Stufen des Fortschritts emporgestiegen sei.

Im folgenden Heft beleuchtet Bluntschli, der anerkannte Lehrer des Staatsrechts und der Politik, die Grundlagen und den Fortschritt des Völkerrechts, welches die Beziehungen der als Personen gefaßten Staaten zueinander zu regeln hat. Gegenüber den Bedenken, welche die Existenz des Völkerrechts, weil es ihm an gesetzlicher Autorität und wirksamem Schutz fehle, in nicht ganz unge-

rechtfertigter Weise anzweifeln, ist an dem Buche Völler festzuhalten, worin sich trotz aller kläglichster Fortschritt des internationalen Rechts nachweisen lasse. Zunächst habe sich das Völkerrecht religiöser Befangenheit befreit, indem sein allgemeiner Charakter in dem seit dem Pariser Congreß 1856 durchgebrungenen Satz sich Anerkennung erlangt, „daß der religiöse Glaube die Rechtspflicht weder noch hindere“. Seine Schranken erkennt das Völkerrecht in der Souveränität der Staaten, welche die Vermischung eines fremden Staats in die innere Freiheit eines andern ausschließt. Nur in Bezug auf die Schiedsgerichtsbarkeit hat sich das Selbstbestimmungsrecht der Völker fügen müssen dem hoffentlich bald völkerrechtlich geregelten Satz: „Die Sklaverei ist im Widerspruch mit dem Recht der menschlichen Natur und mit dem Bewußtsein der Menschheit; es gibt kein Eigentum Menschen am Menschen.“ In seinen Anfängen ist auch der völkerrechtliche Schutz der Religion gegen grausame Verfolgung und Unterdrückung durch Fanatismus anderer vom Staate bevorzugten Religionen. Einen persönlichen Ausdruck und eine friedliche Repräsentation erhält das Völkerrecht durch die Gesandtschaften in den verschiedenen Hauptstädten, den friedlichen Verkehr der Nationen dient auch die Einrichtung des Consulats, welches die Interessen der Bürger in fremden Ländern zu wahren und den ihnen gebührenden Rechtsschutz auch in der Ferne wirksam zu machen. Auch sind die Zustände der Fremden durch die Siege des Völkerrechts sehr verbessert worden, wie in den civilisirten Staaten in den wichtigsten Zweigen des Privatrechts und Verkehrs den Einwohnern gestellt sind. Für die internationale Beugung der Völker haben die beiden wichtigen Sätze feste Begriffe: „Kein Staat hat eine besondere Seeherrschaft über die offene See.“ „Die untereinander verbundenen Völker der freien Schifffahrt aller Nationen offen.“ In auf die Stromschifffahrt sind nur diejenigen Gesetze gegeben worden, welche mehrere Staaten durch Streitfälle zwischen Staaten strebt das Völkerrecht Schiedsgerichte schlichten zu lassen, ohne hierin den frommen Wunsch hinausgekommen zu sein, auch der Krieg hat durch einen Fortschritt des neuen Rechtsbewußtseins eine mildere Gestalt angenommen, indem der Grundgedanke klar wurde, daß der Streit der Staaten, keineswegs ein Streit mit Privaten sei. Demzufolge dauert selbst für alles Privatrecht das Friedensverhältnis fort, wird ein Unterschied zwischen öffentlichem und Privatrecht festgehalten. Nur im Seekriege hat sich das bürgerliche Völkerrecht erhalten; aber auch hierin hat die erwähnte Pariser Congreß Ermäßigungen getroffen, Abschaffung der Kaperei, durch die Bestimmungen des Pariser Congreßes für die Schiffe in den feindlichen Häfen zugleich wurde festgesetzt, daß die neutralen Schiffe feindliche Waare nicht, mit Ausnahme der Lebensmittel, aufnehmen dürfen. Schließlich ist durch das seit einem Jahr-

vert ausgebildete Neutralitätsrecht der friedlichen Staaten die Milderung der Kriegsübel durch Localisation anhat worden. Aus allen angeführten Momenten erheben sich die großen Fortschritte des Völkerrechts in der Zeit, wodurch es allmählich seiner Bestimmung seinem Ende, dem humanen Weltrecht, entgegenste.

Die eben skizzirten Aufsätze sind hervorragend durch übersichtliche Gliederung des Stoffs, welcher historisch innen wird und durch stete Beziehung auf die Bedingungen des nationalen und menschlichen Fortschritts Leben und Wärme gewinnt.

Darwin's Lehre und die Specification. Von Ernst Haeckel. Hamburg, D. Meißner. 1865. 8. 7½ Ngr.

Diese Broschüre kämpft gegen das Vorurtheil von der Gleichheit der Arten in der Natur und statuirte hingegen mehr oder weniger im Anschluß an Darwin — das Fehlen von Formtrieben, welche, obwohl an die Disposition im Samen gebunden, durch Veränderung Lebensbedingungen jene Differenzen erzeugen, die nur der Klassenbildenden Verstand als ursprünglich nicht zugehörige Varietäten gegeneinander abgrenzt. Der Verfasser verwirft demnach alle bisherigen Classificationen beschreibenden Naturwissenschaften, weil sie mehr eine logische Abstraction, denn ein Bild wirklicher Thätigkeit seien.

Das Leben und die todte Natur. Eine Streitschrift gegen die materialistischen Anschauungen vom Leben, insbesondere gegen die bezüglichen Lehren Virchow's, vom naturwissenschaftlichen Standpunkte. Von Ludwig Hentsche. Stuttgart, Wigand. 1866. 8. 10 Ngr.

Eher ein Pamphlet als eine Streitschrift zu nennen, eher ein Panegyricus für Schulz-Schulzenstein als naturwissenschaftliche Untersuchung. Bevor jedoch der Verfasser über die emsigen Bemühungen der neuen Hygieneschule, über Maß, Zahl und Gewicht, über die Lyse des Todes zur Erklärung des Lebens, die Rede pflegt, wäre es rathsam gewesen, daß er in einen den arggeschmähten chemischen Rücken mehr hineinschritte.

Demosthenes und die Redefreiheit im athenischen Staat. Historische Studie von Ferdinand Schulz. Berlin, Uderig. 1866. Gr. 8. 5 Ngr.

Ein Stück Geschichte der öffentlichen Verfassbarkeit nach politischen Voraussetzungen und Einwirkungen, mit Verweis auf das Ideal des politischen Redners in der Person des Demosthenes und greifbaren Zusammenhängen auf heutige Verfassungsleben. Gefällige Zusammenstellung Theil pilanter Notizen macht das Schriftchen lesbar.

Zur Kritik der Geschichte des Kaisers Liberius. Mit besonderer Berücksichtigung der Lebensbeschreibung desselben von L. Stahr. Von Eduard Pasch. Altenburg, Pierer. 1866. Gr. 8. 24 Ngr.

Eine durchweg auf Quellenkunde fußende und würdige Widerlegung der Stahr'schen Beschönigungen in der Darstellung geschichtlicher Charaktere. Während Stahr

in seinem „Liberius“ diesem auf Kosten des Tacitus von Haus aus ein edles Gemüth vindicirt, das im hohen Alter durch äußere Umstände verbüßert und zur Unmenschlichkeit verleitet worden sei, entwirft Pasch, indem er Stahr's Argumenten Schritt für Schritt folgt, eine ganz entgegengesetzte, auch der Taciteischen an psychologischer Tiefe weit überlegene Charakteristik des Claudius, wonach dieser als ein für die Menschheit von vornherein kalter, berechnender Geist erscheint, dessen Lebensziel einzig und allein die Herrschaft und, nachdem er sie durch irgendwelche Mittel errungen und durch irgendwelche Mittel befestigt, ihre Vererbung auf den Träger seines Namens und damit die eigene Fortdauer in der Geschichte war. Nachdem aber durch den Verrath seines Vertrauten Sejan dieser Zweck zerstört worden war, verkehrte sich seine Menschenverachtung in Menschenhaß, der ihn zu einer Handlungsweise trieb, welche ihre Devise in den Worten: „Nach mir mag die Welt in Flammen aufgehen“, fand. Pasch's Darstellung gibt bei aller Trodenheit und sach- und zweckgemäßen Beschränkung die Klar umrissenen und wahr motivirten Züge einer erschreckenden und ergreifenden Fürstentragedie.

9. Anacharsis Clootz. Ein historisches Bild aus der Französischen Revolution von 1789. Dargestellt von Karl Richter. Berlin, Springer. 1865. 8. 12 Ngr.

Ein preussischer Baron, der in den heißen Tagen der großen Französischen Revolution als Vorkämpfer der Vernunftreligion und Menschenheitsrepublik im Nationalconvent und im Salon eine vielfach bespottete, aber bei aller Ueberspanntheit viel Kerniges vertretende Rolle spielte, wird uns hier in seiner ganzen intellektuellen und Charakterentwicklung, von den Einflüssen seines Onkels, des berühmten Historikers de Pauw, an bis zum Gang auf die Guillotine, vorgeführt. Das Werkchen ist das zweite des Autors, worin deutsche Männer in der Französischen Revolution geschildert werden — das erste behandelte Schiller und seine „Räuber“ in derselben — und mag in diesem Sinne und vornehmlich durch Analyse der wenig bekannten Schriften des „Orateur du genre humain“ interessant erscheinen.

10. Chevalier Viktor von Sibelin. Ein Beitrag zur Geschichte des Schreckentages den 10. August 1792. Von J. Amiet. Mit einem Anhang, enthaltend die Originalberichte der Gardeoffiziere V. von Sibelin und A. von Glunz, und Sibelin's Mittheilungen aus den Jahren 1798 und 1814. Bern, Haller. 1865. 8. 14 Ngr.

Ein literarisches Denkmal für einen jener tapfern Handknechte, welche die letzten Fesseln des Königsmantels mit ihren Leibern deckten. Sibelin, ein Offizier der berühmten Gardes Suisses Ludwig's XVI., focht am 10. August im Jahre 1 vor Gründung der Republik in den Tuileries gegen die heranstürmenden Pariser, schlug sich dann mit vielem Verlust zum Sitzungssaal der Assemblée nationale durch, wohin man den König mittlerweile entführt hatte, streckte jedoch auf Ordre des unglücklichen Fürsten die Waffen, vor denen die tapfern Deputirten sich bereits zu den Fenstern geflüchtet hatten. Nach dieser

Katastrophe räumte Gibelin unter unglaublichen Drangsalen den fremden Boden und wirkte als Soldat und Staatsmann in seiner Heimat Solothurn bis zu seinem Tode, der in seinem zweiundfünfzigsten Jahre 1853 erfolgte. Seine Abenteuer sind zu lesen im „Memoire du chevalier de Gibelin sur les événements du 10 août 1792“, zu dem als Ergänzung eine „Relation sur la journée du 10 août 1792 de mon ami et compagnon d'armes, le chevalier Glutz, alors aide-major, de service avec moi au château des Tuileries“ angefügt ist. Beide Denkschriften hat der Herausgeber in eine besondere Erzählung verwebt, welche außer genealogischen Daten und kurzen biographischen Notizen und einigen weltbekannten Raisonnements über den Ursprung und Verlauf der Französischen Revolution nichts wesentlich anderes als die darauffolgenden Memoires enthält, höchstens noch eine Apotheose der Schweiz im allgemeinen und der schweizer Treue insbesondere, welche der Inbegriff aller menschlichen Tugenden ist.

11. Zur Frage über die Herkunft der Sachsen in Siebenbürgen. Für Männer und Freunde siebenbürgischer Landeskunde. Von Johann Karl Schaller. Zweite verbesserte Auflage. Prag, Credner. 1866. 8. 12 Ngr.

Der langen Rede kurzer Sinn ist, daß die deutsche Insel, welche seit sieben Jahrhunderten in Siebenbürgen steht, ihren Urstod wahrscheinlich am Niederrhein zu suchen habe. Einiges aus der Sprache, einiges aus den Sagen, Märchen und Sprichwörtern, einiges aus Sitten und Gebräuchen der transilvanischen Landeskunde wird mit Verzicht auf völligen Erweis in Parallele gebracht. Das literarische Material, worauf in den Anmerkungen Bezug genommen wird, dürfte das Werthvollste daran sein. Nur

eine den verschlagenen Brudersinn trefflich zeichnende Notiz wollen wir hervorheben:

Wäre es nun einem (durch den frei weibenden Gemeinderath) Geschädigten eingefallen, zu dem Harnen (Sanne, Sann = Hunderter) seines Ortes zu gehen und, nachdem die „Gerechtigkeit“ auf den Tisch gelegt, zu sagen: Herr der Haus, ich habe ein Viertel Land, von welchem der Kirche jährlich eine Mierze (slowisch: Meze) als Wäddem geben muß; nun ist aber der Garten gekommen und hat mir alles zertreten; so würde ihn der Ortsvorstand zuerst gefragt haben: „Was für ein Brandzeichen hatte der Garten?“ — „Das unsers Dorfs“, wäre die Antwort gewesen. „Wunderbarlich! Bruder Merren!“ hätte der Dorfsvorstand darauf gesagt, „Ihr seid doch unter uns geboren und aufgewachsen, und wisset doch nicht, daß der Gemeinderath wissen darf, wo er Laß hat. Frommannsohn (= Fraumenschsohn), Brauch ist Brauch, und Gewohnheit Gewohnheit. Ihr wart doch dabei, als neulich der verscharrte Gatterthausen (= Grenzhausen) gegen unser Nachbarthaus aufgeworfen wurde? Wurde mein Hans nicht auf den fertigen Hügel gelegt und geklopft? Meint Ihr etwa, das hätte mir nicht wehe gethan? Allein ich besann mich und dachte: Nun hält er's im Sinne, wo das Gefährde ist, und wir's, wenn es noththut, bezugen. Und wenn Ihr in die Stadt geht am Wochenmarkt, ist es Euch nicht oft schwer, keine Frucht kaufen zu dürfen, solange das Hähnlein auf dem Platz steht? Oder wie Ihr neulich Eurer Tochter Neunzehn Hochzeit macht, hättet Ihr nicht dem Herrn Pfarrer statt zwei Braten lieber nur einen, und statt zwei Maß Wein lieber nur eins zur Gbär geschickt? Allein dürft Ihr murren gegen das, was unser Vater verordnet haben?“

Der Verleger fügt der Schrift ein dankenswerthes Verzeichniß aller über Siebenbürgen erschienenen Werke als „Bibliotheca Transsilvanica“ an, welchem er einen Aufruf an Deutsche zur Einwanderung in das asiatische Eldorado vorausschickt, ohne zu bedenken, daß das Feuerschwert des Absolutismus kein sehr einladendes Aushängeschild ist.

## Feuilleton.

### Literarische Plandereien.

Eine Nachricht vom Kriegerdenkmal ruft uns die Erinnerung an einen der talentvollsten Dichter zurück, dem das Schicksal freilich nicht vergünnt hat, sein Talent aus verheißungsvollen Anfängen zur Blüte zu entwickeln.

Zu dem Treffen bei Oswiecim (28. Juni), wo das Stollberg'sche Freicorps den von österreichischer Uebermacht gedeckten Bahnhof vergeblich zu erstürmen suchte, wurde Hauptmann Graf Königsmarck vom 62. Infanterieregiment schwer verwundet. Er starb bald darauf in Pless an seinen Wunden, ohne daß sein sehnlichster Wunsch in Erfüllung gegangen wäre, seine Gattin noch einmal zu sehen. Telegraphisch herbeigerufen, kam sie zu spät und konnte nur noch dem Leichenbegängniß beiwohnen, bei welchem der tapferen Krieger die Theilnahme des ganzen Städtchens zur letzten Ruhestätte geleitete.

Diese seine ihm erst seit fünf Monaten angetraute Gattin war die Witwe des Dichters Max Waldau (Georg Spiller von Pausenfeld), welche ihren ersten Gemahl in der Blüte seiner Jahre verloren und nach mehr als zehnjähriger Witwenrauer dem Grafen Königsmarck die Hand gereicht hatte, der jetzt gleich im ersten Jahre der Ehe den Tod auf dem Schlachtfelde starb.

Und schwebt die so schwer vom Schicksal Betroffene noch immer als die Gattin des Dichters vor, dessen begeisternde Muse sie anfangs, dessen treue Pflegerin sie später war. Denn die letzten Lebensjahre des jungen Poeten waren von dem empfand-

lichsten Nervenseiden heimgesucht, ehe ihn der Typhus dahintrassete. Max Waldau war, als er starb, noch nicht 30 Jahre alt; er hatte sein Alter für das Brodhaus'sche „Conversations-Repikon“ selbst nicht genau angegeben; er hatte sich um drei Jahre älter gemacht als er war. Nach dem Erscheinen seines Romans: „Nach der Natur“, war von der Kritik einstimmig die Welt- und Lebenskenntniß des unbekannten Artstodtraten und der außerordentliche Reichtum an vielseitiger Bildung gerühmt worden, der sich in diesem Werke aussprach. Der Autor fürchtete die Kritik werde ruhig werden, wenn er sich als einen Jüngling von 25 Jahren demaskirte, und aufhören, Vorzüge an ihm zu rühmen, welche mit seiner Jugend doch schwer vereinbar schienen. So corrigirte er selbst sein Geburtsjahr, aber indem er es zurückdatirte, im Gegentheil zu dem Correcturen welche in der Regel von den jugendlichen Schülern beliebt werden, namentlich wenn ihre Lebensjahre am Wendekreis der Krebses angekommen ist.

Es war in der That erstaunlich, welche Fülle von Kenntnissen der junge Dichter sich angeeignet — und gerade dieser Reichtum an Bildung ließ eine glänzende Entwicklung seines in frühlinglichen Talents mit Sicherheit voraussetzen. Unsere Sänger, denen „der Gesang gegeben“ und die da „singen, wie der Vogel singt“, halten es in der Regel nicht für nöthig, sich an Studien abzugeben; ja es gibt Kunstfänger, welche darin ein Entweichen ihrer selbstgenügsamen Kunst finden würden. Daß



so viel wässerige Lyrik, so viel schwindelartige Poesie, daher diese plüschenden Miniaturcascaden, denn die Poetlein fürchten, ein vollerer Strom könne ihre ganzen niedlichen Felspartien und Parkanlagen mit fortgeschwemmen. Sie wissen nicht, daß das Talent eine Urzelle ist, die sich erst zu Organismen aufbaut, wenn sie den reichen Stoff aus der Welt des Geistes und der Natur in sich aufnimmt. Man vergleiche Goethe, den Natur- und Kunstforscher, Schiller, den Historiker und Philosophen, mit den alten und neuen Sallust und Matthäson — man wird bald finden, worin der Unterschied zwischen unsterblicher und sterblicher Dichtung liegt.

Hauenschild konnte sich aber so reiche Bildung bei solcher Jugend nicht aneignen, ohne seine keineswegs kräftige Gesundheit zu gefährden. Schon seine etwas vorgebeugte Gestalt verräth ein inneres Leiden; er war herzkrank. Doch vergaß man dies bald über seinem lebensvollen, geistvollenden Wesen. Rammlich lag in seinem schönen Auge eine seltene Mischung von Tiefe und Schärfe, die das reichste innere Leben widerspiegelte, glühende Empfindung und zugleich eine durch und durch sehende Fortschritt. Es war das Auge des Genies!

Er hatte sich auf seinem Familiengut Tschödt bei Bauerwitz in Oberschlesien ganz in seine Studien und Dichtungen eingesponnen. Oft kam er wochenlang nicht aus dem Zimmer, wenn das Wetter schlecht war oder wenn er eine dringende Arbeit vorhatte. Hierzu kam, daß er liebte, des Nachts zu arbeiten, wie Schiller, und selten vor zwei oder drei Uhr zu Bette ging. Da erschienen ihm seine dichterischen Gestalten, die sanfte Cordula, die wilde Rahab, da vertiefte er sich in die Studien zu seinem „Jongleur“, der jedenfalls sein bedeutendstes Werk geworden wäre, aber, mit Ausnahme weniger Kapitel, nur im Kopfe fertig geworden war; da überlegte er die „Sirventes“ des Petrarca und zeigte damit ungeschärfte, in welchem Geiste er jenen historischen Roman geschrieben haben würde, gewiß in der Darstellungsweise des Walter Scott, aber mit jenem, der Reiz der sympathischen Pathos der Freiheit erfüllt, das die politischen Gefänge der Troubadours belebt; da plauderte er mit seinen Freunden, denn er war ein eifriger Briefschreiber, und seine Briefe waren nicht, wie es in unserer Zeit üblich ist, kurzathmige Geschäftsbriefe, sondern, wie in den frühern Zeiten der Literatur, freie Ergüsse von Inhalt und Geist, oft von Umfange großer Abhandlungen, und sie gehören wesentlich mit zur Bervollständigung seines literarischen Bildes.

Es bleibt zu bedauern, daß diese Briefe bis jetzt nicht gesammelt und herausgegeben worden sind. Im Nachlaß Leopold Scherers, der ihm seine eignen Werke zur Ausfertigung, zur Richtigstellung, ja selbst zu formeller Neugestaltung mitgetheilt hat, war Arbeit, der sich Hauenschild mit so vieler Pietät unterzog, daß sich eine beträchtliche Zahl dieser Briefe vorgefunden haben. Außerdem müssen Wurzach von Lannenberg in Wien, der dem Dichter am nächsten stand, Adolf Stahr, Fanny Leubold, Max Waldau's Verleger Campe in Hamburg, Maler Knappe u. a. im Besitze von zahlreichen Hauenschild'schen Briefen sein. Auch der Herausgeber d. Bl. hat einen werthvollen Beitrag an den Nachlaß des Freundes, von denen einzelne den Umfang von 16 Quartseiten erreichen, die alle sich meist auf gemein interessirende Stoffe der Literatur und auf Probleme des poetischen Schaffens beziehen und mit Geist und Humor und glänzenden Witz in seltener Weise angefüllt sind.

Wenn wir von dem Bahnhof zu Dwieritz und dem Kirchhof zu Pleß zu der Dichtergruft bei Bauerwitz gewandert sind, begleiten wir nur auf dieser schmerzvollen Wanderung von Grab zu Grab die vielgeprüfte, liebenswürdige Rosa von Hauenschild!

Der wärmsten Anerkennung haben sich Max Waldau's Arkhais von seitens eines Kritikers und Dichters zu erfreuen, der gegenwärtig wegen eines Gedichts von den preussischen Gerichten verurtheilt worden ist. Robert Prutz hat wegen des poetischen Mahnrufs: „Mai 1866“, auf der Anklagebank

in Stettin gesessen, es wurde wegen Majestätsbeleidigung und Schmähung der Anordnungen der Obrigkeit von dem Kreisgericht über ihn eine dreimonatliche Gefängnißstrafe verhängt. Der Dichter soll sich in einem glänzenden Vortrag von ebenso viel Feuer wie geistvoller Schärfe vertheidigt haben, und die Verhandlungen durch das Plaidoyer der Staatsanwaltschaft mit dem Angeklagten und der Vertheidigung sehr belebt gewesen sein. Prutz betraf sich darauf, daß sein Gedicht als ein Kunstwerk betrachtet werden müsse und als solches zu seinen besten und vielfach anerkannten Productionen gehöre. Proceß wegen Vergehen, welche mit Hilfe der Mufen begangen wurden, gehören in neuerer Zeit zu den Seltenheiten. Wir meinen, daß die Gerichte immerhin der poetischen Lizenz einige Nachsicht tragen könnten; denn nicht nur die Inspiration, auch die Nöthigung des Reims dictirt dem Dichter oft Wendungen in die Feder, vor denen sich ein Schriftsteller in ungebundener Rede besser zu hüten weiß. Ohne Frage verdanken einige Kraftstellen des Prutz'schen Gedichts, die vielleicht seine Verurtheilung um Folge hatten, ihren Ursprung dem dritten Reime der Terzinen, der, ohne als Schwierigkeit empfunden zu werden, doch dem Dichter einen verhängnißvollen Gedanken eingibt, der sich ihm durch poetische Energie einschmeichelt und, wenn er einmal da steht, schwer ersezen läßt. Die Dichter als wackere zu betrachten, ist überhaupt nicht mehr Mode, und wenn sie Prophezeiungen machen, verfallen sie der Staatsanwaltschaft!

## Bibliographie.

- Berthold, C., Die heilige Elisabeth von Thüringen. Ein episches Gedicht. Paderborn, Junfermann. 8. 1 Thlr.
- Clarus, F., Eine literarische Fasnacht oder Methode, wie ein gewissenhafter Polemiker wider die katholische Kirche Heiligenbilder zurecht macht. Paderborn, Junfermann. 8. 10 Ngr.
- Die Geheimnisse des sächsischen Cabinets. Ende 1745 bis Ende 1756. Archivarische Vorstudien für die Geschichte des siebenjährigen Krieges. 2ter Bd. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 7/4 Ngr.
- Partenfeld, A. v., Original-Unterhaltungs-Blätter vom Boden-See, der Roon- und Ost-See, aus allen Gauen Deutschlands und der Nachbar-Länder, für Belletristik, Poesie, Literatur etc. 1ter Jahrgang. Juli 1866 bis Juni 1867. 12 Nummern. Leipzig, Wieg. 8. 1 Thlr.
- Kasler, F., Ueber das Verhältnis der heidnischen und christlichen Ethik auf Grund einer Vergleichung des Ciceronianischen Buches „de officiis“ mit dem gleichnamigen des heil. Ambrosius. München, Franz. Lex.-8. 12 Ngr.
- Gopp, A., Congress der Berliner Dienstmädchen zur Erhaltung des freies. Ein geheimnißvolles Ereigniß, aus Licht gebracht. Berlin, C. Medicus. Gr. 8. 3/4 Ngr.
- Hudemann, Des Postwesen der römischen Kaiserzeit. 1ster Thl. Die äussere Geschichte desselben. Kiel, akadem. Buchh. Gr. 8. 8 Ngr.
- Jagor, F., Singapore-Malacca-Java. Reiseakten. Berlin, Springer. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Lehmman, J. F. G., Genealogie der Mörscher'schen Familie. Aus den noch darüber vorhandenen Acten und Urkunden gesammelt. Osnabrück. 8. 3/4 Ngr.
- Mangold, W., Der Römerbrief und die Anfänge der römischen Gemälde. Eine kritische Untersuchung. Marburg, Elwert. Gr. 8. 35 Ngr.
- Müller, W., Die Hohenzollern-Könige in der Kulturgeschichte. Nach den Quellen dargestellt. Frankfurt a. M., Bach. Lex.-8. 3 Thlr.
- Mugmüster, C. A., Unsere Lage. Ein erstes Wort an das deutsche Volk und seine Fürsten. Leipzig, Weidm. 8. 1 Ngr.
- Schiff, D., Das Tschereh-Pand. Novelle. Hamburg, F. W. G. E. Richter. 8. 20 Ngr.
- Schmidt-Weissenfeld, Finster Schloß und Miesel. Hundert Jahre französischer Geschichte in den Gefängnissen. Berlin, Seevogel. 8. 1 Thlr.
- Schultheß, B., Europäische Geschichtskalender. 6ter Jahrgang 1865. Würzburg, Beck. Gr. 8. 1 Thlr. 2/4 Ngr.
- Seyla, H., Die drei ersten Evangelien synoptisch zusammengestellt. Wiesbaden, Neudner. Lex.-8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Treitschke, F. v., Der Krieg und die Bundesreform. Berlin, O. Reimer. Gr. 8. 8 Ngr.
- Wackerungel, W., Sechsa Bruchstücke einer Nibelungenhandschrift aus der mittelalterlichen Sammlung zu Basel. Basel, Georg. Gr. 4. 16 Ngr.
- Unsere Waffen — unsere Hoffnung. Ein Wort der Zukunft für das preussische Volk, eine Mahnung beim übermüthigen Selbst. Von einem preussischen Soldaten. Berlin, Weg. Gr. 8. 6 Ngr.
- Wagner, F., Bilder und Klänge vom Leysenstee. München, Franz. 16. 12 Ngr.
- Zwiesack verloren. Von der Verfasserin der „Edeligen Habsella“, Nina v. c. Autorisierte deutsche Uebersetzung von E. v. Wilschowski. 2te Aufl. Cassel, J. G. Neuhardt. 8. 3 Ngr.
- Zeitung aus und über Utopia. Hamburg, Börsen u. Geldver. Gr. 8. 6 Ngr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Forst- und Jagdwissenschaft.

Windell, George Franz Dietrich aus dem. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Eschubi. Mit 20 Tierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

Berg, Karl Heinrich Edmund von. Die Staatsforstwirtschaftslehre. Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jesler, Friedrich Ernst. Die kleine Jagd. Zum Gebrauche angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von E. S. C. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

Püschel, Alfred. Kurzgefaßte Forst-Encyclopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstafeln, Winkelmesser und Planimeter. Für Forsttagatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinandersehungsbewerke, Geometer u. s. w. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler. Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung. Reicht Geschäftstafeln und Baumhöhenmesser. Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Für Oesterreich ist von diesem Werke eine besondere Ausgabe zu gleichem Preise erschienen.)

In demselben Verlage erschien:

d'Alquen, Franz Ludwig Hermann. Vollständiges Handbuch der feimern Angellust. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 122 Figuren in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Carton. 1 Thlr. 15 Ngr.

Dogel, Karl. Die künstliche Fischzucht. Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Platon's sämtliche Werke.

Uebersetzt von Hieronymus Müller.

Mit Einleitungen begleitet von Karl Steinhart.

Ächter (Schub-) Band.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der erste bis sechste Band (1850—59) kosten 23 Thlr.

Hieronymus Müller's Uebersetzung der Werke Platon's ist von den competentesten Richtern für eine treffliche erklärt worden. Ihr Werth wird durch die ausgezeichneten Einleitungen von Karl Steinhart noch bedeutend erhöht. Mit dem kürzlich erschienenen achten Bande liegt das Werk annähernd vollständig vor. Derselbe ist nach dem Tode des Uebersetzers von dessen Sohne herausgegeben und enthält:

I. Symposion, oder der Gemüthsstille. — II. Minos, oder das Gesetz. — III. Alcibiades, oder das Götze der Tugend. — IV. Der Weise des Sokrates, oder das Götze der Tugend. — V. Das Götze, oder das Götze der Tugend. — VI. Die bürgerliche Tugend, oder: Die Staatsverfassung eines Angehörigen der Tugend. — VII. Demokritos, der öffentliche und der besondere Bericht. — VIII. Symposion, oder das Götze der Tugend. — IX. Begriffsbestimmungen. — X. Die übrigen unter Platon's Namen herausgegebenen Briefe.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Griechen und Rom

in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst

Von Moriz Carriere.

8. Geh. 3 Thlr.

Bildet zugleich den zweiten Band des Buchs. Die Kunst im Zusammenhang der Cultur und die Ideale der Menschheit.

Dieses vor kurzem erschienene neueste Werk Carriere's den ersten Versuch einer Geschichte des griechischen römischen Geistes, einer zusammenfassenden Geschichte der Cultur-, Kunst- und Literaturgeschichte des griechischen Alterthums vom ästhetischen Standpunkt in klarer und lebendiger Darstellung.

Carriere's „Literarisches Centralblatt“ enthält eine erkennende Beurtheilung des Werks, worin es heißt: „Es kommt einem Bedürfnisse der Leswelt, insbesondere der Lehrerwelt entgegen; die allgemeine sowohl als die Fachwelt eines fertig abgerundeten Gesamtbildes der griechischen Alterthums auf keine Weise entbehren, einer dem Inhalt verlässigen, vollständigen, in Bezug auf die Form vorzüglich entwickelten und zugleich anziehenden Darstellung.“ „Es muß gestehen, daß ihm kein Werk bekannt ist, welches Erfordernisse in so hohem Grade vereinigt, wie das vorliegende, das in keiner gewählten Familien- und vor allem keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollte, um sowohl dem als dem Schüler mitten in ihrer vereinigten Lektüre Totalbild des klassischen Alterthums lebendig und zu erhalten.“

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Aus dem Leben eines Wüsthins

Gezeichnet von

Bonaventura Genelli.

Lithographirt von Georg Koch.

Achtzehn Tafeln mit Erläuterungen.

Größtes Querfolio-Format. In Mappa.

Subscriptionpreis 25 Thlr.

Der Cyklus von achtzehn durch Bonaventura Genelli componirten Szenen „Aus dem Leben eines Wüsthins“ ist eine der bedeutendsten unter den schon erschienenen Schöpfungen dieses phantasiereichen Künstlers. Das Werk Museen und Kunstvereinen, Künstlern, Sammlern zugänglich zu machen, wurde vielfältig unternommen und dafür die Lithographie diejenige Vervielfältigungsart gewählt, in welcher handlungsweise der Original sich am getreuesten geben ließe. Wirklich sind die von Georg Koch lithographirten Blätter wahre Facsimiles.

Das Werk liegt, mit einer Vorbemerkung von Jordan und kurzen vom Künstler selbst gehaltenen Angaben der einzelnen Blätter versehen, und kann durch jede Buch- und Kunsthandlung im Inlande wie des Auslandes bezogen werden.

Prospecte über das Werk stehen gratis zu.

Inhalt: Allerlei Dramatisches. Von Adolph Gottschalk. — Zur Geschichte und Kritik des Materialismus. Von Julius Frauenstädt. (Beschluss.) — Importirte Romane. — Zur Geschichte und Sprache der Deutschen in Siebenbürgen. Von Heinrich Rückert. — Scenillon. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Allerlei Dramatisches.

1. Der letzte Grieche. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Julius Große. Leipzig, Weber. 1865. 8. 20 Mgr.

Julius Große ist ein formgewandter Dichter mit künstlerischen Zielen; er hat dies in seinen epischen und lyrischen Gedichten bewiesen; wir dürfen daher auch, wenn wir ihm auf dem Gebiete der Tragödie begegnen, von ihm die gleiche künstlerische Haltung erwarten. So ist denn auch „Der letzte Grieche“ ein Trauerspiel, dessen sprachliche Gewandung von wohlervogener Schönheit, dessen antiker Faltenwurf untadelhaft ist. Gleichwol erscheint uns die Wahl des Stoffs bedenklich und auch die dramatische Composition, deren Geheimnisse sich freilich niemals auf den ersten Wurf erschließen, keineswegs stichhaltig.

Was die Trauerspiele aus der griechischen und römischen Geschichte betrifft, so sind wir überhaupt der letzten Ansicht, daß es an der Zeit wäre, dem Theaterpublikum, für das doch jeder Dramatiker schreiben soll, in unserer Zeit nicht mehr die Theilnahme an diesen Schulstoffen zuzumuthen. Wir halten dies nicht für eine hohe Costumfrage; sie schneidet tiefer ins Wesen der Sache ein. Die Bühne gehört dem Volk, und das Volk braucht kein Abiturientenexamen gemacht zu haben. Ein Stück aber, dessen Voraussetzungen eines gelehrten Apparates bedürfen, um verständlich zu werden, taugt nicht für die Bühne. Die Gleichartigkeit der Sitten, des Denkens und Empfindens, überhaupt der Culturbedingungen eine nothwendige Voraussetzung eines geeigneten Bühnenstoffs, dann erläutert sich dieser erst selbst. Ein Held lebt freilich ein Held, wie ein Mensch ein Mensch bleibt allen Zonen und Zeiten. Wer aber das volle Leben solchen Abstractionen ausblafen will, der hat keinen Begriff von den Grundbedingungen wahrhafter dramatischer Wirkung, der nimmt den glühenden Docht für die leuchtende Kerze. Wenn die Theilnahme des Publikums an der Tragödie zu erlöschen droht, so tragen die Zurechnungen unserer modernen Tragiker an seine Verdaulichkeit die Hauptschuld; denn es gehört ein wahrer

Straußenmagen dazu, diese griechischen und römischen, deutsch-sagenhaften und mittelalterlich-historischen, diese äthiopischen, syrischen, ägyptischen, numidischen und dann wieder salischen und hohenstaufischen, lehns herrlichen, reichsanarchischen und weiß Gott was für Tragödien ohne Schädigung der dabei theilgenommenen Organe herunterzuschlucken. Da braucht einer nur ein tapferer Held gewesen zu sein und ein gewaltthätiges Ende gefunden zu haben, augenblicklich schreiben ihm unsere Dramatiker einen fünfseitigen Todenschein, und oft mit einer stilistischen Calligraphie, welche der höchsten Anerkennung würdig ist. Wird die wahrhaft tragische Erfolglosigkeit aller dieser Studien nicht unsere Dramatiker endlich davon überzeugen, daß hier ein falsches Princip vorliegt? Werden sie nach wie vor mit wahrhaft stolischer Resignation sich in ihre Tugend hüllen und an eine Nachwelt glauben, welche, wir fürchten sehr, noch weniger als die Mittwelt geneigt sein wird, sich langweilen zu lassen? Und, in der That, alles Unsympathische hat zur nothwendigen Folge die Langeweile, es gilt dies im Leben wie in der Kunst.

Bis jetzt scheint man zwar derartige Ansichten für sehr oberflächlich und unkünstlerisch zu halten und sucht gerade das Princip recht scharf zu betonen. Auch Julius Große schickt seinem „Letzten Griechen“ einen Prolog voraus, den die tragische Muse selbst spricht und der sich mit großer Energie gegen diese Anschauungen wendet. Da dieser Prolog in wohlgefügtten Trimeter das Programm der ganzen Richtung, die wir bekämpfen, anspricht, so verlangt es schon die Unparteilichkeit, daß wir auch die Gegner nach Kräften zu Worte kommen lassen. Die tragische Muse sagt:

Noch einmal wag' ich, alter Zeiten Zauberbild  
Zuch zu entrollen. Feuchtend steigt Altgriechenland  
Herauf mit seinen Tempeln, seiner Meerespracht,  
Und drüber wölbt sich ehern des Olymps Glanz. —

Und dennoch um Verzeihung muß ich stehen fast.  
Verpönt ist ja die Toga und das Pallium  
Bei euch Modernen. Nackte Knie und Faltenwurf  
Des Griechenleids verlegen euer Schamgefühl,  
Wie schände Marmorstatuen, die im Freien stehn

Und jeder Unbill trotzend des Decembersurms,  
Den kesseln Nordlandsstürmen weist ein Greuel And. —

Noch andre hör' ich rufen, edeln Jorns ergrimmt:  
"Nichts von den Griechen! Deutsche Helden gib uns heut!"  
Des eignen Volks Geschichte will der Bürger kaum,  
Was soll uns fremder Helden trauer Bedenkmal?  
Wir denken, stützen anders, seit uns Asing's Schwert  
Dem Rufe der Artie glanzreich, freudgewacht  
Nur zur Natur die deutsche Kunst zurückgeführt.  
Die Sturmbeugte Gegenwart — das Parlament,  
Des Geistes Triumph ob altem Adelsvorurtheil —  
Der schwebenden Titanen Nacht, die quastungehalt  
Aus Blut und Hülut geboren, doch im Menschenjoch  
Dienstbar die Welt bewegen heut' mit Donnerrang —  
Geschichten deutscher Städte, einst voll Herrlichkeit,  
Raumvolle Kaffertaten, auch den Bauernkrieg  
Und Luther's Zeit, die große, weltumwälzende —  
Dann Gallias bluttriefend Freiheitstranerspiel  
Und Deutschlands Auferstehung aus Erniedrigung:  
Vergleichen soll heut' fingen der Dramatiker,  
Und reich umrauscht ihn seines Volks Begeisterung." —

So hör' ich rings. Schlagworte rücken um mich her:  
„Volkstümlichkeit“, „Baterländisch“ und „Naturgetreu“  
In Form und Inhalt! — Banges Jagen fällt mein Herz,  
Als hätte ich ein Verbrechen schimpflich ausgeführt.  
Wer rettet mich? — Ein wenig hab' Geduld mit mir.  
Was heißt euch vaterländisch denn? Im Land der Mart  
Ist's preussische Geschichte, doch am Donaustrand  
Habsburgs Geschick, im Vaterland Hans Wittenbach,  
Und anderes im Am-Wehen, an Elb' und Rhein.  
Die Waldinger, die Welfen heißt es immerdar;  
Ich aber lehre fürwahr mich von jedem Bild,  
Das einzelne Partien mit dem Heilgenstein  
Der Kunst verliert auf Kosten eines Brudersamms.  
Blasfäm zerpalten also möchtet ihr die Kunst,  
Sie künstig machen nach Geburt und Heimathsein,  
Die ew'ge, weltbeherrschende, rein menschliche.  
Viel anderes verschweig' ich hier, vom Taggeschnad,  
Von offnen Wunden eures alten Kirchenstreits,  
Die jegliche Verklärung auf der Bühne scheun,  
Bom Duhlen um den Beifall der Unwissenheit  
Und andre Nothbehelfe schändlicher Aferkanst. —  
Fern sei es von mir, eures Volkes Ruhmeskranz  
Schamlosig zu entblätter. Gern gehorcht' ich euch  
Und schändliche meine Stirn damit ein andermal;  
Doch unentzerrbar wahr' ich auch den Lorberkranz,  
Den Sophokles mir einstens um die Schläfen wand,  
Und der nun manch Jahrtausend überbauert hat. —

Wo Heldenmuth mit Göttern rang und Schicksalsmacht,  
Wo Herzen weinten, jubelten und dudeten,  
Wo ihre Tiefen auferstiehl die Menschenbrust,  
Die höchste Bonnen, tiefste Erdenqual erfuhr —  
Gleichviel ob bei Athenern, ob am Themsestrand,  
Ob bei Majaren, Rittern oder schlichtem Volk —  
Da ist mein Reich. So wuchs ich auf in Griechenland,  
Und heute wir' ich unbekannt, vergessen schon  
In dieser Bühne vielberühmtem Tempelhain?  
O nein, mich blüht, die Worte Iphigenia's,  
Medea's, Phädra's, Altklammstra's hört' ich hier;  
Durch diese Hallen ehern schritt Antigone,  
Und schluchzend weht noch Sappho's süßes Klagesieb,  
Wer ist von euch, der aufgebracht das Haus verließ,  
Weil sie nicht deutschen Mutes, deutschen Namens sind? —  
Ihr wißt es wol, der ganzen Menschheit Weltgeschick  
Entfalt' ich hier. Als Priesterin der heiligen Kunst  
Gehör' ich keinem Volk allein. Im Feuerkranz

Der Leidenschaft, im Vollgefühl der Heldenthat,  
Verwahrt ich die Gestalten der Vergangenheit  
Den kommenden Geschlechtern. Wie Penelope  
In Gattentreu' die Schwester Genoveva's ist,  
Wie Brunnhild und Medea eumenidenhaft  
Betrogner Frauenliebe gleicher Noth wehlet:  
So ist der letzte Heros des Hellenenvolks,  
Der einmal noch emporstob hin gekunktes Volk,  
Obgleich es dennoch zertunglos zu Grunde ging,  
Auch eurer Helden Bruder, die dem Vaterland  
Ihr Gut und Blut einst dargebracht in schwerer Zeit,  
Wie Konradin, wie Winkelfried und Kettelbeck.

Es beruht zunächst auf einem Mißverständnis der tra-  
gischen Muse, wenn sie meint, es handle sich um den  
Gegensatz patriotischer oder nicht patriotischer Stoffe.  
Wohl ruhen im Vaterlande auch für die dramatische Muse  
die Wurzeln ihrer Kraft; doch ist dies namentlich in  
Deutschland cum grano salis zu verstehen. Denn zu-  
nächst fehlt diesem fortwährend durch Bürgerkriege zer-  
setzten Vaterland die Einheit der patriotischen Empfindung,  
wie die tragische Muse Große's mit vollem Recht bemerkt;  
ein Stoff, der den Norden begeistert, läßt den Süden  
kalt, und umgekehrt. Dann aber gibt es in deutscher Ge-  
schichte Perioden von bedauerlichster Unfruchtbarkeit und  
Kämpfe, die uns weit ferner liegen als die Kämpfe der  
Griechen und Römer. Ob Konradin oder Philopömen,  
der letzte Hohenstaufe oder der letzte Grieche — das  
alles kann den Kuhl der dramatischen Muse nicht set  
machen.

Es handelt sich in Wahrheit um den Unterschied der  
Weltanschauung, und da bildet die neue Zeit, die seit  
der Reformation datirt, einen sehr scharfen Einschnitt,  
hinter den die Dichter nur ausnahmsweise zurückgreifen  
sollten. Hier erst beginnt das moderne Staatsleben, ein  
Kampf geistiger Gegensätze, der in die Gegenwart hinein-  
reicht, hier erst beginnen die sympathischen Stoffe, welche  
von der Bühne herab das Volk ergreifen. Philosophen  
ist gewiß ein Held, auch unserer Helden Bruder, doch er  
spricht eine Sprache, welche unser Volk nicht versteht;  
er bewegt sich in einem Götterglauben, in einem Sagen-  
kreise, der uns gänzlich fern liegt, und in welchem er doch  
alle seine Empfindungen und Gedanken ausdrückt; die Ge-  
staltung als solche ist eine Abstraction. Sobald der Dichter  
sie lebendig machen will, muß er in die Stoffwelt  
hineingreifen, Politik, Glauben, Kultur einer bestimmten  
Zeit in sein Werk verweben. Das Reinmenschliche der  
Kunst ist ebenso wahr wie falsch — wahr, weil aller-  
dings der Mensch das Maß aller Dinge ist und weil  
die Kunst nie über den Menschen hinauslaun; falsch, weil  
das Menschliche in dieser Nachtzeit nur auf dem Scen-  
tisch der Abstraction erscheint, weil die Poesie es sich  
in concreter Bestimmtheit darzustellen hat und auch dar-  
stellen hat, solange die Welt existirt. Solange aber die  
Literatur diese concrete Bestimmtheit für gleichgültig hält  
befindet sie sich noch im Stadium der Studien und hat ihre  
Entwickelungsstadien nicht überstanden. Eine wahr-  
haft nationale Poesie dichtet aus dem Geiste ihrer Zeit  
heraus und wählt nur entsprechende Stoffe: das beweist

ersten wie die letzten Griechen, das beweist Dante wie Ibsen, Shakespeare wie Schiller.

Iulius Große verlangt wenigstens von der Vergangenheit, die er uns dramatisch vorführt, daß sie ein Spiegel der Gegenwart sei; er will uns ein begnadet Heldenvorführen, das hinreißt in habenden Empörungen, Eifersucht der Mächtigen, in siebender Parteinuth, Mißhandlung der Schwachen und im falschen Spiel rütherrischer Bündnisse mit Fremdlingen; er wählt einen christlichen Stoff, aber er adressirt ihn an Deutschland. Er können indeß zwischen den deutschen Zuständen und in jener griechischen Föderativrepublik nur sehr oberflächliche Analogien finden, obgleich die jüngste politische Geschichte sich noch analoger gestaltet hat, als sie es zur Zeit Abfassung des Trauerspiels war. Wir haben jetzt so einen Bundesfeldherrn, einen deutschen Philopömen, Prinzen Alexander von Hessen.

Die damalige Situation Griechenlands war an und für sich eine sehr unglückliche, aber sie ist auch keine glückliche für den Dramatiker, der zu viel zu exponiren hat. Ist Macedonien, da ist Rom, da ist der Achäische Bund, und andere griechische Staaten, wie Sparta. Philopömen hat sich nach sehr vielen Seiten hin zu wenden — zersplittert das Interesse. Fragen wir nun, in welcher That hat uns der Dichter das Bild des Helden mit charakteristischer Prägnanz ausgeprägt, in welcher That, der sich zugleich seine den Untergang herbeiführende Schuld mit ausdrückt, so muß die Antwort die Achilles-That des Stücks berühren. Denn die einzige That, die vorgeführt wird, ist die Besiegung Spartas, die je an dem Tyrannen Nabis, der die Befehle des Bundes den Thieren vorwerfen ließ. Im übrigen müssen uns an schwunghafte ausgesprochenen Gesinnungen beugen. Philopömen will ein Bündniß mit dem stammverwandten Macedonien gegen die Römer; er will es noch, als der König ihm ein Zeichen besonders freundlicher Gesinnung gab, indem er ihn ermorden lassen ließ. Da kommt die Nachricht von der verlorenen Schlacht von Rhynosephall und macht der opfermuthigen Liebe des Helden an die macedonische Hegemonie ein mit Schrecken. Die Zusammenkunft Philopömen's den Römern kann ebenso wenig für eine That des Helden gelten; sie ist theatralisch wirksam arrangirt, vollenden Ausdruck der Gesinnung, aber resultatlos, und Untergang des Helden wird wieder durch das Zusammenwirken gekünstelter Motive herbeigeführt. Der Synkleros glaubt ihn im Einverständnis mit den Römern, ihn vor Messene in einen Hinterhalt, nimmt ihn gefangen — alles aus freundschaftlichen Rücksichten: er zieht ihn sich ziehen, wie ihn Griechenland braucht. Doch anderer Freund aus Achaia, Dinokrates, in Leiden entbrannt für die vertriebene Sparterkönigin Apega, eilt wieder für Philopömen glühend, aber verschmäht in ihm rächen will, macht Ernst mit der Komödie, ert überdies durch persönliche Zurücksetzung, und läßt Bundesfeldherrn den Schierlingsbecher trinken. Wohl

hat dieser, so zu Grunde gerichtet durch seine Freunde, ein Recht auszurufen:

Bin ich denn blind geworden oder lahm und taub?  
Sind alle Menschen wirklich schierlingsstrunken heut?

Doch wo liegt in diesem Untergang etwas Tragisches, etwas Erhebendes? Was sollen diese kleinen und verzwirbelten Motive? Aus der Anarchie der Verhältnisse muß uns der Dramatiker herausretten; er muß das zerstreute zu machtvoller Wirkung vereinigen, auf wenige aber durchgreifende Motive zurückführen. Doch hier wird die Anarchie, die nach links und rechts und nach allen Seiten zerzt, wie sie die Geschichte gegeben, noch durch die Erfindung des Dichters überboten. Ueberhaupt denken wir uns unter Philopömen einen schlichten Kriegsmann von größter Enthaltsamkeit; doch auch diese anekdotische Beleuchtung durch kleine Züge fehlt in dem Drama. Der Held ist außerordentlich breit und pomphaft in der Auseinandersetzung seiner Intentionen, doch ohne scharf hervortretende charakteristische Physiognomie. Dagegen zeigt sich in den übrigen Gestalten mehr Kraft und Energie der Zeichnung. Namentlich gilt dies von dem kernhaften, wenn auch etwas verschrobenen Philosophen Timolaos und dem Tyrannen Nabis, einem spartanischen Caligula, der vielleicht noch pikanter geworden wäre, wenn der Dichter dies Charakterbild als eine despotische Parodie des Iphigene hingestellt hätte. Die Ferienreise der delphischen Pythia nach dem Peloponnes wurde gewiß ohne Urlaub von Seiten des Gottes angetreten und bleibt überdies dramatisch resultatlos. Das sonnenambule Ahnen des Mordversuchs, das Warnen, die sentimentalen Erinnerungen der Jugendliebe, das ersehnte Iphigene à la Philemon und Baucis — das bleibt der Haupthandlung doch sehr fremdartig und wirkt auch nicht auf das Gefühl der Hörer.

Überall zeigt sich wol das Talent des Dichters, aber überall scheitert es an dem Stoffe. Und selbst wo dies Talent am glänzendsten hervortritt, in der sprachlichen Behandlung, da können wir uns desselben nicht erfreuen, denn die Treue des Costüms wird durch eine ersinkende Fülle mythologischer Bilder gewahrt, welche den Eindruck der akademischen Studie vervollständigen. Nicht bloß die Apostrophen, Beschreibungen u. s. w. sind aus der Mythologie entnommen, sondern fast alle ausgeführten Vergleiche, die noch dazu nicht schlaghafte Metaphern, sondern epischer Art sind, weisen auf Homer oder Ovid zurück. Hier wird Hellas mit Niobe verglichen:

O Hellas — Traumbild — aller Völker edelstes,  
Das je im Licht des Helios geathmet hat,  
Du selber bist in deines Leides Majestät  
Der Sage hehre Niobe, einst kinderreich  
An Heldenjüngern, Tochterstädten, Colonien,  
So glücklich, daß entflammen mußte Götterneid;  
Dram zieht auf deine Bühne heut' Apollon noch  
Und trifft sie noch mit unsichtbarem Todespfeil.  
Du weinst und jammest — wälze dich im Staube nur,  
Du schläfst und nicht. Wir sterben, sterben all' dahin,  
Dein Jucken auch und deine Thränen werden still,  
Weit in die Zukunft steuern harret dein Angeht.



Dann wieder mit Andromeda:

Am Felsen nackt geschmiedet war Andromeda,  
Des Meeres grauer Drachenbrut zum Opfertrag,  
Doch war sie nicht so hilflos, als hien' Griechenland;  
Denn Perseus kam auf Fingelschuhen, in seiner Faust  
Das starrende Gorgonenhaupt, sein Sichelsschwert  
Abhieb das Haupt, das schnaubende, dem Ungethüm.

Diese ausgeführten epischen Vergleichen gehören, ganz abgesehen von der Monotonie ihrer mythologischen Bildlichkeit, nicht in den dramatischen Stil, den sie schlep- pend machen. Auch sind sie nicht immer glücklich. So sagt Dinokrates am Anfang des fünften Actes zu der heißgeliebten Königin Apega:

Wann soll nun enden, Königin, dein Gram?  
Müßlos zu sein, auch nicht im Leide ziemt's.  
Woll düstern Kummers siehst du zu den Tagen,  
Gleichwie die greise Götter eiserstarrt,  
Gedanken brütend, die den Himmel stürmen  
Titanen gleich. Du wandelst auf und ab,  
Wie am Rocythusstrand ein Schatten schweift,  
Deß Leiche droben unbegraben liegt.  
Ein Becher Lethe machte dich genesen,  
Nur das Vergessen heilt.

Abgesehen von der geschmacklosen Häufung mythologi- scher Bilder, die in demselben Auftritt noch durch Kallypsso, Circe u. a. vermehrt wird, ist der Vergleich der schönen Königin mit der „greisen Götter“ gewiß weder schmeichel- haft noch angemessen; denn auch eine alte Göttin bleibt immer ein altes Weib.

Im übrigen hat die Sprache Adel, sie ist volltönend im getragensten Stil, oft von plastisch herausgemeißelter Schönheit. Die Sechsfüßler unterstützen diese wirksame Haltung, obgleich sie auch wieder zu getragenem Pomp und der ungrammatischen Ausmalung der Bilder verführen. Der Wechsel der Sechsfüßler mit Fünffüßlern ist indeß unmotiviert; am wenigsten darf er in einem und demsel- ben Auftritt stattfinden. So spricht im ersten Act König Philipp in Sechsfüßlern, während der asiatische und rö- mische Gesandte sich der fünffüßigen Jamben bedienen. Man könnte glauben, daß hierdurch die Majestät vor den andern Standgeborenen hervorgehoben werden sollte, wenn nicht später der Wechsel noch bunter würde. Philopömen selbst spricht freilich immer in Trimetern, man wünschte, ihn oft etwas milder pomphaft reden zu hören.

Hoffentlich ist dieser Philopömen in der That „der letzte Grieche“, wenigstens in den Dramen Julius Große's und in unserer neuen dramatischen Literatur.

2. Hans Sachs. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von F. Hermann Frey. Augsburg, Schöffer. 1866. 16. 15 Ngr.

Wir haben eine warm anerkennende Besprechung die- ses Dramas in den „Münchener Blättern für Literatur und Kunst“ gelesen, nahmen daher das Buch nicht ohne Spannung in die Hand, müssen aber bekennen, daß wir uns sehr enttäuscht fühlten. Das Stück ist von einer Kindlichkeit der Composition, die wirklich einen ganz ele- mentarischen Eindruck macht. Den Scenen und Acten fehlt jede Zuspitzung; die dramatischen Momente werden

in keiner Weise hervorgehoben; es ist ein gleichmäßiges Fortsichern der Handlung, welches einschläfernd wirkt.

Wer da behaupten wollte, unsere neue dramatische Literatur sei über einen Leisten geschlagen, den würde ein Vergleich dieses „Hans Sachs“ und des „Letzten Griechen“ eines Besseren belehren. Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz denken als jene pomphaften Trimeter und diese Verse mit Reimen und meistens vier Hebungen und Sen- kungen, die mit Drei- oder Fünffüßlern wechseln. Eine Literatur, die so verschiedene Töne im Drama anschlägt, leidet gewiß nicht an Uniformität des Stils, sondern eher an einer Anarchie desselben. Wir wollen die beiden Stil- muster nebeneinander hinstellen; der Contrast wirkt fast erheitend. Die Königin Apega erklärt dem Philopömen mit folgenden Worten ihre Liebe:

Hier oder niemals find' ich meinen Erdenpfad.  
Als Magd, als Skavin laß mich bei dir weilen nur,  
Nur athmen, weinen, beten laß mich bei dir,  
Nichts will ich sonst. Unsagbar ja verehr' ich dich,  
Sei auch dies Wort Verbrechen, mag auch Rabie mich  
Verfolgen noch als blutbestattetes Schattenbild.  
Solang' er lebte, beugt' ich mich dem Pflichtenjoch  
Gehorsam stets, doch einsam keh' ich nun, verwalst,  
Ich habe keinen Vater, keinen Bruder mehr  
Und keine Herzensheimat auf der weiten Welt.  
Sei du mir alles, alles nun. Wie Helios dir  
In Felsen liegt, so sieh mich als Schutzstehende.  
In deinem großen Herzen nur ein Winkelschwein —  
Nichts will ich sonst. Mein Leben bist du und mein Tod.

Dagegen „gretelt“ Röschen von ihrer Liebe zu Hans Sachs in folgender Weise:

Ich will die Städte fleißig gießen,  
Damit sie recht in die Höhe schießen,  
Er hat gewiß auch Freude dran,  
So hat's mir nie wer angethan.  
Der Vater ist jetzt ausgegangen;  
Ich könnt' ihn wol bei mir empfangen,  
Ihm alle meine Sachen zeigen,  
Ihm sagen, wie ich ganz sein eigen.  
Und doch ist mir dabei zu Muth,  
Wie jemand, der ein Unrecht that.  
Ich weiß auch nicht wo aus und ein,  
Bald scheint es Lust, bald scheint es Pein.  
Da kommt er! Ist es doch erlaubt?  
Die Angst mir fast den Athem raubt.

Der Inhalt der Handlung, welche uns Frey vorführt, ist uns aus dem „Hans Sachs“ Deinhardstein's vollkom- men bekannt: die Liebe des schuhmachenden Dichters zur Tochter des stolzen Goldschmieds, der närrische Jauier, dort Rathsherr, dem der Vater die Hand des Mädchens geben will, die Lösung des Knotens durch Kaiser Maxi- milian, ganz im Stil der chinesischen Komödie, in welcher die Hand des Sohnes des Himmels am Schluß aus den Wolken herabgreift, um die Hände der Liebenden inein- anderzulegen. Nur ist das bei Deinhardstein alles dra- matischer und auch theatralisch wirksamer, während hier gerade wo man ein Aufeinanderplätzen der dramatischen Gegensätze mit Recht erwartet, die Zeichnung blaß und flüchtig erscheint. Auch Martha Schwerdtlein, die auf Goethe's „Faust“ mit herübergenommen, ist und Rade, das schwarzgetuschte Gegenbild zu Röschen, sind nicht

tend genug, um den Eindruck zu verwischen, daß man mit einer Copie des Deinhardt'schen Stücks an hat.

So wenig die Composition des Gedichts den Anforderungen eines Dramas genügt, so zeigt dasselbe doch an Stellen einen wahrhaft poetischen Hauch; auch ist mittelalterliche, treuherzig naive Ton im ganzen glücklich getroffen. Eine Rede wie die folgende des Hans fällt freilich aus der Zeitfarbe und aus dem Geheiß des nürnberg'schen Schusters heraus, so wenig man sich für sich dichterische Wärme absprechen kann:

Man glaubt so leicht, es ging' zurück,  
Beil hinten steht das rege Steuer,  
Es sei die Welt ein zitterndes Gemäuer,  
Davon sich löse Stille für Stille,  
Und früh zu leben sei ein Glück.  
Wir hat das Gegentheil geschehen.  
Ich weide alle, die nach mir geboren;  
Sie hat das Schicksal auserkoren,  
Dem Neuveredelten zu dienen.  
Wir fahren einer neuen Zeit entgegen,  
Es zieht uns an der Zukunft Bergmagete;  
Böhl jenem, dem ihr Hauch entgegenwehte  
Und der verspricht ihr fernes Regen!  
Die Länder, von dem Kriegsgefehn versengt,  
Ergrünen in dem sanften Hauch des Friedens,  
Der Norden, rauh zur Arbeit angestrengt,  
Erweicht im Zauber schimmerreicher Stübens.  
Schon blühen Schulen allerorten,  
Darin gedeiht des Kindes Pflege,  
Und wahrhaft ausgesprochen Worten  
Begegnet man auf jedem Wege.  
Denn abends spät die Meister rasten  
Und Ruhe bieten den Gesellen,  
Der Schule Bänke sich belassen  
Und aus den Röhren Lieder quellen.  
Die Wimpel schimmern an den Masten,  
Sobald wird sich auch das Segel schwellen.  
In neuer Tag ist angebrochen  
Und dämmert in den deutschen Landen;  
Ergebens wird kein Wort gesprochen,  
Und blinde Macht nur droht mit Banden.  
Denn es ist wahr, die Welt wird immer weiter,  
Es regt gewaltig sich des Welkes Schwingen,  
Die Menschheit stürmt empor, ein ew'ger Streiter,  
Ergebens rüttelt man an ihrer Leiter,  
Und hofft, daß sie zuletzt den Sturz bedinge; —  
Denn an der Bahr' erblickt das Leben heiter!  
Und soll der einzelne zum Ganzen taugen,  
Sei er durchflammt vom Lichte seiner Zeit,  
Schlir' er die Feuer, daß sie sprühend rauchen  
Und stürzen Nacht voran dem Streit.

Der Monolog des Helden in der vierten Scene des Actes ist, wenn man ihn als selbständigen lyrischen Erguß betrachtet, die dichterisch gelungenste Partie des Stücks, obgleich uns hier, wie auch an andern und an den bessern Stellen die Goethe'schen Faust-Verse den Reimen fortwährend in die Ohren klingen. Auch Ausdrucksweise nicht immer correct:

Wir ist als wär' ein Sturm vorbeigegangen  
Und habe viele Bäume umgeweht;  
Jetzt sei erfüllt sein rasendes Verlangen.

„Vorbeigehen“ und „Umwehen“ sind zu sanfte Töne und passen nicht für den Sturm, noch weniger

ger für sein „rasendes Verlangen“. Hans Sachs läßt sich vom süßen Sang der Nachtigall in ferne Traumelände tragen und sagt dann:

Der Stimme Widerhall

Stellt mir den eignen Geist entgegen.

Das ist unklar und undeutlich. Hin und wieder streift der holzschnittartige Humor in Hans Sachs'scher Art ans Triviale; doch im ganzen spricht der traute und treuherzige Ton, welcher mit dem os magna sonaturum des „letzten Griechen“ so scharf contrastirt, ebenso wie dieses für ein anerkanntes sprachliches Talent.

3. Gregor der Siebente. Dramatisches Gedicht von J. Weißbrodt. Zwei Theile in je fünf Aufzügen. Münster, Theisling. 1865. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

4. Kaiser und Papst. Historisches Drama in fünf Aufzügen und einem Vorspiel von Richard Weiland. Dresden, Wolf. 1866. 8. 15 Ngr.

Der Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum, welcher in den Hohenstaufentragödien die Seele des dramatischen Conflicts bildet, prägt sich noch schärfer aus in dem Kampf zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. Hier gibt gleichsam die Geschichte selbst die dramatische Gliederung in die Hand. Der Höhepunkt der Krisis liegt in der Demüthigung des Kaisers zu Canossa, die Katastrophe in der Eroberung Roms, in der Flucht des Papstes aus der Engelsburg, einer Niederlage, die durch seinen Tod in Salerno gleichsam besiegelt wird.

Dieser durch so machtvoll hervorspringende Wendepunkte markirte Conflict hat gerade in jüngster Zeit die Dramatiker mehr als früher angelockt — die Hohenstaufen- Tragödien sind durch die Heinrich- Tragödien in den Hintergrund gedrängt worden. Gleichwohl ist der ganze Kampf zwischen Kaiser und Papst ohne eingreifende Bedeutung für die Gegenwart; es war ein Machtsstreit, der im wesentlichen durch die Reformation entschieden ist. Dieser Machtsstreit spielt zwar noch, abgeschwächt zu kleinen Competenzconflicten, in die Gegenwart hinein, doch hat er alle große historische Bedeutung verloren. Jene Vergangenheit gibt daher kein Spiegelbild unserer Zeit, und vermag es nicht, frische, lebendige Sympathien wach zu rufen. Es ist dies auch der Grund, daß alle Hohenstaufentragödien spurlos vorübergegangen sind, daß das Streben, Shakspeare's historische Cyklen, dies dramatisirte Nationalepos, das in dem damaligen England ganz andere und feste Wurzeln geschlagen hatte, nachzuahmen, immer von neuem scheiterte. Raupach's bühnengewandtem Talent gelang es, in einer Saison oft mehrere Hohenstaufen auf die berliner Bühne zu bringen. Wohin sind ihre Heldenscenen verweht? Grabbe's geniale Begabung und dramatischer Kraftstil hat ebenso wenig hindern können, daß die Flut der Vergessenheit über seinen „Friedrich Barbarossa“ und „Heinrich VI.“ dahinrauschte. Ebenso erging es Immermann und den zahlreichen Nachfolgern. Und das alles geschah in einer Zeit, in welcher die burschenschaftlichen Kaiserträume doch an die im Rhythmus schlummernde Vergangenheit anknüpfen. Das neue

protestantische Kaiserthum, das vielleicht die Zukunft im Schoße trägt, hat aber alle Fühlung mit den Kronenträgern der alten Kaisergrüfte verloren.

Gregor in seinem Kampfe mit Heinrich IV. ist bereits von Ferdinand von Sahr in einer Tragödie behandelt worden, der wir ein unerschöpfbares Talent für dramatische Gestaltung nachrühmen mußten. Wiederum liegen uns zwei diesen Stoff behandelnde Trauerspiele vor, von denen das erstere sogar zu zweimal fünf Acten ausgesponnen ist.

Weißbrodt befindet sich seinem Thema gegenüber in einer gänzlich andern Lage als Weiland, der seinen Gregor zwar als geschichtlichen Charakter so großartig wie möglich hinzustellen sucht, doch nur um seine dramatische Bedeutung zu sichern. Doch Weißbrodt ist ein katholischer Tendenzdichter; ihm ist sein Gregor wirklich eine Idealgestalt, während er Heinrich IV. zu einem schwankenden, perfiden Monarchen macht. Dies Pathos bestimmt denn auch die Vorträge des Dramas. Wo Gregor selbst auftritt, fühlt man die innere Erwärmung des Dichters. Weniger in jenem Monolog des ersten Actes:

Ah vieles liegt zerstückt im Haus des Herrn,  
Es aufzurichten, das ist mein Beruf u. s. w. —

der das Programm des Papstes in etwas nüchterner Weise verkündet, mehr schon in dem des vierten Actes:

Nur schaudert, jene höchste Macht zu üben,  
Die auf der Erde wie im Himmel bindet.  
An einem König wirkt sie furchtbar ernst;  
Erschüttert wird der Staaten Fundament,  
Dem Königthum geraubt der Hülfe Schutzschatz,  
Der Aufruhr mit des Reiches Schicksal verflochten,  
Der Unterthan verwirrt in seinem Denken,  
Ein blut'ger Krieg entzündet: — doch ich muß!  
Hier steht der Menschheit höchster Richterstuhl,  
Auf ihn berufen Fürsten sich und Völker,  
Erwarten seinen Spruch als Gottes Spruch.  
Wird hier das Unrecht, wird das Laster hier,  
Weil's eine Krone trägt, nicht mehr verdammt,  
Dann haben Recht und Tugend keinen Wächter,  
Die Unschuld keinen Schützer mehr auf Erden.

Am gelungensten aber ist der Monolog im Schlußact des zweiten Theils, weil hier ein menschlich anmuthender Zug die principiell starre Dogmatik unterbricht, die sich in der Gestalt Gregor's verkörpert:

Glückselig los, das meinen Brüdern ward  
In enger Zelle! Wie ein stiller Bach,  
Den Himmel spiegelnd, räumt ihr Leben hin.  
Du Kämmerlein mit deinem stillen Stinnen,  
Du starr mit deinen Mäßen und deinem Segen,  
Du Chor, von Engelstimmen widerhallend,  
O Paradiesesfrieden auf der Erde! —  
Doch nein! Auf's Schlachtfeld riefst du mich, o Herr,  
Hier will ich sehn, für deiner Kirche Freiheit  
Den Kampf zu führen. O Apostelfürst,  
Du hast die Siegeskraft, die fort und fort  
Aus dem Gebet des Meisters niederströmt,  
In dieser Stadt bewährt. Ihr Hohenprieister,  
Die hier im Schmutz des Blutes ihm gefolgt,  
Ihr heil'gen Ahnen alle, die hier stritten,  
Ihr schaut in Siegesruh vom Himmel nieder,  
Ihr seid mir nahe! Eure Segenshände  
Sind ausgebreitet über meinem Haupte! —

Mag nun der Leib sich matt zu Grabe beugen,  
Mag auch das Schmerzgefühl ob schaudern Dast  
Mein Herz zerreißen, mag Verschönerung heilt  
Den gift'gen Dolch, mag offen der Tyrann  
Das Schwert schon zücken: unbeflegbar bleibt  
Des Selb's Himmelskraft in meiner Brust.

Wie die mitgetheilten Stellen beweisen, ist das Drama ein würdiger, dem es auch nicht an Schwung fehlt; doch ist die Composition zu sehr beengt, die Ausführung zu langathmig monoton, Tendenz zu einseitig, um die Berechtigung der beiden Gegensätze zur Geltung zu bringen, die in geschichtlichen Perspectiven wirken. Chronikartig jedoch wie wenn Gregor sagt:

Dol trübet mich des neuen Dänenkönigs  
Ergebener Sinn und heiligmüth'ger Wandel.  
Mit Freunden seh' ich auch Dalmatiens Fürsten  
Von meiner Hand die Krone würdig tragen,  
Seh' wie Casiliens Herrscher seine Trone  
Von neuem fest verbürgt, wie Polens Boll  
Auf mein Geheiß den lauernden Dröcker,  
Der am Ufer des Bosphors Blut vergoß,  
Zum Throne rief und fern vom Meere hält.  
Doch Deutschlands Knecht weilt mir bitter Long.

Vergleichen allgemeine Recapitulationen springt aus dem Rahmen des Dramas heraus und macht ebenso zerstreuen, wie langweiligen Einzel-Scenen in Canossa, welche den Schluß des ersten Theils bilden, sind ebenso wenig zu dramatischer Wirkung. Wir müssen mit dem bittenden Kaiser Gregor hinter den Coulissen laut für das Selbstselben betet. Das rührt den halb erfrorenen Kaiser so, daß er am Schluß zum Papste sagt:

Ich kann auf Erden nicht  
Der Erste sein, doch würdig kann und will  
An eurer Seite ich der Zweite werden.

In dem Weiland'schen Drama (Nr. 4) bilden neben in Canossa den Anfang des vierten Aufzuges, der dritte mit einer dramatisch gleichgültigen Wechsel zwischen Heinrich und seiner Gattin. Dies scheint uns ein Mangel der Composition: schwer ins Gewicht fallendes Moment, ein solches Punkt der Handlung, wie Heinrich's Waise in die mußte auch an einer scharf hervorspringenden der dramatischen Architektur zur Geltung kommen gehörte ohne Frage an den Schluß des dritten. Ueberhaupt ist die Burghoffscene so dramatisch schäuflich, daß der Dichter sich dieselbe nicht gehen lassen sollte. Bei Weiland erscheint Gregor in der Bürgerkutte, nachdem er die Burg erhalten — dies schwächt die dramatische ab. Dagegen ist die Scene zwischen Gregor und Heinrich, die wol an dieser Stelle bleiben mußte, die vorige Actschluß aus den bittenden Kaiser zeigte, energisch durchgeführt, wie überhaupt der selbe Stil markig und gebiegen ist und die Charakteristik an dem rechten Punkte eingefügt folgende Stelle aus dieser Scene mag unser fertigen:

Gregor.

Reich krumt die Jugend, wenn sie schauernd sieht,  
daß Born und rasches Blut verderblich wirken.  
Denn, wenn man baut, muß man mit klarem Blick  
in jedem Steine Ueberlegung üben.

— Du sagst: ich that das Aeußerste an dir!  
That ich etwas, wozu du mich nicht triebst?  
Du untergebst der Kirche Recht und Ansehen,  
besiegest dich durch Raub an ihrem Gut  
und setzest sie herab vor aller Welt.  
Du drohst mit Folgen, die mich schrecken sollen!  
Ich fürchte keine — seh' ich doch  
das wunderbare Wollen Gottes heut:  
Du sehest vor mir, ein Hülfsuchender,  
Denn auch dein Blick zu widersprechen scheint.  
Dott strafte dich durch der Besessenen Abfall,  
und vor dem Dammelsinken graut dem Volk.  
— Würd'ge diese Stunde — Segen ihr,  
Denn sie Erkenntniß deiner Schuld dir bringt!  
Du misst mir Gerechtigkeit, Ueberlegung vor —:  
Ich bin ein alter, vielgeprüfter Mann,  
in kurzer Zeit schließ' ich die Rechnung ab  
und stelle dann mein Werk in Gottes Hand.  
Ichlicher Hwed war meinem Handeln fremd,  
nur Menschenwohl des reinen Strebens Ziel.  
Daß Haß und Reiz das Gütliche bekämpfen —  
ich muß es tragen, wie's ein Größrer trug.  
Doch daß ich mich der stolzen Fassung hingab,  
du würdest mich, an Kraft und Gaben allen  
herabsetzend, mit gerechterm Auge sehn, —  
ist wol verzeßlich, da es dich nur ehrt.  
Dürst du mir Stütze, wie du Segner bist,  
dann ging' der Welt ein schöner Morgen auf.  
— O daß der Schmerz vor dir mich übermann!  
Denn Gott sah meine Seele in den Augen.  
Du bist der erste Mensch, vor dem ich weine —  
so sei der erste auch, der mich verzeht!

(Weinet sich bewegt weg.)

L. Heinrich (für Rg.).

Ich bin erschüttert. Wenn das Alter weint,  
kein' ich, es müssen wahre Thränen sein.

Gregor.

Im Hbr' ein Wort noch; schwerer als mein Leid  
dird es dich treffen, siehe wie du's trugst.  
In brachst der Mutter Herz — die Krone fielt.

L. Heinrich (wie vom Witz getroffen; weich).

Die Mutter fielt im Wahn an meine Schuld. —  
In allem Jammer, der die Brust bekümmert,  
fuß Gott das Herz noch brechen, mich zu beugen.  
Um Widerstand reicht Menschenkraft nicht aus.

(Verhüllt das Gesicht, heftig weinend.)

Gregor.

! folg' dem Trieb des Herzens, der dich ehrt,  
und laß den Reuestränen freien Lauf!  
Du hast ein Herz, du liebest deine Mutter.  
Abbliden darfst du jetzt mit Stolz zum Himmel,  
so schöne Siegeskränze für dich hängen,  
is jemals Schwert und Krone dir erkämpft.  
Ich segne dich — und läse deinen Bau.

Beilaud hat den Stoff in fünf Acte zusammenge-  
-, während Weißbrodt für seine dramatische Theo-  
des Papstthums den doppelten Umfang brauchte.  
wol vermissen wir auch bei Beilaud in den ersten  
den strengern Zusammenhalt. Die Kämpfe mit

den Sachsen sind zu weit ausgeführt im Verhältniß zu  
dem eigentlichen Conflict der Tragödie, und die etwas  
blasse Gestalt der Vertha, welche dem leichtsinnigen Kai-  
ser das Glück der Ehe allzu doctrinär predigt, ist nicht  
fähig, die Karyatide zweier Actschlüsse zu sein, was der  
Dichter ihr auferlegt hat.

Wenn man diese Trauerspiele classificiren wollte, so  
wante man sie nur zu den Historien rechnen. Sie fol-  
gen dem Gang der Geschichte; es fehlt ihnen die freie  
Erfindung, welche die Linien des dramatischen Netzes von  
künstlerischen Punkten aus zieht und von der Geschichte  
nur mit herinnimmt, was sich unter diese Linien ver-  
theilen läßt.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Zur Geschichte und Kritik des Materialismus.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Friedrich Albert Lange's Buch: „Geschichte des  
Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegen-  
wart“ (Nr. 2), wiegt nicht nur das vorgenannte der drei  
Professoren, sondern auch noch viele andere auf. Es ist  
eine der bedeutendsten und beachtenswerthesten Leistungen  
auf dem Gebiete der den Materialismus betreffenden Li-  
teratur, ausgezeichnet durch Gründlichkeit, kritische Beson-  
nenheit, Vielseitigkeit und schöne, lichtvolle Darstellung.

Lange's Buch zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste  
gibt die Geschichte des Materialismus bis auf Kant, die  
zweite die Geschichte des Materialismus seit Kant und die  
Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart. In der ersten  
Abtheilung, im ersten Abschnitt, ist das siebente Kapitel  
von besonderm Interesse, welches die Resultate der anti-  
ken Naturwissenschaft und den Antheil des Materialismus  
an der Erzielung derselben bespricht. Der Verfasser nimmt  
hier schon Gelegenheit, ein Verhältniß aufzuklären, das  
in der Gegenwart vielfach mißverstanden wird und das  
er daher in der zweiten Abtheilung ausführlicher unter-  
sucht, das Verhältniß nämlich des Materialismus zur  
eigentlichen Naturwissenschaft. Unsere heutigen Materia-  
listen, bemerkt der Verfasser mit Recht, vergessen nur zu  
häufig, daß sie mit ihrer Gesamtanschauung der Welt  
eigentlich auf dem Boden der Philosophie stehen und daß  
sie dogmatische Philosophen sind. Sie vergessen, daß auch  
andere philosophische Systeme zur Naturwissenschaft in die  
fruchtbarste Wechselwirkung treten. Es wäre kein ables  
Zeugniß für die Berechtigung oder gar Alleinberechtigung  
des Materialismus, wenn alle großen Entdeckungen und  
alle tiefen Blicke in das Wesen der Dinge in der Schule  
der Materialisten erwachsen wären. So verhalte es sich  
aber keineswegs. Der Verfasser weist nach, daß nicht  
nur von den großen Erfindern und Entdeckern im Alter-  
thum, mit alleiniger Ausnahme des Demokritos, kaum  
ein einziger bestimmt der materialistischen Schule ange-  
hört, sondern auch, daß wir gerade unter den ehrwür-  
digsten Namen eine große Reihe von Männern finden,  
die einer möglichst entgegengesetzten, idealistischen oder gar  
enthusiastischen Richtung angehören. Aus der die Mathe-  
matik so hoch achtenden Platonischen und Pythagoräischen

Schule gingen große Naturforscher hervor, während der materialistische Epikuräismus wenig für die Naturwissenschaft leistete.

Man sieht aber auch leicht, daß diese geringe Betheiligung des Materialismus an den Errungenschaften der positiven Forschung nicht zufällig, daß sie namentlich nicht etwa lediglich dem quietistischen und beschaulichen Charakter des Epikuräismus zuzuschreiben ist, sondern daß in der That gerade das ideale Moment bei den Eroberern der Wissenschaft mit ihren Entdeckungen und Erfindungen im engsten Zusammenhang steht. Hier dürfen wir uns eine Vertiefung in die große Wahrheit nicht entgehen lassen, daß das objectiv Richtige und Verstandesmäßige nicht immer das ist, was dem Menschen am meisten fördert, ja nicht einmal das, was ihn zu der größten Höhe objectiv richtiger Erkenntnisse führt. Wie der gleitende Körper auf der Brachyochrone schneller zum Ziele kommt, als auf der geneigten Ebene, so bringt die Gesamtorganisation des Menschen es mit sich, daß in manchen Fällen der Umweg durch den Schwung der Phantasie schneller zur Erfassung der nackten Wahrheit führt als die nüchterne Bemühung, die nächsten und buntesten Fällen zu zerreißen.

Dennoch verkennt der Verfasser nicht, daß der Materialismus des Alterthums in anderer Beziehung wissenschaftlich fördernd wirkte, in Beziehung nämlich zur wissenschaftlichen Methode. Der idealistischen Richtung mit ihrer Abnung von Endursachen in der Natur sei zwar große Bedeutung für die Bewegung zur Wahrheit hin zuzuschreiben, aber mit ihr sei auch noch jene phantastische Willkür des mythologischen Standpunkts verbunden, die den Fortschritt der Erkenntnis hemmt. Erst wenn der Mensch beginnt, die einzelnen Vorgänge nüchtern, klar und bestimmt zu betrachten, sei der Fortschritt gesichert. Das Erdenken und Erdichten gewisser Endursachen habe zwar einen hohen subjectiven, auf das Ineinandergreifen der Geisteskräfte begründeten Werth, aber erst der Anfang der klaren, methodischen Betrachtung der Dinge sei gewissermaßen der wahre Anfang des Fortschritts mit den Dingen selbst. Hier verweist der Verfasser auf jenen Ausgangspunkt griechischer Wissenschaftlichkeit, der in Demokratie und der aufklärenden Wirkung seines Systems zu suchen ist. Diese aufklärende Wirkung kam der ganzen Nation zugute; sie wurde vollzogen an der einfachsten und nüchternsten Betrachtung der Dinge, welche sich unserm Denken zunächst darbietet und welche nach den mannichfachen Umbildungen heute noch ihren Werth nicht verloren hat: an der Atomistik.

Die Atomistik des Alterthums beseitigte den Götter- und Dämonensput mit einem einzigen großartigen Zuge, und was nun auch tiefsinnig angelegte Naturen von Dingen denken mochten, die hinter der Erscheinungswelt liegen: die Erscheinungswelt selbst lag vom Nebel frei vor den Blicken da. Wenngleich also der Materialismus des Alterthums wenig Positives für die Naturwissenschaft leistete, so hatte er doch die große negative Wirkung, das zu beseitigen, was der unbefangenen Naturforschung im Wege stand, die Mythenbildung. Und diese letztere Wirkung schlägt der Verfasser mit Recht nicht gering an.

Nächst dem Materialismus des Alterthums behandelt die erste Abtheilung des Lange'schen Werks in einem zweiten Abschnitt die „Uebergangszeit“, in einem dritten den

„Materialismus des 17. Jahrhunderts“ (Gassendi, Hobbes, und von Gassendi und Hobbes bis auf de la Mettrie und das „Systeme de la nature“), in einem vierten Abschnitt den „Materialismus des 18. Jahrhunderts“ (de la Mettrie, das „System der Natur“, die Reaction gegen den Materialismus in Deutschland.)

Alle diese Abschnitte sind reich an treffenden kritischen Bemerkungen. Besonders hervorzuheben ist hier aus dem Abschnitt „Die Uebergangszeit“ die Darstellung des Verhältnisses der Aristotelischen Philosophie zum Materialismus und die scharfe Kritik des Aristotelischen Begriffs der Möglichkeit, welchen der Verfasser für die Quelle der meisten und schlimmsten metaphysischen Irrthümer ansieht. Doch will es uns scheinen, daß hier der Verfasser in der Kritik etwas zu weit geht, indem er dem Begriff der Möglichkeit alle objective Gültigkeit abspricht und ihn für eine bloße Denkform erklärt. Der Verfasser leugnet, daß in einem Dinge die Möglichkeit irgendeiner Eigenschaft oder eines Zustandes stecken könne. Diese sei nur ein Gegenstand unserer combinirenden Vorstellung. Auch könne keine Eigenschaft in den Dingen „der Möglichkeit nach“ sein, da dies gar keine Existenzform sei, sondern eine Denkform. Das Saatkorn sei kein möglicher Halm, sondern ein Saatkorn.

Wenn ein Tuch roth ist, so ist in dem Augenblicke, in dem es das ist, diese Röthe ebenso nothwendig nach allgemeinem Gesetze da, als jede andere Eigenschaft des Tuchs, und wenn sie vorher als möglich gedacht wird, so hat doch das Tuch, welches ich später ins Wasser tauchen will, in sich durchaus keine andern Eigenschaften als ein anderes Tuch, dem kein solches Experiment bevorsteht.

Uns scheint, dieser Kritik gegenüber, daß der Aristotelische Begriff der Möglichkeit einen ganz guten, haltbaren Sinn hat. Metaphysische Irrthümer entstehen erst dann, wenn man logische mit realer Möglichkeit verwechselt und etwas schon darum, weil es sich nicht logisch widerspricht, für real möglich hält. Denkbar ist viel, was darum noch nicht objectiv möglich ist. Denkbar z. B. der Sieg eines Feldherrn, denn das Subject Feldherr und das Prädicat siegend widersprechen einander logisch nicht. Aber darum ist noch nicht jedem Feldherrn der Sieg real möglich. Es scheint uns daher nicht so wol darauf anzukommen, den Begriff der Möglichkeit zu verwerfen, als vielmehr nur darauf, logische von realer Möglichkeit zu unterscheiden.

Doch wir können hier nicht näher auf solche Einzelheiten eingehen, sonst würden wir auch den vom Verfasser angeführten Kant'schen Satz: „Hundert wirkliche Thiere enthalten nicht das mindeste mehr als hundert mögliche“ zu prüfen haben. Wir wollten hier mit dem gegen die Möglichkeitsbegriff vom Verfasser Borgebrachten nur zeigen, daß der Verfasser in seinem kritischen Bestreben nicht unter zu weit geht, indem er Begriffe verwirft, denen ein ganz guter und berechtigter Sinn abzugewinnen ist. Er verwirft z. B. auch den Begriff der Lebenskraft. Aber auch dieser scheint uns vielmehr nur zu berichtigen als auf seinen wahren Sinn zurückzuführen, als gänzlich zu verwerfen zu sein.



Der eigentliche Standpunkt des Verfassers enthält sich in der zweiten Abtheilung seines Werks. Es ist der tisch-kritische, womit nicht gesagt ist, daß der Verfasser ein strikter Kantianer, sondern nur, daß er von der Art des Erkennens aus den materialistischen Dogmatis-beleuchtet und seine Unhaltbarkeit nachweist. Der Verfasser hat die schwache Seite der Kant'schen Vernunft-richtig erkannt, daß Kant nämlich in der Aufwei-der apriorischen Formen des Erkenntnisvermögens durch seinen psychologischen Schematismus und durch starre Trennung von Stoff und Form den richtigen verbarrikadirt hat.

Hätte Kant nicht jenen deductiven Weg eingeschlagen, der den entdeckenden Erkenntnis a priori im Grunde schon vor-: so hätte es seinem umfassenden Geiste unmöglich ver- bleiben können, daß es noch ganz andere Elemente un- Anschauung gibt, die vor jeder Erfahrung gegeben sind, Raum und Zeit. Es handelt sich einfach um die Sinnes- ndungen. So sicher es ist, daß ich keine Empfindung ha- ann, ohne zugleich damit im philosophischen Sinne des s eine Erfahrung zu machen, so kann man doch die ein- Qualität der Empfindungen nicht aus der Erfahrung ab-, sondern nur umgekehrt die Erfahrung aus den Empfin- n. Der Umstand, daß gewisse Vibrationen der Luft oder lthers mich ganz unberührt lassen, daß dagegen andere r die Sensationen des Lichts, des Schalles u. s. w. her- ingen, liegt in einer Organisation, welche der Erfahrung egeht, und es würde schwer halten, irgendeinen stichhaltigen chieb zwischen dieser Apriorität und derjenigen von Raum eit nachzuweisen. Auch meine einzelnen Raumvorstellun- iden sich erst mit der Erfahrung, und allein die Anlage äumlichen Vorstellen überhaupt ist a priori gegeben. Der b, welcher Kant veranlaßte, Raum und Zeit als die ein- Prinzipien der Sinnlichkeit a priori anzusehen, ist die attische aber irrige Annahme, daß unser Geist zu den äßen der Außenwelt eine fertige Form hergibt, die mit ndung, als dem Stoff der Erfahrung, gar nichts zu thun änn. Hier steht eben in der rein philosophischen Betrach- der Empfindung eine vollständige *petitio principii*.

Der Verfasser geht also in der Bestimmung des aprio- 1 Theils unserer Erkenntnis, und zwar mit Recht, weiter als Kant, indem er auch schon in dem Stoff erfahrung, in der Empfindung, ein apriorisches Ele- welches durch unsere Organisation gegeben ist, er- Ueberhaupt hält der Verfasser nur den Grund- len Kant's — die Relativität unseres Erkennens für Bahre und Bleibende seiner Philosophie, nicht aber die nähere Ausführung desselben bei Kant.

In folgenden drei Sätzen findet der Verfasser den der Kant'schen Philosophie:

Die Erscheinungswelt folgt aus unsern Begriffen: eben- b ist sie der wichtigste und lohnendste Gegenstand unserer itnis. Nur eine relative Wahrheit ist uns zugänglich, und iegt nur in der Erfahrung.

Die Ideen geben uns keine Erkenntnis, sondern führen eine eingeübete Welt; gerade darin liegt ihr Nutzen. etrügen uns, wenn wir durch sie unser Wissen erweitern ; wir bereichern uns, wenn wir sie zur Basis unsers ns machen.

Das einzige Absolute, was der Mensch hat, ist das Sitten- und von diesem festen Punkte aus ist in die schwanfende der Ideen eine ebenso sichere Ordnung zu bringen, wie die Verstandeswelt durch die Einrichtung unsers Geistes gegeben ist.

3. 29.

Die beiden ersten Sätze enthalten nach dem Verfasser das Bleibende, der dritte das Subjective und Zeitgemäße. Bleibend sei aber auch hier die Errungenschaft, daß das Ideale nicht mehr nach vermeintlichen Beweisen, sondern nach seinen Beziehungen zu den sittlichen Zwecken der Menschheit beurtheilt wird.

Dem Kant'schen Grundgedanken von der Relativität unsers Erkennens gibt der Verfasser eine noch weitere Aus- dehnung als Kant selbst. Er ist daher ein weit entschiede- nerer und consequenterer Idealist als Kant. Ihm ist nichts fest und gewiß als die menschliche Organisation mit ihren Naturgesetzen. Alles andere ist nothwendige Folge aus dieser, also nicht bloß die sinnliche Anschauung, die Ver- standesthätigkeit, die Ideenbildung, sondern auch schon der ganze Kant'sche Gegensatz zwischen Ding an sich und Er- scheinung. Auch in diesem steht er nur eine nothwendige Folge der menschlichen Organisation.

Das wahre Wesen der Dinge, der letzte Grund aller Er- scheinungen, ist uns nicht nur unbekannt, sondern es ist auch der Begriff desselben nicht mehr und nicht weniger als die letzte Ausgeburt eines von unserer Organisation bedingten Gegen- sages, von dem wir nicht wissen, ob er außerhalb unserer Er- fahrung irgendeine Bedeutung hat.

Mit dieser Einsicht, glaubt der Verfasser, sei die Metaphysik als demonstrative Wissenschaft ungleich schär- fer gerichtet, als Kant es beabsichtigt hatte, es sei aber auch der Metaphysik, als einer erbaulichen Kunst der Be- griffsförmung, das volle weite Feld ihres welthistorischen Lummelplatzes wieder freigegeben. Verschiedene Systeme seien gleich denkbar. Man lasse daher die Philosophen gewähren, vorausgesetzt, daß sie uns hinfürs erbaue, statt uns mit dogmatischem Gezänk zu belästigen. „Die Kunst ist frei, auch auf dem Gebiet der Begriffe. Wer will einen Satz von Beethoven widerlegen, und wer will Rafael's Madonna des Irrthums zeichnen? So ist dem „Umhertappen“ in der Metaphysik ein Ende gemacht, wenn auch anders, als Kant es wollte.“

Der Verfasser rechnet den Bautrieb der Speculation unter die Kunsttriebe. Der Einheitstrieb der Vernunft führt nach ihm stets zur Dichtung, die der Wissenschaft nur indirect zugute kommt. Metaphysik, Religion, Kunst bilden ihm ein Gebiet ganz anderer Art als das des empirischen Wissens. Ihr Werth beruht nicht auf ihrer buchstäblichen Wahrheit, nicht auf Verstandesbefriedigung, sondern auf dem, was sie zur Befriedigung des sittlichen Bedürfnisses thun. Diese Ansicht des Verfassers erhält besondere Ausführung in dem letzten Abschnitt: „Der ethische Materialismus und die Religion.“

Von diesem seinem idealistischen Standpunkt aus wird es nun dem Verfasser nicht schwer, sowohl die theoretische als die praktische Unhaltbarkeit des Materialismus nach- zuweisen. Ein naiver Materialismus, wie der des Alter- thums, ist, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, nach der Kant'schen Kritik des Erkennens nicht mehr möglich. „Der unbedingte Glaube an die Atome ist so gut geschwunden wie andere Dogmen. Man nimmt nicht mehr an, daß die Welt absolut so beschaffen ist, wie wir sie mit Ohr

und Auge wahrnehmen; aber man hält sich daran, daß wir mit der Welt an sich nichts zu schaffen haben."

Die consequent materialistische Betrachtung schlägt, wie der Verfasser zeigt, in eine consequent idealistische um. „Was ist der Körper? Was ist der Stoff? Was ist das Physische? Und die heutige Physiologie muß uns so gut wie die Philosophie auf diese Frage antworten, daß das alles nur unsere Vorstellungen sind; nothwendige Vorstellungen, nach Naturgesetzen erfolgende Vorstellungen, aber immerhin nicht die Dinge selbst." So müsse der Idealismus zuletzt über den Materialismus siegen.

Daß der Materialismus, obgleich durch Kant gestürzt, dennoch nach demselben wieder aufkam, das hatte, wie der Verfasser nachweist, seinen Grund in verschiedenen Verhältnissen. Der Verfasser charakterisirt und kritisiert die Säupter des modernen Materialismus und Sensualismus, einen Feuerbach, Moleschott, Büchner, Karl Vogt, Eulze sehr gut und wendet sich dann zu einer ausführlicheren Betrachtung der neuern Naturwissenschaften in ihrem Verhältniß zum Materialismus. Diesen gebiegenen Abschnitt möchten wir besonders den die Philosophie verachtenden und den über die Exactitude ihres Wissens verblendeten Naturforschern zur Beherzigung empfehlen. Wie viel Dogmatisches, wie viel unbewiesene und unbeweisbare Voraussetzungen bei diesen kritiklosen Naturforschern im Schwange sind und die nüchternste, besonnenste Forschung verderben, das hat der Verfasser sehr gut nachgewiesen. Mit Recht fordert er vom Naturforscher eine höhere philosophische Bildung, worunter er nicht Speculation, sondern philosophische Kritik versteht. Um seine eigenen transcendente Ideen als solche zu erkennen und sie sicherer von dem zu unterscheiden, was die Empirie gibt, bedürfe der Naturforscher der Kritik der Begriffe. Philosophie und Naturforschung sollen sich nach dem Verfasser — und wir müssen ihm hierin vollständig beistimmen — nicht einander gegenseitig entfremden, sondern sollen sich associiren.

Es ist keine Philosophie auf dem Standpunkt der Gegenwart mehr denkbar ohne die exacte Forschung, und ebenso sehr bedarf die exacte Forschung der beständigen Läuterung durch die philosophische Kritik. Es ist kein Dilettantismus, wenn der Philosoph sich mit den wichtigsten Resultaten und den Forschungsmethoden sämmtlicher Naturwissenschaften bekannt macht; denn dies Studium ist die nothwendige Basis aller seiner Operationen. So ist es auch kein Dilettantismus, wenn der Naturforscher sich eine bestimmte geschichtlich und kritisch begründete Ansicht über den Denkproceß der Menschheit verschafft, an den er doch trotz aller scheinbaren Objectivität seiner Untersuchungen und Folgerungen unauf löslich geknüpft ist.

Nächst Verachtung der Philosophie findet der Verfasser in der exacten Forschung unserer Tage noch einen andern materialistischen Zug, den er ebenso sehr tadelt, den ungeschichtlichen Sinn. Die Folge desselben ist, daß sich zur Geringschätzung der Vergangenheit eine philistische Ueberschätzung des gegenwärtigen Zustandes der Wissenschaften gesellt, bei welchem die landläufigen Hypothesen als Axiome gefaßt werden und blinde Ueberlieferungen als Resultate der Forschung gelten. Vergangenheit und Gegenwart verhalten sich, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, nicht wie Irrthum und Wahrheit, als ob der

Vergangenheit aus der Irrthum, der Gegenwart nur die Wahrheit zugefallen wäre, sondern Irrthum und Wahrheit sind in der Geschichte unauf löslich verschmolzen und die Annäherung an das Ziel vollkommener Erkenntnis geht durch zahllose Zwischenstufen, der Irrthum wird selbst ein Träger mannichfaltigen und bleibenden Fortschritts. Wer dies erkenne, der werde auch nicht so leicht aus dem thatsächlichen Fortschritt der Gegenwart auf die Unumstößlichkeit unserer Hypothesen schließen. Das wichtigste Resultat der geschichtlichen Betrachtung sei die akademische Ruhe, mit welcher unsere Hypothesen und Theorien ohne Feindschaft und ohne Glauben als das betrachtet werden, was sie sind: als Stufen jener unendlichen Annäherung an die Wahrheit, welche die Bestimmung unserer intellektuellen Entwicklung zu sein scheint.

So treffend wie diese den Hochmuth der Materialisten und der sich ihrer Exactitude rühmenden Naturforscher, die oft nur ihre Theorien mit Thatfachen verwechseln, so treffend, sagen wir, wie diese ihren Hochmuth herabstimmenden Bemerkungen des Verfassers sind, ebenso treffend sind auch seine methodologischen Bemerkungen, seine Ansichten über Induction und Deduction und das Verhältniß beider zum Erfahrungsbeweis. Höchst anregend sind ferner seine die „kosmischen Fragen" und die „anthropologischen Fragen" betreffenden kritisch scharfen Auseinandersetzungen. Doch wir können auf alles dieses hier wegen Mangels an Raum nicht näher eingehen.

Wir wenden uns zum letzten und bedeutendsten Abschnitt des Werks: „Der ethische Materialismus und die Religion." Wenn der vorgenannte Abschnitt über „die neuern Naturwissenschaften" besonders den modernen Naturforschern zu empfehlen war, so ist dagegen dieser letzte besonders den modernen Volksbeglückern zu empfehlen, die nichts Höheres kennen als den volkswirtschaftlichen Fortschritt, und die da meinen, dieser mache alles Christenthum und alle Religion überflüssig. Wir haben schon gesehen, welchen Werth der Verfasser in wesentlicher Uebereinstimmung mit Kant den metaphysischen, über das empirische Diesseits hinausgehenden Ideen beilegt. Dieselben haben ihm keine demonstirte, wissenschaftliche Wahrheit, wol aber praktisch-ethische Bedeutung, und von diesem Standpunkt aus beleuchtet er den ins Leben eingedrungenen Materialismus unserer Tage, die Interessenwirtschaft, den Cultus des Kapitals, die Manie des Erwerbs. Das große Interesse dieser Periode, sagt er, ist nicht mehr, wie im Alterthum, der unmittelbare Genuß, sondern die Kapitalbildung. Die vielgescholtene Genußsucht unserer Zeiten, bemerkt er treffend, ist bei weitem nicht so hervorragend als die Arbeitsucht unsrer industriellen Unternehmer und die Arbeitsnoth der Sklaven unserer Industrie. Ja, vielfach sei das, was als lärmende und sinnlose Freude an eiteln Vergnügungen erscheint, eben nur eine Folge der übermäßigen, aufreibenden und abstumpfenden Arbeit, indem der Geist durch das beständige Hegen und Wühlen im Dienst des Erwerbs die Fähigkeit zu einem reinern, edlern und ruhiger gestalteten Genuße einbüßt.

Der Verfasser schildert diesen ganzen ungesunden Zustand sehr gut und stellt zwar nicht in Abrede, daß die einwärtige Arbeitsperiode ungeheueren Leistungen vollzogen, weist aber auch auf die geistige und sittliche Einseitigkeit hin, welche diese Heßjagd des Erwerbs zur Folge hat.

Er kritisiert verschiedene volkwirtschaftliche Ansichten der Gegenwart, die auf Egoismus basieren, sehr richtig und sagt, daß, wenn der Egoismus der Gegenwart Oberhand behalten sollte, darin nicht ein neues weltaltendes Princip gegeben wäre, sondern nur eine weiterschreitende Zerkleinerung. Da die Lehre von der Harmonie der Interessen falsch sei, da das Princip des Egoismus das sociale Gleichgewicht und damit die Basis aller Sittlichkeit vernichte, so könne es auch für die Volksherrschaft nur eine vorübergehende Bedeutung haben, in der Zeit vielleicht schon jetzt vorüber sei. Daß der Egoismus factisch nach wie vor eine große Rolle spiele, sei sicher, aber ebenso sicher dürfte es sein, daß fernere Steigerung des Individualismus nicht einen Aufschwung, sondern nur den Verfall unserer Cultur bedeuten könnte.

Sofern in der Geschichte ein positiver Fortschritt sich zeigt, wie bisher immer das entgegengesetzte Princip in erhöhter Fülle, während der überhandnehmende Individualismus an der Zerkleinerung unbrauchbar gewordener Formen arbeitet. Deshalb wird auch für die Gegenwart wol der eigentliche Strom des Fortschritts in der Richtung des Gemeinnsinnigen sein.

Da nun das Christenthum den Gemeinnsinn fördert, so ist der Verfasser keineswegs der Ansicht derjenigen, welche dasselbe, sowie überhaupt alle Religion für einen wunden Standpunkt halten. Er erinnert an die Verwandtschaft christlicher und communisticcher Ideen und mit Recht:

Ueberblickt man die Geschichte im großen Ganzen, so scheint um zweifelhaft, daß wir der Fülle, aber Bekämpfung um der christlichen Ideen nicht aus unsern moralischen, um selbst den intellectuellen Fortschritt großentheils zu verdanken, daß jedoch diese Ideen ihre volle Wirksamkeit entfalten können, indem sie die fixirte und dogmatische Zerkleinerung, in die sie eingebüllt waren, wie der Same Baums in seine harte Schale.

Die Bedeutung der Religionen beruht nach dem Verfasser nicht auf ihrer buchstäblichen, sondern ihrer symbolischen Wahrheit. Er erklärt es mit Recht für Weisheit, an die religiösen Dogmen den wissenschaftlichen Fleiß anlegen zu wollen und zu verlangen, daß sie die wirkliche Wahrheit enthalten. Die religiösen Wahrheiten und die wissenschaftlichen stammen aus zwei verschiedenen Quellen:

Die Religion ist daher in Zeiten, welche einen gewissen Fortschritt der Bildung und Frömmigkeit vereinigen, stets von der unzertrennlich gewesen, während es ein Zeichen des Verfalls oder der Erstarrung ist, wenn ihre Lehren mit dem menschlichen Wissen verwechselt werden. Dort liegt der wahre Werth der Vorstellungen in der Form, gleichsam im Stil der Vortragsarchitektur und in dem Eindruck dieser Vorstellungen auf das Gemüth; hier dagegen sollen alle Vorstellungen im einzelnen wie in ihrem Zusammenhang materiell sein.

Der Verfasser verwirft daher die modernen Bestrebungen der Freigemeindler und sonstiger Rationalisten, welche alle Dichtung aus der Religion verbannen und aus derselben ein nüchternes Wissen machen möchten; er zeigt, wie viel Dichtung auch noch bei ihnen auf die Naturbetrachtung sich gründenden religiösen Betrachtungen mit unterläuft. Der Verfasser will, daß man sich daran gewöhne, dem Princip der schaffenden Idee an sich und ohne Uebereinstimmung mit der historischen und naturwissenschaftlichen Erkenntniß, aber auch ohne Verfälschung derselben, einen höhern Werth beizulegen als bisher; man gewöhne sich, die Welt der Ideen als bildliche Stellvertretung der vollen Wahrheit für gleich unentbehrlich zu jedem menschlichen Fortschritt zu betrachten wie die Erkenntnisse des Verstandes, indem man die größere oder geringere Bedeutung jeder Idee auf ethische und ästhetische Grundlagen zurückführt.

Der Verfasser redet ebenso wenig dem Fanatismus der Orthodoxie, welcher die freie wissenschaftliche Entwicklung und die Volksaufklärung hemmt, das Wort als der materialistischen Geringschätzung der Religion. Er will den Werth des Idealen ebenso anerkannt wissen wie den Werth der verstandesmäßigen, exactwissenschaftlichen Erkenntniß. Zur vollen Befriedigung der menschlichen Natur gehört nach ihm beides, die Pflege der Wissenschaft und der Cultus der Idee. Er ist daher auch der Ansicht, daß die Vertreter beider sehr wohl friedlich und gemüthlich in der Gesellschaft zusammenleben können und es auch werden, sobald nur erst die letzten Spuren des Fanatismus aus unserer Gesetzgebung vertilgt sind. „Ob es freilich dazu kommen wird, ist eine andere Frage. Es ist so wie mit der socialen Umwälzung, vor der wir stehen, so auch mit der religiösen. Die friedliche Durchlebung der Uebergangsperiode ist wünschenswerther, allein eine stürmische wahrscheinlicher.“

Wahrhaft classisch sind die folgenden, vom Verfasser gegen den Schluß seines Werks gesprochenen Worte, die zugleich zeigen, wie schön bisweilen seine Darstellungsweise ist:

Ob die Zukunft wieder hohe Dome bauen, oder ob sie sich mit lichten, heitern Hallen begnügen wird; ob Orgelschall und Glockenklänge mit neuer Gewalt die Länder durchbrausen werden, oder ob Gymnastik und Musik im hellenischen Sinne zum Mittelpunkt der Bildung einer neuen Weltperiode sich erheben: auf keinen Fall wird das Vergangene ganz verloren sein und auf keinen Fall das Veraltete unverändert sich wieder erheben. In gewissem Sinne sind auch die Ideen der Religion unvergänglich. Wer will eine Mese von Palästina widerlegen, oder wer will die Madonna Rafael's des Irrthums zeihen? Das Gloria in excelsis bleibt eine weltgeschichtliche Macht und wird schallen durch die Jahrhunderte, solange noch der Nerv eines Menschen unter dem Schauer des Erhabenen erzittern kann. Und jene einfachen Grundgedanken der Erlösung des vereinzelt Menschen durch die Hingabe des Eigenwillens an den Willen, der das große Ganze lenkt; jene Bilder von Tod und Auferstehung, die das Ergreifendste und Höchste, was die Menschenbrust durchbebt, ausdrücken, wo keine Prosa mehr fähig ist, die Fülle des Herzens mit klaren Worten darzustellen; jene Lehren endlich, die uns befehlen, mit dem Hungerigen das Brod zu brechen und dem Armen die frohe Botschaft zu verkünden — sie werden nicht für immer schwinden, um einer

Gesellschaft Maß zu machen, die ihr Ziel erreicht hat, wenn sie ihrem Verstand eine bessere Polizei verdankt und ihrem Scharfsinn die Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen. Oft schon war eine Epoche des Materialismus nur die Stille vor dem Sturm, der aus unbekannten Klüften hervorbrechen und der Welt eine neue Gestalt geben sollte. Wir legen den Griffel der Kritik aus der Hand in einem Augenblick, in welcher die sociale Frage Europa bewegt, eine Frage, auf deren weitem Gebiet alle revolutionären Elemente der Wissenschaft, der Religion und der Politik ihren Kampfplatz für eine große Entscheidungsschlacht gefunden zu haben scheinen. Sei es, daß diese Schlacht ein unblutiger Kampf der Geister bleibt, sei es, daß sie einem Erdbeben gleich die Ruinen einer vergangenen Weltperiode donnernd in den Staub wirft und Millionen unter den Trümmern begräbt: gewiß wird die neue Zeit nicht siegen, es sei denn unter dem Banner einer großen Idee, die den Egoismus hinwegsetzt und menschliche Vollkommenheit in menschlicher Genossenschaft als neues Ziel an die Stelle der rastlosen Arbeit setzt, die allein den persönlichen Vortheil ins Auge faßt.

Der Verfasser hat auf Grund eines tiefen Eindringens in die menschliche Natur, auf Grund der Einsicht, daß der Mensch nicht bloß physische, sondern auch metaphysische Bedürfnisse hat, richtig erkannt, daß der Materialismus, sowohl der theoretische als der praktische, zwar vorübergehend herrschen, vorübergehend sich der Geister und Gemüther bemächtigen, aber nie auf die Dauer die Seele ausfüllen kann.

Gerade sein consequent idealistischer Standpunkt, seine Einsicht, daß es für den Menschen keine andere als menschliche Erkenntniß und menschliche Befriedigung gibt, daß aber auch nur die allseitige Entwicklung der menschlichen Kräfte und die harmonische Befriedigung des Bedürfnisses nach dem Wahren, Guten und Schönen ein volles und dauerndes Genüße gibt, hat den Verfasser in den Stand gesetzt, die Schwächen des Materialismus aufzudecken und zu zeigen, daß derselbe nur Eine Seite der menschlichen Natur cultivirt, die andern und höhern Seiten aber unangebaut läßt, während doch diese nicht minder ein Recht auf Befriedigung haben als jene.

Nur die volle harmonische Befriedigung der menschlichen Natur kann ein dauerndes Genüße geben. Dies durch alle seine Auseinandersetzungen zum Bewußtsein gebracht und den Materialismus in seine Schranken verwiesen zu haben, rechnen wir dem Verfasser zu großem Verdienste an.

Julius Fraunstädt.

### Importirte Romane.

1. Skizzen aus dem Pastorat zu Mastland. Aus dem Leben eines holländischen Dorfpastors. Von E. C. van Roetsveld. Deutsch von P. R. Schollenbruch. Elberfeld, Bielefeld. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Ausgewählte Werke von Fernan Caballero. Deutsch von L. G. Lemde. Erster bis vierter Band: *Elementa*. Ein Sittenroman. Zwei Theile. *Pagrimas*. Ein Sittenroman. Zwei Theile. Paderborn, F. Schöningh. 1865. 8. Jeder Band 12 Ngr.

Wenn wir an diese importirte Waare als Maßstab ihres Werths ein analoges Werk, den „Vicar von Wakefield“, anlegen wollten, so würden die beiden neuen Autoren nicht zum besten bestehen, aber sicherlich der Spanier

weit besser als der Niederländer. Schollenbruch sagt freilich von seinem Autor:

Seine Feder gleicht dem Pinsel eines Meisters aus der holländischen Malerschule, der ein still- und friedliches Leben mit tiefer Erneu- und frischer Lebendigkeit bis ins Kleinste hin darzustellen weiß. Alles athmet Geist und Leben, und zwar in solcher Weise, daß die ernste christliche Grundrichtung, mit welcher der Verfasser die Grenzen gesunder christlicher Lebensanschauung weder zu enge zieht noch zu weit ausdehnt, niemals durch die besondere Art seiner Auffassung und Darstellung verletzt wird. Auch läßt die klare Mächtigkeit der Anschauung, in welcher der geistreiche Verfasser mit ebenso tiefer Weisheit als feiner Klugheit begabt erscheint, an keinem Punkte die Tiefe des Herzens und Gemüths vermischen.

Wir bebauern, mit dieser überaus günstigen Beurtheilung der „Skizzen“ uns nicht einverstanden erklären zu können, und vermischen den Geist, wenigstens den poetisch-productiven, gestaltenbildenden, Welt und (Still-) Leben anschaulich darstellenden Geist allenthalben. Was wir finden, ist der unschöne Abklatsch des unschönen trivialen Lebens von dem engherzigen Gesichtspunkte eines protestantischen Landgeistlichen, der allerdings „schätzenswerthe Beiträge zur Pastoraltheologie“ zu liefern die praktische Erfahrung und Gewandtheit besitzen, der auch ein fruchtbarer Schriftsteller sein mag, durch dieses Werk uns aber wahrhaftig nicht zwingt, es erklärlich zu finden, daß er auch ein „sehr beliebter Schriftsteller in Holland“ sei. Oder sollten die Holländer, denen doch die deutsche, englische und französische Literatur zur Verfügung steht, in der That so geringe Ansprüche machen, wenn es sich um Werke in ihrer eigenen Sprache handelt? Der Verfasser ist ohne Zweifel ein eifriger Seelsorger, aber er hätte zu seinem Buche einen Plan machen, an Entwicklung und Steigerung denken und dann wirklich mit dem Pinsel eines Meisters malen sollen. Der Uebersetzer behauptet, das sei geschehen, aber er irrt sich, und so hat er die deutsche Literatur allerdings um circa 20 Druckbogen vermehrt, aber sie sicher nicht bereichert. Wir wollen Schollenbruch zutrauen, selbständig ein besseres Buch schreiben zu können. Er würde hoffentlich den etwas freistimmigen jungen Arzt du Meaux nicht dadurch zu curiren versuchen, daß er ihn darauf hinwies, wie sehr er sich durch Freistimmigkeit in seiner — Landpraxis schade. Der Pastor von Mastland will Gegner der Jesuiten sein, und ist selbst einer.

Der spanische Autor, der im Gegensatz zu dem holländischen als Verfechter streng katholischer Kirchlichkeit auftritt, hat sich seine Aufgabe klarer gemacht und sich ein würdigeres Ziel gesetzt. Er sagt selbst, er wolle nur in schlichter castilianischer Prosa erzählen, „was sich wirklich zuträgt in unsern spanischen Dörfern, wie unsere Landsleute in den verschiedenen Klassen unserer Gesellschaft denken und handeln“, „was er schreibe, seien keine Phantasieromane, sondern es sei ein Verein von Scenen des wirklichen Lebens, von Schilderungen, Charakterbildern und Betrachtungen“, und dabei schließt er sich der Ansicht eines spanischen Kritikers über das Wesen des Romans an, der nämlich sagt:

Neuheit, Mannichfaltigkeit, überraschender Charakter und: der Begebenheiten scheint uns der Erzählung eigenthümlich anzugehören; der Roman dagegen lebt wesentlich von Charakteren und Schilderungen. Seltsam! Er ist von allen Gattungen der Literatur diejenige, welche am wenigsten der Handarbeit bedarf; er kann ihrer allerdings nicht ganz entbehren, wenig, sehr wenig genügt ihm.

Weiter stützt er sich auf J. A. David, der sagt: „dramatischen Dichtern gehört die Handlung, den anschreibern die Analyse des Herzens.“ Man er, der Verfasser, wenn er auch nicht nach der Sache arbeiten will, sucht wenigstens hinsichtlich der Form: Schriften Rechenhaftigkeit abzulegen, indem er sich zu rühmen bekennt, die Klang und Namen haben. Aber will man mit den spanischen Kritikern über literarische und Kunstansichten nicht rechten, so dann bedünkt es, als überschritten der Verfasser die von Dapoa demane gezogenen Grenzen gar oft um ein Beträchtliches. gewisse Gliederung in der Anlage und im Fortschreiten haben beide Romane, auch recht artige Scenen, Darstellungen und Charakterbilder, die oft genug unsere Aufmerksamkeit wecken, nicht weil sie feine, sondern weil sie Malerei sind, resp. weil das castilianische Leben so interessant und jedenfalls weit interessanter ist als niederländische. Auch ist vieles aufmerksam beobachtet und mit Bedacht reproducirt, nicht alles, et hoc quandoque dormitat; nicht selten erhalten wir den Eindruck, als vergesse der Verfasser, daß er in der Öffentlichkeit, d. h. auch für die Kritik schreibt, werde er flüchtig und plauderhaft, als ließe er sich einem Gegenstande hinreißen, statt ihn zu beherrschen, als wäre es ihm mehr um die zahlreich eingeflochtenen Betrachtungen und Essays zu thun als um ernstliche Romananschaffungen, als wolle er mehr belehren unterhalten, als charakterisiren er den Kulturzustand gegenwärtigen Spanien nicht als Historiker, sondern in der Art von Reformator, als könne er sogar der Erde nicht widerstehen, allerlei geheime Rancune sich klebigen und seine Geißel im Buche über Personen zwingen, die ihm im Leben unzugänglich sind. Das Wichtigste, die eigentliche Handlung in beiden „Sittenromanen“ ist so einfach, sogar dürftig, daß sich ein Reichtum lohnt. Hier ist nichts von Spannung, wie umsonst, aber es geht ein Hauch durch diese Pläne, der uns alle die tausend Regelwidrigkeiten zu geben, sogar zu verzagen zwingt, nicht südländische Wärme, man vermuthen könnte, aber — offen gesagt — eine jätig anmuthende Doudoirluft, als säßen wir zu den Seiten einer lebenswürdigen und geistvollen Dame und lesen ihren oft ungezügelteren, aber stets schönen und interessanten Berichten über Land und Leute in Spanien. Dem wird es sicherlich den Genuß dieser Sittenromane schmälern, wenn er unsere Vermuthung theilt, daß es in einer Anonyma herrühren. 15.

## Zur Geschichte und Sprache der Deutschen in Siebenbürgen.

Deutsche Denkmäler aus Siebenbürgen. Aus schriftlichen Quellen des 12. bis 16. Jahrhunderts gesammelt von Friedrich Mülller. Hermannstadt, Steinhäuser. 1864. Gr. 8. 1 Thlr.

Bekanntlich hat unter allen den weitverstreuten Gliedern unsers großen östlichen Colonisationsystems das Volk der siebenbürgischen Deutschen oder Sachsen, wie sie gewöhnlich genannt werden, seine Nationalität am energischsten festgehalten. Ihre ältesten Ahnen haben den Mongolensturm in der Mitte des 13. Jahrhunderts mit angeborener Zähigkeit überstanden, die spätern Geschlechter sind jahrhundertlang von den nicht weniger heftigen Stürmen der türkischen Ueberschwemmung heimgesucht worden. Wenn sie auch zeitweilig, wie das ganze Land, die Oberherrschaft des Padiſchahs anerkennen mußten, so sind sie doch gute Deutsche geblieben. Schlimmer als die alten Mongolen und Türken hat in der Gegenwart die rohe Eitelkeit und der barbarische Dünkel der Magyaren gegen sie gewüthet. Im Jahre 1849 stand die Existenz dieser ganzen deutschen Colonie auf dem Spiele; während unsere Liberalen den Fortschritten der heldenmüthigen Ungarn zuzuschauen, machten sich diese ein Vergnügen daraus, die deutschen Städte und Dörfer zu plündern und zu verbrennen, die Geistlichen und Communalbeamten in einer Weise zu massacriren, die den Söhnen Attila's oder den Nachkommen der Verwüster Deutschlands im 9. und 10. Jahrhundert natürlich angekommen zu sein scheint, und jeder, der es hören wollte, konnte es hören, daß es auf eine gänzliche Vertilgung jener vom Mutterlande preisgegebenen Deutschen abgesehen sei. Die Befestigung Ungarns hat auch die Sachsen wieder zu Athem kommen lassen, doch ist es keine Frage, daß sie sich selbst unter günstigen Verhältnissen von dieser letzten und schwersten Katastrophe viel langsamer erholen würden als von all dem frühern Unglück. Die neueste Wandlung der österreichischen Verfassungsangelegenheiten, die offenkundigen Versuche, die Magyaren zu gewinnen, indem man ihnen die von ihnen schon lange erforderten Opfer preisgibt, scheint auch den Hoffnungen der Sachsen einen tödtlichen Stoß geben zu müssen. Einstweilen thun sie mannhaft alles, was in ihren Kräften steht, um ihre nationale Selbstständigkeit zu vertheidigen. Dazu gehört in erster Reihe die Pflege ihrer Geschichte und Alterthumskunde. Diese ist es, die ihnen durch eine unabsehbare Folge von Urkunden aller Art, Privilegien der frühern und spätern ungarischen Könige und der andern Beherrscher des Landes, durch Statuten ihrer städtischen und ländlichen Gemeinden und der darin einbegriffenen geistlichen und weltlichen Corporationen ihr uraltes Recht so klar und umfassend nachweist, wie es kaum irgendanderswo auf deutschem Boden sich so vollständig und so formell unanfechtbar erhalten hat. Außer diesem praktischen Momente gibt es aber auch noch andere von idealern Gehalt, deren sich jene wackern Kämpfer ebenso wol bewußt sind. Das kleine Büchlein hat eine ruhmwürdige Vergangenheit, die der Gegenwart zu einem lehrreichen und tröstlichen Spiegel



dienen kann. Jeder Zug darin ist deutsch, und das nationale Selbstgefühl der Sachsen kann keinen bessern Halt wünschen, als den ihm die ernstesten und tüchtigsten Bilder seiner in den schwersten Wetterschlägen erprobten deutschen Väter geben. Zugleich ist es eine Mahnung an das übrige deutsche Volk, das so wenig von seinen treuesten und standhaftesten Brüdern weiß.

Eine ungemein eifrige literarische Thätigkeit hat sich im Sachsenlande besonders seit der Befreiung von der magyarischen Zwangsherrschaft dem geschichtlichen und den verwandten Gebieten zugewendet. Der Verein für siebenbürgische Landeskunde zu Hermannstadt hat in seinen Publicationen nach allen Seiten hin viel dafür gethan, aber auch an selbständigen Einzelarbeiten fehlt es nicht. Die Sagen und Märchen des Landes sind von Friedrich Müller gesammelt und in wissenschaftlicher Weise bearbeitet; derselbe hat in den noch weiter zu besprechenden Sprachdenkmälern die Grundlagen zu einer Geschichte der deutschen Sprache in dieser Colonie geliefert. Halmich, Marienburg, Schuster, vor allen der unvergessliche Schüler haben die innere Geschichte des Volks und seine Productionen in Sage und Sprichwort, Sitte und Lebensweise liebevoll beleuchtet. Je mehr sich das Auge durch Detailarbeit schärft, desto unerschöpflicher erscheint überall der Stoff für die Wissenschaft, und so auch hier, aber trotzdem darf man vergleichungsweise behaupten, daß die wesentlichste Arbeit hier bereits so weit gethan ist wie in keiner andern deutschen Landschaft.

Wenn wir unter der Masse dieser Literatur diesmal besonders auf die siebenbürgischen Sprachdenkmäler von F. Müller verweisen, so erfüllen wir eine doppelte Pflicht des allgemein nationalen Interesses und der speciellen Disciplin der deutschen Sprachwissenschaft. Das erste bedarf keiner weiteren Erklärung, das andere aber wenigstens einer Erläuterung, damit man nach dem allgemein gehaltenen Titel des Buchs hier nicht etwas suche, was sich bei der Beschaffenheit des vorhandenen Materials nicht finden kann. Eine selbständige literarische Thätigkeit in deutscher Sprache mag wol auch hier schon früher im Mittelalter stattgefunden haben, doch ist davon nichts erhalten. Was hier als sorgsam von allen Seiten zusammengelesene Reste der mittelalterlich deutschen Schrift-

stellerei in Siebenbürgen gegeben wird, beschränkt sich auf Urkunden oder auch nur auf fragmentarische Aufzeichnungen und Notizen geschäftlichen Inhalts. Die ersten sind culturgeschichtlich oft von großem Belang, auch wenn sie nur, oder gerade wenn sie ziemlich dasselbe wie andere gleichen Inhalts aus andern Theilen Deutschlands gewähren. Man sieht daraus recht schlagend die merkwürdige Gleichmäßigkeit, in der sich alle deutschen Lebensgestaltungen trotz der unbeschränkten Autonomie und der weitesten Entfernung der einzelnen Glieder entwickelten. Der stärkste Individualismus ist überall durch eine noch stärkere Gemeinsamkeit oder Identität des Typus zurückgebrängt.

In sprachlicher Beziehung überrascht neben vielen lehrreichen Beiträgen für die Lexikographie und die Grammatik auch wieder der innige Zusammenhang, in dem diese so weit abgetrennte Insel mit dem großen deutschen Sprachcontinente blieb. Das Mittelalter besaß nur wenige der Hilfsmittel, durch welche sich jetzt eine derartige Erscheinung so leicht erklären lassen würde. Der mündliche Verkehr mußte den Hauptregulator für die Sprachentwicklung abgeben, und dieser war zwischen Siebenbürgen und dem übrigen Deutschland zwar ein bei weitem lebhafterer als gegenwärtig, aber doch noch immer sparsam genug. Dennoch tragen alle die hier publicirten Schriftstücke das Gepräge der gemeindeutschen Schriftsprache der Zeit in allen wesentlichen und in vielen unwesentlichen Dingen, z. B. auch in der Rechtschreibung, die gleichfalls dem gemeindeutschen Gebrauch folgt, so weit sich ein solcher im 15. und 16. Jahrhundert festgesetzt hatte. Der eigentliche Volksdialekt ging daneben seinen eigenen Gang, gerade so wie er auch jetzt hier durch eine weite Kluft von der allgemein üblichen hochdeutschen Schriftsprache absteht. In ihm mögen damals noch viel mehr jener niederrheinischen und niederdeutschen Elemente geherrscht haben, welche durch die ersten Ansiedler mit ins Land gebracht wurden. Sie sind hier wie überall, wo hochdeutsche Einflüsse von der Schriftsprache her auf sie wirkten, allmählich zurückgetreten, der Dialekt ist aber doch noch sehr originell und namentlich durch seinen sonderbaren Vocalismus schwer verständlich geblieben.

Heinrich Rüdert.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

In dem Treffen bei Gitschin (29. Juni) ist der sächsische Hauptmann von Meerheimb verwundet worden, welcher sich durch verschiedene Schriften in letzter Zeit auf literarischem Gebiete bekannt gemacht hat. Alle seine Werke, auch die Dichtungen, haben einen heldenmuthigen Zug; aber das Banner, zu welchem der Dichter schwört, ist das Banner der Legitimität, welches gegen den Geist des Jahrhunderts einen schweren Stand hat. Von seinen ersten Gedichtsammlungen erwähnen wir die „Soldatenwelt“ (1857), die manche Gedichte im Scherenberg'schen Vortellensstil enthält. Reifer in der Form, nicht ohne Kraft und Schönheit war die „Poetenwelt“ (1859). In dem Jahre darauf gab Meerheimb aus dem Nachlasse seines Vaters die „Er-

lebnisse eines Veteranen der Großen Armee während des Feldzugs 1812“ (1860) heraus, die fesselnde Bilder aus jener großartigen und unheilvollen Campagne entrollen. Die Beschreibung des Reiterangriffs von Borodino hat dem Dichter den Stoff zu einem kriegerisch schwunghaften Gedichte gegeben. Eine weibliche Balhalla erbaute Meerheimb in seinem „Buch für Welsfrauen und edle Frauen“ (1862); zur antiken Bewegung steuerte er bei in dem Gedicht: „Erug Dänemark und Kopenhagen“ (1863), welches den Winterfeldzug des Schwedenkönigs Karl X. Gustav gegen Dänemark über den zugefrorenen Belt besingt. Die letzte Publication des Dichters war eine warm begeisterte Darstellung des neapolitanischen Kriegs von 1860–61: „Von Palermo bis Capri“ (1866), gewidmet dem

jet der legitimen Thron", eine Verherrlichung des unterden Göttern der Bourbonen. Der elegische Zug, der fast alle Dichtungen hindurchgeht, macht den Autor stets zu begeisterten Anwalt der res victa:

Victrix causa Dile placuit, aud victa Catoni.

Der unglückliche Ausgang des Treffens von Gitschin und lades cannenais von Königsgrätz zeigen abermals, daß der für eine vom Glück verlassene Sache gekämpft hat. sein Dichten und Leben scheint aus einem Gusse, Leier Schwert sind vereint unter demselben Zeichen, das für uns nur noch eine elegische Bedeutung hat.

Auch durch seine humanen Bestrebungen, bei denen die Tugend wol die Führung hergibt, ohne den Kern der zu gefährden, hat sich Meerwein ein Verdienst erworben. Er hat einen Juvaldensfonds in Dresden begründet, wozu der Erlös seines Werks „Don Valerio bis Gotha" mit war, und auch eine zweite Stiftung für hinterbliebene kühnste Töchter kaiserlicher Staatsbeamten vom Civil Militär ins Leben gerufen.

In dem Treffen bei Langensalza (27. Juni) wurde der Herr der „Deutschen Turnzeitung", der um das Turn- und dessen wohlverdiente Dr. Fritsch, welcher unter den kobergischen Truppen sich am Kampfe gegen die Hannoveraner igte, verwundet; doch ist keine Gefahr mehr vorhanden und rante geht der Genesung entgegen.

Ob die kriegerisch bewegte Zeit das deutsche Dichtleben curiren wird, muß dahingestellt bleiben. Wir können aus dem Verlagebuchhandel die schreckliche Nachricht nicht er, daß er von 44 ungedruckten Eposen bedroht ist, war nicht etwa über den neuesten Krieg, sondern meißer barbarisch mittelalterliche Panzerzeiten. Da sage noch, daß das deutsche Epos nicht florirt! Der tsche Dichtergarten" in Frankfurt hat eine Con-; epischer Dichtungen ausgeschrieben und dadurch jene Int von Poesien veranlaßt. Das Preisgericht, dessen Mit- in Frankfurt, Berlin, Leipzig, Wien ihren Sitz haben, eine leichte Arbeit, sich durch diese umfangreichen dichte- Zusendungen durchzuschlagen. Zwanzig Dichtungen war- Zeitschrift zum Abdruck empfohlen, zehn ihres poetischen wegen mit Auszeichnung genannt, darunter: „Gellimar, de Bandalenkühnig", „Selgo und Sigrun", „Das Trugg- ", „Tamarana", „König Enzo" u. a., wie es scheint ligenmäßige baltische und slavische Stoffe; fast möchte lauben, daß Ring's „Büsterwanderung" eine neue van- Poesie hervorgehoben hat.

Käuflicher Weise hat kein Herrführer aus jener dunkeln Zeit in Nordlandsrede die Hesperidenäpfel des „Deutschen gartens" gepflückt, sondern einem modernen Epos ist eis zuerkannt, einem Epos, das schon in seinem Schilde ichen trägt, unter dem d. H. kämpfen. Das Epos hat efänge und führt den Titel: „Pelsch Bartel"; Verfasser ist hter Julius Große, dessen oben besprochene Dichtung: ekte Griechen", keineswegs ein modernes Drama genannt konnte. Der Bericht der Preisrichter sagt über diese

„Nachdem sich über die zurückgelegte Nr. 6 eine lehr- licherhandlung entsponnen, fand schließlich das Preisgericht, : Verfasser derselben vor allen Dingen als der Schöpfer ren Gattung des Epos anzuerkennen sei, einer Gattung, che das bezeichnende Wort noch fehle. Wir halten abri- r die am meisten das Wesen derselben treffende Benen- n Ausdruck: „Krisophanisches Epos". Denn ganz aus eiste des Krisophanes übertrag der Dichter jene eigen- ) komisch-satirischen Elemente vom Drama auf das ein Versuch, der in der Literaturgeschichte als vollkom- u erscheint, und welchen Keßheil und Kritik nicht nur schigt, sondern für die Poesie wahrhaft bereichernd er- nuf. Motiv, Anlage, Ausführung, Sprache und Be- ig der Form, alles beruht in der fraglichen Dichtung

auf Kunstgesetzen, welche durch die Weiße des echt poetischen hauchs, der über dem nationalen Stoff schwebt, zum wahren Bewußtsein gelangen. Unser Dichter wählte die dem höhern Lustspiel entlehnte Form des Trimeter; nicht politische, sondern allgemein sociale und besonders literarische Verhältnisse geißelt er, jedoch ohne Sarkasmus. Nach solcher Erkenntnis wurde Nr. 6 einstimmig unbedingt der Krönung mit dem höchsten- gezeichneten Preise für würdig erklärt."

Ein neues aristophanisches Epos ist wol geeignet, hochge- spannte Erwartungen rege zu machen. Offenbar ist das komi- sche Epos eine Dichtgattung, welche nach langer Vernachlässi- gung wol wieder eine sorgsame Pflege verdient. Wir haben vor kurzem darauf hingewiesen, daß sowohl das Muster der Pope-Boileau-Zacharia'schen Dichtungen wie das des Byron'schen „Don Juan" mit seinen freispielerischen satirischen Arabesken für derartige Versuche nachahmenswerth erscheint und auch in den wenigen poetischen Studien auf diesem Gebiete nachgeahmt wor- den ist. Wir halten es, selbst bei freier Bewegung, immer für einen Fortschritt, daß auch der Humor, der seit Heine's und Büchner's Vorgang das Genüßleben zu seinem Tummelplatz und die Stille zu seiner Form gewählt hat, jetzt nach einer ge- schlossenen Kunstform hindrängt. Die Trimeter aber können wir zunächst, ehe wir durch das Gedicht eines Bessern belehrt werden, nicht für geeignet halten, Träger eines in episches Gewand sich hüllenden Humors zu sein. Ein modernes Epos verlangt eine leichte, mehr conversationelle dichterische Form; das Aristophanische soll im Geiste liegen, nicht in der Nachbil- dung des Metrischen. Eine gewisse Schlortrigkeit, wie sie By- ron und Heine in ihren komischen Gedichten pflegten, paßt durchaus für das Genre, während die Getragenheit des Tri- meters im Deutschen höchstens einen parodistischen Eindruck machen kann und insofern allenfalls für die Platon'schen Kombi- nien geeignet war, welche doch nur Parodien der Schicksalsfälle und romantischen Tränenspiele waren, keineswegs aber für ein selbstständiges Epos, das auf eigenen Füßen steht und geht. Doch — es ist hiermit wie mit dem Ei des Columbus. Wir wollen von der Praxis lernen und auch den Trimeter als Vers des komischen Epos anerkennen, wenn Große diesen Por- trakter dressirt hat, wie ein Renz'sches Springpferd, über die Barriren und durch die Reusen des Humors zu springen.

Ein Lob in dem preisrichterlichen Erkenntnis erregt indeß unser Bedenken — es ist das Lob, das dem „Mangel an Sar- kasmus" erteilt wird. Dies Lob muß Aristophanes so ent- schieden von sich ablehnen wie alle größern komischen Dichter der Folgezeit. Die wahrhafte Komik muß auch sarkastisch sein; sie muß etwas Zerlegendes und Zerlegendes haben. Freilich darf sie nicht ausschließlich dem Sarkasmus huldigen; wir wis- sen von Jean Paul, daß der Humor, wenn auch verkehrt, wie der Vogel Merops in den Himmel fliegen, wir wissen von Heine, daß er „die lachende Thräne im Wappen" tragen soll. Doch ohne sarkastische Schärfe credenzt er uns ein laulich süßes Zuckerswasser. Hoffentlich entschädigt „Pelsch Bartel" durch andere energische Ingrebienzten für diesen geträumten Mangel an Sarkasmus.

### Bibliographie.

- Belle, F. W., Mahnwort an das deutsche Volk. Patriotische Gedichte aus den Jahren 1837–64. Wien, Lechner. 8. 20 Rgr.  
 Barbae, O., Dramaturgische Blätter. 2tes Heft. Leipzig, Fricke. 8. 10 Rgr.  
 Fritsch Siegemund. Eine biographische Skizze. Berlin, Goldschmidt. Gr. 8. 7 1/2 Rgr.  
 Berilawic, Welt. Christl. Ritze. Hienburg, Bergbuch. 8. 6 Rgr.  
 Kewegische, isländische, slawische Volkslieder der Vorzeit. In den Vermaßen der Originale übertragen von Rosa Barren. Nebst An- hang: Niederländische und deutsche Volkslieder. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.  
 Bollert, K. J. Chr. Vogel, Oberappellationsgerichtsrath und Doctor der Rechte in Jena. Ein Nekrolog. Jena. Gr. 8. 4 Rgr.

# Anzeigen.

## Kriegskarten

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.  
Entworfen und gezeichnet von Henry Lange.

**Karte von Deutschland und den angrenzenden Ländern.** Bis Nizza, Paris, Kopenhagen, Dünaburg, Kijew, Köstendsche und Bukarest. Cart. 1 Thlr.

**Das südwestliche Deutschland** (östlich bis Pardubitz und Wien), **die Schweiz und Oberitalien.** 8 Ngr.

**Oesterreich.** (Gesamt-Monarchie). 8 Ngr.

**Italien.** (Mit dem Festungsviereck). 8 Ngr.

**Orographische Karte des Königreichs Sachsen.** 12 Ngr.

Unter den verschiedenen Karten der gegenwärtigen Kriegsschauplätze zeichnen sich die vorstehend genannten von Henry Lange durch Uebersichtlichkeit und Genauigkeit der Angaben aus. Sie haben deshalb rasch grosse Verbreitung gefunden und sind fortwährend durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

## Charras über den Krieg von 1813.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## HISTOIRE DE LA GUERRE DE 1813 en Allemagne

par le L<sup>e</sup> Colonel Charras.

Avec cartes spéciales. In-8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Der durch seine politische und militärische Laufbahn berühmte, voriges Jahr im Exil in der Schweiz verstorbene Verfasser hat in dieser schon längst mit Spannung erwarteten Geschichte des Kriegs von 1813 ein Werk hinterlassen, dem schon seines Gegenstandes wegen für Deutschland das lebhafteste Interesse gesichert ist. Wie in dem bereits in 4. Auflage erschienenen frühern Werk „Histoire de la campagne de 1815 — Waterloo“ zeigt sich der Verfasser auch in diesem aus seinem Nachlass erscheinenden Werke als schonungsloser Kritiker Napoleon's und voll Sympathie für die durch masslose Unterdrückungen hervorgerufene Erhebung des deutschen Volks.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Jofstade.

Ein grotesk-komisches Heldengedicht in drei Theilen  
von Dr. C. A. Kortum.

Elfte Auflage. 8. Heftet 24 Ngr. Gebunden 1 Thlr.

Klassisch in ihrer Art und echt deutsch in ihrem Gepräge, ist die „Jofstade“ das einzige komische Heldengedicht neuerer Zeit, welches diesen Namen verdient und auf die Dauer populär geworden ist, wie das kürzliche Erscheinen einer elften Auflage beweist. Immer wieder werden die Liebhaber naivehumoristischer Dichtung mit Behagen zur Lektüre der „Jofstade“ zurückkehren.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Staat und Gesellschaft

vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit.

Von **Joseph Held,**

Dr. philos. & jur., Professor der Rechtswissenschaft in Würzburg.

Drei Theile. 8. Geh. 12 Thlr.

I. Grundanschauungen über Staat und Gesellschaft.

II. Volk und Regierung mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklung der Gesellschaft und des Staats in Deutschland.

III. Der verfassungsmässige oder constitutionelle Staat.

Die wissenschaftliche Kritik ist darüber einig, dass die beiden ersten Theile dieses jetzt vollständig vorliegenden Werks zu den bedeutendsten Erscheinungen der neuern staatswissenschaftlichen Literatur gehören, wobei bald mehr der sittliche Gehalt der Grundlagen, bald mehr die Feinheit der Beobachtungen und der Reichtum der Ideen, bald mehr der Fleiss der Ausarbeitung und die Fülle der Literatur hervorgehoben wurden. Von kompetenter Seite ist denn auch der Verfasser mit den Koryphäen der modernen Staatswissenschaft, wie R. v. Mohl, Stuart Mill u. a., zusammengestellt worden.

Nach dem Plane des Werks folgt in dem soeben erschienenen dritten und letzten Theile desselben die Betrachtung des modernen oder des constitutionellen Staats. Auf eine geistvolle Rundschau über die ganze social-politische Lage der Gegenwart folgt eine nach jeder Richtung hin neue wissenschaftliche Begründung des sogenannten Constitutionalismus, bei welchen auf alle wichtigeren Detailfragen eingegangen, namentlich der constitutionelle Formalismus und die Rechtsstaats-theorie auf das rechte Mass gebracht und bei aller Universalität der Standpunkte der wärmste Patriotismus für Deutschland bethätigt wird.

Das Werk enthält auch über eine Menge wichtiger Themas, die man sonst nicht in staatswissenschaftlichen Büchern zu behandeln pflegt, die interessantesten Untersuchungen, z. B. über die Reception des römischen Rechts in Deutschland, über den Unterschied zwischen Gemeinschaft und Gemeinwesen, über die Entstehung des Feudalismus. Der Gebrauch des Werks ist durch die dem letzten Theil beigegebenen genauen Inhalts- und Autorenverzeichnisse sehr erleichtert.

Der Gelehrte wie der Patriot, der Staatsmann wie jeder Gebildete werden dieses nach Wissenschaftlichkeit und Gesinnung echt deutsche Buch mit gleicher Befriedigung lesen und studiren.

Soeben erschien das 76. Heft der 11. Auflage von  
**Brockhaus' Conversations-Lexikon.**

Jesus — Raffet und Kaffeebaum.

In allen Buchhandlungen des In- und Auslandes werden noch Unterzeichnungen zum Subscriptionspreise von 5 Sgr. für das Heft von 6 Bogen angenommen und sind die bereits erschienenen Hefte sowie der erste bis siebente Band daselbst vorrätig.

Inhalt: Das Meer. Von E. Schellen. — Gracil Renan's „Apokalypse“. Von Moritz Carrière. — allerlei Dramatisches. Von Rudolf Gottschall. (Beschluss.) — Zur Geschichte des Papstthums. Von Heinrich Häfeli. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Polemik in der Helmbrecht-Frage.) — Anzeigen.

### Das Meer.

Das Meer bedarf keines schmückenden Beiworts, wie die Alten es liebten und wir es ihnen so gern nachthun. Mit dem bloßen Wort „Meer“ verknüpft sich sofort ein Bild in unermeßliche Ferne, und je nach Stimmung oder Erinnerung blüht uns eine leicht bewegte Glanzfläche entgegen, oder es schwillt an unser Ohr ein Brausen hochgehender Bogen, donnernd bricht sich am Felsgestade der dunkle Schwall, in Millionen Schaumperlen aufzischend und ins Dunkel zurückstürzend. Darum sagen wir einfach „das Meer“. In der Auffassung der Alten steht es da als Okeanos, „welcher verließ uns allen das Dasein“ (Homer), als „der endlos wallende Vater, aller unsterblichen Mächte Ursprung und sterblicher Menschen“ (Orphische Hymnen, 84), und Pindar beginnt seinen ersten olympischen Siegeshymnus mit dem Wort: „Das Höchste ist Wasser.“ In den ältesten indischen Gesängen, den Vedas, erscheint es als Urmutter Abiti, die Wasserfrau, und es heißt: „Alles, was geboren ist und geboren werden wird, ist Abiti.“ Nicht bloß die Formen aber sind es in dieser Urlehre, nicht die Gestalten nur, welche unser Auge erkennt und die wir von Tag zu Tag immer genauer kennen lernen; selbst die Sprache, welche mit ihren Wunderklängen an unser Ohr schlägt, auch sie ist eine Meergeburt. Die indische Sprachgöttin Sach sagt von sich: „Mein Ursprung ist im Wasser, im Meer.“ Wir werden die Wahrheit dieses Mysteriums nicht minder erfahren, als wir andern Mysterien des Meeres bereits auf die Spur gekommen sind, und größeres Staunen noch als heute wird das Meer erwecken in allen, welche an dem Wachsthum der Welt, der Körperlichkeit in den unzähligen Gebilden, der geistigen Welt im Menschen theilnehmen. Wie leicht ist aber heute diese Theilnahme jedem gemacht! Wie reich ist unsere Zeit an Bemühungen, allen die Resultate wissenschaftlicher Forschungen in Vorträgen und Schriftwerken zu vermitteln!

Als Schleiden vor fast 20 Jahren, wenn wir nicht irren, seine Vorträge über „Die Pflanze und ihr Leben“ begann und verkündigte — heute bereits in sechster Auflage erschienen —, flocht er zwei Kapitel ein über „Das Wasser

und seine Bewegung“ und „Das Meer und seine Bewohner“. In populärer Weise zog er die Grundlinien der Wissenschaft vom Meer, und heute können wir ein wahres Prachtwerk begrüßen, in welchem er jene beiden Vorträge nach allen Seiten ausführt; die ersten Lieferungen desselben liegen vor uns:

Das Meer. Von M. J. Schleiden. Mit 21 Stahlstichen in Farbendruck, 200 Holzschnitten und 1 Karte. Berlin, Schöner's Nachfolger. 1866. 8. 8. In 10 Lieferungen zu je 21 Rgr.

Neben diesem zeichnen wir ein zweites aus:

Der Ocean, seine Geheimnisse und Wunder. Von Arthur Mangin. Mit farbigen Kupfern und vielen Holzschnitten. Berlin, Schöner's Nachfolger. 1866. 8. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Es ist die autorisirte Ausgabe der zweiten Auflage des französischen Werks, das sich so schnell ein bedeutendes Publikum geschaffen hatte. Obwol jedes der Werke ein durchaus vollständiges Ganzes bildet, ergänzen sie sich doch vielfach, wie es bei dem reichen Stoff, je nachdem er von dieser oder jener Seite dargestellt wird, denkbar ist. Schleiden selbst sagt, wo er von der Pflanzenwelt des Meeres spricht, die so unerschöpflich reich ist: „Eben deshalb kann unsere skizzenhafte Darstellung der umfassenden Aufgabe auch nicht genügen. Wir konnten hier nicht mehr thun, als die Aufmerksamkeit anregen, da uns die Thierwelt des Meeres als der wichtigere und interessantere Gegenstand unserer Betrachtungen sehr viel länger beschäftigen muß.“ Dennoch gibt uns auch der kürzer abgehandelte Theil ein prächtiges Gesamtbild der Flora des Meeres, soweit es sich vermittlels des Scentbleis, der Taucherglocke und des Tauchergelms bis heute zusammenstellen läßt. Freilich sagt Mangin: „Wir kennen die Welt des Meeres bis in ihre geringsten Einzelheiten, aber das Gesamtbild fehlt uns.“ Ist es denn aber in der Luft- und Landwelt, die er da gegenstellt, anders? Müssen wir nicht auch hier das Gesamtbild aus allen den unzähligen Einzelheiten erst schaffen? Verbirgt uns die Erde in ihren Tiefen nicht ebenfalls „Geheimnisse, die kein Blick zu ahnen vermag, von denen sich die Einbildungskraft nur eine unvollständige Vorstellung machen kann“? Das ist eben die Größe des

menschlichen Geistes, daß er, vom Auge angeregt, seine Fäden in die unendliche Weite spinnt, daß er nun auch sieht, wo das Auge ihn zu leiten nicht mehr im Stande ist, und aus dem Gesehenen ein Bild entwirft, das weit über jenes hinausgeht, in einzelner vielleicht noch mangelhaft, obgleich er nutzlos auch diesen Mängeln abzuhefen bemüht ist. Man lese von dieser Mühe bei Schleiden, und der Laie wird diejenigen bewundern, welche sich mit rastlosem Eifer, unter vielfachen Gefahren und Schrecken der Erforschung des Dunkels widmen.

Unsere Kenntnis von dem uner schöp flichen Reichthum des Meeres hat sich, dank dem Fleiße so vieler tüchtiger Forscher, in dem letzten halben Jahrhundert außerordentlich erweitert; dennoch bleibt noch viel zu wünschen übrig. Hier wie überall wird das Erforschte und Erforschte dem Menschen nicht ohne Mühe und Aufopferung, nicht ohne Geduld und Ausdauer zutheil. Ist es schon auf dem Lande dem Forscher schwer und oft fast unmöglich, sich das Material für seine Untersuchungen in genügender Menge und in den günstigsten Zuständen zu verschaffen, so ist das für das Meer noch in viel höherm Grade der Fall.

Und nicht bloß die Natur tritt dem Forscher entgegen, Geistessträgheit, Mißtrauen, Aberglaube der Strandbewohner, die er bewegen muß, legen ihm mannichfache Hindernisse in den Weg. Er muß selbst fischen, selbst tauchen, wie Milne Edwards, und auf submarinen Spaziergängen, den Taucherhelm mit der Glasplatte vor dem Gesicht, die Thiere in den geheimsten Verstecken beobachten. „Da unten aber ist's fürchterlich“, singt der Dichter mit der ganzen Wahrheit, als hätte er selber aufgesucht in der purpurnen Tiefe, „den gefräßigen Hai, des Meeres Hyäne, den flachlichtigen Rochen, den Klippenfisch, des Sammers greuliche Ungeheuer“. Dennoch aber vermochte die Schilderung nicht den Forscher zurückzuhalten — im höchsten Interesse, dem der Aufklärung, versuchte er zu schauen, was die Götter mit Nacht bedeckt, und es gelang, es wird in immer ausgebehneterm Maße gelingen.

Verfolgen wir nur einen Gegenstand von den vielen, welche das Meer seit Jahrtausenden birgt, die Korallen. Strempflanzen nannte man sie im Alterthum und einen „seltsamen Irrthum“ sah noch Réaumur im Jahre 1727 in Payssonel's Entwicklung ihrer thierischen Natur. Ellis betrachtete noch 1767 den Korallenstock als einen aus vielen steinernen Zellen gleich einem Bienenstock zusammengefügten Körper, in dessen Zellen sich Thiere zufällig aufhielten, bis endlich Ehrenberg (1831) sie für den lebendigen Stammbaum einer großen Familie von vielen Generationen erkannte. Und so ist es überall auf diesem Gebiete gegangen. Aufschlüsse sind gewonnen worden, die in ihren Folgerungen weit über das Gebiet der Botanik und Zoologie hinaus sich erstrecken und unsern Blick für die letzten Fragen alles Wissens schärfen. Verweilen wir hierbei einige Augenblicke.

Schleiden spricht vom Salzgehalt des Meerwassers:

Warum ist das Meer salzig? Eine Frage, die von Maury aufgeworfen wird, aber offenbar einen doppelten Sinn hat: einen vernünftigen und einen kindischen. In der ersten Bedeutung lautet eigentlich die Frage: aus welchen physikalischen Ursachen ist das Meer salzig? In der andern Bedeutung soll sie

fragen: zu welchen Zwecken hat Gott das Meer salzig gemacht? Leider ist dies letztere Maury's Meinung. Diese Fragen nach Gottes Absichten und Plänen sind ein trauriges Zeichen bedauerndwerther Halbbildung, wie man sie nicht selten in England und außerordentlich häufig in Nordamerika findet.

Der Verfasser führt diese „Halbbildung“ auf eine mangelhafte, oberflächliche, einseitige Schul- und Universitätsbildung zurück. Wir sehen in jener Auffassung nichts weiter als eine Verkürzung im Alten, wie wir sie oben bei den Gelehrten in Betreff der Korallen fanden. Wenn der Verfasser Deutschland ausnimmt und jene Halb- bildung bei uns „nur noch in einigen obskuren Theologenschulen und Eliquen“ findet, so thut er dem Auslande durch seine Nachsehung unrecht. Auch bei uns ist die Einseitigkeit der Bildung auf fast allen Gebieten erschreckend genug, auch sie ruht in einer hergebrachten Anhänglichkeit am Alten, die so bequem ist. Die alte Trennung der Wissenschaft in Facultäten und noch weiter in einzelne streng gesonderte Wissenschaftszweige, wie sie bis heute besteht, konnte freilich die Einseitigkeit der Bildung nur begünstigen. Selbst die Medicin hat sich im ganzen und großen in dieser Einseitigkeit fortgebildet und wird erst seit kurzem in das große Gebiet hinübergezogen, von dem sie eigentlich ausgehen mußte, in das Gebiet der allseitigsten Kenntniß der Natur, soweit sie in jeder Zeit möglich ist. Nicht anders aber ist es mit den andern Wissenschaften. Die Rechtswissenschaft, die Theologie, die Sprachenkunde, wie können sie ohne Kenntniß des menschlichen Wesens, wie es von Natur ist, wie es in einer langen Geschichte geworden, einen Aufbau vornehmen, der Erfolg versprache? Und wie so eng hängt das menschliche Wesen mit dem Naturganzen zusammen, wie mühte also nicht allen den heute so streng gesonderten Wissenschaften die Naturwissenschaft zu Grunde gelegt werden und wie würden sich dann jene alten Begriffe klären, welche wie der Gottesbegriff rein historisch an den Menschen getreten sind!

Wie wir zu Anfang berührten, stand es bei den ältesten Weisen fest, daß im Meer der Ursprung von allem sei. Es läßt sich nachweisen, wie dieser Glaube entstanden, der heute sich mehr und mehr bewahrheitet; wir können darauf indeß nicht eingehen, wir folgen vielmehr den Resultaten unserer heutigen Naturforschung. Schleiden sagt:

Ueberblicken wir die gegenwärtige Thier- und Pflanzenwelt, so können wir den Gedanken nicht abweisen, daß die einfachern Gestalten und Lebensformen uns als die niedrigeren in der Reihe der Organismen erscheinen, daß wir in ihnen den Anfang der Organisation wahrzunehmen glauben. Von den höchsten Gestaltungen, dem Menschen und dem Affen, werden wir durch Säugethiere, Vögel, Amphibien zu den Fischen, den eigentlichen Wasserthieren, von den Insekten, Krebsthieren, Würmern zu den Molusken und Medusen, von diesen zu Polypen, Protozoen (den ersten Anfängen der Organisation) geführt und kommen so im Wasser und schließlich im Meere an, wo wir die allereinfachsten Organisationsformen antreffen. In gleicher Weise werden wir von den höchst entwickelten Landpflanzen durch die Kryptogamen zu den Algen und den pflanzlichen Infusorien gewiesen, die uns wieder auf das Wasser, auf das Meer, als ihre Geburtsstätte hinweisen. Nun sind aber gerade die ältesten geschichteten Gebirge, in denen organische Ueberreste



ommen, Meeresablagerungen, und gerade in ihnen treffen auch, wie wir erwarten durften, jene einfachsten Formen Thier- und Pflanzenwelt, soweit sie überhaupt dauernde Reste oder Spuren hinterlassen konnten, als Anfänge der irdischen Reichen an. Wenn wir die Stufenleiter der geognostischen Formationen, von der Neuzeit bis auf die ältesten Völkern, hinabsteigen, so erhalten wir in den Versteinerungen genau dieselbe Reihe, als wenn wir, wie oben gesehen, Pflanzen und Thiere von den complicirtesten bis zu den einfachsten Formen anordnen. Und so weist uns jede Betrachtungsweise immer auf das Meer, als die Geburtsstätte des Lebens.

Der Verfasser geht nun auf die Betrachtung der Zelle jener kleinen organischen Form, aus welcher alle organischen Geschöpfe aufgebaut sind. Ebenso in die mikroskopischen Untersuchungen, daß die ersten Anfänge der Organismen Zellen sind, die keinen Unterschied zwischen thierischer und pflanzlicher Natur mehr lassen, und man fand weiter, daß manche niederen Pflanzen und Thiere aus einer formlosen organischen Masse, dem Protoplasma (Ur-Zellbildungsstoff), bestehen.

Leben war also nicht, wie man früher annahm, an die vollendete Zelle geknüpft, sondern einfach an das Vorhandensein der organischen Substanz. Fragen nach dem Ursprung derselben, so bleibt uns, bleibt der Wissenschaft nur der Rückgang auf die unorganischen Stoffe übrig, und hier haben Berthelot's glänzende Leistungen in jüngster Zeit die Möglichkeit der Darstellung organischer Stoffe aus unorganischen Elementen gezeigt. Absolut unorganische Stoffe, wie Kohlenäure, Wasserstoffgas, kohlensaure Salze, schloß er mit Wasser auch mit Salzsäure hermetisch in einen Glascolben, diesen monatelang einer Temperatur bis 200° und höher aus, und — die organische Substanz war da. Erste Zeit der Einwirkung, hohe Temperatur, Verschlus als sind die Hauptbedingungen zur Bildung. Und betrachten wir das Urmeer der Erde; es war genau verschlossene Kolben Berthelot's.

Der starke Druck der dichten Atmosphäre erlaubte vielen organischen Substanzen nicht, zu entweichen, die Temperatur ist über dem Siedepunkt, diese Zustände dauern Jahrhunderte Jahrtausende fort. Das Urmeer enthält aufgelöst alle Stoffe, welche Berthelot etwa anwenden konnte. Wir begreifen nur die Möglichkeit der Bildung organischer Substanz, in finden geradezu die Bedingungen, unter welchen die Bildung derselben eine unvermeidliche Nothwendigkeit wird.

Das Meer warf aber, wie noch heute, wenn auch veränderten Verhältnissen, unzählige seiner Kinder Land, ein aufgeschwemmtes, noch halb flüssiges warmes Brütland, in welchem neue Entwicklungen unter den Verhältnissen zu neuen Formen vor sich gehen mußten. Zunächst erscheint aber eine immer wachsende Verdrängung der Landgeschöpfe gegen ihre Vorfahren und fern im Meere. „Das kleinste Nadelholz (Juniperus) und die größte (Washingtonia) verhalten sich in ihrer Größe höchstens wie 1:50, das kleinste Moos zum größten wie 1:144, die niedrigste Palme zur höchsten wie 1:600, aber die kleinste zu den größten wie 1:700000 und mehr.“

Dazu die Fülle des Meeres an Geschöpfen, welche

die des Landes weit übertrifft, dieser Reichthum mannichfaltigster Gestalten, diese Stärke, der Muth und die rasche, unermüdlige Lebendigkeit selbst der größten Thiere des Meeres: „die alte Mutter des Lebens bleibt auch seine beste Pflegerin“. Arthur Mangin sagt:

Wenn ich in der wissenschaftlichen Sprache sprechen darf, so ist es eine Arbeit mineralischer Chemie, durch welche das große Werk der Organisation der Wesen vorbereitet wird. Dieses wird aber erst später beginnen. . . . Hier verweilt die Phantasie bei dem wunderbaren und großartigen Schauspiel des grenzenlosen, in seinem vulkanischen Bette schäumenden und seine ungefüllten Bogen nach allen Richtungen hinrollenden Oceans, in dem der röhliche Schimmer eines fernigen, in dicken und warmen Nebel gehüllten Himmels widerstrahlt, in dessen Tiefen Tausende von Millionen unsichtbarer Wesen, die Embryonen zukünftiger Wesen, Lebensversuche machten, bis der Tag, der wahre Tag über die Welt aufginge.

Das Chaos war der Entwurf des Kosmos; dieses Chaos, das nicht die rudis indigestaque moles Ovid's war, sondern „die normale Arbeit einer ungeheuren Zengung“, „die Materie, welche infolge der ewigen sie beherrschenden Gesetze nothwendige Umwandlungen erleidet und der unfehlbaren Macht gehorcht, die aus ihren tausend Combinationen die merkwürdige Vereinigung harmonischer Dinge hervorgehen lassen sollte, welche wir Welt (Kosmos) nennen“. So schreitet auch Mangin Schritt um Schritt weiter, seinen Lesern die Entwicklung der Erdenwelt bis zu ihrem heutigen Standpunkt zeigend. Mit Vorliebe führt der Verfasser die naturwissenschaftlichen Größen seines Vaterlandes an, und wir reichten deshalb nicht mit ihm, da er im übrigen auf der Höhe der Wissenschaft steht. In vielem ist er genauer, eingehender als Schleiden, in andern, besonders in der Schilderung des Thierlebens, beschränkt er sich auf das Wichtigste, Interessanteste. Wir geben zum Schluß den Gang des empfehlenswerthen Werks.

Der Verfasser beginnt mit der „Geschichte des Oceans“ von jenen dunkeln Anfängen, welche man hypothetisch zu finden bemüht war und die sich allmählich mehr und mehr als die richtigen erweisen. Mit den großen Fluten kommt er zur endlichen „Theilung der Welt“, der Erdenwelt, in die beiden Massen Land und Meer, wie sie im ganzen noch heute bestehen. Er entwirft dann ein Bild der Phänomene des Oceans, seiner Ströme, Flüsse, Wiesen und Meeres und der über ihnen sich tummelnden Winde und Stürme. Er läßt endlich die Bewohner auftreten in ihrer Thätigkeit in den Gärten des Meeres wie an seiner Oberfläche, handelt in einzelnen Kapiteln von jeder Klasse und zieht die Romantik der Seeschlange und des Riesenpulpen oder Kraken hinein. Der Schluß des Werks beschäftigt sich mit der Thätigkeit des Menschen auf und in dem Meer. Das Ganze bietet eine ebenso angenehme als belehrende Lektüre.

Wir schließen diesen beiden empfehlenswerthen Werken noch ein drittes an, das uns auf das Land führt und sich als Lesebuch „für jeden Gebildeten, zunächst für die reifere Jugend und ihre Lehrer“ gibt:

Studien und Leseerfolge aus dem Buch der Natur. Von W. Bach. Für jeden Gebildeten, zunächst für die reifere Jugend und ihre Lehrer. Köln, Bachem. 1866. Gr. 8. 24 Rgr.

Der Verfasser gehört zu denen, welche die „rechte Naturforschung“ als diejenige darstellen, die „im Geiste des Christenthums ausgeführt“ wird und „den rebellischen Forscher durch die in den Geschöpfen geoffenbarte Allmacht, Weisheit und Liebe zur wahren Andacht, Gottesfurcht und Nächstenliebe begeistert“. Im übrigen ist das Werk reich an hübschen Beobachtungen in der Insektenwelt, der Verfasser ein sinniger Freund der Natur im Kleinen, dem wir gern auf seinen Wegen in Feld und Wald folgen. Mit Ausnahme eines Kapitels über die Mammothbäume Californiens beschäftigen sich die übrigen mit Raupen, Schmetterlingen, Bienen und Käfern, eins auch mit dem Ratel und eins mit dem Mantelwurf. Sie erzählen uns viel Interessantes, wir wollen einzelnes in Verbindung mit den ersten Werken hervorheben.

Es lautet gewiß seltsam, wenn wir hören, daß die kleine Raupe gar im Stande sein soll, einen Eisenbahnzug, der im vollen Gange ist, aufzuhalten. Aber eine Mittheilung des Präsidenten des Entomologischen Vereins zu Stettin, Hrn. Dohrn, belehrt uns darüber und zeigt uns, was vereinigte Kraft auch so kleiner Wesen, selbst unwillkürlich, vermag. Müge es den Menschen zu immer festerer Vereinigung gegen die Mächte der Noth, der Natur wie gegen andere Gewalten leiten! Im Sommer 1854 fuhr Dohrn von Wien nach Prag über Bräun:

Zwischen diesen letzten Städten ging der Zug plötzlich auf fallend langsamer. Aus dem langsamen Tempo wurde sofort ein schleppendes und gleich darauf hielt der Zug vollständig still. Was einem Elefanten, einem Büffel nicht gelingen würde, das hatte die unbedeutende Raupe des Kohlweißlings glorreich durchgeführt. Gerade im Momente als der Zug mit voller Geschwindigkeit herandräufte, waren die Schienen auf mehr als 200 Fuß Länge mit wandernden Raupen dicht bedeckt. Die ersten 60—70 Fuß gingen die Räder der Locomotive über die zerquetschte Masse fort, aber die Tausende von kleinen Fettkörpern legten sich sogleich mit solcher Cohäsion an die Räder, daß diese in den nächsten Secunden kaum noch Reibung genug besaßen, um vorwärts zu kommen. Da aber jeder Schritt vorwärts durch neues Raupenquetschen neues Fett an die Räder schmierte, so versagten diese vollständig den Dienst, noch ehe die marschirende Colonne der Raupen durchbrochen war. Es dauerte länger als zehn Minuten, ehe mit Besen die Schienen vor der Locomotive gekehrt und mit wollenen Lappen die Räder der Locomotive und des Tenders so weit gepuht waren, daß der Zug wieder in Bewegung gesetzt werden konnte.

Im Meere ist eine Hemmung der Schiffe durch die oft in unzählbarer Menge die Oberfläche weitenweit bedeckenden gallertartigen kleinen Bewohner nicht möglich, hier sind es nur jene Fucusansammlungen, welche die Segelgeschwindigkeit der Schiffe wesentlich vermindern (Maury), „wachsen doch Lango in der Magellansstraße so dicht, daß selbst die Dampfer große Schwierigkeiten haben durchzukommen und oft anhalten müssen, um die Ruberschaufeln von dem darum gewickelten Tang zu befreien“. Der alte Pytheas aus Massilia erzählte freilich aus den nördlichen Meeren, daß dort mit dem Schiff

nicht weiter fortzukommen sei, es gebe da ein dichtes Gemisch von Meer, Land und Luft, wie er sich ausdrückt, einer Seelunge ähnlich. Man meinte, Pytheas hätte damit eine nebelige Winterscene schildern wollen, aber Meerlunge, Pulmo marinus, nannten die Alten, wie noch heute die Italiener pulmo marino, die Medusen wegen ihrer gelatinösen Substanz, die man mit der weichen Lungensubstanz verglich — Schleiden meint „wol mehr noch wegen der dem Athmen ähnlichen Bewegung der Glode“. Dieses gelée de mer, wie der Franzose die Quallen nennt, ist im Mittelmeer wie in der Ost- und Nordsee ungemein häufig, nur wissen wir von einer Hemmung der Schiffe durch dasselbe nichts.

Die immer gefälligen Medusen kommen in großer Zahl an die Oberfläche, um mäßig und munter im Sonnenschein zu spielen. Bald als Gloden, bald als Pilze, bald eiförmig, bald kugelförmig, glashell im Wasser kaum zu erkennen, oder als Gestalten von Milchglas, in allen Farbentönen von roth und blau, grün und gelb glänzend tummeln sich diese graziösen leicht beweglichen Gestalten auf der Grenze von Ocean und Atmosphäre herum. Bald gleiten sie mit leichten taktmäßigen, aber unhörbaren Glodenschwingungen dahin, bald mit kräftigem Zusammenziehen der Scheibe hüpfen sie muthwillig hoch aus dem heimischen Elemente hervor. Tändelnd in lieblichem Spiel der Fangarme scheinen sie doch nichts damit fangen zu wollen. Und der Wanderer des Meers steht gelehrt auf dem Bord seines Schiffs, schaut stundenlang dem Spiel zu, und noch lange, nachdem die launischen Oceaniden, plötzlich die Glode schließend und sich umkehrend, in die Tiefe geschossen sind, ziehen hier aufgeregte Gedanken über Menschenthum und Menschenschick durch seine Seele.

Das ist noch eine Stelle aus dem Werke von Schleiden. Auf das Bach'sche zurücktretend und zu den Beobachtungen über die verschiedenen Raupenarten, mahnt uns die Schilderung der gefährlichen Entzündungen, welche die Haare besonders der Processionsraupen, ja selbst der Haartaub schon, der an den Gegenständen, über die sie gewandert, haften bleibt, hervorrufen, an die Nesselorgane der Nöhrenquallen auf ihren Fangfäden. Es sind kleine runde oder längliche Zellen, in denen ein sehr zarter, oft mit Widerhaken besetzter Faden spiralförmig oder fadenförmig aufgerollt liegt. Wie Bach über die Raupen berichtet, ist auch hier die Empfindlichkeit einzelner Menschen gegen die bei Berührung sich heranschleppende mikroskopische Waffe verschieden; aber wie das Raupengift können z. B. auch die Physalien sehr bedenkliche Zustände herbeiführen. Meyen erzählt von einem Matrosen, der eine prachtvolle Physalia fangen wollte und nach ins Meer sprang. Sie umschlang ihn mit ihren wol drei Fuß langen Fangfäden, und von Schmerzen gepeinigt schrie der Matrose um Hülfe, erreichte nur mit Mühe das Schiff und wurde herausgezogen. Schmerzen und Entzündung waren fürchterlich und man fürchtete lange um sein Leben. Laffon spricht auch hier von einem Gift, einer ätzenden, etwas zähen, bläulichen Flüssigkeit. Dutertre schildert die Empfindung, als eine „kleine Galere“ — die Matrosen verglichen die prachtvolle Erscheinung stets mit einer Fregatte, Galere, die Wissenschaft nennt sie Physalia caravella — seine Hand umschlang: sein ganzer Arm bis zur Schulter schien in lodender

Del getanzt und er mußte laut aufschreien. Auf dem Lande haben wir die Nessel im Pflanzenreich, den Bienen- und Ameisenstich neben dem Raupengift im Thierreich.

Das Werk von Bach gibt in seinem letzten Drittheil eine lehrreiche hübsche Zusammenstellung des über Naturgeschichte, Lebensweise u. s. w. der Ameisen und Bienen Bekannten, das er wie überall mit eigenen Beobachtungen würzt. Das Werk wird seinen Zweck als unterhaltendes und zugleich belehrendes Lesebuch gewiß erfüllen und vielen auch um der oben erwähnten Richtung des Verfassers willen angenehm sein, während Andere sich den Werken Schleiden's und Rangin's mit Vorliebe zuwenden werden, um sich über die mancherlei Wunder in der Natur zu unterrichten.

E. Schnellen.

### Ernest Renan's „Apostel“.

Die Apostel. Von Ernest Renan. Autorisirte deutsche Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 1 Thlr.

„Die Apostel“ sind das zweite Werk des Cytias, in welchem Renan die „Geschichte der Anfänge des Christenthums“ behandelt; sie schließen sich in Form und Inhalt dem ersten, seinem von uns in Nr. 1 d. Bl. f. 1864 ausführlich gewürdigten „Leben Jesu“ an. Der Verfasser weist in der Einleitung jede polemische Absicht von sich ab; sein Ziel und Plan sei, das geschichtlich Wahre zu finden und lebendig zu machen, zu arbeiten, damit die großen Dinge der Vergangenheit mit der größtmöglichen Genauigkeit bekannt und auf eine ihrer Bedeutung entsprechende Weise dargestellt werden. Hätte er über mehrere Leben zu verfügen, er würde das eine verwenden, um eine Geschichte Alexander's, ein anderes um eine Geschichte Athens, ein drittes eine Geschichte der französischen Revolution oder des Franciscanerordens zu schreiben. Renan zeichnet uns auch hier das Bild der ersten christlichen Gemeinde in die irdischen und zeitlichen Verhältnisse der Natur und der Geschichte hinein; nur so wird es ihm möglich, das Wenige, was ihm die Quellen über jene sagen, auf mehreren hundert Seiten zu behandeln; aber gerade die anschauliche Fülle in seiner Schilderung der Weltlage, der bedeutenden Städte, der jüdischen und hellenischen Bildung gibt dem Werke nicht bloß einen eigenthümlichen Reiz, sondern dient auch wesentlich dazu, die Ausbreitung der neuen Religion verständlich zu machen und sie aus dem Bereich des Mirakulösen in das der historischen Wirklichkeit und ihres Werdens zu versetzen. Die Gründung des Christenthums ist die größte That der religiösen Weltgeschichte, aber sie tritt darum weder aus der physischen, noch aus der moralischen Ordnung der Dinge heraus. Auch das Buddhismenthum hat seine Märtyrer, auch der Islam hat seine Siege, in denen die Anhänger den Finger Gottes finden, auch das Hellenenthum ist einzig in seiner Art, die griechische Kunst überflügelt die andern Künste wie das Christenthum die andern Religionen, und die Akropolis Athens war ein Wunder der Schönheit, wie Jesu Wort und Werk ein Wunder der Heiligkeit. Gott ist auf verschiedenen Stufen in allem Guten, Schönen, Wahren; die

Gegenwart seines Hauchs in einer religiösen oder philosophischen Bewegung ist keine Ausnahme, seine Offenbarung eine mannichfaltige.

Ist dies der Standpunkt, den auch die deutsche Wissenschaft einnimmt, und von welchem aus ich selber das orientalische Alterthum und neuerdings Hellas und Rom vornehmlich in Hinsicht auf Dichtung und Kunst dargestellt habe, so weicht doch Renan von der bei uns üblichen Weise dadurch ab, daß er das thatsächlich Beglaubigte und das Mögliche oder Wahrscheinliche nicht streng sondert, daß er sich bei der Mangelhaftigkeit der Erkenntniß nicht beruhigen mag, sondern nach einem in sich gerundeten farbenreichen Bild der Dinge strebt. Die sichern Nachrichten, die wir haben, sind vereinzelt und geben uns nur Bruchstücke der Wirklichkeit; Renan sucht Verbindungslinien zu ziehen und auf Analogien der Erfahrung gestützt ein Ganzes künstlerisch herzustellen. Darum trachten die Gegner, seine Arbeiten damit zu beseitigen, daß sie dieselben einen Roman nennen. Er selber leugnet den Antheil nicht, den die gestaltende Phantasie an ihnen hat, aber er beruft sich darauf, daß er das kritisch geprüfte Material treu und vollständig verwerthet. Er sagt selber über seine Methode:

In Geschichtserzählungen wie die vorliegende, in denen das Ganze nur gewiß ist und die Einzelheiten mehr oder weniger zum Zweifel Veranlassung geben in Folge des legendenartigen Charakters der Urkunden, ist die Hypothese unerlässlich. Für die Zeitabschnitte, von denen wir gar nichts wissen, gibt es keine Voraussetzungen oder Rathmaßungen. Wollte man es versuchen, die eine oder andere Statuengruppe herzustellen, die gewiß bestanden hat, aber von der wir keine Ueberreste besitzen und über welche wir keine schriftlichen Angaben haben, so wäre ein solches Werk rein willkürlicher Art; allein die Figurengruppen und Reliefs des Parthenon, die uns beschrieben werden, wiederherzustellen mit Hülfe der erhaltenen Bruchstücke, der im 17. Jahrhundert gemachten Zeichnungen, und all der Uebersetzungen, nach denen man, durch den Eil dieser herrlichen Werke begeistert, in die Seele, das Leben, den Geist ihrer Zeit sich versetzt, was wäre gerechtfertigter? Man darf also dann allerdings nicht sagen, man habe das Werk des alten Bildhauers gefunden, allein man hat immerhin gethan, was man konnte, um sich demselben zu nähern.

Also eine künstlerische Restauration auf Grundlage des Vorhandenen und nach Kenntniß von Zeit und Ort, das will Renan uns geben, und das muß der Leser im Gedächtniß halten; mit dem Gewissen ist das Wahrscheinliche, mit dem Thatsächlichen das Mögliche verschmolzen. Die Freude an dem Individuellen und an farbenreicher Schilderung verleitet den Verfasser, gar manches in den Text aufzunehmen, was er selber zuvor für zweifelhaft erklärt hat. So folgt er z. B. der deutschen Kritik, vornehmlich Baur's und Zeller's, in Bezug auf die Apostelgeschichte und betont den Widerspruch ihrer ausgleichenden versöhnlichen Darstellung, wie sie nach dem errungenen Frieden wünschenswerth gewesen, mit den scharfen Gegensätzen der heftigen Fehde, in welche die unmittelbaren Quellen, die Briefe von Paulus, uns hineinblicken lassen; doch benutzt er die einzelnen Erzählungen, nach denen auch Petrus von Anfang an und unbedenklich Frieden taufte, und die Größe des selbständigen Geistes, mit

welcher Paulus das Christenthum aus den jüdischen Banden löst, kommt nicht zur Geltung; er scheint nur zu thun, was schon in den Umständen liegt. Wol hat Renan recht, Jesus und nicht Paulus ist Stifter des Christenthums; aber Paulus erfasste es als Weltreligion.

Renan läßt die Auferstehung Jesu im Geiste der Seinen geschehen; die Liebe, der Glaube an die Wahrheit seines Wortes erweckt ihn in den Herzen, läßt sein Bild in der innern Anschauung und dann als Vision erscheinen. Die Thatfache steht fest, daß die Jünger ihn sahen, von seinem neuen Leben überzeugt waren, dadurch Muth und Kraft zur Fortsetzung seines Werks gewannen. Paulus setzt die Erscheinung, die ihm geworden, in eine Reihe mit den vorhergehenden. Sie trägt den subjectiven Charakter. Aber das wird eine offene Frage bleiben, ob die schauende Seele nicht von innen, objectiv, durch den fortlebenden Christus, durch den Geist Gottes erregt ward, und selbst der nüchterne Kant hat von der einen großen Republik geredet, zu welcher alle Geister gehören, von der Gemeinschaft, welche alle immateriellen Naturen verknüpft. Renan läßt dies beiseite und wird wie immer sentimental, wenn er von Maria Magdalena, der Königin und Schutzpatronin der Idealisten redet, die ins Dunkel gestellt worden sei infolge der ewigen Ungerechtigkeit, nach welcher der Mann sich allein das Werk zuschreibe, während doch die Frau einen gleich großen Antheil daran gehabt habe.

Renan gibt eine sehr anziehende Schilderung der ersten christlichen Gemeinde zu Jerusalem. Sie war eine brüderliche Genossenschaft, sie löste die sociale Frage durch die Liebe, welche der Armen und Verlassenen sich annahm, durch die Hülfe, die sie zugleich dem geistigen und leiblichen Elend brachte. Hier gewährte sie den Frauen Antheil an priesterlichen Wirken. Der Verfasser zeigt dabei eine Neigung für das klösterlich gemeinsame Leben im Gegensatz „zu dem Gewirr unserer künstlichen und liebeleeren Gesellschaften, wo die fühlende Seele zuweilen so grausam vereinzelt dasteht“. Der moderne Individualismus, meint er, werde sich selbst zerstören, die in sich verzehrte, betrübt, unvernünftig gewordene Menschheit werde sich wieder zu dem Ideal hinwenden, das der Verfasser der Apostelgeschichte wie eine Inschrift der Paradiesesportien aufgezeichnet habe: „Die Menge der Gläubigen hatte Ein Herz und Eine Seele; auch keiner sagte von den Gütern, daß sie sein wären, sondern es war ihnen alles gemein.“ Bald ward die erste Organisation durch die Verfolgung von Seiten der Juden zerstückt, aber sie blieb wie ein glänzender Traum, dessen Erinnerung alle, die daran theilgenommen, in den spätern Prüfungen erquickte. „Große Lebensläufe haben fast immer zur Grundlage einige Monate, während welcher man Gott fühlte, und deren Duft genügt, um ganze Jahre mit Kraft und Freude zu erfüllen.“ Indes sagt Renan an einer andern Stelle:

Es ist das Eigenthümliche der auf Communismus begründeten Institute, daß sie eine erste Periode des Glanzes haben, denn der Communismus setzt immer eine große Begeisterung

vorans; daß sie aber sehr bald erstarren, weil der Communismus der menschlichen Natur widerspricht. In seiner ungenügsamen Wallung glaubt der Mensch sich des Eigenthums entäußern können; der Egoismus rückt sich, indem er bemerkt, daß absolute Uneigennützigkeit schlimmere Uebel erzeugt, als die welche man durch Befriedigung des Eigenthums zu bekämpfen meint.

Man muß diesen und den obigen Gedanken zu behalten. Die Erwerbsucht, die Habgier kann ihnen werden, ohne den Privatbesitz anzugeben; die ethnische Persönlichkeit fordert ein Eigenthum, aber in Glied eines Ganzen, und von dessen Wohl ist ihr Sein bedingt; an die Stelle der Selbstsucht tritt das in der Liebe beglückt wird und beglückt. Renan zeichnet das ursprüngliche Christenthum als eine Verbindung der Armen, eine heidenartige Anspannung gegen den Egoismus, sich auf den Gedanken stützend, jeder nur das Recht auf das ihm Nothwendige habe, das Ueberschüssige denen gehört, die nichts besitzen. Ein solcher Geist und dem römischen Kampf entbrennen, und das Christenthum konnte welt herrschend werden, wenn es jenes erste Feuer änderte, aber der Gesellschaft die Sorge für die Pflicht machte.

Pauli Bekehrung wird ausführlich erzählt, mit Seelenzustand, seiner Bildung, seinem Charakter und auch hier kommt dem Autor die eigene Erfahrung Orient zu statuten. Durch Paulus ward die Kirche Antiochien gegründet und damit eine neue Epoche christlichen Entwidlung herbeigeführt. Die Lage der Reize der Natur, die Schönheit der Kunst und hellenische Bildung und der Verfall des sittlichen werden gleich anschaulich geschildert; am Ufer des Meeres ward das Christenthum zuerst den Heiden und Juden zugleich gepredigt, hier zuerst die religiöse Schmelzung der Arier und Semiten vollzogen. Paulus tritt Barnabas bei Renan ins Licht: ein Märtyrer, wohlwollender Mann voll Einsicht und Frömmigkeit, eine Stelle in der ersten Linie der Gründer des Christenthums gebühre. In Antiochien wurde der Arianismus (Christianer) gebildet, während bei den Anhängern der neuen Sekte Nazarenen hieß. Antiochien wurde das Evangelium in griechischer Sprache gepredigt und in die weltgeschichtliche Bewegung hineingestellt.

Stephans war einer jüdischen Verfolgung zum Opfer gefallen; im Jahre 44 ward Jacobus auf Befehl Herodes Agrippa enthauptet, Petrus eingekerkert, außerhalb Judäas verbreitete sich die neue Lehre schnell. Dies begreiflich zu machen, betrachtet man die Weltlage, und dies ist wieder ein trefflicher Abschnitt des Buchs. Die Landungsstätten der Apostel waren nahe alle durch jüdische Colonien markirt, in denen zuerst das Evangelium gepredigt; eine elektrische Kette lief der neuen Botschaft dahin. Kleinasien, Griechenland, Italien hatten von Juden; diese gaben das erste Beispiel des Patriotismus, dem später Armenier und Syrer folgten.

folgten, eines energischen, aber nicht am Boden haftenden Patriotismus von Kaufleuten, die sich überall verbreiteten und überall sich als Brüder erkannten; eines Patriotismus, der sich nicht die Bildung eines großen compacten Staats, sondern kleiner autonomer Gemeinwesen im Schoße anderer Staaten zum Ziel setzt. Die Juden bewohnten besondere Stadtviertel, standen unter eigenen Rathscolliegen und waren durch ihre religiösen Ceremonien abgegrenzt; doch herrschte noch mehr Armuth mit Herzlichkeit und heiterer Gemüthsruhe als Reichthum und selbststüchtiger Ehrsucht unter ihnen. So bildeten sie in Rom, in Alexandria bedeutende Corporationen. Vielsach misachtet und verlacht gaben sie sich keine Mühe, äußerlich mit Aufwand zu erscheinen; doch fanden ihre guten Sitten, ihr eifriger Glaube an Einen geistigen Gott auch bei vielen Menschen Anklang. Auch die Syrer waren ein thätiges Werkzeug zur Eroberung des Occidentis durch den Orient. Im Kleingewerbe als Rohndiener, Säckenträger fanden sie überall Zutritt und brachten Sprache und Sitten ihres Landes mit. Der Sklave des Alterthums war der natürliche Feind seiner Herren; der Syrer suchte seiner gedrückten Lage die beste Seite abzugewinnen, er plauderte gemüthlich mit den Skaven und verstand es dienstbeflissen dem Herrn oder der Herrin zu gefallen. So half er Masche um Masche das Netz der alten Civilisation aufstellen. Die alte Gesellschaft, die auf der Ungleichheit der Rassen, auf Verachtung der Barbaren beruhte, war dem Untergang geweiht; die römische Aristokratie ging an ihrer Härtherzigkeit zu Grunde; der Syrer, der arme Mann, welcher seine Mitmenschen liebt, mit ihnen theilt, vertraulich mit ihnen umgeht, er trägt in seiner Niedrigkeit den Sieg davon, er steht im Dienste der Humanität.

Dem gegenüber zeigt der Zustand der römischen Welt neben der Sittenverderbnis der großen Städte in kleineren Kreisen, im Mittelstande noch immer viel Familienstern und ehrbare Lebensweise. Das Kaiserreich konnte keine Centralisation, die Provinzen bewahrten viel Selbstständigkeit, die Mordthaten und Grausamkeiten der Kaiser trafen vornehmlich die Aristokratie in Rom, aber drängen konnte der Mensch, der sich nicht um Politik bekümmerte, behaglich leben; Industrie, Handel, ja der Gedanke war frei und hatte einen weiten Spielraum. Die stoische Philosophie verkündete das gleiche Menschenrecht aller. Neben ihr lief der mannichfachste Aberglaube, denn die alten Götter gaben keine rechte Befriedigung mehr. Von allen Seiten verlangte man nach einer monotheistischen Religion, die sich auf moralische Principien gründet und das Sittengesetz als göttliches Gebot aufstellt. Die naturalistischen Religionen und ihre Mythen sind Zauberpossen und Kinderspiel geworden. Im Staat bestand Freiheit der Religionsübung, sofern man die andern Culte nicht bedrückte. Wenn man dem Judenthum den Krieg erklärte, so war es, weil man glaubte, daß es die bürgerlichen Gesetze verachte und gleichgültig gegen das Staatswohl sei; wo es eine einfache private Religion sein wollte, da ward es nicht verfolgt. Das Kaiserreich war ein Laien-

staat, es duldete nicht, daß eine Religion politischen Einfluß habe, es wollte keine Verbindungen im Staat, und deshalb verfolgte es die frommen Verbrüderungen, die Genossenschaften, die sich in Griechenland zu gegenseitiger Hülfsleistung wie zur Verschönerung des Lebens gebildet hatten; man mußte sie in Rom geheimhalten, aber die Skaven, die Veteranen, die kleinen Leute fanden sich gern zusammen zu gemeinsamen Mahlzeiten, zu geräuschloser Freude; nach außen bezeichnete man solche Collegien als Begräbnißgesellschaften. Menan legt großes Gewicht hierauf, und fügt hinzu:

Der Mensch bedarf des kleinen traulichen Kreises der Verbrüderung, in der man gemeinschaftlich lebt und stirbt. Unsere großen abstracten Gesellschaften vermögen nicht all den Trieben der Geselligkeit, die der Mensch in sich trägt, Genüge zu leisten. Laßt ihn sein Herz an etwas hängen, seinen Trost da suchen, wo er ihn findet, sich Bräuer erwerben, Herzensbände knüpfen! Die kalte Hand des Staats greife nicht ein in dieses Reich der Seele; es ist das Reich der Freiheit! Das Leben, die Freude werden nicht eher sich wieder heimlich machen in der Welt, als bis unser Mißtrauen gegen die Collegia, jene traurige Erbschaft des römischen Rechts, aus ihr verschwunden sein wird. Die Verbindung, die ohne den Staat zu bestehen außerhalb des Staats steht, sie ist die Lebensfrage der Zukunft.

Das Reich Gottes nennt Menan „die ewige Sehnsucht, die man niemals aus den Herzen der Menschen reißen wird“. Der Gedanke einer Organisation der Menschheit mit Rücksicht auf ihr höchstes Glück und ihre sittliche Vervollkommenung, das ist der christliche, der berechnete Gedanke. Religiöse Symbole und Bekenntnisse mögen ungenügend erscheinen, die Religion selbst besteht in der Gesinnung der Liebe, und der Fortschritt der Menschheit wird ihr Wachsthum zur Folge haben.

Zum Schluß kann ich dem ungenannten Uebersetzer die Rüge nicht ersparen, daß er vergessen hat, wenn nicht seine Handschrift, dann die Revision des Drucks einen Gelehrten lesen zu lassen; einige störende Mißstände, namentlich auch bei griechischen Namen, wären da leicht gehoben worden; möge man bei einer neuen Auflage oder bei folgenden Bänden sorgfamer sein! Das dritte Werk soll die Missionsreisen von Paulus und seinen Genossen schildern; Menan sagt:

Es drängt mich, diese unergleichliche Epopöe zu schreiben, ein Bild zu entwerfen von den weitgedehnten Straßen Asiens und Europas, längs welcher sie das Korn des Evangeliums säeten, von den Bogen, die sie so oft und unter so verschiedenen Umständen durchschifften. Die große christliche Odysee soll beginnen. Schon hat der apostolische Nachse die Segel gespannt; der Wind bläst und regt seine Schwingen voll Ungeduld, die Worte Jesu auf ihnen weiter zu tragen.

Moriz Carrière.

### Allerlei Dramatisches.

(Schluß aus Nr. 29.)

5. Trikan. Trauerspiel in fünf Aufzügen, mit einem Vorspiel. Von Ludwig Schneegans. Leipzig, D. Wigand. 1866. 8. 25 Mgr.

Seliger Meister Gottfried von Strassburg — dein leichtfertiges Epos übt im 19. Jahrhundert eine auffallende Anziehungskraft auf die Dichter und Künstler aus, und



die Ehebruchstragödien mit und ohne Zauberei, auch die Ehebruchsopern sind en vogue. Freilich, das wird alles recht tragisch genommen, ohne den Humor und ohne die welsche Frivolität, mit der du den verfänglichen Stoff so liebenswürdig aalglatt behandelst. Auch hat noch keiner dieser Dramatiker gewagt zu schildern, wie Isolde in der Hochzeitnacht Brangäne statt ihrer dem König unterschob, was du, würdiger Meister, mit einem schelmischen und schadenfrohen Lächeln begleitest:

Herr Karl Brangäne zu sich zwang;  
Ich weiß nicht, wie der Anfang  
Dieser Sache ihr gefiel;  
Doch sie ergab sich in das Spiel,  
Daß es ohne Lärm verblieb.  
Was ihr Gespiel auch mit ihr trieb,  
Sie zahlte und gewährte,  
Was er von ihr begehrte  
Mit Messing oder Golde  
Nach seinem Wunsch, die Holde.  
Ich wollte dich mich wol versehn,  
Es sei nicht häufig sonst gesehn,  
Daß man so schönes Messing hat  
An goldner Pfennige Statt  
Zu Bettelgeld gegeben.

Und als die leichtfertige Isolde zum Beweis ihrer Unschuld sich einem Gottesgericht unterwirft und das Eisen trägt, ohne sich zu verbrennen, da brichst du in die mehr als schallhaften Worte aus:

Da wurde Kar ans Licht gestellt  
Und bewährt vor aller Welt,  
Daß der tugendreiche Christ  
Wundschaffen wie ein Aermel ist.  
Er stigt sich gern und schmiegte sich an,  
Wie man es nur verlangen kann,  
So gefüge stets und wohl,  
Als er nach allen Wünschen soll;  
Er ist dem Herzen gleich bereit  
Zum Truge wie zur Wahrheit.  
Sei's zum Ernste, sei's zum Spiel,  
Er ist wie man ihn haben will.

Vergleichen erbauliche Betrachtungen bringt die alte Tristan-Sage mit sich. Das können aber unsere neuen Dramatiker nicht brauchen, ebenso wenig unsere Zukunftsmusiker. Außer Richard Wagner's Oper: „Tristan und Isolde“, die bisher nur als ein Singleton des deutschen Theaters in München ausgespielt wurde, hat namentlich Joseph Weilen in seinem Trauerspiel „Tristan“ diesen Stoff behandelt: ein Stück, dessen Composition glücklich und bühnengewandt, dessen Diction reich ist an dichterischen Schönheiten, dem aber leider das Zaubermotiv der alten Erzählung zu Grunde liegt, das, wenn es auch von einem Zauberkranke auf einen Zauberring übertragen ist, doch immer die menschliche Freiheit und Selbstbestimmung und damit das allein berechnigte Motiv der Tragödie ausschließt.

Ludwig Schneegans hat sich in dem vorliegenden Trauerspiel „Tristan“ von dem Fehler freigehalten, ein romantisches Opernmotiv in das Drama hinüberzutragen. Gleich in der fünften Scene des ersten Actes wird das Liebesband zwischen Tristan und Isolde geschlungen. Die Scene ist dramatisch angelegt; es ist in ihr ein Uebergang von Feindschaft zur Liebe, der nur etwas zu jäh stattfindet,

wie überhaupt der ganze Auftritt für die dramatische Oekonomie zu früh eingefügt ist. Originell ist die Art, wie der Dichter den Liebestrank der Erzählung in seine Handlung, wir möchten sagen als ein psychologisches Motiv verwebt hat, indem mittenhinein in die erwachende Liebe der beiden ein Lied ertönt, welches die Sage vom Liebestrank besingt. Da diese Stelle zugleich zu den lyrisch schwunghaftesten der Dichtung gehört und geeignet ist, von dem dramatischen Stil des Autors ein klares Bild zu geben, so lassen wir dieselbe hier folgen:

Tristan.

Leicht mag der Schmerz den Schmerz durchschauen.

Isolde.

Fliegt heim, ihr letzten Wünsche! Herr ist hier  
Der Gram.

Tristan (ihre Hand ergreifend).

Nicht weinen sollst du, sollst vertranen.

Still waltend will ich wachen Aber dir,  
Will dich beschützen, will dich leiten, führen;  
Dich soll kein Schmerz, dich soll kein Hauch berühren.  
Du armes Kind, wie bist du schwach und bleich;  
Dein Blick wie leidend und wie thränenreich.  
Gott! Gott! Beleb' aufs neu' die Frühlingsgeblüthen  
Und hilf mir deinen schönsten Engel hüten!  
Isolde, fürchtest du dich noch vor mir?  
Isolde, hassest du mich noch?

Isolde.

O!

Tristan.

Kind,

Wie ist dir?

Isolde.

Wohl, so wohl!

Tristan.

O frommes Zittern!

Isolde.

Der Gram entsteht . . .

Tristan.

In deiner süßen Nähe . . .

Isolde.

Verstummt das Leid;

Tristan.

Der Andacht Thräne thaut.

Isolde.

Und der Gedanke . . .

Tristan.

Wird zum Wonnelaut!

Vollkornlied (hinter der Scene).

Es waren zwei Königskinder,  
Die tranken den Rinnetrunk;  
Sie wußten nicht was sie getrunken.  
Das Herz ward ihnen krank.

Isolde.

Lied.

Sie, die das Geschick geschieden,  
Der Knabe und die Maid,  
Sie betreten zu einander  
In süßem Liebesleid.

Tristan.

Glanz des Himmels! Lieb der Seligkeit!

Ied.

Sie sind sich aus Herz gesunken;  
Der Mund brennt auf dem Mund.  
Wer diesen Trank getrunken,  
Wird nimmermehr gesund.

Tristan.

Brich, Heuchelei der Blindheit, brich zusammen!  
Es jähzt die Seele; alle Pulse flammen,  
Und frühlingstrunken stieh ich an dein Herz!

Ied.

Unendlich war ihr Lieben,  
Unendlich ihre Pein.  
Sie sind sich tren geblieben  
Bis in den Tod hinein.

Tristan.

Isolde, Engel, Kind, ich liebe dich!  
Den Minnetraut, den schäumenden, den süßen,  
Trink' ich von deinem Mund, zu deinen Füßen!

Isolde.

O bleibe, bleibe!

Tristan.

Daß ich ewig bleibe!

Zu kurz sind Ewigkeiten für die Liebe.  
Du liebst mich?

Isolde.

Frage nicht. O holdes Räthel!

Tristan.

Die Thränen laß mich dir vom Auge küssen!  
Du meines Herzens Friedenskönigin,  
O laß mich küssen vor deiner frommen Seele;  
Vor deiner Schönheit, Engel, laß mich küssen!  
Es lockt dein Bild; ich folge dem Befehle:  
Ins Meer des Glanzes fährt die Seele hin  
Und löst sich auf in Himmelsmelodien.  
Bersteige, Stimme, Born des leeren Schalles!

Isolde (ihn umarmend).

Du bist mein Herz, mein Licht, mein Gott, mein Alles!

Noch glühender ist die Liebeszene zwischen Tristan und Isolde im zweiten Act, welche dem König Marke vorathen wird. Dieser verbannt Tristan und zerreiht sein Eheband mit Isolde. Im dritten Act erzählt er, daß Tristan trotz des Verbots im nahen Walde mit Isolde weilt; er belauscht ihre Liebe; es kommt zu einer wilden leidenschaftlichen Scene, welche übrigens die Handlung nicht weiter bringt, als sie am Schlusse des zweiten Acts war. Der verbannte Tristan geräth in die Rege der andern Isolde (Weißhand), einer Schönheit, welche sich zur ersten wie Brunhild zu Chriemhild verhält, ohne daß indeß ihre leidenschaftliche Wildheit mit wahrhaft dramatischer Prägnanz ausgeprägt wäre. Tristan wird im Gefecht verwundet, die blonde Isolde kommt zu spät, um ihn zu trösten und zu pflegen.

Die Composition des Stücks ist schwach; die Liebe Tristan's zur zweiten Isolde, die in den letzten zwei Acten in den Vordergrund tritt, ist nicht dramatisch motivirt, der Untergang Tristan's ganz äußerlich durch einen gleichgültigen Kampf herbeigeführt. Von dem organischen In-

1866. 20.

einandergreifen der Glieder einer dramatischen Handlung fehlt dem Dichter ein klarer Begriff.

Gleichwol verräth das Stück ein unverkennbares Talent für den Ausdruck der Innigkeit, der Glut des Affects und der Leidenschaft. Es wäre unrecht, dies Talent bloß für ein lyrisches zu halten; die dramatische Energie wird wesentlich durch dasselbe bedingt, und Monologe wie der Monolog Tristan's am Schluß des ersten Actes sind von echt dramatischer Bewegtheit.

Dagegen erscheint es mißlich, daß der Dichter seine Tendenz, den Conflict zwischen Ehe und Liebe, zwischen Zwang der Sitte und Freiheit der Neigung, jenen Sagen-Helden und Heldinnen aus der Zeit des Artus doctrinär unverblümt in den Mund legt und ihnen dadurch ganz das Costüm des sagenhaften Zeitalters verdirbt. So sagt Marke:

Hab' ich doch die Ehe,  
Die heil'ge Frucht der Liebe, kalt berechnend  
Entwürdigt und den wahren Liebesbund,  
Den unantastbar göttlichen, zerissen.

Und auch Brangäne, jene naive Magd der Dichtung, welche so opfermüthig Messing für Gold gibt, erscheint wie eine Gouvernante, welche in der Prima eines Erziehungsinstituts wohlweisen Unterricht erteilt:

Es gibt Verhältnisse,  
Wo selbst die Besten, nur die Besten brauchen.  
Denn schlummer als die Besten ist die Welt,  
Und manches edle Streben wird gesäht,  
Wenn ihm die Wirklichkeit entgegentritt  
Mit ihren Schranken.

Auch im Ausdruck hat sich der Dichter vor Ueberschwenglichkeiten, vor sprachlichen Neubildungen, die affectirt klingen, und selbst vor Trivialitäten zu hüten; denn es ist doch bloß trivial und nicht humoristisch, wenn Markiobus sagt:

Wenn man ein Mädchen an der Pfote führt.

Ausdrücke wie: „Unrast“, „Lorbeerkrant“, „heimwehflutend“, „Bortwursdonner“, „emporfaheln“ und ähnliche, sind bombastisch und geschmacklos. Der fünfsüßige Jambus geht an einer Stelle plötzlich in den Anapästus, an einer andern in den achtsüßigen Trochäus über. Da dies nur einmal und ohne Princip geschieht, so erscheint es als eine nicht zu rechtfertigende poetische Lizenz.

6. *Odino*. Historisch-dramatisches Gedicht in fünf Acten. Von Karl Wilhelm Bag. Festgabe zur 15. allgemeinen deutschen Lehrerversammlung. Leipzig, O. Wigand. 1865. 16. 15 Rgr.

Der Kampf geistiger Freiheit gegen die Autorität ist dem gegenwärtigen Zeitalter noch immer so eigen, wie er es dem Zeitalter der Reformation war. Stoffe mit deraartigem Inhalt liegen uns weit näher als Helden des Alterthums und der romantischen Sage, als Philosophen und Tristan. *Odino* ist ein Freigeist des Reformationszeitalters, der sich zum Luther Italiens machen wollte und selbst bei freier gestimmten Cardinälen und in den vornehmen Kreisen, namentlich bei den Frauen, mit seinen Bestrebungen lebhaften Anklang fand. Der Dichter legt ihm das folgende Programm in den Mund:

60

Der deutsche Mönch, der Luther, zeigt den Weg,  
Frei mach' er Deutschland, freier mach' ich Rom,  
Das freie Rom zum Sitz des freien Glaubens,  
Den freien Glauben zu dem Rom der Welt.

Die Geschichte eines Reformators in Italien können nichts Ueberraschendes haben; es kann sich nur das Märtyrertum eines Arnold von Brescia und eines Savonarola in ihnen wiederholen: Verfolgung, Verhaftung, Gefängniß und der Tod auf dem Scheiterhaufen. Dajino ist in seinen Bestrebungen und Schicksalen ein Nachfolger der eben Genannten, ein Vorläufer des Giordano Bruno. Das Einförmige in diesem Geschick der Reformatoren hat Bay bei seinem Selben durch eine Menge von dramatischen Zwischenfällen und episodischen Ereignissen zu verhüllen gesucht. Namentlich spinnt sich an dem Schicksal der wichtigen Documente, welche das Verzeichniß der Genossen des Bundes und die Grundzüge desselben enthalten und welche Dajino der befreundeten Victoria Colonna anvertraut, der Faden der Handlung weiter. Die Gegenbewegung geht von dem jesuitischen Cardinal Caraffa und dem verrätherischen Fra Bastiano aus. Auch Michel Angelo greift in die Handlung ein. Doch so ansprechend die Scene zwischen ihm und Victoria Colonna ist mit seiner glühenden Liebeswerbung und ihrer Entsagung ans Pictät gegen die Erinnerung des Vaters, so wenig ist das an Posa erinnernde Auftreten des Künstlers am Schlusse des vierten Actes in seinen Ursachen und Folgen hinlänglich motivirt.

Der Dichter hat wol die Gefahr erkannt, welche dramatische Stoffe wie den seinigen bedroht: die Gefahr, die Handlung in Monologe aufzulösen und alles dramatische und theatrale Leben in declamatorischen Ergüssen zu verflüchtigen. Um von Daus aus hiergegen gesichert zu sein, gab er dem Stil ein meistens lakonisches Gepräge und bevölkerte die Bühne mit den buntesten, sich mannigfach ablösenden Gruppen. An einzelnen Stellen ist es ihm auch gelungen, dramatische Lebendigkeit zu erzielen. Im ganzen aber zersplittert diese, nur durch zahlreiche Episoden erreichbare Buntheit das Interesse, trübt die Klarheit der Entwicklung und verlegt den Schwerpunkt der Handlung zu sehr ins Aeußerliche. Diese Intriguen und Gegenintriguen, diese Verhaftungen, Mordversuche und Ermordungen, diese der Handlung eingefügten Liebeshandeln lenken zu sehr von dem ernstesten großen Gang des reformatorischen Gedankens ab, als dessen Vertreter der Hauptheld auftritt, und gestatten diesem eine zu wenig tief einschneidende Entwicklung.

Zu den wenigen Momenten innerer Sammlung gehört der Monolog Dajino's im vierten Act, den wir hier zugleich als Stilprobe mittheilen:

Und so ist diese Welt ein Narrenhaus,  
Draß jeder wähnt der Weiseste zu sein!  
Ist, was ich unternahm, nicht auch ein Wahn?  
Nacht geht vor Nacht, ich wähnte, Wahrheit siegel!  
O Puppenpiel der Welt, der Narrheit voll!  
Wie eine Nachtsicht geht von Wahn zu Wahn,  
Der schmeißt sie aus, ein andrer läßt dazu,  
Und wieder einer zückt die Achse, meint,

Sie könne so nicht, müsse anders sein,  
Und ändert das Gespinnst zum andern mehr —  
So ward das wahre Christenthum entstellt!  
Das wir bis heute hatten, ist nicht mehr  
Das echte, das uns Christus hat gegeben,  
Das fählt' ich Angst; die Formeln abzustreifen,  
Die reine Wahrheit, die ich drinnen ahnte,  
Rein aufzustellen, durch sich selbst erfahbar,  
Ohn' all den Wust, den tausendjährige Klümpen  
Dafür genommen, fählt' ich mich getrieben —  
Und dieses Ketters Nacht straft mich dafür!  
Ihr habt den Leib nur, doch der Geist ist frei!  
Er ist euch feind, wie ihr der Wahrheit feinde,  
Ihn und die Wahrheit könnt ihr nicht erlösen!  
Allein der Fäden leichter Spinnsthor,  
Daran das Regiment der Kirche hängt,  
Zerreißt vor der Wahrheit schwächstem Hauch!  
Nicht bringt herein, wo Finsterniß geherrscht!  
Das ist der Trost für die im Geiste streiten,  
Ob auch im Kampf die Körper unterliegen:  
Der Geist ist frei, und freie Geister fliegen!

Die Sprache ist im ganzen kernig, doch nicht gleichmäßig gefeilt. Wendungen, wie sie z. B. Fe gebraucht: „ich könnte mir die Seele üppig lipeln“, brechen sich selbst. In metrischer Hinsicht sind uns die reichen iambischen Sechsfüßler aufgefallen, die zum Fünftfüßler zerstreut sind.

7. Die Malteser. Dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen, Merzbach. 8. 22 1/2 Rgr.

Wir haben Rotter's „Johanniter“ eingehend besprochen; „Die Malteser“ sind ein anderer Versuch, den nachgelassenen Plan auszuführen. Der Autor hält sich im ganzen strenger an den von dem Dichter vorgezeichneten Gang der Handlung; doch auch er den Chor beiseite und wagt eine romantische Ausschmückung mit Liebesbegebenheiten. Die Griechin Dejanira, welche der junge Saint-Priest liebt, ebenso wie die denkschaftliche Montalto, der sie durch Betrug zu erringen strebt, greift hinlänglich in die Handlung ein, um die Abweichung von dem Schiller'schen Plan oder vielmehr die weitere Ausführung einer zu rechtfertigen, die dem Dichter nur als ganz allgemein vorzuschwebte. In der Liebe des jungen Saint-Priest spiegelt sich der Kampf freier Keizung gegen das strenge Gesetz, in der Liebe Montalto's die ganze Abkehrung des Ordens. Doch die Türkin Kordeur, die aus mehreren Gründen eine verfehlte und nur die Handlung aufhaltende episodische Figur. Einmal ist sie keine geeignete Vertreterin der Eifersucht; denn auch eifersüchtige Türkinnen geben mag, so wird in einem Lande, dessen Glauben und Sitten die Handlung verstaten, die Eifersucht mehr Ausnahme als Regel. Mindestens darf der Dichter, wenn er die Handlung nicht gerade ein türkisches Mädchen zur Trägerin der Leidenschaft machen. Dann aber ist diese Kordeur den Gang der Handlung vollkommen überflüssig; man braucht nicht einmal dazu bei, das Sittengemälde zu bereichern, das durch die Beziehungen Dejanira's zu Kordeur hinlänglich nach verschiedenen Seiten hin strahlt ist. Wir erfahren nirgends, wie und wo

Brief Montalto's an Anastapha erhalten, und ebenso verpufft ihre Drohung, diesen Brief an Lavallette auszuliefern, ganz wirkungslos.

Offenbar ist der Dichter über die Art und Weise der dramatischen Motivierung nicht im Klaren, ebenso über das dramatisch Relevante und Irrelevante. Jenes wollen wir selbst auf der Bühne mit Augen sehen, bei diesem begnügen wir uns mit der Berichterstattung. Der Autor der „Malteser“ führt uns gleichgültige Scenen vor, während er wichtige nur erzählen läßt. Montalto theilt z. B. seiner Liebsten nicht nur mit, daß er das Schloß S. Eimo verrathen, sondern auch, daß er die Ritter gegen Lavallette aufgereizt, daß er sie zu seinem Mord gewaffnet hat und das Los feierlich werfen ließ, alles um ihre willen, und daß dies Los ihren Bräutigam Saint-Priest getroffen. Gerade bei diesen Scenen genügt nicht eine nachträgliche Berichterstattung, wir wollen sie in ihrem Werden und Wachsen vor uns sehen; sie sind weit wesentlicher und wichtiger als die Liebescene, in der uns das alles erzählt wird. Uebrigens zeigt gerade diese Scene in dem leidenschaftlichen Montalto ein Talent des Autors für die Charakteristik, das sich dramatisch scharf ausprägt, während im übrigen der allgemeine heroische Grundzug der Charaktere über die schärfere Individualisirung überwiegt.

Die erwähnte Scene möge zugleich von der erregten, aber hin und wieder geschmacklos hyperbolischen Diction eine Probe abgeben:

Montalto (für sie).

O elend Klosterleben, schal und flach;  
Es gärt und schäumt der Mord, und bouernnd sprengt  
Die Fässer er in mächtigem Freiheitsdrängen!  
Zerbrehen will ich des Gelübdes Zwang,  
Will freisheitsdurstig meine Seele tauchen  
In des Sonnen warmen, strahlend, daß  
Ihr Sühnung zu durchig mein Begehren.

Rein mußt du sein, du wonnethmend Bild!  
Wirst du ein Stern am lichten Abendhimmel,  
Ich brück' dich aus des Himmels Thür aus;  
Wirst du ein Engel in dem Paradiese,  
Ein Teufel wärst' ich, nur aus Eides Thür  
De Klagehalt in meinen Arm zu reihen.  
Da ist das Mädchen — thrennenfuchst ihr Bild —  
Sol wird es Zeit erfordern, eh' sie sich  
Dem leidenschaftlichen Begehren fügt.

(Fortsetzend.)

Nun, Dejanira, stürst du noch, daß ich,  
Durch Liebe führe, dich in dies Haus geführt?

Dejanira.

Ihr thut zu räuberischer That den Hohn  
Und weihet Euch an meines Herzens Qual.

Montalto.

Der Meister stürmt dir ob des Jünglings Schuld,  
Verblendet zeugt er dich der Zauberkraft;  
Ich reiße dich fort und rettete dein Leben.

Dejanira.

Der Tod wär' nicht so schrecklich mir, als daß  
Ich deinen Anblick hier ertragen muß.

Montalto.

Ihr zu: Saint-Priest, der Ordensritter, oder,  
Wie du es lieber hörst, dein Bräutigam,  
Er ist im Eime von dem Feind umlagert.

Verloren ist das Schloß mit allen Rittersn,  
Und nur noch Stunden zählt ihr Leben noch.  
Und wer das Schloß verräth? — Ich war es, Mädchen —  
Um deinetwillen that ich es.

Dejanira.

Verräther,  
Und deine Zunge stoch nicht in der Rede,  
Nicht bleich wird deine Wange, während du  
Den schneidlichen Verrath schamlos enthüllst?

Montalto.

Ich bin noch nicht zu Ende, Dejanira.

Dejanira.

O Gott, verleihe mir Kraft, daß ich den Bild,  
Den gift'gen Athem dieses Vasilisten  
Ertragen kann!

Montalto.

Ver schworen haben sich  
Die Ritter gegen Lavallette, sie wähen,  
Daß er des Ordens Untergang verschwindet;  
Aufs Sacrament ist dieser Bund geschlossen.  
Wer im geheimen Groll und Haß geführt,  
Zu seinem Mord sie aufgereizt? — Ich war's —  
Um deinetwillen hab' ich es gethan.

Dejanira.

Wirst deine Rache aus, die Rache Gottes  
Wird in die eignen Schlingen dich verstricken.

Montalto.

Ich waffnete die Ritter zu der That,  
Sie warfen feierlich das Los — es traf —  
Nun rathe, Dejanira, wen es traf?  
Saint-Priest, dein Bräutigam, ist ausersahn,  
Den Dolch zu stoßen in des Meisters Brust.

Dejanira.

Halt ein, Saint-Priest — was du begehrt, ist Mord —  
Die tödtliche Schlange hat dein Ohr verdrückt!

Montalto.

Bergebens, Dejanira, es geschieht,  
Dein Wort verhallt, dem Ohre ungehört.

Dejanira.

Ich eile zu ihm, fall' ihm in den Arm —

Montalto.

Du rüttelst an der Thür, sie ist verschlossen.

Dejanira.

O hilf mir, Gott, aus diesen Kerkermauern!

Montalto.

Sprich nur ein Wort, es öffnet sich die Thür —  
Sag', daß du mein bist, und ich rette ihn  
Noch jetzt, wo die Minuten furchtbar drängen!

Dejanira.

Und diesen Abschwicht steht Gottes Auge?  
Vor seinem Richterstuhl verlag' ich dich.

Montalto.

Warum so zornig, Liebchen? Rasch verflücht  
Die kurze Stunde, sprich das Wort!

Dejanira.

Zurück!

Verführst du mich, so stoß' ich diesen Dolch  
Dir in dein teuflisch Herz!

Montalto (Ihr den Dolch entwindend).

Du machst mich lachen!

Und gibst du meinen Bitten nicht Gehör,  
So zwing' ich dich, du mußt die Meine sein.

8. Fußspiele von Feodor Wühl. Zweiter Band. Inhalt:  
Der Kosmos des Herrn von Humboldt. Das Hans Haase.  
Graf Thyris. Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Leipzig,  
Matthes. 1866. 8. 1 Thlr.

Das Proverbe oder die Bluette erfordert ein besonderes Talent. Es ist schwer, in einen Act Exposition, Verwicklung und Entwicklung zusammenzubringen und dabei eine Pointe aus dem Gebiete des socialen Lebens in erheiternder Weise zur Geltung zu bringen. Die Franzosen sind Meister in diesen zierlichen dramatischen Kippstischspielen, in diesen feingehackten Elfenbeinarbeiten der Bühne; wir brauchen nur an die einactigen Capriccios von Alfred de Musset zu erinnern, der in dieser heitern Arbeit des Ein- und Ausfadelns der dramatischen Intrigue seinen ganzen lyrischen Weltschmerz vergißt. Von den deutschen Autoren haben Putzig, Wehl, Benedix, Schlessinger, von Moser u. a. sich mit größerem oder geringerem Glück auf diesem Gebiete versucht. Von Feodor Wehl's „Luftspielen“, die meistens in das Reich der Bluette gehören, liegt das zweite Bändchen vor. Das umfangreichste Stück ist allerdings ein dreiactiger Schwanke: „Das Haus Haase“, in welchem die Vornehmthuererei perfröhlert wird. Die Erfindung ist glücklich und erheiternd; doch die Ausführung in den ersten Acten zu episodisch und weitschweifig, während sie sich gegen den Schluß hin überstürzt. In dem ersten Lustspiel: „Der Kosmos des Herrn von Humboldt“, spielt ein Doctor Helmert den gelehrten Sonderling, um durch sein apartes Wesen das Herz seiner kritischen Cousine zu gewinnen, die sich selbst jedes Talent für die Liebe abspricht:

Zuise. Bis jetzt habe ich mir die Männer noch gar nicht recht aufs Heirathen angesehen. Ich dachte, sie wären nur zum Späße da.

**Geheimrätlin.** Du warst eben noch nie verliebt.

Lulise. Nein, wahrhaftig nicht! Noch nicht ein einziges mal bin ich im Mondstichn gegangen, und noch nie habe ich (sehr gewohnt) Ah! oder Oh! oder (außer rasch) Gott im Himmel, wo bleibst er? geflüst. Ein einziges mal, im Teplitz vorigen Jahres, war ich nahe daran, etwas zu fühlen. Du erinnerst dich der anonymen Briefe, die ich dort erhielt und welche flammende Leidenschaft sprühten. Der Sternenschein, die schwärmerischen Klagen und die wirklich oft geistreichen Gedanken rührten mich anfangs, aber nachher machte ich mich doch lustig darüber, wie du weißt. Ich scheine gar kein Talent für die Liebe zu haben. Liebe ist, wie mir dünkt, eine Production so gut wie ein Gedicht oder eine Maff, und mir, fürchte ich fast, wurde von Natur zu viel Kritik, was man im gemeinen Leben Mutterwitz nennt, dafür zutheil. Denke dir, liebe Mama, ich habe neulich im Theater gar nicht begreifen können, daß sich die Julia in den Romeo verliebt! Mir kam dieser junge Montague so gedehnt und milchbärtig vor, daß ich wol einen Walzer mit ihm zu tanzen, aber niemals ihn zu heirathen im Stande gewesen wäre. Unter einem Manne, dem ich meine Hand reichen soll, stelle ich mir einen ganz andern Menschen vor!

Indem noch der Widerspruch der Mutter die Rolle des gelehrten Sonderlings unterstützt, gelingt es, die kleine Luise gründlich verliebt zu machen. Das Stüd ist artig, der Conversationston elegant. — Die Verwickelung in „Graf Thyrsis“ beruh auf etwas gewagten Voraussetzungen, und die Verwirrung ist fast zu bunt. Der Maler, der für den Grafen gehalten wird, ist die am meisten erheiternde

Figur. — Das letzte, zweiactige Lustspiel: „Der playn lacht am besten“, ist in Versen: zwei etwas köstliche Gatten und Gattinnen werden durch einen bräutlichen und eine dritte Schwester zum besten gebracht. Weit dies in zwei Acten möglich ist, provisorisch mit Reichtum curirt. Die Architektur des Stückchens ist uns allzu symmetrisch, sogar ein wenig verapert, auch nicht ohne Einfluß auf den Dialog bleibt.

Möchte Feodor Wehl uns doch bald ein größeres Spiel geben, welches gerade seinen Vorzügen, insbesondere, feinen und frischen Dialog, freiem Spiel gestatten würde, während auch der Föhrung der zu uneingeschränkte Bewegung geboten wird, die Reizung zu Uebersürzungen, zu denen das einzige Spiel leicht verführt.

Rudolf Gellert

## Zur Geschichte des Papstthums.

Geschichte Alexander's III. und der Kirche seiner Zeit  
 Hermann Reuter. Drei Bände, (Erster Band,  
 völlig neu ausgearbeitete Ausgabe.) Leipzig, Teubner.  
 18 Tblr.

Dies schon in seinem äufsern Umfang so bedeutend kann das *nonum prematur in annum* nicht zu stäblich, sondern, wenn man genau rechnen will, als doppelt für sich in Anspruch nehmen. Denn erschien der erste Band, der damals von der gelehrten wissenschaftlichen Kritik als eine sorgfältige, gut, auch etwas weitläufig angelegte Arbeit auf geistlicher Basis wohl angenommen wurde. Als ließen sich, wie es bei einer ähnlichen wissenschaftlichen jeder selbst erfahren hat, im einzelnen verschiedenestellungen machen und namentlich blieb noch ein umfassendes Plane des Werks homogenere und andere Heranziehung des unendlich reichen, aber eben auch wieder lidenhaften Quellenmaterials zu. Seitdem verging ein halbes Menschenalter, das der fasser, der seinen unermüdblichen gelehrten Fleiß weiden einen Punkt concentrirt hatte, zu einer glücklichenformung jener Jugendarbeit benutzte, wie er sie in der Vorrede zu dieser Neugestaltung nennt. Aberhaupt in solchen Dingen von einer Vollständigkeit gesprochen werden kann, verdient sie diesem Werk rühmt zu werden. Auch der scrupulösesten Zerschätzung wird es nicht gelingen, sorgfältiger und gehafter auf einem ganz eng begrenzten Gebiete zu als es hier vom universal-kirchengeschichtlichen geschichtlichen Standpunkt überhaupt auf einem Raum geschieht. Denn wie es jedem Darsteller alterlicher Geschichte aus der aufsteigenden Kritik des thums ganz von selbst begegnet, auch wenn er sich ruf und Vorsatz sich auf das eigentlich kirchliche beschränken will, so führt auch diesen sein Blick auf universalhistorischen Perspektive. Alle höhern geistlichen Interessen der damaligen Menschheit werden mehr als einst in der Zeit, wo die weltbeherrschenden Herrn der Erde in sich schloß, in der Zeit von goren, Alexander, Innocenze, hier zusammen.



damals als hohe Politik galt oder dem an Bedeutung gleichkommt, was man später unter diesem Ausdruck verstand, geht von hier aus und zielt hierher. So haben wir es hier mit einer quellenmäßigen Geschichte der großen Bewegungen der christlich-europäischen Welt in der Mitte und zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts zu thun, von dem eigentlich wahren Angelpunkte, von Rom selbst gesehen oder vielmehr von der lebendigen Seele Roms, von der Person des Papstes, und welches Papstes! Uns, die wir gewöhnt sind, je nach dem nationalen Standpunkte oder nach dem des wissenschaftlichen oder stiltlichen Interesses bald dieses bald jenes zu unserm freiwillig gewählten Leitstern in dem Wirrsal der Geschichte des Mittelalters zu machen, kommt es beinahe befremdlich vor, wenn wir auch einmal auf den einzigen Ort gestellt werden, von dem aus das Ganze als ein wirklich geordneter Organismus erscheint. Es kann nicht fehlen, daß dadurch manche lieb gewordenen Vorstellungen berichtigt, resp. beseitigt werden, darunter auch solche, die zu dem ehrenwerthesten Besitze der gewöhnlichen Zeitbildung gehören. Der Kaiser Friedrich I., allein gesehen, d. h. ohne Verbindung mit dem Gesamtkreis der höchsten kirchlich-weltlichen Politik der Zeit, eine Gestalt von imposanter Mächtigkeit, der herkömmliche Typus des mittelalterlichen Idealismus in seiner geläutertesten und zugleich buntesten und reichsten Ausbildung, tritt hier, neben seinem Gegner Alexander gestellt, so weit an geistiger Potenz, Weite des Blicks und Klarheit der Ziele hinter diesen zurück, daß von einer Parallele keine Rede sein kann, wenn sie, wie doch in ihrem Begriffe liegt, wenigstens eine annähernde

Gleichheit der Größe zwischen ihren beiden Objecten voraussetzt. Mit Friedrich selbst sinkt aber auch die ganze idealistische Romantik des Kaiserthums in eine fabelhafte Tiefe kindlicher Unreife und Unklarheit, wenn sie durch ihre Opposition gegen die von ihr als Annahmen empfundenen Ansprüche der Kirche in dem Fall kam, sich mit deren Geistesüberlegenheit zu messen. Man sieht daraus, wie beide, Papstthum und Kirche, damals eben noch so ganz dazu berufen waren, die Rolle als Erzieher der europäischen Christenheit fortzuführen, die ihnen als Erbtheil der Weltherrschaft Roms, wenn man sie ins geistige und stiltliche Gebiet überträgt, zugefallen war.

Interessant bleiben immer jene Reactionsversuche des weltlichen Geistes, jene Bestrebungen, sich auf eigene Hand mit den höchsten Problemen des äußern Daseins der Menschheit, mit Staat und Recht, auseinanderzusetzen und der Kirche eine ehrenvolle Stellung daneben und draußen, einen unschuldig gemeinten Antertheil, aber eben doch nichts mehr als einen solchen anzuweisen, während sie bis dahin und immerzu noch die wahre Herrschaft des Vaters und der Mutter zugleich übte und für immer als ihr göttliches Recht beanspruchte. Aber eine größere Bedeutung als die interessanter Experimente darf man doch allen solchen Erscheinungen wie dem Kampfe Friedrich's I. gegen Alexander oder dem Kampfe seiner Vorgänger gegen frühere Alexander mit andern Namen nicht zuschreiben, bis mit Friedrich II. auch die Leute der Welt die Kraft und Klarheit des Wollens und Könnens erworben, und sich bald zu siegreichen Gegnern der bisher weltherrschenden Tiara machten.

Heinrich Rückert.

## Seniileton.

### Literarische Plaudereien.

Es war kurz vor der Entscheidungsschlacht von Königgrätz (am 3. Juli), als der greise König Ludwig von Baiern noch einmal seinen Pegasus sattelte, zum Ritt in das romantische Land der Sage, wo die Oesterrreicher ihre Siege erschoffen hatten, um diese zu feiern, und seiner patriotischen Anschauung von der Lage Deutschlands den gewohnten taciteitlich schwunghaften Ausdruck zu geben. Die augsburger „Allgemeine Zeitung“ hatte bereits ihre Pressen in Bewegung gesetzt, um das Gedicht an der Spitze ihres Blattes zu bringen, als die Unglücksnachricht von der verlorenen Schlacht einlief. Diese Niederlage ließ sich nicht vertuschen — hatte doch Benedek selbst die Vertreter der Presse ermahnt, über das Unglück die volle Wahrheit zu berichten, wie er auch als gentiler Feldherr die ganze Schuld auf sich nahm. Die „Allgemeine Zeitung“ sah sich daher genöthigt, den Siegeshymnus wieder abzulegen, da er unter diesen Umständen nur den Eindruck einer Parodie gemacht hätte. So wurde das klägliche Gedicht König Ludwig's noch unter der Presse zu einem Anachronismus.

Inzwischen macht das Maigedicht von Robert Prug noch immer viel von sich sprechen. Die preussische Friedenspartei, die trotz der glänzenden und zahlreichen Erfolge der Armee noch immer besteht und namentlich in den Rheinlanden zahlreiche Vertreter zu haben scheint, sandte dem Dichter von den verschiedensten Städten aus, auf Veranlassung seines Processes und seiner Verurtheilung, antheilvolle Zuschriften. Eine Versammlung von Liberalen, welche am 8. Juli in Köln zu einer Besprechung über die Lage des Vaterlandes zusammenge-

kommen war, schickte eine Adresse nach Stettin, in welcher sie dem Dichter die innigste Theilnahme an seiner Verurtheilung und zugleich den Dank für sein freiwilliges patriotisches Auftreten ansprach. Unterzeichnet war die Adresse unter anderm von Classen-Kappelmann, Becker in Dortmund und Emil Rittershaus, welcher gleichzeitig in seinem Gedicht „In Sülze“ einen warmempfundnen Mahnruf zur Vinderung der durch den Krieg hervorgerufenen Leiden ertönen ließ.

Im scharfen Gegensatz zu den rheinischen Friedensmännern sind die londoner Radicalen Gottfried Kinkel, Arnold Ruge u. a. begeisterte Anhänger der preussischen Kriegspolitik und versprechen sich von dem fernern siegreichen Vorgehen Preussens die erwünschte Umgestaltung Deutschlands. Kinkel hat in einer Versammlung in London in längerer Rede dieser Anschauung begeisterten Ausdruck gegeben. Auch stimmte man dafür, daß der innere Parteienzwist ruhen solle, bis der äußere Kampf siegreich zu Ende geschritten.

Es ist dies die Realpolitik, für welche sich auch Eduard Loewenthal in seiner Studie zur Tagesgeschichte: „Politische Wandlung und Realpolitik“ (Berlin, Expeditionsvorlag des kritisch-literarischen Instituts, 1866) erklärt. Gegen Prug wendet sich der Realpolitiker, der wie Kinkel zunächst die Einheit will und dann die Freiheit, und von der letztern die sehr ansehnliche Begriffsbestimmung versucht: „Freiheit ist Macht“, mit folgenden heftigen Ausfällen: „Ein Zeichen politischer Mondsucht ist es doch sicher, wenn z. B. Herr Robert Prug, der albuhrschilose Schwärmer, in pythischer Verwirrung nach dem »Preis« fragt, für welchen Preußen im Mai 1866 seine Armee

mobil mache. Daß die deutsche Einheit der Preis sein soll, kann sich der politische Mondschlichter nicht denken, so lange er nicht selbst das Schlagwort ausgesprochen hat. Wenn aber Prutz von der Fäulniß singt:

Und diese tiefe innerliche Wunde,  
Aufbrechen soll sie nun in bürger Wunde —

so ist das im Hinblick auf das Großkreuz der politischen Mondschlichter auch in Preußen allerdings zutreffend, und ist bloß zu wünschen, daß mit der blutigen Wunde auch die ganze Fäulniß beseitigt werde. Herr Prutz singt weiter:

Soll jetzt das Rad der Weltumkehr sich drehen,  
Und naht sich die Entscheidung großer Thaten —  
Wie rasch bereit; was sein soll, wird geschehen.

Legteres glauben und hoffen wir allerdings auch im Interesse der deutschen Nation. Allein was jenes Bereitsein der politischen Mondschlichter und das Verständniß für das Rad der Weltumkehr betrifft, so beweisen eben die Prutz'schen Terzinen, welche so vielfach abgetastet wurden, daß es damit bei den Leuten seiner Sorte sehr kläglich bestellt ist.

Nun, etwas mondschlichtig mag die Poesie immerhin sein, sie ist eine jartbefaltete Sonnambule; sie hat aber dafür auch bisweilen einen Fernblick, der starknervigen Naturen verlagert ist. Freilich, auch dem Irrthum ist sie unterworfen, wie alle Dilettanten, das gibt Prutz selbst zu in der Verteidigungsrede, die er vor seinen Richtern in Stettin gehalten hat und die in der „Neuen Stettiner Zeitung“ (vom 6. Juli) nach stenographischen Aufzeichnungen zum Abdruck gekommen ist. Diese Rede enthält mehrere Stellen, welche über das Interesse des bestimmten Falles hinausgehen und Fragen von allgemeiner Tragweite berühren. Der Dichter befaßt sich auf das Recht der Kunst, der Poesie, welche nur die Gesetze des Schönen zu beobachten habe, während der Staatsanwalt dagegen meint: „Ich gebe gewiß zu, daß die Schönheit das einzige Gesetz des Künstlers ist für das Schaffen an und für sich, wenn das Gedicht eben nur zur innern Befriedigung für sich selbst und zu keinem andern Zwecke gebraucht wird. Wenn aber das an sich Schöne verwandt wird zu einem Zweck, welcher außerhalb jener Sphäre liegt, dann muß hier das allgemeine Recht gelten. Wenn in der schönsten Form der Poesie zum Ansturm aufgefördert wird, sollte es weniger strafbar sein, als wenn es nicht dichterisch schön geschrieben ist oder weil der Standpunkt des Dichters dem Gesetze gegenüber ein anderer ist?“

Der Anwalt des Staatsanwalts tritt das Gericht bei, indem er anspricht: „Ein Gedicht könne allen Anforderungen der Schönheit und Klarheit entsprechen und doch deshalb nicht straffrei sein, weil es strafbare Äußerungen in das Gewand der Dichtung gekleidet habe.“

Für den streng juristischen Standpunkt, den Standpunkt des bestehenden Staatsrechts wird man dieser Anschauung eine gute Begründung nicht absprechen können. Die Richter sind an den Buchstaben des Gesetzes gebunden, und dies Gesetz kennt nirgends ein Privilegium der Poesie. Etwas anderes ist es mit dem jetzt nicht mehr bestehenden Abolitionsrecht der Krone, das, wie Prutz in seiner Verteidigung erwähnt, früher einmal zu seinem Gunsten entschied: „Ich sagte schon, daß ich bisher noch niemals an der Anklagebank gesessen; das ist vollkommen richtig; die Pflicht der Wahrhaftigkeit jedoch zwingt mich, hinzuzusetzen, daß allerdings schon einmal, vor jetzt 22 Jahren, ein ähnlicher Proceß gegen mich anhängig gewesen ist.“ Der Angeklagte erzählt darauf, wie im Jahre 1844 wegen einer damals von ihm veröffentlichten dramatischen Dichtung „Die politische Wochenstube“ auf Veranlassung des damaligen Oberpräsidenten der Provinz Sachsen bei dem Oberlandesgericht zu Rammberg eine Untersuchung gegen ihn eröffnet worden sei; dieselbe habe sich auf den damals berühmten oder vielmehr berühmtesten Paragraph 161, Tit. 2, Theil II, des allgemeinen Landrechts gestützt, der älteren Juristen gewiß noch heute unergötzt. „Und was, meine Herren Richter“, fährt der Angeklagte fort, „wurde aus diesem Proceß? Er wurde auf Grund

des der Krone damals zustehenden Abolitionsrechts durch seine Entschluß Sr. Maj. des damals regierenden Königs Friedrich Wilhelm IV. niedergeschlagen, bevor es überhaupt noch zu einem Erkenntniß gekommen.“ Welche Motive den König dabei geleitet, darüber mag der Redner sich natürlich ein Urtheil nicht an; inzwischen sei es eine allbekannte Thatsache, daß Friedrich Wilhelm IV. ein hochgebildeter und kunstsinziger Monarch, ein Kenner der Literatur, ein Freund und Förderer der Kunst gewesen, und als solcher — so wenigstens vermute ich der Angeklagte — habe der König sich wol selbst gesagt, daß der grüne Tisch des Criminalrichters nicht das Forum sei, vor welches der Poet, der Künstler gehört. Sein einziges Forum sei vielmehr die öffentliche Meinung, das Urtheil seiner Zeit und seines Volks; lese dieses den Dichter fallen, so könne ihm seine juristische Freisprechung helfen, und umgekehrt, spreche die öffentliche Meinung ihn frei, so könne er den verdammenden Spruch des Richters mit Gleichmuth ertragen. „Jenes Abolitionsrecht der Krone hat infolge der veränderten Gerichtsverfassung aufgehört, mein Proceß kann nicht mehr niedergeschlagen werden.“

Wenn Prutz nun von den Richtern verlangt, daß sie kraft ihres richterlichen Amtes und ihrer sittlichen Ueberzeugung thun sollen, was Friedrich Wilhelm IV. damals aus freiem königlichen Entschlusse that, so wüthet er ihnen ein richterliches „Abolitionsrecht“ zu, welches ganz außerhalb der Sphäre des an seine Paragraphen gebundenen Richterstandes liegt. Mit größtem Recht dagegen verlangt er eine freie, in den dichterischen Geist eingehende Auslegung: „Vielleicht, meine Herren Richter, geht in diesem Augenblick ein Räthsel über Ihr Antlitz und Sie zuden in der Stille mittheilig die Räthsel über diesen arrogant Porten, der einen besondern Gerichtsstand für sich verlangt und Künstler und Dichter einem andern als dem allgemeinen Gesetz will unterworfen wissen.“ Der Redner versichert, daß dies keineswegs seine Ansicht, wol aber erlaube er sich, an den alten Rechtsgrundsatz zu erinnern, daß, wenn zwei dasselbe thun, es nicht mehr dasselbe ist. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.“ „Es ist nicht Billig, nicht Laune, nicht abstracter persönlicher Vorfaß, was einen Dichter so und nicht anders schreiben läßt; er setzt sich auch nicht hin und macht sich zum voraus seinen detaillirten Entwurf, etwa wie ein Regimentschef seinen arithmetischen Aufsch: so, das soll nun auf König Wilhelm gehen, und das auf den Grafen Bismarck, und damit meine ich dies und damit jenes — sondern, meine Herren Richter, was der Poet, der Künstler schafft, das, sofern er des Künstlertums überhaupt würdig, schafft er aus der Tiefe des allgemeinen Bewusstseins, aus der Tiefe seiner Zeit und seines Volks. Die Dichter sind das innerste Bewußtsein, sie sind zugleich die Stimme und der Ausdruck ihrer Zeit; was alle empfinden, was jedem von uns als dumpfes Borgefühl, als unsichere Ahnung auf dem Herzen liegt, wofür wir aber unter der Last und dem Druck des Tages das richtige Wort nicht zu finden vermögen, das spricht er aus und verkündet es in Versen, die sympathisch in jedem Herzen widerklingen:

Hab wenn der Mensch in seiner Dual verknüpft,

Soll ihm ein Gott, zu sagen, was wir leiden.“

Eben dies aber und nur dies glaube der Angeklagte auch mit dem incriminirten Gedicht gethan, auch mit ihm glaube er mit der öffentlichen Meinung oder doch wenigstens einem so wissen Bruchtheil derselben zum Instand verholten zu haben.

Ueber das Recht und die Pflicht des Künstlers, die Schönheit zum freien, unverkünstelten Ausdruck zu bringen, jagt Prutz: „Erst beweise der Herr Staatsanwalt mir, daß ich in meinem Gedicht die Gesetze der Schönheit verletze, er weise mir die rohen, plumphen, blödsinnigen Ausdrücke, die niederen, gemeinen, unkünstlerischen Tendenzen nach, die ich mir habe zu Schulden kommen lassen, und dann kühne er daran seine Anklage. Bis dahin bleibe ich bei der Behauptung stehen, daß, wol lässig zulässig, auch sittlich nicht verboten und also auch nicht von dem Gesetze strafbar ist; ich bleibe bei der Behauptung

sien, daß ein Gedicht, das in Form und Ausdruck die Gesetze der Schönheit respectirt, unendlich Werte und Wendungen enthalten kann, welche in juristischer Natur und daher durch das Strafgesetz zu ahnden sind.» Der Angeklagte sucht dies durch verschiedene Beispiele zu erläutern; er erinnert daran, daß Verletzungen der Schamhaftigkeit, von besessenen Individuen begangen, mit Recht von der Polizei verfolgt und vom Richter bestraft werden, daß dagegen der Künstler, der aus einer nackte Frau, einen nackten Apoll oder Bacchus aufstellt, dadurch das Gesetz nicht nur nicht beleidigt, sondern sogar mit Recht ein Gegenstand allgemeiner Verehrung und Bewunderung wird. Noch schlagender trete dieser Unterschied hervor, wenn wir das verschiedene Verfahren ins Auge fassen, das die Behörde selbst z. B. gegen eine laische Abbildung aus der Demi-Monde und andererseits gegen eine So oder Leda des Correggio beobachtet; jene wird um ihrer frivolon Nebenwende willen mit Recht verfolgt und bestraft, während diese, weil sie auch in der Darstellung des Nackten nur den Gesetzen der Kunst folgte und nur die Darstellung des Schönen zum Selbstzweck hat, vollkommen unangefochten bleibt. Auch hieron will der Angeklagte die Anwendung auf den vorliegenden Fall gemacht wissen.

Gegen den Schluß seiner Rede weist Franz auf die Zeit hin, in der wir leben und die zu groß, zu furchtbar und zu entscheidend für unser ganzes Volk und die ganze Zukunft Preussens und Deutschlands sei, als daß daneben Anlagen und Prozesse gleich dem vorliegenden noch platzgreifen könnten: „Schon in diesem ungeschlossenen Raum wird uns die Hitze des Junitags fast unerträglich. Ich aber versehe mich im Geiste auf die Schlachtfelder in Schlesien, Böhmen, Thüringen, auf denen unsere Truppen, das heißt also unsere Väter, Brüder, Söhne in eben diesem Augenblick ihr Blut für das Vaterland vergießen; ich höre in Gedanken den Donner der Kanonen, der ihre Reihen übermüht; ich sehe die Ströme Blutes und sehe die kaffenden Tumben, in denen sie ihr jugendliches Leben aushauchen; ich fühle den verzengenden Strahl der Sonne, die scheiteltrecht auf die Kampfschanden herniederbrannt — und ein tiefes Wehgefühl, ein Gefühl tiefer und schmerzlicher Beschämung bemächtigt sich meiner, indem ich dabei auf diese Versammlung blicke. Wie kann nur in einer so großen und entscheidungsreichen Zeit noch um lapallien gestritten werden wie mein Gedicht! Beseitigen Sie, meine Herren Richter, diesen Widerspruch durch ein freisprechendes Erkenntnis, ersparen Sie mir ein Martyrium, das neben dem ungeheuren Opfer, welche diese Zeit unserm Volk übrigens auferlegt, doch wirklich etwas gar zu billig wäre!“

Sowenig wir die Verteidigungsrede des Dichters für ein juristisches Meisterstück halten, so gehört sie doch als ein Actenstück in die Chronik der Zeit und ist eine so begeisterte Stauderde für die hohe Mission der Poesie, daß sie schon in dieser Hinsicht Beachtung verdient.

#### Polemik in der Helmbrecht-Frage.

Die Frage nach der Heimat des Meier Helmbrecht wurde (in Nr. 18 b. Bl.) im Anschluß an die verdienstvolle Schrift von Friedrich Reitz besprochen. Es thut uns leid, von demselben Verfasser einen Nachtrag kennen gelernt zu haben, der wegen seiner persönlich polemischen Haltung die gute Meinung, welche man von dem wissenschaftlichen Ernste dieses jungen Gelehrten mit allem Recht gewinnen mußte, wieder in etwas zerschüttern kann. Karl Schröder hat, wie in jener Behauptung ausgesprochen ist, in einem Aufsatz in der „Germania“, dem, wie uns scheint, durchaus sachlichen und wissenschaftlich korrekten Maßstab an die Gründe gelegt, welche Reitz für seine Hypothese beibringen konnte. Schröder ist nicht überzeugt worden und sucht der ganzen Frage eine neue Seite dadurch abzugewinnen, daß er nicht in erster Reihe nach dem Schauspiel der Handlung, sondern nach dem Dichter der merkwürdigen Erzählung fragt. Daß Reitz antworten werde, war voranzu-

sehen; aber ebenso wie die Kritik Schröder's, mußte die Antikritik frei von aller Bereiztheit geführt werden. Der Helmbrecht-These haben allerdings viele zugestimmt, darunter aber gewiß auch solche, welchen man bei aller Anerkennung ihrer Verdienste nicht eine Autorität gerade in dieser einen Frage zugestehen wird. Reitz aber scheint durch die schmeichelehafte Billigung, welche seine Gründe von seinen bewährten Fachgenossen gefunden haben, sich und seine Sache für unantastbar zu halten, und so stürmt er wie ein in seiner Würde gekränkter Mann in einer eigenen Broschüre: „Zur Helmbrecht-Kritik in Pfeiffer's Germania“ (München 1866), gegen Schröder mit gehässiger Persönlichkeit an, welche eine ruhige Erwägung der vorgebrachten Gegengründe gar nicht aufkommen ließ. Es mag hier an einen beherzigenswerthen Ausspruch erinnert werden, welchen Franz Pfeiffer schon vor längerer Zeit gethan, als er die Unhaltbarkeit der Hypothese Wilhelm Grimm's zu beweisen suchte, daß Freibant und Walther von der Vogelweide Eine Person seien. Pfeiffer sagt am Schluß seines Aufsatzes über Freibant („Zur deutschen Literaturgeschichte“, Stuttgart 1855): „Als der Vortrag (Wilhelm Grimm's) über Freibant erschien, führte die von erstaunlichem Fleiße zeugende und zugleich geistreich-blühende Beweisführung auch auf mich ihren Zauber aus, und, gleich W. Wadernagel, habe ich mich der Zustimmung nicht zu erwehren vermocht. In einer einzelnen gehenden Prüfung hatte ich damals freilich keine Zeit: das Leben legt jedem von uns seine Last und Bürde auf, und wer noch andere Dinge zu thun hat, als fremden Arbeiten auf Schritt und Tritt ins einzelne nachzugehen, der wird bei der immer mehr zunehmenden Kürzlichkeit auf dem Gebiete der altdutschen Literatur, die jedes Jahr eine Fülle neuen Stoffes zuführt, gar oft in den Fall kommen, eine neue oder neubegründete Entdeckung eifertwillen auf Treu und Glauben hinnehmen zu müssen. Erst kürzlich brachte mich ein Zufall auf die genauere und einlässlichere Untersuchung der Freibant-Walther-Theorie, und als die alten Zweifel von neuem in mir rege wurden und da und dort Nahrung fanden, führten sie mich, wie das zu geschähen pflegt, immer weiter, bis zur Zerschöpfung des ganzen über Freibant und Walther angeführten künstlichen Gebäudes.“ In gleicher Weise kann auch der eine oder der andere, der jetzt der Beweisführung von Reitz in Dankbarkeit für die schöne Leistung seine Zustimmung zu erkennen gegeben hat, bei eingehender Beschäftigung mit der Streitfrage zum Zweifler und Gegner werden. Wenn Reitz seine Verwunderung ausspricht, daß der ihm unliebsame Aufsatz Schröder's in Pfeiffer's „Germania“, in einem „wissenschaftlichen“ Blatte, zur Aufnahme gelangt ist, so müssen wir von unserem unparteiischen Standpunkte aus bekennen, daß uns gerade dieser Aufsatz als ein guter und anregender Beitrag erschienen ist und auch nach dem herben Angriff, den er jetzt erfahren, noch immer so erscheint. Wir wollen Reitz Glück wünschen, wenn er recht viele solcher Aufsätze wie der von ihm geschmähte liefern sollte. Andererseits rathen wir ihm, von persönlicher Polemik abzusehen. Mit solchen Dingen wird nur unnützig Zeit vergeudet.

Aus der Broschüre von Reitz erfahren wir auch Näheres über die in zwischen gelieferte Helmbrecht-Übersetzung Karl Schröder's, die uns dem Namen nach bekannt geworden, aber noch nicht zu Gesicht gekommen ist. Reitz führt einige Stellen der Übersetzung an und vergleicht sie mit dem Original. Wir geben ihm zu, daß diese Stellen nicht gelungen, oft arg mißlungen sind. Sie beweisen aufs neue, daß es mit Übersetzungen aus dem Altdutschen eben nichts ist. Da Reitz diese Blumenlese seiner Polemik als Anhang hinzusetzt, so gewinnt es fast den Anschein, als sei Schadenfreude der Beweggrund gewesen. Wir wollen aber lieber die unausgesprochene bessere Absicht erkennen, daß Reitz mit dem Plane umgeht, eine gelungenere Übersetzung als sein Gegner dem Publikum darzubieten, indem er dadurch den sichtbaren Beweis liefern kann, daß er nicht blos maßlos zu tadeln, sondern mit Mühe es auch besser zu machen versteht.

# Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## NOUVELLES PUBLICATIONS POUR L'ÉTUDE DES LANGUES ALLEMANDE, ANGLAISE ET ITALIENNE.

**Ahn, F.** Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.

Premier cours. 21<sup>me</sup> édition. 8 Ngr.

Second cours. 12<sup>me</sup> édition. 10 Ngr.

Troisième cours. 7<sup>me</sup> édition. 8 Ngr.

**Ahn, F.** Traduction des thèmes français de la Nouvelle méthode pour apprendre la langue allemande.

Premier et second cours. 4<sup>me</sup> édition. 5 Ngr.

**Ahn, F.** Grammaire allemande théorique et pratique. Seconde édition. 24 Ngr.

**Ahn, F.** L'Allemagne poétique ou choix des meilleures poésies allemandes des deux derniers siècles, classées par ordre chronologique et précédées d'un aperçu historique de la poésie allemande depuis Haller jusqu'à nos jours. 1 Thlr.

**Lütgen, B.** Dialogues français et allemands, accompagnés d'une traduction interlinéaire, à l'usage des deux nations. 2<sup>me</sup> édition, revue et augmentée. 12 Ngr.

**Sesselmann, B.** Premier livre de lecture, d'écriture et d'instruction allemande à l'usage de la maison et de l'école. 6 Ngr.

**Sesselmann, B.** Second livre de lecture, de version et d'instruction allemande à l'usage des familles et des écoles françaises, pouvant servir de thèmes aux élèves allemands. 12 Ngr.

**Ahn, F.** Petit livre de conversation anglais-français à l'usage des institutions de demoiselles. 10 Ngr.

**Graeser, Ch.** Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue anglaise. Composée d'après les principes de M. le professeur Ahn.

Premier cours. 12<sup>me</sup> édition. 10 Ngr.

Second cours. Premières lectures anglaises. 4<sup>me</sup> édition. 18 Ngr.

**Graeser, Ch.** Grammaire complète de la langue anglaise, sur un plan très-méthodique, avec de nombreux thèmes distribués dans l'ordre des règles.

Première partie. 12 Ngr.

Seconde partie. 20 Ngr.

**Graeser, Ch.** Traduction des thèmes de la Nouvelle méthode et de la Grammaire complète de la langue anglaise. 10 Ngr.

**Graeser, Ch.** Vocabulaire anglais. Contenant plus de 4000 mots classés par ordre de matière, et marqués de signes phoniques. Précédé de renseignements sur la prononciation anglaise. 8 Ngr.

**Graeser, Ch.** Chrestomathie anglaise. Choix de morceaux des meilleurs prosateurs et poètes anglais; marqués de signes phoniques pour faciliter la prononciation, accompagnés de notes explicatives et suivis d'un vocabulaire. En deux volumes. Chaque volume 16 Ngr.

**Wild, H.** Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue italienne. 16 Ngr.

Responsable Rédacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## ATLAS VON SACHSEN.

Ein geographisch-physikalisch-statistisches Gemälde des Königreichs Sachsen.

Von Dr. Henry Lange.

In 12 Karten mit erläuterndem Texte.

Folio. In 3 Lieferungen 5 Thlr. Gebunden 5½ Thlr.

Inhalt: 1. Hydrographische Karte. 2. Orographische Karte. 3. Höhengschichten-Karte. 4. Geognostische Karte. 5. Verbreitung der Steinkohlenformation. 6. Agronomisch-geognostische Karte. 7. Waldkarte. 8. Bevölkerungs-Verhältnisse. 9. Landes-Eintheilung. 10. Gerichtskarte. 11. Industriekarte. 12. Religionskarte.

Die Orographische Karte ist auch einzeln in handlichem Format gebrochen zum Preise von 12 Ngr. zu haben.

Lange's „Atlas von Sachsen“ bietet ein so vollständiges und trotz seiner Vielseitigkeit übersichtliches Bild von den geographischen, statistischen und Culturverhältnissen dieses Königreichs, wie ein solches kaum von irgendeinem andern Staatsgebiet, wenigstens nicht in der bequemen Form anschaulicher Karten, bisher geliefert worden.

## Drei Schulkarten vom Königreich Sachsen.

Von Dr. Henry Lange.

Quer-Folio. 8 Ngr. Jede Karte einzeln 3 Ngr.

1. Karte des Königreichs Sachsen. 2. Die Flussgebiete im Königreich Sachsen. 3. Höhengschichten-Karte des Königreichs Sachsen.

Diese drei Karten sind nicht aus des Verfassers „Atlas von Sachsen“ entnommen, sondern von demselben selbständig bearbeitet und haben den Zweck, zuverlässige kartographische Belehrung zu wohlfeilem Preise zu bieten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## MÉDITATIONS

SUR L'ÉTAT ACTUEL DE LA RELIGION CHRÉTIENNE

PAR M. GUIZOT.

Édition autorisée pour l'étranger. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der berühmte Verfasser lässt den im Jahre 1864 erschienenen „Méditations sur l'essence de la religion chrétienne“ einen neuen Band folgen, welchem um so mehr ein lebhaftes Interesse gewidmet sein wird, als derselbe die innern und äussern Zustände der Kirche, der katholischen sowohl als der protestantischen, in der unmittelbaren Gegenwart zum Gegenstand seiner Darstellung hat. Die acht Abschnitte dieses Bandes behandeln: le Réveil chrétien en France au 19<sup>e</sup> siècle; le Spiritualisme; le Rationalisme; le Positivisme; le Panthéisme; le Matérialisme; le Scepticisme; l'Impiété, l'insouciance et la Perplexité.

Responsable Rédacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 31. —

2. August 1866.

Inhalt: Ludwig Feuerbach über die Freiheit des Willens. Von Rudolf Gottschalk. — Neue Blätter und Platten deutscher Poesie. Von G. Herfurth. — Scuilleton. (Literarische Plaudereien; Eine Anthologie altdeutscher Dichtungen in neudeutscher Sprache.) — Anzeigen.

### Ludwig Feuerbach über die Freiheit des Willens.

Ludwig Feuerbach's sämtliche Werke. Zehnter Band. — A. u. d. T.: Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkte der Anthropologie. Von Ludwig Feuerbach. Leipzig, D. Wigand. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Feuerbach hat nach längerem Schweigen wieder einen neuen Band seiner Werke publicirt. Wir bezeugen diesem Autor gern, schon wegen der Frische und Prägnanz seiner Darstellung; es ist Geist und Leben in allem, was er schreibt. Freilich erscheinen uns die Axiome seiner Philosophie des „concreten Seins“ zu leicht und leicht hingestellt, während viele derselben sehr des Beweises bedürftig sind. Namentlich glaubt sich Feuerbach über die Art und Weise des Erkennens nicht sehr den Kopf zerbrechen zu dürfen, indem er die Sinne ganz einfach zu dem ausschließlichen Medium der Erkenntniß macht. Er geht damit etwas leicht über Probleme zur Tagesordnung über, an deren Lösung große Denker wie Kant mit bewundernswerther Ausdauer gearbeitet haben. Gleichwol darf man Feuerbach nicht für einen Vorkämpfer des Materialismus vulgaris halten. Sein Sensualismus ist ein kritischer; er hat zu seiner Voraussetzung die ganze Entwicklung unserer Philosophie und gewinnt namentlich durch eine Kritik Hegel's oder vielmehr durch eine Uebersetzung der Gedanken dieses Philosophen aus der Metaphysik in die Anthropologie seine bedeutendsten Resultate, während der Materialismus die ganze geistige Arbeit unserer Nation auf dem Gebiete der Philosophie als eine müßige ignorirt und es nicht für der Mühe werth hält, sich mit Chimären herumzuschlagen, die ihm im wesentlichen nicht einmal bekannt sind.

Der Kern des neuen uns vorliegenden Bandes von Feuerbach's Werken bildet die Abhandlung: „Ueber Spiritualismus und Materialismus, besonders in Beziehung auf die Willensfreiheit“; die andern Aufsätze dürfen als Beiwerk betrachtet werden und sind in der That nicht viel mehr als Variationen über das Thema, welches Feuerbach im „Wesen des Christenthums“ ange schlagen hat: weitere Ausführungen mit Hülfe eines neuen historischen und mythologischen Materials. Die Consequenz dieser Erör-

1866. 21.

terungen läßt sich nicht bestreiten; sie ist im Gegentheil so groß, daß man dieselben fast für überflüssig halten könnte, indem jeder im Denken nicht ganz Ungeübte, wenn er nur den Schlüssel der Feuerbach'schen Axiome besitzt, diese Noten ganz so transponiren kann, wie der Autor selbst. Der erste Aufsatz wendet das Paradoxon: „Der Mensch ist, was er ist“, auf das sich Feuerbach mehr zugute thut, als der Einfall verdient, auf die Theorie der Opfer an. Er erweitert den Grundgedanken dahin, daß der Mensch nicht nur vermittle der Speiseröhre, sondern auch vermittle der Luftröhre ist, ebenso mit den Sinnen, den Augen und Ohren, ja mit dem Gehirn, dem Dentorgan. Selbst das „Aufressen vor Liebe“ findet eine Stelle in diesem Feuerbach'schen Programm. Wir konnten uns der Erinnerung an das Shakespeare'sche „einen Biß zu Tode hegen“ nicht entschlagen, als wir den geistreichen Denker in dieser kannibalischen Attitüde seitenslang verharren sahen. Den ganzen Menschen in ein großes Fresswerkzeug zu verwandeln, das ist weiter keine Kunst, wenn man Wiß genug hat, eine Kette von Ähnlichkeiten aneinanderzureihen. Doch diese Art von „Anthropologie“ erscheint uns für einen Denker wie Ludwig Feuerbach zu wohlfeil.

Der Aufsatz: „Zur Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkte der Anthropologie“, enthält ethnographische Skizzen über den Unsterblichkeitsglauben, wie er sich bei Griechen, Chinesen, Persern und alten Hebräern gestaltet hat — alles nur neue Beweisstücke für das Axiom, daß die Unsterblichkeit eine Vorstellung ist, deren Grund und Gegenstand nur der Trieb oder Wunsch ist, zu leben, folglich nicht zu sterben:

Erst sagt der Trieb im Menschen: ich will leben, ich will nicht sterben, ehe die Phantasie diesen Wunsch verwickelt und der Verstand daraus die Folgerung zieht: „also muß ich leben, also unsterblich sein, denn der Trieb ist untrüglich“, und so die Gefühlsnothwendigkeit des Triebes oder Wunsches zu einer logischen oder metaphysischen Nothwendigkeit macht.

Ein dritter Aufsatz hat die Ueberschrift: „Zur Theogonie. Oder Beweise, daß der Götter Ursprung, Wesen und Schicksal der Menschen Wünsche und Bedürfnisse sind. Nach den lateinischen Schriftstellern.“ Er ist eine



mythologische Studie über die capitolinische Dreieinigkeit: Jupiter, Juno und Minerva, welche die nothwendigsten und allgemeinsten Wünsche des Menschen in sich vereinigen, über die besondern Götter, namentlich die Bauerngötter (denn nur die bis auf den Schäfer- und Haushund, ja bis auf den Dünker sich erstreckende Vorsehung ist Vorsehung im Sinne und Interesse des Bauern), und über die „lehten Götter“:

Wer keine Wünsche, hat auch keine Götter mehr. Was wünscht aber der Mensch? Er wünscht sich Wohlfahrt, Salus, Ehre, Honor, Sieg im Kriege, Victoria, Friede und Ruhe, Pax, Quies, Freiheit, Libertas, Glück, Fortuna, und zwar Glück unter allen möglichen Namen und Formen, mit einem Worte Glückseligkeit, Felicitas. Wie natürlich, ja nothwendig ist es also, daß der Mensch die Wünsche, die allen Göttern zu Grunde liegen, um deren willen sie allein Götter sind, für sich selbst ausspricht, für sich selbst zum Gegenstande göttlicher Verehrung macht!

Alles Auseinandersezungen, die durch das bekannte Schema des Philosophen durchzuzeichnen auch ein wenig begabter Schüler vermag.

Wenden wir uns nun zu der Hauptabtheilung: „Ueber Spiritualismus und Materialismus, besonders in Bezug auf die Willensfreiheit“, deren Tendenz der Autor mit folgenden Worten ausspricht:

Es ist nicht meine Aufgabe, zu beweisen, daß es keine Willensfreiheit gibt; meine wesentliche, charakteristische Tendenz ist es vielmehr nur, den wahren Sinn und Grund der Annahme und Vorstellung der Willensfreiheit zu erkennen — zu erkennen, was den Menschen bestimmt, sich und andern dieselbe zuzuschreiben, und damit zugleich die Grenze zu ermitteln, innerhalb welcher er mit Recht dies thut.

Das erste Kapitel: „Der Wille innerhalb der Naturnothwendigkeit“, wendet sich zunächst gegen Jacobi, Fichte und Hegel, welche namentlich den Selbstmord als Beweis für einen von allen Naturgesetzen und Naturursachen unabhängigen Willen anführen. Feuerbach leugnet, daß Natur und Freiheit, Selbsterhaltungstrieb und Selbstmord in einem solchen Gegensatz stehen, wie diese Philosophen behaupten. Auch der Selbsterhaltungstrieb der Thiere sei kein ungebundener, zügel- und schrankenloser. Wenn z. B. manche Vögel durchaus nicht die Gefangenschaft vertragen, wenn sie mit der Freiheit auch zugleich die Gefahr verlieren und in kurzer Zeit dahinstirben, so erklären sie durch diesen Tod, daß der Selbsterhaltungstrieb bei ihnen mit dem Freiheitstrieb aufs innigste verbunden ist. Noch mehr ist dies bei dem Menschen der Fall. Der Selbsterhaltungstrieb erstreckt sich in ihm nicht weiter als sein Selbst oder das Gut, das er zu seinem Selbst rechnet, das er nicht von sich absondern, nicht aufgeben kann, ohne sich selbst aufzugeben. Wenn der Mensch sein Leben endet, weil er verloren oder zu verlieren fürchtet, was er wesentlich zum Leben rechnet, so handelt er nicht im Widerspruch, sondern im Einklang mit seinem Selbsterhaltungstrieb:

Der Selbstmord gehört in die Klasse der widerspruchsvollen Erscheinungen des menschlichen Wesens — der Erscheinungen oder Handlungen, welche im schreiendsten Widerspruch mit seiner Selbstliebe stehen oder vielmehr zu stehen scheinen und doch

nur aus Selbstliebe geschehen. Der Selbstmörder verzichtet auf alle Genuthungen des Glückseligkeitstriebes, aber nur um dadurch sich jeder Verletzung desselben zu entziehen; er will kein Glück mehr genießen, aber nur um kein Unglück mehr zu leiden; er opfert seinen besten Freund auf — jeder hat ja an sich seinen besten und treuesten Freund —, aber nur um dadurch seinem Todfeind den Todesstreich zu versetzen. Der Tod widerspricht allerdings der Natur, aber er widerspricht nur der vollständigen, gesunden, glücklichen, nicht der verkrüppelten, leidenden, unglücklichen Natur. Er ist für sich selbst ein Absehen erregendes Gift, aber als Gift gegen Gift ein ersetztes Heilmittel. Und sowenig die Kraft des Kranken, eine abscheuliche Arznei zu sich zu nehmen, im Widerspruch steht mit dem Triebe des Gesunden nach Wohlgeschmecktem, sowenig steht der Todesentschluß des irgendwie Verletzten oder auch nur mit Verletzungen Bedrohten mit dem Selbsterhaltungstrieb des Unverletzten im Widerspruch. Dies wäre nur dann der Fall, wenn der Selbstmord eine grundlose Selbstvernichtung wäre. Allein der Selbstmörder bestimmt sich zum Tode nicht aus Freiheit, d. h. eigentl. aus Muthwillen, aus Spas, sondern aus trauriger Nothwendigkeit, bestimmt von einem Grunde, welcher für ihn ein letzter, unübersehblicher, mit seinem Wesen identischer, kein durch Gegengründe aufhebbarer, also kein beliebiges ist. Der Wille ist die letzte, d. h. die nächste, aber nicht die erste Ursache des freiwilligen Todes. Der Satz: ich will sterben, ist nur die willige Schlussfolge von dem widerwilligen Obersatz: ich kann nicht mehr leben, ich muß sterben.

Der Selbstmord ist daher sowenig ein Beweis von der Freiheit oder Fähigkeit, „von allem zu abstrahiren“, wie Hegel meint, daß er vielmehr das Gegentheil beweist. Die Fähigkeit, von allem zu abstrahiren, die über alle Naturnothwendigkeit erhabene Willensfreiheit bewiese der Mensch nur, wenn er auch vom Tode abstrahiren, nicht sterben könnte, falls er nicht sterben wollte, wenn es nur einen freiwilligen, aber keinen nothwendigen, natürlichen Tod gäbe.

Ich kann, was ich will, aber nur wenn und wofern ich will, was ich kann, widrigenfalls ist mein Wollen ein grund- und bodenloses, ein nur eingebildetes; denn der Grund des Wollens ist das Können, das Vermögen des Gewollten. So kann der Mensch auch nur da seinen Tod wollen, wo er in sich Grund und Stoff zum Tode hat, wo er mit seinem Leben nur einen Schein, einen Widerspruch abthut, im Tode nur den wahren Ausdruck seines Wesens und Willens findet.

Das zweite Kapitel: „Der Wille innerhalb der Zeit“, wendet sich namentlich gegen Kant, der die Existenz der Willensfreiheit nur von der Nichtigkeit der Zeit für Vernunft und Willen abhängig gemacht habe und daher in der Zeit ein Vermögen wie die Willensfreiheit, welches von selbst, unbedingt durch ein Vorher, einen Zustand anfangs, für unmöglich erklärte. Kant führt namentlich die Reue über eine längst begangene That an als Beweis, daß die Vernunft, wenn es auf das Gesetz unserer intelligibeln Existenz ankomme, keinen Zeitunterschied anerkenne. Feuerbach meint hiergegen, daß nicht bloß unser denkwürdigen Thaten, auch unsere denkwürdigen Leiden und Freuden sich in so frischem Angedenken bei uns erhalten:

Selbst auf Speisen und Getränke erstreckt sich diese Kritik der praktischen Vernunft. „Ich werd' es nie vergessen, was ich beim Herrn von Kressen getrunken und gegessen.“ Es schloß einß eine nürnberg'sche Grabrede. Und wie oft hört man

namentlich aus dem Munde des aufrichtigen Volks solche Aussprüche!

Feuerbach leugnet also die metaphysische und moralische Richtigkeit der Zeit nicht; er dehnt sie nur aus auf alles Menschliche, auch die materiellsten Genüsse, und sucht damit das Privilegium des Willens aufzuheben.

Weiterhin bemüht sich Feuerbach, die Einheit des Willens und des Glückseligkeitstriebes zu beweisen. Ich will, heißt, ich will glücklich sein. Den Glückseligkeitstrieb des Menschen unterdrücken, heißt den Willen des Menschen unterdrücken. Willenlosigkeit ist widerstandlose Hingabe an die Misserabilitäten des menschlichen Lebens, seien diese Misserabilitäten nun orientalische Kämpfe oder Plübe oder occidentalische Eminenzen und Exzellenzen. Der Verstand ist das die Dinge in mich hineinsetzende, der Wille aber das diese in den Kopf gesetzten Dinge wieder aus mir heraussetzende Wesen oder Vermögen. Mit dem „Ich will“ ist aber unzertrennlich das Fragewort „Was?“ verknüpft. Ein von der Materie des Willens abgesonderter Wille ist ein Un Ding.

Wir haben bei diesen Ausführungen zweierlei zu bemerken. Einmal, daß sie allerdings eine Consequenz der Philosophie des concreten Seins sind und sich in offenbaren Widerspruch zu unsern bisherigen Gedankensystemen stellen, welche den Begriff des Willens gerade durch die Abstraction von allem bestimmten Wollen zu gewinnen suchten, während Feuerbach einen derartigen Willen für ein Gedanken Ding, ein Noumenon, erklärt. Im Grunde sind aber wissenschaftliche Untersuchungen nur möglich, wenn man die Begriffe in ihre eigene Sphäre versteht. Ein Botaniker, der eine Pflanze nicht aus der Erde herausreißt, wird ihre Wurzel nicht untersuchen und erkennen können. Die Anthropologie, welche „den Menschen“, so wie er lebt und lebt mit Haut und Haar, als das Absolute erfäßt, wird nirgends über das Thatsächliche hinausgehen. Auch der Wille ist für Feuerbach eine Thatsache. Hierin begegnet er sich mit Schopenhauer, den er sonst öfter perßürt, vielleicht auch durch das doppelte p, mit dem er consequent diesen Namen schreibt. Der Wille ist für Schopenhauer das jedem unmittelbar Bekannte, und die Action des Leibes ist nichts anderes als der objectivirte, d. h. in die Anschauung getretene Act des Willens. Der Forscher als rein erkennendes Subject wäre geflügelter Engelsklopp ohne Leib; doch er wurzelt in der Welt durch seinen Leib, der mit dem Willen identisch ist. Dies ist bekanntlich ein Angelpunkt des Schopenhauer'schen Systems, während bei Feuerbach die Thatsächlichkeit des Willens hingenommen werden muß, wie die andern Thatsachen der Anthropologie, ein gedanklicher Rohstoff, den uns der Autor nicht verarbeitet, aus Unlaß, sich mit Gedanken dingen, d. h. Begriffen einzulassen.

Unsere zweite Bemerkung trifft den Endämonismus, den Feuerbach in diesem Kapitel vertritt. Auch der Glückseligkeitstrieb wird uns hier als eine selbstverständliche Thatsache hingestellt. Wenn Feuerbach ihn dem Willen gleichsetzt, so rechnen wir eigentlich mit zwei unbekannten Größen. Der Begriff der Glückseligkeit ist

ein sehr verschiedener und hat sich auch sehr verschieden in den philosophischen Systemen gestaltet, die ihm huldigten. Die Beleuchtung, die Feuerbach auf seine Glückseligkeit fallen läßt, ist eine spärliche. Wir erfahren nur aus dem „System der Natur“, daß ein vorübergehendes Uebel dem Menschen ein dauerndes Gut verschaffen kann und daß es daher nicht dem Glückseligkeitstriebe widerspricht, wenn der Mensch sich z. B. der schmerzhaften Amputation eines Gliedes unterwirft, indem er diesen momentanen Schmerz nur erduldet in der Aussicht auf ein überwiegendes Gut. Doch dies scheint uns nicht die Stellung der Frage, auf die es ankommt. Es muß bewiesen werden, daß die Menschen niemals Entschlüsse fassen, die ihrem Glückseligkeitstriebe widersprechen — ein Beweis, der schwerlich möglich sein wird, ohne dem letztern Begriff eine ihn aufhebende Erweiterung zu geben. Man kann freilich zuletzt mit Max Stirner sagen, daß die Menschen ihr Glück auch in der Hingabe an die „fixen Ideen“, als da sind Ehre, Freiheit, Vaterlandsliebe u. s. f. finden, daß sie also in der Aufopferung für dieselben ihren Glückseligkeitstrieb befriedigen, sowenig derartige Entscheidungen mit dem angeborenen, wir möchten sagen mit dem Naturtriebe des Glückes in Einklang zu bringen sind. Doch immer bleiben noch Fälle unerklärt, wo die Entscheidung des Willens erfolgt in offenbarem Gegensatz gegen das, was der Glückseligkeitstrieb verlangt, ja was der Mensch für sein Glück hält. Solange dies der Fall ist, hat die Feuerbach'sche Identität von Willen und Glückseligkeitstrieb nur den Werth eines Paradoxon.

Wir haben gerade an dieser Stelle die Gedanken gänge des Philosophen unterbrochen, weil von hier aus über dieselben nach rückwärts und vorwärts das meiste Licht ausströmt. Auch das Princip der Sittenlehre sucht Feuerbach im Glückseligkeitstrieb, d. h. im Glückseligkeitstrieb des Du. Wie das Recht innerhalb äußerlicher, peinlicher, erzwinglicher Schranken, so setzt die Moral innerhalb innerlicher, herzlicher, freiwilliger Schranken den Glückseligkeitstrieb des Ich mit dem Glückseligkeitstrieb des Du, des andern, in Uebereinstimmung. So ist der Streit zwischen Pflicht und Glückseligkeit kein Streit zwischen verschiedenen Principien, sondern nur zwischen demselben Princip in verschiedenen Personen, zwischen eigener und fremder Glückseligkeit. Das Ich außer mir, das sinnliche Du, ist der Ursprung des über sinnlichen Gewissens in mir. Mein Gewissen ist nichts anderes als mein an die Stelle des verletzten Du sich setzendes Ich, nichts anderes als der Stellvertreter der Glückseligkeit des andern auf Grund und Geheiß des eigenen Glückseligkeitstriebes.

Auch hier ist mehr als Ein Fragezeichen verflattet. Spricht mein Gewissen nicht auch, wenn ich Pflichten verletze, die mit dem Glückseligkeitstriebe des Du nichts gemein haben, Pflichten gegen allgemeine Institutionen des Staates, der Gesellschaft? Die Ausflucht, daß diese Institutionen das Glück der andern sichern, ist nicht genügend; denn es gibt ebenso viele, welche dem Glückseligkeitstrieb widersprechen.

Treffender sind die Bemerkungen über „Nothwendigkeit und Verantwortlichkeit“. Feuerbach sucht den freien Willen für zufällige Bestimmungen zu erhalten für die Wahl des Einzelnen, während er, wo es die Gattung eines Gegenstandes gilt, einen unersprechbaren, das Wesen erschöpfenden, nothwendigen Beweggrund oder Willen annimmt.

Allerdings bin ich keineswegs so bestimmt, so einseitig, so ausschließlich, so unabänderlich zu dieser oder jener Handlung bestimmt, wie „der unterfängungslose Stein zum Fallen oder das Feuer zum Brennen bestimmt ist“ — das gewöhnliche, schon von Alexandros Aphrodisios in seiner interessanten Schrift vom Schicksal zur Veranschaulichung und Widerlegung der Aufhebung der menschlichen Willensfreiheit gebrauchte Gleichniß —; denn der Mensch hat außer dieser zu dieser Handlung ihn bestimmenden Reizung oder Eigenschaft noch andere Reizungen oder Eigenschaften, die ihn zur Unterlassung derselben befähigen, außer diesem ihn an einen Gegenstand fesselnden Sinn noch andere Sinne, die ihn von der Gewalttherrschaft dieses einseitigen Eindrucks befreien können. Ein Frauenzimmer, das durch die Schönheit seiner Gestalt und Gesichtszüge mich unwiderstehlich anzieht, kann durch einen abelrieichenden Athem ebenso unwiderstehlich auf jettlebens mich von sich stoßen, umgekehrt als Gegenstand des Auges mich abhocken, aber als Gegenstand des Gehörs durch den bloßen Ton ihrer Stimme mich anziehen. Wer bringt nun aber dieses widersprechende für und Wider den Gegenstand zur Ruhe und Entscheidung? Der Sinn, der in mir der mächtigste, vorherrschende, mein Wesen bestimmende ist.

Feuerbach betont die außerordentliche Beweglichkeit und Bestimmbarkeit des Menschen:

Der Mensch verändert sich, bildet sich, entwickelt sich, ja entwickelt oft Eigenschaften, die nicht nur andere, sondern auch er selbst sich nie zugetraut hätte, die mit allen bisher gezeigten Eigenschaften — wenn auch vielleicht nur scheinbar — im größten Widerspruch stehen, alle Prophezeiungen seiner Kelttern, Lehrer und Kameraden zu Schanden machen, alle über einen Menschen für immer absprechenden Urtheile eines bornirten und pedantischen Determinismus gründlichst widerlegen. Eine bornirte und selbst falsche Auffassung und Darstellung einer Sache hebt aber darum noch nicht die Sache selbst auf. Wer dem Menschen zu enge Grenzen setzt, selbst, aber ebenso, wer sie zu weit oder gar bis ins Unendliche, d. h. Phantastische hinauschiebt. Die Veränderungs- und Entwicklungsfähigkeit des Menschen erstreckt sich nicht weiter als seine Freiheit und umgekehrt. Wie meine Freiheitshandlungen, so fallen meine Veränderungen nur innerhalb, nur dießseit der unübersteiglichen Grenzen, die dieses mein bestimmtes Wesen begründen. Was mit meiner Gattung: oder Artbestimmtheit, mit meinem charakteristischen Wesen zusammenhängt, das kann ich nicht weder mit der Zeit, noch mit Willen lassen, das kann ich nicht ebenso gut nicht thun, als thun, das muß ich thun. Wo mein Wesen, da ist mein Himmel, wo aber der Himmel anfängt, da hört die Freiheit des Thuns und Lassens-Könnens auf. Selbst im Himmel der Theologie verlieren die Seelen die Freiheit, das Gegentheil von dem zu sein und zu thun, was sie thun und was sie sind.

Das folgende Kapitel über den „Individualismus oder Organismus“ bezeichnet einen wesentlichen Fortschritt, der in der Feuerbach'schen Anschauung liegt. Mit Recht wird gegen Kant, Fichte und Hegel behauptet, daß diese Philosophie eine natürliche Gegnerin der Individualität sei. In der That haben die Vertheidiger Hegel's wol nachzuweisen versucht, daß seine Kategorien des „Einzelnen“ und „Unmittelbaren“ auch dem Individuellen gerecht werden. Dennoch kann nicht geleugnet werden, daß sie

die untergeordnetste Stellung in dem System einnehmen werden alsbald in ein Allgemeineres, Höheres gehoben, sowie die Wahrheit der finalischen Gesetze eine Täuschung nachgewiesen wird, gleichsam als Gaukelspiel, das sich nicht festhalten läßt in der That, indem das Hier und Jetzt bereits dialektisch sich auflöset in Begriffe. Die Sprache hat ja die göttliche Idee die Meinung unmittelbar zu verkehren, und was das ausgesprochliche genannt wird, ist nichts anderes als Unwahre, Unvernünftige, bloß Gemeinte. Das Einzelne wird schon gleichsam an der Thüre der philosophischen Phänomenologie fortgewiesen. Und doch ist gerade das Individuum ein Jetzt und Hier, eine Wahrheit, und auch nicht für den Verstand, doch für die Sinne für das Gemüth. Damit hängt es denn zusammen. Hegel trotz seiner Vorliebe für die speculative Geist dogmatischer Fragen den persönlichen Unsterblichkeit glauben kaum berührt; denn dieser Glauben geht auf unendlichen Schätzung des Individuums hervor, und für die Hegel'sche Philosophie keine Wahrheit behauptet, hängt ferner damit zusammen, daß Hegel von der schlechtliebe, die ebenfalls auf der unendlichen Schätzung des Individuums beruht, sehr gering denkt. Er hat seiner „Rechtsphilosophie“ (§. 162) für den sittlichen, daß die Verankertung der wohlgeordneten Kelttern der Macht und in den zur Vereinnung der Liebe fähigen bestimmt werdenden Personen daraus, daß sie sich hierzu bestimmt bekannt werden, die Reizung zu Er verspottet das „Element von durchdringender Freiheit“ das in die modernen Dramen und andern Darstellungen gebracht wird durch die gänzliche Freiheit, dadurch nämlich, „daß das ganze Interesse auf diesen beruhend vorgestellt wird, was wol für von unendlicher Wichtigkeit sein kann, aber es ist nicht ist“; er verhöhnt das moderne „Verliebtsein“; stellt sich hier vor, jeder müsse warten, bis seine Geschlagen hat, und man könne nur einem bestimmten Individuum seine Liebe schenken.“ Der Widerspruch gegen diese Geringschätzung des Individuellen, was gar, wie die letzte Stelle beweist, bisweilen einen philsophischen Charakter annahm, sodas man mit die taphysik die Schlafmützen der ehrbarsten deutschen Väter ausfüttern konnte, blieb nicht aus. Die Hegel'sche Schelling'schen Schule, namentlich Stahl, wider gegenüber das unendliche Recht der Persönlichkeit freilich auf dogmatischer und transscendenter Grund und Feuerbach mag zu seiner sensualistischen Fiktion wesentlich durch diese Achillesferse des Hegel'schen Systems getrieben worden sein. Die Polemik gegen ist daher eine durchaus glänzende und schlagend, die Beherrschung des Individuums, das sich in einen blutleeren Schatten verwandelt, der einmal, wenn er das Blut sämtlicher Kategorien im ganzen Reich des Geistesreichs mit seiner Unendlichkeit ausgetrunken hätte Fleisch und Wärme, macht einen durchaus erquicklichen thumenden Eindruck. Feuerbach sagt:

Nur durch die Sinne weiß ich, daß noch andere Wesen, andere Menschen außer mir sind, daß wie sie von mir, so ich ein von ihnen unterschiedenes, individuelles Wesen bin. Aber diese meine Individualität erstreckt sich nicht nur auf die aufzählenden Merkmale oder Eigenschaften, durch die ich mich von andern unterscheide, sondern auch auf die Eigenschaften, die ich im Unterschiede von jenen als gemeinschaftliche denke und in den allgemeinen Begriff des Menschen zusammenfasse. Ich bin nicht Individuum bis hierher und nicht weiter, so daß meine individuellen Eigenschaften ihre Grenze hätten an den gemeinschaftlichen, diese nicht berühren, nicht bestreiten; nein! Individualität ist Untheilbarkeit, Einheit, Ganzheit, Unendlichkeit; ich bin überall, durch und durch, vom Wirbel bis zur Ferse, vom ersten bis zum letzten Atom individuelles Wesen. „Ich bin nicht der Mensch überhaupt in einer bestimmten Gestalt“, ich bin nur als dieser absolut bestimmte Mensch Mensch; Mensch sein und dieses Individuum sein ist schlechterdings ununterscheidbar in mir.

Und weiterhin:

In Gedanken kann ich nicht diesen Raum von jenem, nicht die Lust, die ich empfinde, von der Lust des andern unterscheiden; aber gerade da, wo der Unterschied für den Gedanken sich auflöst, beginnt der Unterschied, welcher der Quell des Lebens, der Quell der Individualität ist. Das Individuum ist unübersehbare, unanschauliche — außer nur dem Schein oder gewissen Eigenthümlichkeiten nach —, unbegreiflich, undeutlich; es ist nur Gegenstand sinnlicher, unmittelbarer, anschaulicher Erkenntnis. Mag alles Schein und Täuschung sein, was uns die Sinne über die Dinge außer uns, über Sonne, Mond und Sterne sagen — so viel ist gewiß: die Wahrheit des Lebens, die Wahrheit der Individualität sitzt sich nur auf die Wahrheit der Sinne. Das Leben des Lebens ist die Liebe; aber die Liebe ist, wenn auch nicht, wie Fichte in der „Anweisung zum seligen Leben“ von seiner phantastischen, weil grund- und gegenstandslosen Liebe behauptet, „die Quelle aller Gewißheit und aller Wahrheit und aller Realität“, wol aber die Quelle von der Gewißheit und Wahrheit und Realität des Individuums. Der Gedanke unterscheidet die Gattung vom Individuum, aber das Leben, aber die Liebe macht diesen Gedankenunterschied zu einem ununterscheidbaren Eins, das Individuum zum „absoluten Wesen“, das eben darum nur lebendig oder todt, nur sein oder nicht sein kann. „Sein oder Nichtsein, das ist die Frage.“ Aber diese Frage ist nur die auf die Wahrheit der Sinne, auf die Wahrheit der Liebe gestützte Vernunft.

Im weiteren Verlauf seiner Abhandlung sucht Feuerbach den religiösen Ursprung des deutschen Materialismus zu erweisen; er leitet ihn aus dem Zeitalter der Reformation her, während er seinen Gegensatz zum Spiritualismus auf einen Streit der medicinischen und philosophischen Facultät zurückführt. Es handelt sich in diesem Streit nur um den Kopf des Menschen, um die in dem menschlichen Hirnschädel zusammengepreßte Materie.

Gleichwol sagt uns die Anatomie nur die todt und eben deswegen nicht die ganze volle Wahrheit. Die Wissenschaft kann nun und nimmermehr den Standpunkt des Lebens zu ihrer Ergänzung entbehren oder ersetzen. Leben, Empfinden, Denken ist etwas absolut Originäles und Geniales, Uncopirbares, Unersetzliches, Unveräußerliches — ist in Wahrheit das nur durch sich selbst erkennbare, aber nicht mystifizierte, nicht travestirte Absolute der speculativen Philosophen und Theologen.

Die letzten Kapitel der Abhandlung bestehen in einer Kritik des Spiritualismus und Idealismus, einer Kritik des Cartesius und Leibniz, namentlich aber der Hegel'schen Psychologie. Er wirft Hegel vor, daß er immer Partei für die Seele gegen den Leib nehme, daß

ihm, trotzdem er die Einheit des Geistes und der Materie, der Seele und des Leibes behauptet, der Leib keine, die Seele alle Wahrheit sei. Wenn Hegel in dem thierischen Magnetismus, in seinem „Sichlosmachen“ von den Schranken des Raums und der Zeit etwas erblickt, was mit der Philosophie Verwandtschaft hat, und namentlich auf das Lesen der Somnambulen mit der Herzgrube Gewicht legt, so meint Feuerbach, die allgegenwärtige Seele könnte ja ihren wohlthätigen Gemetzstun auch einem Hühnerauge mittheilen:

Wozu ein Körper, wie z. B. das Auge, wenn eine Seele existirt, die auch ohne Augen sieht? Wozu dieser künstliche Bau, diese „Specification“, diese Ausführlichkeit, diese Spitzfindigkeit der Materie, wenn mit dem einen simplen Wort Seele alles gesagt und gethan ist? Wozu diese Ausdehnung in die Länge, Breite und Tiefe für ein nicht ausgedehntes Ding? Diese Gliederung, diese Theilung bis ins Unabsehbare für ein einfaches, untheilbares, gliederloses Wesen? Wozu das Hirn, diese ausgezeichnete, diese nicht nur von allen übrigen Organen, sondern auch in sich selbst so unterschiedene, so verwickelte, so labyrinthische Materie, wenn die Ehre dieser Auszeichnung nicht ihm selbst, sondern einem andern, einem immateriellen Wesen gilt?

Ebenso scharf kritisiert Feuerbach die Kategorie des „Unmittelbaren“ bei Hegel. Was indeß die Hegel'sche Einheit der Seele und des Körpers betrifft, so darf nicht verkannt werden, daß Hegel in der Sache selbst keineswegs toto coelo von seinem ungetreuen Jünger abweicht, sondern daß er demselben Gedanken gleichsam nur durch die Strahlenbrechungen in einer höhern metaphysischen Lustsicht eine andere Färbung gibt.

Den Grundmangel des Idealismus findet Feuerbach darin, daß er die Frage von der Objectivität und Subjectivität, von der Wirklichkeit oder Unwirklichkeit der Welt sich nur vom theoretischen Standpunkte aus stellt, während doch die Welt ursprünglich zuerst nur weil sie ein Object des Wollens, des Sein- und Haben-Wollens ist, Object des Verstandes ist.

Auch in dieser Anschauung stimmt Feuerbach mit Schopenhauer überein, für den die Intelligenz nur ein Licht ist, das der Wille sich auf der höhern Stufe seiner Entwicklung anzündet. Die Parallelstelle in Schopenhauer's „Die Welt als Wille und Vorstellung“ lautet: „Die Erkenntnis überhaupt, vernünftige sowol als bloß anschauliche, geht also ursprünglich aus dem Willen selbst hervor, gehört zum Wesen der höhern Stufen seiner Objectivation, als eine bloße *μυχανη*, ein Mittel zur Erhaltung des Individuums und der Art, so gut wie jedes Organ des Leibes. Ursprünglich also zum Dienste des Willens, zur Vollbringung seiner Zwecke bestimmt, bleibt sie ihm auch fast durchgängig gänzlich dienstbar; so in allen Thieren und in beinahe allen Menschen.“

Der neue Band von Feuerbach's Werken gewährt durch seinen Kern, die umfassenden Untersuchungen über Freiheit und Nothwendigkeit, welche bei diesem Autor neu sind, ein besonderes Interesse. Feuerbach ist ein schlaghafter Kopf, der von glänzenden Aphorismen spricht und gerade dadurch höchst anregend wirkt, selbst auf

diesjenigen, welche weder mit seinen philosophischen Principien, noch mit seiner springenden Darstellungsweise einverstanden sind.

Kudolf Gottschall.

### Neue Blätter und Blüten deutscher Lyrik.

Unverwundlich und ewig jung, wie die Natur, ist auch die Poesie; in jedem neuen Lenze sprossen auch im Dichtergarten von neuem Blätter und Blütenknospen. Freilich sind die perennirenden Pflanzen, die mit jedem Jahre in einer neuen Auflage wiederkehren werden, nur spärlich zu finden unter dem Gras, das nur heute steht und morgen in den Ofen geworfen wird, und viel reichlicher ist leider das Unkraut, welches ganz ausgegüet werden sollte, weil es „den gesunden Blumen die Kraft des Bodens unnütz saugt hinweg“, wie der Gärtner in „Richard II.“ zur Rechtfertigung der blutigen Kritik Bolingbroke's argumentirt. Wenn z. B. ein neudeutscher Horaz, dessen voluminöses Opus (Gedichte von Meinholtz, siehe unter Nr. 10) zu dem Neuesten aus Plundersweilern gehört, die Quintessenz seiner ars poetica in die Worte zusammenfaßt:

Das Dichten ist in allen Stücken  
Nicht machen, oder ein Verdröden,  
Ein Ordnen, Kunden der Gestalt;  
So wirfst du sicher mit Gewalt! —

so muß man denselben zunächst allerdings auf die geistvollen Artikel über das Dichten und die Dichter in Grimm's „Deutschem Wörterbuch“ (II, 1057) verweisen, um ihm zu der richtigen Etymologie der Beschäftigung, welche er sich leider ausgesucht hat, zu verhelfen; nicht ohne „tiefen Sinn“ ist aber diese bezeichnende Verwischung des *donare* und *diotaro*, dieses Zusammenwerfen des *poeta* und des *centonarius*, des Dichters und des Lumpenschilders. In unbewusster Beziehung auf das Goethe'sche Wort: „Geschwungne Hämmer dichten, Zange fasset Kling“, erscheint in solcher Auffassung des Dichters Werk als die mühselige Handwerksarbeit des Verseschmieds, und das Ziel dieses Trachtens und Dichtens ein recht wider Wand Gedichte, dessen literarischen Werth des Krämers Wage bestimmt. Derselbe Verfasser gesteht freilich auch ein, daß die gebildete Sprache für ihn denken und dichten müsse, daß da, wo Gedanken fehlen, ein Reimgeklingel genüge, denn der Reim rühmt sich S. 223:

Will sich des Dichters Phantasie verirren,  
Dinkt sie wol gar nur durch der Dichtung An,  
So leih' ich flugs der matten meine Flügel,  
Und hurr! geh!'s wieder über Stod und Ägel!

Hiermit steht es denn auch im Einklang, wenn sich diese mathinkende Phantasie den Dichtvogel nicht als den Paradiesvogel, der „wie ein Stern des Himmels erglöh“, sondern nur als ein Monstrum mit Trappensfuß, Straußenmaggen und Uhufrallen vorzustellen vermag.

Sind solche Vögelchen der Dichterkunst zum Glück auch nur die freilich nicht ganz seltenen Ausnahmen, so würde doch auch unter den vielen, die berufen sind, die Zahl der Auserwählten nicht so gering erscheinen,

wenn sie selbst eine strengere Auswahl zu treffen im Stande wären. Leider findet man aber auch bei den Dichtern zuweilen jene besondere Vorliebe, welche oft die Aelteren gerade für die schwächlichsten Kinder hegen, und so wird manches kaum lebensfähige Product, welches still im Papierkorb begraben werden sollte, in glänzender Ausstattung hinaus in die Welt geschickt, wo es nur Besten den Platz beschränkt und den eigenen gehaltvollern Geschwistern das Fortkommen erschwert. Werden die Einsen in die Asche des Herdes geschüttet, so werden sie dadurch nicht schwächer, und da Aschenbräutels Tänzchen nicht immer geflogen kommen, um Hülfe zu leisten, so läßt der Leser die mühsame und die Mühe nicht lohnende Arbeit des Auswählens oft lieber ungethan. Viele Autoren scheinen zu vergessen, daß Zahl, Maß und Gewicht nur für die materiellen Güter den Werthmesser bilden, und die letzte Hand, welche an das Manuscript von Gedichtsammlungen gelegt wird, sollte in den meisten Fällen den Rothstift statt der Feder führen, damit nicht die Kritik die Arbeit der Poetwerke, das gute Erz vom tauben Gesein zu sondern, allein verrichten muß. Wenn aber einmal solch ein Band Gedichte eine zweite Auflage erlebt, so ist es in der Regel eine „vermehrte“, während doch gerade eine Verminderung des Volumen durch strengere Sichtung sie zu einer „verbesserten“ hätte machen können. Letzteres gilt auch, wenigstens zum Theil, von folgenden drei in zweiter Auflage vor uns liegenden Gedichtsammlungen, deren Wiedererscheinung auf dem Büchermarkt bei den beiden ersten durchaus gerechtfertigt, bei der dritten aber kaum erklärlich ist:

1. Kreuz- und Trostlieder von Friedrich Oser. Zweite sehr vermehrte Auflage mit Angabe der Compositionen. Wiesbaden, Niedner. 1865. 8. 25 Mgr.
2. Gedichte von Karl Rirdorf. Zweite Ausgabe. Greifeld, Kühler. 1866. 16. 1 Thlr.
3. Pulschläge. Dichtungen von Karl Landsteiner. Zweite verbesserte und stark vermehrte Auflage. Mit einem Anhang: Lannhäuser, Fragment einer Tragödie. Leipzig, Göttinger. 1866.

Von den „Kreuz- und Trostliedern“ von Friedrich Heinrich Oser, Pfarrer zu Waldburg im Canton Baselland (Nr. 1) ist der kleinere Theil bereits in der vor 10 Jahren erschienenen ersten Auflage veröffentlicht worden, die Mehrzahl, und zwar viele der ansprechendsten, sind erst seit dieser Zeit neu hinzugekommen. Von den beiden Abtheilungen der Sammlung umfaßt die zweite die Kreuz- und Trostlieder bei besondern Anlässen, bei dem Tode der Mutter, des Bruders und der Kinder; dieselben zeichnen sich durch eine große Innigkeit des Gefühls aus, namentlich die Lieder, welche auf den Tod der Tochter von der Mutter oder in deren Namen gedichtet sind. Die etwas zu voluminöse erste Abtheilung ist dagegen mehr allgemeiner Inhalts, und entbehrt viele der oft unbedeutenden Gedichte der individuellen Färbung, sodaß das unansprechliche Geufzen der Creatur in diesem irdischen Jammerthal, besonders durch den reichlichen Gebrauch der biblischen Terminologie, zuweilen sehr monoton wird. Allein wenn auch der Kreis von Empfa-



lungen, in welchem sich der Dichter bewegt, nur beschränkt ist, so wird doch durch die Wärme und Tiefe des in den meisten Liedern sich ausprechenden Gefühls, durch die milde Klarheit der frommen Gedanken der Leser um so wohlthuernder berührt, als sich in der Form eine große Herrschaft über die Sprache bekundet, viele Lieder harmonisch abgerundet sind und die Verse melodisch dahinfließen. Letzteres macht es auch erklärlich, daß fast die Hälfte dieser Lieder von 57 verschiedenen Componisten, und zwar einzelne sehr oft, dreizehn- ja siebzehnmals in Musik gesetzt worden, auch einzelne ins Französische und Englische übertragen sind. Allerdings ist das Componirtwerden noch kein Beweis der Güte eines dichterischen Products, wie ja fast alle Operntexte zeigen, und auch viele der von den Componisten häufig gewählten Lieder Oser's gehören keineswegs zu den besten, z. B. das funfzehnmals componirte: „Groß sind die Wogen und brausen gar sehr“, in welchem „Herr“ dreimal auf „sehr“, „schwer“ und „mehr“ gereimt wird; oder die Gedichte: „Birg mich unter deinen Flügeln“, „Nun schlaf in kühler Erde“, mit dem Refrain: „Ade! zur tausend guten Nacht“, „O schönster Stern“, von denen 7, 9, ja 16 Compositionen existiren. Andere dagegen, welche sich wegen ihres poetischen Inhalts und ihres Rhythmus viel eher zur Composition eignen scheinen, z. B.: „Verschlungen ist der Tod in dem Sieg“, „Wie brachte Frieden mir und Ruh“, „Du heustest dir so gern“, sind von keinem der Componisten gewählt worden. Zu den schönsten Gedichten Oser's gehört (S. 163):

Nun trocknet den Garten ein lieblicher Wind;  
Wie wärst du geflogen hinaus, mein Kind,  
Hinaus in den lustigen Sonnenschein,  
Und hättest gesauht wie ein Vöglein!  
Hätt'st wieder gespielt das neckische Spiel,  
Das, ach! dir immer so wohl gefiel:  
Wo bin ich, wo bin ich? wer findet mich?  
Ei, sucht mich! ei, sucht mich! — verloren bin ich!  
Da träufelt vom Dache der letzte Schnee,  
Und in bitteren Thränen ist sich mein Weh;  
Ach, nirgends, ach, nirgends mein Bild dich entdeckt;  
Wie haßt du dich, Kind, so gut verflucht!

ferner aus der ersten Abtheilung: „Du bist ja doch der Herr“, „Ruh eine von dem andern“; aus der zweiten Abtheilung: „Schöner prangt die Liebe nie“, „In des Hauses fernste Kammer“ u. a. m.

Die zuerst im Jahre 1863 erschienenen, anfangs nur für einen kleinen Kreis bestimmten Gedichte von Karl Kirckhoff (Nr. 2) können sowohl wegen ihres Inhalts als wegen ihres Verfassers eine besondere Bedeutung beanspruchen. Letzterer gehört nämlich, ebenso wie die früher a Nr. 35 d. Bl. f. 1865 besprochenen Dichter Karl Meise und Ernst Donath, dem Handwerkerstande an, da wenn er im Vorwort uns erzählt, daß er mit einer ungeliebten Schulbildung im Alter von 13 Jahren als Lehrling bei einem Buchbinder an den Arbeitstisch gekommen worden, daß das Bewußtsein dichterischer Kraft auf seiner Wanderschaft als Handwerksbursche in ihm erwacht sei, und daß er noch harten Arbeitstagen die

Abende und Nächte zur Erweiterung seiner lückenhaften Bildung und zur Aufzeichnung seiner Lieder benutzen mußte, so werden letztere schon aus diesem Grunde ein lebhafteres Interesse zu erregen nicht verfehlen. Und der Inhalt dieses Bandes rechtfertigt durchaus ein solches Interesse, wenngleich allerdings eine etwas größere Strenge bei der Ertheilung des Imprimatur wünschenswerth gewesen sein würde. Schon die poesievollen anschaulichen Schilderungen aus des Verfassers Wanderleben, von denen „Rheinfahrt“ und „Venedig“ besonders hervorzuheben sind, sowie viele gelungene Balladen, z. B. „Kriemhilde“ und „Hastings“ bekunden eine unverkennbare poetische Begabung; noch deutlicher aber tritt dieselbe hervor in denjenigen Gedichten, welche in unmittelbar persönlicher Beziehung auf des Verfassers Schicksale und Lebenserfahrungen die oft harte und trübe Wirklichkeit mit der Dichtung Zauberschleier zu umkleiden streben. In der ganzen dritten Abtheilung „Haus und Heerd“, und in manchen andern Gedichten, z. B. „Was mein ist“, „Die Waisenkinde“, „Wunsch“, „Die Muse“, spricht sich ein warmes und tiefes Gefühl, eine edle und kräftige Gesinnung und vor allem der idealistische Grundton, der die ganze Sammlung durchzieht, in anmuthiger Weise aus. Der Zwiespalt zwischen der Lebensstellung, der Werktagsbeschäftigung des Verfassers und seinen Dichtervünschen bildet das Thema vieler Gedichte; aber die Versöhnung, die er eben in der Fülle seines poetischen Talents findet, löst diese Dissonanz harmonisch auf. Einzelne Gedichte, z. B. „Ich könnte dich nicht überleben“, dessen erste Strophe lautet:

Ich könnte dich nicht überleben,  
Du meiner Seele süßes Licht,  
Dem Todestampf nicht sehen geben  
Auf deinem lieben Angesicht;  
Ich könnt' nicht den Gedanken fassen,  
Daß mir von deiner Lieb' und Treu'  
— Auf immer einsam und verlassen —  
Nichts als Erinnerung übrig sei! —

sind von dauerndem Werth. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß die Begabung des Verfassers mehr in die Breite als in die Tiefe geht, und daß er, vielleicht verleitet von seinem unverkennbaren Formtalent, von Wiederholungen und Weitschweifigkeiten sich nicht freihält, wozu auch die Gewohnheit, die Strophen der Gedichte chansonartig mit demselben Refrain zu schließen, mit beitragen mag. Vermissen man auch außerdem zuweilen die Fähigkeit, einem poetischen Gedanken einen prägnanten Ausdruck zu geben, einem Bilde mit wenigen kräftigen Strichen Lebensfülle zu verleihen, so gehören doch viele dieser Gedichte Kirckhoff's unzweifelhaft zu den bessern Producten der neuern deutschen Lyrik, und wird die für einen weitem Leserkreis bestimmte zweite Auflage sich gewiß viele Freunde erwerben.

Dagegen kann die Frage, was die zweite Auflage der „Pulschläge“ von Landsteiner (Nr. 3) veranlaßt haben möge, nur mit Achselzucken dahin beantwortet werden: „Habent sua fata libelli.“ Denn wenn auch der am Schluß der versificirten Vorrede enthaltene Trost:

Denn mein Herz, es ist ja meines,  
Und mein Lied — Gottlob! — von mir!

dem Verfertiger genügen mag, so wird doch der untheilte Leser diese Lieder sehr ungenügend finden, da dem Wunsche des Autors: „Ich möcht' ein Dichter sein“, vom Geschick Erfüllung nicht zu theil geworden ist. Es sind „Worte, Worte“, die wie ein langweiliger Landregen auf uns niederrauschen und uns bei dem gänzlichen Mangel an Schwung der Gedanken, an Stärke eigenthümlicher Empfindung nirgends zu fesseln vermögen. Einzelne Dichtungen, z. B. „Am Grabe meines Vaters“, sind sehr geschmacklos, andere, z. B. die Sprüche: „Virum, larum, Vöfselfiel“ und „Die gute Frau von Schachtel“, mehr als abgeschmackt. In den angehängten Ländlichen Szenen: „Tannhäuser“, soll man, wie eine der Kennerin besagt, sehen, wie der Dichter den Kampf der Weltlust mit dem strengen Gesetz der Kirche erfährt; aus den durch und durch unbedeutenden Bruchstücken, die mit einer Wollschluchtszene enden, läßt sich aber nur erkennen, daß dem Autor die dramatische Gestaltungskraft gänzlich abgeht, und werden dieselben wol nirgends den Wunsch nach einer Veröffentlichung der ganzen Tragödie rege machen.

Unter den eigentlichen Novitäten findet sich zunächst eine Anzahl, welche theils nur vorhandene Dichtungen in Sammelwerken und Uebersetzungen reproduciren, theils ältere bekannte Stoffe in neuer und eigenthümlicher Form verarbeiten. Zu der erstern Gruppe gehören:

1. Lieder des deutschen Adels. Von der Zeit der Minnesinger bis auf die Gegenwart. Brandenburg, Wiesle. 1865. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
2. Rheinleben. Vierundzwanzig Lieder von Hoffmann von Fallersleben. Mit Singweisen von H. M. Schletterer. Neuwied, Neuffer. 1865. Quer 4. 12 Ngr.
3. Armes Frankreich. Zeitgedichte von A. Rogeard. In freier Versmaße übersezt von Adolf Strodemann. Hamburg, Kehler und Neffe. 1865. 8. 7½ Ngr.
4. Die Kunst der Menschendarstellung. Ein Lehrgebieth. Allen Gliedern der Schauspielkunst insbesondere gewidmet. Dresden, Türl. 1865. 8.

Der Vorwurf, welcher mit Recht vielen Sammlungen von „Blüten und Perlen“ deutscher Dichtung gemacht worden, daß die Auswahl jedes Principis entbehrend nur nach dem subjectiven Geschmack des Sammlers geschehen sei, weshalb eine solche Zusammenstellung den Gedichtbüchern junger Damen gleiche, in denen allbekannte Meisterwerke unserer Classiker und miserable Reimerien obscurorum virorum bunt durcheinander gewürfelt liegen, dieser Vorwurf trifft nicht die unter Nr. 4 aufgeführte Chrestomathie. Denn letztere trägt ihr Princip wie ein Heroldswappen vor der Brust: „Lieder des deutschen Adels“; nicht der Inhalt und Werth der Gedichte, sondern der Stammbaum ihrer Verfasser ist, wie bei einem Früuleinstift, maßgebend gewesen. Freilich hat der Autor die Consequenzen dieses Principis nicht zu ziehen verstanden, indem er in angeblich chronologischer Ordnung (in vier Abtheilungen: 1) Zeit der Minne-

sänger, 2) 1300—1700, 3) 18. und 4) 19. Jahrhundert) die Dichter aufführt, während er doch ganz eitletlemäßig die regierenden Fürsten nach der Rangordnung, von der Majestät bis zur Durchlaucht, an die Spitze hätte stellen müssen, um dann die Grafen, Freiherren, Barone und endlich den Troß der Ritterbürtigen folgen zu lassen. Welche seine Nuancen hätten sich da besonders bei den Damen noch angeben lassen, die aus einer Rangklasse in die andere geheirathet; wie hätte der Mißbrauch, den adelichen Namen mit einem bürgerlichen Dichterspseudonym zu verbeden, bei Anastasius Grün und Nikolaus Lenau durch die Anweisung eines niedern Plazes sein Correctiv finden können! Vielmehr hätte auch in einem Anhang dem Geheimrath von Gortze und dem Professor von Schiller mit einigen, natürlich erst nach der Nobilitirung gefertigten Gedichten die Ehre der Aufnahme in diesen Cirkel zu theil werden können, von der Crème freilich durch einen Strich getrennt, wie in englischen Soiréen die Künstler von den hochgebornen Gästen. Eine solche Rangliste der Dichter dürfte für den allerdings nicht sehr wahrscheinlichen Fall einer zweiten Auflage dieser „Lieder des deutschen Adels“ dem Autor zu empfehlen sein und jedenfalls den Vorzug verdienen vor der sogenannten chronologischen An- oder Unordnung, bei welcher nicht ersichtlich ist, weshalb Novalis (geb. 1772, gest. 1801) in das 19., dagegen Salis (geb. 1762, gest. 1834) oder Wessenberg (geb. 1774) in das 18. Jahrhundert gesetzt werden, oder weshalb Strauß den Reigen schließt, während Redwig, Puttk u. a. ihm vorangehen. Uebrigens kann diese Sammlung nicht einmal den Ruhm einer annähernd vollständigen Aufzählung der mit einem Adelsdiplom versehenen Dichter in Anspruch nehmen, indem selbst so bekannte Namen wie Friedrich Palm übergangen sind (vielleicht hat der Autor nicht gewußt, daß ein Freiherrntitel unter diesem Pseudonym steckt); und eher wie Ida Hahn-Hahn, welche die Notorietät ihres Namens doch gewiß nicht ihren poetischen Leistungen verdankt, oder Ida von Düringefeld und Luise von Florennes hätten von den Neuern Max Waldau (Georg von Hauenschild), Gisbert von Vinde, Fr. von Robell, B. von Strauß u. a. Aufnahme finden können. Von der Auswahl der einzelnen Gedichte läßt sich nur sagen, daß dabei der Zufall maßgebend gewesen zu sein scheint; dagegen verdienen eine besondere Beachtung noch die im Anhang enthaltenen „biographischen Nachrichten über die Dichter“, welche wahrscheinlich von dem bekannten Quataner Karlchen Miegauil zusammengestellt worden sind. Folgender Biographie des Dichters Anastasius Grün wird gewiß niemand den Vorzug der Originalität streitig machen können: „Anastasius Grün, d. i. Anton Graf von Auersperg, geb. am 11. April 1806 zu Laibach in Krain, bereiste Italien und Frankreich, vermählte sich 1838 mit Maria Gräfin Attens, und lebt als k. k. Kammerherr abwechselnd auf seinen Gütern und in Wien.“

Unter dem Titel „Rheinleben“ (Nr. 5) hat der Kapellmeister Schletterer in Augsburg 24 Gedichte von Hoffmann von Fallersleben zusammengestellt und mit der

Einstimmen — meistens für Männerquartett — herausgehen. Allerdings haben nur drei dieser Gedichte, Nr. 9, 22 und 24, eine unmittelbare Beziehung auf den Rhein, die meisten sind Trink- und Tanzlieder ohne besondere Localfärbung, und Nr. 20 deutet in der Anrede „Wädel des Oberlandes“ sogar ausdrücklich auf andere Gegenden hin. Allein der Grundton, der diese Lieder durchklingt, findet am Rhein lauten Widerhall, die Mahnung des „Merkt's wohl“:

Sorgt, daß ihr frühlich seid, Daß ihr es lange bleibt,  
Heiße, vertreibt die Zeit, Ehe sie euch vertreibt! —  
wird am Rhein, wo sogar Feld Carneval ein nordisches Ayl gefunden hat, am meisten noch beherzigt, und ist dieser heitere Lebensgenuß das Wahrzeichen des Lebens am Rhein. Einzelne dieser Lieder sind verschiedenen Volksweisen angepaßt, steben vom Herausgeber, sechs vom Dichter selbst meist mit frischen, lebendig-kraftigen Melodien componirt, und ist diese Sammlung gewiß eine willkommene Gabe für Liedertafeln und sangeskundige fröhliche Kreise.

In den neuen Wälden deutscher Lyrik gehören die unter Nr. 6 aufgeführten „Zeitgedichte“ von A. Rogeard allerdings nicht, denn das „Pauvre France“ ist ebenso wenig lyrisch wie deutsch, vielmehr nur ein politisches Pamphlet, halb in Versen, halb in Prosa. Diese Gedichte, welche bei Gelegenheit der Ausweisung ihres Verfassers aus Belgien in den Zeitungen vielfach besprochen worden sind, haben auch wesentlich nur eine politische und keine eigentlich literarische Bedeutung, und ist in der Uebersetzung derselben ein Gewinn für deutsche Bildung wol kaum zu erkennen. Die Maßlosigkeit der rein persönlichen Invectiven, die mit großer Eitelkeit gepaarte Bitterkeit des Hasses, welche die ganze Sammlung durchzieht, machen einen so unerquicklichen Eindruck, daß derselbe durch die espritvollen Aperçus der Vorrede, durch einzelne schwungvolle gedankenreiche Stellen der Gedichte nicht verwischt werden kann. Die Uebersetzung von Adolf Strodtmann ist etwas frei, doch sehr geschickt, und entspricht in ihrer lebten Frische dem französischen Original; am wenigsten gelungen erscheint die Uebersetzung des bekanntesten dieser Gedichte, des „Lion du quartier latin“. Das Einleitungsgebidht des Uebersetzers, welches Rogeard's Schicksale in halb ironisirender Weise à la Feine behandelt, schließt mit den Worten:

Wo Kladderadatsch man kann vertragen,  
Ist Platz für Fabians auch!

Aus dieser allerjüngsten Vergangenheit führt das Lehrgedicht: „Die Kunst der Menschen Darstellung“ (Nr. 7), obwohl „gedruckt in diesem Jahr“, in das vorige Jahrhundert zurück, denn dasselbe ist nur ein Separatabdruck einer von einem unbekannten Verfasser herkommenden Dichtung, welche, wie das Wortwort berichtet, in dem mannheimer Theatertaschenbuch des Jahres 1796 erschienen ist. Das Gebidht, in fünffüßigen ungereimten Jamben geschrieben, ist den Lehrlingen, welche „in den Vorhof von Ithaliens Tempel die ersten Schritte wagen“, als Wegweiser bestimmt; wenn bei demselben auch von einem

eigentlich poetischen Werthe keine Rede sein kann, so spricht sich darin doch ein achtungswerther sittlicher Ernst aus, und die allerdings etwas nüchtern verständige Paraphrase der Lehren, welche Hamlet den Schauspielern gibt, würde vielen Jüngern Ithalia's zur Beherzigung noch immer empfohlen werden können. Interessant ist ein Blick auf die Dramen, aus welchen die Beispiele zur Illustration dieser Lehren genommen werden. Schiller's Jugenddramen, namentlich „Kabale und Liebe“, werden häufig citirt, daneben außer „Hamlet“, „Heinrich IV.“ und „Emilia Galotti“ noch „Julius von Tarent“ und die Iffland'schen Schauspiele; aus den Goethe'schen Dramen dagegen kein Wort; fast scheint es, als ob weder „Götz“ und „Clavigo“, noch „Egmont“, „Iphigenie“ und „Tasso“ für den bühnenkundigen Verfasser vorhanden gewesen.

Die zweite der oben erwähnten Gruppen bilden zwei kölnische Dichter, deren Werke wir nur mit Freuden begrüßen können:

8. Märchenbuch für meine Kinder. Von Wolfgang Müller von Königswinter. Leipzig, Brodhans. 1866. Gr. 8. 26 Rgr.

9. Ein spanischer Romanzenstraß von Johann Fackentrath. Leipzig. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Das für den Weihnachtstisch seiner Kinder bestimmte „Märchenbuch“ von Wolfgang Müller von Königswinter (Nr. 8) ist ein prächtiges Weihnachtsgeschenk, das auch großen Kindern vielfachen Genuß bereiten wird. Auf silbernen Schalen werden uns die goldenen Äpfel der deutschen Märchenichtung dargeboten, wie im Vorwort der Dichter sagt:

Ich nahm sie aus des Volkes Mund,  
Der ist von Gold, wahr und gesund;  
Aufs neue thn' ich hier sie kund  
Im lust'gen Spiel der Reime!

Es ist die Mär vom starken Ferkel, dem Sohne der Frau Mark, vom schlauen Hid, von den sieben Schwaben, von Aschenbrödel und von den sieben Raben, letztere in unverkennbarer Beziehung auf die reizenden Zeichnungen von Moritz von Schwind, welche den Inhalt dieses in freundlicher Ausstattung erschienenen Werks bilden. Die leise Localfärbung der beiden ersten Märchen, die humoristische Feiterkeit, die im „Schlauen Hid“ und den „Sieben Schwaben“ sich ausdrückt, die Zartheit und Innigkeit in der Erzählung von den „Sieben Raben“ machen einen sehr wohlthuenden Eindruck, der noch dadurch gesteigert wird, daß die Form, welche sich in den verschiedenen Rhythmen dem Charakter der einzelnen Märchen geschickt anschmiegt, sehr glatt und süßig ist und namentlich in den „Sieben Raben“ geradezu als vollendet bezeichnet werden kann. Wenn auch zuweilen, z. B. bei dem Schelmstückchen des schlauen Hid, die Moral nicht obenauf liegt und sogar etwas bedenklich erscheinen möchte, so weiß doch das Wortwort dieselbe geschickt auszusprechen; für die Lieder vom „Starcken Ferkel“, mit denen auch die kürzlich wieder vielfach besprochene westfälische Sage von der großen Schlacht am Birkenbaum bei Werl zwischen dem Norden und dem Süden combinirt ist, lautet sie:

Es starr' auch Herme's starker Mutz  
Und seine Treu' die Herzen;  
Er weiß zu kämpfen kühn und gut,  
Er weiß mit Lust zu scherzen.  
Das Unrecht macht ihn tobend wild,  
Es macht die Güt' ihn sanft und mild,  
Er ist des deutschen Volkes Bild —  
Steht fest bei Recht und Wahrheit!

Eine Fülle prächtiger farbensüßender Blüten, süß und oft fast narkotisch duftender Blumen, die unter andalusischer Sonne sich dem Lichte eröffnen, enthält der „Spanische Romanzenkranz“ von J. Gastenrath (Nr. 9). Den Inhalt desselben bilden zum kleinern Theil geschichtliche und geschmackvolle Uebersetzungen, z. B. des schönen Klageliedes von Perez de Gita: „Mein Alhama, wehe! wehe!“ zum größern Theil freie Bearbeitungen der Stoffe, die der Verfasser aus Duran's Sammlung alter Romanzen, aus spanischen Chroniken, zuweilen auch aus nicht rein spanischen Quellen, z. B. den „Chroniques algériennes“ und Washington Irving's „Tales of the Alhambra“ entnommen hat. Unter diesen Sagen finden wir zahlreiche alte Bekannte, theilweise Reminiscenzen an Herber's „Eid“, an Uhland'sche und Schiller'sche Balladen; fehlt doch sogar der „Hansschuh“ nicht, er erscheint in einer Ballade, in welche der in die Gesamtausgabe von Schiller's Werken übergegangene Schluß: „Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht“ (statt der Fesart des „Mauselmanns“ von 1798: „Und der Ritter sich tief verbeugend spricht“) aufgenommen, dieser Badenstreich mit dem Handschuh dann aber durch die demuthsvolle Erklärung der Anna de Mendoza, die man allerdings von einer heißblütigen spanischen Donna kaum erwarten konnte, näher motivirt wird. Neu und, soviel wir wissen, bisher noch nicht übersetzt sind die drei Romanzen aus dem letzten spanisch-afrikanischen Kriege von 1859, die sich jedoch an poetischem Werth mit den alten Sagenstoffen nicht messen können, was allerdings auch wol darin seinen Grund haben mag, daß in neuerer Zeit immer deutlicher hervortritt, wie stark im spanischen Volkscharakter die Züge des Nationalheros Eid Campeador mit denen des Don Quixote vermischt sind. In den ältern Romanzen bekundet sich deutlich die Vorliebe des Verfassers für die „idealistisch-feinen, lyrisch-begeisterten“ Araber; durch welche die schmutz- und farblose Romanzendichtung des rohen spanischen Volks erst einen sie verschönernden und befruchtenden Inhalt gefunden, sodas sie durch diese Verschmelzung in mächtigem Zauberklange ihren Höhepunkt zu Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts habe erreichen können, um dann freilich wieder in Pedanterie und Affectation zu verfallen. Der stattliche gemessene Schritt der spanischen Romanze, der da, wo er zur Manier wird, leicht an die Gangart des „spanischen Tritts“ erinnern kann, wird vom Verfasser mit vielem Geschick, wenn auch nicht immer in correcter Formenstrenge wiedergegeben, theils in Reim-, theils in Assonanzengedichten, mehrfach auch in einer anmuthigen Verbindung beider, wie zuweilen auch in dem Assonanzengedicht nach Anleitung der spanischen Muster lyrische

Stellen durch gereimte Quatrains hervorgehoben werden. Als Probe mögen hier aus der Romanze „Christobal Colon“ die Worte stehen, welche Columbus an die Königin Isabella bei seiner Audienz in der Alhambra richtet:

Christobal Colon ist mein Name, von Genova komm' ich her,  
Gewandert bin ich, gewandert, als wär' ich Moser,  
Gewandert zu allen Häfen, es schüttelte jeder das Haupt;  
Ich trag' eine Welt in Händen, doch niemand hat mir geglaubt.

Die untergehende Sonne begrüßt eine neue Welt;  
O trüg' ein Schiff mich hinüber, o wären die Segel geschwellt!

Das Spanien jenseit des Meeres, ich leg' es zu Füßen dir,  
Es ist keine Fata Morgana, du, Königin, glaube mir!

Es gibt eine Grenze der Meere, die Grenze nur ist Sand;  
So klar ist's wie die Sonne, die täglich küßt den Strand.  
Die Raunenwelt ist gesunken, das ist das Erdenlos,  
Heb' du aus dem Ocean die Perle weitengroß!

Aus diesem Sarge der Raunen, aus der Alhambra Thor,  
Geh, glühender Lichtgebirge, die neue Welt hervor!  
Die Welt, die lang verzaubert, geheimnißvoll sich barg,  
Schlag' auf die träumenden Augen in diesem Wandersarg!

Sehr niedlich ist auch die Antwort, welche auf die Frage des Sohnes der Wildniß: „Was ist denn Liebe, sprich?“ die Mädchen in der Alhambra ertheilen:

— — — Die Liebe, ei, ei,  
Ist lauter Bönne für zwei, für zwei,  
Ist Angst und Qual für einen allein,  
Und Unglück und Feindschaft ist sie bei drei'n!

In den Anmerkungen, welche die historischen und literarischen Notizen und die Erklärung einzelner spanischer Ausdrücke und Gebräuche enthalten, findet sich noch eine nette Burleske: „Das Stiergefecht vor dem Himmel“, in welchem die Nationalleidenschaft der Spanier für das Fluchen und für die Stiergefächte gegeißelt wird, sowie eine humoristische Ballade von einem Urtheilssprüche Pedro's des Grausamen, welchen das Volk Pedro den Gerechtigkeitsliebenden nannte.

Aus dem Blütenkranze der übrigen lyrischen Notizen dürfte zunächst eine Anzahl von Werken auszuheben sein, welche eher dem Unkraut als den Blumen im Dichtergarten beizuzählen sind, vor allen:

10. Gedichte von Karl Reinhold. Weissenfels, Prange. 1865. 8. 1 Thlr.  
und wenigstens theilweise auch:
11. Blüten der Dichtung von Reinhard Harkin. Kirchheim u. Teck, Kirchmüller. 1865. 16. 1 Thlr.
12. Gedichte von Emil Taubert. Berlin, Feincke. 1865. 16. 20 Rgr.
13. Brautgesenk. Niedererfuss in fünf Kapiteln von Emil Taubert. Berlin, Feincke. 1866. 16. 20 Rgr.

Der im Eingang dieses Artikels erwähnte Horatius rodovivus (Reinhold) ist der Autor des vierten Bandes Gedichte; 333 Seiten in Großoctav, welche nach der summarischen Angabe des Inhaltsverzeichnis 26 Oden und Lieder, 13 Elegien, 40 Balladen, 29 vermischte Gedichte, 212 Epigramme und ein über vier Bogen starkes Heldengedicht: „Die Bitterschlacht bei Leipzig“, enthalten. Die besten dieser Gedichte sind höchst mittelmäßig.

die meisten geradezu ungenießbar; der Inhalt ist nicht nur trivial, sondern oft vollständiger Unsinn. Die Schilberungen aus dem Siebenjährigen Kriege, die Balladen, der Versuch einer Antwort auf die Frage: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ u. a. m. strömen über von unwilliger Komik, und ist nur die Neugierde zu bewundern, mit welcher z. B. des Mägdelein Klage (S. 125):

Ach, Mutter, Mutter, welch ein Mann,  
Der mich doch nicht beglücken kann,  
Säß' er im Gold bis an die Ohren,  
Für diesen bin ich nicht geboren!

Mein Liebster ist so jung und trant,  
Weiß zu vergassen seine Brant,  
Und daß ich's kurz zusammenfasse,  
Ich nun und nimmer von ihm lasse! —

oder die Defensionsrede des Ritters von Hug (S. 96):

Herr Leuthold, am Wortbruch hab' ich nicht theil,  
Bei mir hält Redlichkeit Wache,

O, merck's Euch für immer zum Trost und zum Heil:  
Umstände verändern die Sache! —

ganz ernsthaft gemeint sind. Das Heldengedicht von der leipziger Völkerschlacht beginnt mit einem „Aufgesang“, welcher die Stelle des „Nenne mir Muse den Mann“ vertreten soll und in folgender Weise beginnt (S. 300):

Sumsum, sumsum, sumsum,  
Batri, wakra, wiallakra,  
Bivallakrallakrallera,  
Sumsum, sumsum, sumsum! —

und darf dabei nicht verschwiegen werden, daß diese Strophe durch keine der folgenden an Gedankenreichtum übertroffen und an Formvollendung erreicht wird!

Zahlreiche Blätter mit Gedichten, aber nirgends eine Blüte der Dichtung enthält auch das Werk von R. Färli (Nr. 11). Die kleinere Hälfte bilden versifizierte Kapitel aus der Bibel, die in der Regel etwas verwässert, zum Theil, wie das „Gleichniß vom guten Hirten“, geradezu verdorben werden; der Rest ist gereimte Prosa, die nur selten, z. B. in den „Blumen auf dem Grabe eines Kindes“, einer tiefen Empfindung wohlthuenden Ausdruck verleiht, meistens sich auf der Oberfläche leichter Alltagslichkeit hält und z. B. in dem Festgedicht „Zum Geburtstag eines deutschen Fürsten“ (des Königs von Württemberg) kaum noch bloß trivial genannt werden kann. Man braucht nur das Gedicht vom „Thurmbau zu Babel“ mit der Behandlung des gleichen Stoffes in Geibel's „Neuen Gedichten“ zu vergleichen, um zu erkennen, wie es selbst in den gelungenen Piecen an einer wirklich poetischen Auffassung gänzlich fehlt. Auch die Form ist häufig sehr mangelhaft; statt: „ihrer (der Armen, der Kindlein) ist das Himmelreich“, wird wiederholt auf S. 96 und 142 gesagt: „das Himmelreich ist ihr“. Reime wie: „Mann“ und „gethan“, „Priestern“ und „lüssen“, „Namen“ und „beisammen“, gehören nicht zu den Seltenheiten und S. 56 heißt es sogar:

In tiefen Kummer saß versunken  
Der König Saul auf seinem Thron,  
Der Dienern hatte er gewonnen (sic!),  
Da bringt man her Jai's Sohn!

Die „Gedichte“ und das „Brautgeschenk“ von Emil Lambert (Nr. 12 und 13) machen ebenfalls den Eindruck eines unersfrenlichen Dilettantismus, da mit der leichten,

flüssigen und nicht ungeschickt gehandhabten Form der Mangel einer eigenthümlichen poetischen Begabung unangenehm contrastirt. In den verschiedensten Formen, als Liebern, Sonetten, Sicilianen und Mitornellen, Elegien und Oden, findet sich ein unbedeutender, eintöniger Inhalt, dem es an Gedankenreichtum und Gefühlstiefe fast immer mangelt. Nur selten, z. B. in dem Gedichte: „Geistes Schatten“, wird einem dichterisch-schönen Gedanken künstlerische Gestaltung zutheil; die meisten der sehr zahlreichen Lieber lassen, ungeachtet einzelner hübscher und anmuthiger Stellen, doch eine gewisse Unreife nicht verkennen. Wenn der Verfasser seine Gedichtsammlung mit folgendem Sonett schließt:

O, glück'ge Göttin, Königin der Eulen,  
Laß Weisheit mir die bläuen Schläffen krönen,  
Laß mir gelingen, daß ich den Camönen  
Abtropfen mag den Forber deiner Säulen.

Weisheit steigt ob der Wucht hercul'scher Reulen,  
Die Bildniß schmiegte sich der Vernunft des Schönen,  
Und vor der Fei'r gleichgewiegten Ebnen  
Erstirbt des Panthers unwirthliches Heulen!

O gib, daß Bildung und Beredlung lenke  
Des irren Geissels oft bedrohte Bahnen,  
Gib, daß Besonnenheit ins Herz sich senke,  
Laß mich prophetisch Blick der Zukunft ahnen,  
O gib, daß mit dem Lied aus Jugendtagen  
Ich keine Eule nach Athen getragen! —

so ist dieser Epilog wol schon selbst Beweis genug, daß diesem letztern Wunsche kaum Erfüllung zutheil werden dürfte.

Auch bekundet der ein Jahr später erschienene Niederzylus: „Brautgeschenk“ (Nr. 13) keinen bemerkenswerthen Fortschritt. Die Ueberschriften der fünf Kapitel: „Fruchtlose Annäherung“, „Pein der Eifersucht“, „Hangen und Bangen“, „Entscheidung“ und „Fröhliche Gewißheit“, erregen die Erwartung einer lyrisch-epischen Entwicklung, wie wir sie in Chamisso's „Frauen-Liebe und Leben“ oder in Geibel's „Ada“ so ansprechend finden; allein diese Erwartung wird getäuscht, die Abtheilungen könnten verwechselt, die Reihenfolge der Gedichte beliebig verändert werden, ohne den kaleidoskopischen Zusammenhang zu stören. Die einzelnen Gedichte sind häufig mit unklaren Gedanken, verwirrten Bildern angefüllt, und wenn der Verfasser nach der Klage:

Stiefmütterlich zählt mir Gedankenblitze

Sparsam die Muse zu in seltenen Nächten —

erzählt, daß jetzt ihm Lieber im Ohre rauschen:

Und unermüßlich schallt und klopft und hämmert's  
Mir in der Werkstätt der Gedankenesse —

so läßt sich nicht verkennen, daß die Producte dieses Verseschmiedens auch den Stempel der Fabrikarbeit an sich tragen.

Etwas Besseres, wenngleich auch mehr Blätter als Blüten, bieten:

14. Schwanenlieder. Gedichte von Hermann Waldow. Leipzig, Waldow. 1864. 16. 24 Ngr.

15. Lebensklänge. Gedichte von Ernst Streben. Leipzig, D. Wigand. 1866. 8. 20 Ngr.



16. Poetische Beiträge zur Charakteristik der Zweibeiner, sowohl mit als ohne Flügel. Von R. Steffen. Luxemburg, BAd. 1866. Gr. 16. 22 1/2 Rgr.
17. Geschichte und Sage. Erzählende Dichtungen von Karl Steitler. Elberfeld, BAdeler. 1866. Gr. 16. 22 1/2 Rgr.
18. Bilder aus allerlei Tagen. Dichtungen und Prosastücke von Oswald Schön. Aarau, Sauerländer. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Es gewinnt oft den Anschein, als ob jeder Autor, welcher eine Gedichtsammlung zum Druck vorbereitet, es für eine Gewissenspflicht erachte, alle Zettelfchen, auf welche jemals zwei Zeilen in gebundener Rede hingeworfen worden, seinem Manuscripte einzuverleiben; denn nicht das kleinste Gelegenheitsgedicht, kein Geburtstags- oder Hochzeitscarmen, kein Stammbuchvers oder Albumblatt wird dem Leser geschenkt. Um den nachgeborenen Geschlechtern die Mühe des Suchens nach einer „verlorenen Handschrift“ zu ersparen, erachtet der Verfasser alles Geschriebene ohne weiteres für druckreif, ohne zu bedenken, wie oft jedes unbefangene Urtheil sich selbst hätte sagen müssen: „Quod scribis nihil est!“

Wenn dann allenfalls noch im Vorwort die Gedichte als „harmlose bescheidene Blätter“, als „unscheinbare schmucklose Blümlein“ bezeichnet werden, so glaubt der Autor, mit dieser captatio benevolentiae alles gethan zu haben und jeder Mühe eines weitem Sichtens überhoben zu sein. Dies gilt vorzugsweise von den unter Nr. 14—18 aufgeführten Gedichtsammlungen, aus denen sich ein mäßiges Bändchen recht hübscher Gedichte zusammenstellen ließe, während dieselben unter der Menge halb oder ganz werthloser poetischer Velleitäten fast gänzlich verschwinden.

Die Mehrzahl dieser besseren Gedichte findet sich in den „Schwanenliedern“ von Hermann Walbow (Nr. 14), von denen einzelne, z. B. „Vaterforge“, „Auf dem Friedhof“, „Meine Lenzte hier und dort“, eine tiefe Empfindung in ansprechender Form erkennen lassen. Doch ist die Autokratie des Vorworts, daß der Kraft des Verfassers enge Schranken gesteckt seien, daß ihm weder der Schwung hoher Gedanken noch der Sturm entfesselter Leidenschaft zu Gebote stehe, er vielmehr nur von Frieden, mildem Trost und heiliger Stille zu singen vermöge, durchaus zutreffend, und erhält dadurch die Sammlung, namentlich durch die Ueberfüllung mit recht unbedeutenden Gedichten, im ganzen etwas sehr Monotonies.

Auch in den „Lebenslängen“ von Ernst Streben (Nr. 15) vermißt man den Reichthum der Melodien und die Fülle der Harmonie, wenn gleich — nomen et omen — ein ernstes Streben, ein Forschen nach den Grundwahrheiten des Lebens, ein Ringen nach Gestaltung der ersakten Gedanken, nach „schöner Wahrheit, wahrer Schönheit“ aus denselben hervortritt. Es sind aber eben nur poetische Versuche, die zuweilen wenig glücklich ablaufen, und wenn der Dichter von einem geschriebenen Liede sagt (S. 52):

Und die Seiten sind zerissen  
Auf dem kranken Leierspan,  
Meine armen Lieder müssen  
Sich dir also tonlos nahen —

so gilt dies, abgesehen davon daß der „kranke Leierspan“

kaum noch an Apollo's Leier erinnert, auch von vielen gedruckten Lebenslängen. So stehen z. B. die „Sommernacht auf dem Lande“, „Das Walten der Zeit“, „Der Spuk“, d. i. das Gespenst einer zu schreibenden Novelle (vielleicht der in den „Hausblättern“ abgedruckten „Zwei Familien“?), nur zu sehr im Einklang mit der Klage (S. 81):

Doch ich fühle mit glüh'nden Wangen,  
Bin ein Stümper nur — kein Meister! —

welche auch durch die zuweilen vorkommenden Nüchternen Reimspielerereien, z. B. in „Peithon's Warnung vor der Liebe“, „Freundegebender“ u. a. nicht widerlegt wird. Andererseits läßt sich nicht verkennen, daß unter den „schmucklosen kleinen und bleichen Blümlein“, wie der Verfasser seine Gedichte „zur Einführung“ nennt, sich einzelne sehr zierliche dastige Blüten befinden, z. B. „Die Schneeflocke“, „Kommt ihr kleinen Freuden“ u. a. m., und sind namentlich die plattdeutschen Gedichte: „Hochblütsch un Plattblütsch“ und die plattdeutsche „Derzengeschichte“ in ihrem ansprechenden vollsmäßigen Tone als recht gelungen hervorzuheben.

Der Inhalt der „Poetischen Beiträge zur Charakteristik der Zweibeiner mit und ohne Flügel“ von R. Steffen (Nr. 16) ist ebenfalls schmuckhafter, als man nach den barocken geschmacklosen Titel vermuthen möchte. Aus der ersten Abtheilung: „Vogellieder aus der Vogelsprache ins Hochdeutsche übertragen“, können einzelne Schüberungen dem „Romancero der Vögel“ von Anastasius Grün sich anzuschließen wagen, zumal der vogelsprachkundige Autor seine Gedichte dem Rhythmus der verschiedenen Vogellieder mit Geschick angepaßt hat. Namentlich ist das Lied des Storchs, des vielgereisten Touristen im weißen Blusenhemde mit hohen Stiefeln von Nachten roth, mit dem Refrain:

Pah, Papperlapapp!  
Noch gab es keinen Reizen,  
Er ging zuvor auf Reizen,  
Davon geh ich nicht ab! —

mit seinem humoristischen Grundton, der uns auch an den Liedern des Simpsels, Rufus und Wiebehopfs entgegenklingt, sehr ansprechend. Von den auf die „Zweibeiner ohne Flügel“ gemünzten und zu einem Epigrammenkranz verbundenen 78 Singsgedichten sind dagegen nur sehr wenige „gut gedacht und gut geschrieben“ und lassen die meisten „des echten Wiges Strahl“ nur zu sehr vermissen. Dieselben erinnern häufig an die Singsgedichte der vorigen Säculums; schon die Namen eines Darpagon und Cyrril, einer Galathée, der Herren Wicht, Schling, Philix Nips und Pips geben diesen Epigrammen den Anstrich des Reococo, und in dem etwas sehr gewöhnlichen Jargon kommt der Popf ebenfalls zum Vorschein. Auch die Form ist theilweise mangelhaft und nicht frei von auffällenden Incorrectheiten, z. B. S. 52: „jügen“ als Imperfectum des „jagen“, welches Verbum übrigens auch Craft Streich mit „jägt“ statt „jagt“ conjugirt.

Die Sir Moses Montefiore gewidmeten „erzählenden Dichtungen“: „Geschichten und Sage“, von Karl Steitler (Nr. 17), enthalten in ihrer ersten Abtheilung: „Märchen und

en", eine geschickte Verarbeitung von Motiven der arabischen, indischen, persischen und nordischen Sagenbildung, von der die schwermüthsvolle indische Erzählung „Schonagiela" ihrer Einfachheit als besonders gelungen hervorzuheben. Dagegen ist der Inhalt der zweiten Abtheilung: „Sinn", unbedeutend und oft sehr trivial, und der Schluß Ballade: „Der Fallonier" — zumal im Vergleich mit ganz hübschen Anfang — von unfreiwilliger Komik, das Schicksal des getrennten Liebespaars, des Edelknechts Hildegard und ihres Falloniers Eginhard, in solcher Weise geschildert wird:

„Du zog er weit und weiter Auf's neue in die Welt,  
Daß sich ein flüchter Begleiter Zulezt ihm beigesellt.

„Dem ist er gegangen, Zu ruhn im kühlen Rheine —  
Lebte der Liebe und Irene Und dem scharlachberger Wein.

„Rupertsberger Kloster Da träumte beim Brevier  
Da oft die heilige Hildegard Vom treulichsten Fallonier!

Die „Wilder aus allerlei Tagen" von Oswald Schön

(18) werden in dem Vorwort als harmlose und heitere Blätter bezeichnet, und diese Bescheidenheit ist

sehr richtig; denn wenn sich auch ein lebhaftes Natu-

ral und eine patriotische Begeisterung für die freie

Reiz zuweilen in wohlthuernder Weise ausdrückt, so

doch die Dichtungen durch und durch hausbacken, ge-

heime Prosa ohne jede Spur von Phantasie; und der

Geist an Witz und Humor tritt da, wo der Verfasser

und humoristisch zu sein sich bestrebt, nur zu deut-

lich hervor, z. B. in den „Drei Kapiteln von den Weibern"

in der Satire: „Apollon als Recensent". Auch In-

haltungen der Sprache und Provinzialismen fallen un-

nehmlich auf, z. B. „kollern" statt „rollen", „sich auf etwas

richten", „das macht mir keine Weis", „noch ist mein

nicht alles" (d. h. zu Ende) u. a. m.

Den Dichtungen sind eine recht fleißige culturhistorische

Arbeit des Verfassers über seinen Wohnort Chaux-de-

vaux, mit 17000 Einwohnern bekanntlich das „größte

der Welt", einige biographische Notizen über den

hierem Ort gebürtigen unglücklichen Künstler Leopold

Stoll, den Maler der „Schnitter in den Pontinischen

Gräben" und der „Abfahrt der adriatischen Fischer", und

etwas breit erzählte Anekdoten vom Alten Fritz an-

zu wilberhabenem Ernst und verworrenen Nachromantil

geworden sei. Er fährt dann fort:

Auch hat das Lieb die leichte Gelenkigkeit

Verloren längst altgriechischen Stützeleis;

Der Säulenwerke schlanke Reihen

Knickte der nordischen Sprache Windsbraut.

Nicht wollen sollst du, was die Natur versagt;

Der Sohn des Nebels hänge den schweren Reim

An seine Zeilen, — nicht Apollon's

Stimmelnrollend Gespann verlang' er!

Doch treibt der Muth tollkühner Begeisterung

Zur freveln Fahrt mich an; die bezaubernde

Nacht ew'ger Schönheit, sie ergreift mich,

Daß ich vergesse der Schwindelbügel!

Die finstern Nordlandsgeister: den Wald, den Sturm,

Die Alpenschlucht, das eigne unwillk' Herz,

Ich spanne sie als schwarze Kasse

Vor den olympischen Siegeswagen!

Gegenüber dieser Auffassung von der Ungelenkigkeit

des deutschen Liebes und der Schwere des Reims braucht

man freilich nur an die Erklärung zu erinnern, welche

Faust auf Helena's Frage, warum des Sincerus Worte

so seltsam ihr und fremdblich klingen, in der Wechselrede

gibt, „die Ohr und Sinn im tiefsten Grund befriedigt".

Allein diese formvollendeten gedankenreichen Oden zeigen

selbst im Gewand der antiken toga die Kraft und Fülle

des Wohlklangs der nordischen Sprache, es ist ein „Klang

drin, gleich den Tönen eines Schilbs, der im Wind den

Stab schlägt, dran er hänget", wenngleich zuweilen auch

eine Incorrectheit (z. B. S. 5 Bewunderer als — — —)

mit einfließt. In dem Inhalte dieser Oden, von denen

wir als besonders gelungen: „Im Waldthale", „Fels-

schlucht im Mondlicht", „Die Schutzgeister", „Frühlings-

nächte", „An alle", „Ein Gebet", „Wiege und Sarg"

und „Erbsung" hervorheben, spricht sich jene Naturbe-

geisterung, ja etwas pantheistische Naturvergötterung aus,

welche eine Dryas in jedem Baum, die liebliche Najade

in der Ströme Silberschaum erblickt und der Dichtung

zauberische Fülle lieblich um die Wahrheit windet. Wenn

auch einzelne antikistrende Weltanschauungen, z. B. in der

Ode „An die Operntänzerin", zuweilen etwas forciert er-

scheinen, so sichert doch der hohe Flug der Gedanken der

Mehrzahl dieser Oden einen dauernden Werth; es gleicht

des Dichters Phantasie dem Adler, von dem er singt (S. 11):

Dieser Kar, voll mächtigen Schwungs — die Hoffnung

Baut das Nest nicht hin an den Alpenabgrund;

Ueber dir stolz schwebt sie empor und heftet's

Kühn an die Sterne.

Mit Recht können endlich die „Gedichte" von Bern-

hard von Pezel (Nr. 20) zu den wenigen lustigen Blät-

tern in dem blätterreichen Kranz der lyrischen Novitäten

gerechnet werden, da sich dieselben durch Reichthum an

Gedanken, Wärme der Empfindung und Wohlklang der

Form vorthellhaft auszeichnen. Das elegant ausgestattete

Büchlein enthält eine sorgsam getroffene Auswahl von

Balladen, Liedern, Sonetten, Chaselen, Oden und Epi-

grammen, unter denen sich mit Ausnahme einiger Gelegen-

heitsgedichte und des etwas niedrig-romantischen Walzerliebes

nichts Unbedeutendes und wenig Verfehltes findet. In

eine wirkliche Bereicherung des deutschen Liederhanges

haben dagegen folgende zwei Werke:

Oden von Karl Ziegler. Salzburg, Taube. 1866. 8.

6 Hgr.

Gedichte von Bernhard von Pezel. Berlin, Herz.

1866. 8. 1 Hgr.

In der Einleitungsode, deren Grundton an die ele-

mentale Stimmung der „Götter Griechenlands" erinnert,

der Dichter, daß gleichwie des Alterthums säulen-

runder Tempel im modernen Norden in einen düstern

Stein, der Stoa reizender Porticus in einen engen

Kanal, das offene Haus in eine edige Ritterburg sich

verwandelt habe und selbst des Mantels weite Falten zu

Strümpfen und Koller zusammengedrückt seien, so auch

ellenischen Lebens heitere Klarheit in unserer Brust

den Balladen behandelte sich eine Gabe plastischer Darstellung, welche zuweilen, wie in „Kaiser Heinrich II.“ und den „Dänenbrüdern“, mit wenig breiten Pinselstrichen eine markig kraftvolle Gestalt uns vor die Augen zu bringen versteht; die Oden, von denen namentlich die erste Ode an Alexander von Humboldt hervorzuhellen ist, bieten eine Fülle tiefer und klarer Gedanken, und auch die Abtheilung „Lyrisches“ enthält eine Anzahl recht gelungenen Gedichte, z. B.: „Zwei Augen, die ich weinen sah“, „Entscheide“, das Sonett: „Sieg“ u. a. Das letztere möge als Probe gelten:

Sieg.

Den heißen Kampf, ich hab' ihn überstanden.  
Noch fühl' ich blutend seine ganze Schwere,  
Denn gegen mich erhob ich meine Wehre,  
Zerschlug die Träume, die mich süß umwanden.  
Mir ist, nun ihre Bilder seufzend schwanden,  
Als ob ich wie ein Sieger heimwärts lehre,  
Den in die Schlacht die Stimme rief der Ehre,  
Und der die Frevler trieb aus seinen Landen;  
Nun steht das Volk mit Schwert und Schild und Lanze  
Vor seiner Schar ihn durch die Straße reiten,  
Und die Besiegten hinter seinem Glanze;

Ihm aber brennt der Schmerz die wunden Seiten,  
Bleich ist das Antlitz unter seinem Kranze,  
Und solchen Kampf beständ' er keinen zweiten!

In der Ballade: „Jeffy Brown in Luchnow“, behandelt Reppel denselben Stoff, den Geibel in „Schön Ellen“ („Gedichte und Gedenkblätter“) zu einem seiner schönsten Gedichte gestaltet hat. Vermag Reppel auch den zarten poetischen Duft dieses kleinen Meisterwerks Geibels nicht zu erreichen, so hat seine Darstellung von dem second sight einer Hochländerin in dem von den Aufständischen belagerten Luchnow doch einen ansprechenden volkmäßigen Ton, welchen der Verfasser sehr liebt, zuweilen freilich, z. B. in dem „Scharnhorst-Lied“, in das Bänkelsängerumwägen übertreibt. Die Form ist fließend, mit wenigen Ausnahmen (z. B. des Pluralis „Läger“) correct und schön gerundet, und wenn auch das ganze Werk nur als eine neue Variante des „alten ewigen Liedes“ erscheint, so rechtfertigt es doch von neuem den Uhländ'schen Frühlingsswunsch:

Darf so der Irdische Lenz sich frei erschließen,  
So mög' auch unser Dichterfrühling sprießen!

E. Hersbach.

## Feuilleton.

### Literarische Plandereien.

Unser fortwährender Protest gegen die unzeitgemäße akademische Poesie ohne modernen Inhalt, ein Protest, der unser oterum censeo über die gegenwärtigen literarischen Zustände und über die Wege enthält, welche zu einer wahrhaften Poesie der Zukunft führen, findet jenseit des Rhein ein Echo, das gegenüber der modernen französischen Poesie die gleichen Bedenken widerhallen läßt. Man wird unser Wiederklären derselben Mahnung vielleicht für ein Zeichen der Geistesarmuth erklären, mindestens für sehr monoton und langweilig halten; die den Ton angegebende akademische Weisheit wird das Betonen des modernen Princips für mobischen Feuilletonschmuck halten, das Moderne, worin wir das dritte Congruum zum Antiken und Romantischen finden, vielleicht als den Stempel der leichten Literaturwaare nach neuester Façon in Misachtung zu bringen und unsere Lösung durch den Hinweis auf unsere Klassiker zu entkräften suchen. Gleichwol halten wir sie anrecht in der vollen Uebergangung, gerade durch das Aufstellen und Durchführen derselben uns ein, wenn auch noch so bescheidenes Verdienst um den Fortgang unserer Literatur zu erwerben, sei es auch nur das Verdienst eines Nacht- und Thurmwächters, der die Stunde ausruft und den Menschen sagt, was die Glocke geschlagen hat, und die Poesie darauf hinzuweisen, wie sie sich von der Erfolgslosigkeit ihrer jetzigen Bestrebungen wieder zu gesammelter nationaler Wirkung emporzuschwingen kann.

Ein Aufsatz in der „Revue des deux mondes“ von G. Martha: „La poésie du jour“, vertritt in erfreulicher Weise dasselbe Princip, welches wir zur Parole unserer kritischen Thätigkeit in d. Bl. und überall gemacht haben; er vertritt es, ohne Abnung davon zu haben, daß die Apostrophen, die er an die französischen Dichter richtet, seit Jahren von uns mit einer oft verlassenen Ausdauer den deutschen Dichtern zugerufen werden. Der Verfasser beginnt seinen Aufsatz mit dem traurigen Zugeständniß, daß die Poesie aus der französischen Literatur seit einigen Jahren verschwunden sei, ohne daß das Publikum sich darum kümmern oder darüber betrübe. Er geht darauf aus, die Gründe dieser sonderbaren Erscheinung aufzuweisen, die er für eine traurige erklärt, denn „der Tod der Poesie

wäre ganz einfach der Anfang einer Art von literarischer Barbarei, deren betrübende Folgen man nur allzu bald merken werde“. Das Auffallendste dabei ist es, daß der Autor anerkennen muß, es fehle in Frankreich nicht an Dichtern von Talent, von Grazie, von Seele, von feiner Industrie — was man für Deutschland in noch erhöhtem Maße behaupten muß. „Aber“, führt Martha fort, „sie leben nicht unser Leben, sie scheinen unsrer Welt fremd, sie thun nichts dafür, um gelesen und verstanden zu werden, sie schreiben nicht für uns. Auch sie selbst lesen ihre Werke nicht, keiner hört auf den andern; sie haben keine gemeinsamen Ideen und gerade deshalb keine Wirkung auf den Geist des Publikums. Jeder beschäftigt sich nur mit seiner Laune, seiner Leidenschaft. Habt ihr niemals einen einsamen Baum gefunden, im Felde, fern von den Wohnungen der Menschen, wo tausend unsichtbare Vögel ihre Lust oder ihr Leid ansingen, ohne sich zu kennen, ohne auf sich zu hören? Die schwächste Grasmücke, der früheste Fink, die tapfere Reiße, der lästige Spatz, alle schwirrt unter demselben Laubdach, ohne sich um seinen Nachbar zu kümmern: ein angenehmes Concert, wo nichts zusammenstimmt, gebildet aus tausend kleinen verworrenen Rauslauten, wo keiner herrscht, ein großer anonymer Gesang, von dem man nichts weiß, höchstens, daß die Musiken liebenswürdig sind. Das ist das Bild unserer jetzigen Poesie!“

Gewiß, auch das Bild der deutschen Poesie der Gegenwart! Martha meint ferner, daß sich die Dichter über die Bedingungen ihrer Kunst täuschen, daß sie Grundzüge und Gewohnheiten angenommen haben, welche immer mehr dazu beitragen, sie dem Publikum zu entfremden. „Die Poeten beklagen sich über das Publikum; dieses beklagt sich nicht über die Dichter, denn es kennt sie nicht; aber vielleicht hätte es das Recht, sich über sie zu beklagen. Das Unglück liegt darin, daß Dichter und Leser sich nicht mehr verstehen, nicht mehr dieselbe Sprache reden. Wer hat recht, wer hat unrecht?“

Zunächst gibt Martha der vorwiegenden Subjectivität der neuen Dichtung die Schuld; überall dränge sich der Poet hervor mit seinen Träumereien. Das Wort rêve sei das Lieblingswort und lehre so oft in den Versen wieder, daß man ein Recht habe, es zu verabschonen. Was diese poetischen Phantasmagorien betrifft, so darf man sie den neuen deutschen Dichtern weniger

zum Vorwurf machen, die Weltchmerzlyrik ist mit Ausnahme einiger Nachzügler vorübergegangen. Und wenn die Persönlichkeit der Dichter eine interessante und geistig hervorragende ist, so wird auch eine Poesie mit subjectiver Färbung geistig bedeutend und deshalb willkommen sein. Unsere neuen Dichter sind im Gegentheil sehr objectiv, sie verschwinden hinter den Gegenständen, die sie behandeln; aber diese Gegenstände selbst sind meistens trübsinnig, interesselos, ohne die geringste sympathische Ader.

Wie gegen die Träumereien der Dichter wendet sich Martha auch gegen ihre Vorliebe für die Beschreibung. „Die Beschreibung ist ein falsches Genre, weil sie in ihrer langsamen Analyse glaubt, mit der Malerei weiterzukommen zu können, deren rasche Sprache sie nicht besitzt.“ Dies Axiom, sowie die weiteren Ergüsse über dasselbe Thema zu rectificiren, mag einfach der Hinweis auf Lessing's „Laoköon“ genügen, der freilich oft sehr missverständlich citirt wird, selbst von Gerwinus im achten Band seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts“, wo der Historiker Lessing's Autorität gegen Byron ins Feld führt. Lessing hat sich aber gar nicht gegen die Schilderung in der Poesie erklärt, sondern nur nachgewiesen, wie die Poesie zu schildern hat, wenn sie durch ihre eigenthümlichen Darstellungsmittel weiterfahren will mit der Malerei. Er hat sich gegen das schlechte descriptive Genre der Haller, Thomson u. s. w. erklärt. Die Verwerfung der wahrhaft dichterischen Schilderung wäre eine bedauerliche Einseitigkeit. Daß unsere Autoren oft „schlecht“ schildern, indem sie äußerliche Merkmale aneinanderreihen ohne feste Bewegung, ist freilich wahr, und unsere Romane sind reich an solchen Streichereien von Persönlichkeiten und an topographischen Beschreibungen. Doch mit dem Auswuchs ist die Sache selbst nicht zu verdammen.

Auch ein dritter Vorwurf, den die „Revue des deux mondes“ den französischen Poeten macht, trifft die neuern deutschen Dichter nur in beschränkterem Maße. Die Vorliebe für die Form, wobei les rimes riches besonders erwähnt werden, selbst für archaische Reimgebilde, wie die „Sonette“, ist in Deutschland gegenwärtig keine übertriebene zu nennen, ja die Zahl der Dichter, welche im Stande sind, derartige formelhafte Kunstwerke anzubauen, eine verhältnismäßig geringe.

Dagegen berührt der Autor mit seinem letzten Vorwurf an eigentlichen Grund, warum unsere Poeten sich dem Publikum entfremden. Er sagt: „Es ist ein sonderbares und neues Kennzeichen, daß die Poesie der Gesellschaft, ihren Sitten, Gewohnheiten und Leidenschaften, ihrer Religion und Philosophie, ihrer Wissenschaft, ihren Vergnügungen, ja allem, was Werth ist die Menschen hat, fern bleiben könne. Niemals haben die Alten oder Neuern, vor diesem Jahrhundert, die Sache so angesehen, wie man sich leicht überzeugen kann, wenn man nur sein Blick auf die hervorragenden Literaturen wendet. Bei den Alten ist die Poesie so sachlich reichhaltig, so bestrebt, die allgemeinen Empfindungen wiederzugeben, so im Einklang mit den Anschauungen des Volks, so treu in ihren Schilderungen, daß man mit Aristoteles sagen kann: die Poesie ist philosophischer als die Geschichte.“

Martha hebt ferner das Specifisch-Römische der römischen Poesie, trotz ihrer Nachahmung griechischer Formen, hervor; er rühmt sogar, Dante, Calderon und Shakspeare als die größten Repräsentanten ihres Zeitalters und seiner Weltanschauung zu erwähnen, beruft sich noch auf die Dichter des 17. und 18. Jahrhunderts, und meint dann: es sei erst dem Jahrhundert vorbehalten gewesen, eine Poesie zu schaffen, die niemand etwas angeht, Verse zu dichten, denen es an der Veranlassung, an jedem Stoffe fehlt. Die Poeten haben sich zurückgezogen aus der Zeit, aus dem Leben, sie sprechen nicht mehr die allgemeinen Empfindungen, die herrschenden Meinungen aus. Sie stehen nicht über dem Jahrhundert, sondern außer halb desselben.

Damit trifft unserer wackerer Mitstreiber den Nagel auf

den Kopf. Deutschland war auf dem besten Wege zur Zeit der Börne und Heine, denen es leider an gestaltender Kraft fehlte, zur Zeit der politischen Lyrik, der ersten jungdeutschen Dramatik; man fühlte die Nothwendigkeit, daß die Poesie aus dem Geiste der Zeit herausdringen, von den Sympathien des Volks getragen werden müsse. Jetzt sind nur noch wenige sich des rechten Wegs bewußt; die Mehrzahl irrlichtert in allen Traumregionen der antiken und romantischen Walspurgienacht und hält die Irrlichter des Brodens und die hüpfenden Flammen der pharaischen Ebene für die rechten Leitsterne der Muse. Die Akademiker glauben, durch Formencorrection die Doppelgipfel des Parnass zu erobern; andere sind im Mittelalter vergraben, dichten alte Volkslieder nach, schreiben langweilige Kaiserdramen; sie wissen nicht, daß die Poesie nur dann ihre weltgeschichtliche Höhe erreicht, wenn ein großer dichterischer Genius sich mit dem Genius seines Jahrhunderts erfüllt.

### Eine Anthologie altdeutscher Dichtungen in neuer deutscher Sprache.

Unter der großen Anzahl Anthologien und Lesebücher, welche in unseren Tagen zu einer förmlichen Literatur anzuwachsen scheinen, verdient ein Unternehmen beachtet zu werden, welches im Anschlusse an verbreitete Literaturgeschichten Proben der dort besprochenen Größtenwerke bietet. Für die neue Zeit sind derartige Quellensammlungen schon viele vorhanden; dagegen für die ältere fehlt es noch ziemlich an Zusammenstellungen von Proben in der heutigen Sprache. Ein altdeutsches Lesebuch in neuem Deutsch hat den Zweck, einestheils zu den Anthologien hinzuleiten, welche unsere ältere Literatur in der Ursprache bruchstückweise zur Anschauung bringen, andererseits zu den vollständigen Uebersetzungen, wie sie namentlich von Schmid geliefert sind. Wie die Sachen gegenwärtig in Wirklichkeit noch stehen, wird sich nicht leugnen lassen, daß ein solcher erster Schritt von vielen gethan werden muß, ehe ihnen der zweite und wichtigere möglich ist: zu den vollständigen Originalwerken zu greifen. An sich und principiell sind wir gegen Uebersetzungen aus dem Altdeutschen, aber als Nothbehelf müssen wir sie gelten lassen. Sie befördern mindestens in sachlicher Hinsicht die Literaturkenntnis, wenn sie auch in formaler nicht genügen und oft mehr schaden als nützen. Derselben Gedanken hat auch Eugen Lubes, der Herausgeber dieser neuesten altdeutschen Anthologie in neuerdeutscher Sprache, welche den Titel führt: „Charakterbilder der deutschen Literatur nach Dilmar's Literaturgeschichte geordnet mit Rücksicht auf die neueste Auflage der Handbücher von Schaefer und Berner Dahn“ (Jena 1866), annähernd zum Ausdruck gebracht, wenn er in seinem Vorworte sagt: „Wenn erst einmal in allen höhern Schulen unsers Vaterlandes auch die altdeutsche Sprache (d. h. die mittelhochdeutsche mit eingeschlossen) gelehrt wird, wozu jetzt Männer wie Pfeiffer, Bartsch u. a. im Anschlusse an die ältern Meister der deutschen Philologie den Weg bahnen, wollen diese Blätter gern in Vergessenheit gerathen. Bis dahin hoffen sie ein gutes Recht zu haben und gerade jenen Männern in die Hände zu arbeiten.“ Daß Lubes seine „Charakterbilder“ — ein Titel, der uns nicht treffend zu sein scheint und leicht mißverstanden werden kann — nach der verbreitetsten Literaturgeschichte geordnet hat, mag praktisch sein, doch ist es zugleich eine Schranke und eine Gefahr. Die Anthologie beginnt mit einer gothischen Sprachprobe aus Lufkes' Bibelübersetzung nach beigefügter wörtlicher Uebersetzung und schließt mit einer Predigtstelle von Johann Tauler. In einer solchen Anthologie waren Prosastücke natürlich nicht ganz auszuscheiden. Die Auswahl ist trotz des Anschlusses an Dilmar vielfach selbständig und mit Sachkenntnis und Geschmack getroffen. Ueber den Werth der benutzten Uebersetzungen ließe sich öfters rechten, doch tritt diese formale Seite hinter den literarhistorischen Zweck des Buchs von vornherein zurück.

# Anzeigen.

Verlag von F. A. Brochhaus in Leipzig.

## F. Ahn's Sprachlehrbücher.

**Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.**

Premier cours. 21<sup>me</sup> édition. 8 Ngr.

Second cours. 12<sup>me</sup> édition. 10 Ngr.

Troisième cours. 7<sup>me</sup> édition. 8 Ngr.

**Traduction des thèmes français de la Nouvelle méthode pour apprendre la langue allemande.**

Premier et second cours. 4<sup>me</sup> édition. 5 Ngr.

**Grammaire allemande théorique et pratique. Seconde édition.** 24 Ngr.

**L'Allemagne poétique ou choix des meilleures poésies allemandes des deux derniers siècles, classées par ordre chronologique et précédées d'un aperçu historique de la poésie allemande depuis Haller jusqu'à nos jours.** 1 Thlr.

**Petit livre de conversation anglais-français à l'usage des institutions de demoiselles.** 10 Ngr.

**A new, practical and easy Method of learning the German language.**

First course. 21<sup>st</sup> edition. 10 Ngr.

Second course. 17<sup>th</sup> edition. 12 Ngr.

Third course. 4<sup>th</sup> edition. 10 Ngr.

**Key to the exercises of Ahn's New method of learning the German language.**

First and second course. 8<sup>th</sup> edition. 5 Ngr.

**First Rudiments of the German language for children from 6 to 10 years old.** 8 Ngr.

**English-German Conversation-book for young Ladies.** Englisch-deutsches Gesprächsbuch für höhere Töchter-schulen. 10 Ngr.

**The Poetry of Germany.** A selection from the most celebrated German poets of the two last centuries. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 8 Ngr.

**First Rudiments of the French language for children from 6 to 10 years.** 8 Ngr.

**French Conversation-book for young Ladies.** 10 Ngr.

**Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua tedesca.** Colla traduzione tedesca de' temi italiani. Corso primo. Edizione originale. 10 Ngr.

Ahn's Methode zur Erlernung fremder Sprachen hat wegen ihrer Leichtigkeit fast alle andern verdrängt. Seine Lehrbücher sind so allgemein im Gebrauch, dass immer neue Auflagen davon nöthig werden und sie keiner besondern Empfehlung mehr bedürfen.

Verlag von F. A. Brochhaus in Leipzig.

## Die Erbin von Glengary.

Schauspiel in fünf Aufzügen

VON

Friedrich Meyer von Walbeck.

8. Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Der Stoff dieses ebenso poetischen als bühnengerechten Dramas ist der schottisch-englischen Geschichte in der Mitte des 18. Jahrhunderts entlehnt.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Ernst Brochhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brochhaus in Leipzig.

Verlag von F. A. Brochhaus in Leipzig.

## Forst- und Jagdwissenschaft.

**Windell, George Franz Dietrich** aus dem. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Eschsch. Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

**Berg, Karl Heinrich Edmund von.** Die Staatsforstwirtschaftslehre. Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

**Jester, Friedrich Ernst.** Die kleine Jagd. Zum Gebrauche angehender Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von E. F. C. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

**Püschel, Alfred.** Kurzgefasste Forst-Encyclopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Hülfstabellen, Winkelmaße und Planimeter. Für Forsttaxatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker Landwirthe, Auseinanderstellungsbeamte, Geometer u. s. w. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

— **Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler.** Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung. Nebst Geschäftskalender und Baumhöhenmaße. Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Für Oesterreich ist von diesem Werke eine besondere Ausgabe zu gleichem Preise erschienen)

In demselben Verlage erschien:

**Alquen, Franz Ludwig Hermann.** Vollständiges Handbuch der feineren Angellust. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 122 Figuren in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Cartonn. 1 Thlr. 15 Ngr.

**Hogt, Karl.** Die künstliche Fischzucht. Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von F. A. Brochhaus in Leipzig.

## Lehrbuch der Finanzwissenschaft

Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudium.

VON

Lorenz Stein.

8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Dieses Werk des berühmten wiener Professors der Nationalökonomie, das sich an dessen „Lehrbuch der Volkswirtschaft“ ergänzend anschließt, erfüllt den doppelten Zweck: das richtige Verständnis von dem Wesen und der Function eines Steuersystems zu fördern, und eine vergleichende Finanzwissenschaft durch Zurückführung der positiven Daten auf die elementaren Begriffe des Steuerwesens herzustellen. Es ist an mehreren Universitäten als Compendium in Gebrauch und wird wegen der streng didaktischen Darstellung und seiner Zugänglichkeit auf die Elemente der Gesellschaftslehre vorzugsweise zum Selbststudium.



Inhalt: Der achte Band von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts“. Von Rudolf Gottschalk. — Heinrich Ziegler. — Vom Büchertisch. — Ein mittelalterliches Fürstenbild. Von Heinrich Wacker. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Der achte Band von Gervinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts“.

Die umfassende Darstellung, welche Gervinus von der Geschichte unsers Jahrhunderts gibt, ist jetzt bei einem der interessantesten Höhe- und Wendepunkte desselben angekommen, bei der Julirevolution. Die Schilderung der ihr vorausgehenden geistigen Bewegungen in Europa während des dritten Jahrzehnts bildet die erste, die Darstellung der Julirevolution selbst und ihrer unmittelbaren Folgen die zweite Hälfte des vorliegenden achten Bandes:

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. Achter Band. Leipzig, Engelmann. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 25 Ngr.

Das Werk von Gervinus hat bisher vielfache Anerkennung gefunden, einzelne Partien desselben, wie die Geschichte der südamerikanischen Freiheitskriege und die Darstellung des griechischen Unabhängigkeitskampfes, können für Muster einer pragmatischen und doch lebensvoll anschaulichen Geschichtsdarstellung gelten. Die Persönlichkeiten und Begebenheiten erscheinen nicht grau in grau gemalt wie in den Werken der archivariischen Historie, denen es nur auf eine scharfsinnige Auslegung und Verknüpfung der protokolllarisch einregistrierten Thatfachen ankommt, denen über einer den verborgensten Motiven nachgehenden Feinspürigkeit der Sinn für das frische geschichtliche Leben verloren geht; nein, die Charaktere haben Fleisch und Blut, Mark und Colorit, und die Ereignisse selbst werden uns meistens anschaulich dargestellt, wie es die Aufgabe des Historikers ist.

Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen, daß der Mangel an Beschränkung, der einmal der deutschen Gelehrsamkeit eigen ist, auch bei dem Werke von Gervinus störend hervortritt. Es gibt wenige deutsche Professoren, die nur ein Collegium gleichmäßig durchzulesen verstehen. In der Regel sind sie in der ersten Hälfte übermäßig weitschweifig, und überstürzen sich dann in der zweiten oder werden gar nicht fertig; ja manche haben am Schluß des Semesters erst glücklich die Einleitung hinter sich. Noch weniger ist Maß und Oekonomie in

1866. 32.

den gelehrten Werken heimisch. Der Stoff wächst allen unter den Händen und sie lassen ihn wachsen. Mit acht Bänden ist Gervinus nun bei der Julirevolution angelangt; es ist dies ein Zeitraum von 15 Jahren. Wir werden daher nach weiteren acht Bänden mit genauer Noth bei dem Jahre 1848 angekommen sein. Der Stoff, den Gervinus behandelt, hat außerdem die mißliche Seite, daß er nicht ruhig stillhält, sondern in rapider Fortbewegung begriffen ist; ja, Ereignisse von solcher Bedeutung, wie sie das Jahr 1866 gebracht hat, verdienen allein einen Band für sich oder sogar mehrere Bände, wenn das richtige Verhältniß zwischen der Wichtigkeit des Dargestellten und dem Umfang der Darstellung gewahrt bleiben soll.

Auch kann sich der Autor nicht mit der harten Nothwendigkeit entschuldigen; es gibt Partien in seinem Werke, die geradezu weitschweifig sind. Nicht alles, was in Venturini's Chronik steht, gehört deshalb auch in 'ein Geschichtswerk. Die Restaurationsperiode ist überhaupt im ganzen inhaltsleer und handlungsarm, mindestens was die europäischen Hauptstaaten betrifft. Namentlich aber hat Gervinus den kleinstaatlichen ständischen Bewegungen in Deutschland einen Raum gewidmet, der weit über ihre Bedeutung hinausgeht. Wozu diese constitutionelle Miniaturmalerei? Es ließ sich das alles in größern Zügen schärfer und wirksamer ansprögen. Eine Geschichte des „neunzehnten Jahrhunderts“ muß immer scharf die Grenzen wahren, die sie von einer Specialgeschichte unterscheiden.

Wir leugnen nicht, daß das Werk von Gervinus mit dem rühmlichsten Fleiß, mit Benutzung und verständiger kritischer Sichtung aller Quellen gearbeitet ist; nur das leugnen wir, daß die Breite der Darstellung und die Aufnahme eines uner schöpplichen Details gerade für diesen Fleiß sprechen. Tausend Werke zu excerpiren, und dann auf Grundlage derselben drei Bände zu schreiben, wie es Johannes Müller gethan, das erscheint uns fleißiger; denn hier tritt zum Fleiß des Sammelns der Fleiß des Sichtens und die Resignation, welche in freiwilliger Aufopferung oder Verhüllung so endloser Arbeit

65

besteht. Dafür ist dann alles Kern und Essenz, was ja Tage kommt.

Ein anderer Grund der Weitschweifigkeit in einzelnen Bänden des Werks liegt in der Darstellungsweise des Autors. Es setzt hin und wieder nicht an etwas altklugen Refinement, an einer Wortfülle, die sich allzu behaglich ergießt, und an einigen endlos auseinandergespritzten Perioden. Die wenigsten Historiker verstehen zu schreiben, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist: es scheint, als ob die Würde der Geschichtsschreibung etwas Kothurn und Faltwurf verlange — man könnte ja sonst „die Unsterblichen“ mit den raschlebigen Chronisten des Tages verwechseln. Die einen schreiben Taciteischen Lapidarstil, sibyllinisch orakelhaft, und weisen das vulgus profanum durch kühne Inventionen von sich ab, indem sie ihm gleich am Anfang des Satzes Prädicat und Object entgegen schleudern, wo dasselbe in seiner Harmlosigkeit ein Subject erwartete; andere wieder befeißigen sich der kauftvollsten stilistischen Architektur, indem sie ein so vielfach durchbrochenes Saggebäude aufzuführen, daß man sich angstvoll nach den tragenden Gliedern und nach dem Schwerpunkte desselben umsieht; ja es gibt namhafte Historiker, die in ohrzerreißender Weise mit dem Griffel der Klio auf ihren Tafeln herumtragen. Gervinus gehört im ganzen zwar zu den bessern Stilisten; doch ist auch sein Stil nicht von Unarten und Manierirtheiten frei, auf die wir noch näher zurückkommen werden.

Der Vorwurf der Weitschweifigkeit trifft den vorliegenden achten Band nicht, weil er einen durchweg interessanten Stoff behandelt.

Die erste Hälfte: „Geistige Bewegungen im dritten Jahrzehnt“, ist literarhistorischen Inhalts und zerfällt in drei Abschnitte: „Wissenschaftspflege in Deutschland“, „Die romantische Richtung und ihre innern Veränderungen in ihrer Ausbreitung über Europa“ und „Wissenschaftspflege in Frankreich“.

Das ganze Werk wird eine Ergänzung zu Gervinus' deutscher Literaturgeschichte bilden, indem es den dort abgerissenen Faden bis auf die neueste Zeit fortführt und überbietet das Gemälde der deutschen Literatur zu einem Panorama der europäischen erweitert. Ob diese Darstellung eine fruchtbringende sein wird, dürfte man bezweifeln, im Hinblick auf die bekannte Misgunst, mit welcher Gervinus die neuere literarische Production betrachtet. Sein Princip ist, daß die Poesie jetzt brach liegen müsse, bis die deutsche Nation ihre politischen Aufgaben gelöst habe. Die etwas wortreiche Einleitung des ersten Abschnitts enthält fast nur Variationen über dies Thema. Da hören wir, wenn auch in indirecter Rede und als eine Ansicht mancher Genossen früherer Zeit, von den Befürchtungen, daß durch eine neue Bevorzugung und Ueberfruchtung des geistigen Lebens dies zerrissene, weltbürgerliche, thatlose, in geistigen Genüssen erschlaifte Volk zurückfalle in einen Zustand, wo Wissensdrang und Schreibsucht den noch schwachen Naturtrieb wieder ersticken werde. „So war die Hoffnung in Wien, wo man bei dem Fortwuchern der Dichtung und dem Ausblühen

der Wissenschaft sicher sein mochte, die Deutschen ablenkend von ihren jungen politischen Anwandlungen auf unfruchtbare Beschäftigungen glücklich zerstreut zu haben.“

„Unfruchtbare Beschäftigungen“ — ist das die Ansicht der Wiener oder die Ansicht des Historikers? Fast scheint das letztere; denn Gervinus selbst fragt, „ob das stets wiederkehrende Einlenken auf das geistige Leben nur eine Verzögerung der politischen Bildung auf einem nicht wesentlich schädlichen, vielleicht nicht unwesentlich fördernden Umwege bedeutet, oder eine Verirrung auf Abwege zur Nimmerwiederkehr“? Kann man das geistige Leben „und die politische Bildung“ schärfer gegenüberstellen; ja, welches eingeseifte *ζωον πολιτικον* ist der Autor, daß er im geistigen Leben eine Verirrung auf Abwege sieht? Das deutsche Volk soll bei den Haaren zur Politik gezogen werden, ums Himmels willen Politik und nichts als Politik treiben! Denn die Politik liegt in der einen Schublade und in der andern „das geistige Leben“! Da soll kein Denker denken, kein Dichter dichten. Das sind „unfruchtbare Beschäftigungen“, das ist nur ein „Fortwuchern“ der Literatur. Und doch ist auch in geringern Gedanken- und Dichtwerken mehr nationaler Geist als in jenen Unbezähmbaren Sammlungen, auf deren lärmende Debatten Gervinus hinhört, als hörte er das Gras der Weltgeschichte wachsen, als in jener ganzen constitutionellen Natulatur, aus welcher er seine historischen Dürrbreht. Wir können uns einen Aufschwung des politischen und des geistigen Lebens durchaus nicht getrennt denken; er war auch nicht getrennt in unserer classischen Epoche, wie namentlich Schiller's Beispiel beweist, er wird es um so weniger sein, je mehr das politische Bewußtsein das ganze Volk durchdringt. Daß deshalb alle Kräfte die stillere geistige Arbeit aufgeben sollen, um auf dem Forum mitzuschreien, wo ohnedies schon überflüssiger Lärm genug ist: das ist eine Forderung, die doch nur bei der Verranntheit in ein höchst einseitiges geistiges Schubladen-system aufzustellen möglich ist. Man muß dies um so mehr betonen, als Gervinus sich gerade von der Literatur, welche den Zeitgeist und seine politischen Grundbestrebungen in sich aufgenommen hat, vornehm abwendet.

Unter den Charakteristiken, welche die Wissenschaftspflege des dritten Jahrzehnts illustriren sollen, sind die hervorragendsten die von Schleiermacher und Hegel, von Niebuhr und Savigny, von Jakob Grimm und Schloffer. Die Darstellungsweise von Gervinus ist auch hier eine geschichtliche; er analysirt nicht das Gesamtbild der geistigen Helden, er spürt ihren Entwicklungsgängen nach. Auch enthält er sich soviel als möglich jedes directen Urtheils; er befeißigt sich einer objectiven Kritik, die aus der Verkettung der Thatfachen selbst hervorgeht. In diesen Thatfachen gehört auch die Meinung der Zeitgenossen, in der sich das Für und Wider spiegelt.

Indem Gervinus das Bild Schleiermacher's entwirft, macht er es zugleich mit vielem Geschick zum Mittelpunkt seiner Darstellung der theologischen Entwicklung jener Zeit, wozu sich allerdings die vermittelnde zweifelhafte und zweideutige Richtung dieses Theologen besonders eignet.

weist nach, daß Schleiermacher seine „Dogmatik“ ganz dienste der unionistischen Sache geschrieben habe, mit Scheidung alles confessionellen Gepräges; er rühmt nach, daß er durch dieses Werk, das selbst die Gegengewandern die erste Dogmatik seit Calvin's „Institutionen“ genannt haben, die Theologie aus einem trostlosen Zustande der Verwilderung zu neuer Blüte trieb. anaturalismus wie Rationalismus waren damals näßig ratlos. In diese Rathlosigkeit trat Schleiermacher mit seinem die ganze Theologie neu belebenden ein. Schleiermacher suchte eine Mittellinie zwischen der Geistesbildung der Wissenden und den religiösendürfnissen der Menge zu gewinnen, indem er den id des Glaubens der Gebildeten, eingrenzend gegen gerechtfertigten Uebergreif des Supranaturalismus es Rationalismus, zu umschreiben meinte. Bestrebt war, die Religion nicht bloß wissend zu begreifen, n durch einen eigenen Sinn, durch eine Art Offenim Gemüthe lebendig zu ergreifen, erhob er das he Bewußtsein zu dem Princip, aus welchem er den des Glaubens als etwas dem menschlichen Wesen ähnlich Angeborenes entwickelte. Eine Reihe von meartikeln gab er preis, doch Eine feste Burg wenigdas Dogma von der Person Christi, glaubte er ten zu müssen. Er entwickelte wie aus einem unkt den ganzen Inhalt des Christenthums in Lehre von der aus inneren Erfahrungen bezugbaLösung durch Christus, der zu diesem Werte be sei durch ein allausfüllendes Gottesbewußtsein, 1 sündlos, irrthumslos, vollkommen, zu einem ge und wirklich gewordenen Urbild des Menschen In dieser seiner Christologie machte Schleier der Stünde der Halbheit verfallen, dem Supraismus Zugeständnisse, wie er in seiner Auslegung azelnen Wunder dem vulgären Rationalismus nungen machte. So trug er durch sein vermitWerk in die theologische Welt nicht den Frieden nbern auch den Krieg. Mitten in dem nächsten selbst spalteten sich so verschiedene Richtungen ; man von einer eigentlichen Schule kaum reden Rationalismus und Pietismus traten sich ver gegenüber. Die Hegel'sche Schule verargte es macher, daß er die Philosophie aus dem theologi reise ganz ausschließen wollte. Marheineke be, der Glaubenslehre den Werth einer Wissenschaft 1, sei nur der Philosophie möglich; Hegel ver Schleiermacher's Rückbeziehung der Religion auf ühl, das niedrigste Gefäß, in das Gott könne men werden. Im Tadel der dogmatischen Be it von Schleiermacher's „Leben Jesu“ lehnt sich an die bekannte neuere Schrift von Strauß weist auf die später veränderte Stellung der 1 sich vom Volk abwendenden Gelehrten zu dieser in, indem nach einigen Jahrzehnten die volle ndersetzung mit dem Dogma und die rückfichtrtheilung der Geschichtsquellen des Christenthums lauten Forderung und einem offenen Geschäfte

der Zeit wurde. Von Schleiermacher geht Gerwinus zu Hegel über, dessen Dictatur in jener Epoche auf ihrer Höhe war:

Hegel war 1818 nach Berlin berufen worden, in dem Brennpunkt des wissenschaftlichen Lebens, wo Theologie und Philosophie, Rechts- und Sprachkunde in unerschöpflicher Anregungskraft miteinander wettrangen. Der strenge Ernst des von dem Glauben an sich selbst ganz erfüllten, an seine Aufgabe wie an eine heilige Sache hingegebenen Mannes und die unantastbare Folgerichtigkeit und Ordnung seiner Lehre versammelte hier um ihn alle firebame Jugend, der es in dem Wirbel des romantischen Ausschweifungen um eine heilsame Frucht des Geistes, oder um eine philosophische Weihe ihres Fachwissenschaft, oder um eine rettende Zuflucht aus dem trostlosen öffentlichen Leben zu thun war. Schutz und Günst der Regierung, die dem Meister und seinem Anhange zutheil ward, verstärkten den Einfluß seiner Lehre noch um ein Großes: sie ward nun dem geistigen Wäucher zur Mode, dem Dienstbefähigten zur Pflicht, dem Versorgungsbedürftigen zur Nothwendigkeit. Um die Zeit, da die berühmte „Zeitschrift für wissenschaftliche Kritik“ entstand, war eine vorzügliche Schule, unter einer Anzahl Alge sellen gestiftet, wie ein eroberungslustiges Heer um den Führer gelagert, die, oft nicht weit über die Formeln der reichlichen Kunstsprache hinweggekommen, der Welt predigte, daß diese Philosophie die Verheißung aller Dinge, der Kunst und Wissenschaft, der wahren Kirche und des echten Staates habe. Sie breitete in den weitesten Kreisen der neugierigen Gelehrten, der denkenden Beamten, selbst der gebildeten bürgerlichen Geschäftsleute in Deutschland ein Gefühl der Verbündetheit, der Unzerlöslichkeit aus, sich mit diesem neuen Glauben zu sehen; sie suchte den Sinn der Lehre sogar einzelnen Franzosen zu vermitteln, die in Hegel den Spinoza mit Aristoteles multipliziert fanden und ihn auf der Spitze der Pyramide sahen, zu der alle Wissenschaft seit drei Jahrhunderten die Werkstücke zusammengetragen. Und dies war ein anerkannter Ruhm des Meisters, daß er in seinem Systeme alle Fäden der Zeitbildung wie zu einem künstlichen Gewebe einschoß, daß er es anspaltete mit allen Werthen und Wärdern der Wissenschaft des lebenden Geschlechts, daß er ihm die Größesarbeit der klassischen Literaturepoche Deutschlands darstellbar machte, daß er die gekürzte Empfindung, die lebendige Anschauung, die kühne Denkwiese, die Aufklärung und Weltbildung, alle Früchte dieser vielreisenden Zeit abschließend einheimste, daß er dem deutschen Geistesleben eine Kaffkette zu geben schien, wo es augenblicklich ein festes Ziel, in der Meinung der Schule selbst einen dauernden Anhalt fand.

Dieser treffenden und schönen Darstellung der Vorzüge des Hegel'schen Systems folgt indeß der hinkende Bote auf dem Fuße nach. Die Einwände, welche Gerwinus macht gegen die Ansprüche des Systems auf absolute Geltung, gegen die Zeitgemäßheit eines so allumfassenden metaphysischen Bauwerks in einer Epoche, wo eine ganz neue wissenschaftliche Forschung begann, sein Protest gegen das Zwangsbette des logischen Formalismus zu Gunsten der Einzelwissenschaft, welche Meisterin des vollständigen Stoffs auch zu einer ausgebildeten Metaphisik gelangen würde — alles das sind die bekannten, sein gruppirten und geschickt zusammengestellten Vorwürfe, welche dem Hegel'schen System schon oft gemacht worden sind, welche aber wol mehr die Berirrungen und Verkäuflichkeiten der Schule als den Meister selbst treffen, mindestens aber eine Correctur in andern Partien seines Systems finden.

Einen Stillstand, eine Stagnation konnte eine Phil-

sophie nicht vertreten, deren Wesen der Haß der Begriffe, die Bewegung, der geschichtliche Fortschritt war. Was aber die Arbeitsteilung und die sich immer mehr isolirende Einzelforschung betrifft, so war, je mehr diese ins Leben trat, die zusammenfassende metaphysische Architektonik um so nöthiger, wenn sich nicht die Wissenschaft in tagelöhnernde Fabrikarbeit auflösen sollte, wo der eine die Nadel macht und der andere das Dehr. Daß aber die Einzelwissenschaft selbst aus sich heraus zu einer vollständigeren Methodik kommen sollte, ist ein gutmüthiger Aberglauben; wir kennen ja die Methodik der neuern Naturforscher, daß Gott erbarm! Es bedarf der umfassenden Genien, die einen geistigen Kosmos herzustellen verstehen, in den sich dann die Resultate der Einzelforschung von selbst einreihen. Doch der Glaser, der die Fenster, und der Schlosser, der die Schlüssel macht, sind deshalb noch lange keine Architekten und können nicht den Bauplan des Ganzen bestimmen. Die Kunst des Forschers ist nicht die Kunst des Denkens, und über der Vertiefung ins Einzelne geht leicht der Sinn fürs Allgemeine, wenn er überhaupt vorhanden war, verloren. Wenn Gervinus schließlich das Hegel'sche System eine Geistesherrschaft nennt, „aufgerichtet in der Zeit der Abwendung von der unerfreulichen Gestalt der Tagesgeschichte“, so vergißt er selbst sein früheres Lob, daß der Meister alle Fäden der Zeitbildung in seinem System vereinigte.

Allerdings hat Hegel mannichfache Wandlungen durchgemacht, bei deren Nachweis Gervinus sich an das Haym'sche Werk über Hegel anlehnt. Die Wendung in Hegel, daß „in seiner totalistischen Tendenz das Gedankenhafte vor dem Sachlichen vorschlug“ (beiläufig eine Probe des manierirten und schwülstigen Stils, dessen sich Gervinus bisweilen schuldig macht), dürfte schwer nachzuweisen sein. Damit fällt auch der Tadel, „daß das System in dem Maße, als es der metaphysischen Gedankenwelt den gleichen Werth wie der Wirklichkeit zuerkannte, von seiner anfänglichen Lebensfrische verlor“. Wann in aller Welt hat denn Hegel der Wirklichkeit einen höhern, wann auch nur den gleichen Werth wie der metaphysischen Gedankenwelt eingeräumt? Wir belennen, daß wir uns bei all diesen Phrasen nichts denken können, am so weniger, als der Gegensatz zwischen Phänomenologie und Logik, an den man als das einzig Thatsächliche bei diesen bombastischen Auseinandersetzungen denken könnte, von Gervinus gar nicht einmal erwähnt, viel weniger durchgeführt wird. Der Kritik der einzelnen Disciplinen Hegel's, der Religions- und Rechtsphilosophie, namentlich dem Lobe der Kunstphilosophie, kann man eher bestimmen.

Treffend ist die Charakteristik Niebuhr's und Savigny's und ihrer Mittel- oder vielmehr Schaukelstellung zwischen den Bewegungs- und Regierungsmännern, bei der indeß das Bestreben, die Gegenwart unter die Herrschaft des Ueberlieferten und Bestehenden zu bannen, doch überwog. Mit Recht wird bei Savigny die Eleganz und classische Klarheit gerühmt, die er der juristischen Sprache zu geben wußte. Mit außerordentlicher Wärme und deshalb

lebhaftester Färbengebung ist Jakob Grimm, in der des Historikers, charakterisirt:

Angefaßt dieser großartigen Thätigkeit auf den in der allgemeinen Sprachkunde nannte Jakob Grimm, zu dem Entwürfe der deutschen Grammatik seinen es den großen Zusammenhang der europäischen mit der den Sprachen einzugehen, aufgab, seine eingeschränkten in die doch den unermesslichen Kreis aller germanischen zu umfassen, „klein erscheinend“. Kein Zug blank und voll wie diese rührende Bescheidenheit den Mann einfließt unter den geistigen Häuptern der Nation das Bewußtsein weit die eigenthümlichste Gestalt in der gelehrten Welt des Zeitalters darstellt. In diesem Reiche des acerbischen und eifersüchtigen Kampfes steht er, eine Erscheinung ihresgleichen, um eben jener seltenen Bescheidenheit und leugnenden Hingebung willen, um der so kindlichen und hohen patriarchalischen Einsicht seines Geistes und Gemüths, um seiner durch und durch vaterländischen Gesinnungen fast gänzlich unangefochten; in seinem langen Leben sanft angefaßt von den Dürren, den Störungen, den des Regiments und des öffentlichen Lebens, blieb er doch von irgendeiner Befleckung, in die höchste Reife eingetragenen dem unverfälschten Schmelze der jungen Frucht. Er ist ein sen aus einem Gasse, und dieser Gasse von dem Geiste strempelt der alten guten Zeit; und diese Stärke der ihm muß es sein, die ihn mit einer unvergleichlichen Selbst antrieb, sein Leben der Erforschung des Alterthums deutschen Volks zu widmen, und der Gegenwart, wie ein Prophet mit umgekehrtem Gesichte zu werden. Er fällt von der Herrlichkeit des deutschen Alterthums, auf der „hoffärtigen Ansicht“, die in dem Leben der ersten Jahrhunderte nur dumpfe unerfremde Barbarei erblickt, in bitterer Abhuld gegen die profane Dürre der Jetztzeit und ihre Liebesgriffe über alle Vergangenheit, was nach moderner Vernunftstiele, Verkünstelung und Verschmückung, abgewandt in einer Folgerichtigkeit, die in den feinsten Zeiten unglänzlich erscheint. In der Methode, die auch das Kleinste nicht verschmäht, das Feingepürte allen Dingen ihre geistige Bestimmtheit zu er von Grund aus aller wäherlichen und vornehmsten der Wissenschaft entgegengesetzt wie der Kunst. Er in classischen Studien an, schon aus Abneigung gegen die Natur, daß „ein vaterlandliebendes Volk seine erste und seine späteste Weisheit aus dem Geiste einer Sprache schöpfen solle“, aber wesentlich doch aus seinem grüßten Vorliebe für wissenschaftliche und künstlerische mannstoft vor aller classischen Federrei, für alles Volkstümliche und Demokratische-Einfache in der Literatur aristokratischen Zubereitung.

Was Gervinus weiterhin von dem Kunst- und Naturdichtung vor allem Grimms sagt, der aller Naturdichtung vor allem dichtung den Preis erteilte, ist zwar sehr treffend und zugleich die Einseitigkeit und Schopenhauer's feierten Alterthumsforschers, welcher dadurch und unheilvollen Principien in die Hände arbeitete, dem eine ausbrüchliche Jüngerschaft nur das Dichtliche poetisch und deshalb alles Moderne unpoetisch. Die verhängnißvoll dies auf die Literaturgeschichte wirkt und auf die Pädagogik, ist hier nicht der Ort zu weisen. Eine dilettantische Poesie hat sich für das Alterthümliche gepflegt und in den besten Schöpfungen im Widerspruch gegen die Anforderung, aus dem Geiste der Zeit zu dichten, ewigen gemeint; man hat die Jugend mit Dittfried gelangweilt, ehe man sie zu Schiller

e, und statt sie in der neuern Literatur zu orientiren, einen Wust von Namen und Schrifttiteln eingetrichtert, der gar keinen Werth für sie haben konnte, da sie die Schriften selbst nicht kennen lernte, theils auchichterische Bedeutung derselben eine sehr geringe war. steht ganz im Einklang mit dieser Richtung, wenn man in politischer Hinsicht ein crasser Particularist was Servinus mit warmer Zustimmung erwähnt:

Seine Vaterlandsliebe wurzelte in der engern Heimath zu dem niederhessischen Lande; er sah in seiner Jugend häufig auf die Darmstädter herab; aber in seinem Alter er gegen einen frankfurter Landmann öffentlich den aus, die unnatürliche Trennung der beiden Oeffen der Einheit weichen zu sehen: ein Gedanke, der in einem noch kräftigen und praktischen Geschlecht, außer den herrschenden Umständen zumal, wie ein Blitz hätte zünden müssen. Seine Studien, überall sich bewegend in den Dingen, die holl einigen und nicht trennen, mußten diesen Mann ent dem Einigungsgedanken gewinnen, sobald er auftauchte; wie hätte er in der herrlichen Doppelkraft seiner Vaterliebe dem geführt, der ihm sein heftiges Volksthum hätte zu wollen! Ihm war unsäglich, wie ein Deutscher der Staaten, die zum Theil eine ungleich stolzere Geschichte als deutsche Großstaaten haben, um der Gemeinheit und Einwillen, die in einer strengen Bundesverfassung zu retten eine Sonderheimat an einen Einheitsstaat verrathen sollte, gedachte, der jedem amerikanischen Staatsbürger, der Schweizer des winzigsten Cantons undenkbar ist, der Millionen Deutschen in ihrer politischen Gedankenlosigkeit vollkommenheit arglos gelänfig ist!

Derartige heftige Ausfälle wiederholen sich mehrfach dem Bande und lassen bezweifeln, ob der Historiker 19. Jahrhunderts den Geist des 19. Jahrhunderts innen begriffen hat. Mindestens sind es aus der der historischen Darstellung herausfallende, leitartige Seitenhiebe, welche den Eindruck machen, als der Autor den zwanzigsten Band seines Werks undpothese der augustinburger Politik nicht abwarten! Die Darstellung der Geschichtschreibung, welche den des ersten Abschnitts bildet, hebt die Porträts deriker in festen Umriffen hervor. Ranke's gewandte und iche Darstellungen werden gerühmt — „ein Mann, urch ein seltenes Talent jene Gegensätze; die ge-ten Richtungen in den Beschäftigungen mit der deut-Geschichte, die Eröffnung neuer Quellen und die der formalen Verarbeitung vereinigte“. Doch ist Lob einer der Schule des Servinus im ganzen jenseitigen Richtung nur flüchtig hinweggleitend. Ein-der verweilt unser Autor bei Dahlmann, „den all-eben lang der stolze Ehrgeiz bewegte, Werk und des Historikers mit dem des Staatsmanns zu ver-“, und bei Schloffer:

Mann, den die sinnige Natur von allem unmittelbaren isen in das politische Leben für immer zurückhielt; der, er merkwürdigen Mitte zwischen den französischen, auf die wart gerichteten Geschichtschreibern und den Männern der Wissenschaft in Deutschland, in den praktischsten Stoffen ein Mann der strengen Wissenschaft blieb, als ein Rich- Zeitgeschichte nie ein Parteimann der Gegenwart ward; on dem rückwärts wendenden Laufe der Tagesgeschichte in seiner en Natur ungleich heftiger als die meisten andern ergrif-ber die Eindrücke des Augenblicks doch immer Meister

blieb; der sich in das große Geschichtsleben einer großen Zeit versenkte, aber, ein Erbe der gewanderten Seele seines Vaters, zugleich in stiller Betrachtung auf das Stillische gerichtet war, ein Censor der Zeit und der Menschen und zugleich in geistiger Beschaulichkeit ein Anachoret, dem in seiner wissenschaftlichen Zufluchtsstätte die Stürme der Außenwelt nichts anhaben konnten.

Schloffer's Buch, meint Servinus weiterhin, war eine der selbständigen Handlungen politisch-geschichtlicher Diagnose und Berathung am Krankenbette der Zeit, von der die Geschichte der Historiographie zu erzählen weiß. Dies Lob des Schloffer'schen Werks unterschreiben wir gern. Daß Servinus mit seinem Tadel der entgegengesetzten Ranke'schen Richtung rückhaltiger ist oder ihn vielmehr ganz unterdrückt, das mag seinen Grund haben in zarter Rücksichtnahme, die der Historiker Servinus seinen Mitstreibenden schuldet.

Der zweite Abschnitt: „Die romantische Dichtung und ihre innern Veränderungen in ihrer Ausbreitung über Europa“, beginnt mit der Untersuchung, ob der europäische „Widersehlchkeitsgeist“ (!), der aus blos politischen Verhältnissen nicht hinlänglich erklärbar scheint, von dem in der deutschen Wissenschaft kaum eine Spur zu finden sei, vielleicht aus der schönen Literatur hervorgegangen. Servinus schilbert zunächst die Epoche der Auflösung der Romantik. Die Zeit der echten Kunst war so trübselig unter-, wie die der echten Wissenschaft leuchtend aufgegan-gen. „Die poetischen Meister selbst, die noch in die Zeit herüberlebten, die Goethe, Schlegel, Rückert, Uhland, zogen sich mehr und mehr, den großen Gang der Jahr-zehnte einhaltend, in die Wissenschaft zurück.“ Wir meinen, daß die Altersschwäche bei den beiden ersten mehr dazu gethan als der „große Gang der Jahrzehnte“. (Wenn übrigens die Jahrzehnte bereits einen „großen Gang“ haben, welches Epitheton bleibt dann für den Gang der Jahrhunderte und Jahrtausende übrig?) Bei Uhland war es die geringe Ausgiebigkeit des Talents, und bei Rückert trifft die Behauptung nicht zu, da dieser Dichter noch im vierten Jahrzehnt eine erstaunliche poetische Productivität entwickelte. Die scharfe Kritik der bizarren Fragen der romantischen Schule ist wohlbegründet, auch sind die Zusammenhänge Immermann's, Platen's und Heine's mit derselben bei dem ersten Auftreten dieser Dichter richtig nachgewiesen. Die Werke eines größern Umfangs, die sich in die handelnde Welt vorwagten, mißlangen dem roman-tischen Geschlechte:

Platen verließ, Iliaden in voller Waffentrüstung aus seinem italienischen Aufenthalte zurückzubringen, aber in seiner „Eiga von Cambrai“ nannte „der Unbant und das Geheiser des Un-verstandes“ die Noten besser als das Stück; und seine „Abssi-den“ in welchen er jenen, die ihn für bitter verkörpert, seine Sühligkeit beweisen wollte, fand man voll aalglatter Kälte.

Daß „ein in Lustspiel, Trauerspiel und Historie so fruchtbarer Schreiber wie Ranpach auffallend unbeachtet vorüberging“, ist eine wesentlich einzuschränkende Behauptung. Ranpach beherrschte lange Zeit die berliner Bühne ausschließlich, wie es niemals einem andern Dramatiker, selbst nicht der Frau Birch-Pfeiffer gelungen ist, und fand hier mit seinen Stücken den entschiedensten Beifall. Der



Hohenstaufenzyklus, den Servinus an dieser Stelle erwähnt, gehört übrigens schon in das folgende Jahrzehnt, sodaß der Historiker hier „dem großen Gang der Jahrzehnte“ vorgreift.

Servinus findet in diesen Schriftstellern, in Platen wie in Heine, ein Selbstgefühl, das nicht vor Selbstzweifel gesichert war, ein „heimliches unheimliches Gefühl des eigenen Unvermögens“, das sich am deutlichsten in der Uebereinstimmung aussprach, „in der sich alle die kleinen poetischen Nachkommen großer Vorfahren wie systematisch eine Miskenntung des großen Vermögens eben jener großen Ahnen und Meister anzutauschen liebten. Von Raupach bis Grabbe war Shakespeare für die dramatischen Pygmäen alle eine Art Spottwort.“ Es ist dies eine Uebertreibung, nur erklärbar aus der bekannten Shakespeare-Vergötterung unser Historiker, die sich auch in diesem Abschnitte wieder in höchst lakonischer Weise ausdrückt. Shakespeare könne „in jeder Frage des Lebens allen in allem alles sein“ — in diesem Extract aus den vier Bänden gipfelt die Shakespeare-Apotheose. Ein schwülstigeres Citat hat noch niemals ein Quakalber einer Panacee angehängt. Glücklicherweise hat schon Kümelin nachgewiesen, daß Shakespeare in sehr vielen Fragen des modernen Lebens nichts sein kann. Der Halbbromantiker Immermann durfte indeß in Shakespearomanie dreist mit Servinus wetten, indem seine ersten Dramen den Eindruck vollkommen impotenter Nachahmung und spitzfindig ausgelegelter Pointirung des Witzes und Pathos machen. Was aber Grabbe betrifft, so hat er allerdings einen Aufsatz gegen die Shakespearomanie verfaßt; in welchem mehr kritisches Talent steckt, als in den vier Bänden des Servinus'schen Shakespeare, und aus welchem unser Literaturhistoriker wol manches hätte lernen können, wenn überhaupt so stockblinde Umgebung lernfähig wäre; doch daß Shakespeare für Grabbe „ein Spottwort“ gewesen sei, das ist eine ungerathfertige Behauptung. Grabbe sagt z. B. in jenem Aufsatz: „Daß Shakespeare's componirendes Talent ausgezeichnet ist, leugnet niemand; daß es aber besser sein soll als das vieler andern Schriftsteller, leugne ich offen. Vor allem rühmt man dieserhalb seine historischen Stücke. Es ist wahr, daß alle seine Vorzüge in ihnen strahlen und daß da, wo er eigenthümlich ist, kaum Goethe (z. B. im «Egmont»), noch weniger Schiller mit ihm wetteifern kann.“ Das klingt doch wahrlich nicht wie Spott! Daß er die Shakespeare'schen Historien „poetisch verzierte Chroniken ohne Mittelpunkt und poetisches Endziel“ nennt — das ist eine Ansicht, über die sich streiten läßt. Ueberhaupt schrieb Grabbe diesen Aufsatz nicht gegen Shakespeare, sondern gegen die damals grassirende Shakespearomanie, die verkehrte und unglückliche Nachahmung des britischen Dichters, von der er selbst am ehesten selbst so wenig frei war, daß sein Streben nach Bizarrem, sein Schweben in Extremen, seine hyperbolische Ausdrucksweise sich auf Shakespeare zurückführen lassen.

Daß sich mit Börne und Heine die neue literarische Demokratie instinct- und grundsatzmäßig von aller Dichtung größern Stils abgewendet habe, daß die Schöngrei-

sterei an die Stelle der Dichtung getreten sei, mag man zugeben; doch einseitig ist es, hierin bloß den Verfall zu sehen. Es war eine Uebergangsepoch, welche die Theilnahme der Literatur an dem öffentlichen Leben vermittelte und einer Poesie die Bahn brach, welche dann wieder in Dichtungen größern Stils dieser Theilnahme einen künstlerisch geschlossenen Ausdruck gab. Wenn Servinus Heine zu den lernbegierigen Jüngern Rousseau's und Börne zu denen Voltaire's zählt, so ließe sich der Spieß doch weit besser umkehren, und man begreift in der That nicht, wodurch unser Autor zu dieser verkehrten Parallele veranlaßt wurde. Die politische Opposition, die mit dieser schönggeistigen Bewegung verbunden war, vergiftet Servinus natürlich nicht hervorzuheben; er betont mit Recht die Gegenwehr der jungen Literatur gegen den Tentonismus, sowie die anfängliche Mäßigung ihres Auftretens. Warum er indeß das Jahr 1825 als den Zeitpunkt hinstellt, in welchem sich die Aengstlichkeit dieser vorsichtigen Männer zu brechen beginnt, ist nicht abzusehen. Heine ließ allerdings das Jahr darauf seine „Reisebilder“ erscheinen; aber für Börne's literarische Thätigkeit — seine „Wage“ war schon 1822 eingegangen — liegt hier gar kein Wendepunkt vor, ebenso wenig für Platen, dessen später spielenden Streit mit Immermann und Heine Servinus schon vornweg geschildert hat. Wozu daher diese willkürlich gemachten Einschnitte, diese Epochen und Epöckelchen? Soll die Literaturgeschichte durch solche Zahlen zur Würde einer exacten Wissenschaft erhoben werden? Und weshalb in aller Welt wenden wir uns nun nach Rußland und Polen, Spanien und Italien, Frankreich und England, um dann wieder bei Börne und Heine einzutreffen? Diese bandwurmartige Charakteristik, von der man ein Stück am Anfang und das andere am Ende eines Abschnitts suchen muß, ist wahrscheinlich eine Probe von jener „ausgebildeten Methobol, zu welcher die Einzelwissenschaft, Meisterin des vollständigen Stoffs, durch eigenständiges Nachdenken gelangen muß“ — wir wissen uns aber aus dieser zusammengeklüffelten Methode der Darstellung keinen Vers zu machen.

Rudolf Gottschall.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Nummer.)

### Heinrich Stieglitz.

Heinrich Stieglitz. Eine Selbstbiographie. Vollendet und mit Anmerkungen herausgegeben von L. Cursch. Gotha, F. A. Perthes. 1865. 12. 1 Thlr. 18 Ngr.

Der bereits durch die Herausgabe der „Briefe von Heinrich Stieglitz an seine Braut Charlotte“ (Leipzig 1859) und des „Kurzen Briefwechsels zwischen Friedrich Jacobs und Heinrich Stieglitz“ (Leipzig 1863) bekannte Herausgeber der vorliegenden Selbstbiographie hat dieselbe, insoweit sie nicht vom Verfasser selbst (nämlich mit Ausnahme der fünf letzten Lebensjahre von 1845 — 49) niedergeschrieben worden war, vollendet und herausgegeben, weil ersterer sie „zur Veröffentlichung bestimmt“ hatte, indem er sie, in einer besondern Beziehung, als Testament auf seinem Sarge zurückgelassen und als eine von ihm zu führende Schuld betrachtete, und weil also „schon aus Pietäts-

lichten der Druck derselben nicht unterbleiben durfte". Sind mit diesen Beweggründen sowie mit der Ansicht des Herausgebers einverstanden, daß diese Biographie auch wegen ihres Inhalts des Druckes unwürdig sei, da das in diesen Blättern und ersene Menschenleben „auch sonst so viele interessante Mittheilungen über Menschen und Localitäten bietet, daß einer günstigen Aufnahme seitens des Publikums wol zu zweifeln ist". Lassen wir nun auch die hierin die Voraussetzung und Hoffnung des Herausgebers auf sich beruhen, so sind wir doch nicht nur dabon erzgt, daß die Selbstbiographie des Verfassers „das äge der Wahrheit an sich trage", sondern wir hegen ehr nach den uns zur Seite stehenden persönlichen unmittelbaren Erfahrungen die Meinung, daß die r enthaltenen Mittheilungen in allen Beziehungen, ntllich in ihrem wichtigern Theile, nämlich dem der tiven Anschauungen, Urtheile und Gefühle, vollkomwahr seien. Diese selbstbiographischen Mittheilungen kersaffers gehen bis S. 379. Außer diesen hat der sgeber, insofern er nicht in dem Schlußworte die iographie in flüchtigen Umrissen bis zum Abschlusse t hat, zugleich in den von ihm beigelegten Anmer: das im Texte Gebotene theilweise erläutert und st, auch in einem Anhange eine Uebersicht der Stieglitz herausgegebenen selbständigen Schriften so r in Zeitschriften u. s. w. veröffentlichten Aufsätze und te gegeben. Er hatte dabei besonders die Absicht, die kritischen Nachweisungen über die literarischen gen von Stieglitz festzustellen, inwieweit es diesem den Urtheilen der Kritik gelungen sei, das Ziel eichen, welches er sich als die Aufgabe seines e: gestellt hatte". Ob der Herausgeber diesen Zweck habe und ob er ihn durch dies alles wirklich erwerde, lassen wir billig ebenfalls auf sich beruhen, hier zur Sache selbst wenig beiträgt, und noch assen wir es dahingestellt sein, ob und welchen hieraus die Literaturgeschichte ziehen und sich anwerde.

r halten uns vielmehr an das vorliegende Buch, ist, und an das, was es bietet. Dasselbe hat für sich ein doppeltes, nämlich ein biographisches und ein psychologisches Interesse. Daß sich tere, in Folge der tragischen Katastrophe, „die dem eine traurige Verühmtheit verschafft hat", nicht allein beschränkt, sondern auch seiner Ehegattin, te Stieglitz, zuwendet, ist natürlich, und dies verh für jeden, der mit den Verhältnissen und den n nur einigermaßen bekannt ist, von selbst. Nach aus sich ergebenden verschiedenen Gesichtspunkten ch für jeden einzelnen Leser nicht nur das Interesse immen müssen, das ihn veranlaßt, das Buch zu ondern auch die geringere oder größere Befriedie er in der Lektüre findet.

Stieglitz selbst und namentlich der Geschichte etischen Lebens und Gestaltens ein tiefergehendes schaukt, der wird auch die diesfälligen Mit-

theilungen mit Antheil lesen und nicht minder, was gleichsam den äußern Rahmen dazu abgibt, sein gesamntes Leben, wie es hier vorliegt, das theils in seinen innern und äußern Erlebnissen die Theilnahme fesselt, theils in seiner naturwüchsigem, kräftig und glücklich angelegten, reichbegabten und edelgebildeten Individualität einen seltenen Reichtum an Gehalt entbindet. Es gewährt eine gewisse Befriedigung, ihn über sich selbst frei und unbefangen, wie es seine Natur war, sich äußern zu hören. Der Leser gewinnt um so gewisser ein lebendiges Bild seines ganzen Wesens, namentlich insofern dieses Wesen auf dem Grunde eines gewaltigen Willens und hochgehenden Strebens ruhte. Dieser geistigen Thätigkeit und ihrem Schaffen kann hier der Leser auf den Grund sehen und ihrer Entwicklung unmittelbar folgen, aber doch darf er sich dabei durch manches nicht stören lassen, am wenigsten etwa dadurch, daß der Verfasser zuweilen in seinen eigenen Urtheilen über seine Geistesprodukte vielleicht zu sehr sich gehen läßt.

Man darf für Stieglitz das lebhafteste Interesse empfinden und deshalb auch mit einer bestimmten Erwartung diese Selbstbiographie zur Hand nehmen; aber dies soll nicht wegen der „traurigen Verühmtheit" geschehen, die ihm zutheil geworden ist, sondern trotz derselben und um seiner selbst willen, nämlich wegen seiner Eigenthümlichkeit, auch wenn bei näherer Erkenntniß seines Wesens der Genuß des Buchs hin und wieder kein ungetrübter sein kann. Denn gerade in dieser Beziehung müssen wir die Wahrheit der selbstbiographischen Mittheilungen besonders betonen, in denen er mit ebenso großer Aufrichtigkeit als Klarheit offen über sich spricht und manches erwähnt, was als Commentar für sein literarisches, besonders poetisches Wirken und zu theilweiser Erklärung jener Katastrophe dienen kann. In gleicher Weise halten wir auch seine Mittheilungen über Charlotte für durchaus wahr und psychologisch richtig, auch stimmen sie mit ihren eigenen Briefen vollkommen überein, namentlich was die Vorbereitungen der Katastrophe betrifft. Man ahnt hier sehr bald gleichsam wie bei fernem Wetterleuchten und bei weither erst leise thnendem Donner, wie es nachmals kommen muß, und lange vor der unheilvollen Nacht erkennt man die spätere Wendung der Dinge als einen nothwendigen Ausgang und in demselben, zugleich die unausbleibliche Wirkung seiner eigenen Gemüthsanlage, die vieles verschuldet und alles erklärt. Stieglitz selbst erwähnt in dieser Beziehung schon im Jahre 1826 hypochondrische Aarwandlungen, und von anderer befreundeter Seite wird ihm nur gar zu bald, aber mit allem Rechte eine Art Sucht, „sich beständig selbst zu quälen", vorgehalten. Nicht ohne tiefem Sinn ist das Motto von Fichte: „Wir haben Vorrath am Muth", welches hier an der Spitze der Selbstbiographie steht, und doch scheint diesem offenen Bekenntnisse und der gehofften Ueberfülle von Muth ein ironischer Zug nicht ganz fremd geblieben zu sein. Freilichzeitig erkennt man an Stieglitz das Uebermaß einer „gewaltig sich geltend machenden Subjectivität", einen hohen Grad von Selbstvertrauen, auch wenn

es ihm dabei an edler Blut eines auf das Höchste gerichteten Strebens nie fehlte. Kann man ihm dann auch die elastische Kraft des Geistes und die Festigkeit des innern Ringens nicht absprechen, die er selbst erwähnt, so muß man doch auch zugleich einräumen, daß er nicht in dem nämlichen Grade die erforderliche Ruhe und ungetrübte Klarheit, die rechte Kraft des Willens, das richtige Maß und die nöthige Selbstbeschränkung gehabt und gefannt habe. Vielmehr ließ er sich nicht selten verleiten, sich Aufgaben weit über seine Kräfte zu stellen. Es zeigte sich in ihm, seiner ganzen Anlage nach und besonders in Zeiten gesunder Kraft, zu viel „göttlicher Uebermuth und ein seliger Hohn der Gesundheit“, zu viel „Eigensinn der Individualität und Titanentzug“, eine „geistig und körperlich überfüllte Natur“, ein „überkräftiger Organismus“, und dabei eine „Nichtachtung gegebener Verhältnisse“, wozu er selbst sich bekennt und die wir in andern Beziehungen aus unmittelbarer Erfahrung kennen gelernt haben. Schon frühzeitig spricht er von einer „rächenden Nemesis“, von „finsternen, lauernden Dämonen, die seine Seele umlagern und Macht über ihn gewannen“, und er bekennt offen, daß „der Gedanke der Nemesis von jeher Macht über ihn ausgeübt hat, seit er im Besitze des herrlichsten Gutes ist“, und daß dieser Gedanke „ihn stürker und unbedingt zu beherrschen angefangen habe, da sein Geist nicht mehr in voller Kraft und Freiheit, seine Seele nicht mehr von gläubigem Vertrauen erfüllt ist“. Und ebenso schreibt er sogar ein anderes mal, nachdem die Katastrophe bereits eingetreten, daß er sich in seinem Glücke gegen den Himmel „aufgehäut habe“.

Es kann jedoch nicht unsere Absicht sein, in Betreff jener Katastrophe und alles dessen, was auf dieselbe vorbereitet, die Einzelheiten der Darstellung weiter ins Auge zu fassen. Jedenfalls ist dieser Theil der Selbstbiographie, der das Rahen der Katastrophe und dann diese selbst zum Gegenstande hat, nicht nur für das psychologische Interesse des Lesers der wichtigere, sondern er macht überhaupt den hauptsächlichsten Werth des Buchs selbst aus. Nur diese psychologische Seite desselben und das ihr entsprechende, alle Verhältnisse mehr oder weniger durchdringende Interesse kann der besondern Theilnahme für den Verfasser die rechte und entscheidende Richtung geben, wenn schon wir es begreiflich finden, daß der endliche Ausgang, namentlich bei einem tiefer gehenden Antheil für die Personen, das Herz mit dem unsaglichsten Wehe erfüllt. Auch sehen wir dabei von dem bekannten „Denkmal“ für Charlotte Stieglitz, von Mundt, sowie von allem ab, was Stieglitz selbst hier an verschiedenen Stellen über dasselbe, zurechtweisend und erklärend, ausführlich bemerkt, aber wir müssen, was er darüber sagt, als sehr richtig, psychologisch klar und verständlich, übrigens nicht bloß aus seinem eigenen Stand- und Gesichtspunkte, sondern vielmehr trotz desselben bezeichnen. Zugleich erklärt sich aus dem allen von selbst, daß und warum diese Selbstbiographie von Heinrich Stieglitz in einzelnen Theilen ausschließlich nur mit Charlotte sich beschäftigt, die ihm einst „das herrlichste Gut“

seines Lebens gewesen, wie sie selbst auch gemäß, wie sie ihm gleichwol wissentlich und mit Vorbedacht an

Erwägt man, daß Stieglitz nach seinem eigenständigen Bildniß diese Katastrophe verschuldet hat, so ist seine diesfällige Darstellung, die in ruhiger Fassung mit objectiver Klarheit die thatsächliche Entwicklung des Dramas zur Anschauung bringt, eine um so größere Anerkennung. Sagt es sich auch jeder, der die liegende Selbstbiographie mit Aufmerksamkeit und berechtigter Theilnahme liest, daß wir hier vor uns selbst stehen, das jeder lösen möchte und gelöst zu wünschen, so dürfen wir doch nicht meinen, durch Klagen und Anklagen lösen zu wollen. Wir vielmehr die Thatsache nehmen, wie sie ist, so daß das in der Thatsache selbst liegende Räthsel keineswegs unlösbar. Denn es ist nach den That- und Erklärungen, die hier niedergelegt sind, sagend, daß die Thatsache nothwendig eintreffen muß, wenn ihre Beweggründe und Berechnungen ein- gewesen wären. Wir sagen es uns, jenen That- und Erklärungen gegenüber, auf die Länge gleich selbst, daß die That, wie das Unterliegen an dämonische Gewalt, eine unabwiesbare Nothwendigkeit worden. Wie in Goethe's „Werther“ wird es bald klar, daß kein anderer Ausweg aus dem der verschlungenen Verhältnisse übrig geblieben ist. Umstände auf der einen, die Sinnes- und Eigenthümlichkeiten auf beiden Seiten erklären das selb ohne weiteres von selbst. Die That selbst ist nicht christlich, aber die Beweggründe derselben, die Liebe und der Zweck sind es, denn sie ruhen auf Liebe, die nicht das Ihre, sondern das sucht, andern ist, indem sie sich für den Nächsten in leugnender Hingebung muthig aufopfert.

Bei der vorliegenden Selbstbiographie handelt es sich nothwendig auch um die Frage, ob und inwiefern die Beweggründe und den Zweck der That gehend gerechtfertigt habe. Auch in dieser Hinsicht der einzelne nach der weitem Darstellung des Verfassers sein Urtheil sich selbst bilden, aber es ist berücksichtigt werden, daß es dem Verfasser darum zu thun gewesen, theils „ihre Vertrauensfertigen“, wie er in seiner vorliegenden Selbstbiographie öfter erklärt, theils, wie wir dies aus einem Briefe an ihm wissen, „die Lebensaufgabe zu erfüllen, fortan als ein heiliges Vermächtniß zutheil zu werden die namentlich in thatkräftigem Handeln besteht“.

Ob er diese Lebensaufgabe später erfüllt hat, darüber hat Stieglitz sich und andern in den beiden Büchern seiner Selbstbiographie Rechenschaft gegeben. Beide umfassen die Jahre 1835—44 und enthalten die Darstellung seines Lebens und Treibens an drei Orten, wohin er anfangs von einer gewissen Unruhe und von einem oft wol unbewußten Drange ward, oder wo er mit tief empfundenem Bedauern verweilte. Namentlich war dies letztere München, wo er 1836—38 sich aufhielt, u

Fall, wo er sich gleichsam heimisch fühlte und von da dann auch längere Reisen nach Istrien und Dalmatie machte, die er sogar bis Montenegro ausdehnte. Einzelne Erlebnisse und Resultate derselben hat er damals in besondern Schriften ausgesprochen, die jenseits nicht bloß für jene Zeit Werth hatten. Auch dieser Selbstbiographie lieft man die Mittheilungen seiner Reisen, über sein Zusammentreffen und seinen Verkehr mit bedeutenden Männern, ebenso wie über seine wissenschaftlichen Studien, die er zu verschiedenen Zwecken trieb, und über seine literarischen Betätigungen mit nicht geringem Interesse. Daß Stieglitz auch eine Geschichte seines innern Lebens und wechselnden Stimmungen nicht bloß nebenbei mittheilt, versteht sich von selbst. Es fehlte in jener Zeit dem Geiste nicht an freier, ungehemmter Bewegung an glücklichen Strömungen, die ihn sogar in die des „Studentenübermuths“ zurückwiegen konnten, er erklärte sogar einmal in einem Briefe im Jahre 1834, daß er „in Arbeit Ruhe und Freude finde“. Aus jener Zeit nach 1834 finden sich zwar auch hier Selbstbekenntnisse über sich und über „ein Aufbäumen einer alten, wilden, leidenschaftlichen, selbst heute dann und wann schwer niederzubändigenden Natur“, über seinen „wilden, jähren Dämon mit seinem unheimlichen Drange, seinem Aufbäumen und Zucken, seinen schwellenden Sinnen, seinem reizstüchtigen, zu immer neuen Plänen und Qualen übertraumelnden Gelüste“, doch hatte er „sich gewöhnt, das Leben vom Standes- des Abgethanseins zu betrachten“, und in dieser Hingabeweise wurzelte, „was ihm an Kraft und Noththat“. Keinen Ton fühlte er in sich von „auch den der Freude nicht“. Freilich empfinden wir auch beim Lesen dieser Darstellung seines Lebens am 29. December 1834, wie Stieglitz sich zwang, die daselbst nöthige Kraft und Ruhe zu gewinnen, „um eben in die Aufgaben des Lebens verspinnen zu können“, und wie viel er beständig in seinem Innern über sich noch können wir dies alles nicht ohne das Bewußtsein einer gewissen unverkürzten und unverletzten Haltung für Stieglitz lesen. \*) Auch können wir ihm hauptsächlich nur recht geben, wenn er seine Selbstbiographie, nachdem er auch von der zweiten Hälfte seines das erste Decennium einsamen Wandels in seinen

Umrissen verzeichnet, am Beginn des Jahres 1845 mit den Worten abschließt (S. 378 fg.):

Fortan werde, was werden kann! Ist nicht unser aller Aufgabe, der anvertrauten Reime zu warten und nach bestem Vermögen ihren Inhalt zu entfalten? Solange ich meines Theils mich dazu rühtig fühle, soll das Leben einen treuen Kämpfer an mir haben. War der Anfang meines Unglücks mehr phantastischer Art, ein Ueberwuchern mannichsamer Pläne, die zuletzt verwirrend den bestimmten Geist umdunkelten, so bin ich in der strengen Schule des Schmerzes und in ergrühter Sammlung zu der praktischen Ueberzeugung gekommen: an Ueberfülle von Plänen kann der Kräftigste zu Grunde gehen, thätlos existiren; jedes Ausführen auch des geringsten Plans schafft, verankert, angreift, freien Athem, weckt uns neue Kraft zu neuer Thätigkeit. Habe ich die Welt durchstreifen wollen und mich, Ruhe suchend, ruhelos umhergetrieben — jetzt steht mir unumstößlich fest: ein Fuß breit Erde gewonnen fördert mehr als die halbe Welt durchlaufen, denn nur auf unserm Pflanzfeld vermögen wir nachhaltig zu wirken. Habe ich in idealistischer Spannung mich freier zu erheben, in zerkircheter Andacht einziger zu vertiefen, in launelndem Gemüthe von der Selbstqual zu befreien gewöhnt, so haben glückliche Mächte nach Verlauf all dieser befriedigungslosen Phasen mich zu der stillen, ruhigen Ueberzeugung geführt, das Daseins Summe sei: naturgemäß und geistig trenn zu leben. Abtrennen des einen von dem andern ist nur ein halbes, ungenügendes, weil unklares, unserer gemischten Natur widersprechendes Dasein. Gesund an Leib und Seele uns zu halten, jung und empfänglich trotz zunehmenden Jahren und reiferer Erfahrung, unter dem Schuppenpanzer, den das Leben uns gewaltsam aufzwingt, ein Herz voll Wärme zu bewahren und voll Mildegefühl für alles Menschliche, das ist Religion, das die unverbrüchliche Sägung, in welcher die verschiedensten Bekenntnisse aller Zeiten aufgehen, das der Glaube, welcher der Liebe nicht widerspricht, die ewige Offenbarung des unbekannten Gottes. Auf dieser Bahn gedulde ich getrost fortzuschreiten, den Blick gewendet auf das Höchste; die That gerichtet auf das Nächste, und nicht müde zu werden, bis die Stunde der Entscheidung mich von meinem Pflanzfeld rißt.

Stieglitz starb in Venedig am 23. August 1849. Ueber die letzten fünf Lebensjahre gibt der Herausgeber in einem Schlusswort ein kurzes Ueberbild, und zwar, wie er sagt und soweit es ihm möglich gewesen, „mit seinen eigenen Worten“. So kurz auch der Ueberblick ist, so müssen doch die Freunde des Verfassers und alle, die an ihm und an dem Abschlusse des phychologisch so ungemein anziehenden Lebensbildes ein besonderes Interesse nehmen, dem Herausgeber dafür aufrichtigen Dank wissen, ebenso wie für die von ihm zu der Selbstbiographie überhaupt gegebenen Anmerkungen. Aus diesen erwähnen wir hier nur beiläufig das ehrende Urtheil eines italienischen Blattes über Stieglitz, das um so mehr Beachtung verdient, je richtiger und wahrer es ihn zugleich im wesentlichen in Ansehung seines venetianischen Aufenthalts und Lebens charakterisirt.

Auf andere Einzelheiten gehen wir auch hier nicht weiter ein, nur Folgendes wollen wir noch besonders hervorheben. Stieglitz hatte seit seinem Uebergang über die Alpen im Frühling 1838 nicht wieder deutschen Boden betreten, aber er hatte sich sein deutsches Herz auch in der Ferne bewahrt und war den deutschen Interessen nicht untreu geworden. Er spricht sich vielmehr darüber an vielen Stellen seiner Selbstbiographie mit wärmstem Anttheil und in verständiger Weise aus. Auf seiner Grenz-

einen Beweis, wie ruhig und mit welcher Selbstbeherrschung er arbeitete, führen wir hier Folgendes an. Stieglitz war in Venedig einem deutschen Gelehrten, Rudolf Kopisch, zusammengetroffen, dem er viel verdankte. Er empfand von ihm besonders dadurch schätzbare Einwirkung, daß er „mit einer schmerzlichen kalten Kritik seinen durchgemachten“, und dabei bemerkt Stieglitz: „Das Vorzeichen der eigenen an ruhig ruhende Freunde hat vornehmlich den Verstand, wie die eigenen Kinder unparteiischer betrachten lernen. Selbst wenn man fremder Hand zurückgeben wird mit freimüthigen Raths (versteht sich von selbst, daß solche von Einsicht und Urtheil besungen müssen), so verlieren wir, nachdem der erste Stoß über die göttliche Reizbarkeit, die partielle Verleumdung, die uns leicht begehrt: es ist sich nurmehr erst das Unferne frei vor uns, wie ein fremdes Product in die nächste Perspective; und im Punkt sollte der fremde Producten wenigstens einmal ein vor et was der Offenheit übergeben. Wirklich miltet in der Vergleichung der Wahrheit, da ein kalter Rauch, ein schneidender die in Strömung begriffene Mutmasse zum Starren bringen

wacht zwischen Nord und Süd fühlte er sich als den Sohn einer theuern Mutter, die „reich an schmerzlichen und rühmlichen Erinnerungen, vielfach getrübt in ihren Hoffnungen, doch niemals entmuthigt in ihrem Vertrauen, noch eine glorreiche Zukunft zu gebären berufen ist“, und er glaubte trotz aller Irrungen und Wirren „an einen Genius, der nicht abläßt, zu walten und zu fördern, wo in einem Volke so viel unverbodener Kern, so viel thätiges, uneigennütziges Streben herrscht als in dem deutschen“. Bei Gelegenheit des hamburger Brandes im Mai 1842 und gegenüber „dem heiligen Eifer, mit welchem hier ganz Deutschland wie Ein Mann auftrat, in That und Wahrheit zu bekunden, daß wir eins sind im Geiste und in der Wahrheit“, erklärt er: „das ist unser in Blut und Leben gefeierter Bund, gewaltiger als der papierne zu Frankfurt, der zu seiner unvertilgbaren Schmach nicht einmal die Rechte einzelner Bundesglieder gegen auswärts erlittene Kränkungen zu vertreten vermag“, und ebenso entschieden sprach er noch kurz vor seinem Tode, am 12. August 1849, von seinem Vertrauen auf Deutschlands Genius, der das bravste aller Völker nicht verlassen werde in „schwerster Noth, trotz dem Wahnsinn und der Blindheit der Wühlenden und Lenkenden von unten und oben“. Mit Recht hatte er freilich schon vorher die große Wahrheit ausgesprochen, die auch für Deutschland nicht weniger gilt als für andere Staaten und Völker, daß „die beste, einzig würdige Entwaffnung selbstthätiger Wortführer die sei, wenn unsere Fürsten stark und großmüthig genug wären, aufzutreten als die echten Demagogen“.

Wir rechnen solche Klarheit und verständige Anschauung, solch einen unverdorbenen und gesunden Patriotismus nebst so entschiedenem Freimuth Stieglitz sehr hoch an, weil er sie sich erst im Kampfe des Lebens und in den Strömungen der Welt errungen und angeeignet hatte. Aber sie gehören zugleich zu seiner tiefsten Charakteristik, zu der hier der aufmerksame Leser die fruchtbarsten Winke und werthvollsten Aufschlüsse unwillkürlich gewinnen und dann sorgfältig und gewissenhaft zu einem Ganzen zusammenstellen kann. Wir selbst haben dazu in Vorstehendem manches angedeutet und ausgesprochen und uns dabei im einzelnen und an manchen Stellen der vorliegenden Biographie im Nachgefühl und in der Erinnerung des Erlebten wahrhaft erfreut, aber auch alles andere haben wir mit gleicher Theilnahme und dem innigsten und eingehendsten Interesse gelesen. 3.

### Vom Bächtisch.

1. Aus dem alten Wien. Von Johann Nepomuk Vogl. Wien, Prandel und Ewald. 1865. Gr. 8. 24 Ngr.

Dürrtrockne Handwerksarbeit: kleine Erzählungen und Skizzen, aus des Verfassers Volkskalender zusammengestellt und mit einigen neuen vermehrt, nur halbwegs zu dem gemeinfamen Titel passend, für das allergewöhnlichste Publikum berechnet, welches wenigstens allein die Saloperie des Stils und die größten grammatikalischen Schwinzer

sammt den abfcheulichsten, außerösterreichischen und unverständlichen Provinzialismen verbauen mag. Im ben Publikum bloß kann verschluckt werden, in dem seien aus „zum Theil seltenen Quellen“ geholt, wo es sich um historische Unterlagen handelt, um die Verarbeitung landläufiger Anekdoten und dergleichen, sind lediglich jedermann zugängliche Hülfsmittel benützt worden. Die erste Erzählung dreht sich um 1776 erfolgte Aufhebung der Tortur durch Maria Theresia. Danach kommt eine flüchtige Skizze über Leben und Treiben des 1833 gestorbenen, ein paar Erwartungen berechtigenden, aber verkommenen und gemeinsten Cynismus untergegangenen Musikanten Ranne, der zum großen Verdruß des Verfassers in Brodhaus' noch Pieter's „Conversations-Lexikon“ Stelle gefunden. Im dritten, sechsten und zehnten sag werden aller Welt bekannte und hundertmal in pilanter eingekleidete Anekdoten von Kaiser Joseph theilt, während wir unter der Ueberschrift: „Ein aus Wien“, eine aller Erfindung bare, abgeschmackte Geschichte erhalten, welche im Bestjahre 1349 n. gespielt haben soll, aber in der Weise in jeder von einer Suche beimgefunten Stadt sich abkomate. „Der erste Besuch in den Wiener Rath fällt einem gleichen Artikel gegenüber, den wir, um nicht irren, im vergangenen Jahre in der „Gazette“ gelesen, ins Schülerhafte. Ebenso wenig von ist den im Arrest, im Salon und im Wirtshaus“, in jegliche Punkte: „Maria Theresia und der End Wolf“ in der An.“

Wir können uns jedoch die Specification des Krant- und Rübenburcheinander, das „aus den Wien“ stammt, damit es überhaupt wahr sein kommen ersparen. Der Verfasser hätte in jeder weislich gehandelt, wenn er diesem Wust die Gelegenheit seiner Volkskalender gegönnt und seinen Ehrenkranz nicht mit solchem Unkraut ver hätte. Der gute Klang seines dichterischen Ranns konnte uns zu der Ueberwindung verheffen, bei Schiffbruche seiner belletristischen Muse auch nur zu verweilen.

2. Die Familie. Erster Band: Die Mutter. Von P. Pelletan. Aus dem Französischen von F. Stangig, Steinacker. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Der erste Theil einer Trilogie, welche die Stellung des Weibes reformiren soll, eine Frage, die erledigen, von welcher der Verfasser meint, dormalen die wichtigste auf der Tagesordnung der listigen Völker.

Gewiß steht das Weib da facto noch in vollen Anerkennung seines Rechts, sich den Bedingungen seiner Natur gemäß frei und zu entsaften, damit es vollständig werde, was es berufen ist. Inzwischen aber ist das Verhältniß schlechter in allen Culturländern denn doch schon geworden, daß wir jenen Superlativ mit hundert andere Fragen höher ansetzen müssen, und



anige sind, von deren Erlebigung die noch offene der zukünftigen Stellung des Weibes geradezu abhängt. Dieselbe Energie, Ueberschwenglichkeit und Einseitigkeit, mit welcher man die Frage in folscher Trennung von den Zielen und Richtungen des Mannes in Deutschland beantwortete und hier und da noch begutachtet, ist übrigens auch in Frankreich von dem Augenblicke an zu Tage getreten, wo man an durchgreifende Umgestaltung der socialen Verhältnisse dachte. Ja dort hat man sie zum Theil weit lächerlicher und verkehrter behandelt, vielleicht weil es in den außer allem Vergleich mislichen pädagogischen Zuständen lag, vielleicht weil zugleich der Charakter des Romanismus sich mehr zu extremer Verfahrenheit neigt. Michelet, Thoussenel, Jourdan und Edouard de Pompery auf der einen Seite, Garbin und Proudhon — um uns an diesen zu begnügen — auf der andern, sind schlagende Muster von Verwirrtheit und der negativen Kunst, Probleme gründlich zu verwirren. Es ist nicht zu viel behauptet: die Franzosen werden die letzten sein, welche eine naturgemäße und vernünftige Emancipation der Frauen in die Praxis umsetzen, wenn sie auch mehr lebenswürdige und hochgetragene Phantasien darüber aufzuweisen haben.

Pelletan ebenfalls bringt die Sache um keinen Schritt weiter, sofern wir nach dem gemachten Anfange, einer Art Geschichte der Frauen und Pathologie der modernen Ehe, zu urtheilen berechtigt sind. Man muß einräumen, er hat sich an seine Aufgabe mit der den Franzosen eigenen fesselnden Gewandtheit und graziosen Leichtfertigkeit gemacht, mit viel anmuthigem Gefühl und redseliger Lebenswürdigkeit, in welche kalte Emphase sich nur selten eingeschlichen; leider indeß auch mit sehr mangelhaftem geschichtlichen Wissen und Verständniß, so daß er sich mehr als erlaubt in anachronistischen Sprüngen und elementaren Anschauungen tummelt; und obenein mit höchst oberflächlicher Einsicht in die Bedeutung, welche das allgemeine Wesen des Weibes wie seine Individualität in Anspruch nehmen darf, strenge Deduction und logische Beweisführung wird also hier niemand erwarten; spielend streut er Prämissen aus und deckt sie mit dem Glitter hohler Behauptungen. Ihm ist oft unangenehm unklar, was er eigentlich will, und so hüpfen übermüthige Phrasen hervor, die nach etwas Rechtem scheinen und in der That entweder platte Halbheiten oder blanken Unsinn repräsentiren. Dahin gehören Redensarten wie: im 19. Jahrhundert besaßen die Frauen ebenso viel Talent und Geschick zu jeder schriftstellerischen Thätigkeit als der Mann; Poesie sei nichts anderes als die Rache der Seele an der Wirklichkeit, und darum hätten die Frauen den meisten Verstand zur Dichtkunst, u. s. w. Und wer endlich Pelletan's Vorgänger auf diesem Gebiete kennt, wird bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß er zwar manches Berzigerswerthe gesagt, das jedoch nicht neu, und wenig Neues, das wiederum nichts weniger als Berzigerswerth. Was er schließlich für die „Erlösung“ der Frau und zur Beseitigung des „Scholasticismus“ der Ehe fordert: Wahl eines Berufs und nicht bloß einer Profession, sodann Erhebung des Weibes zur Staatsbürgerin mit activer Theilnehmung an der Staatsregierung,

wozu sie bei der vermeintlichen gleichen wissenschaftlichen Befähigung und Willenskräftigkeit, ja bei der leicht heranzubildenden physischen Gleichheit ein Recht hätte, dasselbe ist früher von Frau Juliette Lamber — um bei den Franzosen stehen zu bleiben, da Pelletan die einschlägigen deutschen Schriftsteller nicht kennt — fast wörtlich begehrt worden. Die allen Augen sichtbare Erscheinung, daß die geschichtliche Entwicklung der Menschheit, ja der Natur überhaupt, immer nur im Dualismus der Geschlechter vor sich gegangen, daß in dem beständigen Wechsel von Trennung und Verbindung der organische Ausdruck der Beziehungen beider enthalten, das Streben der Naturgeseze nach Aufrechterhaltung der Unterschiede aller Wesen: diese Dinge kommen weder bei Eugène Pelletan noch bei Juliette Lamber in Maßgebung. Ist die Familie wirklich die Säule des Staats und der Staat das Höchste, was der Mensch erreichen kann, so ist unwiderleglich, daß die Erfüllung solcher Forderungen die Familie gründlicher als irgendetwas zerstören müßte und folglich dem Staat. Wir können aber ruhig sein: die Natur aller Dinge setzt sich ewig in ihr Recht.

Das Originalwerk liegt uns nicht vor, und wir können der Uebersetzung daher kein Urtheil über den Stil desselben abgewinnen; allein es scheint uns, daß, wenn Eugène Pelletan in derselben Weise französisch geschrieben, dieser Theil seiner Arbeit der beste wäre. Eine andere Frage aber ist: war die Uebersetzung ein Bedürfniß? Wir müssen mit einem entschiedenen Nein antworten. Wir wollen nicht die ganze Frauenemancipations-Literatur durchwühlen; aber nach der so geist- und kenntnißreichen „Geschichte der Frauen“ von G. Jung, ehemaligem Abgeordneten zur preussischen Nationalversammlung (Frankfurt 1850), haben die historisch-phantastischen Causeries Pelletan's einzig den negativen Werth, uns müßelos zu zeigen, wie sehr auch hier in der Hauptsache der deutsche Geist dem französischen überlegen.

3. England im Reformationszeitalter. Vier Vorträge von Wilhelm Maurerbrecher. Düsseldorf, Baders. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Nach einer unlängst erschienenen umfassenden und verdienstlichen Arbeit über Karl V. und die deutschen Protestanten erhalten wir hier von demselben Verfasser aus mündlichen Vorträgen vor einem größern Publikum hervorgegangene Essays, welche in knappen Rahmen König Heinrich VIII., Eduard VI. und Maria Tudor, Maria Stuart von Schottland und Königin Elisabeth in ihren am meisten charakteristischen Momenten zur geschichtlichen Darstellung bringen. Die neuern Werke von Kautz und Froude sind vornehmlich benutzt; Fachkundige werden indeß auch ohne die begleitenden Anmerkungen die Aufbauung der Urtheile auf unabhängigen Studien gewahr werden. Wesentliche Bereicherung und Erweiterung aber empfangen die historische Forschung und Anschauung nicht. Wir glauben diese Essays als Fragmente einer umfangreichen Arbeit über englische Geschichte betrachten zu dürfen. Besondere Sorgfalt ist auf die formelle Behandlung verwendet; sie ist voll würdiger Objectivität und doch

schwunghaft, obgleich nicht von solcher lebendigen Individualisirung, wie sie uns die Ranke'sche Schule als nachahmungswerthen Vorzug kennen gelehrt hat.

4. Convertitenbilder aus dem 19. Jahrhundert von David August Rosenthal. Erster Band. Erste Abtheilung: Deutschland. I. Schaffhausen, Furter. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Rgr.

Der Verfasser sagt in der Vorrede, er habe mit diesem Buche zwei Zwecke im Auge, er führt aber drei auf, was schon ein Fehler ist, 1) einen apologetischen gegen die unermüdblichen und ganz abscheulichen Feinde „unserer heiligen Kirche“; 2) einen ehrentempelhaften für die Convertiten, also für diejenige Abart der Species homo, die auf die wohlfeilste Art sich ein Entrée-billet in einen Ehrentempel (?) verschaffen will; endlich 3) den tendenziösen nicht mitgezählten Zweck, verirrte Seelen auf den rechten Weg zu führen. Bekanntlich gibt es allerlei Sammlungen: Rüfersammlungen, Briefmarkensammlungen; die genannten zwei, resp. drei Zwecke rechtfertigen es aber nicht, daß der Verfasser noch eine höchst absurde Sammlung hinzufügt, dieses Convertitenbilderbuch, in dem — Notabene für die genannten Zwecke — kurze und lange Biographien der Personen zurechtgemacht sind, denen es so arg in dieser Welt erging, daß sie katholisch wurden. Gegen das Katholischerwerden an sich haben wir nichts, das geht niemand etwas an, das ist immer des Mannes Sache oder der Frau, die sich zu diesem Schritt entschließt. Aber diese Gestalten in einem Ehrentempel zu versammeln, ist kindisch, gerade als ob man die Aerzte, die von der Allopathie zur Homöopathie übergehen, besonders feiern wollte. Bei genauer Prüfung haben wir uns überzeugt, daß hier „Wahrheit und Dichtung“ bunt durcheinanderlaufen, der Zweck heiligt die Mittel, aber man merkt die Absicht und so wird man sehr, wirklich allzu sehr verstimmt. Wollte ein starrer Protestant diese Bilder in entgegengesetzter Absicht malen, das ginge auch. Er würde seinen Zweck erreichen. Schreibe aber ein aufrichtiger und gründlicher Historiker diese Bilder, wie würde sich Rosenthal's Bilderaal und Ehrentempel alsbald kläglich daneben ausnehmen!

Auch über die befolgte Methode hätten wir mit Rosenthal zu rechten. Die Conversion ist ihm stets ein Zurückkehren zur Wahrheit, dann wäre der Uebertritt zum Judenthum oder dem reinen Naturdienste auch ein solches Zurückkehren, der Uebertritt zu dem Islam sogar ein Fortschritt; der Protestantismus charakterisirt sich durch „Trockenheit und Leere“, als ob nicht jede religiöse Form vorwiegend einem Temperamentsbedürfnis entsprechen müßte; Goethe ist für Rosenthal meistens nur „der alte Heide“ — aber David August Rosenthal!!! — Lessing ist ihm nur ein Tendenzmaler, und die tiefinnige und geistvolle Rahel, Barnhagen's Gattin, ein verschrobener Blauschtrumpf (S. 92). Als ob nach solcherlei Schandreden z. B. für Gräfin Ida Pahn-Pahn noch ein genug starkes Epitheton aufzutreiben wäre! Auf derselben Seite steht folgende Phrase, die wir abschreiben, um die Schreib- und Sinnesart des Verfassers erkennen zu lassen:

Daß die „Metropole der Intelligenz“, das norddeutsche, damals noch exclusiv protestantische Berlin wie in finanzieller so auch in geistiger Beziehung zu den Füßen Israels lag und bei ihm auf Borg gehen mußte(!), sollte, so meinen wir, alle die Verächter des Katholicismus in ihrem Urtheile etwas beschönern machen.

Ist denn in dieser Strafrede wirklich Logik? Einiges haben wir übrigens aus der Fektitre dieses Opus gelernt, z. B. daß die Friederike Benigna von Sagan, die zuerst mit einem Kohn und dann mit einem Trubekoi verheirathet war, mit beiden unglücklich lebte und von beiden geschieden wurde, um endlich (1819) einem Schalenburg ihre Hand zu reichen, diese dritte Ehe als ebenfalls gelöst betrachten mußte, weil sie 1827 katholisch wurde. „Denn da der erste Gemahl Katholik war, wurde nur diese erste Ehe als die allein gültige und unauf löbliche angesehen.“

In Bezug auf Spanien und dessen immerhin noch erblüthende und wenig erfolgreiche Arbeiten, sich aus der Sklaverei des Klerus zu einer würdevollen und freithlichen Entwicklung aufzuraffen, sagt Rosenthal auf S. 202 wörtlich:

Wir sehen hier, wie überall, dasselbe unnützbige Spiel, das die Fanatiker des Aufklärungs mit den heiligsten Interessen, den tiefingreifendsten Lebensbedingungen der Völker spielen. Ihre eigenen egoistischen Principien stellen sie mit schamloser Frechheit als den Willen des von ihnen gedrückten und betrogenen Volks auf, um dasselbe um so leichter am Gängelband zu führen, und nennen es Freiheit, wenn sie mit Feuer und Schwert auf diejenigen einströmen, die ihrem verderblichen Grundsatze gegenüberstehen, nennen es Freiheit, wenn sie das wohlbegründete Eigenthum der Kirche stehlen, die kirchlichen Anstalten zerstören, die Klöster vernichten und zahllose friedliche Menschen dem Hunger, Elend und allen Pöbelercessen preisgeben.

Heißt das nicht geradezu Welt und Wahrheit auf den Kopf stellen und alles, was wir von den Unthaten der spanischen Geistlichkeit wissen, umkehren und der schmachvoll unterdrückten Fortschrittspartei der schönen Pyrenäischen Halbinsel aufbürden?

Aber wir wollen uns mit diesem Buche nicht länger beschäftigen, das besser ungeschrieben geblieben wäre, vorzüglich wenn es, wie es scheint, von der Furter'schen Buchhandlung und ihren Odnern in Auftrag gegeben war und wirklich nichts anderes als bestellte Fabrikarbeit ist. Diese Abtheilung ist 33 Bogen stark, auf 100 kann es der Verfasser leicht bringen, vorzüglich wenn er an den heillos langweiligen Excursionschriften der obligaten Convertiten fleißig Auszüge abdruckt. Glücklicherweise haben nicht alle Convertiten ihre Conversion zu bewerkstelligen oder zu beschönigen gesucht.

### Ein mittelalterliches Fürstenbild.

Geschichte des Herzogs Rudolf IV. von Oesterreich. Von Alfons Huber. Innsbruck, Wagner. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Herzog Rudolf, gewöhnlich als Rudolf IV. bezeichnet, ist unter den vielen bedeutenden und charakteristischen Fürstengestalten der ältesten habsburgischen Herrscher von Oesterreich eine der interessantesten. Man kann in ihm und seinem Wirken alle die Reime deutlich wahrnehmen, die spätere Jahrhunderte und eine oft nicht sehr begabte

immer in guter politischer Tradition geschulte Nachenschaft zu dem Gesamtsystem der österreichischen und Staatspolitik ausgebildet haben. Es ist nun nicht schwer nachzuweisen, daß die meisten dieser Bestrebungen nicht gerade in dem Kopfe die-  
 einen Fürsten entsprungen sind. Seine Vorfahren, seinem Urgroßvater, dem König oder Kaiser Rudolf, noch mehr seit seinem Großvater Albrecht I., haben den Ziele verfolgt wie er, und er hat wie ihre Tugenden und Einflüsse und zum Theil auch ihre Schulden, die Erbschaft ihres Geistes und Sinnes überkommen. Aber auch sie sind in dem abstracten Sinne des nicht einmal originale Schöpfer ihrer Politik gewesen: auch ihr Denken und Wollen war in der Hauptsache nichts weiter als eine geschickte und glückliche Verknüpfung des allgemeinen politischen Bewußtseins der deutschen Fürstlichen Familien und Personen dieser Zeit einerseits mit den gegebenen Verhältnissen ihres Landes, die, bei aller Spreizbarkeit im einzelnen doch im ganzen günstig entgegenkamen, andererseits mit dem an die-  
 selbe traditionellen Systeme der fürstlichen Regierung der Führung der eigentlichen Staatsgeschäfte, wie es schon bei ihren Vorgängern, den habsburgischen Markgrafen und Herzogen, aus der Natur der Dinge gefaßt.

Was aber Rudolf IV. dennoch zu einer originalen unverkennbaren Erscheinung stempelt, ist, daß er zuerst er durch Reflexion als durch unmittelbaren Instinct Angelpunkt des ganzen österreichischen politischen Lebens richtig erfaßte und ihn, soweit er es vermochte, unverrückbaren Mittelpunkt seines eigenen Wirkens zum Leitstern des Staatswesens oder der Familien der Habsburger nach ihm machte. Er darf daher in eigentlichen Gründen der spezifisch österreichischen Politik gelten und hat deshalb den vollen Anspruch auf historische Bedeutung.

Seine Vorfahren Rudolf I. und Albrecht I. hatten sich ein Dilemma der spezifischen kaiserlichen und deutschen fürstlichen Hauspolitik nicht herauszufinden ver-

Daß sie hineingerieten, war zum Theil die Folge ihrer Situation, aber auch, wenn auch nur geringen Theil, ihre eigene Schuld. Wären jene ersten Habsburger nicht bloß tapfere, kluge, nützliche und thatkräftige Männer, sondern große politische gewesen, so würden sie sich von Anfang an über jene Stellung besser zu orientiren verstanden haben.

I. hat zugleich Kaiser und Landesfürst sein wollen an dieser in sich unmöglichen Aufgabe ist er gänzlich gescheitert. Denn die Summe des von ihm gethanen steht in keiner Art in richtigem Verhältnis zu dem ihm aufgewandten Maße von Kraft und Talent. Seine überaus tüchtige Natur wie die seine hätte ganz Resultate hervorbringen müssen, wenn er nur Kaiser nur Landesfürst hätte sein wollen. Für das eine für das andere lagen die Umstände günstig genug, hätte zu erreichen. Denn es scheint uns eine ganz gerechtfertigte Vorstellung neuerer Geschichtsbetrachtung, die Sache des Kaisertums oder des Einheitsstaats

zur Zeit, als er auf den Thron Karls des Großen gelangte, in Deutschland schon so hoffnungslos daniederlag, daß keine menschliche Begabung und Kraft ihr mehr hätte aufhelfen können. Wer das Kaisertum in der romantisch-absolutistischen Weise der Hohenstaufen nach der Mitte des 13. Jahrhunderts noch hätte vertreten und durchsetzen wollen, würde freilich an der so ganz veränderten Wirklichkeit zerschellen sein; wer aber mit wahrhafter Genialität und zugleich mit voller Gewissenhaftigkeit und Selbstentäußerung es versucht hätte, das vorhandene Material zu einem neuen Bau zu verwenden, würde aller Wahrscheinlichkeit nach noch immer einen stattlichen deutschen König, wenn auch nicht einen römischen Kaiser im Sinne des ältern Idealismus, haben vorstellen können.

Offenbar traute sich Rudolf selbst nicht die geistige und vielleicht auch nicht die sittliche Größe zu, die für eine energische und consequente Durchführung seiner eigentlichen Mission, der Träger der deutschen Centralgewalt zu sein, nöthig war. Er hat sich sein Leben lang Mühe genug gegeben, im einzelnen diese und jene Pflicht seines Amtes zu erfüllen und so sein Gewissen und seine Ehre mit seinem Verufe und dem Urtheile der Welt oder seines Vaterlandes zu versöhnen; doch blieb eben alles immer nur ein Stückwerk, aus dem nie ein Ganzes werden konnte. Ebenso wenig läßt es sich aber bezweifeln, daß er, wenn er die Kaiserkrone nur als ein Mittel für die Zwecke des gewöhnlichen fürstlichen Egoismus benützt hätte, damit etwas ganz Anderes und Größeres für sich und sein Haus erreicht haben würde als den Besitz von Oesterreich und Steiermark. Gleiches gilt von seinem Sohne Albrecht, der überhaupt nur das etwas schwerfällige und unliebenswürdigere Abbild des Vaters war. Es fehlte ihm namentlich jene beinahe genial zu nennende Leichtigkeit im Verkehre mit den Menschen, welcher Rudolf so viele seiner größten Erfolge, namentlich in der ersten glücklichsten Hälfte seiner Regierung verdankte. Albrechts Söhne mußten die Fehler oder, richtiger gesagt, die Mängel ihrer Vorfahren, besonders aber die Verstimmlung der deutschen Fürsten gegen ihren Vater durch eine relativ zurückgedrängte Stellung im Reiche büßen. Als Nachkommen zweier Kaiser hätten sie eigentlich eine andere Rolle spielen können wie die von Fürsten zweiten Ranges. Der einzige davon, der sich damit nicht begnügen wollte, Friedrich der Schöne, der Gegner Ludwigs des Bayern, erfuhr aber zu seinem Schaden, daß es momentan für sein Haus keine vernünftige Politik gab, als seine Kräfte zu sammeln und besondern Zeiten aufzusparen.

Sein Bruder Albrecht der Lahme, der Vater Rudolfs IV., verstand dies viel besser, und ihm verdankte das Haus Habsburg ebendeshalb seine künftige Größe. Auf seinen Schultern stehend konnte sein Sohn Rudolf wirklich für das gelten, was er sein wollte, der erste unter allen deutschen Fürsten nächst dem Kaiser. Dies aber macht ihn allein noch nicht weltgeschichtlich bedeutend. Er hat seine eigenen und selbständigen Verdienste, denen er eine solche Ehre verdankt. Daß er im Sinne der Zeit

tapfer, weltflug, umsichtig, verständig und ein gewissenhafter Regent war, würde, so anerkennenswerth dies auch alles ist, namentlich bei einem Fürsten, der mit 19 Jahren zur Regierung gelangte und mit 26 Jahren starb, ihm auch noch keinen so hervorragenden Platz in der österreichischen Geschichte sichern. Selbst die Erwerbung des Landes Tirol, das er, ein krauses Gemüthe der plumpesten und feinsten Intriguen im damaligen Stile der großen und kleinen Politik wahrhaft genial zerreißend, 1363 von der für alle Zeiten berücktigten Margaretha Markgräfin an sein Haus brachte, ist zwar ein großes Meisterstück und fast unbegreiflich, wenn man die Schwierigkeiten erwägt, die zu überwinden waren, aber auch hierin zeigte sich doch noch nicht der eigentliche Kernpunkt seines Wesens. Dieser offenbart sich vielmehr in einer Angelegenheit, die wir von unsern heutigen Begriffen und Anschauungen aus geneigt sind, als ebenso lächerlich wie nichtswürdig einfach zu verurtheilen. Er war es, der, wie als unumstößlich gewiß nunmehr angenommen werden muß, eine der dreisteften Fälschungen von Urkunden veranlaßt hat, die jemals vorgekommen sind. Sie darf kühn neben die Donatio Constantini und den Pseudo-Isidor gestellt werden, denn sie hat auf den Gang der Weltgeschichte ebenso großen Einfluß geübt wie diese beiden. Auf seine Veranlassung entstanden jene berühmten oder berücktigten österreichischen Hausprivilegien, welche, gerade so wie einstmals jene beiden andern Trugwerke, schon von den Zeitgenossen als Fälschungen bezeichnet, aber nichtsdestoweniger durch die Schwerkraft ihres Daseins allmählich zu großen geschichtlichen Factoren gestempelt wurden. Hier wie dort wäre ein so ungeheurer Erfolg unmöglich gewesen, wenn nicht der Betrüger mit genialem Instinct oder Scharfblick wirklich eine Reihe von Ideen, die weltgeschichtliche Lebenskraft in sich trugen, in die Form unansehnlicher Documente umzusetzen und ihnen damit den Schein der Legitimität oder des hergebrachten Bestandes aufzubringen gewagt hätte. Der Grundgedanke dieser Fälschungen Rudolfs ist, wie schon gesagt worden, der Grundgedanke der gesamten habsburgischen Politik, den seine Vorfahren noch nicht so klar wie er zu denken und noch weniger zu äußern verstanden hatten. Oesterreich sollte dadurch von aller und jeder Einwirkung der Reichsgewalt vollständig befreit oder, wenn dieser moderne Ausdruck damals gültig gewesen wäre, zu einem vollkommen souveränen Staat gemacht werden, aber ohne seine

formale Verbindung mit dem Reiche anzugeben, so z. B. das Lehnverhältniß, das hier zum ersten male als das, was es eigentlich schon war, als eine bloße Ceremonie oder Hofinsignie aufgefaßt wird. Umgekehrt aber sollte das Reich, eben weil Oesterreich doch noch in ihm stand, verbunden sein, alles für Oesterreich zu thun, nicht bloß das, was selbstverständlich jedes seiner Glieder an Schutz und Hülfe von dem Ganzen beanspruchen durfte, sondern, um es gleichfalls modern auszudrücken, die ganze Thätigkeit des Reichs sollte sich nur auf die Pflege und den Schutz der Specialinteressen Oesterreichs beziehen. Daß neben solchen wesentlichen Dingen auch eine ganze Anzahl anderer uns unwesentlich erscheinender beansprucht wurde, muß aus dem Geiste der Zeit beurtheilt werden.

Den Zeitgenossen eines Kaiser Karl IV. war es keine kleine Sache, ob ein Reichsfürst, wie es diese Diplome als uraltes Recht für Oesterreich behaupteten, sich Pfalz-erzherzog nennen, oder eine Bistumskrone an der Stelle des Zinkenreiß der Fürsten, also eine Königskrone tragen durfte. Uebrigens hat Rudolf gerade da am meisten Widerspruch gefunden und mehrmals nicht ohne empfindliche öffentliche Demüthigungen auf sein angebliches Recht Verzichtleistungen aussprechen müssen — freilich nur um sie selbst im nächsten Moment wieder aufzunehmen und sie der Zukunft als legitim zu hinterlassen —, wo er vielleicht am ersten auf Consequenz rechnete, nämlich bei seinem Schwiegervater, dem Kaiser Karl IV. Charakteristisch genug für diesen ist es, daß er sich, als ihm Zweifel an der Echtheit der vorgelegten Gnaden- und Freiheitsbriefe aufstiegen, sie nicht selbst oder mit seinen Räten zu entscheiden wagte, sondern sich an das größte gelehrte Doctor der Zeit und seine gewöhnliche Zuflucht in solchen Dingen, an Petrarca, wandte. Dieser besaß doch so viel classisches Wissen, um Julius Cäsar und Nero als erste Verleiber jener unerhörten Privilegien und Ehren an die Fürsten von Oesterreich verdächtig zu finden: an den spätern kaiserlichen Diplomaten eines Heinrich IV. und Friedrich I. nahm er keinen Anstoß, wie auch das letztere bis auf die neueste Zeit, eigentlich bis zu Wattenbach's Prüfung, wenigstens nicht für erweislichen Betrug gehalten wurde. Aber alle diese gelehrten Bedenken, sowie die ebenso gegründeten politischen, die Karl IV. zum Gegner seines Schwiegersohns machten, haben doch nicht viel gegen die Gewalt der Verhältnisse vermocht, die Rudolf richtig benutzte.

Heinrich Müllert.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Die Poeten knüpfen zum Theil noch immer festlich an die Reiterereignisse an; die Lyrik sucht sich dadurch wieder in der Männerwelt heimisch zu machen, worin allein die Bürgerschaft eines neuen Aufschwungs für sie liegt. Doch erlaubt ein Theil derselben selbstamerweise schon bei dem zweiten Anlauf, die jüngsten Thaten und Ereignisse mit den Klängen der Lyra zu begleiten. Dies gilt von Emil Rittershausen, von dem wir ein Lied, welches das „ganze einzige Deutschland“ verlangt,

in der „Schlesischen Zeitung“ finden, wie von Robert Prutz, der unter dem Titel „Juli 1866“ neue Terzinen in der „Kraus Statiner Zeitung“ veröffentlicht. Das Gedicht von Rittershausen reicht bei weitem nicht an sein vorterritoriales Schönmittelreich in welchem die Lyrik mitten zwischen den kampferreichten, bunten Fahnen der deutschen Stämme die weiße Fahne der Humanität aufsteckt, und ebenso wenig dürfen sich die neuen Terzinen von Robert Prutz mit den ersten messen, welche die unwillkommene Kritik des Staatsanwalts erdulden mußten. Der Dichter, der früher den drohenden Krieg als unheilvoll

verkauft hat, singt jetzt ein Siegeslied. Das bedarf natürlich der Motivirung, welche in folgenden Versen liegt:

Ein Siegeslied hent aus demselben Munde,  
Der jüngst des Krieges Schrecken auch gesungen,  
Und hent' wie damals kommt's aus Herzensgrunde.

Ein ungeheurer Wurf ist auch gesungen,  
Der Gott des Sieges selbst, mit vollen Händen,  
Hat um das Haupt den Lorber auch gesungen.

Doch fass' und schäftig sind des Glücker's Spenden  
— Ihr kennt ja vom Polykrates die Mäce —  
Und darum frag' ich jetzt: wie soll dies enden?

Woh ist es schon, wenn Kampferprobe Heere  
Wie Sturmeswuth der Feinde Glücker sprengen;  
Der Mutz des Kriegers ist des Wägers Ehre.

O Tag von Königgrätz! Gleich Orgelfällen  
Erkaut dein Name durch den Schlachtereigenen,  
Anspruch auf unsern Dank- und Lobgesängen,

Woh wir der Welt noch einmal dirsten zeigen,  
Dass wir in etwas noch des Hähners gleichen,  
Und dass des Wägers Schwinge noch im Eieigen.

Der Dichter fragt nun nach dem Preise der Schlacht! Sei-  
der sind die folgenden Terzinen reich an prosaischen Wendungen,  
von denen wir eine kleine Blumenlese mittheilen wollen:

Wenn aber Männer hent zum Schwerte greifen,  
So woll'n sie wissen auch um wessenwillen. (1)

Schon kann die Diplomaten an den Asten.

Darum vor allem — seinen faulen Heiden.  
Das soll nicht war's, das diesen Krieg gefordert,  
Niemehr so gar, es hält ihn gern vermieden.  
Und da uns Gott besichert hat diese Wunder.

Die etwas bessern Schlußterzinen sprechen den Grundge-  
danken der Dichtung aus:

Erstern kann das Schwert, doch nicht behalten;  
Fast denn die Geister sich in frischem Ringen  
Aus eigener Kraft frei, fessellos entfalten!  
So wird und so allein das Wort gelingen,  
Und was begonnen ward vom Volk in Waffen,  
Das Volk im Schwelch der Arbeit wird's vollbringen.

Was nützt es, Ländersegen zu erlassen,  
Wenn sich der Hähner Herzen auch vernichten,  
Stund euerem Denken, euerem Plan und Schaffen?  
Sagt aber Deutschland eine Sonne scheinen,  
Und seht, wie rasch ihr hell'ger Strahl wird jähnen;  
Der Freiheit Sonne ist es, die wir meinen —  
Denn nur die Freiheit darf die Ehre gründen!

Im Gegensatz zu Robert Prug und seiner mehr reflecti-  
renden Muse steht es Ferdinand Freiligrath, bestimmte  
Situationsbilder zu entwerfen. Anschaulichkeit und Colorit ge-  
hören zu den Vorzügen seiner Poesie, welche sich auch wieder  
in dem neuesten „Westfälischen Sommerlied“ ausdrücken. Wie  
anschaulich sind schon die ersten Verse:

Bei Wetterschein und Regenguß  
Und in der Sonne Strahlen,  
Wie thust du freudig Schuß auf Schuß,  
Du Saat im Land Westfalen!  
Du Hüllwegdrogen schenkst und Schwanal,  
Rosen stoben Fuß und brädel lang,  
Wie herrlich steht und reißt du!

„Ich weiß und wachte mit Gewalt,  
Es trief das Jahr von Segen;  
Vollauf zu süß'gen Jung und alt,  
Reiß ich an allen Wegen.  
Doch weißt du nicht, o Wandermann,  
Dass Feuer mich nicht ernten kann,  
Der frohen Mühe mich ist's?“

Wie rührend ist der Schlußvers:

Es singt ein Vöglein auf der Paar,  
Am Elbstrom und am Main,

Da liegt, der hier ein Pfleger war,  
Erklagen auf dem Main.  
Er war der Seinen Stolz und Lust,  
Ein Bruder schloß ihn durch die Brust:  
Ich raufte leis im Winde.

Dies Gedicht ist ein kleiner Edelstein im Schatzkästlein der  
Freiligrath'schen Muse und läßt aufrichtig bebauern, daß der  
Dichter im Exil so selten seine Feder zu neuen Klängen stimmt,  
welche sich markig kräftigvoll von dem Gedudel der jüngsten „Verschal-  
labenslänger“ abheben. Ueberhaupt bleibt es beachtenswerth, daß  
diese neuen politischen Gedichte, welche die Kunde durch die  
deutschen Zeitungen machen, meist von den bewährten Chor-  
führern der politischen Lyrik ausgehen, während die Stimmen  
des jüngern Nachwuchses, mit wenigen Ausnahmen, unbeachtet  
verhallen.

Unter den Opfern des deutschen Kriegs, welche auch in  
d. Bl. Erwähnung verdienen, nennen wir den hessen-darm-  
städtischen Hauptmann Küniger, der im Treffen bei Laufach  
an der Spitze seiner Compagnie fiel. Er gehörte zu den preu-  
ßisch-gefeierten Offizieren der hessen-darmstädtischen Truppen,  
sein Herz war bei der Sache, gegen die er sich, und wie  
sowohl es anders sein bei dem Geschichtsschreiber des Jahres 1815,  
der gerade den Wiener Congreß und die Verträge, welche das  
Schwert der Preußen zerriß, in ihrer ganzen unerquicklichen  
Genefis so eingehend dargestellt hat?

Während das Kriegstheater, trotz der schwebenden Verhand-  
lungen, noch immer das allgemeine Interesse in Anspruch  
nimmt, läßt sich von der deutschen Schaubühne wenig von  
Interesse mittheilen. Die meisten Bühnen helfen sich mit kleinen  
Skizzen und mancherlei Reprisen über die jetzige Krisis hin-  
weg. Die Tagesschriftsteller, welche auf den momentanen Be-  
durf der Bühnen speculiren, bringen allerlei Militärsches, kleine  
Singspiele, in denen ausmarschirende Landwehrmänner die Haupt-  
rolle spielen und in denen der leise Anflug kriegerischer Stim-  
mung die erforderliche Wirkung hervorbringen muß. Von hö-  
hern Gesichtspunkten ist bei diesen Genrebildern der Bühne nicht  
die Rede. In der Friedrich-Wilhelmsstadt hat man sogar den  
alten „Grafen Balthar“ wieder hervorgeholt, offenbar nur,  
weil das Stück, das in seiner ursprünglichen Fassung dem vor-  
igen Jahrhundert angehört und von Frau Birch-Weffer nur  
neu eingeleidet worden ist, das Gilette als militärisches Schau-  
spiel an der Stirn trägt. Auch einige Friedrich-Stücke gehen hier  
oder dort über die Bühne, als die zeitgemäße, da die Behn-  
lichkeit der Situation zwischen jetzt und damals, namentlich in  
Bezug auf die Stellung Preußens zu Oesterreich, in die Augen  
springt. Von einem besondern Aufschwung patriotischer Begei-  
sterung verlautet übrigens nirgends etwas aus den preussischen  
und deutschen Schauspielhäusern.

Dagegen dürfte die politische Umwälzung deutscher Zustände,  
welche, mag die Diplomatie nun halbe oder ganze Arbeit  
machen, die unaussprechliche Folge dieses Kriegs sein wird, ge-  
wis auch an der deutschen Bühne nicht spurlos vorübergehen.  
Das Verschwinden einzelner Hoftheater, an und für sich ein Ver-  
lust für die Kunst, so einseitig auch die Leitung derselben gewe-  
sen sein mochte, wird von selbst auf die dringende Nothwendig-  
keit eines Ersatzes hinweisen, der nur aus einer durchgreifenden  
Reform der deutschen Bühnenverhältnisse hervorgehen kann.

### Bibliographie.

- Cotta, B. v., Die Geologie der Gegenwart dargestellt und beleuch-  
tet. Leipzig, Weber. Lex.-8. 2 Thlr. 15 Ngr.  
Stotefant, G. A., Publicistische Skizzen. Hannover, Klubwerth,  
Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.  
Preußen und seine Bedeutung für Deutschland. Hamburg, O. Meis-  
ner. Gr. 8. 10 Ngr.  
Scheidt, E., Margraf Rüdiger. Drama. Paderborn, Junfermann.  
16. 15 Ngr.  
Scheidt-Weissenfels, Polignac. Historisch-politischer Roman.  
2 Bde. Berlin, Berghagen. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.  
Emidt, P., Ein Berliner Matrose. Secroman. 2 Bde. Berlin,  
Janke. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.



# **Anzeigen.**

## **Kriegskarten**

aus dem Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.  
Entworfen und gezeichnet von Henry Lange.

**Karte von Deutschland und den angrenzenden Ländern.** Bis Nizza, Paris, Kopenhagen, Dünaburg, Kijew, Köstendsche und Bukarest. Cart. 1 Thlr.

**Das südwestliche Deutschland** (östlich bis Pardubitz und Wien), **die Schweiz und Oberitalien.** 8 Ngr.

**Oesterreich.** (Gesammt-Monarchie). 8 Ngr.

**Italien.** (Mit dem Festungsviereck). 8 Ngr.

**Orographische Karte des Königreichs Sachsen.** 12 Ngr.

Unter den verschiedenen Karten der gegenwärtigen Kriegsschauplätze zeichnen sich die vorstehend genannten von Henry Lange durch Uebersichtlichkeit und Genauigkeit der Angaben aus. Sie haben deshalb rasch grosse Verbreitung gefunden und sind fortwährend durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

**PASSAGES FROM THE WORKS OF SHAKSPEARE**  
selected and translated into German.

**Ausgewählte Stellen aus Shakspeare's Werken**  
überfetzt (mit gegenübergedrucktem Original) von  
**Gustav Solking.**

8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese Auswahl von Stellen aus Shakspeare's Dramen und Gedichten mit neuer deutscher Uebersetzung wird dem größern Publikum Englands wie Deutschlands willkommen sein. Sie empfiehlt sich einerseits durch elegante Ausstattung für den Büchertisch, andererseits durch die Auswahl der Stücke zum Gebrauch in Lehranstalten und zum Selbststudium in der englischen und deutschen Sprache.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## **Gespräche mit einem Grobian.**

Herausgegeben von einem seiner Freunde.

8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

In diesen „Gesprächen“ will ein bekannter deutscher Schriftsteller, der aus besondern Gründen das Buch anonym erscheinen läßt, unserer Zeit einen humoristischen Spiegel vorhalten, in dem die heutigen Menschen nach ihrem eigentlichen Wesen erscheinen. Zugleich beleuchtet er aber auch auf allen Hauptgebieten des Lebens die Ideale, nach denen die Welt zu streben hat, und gibt für die wichtigsten Fragen der Gegenwart die Mittel an, sie zu lösen. Er empfiehlt sein Buch, „den Ehrlichen, den Edelbedenkenden und Muthigen — dem ganzen deutschen Volke“.

## **Karl von Raumer's geographische Lehrbücher.**

### **Lehrbuch der allgemeinen Geographie.**

Dritte vermehrte Auflage.

Mit 6 Kupfertafeln. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

Dieses bekannte Werk des kürzlich verstorbenen gelehrten Verfassers ist auf mehreren Gymnasien als Unterrichtsmittel eingeführt und hat seine Branchbarkeit durch das Erscheinen von drei Auflagen hinlänglich bewährt. Sein Vorzug vor ähnlichen Werken besteht hauptsächlich darin, dass es bei aller Gründlichkeit den Schülern doch weder zu viel noch auch zu Schwieriges summethet, sondern nur das bietet, was sie sicher zu erfassen und zu verstehen im Stande sind.

### **Palästina.**

Vierte, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte von Palästina. 8. Geh. 2 Thlr.

Wem es Ernst ist um ein richtiges Verständniß der Bibel, dem kann Raumer's „Palästina“ als eine vollständige Zusammenstellung und Verarbeitung alles dessen empfohlen werden, was von Reisenden bis auf die neueste Zeit über das Heilige Land erforscht worden ist. Eine sehr anerkennende Charakteristik des bereits in vierter Auflage erschienenen Werks lieferte Karl Ritter in dem 15. Bande seiner „Erdkunde“.

### **Beschreibung der Erdoberfläche.**

Eine Vorschule der Erdkunde.

Sechste vermehrte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.

Ein wegen seiner Gedrängtheit und Uebersichtlichkeit in vielen Schulen beim Unterricht gebrachter Leitfaden, der in jetzt vorliegender sechster Auflage wieder vielfach verbessert und ergänzt worden ist.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## **RECENTI PUBBLICAZIONI**

per imparare

### **LE LINGUE TEDESCA E FRANCESE.**

**Ahn, F.** Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua tedesca. Colla traduzione tedesca de' temi italiani. Corso primo. Edizione originale. 10 Ngr.

**Wild, H.** Nuovo metodo pratico e facile per imparare la lingua francese, proposto alla gioventù italiana. Corso primo. 2ª edizione emendata. 12 Ngr. Corso secondo. 16 Ngr.

**Valentini, Fr.** Dizionario portatile italiano-tedesco. Edizione 5ª originale. Due parti. 2 Thlr. 10 Ngr. leg. 2 Thlr. 18 Ngr.

1ª parte: Italiano-tedesco. 1 Thlr., leg. 1 Thlr. 5 Ngr. 2ª parte: Tedesco-italiano. 1 Thlr. 10 Ngr., leg. 1 Thlr. 15 Ngr.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 33. —

16. August 1866.

Inhalt: Der achte Band von Servinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts“. Von Rudolf Gottschall. (Fortsetzung.) — Reise-literatur. Von Johann Schacht. — Germanische Alterthumskunde. — Senilelton. (Literarische Plaudereien; Volksthümliches aus Thüringen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Der achte Band von Servinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts“.

(Fortsetzung aus Nr. 32.)

Wir haben uns über das willkürliche Zerreißen der Charakteristik Heine's und Börne's beklagt, wir müssen unsere Anklage gegen die methodische Folge in dem Werke des Servinus fortsetzen. Bei einer Darstellungsweise, welche oft an die synchronistische Tabelle erinnert und den Entwicklungsengang der Autoren nach akademischen Eriennissen oder gar nach Semestern mißt, muß jedes Vorposten *поросов* in der Chronologie doppelt auffallen. Und doch stoßen wir auf ein recht bedenkliches, dessen Rechtfertigung der Historiker uns schuldig bleiben wird. Servinus charakterisirt die russischen und polnischen Poeten Puschkin und Mickiewicz; er steht sich fortwährend genöthigt, auf den Einfluß Byron's hinzuweisen, der in der That die slawische Poesie in ihren Hauptvertretern beherrscht; abermals in der Schilderung der französischen Literatur hebt er den großen Gegensatz Lamartine's gegen Lord Byron hervor; gleichwol schickt Servinus alle diese Charakteristiken der Charakteristik Lord Byron's voraus. Das heißt doch in der That das Pferd am Schwanz aufzukümmen!

Nach unserer Ansicht mußte die Charakteristik Lord Byron's den ganzen Abschnitt eröffnen. Dies war chronologisch gerechtfertigt; denn Byron's dichterische Hauptwerke gehören noch dem frühern Jahrzehnt an; es war aber unerlässlich für eine logische, von den ursächlichen Einflüssen zu den Folgen und Wirkungen fortgehende Darstellung. Byron's dichterisches Gestirn beherrscht dieses ganze Jahrzehnt; auch bei Heine und Börne ist dies unverkennbar; ja es geht aus den Ausführungen unsers Autors selbst hervor, der aber oft als ein launenhafter Chronist alle aus gedanklicher Nöthigung erwachsende Gliederung verschmählt. Es ist überhaupt nicht abzusehen, warum Rußland und Polen vor Frankreich und England abgehandelt werden. Mit einem Wort, das ganze Schema dieses Abschnitts steht auf dem Kopf, und erst wenn man es umdreht, würde man ungefähr die richtige, durch den Stoff selbst gebotene Reihenfolge erhalten. Dies hindert nicht, daß in den einzelnen Charakteristiken sich

viel des Geistreichen und Treffenden findet. In der Schilderung Puschkin's ist Biographisches und Charakteristisches, Dichtung und Leben glücklich verwebt, freilich nicht ohne die unvermeidlichen Uebergänge in das nächste Jahrzehnt. Auch das Bild des Grafen Giacomo Leopardi tritt in klaren Umrissen vor uns hin. Wir sehen ihn schon in der Jugend unter innern und äußern Leiden von schrecklicher Schwermuth verzehrt, in seinen dichterischen Beschäftigungen ganz von den großen Beispielen der Alten erfüllt. Er strebte daher in seinen Oden im Petrarachischen Canzonensstil nach einer äußern Formvollendung in einer würdevollen, kaltschlachten, nie aufs Monumentale berechneten Grandiloquenz hin, zum Entzücken der Classisten, deren sinkende Schule er stützen mußte. In seinen Oden schwellte er die Herzen durch seine erhabene Trauer über Polens Unterdrückung, über den geschwundenen Ruhm der Väter, über die Schmach und den Verfall der abgestorbenen Zeit. Dann ahnten die Unitarier in ihm einen der Ihrigen. Er aber schien seit 1821 entschlossen, der Politik und des Patriotismus nicht mehr Erwähnung zu thun:

Denn mehr und mehr hatte ihn bereits sein eigener Seelen Schmerz über die Eitelkeiten des Lebens in eine Philosophie der Verzweiflung gekürzt, in der er die trocknen Disciplinen der Politik und Statistik wie den Wahn der politischen und gesetzgeberischen Berechnungen verhöhnte, die zur Vervollkommenung der Völker und Menschen nichts vermöchten, da sie aus innern nothwendigen Gründen zur Unvollkommenheit bestimmt seien. Im vollen Gegensatz zu Manzoni, so heidnisch, unglaublich, unerschrocken und zerrissen, wie jener religiös, fromm, duldsam und getrübt war, wie Foscolo fatalistisch resignirt auf die Eitelkeit aller menschlichen Dinge, bekannte er sich selbst zu den Ueberzeugungen, die er in seinem „Jüngern Brutus“ niedergelegt: daß eine eiserne Nothwendigkeit über dem Sklaven des Todes, über dem unseligen Geschlechte walte, von dem die Götter Tempel heischen, wiewol es nur ihr Spott und Gelächter ist. Staub und Schatten sei die menschliche Natur, unendliche Eitelkeit das All, die Welt nur Roth, das Leben nur Langeweile, so predigte er fortan in der eintönigen Klage seiner Schriften, die zuletzt selbst zur Langeweile wird. Seine Landleute vergarnten dem unglücklichen Manne dieses heimtückische Vergarnen an sich selbst und an der Menschheit nicht; sie schoben es bedauernd, obwol er es verbat, auf seine entschlichen

Körperleiden und nicht, wie er wollte, auf seine Verknüpfung und Ueberzeugung.

Den Einflüssen, durch welche die französische romantische Schule sich bildete, spürt Gervinus bis in das vorige Jahrhundert nach, indem er den Einbruch des germanischen Wesens in das Geistesleben der Franzosen schon von der Zeit Montesquieu's und Diderot's datirt. Doch unterbrach die Revolution diese erste Phase einer unbewußten, noch namenlosen Romantik. Gleichwohl pflanzte sich im Verborgenen eine ganze Nachkommenschaft von weichern und träumerischen Naturen fort, die von Rousseau's gefühliger Seite geerbt hatte: Pierre Simon de Valenciennes in seiner sentimentalen Schrift „Ueber das Gefühl“ und den gleichgearteten „Fragmenten“, Etienne de Senancourt mit seinem skeptischen, wertherisirten „Obermann“, Charles Nodier mit seinem „Maler von Salzburg“. Hierzu kamen Châteaubriand's „René“ und Constant's „Adolphe“ und vervollständigten die Gruppe sentimentaler Poesie, die mit dem Classicismus und dem Charakter der napoleonischen Epoche in vollem Widerspruch stand. Die Opposition gegen das Kaiserreich war überdies mit den Engländern und Deutschen in den genauesten Beziehungen. Châteaubriand, Frau von Staël, Barante, Fauriel, Benjamin Constant kommen in nahe Berührung mit A. W. Schlegel, dessen „Vorlesungen über dramatische Literatur“ ins Französische übersetzt wurden; bald darauf erschien das Buch der Staël über Deutschland; Sismondi und Raynouard wiesen auf die vergessene französische Literatur des Mittelalters, auf die Dichtungen der Troubadours hin; man begann die Schiller'schen, Shakspeare'schen und Goethe'schen Dramen zu übersetzen, zu bearbeiten, anfangs in einer meist den Geist und Sinn derselben entstellenden Weise; man wagte noch nicht mit den alten Gesetzen zu brechen. Ueber die Romantik selbst waren die wunderlichsten Begriffe in Umlauf. In politischer Hinsicht trat die französische Romantik anfangs in Gegensatz gegen die Revolution, doch wurde sie später in eine Umwälzung gestossen, die sie mit der Revolution aussöhnte.

Es folgen nun die Charakteristiken Lamartine's und Victor Hugo's, oder vielmehr die Darstellung der ersten Epoche dieser Autoren bis zum Jahre 1830. Groß war der Eindruck, den 1820 die „Poetischen Betrachtungen“ von Lamartine machten:

Dichtungen, die aus einem Gemüthe quollen, das selbst von den moralischen Erschütterungen des Zeitalters tief ausgewählt war, die daher wie ein scharfes Spiegelbild jenes peinvollen Schwankens zwischen Trauer und Lust, zwischen Täuschung und Enttäuschung, zwischen Sturm und Windstille waren, von dem in diesen Jahren alle gehobenen Seelen bewegt wurden. Schon aus den äußern Vorzügen dieser Gedichte sprach eine nie zuvor bekannte, fast wunderbare Leichtigkeit, Diebsamkeit und Spannkraft des angeborenen Talents. Es sei, daß der Dichter in der regelmäßigen Form seiner Verse, in den langgehehnten poetischen Perioden voll gehäufter Bordsätze und eingeschachtelter Zwischensätze, in dem Epigrammatischen und Gedankenhaften seiner philosophischen Abstraction, in seinem Wohlgefallen an Naturschöpfung an die mancherlei Unarten der klassischen Obermanier, an ihre rednerischen, lehrhaften, beschreibenden Kunststücke zurückerinnerte; aber nie hatte man zuvor

mit solche Reimfälle, einen so reichen Rhythmen- und Strophenwechsel in einem so melodischen Abfalle von so musikalischer Wirkungskraft gehört; nie hatte man so mannichfaltige Gedanken in einer so hübscheren glänzenden Sprache so unmittelbar ergreifend abformen, oder aus dem Labyrinth der verschlungenen Nebelsäge in so freier und sicherer Bewegung zur hellsten Klarheit des Verständnisses herausleiten sehen. Es sprach hier ein Dichter aus dem reinen poetischen Instinct, ungeleitet von Theorie und Kritik, die er die Macht der Unmöglichen nannte, in der Ursprünglichkeit des sich selbst wie unbekannten Genies, dessen erste Verse, in ihrer freudigen Unabhängigkeit von jedem fremden Einflusse, gleich in der Blüte bis zur Fruchtzeit fertig und vollendet erschienen.

In vier Jahren wurden 45000 Exemplare dieser „Poetischen Betrachtungen“ abgesetzt. Es war eine Umwälzung, seit Châteaubriand's „Geist des Christenthums“ hatte nicht die Massen so gewaltig ergriffen. Später witterte man hinter seinen Beherrschungen des Allschöpfers eine pantheistische Ekstase, hinter seinen frommen Erregungen nur Kindheits Erinnerungen. Als man dem Vater Glück wünschte zu den christlich-monarchischen Gesinnungen seines Sohnes, meinte er: man kenne seinen Sohn nicht, er sei eine Windspähe, die sich auch bei Windstille drehe; doch damals mochten die Classicisten über seine Sprachverworrungen erschrecken — ganz Frankreich bezauberte sich an seinen Poesien. Ein noch frappanteres Licht fällt auf Lamartine aus der Parallele, welche Gervinus zwischen diesem Dichter und Victor Hugo zieht und die wir als eine der glücklichsten Stellen des Werks hier mittheilen wollen:

Beide Dichter theilten auf einer gleichen, vom Stoffe lange gekauerten Lebensfahrt nicht wenige ähnliche Schicksale: den Besitz einer verehrungswürdigen Mutter von legendärem Einflusse, den Erwerb eines schönen und früher Jugendliebe entzogenen häuslichen Lebens, und später den Verlust eines schwärmerisch geliebten Tochter; sie theilten bei ihrer Ausfahrt in das Leben die gleiche christlich-monarchische Stimmung, den gleichen hohen Begriff von der Würde des Dichters, den gleichen Ehrgeiz, die Ringe ihres Schwanen- und Adlerflugs in freundschaftlichem Wettkampf durcheinanderzuschlingen; dennoch waren beider Naturen von Grund aus verschieden. Beide sahen sich auf eigener Stelle außerhalb der streitenden Dichterparteien stehen; beide wurden der neuern Schule zugewandt, hielten selbst aber beide, und Victor Hugo vorzugsweise, in ihren theoretischen Bekenntnissen den Standpunkt der Classicisten ein, und standen auf der Seite der herrkömmlichen Prosodie und der von Racine und Boileau „fixirten“ Sprache gegen dieucht der Neuerung. Gleich hier aber schieden sich die Naturen: denn in Victor Hugo lag von Natur aus der Drang und Trieb der Lamartine fremd war, eines Sektirers, der als ein Ummäßer in die Literatur eintrat. Von gleich bewundernswürdiger Leichtigkeit und Kühnheit in Handhabung der üppig bereicherten Sprache und einer ganz neu geprägten poetischen Technik, die beide bis zu Wagnissen trieb, in welchen die profaischen Geister einen Massenaufstand aller Solocismen und Barbarismen sahen, ward Victor Hugo doch noch ungleich mehr als Lamartine gepriesen um seine Meisterschaft in der Beherrschung der Sprache, aus der er gemacht was er wollte, die er „geschmiedet hat wie Eisen, gehärtet wie Stahl, gegossen wie Erz, ciselirt wie Silber oder Marmor“; er ward auch herber getadelt als jener um seiner launischen Gegensätze willen (in denen man ihn bei höher steigen bald tiefer als Lamartine fallen sah), um des Wechsels willen zwischen Niedrigkeit und Verfliegenheit, geistreicher Gewöhnlichkeit und geistigem Schwulste, zwischen dem Einfachen und Schönen und dem Ueberfüllten und Ungeheuren.

sehen; es ward auch schärfer an ihm die classische Vornehmung gerügt, in der hochgehenden Gattung der Ode dem mythologischen Zierwerk, dem rhetorischen Pathos der alten Römischen, jenem senatorischen Bombaste zu fröhnen, in dem sich „die Erstgeborenen des alten Römervolks“ so gerne gefielen. Bei Lamartine in seiner maßvollen Selbstbeherrschung, die auch in der größten Kühnheit der feinsten Schüchternheit nicht vergaß, auf dem Reusensperde stets leichtsin schwebend erscheint, die Welt aus der Vogelsicht unter sich, ohne Widerstand als den leichten Dunstkreis flüchtigen Gedulks, so tummelt es Victor Hugo mit schneubenden Rüstern und verwundetem Fuße durch das widerstrebende Gestein und Gestrüpp der Niederung, wie in dem Durste seine Bändigungskunst bei jeder Bewegung augenfällig zu machen. Das Geprantere seiner Kunst, aber auch das Tiefere ihres Inhalts liegt hier: daß er in reicherer Beziehung zu dem breiten Weltleben mannichfaltiger an Gegenständen und Formen ward; daher er, in seiner wesentlich lyrischen Begabung ähnlich wie Lamartine unfähig, sich in anderer Gedanken und Gefühle zu versetzen, doch immer mehr versucht ward, sich die Masse dramatischer und epischer Personen vorzustellen. Ist der harmonische Wohlklang in jenem Dichter der Innath ein Abbild nur seiner sanften, wohlwollenden, optimistischen und idealistischen Naturart, so ist das disharmonische Unmaß in Gedanken, Bildern und Formen bei Victor Hugo das Kennzeichen eines realistischen, von Zweifeln aufgewühlten, zu fatalistischem Trübsinn geneigten Wesens. Dem glücklichen Gesellen Lamartine's gegenüber hat an Hugo's Thätigkeit der Wille, das Ringen, die Arbeit eines kräftigern Geistes weit wesentlicheren Antheil. Was bei Lamartine ein glücklicher Besitz ist, gemahnt bei Hugo wie ein mühsamer Erwerb, was bei jenem unwillkürlich gekommen scheint, ist hier gewollt, was dort gefunden, ist hier gesucht. Jener in seinem instinctiven Schaffen vermählte alle Theorie und Reflexion, Victor Hugo aber war stets bedürftig, sich über Stoff und Form und Zweck seiner Dichtung Rechenschaft zu geben und den Denker mit dem Dichter zu verbinden; ja er schien sogar stets geneigt, an seine Theoreme mehr zu glauben als an seine Poesie.

Mit Recht hebt Gerwinus ferner hervor, daß bei Victor Hugo das politische Element überwiegt, wie bei Lamartine das religiöse, daß aber auch bei Victor Hugo die Pulse innig religiöser Empfindung in einzelnen Dichtungen der Familienpietät schlugen, wirkungsvoll in ihrem ungewollenen dichterischen Ausdruck, ferner daß er seinen Oden, statt der kalten Eintönigkeit, der die Gattung herkömmlich verfallen, ein hohes dramatisches Interesse zu geben hoffte, und wie wir hinzufügen, auch wirklich gegeben hat. Als charakteristische Eigentümlichkeiten Victor Hugo's werden hervorgehoben seine royalistische Gesinnung, seine Vorliebe für alle feudalistischen und mittelalterlichen Erinnerungen, das Gefühl eines prophetischen Berufs, doch auch der Pomp der Eitelkeit und die Ueberhebung des poetischen Selbstgefühls.

Nach einer kurzen Skizze des Verhältnisses der Bourbonen zu der Literatur werden wir nach England geführt: Thomas Moore wird uns als Mensch, als politischer Charakter geschildert. Weniger erfahren wir von dem Dichter — nur, daß die politisch-oppositionelle Ader in seine Schriften und Gedichte durchdrungen, daß er weltliche Auspielungen überall, selbst in seinen irischen Volksmelodien eingestreut, und daß er in dem feingefühlten „Lalla Rookh“ der Ueppigkeit seiner irischen Phantasie den vollsten Spielraum gelassen habe. Wenn wir diese vornehm-flüchtige Skizze von Moore's dichterischen

Leistungen mit der Ausführlichkeit vergleichen, mit welcher von seinen politischen Flugschriften gesprochen wird, so müssen wir einräumen, daß diese Art von Literaturgeschichtsschreibung, die uns mit biographischem Detail erdrückt, während sie über die Dichtwerke selbst mit einigen allgemeinen Phrasen hinweggleitet, die Nebensache zur Hauptsache macht. Ebenso wenig wird Gerwinus dem „Dichter“ Shelley gerecht, wenn er uns auch die geschichtlichen Einflüsse, die auf seine politische und religiöse Richtung bestimmend einwirkten, mit pragmatischer Genauigkeit vorführt. Wir erfahren, daß Shelley als Dichter in gewissen Kreisen unverständlich überschätzt wurde:

In seinen „Visionen“ frühnte Shelley der übeln Manier, in einer Wüste phantastischer Spreu spärliche Körnchen von Sinn zu verstecken, in einem Phrasenschwall von apokalyptischem Dämmerndunkel die dürftig eingestreuten Gedanken und Thatfachen zu erschließen. In diesen Poesien legte Shelley eine poetische Weltbeglückungslehre aus, die, nach der Glückseligkeit als ihrem Ziele strebend, die selbstentäußerte Liebe als das Gesetz aufstellte, das die Welt regieren, das Uebel austilgen, und unter Abstellung des Handels und der Gutmacht (der Götzen des Pöbels), des Kriegs (des Werks der Banditen) und der Religion (der Zwillingsschwester des Egoismus), eine Welt der Harmonie erschaffen sollte, wo das Eis der Pole schmelzen, die Sandwüsten zu Paradiesen werden, das Lamm mit dem Löwen spielen würde.

Der poetische Doppelgänger Saint-Simon's und Fourier's wird von dem Literaturhistoriker verächtlich beiseitegeschoben. „Spärliche Körnchen von Sinn in einer Wüste phantastischer Spreu“ — damit ist Shelley charakterisiert, seine visionären Friedensbilder werden als ein müßiges Phantasiespiel behandelt; als wenn ein solcher prophetischer Zug nicht gerade die großen Dichter von den kleinen unterschiede, als wenn diese Wendung nach den Endzielen der Menschheit nur eine phantastische Verirrung des Dichters, als wenn der großartige Hymnenschwung voll glühender Bewegtheit, der sich in Shelley's Dichtungen anspricht, weiter nicht viel der Rede werth wäre! In der That, in diesem Urtheil erscheint Gerwinus als der prosaische Urphilister, dessen Zipfelmütze die gelehrigen Schüler sich aufsetzen, wenn sie den delphischen Dreifuß der Kritik besteigen.

Was diesem Urtheil zu Grunde liegt, aus welchen Verkehrtheiten der ästhetischen Anschauung es hervorgeht, das erhellt erst aus der eingehenden Charakteristik Lord Byron's, zu der wir nun endlich gelangen. Daß Byron als Vertreter des europäischen Widersektungsgeistes (!) vorgeführt wird, hat sein gutes Recht; ebenso ist die Bemerkung, daß man ihn zum Haupte der autonomen Regelschmäher und Naturgenies der Romantik zweiter Periode erhob, während er durch all sein Leben in seinen theoretischen Bekenntnissen ein erklärter Classicist war. Gerwinus schiebt diese wunderliche, für Pope, Alfieri schwärmende, einen Shakespeare für Hamburg erklärende Poetik des Dichters auf sein Bewußtsein, daß er den höchsten, den dramatischen und epischen Schöpfungen der Dichtung ebenso wenig wie Pope gewachsen war. Zunächst erfährt der Dramatiker Byron eine herbe Censur: er habe in seinen Stücken einen dünnen Stoff in wortreichen, pomp-

haften, bilderlosen, oft gezwungenen Dialogen abgestumpft, seine Charakterzeichnungen seien von Verzerrungen, Uebertreibungen und Selbstlichkeiten entstellt. Nicht besser ergeht es den hochgefeierten poetischen Erzählungen, die mehr durch blendende als durch echte Eigenschaften ausgezeichnet seien:

Diese Nachsätze, in deren redbereichen und glänzenden Schilderungen und Bildern, in deren epigrammatisch zugespitzten Couplets und Antithesen durchaus die Weise der Concettisten des 17. Jahrhunderts vorherrscht, machen den Eindruck, als habe man einen Shakspeare vor sich, der, auf dem unreifen Standpunkt seiner beschreibenden Gedichte stehen geblieben, die Manier der Marlaissen feiner ausgebildet und mit der tiefergehenden Empfindung und wühlenden Nachdenklichkeit des Nordländers ausgestattet habe. Die prunkvollen Dichtungsstücke erreichen durch die wunderbare, bald weiche Geschmeidigkeit, bald kraftvolle Kühnheit des Ausdrucks in Wort und Bild eine technisch-formale Vollkommenheit, die keinem englischen Dichter in diesem Maße eignete; von höhern Gesichtspunkten aus sind sie ästhetisch betrachtet ein einziger Geschmadsfehler, psychologisch betrachtet ein einziger Naturfehler. Das dichterische Unwesen ist darin zum Wesen gemacht. Byron gestand es selbst, daß er, im vollen Widerspruch mit seinen classischen Theorien, gewöhnlich ohne allen festen Plan schrieb, daß ihm seine Verse, seinen wechselnden Launen nachgebend, nur sprung- und ruckweise gelungen seien; aber er beharrte, trotz seiner bessern Einsicht, bei dieser lässigen Manier (wie er es selbst aufah) aus Faulheit und Habscharrigkeit. Die Rebseligkeit des Dichters, der die Gabe etwas zu verschweigen so wenig in der Kunst wie im Leben besaß, trieb ihn von der Erzählung zur Rede, und von den Neben seiner Figuren zu Selbstreden, zu geschwägigen Absprünngen, zu störenden Einschaltungen, „zur Bewunderung der Absehwifung“, deren Worthlosigkeit er zwar völlig begriff. Die Beschreibung ferner, diese poetische Landschafterei, die der Instinct der Alten, die Uebung der großen Dramatiker Englands und Deutschlands, die Kritik eines Lessing verschmähte, war der beste Theil von Byron's Dichtung; er selber nannte sie sein Forta. Sie geht oft genreartig bis zur kleinlichsten Abschrift überlieferter Berichte, bei graufigen Gegenständen oft durch die anatomische Genauigkeit der Schilderung bis zum Ekelhaften. Denn der Dichter, in dem gemischt eine Therapeuteische Ader von treffendem Wit und beißender Satire neben jener unendlich reizbaren Empfänglichkeit und Empfindbarkeit für Freud und Leid lag, die den lyrischen Dichter macht, gefiel sich in dem einvoßigen Wechsel zwischen Schenklichem und Komischem, in den Uebersprünngen vom Erhabenen zum Gemeinen, vom Hergenseinsichtigen zum Frivolen, vom Pathetischen zum Drolligen, vom Rührenden zum Burlesken, vom Herten zum Spöttischen, in dem boshaften Vergnügen jede Erwartung zu täuschen, aus Mitleid durch Hohn, aus Rührung durch Gelächter herauszufreden, allen Gefühlen Gewalt anzuthun und je stärker er sie spannte, desto gewaltfamer zu zerreißen.

Diese Stelle ist bezeichnend nicht als das einseitige Urtheil eines poesiearmen Kritikers über einen bedeutenden Dichter, sondern als ein Beweisstück der schablonenmäßigen Charakteristik, welche in den Werken vieler namhafter Literatarkritiker im Schwang ist. Wenn wir diesem Urtheil auf den Grund gehen, so finden wir dort ein poetisches Axiom, aus dem es herausgewachsen ist: nur die objective, gegenständliche Poesie ist berechtigt, und das Axiom erleidet eine um so verschärfte Anwendung, je mehr Byron durch seine Kritik Shakspeare's sich selbst in einen Gegensatz zu dieser Poesie und zu allen Sympathien des Autors gestellt. Und doch kann gerade dies Axiom die Schätzung dichterischer Größe sehr verwirren.

Es gibt Dichter, welche der epischen und dramatischen Form vollkommen gerecht werden, welche Gestalten von Fleisch und Blut zu schaffen verstehen — und deren Genius nicht entfernt zu vergleichen ist mit demjenigen anderer Poeten, deren Gedankenreichtum und Gefühlsdrang fortwährend über die geschlossene Form hinausstrebt. Die Bedeutung eines Dichters liegt in der Originalität seiner Weltanschauung und in der machtvollen Energie, mit welcher er dieselbe den dichterischen Formen aufzuprägen versteht. Genie ist eben Genie — das läßt sich nur fühlen, dafür gibt es einmal keine Decimawagen. Wenn Servinus die Byron'schen Dichtungen ästhetisch betrachtet „einen einzigen Geschmadsfehler“, psychologisch betrachtet „einen einzigen Naturfehler“ nennt, so fühlt man mit gelindem Schauer, daß die Gottscheds in Deutschland nicht aussterben, sondern in immer neuen Gestalten ihre Auferstehung feiern. Uns überläßt es unheimlich bei dieser magisterhaften Strenge, welche gleich mit dem Lineal dreinschlägt, mit dem sie sich ihre kritischen Schönschreibbücher liniert hat. Was soll man zu solchen Aeußerungen sagen, wie: daß „die Uebung der großen Dramatiker Englands und Deutschlands die Beschreibung, die poetische Landschafterei verschmähte habe“? Als ob nicht alle Dramatiker dieselbe verschmähten, aus dem einfachen Grunde, weil sie im Drama überhaupt keinen Platz findet. Hätte uns Servinus gezeigt, daß die Uebung der großen Epiker und Lyriker sie verschmäht hat, so würde sein Tadel wenigstens eine Stütze gefunden haben. Diese Stütze bietet ihm auch nicht die „Kritik Lessing's“, denn die Beschreibungsweise, die Lessing im „Laokoön“ verwirft und durch Beispiele aus Haller, Thomson und Kleist illustriert, findet sich nirgends in Byron; er malt nirgends durch eine Nebeneinanderstellung todter Qualitäten, durch eine Pünktung von Außerlichkeiten ohne lebendige Vermittelung; er wird nirgends „descriptiv“ im Sinne der alten beschreibenden Poesie; sondern alles ist bei ihm von stimmungsvollem Sauch durchdrungen, von innen heraus befeelt; das äußere Bild gewinnt nur Beleuchtung durch das Licht, welches aus den Tiefen der Seele darauf fällt. Mag der Dichter die Siegie der zerfallenen Marmorstadt in den Lagunen, mag er die von Dienen umschwärmten Berghöhen des Hymettos, mag er die über das Juragebirge hinbräusenden Gewitterstürme schildern — in allen diesen Schilderungen ist der gewaltige skeptische Genius des Dichters lebendig; die großen Probleme der Welt, der Natur, der Geschichte spielen mit ihren Räthselfragen hinein in diese Naturbilder; die Schatten aus der Seele des Dichters fliegen über die wechselnden Landschaften. Das ist keine todte Landschafterei und Naturbeschreibung, welche die Dinge prosaisch nach ihren Merkmalen schildert, und Lessing's Autorität wird höchst mißbräuchlich hier gegen Byron ins Feld geführt. Wir haben hier wieder den Beweis, daß die vornehm klingende Phrase oft gar keinen, oft einen ganz verkehrten Inhalt verbirgt. Auch der einvoßige Wechsel zwischen Schenklichem und Komischem, die Uebersprünge vom Erhabenen zum Gemeinen passen eher in



eine Charakteristik Shakespears, als in eine Charakteristik Byrons. Die meisten Dichtungen des letztern, „Ruin“ wie „Raufer“, und die andern Dramen, die meisten poetischen Erzählungen, mit Ausnahme des „Deppo“ und „Don Juan“, sind in einem durchweg gleichmäßigen und bei aller skeptischen Gesinnung doch formell harmonischen Ton gehalten, wie dies von einem Bekenner der Klassik, als welcher Byron nach Gerdinus richtiger Bemerkung gelten muß, auch zu erwarten ist. Wenn nun, nach Herabsetzung der künstlerischen Verdienste Byrons, auch seine Bedeutung als Vermittler zwischen Sein und Schreiben, Dichten und Trachten, Kunst und Leben dadurch verwischt wird, daß „diese sittenadelnde, lebenserhöhende Tendenz die germanische Dichtung in ihren größten Vertretern, in Shakespeare und Milton, in Schiller und Goethe immer bewiesen habe“, nur harmonisch, nicht mit den verstimmten und schnarrenden Klängen der Byron'schen Parze, so zeigt Gerdinus hier wiederum die ihm geläufige Kunst, den Nagel nicht auf den Kopf zu treffen. Wir brauchen ihn bloß auf seine eigene in ihrer Art treffliche Darstellung von dem Verhältniß des Dichters zur Politik hinzuweisen, wo alles einzelne hierauf Bezügliche aus den Gedichten, Briefen und Aeusserungen Byrons mit großem Fleiß zusammengetragen ist, am den wesentlichen Unterschied festzustellen, der zwischen der unmittelbaren Beziehung der Muse Byrons zur unverbildeten Tagespolitik und den in historischer Hülle verborgenen Beziehungen unserer Klassiker zum öffentlichen Leben besteht. Dieser Unterschied darf nicht verwischt werden, denn er steckt die Grenzpfähle fest zwischen der modernen auf der einen, der romantischen und klassischen Poesie auf der andern Seite. Man mag die directere Wendung Byrons und seiner Nachfolger zur Tagespolitik angünstiger finden für die Kunst; man wird sie in ihrer Bedeutung nicht unterschätzen dürfen.

Wenn wir das ästhetische Gesamturtheil unsers Autors über Byron durchaus verworfen müssen, als aus einseitiger Geschmacksrichtung hervorgegangen und unbegründet trotz aller Bemühungen des Literaturhistorikers, ihm ein solides Fundament aus dem Anschein nach unerschütterlichen Grundbägen der Geschmackslehre unterzuschieben: so sind dagegen die biographischen Mittheilungen, die Abschnitte, welche Byrons Stellung zur Politik u. s. f. behandeln, geschickt zusammengestellt, wie man auch den Urtheilen über die einzigen näher besprochenen Werke „Ruin“ und „Don Juan“, im ganzen beistimmen kann. Doch immer, wo Gerdinus das Facit ziehen soll, versagt ihm der Mechanismus seiner Rechnungen, oder vielmehr, er will Aufgaben der Differentialrechnung in elementarischer Weise lösen; er bringt fortwährend feste Rastplätze herbei, welche ungenügend sind, wo es sich um die „höhere Flutzone der Geister“ handelt. Da hätte der Dichter handeln, Erlöser seines unterdrückten Vaterlandes werden sollen, um sich selbst zu erlösen; ein „festes Ergreifen des Lebens“ hätte ihn gerettet. Da wird die Byron'sche Poesie als eine Versündigung gegen die Idee der Pflicht gebrandmarkt und die volle Schale des Borns

über die Jüngerschaft des Meisters, die „satanische Schule“, in welche stillschweigend die kleinen Beizebube der neuern deutschen Poesie mit eingerechnet werden, ausgegossen:

Es drängte fortan in diese neue Schule, die sich in höchster poetischer Blut bei dem kältesten Gewissen in der pessimistischsten Weltverstellung wie in den süßigsten Schmelgereien der geistigen und sinnlichen Orgien geseß, alle die Halbgebildung nach, die die ganze Anstrengung scheut, die sich im Selbstbetrüben zu allem geschickt weiß und zu nichts thätig beweist; alle untergeordneten Talente, die, von der hastigen Gier ergriffen durch literarische Wagsprünge einen plötzlichen Anseh zu erobern, Absicht für Ausführung, Gelüste für Vermögen, Versuche für Meisterwerke halten; alle die ehrdürstigen, weltzerworfenen Naturen, die zu mühsamem Erwerbe der Ehren zu ungeduldig, einer Zeit von ungeheurer gestiegenen Anforderungen zu genügen nicht fähig, sich in dem ungeordneten Streben nach einer unbekannten Zukunft die Gegenwart verzeihen; alle verbaunten Seelen, alle mißverstandenen Geister, alle zerrissenen Gemüther, die an den Klippen und Seichten des Lebens gescheitert oder gestrandet sind; alle die neuen Fauste und Prometheen, die sich um die Standarte der Aufsehnung des Geistes gegen den Buchstaben, des Wissens gegen den Glauben, der Leidenschaft gegen die Vernunft, der Natur gegen das Uebereinkommen zusammenscharten; alle die freigeistigen Naturen, denen es die Blüte des Geisteslebens schien, an den Beständen der Religion, der Staatsordnung und der häuslichen Sitte zu räuteln.

Diese Art der Kritik sieht doch einer moralisirenden Ablanzelung so ähnlich wie ein Ei dem andern. Es scheint als habe diese ganze Richtung auch gar keine Berechtigung gehabt und sei nur eine großartige Verirrung gewesen, vor welcher der Literaturhistoriker sein Kreuz schlägt. Und doch hat der Skepticismus schon in allgemein menschlicher Hinsicht sein wohlbegründetes Recht und steht hoch über jener Sicherheit des trivialen Denkens und Empfindens, welche sich ihr wohlaffortirtes Lager von fertigen Moralbegriffen jeden Abend unter das Kopfkissen legt. Man müßte denn glauben, diese „beste Welt“ sei so niet- und nagelfest, daß nur der Wahnsinn es unternehmen könnte, daran zu rütteln. Die Motive, die der Literaturhistoriker den Vertreter dieser Richtung unterschiebt, sind eigentlich lauter „Charakterfehler“. Und sollte der Geschichtschreiber der Restauration die historische Rührung nicht einsehen, aus welcher die satanische Schule hervorgegangen? Sollte er nicht einsehen, warum Byron in dieser Zeit nur „negative oppositionelle Kräfte, ohne bestimmte Ausgangs- und Zielpunkte, zu entbinden verstand“?

Nicht nur Byrons Talent wird von dem Shakespearemanen bedauerlich unterschätzt, auch für seine literargeschichtliche Bedeutung fehlt ihm das Organ. Er mußte nachweisen, daß Byron der große Dichter der europäischen Restaurationsepöche ist, deren politische Gestaltungsunfähigkeit sich bis zu einem gewissen Grad in seinen Dichtungen spiegelt, nicht minder wie ihre unendliche Bestimmtheit, die Schwüle, der Druck, der auf ihr lastete, wie aber sein Genies mit prophetischer Weise hantirte auf die Völkerideale der Zukunft, welche zu formuliren überhaupt nicht Sache der Poeten ist, wie Gerdinus irrigerweise anzunehmen scheint, wenn er von dem „Streben nach der unbekannten“ Zukunft mit trennendem Ranzelton klaghaft salbadert; er mußte nachweisen, wie

Byron der Vorläufer der modernen Poesie ist, die sich, indem sie Ernst macht mit einer aus dem Geist der Zeit heraus geborenen Poesie, toto coelo von der romantischen und classischen unterscheidet, ein Vorläufer von stark subjectiver Wendung, wie der Einbruch neuer Richtungen stets mit einer gewissen Gewaltthatigkeit stattfindet und den vollen Einsatz einer bedeutenden Persönlichkeit verlangt; er mußte überhaupt den Weihwedel hinter dem Altar liegen und die Ruthe hinter dem Spiegel stecken lassen, um ohne priesterliche und magisterhafte Gespreiztheit die Talente in ihrer Bedeutung, die poetischen Richtungen in ihrem nothwendigen Zusammenhang mit der Vergangenheit, in ihrer Tragweite für die Zukunft zu erfassen und darzustellen.

Wir verweilen unverhältnißmäßig lange bei der Charakteristik Byron's, weil die Einseitigkeit der oft mehr dogmatischen als pragmatischen Darstellungsweise Servinus' in ihr am frappantesten hervortritt; wir können über die folgenden Partien des Werks rascher hinweggehen. Nach einem flüchtigen Blick auf Italien und Spanien werden wir wieder zu Borne und Seine geführt, welche mit Byron verglichen und „in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle“ dargestellt werden. Beiden wird namentlich der Begriff und Sinn für das Staatsleben abgesprochen; man findet bei ihnen „die spärlichsten Körnchen politischen Wises in einer Debe von Urtheilslosigkeit dürrig aufsteigen“. Gleichwohl wird zuletzt eingeräumt, „daß in den großen Kämpfen und fortschreitenden Strebungen der Zeit ohne die leichten und netzlichen Schamügel dieser Pfläuler die wissenschaftliche Phalanx in ihrer schweren Massenbewegung nur spät und kaum zum Geschehth gekommen und mehr Hinderniß als Förderung gewesen wäre“. Dann wendet sich der Autor noch einmal zu Victor Hugo und schildert seine im Byron'schen Geist gehaltenen „Orientalen“, seine Wandlung zum revolutionären Poeten, sein neues dramaturgisches Evangelium von der Poesie des Grotesken, das Pamphletdrama des 19. Jahrhunderts, seinen „Cromwell“, „eins der seltsamsten jener Amalgama von Uebersuß an Talent und Mangel an jedem gesunden Menschenverstand“, den Triumph des „Fernani“, das dramatische 1793; den Sieg der revolutionären Romantik. Zuletzt werden Barthélemy und Méry flüchtig charakterisirt und Beranger als der Mann des wandelbaren Instincts porträirt, dessen gefährliche, prickelnde Lieder eine unermessliche Wirkung ausübten.

Der Abschnitt über die Wissenschaftspflege in Frankreich beginnt mit einer Darstellung der socialistischen Systeme Saint-Simon's und Fourier's und der Saint-Simonisten, namentlich Bazard's, der bekanntlich das Erbrecht heftig angriff. Die Darstellung ist reich an biographischem Material und geschichtlichen Daten, und hebt im ganzen auch die wesentlichen Punkte der einzelnen Systeme hervor; doch scheint Servinus „der ungeunden Weisheit der neuen Thaumaturgen“ auch gar keinen gesunden Kern einkäumen zu wollen, und verkörpert nur ihr anarchisches Gift und ihren platten Enddemonismus.

Es folgt eine wenig Neues birtende Charakteristik von Lamennais, eine Darstellung der in dieser Epoche vorzugsweise effectischen Philosophie (Royer-Collard, Victor Cousin, Jouffroy, Villermain, Guizot), der Sprachforschung, der Geschichtschreibung (Richaud, Thierry, Fauriel, Barante), der tendenziösen Historiker Thiers und Mignet, von welchen beiden der letztere preiswürdiger erscheint. Das Thatsächliche ist hier überall fleißig gesammelt, geschickt gruppiert; die Einseitigkeiten der Auffassung machen sich minder geltend, als in der Darstellung der Poesie, in deren Würdigung sein ästhetisch-dogmatisches Scheudeber ihm fortwährend hinderlich ist.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

### Reiseliteratur.

1. Neue Missionsreisen in Eldasrita, unternommen im Auftrage der englischen Regierung. Forschungen am Zambesi und seinen Nebenflüssen nebst Entdeckung der Seen Schirwa und Nyassa in den Jahren 1858—64. Von David und Charles Livingstone. Aus dem Englischen von J. G. A. Martin. Nebst 1 Karte und 40 Illustrationen in Holzschnitt. Zwei Bände. Jena, Costenoble. 1866. Gr. 8. 5 Thlr. 22½ Ngr.

Seit dem Erscheinen der Speke'schen Entdeckungstreife nach den Nilquellen, die ich in Nr. 48 d. Bl. f. 1864 besprochen habe, ist kein zweites Werk über Afrika von gleicher epochemachender Bedeutung veröffentlicht worden. Alle bisher erschienenen Schriften schilderten schon bekannte Länder und Völker, nur das vorliegende Buch von Livingstone enthält uns wieder neue unbekannte Regionen und erzählt uns das Leben und Treiben der Bewohner. Nach dem Titel darf man aber nicht rein religiöse Zwecke — Ausbreitung des Christenthums — vermuthen, das ist hier Nebensache; sondern diese Missionsreisen an den Zambesi und seine Nebenflüsse wurden hauptsächlich des Handels wegen unternommen. Wie fast alle Reisen, welche die englische Regierung veranstaltet, hatte auch diese zur Aufgabe: das Land und seine Producte, die Bewohner und deren Civilisation kennen zu lernen, um dann Handelsbeziehungen anknüpfen zu können. Daß hierbei auch die Wissenschaft, die Länder- und Völkertunde die größten Eroberungen macht, ist selbstverständlich. Und so wurde auch durch Livingstone's Reise manche leere Stelle unserer Karten durch Länder- und Ortsnamen ausgefüllt.

Speke begann seine Entdeckungstreife jenseit des Äquators von Zanzibar an der Ostküste und reiste west- und nordwärts in das Innere. Die Gebrüder Livingstone nebst Gefolge segelten aber unter dem 19° südl. Br. auf dem Zambesi und Schire in die innern Regionen. Diese Gegenden von Afrikas Ostküste waren bisher von Europäern noch gar nicht oder nur zum kleinsten Theil besucht worden, daher uns auch völlig unbekannt. Der Zambesi ergießt sich durch vier Mündungen ins Meer, nämlich den Milambe, die westlichste Mündung, den Kongone, den Luabo und den Timbwe oder Muselo. Wenn der Fluß Hochwasser hat, bildet ein natürlicher Kanal, der mit der Küste parallel läuft und sich vielfach durch

die Kämpfe windet, einen geheimen Schleichweg, um Sklaven von Quillimane nach den Baien Massangano und Namwara oder nach dem Zambesi selbst zu bringen. Der Kwakwa oder Fluß von Quillimane, einige 60 Meilen nördlich von den Mündungen des Zambesi entfernt, ist lange Zeit für den Hauptzugang des Zambesi ausgegeben worden, um die englischen Kreuzer zu veranlassen, die falsche Mündung zu bewachen, während durch die wahre Mündung ruhig Sklaven zu Tausenden ausgeführt wurden. Schwere Vorwürfe häuft der Verfasser auf die portugiesische Regierung, welche zwar den Menschenhandel gesetzlich abgeschafft hat, aber ihn dennoch in jener Gegend offiziell begünstigen soll. Ja das ganze Buch kann als eine Anklageschrift gegen die Portugiesen betrachtet werden. Ob dabei englische Eifersucht die Feder geführt hat, läßt sich nicht leicht entscheiden. Die Schilderungen des Sklavenhandels, welcher dort große Districte in Krieg und Verwüstung stürzt, verdienen von unsern humanen Regierungen beachtet zu werden.

Die Expedition verließ England am 10. März 1858, segelte an das Cap der guten Hoffnung und erreichte im Mai die Ostküste. Hauptzweck war zuerst, den Zambesi, seine Mündungen und Nebenflüsse zu erforschen, mit Rücksicht darauf, inwieweit sie als Straßen für den Handel und das Christenthum nach dem ausgedehnten Innern Afrikas zu benutzen seien. Die ganze Gegend längs des Kongone ist außerordentlich fruchtbar. Reis wird in reichem Maße gebaut; auch Bataten, Kürbisse, Piesesäpfel, Kohl, Zwiebeln, Erbsen; Baumwolle und Zuckerrohr werden gewonnen. Englische Kartoffeln sollen, wenn sie zu Quillimane in ähnlichen Boden wie hier gepflanzt worden, im Laufe von zwei Jahren wie Bataten schmecken. Die ganze fruchtbare Gegend, die sich vom Kongonetal bis über Mazarö hinaus einige 80 Meilen in der Länge und 50 Meilen in der Breite erstreckt, eignet sich vortreflich für das Gedeihen des Zuckerrohrs; sie könnte nach der Ansicht Livingstone's ganz Europa mit Zucker versehen, wenn sie von den Engländern bebaut würde. Die Bewohner findet Livingstone wohl genährt; sie kamen als eifrige Handelsleute an das Schiff und boten ihre schönen Früchte nebst Honig und Wachs an; letzteres wird in den Manglebaumwäldern in Menge gefunden.

Wie in allen heißen Gegenden, stellten sich auch hier in den Niederungen Fieber und allerlei Krankheiten ein, wovon die europäische Mannschaft genas, sobald sie die Anhöhen erreichte. Während diese sich aber auf den höchsten Bergespitzen am wohlsten befand, wurden dort wiederum die Eingeborenen krank und erholten sich nur erst wieder in den tiefer liegenden Regionen.

Aus dem Zambesi fuhr die Expedition in dessen nördlichen Nebenfluß, Schire genannt, welcher nordwärts aus dem Nyassasee ausfließt. Diesen See entdeckte Livingstone am 16. September 1859. Sein südliches Ende liegt unter 14° 25' südl. Br. und 35° 30' östl. L. Er liegt 1300 Fuß über dem Meere, ist ungefähr 210 Meilen lang, hat eine durchschnittliche Breite von ungefähr 26 Meilen und eine Tiefe von 15—100 Faden. Er wird

von Stürmen heimgesucht und steigt in der Regenzeit 3 Fuß. Vom fernsten erreichten Punkte aus nach Norden sind die Berge höher als nach Süden und scheinen sich aus dem See zu erheben. An seinen Ufern wohnt eine zahlreiche Bevölkerung. Der aus ihm austretende Schiresfluß hat Katarakten, welche sich über 35 Meilen erstrecken. Hier fällt der Fluß an 1200 Fuß. Mit Ausnahme derselben ist er schiffbar von seiner Vereinigung mit dem Zambesi an bis zu dem Punkte, wo er aus dem Nyassasee ausfließt.

Die Manganja am Zambesi, wie ihre Stammesgenossen am Schire, treiben gern Ackerbau und bauen, außer ihren gewöhnlichen mannichfaltigen Nahrungsmitteln, Tabak und Baumwolle in größern Quantitäten, als zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nöthig ist. In Senga wird viel Eisen aus dem Erz gewonnen und sehr geschickt verarbeitet. Von Sandias bis Pangolas Residenz waren alle Eingeborenen gut gekleidet, und man bemerkte, daß die ganze Kleidung aus einheimischem Fabrikat, dem Erzeugniß ihrer eigenen Webstühle, bestand. Livingstone meint, daß eine europäische Colonie von den Eingeborenen als eine unschätzbare Wohlthat für das zwischen den Wendekreisen liegende Afrika betrachtet werden würde. Aber fast überall, wo unsere Reisenden hinkamen, hatten die Portugiesen den schändlichsten Sklavenhandel betrieben. Daher herrschte großes Mißtrauen gegen die Europäer, das aber schwand, sobald diese den Schwarzen erklärt hatten, daß die Engländer Feinde der Sklavhalter seien und die Sklaverei allermwärts abzuschaffen suchten. Ueberhaupt werden die Volksstämme dieser Zone nicht als so blutdürstig und deren Häuptlinge nicht als so raublustig geschildert, wie diejenigen unter dem Aequator, am Niangasee und am Ausfluß des Nil, welche Speke besuchte. Während dieser nicht genug Geschenke machen konnte, von den Häuptlingen wahrhaft ausgebeutet wurde und dennoch oft in Lebensgefahr kam, hatte Livingstone sich über zu große Schüchternheit und Furcht zu beklagen, denn die Eingeborenen entflohen, sobald sie die Engländer erblickten. Die Ortsvorsteher oder sonstigen Häuptlinge waren zufrieden mit den kleinsten Geschenken und erfreuten sich sehr, während die Könige am Niangasee der Speke'schen Expedition lieber alles abgenommen hätten und nur durch die guten englischen Schießwaffen in Respect gehalten wurden. Deshalb können diese außerordentlich fruchtbaren Landstriche am Zambesi und Schire auch viel leichter von Europäern bevölkert und cultivirt werden, als diejenigen, welche Speke und Burton von Zanzibar aus am Tanganyika- und Niangasee besuchten.

Nachdem die Expedition den Nyassasee befahren und das umliegende Land erforscht hatte, kehrte sie wieder auf dem Schire zurück in den Zambesi und fuhr bis über die großen Victoriafälle hinaus in das Land der Makololo. Auf dieser Fahrt boten sich außerordentliche Merkwürdigkeiten dar, furchtbare Stromschnellen und die größten Wasserfälle der Erde. Livingstone schreibt:

Der Niagara ist durch eine rückwärtsgehende Auswaschung des Felsens entstanden, über welchen der Fluß herabfällt, und

im Laufe vieler Jahrhunderte ist er allmählich zurückgetreten. Aber die Victoriafälle sind durch einen gerade quer über den Fluß laufenden Riß in dem harten, schwarzen basaltischen Felsen entstanden, welcher dort das Bett des Zambesi bildet. Die Länge des ersten Risses beträgt über 1860 Yards. Der Hauptstrom läuft hier fast von Norden nach Süden, und die quer über denselben liegende Klüft geht fast von Osten nach Westen. Die Tiefe der Schlucht ist an 400 Fuß. Als wir die Breite dieser tiefen Klüft mit dem Sextanten maßen, fanden wir, daß sie an der Garteninsel, ihrer schmälsten Stelle, 80 Yards und an ihrer breitesten Stelle etwas mehr betrug. In dieser Schlucht, die zweimal so tief ist als der Niagaraßall, rollt der eine volle Meile breite Fluß mit einem Brausen hinab, von dem man taub werden kann, und dies ist der Mosi-oa-tunga, oder die Victoriafälle. Um die beste Aussicht auf die Hauptfälle des Mosi-oa-tunga zu bekommen, muß man zu dem mit immergrünen Bäumen bedeckten Vorgebirge übersteigen. Gingen wir auf der Basis dieses Vorgebirgs an und sehen das Gesicht dem Wasserfall zu, so haben wir am westlichen Ende der Schlucht zuerst einen Fall von 36 Yards Breite, und natürlich, wie alle, über 310 Fuß Tiefe; dann tritt Boarula, eine kleine Insel, dazwischen, und nächst dieser kommt ein großer Fall mit einer Breite von 573 Yards; ein vorspringender Felsen trennt denselben von einem zweiten großen Falle, der 325 Yards breit ist.

Diese wundervollsten Wasserfälle der Welt erblickt man schon in einer 20 Meilen weiten Entfernung; sie erstrecken sich in einer Breite von über 900 Yards. Der in der Nähe befindliche Boden ist mit Achaten bestreut und die dort wohnenden Batola, die allein im Lande Bauncultur treiben, ziehen blos einheimische Frucht bäume: die Mofse, den Mosikiri, den Voma u. a. Die europäischen Fruchtarten würden ebenfalls mit Erfolg cultivirt werden können.

Von den Victoriafällen ging die Expedition hinan nach Seshele, den äußersten westlichen Punkt im Innern, den sie von der Ostküste aus erreichte. Die dort wohnenden Makololo werden von Livingstone als die intelligentesten Stämme geschildert, die er in Afrika kennen lernte. Im September 1860 ging die Reise theils auf dem Zambesi, soweit er schiffbar, theils zu Lande wieder rückwärts nach den östlichen Ländern. So weit führt uns der erste Band, im zweiten wird die Weiterreise geschildert. Ueber die Schiffbarkeit des Zambesi erhalten wir folgenden Aufschluß:

Von dem Punkte an, wo wir uns in Sinamane's Dorfe nach Kafalo einschiffen, ist der Fluß schiffbarer als zwischen Lette und Senna, obgleich eine große Strecke desselben nur 250—300 Yards breit oder der Rheine an der Londonbrücke gleich ist. Etwas unterhalb Kafalo, an der Kariba, erstreckt sich ein basaltischer Deich, Malabese genannt, mit einer weiten Oefnung, die nur für Dammflüsse gefährlich ist, wie ein künstlicher Damm quer über den Strom. Der tiefe und schmale Fluß fließt dann mehrere Meilen weit durch eine Kette hoher Berge. Noch weiter hinab und vom Kafue ostwärts ist er wenigstens eine halbe Meile breit; die Strömung ist sanft, und es gibt dort viele sandige Inseln. Dann kommt die ungefähr 100 Yards lange Stromschnelle am Karivua mit einer Stromgeschwindigkeit von fast sechs Knoten in der Stunde; dies ist, die wirklichen Katarakten ausgenommen, der reißendste Theil des Zambesi. Auf der Strecke unterhalb Jumbo und bis nach Chicova hin ist der Fluß wieder breit und leicht zu befahren. Chicova ist ein District mit einer fruchtbaren Ebene am südlichen Ufer, beide Seiten des Flusses waren hier ehemals gut cultivirt; jetzt aber hat er keine Bevölkerung.

In den Stromschnellen am Rebra-baka-See verlor die Expedition ein Fahrzeug verloren. Der Hauptfluß von der Chicova-Ebene ist der furchtbare Katarakte und muß bei gewöhnlichem niedrigen Wasser für die Schifffahrt stets eine Schranke bilden; in engen Schlucht oder dem engen Thortweg, in welchen Katarakte liegen, beträgt die senkrechte Steigung meistens 80 Fuß. Unterhalb dieser gefährlichen Strömungen ist der Zambesi, mit wenigen Ausnahmen, bis in den Ocean. Auch der Schire hat gewaltige Katarakte, wo er nicht fahrbar ist. Sie beginnen bei 15° 20' und enden unter 15° 55' südl. Br. In fünf großen Katarakten finden sich dort auch noch vier kleinere; während diese unter einem Winkel von 20 Grad herabgleiten, fallen die größern 100 bis 100 Yards unter einem Winkel von 70 Grad. Der Fall vom Ober- bis zum Unterschire beträgt 1200'. Der Hauptbestandtheil der Gebirge ist Syenit.

Die Religion, die Sitten und Gebräuche der Volksstämme, welche Livingstone auf dieser Tour lernte, sind im allgemeinen mild, nicht so roh, wie an der Westküste. Sie glauben an einen allmächtigen Schöpfer und an ein Leben nach dem Tode. Der Afler irrt sich indeß, wenn er diesen Monothismus den „afrikanischen Urglauben“ allen Afrikanern zuschreibt. Dies beweist, daß der weltberühmte Reisende sehr Kenntniß von den Werken anderer Reisenden über Welttheil besitzt. Sonst müßte er wissen, daß die Volksstämme im rohesten Aberglauben verfunken sind, die Götter anbeten und die wahnsinnigsten Religionsgebräuche ausüben, sodaß man diese Verfehrtheiten gar nicht als Religionscultus bezeichnen kann. Dieser Irrthum einträchtig aber keineswegs den hohen wissenschaftlichen Werth des Werks. Alle jene bereisten Stromgebiete sind sehr ausführlich beschrieben, die angrenzenden Länder mit ihrem Pflanzenreichthum, mit ihren Thieren geschildert und das Leben und Treiben Eingeborenen in klar verständlicher Sprache erzählt.

Von großer Wichtigkeit ist die beigegebene genaue Karte dieser Region, nach der alle unsere Karten corrigirt, resp. ausgefüllt werden müssen. Ebenso sind geographischen Werke hiernach bereichert und verbessert werden. Da das Werk neben interessanter Belehrung die angenehmste Unterhaltung gewährt, so wird kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen.

2. Aus Sahara und Atlas. Vier Briefe an J. E. Desjor. Mit drei Tafeln. Wiesbaden, Arnold. Gr. 8. 20 Ngr.

Dieses kaum 71 Seiten enthaltende Schriftchen ist mehr naturwissenschaftlichen und culturhistorischen als manches dickebändige Reiseverf, das nur die ersten Lebensverhältnisse schildert. Die ersten zwei Briefe beschreiben den Charakter der Wüste, die darin wohnenden Völker, den Dattelpflanzenbau und die arabischen Bräute. Die dritten Briefe werden die Beziehungen der Araber zum Alpenklima, der Einfluß des Jöhns auf die

Wüste besprochen. Aus dem Auffinden der Herz-  
 jel (cardium edule) in der Wüste und anderer Meeres-  
 abtheile, schließt der Verfasser:

Das Saharameer, zur Zeit als die genannte Herzmuschel  
 lebte, den Bedingungen entsprochen, welche den jetzigen  
 wässern eigenthümlich sind. Diese sind aber in der Regel  
 Binnenseen, und es ist eine bekannte Thatfache, daß die  
 e derselben im Vergleich zu denen in offener See mehr  
 weniger verklümmert sind. Auch ist die Zahl der Species  
 geringere. Nimmt man nun an, daß die Wüste zu irgend-  
 gegebenen Zeit vom Meer eingenommen war, so muß sie  
 dem Wesen so ziemlich der Ostsee entsprochen haben. Es  
 ein Binnenmeer, dessen Verbindung mit dem Mittelmeer  
 die Meerenge von Rabes vermittelt wurde. In noch frü-  
 heren mag dieses Meer sogar auch die Südgrenze von  
 Asien bespült haben und mit dem Atlantischen Ocean ver-  
 bunden sein, einen weiten Meeresarm zwischen dem  
 und dem wahren Afrika bildend.

Desor beweist dann, daß die Wüstenwinde, die über  
 Alpen streichen, ehemals, als die Wüste noch ein Meer  
 große Feuchtigkeit mit sich führten und auf den  
 die Gletscherbildung mit beförderten; gegenwärtig  
 als trockene Föhn den Schnee und die Gletscher  
 lösen. Die Sahara war noch Meer, als die Alpen  
 in ihrer jetzigen Gestalt existirten. Dieselben Süd-  
 winde, welche früher den Niederschlag von Schnee in den  
 begünstigt hatten, wurden später zum trockenen  
 oder Schneestresser und veranlaßten den Rücktritt  
 großen Gletscher.

Professor Dove's Ansicht, „daß der Saharawind erst viel  
 später, gegen die Steppen des Aralses hin, die  
 verflüchtete erreichte“, wird gründlich widerlegt. Der  
 in den Alpen und besonders in der Ostschweiz als Föhn  
 nte Wind zeichnet sich stets durch seine große Trocken-  
 heit aus und kommt ganz sicherlich aus der Sahara.

In den beiden letzten Briefen werden die in Nord-  
 liegenden zahlreichen Dolmen (Steintische) und  
 umgeben der Umgegend von Batna besprochen. An  
 Quellen des Bu-Merzug, einige dreißig Kilometer  
 h von Konstantine, fand der englische Alterthums-  
 forcher Chrishy in einem Umkreis von drei Stunden, auf  
 Hügeln und in der Ebene zahlreiche Dolmen, Halb-  
 den, Cromlech, Menhir und Tumuli. Diese Denk-  
 haben denselben Typus wie die in Europa aus sel-  
 : Zeit befindlichen. Beim Ausgraben fand man ähn-  
 Geräthschaften wie in denen von Europa, z. B.  
 rageschirr, rohes und halbgebranntes, auch ungebranntes  
 wie dasjenige der Pfahlbauten; kupferne Zierath, wie  
 inge, kleine Fingerringe, Schellen, eiserne Geräth-  
 en und sogar eine bronzene Medaille der Faustina.  
 Zeichen fand man in der Regel mit heraufgezogenen  
 , so wie sie in den Gräbern der europäischen Dol-  
 angetroffen werden. Aus den Geräthschaften geht  
 r, daß die Denkmäler verschiedenen Zeitaltern an-  
 en. Man trifft dort auch jene für das Eelenthum  
 keristischen, aus losen Steinen zusammengesetzten  
 me, mit einem Todtengemach in der Mitte, ganz  
 Valgal der Bretagne entsprechend, welche unter dem  
 in Schuja bekannt sind. Aber nicht bloß in Nord-

afrika, auch in Libyen, am Libanon, ja selbst in In-  
 dien kommen Dolmen vor. Hieraus schließt der Verfasser:

Somit hätten die Errichter der Dolmen sich von Vorder-  
 asien aus und vielleicht noch von weiter her, durch Oberägypten,  
 wo auch ähnliche Monumente vorkommen sollen, über das ganze  
 Gebiet des Atlas, das frühere Numidien, verbreitet, wo sie  
 schon vor Jahrtausenden als weißes Volk unter dem Namen der  
 „Lamhu“ gekennzeichnet sind, wären dann von da über die  
 Meerenge von Gibraltar, welche möglicherweise zu dieser Zeit  
 noch nicht aufgerissen war, nach Europa gelangt und hätten sich  
 die Küsten unsers Continents entlang über Frankreich, Eng-  
 land, Island, Dänemark, bis nach Ostpreußen hingezo-  
 gen.

Ich kann mich dieser Ansicht, daß alle jene einfachen  
 Denkmäler von einem Volke abstammen sollen, nicht an-  
 schließen und stimme mit dem Verfasser des Artikels „Dol-  
 men“ (erste Auflage des Brothaus'schen „Conversations-  
 Lexikon“) überein, welcher meint: „Bei der primitiven Form,  
 welche die Cromlechs und Dolmen allerwärts zeigen, ist  
 es übrigens auch nicht nothwendig, daß sie sämmtlich dem-  
 selben Volke oder auch demselben Zeitalter entstammen,  
 sondern sie können ganz verschiedenen, nur auf gleich nie-  
 driger Culturstufe stehenden Völkern angehören.“ Und  
 dies ist die Ansicht, welche die meisten Gründe für sich hat.

3. Ausflug nach der Tatra, der Heggallia und dem ungarischen  
 Erzgebirge im Sommer 1865 von J. R. Brandes. Mit  
 einer kurzen Grammatik der ungarischen Sprache. Lemgo,  
 Meyer. 1865. Gr. 8. 10 Kgr.

Diese zwölfte Taube des Herrn Rectors am Gymna-  
 sium zu Lemgo führt uns in das fruchtbare Land der Ma-  
 gharen und auf die Tatra, das Hochgebirge der Karpaten,  
 welches südwärts von Aralan die Grenzen von Galizien  
 und Ungarn bildet. Das kleine Schriftchen gleicht ganz  
 den frühern Producten des Verfassers, die ich in Nr. 24  
 d. Bl. f. 1865 besprochen habe. Es schildert die Karpa-  
 ten, hauptsächlich die Tatra und den Badeort Schmids,  
 welcher am Fuße der Tatra in einem Fichtenwalde 3170  
 Fuß Meereshöhe liegt. Von da aus reist er an die Quelle des  
 herrlichsten Weins, nach Tolay, und sodann nach Debreczin  
 und Pesth. Von hier besucht er die Matra, ein südliches  
 Vorgebirge der Tatra, 10 Meilen im Nordosten von  
 Pesth. Daß der Verfasser entzückt ist über die wunder-  
 vollen Gebirgslandschaften, ist selbstverständlich. Er sagt:

Ich habe die schweizer, die tiroler und österreichischen Al-  
 pen, die Pyrenäen und die Sierra Nevada, die Sierra Ro-  
 rena und Guadarama, den Apennin, das schottische Hoch-  
 land und das walliser Gebirge, die Küsten Scandinaviens, die  
 griechischen Gebirge und den Olymp von Bithynien gese-  
 hen, aber ein Gebirge, wie die Tatra beschaffen und gestaltet ist,  
 habe ich nirgends gese-  
 hen.

Der beigegebene Auszug einer „Grammatik der unga-  
 rischen Sprache“ von M. Ballagi (Pesth 1861), gibt uns  
 zwar keine vollständige Belehrung, aber doch eine unge-  
 fähre Anschauung von der Eigenthümlichkeit dieses Idioms.  
 Die wichtigsten Grundformen der Declination, Conjugation,  
 Zahlwörter, Adjectiva, Fürwörter u. s. w. werden  
 angeführt; man kann dadurch wenigstens einige alltägliche  
 Redeformen erlernen und nöthigenfalls bei einem Besuch  
 des herrlichen Ungarlandes praktisch verwerten.

Johann Schuch.



### Germanische Alterthumskunde.

Handbuch deutscher Alterthümer von Georg Pfahler. Frankfurt a. M., Winter. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 4 Ngr.

Es war gewiß ganz zeitgemäß, als im Jahre 1861 die historische Commission bei der königlich bairischen Akademie der Wissenschaften unter anderem auch einen Preis für die Bearbeitung eines Handbuchs der deutschen Alterthümer aussetzte. Denn seit dem Jahre 1836, in welchem Klemm's „Handbuch der germanischen Alterthumskunde“ herauskam, hatte durch die eifrigsten und allseitigsten Forschungen der Historiker, der germanischen und vergleichenden Philologie das Material zur nähern Kenntniß des germanischen Alterthums sich ungemein gemehrt, lag aber in vielen Monographien zerstreut und nur wenigen zugänglich. Es war daher angezeigt, endlich eine übersichtliche und zugleich umfassende Darstellung des Gesamtgebietes der deutschen Alterthümer für den praktischen Gebrauch zu bringen. Wie zähe es aber mit der Herausgabe einer solchen Darstellung ging, zeigt das Preisausschreiben der obengenannten Commission: zweimal mußte es erlassen werden, bis überhaupt nur ein Werk ihr eingesandt wurde. Doch erlangte auch dies den festgesetzten Preis nicht. Ob nun das uns vorliegende Buch das der historischen Commission eingesandte Werk war, läßt die Vorrede etwas zweifelhaft:

Nachfolgende Schrift ist nach dem Programm der Commission für deutsche Geschichte bei der königl. bairischen Akademie für ein Handbuch deutscher Alterthümer bis auf die Zeit von Karl den Großen bearbeitet und hatte eine Bewerbung um die gestellte Preisaufgabe werden sollen. Aber entfernt von jeder größern Väterammlung wurde es uns schwer, die Masse der einschlägigen Literatur zu erhalten, und dadurch unmöglich rechtzeitig die Arbeit einzureichen.

Mag aber der Sachverhalt sein, welcher er will, wir haben es hier nur mit dem Buche als solchem zu thun und dürfen unser Urtheil darüber nicht von äußern Umständen und fremden Rücksichten abhängig machen.

Der Verfasser schickt seiner Darstellung der Alterthümer eine geschichtliche Grundlage voraus, stellt zuerst das Veränderliche im germanischen Volksleben dar, um dann das Bleibende, die Zustände desselben folgen zu lassen. Er selbst sucht dies mit folgenden Worten zu rechtfertigen:

Daß die politische Geschichte der einzelnen deutschen Stämme in solcher Ausführlichkeit in das Handbuch aufgenommen wurde, wird vielleicht getadelt werden, weil das alles in andern Geschichtsbüchern zu finden sei. Dagegen waren wir der Meinung, daß nur aus der Geschichte das richtige Verständnis von Leben und Sitte, von Recht und Verfassung gewonnen, und daß, was auch irgend anderswo und vielleicht besser, doch nicht in einem solchen Zusammenhang gefunden werde, wie es hier die Aufgabe des Handbuchs fordert.

Diese politische Geschichte hat Pfahler oft wörtlich aus seiner deutschen Geschichte\*) aufgenommen, jedoch überall die nöthigen Belege beigelegt. Er offenbart hierin eine reiche Belesenheit in den Quellen sowohl als in

der secundären Literatur, wenn ihm auch von letzterer die eine und andere Schrift, freilich manchmal zum Nachtheile des Werks, entweder entging oder unzugänglich war. Der Stil ist im ganzen anziehend, leidet aber mitunter an schwerfälligen Satzgebilden und unnöthigen oder zu ausgedehnten, obgleich anmuthigen Erzählungen, die für ein wissenschaftliches Werk entbehrlich sind. Doch fehlt es auch nicht an einer gehobenen Sprache, wenn diese durch den Stoff bebingt ist, sie bleibt aber trotzdem im Gebiete der edlern Popularität.

Der Verfasser spricht zuerst von dem Ursprung und den Urstammen, sowie den ältesten Namen der Deutschen, ohne hier gerade etwas Neues zu bieten. Es lag dies auch weder in seiner Absicht, noch in dem Charakter und der Tendenz des Buchs. Wenn er aber sagt, daß alte Erinnerungen an den Osten und das ursprüngliche Zusammenleben mit andern arischen Stämmen in den Sagen bewahrt seien und die Aehnlichkeit vieler Worte, Sittenzüge und Helmschmucke auf den Orient, besonders auf Persien und die Gegenden am Oxus und Jaxartes hinweisen, so sind diese Perser wol nicht das herrschende Geschlecht der alten Perser, sondern die ihnen tributbaren und waffenbrüderlichen Stämme, vorzüglich die heutigen Kurden, deren Adelige sich heute noch Arman, ihre Bauern Gurman nennen. Auch beweist eine schöne Volks Sage unter ihnen, die nicht älter ist als die Krenzzüge, deutlich, daß die Kurden die Abendländer als ihre Verwandten ansehen. Vgl. Brugsch, „Aus dem Orient“ (Berlin 1864).

Unter den verschiedenen Deutungen des Namens Germanen neigt Pfahler am meisten der Ableitung des Wortes aus dem Celtischen zu, wonach es „Schreier“ bezeichnen und eine rühmliche Eigenschaft eines kriegerischen Volks bedeuten soll. Wäre diese Ableitung richtig, so müßte man den Namen eher für einen Schimpfnamen (d. i. wilde, rohe Schreier) erklären, welchen die Celten, die vor den nachrückenden Germanen den größten Theil Deutschlands inne hatten, ihren Feinden, die ihnen auch in der Cultur nachstanden, beilegen. Von den Celten lernten die Römer das Volk und den Namen der Germanen zuerst kennen, ohne aber dessen wahre Bedeutung einzusehen. Vielmehr identificirten sie ihrem etymologischen Verfahren gemäß ihn mit ihrem Worte gormani (schlichte Brüder). Eine andere Etymologie ist gegeben in Nr. 14 d. Bl. f. 1865. Nach J. Brann („Naturgeschichte der Sage“, II, 304) aber ist er eins mit Cham, Charma oder Hermes, von welchem Stamme auch die Permlonen und Hermunduren u. s. w. abzuleiten seien!

Wie die Völker ringsum, z. B. die Celten, so zerfielen auch die Germanen in unzählige Stämme und Stammlein, von denen wir oft kaum mehr als die Namen wissen, wie Dulgubinen, Rudignern u. s. w. Denn wie bereits Cooper von dem letzten der Mositaner schreiben konnte, wir aber den Stamm der Tasmanier beinahe ausgerottet und die Ureinwohner von Jesso dem Untergange entgegengehen sehen, so erscheinen auch von den barbarischen Stämmen der Deutschen einige auf dem

\*) „Geschichte der Deutschen von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage“ (Strassburg, Schönlin), von dem bis jetzt nur der erste Band, welcher die Geschichte bis Karl den Großen umfaßt, erschien.

zuflage der Geschichte, um theils bald spurlos zu  
 schwinden, theils erst nach längerer Zeit wieder aufzu-  
 treten, aber nur um binnen kurzem völlig unterzugehen.  
 Nachdem der Verfasser aus dem Gewirre verlässiger  
 unsicherer Nachrichten die Wohnsitze der einzelnen  
 Stämme möglichst genau entnommen und festgestellt hat,  
 ist er zu den Völkerbündnissen, die sich zur Zeit  
 Völkerwanderung bildeten, während schon mehr als  
 Jahre früher eine größere Vereinigung der deut-  
 schen Stämme gegen die Römer nöthig gewesen wäre,  
 Thierusbund aber nicht lange bestanden hatte und  
 insl. mächtige Markomannenbund auch schon gesprengt  
 Pfahler theilt für seine Behandlung die Germanen  
 in Gruppen.

Die erste bilden die deutschen Westvölker: Alamannen,  
 Thüringer, Baiern, Sachsen, Friesen; die zweite  
 deutschen Ostvölker: Goten, Vandalen, Longobarden;  
 dritte die deutschen Nordostvölker: Scythen, Rugier,  
 m, Thüringer; die vierte die skandinavischen Germanen:  
 n, Gauten, Suconen und Nordmannen. Nur über  
 dieser Völker seien uns einige Worte gestattet. Der  
 der Sachsen (d. i. Schwertmänner) bildete sich  
 tlich aus den Chaulern, Thierusern und Angriben.  
 Die Namen dieser Haupttheile änderten sich aber  
 aufse der Zeiten in Ost- und Westfalen und Engern.

kommen noch die Nordalbingier, die erst kürz-  
 wieder zurückgewonnenen deutschen Brüder nördlich  
 lie, zu denen eigentlich auch die Wälfen gehören.  
 Dänen (Dani = Daci?) sind auf die östlichen In-  
 des Beldes zu beschränken und dürfen die Wälfen nicht  
 ren gerechnet werden, obgleich die Dänen schon früh  
 iltische Halbinsel eroberten und die Einwohner dani-

Auf der skandinavischen Nordwestspitze aber und bald  
 ngen Westen Norwegens erscheinen die Nordmänner,  
 der Geschichte eine große und für Deutschland  
 andere auch traurige Rolle spielten. Wir können  
 natürlich dem Verfasser in der Schilderung ihrer  
 tige nicht folgen, sondern bemerken nur, daß auch  
 lausfahrten der Dänen und Normänner gegen die  
 n Küstländer berichtet wird, diese Unternehmungen  
 sich nur auf die Küsten beschränkten und in der  
 rung des großen Binnenlandes ihnen die nähern  
 den zuvorgekommen waren. Sie sind schon um die  
 des 8. Jahrhunderts unter dem Namen Ros-  
 , Räs bei den Arabern, Alti; Raesar von ras,  
 den Griechen als ein mächtiges, räuberisches Volk  
 im weiten Lande über dem Schwarzen Meere be-  
 als ein Volk, welches im wuotianischen Treiben  
 als des Vaterlandes im Ostlande sein Glück suchte.  
 in Zeit der Völkerwanderung machten die Deut-  
 drängend und gedrängt, viele Eroberungen im  
 ren Reiche, welches sie zerstückelten. Jedoch  
 er germanischen Reiche, welche außerhalb des heu-  
 Deutschland sich bildeten, dauerte lange, ausgenom-  
 is Frankenreich, und selbst dieses bestand nicht als  
 isches, sondern größtentheils als romanisiertes Reich.  
 Denn zu unserer Schande müssen wir es gestehen,

daß den Deutschen außerhalb des heutigen Deutschland  
 die Germanisirung der Fremden nicht gelungen ist, son-  
 dern sie selbst meist entnationalisirt wurden. Ja, selbst  
 später abgerissene Theile des eigentlichen Deutschland sind  
 jetzt bereits der deutschen Sprache und Sitte mehr oder  
 weniger entfremdet. Nur gegen Osten hin (Preußen)  
 hat die Germanisirung glänzende Fortschritte gemacht.

Jene germanischen Reiche aber sind im Südosten von  
 Europa und auf der Nordküste von Afrika die Reiche  
 der Burgunder, der Westgoten und Vandalen; im Süd-  
 den die Reiche der Ostgoten und Longobarden, im We-  
 sten das Reich der Franken. Sie alle gehen aus beinahe  
 gleichen Ursachen zu Grunde. Innere Zwistigkeiten, die  
 Greuelthaten in den Herrscherfamilien, ein unbändiger,  
 verborbener Adel und eine hab- und machtsüchtige Geist-  
 lichkeit führten in verhältnißmäßig kurzer Zeit den schmach-  
 lichen Untergang aller dieser Reiche, mit Ausnahme des  
 Frankenreichs, herbei. Was Pfahler über das Ende des  
 Westgotenreichs sagt, läßt sich beinahe völlig auch auf  
 die andern genannten Reiche anwenden:

Roderich's Regierung dauerte kaum ein Jahr, als das  
 durch die Schuld seiner Magnaten geistlichen und weltlichen  
 Standes längst verdiente Nationalunglück über das Reich herein-  
 brach. Ein in erbitterte Parteien zerrissenes Volk, dessen hohe und  
 vornehme Glieder in selbstsüchtiger Verblendung und wilder Euth,  
 ohne Vaterlandsliebe und Opferwilligkeit, beinahe ohne Unter-  
 brechung gegeneinander im blutigen Kampfe lagen, einem sol-  
 chen Volke mußten die größten Gefahren erwachsen, sobald nur  
 ein unternehmender Feind an seinen Grenzen erschien, bereit  
 dem verrätherischen Theile zuerst Hülfe zu bieten, damit den  
 andern und zuletzt das Ganze zu vernichten. Der Verlauf der  
 westgotischen Geschichte ist eigentlich der einer polnischen Wirth-  
 schaft und die Geschichte des polnischen Volks das wiederholte  
 Schauspiel des westgotischen Reichs. Hier wie dort Adel und  
 Geistlichkeit mächtiger, als das Wohl des Reichs ertragen  
 konnte; zwischen beiden das Königthum als eine Gewalt, dessen  
 Rechte man nicht genug beschneiden kann, um mit den abge-  
 rissenen Fäden sich zu bekleiden und die Rolle von Königen  
 zu spielen; beide gleich frech und entschlossen, ihre Intriguen  
 für die des ganzen Reichs anzugeben und dafür gleich verblen-  
 det und hochverrätherisch über Brand und Blut die Feinde der  
 Nation in breiten Massen ins Vaterland zu führen!

So ist weder das Regiment wegen seines Sturzes zu  
 bedauern, noch das Volk, weil es so knechtisch gestimmt  
 war, daß es das grausame Joch seiner vornehmen Quä-  
 ler und Blutsauger sich gefallen ließ und nicht zum Be-  
 wußtsein kam, daß es selbst einen Werth habe. Im Jahre  
 711 endete das Westgotenreich durch — Wollust und  
 Verrath. Infolge innerer Zwistigkeiten wurde Burgund  
 (534) eine Beute der Franken. Indes ist in der Ge-  
 schichte der Burgunder und Westgoten nicht alles schwarz,  
 aber jedes Gefühl von Mitleid schwindet bei der Geschichte  
 eines Volks, das ohne alle geistige Frucht aus der Welt  
 verschwunden ist und sich bloß durch Raub und Mord  
 berühmt gemacht hat, der Vandalen. Im Jahre 546  
 verlor ihr Reich vernichtet, nachdem sie an Ueppigkeit  
 selbst geborene Afrikaner zu übertreffen gelernt hatten.

Auch das ostgotische Reich in Italien trug schon bei  
 seiner Gründung den Keim des Zerfalls in sich und  
 hatte überdies den räuberischen byzantinischen Hof sich gegen-

über; es erlag ihm im Jahre 555. Unter Verrath und Frevel begann das Longobardenreich in Italien, es dauerte auch nur 200 Jahre. Aber selbst im Frankenreiche kam es wenigstens zur Entthronung eines Königsgeschlechts, der Merovinger, deren erster meist nur durch Verrath und Meineid und Grausamkeit seine Herrschaft begründet hatte:

Die Könige von Chlodwig I. bis Chlotar II. (gest. 628) waren neben ihrer Schlechtigkeit und Roheit doch meist noch tapfere Krieger gewesen; aber nach ihnen folgt ein Geschlecht, angegriffen von denselben Sünden, aber beinahe ohne eine sie auszeichnende Tugend, ohne irgendeine Eigenschaft der vorangegangenen Wälfen und Leoparden. Für sie gab es keine andere Freude und Nähe als das Intriguenspiel des Palastes und das Geschäft mit Welbern, vielleicht auch Hunde- und Fährerfütterung, wie einst an den Höfen zu Ravenna und Byzanz.

Mit Wärme nimmt Pfähler den Selben Karl Martell in Schutz gegen die Anklagen, als habe er ungerechtes Gut in ungeheuern Verhältnissen sich angeeignet (er säcularisirte nämlich), die Quellen christlicher Gerechtigkeit verschüttet und Roheit und Barbarei über ein großes Volk heraufgeführt oder doch wenigstens nicht verhindert. Wahr ist aber, daß er das Reich, das Abendland und die ganze Christenheit gerettet. Wenn es freilich besser wäre, daß jeder winzige Bruchtheil sein Interesse für das Höchste halte und dafür das Ganze und Gemeinsame zu verwirren den Muth habe, dann müßte man Karl Martell's Verfahren streng tadeln. Ein Fingerzeig für Oesterreichs Geistesfreiheit! Karl's Sohn, Pipin, führte den Sturz der Merovinger herbei (752); ihm folgte sein größerer Sohn, Karl der Große, dessen gelungene Schilderung den Schluß des auch für unsere Zeit äußerst lehrreichen geschichtlichen Theils bildet.

Der nun folgende Theil des Handbuchs, welcher die Alterthümer enthält, ist der kleinere, so daß die Grundlage größer als der Hauptbau ist. Dies ist, wie wir glauben, ein Nachtheil des Werks. Obgleich es im allgemeinen mehr bietet als das Handbuch von Klemm, so läßt es doch öfter an Vollständigkeit zu wünschen übrig, und es tritt auch öfter als im ersten Theile ein Mangel der formellen und materiellen Durcharbeitung zu Tage, der sich zwar aus der Eile des Verfassers, die Arbeit rechtzeitig fertig zu bringen, erklärt, aber immerhin unangenehm berührt. Würde dem Verfasser in der Nothwendigkeit einer zweiten Auflage seines Buchs die Möglichkeit zu dessen Verbesserung gegeben, so möchten wir ihn neben den formellen Emendationen besonders um die Vermehrung des Inhalts ersuchen.

Indeß ist uns auch in der gegenwärtigen Gestalt das Werk willkommen, bis es durch ein besseres verdrängt wird. Gelehrsamkeit, große Belesenheit in den Quellen und ungewöhnlicher Fleiß lassen sich dem Verfasser durchaus nicht absprechen, auch muß bei einer so schwierigen Arbeit, die noch ohne viele Vorgänger ist, billige Rücksicht genommen werden. Zudem ist der Tadel des Einzelnen viel leichter als eine fehlerfreie Bearbeitung des Ganzen. Endlich aber wollen wir bemerken, daß das Handbuch für den gewöhnlichen Gebrauch genügt; nur wäre hierfür

ein vollständigeres Register sehr wünschenswerth, da auch der Druck das Nachschlagen nicht sehr erleichtert.

Der Stoff der Alterthümer ist in drei Bücher zerlegt. Das eine davon umfaßt die öffentlichen Rechtsverhältnisse mit folgenden Unterabtheilungen: „Beschaffenheit der Nation“ (Land und Einwohner), „Zustand der Personen“ (Freie, Unfreie), „Recht und Verfassung“ (Herkommen und Gesetz, die Landesgemeinden und die Obrigkeiten und das Königthum), „Heer- und Kriegsverfassung“ (Heerbann und Gefolgsschaften, Waffen und Kampfesart, Kriegsschiffe), „Gericht und Strafe“ (Verbrechen, Gericht, Buße und Strafe).

Pfähler bemerkt, daß die Römer die Schrecknisse des germanischen Bodens und Klimas übertrieben. Er selbst aber scheint hier und da die Einwohner etwas über Gebühr zu idealisiren: wir meinen eben, daß man unser Vorfahren in den Wäldern Germaniens überhaupt schon zu viel gelobt habe. Im Gegensatz zu den in allen Lasterstern gebadeten Römern zur Zeit der Geburt Christi und danach waren sie freilich in vieler Hinsicht ausgezeichnet, besonders durch ihre Treue, Vaterlandsliebe, Moralität (vgl. Raskmann, „Deutsch und Welsch“, München 1843), aber wir müssen auch ihre Fehler constatiren: Trunksucht, Raufereien, miltuater Vielweiberei, Menschenopfer, selbst Meineide und gebrochene Treue; Pfähler selbst spricht von dem wuotanischen Treiben, der rohen Bestrafung der Unfreien, von Aussetzung der Kinder. Und so sehr auch die Deutschen ihr Vaterland liebten, die Sehnsucht nach dem kalten Norden verzehrte in den sonnigen Gefilden Italiens, Spaniens u. s. w. nur wenige. Wenn es dem Deutschen gut geht, vergißt er nur zu leicht seiner Heimath, und nur zu schnell legt er häufig das Heimische ab, das Fremde an. Der Fortschritt der Deutschen von ehemals bis in unsere Zeiten herab ist ein ungeheurer, zumal wenn man bedenkt, daß auch nur wahre Cultur wahre Moralität erzeugt. Wo es Freie und Unfreie gibt, besteht eine große Schattenseite. Bei unsern Ahnen war es so; die Freiheit allein aber gab Recht, Recht und Freiheit waren identisch. Wir also möchten nicht wie Livius in der Vorzeit seiner Landsleute, so in der Urgeschichte unserer Ahnen Trost und Beruhigung in den Leiden der Gegenwart suchen als incuriosa nostrorum aetas (Tac. Agr., I), sondern noch mehr als wir uns an ihren Tugenden erbauen, vor ihren Fehlern, besonders den politischen, warnen.

Für die Reform unserer Gesetzgebung ist besonders wichtig die Kenntniß des altgermanischen Rechts, um sie dem echt germanischen Charakter conform zu gestalten. Das Recht wurde erhalten durch Herkommen und Gesetz. Hierbei spielen besonders die Symbole in der alten Zeit eine große Rolle; in ihrer Darstellung konnte sich Pfähler vornehmlich auf Grimm's und Waig' musterhafte Arbeiten stützen. Mit diesem Kapitel hätte füglich das über „Gericht und Strafe“ vereinigt werden können. Bei dieser Gelegenheit wollen wir auch der sogenannten Rolandsäulen Erwähnung thun, welche Pfähler nicht

hrt, wahrscheinlich weil er sie mit Bööpf („Die Nalands-“, Leipzig 1861) erst der Zeit nach Karl dem Großen reibt. Wir aber halten sie für Nachbilder der Iräule und mit dieser der ursprünglichen Beden- nach für identisch. Unser Autor erklärt die Irmen- nach Grimm's Vorgang für einen großen Holz- m unter freiem Himmel errichtet, gleich der Esche- kast, soviel bedeutend als die Säule, auf der die Welt ruht. Uns scheint sie ein colossales Stand- des Wuotan zu sein. (Vgl. auch J. Braun, a. a. O., 104.) Daraus erklärt sich sowohl der Name Nalands- (so genannt wegen ihrer Größe nach dem durch's Kriege hochberühmten Roland, an dem selbst ein Stück Mythe hängt), als auch ihre spätere Dem- entweder als eines städtischen Weichbildes oder als Justizstatue.

Das das Kriegswesen betrifft, so bietet jetzt von ler's Werk (über dessen dritten Band vgl. Nr. 14 l. f. 1865) das meiste Material, doch konnte Pfah- dieses Werk wol noch nicht benugen. Sehr interessant gewiß für viele Leser neu ist der Paragraph über Kriegsschiffe, sowie der spätere über die Schiffe der anen überhaupt. Bedeutend war die Seemacht der alen unter Geiseric, die das ganze Mittelmeer be- hte und vor deren Segeln die entlegensten Buchten weder noch Sicherheit bieten konnten. Mächtig zur See t auch die Gothen, während von einer Seemacht der barden nichts bekannt ist. Sehr hohen, ja beinahe höchsten Ruhm der Seeherrschaft unter den Germa- her erwarben sich die Dänen und Normannen. Ge- lie konnte selbst das mächtige Frankenreich sehr wenig chten, da seine Stärke auf der Landmacht beruhte:

Karl der Große erkannte sehr wol die große Gefahr, welche ränkischen Reiche von Dänen und Normannen drohte, da- uch seine wiederholten Befehle, die Küsten zu besetzen Schiffe zu bauen und zu bemannen. Die nachfolgenden erungen und Verwüstungen des Reichs zeigen aber zur je, daß die Maßregeln des Kaisers entweder nicht aus- t oder die ausgeführten auf die Dauer nicht erhalten n, obwol es dem Reiche namentlich an einer segenswohn- lichenbevölkerung nicht fehlt.

Die groß ist der Unterschied der damaligen und heu- französischen Marine! Und was haben wir Deutsche nzuhalten?

Das zweite Buch (das dritte des ganzen Werks) um- die häuslichen und bürgerlichen Lebensverhältnisse in Kapiteln: 1) „Haus und Familie“, 2) „Leben und t“. Wir erfahren darin Näheres über Sippe und Ehe, rrantheiten und Bestattung, über die schlechten Woh-

nungen und die oft dürftige Kleidung, über die Speisen und Getränke, sowie über die Beschäftigung der alten Germanen. Gerade aus diesen Verhältnissen, welche den ganzen Menschen, sein ganzes Leben durchdringen, hat sich noch vieles bis in die jüngste Gegenwart herein ge- rettet, besonders in Süddeutschland, am meisten natürlich in den von der modernen Cultur wenig belebten Gegen- den. Jedoch ist durchaus nicht alles, was sich erhalten, auch lobenswerth; im Gegentheil ist auch hier die große Kluft zwischen der Vor- und Jetztzeit zum Vortheil letz- terer nicht zu verkennen, ohne daß wir indeß insbesondere die Heiligung der Ehe und der Keuschheit in der al- ten Zeit unterschätzen möchten.

Das letzte Buch endlich handelt von der Bildung und den Culturverhältnissen: 1) „Güterlehre und Prie- stertum“, 2) „Sprache und Schrift“, 3) „Handel und Ver- lehr“. Ueber den ersten Punkt war nach Grimm's und Simrock's Leistungen wenig oder nichts Neues mehr zu sagen. Es lag aber dieses auch nicht im Zwecke des Werks, sondern es galt nur, da noch selbständige For- schungen zu machen und deren Resultate für die Bestim- mung des „Handbuch“ zu verarbeiten, wo die Leistungen anderer nicht ausreichten. Hinsichtlich des zweiten Punk- tes gewährten Grimm und Förstermann die meiste Aus- beute. Der Stoff des dritten Punktes, welche die Pro- ducte des Landes, den Handelsverkehr, die Schiffe, Maße, Münzen, die Zeitrechnung und die Gestirne in sich be- greift, mußte aus verschiedenen Hülfswerken, theilweise aber auch erst aus den Quellen gewonnen werden. Es kommen sowol in diesem als dem vorhergehenden Kapitel Gegenstände vor, die in den bisherigen Darstellungen der deutschen Alterthümer nicht vertreten waren, sodaß also in Pfahler's „Handbuch“ ein bedeutender Fortschritt zum Bessern gemacht ist, obgleich es auch noch mancher Ver- besserungen fähig ist. So vermißt man die Berücksich- tigung der sogenannten Regenbogenhöfchen, die An- gabe der Namen der Jahreszeiten, der Winde u. s. w., die Uebersichtlichkeit in der Angabe der Münzen und Maße u. s. w. Jedoch wo wäre nichts zu tabeln? Das Gute des „Handbuch“ überwiegt bei weitem seine Fehler! Und da Pfahler überall die Quellen und Hülfsmittel sei- ner Arbeit angegeben hat, so kann, wenn das im Buche Gebotene nicht genügt, über diesen oder jenen ihn be- sonders interessirenden Punkt sich leicht weitere Aufklä- rung verschaffen. Möge daher das „Handbuch“, welches mit stichtlicher Liebe zum Gegenstande geschrieben ist, viele Freunde finden und die Liebe zu den altdeutschen Stu- dien und zur allseitigern Erfassung der Geschichte unserer Völkern ebenso wecken, als es diese Studien fördert! 24.

## Genilleton.

### Literarische Plaudereien.

und Zeichenkunst und Malerei können frei erfundene Le- nse in auf- und absteigender Linie entwerfen. Wir er- nur an die Bildererlen Hogarth's, welche uns ganze ne aus dem fashionablen Leben vorführen. In idealern

Stil hat Donaventura Genelli einen Roman „Aus dem Leben eines Bildlings“ in einer Folge genialer Zeichnungen entworfen, welche gegenwärtig, lithographirt von Georg Koch in Kassel, im Verlag von Brodhans erschienen sind.

Wir erfahren aus dem Prospecte Folgendes: „Das Leben



eines Wüßlings» ist von Genelli zweimal in englischer Darstellung behandelt worden. Die erste Arbeit, 18 Umrisszeichnungen, wurde im Jahre 1840 vollendet und kam nach England in den Besitz des Prinz-Gemahl Albert. Bis auf drei Blätter (Tafel IV, X und XV), welche Umgestaltung erfordern, entspricht dieselbe bezüglich der Wahl der Gegenstände, der Anzahl und Größe der Compositionen, dem zweiten, ebenfalls in Bleistift gezeichneten, aber durchgeführten Cyklus, vollendet im Jahre 1850, welchem die vorliegende Reproduction wiedergibt. Die Originale, lediglich auf eigenen Antrieb des Künstlers entstanden und von demselben weder für monumentale noch anderartige Ausführung gedacht, wurden im Jahre 1856 von Herrn Heinrich Brockhaus in Leipzig für seine Privatsammlung erworben.

Der Druck in Brockhaus' Geographisch-Artistischer Anstalt gibt in Bezug auf Maßverhältnisse wie auf Behandlungsweise die Originale auf das Genaueste wieder und liefert vollendete lithographische Kunstblätter. Der Cyklus besteht aus folgenden 18 Compositionen: Titelblatt. 1) Die Entführung. 2) Die Fahrt auf dem Wasser. 3) Frevelhaftes Betragen während eines Gewitters. 4) Verhöhnung jüdischer Gläubiger. 5) Der Wüßling erhält den Brautkranz seiner Gemahlin zurück. 6) Der Wüßling im Bade: Disput zwischen einem Mönche und einem Philosophen. 7) Der Wüßling bei einer Fete. 8) Der Wüßling begegnet dem Leichenzug seiner Gemahlin. 9) Bacchanal: Verhöhnung der an den Wüßling abgesandten Priester. 10) Gefangennehmung des Wüßlings. 11) Flucht des Wüßlings aus dem Gefängnisse. 12) Des Wüßlings Traum auf der Flucht. 13) Der Wüßling flucht der Dame vom Walde seine Abenteuer vor. 14) Der Wüßling bei der Leiche seines Narren. 15) Traumbild nach einem Rassenballe. 16) Selbstmord auf einem Kirchhofe. 17) Des Wüßlings Ende.

Benachson im Stil der Darstellung die Genelli'schen Blätter sich wesentlich von den Hogarth'schen unterscheiden, so gilt das noch mehr von dem Charakter der dichterischen Erfindung. Der Wüßling Hogarth's, welcher dem braven und fleißigen Arbeiter gegenübergestellt wird, ist ein vollkommenes Subject, welches in den Spielarten des Lachens untergeht. Damals gab es noch keinen Goethe'schen und Renan'schen „Faust“, keinen Byron'schen „Don Juan“. Man sah im wesentlichen einen Bogenbunden vor sich, der auf den Schub gebracht zu werden verdiente. Seit jenen Dichtungen hat das Princip wilder Genussucht sich mit allerlei titanischen Elementen vermischt; es tritt mit den Waffen der Freigeisterei den Vorkämpfern der bestehenden Sitte gegenüber; es verteidigt als ein Recht genialer Naturen gegen die beschränkte Sehung den Wahlspruch der Freien: „Erlaubt ist, was gefällt!“ Der Wüßling Genelli's ist kein Lumpenbogensagabundus; er ist ein vornehmer Herr, der in sybaritischem Luxus schwärmt und Kriege führt mit eigener Mannschaft. So sehen wir ihn gefangen im Kampfe mit dem Bischof, dessen Abgesandte er verhöhnt hat. Er hat seinen eigenen Hofnarren als treuen Begleiter, an dessen Leiche er trauert; Diener und Sänger sind ihm stets zur Hand; er feiert Orgien in großartigem Stil als Gastgeber einer lüderlichen Welt. Doch wie er sich durch dies alles von dem Hogarth'schen Bogenbunden unterscheidet, so noch mehr durch sein festes Verlangen der himmlischen Rache. Er verhöhnt das Ungewitter, das am Himmel flammt; er freut sich, als die nackten wilden Bacchantinnen die Priester verspotten, denen er das Crucifix zerbrochen vor die Füße geworfen hat; er ermordet im Gefängniß den Beichtvater, um in der Kutte desselben zu entkommen. Dabei ist er ein Sceptiker, der auch die Weisheit der Philosophen verachtet. Wir sehen in der Badescene, wo ein Mönch ihn den Rücken wäscht, sein Angesicht im Splegel, wie es höhnische Grimassen schneidet, während ein Mönch und ein Philosoph, welche mit dem Hofnarren zusammen offenbar ein schwarzes des Titelblatt bilden, über die wichtigsten Fragen disputieren. Darum sehen wir in der einen Krabbe des Titelblattes auch den Teufel als Asterphilosophen, welcher, sich die Philosophen-

maske vom Gesicht ziehend, in höhnisches Lachen ausbricht, während der Held, auf einem leichten Wagen von Dämonen gezogen und von den Sieben Todsünden umgarnelt, dem Abgrund zurollt. Es ist ein Don Juan-Faust, den daher am Schluß, als ihn die zweite Gemahlin erschossen hat, auch der Teufel holt. Die Wollust erscheint hier nicht bloß als ein lasterhafter Gang, dem der Mensch widerwillig folgt; sie waffnet sich mit dem Trost auf ihre irdische Herrlichkeit, gegenüber den himmlischen Gewalten. Es ist die nackte Kraft und Schönheit, die uns deshalb so energisch in diesen Zeichnungen entgegentritt.

Die künstlerische Ausführung verräth durchweg Kraft und Nerv; nirgends in den verschlungenen Gruppen, wie sie Genelli liebt, wie sie in der Entführungscene, in dem Schlafstadium und einigen andern Bildern oft in einer anfangs frappirenden Verwirrung vorkommen, aus welcher erst der schärfste eindringende Blick die Gestalten so losriß, daß er jeder einzelnen ihr volles Recht zutheil werden läßt, nirgends eine störende Verzerrung, eine Incorrectheit in den Umrissen — man müsse denn diese Uebersälle von Kraft, diesen verschwenderischen Reichtum an klugen Stellungen selbst als störend empfinden. Der Zeichner des Dante liebt natürlich dunklere Motive; das Titelblatt ist ganz wie aus der „Divina commedia“ entlehnt. Genelli ist ein Meister des Dämonischen. All diese grimmigen Teufelsarven, wie sie am Bett des Träumenden stehen und um den Sterbenden schweben, haben etwas Unvergessliches, das sich tief einprägt. Ebenso gelingt es ihm, neben edeln Frauengestalten den gemeinlichstigen Typus der Bühlerin in zahlreichen Varianten zu treffen. Der Wüßling selbst hat etwas edel Kräftiges; nur nimmt mit seinem absteigenden Lebenslauf der Ausdruck der Heppigkeit und des Sohns in seinen Zügen zu. Für weiche und präde Seelen ist dieser Bilderphylus freilich nicht geeignet; er entbehrt fast durchweg des Lieblichen und menschlich Kammthenden, und zwar noch mehr als etwa Byron's „Don Juan“, der hin und wieder sanftere Sympathie bietet; doch das Titanische der Zeichnungen und der große Wurf derselben werden auf den Kenner wie auf den Laien den gleichen, mächtigen Eindruck machen.

Der Cyklus ist dem kunststimmigen Großherzog von Weimar gewidmet. Max Jordan macht in den einleitenden Worten, die er den Erläuterungen der einzelnen Bilder vorausschickt, darauf aufmerksam, daß „Das Leben eines Wüßlings“ eine poetische Parallele bildet zu einem früheren Cyklus Genelli's: „Das Leben einer Fete“. Auch hat Genelli Skizzen komponirt, welche die Schicksale der Herrschin Titania darstellen, und außerdem jüngst Darstellungen vollendet, in denen er die Geschichte seines eigenen Lebens erzählt. Eine Vertheilung derselben wird von ihrem Besitzer Alphonse Dürr in Leipzig vorbereitet. So zeigt sich die Phantasie dieses Malers durchaus in dichterischer Weise productiv!

Die von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg gezeichnete „Schiller-Galerie“ (Leipzig, Brockhaus) erscheint gegenwärtig in einer wohlfeilen Octavausgabe von 12 Lieferungen, die bis Ende dieses Jahres erscheinen sollen. So wird ihre Verbreitung in immer weiteren Kreisen ermöglicht, eine Verbreitung, die namentlich dem Schauspielerstand sehr zugute kommen könnte. Denn die Phantasie eines begabten bildenden Künstlers, die sich in festen Umrissen der Züge und Gestalten fängt, wozu dem Darsteller immer für die Wahl seiner Maske die feinsten Anregungen bieten. Und diese Charakterköpfe von Pecht und Ramberg sind den Schiller'schen Charakteren nicht so willkürlich angehaubert, wie der Geistesfalsch dem Weber Zettel im „Sommernachtsstraum“, sie sind von innen heraus empfunden und gestaltet. Wo die ganze Individualität der Darsteller nicht der künstlerischen Auffassung der beiden Maler widerspricht, wozu sie wohl daran thun, sich an die vorliegenden Zeichnungen anzulehnen. Wir wenigstens finden viele dieser Charakterköpfe entsprechend, als die landestüblichen Maskenabblenden, die wir auf fast allen Bühnen wiederfinden. Die Inspiration der Maler ist hierin immer kräftiger als die der Darsteller. Die





# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Das Staats-Recht der Preussischen Monarchie.

Von Dr. Ludwig von Kömmer,  
Appellationsgerichts-Vizepräsident.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Bände. In vier Abtheilungen. 8. Geh. 11 Thlr.

(Auch nach und nach in vier Abtheilungen zu folgenden Preisen zu beziehen: I. Abth. 2 Thlr., II. Abth. 3 Thlr., III. Abth. 2 Thlr. 10 Ngr., IV. Abth. 3 Thlr. 20 Ngr.)

Das berühmte Werk, dessen erste Auflage bekanntlich sofort nach ihrem Erscheinen vergriffen war, liegt nunmehr in der wesentlich bereicherten zweiten Auflage wieder vollständig vor.

Die „Deutsche Gerichts-Zeitung“ sagt über dasselbe: „Es ist bereits ein kaum zu entbehrendes Hülfsmittel für alle geworden, die sich in Preußen mit politischen Dingen beschäftigen, und vielleicht die meisterhafteste Darstellung, die das öffentliche Recht irgendeines Staates zum praktischen Gebrauche gefunden, gleich übersichtlich in der Anordnung wie vollständig im Material. Die scharfsinnigen und präzisen Erörterungen zweifelhafter Fragen, die historischen und literarischen Nachweisungen lassen nirgends im Stiche.“

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Hellas und Rom

in Religion und Weisheit, Dichtung und Kunst.

Von Moriz Carriere.

8. Geh. 3 Thlr.

Bildet zugleich den zweiten Band des Werks:

Die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit.

Dieses neueste Werk Carriere's enthält den ersten Versuch einer Geschichte des griechischen und römischen Geistes, einer zusammenfassenden geistvollen Cultur-, Kunst- und Literaturgeschichte des klassischen Alterthums vom ästhetischen Standpunkt aus in klarer und lebendiger Darstellung.

Jarnde's „Literarisches Centralblatt“ enthält eine sehr anerkennende Beurtheilung des Werks, in der es heißt: Dasselbe kommt einem Bedürfnisse der Lesewelt, insbesondere aber der Lehrwelt entgegen; die allgemeine sowohl als die Schulbildung können eines fertig abgerundeten Gesamtbildes der Cultur des Alterthums auf keine Weise entbehren, einer dem Inhalte nach verlässigen, vollständigen, in Bezug auf die Form pragmatisch entwickelnden und zugleich anziehenden Darstellung. „Referent muß gestehen, daß ihm kein Werk bekannt ist, welches beide Erfordernisse in so hohem Grade vereinigte wie das vorliegende, das in keiner gewählten Familien- und vor allem in keiner Gymnasialbibliothek fehlen sollte, um sowohl dem Lehrer als dem Schüler mitten in ihrer vereinzelter Textarbeit das Totalbild des klassischen Alterthums lebendig und theuer zu erhalten.“

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus, — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon

Ein Handbuch für das praktische Leben.

In 70 Heften oder 7 Bänden.

Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt.

Jedes Heft 7½ Ngr. Jeder Band geheftet 2 Thlr. 15 gebunden 2 Thlr. 24 Ngr.

Dieses allgemein von der Kritik als trefflich gewürdet liegt nunmehr vollständig vor. Dasselbe ist ein Handbuch für das praktische Leben, in einem so reichen und so sorgfältig ausgewählten Sammelwerk zu verwertender Kenntnisse in populärer und übersichtlichster alphabetischer Ordnung darbietet wie kein Werk dieser Art, und verdient somit in jeder Familie einen Platz zu finden.

Das Werk wurde von Dr. Rudolf Krenzel mit den ersten Vertretern der betreffenden Wissenschaften verfaßt. Es enthält das Wissenwerthe: 1) aus den Künsten und Gewerben (bürgerliche Gewerbe, landwirtschaftliche, mechanische und chemische Technologie, Landbau, Architektur, Malerei und Bildhauerei); 2) aus dem politischen und gesellschaftlichen Leben (Handel und Volkswirtschaftslehre, Rechtswissenschaft); 3) aus dem persönlichen und Familienleben (Medizin, Lehre von Nahrungsmitteln, Kleidung und Wohnung, Arbeiten der Erziehung und Unterricht). Außerdem werden die Grundlagen der Mathematik, Physik, Chemie, Mineralogie, Zoologie, Physiologie, ferner der physischen Geographie, der Ethik und Astronomie und endlich der beschreibenden Naturwissenschaften darin abgehandelt, immer mit Rücksicht auf den auf die directe oder indirecte Bedeutung für das Leben der Menschen, aber nicht in trockener, sondern in einer lebendigen Darstellungsweise, so daß neben der Belehrung des Lesers gleich eine angenehme Unterhaltung gewährt.

Uebersall, wo Abbildungen der beschriebenen Gegenstände zum bessern Verständnis des Textes dienen können, ist in correcter Zeichnung und künstlerisch ausgeführt beigefügt; ihre Zahl beläuft sich auf 2382. Jedes Heft ist in einem Bande und ein Universalregister erleichtert die Weise den Gebrauch des Werks.

Das „Illustrirte Haus- und Familien-Lexikon“ ist auf einmal vollständig, als nach und nach in 7 Bänden 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr., oder in 70 Heften zu je 7½ Ngr. durch alle Buchhandlungen zu haben.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Sonne und die Astronomie

von K. Nagy.

8. Geh. 4 Thlr.

Der Verfasser verfolgt in diesem Werke einen neuen Weg bei seiner Darstellung der Naturgesetze und vielfach bisherigen Anschauungen entgegen. Seine Darstellungen erstrecken sich über die verschiedensten Theile der Astronomie und der Physik, und erscheint daher das Werk wichtiger Beitrag zur Aufhellung mancher noch dunkler Punkte auf diesen Wissenschaftsgebieten.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

erscheint wöchentlich.

— Nr. 34. —

23. August 1866.

alt: Der achte Band von Servinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts“. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Speculative Philosophie. Von Karl Fortlage. — Zur Erzählungsliteratur. Von Hermann von Requinowes. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Der achte Band von Servinus' „Geschichte des 19. Jahrhunderts“.

(Beschluß aus Nr. 33.)

Wenn wir uns nun von dem literaturgeschichtlichen des Werks zu dem politisch-historischen, so können nicht umhin, dem letztern den Vorzug einzuräumen. Lassen sich auch hier Bedenken gegen die Einheit des Stoffs geltend machen; man wird es vielleicht andern finden, daß der Autor die Darstellung der französischen und polnischen Revolution unmittelbar nach der Darstellung der Straßenkämpfe in Brüssel und Warschau zieht und von den weitem, so wichtigen und so eng zusammenhängenden Ereignissen zunächst absteht, eine Rundreise durch die europäischen Staaten zu machen und überall die nächsten unmittelbaren Folgen der Revolution ins Auge zu fassen. Doch wird die an Synchronistische streifende Darstellungsweise hier aus dem Interesse gerechtfertigt, welches ein zeitiges Ueberschauen dieser gleichsam aus dem Mittelpunkt Paris concentrisch ausgehenden Revolutionskreise zieht.

Die Aufgabe, welche in diesem Bande dem Historiker, erfordert ein nicht geringes Darstellungstalent, und beweisen, daß die Jünger der Ranke'schen Schule sie sich befriedigender Weise gelöst hätten wie Servinus. muß in des Wortes vertwegenster Bedeutung hier auf die Straße herabsteigen und das vulgus profanum belauschen, wie es die Pflastersteine aufreißt und die Barrikaden baut. Wie sich auch die vornehme Historie, die nur Besitzthum der Politik ist und aus den innern Zusammenhängen eine kunstvoll gemusterte Darstellung webt, in Berührung mit so unsanften Thatfachen scheuen mag, nicht einmal wie Gefechte und Schlachten die Rollette der Taktik und Strategie gestatten — es hilft nichts: Ereigniß wie die pariser Julirevolution wollen wir ins Auge sehen und die unberechenbare Volkskraft, unbekante Größe für die Gleichungen der Cabinetspolitik, wenigstens in der Wucht ihrer Erscheinung erschauen. Ein Historiker, dem es gänzlich an Talent lebendiger Schilderung gebricht, wird die Geschichte der Juli-

revolution nicht schreiben können, um so weniger, als er nach den Julitagen auch die Straßenkämpfe von Brüssel und Warschau zu schildern hat. Eine Ader von Horace Vernet muß er besigen, am wenigsten aber darf er von der verkehrten Ansicht ausgehen, als ob er mit solchen Schilderungen in eine untergeordnete Sphäre geschichtlicher Darstellung herabsteige.

Servinus ist zwar kein Carlyle, dem aus der Fülle des geschichtlichen Materials, der Anekdoten und Memoiren Bild an Bild in farbengefättigter Fülle zusammenschiebt, doch frei, wie er ist, von der Geschmacklosigkeit und Ueberhäufung der Darstellung und keineswegs ein Dryasdust, ein trodener Archivar, der diesen aufgewirbelten Staub der Volksbewegungen als etwas Ueberflüssiges von seinen Acten fortbläst, gibt er in der Schilderung der „großen Woche des Juli“ ein klares, zusammenhängendes Bild der Ereignisse. Wir sehen den Aufstand vor unsern Augen heranwachsen; die Verhandlungen der Parteien, die Maßregeln der Generale und Regierungsmänner, die Stellung des Hofes zu der Revolution — das wird uns nicht blos in allgemeinen Zügen, sondern oft mit genrebildlich anekdotischer Anschaulichkeit dargestellt. Es sind keine ombres chinoises geschichtlicher Namen, die einen Schattentanz vor uns auführen; es sind Gestalten von Fleisch und Blut, die sich vor unsern Augen bewegen und handelnd entwickeln. Die vorsichtigen Abgeordneten Kasimir Périer und Lafayette, der verblendete König, der vom Hof gekrühte Marschall Marmont mit seinen verkehrten Anordnungen, die Republikaner des Stadthauses, an ihrer Spitze der Königsmacher Cassitte — alle diese Gruppen treten in ihrem scharfen Contrast lebendig vor uns hin. Auch bedarf es nur einer geringen Vertrautheit mit dem Plan von Paris und mit dem Straßennetz der Stadt, um die Straßenkämpfe selbst in ihrem taktischen Zusammenhang zu verstehen, um sich die Fehler der Vertheidigung und das unaufhaltsame Wachsthum des Angriffs nach den Vorzeichnungen des Historikers anschaulich zu machen.

Ohne Frage hat Servinus von seinem Herrn und Meister Shakespeare die Kunst dramatischer Darstellung

gelernt, deren einheitliche Kraft unter dem raschen Szenewechsel nicht verloren geht. Denn wie oft wir auch von den Straßen zu Paris auf das Stadthaus, vom Stadthaus wiederum nach St.-Cloud, und dann wieder in die Aufrührerszenen der Stadt zurückversetzt werden — wir blicken nirgends die Spannung auf den Fortgang der Ereignisse ein. Diese noch zu halten, gehört nach unserer Ansicht nicht minder zur Kunst der Geschichtsschreibung wie zur Kunst der Romandichtung — man mußte denn glauben, daß ausgegrabenes und willkürlich aufgeschüttetes Material für die Heerstraßen genüge, auf denen die Muse der Historie zu wandeln hat.

Für die Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, welche die Anekdote geschildert aufnimmt und verwebt, ohne sie aufdringlich hervortreten zu lassen und so die Würde der Geschichtsschreibung zu gefährden, könnten wir zahlreiche Proben geben. Wir sehen den Marschall Marmont in St.-Cloud ankommen, „gefolgt von seinen Adjutanten, Ordonnanzoffizieren und einer Reiterbegleitung, die, schwarz von Staub, von Schweiß triefend, verwildert in Bart und Haar, von Anstrengung, von Ermattung und Aufregung entsetzt, auf das ganze Hofpersonal einen erschreckenden Eindruck machte“; wir sehen, wie der Dauphin, nachdem er Kunde erhalten von dem Tagesbefehl des Marschalls, der den Truppen von den stattfindenden Unterhandlungen Mittheilung macht, wüthend zum König eilt, sich über diese Eigenmacht zu beklagen:

Er stößt beim Herausgehen von seinem Vater auf Marmont, zieht ihn in seinen Salon, überhäuft ihn mit lauten Schmähungen, bedroht ihn bei seinem Widerspruche: er solle es mit ihnen nicht machen „wie mit dem andern“, gebietet ihm, sich im Arce zu begeben, und, auf ein Zeichen der Entrückung von seiten des Marschalls, stürzt er auf ihn los, sagt ihm an der Lehe, nennt ihn einen elenden Verräther, fordert ihm seinen Degen ab, und als der Marschall ihn bei den Schultern faßt und zurückhält, reißt er ihm den Degen aus der Scheide und wirft ihn weg mit einer Bewegung, die seine Hand verwundet. Er schreit nach der Wache, läßt den Marschall verhaften und wie einen Verbrecher durch die Räume des Schlosses führen zwischen den verblüfften Soldaten und Posten hindurch, die nichts Geringeres als einen Hochverrath vermuteten. Der König, in einigem Gefühle doch von der äußersten Unwürdigkeit und Gemeinheit dieser Scene, stellt eine nothdürftige Vermittelung her; der Marschall aber legte sogleich seinen Befehl nieder und überließ die Truppen nun ganz dem armseligen Dauphin, der einen Oberbefehl zu führen völlig unfähig war.

Wir sehen die kleinen episch-satirischen Spiele auf den Straßen mit dramatischer Lebendigkeit abgezeichnet, so z. B. die Episode, die sich an den improvisirten General Dubourg knüpft:

Auf den Straßen trieb sich ein gewisser Dubourg um, der in untern Graden in der kaiserlichen Armee gedient, dann aus zweideutigen Gründen Dienst und Land verlassen, hierauf sich (1815) in Gent durch seinen royalistischen Eifer der Restauration bemerklieh gemacht hatte, die ihn ihrerseits zu zweideutigen Diensten gebraucht, bis er unter Martignac's Verwaltung mehr vernachlässigt ward, die er mit der Zubringlichkeit eines abenteurernden Bettlers um eine Stellung gequält hatte. Dieser Mensch erschien in einer beim Tröddler erstandenen vermoderten Uniform vor der Nationalgarde der dritten Mairie (des petits-Pères) und gab da in affectirter soldatischer Barschaft Befehle und Rathschläge. Die Menschenmassen, die die Börse umbräng-

ten, glaubten oder wurden glauben gemacht, sie hätten mit einem verdienten Offizier der großen Armee oder einem rauen Granat aus der republikanischen Zeit zu thun; von einem der Redacteurs des „Constitutionnel“, Evariste Darnaudin, unterstützt, sah sich der Mann plötzlich zum improvisirten Chef erhöht, die Menge wälzte sich unter dem Geschrei: „Es lebe der General Dubourg!“ hinter ihm her in das offenkundige Stadthaus, wo er um die Zeit der Entscheidung am Louvre seinen Sitz aufschlug.

Ebenso frisch sind die Plünderungsszenen im Louvre und in den Tuileries dargestellt:

Die in das Louvre einströmenden Pariser hatten sich zu einem Theile zuerst in dem sogenannten Salon der großen Männer verbreitet, wo einige verwundete Schweizer ihrer Wuth zum Opfer fielen; andere stürzten sich in die Gärten der Infanterie und erbrachen die Thür zu dem Museum der Bildwerke; wieder andere erstiegen die Colonnade, vertheilten sich in dem Marinemuseum, wo sie mit den erst Eingedrungenen zusammenstießen; noch andere Haufen gelangten durch die innern Verbindungen der beiden Paläste in die Tuileries, in die auch die achtbaren Carbonari unter dem Obersten Jonbert, von dem linken Seineufer herübergekommen, durch den südlichen Flügel, den Pavillon der Flora, einbrachen. Die eingestürzten Sieger suchten zunächst die schweizer Verteidiger; da sie keine fanden, warfen sie sich auf die Gegenstände. Das Gemälde der Krönung Karls X. von Gérard, das Porträt des Königs von Lawrence, die Büste Ludwigs XVIII., die Statue des Dauphin wurden durchgeschossen oder verunstaltet. Der Juwelienschrein wurde erbrochen und zum Theil geplündert, verschiedene Baten, eine Ohrschale von großem Werthe verschwanden. Ein Ruf, Feuer anzulegen, ward sogleich erfüllt. In dem Erdgeschos der Tuileries wurde alles verwüthet; kostbare Möbel, Spiegel, Tapeten, Kunstgegenstände wurden zertrümmert, alles Tragbare zum großen Theil entwendet. In das obere Stockwerk schienen Kämpfer aus bessern Ständen eingedrungen, die sich ansäbzig bewiesen. Mehrere kostbare Gegenstände wurden in das Louvre, eine Kassette voll Gold, in den Gemächern der Herzogin von Berri gefunden, ward unangefastet in das Stadthaus gebracht. Nur die stillbedeckten Tapeten und ein Gemälde wurden mit Kugeln durchlöchert. Eine bedeutende Geldsumme, die Gratification für die Truppen, die im Augenblicke der Räumung des Palastes in den Generalstab gebracht worden war, wurde geplündert. Aus den Zimmern des Königs und des Dauphin wurden eine Anzahl Papiere, unter anderm der vertrauliche Bericht Polignac's vom April, geraubt, die man theilweise in einer nicht fortgesetzten Sammlung nachher veröffentlicht hat. Man brach die Keller auf und entleerte sie ihrer Schätze, den Weinrauch zu der Siegestrunkenheit gesellend. Eine Reihe von halb burlesken, halb greuelhaften Scenen schienen die Rückkehr von 1793 anzukündigen: als man die Kleider der Prinzessinnen zu poffenhaften Mänteln benutzte, als sich die Wasserträger auf den Matratzen in des Königs Schlafzimmer lachend herumwälzten, als andere den Leichnam eines jungen Mannes, der bei dem Angriff auf den Palast gefallen war, auf den Königsthron setzten.

Und die eigentliche Peripetie in dem großen Drama der Juliwöche, die Belle-Alliance zwischen Lafayette und Ludwig Philipp, zwischen dem alten Republikanismus und der neuen Dynastie auf dem Stadthause, wird in so anziehender Weise beschrieben, daß wir diese ganze Schilderung als geeignetste Probe der Darstellungskunst von Gerbinius glauben mittheilen zu müssen:

Darauf trat der Prinz (Ludwig Philipp) seinen Weg nach dem Stadthause an, den man seine Fahrt nach Rheims genannt hat. Es war seine tapferste That, dieser Zug zur Gewalt hin, obgleich es dem äußern Ansehen nach ein armer, peinlicher, ängstlicher Zug war. Keine Truppen, keine Nationalgarben,

keine Generalsfäße, kein Prunk, keine fürstliche Procession. Voran ein einziger Trommler, hinter ihm die Diener der Abgeordneten-Kammer, dann der Herzog und sein Adjutant Berthais zu Pferde, dann einige Nationalgardeoffiziere, darauf der Präsidenten-Cassette in einer Tragbahre, und die Abgeordneten mit verschlungenen Armen. Rühmlich und langsam bewegte sich der Zug in der glühenden Mittagsstunde durch die noch halb versammelten, von dem Volke belagerten Straßen. Die Männer des Volke schlangen, wie Dapin erzählt, mit ihren nervigen Armen einen doppelten Zug, um den Marsch des Geleits zu erleichtern; dagegen berichtet Guizot, daß sie sich zwar ohne Gewaltthaten, aber auch ohne Achtung den Abgeordneten nahe gedrängt. In den angrenzenden Quartieren um das Palais-Royal war das Volk freudiger, in günstigerer Stimmung, und seine Rufe galten der Charte, dem Abgeordneten, dem Herzog. Biennet und Michin, zwischen dem Herzog und der Kaiserin Louise, strengten ihre kräftigen Stimmen an, die Rufe für den Herzog anzuregen. Der Prinz ritt in Generalsuniform mit der dreifarbigen Cocarde, wie jener Bolingbroke des Dichters alle Freundlichkeit vom Himmel stehend, den Hut in der Hand, die kurzen Anreden im Munde, die Freunde im Gesicht, das Lächeln auf den Lippen, rechts und links die Hände der Barrikadenmänner schüttelnd. Wie man sich aber von der orleanischen Residenz entfernte, versieg diese gewinnende Herablassung immer weniger; bei dem Carrousel und den Quais wurde es stumm; je näher man dem Stadthause kam, desto düsterer und unheimlicher wurde die Haltung der Massen. Dort hörte man feindselig klingende Rufe gegen die Bourbonen; auf dem Quai, am Louvre umgaben Weiber und Kinder den Zug, tanzend zu dem Gesang der Marseillaise. Der Fürst, auf seinem Pferde den Blicken, den Gefahren ausgesetzt, wurde bleich, seine Züge veränderten sich, seine nächste Umgebung wechselte dann und wann einen erschütternden Blick, ein ermunterndes Wort mit ihm, sein Herzlopfen legte sich nicht auf dem ganzen Wege durch diese Stadtteile, wo von jedem Fenster, jeder Thür, jedem Trupp her ein Flintenschuß den Hoffnungen der friedliebenden Bevölkerung ein Ende machen konnte. So kam der Zug vor dem Stadthause an, dessen Treppen und Gänge von Bewaffneten überfüllt waren. Der Herzog erbat sich den Durchgang mit geschickten Worten: es ist ein alter Nationalgardebis, sagte er, der seinen alten General besuchen will. Auf dem Absatz der Treppe empfing ihn Lafayette, und geleitete ihn in den Saal Heinrich's IV., wo ihn die Abgeordneten und eine Anzahl Bewaffneter im Gedränge umgaben. Um ihn her erscholl es: Keine Bourbonen mehr! Nieder mit dem meinedigen Karl X.! Die dem Herzog günstigen Rufe verhallten unter diesem Geschrei. Lafayette wollte sprechen, da nahm ihn Biennet, ein nicht mehr junger Mann, ein Poet in allen Fächern, ein originaler Soldat und Volkemann, den später weder der Pairsmantel noch die akademische Würde recht kleiden wollte, die Erklärung der Abgeordneten aus der Hand, um sie mit seiner laugvoll starken Stimme vorzulesen. Als der Herzog einige passende Worte erwidert hatte, begann die Begeisterung unter dem beweglichen Volke laut zu werden. Dennoch waren dies Momente der peinlichsten Unsicherheit und Gefahr auf dieser Walfalte zwischen der Thronerhöhung und dem Sturz vom tarpejischen Felsen, wo kein Recht entscheiden konnte, wo auf einen kleinsten Anlaß hin die Gewalt zu entscheiden drohte. Das Schicksal Frankreichs lag in diesem gespannten Augenblick in Lafayette's Händen, ohne dessen Zustimmung der Herzog von Orleans nicht auf das Stadthaus hinauf- oder hinabgekommen wäre, in dessen freie Wahl es seine carbonaristischen Clubgenossen gegeben sah, ob er die Republik, ob die Monarchie aus dem Boden stampfen, oder ob er zum Dictator aufgeworfen eine Nationalversammlung einberufen wollte, über Frankreichs Zukunft zu verfügen. Aber ihn hatten bereits Natur und Einsicht zu der Entscheidung geleitet, zu der die Verhältnisse alle und die mächtige Meinung in der großen wenn auch unthätigen Gesamtheit hindrängten. Der Zufall half, den letzten Ausschlag zu geben.

Der elende Dubourg, der bald nachher das neue Landeshaupt am Stollen anstellte, richtete an den Herzog die Worte: er hoffe, daß er seine gegebenen Versprechen halten werde, sonst seien sie die Leute, ihn daran zu erinnern. Der Herzog erwiderte dem Abenteuer in den mehrmals wiederholten Worten: „Sie kennen mich nicht!“ Nach einem der Beistehenden aber fügte er unwillig hinzu: „Wenn es sich um meine Pflicht handelt, lasse ich mich nicht durch Bitten gewinnen, noch durch Drohungen schrecken!“ Und Lafayette aufsteigend sagte er in bewegterer Stimme: „Sie haben es gehört! Wenn ich nicht die Gesetze achtete, so würde ich diesen Mann augenblicklich bestrafen lassen; dies ist eine Unwürdigkeit!“ Dubourg sammelte einige Worte, an deren Schlusse man hören wollte: „Ich kenne euch!“ Den Augenblick aber, wo diese kraftvolle Würde des Herzogs in der Umgebung Beifallrufe erzwang, ergriff nun Lafayette in gefasster Geistesgegenwart, dem Herzog eine dreifarbige Fahne in die Hand zu geben und mit ihm an eins der Fenster gegen den Strandplatz hinzutreten. Der Herzog entfaltete die Fahne und umarmte feurig den alten General. Diesem Schauspiel der personifizierten Versöhnung von Monarchie und Republik widersah die Menge nicht; die Scene besiegelte die Niederlage der Republik; ein plötzlicher Umschlag erfolgte in den Massen; Hochrufe, Jubelgeschrei, Gewehrsalven feierten den bedeutsamen Augenblick. Der Prinz trat thätlich als König den Rückweg zum Palais-Royal an, der freudiger war als der Hinweg zum Stadthaus.

Das lavinenartige Wachsthum der Revolutionen tritt uns noch schlagender aus der Darstellung der belgischen und polnischen Revolution, der Straßenkämpfe in Brüssel und Warschau entgegen, die sich aus bescheidenen Anfängen zu großartigem Verlauf entwickelten. Das contrastirende Benehmen der beiden holländischen Prinzen, des Prinzen von Oranien und des Prinzen Friedrich, gegenüber der Bewegung in Brüssel erregt ein psychologisches Interesse. Den Prinzen Friedrich ließen die Generale seiner Nebencolonne sämmtlich im Stich. Obgleich er nicht wagte, jedes Quartier der Stadt einzeln zu belagern, so ging er doch mit größerer Energie zu Werke, als dies in Paris geschehen war. Er warf einige Bomben in die von den Aufständischen besetzte Häusergruppe, wodurch die Keilschule in Flammen aufging; er ließ das dem Schaarbauer Thor gegenüberliegende Häuserviereck in Brand schießen, um die hartnäckig widerstehenden Streiter zu vertreiben. Doch der Widerstand der Aufständischen wurde immer lebhafter. Noch einmal am nächsten Tage ließ er wiederholte Stürme auf die Barrikaden des königlichen Platzes und des Partbergs wie auf die benachbarten Hotels richten; doch alle wurden abgeschlagen. So sah sich der Prinz genöthigt, die Stadt des Nachts in aller Stille zu räumen:

Hinter sich ließ er das Schlachtfeld, von dessen erschütterndem Anblick die Flugschriften jener Tage die lebendigste Beschreibung machten: der Park, eine einzige Stätte der Verwüstung, die Wege und Auen von Blut gefärbt, von Wessensstücken und Uniformen bedeckt, Trümmer von Bäumen und Statuen, von den Granitblöcken und Ketten der Gitter um und um gestreut, hier eine Barrikade von Bänken und Baumstämmen, dort eine Rebante von Pferdeleichen aufgeworfen, eine Menge menschlicher Leichname umherliegend mit einigem Sand oder Reisig bestreut, das Hotel Lorington und seine Umgebung, die Gebäude am rechten Flügel des königlichen Palastes und eine Anzahl anderer Häuser zu Asche niedergebrannt, die großen Hotels am Plage von Angeln dermaßen zerstossen, daß man ihren Einsturz fürchtete.



Wie die brüsseler Revolution aus dem Saale St.-George und dem dortigen Volksclub der Centralunion hervorgegangen, wie außer den Brüsselern namentlich die stets zum Aufruhr geneigten Lütticher das große Wort führten: so ging der große Militäraufstand in Warschau von einer Hand voll junger Militärs aus, welche sich lange Zeit vergeblich nach namhaften Häuptionern umsahen. Meinte doch Lubeki, die Revolution sei unternommen worden von Advocaten ohne Klienten, von Ärzten ohne Patienten und von jungen Offizieren, die nicht mehr subaltern bleiben wollten, und Wielopolski nannte sie später „das Werk des Auswurfs aller Klassen, schlechter Priester, oberflächlicher Adelichen, unreuer Intendanten, junger Demagogen und Unteroffiziere, ruinirter Eigenthümer, verschuldeter Pächter und communisistischen Gefindels“. Der Beginn des Aufstandes entsprach dieser Anschauung; die Rechnung auf die Regimenter, auf welche die Verschworenen glaubten zählen zu können, war anfangs ohne den Wirth gemacht. Auf dem Plage zeigten sich nur die Cadetten und die Fährliche; ein Theil versuchte den Großfürsten zu ermorden, erschlug aber statt dessen seinen Adjutanten, den General Zander, indem man ihn für den Großfürsten hielt. Diese politischen Morde unterscheiden die polnische Revolution wesentlich von der pariser und brüsseler, wie sie auch eine charakteristische Eigenschaft der spätern polnischen Aufstandsversuche blieben. Ein anderer Theil, 160 mit Carabinern bewaffnete Fährliche, versammelte sich im Erlenswald bei Łazienki; zu ihm stießen die andern 18 aus dem Belvedere. Eine Schar von Jünglingen, von geringerer Zahl als die Spartaner bei Thermopyla, bildete den Kern des Aufstandes und schlug aus der im Bau begriffenen Radziwillaserne den Angriff der Ulanen und Kürassiere zurück. Wie es sich zutrug, daß der Aufstand aus so kleinen Anfängen dennoch so gewaltige Dimensionen annahm: das mag man in der durchsichtigen Erzählung des Autors selbst verfolgen. Bald fand die Revolution ein anderes Haupt in dem Dictator Chlopicki, der indeß vergebens bestrebt war, in legale Bahnen einzulenken und zwischen dem Kaiser und seinen rebellischen Unterthanen zu vermitteln. Gervinus entwirft folgendes interessante Porträt des Veteranen, gegen den die Glieder des unter Telewels Leitung stehenden Patriotischen Clubs sich in den heftigsten Ausfällen ergingen:

Bei diesem Angriffe ward der gallige Chlopicki, der in seiner herrischen Soldatennatur in gewöhnlicher Erscheinung kalt und rückhaltend war, in Erregung aber einer rohen Heftigkeit verfiel, von seiner ganzen Leidenschaftlichkeit übernommen. Dieser Mann war ein Galizier, nahe bei 60 Jahren. Er hatte noch Kosciuszko's Thaten mit erlebt, hatte seine militärischen Talente in Italien unter Dombrowski entwickelt und seinen Namen besonders in Aragon unter dem Herzog von Albufera gegründet. Seinem Ansehen in der Armee war kein anderes zu vergleichen, und auch in der ganzen Nation hatte er sich durch seine oppositionelle Stellung zu dem militärischen Regiments des Großfürsten die größte Achtung gewonnen. Diese Gunst hielt selbst in diesen Tagen fortwährend an, obgleich dem revolutionären Denken und Treiben der Aufständischen niemand fremder sein konnte als dieser immer gefehliche Bürger, der gleich beim Ausbruch der Julirevolution ihre Wirkung auf Polen geahnt, aber nur mit Frauen geahnt hatte, weil er durch

die Revolutionsgeschichte von 1794 gewöhnt war; obgleich niemand den Urhebern der Bewegung äußerlich und innerlich entgegengefeht war als dieser Aristokrat von eigenständigem und beschränktem Geiste, der von dem Gefindel, das diesen Schwimbel erzeugte, wol noch verächtlicher dachte als die Lubeki und Wielopolski; obgleich niemand den leichtfertigen Wagspielen der jungen Sauswinde abgeneigter war als dieser zuchtsprohe Soldat, für dessen militärische Einsicht die letzte Herausforderung eines Kriegs mit Rußland die Erfüllung des polnischen Sprichworts war, das den dummen schilt, der mit der Gasse gegen die Sonne angeht; der daher auch von der Renonon der alten Provinzen nichts wissen wollte und den Abgeordneten dorthin rath erklärte, er habe für Polhynien und Litauen keine Lunte zu verbrennen. Kein Mensch war weniger als Chlopicki der Berstellung fähig und seiner hatte seiner Gesinnung weniger Hehl als er, der gefüßentlich seine russischen Orden neben den polnischen trug, um seine Stellung unverhohlen zu bezeichnen; aber seine heißblütigen Volksgenossen schienen sich absichtlich so lange als möglich in ihm täuschen und an ihn glauben zu wollen, und suchten hinter seiner maßvollen vorsichtigen Haltung lieber versteckte politische Pläne.

Die Kunst der Porträtirung gehöret mit zur Kunst der Geschichtschreibung. Freilich, solche fertige Photographien, wie sie Cornelius Nepos in den ersten Kapiteln seiner Lebensbilder aus einer Reihe gehäufte Eigenschaften zusammenstellt, sind allzu kindlich, um künstlerisch zu sein. Das Bild soll sich unter unsern Augen färben und beleben. Gleichwol bedarf es von Haus aus bestimmter Umrisse; nur müssen dieselben nicht willkürliche Zeichnungen nach dem Phantasiebild des Historikers sein, sondern geschickte Nachzeichnungen nach gegebenen Thatfachen. Für den vorliegenden Band war unserm Autor hierin vor allem eine bedeutende Aufgabe gestellt; es galt, ein Charakterbild des Mannes zu entwerfen, welcher, ein neuer Curtius, den Abgrund der Julirevolution schloß, wenn auch nicht mit opferfreudigem Selbennuth, sondern mit diplomatischer Schlanheit, wenn auch nicht in voller Woffenrüstung, sondern mit dem bürgerfreundlichen Regenschirm, das Bild des Mannes, welcher mehr oder weniger der Folgezeit fast auf zwei Jahrzehnte hinans das Gepräge seines Charakters und seiner Politik auftrug, das Porträt Ludwig Philipp's von Orleans. In dieser Charakteristik erscheint uns Gervinus besonders glücklich, indem er, ohne die Zukunft in irgendeiner Weise zu anticipiren, aus den Erlebnissen des Prinzen, aus den Thatfachen der Vergangenheit ein scharfgezeichnetes Bild entwirft, dessen Farbengebung zu vervollständigen dem Gang der Ereignisse vorbehalten bleibt. Namentlich wird das der Julirevolution als bedeutende Bignette vorausgeschickte Bild des Herzogs durch sein Benehmen während und nach der Revolution illustriert.

Seine Erziehung durch Frau von Genlis hatte jenen bürgerlichen Charakter, durch den der Prinz und seine Schwester vor allen seinesgleichen einen weiten Vorsprung gewannen:

Seine gesunde Körperanlage begünstigte eine kräftige physische Erziehung; er war auf hartem Bette gelagert, wenig Schlaf bedürftig und gab frühe Proben von starker Schmerztragung. Von Natur gutartig, freundlich, liebenswürdig, in seiner Jugend religiösen Eindrücken nicht unzugänglich, geduldig, wohlthätig, uneigennützig, gab er ebenso früh auch Beweise von selbstloser Aufopferung; von der Lust zur Schlectigkeit,

seinem Stamme eigen war, blieb er gänzlich unberührt. In seiner geistigen Natur sprang die Geradheit seiner Weise vor, ein Sinn der Ordnung und Pünktlichkeit, eine Wahrheit, die auch später in seinen glänzendsten Stellungen Geschmack an den nobeln Passionen der großen Welt ansetzte, ein gesunder natürlicher Verstand bei einem unvergleichlichen Gedächtniß. Von diesen Gaben schien er anfangs willig den entsprechenden Gebrauch zu machen; die Erfahrung fand ihn unglaublich träge und unachtsam; auf die Anrede an seinen Verstand aber schlug diese Untugend plötzlich völlige Gegenheil um. Sein Fleiß ward nun in der itzig ausgebreiteten Weise beschäftigt. Frau von Genlis ihn verschiedene Handwerke treiben, sie ließ ihn in allen sich einleben; nur für die idealern Dinge, für Kunst, Wissenschaft und Dichtung, entging der realistischen oder prosaischen Sinn und das Interesse. Sonst aber lernte er alles, er alles; und der Grund ward in dieser Schule gelegt zu spätern Eigenheiten des vielwissenden Mannes, der, an die Schwere des Geistes einbüßend, was er durch Übung an Oberfläche und Leichtigkeit gewann, gern von allem wenig Bescheid mußte und die verschiedensten Stände und durch seine Fragen und Kenntnisse zu erschauen verstand. Auch in die politischen Ideen der Tage hatte ihn die Herrin eingeführt, die selbst von den Bewegungen des öffentlichen Lebens ungewöhnlich hingerissen war, und die den Prinzen seinen reisenden Jahren immer stärker an sich zu fesseln liebte. Er war in die Anfänge der noch unbesetzten Revolution mit jugendlichem Muthe eingetreten. Er wohnte unter den Freidebezeugungen der Zerstörung der Bastille bei; er war patriotischen Eids in seinem Districte aus freiem Antriebe; er besuchte eifrig die Sitzungen der Nationalversammlung und trat in den Jakobinerclub ein, bei dessen Sitzungen Frau von Genlis selbst nicht selten einzufinden pflegte. Nach dem Tode eines Tagebuchs, in dem der Prinz damals seinen Gedanken bei den Ereignissen des Tages Worte gab, mußte er freien Gesinnungen der Zeit aufrichtig gehorchen, oder er hätte gelernt haben, die Rolle des Zuschauers zu spielen. Auf dem Wege der Revolution nur trüglisch mitzugehen: es ist unmöglich, es ist vielleicht wie das erste, so das bestimmte Moment für die ganze Charakterentwicklung Ludwig's geworden, daß beides zugleich der Fall war. Trotz der enthusiastischen Freiheitsergüssen in jenem Tagebuche ist er von dem Ganzen so fern, so kalt und kalt, daß man die sturme Natur bereits erkennt, die in dem steigenden Strome der Revolution die Fremde an diesem Rausche bald nimmend wird.

Als Exil in Reichenau und Nordamerika, die Prägungslüste, welche Dumouriez in ihm nährte, alle schiedenen Projecte, mit denen sich der Verbannte werden uns mit quellenmäßiger Treue vorgeführt. der Abmahnung der Frau von Genlis, die ihm die hasten absprach, welche einen großen König machen wollten, sich der Prinz auf Dumouriez' Rath überall europäische Action einzumischen, um an den Vorden der Entwicklung seinen Antheil fordern zu können. will er unter Gustav IV. von Schweden Dienste Frankreich nehmen, bald für England eine Expedition nach Mexico oder Buenos-Ayres unternehmen, wieder einen Angriff auf die Ionischen Inseln machen sie unabhängig als ein Fürstenthum unter seiner Regierung in britischen Schutz zu stellen. Dann hegt Plan im spanischen Aufstand (1809) eine militärische zu spielen, indem er gleichzeitig den Bourbonen neue Versicherungen der Ergebenheit gab. Doch der Gouverneur Dalmatien verstattete ihm nicht, den

spanischen Boden zu betreten. Ebenso mißglückte ein zweiter Versuch (1810), von den Pyrenäen herab Frankreich die Freiheit zu versprechen. Nachdem er in Malta eine Proclamation vorbereitet hatte, die alle wahren Franzosen und die Spanier aufrief, sich um die von einem Bourbonen aufgepflanzte Fahne zum Umsturz der Usurpation zu versammeln, stieg er in Taragona ans Land, wurde aber von den spanischen Behörden abermals zurückgewiesen und wandte sich auch vergeblich an die Cortes in Spanien. Hierauf mischte er sich in die sicilischen Verfassungskämpfe und stellte sich, der eigenen Schwiegermutter gegenüber, auf die Seite der aufständischen Barone. Als 1813 die Stützen des französischen Kaiserthums zu brechen anfangen, war Ludwig Philipp wieder auf dem Plage und legte dem Herzog von Kent den Plan zu einem Angriff auf Toscana von Sicilien aus vor. Doch auch hierzu erhielt er keine Ermächtigung. Nach diesen Thatfachen weiß man, was man von dem größten Ruhm des Herzogs, er habe nie gegen Frankreich die Waffen getragen, zu denken hat. Es war das Geheimniß der Trauben, die dem Fuchs plötzlich sauer geworden waren! Die Rolle, die er in den Hundert Tagen spielte, war nicht minder zweideutig. Er übernahm anfangs ein Commando gegen Napoleon, wollte dann aber nie in den Reihen der Feinde Frankreichs gesehen werden. Napoleon nannte ihn damals eine „französische Seele“. Als ihn der König Ludwig XVIII. nach Gent beschied, weigerte er ihm offen den Gehorsam:

Er rückte ihm brieflich mit aller Aufrichtigkeit die falsche Behandlung des Heers von Seiten des Hofes auf, deren Folgen nun vorlägen; er warnte vor den Erneuerungen von 1792, vor dem neuen Koblenz in Gent, vor der neuen „Armee Condé“, die man bei Alost bilden wollte. Derselbe Taktik war auch in den beiden Denkschriften beobachtet, die der Herzog von Enghienham aus an den Wiener Congress richtete, in welchen er ebenso offen die Ursachen des so schnellen Falls der Bourbonen enthielt, um die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Alle diese Urkunden können die untadeligsten Rathschläge des achtesten, aufrichtigsten Freundes ansprechen; alle können auch die Kunst des vollendeten Roscius belegen; sie können dem Dichter des „Jagde“ und „Richard III.“ eine neue Charaktervariante öffnen: einen Rathgeber, dessen Mahnungen die strengste Prüfung der Wahrheit und Wohlmeinung befehlen, und gleichwohl auf die Untergrabung der Rathgeberin gemünzt sind, und gleichwohl wieder einem groben schuldvollen Ehrgeiz, noch weniger einem boshaften Gemüth entspringen. Sich damals den Bourbonen unterwerfen, den Mächten sich empfehlen zu wollen, war für den Herzog von Orleans unter den gegebenen Verhältnissen keine Sünde. Alle Unbefangenen unter Privaten, Parteien, Regierungen und Fürsten waren damals der Ueberzeugung, daß dem neuen Frankreich ein neuer Name unerlässlich sei.

Auch erhalten wir Kunde von einigen kleinern orleanistischen Schilderhebungen, die der Herzog indeß verleugnete. Seine Haltung während der zweiten Restauration war die zurückgezogene eines Privatmannes, sein Privatleben ein Muster von Einfachheit, die Zucht im Hause streng, die Kinder wurden im College de France gemeinsam mit andern Knaben erzogen — eine Erziehungsmethode, die den Herzog sehr populär machte. Nicht minder gerühmt wurde seine Haushaltungskunst, die Verwaltung der verwickelten Vermögensverhältnisse, seine Kenntniß

im Geld- und Geschäftsleben, im Rechtswesen und der Gesetzgebung. Freilich hielt er sich auch von Proceßsucht nicht frei; 1814 hatte er alle auf seine Güter bezüglichen Papiere zurückgehalten, in denen er die Stoffe zu einer nicht abzurechnenden Reihe von Proceßs aufstüberte, mit den Besitzern des Théâtre français, mit der Stadt Paris, mit einer Anzahl Gemeinden in La Manche u. s. w. Nicht minder ungünstigen Eindruck machte die Art und Weise der Erbschleicherei, durch welche Ludwig Philipp das bedeutende Erbe des Herzogs von Bourbon-Condé für seinen Sohn Aumale gewann. Als Vermittlerin spielte ein scham- und sittenloses Weib, Madame Fauchères, die Maitresse des alten Bourbon, eine wenig erfreuliche Rolle. Der König Karl X. selbst verzichtete für den künftigen Thronerben Vorbezug zu Gunsten des Herzogs von Aumale. Während viele die Habsucht und Kniderei Ludwig Philipp's tadelten, lobten alle seine Liberalität und die vernünftige, kunstsinige Anwendung, die er von seinem Vermögen machte. Ueberhaupt gingen die Urtheile über den Herzog wesentlich auseinander:

Die Royalisten zogen den vielgewandten Odyseus lieber zu einer Art Gil Blas herab, der nacheinander alles getrieben hatte und alles gewesen war: Prinz, Republikaner, Soldat, Emigrant, Schulmeister, Reisender, amerikanischer Bürger, englischer Lord, seltischer Weltmann und Spanker auf Wartegeld; sie fanden in seinem Charakter die Spuren von allen seinen Rollen zurückgelassen und vorschlagend die Verwandlungsgabe des Bühnenkünstlers, in der er alle Menschen, obwohl in etwas aufgetragener Manier, nach ihrer Art zu behandeln wußte. In ihrem Bilde erschien er wie ein Chamäleon in allen grellen Farben schillernd, da ihn doch nicht sowohl die Natur als vielmehr das Schicksal nicht sowohl zur Vielseitigkeit als zu einer ganz eigenen Zweifeltigkeit, Gegenseitigkeit und Gegensätzlichkeit gebildet hatte. So haben wir ihn gleich in seiner Jugend wechselnd sanft und fleißig, enthusiastisch und nüchtern, verfeßt und aufrichtig, 1792 als Clubist, 1795 als Thronaspirant gesehen. Châteaubriand nannte ihn frei von dem Haffe des Guten, der seinen Vorfahren eigen war, aber ein kräftiger Haß des Schlechten war ihm auch nicht gegeben. Seine Erzieherin bezugte ihm, daß er in seiner Jugend von allem eigennütigen Hängen am Gelde frei gewesen sei, je älter und reicher schien er um so enger in dieser Beziehung zu werden; aber auch da behauptete der eine und leugnete der andere seinen Geiz, wie Guizot seinen Ehrgeiz leugnete, während Châteaubriand ihn in all seinem Leben von dem Hange nach Macht und Herrschaft bewegt fand. Seine Erzieherin nannte ihn zum Privatstande geboren, von ihm selber sagen wohlwollende Beurtheiler aus, daß er sich zum König bestimmt geglaubt. Er selber nannte sich einen Engländer von Princip und Reigung, Napoleon rühmte in ihm die französische Seele. Den einen, sagte er selber, war er zu sehr Bourbon, den andern zu wenig. Die Royalisten sahen in ihm nur den alten Jakobiner.

Gervinus selbst faßt seine Charakteristik in folgenden prägnanten Zügen zusammen:

Dieser Mann trug aus der Zeit seiner ersten Jugendbegeisterung, die mit der Periode des großen Weltenthusiasmus über die Morgenröthe der in Frankreich aufgegangenen Freiheit zusammenfiel, und aus den bitteren rasch gefolgten Enttäuschungen, die seine Einsicht läuterten, so große und gewaltige, so widersprechende und gegensätzliche Eindrücke des stärksten Gepräges in seinem ganzen Wesen, daß sich diese seltsame Zweifeltigkeit von selbst erklärt. Die Schicksale hatten ihn eingeschult zu einem Mann des Rages und der Mitte in dem gewöhnlichen Gange der Dinge, der Halbheiten in Fällen des Zweifels, der Wider-

sprüche in gegensätzlichen Tagen oder in verschiedenen Altersstufen. Er hielt aus seinen Jugenderfahrungen die Ueberzeugung fest, daß die reinen Ansätze der Revolution die Aufgabe seien, die dem Jahrhundert zur Durchföhrung oblag; in die verantwortliche Stellung des Herrschers gerückt, ließ sich voraussehen, daß er bald von der Furcht vor den Leidenschaftern, vor den Ueberföhrungen des revolutionären Princips erfaßt sein werde. Die Gaben, die er in dieser Stellung, wenn sie ihm je zutheil werden sollte, mitbringen würde, hatte sein Abnagerath die Gelegenheit schon im voraus spielen zu sehen. Er zeigte sich da seines Wissens und seiner Erfahrung in hohem Grade sicher, erfüllt von seiner eigenen Meinung, durch deren Voraussetzung er auf die Ansicht seiner Rätke zu drücken suchte, deren abweichenden Gutachten er gleichwol ein offenes Ohr ließ, um dann wieder auf den Grund seines ersten Gedankens zurückzukommen, den er nur vor der Uebermacht und Ueberzahl der Ansichten ausgab; bei klarem eigenem Sinne nicht eigentlich eigenkinnig; seinen persönlichen Erfahrungen vertrauend, den fremden nicht gerade mißtrauend; zu einem persönlichen Regiment immer ausgelegt, zu einem constitutionellen Regiment von jeher angelegt. So hätte ein scharfer Verzeuspäher fast voraussetzen können, daß in diesem Manne auch auf dem Throne die jugendlichen Gegensätze des Revolutionärs und des Prinzen, des Monarchisten und des Republikaners nie ganz ausgehen würden, und daß seine Herrschaft mit Bezeichnungen werde benannt werden, die in sich eine Zweifeltigkeit, eine Halbheit, eine Mitte, einen Widerspruch ausdrückten: eines Bürgerkönigthums, einer Monarchie mit republikanischen Ordnungen, der Quasilegitimität, des Jusmittelns, eines Napoleonismus des Friedens.

Das Benehmen des Herzogs während und nach der Julirevolution, sein Verbleib in Billiers, seine Ankunft im Palais-Royal, seine Erklärung, die er durch Mortemart an König Karl X. sandte, er werde sich eher in Stüde lassen lassen, als die Krone auf sein Haupt setzen, die unwahre Angabe, die er dabei über den Grund seiner Anwesenheit in Paris machte, die Annahme der Krone, als er das Spiel des Königs Karl X. verloren sah — das alles dient nur dazu, die bereits unrisenen Züge im Porträt des Herzogs noch markirter hervorzuheben.

Ludwig Philipp gehört zu denjenigen Charakteren, welche die Muse eines Shakespeares herauszufordern scheinen; denn gerade derartige widerspruchsvolle und in vieler Hinsicht räthselhafte Naturen waren Aufgaben, zu denen sich diese psychologisch scharfsinnige Muse hingezogen fühlte. Kein Wunder, daß auch der in Shakespeare lebende und webende Historiker sich der Darstellung dieses Charakterbildes mit besonderer Vorliebe widmet und daselbe überhaupt zu dem gelungensten Partien seines Werks zählen darf. Doch auch Karl X., der Richard II. gegenüber dem Bolingbroke von Orleans, ist über dieser Vorliebe nicht vernachlässigt worden — die Scenen in El-Cloud und Rambouillet, die Flucht des Königs und seine Hofs sind mit dramatischer Lebendigkeit geschildert.

Außer der Darstellung der drei Revolutionen, welche wir als die glücklich gelöste Hauptaufgabe dieses Bandes zu betrachten haben, werden uns noch die anderweitigen Folgen der Julirevolution vorgeführt in mehreren kurzen Abschnitten: „Ausbreitung des Repräsentativsystems in Norddeutschland“ (mit einer Schilderung der Unruhen in Braunschweig und der Vertreibung des Herzogs Karl), „Verfassungsreformen in der Schweiz“, „Sturz der Tories in England“, „Erhebungen in Mittelitalien“ (bei denen

z Ludwig Napoleon zum ersten male die geschichtliche ne beiritt), „Erschütterung des russischen Proconsulats kriegsland“ (wobei die Ermordung des Kapobistras ist wird) und „Sturz des Kaisers Dom Pedro in llien“.

Bei einem Werke, das in vieler Hinsicht auf Classi- Anspruch machen darf, indem einzelne Partien den Mustern historischer Darstellungskunst beizuzählen ist es doppelt zu bedauern, daß das stilistische Ge- nicht den Stempel gleichmäßiger Vollendung trägt. Autor, der unsere Classiker so wie Verrius hofmei- muß es sich gefallen lassen, daß man seine Prosa er Prosa dieser Classiker vergleicht, auch wenn sich defekt dieser Vergleichung herausstellen sollte, daß über der gerade gewachsenen harmonischen Prosa eines g, Goethe und Schiller seine Prosa durch allerlei ren und Auswüchse in den Schatten gestellt wird, Absonderlichkeiten, welche vielleicht gerade aus dem en nach einem apart classischen historischen Stil her- jen.

Sie rechnen hierzu zunächst zahlreiche sprachliche Reu- gen, die oft einen affectirten Eindruck machen, weil ht gerade aus sprachschöpferischer Genialität hervor- jen sind. Wir wollen nur ein kurzes Register der- aufführen, das sich jeder Leser des Werks mit Reich- vervollständigen wird: „rückläufige Gänge der Zeit“ (Hang“ läuft nicht); „eigenständiges Nachdenken“; „Ausrufung der Erfahrung“; „Gemeinentwürfe von büchern“; „bittere Abhuld gegen die Dürre der Zeit“; „chtige Franzosen“; „geschichtswaige Erfassung der „überfrüht gereifter Geist“; „die entartete Verbil- (zwei Verneinungen geben eine Bejahung); „eine hleben verschwundene Zeit“; „die kleintlebigen deut- Zustände“; „ein Beschreiter“; „ein formgedrungen- ach“; „ein umfangreicher Ruf“; „die Straßen ent- n“; „unlegitimierter Behänder“; „zeitfremde Dyna- „Pausen der Tageleber“; „das Leichtvertrauen“; „reden“, und so fort mit Grazie in infinitum. Alle eubildungen sind zu Gunsten sprachlicher Kürze und Verstärkung des Ausdrucks geschaffen. Doch werden wenigsten in der Sprache einbürgern und so, wie , nur den Eindruck des Gesuchten und Manierir- vorrufen.

rade die Sucht, einen Lapidarstil zur Geltung zu , ruft oft abenteuerliche Wendungen hervor. Wir i an die erwähnte Charakteristik Shakespeares, „der Frage des Lebens allen in allem alles sein kann“. l anscheinend monumentale Kürze, und doch ent- r kleine Satz eine Tautologie. „In jeder Frage ens“ und dann wieder „in allem“ sind Ausdrücke, gegenseitig überflüssig machen und in jedenfalls ter Weise aufeinandergehäuft sind.

h auch von einigen Ungehovern von Perioden lön- c berichten, denen es gänzlich an der schlaanten chst. Als Muster von Geschmacklosigkeit führen x den Anfang einer übermäßig ausgewachsenen

Periode an, in welchem das Wort „ähnlich“ nicht wen- ger als neunmal vorkommt, einer auch in ihrem sachlichen Inhalt ziemlich unglücklichen Periode (S. 367):

Ein Menschenalter später hat in einem deutschen Staate eine ähnliche junterhafte Positiv, in dem ähnlichen seligen Selbstvertrauen befangen, in dem gleichen Zweck einer Abiet- tung von den ähnlich verfahrenen innern Verhältnissen, einem Fürsten von ähnlicher privater Ehrlichkeit und häuslichem Wohlwollen (der, in ähnlichem Widerwillen gegen die volla- thümlichen Institutionen beirrt war und in ähnlicher Weise seine Person in das constitutionelle Spiel brachte wie Karl X.) in ähnlicher aber schuldvollerer Art das Gewissen berührt, einen ähnlich kurzen und glänzenden, gegen eine ähnlich un- ebenbürtige Macht gerichteten Feldzug u. s. w.

Das geht doch noch über Victor Hugo's fünfmalige Anaphoras und Epiphoras hinaus!

Wenn überhaupt der Stil unsers Historikers von die- sen Gelüsten nach aparter historischer Würde und classi- scher Lapidarschrift frei wäre, so würden die großen und unverkennbaren Vorzüge seiner Darstellung erfreulicher und glänzender hervortreten.

Rudolf Gottschall.

### Speculative Philosophie.

1. Sein und Bewußtsein. Grundgedanken der Philosophie, entwickelt im Hinblick auf die Geschichte des Geistes von Robert Schellwien. Berlin, G. W. F. Müller. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Agr.
2. Beiträge zur Förderung der Logik, Metak und Wissenschafts- lehre, gesendet von Ernst Ferdinand Friedrich. Er- ster Band. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Agr.
3. Die Grenzen und der Ursprung der menschlichen Erkennt- niß im Gegensatz zu Kant und Hegel. Naturalistisch- teleologische Durchführung des mechanischen Princips von Heinrich Eoldt. Jena, Costenoble. Gr. 8. 2 Thlr.

Hier liegen über die höchste Erkenntnisfrage drei Schriften vor von höchst verschiedenen Standpunkten. Die erste huldigt der idealistischen Speculation, mit deren Mit- teln sie sich einen hellen Glaspalast erbaut, aus dessen Spiegelfenslern die Mittagssonne der speculativen Ver- nunft ihren Schimmer hundertfältig, wie auf die zittern- den Wellen eines wogenden Meeres wirft.

Die zweite vergleicht auf dem Felde der logischen Wissenschaft die drei dort von jeher eingeschlagenen ent- gegengesetzten Wege untereinander, um deren grundver- schiedene Methoden gegeneinander zu wägen zum Behuf eines zukünftigen Zusammenarbeitens verschiedener Systeme zu gemeinsamen Strebezügen.

Die dritte bestrebt sich, den Materialismus zu über- winden durch einen Naturalismus, welcher dem Princip der Materie zwei andere Principien zur Seite stellt, eines der organischen Bildungstriebe, ein zweites des animal- schen Empfindens und Bewegens, welches als Weltseele eingeführt wird.

Die Einheit von Sein und Bewußtsein ist eine be- kannte Formel in unserer speculativen Philosophie. Die- selbe ist in der Schrift von Robert Schellwien (Nr. 1) auf eine neue Art am Laßfaden der Raumanschauung

deutlich gemacht und zu eigenthümlicher Anschaulichkeit erhoben. Diese Anschaulichkeit stützt sich auf den Grundsatz, daß alles Empfundene und sinnlich Angesehene dem Endlichen angehört, hingegen der Begriff des Unendlichen in Raum und Zeit einzig und allein dem Denken und dem Bewußtsein ersatzbar ist. Der Raum als ganzer ist daher nur vorhanden für das Bewußtsein und im Bewußtsein, während einzelne oder endliche Räume auch auf unbewusste Weise in uns wie außer uns gegeben sind. Folglich verhält sich in Beziehung auf den Raum das Bewußte zum Unbewußten wie das Unendliche zum Endlichen, das Ganze zum Theile, das Denken zum Sein. Und folglich bilden Bewußtsein und unbewußtes Dasein innerhalb des Raumes nicht einen absoluten, sondern nur einen relativen Gegensatz. Denn das Unbewußte gehört als eingeschlossener Theil mit zur bewußten Ganzheit.

Die Aufgabe bei Schellwien ist demnach, die Einheit von allen Dingen in dem Bewußtsein darzustellen und die Vielheit aus dieser Einheit abzuleiten, um zu zeigen, daß dem Wesen nach Sein und Bewußtsein dasselbe sind. Im ersten Theil Beschreibung des Bewußtseins mit seinen Widersprüchen. Im zweiten Deduction des Bewußtseins. Im dritten Darstellung des Bewußtseins nach seinen Hauptmomenten.

Das Bewußtsein begreift alles Begrenzte in sich, begreift, daß es selbst keine Grenze, kein Draußen hat, sondern reine Innerlichkeit, mit einem Worte der allumfassende unendliche Raum selbst ist. Denn die Unendlichkeit des Raumes ist nichts anderes als diese absolute Innerlichkeit, in welcher auch das wahrnehmende Subject, sofern es objectiv als Körper erscheint, zugleich mit befaßt ist.

Der Raum zeigt sich als identisch mit seinem aus begrenzten Einzeldingen bestehenden Inhalt, das Bewußtsein also mit dem Bewußtlosen. Die Einzeldinge sind Bestandtheile von ihm; jedes Ding ist ein Stück des Raumes, und er selbst ist in sich jedes Ding als ein Theil seiner selbst. Der Raum ist diese Natur des Bewußtseins, welcher zufolge einzelne abgerissene Gegenstände nicht angeschaut werden können, sondern jede Anschauung eine absolute, zu einzelnen Dingen in sich selbst gegliederte Totalität, eine reine Innerlichkeit ist; er ist die Anschauung selbst, von Seiten ihrer absoluten Einheit aufgefaßt. Zugleich ergibt sich, daß das Bewußtsein in der Anschauung identisch ist mit den angeschauten Dingen, so daß die letztern nur allein in ihrer Vereinzelung bewußtlos, in ihrem absoluten Zusammenhange aber selbst Bewußtsein und Anschauung sind. Das anschauende Bewußtsein kommt nicht hinzu zu den Dingen als etwas anderes, sondern es ist der Inbegriff der Dinge selbst, und die angeschauten Dinge wiederum haben außerhalb des Bewußtseins keine Existenz, sondern nur in ihm.

Das all-eine, an sich unterschieds- und eigenschaftslose Wesen ist das Bewußtsein, in seiner Selbstbeschränkung ist es die Welt. Es hebt sich durch Selbstverneinung zur Welt der Individuen auf, und nimmt sich aus ihnen beständig in sich selbst zurück. Die Individuen bilden

die Natur und sind als solche bewußtlos. Die Welt ist All-Einigkeit und absolute Identität; der Bewußtlosigkeit ist Vereinzelung unter vielen Besonderheit.

Der Mensch als Naturwesen ist, wie jedes Lebewesen, in seiner Vereinzelung bewußtlos. Zum Bewußtsein muß er sich erst erheben. Er muß seine unbewußte Beschränkung und Ausschließlichkeit verneinen, um zum Bewußtsein zu gelangen. So geht das Bewußtsein aus der Natur hervor. Aber das Bewußtsein ist positiv, die Natur aber negativ. Denn das Bewußtsein ist positive Kraft, die überhaupt nicht aus irgend etwas hervorgeht, sondern das Allererste ist. Die Erzeugung des Bewußtseins durch Verneinung der Natur kann keine That der obersten substantiellen Kraft sein. Also muß das Absolute schon gewissermaßen in der Natur enthalten sein, er muß selbst das Absolute zum Grunde liegen haben, selbst ein Product der Verneinung des Absoluten sein. Nur weil das Absolute in ihm latenterweise immanent ist, kann er sich auch in ihm zu seinem ursprünglichen Wesen erheben, eine Verneinung der Verneinung.

Ist das Absolute das Innerliche, so ist das Äußerliche die Äußerung, die Äußerlichkeit nothwendig an einen Körper. Da der Körper nur eine Definition der Äußerlichkeit des Absoluten als Selbstbeschränkung ist, so ist seine Äußerlichkeit nur Form, eine Beziehung ohne allen andern Stoff. Es ist ein Widerspruch, daß dem Ausgedehnten als Substrat noch ein andrer Stoff zum Grunde liege, der wesentlich nicht der Gegensatz des Geistes wäre. Es gibt keinen Gegensatz gegen den Geist, es gibt in diesem Sinne keine Materie. Was dem Ausgedehnten, der Form, zu Grunde liegt, das Nichtausgedehnte, die Substanz, die aber in der Welt sie in dieser zur Äußerlichkeit herabstößt, ist die Verneinung.

Wir können uns mit dieser Welt- und Selbstverneinung in allen Stücken übereinstimmend erklären. Es ist immer der Ueberzeugung gewesen, daß die Denkmittel der schwierigsten unter allen Begriffen, der wir uns bedienen, sich durch nichts so sehr heben und unterstützen lassen, als durch eine enge Anknüpfung derselben an das Bewußtsein des Weltraums. Denn dieses ist die einzige mögliche Grundlage dem Grundbegriffe des Urbewußtseins eine Anschauung zu verleihen, welche derselbe außerdem nicht beizubringen von der Anschaulichkeit der Begriffe ist doch im höchsten Grade unvollkommene Deutlichkeit in einem hohen Maße an sich selbst schon in sich selbst, noch mehr aber in Bezug auf ihre Mittheilbarkeit und ihr leichteres Verständlichwerden. Vollig unanschaulichen Begriffen begegnet, selbst noch so scharf gedacht sind, der Verstand des Menschen ist gewöhnlich nur wie einer Arznei mit dem von Selbstüberwindung, wogegen sich der aufsteigende Begriff ihm einschmeichelt wie ein gewöhnliches Narkotikum. Bereits vor 25 Jahren hat der lebendige Geist desselben Bedürfnisses den Versuch gemacht, den Begriff des Urbewußtseins durch eine enge Anknüpfung an das Schema des Bewußtseins



zu veranschaulichen, wobei er den Weltraum von der einen Seite als das allgemeine Magazin der chemischen Volumina oder Atome, von der andern Seite als das universelle Urwissen oder Uranschauen des Urgeistes ins Auge faßt.\*) Aber auch berühmte Namen der Vorzeit sind uns in diesem Bestreben lange vorangegangen. Newton stellte sich den Weltraum als das Sensorium der Gottheit vor. Jordanus Brunus dachte ihn sich ausgespannt zwischen zwei unräumlichen, dem Urbewußtsein angehörigen Positionen, dem Maximum und Minimum. Auch nach seiner Auffassung enthalten die einzelnen anschaulichen Räume oder Volumina das unbewußte Wesen und die Theile. Das Ganze hingegen hielt er für überräumlich und selbstbewußt. Auch schon im Alterthum wurde durch Xenophanes, Plato und Aristoteles eine ähnliche Denkweise vorbereitet. Xenophanes legte dem All der Dinge Sehen, Hören und Denken bei; er würde sich trefflich haben mit unserm genialen Autodidakten Jakob Böhme verständigen können, welcher in der Natur die Spuren eines allsehenden, allhörenden, allriechenden, allfühlenden, allschmeckenden Gottes zu erkennen sich vermaß. Plato verlegte in das ursprüngliche Weltganze vor allem die Fülle der Schönheit, Aristoteles das denkende Bewußtsein, verbunden mit unendlicher Kraftfülle und Seligkeit. Auch an Spinoza klingt diese Denkweise an. Dennoch schließt sich Spinoza bei genauerer Erwägung darum von dieser Vergleichung aus, weil Denken und Ausdehnung bei ihm dem richtigen Verhältnisse der Subordination der Theile unter das Ganze entzogen und statt dessen in das falsche Verhältniß der Coordination gestellt werden. Bei Spinoza ist die Ganzheit aller ausgedehnten Materie nichts weiter als die Summe derselben, und daher ebenso unbewußt als ihre einzelnen Theile; dabei ist die Ganzheit des denkenden Urgeistes ebenfalls nichts weiter als die Summe aller denkenden Einzelgeister. Folglich ist der Pantheismus des Spinoza vom Pantheismus des Jordanus Brunus grundverschieden, und nur der im Denken gänzlich Ungeübte vermöchte beides geradezu miteinander zu verwechseln.

Die „Beiträge zur Förderung der Logik, Noetik und Wissenschaftslehre“ von Ernst Ferdinand Friedrich (Nr. 2) beschäftigen sich mit dem Verhältnisse der drei verschiedenartigen Theile, welche das Ganze der logischen Wissenschaft ausmachen, und welche man als formale Logik, objective Logik und Methodologie oder Systematik zu bezeichnen pflegt.

Bisher ist die Behandlungsart der Logik so gewesen, daß bald der eine, bald der andere dieser Theile zur Oberherrschaft über die andern gelangte. Die Aristotelische Logik ist die formale, welche die materiale oder objective Logik so lange unter einem unnatürlichen und gewaltthätigen Drucke geknechtet hielt, bis die letztere sich endlich durch Kant und Hegel gründlich emancipirte, dadurch aber auch das alte Verhältniß der Knechtung vollständig

umkehrte. Die ehemalige Herrin wurde zur bloßen Magd herabgesetzt, und zuweilen bis zur äussersten Ungerechtigkeit schlecht behandelt. Früher schon hatte Bacon von Verulam in seinen berühmten logischen Arbeiten die materiale oder objective Logik des Plato mit ebenso großer Verachtung behandelt, als die formale oder subjective des Aristoteles, dagegen sich mit desto größerem Eifer auf die methodologischen Untersuchungen geworfen, woraus mit der Zeit das geworden ist, was man jetzt in England die inductive Logik zu nennen pflegt, und wovon Mill und Whewell die Hauptvertreter sind.

Der Verfasser macht nun in seinen „Beiträgen“ Vorschläge zur Güte, damit in Zukunft das bisherige tumultuarische und misgünstige Verhältniß zwischen den drei Schwesterwissenschaften aufhöre, deren jeder er darum eine vollkommene Berechtigung zugestehet, weil eine jede eine eigenthümliche Aufgabe verfolge, ein gewisses selbstständiges Ziel im Auge habe, und demgemäß auch ihrer Bestimmung nach eine eigenthümliche und selbstständige Behandlungsart für sich in Anspruch nehmen dürfe.

Das Thema ist von ungemeiner Wichtigkeit und betrifft einen der allertiefsten Punkte in der Entwicklung unserer Philosophie. Daher wäre es hierbei wol angebracht gewesen, durch eine einfache, schmacklose und lichtvolle Ausdrucksweise dem Verständniß des Lesers möglichst zu Hülfe zu kommen, wogegen der Verfasser (aus welchen Gründen mag dahingestellt bleiben) den gerade entgegengesetzten Weg eingeschlagen hat. Er läßt das natürliche Licht seiner Gedanken unablässig wie ein Gantler durch allerlei fremdartige Medien gebrochen in buntfarbigen Regenbogenstrahlen umherflimmern und umherblitzen, sodaß die Lesung des Buchs auch dem geduldigsten Leser unerträgliche Mühe bereiten muß. Die unnatürlichen Medien, wodurch er das natürliche Licht seiner Gedanken fortwährend färbt und theilweise verbunkelt, sind 1) überflüssige, mit anerkennungswerther Belesenheit herbeigeschleppte Citate, 2) Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten, 3) etymologische Wortklaubeereien, 4) Allotria, 5) eine philosophische Terminologie voll neuer und unerhörter Ausdrücke, wie z. B. Laonomit, Idmit, Iopiorisch, Gnostipromachie und andere unabschliche Heuschreckenschwärme solchen Ungeziefers.

Da überdies der Verfasser auf den 466 Seiten seines Buchs erst den nöthigen Platz zum bloßen Prospect seiner Arbeit nebst der größern Hälfte ihrer Introduction hat finden können, die zu erwartende Ausgeburth selbst also vermuthlich noch in einem sehr embryonischen Zustande verborgen ruht, so ist es nicht leicht zu sagen, ob er die Absicht hegt, die drei logischen Wissenschaften als völlig voneinander unabhängige Disciplinen zu trennen, oder ob er sie als gleichberechtigte Glieder eines lebendigen Ganzen aus einem und demselben Princip construiert wissen will. Im letzten Falle würde Referent sich beifällig auf seine Seite stellen, im ersten aber nicht.

Die drei logischen Wissenschaften werden von unserm Verfasser als drei weit auseinanderliegende Felder bezeichnet, von denen jedes einer aparten Pflege bedürfte, um

\*) In der Schrift: „Darstellung und Kritik der Beweise für das Dasein Gottes“ (Heidelberg, Stroos, 1840).

bereinst die würdevolle Gestalt einer Sonderwissenschaft zu erreichen. Sie seien drei äquidol disparate Regionen, welche so wenig in eins zusammenfallen wie Ontologie, Psychologie und Methodologie. Der Unterschied zwischen ontologischer, psychologischer und methodologischer Tendenz sei kein Unterschied zwischen Gesichtspunkten, für deren einen man mit Vorliebe zum Objectivismus oder Subjectivismus Partei ergreifen dürfe, sondern ein Unterschied zwischen Problemen, deren jedes von jeder Partei anerkannt werden müsse. Es gebe daher dreierlei sogenannte Logik, und nur eine von diesen Sorten verdiene eigentlich Logik zu heißen.

Daß in der logischen Wissenschaft drei Probleme liegen, deren jedes von jeder Partei volle Anerkennung fordert, davon ist Referent ebenfalls überzeugt. Daß aber nur die Beantwortung des einen dieser Probleme Logik zu heißen verdiene, und folglich aus den beiden andern Theilen der bisherigen Logik anderweitige besondere Wissenschaften zu entwickeln seien, muß er nach langjährigen, beim Vortrage dieser Wissenschaft angestellten eigenen Versuchen stark in Zweifel stellen. Er lebt vielmehr der innigsten Ueberzeugung, daß die drei logischen Wissenschaften als coordinirte und gleich wichtige lebendige Glieder eines untheilbaren Organismus aus einem und demselben Princip, nämlich der Denkfunktion, hervornachsen, und auf einen und denselben Zweck, nämlich die Aufdeckung der letzten Gründe der Erkenntniß, hinarbeiten. Man kann diesen Gedanken am kürzesten und besten in ein Gleichniß fassen.

Der Erkenntnißproceß, welchen die Logik beschreibt, ist vergleichbar einer Tuchfabrik, und bietet gleich dieser der wissenschaftlichen Untersuchung drei Probleme, das der Gewinnung der Stoffe, das des Maschinenbaus, und das der zweckmäßigen Anwendung der Maschinen zur Herstellung der Fabrikate aus den Stoffen.

Die Maschinen, wie Spinnmaschinen, Webestühle, Walzenwerke zum Kämmen, Scheren und Glätten, Hebezeuge zum Färben, Walkräder zum Waschen u. s. w. sind lauter unentbehrliche Mittel zur Tuchfabrikation. Aber sie arbeiten alle vergebens ohne Stoff, den sie nicht aus sich selbst hervorbringen können. Sie bilden ohne empfangene Stoffe ein hohles unfruchtbares Getriebe, einen leeren resultatlosen Formalismus. Ähnlich steht es mit der formalen oder Aristotelischen Logik, sobald dieselbe als eine losgetrennte Wissenschaft behandelt, und nicht mit den andern beiden Theilen in eine wirksame Verbindung gesetzt wird. Sie wird zum resultatlosen Formalismus, und eben daher stammen die langhergebrachten und bis zum Ueberdruß wiederholten Klagen über die Sterilität des logischen Studiums;

Da wird der Geist auch wol dreifert,  
In spanische Stiefeln eingeschnürt, u. s. w.

Wir denken nicht, um zu denken, sondern um zu erkennen. Daher liegt der Zweck der Logik nicht in der bloßen Aufdeckung der Maschinerie der Urtheile und Schlüsse, sondern in der Einlenkung dieser Maschinerie zu den höchsten Endzwecken der Erkenntniß. Die besten

Maschinen aber vermögen nichts, wenn ihnen nicht untadelige Stoffe zur Verarbeitung übergeben werden. Die Stoffe des Erkennens sind die Grundbegriffe der Ontologie oder der materialen Logik. Es ist dieses die Wissenschaft, welche Hegel die objective, Kant die transcendente Logik nennt, und welche man auch häufig mit dem überaus passenden Namen einer Kategorienlehre zu bezeichnen pflegt. Minder passend finden wir für sie die Benennung unseres Verfassers. Derselbe nennt sie *Laonomie*, zusammengesetzt aus dem chinesischen Worte *Tao* = Vernunft und dem griechischen *Nomos* = Gesetz, also *Vernunftgesetzlehre*.

Endlich stammen die zweckmäßigen Formen, in welche die Maschinen die Stoffe hineinarbeiten, die größere oder geringere Stärke der aus ihnen zu spinnenden Fäden, die gröbere oder feinere, compactere oder losere Textur derselben, die größere oder geringere Dicke, Rauheit oder Glätte der zu bereitenenden Tuche, ihre Breite, ihre Farbe, ihr Glanz u. s. w. nicht aus den Stoffen und auch nicht aus den Maschinen allein, sondern aus den Musterbüchern, nach denen die Maschinen und die Stoffe benutzt und gehandhabt werden. Nicht aus allen Stoffen kann man alle Muster herstellen, sondern man muß sich entweder nach den Mustertarten die Stoffe auswählen, oder aus den gegebenen Stoffen die ihnen am meisten entsprechenden Muster verfertigen. Ähnlich werden in der logischen Methodologie die speciellen Methoden für die verschiedenen Erfahrungsfelder aus den Grundbegriffen veranlaßt, der urtheilenden Thätigkeit hervorgearbeitet. Die Methodologie ist daher der Zweck, zu dessen Erreichung sowohl die materiale als die formale Logik als Mittel arbeiten.

Eine vollständige Fabrikationslehre behandelt mit gleicher Sorgfalt zuerst die Stoffe der Fabrication (Grundbegriffe), sodann das Näder-, Schrauben- und Sebelwerk, welches die Fabricate aus ihnen hervorarbeitet (Urtheilsformen und Schlussfiguren), zuletzt die Kunstzeugnisse, zu deren Hervorbringung die Stoffe dienen und die Maschinen arbeiten (Wissenschaftssysteme).

Die Logik vor Aristoteles bestand aus bloßer Ontologie. Man stellte Grundbegriffe auf, welche man an verschiedene Wissenschaftsfelder vertheilte, die Form an die Geometrie, den Stoff an die Physik, die Seele an die Psychologie, das Gute an die Moral, das Recht an die Staatslehre u. s. w. Die Maschinerie des Urtheilens und Schließens blieb dabei im Dunkeln.

Aristoteles gelangte zuerst zur Erkenntniß dieses Maschinenwesens unserer Gedanken, und es war nicht zu verwundern, daß er, berauscht vom Zauber einer so wichtigen neuen Entdeckung, dieselbe in ihrer Tragweite überschätzte, indem er gegen sie die andern Theile der logischen Wissenschaft, insbesondere die Kategorienlehre, unverhältnißmäßig zurücktreten ließ.

Es hat nichts Geringeres erfordert, als einen neuen Aufschwung der speculativen Wissenschaft von der gewaltigen Anstrengung, wie sie in Kant's kritischem Titanenwerke sich bekundete, um die im Alterthume ermatteten Bestrebungen der materialen Logik aufs neue zu einer

des Glanzes zu treiben, welcher den Aristoteles in den Schatten stellte. Ist es zu verwundern, darüber die Aristotelische Logik gegenwärtig in der gleichen Meinung in eine größere Misachtung gesunken, als sich mit einer gerechten Würdigung ihrer Verum die Menschheit verträgt?

Die Männer der sogenannten inductiven Logik, welche erfahrungsmäßige Methodologie der Wissenschaften mit Vernachlässigung sowohl des Kant, als des Hegel, hoffen wie arbeitsscheue Lehrlinge den Zweck mit dem Mittel erreichen zu können. Sie gleichen Menschen, welcher abenteuernd sich vermisst, auf Felde zu ernten, wo er nicht gesäet hat. Er gedie die paar Armseeligkeiten, die dort zufällig wachsen, ist mit unendlichen Paufen von Unkraut.

Uebrigens besteht daher die Logik nicht aus einer einsondern aus drei enge ineinandergreifenden Wissenschaften, deren keine auf Kosten der andern vernachlässigt darf. Und so wie ein jeder Organismus in der sich in dem Maße vervollkommenet, als die gesonderte Artikulation seiner relativ selbständigen Glieder und er zunimmt, so wird auch die Logik sich in Zukunft in dem Maße vervollkommenen, als sie ein jedes drei Organe oder Systeme immer mehr zu einer nderten und freien Beweglichkeit in sich selbst her-eiten lernt, ohne das eine jedoch jemals gegen das zu isoliren oder es mit dem andern außer Be-zug zu setzen. Nur auf diesem Wege gehen wir imenem Zuständen der Wissenschaft entgegen, anstatt ie isolirende Postrennung der Theile voneinander uns eber der Unvollkommenheit der glücklich überwindenen de annähern würde, deren Sterilität eben darin , entweder ganz allein oder doch vorwiegend nur ten oder den zweiten oder den dritten Theil einer itung zu unterwerfen. Karl Fortlage.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

### Zur Erzählungsliteratur.

Die militärische Humoresken von Stanislaus Graf Orski. Zwei Bände. Berlin, Große. 1865. Gr. 16. 11r.

schne, lecke und charakteristische Geschichten aus dem n- und Offizierleben voll Laune und Humor, un-nen besonders „Ein alter Fähnrich“ und „Das Lieb-erater“ kleine Cabinetsstücke in ihrer Art genannt müssen. Der Autor dieser harmlosen Plaudereien in liebenswürdiges Talent, zu erzählen, und hat tr Ausmalung komischer Situationen und für Zeich-volliger Persönlichkeiten eine so auskömmliche Be-, daß er die Lacher stets für sich hat, ohne irgend- h anderer Seite hin zu verlegen oder zu cariciren; nemehr die Gemüthlichkeit eine so überwiegende heft seiner Art zu schildern, daß er, in dieser Be-lebhaft an Polkei erinnernd, selbst wo er satirisch en Ton des Herzens nicht zu verleugnen weiß. it in diesen Humoresken eine ganz unverkennbar he Pointirung hervor, sodaß man wol anneh-

men darf, der Autor würde die Gesetze des guten bür-gerlichen Lustspiels und der Salonkomödie recht wohl zu erfüllen verstehen. Das Bestreben, seinen Stil vor aller Schwerfälligkeit und Weitschweifigkeit zu hehüten und „leicht“ zu schreiben, verleitet den Verfasser inzwischen zu einer entschiedenen Vernachlässigung seiner Schreibweise und zu einer Diction, die nicht selten geradehin trivial und schlot-terig wird. Auch möge er in Zukunft nicht vergessen, daß nicht jeder Spaß, nicht jede Episode, die beim münd-lichen Erzählen Heiterkeit erregt, dieselbe Wirkung auch im Buche thut: gesprochenes Wort in launiger Umgebung geht im Silwagen lebhaft bewegter Unterhaltung als blin-der Passagier mit durch, wenn es auch nicht die legale Postkarte aufzuweisen vermag; allein die gedruckte Rede steht unter der Controle des strengen Kunstgesetzes und passirt ungehindert nur dann, wenn ihm dieses seine Le-gitimation erteilt.

2. Ein Roman aus den Zeiten der schleswig-holsteinischen Kriege von Moritz Reichenbach. Erste Abtheilung. Zwei Theile. Hamburg, J. P. F. E. Richter. 8. 2 Thlr.

Eine triviale Recapitulation von Ereignissen und Vor-kommnissen, die, längst bekannt und viel weniger haus-baden als in vorliegendem sogenannten Romane behan-delt, bis zum Ueberdruß geschildert und erzählt sind. Aus der trockenen und sanbigen Prosa Moritz Reichenbach's schimmert auch nicht ein grünes erquickliches Daseinsled-chen, und die Langweiligkeit, die über dieser Wüste brüht, läßt frisches Leben nirgends auch nur die bescheidenste Schwinge regen. Die Dubelei dieses Feiertagsromans spinnt sich in infinitum fort und wird nur durch das Anstehen irgendeiner zersprungenen Pfeife oder einer ver-bogenen Walze unterbrochen. Wie lange werden sich solche Stümpereien noch unter der Firma des historischen Ro-mans auf dem deutschen Büchermarkte brüsten dürfen?

3. Georg Stein oder Deutsche und Letten. Ein Erzählung aus der Gegenwart Kurlands von Johanna Conradt. Riga, Rymmel. 8. 1 Thlr. 15 Rgr.

Der Titel des Buchs „Deutsche und Letten“ verspricht mehr als er eigentlich hält; denn indem man erwartet, einer gründlichen Charakteristik und einer umfassenden Schilderung des Verhältnisses, wie es sich in den russi-schen Ostseeprovinzen zwischen Deutschen und Letten im Entwicklungs gange der Zeiten historisch und gesellschaft-lich herausgebildet hat, in dieser Erzählung zu begegnen, findet man sich insofern entschieden getäuscht, als die ziem-lich langweilige Biographie des Deutsch-Letten Georg Stein in der hergebrachten schablonenmäßigen und wenig eigenartigen Weise verläuft, wie so viele gewöhnliche Ro-mane in Form von Lebensgeschichten, und als das lettische Wesen nur in einzelnen Zügen und nur nebenbei objecti-ven Ausdruck findet. Wollen wir diese unbedeutenden Zu-lagen vom Körper des Ganzen ab, so bleibt eine Geschichte übrig, die ebenso gut in Ostpreußen, in Mecklenburg oder in Pommern vorgehen kann; es fehlt diesem Roman die Durchdringung des Charakteristisch-Localen, Rationalen und Volksthümlichen mit dem, was eigentlich die Erzäh-

lung ausmacht. Die Verfasserin hat sich hier viel des Besondern und Eigenartigen entgehen lassen und, indem sie eine wenig bedeutende Alltagsgeschichte mit dem unermüdlichen Schlußspectakel von etwas Rebellion und Räuberei zu schreiben sich befleißigte, das Unwesentliche zum Wesentlichen erhoben. Wie befähigt dieselbe indeß zum Gegentheil dieser Verirrung war, beweisen die charakteristischen Einzelheiten, mit welchen sie ihr Buch national illustriert, ohne dieselben in künstlerischer Harmonie mit dem Ganzen zu vereinigen, in welcher Beziehung besonders die schauerlich ergreifende Episode von Georg Stein's Vater und die aufgeregten Volksscenen zu erwähnen sind, die gegen den Schluß des Buchs in Scene treten.

Mit Rücksicht auf die Charakteristik der handelnden Personen im allgemeinen erscheint der Held des Buchs, weil zu sehr nach der Schnur gezeichnet, am stiefmütterlichsten ausgestattet, während der gemüthvolle aber thatenkräftige Norbart, seine etwas herbe und genaue Gattin, die wilde Jüdin Rahel und die ätherische Nordlandsblume Gertrud sehr gelungene Zengen für das im Grunde zu schönen Hoffnungen berechtigende Talent der Dichterin genannt werden müssen, welche die Sprache des menschlichen, sonderlich des weiblichen Herzens wohl versteht und eindringlich zu reden weiß. Wird die Verfasserin des vorliegenden Romans gelernt haben, das charakteristische und reale Detail ihrer bichterischen Arbeiten zu einheitlicher und eigenartiger Gestaltung des Ganzen zu verwerten, sodas es nicht wie ein für sich selbst bestehendes Gerüst das Hauptbauwerk äußerlich umspannt, sondern aus dessen architektonischen Formen von innen heraus spricht und wirkt, dann dürfte ihr schöne Erfolge auf dem Gebiete der Erzählung in Aussicht stehen.

4. In Bänden frei. Roman von Rahel. Drei Bände. Berlin, Jante. 1865. 8. 3 Thlr.

Auch eine Geschichte des Nordens, auch eine weibliche Verfasserschaft und der Inhalt auch darin mit dem vorigen Roman verwandt, das das Judenthum darin Vertretung findet, jedoch mit dem wesentlichen Unterschiede, das es in der soeben besprochenen Erzählung nur episodisch erscheint, während das vorliegende Buch sich fast ausschließlich damit beschäftigt, ja das es dabei auf eine Glorificirung des neumosaïschen Wesens abgesehen zu sein scheint. Denn es sind nicht allein die Banden der napoleonischen Tyrannei, in welchen die Verfasserin die Ihrigen frei sein läßt, nicht allein die Fesseln, welche jene schwere Zeit allen auferlegte, sondern zugleich die Schranken, Fassen und Ketten, unter welchen das Judenthum jener und beziehungsweise unserer Zeiten seufzte und seufzt oder vielmehr zum größern Theil zu seufzen vermeinte und vermeint. Von Danzigs schwer belagerten Mauern und von seinem temporären Könige, dem französischen Marschall Rapp, führt dieser Roman, immer wesentlich im Gebiete jüdischen Familienlebens, durch drei Bände nach Berlin und Petersburg und schildert besonders das eigenthümliche ästhetische Leben der preussischen Hauptstadt, wie es sich in den napoleonischen Zeiten vorzugsweise um Rahel Levin Marcus

gruppirte, mit eingehender Gründlichkeit. Viel kluge Gedanken, edle Empfindungen und eine correcte und gewandte Sprachweise sind dem Buche nicht stehenden Werks, die mit Entschiedenheit zu werden müssen; allein nirgends tritt darin etwas Lebendiges und über die gewöhnliche Erzählermanier hinaus auf; alles fließt vielmehr im matten, wenig lebendigen Ströme selbstgefälliger Redseligkeit dahin, und das maßlose Ausspinnen der unbedeutendsten Dinge einen Rebel der Langweiligkeit über diese drei Bände, welchem die hübschen Einzelheiten fast ganz verschwinden.

5. Gräfin und Zigeunerin. Ein Roman aus dem 18. Eliza Dupuy. Deutsch von A. von Esenfeldt. Bände. Dresden, Wolf. 1865. 16. 3 Thlr.

Ein grausiger Mord-, Spitzbuben- und Zigeunerroman nach dem Vorbilde der „Geheimnisse von Paris“, 1. Snalleffecten, düstern Nachtskizzen, blutigen Mordgigistischen Intriguen. An Spannung fehlt es nicht, Erneuerung, resp. Steigerung derselben ist eine getheile stimulatorischer Reizmittel in Anwendung von zwar nicht neuen, aber stets wirksamen Elementen. Kurz, jene Sorte von Lesern und Leserinnen, von ihrer Lektüre theils die Wirkung einer elektrischen Bürste theils den Dienst eines Blasenspiessers zu wird mit diesem Eliza Dupuy'schen Gannet- und Romanen höchst zufrieden sein und so dürfte das Buch sich zahlreicher Abnehmer zu erfreuen. Oder sollte ich mit dieser Voransetzung ungenügend publikum unrecht thun? Sollte die Bildung an sich selbst doch so weit fortgeschritten sein, daß die der Verbrechergeschichten nicht mehr recht annehmbar auf der Bühne haben die Mord- und Gannet keinen rechten Boden mehr, weil dort die einzelnen Sündenstücke nicht wie in dem banchigen Topfe der Lerei von einem Meer pikanter Pfeffer- und C umflossen, sondern auf festem Boden und auf Beinen zu stehen und zu gehen gezwungen so sie ihre eigene theils befehlte, theils an sich Existenz selbst und unmittelbar zu Markte bringend der Roman für seine Geschöpfe allerhand mandationen, Entschuldigungen, Vertheidigungen und fertigungen bei der Hand hat, die dem Theaterler schlechterdings nicht gestattet sind. In gleich haben auch die Demi-Monde-Stoffe und jene burten, welche die historischen Waschweiber und weiblichen Geschlechts zur Welt zu bringen auf der Bühne ihre Blüte bereits hinter sich, wie in der Erzählung leider noch ziemlich äppig weizen.

Was gute Sitten, edler Geschmack und wissenschaftlich Ernst absolut verurtheilen, heimlich zu lesen, die Masse des Publikums gestatten zu dürfen, wo der Reiz flüchtiger und leichtfertiger Unterhaltung gewinnen ist; derartige Dinge aber öffentlich und vor andern zu sehen und zu hören, dessen haben die meisten, und so kommt dieses gesunde Gefühl der Werthe der wahren öffentlichen Meinung, das

Reinung der Bessern, dem hellen Nobium unserer Schaubühne zu statten, während die Leihbibliotheken diesen guten Geist für die in ihren düstern Versenkungen hausenden alten, neuen und neuesten Schmarren nicht zu fürchten brauchen. Leider muß ich auch den vorliegenden Roman „Gräfin und Zigeunerin“ zu den Schmarren rechnen: denn welche Begabung sich auch darin für glänzende Schilderungen, blendende Effecte und verwickeltes Intriguenwesen offenbaren mag, die raffinierte Tendenz hat trotzdem nur ein Buch zum Zeitvertreib und zur Erregung matter Nerven geschaffen.

6. Eine catilinarische Existenz. Roman von Theodor Rönig. Zwei Bände. Breslau, C. Trevendt. 1865. 8. 2 Thlr. 15 Rgr.

Ohne die politischen, socialen und religiösen Anschauungen, wie sie sich aus dieser „catilinarischen Existenz“ ergeben, zu theilen — denn ihr eigentliches und endliches geistiges Resultat erbaut sich weit weniger auf solidem Fundamente, als vielmehr auf dem lustigen Gerüste geistreicher Fictionen — nenne ich den vorliegenden Roman dennoch nach Inhalt, Form und Tiefe eine jedenfalls bedeutende Arbeit, welche, indem sie „brennende Fragen“ des Tages künstlerisch zu beantworten sucht, überall Geist und entschiedene Begabung erkennen läßt. Es ist eine Geschichte des Strebens und Ringens, der unablässigen Kämpfe des Wahrheits- und Rechtstriebes mit den Mächten der Lüge und der Gewalt, theilweise auch wol mit Kräften, die nur die subjective Meinung des Streitenden für verwerflich erachtet: ein schöner Sieg krönt endlich den muthigen Kämpfer, der nicht nur sich selbst den Kranz gewonnen, sondern auch andere durch den Zauber der sittlichen Thätigkeit und Consequenz aus Falschheit und Schwäche zur Freiheit und Freudigkeit führt. Wie nicht selten in den großen und kleinen Strömungen und Gegenströmungen des Lebens das Gute und Wahre gerade von dort ausgeht, wo viel eher das Gegentheil zu erwarten ist, ja wie oft das hellste Licht aus der dunkelsten Wolke strömt, so weiß der Autor gerade aus dem trüben Schlamme „catilinarischer Existenz“ ein hohes und gesundes Menschenwesen zu entwickeln, welches „der Aerger aller Schlechten und Freude und Trost aller Guten“ wurde. Es liegt dem keineswegs eine Glorificirung der „catilinarischen Existenz“ zu Grunde, sondern nur die Thatsache, daß aus dem Saulus unter gewissen Voraussetzungen und Einwirkungen recht wohl ein Paulus werden kann. Vielleicht hätte der Verfasser dieses Romans zur künstlerischen Verlebendigung seiner Idee etwas weniger breit verfahren und gewisse, an schon Dagewesenes nur zu lebhaft erinnernde Vorgänge mindestens rascher vorüberführen können, vielleicht hätte sich manche psychologische und auch gesellschaftliche Unwahrscheinlichkeit durch sorglichere Motivirung beseitigen lassen, vielleicht endlich hätte ein wärmerer, mehr von Herzen kommender Ton

dem Ganzen zweifellosere Wirkung auf das Gemüth verleiht und die auffallende Kühleit der Diction vor einer höhern Temperatur schmelzen lassen; vielleicht — aber das Buch hat, wie es nun einmal ist, das unleugbare und bei heutiger bequemlicher Erzählerei wohl zu schätzende Verdienst der künstlerischen Consequenz, der scharfen Charakteristik, der Formgewandtheit und der geistreichen Versändigkeit, wie viel oder wie wenig ein jeder nach seinen subjectiven Ueberzeugungen den entwickelten Principien Anerkennung zubilligen mag und kann.

7. Aus dem Leben des Todes. Zweimal sieben Abenteuer. Von George Hefel. Zwei Bände. Berlin, Jantke. 1865. 8. 2 Thlr.

Ein wunderliches Buch, diese „zweimal sieben Abenteuer aus dem Leben des Todes“ und aus dem Tode des Lebens: die ersten sieben unter dem Fittich der „mildern Brüder“, des Schlags und des Traums, die andern sieben unter dem schwarzen Banner der Verwesung. Aber wie den Schlaf der Traum, so belebt den Tod die Verheißung, und ein Erwachen von jenem wie von diesem endet die Nacht und begrüßt den Tag. Allegorisch, räthselhaft, phantastisch, heimlich und unheimlich, lebendig warm voll frischen Lebens und im Augenblicke wieder Rebel, Schatten und Schemen, unter duftenden Rosen ein grinsender Todtenkopf, aus geöffneten Gräbern die lichtvolle Erscheinung der Auferstandenen: wie mag die Deutung dieser tief sinnigen Spiele zwischen Ober- und Unterwelt anders lauten als: die Dichtung vermag das Leben wie den Tod zu erklären, und indem sie aus dem Leben den Tod und aus dem Tode das Leben wie Licht aus Nacht und Nacht aus Licht herborzaubert, bezwingt sie die Welt. Daß der Autor solch höherer Aufgabe in jedem Theile seiner „vierzehn Abenteuer“ gerecht geworden wäre, möchte ich durchaus nicht behaupten, vielmehr klingen durch die hochpoetische Stimmung des Ganzen, die in dem Märlein vom „Stillen Souverän“ am reinsten sich darstellt, triviale alltägliche Töne hindurch, welche einer Tempelprofanirung gleichkommen und wol als ein Zeichen zu erachten sind, daß der Dichter in diesem „Leben des Todes“ sich selbst nicht immer recht klar gewesen ist: zu Zeiten hat man sogar das Gefühl, als habe er mit Zwang Unpassendes, Gewöhnliches und Banales in die tiefste Welt seiner diesmaligen Erzählungen hereingeworfen. Auch wirkt sein Humor hier oft, wie wenn einer sich durch gewaltthames Lachen und Singen auf nächtlichem Kirchhofe das „Gruseln“ vertreiben will. Geradeheraus gesagt: ich höre George Hefel doch weit lieber von altbrandenburgischer Ritterlichkeit und von preussischem Selbennuthe erzählen, als ombres chinoises des Todes produciren: der vielgeschmähte märkische Sand wirbelt ihm weit hellere und frischere Bilder vor, als aus Weihrauchdunst und Kerzenqualm ihm entgegenschweben.

Hermann von Sequignolles.



## Feuilleton.

## Literarische Plaudereien.

Auf den von Schiller proclamirten Unterschied der naiven und sentimentalischen Poesie kommt ein längerer Aufsatz der „Allgemeinen Zeitung“ zurück, welcher die Stellung der naiven, insbesondere der lyrischen Poesie in unserer Zeit behandelt. Der Aufsatz gibt jedenfalls zu mehreren Stellen und Randbemerkungen Veranlassung. Der Verfasser findet die Stellung der Poesie in unserer Zeit keineswegs günstig und beginnt mit dem folgenden Vergleich: „Wer kennt nicht das schöne Märchen vom Schneewittchen? Es war einmal mitten im Winter, und die Schneeflocken fielen wie Federn vom Himmel herab — Ja, mitten im Winter, in einer recht frostigen Zeit, kann man wol das Geschick der naiven Dichtung, der naiven Kunst überhaupte, mit dem der schönen Königstochter vergleichen, die, von einer bösen Stiefmutter verstoßen und verfolgt, ihr Leben in stiller Abgeschiedenheit hindringen mußte.“ Die kalte Zeit selbst aber ist die böse Königin, die, sich in jedem Uebermuth spreizend und die Schönste wählend, vor dem Spiegel steht, und nun doch von ihm erfahren muß, daß sie sich täusche, und der sich nun das Herz im Leibe herumlehrt vor Paß, wenn sie das schöne Kind, die Muse, sieht, die, wie der Spiegel unablässig ihr verkündet wird, doch noch tausendmal schöner ist als sie.“

Ueberhaupt meint der Verfasser, daß es, abgerechnet die Periode des classischen Alterthums, niemals eine Zeit gegeben habe, wo Poesie und Kunst einer allgemeinen Verehrung genoßen hätten. Die Poesie könne allein schon darum keine allgemeinere Geltung finden, weil die meisten Menschen im allgemeinen so durchaus erbärmlich seien und sie dem bei weitem größten Theil derselben ewig unverständlich bleiben müsse, wie die Ruhe der Bewegung ewig unverständlich bleibt.

Im Fortgang der Untersuchung rückt der „naive“ Recensent nun auf eine Schwierigkeit, das ist die thatsächliche Popularität Schiller's. Die Schiller-Feste waren deutsche Volksfeste, das ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache. Wie hilft sich der begeisterte Vorkämpfer der oberheftischen Dichterschule, der Verehrer Altmeißler's? Er sucht die „Schiller-Manne“ kritisch zu zerlegen, daß nur noch einige populäre Knall- und Leuchtpöbel übrigbleiben. Hier müssen wir die Arbeit in seiner Retorte etwas belauschen; denn gerade an diesen Zerlegungsproceß wollen wir einige Bemerkungen knüpfen. Der Vorkämpfer der „naiven Dichtung“ meint: „Was uns dieser Dichter gab, ist eigentlich nicht das, was wir von alters her unter Poesie zu verstehen gewohnt sind, es ist eine außerordentliche Dichtung, die kaum noch eines Menschen Dichtung zu nennen ist, deren Sphäre offenbar über dem Horizont von neun Zehnthellen der Menschen liegt. Sollte unsere so sehr vernünftige Mitwelt diese Poesie wirklich in dem Maße begreifen können wie es zuweilen den Anschein hat? Sollte sie, die krampfhaft die gegebene wirkliche Welt umfaßt, Verständniß haben für einen Menschen, dessen Geist, unablässig den höchsten Regionen zugewendet, diese Welt der gegebenen Dinge überfliegt, dessen Fuß kaum die Welt berührt, darin wir im kümmerlichen Geschäftigkeit unser Leben fristen? Wäre es der Fall, so käme zu den wunderbaren Räthseln unserer Natur ein neues hinzu. Les extrêmes se touchent, das kommt freilich vor und ist bekannt, ob es aber auch hier der Fall sei, möchte ich bezweifeln; denn wie jemand, der im Schlamme des Materialismus sitzt — es ist hierbei nicht an die Minderzahl der Mittelmenschen gedacht — zugleich ein Verehrer des reinen Geistes sein könne, vermag ich nicht einzusehen, und man ist vielmehr versucht, jenem Wort das nicht minder wahr: «Niemand kann zweien Herren dienen», entgegenzusetzen. Zum mindesten, wenn er es ehrlich meint, kann er es nicht, und das eben ist es, das Ehrliche, was wir bei diesem Enthusiasmus für Schiller oft vermissen. Zugabe auch, daß sehr viele einzelnes und mancherlei von den

Werken des Dichters gelesen, daß sie sogar einmal vorzeiten, in der Jugend, wo ja der Mensch in mancher Beziehung viel besser und namentlich für das Schöne empfänglicher zu sein pflegt als später, für ihn geschwärmt haben, weil er dieses oder jenes ihrer eigenen Gefühle zum vollen, zum leidenschaftlichen Ausdruck brachte, so kann man sich doch der Wahrnehmung nicht verschließen, daß bei dieser Schiller-Verehrung nicht alles Gold sei, was schillert und glänzt; man sieht an einem solchen Schiller-Fest gar so viele Leute, von denen man gewiß weiß, daß sie selbst gar nicht das sind, was sie zu feiern vorgeben — schillerfest. Aber warum sollten sich die Menschen an solchen Tagen in Festgewänder stecken und sich schieben und drängen, wenn nicht alledem eine wahrhafte Verehrung zu Grunde liegt? Du lieber Himmel, die Menschen drängen sich um so viel, warum sollten sie sich nicht auch einmal um einen verstorbenen Dichter bemühen? Sie drängen sich ja auch jeden Sonntag um den lieben Gott herum; aber wie viele wol von denen, die an Feiertagen scharenweise in die Kirche ziehen, glauben an Gott? Das eben ist ein tröstliches Zeichen für die Unvergänglichkeit und hohe Kraft des Schönen und Guten, daß jeder, und sei er ihm auch innerlich noch so entfremdet, sich vor der Welt wenigstens den Schein geben muß, als sei auch er ein Freund davon.“

Es gibt gewisse exklusive Kreise, in denen eine förmliche Abneigung gegen Schiller besteht. Man braucht in den Werken unserer Literaturhistoriker nicht weit zu blättern, um die Belege für diese Behauptung zu finden. Die Vertreter der „naiven“, der „realistischen“, der „wahrhaft volkstümlichen“, d. h. oberheftischen oder niederheftischen Dichtung erkennen Schiller nur mit sauerlicher Miene an. So auch unser Kritiker. Der arme Schiller! heißt es weiterhin: „Der Begriff des Ideals klappt sich an seinen Namen, man muß dem Ideal eine Anstandsvisite machen, darum muß er die Sünden all dieser Menschen auf sich nehmen.“ Der arme Schiller! So jacten die Lied- und Schlegel schon bei Lebzeiten die Ärseln über ihn. „Ein spanischer Seneca“ — rief der gekielte Kater und prustete in seinen Bart. „Gott schuf ihn — drum laßt ihn für einen Menschen gelten!“ sagte die geniale Porzia von einem ihrer Freier. „Das Volk findet Geschmack an ihm — so laßt ihn für einen Dichter gelten!“ rufen die Romantiker, die Akademiker, die Vertreter des Hauptgaut. Fragt sie, die Hand aufs Herz, ob sie ihn für einen Dichter halten — sie werden es kaum bejahen und auch dafür einige obscure Poeteten nennen, welche die echte Poesie vertreten.

Deutlicher als unser Kritiker kann man sich indeß hierüber nicht aussprechen. „Was uns dieser Dichter gab, ist eigentlich nicht das, was wir von alters her unter Poesie zu verstehen gewohnt sind.“ Eine Behauptung, die mit dem Pluralis majestatis ihr gutes Recht hat. Es gibt leider viele, die unter Poesie nichts verstehen, als hingeworfene, allenfalls vom Blatt singbare Naturlaute oder die Romanzen jener „Scherballadenfänger“, denen gegenüber der heißspornige Schotte mit Recht behauptet, daß er lieber ein Räthsel wäre und Milton schrie, als einer von ihnen. Das „von alters her“ kann vielleicht für Pläne- und Troubadourlieder passen, zimmer aber für die classische Poesie des Alterthums. Was die Griechen und Römer, ja auch was die Orientalen unter Poesie verstanden, dem entspricht auch die Schiller'sche Poesie. Die Sängere der Hymnen, ein Pindar und Tyrtäos, ein Aeschylos und Sophokles, ein Horaz und Virgil, später wiederum ein Shakspeare, auch die hervorragendsten Dichter des neuen Frankreich und England haben in demselben Stil gedichtet, in dem Stil schmerzhafter Gedankenpoesie und einer auf hohe menschliche Ziele gerichteten Leidenschaft. Die Behauptung unseres Kritikers ist daher durch und durch falsch. Möglicherweise, daß er bei diesen Dichtern nicht das findet, was er unter Poesie zu verstehen

gewohnt ist — wir werden daraus nur schließen können, daß er überhaupt von Poesie nichts versteht.

Wir würden uns nicht einmal gegen die Dreifaltigkeit dieser Behauptung erheben, wenn wir es nur mit einem Einzelnen zu thun hätten; aber dieser Einzelne ist der Vertreter einer ganzen großherzoglichen Klasse, die, wenn es nach ihrem Kopf gegangen wäre, den Deutschen schon längst ihren Schiller fortbereitet hätte, um uns in die Dufelparke mittelalterlicher Kindheit wieder einzumünden, und von denen jeder irgendeinen poetischen Däumling in der Tasche hat, den er gelegentlich herausnimmt und auf dem Tische herumpräsentirt, um ihn zum Könige deutscher Dichtung krönen zu lassen. Alle diese Herren glauben ein Monopol auf Poesie zu besitzen — und doch ist das, was sie für Poesie halten, nur wie der Geldkönig ein Nebelstreich über den Weiden. Die Poesie soll keine Gedanken haben, sonst hört sie auf Poesie zu sein. Wir kennen diese Melodie; es sind große Literaturgeschichten nach ihrem Takt geschrieben worden — und wenn die deutsche Nation trotz dessen an Schiller festhält, so zeigt sie, daß sie das wahre Wesen der Poesie, wenn auch intuitiv, doch besser erkannt hat als jene Herren, denen die zusammengeworfene Malakata von Jahrtausenden jene kritischen Pöbelrhetorik verurtheilt, deren goldene Ähre sich als die einzige durch ihre Werte hinzieht.

Doch unser Anatom der Schiller-Manie begnügt sich nicht mit diesen Auseinandersetzungen; er fährt fort: „Noch ein anderes Motiv liegt dem Schiller-Enthusiasmus zu Grunde, und zwar ein noch stärkeres. Wie von jeher diejenigen von der Menge hochgepriesen waren, die viel von Freiheit sagten und taten, so zumal in unsern Tagen, wo das Wort Freiheit mit großen goldenen Lettern oben auf dem Programm geschrieben steht, so wird es vor allem ein Dichter sein, der in leuchtenden Farben uns das Bild der Freiheit vor Augen zu stellen wagt. Es ist der Freiheitskämpfer, nicht der Poet als solcher, den die Menge in Schiller verehrt. Ein so schätzenswerthes Gut nun auch die Freiheit ist, so sehr auch Schiller es verdient, bis in die spätesten Zeiten als Freiheitskämpfer gepriesen zu werden, so sehr endlich diese Verehrung vom politischen Standpunkt aus anmerkenswert sein mag, so kann man sich doch auf der andern Seite unmöglich der Einsicht verschließen, daß Freiheit und Poesie doch eigentlich ganz verschiedene und nicht etwa gleichbedeutende Dinge sind, und es gehört demnach kein übermäßiger Aufwand von Denkraft dazu, um herauszufinden, daß Begeisterung für Freiheit noch lange nicht gleichbedeutend ist mit Begeisterung für Poesie.“

Die Einsicht, daß Freiheit und Poesie nicht gleichbedeutende Dinge sind, ist wol trivial zu nennen. Freiheit kann nur ein Thema der Poesie sein. Die Poesie selbst aber mit ihren Themen zu verwechseln — dazu gehörte doch eine Begriffsverwirrung, welche niemals ein collegium logicum absolviert, sondern nur zeitlebens mit dem Brei in Macbeth's Orenkel herumgerührt hätte. Begeisterung für Freiheit ist noch ange nicht Begeisterung für Poesie; aber Begeisterung für eine Poesie der Freiheit, welche den großen Verstand des Jahrhunderts wiedergibt, hat ein ebenso großes Recht, wie die Begeisterung für jede andere Poesie, welcher nur ihre in irgendeinem künstlerischen Winkel verkauerten Empfindungen aufhoben, selbst in die oberflächliche, die wir übrigens nicht kennen.

Weiterhin heißt es: „Wir leben in einer merkwürdigen Zeit. Wo wir nicht indifferent und dem Materiellen zugewandt sind, da sind wir aufgeregter, unzufrieden, und politische Seele, zum Theil auch wol Phantome, sind Zielpunkte einer regten Thätigkeit. Dieser vorwiegenden Zeitrichtung ganz entsprechend ist das hochgespannte, leidenschaftliche Wesen Schiller's: er entspricht unserm Willen, folglich ist er populär. Kämpferische Begeisterung und politische Orationen sind die hauptsächlichsten Motive dieser allgemeinen Vorliebe für Schiller, der überdies längst abgesehen und daher dem bei uns endemischen Meid entrückt ist. Rechnen wir dazu, daß Schiller aus

nachliegenden Gründen der ausgesprochene Liebling des weiblichen Geschlechtes ist, so wird uns seine Popularität um so begreiflicher.“

„Das hochgespannte leidenschaftliche Wesen Schiller's“ — darauf beruht allerdings ein großer Theil seiner dichterischen Eigenthümlichkeit, namentlich aber seine dramatische Kraft. Die Vorliebe für Schiller aber zu einer Sache „ästhetischer Begeisterung“ zu machen, das zeugt von einer unbegreiflichen Veranachlässigung in einem poetischen Kathedrischen, dessen Grundlehren durch und durch der Revision bedürftig sind.

Gewiß hat auch die naive Poesie ihr Recht; große Dichternaturen werden mehr oder weniger nach einer oder der andern Seite hin gravitiren; doch das Bestreben, die Gedankenpoesie auszureichen, würde der Weltliteratur einige ihrer größten dichterischen Helden kosten.

Wenn der Recensent unserer Zeit das wirkliche und allgemeine Verhältniß zur naive Poesie abspricht, so erscheint dies ebenso wenig begründet. Er mag sich hierüber mit den Realisten auseinandersetzen, deren großes Publikum gegen ihn spricht. Er thut dies auch, doch in einer Weise, die den modischen Realismus ebenfalls von der naiven Poesie ausschließt, so daß für die letztere allerdings nur ein sehr kleines Reich ihrer Unmittelbarkeit und provinzieller Herzensergüsse übrigbleibt.

Es ist hier nicht unsere Absicht, dem Referenten bei seinen weiteren Auseinandersetzungen über naive und sentimentale Poesie, in denen er im ganzen doch auf den Schultern des angegriffenen Schiller steht, zu folgen, sondern nur eine vorläufige Gegnerschaft gegen Schiller zu kennzeichnen, welche wenig diplomatisch ausplaudert, was so viele „geistige Größen der Gegenwart“ gegen diesen Dichter auf dem Herzen haben.

### Bibliographie.

- Böttger, A., Die Tochter des Kalu. Wien. 1863. 16. 30 Rgr.  
 Bohn, O., Gesammelte Aufsätze über Kunst. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 1 Theil. 24 Rgr.  
 Jansenberg, D., Der Primat und der Episcopat. Eine exegetische Untersuchung. Hannover, Schmolz u. v. Seefeld. Gr. 8. 10 Rgr.  
 Ley, J., Die metrischen Formen der hebräischen Poesie systematisch dargestellt. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 1 Theil. 10 Rgr.  
 Liebmans, C., Freie Stimmen aus freiem Lande. I. Die Dreyerpreise der Poesie oder die Lehre von der Güte vor dem Richterthum der Poesie. Mannheim, Liebmans. Gr. 8. 4 Rgr.  
 Luther's, M., Briefwechsel. Mit vielen unbekannten Briefen und unter vorzüglicher Berücksichtigung der 2. Ausgabe herausgegeben v. C. A. H. Burkhardt. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 3 Theil.  
 Maxeberger, C. L., Die wichtigsten Daten aus der Weltgeschichte mnemonisch bearbeitet. Leipzig, H. Fleischer. 8. 15 Rgr.  
 Meyer, Euseb, Die Dichter. Bremen, Laxmann. 8. 1 Theil.  
 Möbius, T., Altnordisches Glossar. Wörterbuch zu einer Auswahl alt-nordischer und altnorwegischer Prosatexte. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 4 Theil.  
 Rathen, L., Aus dem Univeritäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation. Vorträge. Erlangen, Deichert. 8. 3 Theil.  
 Oesterreich gegenüber Preußen und Deutschland in den Jahren 1848—1850. Geschrieben Ende 1850. Berlin, Paul u. Comp. Gr. 8. Gratis.  
 Scheerer, L., Akademische Bilder aus dem alten Freiberg zum 100jährigen Jubiläum der Bergakademie. Freiberg, Engelhardt. Gr. 16. 30 Rgr.  
 Schulte und Müller auf dem Kriegs-Schauplatz. Zwanzigste Seite in braunrother Zeit mit Illustrationen von W. Schell. Ihn. Hoff. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 5 Rgr.  
 Das preussische Staatsbewußtsein. Ein neues Zeugnis von Deutschlands Noth und Schmach. Coburg, Streil. Gr. 8. 10 Rgr.  
 Verhandlungen des historischen Vereines für Niederbayern. 12ter Bd. 4 Hefte. Landshut, Thoma. Gr. 8. 1 Theil. 15 Rgr.  
 Wallis, M., Kata Morgana der allgemeinen und alleinigen wie unglücklichen Kirche der Zukunft. Upsala. 1865. 8. 10 Rgr.  
 Wer war Herr v. Beuß? Wo ist unser König? Wie sieht's mit unserm Lande? 3 Heftchen kurz erzählt von einem sächsischen Staatsbürger. 1ste und 2te Aufl. Halle, Seydewitz. Gr. 8. 3 Rgr.  
 Wirtgen, P., Die Elise in Bildern und Darstellungen. Natur, Geschichte, Sage. 2ter Theil. Bonn, Henry. Gr. 8. 27 1/2 Rgr.  
 Wörner, B., Johann Adam Röhler. Ein Lebensbild. Mit Briefen und andern Schriften Röhlers herausgegeben von P. D. Wam. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Theil. 15 Rgr.  
 Papst Zacharias und Pius IX. Eine geschichtliche Parallele. Wiesbaden, Limbach. Gr. 8. 6 Rgr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Deutsche Classiker des Mittelalters.

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von Franz Pfeiffer.

Erster bis dritter Band.

8. Jeder Band geb. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

I. Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.

II. Kudrun. Herausgegeben von Karl Bartsch.

III. Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Bartsch.

Gleichzeitig mit dem soeben erschienenen dritten Bande dieser Sammlung ist die zweite Auflage des ersten Bandes, welcher binnen Jahresfrist nach Erscheinen vergriffen war, ausgegeben worden.

Die Sammlung hat in der Presse wie im Publikum die glänzendste Aufnahme gefunden und die Verlagsabhandlung hat sich dadurch bestimmen lassen, den überaus billigen Preis von 1 Thlr. für jeden Band auch bei dem dritten Bande trotz des Umfangs von über 90 Bogen beizubehalten.

Die drei ersten Bände der „Deutschen Classiker des Mittelalters“ sind in allen Buchhandlungen vorrätzig.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico.

Von Baron J. W. von Müller.

Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten.

Drei Bände. 8. Geh. 10 Thlr.

Der erste und zweite Band dieses reichhaltigen, splendid ausgestatteten Werks erschienen im vorigen Jahre und wurden mit der allgemeinen Anerkennung aufgenommen, welche der zeitgemäße Stoff sowie des Verfassers fesselnde Darstellungsweise erwarten ließ. Mit dem kürzlich erschienenen dritten Bande liegt das interessante Werk nunmehr vollständig vor. Das in diesem Bande verarbeitete werthvolle Material zum Verständniß mexicanischer Zustände wird vorzugsweise der speculativen Industrie, Handelsunternehmungen und Colonisationsprojecten einen willkommenen Anhalt gewähren. Ueberhaupt aber ist seit den jetzt veralteten Aufzeichnungen Alexander von Humboldt's nichts so Authentisches über Mexico und zugleich in so anziehender Form veröffentlicht worden, als das, was in diesem Werke geboten wird.

Der dritte Band ist unter folgendem Titel auch einzeln zu haben:

Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico. Mit einer Karte des Kaiserreichs und einem Profil des Isthmus von Tehuantepec. 8. Geh. 4 Thlr.

In unserm Verlage erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Ant und Welt.

Erzählungen aus dem deutschen Dienstleben von  
Bernard Wörner.

Zweiter Band.

Enthaltend drei größere Erzählungen.

Nr. 8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr., oder 1 fl. 36 Kr. Rhein.

Der erste Band, welcher vor wenigen Monaten erschien, enthält bei gleich starkem Umfange und gleichem Preise vier Erzählungen.

## Lebende Bilder.

Zum Beschaun für das Volk.

Von Bernard Wörner.

Zwei Theile.

Enthalten zusammen 15 kleinere Erzählungen.

Nr. 8. Eleg. brosch. Preis 1 Thlr. 6 Sgr., oder 2 fl. Rhein.

NB. Jeder Theil einzeln 18 Sgr., oder 1 fl. Rhein.

Vor kurzem erschien bei uns in

Zweiter verbesserter Auflage:

## Luft und Leid.

Geschichten aus unseren Tagen.

Von Bernard Wörner.

Mit vielen Illustrationen.

Drei starke Bände, welche zusammen 20 theils größere, theils kleinere Erzählungen enthalten.

Nr. 8. Eleg. brosch. 3 Thlr., oder 5 fl. 15 Kr. Rhein.

NB. Jeder Band einzeln à 1 Thlr., oder 1 fl. 45 Kr. Rhein.

Von obigen Schriften bildet jeder Theil ein in sich abgeschlossenes Ganzes und wird zu den bezeichneten Preisen auch einzeln verkauft.

München, im Sommer 1866.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## THE LIFE OF GOETHE.

By GEORGE HENRY LEWES.

Copyright edition.

Second edition, partly rewritten.

2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Diese neue Auflage des berühmten Werks — anerkannt als eine der besten Biographien Goethe's — ist vom Verfasser unter Benützung der Resultate seiner neuern Forschungen und der in jüngster Zeit über Goethe's Leben in Deutschland veröffentlichten Aufschlüsse wesentlich umarbeitet, sodass sie das Interesse eines ganz neuen Werks für sich in Anspruch nehmen kann.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhalt: Schulwesen in Amerika. Von Alexander Jung. — Ein neuer Abelsroman. Von Rudolf Gottschal. — Speculative Philosophie. Von Karl Fortlage. (Beschluss.) — Semiketon. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Schulwesen in Amerika.

Aus Amerika über Schule, deutsche Schule, amerikanische Schule und deutsch-amerikanische Schule von Rudolf Duxan. Leipzig, C. F. Winter. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wir gestehen von vornherein, daß wir das hier anzuzeigende Buch von der ersten bis zur letzten Seite zu höchster Befriedigung gelesen haben. Wir erwarteten anfangs nur Berichte über Zustände des amerikanischen Schulwesens, wir machten uns auf tabellarische Darlegungen gefaßt, deren Nützlichkeit nicht in Abrede zu stellen ist, deren Trockenheit man mit in den Kauf nehmen muß. Schnell sahen wir uns in unsern Erwartungen übertroffen. Wir lernten einen Autor kennen, der seinen Gegenstand nach allen Seiten hin beherrscht, einen kenntnißreichen, vollständig durchgebildeten, geistvollen Pädagogen, einen Schulmann, der Meister seines Faches sein muß, der aber auch anderweitig so hoch steht, daß er auf allen Gebieten des Wissens und der Intelligenz bewandert ist, sodaß er an die Macht der Ideen nicht bloß glaubt, sondern auch überall Mittel und Wege entdeckt, die Ideen zu verwirklichen. Kein Widerstreit in diesem Manne von Idealismus und Realismus, keine Feindschaft zwischen Theorie und Praxis, kein Hader zwischen Denken und Erfahrung, keine Unklarheit über Arbeit und Genuß! Er ist tief durchdrungen von deutscher Gesinnung, erfüllt von gesunder Religion, vertraut mit den Schätzen deutscher Wissenschaft und Kunst, eingenommen für eine Kultur, die weit über das bloße Nützlichkeitsprincip hinausgeht, und dies alles in einem Welttheile, der bis dahin doch vorzugsweise ein politisches, mercantiles Leben entwickelt hat. Und was noch die Krone von dem allen ist, man überzeugt sich, je weiter man in dem trefflichen Buche vordringt, daß hier auch Mensch und Autor in keinem Widerspruche miteinander sind, sondern der eine der treue Ausdruck des andern ist. So können wir an diesem wädrern Manne ermessen, welche Kräfte und in jeder Beziehung gebiegene Capacitäten uns Deutschen durch die Auswanderung schon entzogen worden sind, und nur die Erwägung vermag uns über einen solchen Verlust zu trösten, daß durch einen derartigen Ansiedler in der jenseitigen Hemisphäre deutsche Art und deutsche Tüchtig-

1866. 24.

keit in jeder Hinsicht würdig vertreten, deutsche Solidität und Bildung auch dort gepflanzt und verbreitet wird.

Was unsern Autor noch besonders auszeichnet, ist, wie er in seiner ganzen Darstellung sich stets zur Sache hält, damit eine streng objective Weise beobachtet, gleichwol seinen Gegenstand mit nie ausgehender Lebendigkeit, Wärme und Begeisterung behandelt, sodaß wir das Subjective, das Bedeutende, Sichere seiner Persönlichkeit stets mit herausfühlen. Er ist ein Schulmann mit Leib und Leben, dennoch frei von jeder Pedanterie, von jedem Dünkel eines fertigen Docententhums. Er orientirt sich schnell auf jedem Terrain, in jeder Umgebung, gibt überall Beweise der schärfsten Menschenkenntniß, des sichersten Vorausblicks, läßt sich bis dahin, wo er den Lauf seiner Wirkksamkeit rühmlichst beendigt, durch kein Hinderniß zurückschrecken, und wie er sich bald als vollständig eingebürgerten Amerikaner bewährt, ist er doch immerdar Europas, vor allem Deutschlands eingedenk, und wie er rastlos, bis zur Aufopferung seiner selbst, seinen Beruf für die Schule im Auge hat, bei seiner Methode verbleibt, entdeckt er stets wieder neue Gesichtspunkte und bereichert das Gebiet der Pädagogik und des Unterrichts mit neuen, oft wahrhaft überraschenden Gedanken.

So ist der Verfasser des Buchs beschaffen, welches wir in den Hauptzügen jetzt unsern Lesern vorzuführen gedenken, wobei wir zuvor noch bemerken, daß es nicht bloß der didaktische Inhalt ist, welcher dem Ganzen einen solchen Reiz verleiht, sondern der mannichfaltige Inhalt als solcher, dann aber auch die stilistische Form, die eine Natürlichkeit hat, eine Frische athmet, eine Art, die Dinge kräftig und doch mit Delicateffe beim rechten Namen zu nennen, daß man sich schwer entschließt, die Lektüre auch nur momentan zu unterbrechen.

Das Ganze der Darstellung zerfällt in die vier Haupttheile, welche schon der Titel angibt: „Die Schule“; „Die deutsche Schule“; „Die amerikanische Schule“; „Die deutsch-amerikanische Schule“; die Unterabtheilungen ergeben vollends, ohne herbeigezwungen zu sein, die wohlüberlegte Organisation der Gesamtheit. Wenn der Verfasser, um das Ideal der Schule in die Wirklichkeit hinführen zu lassen, mit dem „Spiele“ beginnt, so ist das sehr sinnreich und

tief gegriffen. Das Spiel erheitert, erfrischt, beschäftigt, und so führt es allmählich zur Arbeit, zur Schule selbst, denn es ist in der menschlichen Natur tief angelegt, daß das Kind Abwechslung will, daß es den Reiz des Contrastes fühlt zwischen Sichgehenlassen und Anstrengung, daß das Spiel es zuletzt ~~komponieren~~ <sup>komponieren</sup> würde. Aber die Heiterkeit bleibt mit der Erheiterung durch das Spiel, und diese Heiterkeit der Stimmung und des Betriebs ist mit Recht der Gesichtspunkt, welchen der Autor für die Schule festgehalten wissen will. Das Verhalten des Lehrers zum Spiele der Kinder wird genugsam gewürdigt, und noch sonst ist zu loben, daß der Verfasser mit der Schule stets auch die Familie, mit dem Unterrichte stets auch die Erziehung in Betracht zieht, wie denn Aeltern in Bezug auf die Kinder, und zwar beiderlei Geschlechts, unendlich viel des heilsam Belehrenden, aber auch Erfreulichen und Unterhaltenden in dem vorliegenden Buche finden werden.

Der Verfasser gesteht Amerika die offenste Empfänglichkeit für deutsches Wesen, für die Erweiterung der Intelligenz nach allen Richtungen zu, besonders die Schnelligkeit des Fortschritts zum Bessern wird von ihm aufs entschiedenste gerühmt; es wird dargelegt, in welchen Dimensionen die Cultur sich rastlos hier fortbewegt, ungeachtet des bald ausbrechenden Kriegs; aber auch der amerikanische Philister, das amerikanische „Chinesenthum“, sie werden keineswegs geschont, ebenso wenig ein gewisser anderweitiger Schlandrian, in althergebrachten Weisen zu verharren, und wie, durch groben Eigennutz und Geldgier herbeigeführt, hier eine Halsstarrigkeit, ein Eisensperren gegen die vernünftige Reform hervortritt, was alles denn auch wieder die traurigste Beschränktheit und Verballhornung durch Materialismus zu Tage bringt. Wie sehr unser wackerer Autor für den echten Fortschritt entbraunt ist, wie sehr er der wahren Aufklärung, dem Siege des Rationellen das tapfere Wort spricht, nie läßt er sich von jenen schroffen Einseitigkeiten und offenbaren Flachheiten bestimmen, welche uns gegenwärtig in Europa so sehr zu schaffen machen. So hat er, der die ganze Wichtigkeit der Mathematik, der Naturwissenschaften für mittlere und hohe Schulen sehr gründlich kennt und mit allem Eifer als Schulmann diese Disciplinen betreibt, der ewigen Bedeutung und hochwichtigen Aufgaben der Religion und Philosophie keineswegs vergessen, wie so viele unter uns, die sich darüber mit einer Verblendung äußern, die nahe an etwas anderes grenzt. Er sagt — und es reflectirt sich in diesen goldenen Worten unvergleichlich der Seelenadel des Sprechers und die Gemeinheit einer gewissen Schicht der Gesellschaft:

Auch das Gefühl für das Erhabene soll die Schule pflegen. Für das Erhabene? Wozu das? Gilt das Erhabene an der Börse, in der Schreibstube, in Ballstreet, im Frischauf? Es paßt in diese Zeit wie die Faust aufs Auge, und ich sollte mich beschreiben. Indes — diese habgierigen Krämer, diese elenden Speculanten passen in diese Zeit sowenig wie in irgendeine andere Zeit. Wollen sie nicht doch gebuldet werden? So will ich dem Erhabenen sein Recht im Menschenherzen zu retten versuchen, und da ich meine Kinder vor dem Wucher und dem

gemachten Schacher sicherstellen möchte, so will ich das Gefühl für das Erhabene in ihr lausmännisches oder anderweit geschäftliches Leben hinüberzureiten versuchen. „Das Erhabene!“ Ein vortreffliches Wort! Ja, es gibt etwas, das ihr in das Reich eures Wuchers und eurer Geldgier nicht hinabziehen und euren Lüsten nicht unterthan machen könnt, das eures Spottes spottet und in gelegentlichen Stunden unerwarteten Ernstes schelt der Gemeinheit imponirt. Ueber den Wolken thronst es, auf der Erde schafft es seine Wunder, im Menschenherzen setzt es seine schönsten Offenbarungen. Es ist der ewige, allwaltende Geist, der die Zeugen seiner allmächtigen Weisheit in allem, was Gestalt und Leben gewinnt, aufgerichtet hat und mit jedem Tage aufs neue aufrichtet.

Ein prächtiges Seitenstück zu dieser Stelle finden wir in den inhaltreichen Worten:

Erst war die Religion im Regiment, dann hatte die Philosophie das große Wort, jetzt gibt die Naturgeschichte die Entscheidung in letzter Instanz. Ist diese Entscheidung auch bei euch gemacht worden? Es würde nichts, gar nichts ändern. Die Geschichte des wissenschaftlichen Fortschritts und der Entwicklung zur freien Gegenwart spricht sehr laut und sehr deutlich. Sie verwirft das Nacheinander bestimmt und vollständig.... Die Philosophie tritt in der Form der Popularität auf, packt die Massen durch Autorität, stößt ihren populär gewordenen Gedankeninhalt durch den Glauben und — wird zur Religion. So war es im Alterthum, so ist es heute, so wird es noch recht lange sein. Nicht weniger verrichtet die Philosophie ihr Bat in Gesellschaft der Naturforschung heute so gewiß, wie sie es im Alterthum gethan hat.... Hat nun die Philosophie zuweilen die Naturwissenschaft geringgeschätzt und in dieser Geringschätzung sehr possirliche Sätze gemacht, so ist ihr die Naturwissenschaft wahrlich nichts schuldig geblieben, und wenn die Naturwissenschaft alle die Wunder, alle die Unmöglichkeit und Ungereimtheiten verdauen kann, die ihr der Darwinismus zumutet, so mag die Philosophie ganz ruhig sein.... Jedenfalls stellt sich die Naturwissenschaft ein klägliches Armuthsjüngel aus, wenn sie die Philosophie in die Vergangenheit verweist. Sie selbst muß bei der Philosophie in die Schule gehen. Wenn sie sich zum allgemeinen Begriff, zum allgemeinen Gedanken erheben, wenn sie ihre Specialitäten sammeln und ordnen und ihre Beobachtungen und Erfahrungen zum System verarbeiten will, so bedarf sie der Philosophie.

Wahrlich, diese Erinnerung kommt für Europa ganz wie gerufen!

Wir knüpfen an das Fröhere wieder an, da wo der Verfasser „die deutsche Schule“ in Betracht zieht. Ihr, der deutschen Schule unserer Halbkugel, der deutschen Schule Deutschlands ertheilt er unter allen Schulen der Erde den höchsten Preis, ihr verabreicht er den vollsten Lorbeer, und zwar in allen ihren Gestalten als Elementar- und als Volksschule, als Knaben- und als Mädchenschule, als Seminar, als Gymnasium und als Universität. Die deutsche Unterrichtsmethode ist ihm das unübertreffliche Muster. Seine Kritik ist nirgends eingenommen weder für noch gegen; ihm entgehen nicht gewisse Mängel, die auch an der deutschen Schule hier und da noch haften; aber sie verschwinden sogleich vor der Mustergültigkeit ihrer Tugenden. Er übersieht keineswegs einzelne Borzüge der Schulen Amerikas wie dessen, was etwa England bietet, doch sie kommen nicht mehr in Anschlag vor dem, was Deutschland, in Deutschland Preußen im Schulwesen des Gründlichen, Velseitigen, Vollendeten kundgibt. Höchstens könnte neben Deutschland noch das alte Griechenland in Ehren bestehen — wie es denn



it —, was geschichte, fruchtbare Methode betrifft. So, Luther, Pestalozzi sind unserm Autor nie unter der Gestirne erster Größe am Gesichtskreise wahrhaftig: Entwicklung des Gedankens zum Behufe Selbststudens, Ratschelt, Methode durch Frage und Wort und vor allem Fortschritt auf dem Wege der Jauung. Doch man vergleiche die in Rede stehende: Abtheilung im Buche selbst, um sich ein für allezu überzeugen, wie ergiebige Gedanken und Folgen der Verfasser seinem Gegenstande zu entlocken weiß. In der dritten Section der Vorlegung befinden wir uns auf amerikanischem Boden mit den nothwendigen nahmen auf Altengland. Der Autor gibt eine kurze, prägnante Parallele zwischen deutscher und amerikanischer Schule. Man könnte den Sinn der Vergleichung ist am kürzesten treffen, indem man sagte, beide en, die deutsche und amerikanische, verhielten sich zuer wie die Alte zur Neuen Welt oder wie eine alte, solche, unerschütterlich feststehende, stets prompt be Handelsfirma zu einer jungen, die noch unsicher ist, erst Verbindungen sucht, Gewinne erwartet, um sich bemüht, aber dennoch eine große Zukunft ver-

Es heißt:  
tellen wir die amerikanische Schule neben die deutsche, so hält uns die Gerechtigkeit einen wichtigen Gedanken. Die deutsche Schule ist das Product der Arbeiten, Ver- lisse, Schöpfungen und Studien eines Jahrtausends. Die nische Schule ist wie mit einem Zauberflabe aus dem hervorgerufen. Die deutsche Schule stand von Anbeginn m Boden verhältnißmäßiger Culture, stand unter dem gebietender Mächte, die die Volkseidung gleichzeitig mit itzgebentel in die Hand zu nehmen suchten. Die ame- je Schule betrat den kaum cultivirten Boden, drang in die Wildniß vor und hatte keinen Schutz als das bedürfnis und die Kraft eines freien Volks.

erner, und zwar fast eine Prophezeiung:  
r Krieg geht seinem Ende entgegen. Ist er beendet, so schnell offenbar werden, daß er ein Segen Gottes ge- Mit aller seiner feindbrüderlichen Staatsweisheit à la und Seward, mit allen seinen Spitzbübereien à la Came- Thurlow Weed, mit allen seinen Nichtswürdigkeiten à la und Wellan, mit allen seinen Großthaten à la Si- osentrang, Sherman, Grant und Faragut, mit dieser und dieser fast beispiellosen Tapferkeit, mit dieser Träg- dieser Zähigkeit, diesem Stumpfsinn und dieser Aus- dieser Erbarmlichkeit und Großartigkeit, dieser Zersch- und Entschlossenheit des Volks, mit allen verbrauchten n und allem vergossenen Menschenblut ist der Krieg as gewesen, dessen Amerika bedurfte. Sollte Amerika was es allen europäischen Heeresmäulen und Kriegs- um Trost werden wird, die erste Großmacht der Welt, e dieser Krieg kommen, und er mußte so verlaufen, geschehen.

: Leser entnimmt aus der letzten Hälfte dieses Ci- elches charakteristisch für die Beschaffenheit der gam- r ist, daß wir hier zugleich mit dem Schulwe- Zustände, Vorgänge, Eigentümlichkeiten Ame- id der Amerikaner aufs lebhafteste unterrichtet wer- uch folgt der Autor hierin einem ganz richtigen. Denn wenn die Schule bereits immer der Vorhof : Vorbild des Lebens ist, so wird es ganz in der g sein, daß sich die Knaben und Jünglinge, die

Mädchen und Jungfrauen auch der amerikanischen Schule schon ganz als Abbilder und Nachbilder der Erwachsenen kundgeben. Und in der That, sie gebaren sich, besonders was das männliche Geschlecht angeht, bereits ebenso wie die Großen, und der Verfasser läßt uns in manche ebenso ergögliche wie belehrende Scenerie und Handlung hinein- blicken. Wir haben es in diesen Volksschulen und Aca- demies, in diesen Colleges und Universities, in diesen Professional-Schools mit einer männlichen Jugend zu thun, deren Repräsentanten die treuesten Abieger ihrer robusten Vaterstämme sind, ganz bereits so angelegt auf Bewußtsein ihrer Menschenwürde, auf Selbstständigkeit, Un- abhängigkeitsinn, ganz so determinirt, strack, resolut, frei- heitsliebend, aber auch von wilder Naturkraft erfüllt wie die Alten. Wir fragen voll Wissbegier, wie in diesen jungen Aufschlag eines stämmigen Urwaldes auch nur ein Weg (Methode) zu bringen, wie er nun gar in die Ord- nung einer Baumschule zu zwingen sei; wir fragen, wie hier Disciplin auch nur möglich ist und nun gar Erfolg des Unterrichts, und dennoch wird jene geübt, und zwar durchgreifend geübt, und dieser gewonnen bis zu einem sehr umfassenden Wissen, ungeachtet so vieler Abzugsquellen durch Zerstreuung und Genuß, durch das Dreintreden der lieben Aeltern, und dann vollends durch den Lärm und die tobenden Lebensprocesse einer Weltstadt wie Newporl.

Unsers Autors Berichte, Schilderungen, Erfahrungen, Entdeckungen, glücklichste Combinationen, Herzensergießun- gen, Kämpfe, Siege, Triumphe, den widerwilligsten Cabalen, Intriguen, Abscheulichkeiten gegenüber, frappiren, impo- nitern uns von Seite zu Seite; die Welt, in der wir uns bewegen, wird immer größer, es ist eben eine Welt im amerikanischen Stil; aber unser deutscher Schulmann und genialer Pädagog hat auch immer den Kopf oben, nichts entgeht ihm, nichts läßt er unbenutzt, unversucht, er bringt, der kundigste Pfadfinder, durch Wildniß und eigenartige wie knorrige Gestrüpp hindurch; stets vielversprechender, lodender wird die Perspective, die er uns in seinem Buche aufschließt; er gibt uns eine Geschichte amerikanischer Schulen bis auf Einrichtung im Detail, ohne je doctrinär, je trocken zu werden.

Der Verfasser weist im Folgenden nun aber auch die größten Mängel im amerikanischen Schulwesen nach, namentlich was die Akademien betrifft, obwol auch unter ihnen sich einige auszeichnen. So heißt es unter anderem:

Wir treten den amerikanischen Akademien keinesfalls zu nahe, wenn wir behaupten, daß in deutschen Gymnasien in drei Jahren mehr Unterricht erteilt wird, als auf den ameri- kanischen Akademien in fünf Jahren. Da nun das Studying außerdem in Deutschland ungleich nachlässiger, nachhaltiger, umfassender und ernster als auf irgendeiner amerikanischen An- stalt getrieben wird, so treten wir den Lesern auch mit der Behauptung nicht zu nahe, daß in drei deutschen Gymnasial- jahren mehr Bildungstoff verarbeitet werden kann als in den fünf akademischen Jahren Amerikas, und daß jene drei der Ausbildung einen größern Zeiteumfang darbieten als diese fünf.

Einige der Lehrer an den amerikanischen Colleges und Universities reihen sich, nach unserm Autor, den hervor- ragendsten Docenten der ganzen civilisirten Erde auf

würdigste an. Sehr beachtenswerth ist S. 205 fg. die Zusammenstellung unserer Universitäten mit den amerikanischen Universities. Man erlaube uns eine Stelle für viele:

Das ist die akademische Freiheit, der Deutschland zum nicht geringen Theil seinen Ruhm, die Kraft seiner Denker, die Genialität seiner Forscher, die Meisterschaft seiner Lehrer verdankt. Ich weiß wohl, die deutschen Musenöhne fassen die akademische Freiheit auch anders auf. Ich selbst denke mit Lust der Zeit, in der auch für mich in dem Schläger, in der kleidsamen Tracht, in der ledigen Ungebundenheit des gesellschaftlichen Lebens ein wesentliches Stück der akademischen Freiheit lag. Und ich freue mich noch heute, noch hier auf der alten Prairie der kräftigen Jünglinge, die in dem Schmutz dieser Freiheit den Weg zur wahren Freiheit gehen. Aber, ihr jungen Herren, so sehr euch alles andere wohlgefallen möge, euer höchstes Gut ist die Freiheit des Studirens. Wegen diese Freiheit ist alles andere ein Nichts. In ihr habt ihr eine Macht der Bildung, wie sie Griechenland nicht größer hatte. In ihr habt ihr einen Beweis des Vertrauens, das euch und euer Vaterland ehrt. In ihr schließt euch eine Würde, gegen die alle Smaragde der Welt zum Bettelsade wird. Seht hierher! Hier ist keine Freiheit, keine Selbständigkeit in den Studienfächern. Den jungen Herren wird vorgeschrieben, was sie zu hören, was sie zu lesen, was sie zu lernen haben. Sie bekommen ihre Penne, werden überhört und examinirt, und selbst im Traum kann ihnen der Gedanke der Selbständigkeit nicht nahe kommen. Sie studiren, das ist wahr, und die deutschen Studenten studiren auch, aber das Studying hat keine Verwandtschaft mit der Geistesarbeit deutscher Musenöhne.

Das ist denn freilich ein himmelschreiender Contrast zwischen dem freien Amerika, wie es fast sprichwörtlich geworden, und der ärgsten Bevormundung und systematischen Abstumpfung des jugendlichen Geistes, der hier um Blüthe und Frucht gebracht, schon im Keime erstickt, in der Wurzel abgetödtet wird. Das ist eine Sklaverei, wo es sich noch dazu um keine Ausbeutung einer Farm durch physische Kräfte, um keine Züchterpflanzung handelt, sondern um die heiligen Menschenrechte der Intelligenz, die an die Karre sinnloser Textbooks geschmiedet, an der langen Kette hergebrachter und vorgeschriebener Schulbücher gegängelt, zu ungeschickten Lehrern, marktschreierischen Advocaten, herumtuschenden Aerzten, herrschsüchtigen, bigoten Bonzen gedankenloser Orthodorie dressirt wird: eine Intelligenz, die dann auch oft solcher Abjüchterei der Hochschule früh genug entläßt, um dem Cultus des Gelderwerbs sich zu widmen, sich in Handelspeculation zu ergessen und mit Brutalität, mit Humbug, mit dem unehelichsten Fallissement in Verzwweiflung zu enden, in der einen Hand ein Glas Porter, in der andern eine Pistole. Der Verfasser erwirbt sich ein großes moralisches Verdienst, daß er solches Getreibe der schärfsten Kritik unterzieht, daß er die in Americas Schulen herrschende Methode aufs sorgfältigste untersucht, den Lectionsplan revidirt, die einzelnen Klassen inspicirt, in den Hochschulen hospitirt, Studenten und Studentinnen, Lehrer und Lehrerinnen, bis zu den Professoren hinauf, scharf aufs Korn nimmt, bei Gelegenheit öffentlicher Examina die Geprüften wie die Prüfenden selber prüft, endlich auch obiger blinden und blindmachenden, denkscheuen, hinter sich selbst zurückgebliebenen Buchstabenorthodorie ohne Textbuch den Text liest und aus ihr so viele verrottete

Zustände Americas wie Altenglands vollständig erklärt. Auch in den vortrefflichen Schriften Porter's und Emerson's finden wir dieselben Ausstellungen und Bekehrte, wenn auch mehr zwischen den Zeilen, über die Verknüpfung der Geister Americas durch eine ganz und gar unwissenschaftliche Theologie und ein daraus folgendes, mißbrauchtes Kirchenregiment, als besten Beweis, wie genau und richtig unser deutscher Autor observirt hat, und wie ihm neben jenen Siebenmeilensstiefeln des Fortschritts, welche er dem weltlichen Amerika zugestelt, auch nicht die eisernen Hemmschuhe und Zwangsstiefel entgangen sind, welche ein großer Theil des geistlichen Standes schon der Jugend anzulegen beifert ist, so daß wir auch hier jenes stagnirende Chinesenthum mit beengtem Fuße hervorwatscheln sehen, über welches der Verfasser an mehreren Stellen seiner Schrift ebenfalls Beschwerte führt.

Wir können dem edeln Autor nicht überall bestimmen, wo er die neuere deutsche Kritik auf dem Felde der Theologie und Religionsphilosophie unbedingt zu unterschreiben scheint, denn jene Kritik hat sich nicht selten überschlagen und ist so kopfüber bei dem wahnwitzigen Resultate des absoluten Nichts angekommen, aber in seiner scharfen Polemik gegen den amerikanischen Selbismus und den todtten Dienst am todtten Buchstaben hat er vollkommen recht, und es erklärt sich aus seiner Darlegung vollständig, wie in Amerika Aberglaube und Unglaube bis zum crassesten Gespensterglauben Hand in Hand gehen. Wie erwägungswerth ist es, wenn er sagt:

Wenn die theologischen Schulen nichts weiter sein wollen als Anrichtungsanstalten für den praktischen Gebrauch gewisser Religionsgesellschaften, deren Grundsätze, Lehren und Gebrauche über oder unter der Kritik stehen, so würden wir sie hier bei weitem unbehelligt lassen. Aber sie wollen Stätten der Wissenschaft sein. Sie meinen ihren Jünglingen in dem Maße theologischen Wissens das Anrecht auf die Würde der Jünger der Wissenschaft geben zu haben. Das muß ihnen als ungebührliche Anmaßung verwiesen werden. Mit der Wissenschaft haben diese Anstalten keine Gemeinschaft. Die Wissenschaft verlangt den Nachweis für die Berechtigung der eingenommenen Positionen. Sie fordert und gibt Rechenschaft.

Hier müssen wir wieder einlenken, nachdem wir ja leichter Orientirung einige Momente des Späteren schon vorausgegriffen haben, und wir gelangen so in den vierten und letzten Hauptabschnitt unserer Schrift: „Die deutsch-amerikanische Schule.“ Der Verfasser gibt uns ein buntliches, farbenfrisches Gemälde deutscher Einwanderer in Amerika nach eigenen und den Erfahrungen anderer, dessen, was sie beabsichtigen, erwarten, dessen, was sie vorfinden, was sie erlangen. Da werden denn bald in dem was man dort erlebt, europäisches und amerikanische Naturell, indem beide Naturen sich in der Gesellschaft im Geschäft miteinander berühren, in der Leidenschaft der Gewinns auch wol durch die Concurrenz entzündend, zu sammengeschweift, und es gibt in dem Deutsch-Amerikaner, in der deutsch-amerikanischen Ehe und Schule nie immer eine glückliche Mischung. Die Nachseite solcher Vorgänge und Erfahrungen wird uns nicht voranthalten, aber auch die Lichtseite uns zugelehrt. Es wird vom unserm Autor das Mannichfaltigste aufs Tapet gebracht

scharfsinnigen, geistreichen Randglossen bis zum Schluß des ebenso instructiven wie interessanten Buchs. Er läßt sich über die Presse aus, über Gesangsvereine, über Turnanstalten, über den Kaufmann als solchen und den Handel, über deutsche Ärzte, deutsche Advocaten, und, indem er über alles das höchst Bedeutendes sagt, spricht er sich auch über die eigentliche Mission der deutsch-amerikanischen Schule aus und verheißt ihr, wie den Deutschen in Amerika überhaupt, eine glänzende, großartige Zukunft. Er sagt:

Die deutsch-amerikanische Schule soll nicht Deutsche, sie soll Amerikaner bilden. Amerikaner sind diese deutsch geborenen Kinder. Als Amerikaner fühlen sie sich, Amerikaner wollen sie sein. Für das Leben in Amerika, für diese Bestrebungen, diese Kämpfe, diese Gefahren, diese Segnungen und Hochgenüsse sollen sie herangebildet werden. Jeder soll von ihnen soll ein Amerikaner sein. Aber sie sollen das Wesen des Amerikaners nicht in amerikanischen Gemeinheiten, sondern vor allem in dem Großen und Edeln des amerikanischen Charakters finden lernen. ... Ihr Herz soll warm schlagen für die amerikanische Heimat. Aber — ihr Auge soll offen stehen! Sie sollen die Größe, den Reichtum, das hohe Verdienst des Landes erkennen, in dem die Wiege ihrer Väter, ihrer Ahnen stand. Und das Große und Schöne im deutschen Charakter, das, was jedem Lande der Erde zum Segen wird und in allen Himmelsstrichen, unter allen Lebensbedingungen als Stütze des Menschenglücks, als Quell des höchsten Lebensgenusses sich bewährt: nein, es soll nicht verloren gehen, es soll nicht erlöschen in der dumpfen Schwüle dieser Schacherbuden und Branntweinschenken, es soll gerettet werden für den Dienst des großen kriegreichen Amerika! Und die deutsch-amerikanische Schule soll es retten.

Der Verfasser erzählt nun speciell seine Erfahrungen als Schulmann in Amerika und zwar in Newyork. Er gründet eine Schule, und, obwol er klein anfängt, sie erweitert sich immer mehr, sie entwickelt sich zu höchster Blüte, bringt die reifsten Früchte; aber welche Stürme kommen auch über die herrliche Pflanzung, welche Mühe, welche Ausweglosigkeit, im Wechsel der Zeiten, welche Notheiten, Nichtswürdigkeiten spielen von außen herem und setzen den edelsten Jugendfreund, den geschicktesten Pädagogen — wie wir uns, ohne sein Zuthun, selbst von seiner Meisterschaft als Lehrer und Director überzeugen — den äußersten Calamitäten, ja dem Untergange aus! Nie fehlte es ihm bis dahin an Ausdauer. Er kennt Muth und nur Muth und besiegt alle seine Feinde, alle Concarrenzen. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit, daß General Sigel, bevor er in den Krieg zog, selbst Lehrer an seiner Schule gewesen. Schon ist unser Freund wieder obenauf und gründet eine zweite Schule, später eine dritte. Der einen derselben gibt er sogar den Charakter einer Hochschule. Der Verfasser erzählt das alles in der offtesten, liebenswürdigsten Weise, er spricht sich über sich selbst ganz unparteiisch aus; es ist ihm nur um das Bekenntniß der vollen Wahrheit zu thun. Hier hört jedes Lob auf, Selbstlob zu sein. Wie hier ein Schulmann uns mit geschicktester Hand die Zeichnung seiner ersten Schule entwirft, sie ausführt, mit den frischesten Farben ausmalt bis auf den lodenden Hintergrund und die duftige Fernsicht, welche die Excursionen gewähren, die er mit seinen Schülern und Lehrern hinaus in die großartigste

Landschaft macht; wie er uns die Freude über das Gedeihen seiner Schule mitgenießen läßt und über solchen Erntesegen noch in der Erinnerung frohlockt: er übt darin nur eine Gerechtigkeit gegen sich selbst, und übt sie um so pflichttreuer und dankenswerther, als es auch ihm, dem Treflichen, nicht an Neidern, Kleinmeistern, Mäklern und schändlichsten Verleumdern fehlte. Er gleicht darin einem Autor, dem es nicht einfallen würde, eine günstige Selbstkritik zu üben, der aber, nun er sich vernachlässigt, übergangen, wol gar roh behandelt, mit Gemeinheit regaliert steht, im Bewußtsein des Werths seiner Schriften selbst zur Feder greift und über sich gerade so unbefangen spricht, als gelte es einem andern.

Hätte uns der Verfasser in der Ueberschrift „Aus Amerika“ eine Dichtung geben wollen, in der er mit gewaltiger Phantasie, mit tüchtiger Lebenskenntniß, mit gesundem Urtheil, mit ausgebildetem Geschmack die Fahrten und Ansichten eines Schulmannes schilderte, und wäre dann das vorliegende Buch das Resultat gewesen, wir hätten von demselben urtheilen müssen, daß man die bereichteste, lehrreichste Prosa mit der lebendigsten Poesie nicht natürlicher, nicht künstlerischer in eins bilden könne. Nun handelt es sich aber in diesem Buche um die Wirklichkeit, um historisch Erlebtes: unsere warme Anerkennung des Inhalts und der Form ist dieselbe.

Gegen das Ende bringt das Werk eine Spannung, eine Erschütterung im Leser hervor, wie kein Roman sie in höherm Grade bewerkstelligen könnte. Der Autor selbst ist hier der Held, dessen Schicksalen und Kämpfen wir mit der innigsten Theilnahme folgen. Wir fragen und zagen, wie das ablaufen werde. In welche Verhältnisse, Verwickelungen wird unser Freund gebracht! Er bleibt sich immer gleich, die Wechselfälle seiner Erlebnisse überstürzen sich. Er rettet, was er retten kann. Er vertheidigt sich, von der Uebermacht der Rivalität, der Verschmähtheit, der Treulosigkeit, des Verraths seiner Feinde an die Grenze des jähesten Abgrundes gedrängt, mit den Waffen der Treulosigkeit, der Offenheit, Wiederkeit und Pflicht: wie Freundestreue: er kämpft wie ein wahrhafter Heros. „Die alte Garde der Marktstreet-Schule“, ruft er aus, „war gesprengt.“ Er hatte sich mit einem „Partner“ zu einer Art gemeinsamer Direction verbunden. Noch dazu war dieser Compagnon ein Deutscher, noch dazu ein sehr erfahrener, ausgezeichnet, gelehrter, sogar geistvoller Schulmann. Und dennoch, was begibt sich? Jeden Argwohn drängt unser Freund zurück. Er hofft, wo nichts mehr zu hoffen ist; er zweifelt mit Sträuben, wo der Betrug offen vorliegt. Ja, er ist hintergangen. Noch jetzt ergibt er sich nicht, und baut auf den Seelenadel menschlicher Natur. Er verbindet sich mit einem Zweiten. Dieser ist ebenfalls Deutscher und ein bewährter Pädagog. Nicht lange jedoch währt es, auch der zweite Vertrauensmann ist ein —! Jetzt, jetzt sagt unser Schmerzgeprüfter Lebewohl der menschlichen Gesellschaft. Wie er sich jetzt vernehmen läßt, es ist nicht die Stimme eines Misanthropen, doch ist es ein Wort, welches unser Mitgefühl in hohem Grade erregt. Er sagt, und zwar von

sich selbst: „Er hatte alles verloren — für einige Zeit sogar sich selbst. Er war plötzlich zum alten Mann geworden. So nahm er den Wanderstab in die Hand und ging in die weite Welt hinein. Er ging dahin, wohin die Sonne geht, wenn sie Ruhe sucht, nach Westen.“

Folgt ihm, Leser, auf die einsame Prairie, wo er jetzt lebt und immer noch an uns denkt, wo er dieses sein herrliches Buch schrieb. Lest es und lest es wieder! Verbreitet es durch ganz Deutschland! Auch du, ergrauter Schulmann, der du im Wirken fast müde bist, lies es, und neue Kraft wird über dich kommen! Doch, welchem Stande ihr auch angehört, lest es alle, ihr Deutsche, denn es kommt von einem Deutschen, der unserm Volke Ehre macht.

Alexander Jung.

### Ein neuer Abelsroman.

Die Stellung des deutschen Adels, seine Bedeutung, seine Zukunft, beschäftigt gegenwärtig die Romanschriftsteller mehr als die Politiker, welche den Adel als besondern Stand nicht mehr in ihre Berechnungen mit aufnehmen. Selbst die organischen oder unorganischen Institutionen der Aristokratie, die Pairskammern, Herrenhäuser u. s. w., werden nicht aus dem Geburtsadel allein gebildet. Dagegen spielt er in den gesellschaftlichen Kreisen noch eine Rolle, welche die Photographen und Anatomen unserer Gesellschaft, die Romanschriftsteller, nöthigt, ihm eine hervorragende Berücksichtigung zu schenken. Und dies ist in der That auch im reichsten Maße geschehen! Das beliebte Thema aus „Cabale und Liebe“, die Mesalliance, ist in zahlreichen Variationen durchgeführt, und wie viele „matte Limonade“ ist dabei credenzt, wie viele naive Thränen sind einem Unglück geweint worden, das wie durch unerbittliche Naturgesetze den Liebenden verhängt schien! Seit der Roman indeß doctrinärer geworden, begnügte man sich nicht mit der Erzählung des unvermeidlichen Schicksals; man knüpfte Betrachtungen daran; man kritisirte und reformirte; man durchschloß die Romane mit Extrablättern, mit kleinen Abhandlungen; man ließ die Helden Sturm laufen gegen das Vorurtheil und credenzte ihnen statt der vergifteten Limonade einen fröhlichen Hochzeitspolka. Das Für und Wider wurde eifrig verhandelt, und je nachdem der Autor auf der Rechten oder Linken saß, ließ er seine Sonne aufgehen und regnen über die Gerechten oder die Ungerechten.

Die am meisten praktische oder auch am meisten äußerliche Opposition gegen den Adel, welche die Gesinnung nicht berührte, war in dem Freytag'schen Roman: „Soll und Haben“ zur Geltung gebracht. Der Autor zeigt, wie die ökonomischen Verhältnisse des Adels in Verfall gerathen, wie er sich in Speculationen einläßt, die ihn ganz in die bürgerliche Sphäre herabziehen, ohne daß er die Solidität tüchtiger bürgerlicher Kaufmannshäuser erreicht; er stellt dies in das hellste Licht gegenüber dem Ruin der adelichen Finanzen und rettet zuletzt seinen bürgerlichen Romeo vor einer Ehe mit der adelichen Julia, nicht als ob das eine Mesalliance wäre, sondern

weil es sich für ein solides Haus nicht ziemt, sich mit einem unsoliden zu associiren. Der ganze Roman ist mit einer, wir möchten sagen nationalökonomischen Begeisterung geschrieben: dem Tiers-Etat, bei dem Soll und Haben sich deckt, gehört die Zukunft, welche der Adel durch seine wadeligen Budgets verschert hat.

Gegenüber dieser wirtschaftlichen, im ganzen mäßvollen Opposition gegen den Adel, dessen Repräsentanten trotz vielfacher Schwächen immer liebenswürdig und auch ehrenhaft erscheinen, tritt die Darstellungsweise Spielhagen's, welche gerade die Gesinnung der Adelichen als durchweg hohl, verderbt, verwerflich brandmarkt, mit einer fast brüsk zu nennenden Einseitigkeit in seinem Roman: „Die von Hohenstein.“ Hier sind alle Verhältnisse auf die Spitze gestellt, weil durch eine abscheuliche Gesinnung corrumpt. Dieser Adel mit seiner gemeinen Geldgier, seinen Verbrechen jeder Art ist reif für das Schaffot, darum spielt auch hier die Revolution mit herein. In den „Problematischen Naturen“ war dieselbe feindselige Gesinnung gegen den Adel das Pathos des Romans; doch hier war alles milder, versöhnlicher gestaltet; es gab mehr Vermittelungen durch echte Bildung und wahrer Liebe.

Das entgegengesetzte Extrem gegen diese beiden Romane bildet „Altenstein“ von Victor von Strauß. Hier ist der Adel herrlich in Bildung und Gesinnung, das feudale Wesen wird verherrlicht gegenüber dem hereinbrechenden Raubritterthum der Industrie.

Wir haben die hervorragenden Werke erwähnt, welche diese verschiedenen Tendenzen vertreten. Indes sind fast alle neuen Romane mehr oder weniger von der einen oder andern Tendenz durchdrungen, namentlich ist die Rembrandt'sche Malerei der Spielhagen'schen „Hohenstein“ annehmend beliebt, und manche dieser Abelsromane erinnern, was Gift, Dolch und Brand betrifft, an das Vorbild des „Rinaldo Rinaldini“.

Eine in vieler Hinsicht zwischen den Extremen vermittelnde Tendenz befolgt der neue Roman des schlesischen Literaturveteranen:

Hans Kreuslein. Roman in drei Theilen von Karl von Holtei. Breslau, C. Trevenant. 1866. 8. 5 Thlr.

Holtei hat sich zeitlebens in den Kreisen des schlesischen und österreichischen Adels bewegt; er kennt alle jevipilanten, oft scandalösen Familiengeschichten, an denen die verschiedenen Hainschroniken reich sind; es bedarf nur einiger Combinationen, Versetzungen, Verschiebungen der Verhältnisse, einiger lakvollen Lieberkleistungen, um Selbsterlebtes in das Romangewand zu kleiden. Und Holtei ist ein Freund der Autobiographie; er liebt es, zu erzählen, was ihm selbst begegnet ist; er baut gern in seine Romane Plauderskizzen hinein, in denen er sich selbst das Wort ertheilt und frisch von der Leber weg aus dem Schatze seiner Erfahrungen spricht, ja von einigen seiner Romanmysterien ist der Schleier sehr leicht zu heben. Als eine vollständig naive Form erscheint in diesem neuesten Roman die Einführung von Persönlichkeiten, die mehr oder minder in wissenschaftlichen und gesellschaft-



lichen Kreisen bekannt sind, mit voller Namensnennung und ohne jede romanhafte Verkleidung. Zwar sind sie nicht in die Katastrophen des Romans mit verwickelt; doch sie erscheinen in ihrem ganzen persönlichen Gebaren, reden, handeln, bewegen sich wie in natura — nur aufgefunden von der Camera-obscura der dichterischen Beobachtungsgabe. Es sind meistens persönliche Freunde des Dichters, denen er in dieser Weise ein monumentum aere perennius setzt. Da ist der jüngstverstorbene Breslauer Aesthetiker Kahlert, eine durchaus lebenswürdige und anregende Natur, der seit Jahren an einem unheilbaren Rückenmarkleiden erkrankt, in das Zimmer gebannt, gehemmt war in allen seinen Bewegungen — wir besuchen ihn in Warmbrunn wie in Breslau, wir lauschen seinen Unterhaltungen, und diese realistische Treue der Darstellung erstreckt sich so weit, daß auch seine ihn treu pflegende Schwester mit in den Roman aufgenommen wird. Da ist der Geheime Sanitätsrath Preiß, der warmbrunner Badearzt; der Bibliothekar Dr. Burghard — sie alle treten uns mehrfach in dem Roman entgegen, ohne jedes Incognito, vollkommen aufgedrückt, ihre Visitenkarte in der Hand.

Es ist dies eigentlich gegen den Comment des deutschen Romans. Die Wirklichkeit braucht eine Maske in der Dichtung und wenn es auch nur eine lange Nase wäre, mit der man sich auf dem Maskenball legitimirt. Frau Ida von Düringsfeld hat in ihrem Roman „Die Literaten“ auch lauter greißliche Gestalten der neuen deutschen Schriftstellerwelt geschildert; doch sie hat ihre Namen etwas verrenkt, ihnen ein wenn auch noch so durchsichtiges Incognito angetraufelt, dann aber Wahrheit aus ihrem Leben mit eigener Dichtung so willkürlich verfeßt, daß niemand diesen Rattenkönig auseinanderwirren kann, der nicht ganz mit den Persönlichkeiten und Ereignissen vertraut ist. Dies Verfahren hat das Verwerfliche, daß das Publikum die erdichtete, oft sinn- oder schamlose Handlungsweise der von ihm erkannten Persönlichkeiten diesen selbst imputirt, während sie nur Zeugniß ablegt für die trübselnde Phantasie der Verfasserin.

Von derartigen Verirrungen hält sich Holtei's Muse frei. Seine, in den Adreßbüchern aufzufindenden Persönlichkeiten bewegen sich mit vollkommener Lebenswahrheit und lassen sich nichts zu Schulden kommen, was nur die Phantasie des Dichters zu verantworten hätte. Diese ganz directe Einführung von Gestalten, deren dichterische Passkarte mit der polizeilichen stimmt, erregt nun allerdings die Vermuthung, daß auch die dem Anschein nach frei erfundenen Helden des Romans Grenznachbarn jener polizeilich legitimirten Figuren sind und nicht allzu weit hinauswärts wohnen im Lande der Phantasie; doch ist ihr Incognito ein so vollkommenes, daß die Mischung von Wahrheit und Dichtung hier ganz berechtigt ist.

Holtei beschäftigt sich, wie in seinem Roman „Noblesse oblige“, auch in diesem speciell mit dem Adel, dessen Wiebergeburt aus edler Gesinnung heraus eigentlich das ideale Ziel seiner Dichtung ist. Der Vertreter dieser edeln Geminnung ist der würdige Erbherr des Hauses Treustein,

der vollkommen über alle Vorurtheile des Junkerthums hinaus ist, und sein jüngster Sohn Gerbert, der auf seinen Weltfahrten für jugendliche Fehler Buße gethan und starre Standesbeschränktheit durch diese kosmopolitische Bewährung abgestreift hat. Dagegen erscheint der Majoratsherr Eberhard als ein Vertreter des schlechten, intriganten und vorurtheilsvollen Junkerthums, das auch in mehreren Genossen satirisch an den Pranger gestellt wird.

Doch diese Opposition des Dichters gegen die junkerliche Gesinnung hindert nicht, daß er den Institutionen des Adels, wie z. B. dem Majorat, nirgends feindlich gegenübertritt. Wegen dieses Majorats stellt Eberhard, der früher in den Besitz desselben kommen will, gegen den eigenen Vater eine Klage an, um ihn für blödsinnig und deshalb für unfähig zum Majoratsherrn erklären zu lassen; doch der Autor bezweifelt deshalb nirgends die Berechtigung des Majorats, welche gar nicht in Frage kommt. Der alte Herr von Treustein ist ein Aristokrat, wie er unserm Autor als Ideal vor-schwebt: ohne Ueberhebung gegen Bürgerliche, in gemüthlichem Verkehr mit seinem Diener Fideel, ohne Abneigung gegen Mesalliancen, ein vertrauter Freund eines baronisirten Juden, ein freundschaftlicher Beschützer eines jüdischen Gelehrten, nur voll Haß gegen unedle Gesinnung, im übrigen ein Mann der vollständigsten Toleranz. Das Lieb von diesem braven Manne mag hoch klingen wie Orgelson und Stoderklang; doch alle Fragen, welche die bevorrechtete Stellung des Adels in der Gesellschaft betreffen, können dadurch nicht gelöst werden, daß der Dichter uns einen lebenswürdigen und human gesinnten Aristokraten vorführt.

Auch darf man in künstlerischer Hinsicht fragen, ob in dieser Gesinnung ein hinlängliches Gegengewicht liegt gegen die brutalen Thatfachen der Adelswirtschaft, wie sie in dem Proceß des Sohnes gegen den Vater, in dem Selbstmord der jungen, hochmüthigen und doch von Leidenschaft zu dem Juden Alexis hingerissenen Gräfin Anna, in den Franz Moor'schen Intriguen des ältern Bruders gegen den jüngern zu Tage treten? Ja, heißt es nicht den unheilvollen Einfluß des ritterlichen Vorurtheils zu weit treiben, wenn ein Vertreter humaner Bildung, eine Idealfigur wie Alexis, gleichviel aus welchem Motiv, durch den empfindenden Blödsinn eines „amerikanischen Duells“ untergeht? Oder wenn die Gemeinheit der händelsuchenden Grafen nach scheinbarer Ausöhnung zu einem beschimpfenden Attentat auf offener Straße, ganz im Stil der alten Wegelagerer greift? In der That, die ganze Erfindung des Romans ist gegen den Adel gerichtet. Dennoch zieht der Autor keineswegs alle Consequenzen dieser Erfindung. Hören wir, wie er über den Adel denkt, aus dem Munde seines Helden, des alten Ehrenfried zu Treustein, der über den Verkehr seines Enkels mit dem jüdischen Gelehrten sich folgendermaßen äußert:

Was schadet das? Mir viel lieber, ihn mit einem solchen Demagogen vertraut zu wissen, der sonst ein gescheiter, gestitteter Barock ist, als mit gewissen Adellichen, die sich für bedruckte Wesen halten, weil ihre Vorfahren Ruhm und Namen errangen, und weil ihre Väter das von jenen ererbte



Bermögen zu conserviren verstehen, was sie nicht nachahmen werden. Manche sind gar dumm genug, sich auf ihre Lieberlichkeit etwas einzubilden, als ob ihresgleichen jeder Unfug gestattet wäre! Von denen konnte Otto nichts profitieren. Was er sich, und aus, und seiner derzeitigen Stellung schuldig ist, wird er schon begreifen lernen, sobald er diese tritt. Besser, daß er vorher erst begreifen lernt, worin des Menschen wahrer innerer Werth besteht. Das wird ihm der Freund, der sich so tüchtig durch die Welt schlägt, unumwunden sagen; wird ihn nicht durch Schmeicheleien verderben. Ein reicher Majoratsherr mag immer demokratische Ideen hegen... die sind ihm und andern lange nicht so verderblich als jene abgeschmackte Einbildung, wir wären aus absonderlichem Leige geknechtet. Dergleichen von Hochmuth aufgedunsene, unwissende, unverschämte Thoren wissen sich aller Euden keinen Rath, wenn's drüber und drunter geht. Laß ihn meinerwegen vom Freiheits- und Gleichheitschwindel ein wenig angestekt werden. Was schadet's denn? Steht er erst als Mann im Leben, wird er bald einsehen, daß jegliche Freiheit relativ, daß absolute Gleichheit unmöglich ist auf Erden. Unaussführbare Theorien erweisen sich als solche und lösen sich in nichts auf, aber im Herzen bleibt das Wohlwollen für die Menschheit zurück, aus welchem sie entspringen waren. Je dankbarer ein guter Mensch sich dem Himmel verpflichtet fühlt für die Vorzüge, die Geburt und Erbschaft ihm vor minder besessenen Mitmenschen gönnten, desto lebhafter auch wird er die Verpflichtung anerkennen, solchen Minderbegünstigten, Verbannten unter die Arme zu greifen. Das ist die wahre Humanität. Wer diese nicht hat, verdient weder ein Cavalier zu heißen, noch reich zu sein.

Ein anderes mal perorirt der würdige Majoratsherr über das Verhältniß des Adels zum Fortschritt:

O Gott, ich leugne ja keineswegs den Fortschritt! Ich berge mich ja vor Dampfmaschinen, Eisenbahnen, über- wie unterirdischen Telegraphendrähnen und Kabeln; vor Photographien, Zündhölzern, Stiefelmäße, Credit mobilier, Oppositionsblättern, Turnfesten, Parlaments- und Tischreden, Sängertagen, Bundesfesten, social-demokratischen Vereinen, Steuergeschichte und allem, allem, was im inneren und äußeren Leben schwebt, prangt, fliegt und steigt. Ich leugne ja ferner nicht, daß es schon zu unserer Väter und Großväter Zeiten etliche Verschwenker, faule Genossen, nichtsnutzige Dienstboten und habgierige, nur nach materiellen Genüssen und Vortheilen strebende Herren gab. Aber gerade, daß man die letztern zu citiren, daß man sie namhaft zu machen vermochte, beweist deutlich, wie sie nur in der Mindergahl vorhanden gewesen, sonst hätten ihre Namen sich nicht erhalten können. Sie waren Ausnahmen, auf die mit Fingern gezeigt wurde. Will man jetzt Ausnahmen anstellen, dann muß man sie auf der entgegengesetzten Seite suchen, muß diejenigen citiren, welche nicht von der Krankheit dieser Zeit ergriffen sind. Denn die meisten der jetzt lebenden Menschen rennen materiellem Wohlbehagen, momentanen Genüssen nach, stürzen sich kopfüber in den Schwindel. Niemand will sich mehr nach seiner Dede strecken. Die ganze Welt hat das Fieber. Wähne nicht, ich wolke unsern Stand davon freisprechen. Ach leider zeigt sich an diesem die Entartung aufs traurigste. Der frivole Luxus heutiger Unterwelt ruiniert den Adel; die Demokratie vernichtet ihm nichts anzuhaben, hielte er sich selbst in Ehren und Würden. Im diesem Luxus schöhnen zu können, begehren Edle aus hohen Geschlechtern Niederigkeiten gemeinster Art. Früher schalt man uns „Mistjunker"! Wie erhaben erscheinen wir in der Rückerinnerung diese Vertreter ehemaligen Adels im Vergleiche zu einem großen Theile einer Fortschrittsaristokratie, die deshalb degenerirt, weil sie sich nicht mehr für werth hält, an sich selbst zu glauben. Der allgemaine Unglaube hat auch sie ergriffen. Es ist wie mit Malerel und Architektur. Deutzutage gedeihen weder heilige Bilder noch hohe Dome; denn der Glaube, der diese zum Himmel empor-, jene aus dem Himmel herabsteigen ließ, lebt nicht

mehr in den Seelen der Künstler, so wenig wie der Glaube an seine Zukunft in den Seelen des Adels.

Auch die heftigen Angriffe, die Alexis bei dem verhängnißvollen Sängerkongress auf dem Grafenschlosse gegen den Adel richtet und die er mit Citaten aus Souvestre und de Launay unterstützt, wenden sich gegen die entartete Generation, die zum Theil bei dem jüngern Adel herrscht. Ironisch meint Alexis, er würde sich mit aristokratischen Ideen leichter befreunden, wenn bei uns zu Lande die Sache eingerichtet wäre wie in China:

Es gibt dort keinen Geburt- und Erbadel nach unserm Begriff. Die Rangstufen, welche für geleistete Dienste ertheilt werden, als: König, Feud, Phyl, Tze, Nan entsprechen unserm Herzog, Marquis, Graf, Baron, Ritter. Sie, meine Herren Grafen, entsprechen folglich dem Phyl (ich bitte weiter für noch Vieles zu verstehen, sondern genügt P-h-y zu buchstabiren). Solche Titel gehen nicht von den Vätern auf die Söhne über, sondern diese armen Teufel, wenn sie nach dergleichen lästern sind, müssen es sich durch eigene Wirksamkeit, sei's im friedlichen Staatsdienst, sei's auf dem Schlachtfelde, erwerben. Dagegen vermag ein besonders tüchtiger Mann seinen Vorfahren dadurch Ehre zu machen, daß sein Rang auf die Verstorbenen zurückfällt, und daß sie noch im Grabe geadelt werden. Darin liegt ein großer Vortheil; denn die Todten befinden sich nicht mehr in der Lage, sich der ihnen verliehenen Auszeichnungen unwürdig zu machen. Unsere europäischen Großen jedoch haben ihr Grafenthum im Gegentheile von den Vätern überkommen, und da ist immer einige Gefahr vorhanden.

Holtei gehört in vieler Hinsicht noch der romantischen Schule an; namentlich theilt er die Vorliebe Ludwig Tieck's für Gespräche und Unterhaltungen, die dem Roman eingefügt werden und sich auf die verschiedenartigsten Gegenstände beziehen. Nicht bloß über den Adel wird verhandelt. Durch die Einführung des Aesthetikers Rahlert findet sich auch Gelegenheit, Kunst, Literatur und ähnliche Gesprächsthemata aufs Tapet zu bringen. Bei dieser Gelegenheit wird auch das deutsche Recensententhum in wenig schmeichelhafter Weise abconterfeit. Glücklicherweise werden Ausnahmen statuiert, sodaß jeder einzelne Recensent in der erfreulichen Lage ist, sich als eine Ausnahme betrachten zu können. Der junge Gelehrte Alexis antwortet dem Aesthetiker Rahlert auf seinen Rath, an den Feuilletons der großen Zeitungen oder an Journalen mitzuwirken, mit folgender Philippika gegen das Recensententhum:

Wer sich bernahe wähnte, als Poet zu glänzen; wer ohne Productionsfähigkeit in was immer für einem Fache zu schaffen versuchte und nichts zu Stande brachte; wer in eitlem Verblendung sich zu hoch hielt, umzusehen, da es noch nicht so spät war, weil er noch immer von goldenen Honoraren träumte, dem bleibt, wenn der Hunger sich meldet, nur übrig, sein Ver- im Schweisse des Angesichts zu erwerben, oder — unter den „Literaten“, das heißt zugleich: unter die Recensenten zu gehn und andere ehrliche Leute schwinen zu lassen. Es ist allerdings bequemer. Es bietet ihm auch Gelegenheit, seiner Galle Luft zu machen gegen jene, deren Bücher gedruckt, deren Stücke aufgeführt, deren Lieder gesungen werden. Je impotenter, desto tüchtiger wird er sein. Aber da Reid und Rache nur kümmerlich sättigen, würde er dabei noch immer Hunger leiden, da es nicht alberne Menschen, die seinen Tadel fürchten, die ihn Lob erkaufen. Dieser Thoren Zahl wächst mit der Macht der Tagespresse. Auch der armeligste Scribeler, der immer

„Hinterlatter“ wird eine gesättigte Orde, empfängt Gulden, Bestechungen aller Art; und ob's der dümmste Lasse sei, steht ganz ehrenwerthe Männer sich vor ihm beugen, denn er schreibt für die Zeitungen!“ Was er zusammenschreibt? nimmt sich die Mühe, das zu prüfen? Genug, daß es wird! Daß es auf die gedankenlose Masse wirkt, weil es ist! Daß es ihn ernährt! Und dies ist die Haupt-sache! Mag es erlankte Lobhudelei, mag es die freche-  
lung der Wahrheit, mag es die leichteste Schmeichelei sein, elch Schlaraffenleben! Freier Eintritt zu allen Theatern, ten, Vergnügungsortern! Härtliche Zuvorkommenheit der spielerinnen, Sängern, Tänzern, Kellnerinnen, le, Statist- und übrigen innen! Einladungen zu spenden, zu Jubiläen, zu Ehrenfesten! Anonyme Zuschriften Inhalt, deren Schreiber sich leicht errathen lassen! Und rauch's nichts als Unverschämtheit! Nun sehen Sie, Herr or, diese steht mir. Solche vortreffliche Aufsätze, wie e Mitarbeiter großen Blättern allwöchentlich liefern: assel in Wien, ein Kossak in Berlin und andere ihnen trige, in ähnlichem Sinne, wo Wissen, Geist, Scharf-  
Berechtigung und Wahrheitsliebe sich vereinen, um in be-  
tem Raume einiger Columnen kleine Meisterwerke zu brin-  
das vermag ich nicht; dazu fehlt mir eben jenes zu-  
productive Talent, welches die Wägen des kritischen sein  
und mit philologischen Abhandlungen wäre den Redaction  
recht gebiet. Ein „Literat“ der andern Klasse zu wer-  
ähle ich mich aber zu gut, wenn ich mich auch nicht  
gut halte, durch Abschreiben das Dasein zu fristen, so  
is sich etwas Besseres darbietet.

Hei ist ein Veteran einer Richtung, welcher die Be-  
gen der Gegenwart in vieler Hinsicht unbequem  
Ein von reichen Erinnerungen zehrendes Gemüths-  
muß sich unbehaglich fühlen in einer Zeit, die dem  
in nach nur auf das Außerliche gerichtet ist. Der  
pruch gegen alles Hohle und Leere, Geist- und Herz-  
was sich in vielen Gestalten dieser Zeit ausdrückt,  
is wohl begründet, das Recht des Gemüths, sich  
ier diesen nur auf den Glanz des Successes hin-  
enden Bestrebungen geltend zu machen, ein unbe-  
res — gleichwol darf auch das Große nicht ver-  
werden, welches in der Ausbreitung der Herrschaft  
enschen über die Gewalten der Erde, in diesen  
hen des Geistes über die Materie, in den groß-  
Erfindungen und ihrer entsprechenden Verwerthung  
uch das Streben nach politischer und socialer Um-  
ung, darf nicht bloß als aus äußern Motiven ent-  
n dargestellt werden; es wurzelt vielfach in den  
des Gemüths. Das will aber Holtei nicht aner-  
ihm ist alles, was Fortschritt heißt und nur einen  
Zeigeschmack sogenannter zeitgemäßer Ingredienzien  
willkommen und misliebig, und wenn er eine Re-  
s Adels wünscht, so soll sie nur in einer Rück-  
den frühern bessern Gesinnungen bestehen. So  
auch die Tagespresse ein Uebel. Was Longfellow  
Schullehrer Churchill an die weiße Wand einer  
nten Kanzel schreiben läßt: „Unser Vaterland steht  
ater dem Joche der Pfaffen, sondern unter dem  
ffe“ — das gilt ihm nicht bloß von Amerika, das  
1 auch von Deutschland. Wir glauben in der  
daß dies Joch ein sehr erträgliches ist; denn da  
sie die verschiedensten Anschauungen vertritt, die  
nseitig neutralistren, so gewährleistet sie das Recht

der persönlichen Freiheit, sich aus eigener Ueberzeugung  
für diese oder jene Anschauung zu entscheiden. Eine solche  
Tyrannei kann man sich wol gefallen lassen. Vielfach  
polemistirt Holtei gegen „die Zeitströmung“, und benützt  
jede Gelegenheit, um die republikanischen Tendenzen zu  
verspotten. Als Vertreter derselben tritt der uranfäng-  
liche Weinreisende, später bekehrte, anfangs tüftlirte, dann  
nobilitirte Baron Smaragd auf, welcher in Konstantino-  
pel dem jungen Treustein folgende Bekenntnisse macht:

Ich, wie Sie mich da neben sich lauern sehen, schon mit  
eingeschlagenen Beinen wie ein rechter Türk, ich bin der wähnendste,  
blutrothe, republikanische Gleichheitsnaarr gewesen, der all Ihre  
Köpfe fliegen zu lassen wünschte — solange sein Metier er-  
heischte, von Dorf zu Dorf anzufragen und aus drei Schöffern  
fortgeschickt zu werden, ehe und bevor er im dritten eiliche Ge-  
mer Rheinwein oder eine Riste Champagner anbrachte. Seit-  
dem ich den Fes auf meinen schwarzen Loden trage, bin ich  
darin einigermaßen zu Verstande gekommen. Auch davon ein  
andermal, es würde heute zu weit führen. Nur so viel erlau-  
den Sie mir zu bemerken: ich habe mir eingesehen müssen,  
daß die Triebfedern meines Adelschaffes eigentlich verschlagene  
Eitelkeit und heimlicher Reiz gewesen sind.

Auch Vater Treustein, der in religiöser Hinsicht voll-  
kommene Toleranz predigt, will dieselbe auf Politik in der  
Gesellschaft nicht ausgebehnt sehen:

Anders als mit religiösen, steht es, geselligen Verkehr an-  
langend, mit politischen Spaltungen. Diese führen entschieden  
zu persönlichen, ja zu feindseligen Gegnerschaften, weil sie in  
den Lauf irdischer Angelegenheiten störend, gewaltthätig eingrei-  
fen. Der friedliebendste, monarchisch gesinnte Staatsbürger kann  
dem besten Willen unmöglich Freundschaft halten mit einem  
Menschen, welcher sich unausgesetzt bemüht, seine destruetiven  
Theorien ringsher zu verbreiten und seine oberflächliche Lehre  
von phantastischen, unhaltbaren Staatseinrichtungen der gedan-  
kenlosen Masse einzupumpfen. Mag jener nun ein böswilliger  
Geist und Intriguant, mag er ein reiner edler Idealist sein,  
die Sache bleibt dieselbe: immer will er verführen, niederreißen,  
um — Experimente zu machen. Das geht aus Lebendige. Da-  
gegen stellt sich mit aller Kräfte Aufgebot, wer sein Eigenthum,  
seine Rechte, seine Anhänglichkeit und Treue nicht zu höchst un-  
gewissen Experimenten hergeben will. Und der Krieg ist erklärt.

Duelle, Selbstmorde und andere Vorgänge, welche in  
der Handlung des Romans selbst eine Hauptrolle spielen,  
geben ebenfalls zu allerlei Reflexionen Veranlassung.

Ueberhaupt ist „Hans Treustein“ der am meisten re-  
flectirende Roman Holtei's. Die Handlung scheint mehr  
der Reflexionen wegen erfunden, als daß sie um ihrer  
selbst willen da wäre. Holtei fühlte das Bedürfnis, sich  
über die verschiedensten Zeitfragen auszuspochen, und er-  
fand sich dazu eine Fabel, die indeß nicht immer die Ge-  
dankenrichtung des Autors scharf anspricht. Text und  
Bild stimmen nicht immer zusammen. Die Fabel des  
Romans könnte Spielhagen erfunden haben, um ein ab-  
schreckendes Bild von den Zuständen des deutschen Adels  
zu geben — nur das wohlwollende, mild lächelnde Antlitz  
des alten Herrn ist eine echt Holtei'sche Bignette.

Die Vorzüge des liebenswürdigen Erzählers verleug-  
nen sich auch in diesem Roman nicht. Er schreibt frisch von  
der Leber weg, mit Natürlichkeit und Ungezwungenheit, ohne  
irgendwelche Ansprüche auf eine künstlerische Haltung zu  
machen, mit großer Vorliebe für das provinziell Volkstüm-  
liche, als unverwundlicher Schiefer from top to toe. Diese

Naturwüchsigkeit des Holtei'schen Stils hat eine Waldfrische, an der man sich erfreut, wenn man auch bisweilen durch Gestrüpp und über etwas unebene Pfade kriechen muß. So haben auch seine Schilderungen von bekannten Gegenden und Menschen etwas traulich Anheimelndes! Das Riesengebirge und die Wanderung des jungen Barons über dasselbe werden uns anmuthend geschildert. Dagegen sind die orientalischen Reiseskizzen, wenn auch sachgetreu entworfen, doch ohne glühendes erotisches Colorit.

Von den einzelnen Partien des Romans selbst möchten wir den idyllischen den Vorzug geben. Daß ihm diese besonders gelingen, ist eine Eigenthümlichkeit, welche Holtei mit dem Altmeister Jean Paul gemein hat, dessen Sentenzen und Streckverse er aus ihrem ungereimten Zustande erlösend in Reime gebracht. Die Idylle des Försterhäuschens ist voll Waldduft; wie der böhmische Förster, ein gewiß nach der Natur gezeichnetes Original, so werden uns auch sein Hund Schlieferl, die andern Mitbewohner des Häuschens, Godel und Fuchsel, mit ihren Seelenstimmungen treulich abconterfeit; die Liebe Otto's zu Hermine belebt die idyllische Staffage, ein Nachbild jener Liebe Herbert's zu Hermine's Mutter Kathi, die uns im ersten Theile nicht minder traulich geschildert wurde. Auch Fidele, der nur zuweilen ins Triviale und „Eselstreffersche“ verfällt, schließt sich diesen Naturkindern würdig an.

Was dagegen die Scenen aus dem high-life betrifft, so erscheinen sie romanhaft auf die Spitze gestellt. Namentlich verhalten wir uns skeptisch gegenüber einer so extremen Natur wie der heißblütigen Bollblutssanna, wir glauben, daß den schreienden Widersprüchen, die in diesem Charakter liegen, doch zu sehr das einigende Band fehle. Der griechisch-jüdische Jüngling Alexis ist eine anziehende Gestalt, in welche Holtei alles hineingeheimnist hat, was in ihm von Sympathien mit modernen Bestrebungen vorhanden ist. Doch erwähnten wir schon, wie sein tragisches Ende nicht zu dem Charakter stimmen will. Selbst wer Grund hat, zum Selbstmörder zu werden, wird deshalb nicht sich seine That in der empörenden Form eines amerikanischen Duells von verächtlichen Gegnern dictiren lassen. Er sanctionirt damit ein auf die abschreckendste Spitze getriebenes Vorurtheil. Und das ist ein unwürdiges Ende für einen Helden, den uns der Dichter darstellt als von freisinnigen und edeln Tendenzen befeelt. Oder soll es eine Ironie im Stil der romantischen Schule sein, daß dieser „Freigeist“, nachdem ihn die Leidenschaft zu einer schönen Gräfin berauscht hat, ein mehr als junkerliches Ende findet?

Dagegen ist das Erscheinen des jüngern, verflohenen Sohnes, der als Ehrenretter des Vaters auftritt, von echt dramatischer Wirkung; mehr melodramatisch indeß die Besserung des schlimmen Eberhard, seine Sehnsucht nach dem grünen Walde und andere Sentimentalitäten, von denen er auf dem Krankenlager und vor seinem seligen Ende heimgesucht wird. Es ist liebenswürdig von dem Dichter, daß er seine Sünden nicht untergehen läßt ohne Reue und Buße; doch solche hartgefottene Charaktere,

wie dieser Eberhard, wären von Schaffern nicht leicht erlöst, sondern ihrer Verstocktheit und Unbesserbarkeit überlassen worden.

Le style c'est l'homme — das gilt von Holtei in hohem Maße. Es ist der Stil behaglicher Ketzerei, wir schlendern mit dem Dichter durch sein Werk, wo sich der Stoff zu tragischer Höhe erhebt, und es der Stil, pathetische Mienen anzunehmen, die künstlerisch herauszuputzen; ja es gibt Stellen im Roman, in denen die Prosa fast allzu poetisch und in ein ganz haltungsloses Hummeln verfallen. Ganz anders aber hat dieser salope Stil doch etwas Lautes und Unnachahmliches. Immer und überall lag wir dem alten Holtei, einem vielerfahrenen Redner und Literaturveteranen, wie er uns aus seiner Erlebnis herans allerlei anziehende Geschichten Ernst und Scherz vorplaudert, alles aus der reichen Gemüths beleuchtet und verbräunt mit seiner Weisheit, denen wir willig lauschen, selbst wenn Weisheit nicht die unserige ist. Rudolf Goltz

### Speculative Philosophie.

(Beilage aus Nr. 34.)

Haben wir uns im Bisherigen durchaus an die Gründe der durch Kant sichergestellten Speculation in Diskussionen bewegt, welche diesen Grund ausschütterlich voraussetzen, so führt uns hingegen die Folie in der Schrift: „Die Grenzen und der Inhalt der menschlichen Erkenntnis im Gegenstande der Vernunft“ (Nr. 3), außerhalb festen Landes, wo wir den fortwährend wankend unter unseren Füßen stehenden Grund bei unruhiger See zu Schiffen fliegen. Was hier für festen Grund erklärt wird, sind die flutenden Ströme und Wirbel einer niemals stehenden sinnlichen Erscheinungswelt. Der Verfasser sich bisher durch seine tapfere Vertheidigung unserer Ansichten bei Gleichgefinnten einen Namen erworben. Es zeugt daher von einer Anerkennungswerthen Selbstverleugnung, wenn er neuerdings in seinen Ansichten vorgegangen ist hier mit völliger Offenheit zur Beurtheilung. Bei dieser Gelegenheit selbst mit als Kämpfer gegen den Materialismus auftritt, in einer Weise freudig, die dem Auge des Idealisten angesehen, nur eine große Abweichung von seinen früheren Ansichten zu bedeuten scheint. Er selbst, daß der Reim der theidigten neuen Weltansicht, durch welche er dem Urwalde der Speculation einen bisher nicht getretenen Weg zur Lösung des Kant-Verfassen gefunden zu haben, schon in der von ihm im Jahre herausgegebenen Schrift „Neue Darstellung des Idealismus“ gelegen habe. Denn schon damals hat er klärt, die ursprüngliche Entstehung der zweifelhafte Systemen allein aus physikalischen und chemischen Gängen nicht begreifen zu können. Indem er die organische Form für etwas Elementares der Welt, lofes, Ewiges, und damit auch die Ewigkeit

Widerstand annehmen mußte, sei er nach dieser Richtung hin schon damals über das Erklärungsprincip des Materialismus weit hinausgegangen. In gegenwärtiger Schrift erklärt er nun, auch noch dazu von dem Irrthum zurückgekommen zu sein, daß sich aus der Materie Empfindungen und Gefühle ableiten lassen, und unternimmt zu beweisen, daß 1) die allein als undurchbringliche, bewegte Ausdehnungen zu betrachtenden Atome, 2) die daraus zusammengefügteten zweckmäßigen Formen, zu denen namentlich die Organismen gehören, und 3) eine diese Körperwelt durchdringende, aus Empfindungen und Gefühlen bestehende Weltseele die drei zwar mechanisch zusammenhängenden, aber doch scharf getrennten, ewig nebeneinander bestehenden Theile der Welt seien, die sich in keiner Weise auseinander entwickelt haben oder entwickeln. Wir wollen diese drei Theile der großen Weltmaschine etwas näher ins Auge fassen.

Der erste Theil der Welt ist die Materie. Aus speciellen Wahrnehmungen und Vorstellungen schließen wir auf eine aus Atomen zusammengefügte Körperwelt. Es gibt nämlich nach Eolbe's Theorie zwei Arten von ursprünglicher Ausdehnung. Die erste ist der leere Raum mit den Eigenschaften der Unendlichkeit und Durchdringlichkeit. Die zweite Art sind die Atome mit den Eigenschaften der Begrenzung, Untheilbarkeit und Undurchdringlichkeit, dabei der gegenseitigen Anziehung und Abstoßung. Die Ausdehnung der Atome ist an ihnen nicht Eigenschaft, sondern selbst ihre Substanz, und ebenso beim unendlichen Weltraum. Der Weltraum ist ursprüngliches Ding an sich selbst, der ewige geometrische Universalkörper. Das Verlangen gewisser Naturforscher und Philosophen nach absoluter Theilbarkeit der Atome, nach einem Substrate ihrer Eigenschaften, nach Kräften als Ursachen ihrer Bewegung, ihrer Krystallformen und chemischen Verwandtschaften, endlich nach einer Entstehung der Atome wird als eine maßlose Ungenügsamkeit des Verstandes, gewissermaßen als ein unästhetisches Verlangen abgewiesen. Dieser Punkt ist wichtig. Denn er charakterisirt von Grund aus Eolbe's Polemik gegen Kant, Hegel und die Idealisten überhaupt. Diese ist nur selten eine directe oder dialektische, fortwährend und unausgesetzt hingegen diese indirecte, moralische. Eolbe leugnet nämlich durchaus nicht, daß man durch ein tieferes Nachdenken über alle diese Dinge notwendig und unvermeidlich in den Idealismus gerathe, sondern eben darum, weil dieses nicht zu vermeiden ist, verbietet er an diesen Punkten das Nachdenken als eine unästhetische Verneinlichkeit des menschlichen Geistes, ähnlich wie einst die Athener dem Anaxagoras verboten, über die Natur der Sonne zu grübeln, oder wie jenes dadurch berühmte gemachte alte Weib dem stolpernden Thales den weisen Rath gab, er möge statt der Gestirne am Himmel lieber das beobachten, was vor seinen Füßen sei. Hoffentlich wird sich die moralische Danksagung des wie es scheint etwas gealterten Verfassers seiner größten Wirksamkeit zu erfreuen haben, als solche gutgemeinte Predigten in dieser verdorbenen Welt gewöhnlich zu haben pflegen.

Obgleich nun zwar hier aus diesem substantiellen Leerem mit den Atomen (gleichsam dieser großen Kanne mit Erbsen) nicht, wie bei Demokrit, alle Vorgänge in der Welt abgeleitet, sondern hierzu noch zwei andere ideelle Welttheile mit eingeführt werden, so wird doch die atomistische Mechanik mit ihren Erklärungswegen als der allein gültige und übergreifende Gesichtspunkt auch für alles übrige erklärt. Die Atomistik bleibt sozusagen herrschende Königsgewalt. Den beiden ideellen Kammern wird nur so viel Spielraum abgewogen, als sie haben dürfen ohne die Besorgniß zu erregen, daß ihre Bewegungen ins Destructive und Unästhetische ausarten könnten.

Das Uebergreifende der Atomistik über die beiden andern Welttheile besteht darin, daß auch in ihnen nur allein auf mechanischem Wege oder nach Analogien aus der Mechanik erklärt werden darf. Der Grund einer so harten Polizeimaßregel ist, daß der Zusammenhang der Veränderungen und ihrer Bedingungen in der mechanischen Wahrnehmungsgruppe ein durchaus begreiflicher und vollkommener Klarer sei, was man von den Veränderungen und ihren Bedingungen in den andern Welttheilen nicht ebenso rühmen könne. Weil nun aller unleugbare Fortschritt in der Erkenntniß der Zusammenhänge der Welt (nämlich auf mechanischem Gebiete) einzig und allein in der Anwendung und immer weitem Ausdehnung des mechanischen Erklärungsprincips bestanden habe, so dürfte man mechanisches und absolut klares Denken für identische Begriffe ansehen und, da Klarheit des Denkens das Ziel aller Erkenntniß sei, das mechanische Princip auf alle Verhältnisse, auch die geistigen, anwenden und es zum Grundprincip für die gesammte Welterklärung machen.

Es ist nicht zu verkennen, daß nach dieser Denkweise von vielen sogenannten Gebildeten noch immer geschlossen wird. Auf wie schwachen Füßen dieselbe steht, merkt man am besten, wenn man sie an andern ähnlichen Beispielen prüft, wie z. B. am folgenden: Mein Hausthürschlüssel schließt vortrefflich; meine Schranckschlüssel sind beide im Schloß verdreht und unbrauchbar. Weil nun der Zweck aller Schlüssel ist, die Schlösser wirklich zu öffnen, mein Hausthürschlüssel allein aber diesen Zweck vollkommen erfüllt, so folgt, daß ich auch die Schränke mit keinem andern Schlüssel zu öffnen habe als mit dem Hausthürschlüssel.

Auf solche Weise darf man nicht schließen. Denn nicht alles läßt sich mit denselben Mitteln erreichen. Zum Graben braucht man den Spaten, welcher zum Schreiben untauglich ist; zum Schreiben die Feder, welche nicht zum Graben taugt. Einiges kann man nur durch die Waage, anderes nur durch das Maß oder die Zahl bestimmen. Man kann die Länge des Wegs nicht wägen, wol aber messen; man kann das Gewicht des Körpers nicht messen, wol aber wägen. „Erbsen kann man nicht haspeln“ lehrt ein altes Schulbuch. Die gebildete Schulkregel sagt: Man soll jedes Wissensgebiet aus sich selbst erklären, und nicht Erklärungsgründe aus disparaten Gebieten gewaltsam zuziehen. Andere Lebensgebiete außer dem mechanischen anerkennen, und dennoch in allem nur allein nach mechanischer Methode erklären wollen,



heißt mit der linken Hand wieder nehmen, was man eben mit der rechten gegeben hat.

Der zweite Theil der Welt sind die zweckmäßigen Formen. Das Leben der Organismen sei durch die Form einer zweckmäßigen Zusammenfügung ihrer Theile bedingt, und diese Form zwingt wegen der Unbegreiflichkeit ihrer ursprünglichen Entstehung zur Annahme der Ewigkeit der ganzen Weltordnung. Unter diesem Ausdruck wird verstanden, daß das Zellenleben der organischen Wesen nicht soll aus der unorganischen Natur hervorgegangen sein, sondern daß die Urzellen mit den Atomen die gleiche Ursprünglichkeit und Ewigkeit theilen sollen. Bei diesem Thema wendet sich die Rede gegen Virchow, welchem darin ein Widerspruch vorgeworfen wird, daß er einerseits festhalte an Sage: „Omnis cellula e cellula“, andererseits annehme, daß die ersten Zellen entstanden seien durch ein Freiwerden besonderer, die Atome beherrschender Formgesetze, welche früher latent waren, aber unter gewissen exceptionellen Bedingungen und Verhältnissen der Erdbildung frei wurden. Diesen Gedanken erklärt der Verfasser für unverständlich und darum unhaltbar. Uns scheint Virchow's Gedanke ganz einfach und verständlich zu sein unter Voraussetzung latenter Kräfte, welche, sobald die erforderlichen Vorbedingungen dazu gegeben sind, als beherrschende Principien innerhalb der Materie frei werden und nach höhern Gesetzen das, was zuvor die herrschende Hauptfache war, zur dienenden Nebensache herabsetzen. Die Gesetze sind zwar ewig und unentstanden, treten aber nicht auf simultane, sondern auf successive Art in Wirksamkeit oder in Kraft.

Der Unglaube, daß im Universum aus dem Unorganischen das Organische nicht sich habe hervorentwickeln können, ist eine leere hypochondrische Grille. Sehen wir doch auf allen höhern Lebensstufen sich das Höhere aus dem Niederen allmählich hervorentwickeln, warum soll dieses denn nur gerade auf der untersten nicht möglich gewesen sein? Muß denn der Mensch, wenn er zur Welt kommt, nicht erst das Sehen, das Sprechen, sogar das Athmen lernen, warum soll denn die Erdrinde nicht die Zellenproduction gelernt haben? Waren denn die Eisenbahnen und Telegraphen von Ewigkeit her auf der Erde? Hat die Natur nicht auch diese ebenso gut wie die Zellen erst spät hervorgebracht? Warum nicht? Etwa weil der Mensch sie hervorbrachte? Gehört denn dieser nicht mit zur Natur? Und ist das, was dieser hervorbringt, nicht ebenso gut von der Natur hervorgebracht wie alles andere? Wo war im Alterthum die Kant'sche Philosophie? Ohne Zweifel existirte sie auch damals schon. Ich sage mehr: sie existirte, bevor Menschen auf Erden waren. Denn sie ist der unentstehbare und unvergebbare Bau der ewig nothwendigen Gesetze des Denkens und Seins. Und doch war sie im Alterthum auf Erden nirgends zu finden. Warum soll es denn nicht auch auf Erden eine Zeit haben geben können, wo die ewigen Gesetze des Zellenbaus nur allein dort vorhanden waren, wo ihre ewige Heimat ist, in der Geometrie der ewigen Verunft, ohne daß auf

Erden darum auch nur eine einzige Zelle zur Wirklichkeit zu kommen brauchte?

Der dritte Theil der Welt soll in den im Raume verborgenen Empfindungen und Gefühlen bestehen, und dieser Theil wird die Weltseele genannt, von welcher die Menschenseele einen integrierenden Theil ausmachen soll. Die letztere soll nämlich bestehen in der Summe der durch Gehirnthatigkeit bedingten, aus Empfindungen und Gefühlen der Weltseele sich zusammenfügenden und in derselben wieder verschwindenden Rosabilder. Durch Bewegungen des Gehirns von bestimmter Geschwindigkeit und Intensität soll theils das Gleichgewicht der Empfindungen und Gefühle, theils die Störung dieses Gleichgewichts hervorgebracht werden. Dabei wird angenommen, daß die Gefühle und Empfindungen bei ihrem Gleichgewicht sich paralytisiren und im Raume verschwinden, und bei der Störung ihres Gleichgewichts aufs neue im Raume hervortreten. Diese Hypothese ist gebildet nach Analogie der mechanischen Thatfache, daß antagonistische Bewegungen bei ihrem Entgegenwirken im Raume verschwinden, obgleich sie dabei in ihrer gegenseitigen Spannung unsichtbar fortbestehen. So sollen auch unter ähnlichen Umständen die Empfindungen und Gefühle für das Bewußtsein verschwinden können, obgleich sie dabei im Weltraum als mechanische Spannungen fortbestehen. Uebrigens sollen die Störungen des Gleichgewichts der Weltseele durch die störenden Bewegungen im Gehirn nicht bloß in dem geringen Umfange des Gehirns stattfinden, sondern sich von dieser kleinen Stelle aus weit in der Weltseele verbreiten oder nach außen projectirt werden können, ähnlich wie ein Stein, ins Wasser geworfen, das Gleichgewicht desselben nicht bloß an der Berührungsstelle stört, sondern der Aufstoß desselben in concentrischen Wellen sich weiter ausbreitet, oder sowie mit einer kleinen lebendigen Kraft eine große Spannkraft ausgelöst werden kann. Die gewaltige Größe des Schalles beim Sehen sowie auch des Tonraums beim Hören von Musik im Verhältniß zu den ungemein kleinen gereizten Stellen im Verlaufe des Seh- und Hörnerven sollen hierdurch ihre Erklärung finden.

Daß es eine zweifache Art der Raumerfüllung gibt eine psychische und eine physikalische, ist der Erfahrung gemäß, und in diesem Punkte kann sich der Idealist daher mit dem Verfasser nur einverstanden erklären. Ein großer Unterschied ist aber dabei außer Augen gelassen nämlich der, daß die psychische Raumerfüllung in der Raum von seiner Unendlichkeit aus, nämlich vom Bewußtsein her, eindringt, was bei der physikalischen Raumerfüllung keineswegs der Fall ist, und womit daher alle mechanischen Vergleichungspunkte zwischen der einen und der andern wegfallen. Jede bewußte Person faßt die Totalität des Weltraums in sich. Jede ist um so viel größer denn der Raum, als der feste Begriff der Weltalls in ihrem Bewußtsein größer ist denn das fluktuirende Bild der denselben vergeblich auszufüllen strebenden Einbildungskraft. Weil der Verfasser diesen Umstand in Folge seines falschen Begriffs vom Weltraum als einen



erfassen Urkörper übersehen mußte, schmolz die ganze le ihm damit zu einer bloßen Summe von Mosai-  
en zusammen. Die arme Seele! Und wo bleibt der  
t? Ist hier irgendwo Geist anzutreffen?

Dieses zwar nicht, indessen ist dem Verfasser zuge-  
n, in diesem neuen Systeme seinen ehemaligen Ma-  
lismus glücklich überwunden und, vorausgesetzt daß  
s seine Absicht war, dieselbe vollkommen erreicht zu  
n. Nur in einem einzigen Punkte erklärt er mit  
n überwundenen Standpunkte noch fortwährend über-  
nmen zu müssen, im Punkte einer vollkommenen  
iedenheit mit der natürlichen Welt, welche ihm als  
ische Verpflichtung und Ehrensache, als nothwendiger  
nthteil wahrer Frömmigkeit und wahren Glücks er-  
t. Diese vollkommene Zufriedenheit mit der natürl-  
Welt involviret aber nach seinem Dafürhalten eine  
rte Pflicht, daß ihre Befolgung uns leicht alle Lust  
vahren Glücks verleißen dürfte, die harte Pflicht, aus  
m Denken alles das auszuschließen, was zur An-  
e einer übernatürlichen zweiten Welt führen könnte.  
wozu nur diese harte Maßregel? Sie ist unerläß-  
behauptet er. Denn: die Unzufriedenheit mit dieser  
, das Bedürfnis nach einer übernatürlichen fallen  
den Begriff der Unmäßigkeit, mindestens der Ueber-  
nglichkeit, fast auch der Unbescheidenheit und Un-  
arkeit, sodaß das Fundament der spiritualistischen  
sophie als ein moralischer Fehler bezeichnet werden

Als Analogon der theologischen Sünde wider den  
gen Geist darf man ihn Sünde gegen die Weltord-  
nennen. Ferner kann der idealistische Standpunkt  
verleiten (fast sträubt sich die Feder es niederzuschrei-  
Unglücklichen nicht hier zu helfen, sondern dieselben  
en Himmel zu vertrösten, wie die Erwartung einer  
n vollkommenern Welt überhaupt daran hindern kann,  
hier Vollkommenheit zu erstreben. Insbesondere  
t der Kant'sche Spiritualismus (das ist nur allzu  
y zu denjenigen Ansichten, welche zur Annahme  
unsterblichen Seele und einer zweiten Welt führen  
n. Solche dem sittlichen Ideale der Zufriedenheit  
er einen natürlichen Welt widersprechende und den  
ischen Fehler der Unmäßigkeit und Unzufriedenheit  
irende Annahme entschieden auszuschließen, ist daher  
ische Pflicht und Ehrensache. Dieses sind die Grund-  
in denen der Verfasser sein religiöses Glaubens-  
tniß formulirt.

Das religiöse Gefühl flüchtet sich oft in seltsame

Schlupfwinkel. Und der lahme Vogel mit gebrochener  
Schwinge bildet sich gar zu gern ein, daß der behende und  
schwebende Flug seiner Kameraden bei ihnen nur entwe-  
der eine organische Krankheit oder ein moralischer Fehler sei.  
Diesen Trost darf man ihm gönnen, er würde ja sonst  
das höchste Gut, das er überhaupt kennt, die Zufrieden-  
heit mit der natürlichen Welt und seinem eigenen Zu-  
stande darin, verlieren und wol gar noch selbst (horribile  
dictu) zum Idealisten werden. Dieses Herzeleid wollen  
wir ihm doch nicht anwünschen, zumal da seine Polemik  
gegen Unsterblichkeit und zweite Welt doch auch nur, bei  
rechtem Lichte besehen, allein gegen das geht, was Ver-  
nunft und Philosophie über diese Gegenstände nach bloß  
menschlichen Kräften muthmaßen, keineswegs aber gegen  
das, was durch göttliche Offenbarung darüber feststeht,  
wie aus folgender Stelle auf S. 276 auf das deutlichste  
hervorgeht:

Daß im Vergleich zu sämmtlichen philosophischen Syste-  
men und zu andern Kirchen und sittlichen Verbündungen die  
christliche Kirche heute und noch für lange Zeit theoretisch und  
praktisch das Beste ist und sein wird, was die Menschheit zur  
Befriedigung des religiösen und tiefern philosophischen Bedürf-  
nisses besitzt: diese Ueberzeugung steht ebenso wenig mit dem  
Atheismus des Verfassers dieser Schrift im Widerspruch wie  
seine aufrichtige Ehrerbietung bei persönlichen Beziehungen mit  
der Kirche, von denen sich ein ihm einst in dem ewigen Rom  
gewährter wohlwollender Empfang und Segen des Vaters aller  
Katholiken, des ehrwürdigen Pius IX., als unvergeßliche Er-  
innerung hervorbrängt. Die Iobben von Rom ausgegangene  
„Encyclica“, welche in 80 Sätzen die naturalistische Philosophie  
verdammte, hat meine Sympathie für die erhabene Organisation  
der katholischen Kirche nicht verlißt.

An Naturalisten dieses frommen Schlags, die sich  
so artig für gnädige Strafe zu bekanken verstehen, darf  
Pius IX. wol mit Recht seine Freude haben, im erquid-  
lichen Gegensatz zu jener feindseligen Idealistenrotte des  
jungen Italien, welche ihm mit ihrem enthusiastischen und  
patriotischen Eifer das Leben so überaus sauer macht. Da  
wäre unser theurer Luther nur auch so ein zahmer, mit  
der natürlichen Welt zufriedener Naturalist gewesen wie  
der sanftmüthige Ecolbe, so säßen wir alle wol heute  
noch behaglich im Schoße der alleinseligmachenden Kirche.  
Aber der Undorchtige ließ sich hinreißen zur Unzufrie-  
denheit mit der natürlichen Welt, und die leidige Folge  
dabon ist gewesen der Idealismus der Kant'schen Philo-  
sophie, der nun aber auch gar nichts mehr beim alten las-  
sen will, sondern die Köpfe nur immer unzufriedener und  
rebellischer macht.

Karl Fortlage.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Unsere Blätter haben an August Henneberger, Pro-  
in Weintingen, welcher am 4. August in seinem sechsund-  
ßten Lebensjahre verstarb, einen langjährigen und geschätz-  
arbeitgeber verloren. Heimlich auf jedem Gebiete der ältern  
rsgeschichte, hatte er seine besondere Aufmerksamkeit der  
telung des modernen Dramas zugewendet. Seine Schrift:  
deutsche Drama der Gegenwart“ (1859), zeichnete sich  
eine unparteiische Kritik der modernen Dramatiker aus

und bewährte dabei eine durchaus maßvolle Haltung, welche sich  
ohne Ueberhebung mit Liebe ihrem Stoffe hingibt. Er wandte  
sich gegen die Kritiker, welche eine dramatische Literatur der  
Gegenwart überhaupt sich anzuerkennen weigern; aber auch gegen  
die Poeten, welche sich rühmen, weit besser zu sein als die Vä-  
ter. Die Charakteristiken von Debbe, Prutz und den andern  
damals hervorragenden Dramatikern behaupten noch heutigen-  
tags ihren Werth. Seitdem hat Henneberger oft in d. Bl.  
Sceerschan abgehalten über die junge nachdrängende dramatische

Literatur — und die Autoren selbst, über die er zu Gericht ge-  
 fessen, werden ihm ohne Zweifel das Zeugniß ablegen, daß er  
 dies stets mit warmer Anerkennung jedes berechtigten Strebens  
 gethan hat.

Unsere politische Lyrik ist noch immer nicht verstimmt.  
 Die glänzenden Siege der preussischen Waffen und die energische  
 Demuthung derselben von seiten der Diplomatie haben Thatfachen  
 geschaffen und Hoffnungen erweckt, welche die Friedensfreunde  
 bei dem Beginn des zerrüttenden, aber mit beispielloser Schnel-  
 ligkeit und Kraft geführten Kriegs nicht glauben hegen zu dür-  
 fen. Zwar ist der provisorische Nothbau des Nord- und Süd-  
 deutschen Bundes dem Anschein nach wenig geeignet, poetische  
 Begeisterung zu erwecken; doch die Poesie klingelt rascher zur  
 Weiterfahrt von dieser Zwischenstation, als der Diplomat sie  
 ist, die nothgedrungen auf ihr verweilen muß. Die gewaltige  
 Stärkung der preussischen Macht ist die sicherste Bürgschaft deut-  
 scher Einheit, mag sie sich früher oder später verwirklichen, und  
 es ist doch nicht bloss die Anschauung der Poeten, daß die vom  
 frankfurter Parlament friedlich im Jahre 1849 angebotene Kai-  
 serkrone jetzt von Preußen auf den Schlachtfeldern des Jahres  
 1866 erobert worden ist. Etwas Prophetie muß man den Dich-  
 tern übriglassen, damit sie ihrem lateinischen Namen vates einige  
 Ehre machen und ihre poetischen Ergüsse nicht nach dem Maß-  
 stabe der oft nothgedrungen auf der Tagesordnung stehenden  
 diplomatischen Lösungen messen. Als poetischer Vertreter des  
 neuen Kaisergedankens tritt zunächst der Dichter jenes Liedes, „Dem  
 König von Preußen“ auf, welches zuerst in der ausgburger  
 „Allgemeinen Zeitung“ abgedruckt war und als dessen Ver-  
 fasser man anfangs Emanuel Geibel nannte, obgleich die bly-  
 scharfe und nicht durchweg geistlich geglättete Form auf einen  
 andern Dichter rathen ließ. So wird denn neuerdings, jeden-  
 falls mit größerem Recht, Franz Dingelstedt als der Dich-  
 ter dieses, mit dem Motto „Caesarem salutant morituri“ ein-  
 geleiteten Königsliebes bezeichnet. Die ausgburger „Allgemeine  
 Zeitung“ meint, daß dies Gedicht das dritte bilde zu zwei be-  
 kannten Dichterapostrophen an einen Preussensfürsten, von Pla-  
 ten und von Herwegh. Sie vergißt dabei Friedrich Hebbel,  
 dessen Gedicht an „König Wilhelm“ einer der letzten lyrischen  
 Ergüsse dieses Poeten war und an Gedankenwucht nicht hinter  
 seinen bessern zurücksteht. Das Lied Dingelstedt's beginnt mit  
 den Versen:

Du hast's erreicht. In dreißig Tagen  
 Hast du den dreißigjährigen Krieg  
 Und dreißig Herrn auf's Haupt geschlagen:  
 Um hohen Preis ein Pyrrhus-Sieg!  
 Denn wähe nicht, daß nun vollendet  
 Dein Werk; du stehst noch fern vom Ziel;  
 Verloren, wenn es also endet,  
 Und nicht gewonnen ist das Spiel.

Im Deutschlands willen warb's begonnen:  
 Doch wo ist Deutschland? — Gleich dich um!  
 Es liegt zerissen und zeronnen,  
 In letzten Hagen, grabestumm.  
 Gleichwie aus Eurer offenen Wunde  
 Hum tauben Himmel schreit sein Weh:  
 Schlag wirklich meine letzte Stunde?  
 Wirklich „Anis Germaniae“?

Die heilige Krone Karl's des Großen,  
 Die Habsburg thronet von sich warf,  
 Ob sie, zerstückt, in Staub gehoben,  
 Vor deinen Augen sinken darf?

Und schließt mit den Strophen:

Es gähnt ein Spalt zu unsern Füßen,  
 Tief, unentrindbar, schauerlich;  
 Nur du vermagst es, ihn zu schließen —  
 Selb Curtius, Roma harret auf dich!  
 O stürz' in voller Rüstung Glanz,  
 Mit deines Helmes goldenem Schein,  
 Mit deinem feischen Lohbecken  
 Dich offernd in den Spalt hinein!

Noch einen Schlag, den allersehnen:  
 Der Sieger überwinde sich;  
 Dann nennt die Welt Wilhelm den Ersten  
 Und Wilhelm den Erbauer dich;  
 Sag's, um den letzten Preis zu werden  
 Und mit der Zeit, dem Volk zu gehn!  
 König von Preußen, du mußt sterben,  
 Als deutscher Kaiser aufstehen!

Einen ähnlichen Gedanken behandelt, in der Einleitung  
 der deutschen Volkslage, der Herausgeber d. Bl. in seinem

Lyrischer Thronlied.

Dort im Ipfhäuser Berge  
 Athmet der Kaiser schwer,  
 Erwaht und schickt die Zwerge  
 Auf Kunde rings umher.

Und im Ipfhäuser Saale  
 Umblüht er träumerisch;  
 Bald wächst zum dritten male  
 Der Bart ihm um den Hals.

Da stehen beim die Knaben:  
 „O Herr, es ist kein Tag!  
 Die nimmermüden Raben,  
 Sie halten ein im Flug.“

Ein Rollen in den Schladern,  
 Ein mächtig Sturmesweh!  
 Was will der Berg verstanden?  
 Welch Wunder ist gescheh?  
 Da tritt herein ein Wanderer:  
 „Wach' auf aus deinem Traum!  
 Den Herrschold lag ein andrer  
 An Deutschlands dürren Baum.“

Ein heldenhaft Erstöhnen  
 Hat dich vom Dorn befreit;  
 Der Dorn beginnt zu grünen,  
 Es kommt die bessere Zeit.

Aus thronenwerthen Siegen,  
 Aus wilder Flammen Brand  
 Ist sie emporgeriegen  
 Dem deutschen Vaterland.

Der Har mit blut'gen Hängen  
 Erschreckt die Völker noch.  
 Will er sie grausam drängen  
 In ein gewalttham Joch?

Sind matt vom heißen Ringen  
 Will ihm nicht Süd und Nord?  
 Kriecht nicht von seinen Schwingen  
 Fernab der Wanderer noch?

Da ruft der Barbare  
 Mit lauter Stimme Schall;  
 Im unterird'schen Schlosse  
 Thut seltner Widerhall:

„Wagt ihr den Kampf beiziehen,  
 Heil kommt des Sieges Preis;  
 Das Reich gehet dem Einen,  
 Der's zu beschirmen weiß.“

Das Reich gehört dem Starcken,  
 Der alle Feinde schreckt,  
 Aus der die fernsten Marken  
 Mit seinem Schwerte deckt.

Ihr mügt, ihr Fürsten, thronen,  
 Auf friedlich Glück bedacht,  
 Wenn über euren Kronen  
 Die größte Krone wach.

Den deutschen Völkern allen,  
 Bedenkt so heldenhaft,  
 Sag Euer Fahne wollen  
 Und sammeln ihre Kraft.

Was auch der Har erraste  
 Im wilden Kriegespiel:  
 Der Völk' ist seine Waffe,  
 Die Sonne ist sein Ziel.

Kiaß reifen allerwegen  
Nur Freiheit, Licht und Recht  
Und Macht und Glanz und Segen  
Dem kommenden Geschlecht.

Jetzt steigt aus blutiger Leuse  
Empor der Kaiser aus;  
Dem Jollern reicht der Staus  
Seln glorreich Banner dar!"

Da krank's wie Angewitter,  
Da krippt die Bildung ein;  
Den Kaiser und die Ritter  
Degräbt das Felsgestein.

In Trümmern liegt da drinnen  
Das alte Reich umher;  
Doch von des Berges Ginnen,  
Da kommt's: Dem Feis zum Herr!

Die sich die Zustände des deutschen Theaters in dieser  
gangesepeche gestalten werden, ist zunächst eine offene Frage.  
Posttheater in Hannover, Kassel und Wiesbaden haben,  
der Annexion dieser drei deutschen Staaten, als solche auf-  
zu erheben. So einseitig die Verwaltung dieser Bühnen  
obgleich Wiesbaden im letzten Jahre unter der dramatur-  
gischen Leitung Hermann von Dequignolles' einen erfreulichen  
Erfolg genommen hat), so ist doch der Verlust so rich-  
tig Bühnen jedenfalls ein Verlust für die Kunst und drin-  
gen zu wünschen, daß dafür dem deutschen Theater, vielleicht  
eine in Norddeutschland durchgeführte Bühnenreform, ein  
erhebender Erfolg geboten werde. An die Bühnen Wiens  
Oesterreichs tritt jetzt, nachdem das äußere Band zwischen  
Frankreich und Oesterreich gelöst ist, um so dringender die  
Forderung heran, das geistige Band durch Pflege deutscher Kunst  
Bühnenkunst um so fester zu knüpfen. Wir freuen uns,  
Emil Kuh in seinen „Burgtheaterstudien“ im Feuilleton  
Presse“ dieser Mahnung einen berechneten Ausdruck gegeben  
zu haben. Mit Recht sagt er: „Wie die Ereignisse der jüngsten Zeit  
Abschnitt bilden im staatlichen Leben Oesterreichs, in der  
Entwicklung und nationalen Entwicklung der Deutschen dieses Reichs,  
reichen sie auch einem Wendepunkt entscheidender Art in  
Entwicklung des Burgtheaters, eines der wichtigsten Cultu-  
re unserer Stadt. Stärker denn je, ja so stark wie nie  
sich dem Burgtheater gegenüber die Forderung geltend:  
den künstlerischen Zielen das nationale festzuhalten, die  
ein deutscher Sitten und deutscher Bildung zu sein. We-  
nige Verpflichtungen des Burgtheaters bisher in seiner rein  
rhetorischen Aufgabe stillschweigend mit eingeschlossen, so sind  
jetzt ein Zweck für sich geworden, dessen energische und  
andige Erfüllung eine Hauptbedingung des künftigen Be-  
standes der Postbühne ist. Nun das nahe Verhältnis Deutsch-  
lands zu Deutschland — und sei es auch nur ein Schein-  
verhältnis gewesen — aufgelöst ist, nun wir, wie es heißt, auf  
sein angewiesen sein sollen, nun thut es noth, daß wir  
Band, auch das geringste, in Ehren halten, das uns mit  
nordischen Geistes verknüpft, daß wir jedes Wahrzeichen eiser-  
halten, welches die Unterschiede anzeigt, die uns von den  
umringenden fremden Völkern trennen. Und ein be-  
sonnes Band in dem hervorgehobenen Sinne stellt das Burg-  
theater, ein heiliges Wahrzeichen, zwischen uns und den  
in Oesterreich aufgerichteten, verankerten die Meister-  
stücke des Dramas, die wir aus unserer eigenen Gasse herbor-  
den, oder im tünigen Wechselverkehre mit den Genies an-  
nationen in unser Verstandnis aufgenommen haben.“  
Wenn nun Emil Kuh fortfährt, sich über die Blutvergis-  
ses Burgtheaters zu beklagen, es zu beschuldigen, daß es  
gesagt habe von der Führerschaft deutscher Sitten und deut-  
schen Bildung, daß pariser Gesellschaftsbilder und Satiren von  
zu Tag unbeduldsamer das Repertoire beherrschten hätten,  
Ausstellungen der Mode und raffinierten Sinnlichkeit,  
e brandige Ehe, wie sie französische Dramatiker schil-

bern, das Lieblingsstigma des Burgtheaters der letzten Jahre  
gewesen sei und diese Bühne endlich einer glänzend eingerichte-  
ten Klinik gegliedert habe, wo die zuckende Niederlichkeit secirt  
wird; so vergißt er dabei, welche nicht genug zu schenken die Ri-  
schuld die wiener Kritik an dieser Richtung gehabt, eine Kritik,  
die mit wenigen Ausnahmen die Werke neuer deutscher, nament-  
lich norddeutscher Dichter zerlegte, auf das schonungsloseste und  
ungerechteste mißhandelte und der Direction des Burgtheaters  
jeden Anlaß zur Förderung deutscher Talente verwehrte,  
während sie vor dem französischen Genies lagenbuckelte und an  
ihre Werke mit größter Bewunderung und ehrfurchtsvollster  
Analyse ging, als ob sie lauter Schiller und Schopenhauer vor sich  
hätte. Wir werden uns freuen, wenn hierin in Wien eine  
bessere Einsicht sich Bahn bricht, wenn die Schlacht von König-  
grätz, welche die politische Schreibung zwischen Oesterreich und  
Deutschland zu einer Thatsache machte, für die geistige An-  
näherung der wackern deutschen Stämme Oesterreichs und  
Deutschlands selbst eine unabwiesliche Anregung gegeben hat.  
Die Bühne kann darin viel thun, aber nicht ohne Unterstützung  
durch die Presse. In dem Artikel Emil Kuh's begreifen wir  
einen erfreulichen Wendepunkt in den Grundanschauungen der  
wiener Feuilletonkritik.

### Bibliographie.

- Der Arzt als Ostmischer oder das Rechtsgefühl des Nicht-Juristen.  
Eine Kriminalgeschichte. Basel. Gr. 8. 20 Rgr.
- Augustinus, A., Bekanntnisse. Aus dem lateinischen überseht von  
F. Weichmann. Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer. 8. 1 Thlr.
- Beder, A., Der Rabbi Bermahns. Roman in 3 Abtheilungen.  
12 Abtheilungen. Der Rabbinist. 3 Bde. Berlin, Jantke. 8. 3 Thlr.  
15 Rgr.
- Bilder und Klänge aus Kudoßkadt. In Postmundart. Des Pesti.  
die vermehrte Aufl. Kudoßkadt, Schlegel. 16. 10 Rgr.
- Börsen, J., Kurze Geschichte des preussischen Feldjüngers gegen  
Oesterreich und seine Verblüheten. In wahrheitsgetreuen Kriegsbildern  
dem preussischen Volke erzählt. Düsseldorf, Speckmann. Gr. 8. 3 Rgr.
- Braunbach, W., Dank-Kaisers in das unbekannte Jenseits oder das  
Leben nach dem Tode und die Selbstständigkeit der Seele, hergeleitet aus  
den Wirkungen des Chloroform. Nach einem Vortrag. Neuwied, Heuser.  
17. 10 Rgr.
- Dohm, D., Die spanische Rational-Literatur in ihrer geschichtlichen  
Entwicklung nebst den Lebens- und Charakterbildern ihrer klassischen  
Schriftsteller und ausgewählten Proben aus den Werken derselben in deut-  
scher Uebersetzung. Die bis die Pief. Berlin, Hempel. Gr. 8. 10 Rgr.
- Ducpetiaux, G., Die Schule ohne den Bricker. Mit Autorisation  
des Verfassers aus dem französischen überseht von G. Bachmann. Kaden,  
Gießen. 8. 6 Rgr.
- Eckmann, W., Was soll und können werden? Zur Verständ-  
lichmachung an alle Kirchen. Berlin, Steinthal. Gr. 8. 3 Rgr.
- Fritsch, A. v. O., Für Wilhelm Stier. Zur Feier seines Gold-  
jubiläums am 8. Mai 1866 im Verein „Notis“ gesprochen. Berlin, Deut-  
sch. Gr. 8. 7/8 Rgr.
- Hell zu gelernt? und Wohl dem, dem seine Sünden vergeben sind.  
3 Erzählungen. Herausgegeben von F. v. Ratzeburg. Halle, Friede. 8.  
22 1/2 Rgr.
- Der Herr ist meines Lebens Kraft. Mittheilungen aus dem Leben und  
Leiden zweier Schwefern. Aus dem Englischen frei überseht von v. R.  
u. v. Hannover, Schulze. Gr. 8. 15 Rgr.
- Hefel, G., Preussische Hoch-Sommer-Zeit. Neue Kriegskrieger.  
Berlin, Schwesinger. 16. 10 Rgr.
- Katich, A., Unter dem Glockenst. Roman. 3 Bde. Leipzig, Gru-  
now. 8. 4 Thlr.
- Krüger, C., System der Louisa. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.  
Gr. 8. 3 Thlr. 34 Rgr.
- Kinderer, C., Wie Oesterreich gekämpft wird! Ein gemüthliches preu-  
sische Haupt-Spiel. Aus der deutschen Kunst- und Literatur. Ber-  
lin, H. Müller. Gr. 8. 1 1/2 Rgr.
- Pilger, J., Christliche Confessionen und Sitten. Kurze Charakteri-  
stik derselben. Belp. Gr. 8. 9 Rgr.
- Prahl, Die Wahrheit in ihren Hauptzügen dargestellt. Leipzig, För-  
ster u. Fiedel. 8. 1 Thlr.
- Schmidt, J., Die Nothwendigkeit einer neuen Parteibildung. Ber-  
lin, Springer. Gr. 8. 6 Rgr.
- Schubert, A., Logik oder Wissenschaft vom Wissen mit Berücksichtigung  
des Verhältnisses zwischen Philosophie und Theologie im Urtheile darge-  
stellt. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 1 Thlr.
- Schubert, A., Sonette aus Norddeutschland. Hamburg, O. Meißner.  
Gr. 16. 2 1/2 Rgr.
- Trebnitz, J. R., Für unser Heer! Preussisch-deutsche Lieder während  
des Krieges 1866 gedruckt. Breslau, Schletter. Gr. 16. 1 Rgr.
- Wittrock, A., Geschichte der deutschen Pädagogik im Umriss. Von  
den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. Leipzig, Kisthardt. Gr. 8.  
21 Rgr.

# Anzeigen.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## NEW PUBLICATIONS

FOR THE STUDY OF THE

### GERMAN AND FRENCH LANGUAGES.

**Ahn, F.** A new, practical and easy Method of learning the German language.

First course. 21<sup>st</sup> edition. 10 Ngr.

Second course. 17<sup>th</sup> edition. 12 Ngr.

Third course. 4<sup>th</sup> edition. 10 Ngr.

**Ahn, F.** Key to the exercises of the New method of learning the German language.

First and second course. 8<sup>th</sup> edition. 5 Ngr.

**Ahn, F.** First Rudiments of the German language for children from 6 to 10 years old. 8 Ngr.

**Ahn, F.** English-German Conversation-book for young Ladies. 10 Ngr.

**Ahn, F.** The Poetry of Germany. A selection from the most celebrated German poets of the two last centuries. Chronologically arranged and accompanied with an historical survey of the German poetry from Haller to the present time. Sewed, 1 Thlr. Cloth, 1 Thlr. 8 Ngr.

**Albert, L.** A complete Pocket-dictionary of the English and German languages. 3<sup>d</sup> edition. Sewed, 1 Thlr. Cloth, 1 Thlr. 5 Ngr.

**Graeser, Ch.** A German Vocabulary. Being a collection of more than 4000 words in general use. With indications of the German pronunciation. 8 Ngr.

**Ahn, F.** First Rudiments of the French language for children from 6 to 10 years. 8 Ngr.

**Ahn, F.** French Conversation-book for young Ladies. 10 Ngr.

**Graeser, Ch.** The simplest Method of acquiring an elementary knowledge of the French language. Adapted from Professor Ahn's elementary book. 5<sup>th</sup> edition, revised and corrected. 10 Ngr.

**Graeser, Ch.** Key to the exercises of the Simplest method of learning the French language. With a Characteristic of Ahn's method. 5 Ngr.

**Graeser, Ch.** A practical and methodical Grammar of the French language. Two parts. Second edition.

First part. 24 Ngr.

Second part. 1 Thlr. 10 Ngr.

**Graeser, Ch.** A French Vocabulary. Being a collection of more than 4000 words in general use. With an introduction to the French pronunciation. 8 Ngr.

**Graeser, Ch.** A Thesaurus of French literature subsequent to the great revolution. Especially adapted for the use of schools, for self-instruction and for private reading. In two volumes. Each volume 20 Ngr. Bound in one volume 1 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Lehrbuch der Geodäsie.

Nach dem gegenwärtigen Zustande der Wissenschaft für Feldmesser, Militärs und Architekten bearbeitet von

**Jacob Henßli.**

Mit ungefähr 500 in den Text eingedruckten Figuren in Holzschnitt.

8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Henßli's „Lehrbuch der Geodäsie“, hervorgerufen durch das Bedürfnis eines geordneten und stufenmäßigen Unterrichts in der Messkunst, schließt sich streng an die Praxis an und eignet sich besonders zum Gebrauch in land- und forstwirtschaftlichen Anstalten, Militär- und Pauschulen. Wegen der durchgehends beobachteten Klarheit und Faßlichkeit der Darstellung wird es sich aber nicht weniger auch beim Selbstunterrichte angehenden Feldmesser bewähren. Es behandelt in vier Abschnitten 1) die unentbehrlichsten Hülfsmittel aus der Mathematik und Physik; 2) die Lehre von den Meßinstrumenten; 3) das Messen und Aufnehmen; 4) Darstellung der Aufnahme durch Zeichnung. Die zahlreichen ebenso correct als sauber ausgeführten Abbildungen dienen zur Veranschaulichung der vorgetragenen Lehren.

Ein Prospect über das Werk ist durch alle Buchhandlungen gratis zu erhalten.

## Leichtfaßliche Anleitung zum Feldmessen und Nivelliciren mit den einfachsten Hülfsmitteln.

Für Forst- und Landwirthe, Bautechniker, forst- und landwirthschaftliche Anstalten, Gewerbe-, Bürger- und Realschulen bearbeitet von

**Jacob Henßli.**

Mit 52 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 15 Ngr.

Dieses Werkchen ist kein bloßer Auszug aus des Verfassers „Lehrbuch der Geodäsie“, sondern eine ausdrücklich für diejenigen, welche weiter gehender mathematischer Kenntnisse entbehren, geschriebene Anleitung, ein gegebenes Terrain zu vermessen, zu nivelliciren und zu cartiren, die Flächen zu berechnen und zu theilen, Erdbarbeiten nach vorausgegangener Berechnung auszuführen: und dies alles mit den einfachsten, wohlfeilsten und leicht zu handhabenden Instrumenten.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Gedichte

von

**Hermann von Loeper.**

8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

Die bisher nur hier und da in Zeitschriften zerstreuten Gedichte Hermann von Loeper's erscheinen hier zum ersten mal gesammelt und durch eine Anzahl angebrachter vermehrt. In anmutiger Form sich darbietend, befehlen diese Dichtungen durchgängig eine gereifte und liebenswürdige Dichternatur, von welcher der Leser sich sympathisch berührt und angezogen fühlt.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 36. —

6. September 1866.

Inhalt: Essays und Studien. Von Rudolf Gottschalk. — Reizhardt von Gneisenau. Von Hans Prutz. — Reiseliteratur. — Feuilleton. (Literarische Blaubereiten.) — Anzeigen.

### Essays und Studien.

1. Deutsche Charaktere. Von Gustav Kühne. Zum ersten male gesammelt. Viertes Heft. Die Romantiker und die Patrioten. Leipzig, Denike. 1866. 8. 1 Thlr.

Die ersten drei Theile von diesen „Essays“ Gustav Kühne's, welche den dritten bis sechsten Band seiner „Gesammelten Schriften“ bilden, sind bereits früher in Nr. 24 d. Bl. f. 1865 besprochen worden. Der vorliegende vierte Theil führt uns in das 19. Jahrhundert, während in den vorausgehenden meist die Helden des 18. Jahrhunderts charakterisirt wurden. Freilich kommt es bei vielen, welche hiesseit und jenseit dieser säcularen Grenzschiede schöpferisch auftraten, wesentlich darauf an, nach welcher Seite hin der Schwerpunkt ihres Wirkens fällt. Und so mag von den hier gewürdigten Männern namentlich Jean Paul noch von dem 18. Jahrhundert mit einigem Recht reclamiert werden.

Gustav Kühne ist ein Essayist, bei welchem die Beredsamkeit über die Analyse überwiegt. Nicht als ob die letztere fehle, doch der Grundton dieser Studien ist ein warmer und begeisterter; es ist der Ton, den der Redner der Académie française anschlägt, der seinem Vorgänger auf dem Stuhl der Unsterblichen eine éloge hält; es ist der Ton der oraison funèbre. Mindestens wo es die Anerkennung der Vorzüge und Verdienste gilt, begnügt sich der Essayist nicht mit nüchternen Censuren, sondern er folgt dem Drange seines Herzens, das ihn zu schwungvoller Verherrlichung des Verherrlichungswürthen treibt. Keineswegs aber haben wir es mit salbungsvollen Kanzelreden zu thun, denen jedes attische Salz fehlt, oder mit Apotheken, die wie mit schimmerndem Golbgewölle auch alle Fehler und Mängel verschleiern. Die Kritik kommt zu ihrem guten Rechte; doch es ist keine misanthropische, schadenfrohe Kritik, welche den geistigen Größen ein Bein stellt, um sie zu Fall zu bringen, es ist keine Dialektik, welche zeigt, wie Vorzüge und Fehler sich verschlingen, wie die letztern sich nicht lösen lassen, ohne die ganze Eigenthümlichkeit der Erscheinung zu verwischen.

Kühne ist überhaupt ein Mann der Gesinnung; glatte Formenscönheit vermag ihn nicht zu bestechen, die Feuer-

werke des Talents blenden ihn nicht; er sieht auf das Herz, er geht auf den Kern. Er selbst ist von echt patriotischem Feuer durchdrungen, und die Männer, die für das deutsche Vaterland mit Begeisterung wirkten, nehmen den vornehmsten Platz in seiner Walhalla ein.

In der ersten Nische derselben steht Jean Paul, den Seine den confusen Polyhistor von Bairuth und Frau von Staël den eingeweichten, wenn auch genialen deutschen Kleinfüßler nannte. Kühne sagt:

Wir rechtfertigen nicht gern und nicht ganz Seine's Wort über ihn. Aber dies Wort trifft den Künstler im Poeten Jean Paul, und ein Dichter will und soll auch Künstler sein, und als solcher nicht bloß Musiker, auch Architekt. Ohne die aufgelöste Form seiner Werke können wir uns allerdings Jean Paul's Wesen gar nicht denken. Dann aber wird die Anlage zur Wehrlage, und diese trifft dann nicht bloß ihn, sondern, wenn er wirklich der Deutsche der Deutschen, das Deutschtum selber in seiner Ohnmacht, sich aus Zerfahrenheit und Verwilderung in feste, sichere, gesunde Form zu retten. Und wenn er als „genialer Kleinfüßler“ der deutsche Dichter ist, so betrauern wir, daß in solchem Anbissnappel, wie er am liebsten seine mannichfachen Krähwinkel nennt, das Beste und Tiefste vom deutschen Leben Gefahr drohte zu verflümmern. Er war tief, dieser Dichter, aber seine Tiefe grenzt ans Bodenlose. Er war groß, dieser deutsche Dichter, ob er schon keinen Vers machen konnte; seine Rede war schranken- und bandenlose Rhythmit, als nähme das Roß Pegasus sich am schönsten aus, wenn es durchgeht. Kein Dichter ist ohne Plastik denkbar, und doch schien Mutter Natur einmal in Jean Paul eine Ausnahme machen zu wollen. Aber auch wenn sich in ihm nur Dichtungen gestalten sollten, die rein als Musik zu nehmen wären, so halten seine Werke sogar auch selten die Form von Symphonien fest, sie geben, auch als Musik genommen, lieber nur Phantasien über ihr Thema, als daß sie dies Thema gestalten und erleben. In Versen gehört nicht bloß Lenz, sondern auch Baunkunst. Jean Paul's Polymeter und Streckverse sind schäumend aufgelöste Dithyrambenprosa ohne Maß, Form und Halt. Es ist viel Musik in seiner Prosa, aber er ist ein Musiker, der für die Singstimme nicht sehen kann, seine Orchesterregimenten stürmen sprachlich und logisch bandenlos einher und seine Harmonik möchte gern alle, auch die muthwillig und spielerisch aufgenommenen Dissonanzen lösen, kommt aber bei dem Bock aus allen Ecken und Enden der Welt zusammengekapelter Geschrämkeit doch nicht aus dem Brei der Auflösung heraus. Die einfachste Idylle verbräut und verschachtelt er mit Einfällen aller Weisen und aller Narren der Welt. Die klarste Scene eines



Stumpeln Lebens, die er zeichnet, erdrückt er mit Krebsen und Schindeln. Der beste Humor seines Herzens erlahmt an dem Gewicht seiner gelehrten Citate, sein Schiff geht entweder unter am Ballast seiner Ladungen, oder an der Quertreiberei zwischen Steuer und Ruderslangen. Es ist nie Unstimm in seinen Witten, aber ihr gelehrter und gequälter, oft geschmackloser Tiefinn grenzt an den Wahnsinn der „Ernstigungen“ unter der Hirsche seiner Musik. Seine Phantasie war diese Niets, diese Polypheuma, die er selber schilbert; sein Ungeschmack in Caricaturen ist ebenso riesenhaft. Das „harmlose Wetterleuchten“ seiner Einfälle, um ein schalkhaftes Wort zu brauchen, ist doch oft nur ein mäßiges Feuerwerk, und wenn der Witz, statt zur Hochzeit ein Polsterabendfest zu geben, bloß eine Polsterlampe von Selbstsamkeiten liefert, so taugt er nicht.

Rühne hebt ferner mit Recht hervor, wie Jean Paul, was auch schon Gervinus betonte, ein ewiger Frühlingsmensch, wie aber gegen seine verschwimmenden Phantasien sein eigener Witz immer das beste Correctiv war. Ebenso treffend meint er, daß dieser Dichter eine große Nothwendigkeit gewesen sei zur Entfaltung dessen, was am Deutschen das Deutsche war; ein nothwendiger Gegensatz zu unsern Classikern, bei deren fortgesetztem Hellenisieren wir vielleicht Gefahr gelaufen wären, im Terrorismus der Formen zu verknöchern und zu versteinern. „Mit den Romantikern theilte Jean Paul weder den Rückfall ins Mittelalter, noch die Allermweltlichkeit der Windrose.“ Deshalb erscheint uns die ihm hier angewiesene Stelle von zweifelhafter Berechtigung. Er vertritt eigentlich neben unsern Classikern das moderne Literaturprincip, das eben noch nicht zu künstlerischem Durchbruch gekommen, nur von den schwankenden Lichtern des Humors erhellt wurde, aber von innen herausdringend bereits eine erstaunliche Kraft und Frische zeigte. Er griff in das moderne Leben und lehnte sich mit Consequenz niemals an das geschichtlich Gegebene in seinen Erfindungen an. Gleichwohl geht Rühne zu weit, wenn er behauptet: „Die Weltgeschichte war für ihn kaum vorhanden, er war mit seiner Poesie, mit seinem ganzen großen Herzen auf die Gegenwart verwiesen, und diese Gegenwart, die er kannte und beherrschte, war eng und klein.“

Daß Jean Paul die treibenden Mächte des geschichtlichen Geistes wohl erkannt hatte, daß er auch die weite und große Gegenwart beherrschte, wie sie sich in der politischen Weltlage ausdrückt: das beweisen wol seine „Dämmerungen für Deutschland“, seine „Politischen Fastenpredigten“ und die andern begeisterten Flugschriften, in denen sich der wahrhaft historische Sinn ausdrückt, welcher den Gang der Weltgeschichte in der eigenen Zeit begreift. Rühne meint an einer andern Stelle, daß Jean Paul's Poesie nur in einer Flucht vor der Welt und allen ihren Erscheinungen und Gestalten bestehe. Auch das erscheint uns in dieser Allgemeinheit unbegründet. Es ist wahr, daß er die großen Seelen nicht in großen Thaten fand und schilberte, sondern nur an großen Empfindungen erkannte. Diese seine „hohen Menschen“ haben etwas von jener Weltflucht der ostindischen Weisheit. Doch warum soll es dem Dichter nicht freistehen, solche Charaktere zu zeichnen, welche gleichsam den Chorus der großen Welttragödie bilden? Keineswegs aber sind alle

Charaktere Jean Paul's von diesem Gepräge. Neben auch seine sentimentalen Heldinnen und Helden es bleibt noch ein bedeutender Rest von Fleiß und in seinen Humoristen, Cynikern, Antiquaren: praktische Gemeinde, welche der Welt und den Annahmen mit dem Secirmesser auf den Leib ist. Seine Linda und sein Roquatrol gehören nicht in die der blutigeren Schemen; es sind Gestalten, welche in der modernen Romandichtung mehr oder minder vorkommen sind.

Was wir in der allgemeinen Charakteristik Jean Paul's als Einseitigkeiten bezeichnen möchten: dafür finden wir in der näher eingehenden, biographisch-charakteristischen halb die Correctur. Hier wird Jean Paul als Bußprediger in der Markterwoche Deutschlands geschildert, es wird ihm nachgerühmt, daß sein Dankschreiben kühner und edler gesprochen habe als Jean Paul mit ist wol selbst der Vorwurf beseitigt, als habe er nur für eine kleine und enge Gegenwart geschrieben, wenn es in der Einleitung heißt, er habe die Idylle verbrämt und verschachtelt mit Einfällen aus den alten und allen Karren der Welt, die starke Stumpeln Lebens, die er zeichnet, mit Krebsen und Schindeln erdrückt; so werden später mit Recht Witz, Satire der Jubelsenior Berlen deutscher Dichtung in der diese Klein- und Einzelbilder die wirklichen und Diamanten in Jean Paul's Dichtertrommel genannt.

Von den größern Werken Jean Paul's ist „Die Fliegelschere“ am höchsten; er nennt sie das mächtigste und schlagendste von allen, findet bei diesem komischen Romans groß und genial, den zum Plan und den Anlauf wirkungsvoll; „entworf die Durchführung der Idee, wir hätten damit in der Literatur des Romans ein tiefstinniges Werk den „Quixote“ an die Seite zu setzen“. Diesen Urtheil men wir bei. Mindestens von Jean Paul's Romanen stehen „Die Fliegelschere“ auch in dieser Hinsicht am höchsten.

Rühne besitzt eine große Feinsichtigkeit in der Auffassung jener „Dichterfrauen“, welche auf große Stimmung eingewirkt und mehr oder minder Typen der Phantasie derselben vorgezeichnet hat. Dies bereits in der Charakteristik der in eben einflussreichen Mädchen und Frauen bewiesen in der Biographie Jean Paul's entwirft er von tanische Kall und den drei Carolinen sein Andenken. Von der Begeisterung der Frauenwelt berichtet Rühne die bekannten Anekdoten. Sind wir doch schon von jener Zeit entfernt, in die Damen in Berlin und Dresden die Locken Paul's Pudel Ponto auf der Brust trugen! Es klammern sich die Damen weder um die Pudel Locken, noch um diese selbst — und es ist wirklich

Die Stellung, welche Gustav Rühne gegen den Romantismus einnimmt, entspricht derjenigen, welche die Literaturgeschichte mit wenigen Ausnahmen in dieser Richtung behauptet. Zu den Berggipfeln

ker gehören nur noch wenige im Märchenbusel be-  
re Köpfe, einige tendenziöse Geschichtschreiber, welche  
belt und namentlich den Staat in die „mondbeglänzte  
rnacht“ zurückzudrängen möchten, wo der beschränkte  
thanenverstand alle Regierungsmaßregeln, möchten  
n auch wie Sternschnuppen auf die Nase fallen, als  
rahlungen himmlischer Weisheit bewunderte, und  
germanistische und romanische Fachgelehrten, welche  
recht anerkennen, daß von der romantischen Schule  
edeutungsvollen Anregungen für ihr wissenschaftliches  
en ausgingen. Die allgemeine Charakteristik, die  
: am Anfang seines Artikels: „Ludwig Tieck und  
omantiker“, von dieser Schule gibt, ist durchaus zu-  
id. Von Tieck heißt es:

Kan kann nicht sagen, daß Tieck als uralter Berliner, als  
ohn Syre-Athens, das Evangelium von der Ironie als  
lchten Stoffel des Kunstbewußtseins ausschließlich erfum-  
be; es war auch der Glaubenssag der doctrinären Ge-  
Schlegel und fand noch andere schöpferische Missionare.  
Tieck war der erste, der den Umschlag trunkenen Begeist-  
in Selbstverpötelung dichterisch feierte. Damit einver-  
n-  
st-  
fröh heimlich die glaubenstreue Innigkeit seiner mittel-  
schen Anschauungen und mischte in die harmlose Kindlich-  
r alten Sagen und Märchen gezielte Affectation, erlin-  
formen und greifendste Lieberlichkeit. Das Rätheln der  
erschien dann bei dem Rausch im trunkenen Augenpaar  
ahnsinn im Gemisch höchster Entzückung und tiefer Trauer  
schmerzen. Wo sein „Phantastus“ in der Jugendblüte sich  
rei erhielt von den glücklichen Nachwehen durchschwürmter  
ne, da hat er allerdings sein Bestes, Reinstes und Tief-  
geben. In dem „Eisen“ ist die Märchenkindlichkeit am  
stbesten, im „Rosenberg“ mit seiner geheimnißvoll loden-  
lählerwandtschaft zwischen Geist und Natur, Menschen-  
und Geisteswelt, am tiefsten. Wo die Märchentruose sich  
sam zur dramatischen Entfaltung gestalten soll („Genoveva“,  
amat“, „Blaubart“), da wird die Breite flach und kamp-  
reitgetretenes Epigramm ist ein Konfession und ein eigen-  
seßgehaltener Witz (im „Gefühllosen Vater“ und in der  
chren Welt“) wird zur gezwungenen Grimasse.

er verwildertste Romantiker, Clemens Brentano, ist  
als bezeichnend charakterisiert. Nur war die dichte-  
Gestaltungskraft dieses Autors wol noch schärfer zu  
n; er ist nach dieser Seite hin vielleicht der beden-  
: von allen. Auch nahm er größere Anläufe im  
ia und Epos, und neben vielem Monströsen und  
rrten sind in seiner „Gründung Prags“ und in sei-  
Romanzen vom Rosenkranz“ Partien von echt dichter-  
em Zauber und einer, trotz der darüber schwebenden  
hen Beleuchtung doch scharf herausgearbeiteten Ge-  
zg. Die Urtheile über Novalis, Brentano, Arnim,  
rias Werner, die Schlegel sind meistens apophoristisch;  
ingsten verweist Kühne bei Tieck, dem bleibenden  
um der deutschen Romantik, analysirt seine einzelnen  
twerke, auch die Novellen, und verweilt Biographi-  
und Persönliches mit Geschick in die literarische Cha-  
istik. Mit Recht nennt er „Genoveva“ und „Octo-  
formell die entschiedensten Abirrungen aufgellöster  
her Romantik und meint, daß in der „Genoveva“  
Bühne und Hans Sachs eine unnatürliche Um-  
g gefeiert haben. Ebenso treffend ist die Bemerk-

ung, daß aus dem gesellschaftlichen Geplauder des bres-  
dener Salons die Tieck'sche Novellistik erwachsen sei:

Der Anfang seiner Novellistik war wesentlich conversatio-  
nell; wo das Thema tiefer griff, traten die rednerischen Figu-  
ren zu dialektischen Gegensätzen heraus, die lockere Theorie vom  
überraschenden Umschlag in der Wendung führte zu höchst be-  
quemer Erledigung des Stofflichen, und die Nase ließ dann oft  
als Ironie mit ihrem geheimnißvollen Lächeln vornehm aber  
ohnmächtig im Sorgenstuhl. Kränkliche Stubenlast umwehte  
die Wiege dieser modernen Ammengegeschichten, modern, weil sie  
im Aether blasierter Noblesse empfangen und geboren wurden,  
märchen- und sagenhaft aber, weil sie aller gesunden Kraft der  
Wirklichkeit und Wahrheit, oft aller Menschenmöglichkeit gegen-  
übertraten, aller Frische des Volkslebens, allem Getriebe des  
Marktes, des bürgerlichen und staatlichen Verkehrs, allen drän-  
genden Forderungen der Zeit Sohm sprachen.

Wir erfahren, daß unter Tieck's Novellen 7 phan-  
tastische, 24 sociale und 8 historische sich befinden:

Diese letzten sind durch die vielseitige Kenntniß der betref-  
senden Zeitalter hervorragend, aber zugleich, weil sie an der  
geschichtlichen Wirklichkeit wie an der physiologischen Wahrheit  
ständig scheitern, für die romantische Nase im höchsten Grade  
charakteristisch.

„Die fabrikmäßige Hast der bestellten Arbeiten“, die  
der greise Dichter für Almanache lieferte, wird von Kühne  
mit Recht mehrfach betont.

Sehr liebevoll ist das Porträt „Heinrich von Kleist's“  
in dem dritten Kühne'schen Essay ausgemalt. Heinrich  
von Kleist's Dramen sind die einzigen der romantischen  
Schule, die sich auf der Bühne erhalten haben oder die  
vielmehr nach seinem Tode auf die Bühne gedrungen sind.  
Bei Lebzeiten war er vielleicht der obscurste von allen die-  
sen Poeten. Neuerdings ist Kleist das enfant chéri der  
Literaturhistoriker geworden — nüchterne Naturen wie Julian  
Schmidt und überschwengliche wie Albert Daxl begegnen  
sich in der warmen Anerkennung dieses Dichters, der für  
eins der ersten dramatischen Genies Deutschlands erklärt  
wird. Wir halten diese Manie der Bewunderung für  
eine vorübergehende Mode. Das Publikum theilt diese  
octroyirte Bewunderung der Kritiker durchaus nicht; so-  
wol der „Prinz von Homburg“ als das „Räthchen von Heil-  
bronn“ machen bei den Aufführungen meistens einen flauen  
Eindruck. Das letztere ist zwar beliebt als Stedenpferd  
für Darstellerinnen, doch die Naivetät eines Räthchen ist  
neben der eines Gretchen und Klärchen von anwidern-  
der Süßlichkeit und der Schluß des Dramas ein feudal-  
heraldisches Tableau mit jener Mischung der Verwickelung,  
wie sie die chinesischen Dramen lieben, indem der Sohn  
des Himmels oder einer seiner Mandarine den Knoten  
zerhaut. Im „Prinzen von Homburg“ aber muß sich  
jedes gesunde Empfinden durch den Widerspruch zwischen  
dem Charakter des Stoffs und seiner Behandlung zurück-  
gestoßen fühlen. Ein preussisches Militärdrama aus der  
nüchtern-kraftigen Zeit des Großen Kurfürsten und seiner  
vollstümlich daben Helden, und eine somnambul-träu-  
merische Introduction und Schlußgruppierung — man sieht,  
dem Dichter fehlte aller gesunde Instinct, aller künstlerische  
Takt. Glücklicherweise fanden unsere philosophischen Assen-  
tiller eine Formel für das Drama, und nur derartige

Stärke werden von ihnen wie von den Mongolen ein Stück Fleisch unter dem Sattel gar geritten. Man mag Kleist immerhin ein Genie nennen, doch dann war er ein mit einem Naturfehler behaftetes Genie, ein flotternder Shakespeare, der mitten in seinen Offenbarungen und Ergüssen stehen blieb.

Kühne's Charakteristik ist keine Apotheose, wie wir sie in jüngster Zeit gewohnt sind, wenngleich er Heinrich von Kleist „einen unserer besten Dichter“ nennt. Kühne verfolgt den Lebens- und Entwicklungsgang des Poeten und gibt ein Charakterbild, für welches die poetischen Erzeugnisse nicht einmal die Hauptfarben hergeben. Autobiographische Bekenntnisse müssen vor allem uns das Räthsel dieses Lebens lösen. In der That deden sich Dichtungen und Leben durchaus nicht bei Heinrich von Kleist. Aus seinen Aufzeichnungen und brieflichen Mittheilungen blicken wir in eine Gedankenwelt, deren Kämpfe sich gar nicht in seinen Dramen spiegeln. Nur die „Hermannschlacht“, die Kühne ein wunderbar mächtiges, tragisch-satirisches Gemälde nennt, zeigt uns seinen Patriotismus, aber trotz und vielleicht wegen der zahlreichen Beziehungen auf die Gegenwart in einer eigenthümlich verzwickten Form. Wenn sich das Zeitalter mit „wüthender Gleichgültigkeit“ gegen diese Dichtung verhielt, so war das weniger die Schuld der Zeit als die des Gedichts; denn alles Erwärmende und Begeisternde tritt darin zurück gegen die satirische Freskenmalerei. Der Held der Nation als schlauer Diplomat geschildert — es war ein seltsamer Widerspruch gegen die Tradition deutscher Viederkeit, welche in den Wäldern der Urwälder gehaust haben sollte. Die innerlich wühlende Flamme eines verbissenen Grolls ließ nach außen nur poetischen Dampf und Qualm hervorbrennen. Keiner flammte die Opferglut der Begeisterung in den patriotischen Gedichten, die vielleicht das Vollendetste sind, was wir von Kleist besitzen. Kühne beginnt seine Charakteristik des Dichters mit folgenden Worten:

An Jean Paul und Ludwig Tieck drängt sich uns unter den Romantikern noch diese besondere, ebenso mächtige wie düstere Gestalt. Er war wie jener gleich stark Patriot, wie dieser in seinen höchsten Empfindungen gleich somnambul. Nur daß er sich nicht wie Jean Paul mit Erdfungen und Idealen fristen und hinhalten konnte, an seinem Schmerz über das gesunkene Vaterland hinstechte, nicht wie die Romantiker nur ein Farbenpiel magischer Träume heraufbeschwor, nicht mit Ironie den irren Wahn der Phantastie beschwichtigte. Ihm fehlte alles Genüge, das die Selbstgefälligkeit gibt; er konnte nicht buhlen mit der Armseligkeit, nicht lächeln mit der Einfalt; er ging an beiden zu Grunde. In ihm hat sich die romantische deutsche Traumsucht in plastischen Formen gleichsam verfestet und verhärtet. Seine beste Jünglingsgestalt, der Prinz von Homburg, ist ein Nachtwandler, und sein vollendeter Männercharakter, Kothlos, hat eine Römerkraft, die wir groß nennen würden, stützte sich die Energie ihres sich in sich selbst verfeinernden Wesens nicht auf eine fast mädchenhafte Grille von Recht, die einer einzelnen Unbill wegen einen Appell gegen das Schicksal erhebt und an Gott und Weltordnung verzweifelt. Sein patriotischer Schmerz ging ihm sehr tief ins Blut, ob er schon nicht der Gato war, der sich nur um des Vaterlandes willen ins Schwert stürzt. Die Romantik ward in ihm zur vollendeten Thatfache, da ihn mit Entsetzen die Einsicht in ihre Täuschungen beschlich, das Zeitalter kumpf und unempfindlich blieb gegen

die höchsten Gebilde seiner Gedanken und Gefühle. Der Wahnsinn stand ganz nüchtern in ihm fest, die Verzweiflung hatte an ihm bereits ihr Werk vollendet, als der Zufall ihm das oft beschworene und besiegte Selbst zum Selbstmord erneuerte, wie ein ganz gelegentlicher Windstoß die reife und die angeregte Frucht vom Zweige löst. Was ihn am tiefsten gekränkt, was ihn eigentlich getödtet, kann kaum noch in Frage treten. Mit seinem Glauben am Heil des Ganzen war er schon in sich zusammengeunken, sein persönliches Unheil hatte ihn schon fertig geknickt, als ihm ein Weib die Waffe in die Hand drückte, um sie und sich zu tödten. Der Wahnsinn, mit welchem die Romantiker wie mit einer hohen Entzückung getöndelt, war in ihm zum Charakter geworden, zu einem Charakter voll Römerkraft, die ganz gelegentlich, aber sicher an den Folgerungen ihres Wesens zu Grunde ging.

Kühne macht indeß selbst hinter die Römerkraft und Römerthat Heinrich von Kleist's später seine Fragezeichen. Er meint, daß sich äußere Noth, wirklicher bitterer Mangel zu der innern Unfähigkeit gesellt habe, all die Niederlagen seiner höchsten Empfindungen zu überleben, und daß auch des Dichters Natur viel Stoff gebe, einen in sich fertigen Proceß der Selbstzerstörung zu verfolgen. Wir möchten auf das letzte das Hauptgewicht legen. Kleist's Talent glied einer Glode, die von Haus aus einen Riß hatte und deshalb keine reinen, vollen Klänge von sich geben konnte. Daß aber die Nation diesen Dichter verkümmern oder vielmehr verhungern ließ, ist eine Sündenschuld mehr, die sie damals gewiß, gegenüber einem so erfolglosen Poeten, auf die leichte Schulter genommen hätte. In Wahrheit scheint die Noth das Hauptmotiv zu dem Selbstmord gewesen zu sein, der in einer sehr unrdmischen, man möchte sagen blasirt-muthwilligen Stimmung vollzogen wurde.

In schwunghafter Weise wird Fichte von Kühne verherrlicht, seine Lehre vom Ich, vom Segen der Autonomie des Menschen, deren metaphysische Einseitigkeiten durch Hegel ergänzt wurden, nach ihrem wesentlichen Gehalt, in allen ihren Beziehungen zu den Vorgängern und Nachfolgern einleuchtend auseinandergelegt, ebenso der Gegensatz seiner politischen Anschauungen gegen das weltherrschende Princip des Cäsarismus. In politischer Hinsicht kämpfte Fichte auf preussischem Boden für ein Reich deutscher Nation, für welches ihm Preußen Mittel zum Zweck war. Kühne betont häufig den Gegensatz zwischen Großpreussenthum und Deutschthum, der in der gegenwärtigen politischen Lage wieder eine wichtige Rolle spielt. Man vergißt dabei, daß dieser Gegensatz im Fortgang geschichtlicher Entwicklung sich nothwendig abstumpfen muß, indem er nur für eine Zeit kämpfender Tendenzen seine Berechtigung hat. Es handelt sich ja hier nicht um einen Gegensatz der Nationalitäten, nicht einmal um den specifischen Stammeigenthümlichkeiten — denn Preußen vereinigt die verschiedensten Stämme —, sondern nur um die Formen eines ausgebildeten Staatswesens, die ein gewisses specifisches Gepräge tragen und in ihrer Knappheit und Schroffheit anfangs unwillkommen sind; doch gerade hierin liegt ihre energische Kraft für eine staatliche Reorganisation. Das Deutschthum können sie nicht verkümmern, das wurzelt fest im geistigen Boden, unverwundlich

eigendes Band in der Zerspitterung des Reichs, nerste Kern einer staatlichen Einheit. chte's Persönlichkeit selbst wird von Kühne mit folgenden Worten charakterisiert:

abengsam, tragig, schroff: so mußte er sein, der große Vorkämpfer jener Freiheitskriege, die erst wieder ein Deutschland möglich machten, obgleich Fürsten und Diplomaten zwischen der Mög- und der Erfüllung der Wirklichkeit die große Kluft offen lie- such Blücher, der Mecklenburger, suchte, daß die Feder wieder verdrarb, was der Degen gut gemacht. Der deutsche itrog, in Fichte's Schalter- und Schädelbau deutlich aus- gen, mußte diesem Freiender innewohnen, wenn er der lie, der seinem Volke ein neues Herz in den Busen setze. es neue Herz war eigentlich nur das alte Herz deutscher it und Ehre; aber der Muth eines Luther, ja die Bereit eines Bauernführers Thomas Münzer gehörte dazu, itgenossen die Scham auf die Wangen zu treiben im An- sen, was deutsch sein sollte und was aus Deutschland en. Und wenn er vom Frankenkaiser als einer Ausges- s Egoismus ein Bild entwarf, das er dem Urbilde gleich- it Antlitz war, so daß man beides schier verwechseln konnte, te er vom imperialistischen Dictator fast selber etwas in Natur haben, wie ja sogar sein Äußeres in der unter- turzhaftig festsitzensten Muskulatur bis zur Gewaltthatig- gischen Rinnade als etwas Napoleonisches gedeutet wurde.

it gleicher Pietät ist das Bild Schleiermacher's ent- , dessen Persönlichkeit für die Essayisten und Li- storiker einen eigenthümlich anziehenden Zauber be- Kühne hat, wie er selbst mittheilt, in den Zeiten akademischen Jugend zu Schleiermacher's Füßen ge-

In der That haben auch Schleiermacher und He- ine beiden berliner Lehrer, eine nachhaltige Wir- ns ihn ausgeübt und seine Schriften mit jener sei- dialektisch befruchtet, welche sie auszeichnet. Die rede, welche Kühne seinem Lehrer gegenüber den- sen von David Strauß hält, zeugt zwar von die- dialektischen Gewandtheit, macht aber von derselben id dort einen allzu ausgedehnten Gebrauch. So er meint: „Strauß versteift und vertneist sich auf- gensatz dessen, was man Wunder, und dessen, was in natürliches Ereigniß nennt. Als ob beides nicht

Dingen, die uns noch heute begegnen, zusammen- Als ob, was wir in seinem Causalnexus erkannt, auch noch in seinen Urkeimen etwas Unumkehr- barm Wunderbares sein könne“ u. s. w. Wir glau- ß diese über den Gegensatz hinwegwischende Dia- egen den schlichten Begriff des Wanders, wie ihn i im Einklang mit der allgemeinen Geltung dessel- hält, vergebens ankämpft. Kühne tritt allzu sehr jwanghafter Advocat für Schleiermacher in die- iten mit einer von der Pietät dictirten Beredsam- Dabei entgeht ihm die Halbheit des Schleiermacher- Standpunktes durchaus nicht. „Er sah sich immer- zu hingedrängt“, gibt er selbst zu, „das Christen- der Schwelbe zwischen Unglauben und Aberglau- halten“; er spricht von der „kunstfertigen Noth- , die Schleiermacher über die Kluft zwischen Glau- und Denkenden gebaut. Das sind doch im wesent- die Vorwürfe, die ihm Strauß und im Anschluß en Kritiker neuerdings Gerbinnus macht. Die scharfe

Opposition gegen Strauß bei aller Anerkennung seines „in Einzelheiten unwiderleglichen, unbarmherzigen Scharf- sinns“ will uns daher nicht behagen. Er sagt an einer Stelle:

Die Bistouen des Apostels Paulus auf epileptische Zustände zu reduciren, ist wol die erbärmlichste der Auffassungen, zu denen die nüchternste Kritik in Profanisirung hoher Gesehstimmungen führt. Ich zweifle, daß der sribol gescholtene Fran- zose Renan, der jetzt das Leben des Apostel Paulus schreibt, so profan wie Strauß sein wird.

Renan ist indeß allerdings so profan wie Strauß gewe- sen und hat die körperlichen Zustände des Apostels Paulus in seinem neuesten Werke „Die Apostel“ keineswegs ignorirt, wenn er gleich seine Darstellung mit einem orientalischen Colorit ausschmückt, welches über die physiologische Mo- tivirung einen gewissen poetischen Zauber breitet.

Von dem Redner Schleiermacher entwirft Kühne, in warmer Erinnerung der selbstempfungenen Eindrücke, das folgende glanz- und farbenreiche Bild:

Der Zauber seines Wortes war auch von der seltensten Art. Dem Denkenden, der sich ihm nahte, entzündete er das Gefühl für das Göttliche im Christenthum; der Gläubige, der an sei- nen Lippen hing, ahnte in ihm den sichersten Zusammenhang seiner prißenden Gedanken, der Person des Mannes und der geistigen Gewalt seines Ichs vertrauend, selbst wo in der Pre- digt des Meisters der letzte Hinweis auf die Stöcherheit des über- lieferten Glaubens fehlte. Schleiermacher's Rednerkraft war von der Seele des Christenthums belebt, eine wirklich biblische Zunge, keineswegs bloß eine Weisheit sokratischer Doctrin. Es war ein Hauch unsterblichen Lebens, der ihn mitten im Strome seiner oft nur flügelnden Verstandessprache überraschte, eine Weisheit Gottes, die ihn mit dem Nimbus einer nahenden Ver- klärung überglänzte. War es dann Wehmuth, in die er aus- brach, so war diese Wehmuth keine Schwäche, keine Einfällig- keit des Gefühls, denn sie war berebt, wie mit Engelszungen beflügelt. Ein Hauch des Entzückens ergaßte ihn, wenn er vom Zauber des Kreuzes sprach und die kleine weiße Hand über den Kopf schwang, mit drohendem Finger, der zitternd gen Himmel wies, aber zugleich wie ein kriegerisches Signal aller Sazung, allem Fortkommen, das der Buchstabe bringt, eine ewige Feste ankündigte. Seine Kampfslust, sein Hang zum Regiren wollte nur den Proceß herbeiführen, den er dem Ge- genstande gegenüber begann, um den Standpunkt zu erobern, ihn nach seiner Weise zu fassen. Weiland Lessing's Kampf der Untersuchung bestand darin, Knoten zu knüpfen, um sie dann zu lösen. Schleiermacher kränkelte vielleicht oft ohne Noth Wol- len zusammen, um sie dann durch den Morgenwind seiner Rede und die Sonne seines Lichts zu verschleichen. Niemand konnte er, nach seinem eigenen Geständniß, plötzlich hingerissen oder eingenommen werden; immer sang er an zu setzen und oft mit einer zähen Analyse alle Bedenlichkeiten abzuwägen, um sich allmählich in den Inhalt der Sache zu stellen. Nie war er trunken vom fertig und ein für allemal überlieferten Heil, die betäubenden Schauer des Pietismus vermied er in den Ge- müthern zu erwecken; vielmehr zeigte er, wie ein jeder den Ver- söhnungsact Christi erst an sich selber zu vollziehen habe, sonst sei er nicht da für ihn im Reiche der Wirklichkeit. Nicht eine Fackel, die jäh lodern schnell erlischt, eine ewige Leuchte wollte er ankünden, und indem er, alle Mächte des Innern zum offe- nen Kampf aufrufend, auch den zweifelnden Verstand zu Worte kommen ließ, bis sich derselbe in seinen eigenen Fallstricken fing, war eine Umwälzung des ganzen innern Menschen Zweck, Ziel und Triumph seiner kunstgewandten Rede.

Ueber das Porträt von Moriz Arndt können wir kür- zer hinweggehen. Schleiermacher's Bild schimmert in den

wissenschaftigen Meßern, das von Knabst verträgt nur eine Belandung. Es ist Kühne's Verdienst, nicht nach Ausserordentlichem und Neuem gesucht, sondern das Bekannte und Richtige in geschmackvoller Form reproducirt zu haben.

Die letzte oraison funèbre Kühne's gilt „Adwig Uhland“, dem letzten der alten Romantiker. Wir haben größere, reichere, mächtigere Dichter gehabt, keinen edlern, reinern. Kühne rühmt die klare, krystallhelle Form, die durchsichtige Faßbarkeit des Inhalts:

Die Gewalt der Unmittelbarkeit und ungesuchten Frische bei strenger Selbstbeherrschung und Herrschaft der Grazien kennzeichnet seine Poesie in Form und Inhalt und hält sie fern von aller Verschommenheit, aller Schwelgerei, allem Uebermuth, der sich verpaßt, allem Lurus, der sich vergeudet; an leuchtender Klarheit reiner, gesund einfacher Gestaltung und Stimmung sucht Uhland's Muse ihresgleichen. Er vergrub sich nicht in unser Mittelalter, um Schatten und Schemen, die bloß locken und schrecken, herauszubeschwören. Aus den deutschen und nordischen Heldenliedern entnahm er sich den Stil seines einfach drastischen Balladentons; die höfische Geziertheit und Mystik der mittelalterlichen Rittergedichte blieb ihm fern. Und auch später, als seine Leier verstummte, als er sich ganz der Forschung in den Dichtungsquellen unsers Mittelalters hingab, blieb ihm, vom Geist unserer Volkslieder und Sagen befeelt, nichts ferner als die frankhafte Gereiztheit und musikalische Zerfloßenheit der romantischen Schule. Mit der Hinnelung zu altdeutschem Sang und Sage bezweckte und erstrebte er die Rückkehr verlorengegangener Treue, Einsicht, Kraft, nicht die Anbetung mittelalterlicher Traumseligkeiten.

Den Uhland'schen Dramen spricht Kühne die dramatische Structure ab:

Und doch ist ein Volk und ein Theater zu bedauern, dem Kraft und Kunsth dieser Gestalten, Höhe und Adel dieser Gestaltungen, die unverfälschte Reinheit und plastische Vollendung dieser Grazie keinen Reiz mehr bieten. Den fränkisch-romantischen gleichzeitigen Schicksalsdramen Zacharias Werner's, Müllner's und Gönwaldt's gegenüber sind die Dramen Uhland's wahre Edelsteine. Die Hoftheaterwirtschaft der Museen an unsern großen Hofbühnen hat dem Dichter Uhland keinen Anlaß geben können, das deutsche Drama auf Grund und Boden unserer Diktorie weiter, glücklicher und erfolgreicher anzubauen.

Wir glauben, nicht die Hoftheaterwirtschaft, sondern der Mangel an dramatischem Talent hat Uhland von weitem Versuchen auf diesem Gebiete abgehalten. Mit der Gestaltung allein und edler, gräßlicher Form schafft man keine Dramen. Nicht bloß die Architektur, die Kenntniß der Dekonomie, die Gabe zu spannen und zu steigern fehlte dem Dichter — noch mehr die Macht des Negativen, die Blut der Leidenschaft, die Schärfe der Charakteristik, die Herrschaft über die dämonischen Regionen des Geistes und die Nachtgebiete der Seele: Eigenschaften, ohne die es keinen bedeutenden Dramatiker geben kann. Uhland war ein durch seine lyrische Thaufrische, edle, schlichte Empfindung und krystallklaren Ausdruck anmuthender, aber im ganzen doch ein schüchtern und wenig geistreicher Poet. Sein Porträt vervollständigt Kühne durch folgende Züge, die zum Theil unser Urtheil bestätigen:

Seine Gestalt war klein und unscheinbar; Chamisso schalt ihn „dickrindig“. Er war allezeit ernst, spröde, unbegreiflich. Sein Feuer brannte unterirdisch. Was man kühlte bei ihm nannte, war nur eine Kruste, welche die innere Wärme schmerzt.

Seine Sympathie war der Argwohn gegen die Untrennung edler, unantastbarer Güter, seine Lebensform sein Trost bloß die Treue gegen anerkannte, bewährte. Er war bescheiden, weil er das prunkende Pantheon des Menschen und am Dichter verschmähte. Er liebte die traulichen Abendstunden eines tiefen Friedens, auch wo ihn die lärmenden Reize der Welt als Lyriker hält er gern sein Ich zurück und ist seiner den Dichter, den Dürren, den Jäger, den Denker und sagen. Es ist nur selten Oden — aber dann in ihm, aber immerwährender Ferkelgefang zu Kopf nachtigallenklang zur Abendfeier. Seine Gedanken waren so tief, seine Lieder von der Wärme alter Zeit und nicht und Beilagen im Schatten riesiger deutscher Eichen die Nebel der Vergangenheit unsers Mittelalters nicht der Korunkel dunkler Schilde lockte ihn ab. Seine des Bewusstseins, nicht Roboter und Schach führten ihn irre, Sumpf und Irrlicht reizten ihn nicht, als Dichter und als Mensch zu menschlich und rein, zu monen zu hüllen.

Mit diesem vierten Band sind Kühne's „Charaktere“ abgeschlossen: durch Gediegenheit der Form und Adel der Form hervorstechende Beiträge zur Geschichte unserer vorclassischen, classischen und romantischen Literaturepoche. Wir bedauern, daß Kühne in fünften Bände nicht die modernen deutschen Dichter folgen läßt, zu deren Darstellung seine langjährige literarische Thätigkeit ihm die reichsten Vorarbeiten hat. Mag den hervorragenden Kräften der Gegenwart gegenüber der Standpunkt der oraison funèbre angemessen sein, sondern eine schärfere Kritik an die Stelle derselben treten müssen — das jüngste Zeitalter hat geistige Persönlichkeiten, die eine eingehende Charakteristik verdienen und Epoche ein ganz bestimmtes geistiges Gepräge an

2. Studien von Johannes Scherr. Dritter Band, 1. Abth. 1866. 8. 1 Thlr. 2/4 Rr.

Johannes Scherr ist ein Essayist, dem die Kritik Gustav Kühne's fern liegt. Seine Darstellung ist frisch und resolut und hat etwas Grobheit: rückt seinen Gegenständen energisch auf den Leib, weiß sie in scharf markirten Umrissen heraus. Auch ihm fehlt es nicht an Wärme, an Begeisterung, doch ist sie mehr kosmopolitisch als patriotisch. Humanität, Geistes- und Volksfreiheit sind sein Ideal; doch er opfert diesen Wärdigkeiten nicht mit Selbstgenügsamkeit; er hant mit mächtigen Axt auf ihre Gegner los und bewährt sich durchweg als Vertreter der ecclesia militans. Die rücksichtslosende Verbitterung des Stils wird etwas gelindert durch allerlei humoristische Arabesken, mit denen er die Stellung umrändert und durchwirkt. Wisniewski ist von einer unruhigen Lebendigkeit und erhebt sich mit einer hin- und herflatternden Belandung erinnert er in seinen Schädern an Diderot. Dies gilt namentlich von dem letzten Essay des Bandes: „Eine weltgeschichtliche Skizze“, die die Sitzung der Deputirtenkammer im Palais am 24. Februar 1848 und das Aufreten der



as in derselben mit satten, kräftigen Pinselstrichen wird. Bild auf Bild rollt sich in rascher, reo-  
virer Folge vor unsern Blicken ab: die  
tenden Persönlichkeiten werden dabei scharf silhouet-  
t und oft von satirisch-satirischen Lichtern beleuchtet.  
in die Erzählung hinein flattern die Extrablätter  
extrablättchen, auf denen der Autor einige Extracte  
strophilosophischer Weisheit sich ansnotirt oder seinen  
e Farben eingetauchten Pinsel versucht hat. Und  
achyle gegen seinen Drachsdust, polemisiert Scherr  
die verschiedenartigsten Heiligen, gegen die Haupt-  
ane des Parlamentarismus und alle Vertreter von  
ngen, die seinem Radicalismus zuwider sind. Als  
eines solchen Extrablattes theilen wir die folgende  
mit, die wol niemand in der Schilderung einer  
aus der Februarrevolution suchen würde:

so immerfort neuen Wein in alte Schläuche füllen?  
ual Das Wort ist vielmehr anzuführen; denn es ist ja  
ig derselbe alte, tausendmal um- und wiedergelegene  
für welchen neue Schläuche anzufertigen die menschen-  
rbeit sich abmüht. Ja, der Wein, d. h. der Gedanken-  
er Menschheit, ist und bleibt ewig derselbe, sofern nicht  
sehr unwahrscheinlich — die Organisation des mensch-  
behrens eines schönen Tags eine andere wird. Schon  
se Buddhiß hätte, so die Druckerkunst erfunden gewesen  
sicherlich Bücher drucken lassen, wie sie zu unserer Zeit  
rthur Schopenhauer drucken ließ. Pantheismus, Poly-  
s, Monotheismus, Atheismus, Brahmanismus, Kosais-  
ellenismus, Christenthum, Islam, Päpstei, Lutheri-  
mus, Hegel, Despotie, Aristokratie, Demokratie, So-  
is, Antik, Romantisch, Modern — Schläuche, nichts  
släuche, die sich ablösen und verdrängen im Laufe der  
aderte und Jahrtausende, jetzt so geformt, jetzt anders;  
h, blau, grün, gelb u. s. w. angefrisch, jetzt einfarbig,  
oefarbig, dreifarbig, regenbogenförmig, pfaunenbunt. Eine  
eiderung des Schlangens nennen die Leute ein neues  
r, einen frischen Anstrich eine neue Aera. Der Inhalt  
und bleibt der alte und — das halb schreckliche, halb  
he Räthsel „Mensch“ stets ungelöst. Macht es einen  
ied, wenn der indische Jogi zur Lösung dieses tragikom-  
istheils dadurch zu gelangen glaubt, daß er, die medita-  
ons nachahmend, ein Jahr lang und darüber auf Einem  
eht, oder wenn einer unserer ordentlichsten oder außer-  
sthen Rathederphilosophen in der nämlichen Absicht zum  
einer Zuhörer sich auf den abstrakten Kopf stellt und  
abstracten Weinen in der blauen Luft der Syllogismen  
egorien aprioristisch herumconstruirt? Daß zwei Pfaf-  
under begegnen können, ohne einander ins Gesicht zu  
st bekanntlich schon den Alten verwunderlich vorgekom-  
nt Menschen der Neuzeit dürften es billig wunderlich  
daß zwei Philosophen sich begegnen können, ohne ein-  
anzureizen. . . .

eine directe Nachstudie Carlyle's kann das Por-  
a „Cromwell“ betrachtet werden, das uns Scherr  
t. Diese Charakteristik ist markig und am wenig-  
ch abschweifende Excurse unterbrochen. Die vom  
rumbete Freidenkerin Hypatia erhält einen kleinen  
jischen Denkstein. „Das Räthsel des Tempels“,  
wildebige Prätendent Ludwig XVII. wird ebenso illu-  
rie das bereits von Immermann und Elise Schmidt  
ste russische Nationaltrauerspiel, welches den Conflict  
dem Zaren Peter und seinem Sohn zum Inhalt  
Die Feze von Glarus“ ist ein grauererregendes

Excerpt aus den Annalen des Überglaubens. Zu den  
ansprechendsten Skizzen gehört die Beschreibung von „Vol-  
taire's Arbaum“. Die Verdienste Voltaire's um echte  
Humanität und den wahren Fortschritt der Menschheit  
werden zu oft gering geachtet; es ist erfreulich, dieselben  
mit vieler Wärme hervorgehoben zu sehen:

Menschen, welche vielleicht nie eine Zeile von Voltaire ge-  
lesen haben, unwissende Nachbeter gedankenloser Vorbeter, nah-  
men und nehmen es sich im „gründlichen“ Deutschland heraus,  
über die kolossale civilisatorische Arbeit des Mannes den Stab  
zu brechen, etwa mit der dämlichen Phrase, seine Thätigkeit sei  
im besten Falle eine bloß negative gewesen. Ja wohl, er hat  
es sich zur Lebensaufgabe gemacht, die Unvernunft, die Unwahr-  
heit, die Ungerechtigkeit, die Unmenschlichkeit zu verneinen, und  
mit rastloser Thätigkeit und Pflichttreue hat er diese Aufgabe  
erfüllt, hat das Dumme, Schlechte, Schädliche und Schändliche  
negirt, mittels aller Gattungen und Formen der Poesie und  
Prosa negirt und in den Augen aller Denkenden und Redlichen  
ruinirt; und diese tapfere Kriegsführung des gesunden Menschen-  
verstandes und des gesunden Menschengefühls, diese glorreiche  
Negation wäre nicht zugleich ein positives Schaffen gewesen?  
Habt ihr nie vom Frühling gehört, dem Frühlingsboten und  
Frühlingsbringer der Schweiß? Der negirt auch: — den  
Baum winterlicher Knechtschaft! Ein lauernder Orkan saust und  
drüht er durch die Thäler, spottet im Nu Schnee und Eis  
hinweg, und wenige Tage darauf frühlungelt es im schönen Al-  
penland. Fürwahr, wenn Voltaire, wie er that, die religiöse  
Unduldsamkeit und den pfäffischen Fanatismus, die barbarisch-  
grausame Rechtspflege, die häuerliche Leibeigenschaft und andere  
vergleichen „organisch gewachsene“ Institutionen der „guten alten  
frommen Zeit“ auf Tod und Leben verneinte, so waren diese  
Verneinungen ruhmvolle positive Culturthaten, sehr positive!  
Und der Mann, welcher sich so energisch und zwar, wohlver-  
standen, zu einer Zeit, wo es noch Dapillen und „cages de  
fer“ für oppositionelle Autoren gab, der Unterdrückten gegen  
die Unterdrücker angenommen und die Sache der Armen und  
Elenden gegen die Reichen und Mächtigen so standhaft geführt  
hat, sollte ganz ohne Liebe und Enthusiasmus, sollte nur ein  
„tönendes Erz und eine klingende Schelle“ gewesen sein? So  
hat ihn selbst noch Fetterer genannt, welcher doch die beste und  
im ganzen gerechteste Charakteristik Voltaire's lieferte, die er-  
lirkt. Aber eine so ausdauernde Thätigkeit, wie die Voltaire's-  
che war, ist ohne Liebe und Enthusiasmus gar nicht möglich,  
gar nicht denkbar. Die bloße Eitelkeit ist lange nicht mächtig  
genug, zu solchen Anstrengungen zu treiben, und wir dürfen  
und müssen daher annehmen, daß von jener Centralsonne der  
moralischen Welt, genannt Idealgläubigkeit oder Begeisterung, doch  
ein starker Strahl in die Seele des sonnenräuberischen  
derers gefallen sei. Ja gewiß, der Jupiter tonans des Spot-  
tes konnte unmöglich die Dummheit der Menschen so nachdrück-  
sam befehlen, ohne an die Möglichkeit einer allmählichen Min-  
derung dieser Dummheitsmasse zu glauben, konnte unmöglich  
die Uebel der Gegenwart so ausdauernd bekämpfen, ohne eine  
menschlichere Zukunft zu hoffen. Wer aber glaubt und hofft,  
der liebt.

Scherr's „Studien“ sind weder maßvoll noch ge-  
schmackvoll in ihrer Haltung; doch sie haben Frische und  
Energie, und ihre polternde Derbheit ist nicht unwillkom-  
men gegenüber der Flauheit oder gedrechelten Zierlich-  
keit, welche in einer nicht geringen Zahl der historischen  
Werke und Essays vorherrscht.

Rudolf Gottschall.

### Reithardt von Gneisenau.

Das Leben des Feldmarschalls Grafen Reithardt von Gneisenau von G. G. Perz. Zweiter Band. 1810—18. Mit einem Steinbrud. Berlin, G. Reimer. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Der zweite Band der großen Perz'schen Biographie Gneisenau's ist dem ersten, dessen in Nr. 20 d. Bl. f. 1865 genauer gedacht worden ist, mit erfreulicher Schnelligkeit gefolgt, und die Materialien, aus denen eine immer tiefere Kenntniß geschöpft werden kann für die so hart aneinandergrenzenden Perioden der tiefsten Demüthigung und des großartigsten Aufschwungs des preussischen Staats haben damit eine werthvolle Bereicherung erfahren. Wir sagen absichtlich die Materialien; denn nach der ganzen Anlage des Perz'schen Werks bietet uns dasselbe sehr viel weniger eine zusammenhängende Darstellung von dem Leben des rastlos thätigen Mannes, der in seinem kühnen, reichen Geiste immer neue Hülfsmittel zur Verfolgung des großen Ziels fand, das er sich gesteckt und dessen endliche Erreichung er sich zur eigentlichen Lebensaufgabe gemacht hatte, zur Abschüttelung des auf Deutschland lastenden Jochs schwachvoller Fremdherrschaft, als vielmehr eine sehr sorgfältige Zusammenstellung der Actenstücke, Berichte, amtlichen und privaten Briefe, welche von diesen edeln patriotischen Bestrebungen Zeugniß geben und die uns einen Einblick gewähren in das innere und äußere Leben eines der edelsten Männer seiner Zeit, der sein ganzes glänzendes Genie der Befreiung seines Vaterlandes widmete.

Auch in diesem zweiten Bande ist Perz nicht eigentlich Biograph, und schildert nicht die Schicksale seines Helden in ihrer tiefinnerlichen und unlöslichen Verflechtung mit den großen Weltereignissen, sondern er beschränkt sich darauf, nur die allerknappsten und nothdürftigsten Notizen zu geben, welche zum Verständniß der mitgetheilten Actenstücke unentbehrlich sind und einen ziemlich äußerlichen Zusammenhang zwischen denselben herstellen. Es wird uns nicht ein mit künstlerischer Hand einheitlich angelegtes und im einzelnen sorgfältig durchgeführtes Gemälde vom Leben Gneisenau's geboten, sondern man möchte das Buch von Perz eher der Palette des Malers vergleichen, auf der alle die zu einem großartigen, farben- und figurenreichen Gemälde nöthigen Farben in reichster Auswahl vorhanden sind, von der bis zum Gemälde aber noch ein weiter Schritt zu thun ist. Der eigenthümliche Contrast, welchen die knappe, kalte und, wie es scheint, fast absichtlich einen frischen Schwung vermeidende Darstellung von Perz zu den von ihm mitgetheilten Gneisenau'schen Aufzeichnungen bildet, aus denen jeder der kühne, begeisterte und begeisternde Sinn des genialen Feldherrn und feurigen Patrioten spricht, fällt in dem vorliegenden neuen Bande fast noch mehr und noch stärker auf als in dem ersten; denn während der Geist Gneisenau's von dem Augenblick an, wo die Aussicht auf einen entscheidenden Kampf gegen den Unterdrücker als eine gegründete erscheint, einen immer kühnern, zuckersüßlichen und siegesgewissen Flug nimmt, bleibt der Ton seines Biographen stets derselbe, gleichmäßig nüch-

terne und kalte. Auch zur Skizzirung des historischen Hintergrundes, der gerade in den letzten Jahren ein so bewegter und großartiger kaum ein oder der andere Zug gegeben; für den wir nur ganz kurze Hinweise und nur detaillierte Angaben über zum Theil nebensächliche, welche einzelne der mitgetheilten Actenstücke einen Punkt bezeichnen sollen, auf dem ihr Inhalt nächst bezieht. So können wir denn in dem aus dem Perz nicht eigentlich eine Biographie Gneisenau's, sondern nur etwa ein „Urkundenbuch“ solchen. Der Werth desselben in Rücksicht auf den Gegenstand selbst wird dadurch kein geringerer, insofern beeinträchtigt, als der Leserkreis einer Form gehaltenen Buchs immer nur ein beschränkter kann. Aber eben dies ist zu bedenken, was sich um biographische Darstellungen aus der Zeit unserer neuern Geschichte handelt, kann esbarer Stoff gefunden werden kann als gerade Gneisenau's; in ihm haben, möchte man sagen, die edeln Bestrebungen, welche jene Zeit erfüllten und Blut gewonnen und sich gleichsam durch die Rastlosigkeit seines Strebens nach Wieder der Freiheit, in der Opferfreudigkeit, mit welcher persönliche Interesse der großen Sache nachsetzt, kühnen Freimuth, der nach oben wie nach unten offen tritt und jedem mit sicherer Hand die Gesicht reißt, Zaghaftigkeit und innere Unruhe hoch und niedrig mit scharfen Worten geistfreudigen Hingabe an die große Sache, der er weicht und der er dienen will, gleichviel in der Welt, wenn er an ihr eben nur mitwirken kann, in der edeln Begeisterung für nationale Größe — in allem diesen ist Gneisenau gleich für die ganze Zeit; in einer Hinsicht aber ganz überragt er alle, die in ihr standen, namentlich in deren Hände die oberste Leitung der Sache um seine Freiheit kämpfenden Europa gelegt wurde, nämlich in der klaren und sicheren Erkenntniß dessen, was nächst nöthig war, in dem Auffinden der Wege, welche am schnellsten und sichersten zu den strebten Zielen hätten führen können. Gerade in Gesichtspunkte aus geben die Aufzeichnungen Gneisenau's den Maßstab an die Hand zu einer strengen Beurtheilung derjenigen, die nicht auf den so klar gegebenen kürzesten Wegen dem Ziele zustrebten, sondern Blendung und Unkenntniß, oft aus Kleinlichkeiten und selbstsüchtigen Motiven verlustreiche Nebenwege einschlugen.

Mit Gneisenau's Rückkehr aus England, in welcher die Thätigkeit der Staatsmänner aus jener Zeit zu einer Landung an der Nordsee, die Insurgenten Norddeutschlands zu bestimmen und zu leiten seine Lehr- und Wanderjahre; die Zeit und Sorge um die Lage des Vaterlandes, die seine eigene und der Seinen Existenz so sehr in Anspruch nimmt; die ersten der nun folgenden

anstrengungsvoll und mühselig. Die fast vernichtende Wucht des öffentlichen Unglücks lastet neben den Sorgen, die ihm seine privaten Verhältnisse verursachten, auf Gneisenau's Herz und Kopf und drohte selbst ihn der so hohen Spannkraft, die er sich bis dahin bewahrt hatte, zu berauben. Nach mehr als einjähriger Abwesenheit kehrte Gneisenau im August 1810 nach seinem Vaterlande zurück und in die Arme seiner Frau und seiner Kinder zurück. Es war aber nicht sein Plan, sich in stiller Zurückgezogenheit dem Landbau zu widmen; Gegentheil sollte sein Aufenthalt in Rauffungen nur dienen, seine häuslichen und Vermögensverhältnisse in solcher Weise dauernd zu ordnen, daß die Existenz seiner Familie gesichert wäre; er selbst wollte sich erst recht dem Befreiungswerke widmen, frei von häuslichen und Familienrückständen alle Kräfte dieser einen Aufgabe weihen. So wenig ermutigend seine letzten in England gemachten Erfahrungen waren, seine Hoffnung war doch noch nicht gebrochen, noch ließ er die Hoffnung nicht ganz sinken, brannte vielmehr vor Begierde, sich bald, am liebsten mit dem Schwerte in der Hand, den Kampf gegen die Tyrannei wieder aufzunehmen. Daher war es ihm doppelt trübend, daß sich bei der notwendigen Ordnung seiner Vermögensverhältnisse und bei der Sorge für die Zukunft seiner Familien unerwartete Hindernisse in den Weg stellten und baldigen Abschluß derselben in weitere Zeit hinaus- en, endlich ganz vereitelten.

König Friedrich Wilhelm III. hatte Gneisenau, um seine Familie sicherzustellen, die Pachtung einer königlichen Domäne zugesichert, welche ihm ein jährliches reines Einkommen von wenigstens 1500 Thalern gewähren würde; seinen Bemühungen, eine solche aufzustunden, mußte Gneisenau die unangenehme Erfahrung machen, daß von mehreren Regierungen die betreffende königliche Ordre dahingelegt wurde, es handle sich um eine Domäne, der jährlich 1500 Thaler Abgaben an den Staat zu entrichten mißfielen. Das wäre denn allerdings eine große Gnade gewesen, die dem Empfänger „die Kehlen stülte“. Alle seine Bemühungen dagegen blieben vergeblich, und so sah sich Gneisenau denn endlich genöthigt, die königliche Schenkung einfach zu entsagen. Um Rath und Hülfe zu schaffen und wenigstens die Mittel zur Fortbewirtschaftung seines Gutes zu gewinnen, ging Gneisenau selbst nach Breslau; nach mehrwöchentlichem Aufenthalt, der ihm im höchsten Grade lästig war, kehrte er jetzt unterrichteter Sache heim. Der Staat konnte unter damaligen Lage, wo er die fast unerschwinglichen Kosten des übermüthigen Siegers zu bestritten selbst seinen bewährtesten Dienern in ihrer äußeren keine wirksame Unterstützung zu theil werden lassen. persönlichen Freunde waren es, welche Gneisenau in seinen Verlegenheiten halfen und ihn bereitwilligst weis von den drückendsten Sorgen für die nächste Zukunft befreiten suchten, namentlich Graf Chasot und Johann Schröder in Kolberg, beides ihm gleichgesinnte, opferfreundige Patrioten.

3. 26.

Keinen Augenblick aber verlor Gneisenau über seiner eigenen drückenden Lage die Noth des Staats aus den Augen, und wenn er diese Zeit unfreiwilliger Muße seinen Studien, der Erziehung seiner Kinder und der Bewirtschaftung seines Gutes widmete, so blieb er doch auch mit seinen gleichgesinnten Freunden in Kolberg, Breslau, Berlin u. s. w. in Verbindung und schüttete ihnen in seinen Briefen sein Herz aus, das beim Anblick der Verhandlung Preußens durch Napoleon von leidenschaftlichem Schmerz erfüllt war. Und so aufmerksam er den Lauf der Dinge verfolgte, so wachsam er nach jeder Gelegenheit spähte, welche nur eine entfernte Aussicht auf baldige Besserung der Lage geboten hätte, nirgends fand er eine solche, und die Hoffnungslosigkeit jener trübten Monate spiegelt sich auch in seinen sonst so frischen und muthigen Briefen wider. Im Januar 1811 schreibt er an den Grafen Chasot:

Von jenem Meer haben wir nichts zu hoffen. Ja, wenn erfolgreiche Schiffe würden ertönt haben, da würden sie uns wol ein Almosen an Gewehren und Munition senden, aber sonst auf keine Weise nichts. Was ist also zu machen? Auf Rußland rechnen wir nimmermehr. Wenn die Decrete zu unserer Vernichtung erscheinen werden, die unsere Länder in Departements theilen, wird diese Decrete die „St. Petersburger Zeitung“ geruhig wiederholen. Auch ermangelt dieses Reich der Kräfte, um uns zu helfen, wenn auch Regent und Minister nicht so feigherzig wären als sie sind. Vielmehr könnte das kleine, gedemüthigte, verachtete Preußen diesem Roloß mit thönernen Füßen zur Schutzwehr dienen, wenn ein großer Entschluß unsere Kräfte leitete. Also von Norden her keine Hülfe. Von Oesterreich? O ja, wenn dort und hier ein Wille die Donner schlenkerte. . . Ueberall erblicke ich Unmöglichkeit!

Und wie die Dinge gerade damals lagen, schienen diese trost- und hoffnungslose Anschauung die einzig mögliche zu sein; gegen Ende des Jahres 1810 schien der Zeitpunkt gekommen, wo die Napoleonische Weltherrschaft ihre Vollendung erhielt, zugleich aber auch der, wo Preußen noch einmal seine Kräfte zusammenraffen mußte zum letzten Verzweiflungskampfe, um wenigstens mit Ehren unterzugehen und sich nicht widerstandslos durch einen Federzug des Gewalthabers vernichten zu lassen. Die förmliche Einverleibung der bereits im Aufstande begriffenen pyrenäischen Halbinsel, Italiens, Hollands und eines großen Theils von Norddeutschland, welche immer offener vorbereitet wurde, konnte über die Absichten Napoleon's keinen Zweifel weiter aufkommen lassen, und die Behandlung, welche gleichzeitig Oesterreich und Preußen erfuhren, gaben den deutlichsten Beweis davon, daß auch ihre Stunde bald geschlagen haben würde; das nächste Opfer der Napoleonischen Ländergier mußte Preußen sein. Als „durch die Umstände geboten“ verkündete im December 1810 ein kaiserliches Decret die Einverleibung der Hansestädte, des Rauenburgischen und aller Küsten zwischen der Elbe und Ems; in drei Departements getheilt wurden diese reunirten Länder mit der ganzen Wucht des Napoleonischen Militarbespotismus belastet, der durch die eiserne Hand eines Davoust hier noch schmerzlicher empfunden werden mußte als sonstwo. Begründet wurde dies beispieldlose Verfahren durch die Nothwendigkeit, das Continentsystem mit unerbittlicher Strenge durchzuführen und

die zahlreichen Umgehungen desselben dadurch zu verhindern, daß die Küstengebiete direct französischer Verwaltung untergeordnet würden. Die stricteste Beobachtung der Continentsperre wurde von Napoleon allen Staaten zur Pflicht gemacht; auch an das ohnmächtige Preußen wurde die Forderung gestellt, die mit Colonialwaaren beladenen Schiffe einlaufen zu lassen, sie dann zu confisciren und den Ertrag an die französischen Kassen abzuliefern. Man mußte gehorchen; der Versuch aber, durch diese Willfährigkeit Napoleon freundlicher zu stimmen und ihn von der Wichtigkeit eines offenen Anschlusses Preußens zu überzeugen, damit er dasselbe als einen werthen Bundesgenossen schonender behandle, schlug gänzlich fehl, und es wurde von Tage zu Tage klarer, daß Napoleon die Verhandlungen hinziehen und durchaus einen Vorwand finden wollte, um den Todesstreich gegen Preußen zu führen. Ein solcher aber war ihm geboten, sobald es zum Kriege mit Rußland kam. Schon damals ließ sich dieser mit Sicherheit voraussehen, so sehr auch Napoleon selbst bemüht war, sein Vorhaben zu verheimlichen und den Zaren über seine wahren Absichten zu täuschen. Die in aller Stille betriebenen großartigen Rüstungen konnten nur diese eine Bestimmung haben, auch den Osten Europas dem Napoleonischen Joche zu beugen; der Versuch dazu aber mußte, so schien es, mit Nothwendigkeit zur Vernichtung Preußens führen, das wehrlos mitten zwischen den beiden feindlichen Reichen lag.

In Preußen täuschte man sich nicht über die Situation; die leitenden Persönlichkeiten waren sich ganz klar darüber, daß es sich bald um Sein oder Nichtsein handeln werde, sie waren entschlossen, dem entscheidenden Augenblicke nicht unvorbereitet entgegenzugehen. Der Versuch, durch offenen Anschluß an Frankreich die eigene Sicherheit und womöglich auch eine Erleichterung der aufgebürdeten Lasten zu erlangen, war mißglückt; die Nichterfüllung der Friedensbedingungen von seiten Napoleons, die Verweigerung der Rückgabe Ologaus, die vertragswidrige Vermehrung der Besatzungen in den Festungen, die Truppenconcentrationen an den Grenzen, dies alles konnte keinen Zweifel mehr übriglassen, daß ein Gewaltstreich gegen Preußen vorbereitet werde. Die einzige Macht, von der dasselbe in seiner trostlosen Lage Unterstützung erwarten konnte, war England; dorthin wandte daher Hardenberg besonders seine Blicke, indem er zugleich Gneisenau um Rath und Auskunft anging, da dieser mit den Stimmungen und Absichten des londoner Cabinets durch eigene Anschauung genauer bekannt war. Bald erging an ihn eine Einladung des Staatskanzlers zu einer geheimen Zusammenkunft auf seinem Gute Tempelberg bei Berlin. Sofort erklärte sich Gneisenau bereit, dem Rufe Folge zu leisten, wenn auch seine Privatverhältnisse durch seine neue Theilnahme an den Staatsangelegenheiten nur eine neue Schädigung zu erwarten hatten. Bezeichnend für seine Opferfreudigkeit sowie seine Bescheidenheit ist die Antwort, welche er in dieser Angelegenheit an Justus Gruner schrieb, der ihm Hardenberg's Einladung übermittelte hatte:

Obgleich mit Dismembiration, Reduction der Banerubische, Verlauf des Inventariums, Umänderung der Bran- und Brennerie u. s. w. beschäftigt, soll mich dennoch keine dieser Betrachtung abhalten, in derselben Bietelstande, als mir der zweite Ruf wird, mich in den Wagen zu werfen und nach Tempelberg zu eilen, in welcher Verwirrung ich auch meine Angelegenheiten hinterlasse und soviel ich auch für die zurückgelassenen Meinungen fürchten muß... Auf meinen guten Willen kann man zählen, wenn auch nicht immer auf meine Einsichten. Langsamer bin ich zum Handeln als zum Berathen. Jenes erhebt oft die durch Gefahren gestärkte Seele über sich selbst; in diesem stellt sich die Fülle der Möglichkeiten dem Geiste dar und macht unsicher. Auch fehlt mir oft in der Rede das Gewand zugleich mit dem Stoffe. Ich bevortoorthe dies absichtlich, damit, wenn man in der Erwartung von mir sich getäuscht läßt, ich nicht den Vorwurf verdiene, als ob ich mich für mehr ausgeben möchte, als ich wirklich werth bin.

Die verabredete Zusammenkunft Hardenberg's mit Gneisenau fand am 17. und 18. März 1811 statt, wahrscheinlich ohne alle Zeugen. Ihr wichtigstes Ergebniß war, daß Gneisenau seine Kräfte dem gefährdeten Vaterlande zur Verfügung stellte und wieder in den Staatsdienst einzutreten bereit war. Gleichzeitig setzte ihn der König in den Stand, seine ganze Kraft der neuen Thätigkeit zu widmen, indem er ihn der Sorgen für die Existenz seiner Familie überhob: er bewilligte ihm die Summe von 37500 Thalern zum Ankauf einer Domäne oder vormals geistlichen Besizung und erneuerte die Anweisung auf die Einkünfte der Amtshauptmannschaft Rehden. Von diesem Augenblick an gehört Gneisenau wieder ganz dem Staate: in den wichtigsten administrativen, militärischen und politischen Fragen ist sein Rath, namentlich bei Hardenberg, von der größten Geltung, wenn er auch zunächst noch nicht eine eigentlich amtliche Stellung innehat. Die rastlose Thätigkeit, welche er nun in allen Richtungen entwickelt, ist wahrhaft staunenswerth; seine Correspondenz mit dem Staatskanzler gewährt einen Einblick in die Unererschöpflichkeit seiner Kräfte, seinen politischen Scharfblick und die kühne Sicherheit in Auffindung der Mittel, von denen allein eine Rettung zu hoffen ist, zugleich aber auch in die demüthigende und tief erniedrigende Lage Preußens in jenen unglücklichen Jahren. Der Leiter der gesammten Staatsverwaltung, Hardenberg selbst, muß sich bei der Correspondenz mit seinen vertrauten Rathgebern der Umwege und Heimlichkeiten bedienen, unter falschen Namen und an erdichtete Adressen schreiben, um der überall lauernden Wachsamkeit französischer oder in französischem Solde stehender preussischer Spione zu entgehen. So häßt in diesen Briefen Gneisenau Knoch, Hardenberg Haug, der alte Blücher tritt als Poppe auf, sein Sohn Franz als Franz Poppe, Dörnberg ist Peter Müller u. s. w.; ja, oft genügt dies noch nicht, sondern auch den Inhalt der Briefe mußte man durch eine geheimnißvolle, scheinbar auf ganz gleichgültige Dinge bezügliche Sprache zu verhüllen suchen, da zu fürchten war, daß die Spione selbst das Geheimniß der falschen Namen durchdringen und die wirklichen Correspondenten auffinden würden.

Vielfach wurde angesichts der drohenden Stürmewolken, die sich mit Beginn des Jahres 1811 über Preußen zusammenzogen, die Frage erörtert, ob nicht in einem

Bündniß mit Frankreich die einzige Rettung geboten sei. Auch Gneisenau bejahte dies, in anderer Weise jedoch als diejenigen, deren Rath besonders viel galt; seiner Meinung nach konnte Preußen nur dann von Napoleon ein seinen Bestand gewährleistendes Bündniß erlangen, wenn es dasselbe mit den Waffen in der Hand fordert, zum Verzeiungskampfe gerüstet die Unterhandlungen führt. Es ist eine kühne Politik, welche er mit wenigen Worten vorzeichnet:

Wir haben so viel Truppen, um unsere acht Festungen damit zu besetzen und noch zwei Corps übrigzubehalten. So etwas kann man nicht im Rücken lassen. In verschanzten Lagern — können diese beiden Corps nicht sogleich bezwungen werden. Mit Belagerungen müßte demnach Frankreich beginnen, und das ist zu Anfang eines Feldzugs unangenehm. Alle acht Festungen kann man weder belagern noch einschließen. Aus den uneingeschlossenen vereinigen sich die Besatzungen und werfen die Beobachtungscorps nieder, wenn sie schwach sind. Macht sie der Feind stark, so schwächt er damit seine Armee gegen Rußland und gibt diesem Zeit, seine Rüstungen zu vervollständigen, soviel dies nämlich möglich ist. Eine solche Stellung gebietet Achtung und möchte allein Napoleon geneigt machen, mit uns ein Bündniß zu schließen. Sonst nichts in der Welt. Diese Ansicht muß man den Schwachmüthigen geben; ich dachte, gegen deren Blindigkeit wäre nichts einzuwenden. Mag Frankreich demnach unser Bündniß nicht, so mögen wir noch zwei Jahre fortbauern, und dann ohne Schande, vielleicht mit Ruhm zu Grunde gehen. Wir haben dann für unsere jetzige Verzeiung Lage genug geküßt und unsere frühere Schande getilgt. Binnen zwei Jahren kann sich manches ereignen, und auf jeden Fall haben wir dann wieder Vertrauen und Achtung gewonnen.

Von Breslau aus, wohin er sich nach einem kurzen Besuche bei seinen berliner Freunden von Tempelberg begeben hatte, folgte Gneisenau mit ängstlicher Spannung der fernern Entwicklung der großen politischen Fragen; rastlos war er bemüht, zur Befolgung der von ihm angegebenen Politik, die auch den Absichten Hardenberg's entsprach, zu ermahnen, namentlich nachdrücklich darauf hinzuweisen, daß man mit den Rüstungen keinen Augenblick mehr zögern dürfe. In zahlreichen Denkschriften an den Staatskanzler und an den König selbst legte er die großen Gefahren dar, denen Preußen entgegengehe, wenn es ungewappnet mit Napoleon Unterhandlungen über ein Bündniß anknüpfte; noch aber hielt es schwer, den König selbst von der wahren Lage der Dinge zu überzeugen und den Einfluß der ihn umgebenden friedensfertigen und französischenfreundlichen Posten unwirksam zu machen; auch Hardenberg war nicht ganz fest und keineswegs völlig unabhängig von seiner Umgebung. Alles das mußte Gneisenau, der Gefahr im Verzuge sah, mit banger Sorge fühlen, und immer wieder und wieder dringt er auf Eile und Thatkraft. An den Grafen Chasot schreibt er am 2. April:

Alles, was ich Ihnen hier sage, habe ich bereits höchstens gelangen lassen. Es ist aber nöthig, daß dies wiederholt wird, vorzüglich, daß man auf des Königs und des Staatskanzlers Umgebungen wirke, denn diese sind noch in entgegenstehenden Ueberzeugungen bis auf einige wenige. Meine Stimme wird demnach verhallen, wenn sie nicht unterstützt wird. Sehen Sie auf Frau von Voß wirken. Das alte Weib energischer als die Männer am Hofe. Lassen Sie sie die Gefahr erschrecken, daß es von Frankreich auf Vernichtung der königlichen Familie abgesehen sei. Schon

einmal hat diese Frau kräftige Rathschläge gegeben, die aber freilich auch nicht befolgt worden sind. Da noch nichts geschehen ist, um sich Freiheit des Entschlusses zu bewahren, so wird unsere Lage täglich kritischer. Jede Minute ist ein Verlust.

Dabei bereitete er selbst den von ihm so ersehnten Kampf vor: er knüpfte Verbindungen mit einem wiener Hause an, welches sich zu bedeutenden Gewehrlieferungen bereit erklärte. Zu seinem Schmerze aber mußte er sehen, wie man gerade das that, wovor er so nachdrücklich gewarnt hatte: ungerüstet schlug man durch den Fürsten Sagfild, der Napoleon zur Geburt des Königs von Rom beglückwünschte, Frankreich ein Bündniß mit Preußen vor: ein Antrag, der in Paris scheinbar mit großer Befriedigung aufgenommen wurde, da er ja die beste Handhabe bot, um das, was man gegen Preußen im Schilde führte, schnell zu verwirklichen. Während der ersten und noch ganz allgemeinen Vorbereitungen zum Abschluß eines französisch-preussischen Angriffs- und Vertheidigungsbündnisses mahnte der König in einem Schreiben den Kaiser Alexander zu versöhnlichem Verhalten Napoleon gegenüber, indem er zugleich darauf hinwies, daß er im Falle eines Kriegs auf seiten Frankreichs stehen werde. Ein solches Verfahren konnte die Seele Gneisenau's nur mit dem größten Misimuth und den schlimmsten Befürchtungen erfüllen; auch die Verzögerung, welche die Erledigung seiner eigenen Angelegenheiten, namentlich des Domänenkaufs erfuhr, machte ihm große Sorge. In dieser Zeit entwirft er ein sehr finsternes Bild von der Zukunft, und in bitterem Tadel spricht er sich über die Zustände in Preußen aus; da dort kaum noch etwas zu hoffen schien, so trug er sich schon mit dem Plane, nach Spanien zu gehen und dort für die Freiheit zu kämpfen. Offen sprach er seine Stimmung in den Briefen an seine Freunde aus. Dem Grafen Chasot, der ihm auch in seinen finanziellen Nöthen ein treuer Helfer war, schreibt er noch von Breslau aus:

Die planmäßige Fortnichtigkeit, unser Bündniß nicht zu wollen, zeigt uns unsere Bestimmung, und es ist mir unheimlich, wie dieser Umstand, worauf ich seit Nemele aufmerksam gemacht habe, so wenig betrachtet wird. Er zeigt uns sogleich die Stellung, die wir zu nehmen haben, und müßte mehr als alles unsere Entschlossenheit steigern und unsere Zweifel zerstreuen. Aber viele wollen nicht sehen, andere vermögen es nicht, und nur wenige begreifen es. Unselbige Verblendung! Von dem, was ich vorgeschlagen habe, ist nur die Hälfte geschehen, und diese Hälfte ist mehr als zu viel, um Napoleon's Rache zu reizen, ohne hinreichend zu sein, uns zu schützen. Die Festungen sind in keinem bewaffneten Zustand; es fehlt an Munition, an Gewehren. Keineswegs gebe ich hiervon die Schuld dem General Scharnhorst. Er weiß, was zu einer Rüstung erforderlich ist, und hat des guten Rathes genug, wenn man sich dessen nur bedienen wollte. Allein es liegt an so manchem andern, was ich Ihnen, mein edler Freund, nicht erst auseinanderlegen darf: an Stimmung der höhern Stände, Stellung und Charakter so mancher Regierungspersonen; an dem hohen Muth, lieber zu Grunde zu gehen, als sich etwas Schimpfliches gefallen zu lassen; an weltgeschichtlicher Ansicht der jetzigen Zeit; an den Berechnungen des Egoismus; Zwiespalt der Nation und Parteienkampf. Auf diese Weise kann nimmermehr etwas Gutes vollführt werden.

Auch die Einrichtungen der Regierung, namentlich die im Finanzwesen getroffenen, unterwirft Gneisenau einer



schneidenden Kritik und sieht in ihnen mit eine der Veranlassungen, welche die Kraft und den Muth des Volks gebrochen haben:

Durch die unseligen Finanzeinrichtungen, vorzüglich durch die Art der Ausführung, sind die Herzen der Nation von der Regierung abgewandt worden. Nie ist des Patriotismus viel bei uns gewesen, wenigstens nicht von der echten Art. . . Jetzt ist vollends alles hingeschwunden und das Gegentheil ist eingetreten. Nicht mehr Gleichgültigkeit, sondern offenes Uebelwollen gegen die Regierung ist es, was in der meisten Herzen und Mund ist. . . Der Adel geht in allen der Regierung feindseligen Gesinnungen voran. Sind dies nicht alles Zeichen der nahen Auflösung? Ich habe genug gepredigt, um diese übeln Wirkungen zu verhindern. . . So haben wir Finanzmänner, die keine Staatsmänner sind, in einer Zeit, wo nur letztere helfen können! Man liebt den Adam Smith und vergißt darüber die Weltgeschichte! Welche Verlehrtheit! Vor allen Dingen schafft Eisen an: eiserne Brust, eisernen Willen und Waffen! Gabt ihr dies, so wird es auch am Gelde nicht fehlen!

Ueber seine persönlichen Pläne und Absichten für die so dunkle und hoffnungslose Zukunft heißt es in demselben Briefe an Chasot:

Wenn sich die Dinge so wenden, als ich befürchte, das heißt mit einem gebotenen Bündniß oder mit schimpflicher Enttönnung und Unterjochung, dann scheide ich von hier. Einen ganz festen Plan hierüber habe ich noch nicht gemacht und ich möchte mich gern mit Ihnen darüber berathen, vielleicht nach Spanien oder Portugal. Aber dann müßte ich sehr die zeitlicher hier müßig zugebrachte Zeit bejammern. Bei den Nachrichten über die dort für eine heilige Sache erfochtenen Siege möchte mir vor Ungeduld, nicht dabei sein zu können, das Herz bersten. In britische Dienste möchte ich nicht gehen.

Wie richtig Gneisenau die großen politischen Verhältnisse seiner Zeit auffaßte und wie klar und scharf er die den kämpfenden Parteien zu Gebote stehenden Mittel und Wege durchschaute, die Anwendbarkeit und den Werth derselben beurtheilte, zeigt eine Bemerkung, die er bei dieser Gelegenheit über Napoleon's Verhältniß zum spanischen Aufstande macht, in der er das als wahrscheinlich voraussetzte, was einige Jahre später wirklich geschah; sie beweist zugleich, daß Gneisenau nicht bloß ein genialer Feldherr, sondern auch ein großer Staatsmann war:

Um noch einmal auf Spanien zurückzukommen, so will ich hier eine Behauptung niederschreiben, die manchem paradox klingen möchte, nämlich: daß es gar nicht unwahrscheinlich sei, der französische Kaiser könne den elenden Ferdinand VII. wieder auf den Thron setzen, mit Bedingungen, die ihn einem Vasallen gleichstellen. Es würde dies viele Spanier irreführen. Ueberhaupt aber geben die Rüstungen Rußlands einen willkommenen Vorwand, von der völligen Eroberung des Landes, die beinahe vollendet gewesen und worin man gestört worden sei, abzusehen.

Den Kunstgriff, den Gneisenau hier andeutet, hat denn später Napoleon wirklich versucht, um dadurch den spanischen Krieg zu seinen Gunsten zu wenden. Für den Augenblick aber wurde Gneisenau noch der Nothwendigkeit überhoben, zum Kampfe gegen die Tyrannei in das Ausland zu gehen; in Preußen selbst schien ein solcher bevorzustehen, denn selbst die Kurzsichtigsten mußten sich endlich von den verderblichen Absichten Napoleon's überzeugen, und um wenigstens mit Ehren unterzugehen, mußte man schnell die Aufbietung aller Kräfte und die umfassendsten Rüstungen betreiben. Angesichts der Erklärung

Napoleon's, er werde, falls Rußland ihn zum Angriff zwingt, diesen mit der ganzen Kraft Frankreichs, Deutschlands, Polens und Preußens unternehmen, Preußen also ohne Bedingung nach bloßer Willkür für seine Zwecke verwenden, mußten selbst die bis dahin Vertrauensvollsten auf Vorbereitung zu verzweifeltem Widerstande bringen. Das war der Augenblick, den Gneisenau so lange ersehnt hatte: von Hardenberg nach Stettin berufen, hatte er mit diesem in der zweiten Hälfte des Juli 1811 zu Glienitz eine Unterredung, in welcher sie die innere und äußere Lage des Landes prüften und sich über das einigten, was zunächst zu thun war. Da Gneisenau's Eintritt in die Armee leicht hätte Argwohn erregen können, so willigte er ein, mit dem Titel Staatsrath und 2500 Thlr. Gehalt in den Civildienst zu treten. Außer der Führung der geheimen Unterhandlungen mit England übernahm Gneisenau namentlich die Ausarbeitung der dem Verzeiungskampfe zu Grunde zu legenden Pläne. Er stieß dazu ganz nach Berlin über. Bereits am 8. August überreichte er dem Staatskanzler die von ihm ausgearbeiteten Kriegs- und Aufstandspläne, welche in jedem Zuge die geniale Kühnheit und den feurigen Patriotismus des großen Mannes erkennen lassen; sie sind dabei von poetischem Schwunge und der edelsten Begeisterung getragen. In dem Begleitschreiben heißt es:

Bei dem vorliegenden großen Entschlusse möchte man unserm Könige zurufen:

Plötzlich laß sich's umgestalten!  
Mag das dunkle Schicksal walten!  
Muthig auf der heißsten Bahn!  
Trau' dem Glücke! Trau' den Glittern!  
Steig trotz Wogenbrang und Wettern  
Kühn wie Kaiser in den Rahn!

Laß den Schwächling angstvoll jagen!  
Wer am Hohen kämpft, mag wagen;  
Leben gilt es oder Tod.  
Laß die Woge donnernd branden,  
Nur bleib immer, magst du landen  
Oder scheitern, selbst Pilot!

Auf diese merkwürdige Denkschrift im einzelnen näher einzugehen, gestattet uns der uns zugemessene Raum nicht; nur einige der bedeutendsten Punkte wollen wir herausheben, die für Gneisenau's Denkweise besonders charakteristisch sind. In der Kürze gingen seine Vorschläge dahin, daß man unter dem Namen einer bewaffneten Neutralität die Truppen zusammenziehen, die pommerscher bei dem für die See Verbindung mit England besonders wichtigen Kolberg, die schlesischen an der sächsischen Grenze, und die brandenburgischen bei Spandau in festen Stellungen und stark besetzten Lagern vereinigen sollte die Festungen sollten auf lange Zeit mit Munition und Proviant versehen werden; besonders aber betonte Gneisenau, daß der Kampf der Heere durch einen Volkskrieg unterstützt werden müsse. Gerade dieser letzte wichtige Punkt ist in seiner umfassenden Denkschrift am eingehendsten behandelt worden. Von Interesse sind dabei die Randbemerkungen des Königs, mit welchen dieser einzelne ihm zweifelhaft erscheinende Stellen begleitete, und die Gegenbemerkungen, die Gneisenau zur Widerlegung

orgebrachten Bedenken hinzufügte: in ihnen prägt sie so ganz verschiedene Denkweise beider Männer aus. Gleich zu den ersten die Organisations des Volksaufstandes betreffenden Worten: „Wenn man mit einer Invasion, d. h. mit Vernichtung bewirkt, so sucht das königliche Regentenhans Hilfeleistung in einem Volksaufstande“ — finden wir als ändige Anmerkung des Königs: „Der (seinsollende) der Verzweiflung ist allerdings besser und ehrenvoller als freiwillige Unterjochung.“

neisenau entwickelt in kurzen und klaren Worten die in der man durch Vertrauensmänner, denen man einflussung der Stimmung in einem bestimmten Anordnung von Mithelfern und Genossen übergibt, aufstand vorbereiten, zugleich für die im Augenblick schlagens erst auftretenden Führer zu sorgen habe; werde man die Hitzköpfigen und die Ehrgeizigen, stets vordrängen, fern halten. Der König erhebt zu den Einwand:

anz richtig, aber bei der Ausführung wie dann? Ausg und Chaos ist eins, jeder wird nur seinen Plan be- wollen und die Verwirrung allgemein werden. Ver- wird der Feind, der auf solche Dinge abgewandt ist, iche schnell den Garans machen.

ie treffend und psychologisch sein ist das, was nau zur Widerlegung vorbringt:

Herding müssen am Ende die Anführer erscheinen. Wenn her lange vorher davon redet, so wird die Eifersucht und da jedem menschliche Schwächen anleben, die sich im Laufe des gewöhnlichen Lebens noch mehr offen- als in denen Zeiten, wo hohe Interessen die Brust n und oft die Seele über sich selber erheben, so wird iese Schwächen an den Anführern gern bemerkbar ma- oßen, um ihnen in der Meinung zu schaden. Im En- des kriegerischen Lebens hat man weniger Ruhe und g, solche Schwächen aufzusuchen, und es gibt da der Ge- iten mehrere, um den unruhigen Ehrgeiz emergirender : zu befriedigen, welches der Fall in der Friedensvor- z nicht ist.

ehr eigenthümlich ist in dem Gneisenau'schen Entwurf ein allgemeiner Volksaufstand die starke Betonung chlichen Elements und der Nachdruck, den er auf itwirkung der Geistlichen und der Kirche überhaupt legt. Die Mannschaft je eines Kirchensprengels unter einem selbstgewählten Anführer stehen; die waffenfähige Mannschaft in der Kirche versammelt und dort in die Hände der Geistlichen einen Eid , den König nie zu verlassen, den Feind, wo sie , todtzuschlagen, gefangen zu nehmen und ihm in nöglichen Weise zu schaden. Die religiöse Begeist- olte dem Patriotismus zu Hilfe kommen, die Lei- sten des Volks gegen den Unterdrücker in jeder erregt werden. So schlägt Gneisenau in dieser t vor:

chon jetzt möchte bei der Section für den Cultus und terricht die Veranstaltung getroffen werden, daß Befehle mliche Geistliche aller christlichen Confessionen bereit wonach diese, bei ausgebrochenem Kriege, die Gemeinden Kirche versammeln, über einen passenden Text predigen, ichts Unterjochungsplan mit schwarzen Farben schildern, jüdische Volk unter den Massabäern erinnern, das glei-

cher Bedrückung widerstanden und dessen Beispiel uns anzuern müsse, auf gleichen Widerstand zu denken. Das Beispiel der tapfern österreichischen Milizen im letzten Kriege, die fest zu- sammenangeschlossen dem Anfall der französischen Reiterei wider- standen, muß gleichfalls angeführt werden.

Der König macht zu diesem großartig gedachten Plan einfach die trodene Bemertung: „Als Poesie gut“, welche sich wol nicht, wie Berg meint, blos auf den Widerstand der österreichischen Milizen gegen die französische Reiterei bezieht, sondern auf das Ganze geht, und von der nüt- lichen, jedes höhern Schwunges entbehrenden Den- weise des Königs nur einen neuen Beleg gibt. Es fehlte ihm an Verständniß für die Kraft wahrer Be- geisterung, er war voll von Zweifeln an der Fähigkeit und dem Vermögen des Volks. Wie anders Gneisenau! Jenes trodene „Als Poesie gut“ veranlaßt ihn zu fol- gender trefflichen Gegenbemertung:

Religion, Gebet, Liebe zum Regenten, zum Vaterland, zur Tugend sind nichts anderes als Poesie; keine Herzenserhebung ohne poetische Stimmung. Wer nur nach kalter Berechnung handelt, wird ein starrer Egoist. Auf Poesie ist die Sicherheit der Throne gegründet. Wie so mancher von uns, der mit Besämmern auf den wankenden Thron blickt, würde eine ruhige, glückliche Lage in stiller Abgezogenheit finden können, wie mancher dürfte selbst eine glänzende erwarten dürfen, wenn er statt zu fühlen berechnen wollte. Jeder Herrscher ist ihm dann gleichgültig; aber die Bande der Geburt, der Zuneigung, der Dankbarkeit fesseln ihn an seinen alten Herrn; mit ihm will er leben und fallen; für ihn entsagt er den Familienfreu- den und gibt seine Lieben einer ungewissen Zukunft preis. Dies ist Poesie, und zwar von der edelsten Art. An ihr will ich mich aufrichten mein Leben lang.

Hans Prup.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

### Reiseliteratur.

1. Natur, Kunst und Menschen in Oberitalien und der Schweiz. Psychologische Skizzen von Franz Leibing. Leipzig, Krüsch. 1866. 8. 20 Ngr.
2. Spaziergänge durch Lauenburg und Lübeck. Von Otto Slagau. Berlin, Lemke und Comp. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Reisewerke von jugendlichen Touristen, aber beide nicht ohne Werth, sodaß wol jeder Leser der Lektüre derselben bis zum Schlusse treu bleibt. Leibing will uns nicht als litera- rischer Latat durch die Sehenswürdigkeiten der von ihm berei- sten Länder führen und in Notizen aller Art kramen, seine Skizzen sollen durch die Entrollung möglichst charaktervoller Züge und wahrheitsgetreuer Bilder einerseits den Geist, das innere und äußere Leben und die gegenwärtigen Zu- stände derselben veranschaulichen, andererseits aber dazu beitragen, daß jeder Angehörige unsers Volks bei der Be- rührung mit andern Nationen sein eigenes Nationalgefühl immer bewußter geltend machen und in der Fremde ge- rade die Heimat immer mehr lieben lerne. In 10 Ka- piteln (13 Bogen) allerdings elegant und frisch geschrie- bener Reisebriefe das alles zu erreichen, ist etwas viel ge- hofft; aber wie Großes verspricht ein junger Autor sich nicht von seinem Buche, zumal wenn dasselbe theilweise schon als Feuilleton gedruckt war und Beifall gefunden hatte.

Wir wollen unsern liebenswürdigen Feuilletonisten selbst ein wenig reden lassen, ein Blatt aus seinem Blätterkranz vorlegen, damit er sich selbst, seinen Stil, seine Sinnesart, seine politische und sociale Anschauungsweise charakterisire:

Es ist eins der Lieblingskinder der Natur und der Sage, dieses Chiavennal! Wie ein freundliches Kind in seiner Wiege, so liegt es in den grünen Bergen, von außen ein Paradies, von innen freilich etwas weniger. Es ist der Typus einer italienischen Kleinstadt: enge Straßen, durch deren Mitte ungeheurt ein lebendiger Onell rinnt, Häuser aus rohen Steinen errichtet und mit unbehauenen Sandsteinplatten bedeckt; kleine Fenster, meistens ohne Scheiben, nur mit Vorhängen und Blumen verschlossen, und in den Abendstunden reges Leben vor den Hausthüren — das ist ungefähr das Wesentliche davon.

Wir wandeln ein wenig in den Kreuzgängen der Kirche umher und erblicken hier wieder einige jener Weinhäuser, an denen der Italiener Geschmack zu finden scheint. Man denke sich die Wände des Gewölbes mit allerlei wunderlichen Figuren, namentlich Doppeladlern geschmückt, die sämmtlich aus Menschenknochen zusammengeleht sind. Man sieht, es gibt für den italienischen Kunsttrieb keine Grenze, noch nach dem Tode will der Italiener seine Knochen einem Kunstwerke einverleibt wissen. Daß aber vorzugsweise der österreichische Doppeladler aus diesen Totenknochen zusammengeleht ist, mag manchem als eine furchtbare Ironie erscheinen, an der der gute Todtengräber gewiß antheilhaft ist.

Wagte es Leising, uns in Gegenden zu führen, die tausend und aber tausend mal bereist und beschrieben worden sind, so macht es Olagau gerade umgekehrt; aber sein Wagmaß ist kaum kleiner. Er schleppt uns in Gegenden, die kaum je von Touristen bereist und beschrieben worden sind; er bringt uns nach Lauenburg, dem bisher fremdesten Stüdchen deutschen Vaterlandes, einer terra incognita, einem ultima Thule, aber einem Stüdchen Neupreußen, dem Anfange von Großpreußen. Er schleppt uns mit, wie sein Verleger ihn mitgeschleppt hat: zwei flotte Verhörer, die mit Feder und Druderschwarzze, d. h. literarisch nun auch erobern wollen, was Graf Bismarck durch Eisen, Blut und — Geld vorher politisch erobert hat. Die Idee ist nicht unglücklich, im Gegentheil glücklich zu nennen, und Autor wie Verleger haben ihre Aufgabe wacker gelöst. Sie reisen auf gemeinschaftliche Kosten. „Herr Lemke fürchtet, ich könne ohne seine Begleitung zu Schaden kommen, und außerdem will er darauf sehen, daß ich über alles, was uns auf unserm Ausfluge zustoßt, der strengen Wahrheit gemäß berichte, ohne die Phantasie irgendwie zu Hülfe zu rufen.“

Und wirklich schreibt der Verfasser über das von ihm rechtmäßig eroberte Ländchen überall nicht blos mit Humor, sondern auch dem Thatfächlichen gemäß, zuverlässig und als echter Historiker. Er schildert die patriarchalischen Lebensverhältnisse seiner Bewohner, das Feudal-Mittelalterliche der öffentlichen Zustände, die Fülle und Mannichfaltigkeit landschaftlicher Schönheiten. „Blaue Seen und grüne Laubwälder, wellenförmige Hügel, herrlich gelegene Dörfer und Städte verschlingen sich zu einem blühenden Kranz, lassen das Ländchen wie ein verstecktes Paradies erscheinen und werden voraussichtlich im Laufe

des nächsten Sommers Tausende von Vergnügungsreisenden hinlocken.“

Damit hat es in diesem Kriegssommer nun wol gute Weile. Die Berliner werden ihre Vergnügungsreisen in den Zeitungen und auf den Landarten machen, und der Verfasser und Verleger werden auch wol einwirken anderes zu thun haben, als nunmehr Spaziergänge durch Schleswig-Holstein, Hannover, beide Hessen u. s. w. zu vereinbaren. Kommt Zeit, kommt Rath. Der Verfasser hat sich übrigens durch einen stattlichen Apparat gelehrter und ungelehrter Werke über seinen Stoff hindurchgearbeitet, wie er selbst nachweist. Hauptquellen waren ihm jedoch seine eigenen Augen und Ohren, denen als treuen unbefroffenen Mitarbeitern er am Schluß der Vorrede sich verpflichtet fühlt, öffentlich tiefgerührten Dank zu sagen.

Uebrigens ist der Verfasser keineswegs blinder Bismardianer, wie die hübsche Scene auf S. 129 erkennen läßt. Auf S. 221 fg. bekommen die Holsteiner einen, wie es scheint, verdienten Pieb. Von berliner Blättern kommt fast nur der Erzschall „Kladderadatsch“ nach Lauenburg. Die folgende Scene (S. 206) in Radeburg verdiente im „Kladderadatsch“ verherrlicht und illustriert zu werden:

Mein Verleger hatte ein Empfehlungsschreiben an Herrn Senator Lampe, einen ehemaligen Gewürzler, der das Geschäft inzwischen dem Sohne abgetreten und jetzt auf seinen Ersparnissen saß. Herr Lampe trat uns mit der Miene eines Magistratsmitglieds und mit dem Gewichte eines Rentners entgegen. Er las den Brief, ohne zum Sighen zu nöthigen. „Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte er dann kalt. Herr Lemke sagte ihm den Zweck unserer Reise, und wie wir gekommen, ihn um einige Aufschlüsse über hiesige Verhältnisse zu bitten. Worauf der Herr Senator: „Unsere Zustände liegen, soweit sie zu wissen nöthig, in amtlichen Nachrichten gedruckt vor. Weiteres darüber zu schreiben, ist durchaus überflüssig, wo nicht gar schädlich, und den Lesern zuwider. Ich wenigstens kann und will dazu meine Hand nicht bieten. Was wünschen Sie also von mir?“ Meinen Verleger hatte dieser gänzlich Mangel an Lebensart sprachlos gemacht, weshalb ich das Wort nahm: „Nichts weiter!“ sagte ich ruhig. „Der Zweck unserer Besuche ist vollkommen erreicht. Wir haben nur die größte Merkwürdigkeit von Radeburg, den Herrn Senator Lampe sehen wollen. Adieu!“ Damit lehrten wir ihm den Rücken und entfernten uns.

Otto Olagau wurde für diese gute Antwort an Herrn Lampe, den seine Mitbürger hoffentlich nicht in die preussische Kammer oder gar das deutsche Parlament schicken werden, übel durch die kleine Radeburgerin Flora belohnt, wie er selbst gleich hinterher ehrlich bekennt. Aber wir wollen sein Unglück nicht auch mit dem des Herrn Lampe zusammenbinden, sondern hoffen, daß eine hübsche Berlinerin weniger kokett gegen ihn ist. Er verdient das um seiner Ehrlichkeit und um des guten Buchs willen, mit dem er uns beschenkt und unsere deutsche Reise-literatur factisch bereichert hat.

Von Olagau besitzen wir übrigens auch eine Lebensgeschichte Fritz Reuter's und eine Erläuterung von dessen Dichtungen, in welcher der absprechende Ton gegenüber namhaften Dichtern und Kritikern der Gegenwart mit Recht gestiftet worden ist.

# Feuilleton.

## Literarische Plaudereien.

die deutsche Volksschöne nicht aus ihrer Stagnation erden wird? das ist eine immer von neuem auftauchende Frage. Wie beschäftigt sich in seinen Aufstößen mit der die ganze innere Stadt übergreifenden Annexion — ector des Theaters an der Wien, Strampfer, wollte s Carltheater in der Leopoldstadt annexiren; doch hat erde dazu nicht ihre Zustimmung erteilt. Uns erscheint Wichtige, daß diese großen Volksschönen allmählich in zu geleitet werden, auf der auch für sie gewisse künstlerischen Principien in den Vordergrund treten. Die Großartig-ender Ausstattungen mit allem daran haftenden Ein- sollte nicht bloß den französischen Schauspielen, einem „a“ u. s. w. zugute kommen, deren Inhalt sich doch in geistigen Mittelpunkt befindet; größere geistreich-sati-erke, welche das volkstümlich Dürckste als berechtig- or mit in sich aufnehmen könnten, oder ernstere volke- Dramen mit Massentableaux müßten an die Stelle treten. Die Schaulust der Menge, ein leistungsw- tiges Moment, wie dies die Kultur- und Theaterge- der Völker und Zeiten nachweist, kann Befriedigung ohne daß Geist und Herz dabei ganz leer ausgehen.

derartige dramatische Literatur müßte freilich erst ge- werden und würde dann kaum auf das Entgegenkom- Directionen zu rechnen haben, die aus den Geleisen des hlenbrans sich schwer herausarbeiten. Experimente zu — dazu sind unsere Schauspieldirectoren nicht reforma- enung, namentlich wenn die Kosten der Reformation : eigenen Tasche bestritten werden sollen.

sind bis jetzt die neuen, zum Theil glänzenden und mit antesten Mitteln ausgestatteten Volkstheatergebäude keine einer dramatischen Wiedergeburt geworden. Auch das r Actientheater hat keine neue Bahn eingeschlagen und och nicht einmal die von der Preiscommission als die eichneten Zauberspiele und Poffen — diejenige Form, r die Erhebung der Volksschöne zu aristokratischer Be- um ersten durchgeführt werden kann — zur Aufführung. Das Victorialtheater in Berlin, das ebenfalls mit Re- und scenischen Hilfsmitteln in einer Weise ausgestat- af die Phantasie der Dichter ihm die kühnsten über- rirdischen Zumuthungen stellen kann, hat ebenfalls seines Bestehens von diesen Mitteln noch niemals einen enden und erfolgreichen Gebrauch gemacht. Jetzt soll die Sage geht, in ein Parlamentsgebäude vermandelt

echte Berliner Poffe wird von Tag zu Tag abgetra- , trivialer, und verliert selbst den satirischen Stimulus, sie sich früher auszeichnete. In ihren klagen Erst- schöpft, dreht und wendet sie die alten Räder nach ten, sobald das Publikum schon die geplakten Räder ekommt. Das Theaterpublikum selbst aber wird durch und“ zuletzt so demoralisirt, daß es gewiß anfangs ristischer, der es als deutendes Wesen behandeln wollte, üfung zurückweisen würde. Das Bessere muß ihm ächst in einem kunstvollen Amalgam mit dem verb irksamen verabsolgt werden. Im Wallnertheater in gegenwärtig eine Poffe: „Die alte Schachtel“, an ordnung, in welcher ein Haupteffect durch ein Couplet nhalts erreicht wird:

Leise stehen meine Lieber —

Wann sehn wir uns wieder?

harmlose Leser wird kaum ahnen, was das Publikum Entzücken versteht; doch der Darsteller hat die still- e Verpflichtung, diesen Versen ein tieferes künstlerisches s zutheil werden zu lassen, indem er die hervorge-

hoben Worte durch seine Schattirung in das Entomologische hinüberspielen läßt: Pausen, Flöhe, Wanzen — wer könnte die- sem Effect widerstehen? Doch welches Insektenpulver befreit die deutsche Bühne von dem ästhetischen Ungeziefer, das auf der- selben herumtrabbelst?

Freilich, Professor Imbriani in Neapel findet, wie wir aus der augsburger „Allgemeinen Zeitung“ erfahren, daß der Goethe'sche „Faust“ ebenfalls in die Kategorie der derben schmu- zigen Dramen gehört. Folgende Blumenlese aus seiner Feuille- tonkritik über den „Faust“ wird unsere Leser gewiß erheitern: „.... Diese braven Deutschen, die sich kein Gewissen daraus machen, den Dofrath Schiller über Alfieri und Corneille zu erheben, und die Krühe Lessing zu preisen wegen ihrer dem Pfau Diderot ge- raubten Federn. — Der „Faust“ ist gleichsam eins dieser ver- teufelten Gerichte, die einen an deutscher Tafel perplex machen, in denen ganz heterogene Speisen zusammengemischt sind: Sauer- kraut, Fleischstücke und Heringschnitten. Der „Faust“ enthält ein Epos, das als Fleischstücke gelten kann, eine Novelle, welche die Heringschnitten repräsentirt, und eine Legende, die, als Binde- mittel dienend, das Sauerkraut darstellt. — Dichten war für Goethe eine geistige Purganz; das heißt doch den aristotelischen Begriff von der Reinigung etwas gar weit treiben u. s. w. — Nicht einmal ein italienischer Küchenjunge hätte (wie Goethe bei dem bekannten Souper mit der Städel) gewagt, einer Dame Impertinenz in einer ihr unbekannten Sprache zu sagen. Aber dergleichen galt an dem großherzoglich weimarischen Hof für geistreich. — Ich fordere jeden auf, unter den größten Objec- tionen, worauf die italienische Literatur stolz ist, mir einen Ro- man zu nennen, der elasterischer prosaisch wäre als der, in wel- chen Goethe's „Faust“ sich einläßt und verliert. — Wo sind wir (im Faust)? Unter Leuten und Verhältnissen, deren wir im Leben nur mit Scham erwähnen würden, und die wir, wenn es sich um Kunst handelt, nur unpoetisch nennen wollen. — Goethe war nicht unfähig zu, sozusagen, titanischen Entwürfen; aber sein Wesen (naturaclia), weich, veränderlich, fast weiblich (dieses sich ihrer bewußte Weiblichkeit erklärt auch, wie er dem männlichen biblischen Gott des „Prologs“ das „ewig Weibliche“ im „zweiten Theil“ substituiren konnte), war nicht dazu ange- than, ihn mit der Ausdauer und Anschaulichkeit auszurüsten, die allein zum Ziel führen konnten.“

Imbriani ist im übrigen ein Kenner deutscher Philosophie, die am Fuße des Vesuv, in der herrlichen Parthenope, eine neue Primatshütte gefunden hat. Nach Imbriani's Ansicht hat Hegel sogar den Italienern den Kopf verrückt. Dieser Philo- soph hat in Berra und dem Aesthetiker Turi noch immer bege- sterte Schüler und Verehrer an der Universität zu Neapel.

Unser deutscher Aesthetiker Bischof ist indeß von Zürich nach Tübingen übergesiedelt; die Züricher haben dem scheiden- den Lehrer mannichfache Beweise der Zuneigung und Anerken- nung zutheil werden lassen. Der „Bund“ widmet ihm einen Nachruf, als „dem Mann, der unserer Jugend nicht nur dem Namen, sondern dem vollen Sinn des Wortes nach der Lehrer der Schönheit gewesen. Schön wird, dessen sind wir überzeugt, die Saat ausgehen, die er als Keim in die Gemüther unserer Jugend gestreut, aber auch ihm, hoffen wir, möge das Decen- nium ein erwünschter Gewinn sein, das er inmitten eines freien Volks gelebt, und es möge ihm von Nutzen sein, da er jetzt zu seinen Deutschen heimkehrt, die er stets so eifrig gelehrt, den innern Menschen ganz und voll herauszubilden, damit sie der- einst auch recht verstehen, den wahren Gebrauch von Macht und Freiheit zu machen.“ Wir freuen uns, daß Bischof's Wirk- samkeit in der Schweiz einen so guten Boden gefunden; denn das tüchtige Schweizervolk legte neuerdings wenig Proben davon ab, daß sich auch das Schöne in dem Lande Wilhelm Tell's eine heimatliche Stätte gegründet hat.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Lehrbuch der Geometrie für Schulen und zum Selbstunterricht.

Drei Theile.

**Erster Theil:** Lehrbuch der geradlinigten Planimetrie von Karl Snell. Zweite Auflage. Mit 5 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 24 Ngr.

**Zweiter Theil:** Kreislehre und ebene Trigonometrie von Karl Snell. Zweite Auflage. Mit 4 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 24 Ngr.

**Dritter Theil:** Lehrbuch der Stereometrie von Hermann Schäffer. Mit 16 lithographirten Tafeln. 8. Geh. 1 Thlr.

Die vorstehend aufgeführten drei Werke, welche auch einzeln käuflich sind, bilden zusammen ein für den Schulgebrauch vollständig eingerichtetes wie zum Selbstunterricht geeignetes Lehrbuch der Geometrie. Sie sind zugleich für die Hand des Lehrers wie des Schülers bestimmt. Der Schüler findet darin die Fundamentalfälle der Wissenschaft klar und faßlich entwickelt; dem Lehrer bieten sie die feste Grundlage zu beliebig erweitertem Ausbau und zur Einzufügung der mannichfachen Aufgaben, so daß sie beim Unterricht sowohl als beim Selbststudium sich nützlich und fruchtbar erweisen.

## Einleitung

in die

## Differential- und Integralrechnung

von

Karl Snell.

Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 26 Ngr.

**Erster Theil:** Von ersten Differentialquotienten. Mit 3 lithographirten Tafeln. 1 Thlr. 26 Ngr.

**Zweiter Theil:** Von den höheren Differentialquotienten. Mit 4 lithographirten Tafeln. 2 Thlr.

Der Verfasser wendet sich mit diesem Werke an ein Publikum, welches Gelehrte und Laien der Mathematik gleichermaßen umfaßt, und hofft, daß seine Darstellung bei allen Klarheit, völlige Einsicht und Interesse an der Wissenschaft hervorzubringen werde.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## HISTORY OF CIVILIZATION IN ENGLAND.

By HENRY THOMAS BUCKLE.

5 vols. 8°. Geh. 5 Thlr. Geb. 6 Thlr. 20 Ngr.

Buckle's Werk ist von der Kritik als eine außerordentliche Erscheinung bezeichnet worden, auch in Deutschland, wo bereits eine zweite Auflage der von Arnold Ruge veranstalteten deutschen Uebersetzung erschienen ist. Ein ungemein reichhaltiges Material, das überall möglichst auf positive Thatsachen zurückgeht, ist darin in lichtvoller Gruppierung zusammengefasst. Durch obige Ausgabe ist die Anschaffung des Werks in der Originalsprache durch nahezu dreimal billigeren Preis gegen die bisher allein vorhandene englische Ausgabe wesentlich erleichtert.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Aus dem Leben eines Wüstlings.

Gezeichnet von

Bonaventura Genelli.

Lithographirt von Georg Koch.

Achtzehn Tafeln mit Erläuterungen.

Größtes Querfolio-Format. In Mappe.

Subscriptionspreis 25 Thlr.

Der Cyklus von achtzehn durch Bonaventura Genelli componirten Scenen „Aus dem Leben eines Wüstlings“ ist eine der bedeutendsten unter den stillvoll idealen Schöpfungen dieses phantasiereichen Künstlers. Um das Werk Museen und Kunstvereinen, Künstlern, Kunstfreunden und Sammlern zugänglich zu machen, wurde dessen Vervielfältigung unternommen und dafür die Lithographie als diejenige Vervielfältigungsart gewählt, in welcher die Behandlungswiese der Originals sich am getreuesten wieder geben liess. Wirklich sind die von Georg Koch in Kassel lithographirten Blätter wahre Facsimiles geworden.

Das Werk liegt, mit einer Vorbemerkung von Dr. Max Jordan und kurzen vom Künstler selbst herrührenden Inhaltsangaben der einzelnen Blätter versehen, vollständig vor und kann durch jede Buch- und Kunsthandlung Deutschlands wie des Auslandes bezogen werden.

Prospecte über das Werk stehen gratis zu Diensten.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

Gedichte von Albert Möser. Brosch. 15 Ngr.

Sonette, Oden, Distichen u. s. w., so rein und schön, in Platen sie je gemacht hat. (Grenzboten).

Neue Sonette von Albert Möser. Eleg. brosch. 10 Ngr.

Diese Sonette gehören zu den schönsten, die überhaupt deutscher Sprache gedichtet sind. (Dichtergarten).

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die Apostel.

Von Ernst Renan.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geheftet 1 Thlr. Gebunden 1 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in 6 Lieferungen zu je 5 Ngr. zu beziehen.)

Dieses nun auch in der deutschen Uebersetzung vollständig vorliegende Werk rechtfertigt in hohem Grade die großen Erwartungen, die eine von dem weltberühmten Verfasser „Vis de Jésus“ herrührende neue Schrift erregen mußte. Es läßt die Anfänge des Christenthums und dessen Verhältnisse jüdischen und heidnischen Welt in einer von den bisher erschienenen ganz verschiedenen, überaus neuen Beleuchtung erscheinen und fördert überhaupt so viele, auch unantastbar auf die Gegenwart bezügliche Ideen zu Tage, daß jeder Theolog noch der Laie es zu lesen vernehmen darf. Unentbehrlich ist es namentlich allen Lesern von Renan's „Leben Jesu“ wegen seines engen Anschlusses an letzteres Werk. Der billige Preis von 1 Thlr. sichert ihm die weiteste Verbreitung.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Oswald Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.



alt: Reithardt von Sneyenau. Von Hans Prug. (Beschl.) — Unterhaltungsliteratur. Von Rudolf Gottschall. — Ein  
neutlicher Antisbarbarus. Von Oskar Hauff. — Semillon. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Reithardt von Sneyenau.

(Beschl. aus Nr. 36.)

Der König ließ endlich den ihm vorgelegten Rüstungs-  
gut und befahl seine Ausführung, welche Sneyenau  
zeuereifer betrieb. Kolberg, das als der einzige Platz,  
dem aus man eine Verbindung mit England unter-  
1 konnte, jetzt doppelte Wichtigkeit gewann, wurde  
neue umfassende Befestigungswerke gestärkt; es  
der Sammelplatz der pommerschen Armee werden,  
die Blücher den Befehl führte. Mit diesem  
daher Sneyenau damals in besonders lebhaftem  
wechsel. In Schlessien wurde gleichfalls gerüstet und  
n Marken sollten die Truppen in einem großen ver-  
ten Lager bei Spandau concentrirt werden. Gerade  
letzte Maßregel hielt Sneyenau für eine besonders  
ge, sodaß er den ihm angebotenen Oberbefehl in  
sten ausschlug und sich ganz dieser einen Aufgabe  
te, gegen den Wunsch mancher seiner Freunde, welche  
ergebend des schlesischen Commandos an eine nicht  
se Persönlichkeit fürchten mochten. Gleichzeitig mit  
enen Rüstungen wurden auch wieder die Verbindun-  
nit dem Auslande angeknüpft: Scharnhorst ging als  
jändler nach Rußland, England schickte im geheimen  
Freiherrn von Dmpteda zu Unterhandlungen nach  
; auch an ihnen nahm der rastlose Sneyenau den  
ersten Antheil, er suchte durch eine klare Darstel-  
der Lage das londoner Cabinet zu möglichst nach-  
her Unterstützung Preußens zu bestimmen. Die  
ing, auch Oesterreich in dem bevorstehenden Kampfe  
bundesgenossen zu haben, zeigte sich bald als ver-  
; die Abneigung der dort leitenden Staatsmänner  
Rußland und ihre Furcht vor einer kräftigen Wie-  
tellung Preußens konnten es dazu nicht kommen  
Aber während noch alle wahren Patrioten zu dem  
en Verzweiflungskampf rüsteten, während nament-  
reisenau eine unerschöpfliche Kraft und fast beispiel-  
hätigkeit entfaltete, zogen sich immer enger und  
die Schlingen um das unglückliche Preußen zusam-  
welche ihm die treulose Napoleonische Politik gelegt  
um es wehrlos zu Fall zu bringen. Die Verhand-

lungen über das früher von Preußen beantragte Bündniß  
mit Frankreich wurden durch den Gesandten von Kruse-  
mark in Paris weiter geführt; gleich im Beginn derselben  
stellte Napoleon die Forderung, daß den preussischen  
Rüstungen Einhalt gethan werde. Sneyenau war außer  
sich, er durchschaute ganz klar das verrätherische Spiel,  
das Frankreich betrieb, mit eindringlichen Worten suchte  
er den Staatskanzler Hardenberg davor zu warnen:

Frankreich will, daß wir entwaffnen und abwarten, bis  
solches uns Bedingungen vorschreibe, unter welchen es unsere  
Unterwerfungsvertrag annehmen will. Diese Bedingungen wer-  
den uns nicht bekannt gemacht und uns dennoch gedroht, daß,  
wenn wir nicht im Vertrauen auf diese uns unbekannten Be-  
dingungen unsere Rüstungen einstellen, wir sogleich mit Krieg  
überzogen werden sollten. Was heißt das anders, als uns un-  
ter jeder Bedingung, oder vielmehr ohne Bedingung auf Gnade  
und Ungnade unterwerfen zu wollen? So etwas kennt die Ge-  
schichte nicht. So etwas unthet man nicht einmal einer aufs  
Kreuzerke gebrachten Besatzung zu, mit der man sich im Kriege-  
stande befindet. Man erlaubt ihr Bedingungen zu machen,  
ändert daran ab, gesteht davon zu und fordert dann erst ihre  
Unterwerfung. Wenn eine noch unabhängige Nation sich einer  
solchen Forderung fügte, so würden sie Zeitgenossen und Nach-  
welt des Selbstmordes anklagen. ... Nach den Unterhandlungen  
mit Rußland, von denen dieses bereits an England Kenntniß  
gegeben hat, nach den Eröffnungen gegen letzteres würden wir  
in der öffentlichen Meinung auf ewig vernichtet sein, wenn wir  
durch ein Bündniß mit Frankreich uns entziehen und vollends  
durch ein solches Bündniß ohne alle Bedingungen.

Waren diese Mahnungen Sneyenau's auch nicht ganz  
wirkunglos, in der Hauptsache blieben sie doch ohne Er-  
folg, und wenn er selbst die Unterhandlungen mit Eng-  
land, von wo zu diesem Zwecke im tiefsten Geheimniß  
Oberst Dörnberg nach Kolberg gekommen war, auch noch  
fortführte, so stieg in ihm doch mehr und mehr die Be-  
fürchtung auf, daß das preussische Cabinet durch die er-  
sten Schritte der Nachgiebigkeit immer tiefer in Napoleon's  
Neze werde verstrickt werden. Dieselbe sollte sich nur zu  
vollständig als begründet erweisen: im October 1811 wurde  
auf Andringen des französischen Gesandten Saint-Marsan  
Blücher wegen angeblichen Ungehorsams von seinem Com-  
mando in Pommern abberufen — eine Nachgiebigkeit,  
welche das Schlimmste in Aussicht stellte. Als dann die

Forderungen bekannt wurden, deren Erfüllung Saint-Marfan im Namen Napoleon's als unerlässliche Bedingung des gewünschten Bündnisses aufgestellt hatte; als man vernahm, daß dieselben nicht einfach verworfen worden seien als ungerechtfertigt, unerschwinglich, für König und Land verderblich und herabwürdigend, da konnte man sich nicht länger darüber äuszen, daß der schon in der Stille vorbereitete Verweigerungskampf unausgekämpft bleiben würde. Da eine unbedingte Unterwerfung unter Frankreichs Gewalttherrschaft die Folge der schon so weit gediehenen Unterhandlungen sein mußte, wurde es für die Patrioten Zeit, an ihre eigene Sicherheit zu denken, wenn sie nicht der Rache der Franzosen und der noch leidenschaftlichern der Anhänger derselben zum Opfer fallen wollten. Am 29. October 1811 schrieb Gneisenau in höchster Aufregung über diese letzten Vorgänge an Hardenberg:

Nun sind wir so weit gekommen, daß die höchste Gefahr für die Freunde der guten Sache entsteht. Die entgegengesetzte Partei ist im Begriff zu siegen, und mit Leidenschaftlichkeit wird sie sich für so manche erlittene Hintanziehung rächen, sowie die fremde Obergewalt immer mehr sich entwidelt. . . . Den Oberst von Dörberg muß ich nun zurücksenden. Es wäre Verrath, solchen länger festzuhalten, und wir würden eine schwerlastende Blutschuld auf uns laden, die unser Unglück mehren würde. Warum damit zögern, wo keine Hoffnung mehr ist! Was könnte uns noch von außen Hoffnungsvolles kommen, wenn in unserer Brust Schwäche wohnt. Was sage ich, Schwäche, nein, Ehrlosigkeit! Denn so muß man die Handlung nennen, wo ein feierliches Ehrenwort gebrochen wird; ein Fall, der auch von Euer Excellenz neuerlich für unmöglich angegeben wurde! . . . Für mich ist nun auch keines Bleibens mehr hier, wo keine Sicherheit mehr ist. . . . Wohin mein Verhängniß mich führen werde, weiß ich noch nicht. Die Verhältnisse meiner zahlreichen Familie erlauben mir nicht, dieselbe wo andershin zu verpflanzen; wahrscheinlich werde ich also auf immer von ihr getrennt sein. Daß selbige nicht in Dürftigkeit verfallen werde, dafür verantworte ich Euer Excellenz edelmüthigem Herzen. . . . Dieser Zeit des Kampfes mit unedeln Leidenschaften, ich werde immer mit Vermuthungen ihrer gedanken; aber mir hat sie einen unschätzbaren Gewinn gebracht, den, daß ich Euer Excellenz näher gekommen bin und ein Gemüth wie das Ihrige habe kennen gelernt. Oft stand ich bestürzt in mich selbst zurückschauend, wenn ich so viel himmlische Güte gewahr ward, als mir noch nie vorgelommen ist. Schöne Träume von Rettung des Vaterlandes unter einem solchen Staatsmann! Die alten Dynastien werden untergehen, und nur gemeinsame Noth wird an gemeinsame Rettung denken lehren. Unterdeß muß man vorbereiten und die erschütterten, zerstreuten Elemente zusammenhalten tragen.

Konnte Hardenberg für den Augenblick auch diese Auffassung der Dinge als eine zu trübe zurückweisen, mußte Gneisenau dem Benehmen des Staatskanzlers in der schwierigen Situation auch seinen vollsten Beifall schenken, das Verhängniß, das er nahen sah, wurde dadurch doch nicht aufgehalten. Dem König selbst hatte man die letzte Entscheidung anheimgegeben; dieser verschob sie bis zur Rückkehr Scharnhorst's von seiner Mission an den russischen Hof. Doch hegte Gneisenau schon jetzt keine Hoffnung mehr, gerade in dem Aufschub, in der steten Verzögerung des Entschlusses sah er das Verderbliche, denn mit jedem Augenblick wurde die Lage schwieriger, drohte dem König der Verlust des freien Entschlusses. Um

wenigstens die von England geschickten und auf einer Flotte vor Kolberg liegenden kostbaren Materialien an Waffen und Munition dem Feinde nicht in die Hände zu liefern, theilte Gneisenau den Stand der Dinge offen an den in Kolberg verweilenden Dörberg mit und ließ Anstalten zur Rückkehr der werthvollen Flotte treffen. Es kam ganz so, wie Gneisenau gefürchtet hatte; schon am 4. November entschied sich der König gegen den Verweigerungskampf und für das französische Bündniß. Noch waren die in Folge dessen aufs neue angeknüpften Unterhandlungen zu keinem Abschluß gelangt, der anfangs von Frankreich vorgelegte Vertragsskizze war von Preußen beanstandet und modificirt, dann ein Gegentwurf gemacht worden, während dessen aber war Preußen rings mit Truppen umstellt; die Nachricht von der beabsichtigten Besetzung der Ostseeküste bis Memel rief in Berlin die größte Bestürzung hervor; gleich darauf kam die Meldung, daß der preussische Gesandte Krusemark in Paris einen Vertrag unterzeichnet habe, wie er ihm von Napoleon vorgelegt worden sei. Durch die drohende Erklärung, daß die französischen Truppen gegen Rußland bereits in Bewegung seien, in Preußen einzürden mußten, daß ihr Einmarsch vor Abschluß eines Bündnisses für den König unschädlich sei, durch solche gewaltsame Ueberredung hatte Napoleon dem Gesandten seine Unterschrift abgepreßt. Der Kurier, der die Nachricht von der Unterzeichnung nebst der Rechtfertigung des Gesandten überbringen sollte, wurde von den Franzosen absichtlich durch Hindernisse aufgehalten, so daß er erst 36 Stunden später als gewöhnlich in Berlin ankam; noch vor seiner Ankunft konnte so Davoust von Medlenburg und Schwedisch-Pommern aus in Preussisch-Pommern einrücken. Die auf die gestellten Anfragen über den Grund solcher Maßregeln erfolgenden Antworten waren ganz leer und nichtig, zum Theil geradezu höhrend und frivol; dennoch meinte der König, die Sache sei zwar traurig, aber man müsse sich hüten, sie zu tragisch zu nehmen; unter solchen Umständen blieb denn auch der noch einmal ausgesprochene Rath Scharnhorst's, Gneisenau's und Boyen's, der König möge sich und den Staat durch rasche Entfernung von Berlin retten, ungehört, und alle drei forderten darauf ihre Entlassung.

Inzwischen war eine französische Armee von Magdeburg auf Brandenburg marschirt, die sächsischen Land zwei Meilen von Frankfurt; den Hohenzollern schien das Schicksal der spanischen Bourbons zu drohen; die Bestürzung, die Rathlosigkeit war allgemein, wenn der König selbst wol auch noch in diesem Augenblicke daran dachte, wenigstens mit dem Degen in der Hand zu sterben; Saint-Marfan drängte, Davoust drohte mit dem weitem Vorrücken, falls der Vertrag noch nicht angenommen sei; da kam Krusemark's Kurier, und der Vertrag mit allen seinen „vergifteten“ Bedingungen ward angenommen. Preußen war durch denselben mit seinen gesamten Hülfsmitteln zur unbedingten Verfügung Napoleon's gestellt. Gneisenau's Bleiben im Dienste war unter solchen Umständen zur Unmöglichkeit geworden, er hätte dadurch seine ganz

gangenheit und seine rühmlichen, freilich diesmal noch ungelungenen Bemühungen für die Befreiung des getaueten Landes Lügen gestraft. Der schon früher in ihm aufgelegte Plan zur Gründung einer deutschen Region im Lande trat wieder mehr in den Vordergrund. Wie Gneisenau handelten seine treuesten Genossen und Mitarbeiter an dem gescheiterten Werke: Major Boyen, der anders des Königs Zustimmung zu den von Gneisenau vorgelegten Kämpfungsplänen erwirkt hatte, wurde zum ersten befohlen, später mit einer geheimen Mission an Kaiser von Rußland betraut; Scharnhorst, den der Krieg nicht ganz gehen lassen wollte, zog sich mit unbekanntem Urlaub nach Schlesien zurück; auch Gneisenau nahm seinen Abschied, jedoch nur, um auf einem andern Posten und in anderer Weise seine nationalen und politischen Bestrebungen fortzusetzen. Unter Belassung des Gehalts wurde er von dem Amte eines Staatsraths entbunden, zugleich aber mit einem geheimen Auftrage versehen: die Höfe Oesterreichs, Rußlands, Schwedens und Englands sollte er besuchen, die dortigen Stimmungen und Verhältnisse erkunden und Verbindungen anknüpfen, welche einst ein gemeinsames Handeln ermöglichen und einen neuen Versuch zur Abschüttelung des herrlichen Jochs thatkräftig und erfolgreich unterstützen sollten. Am 21. März 1812 verließ Gneisenau Berlin, im vollen Bewußtsein der Größe der ihm gestellten Aufgabe; war es doch in seine Hand gelegt, die das Auslandes zur Unterstützung Preußens, zur Rettung Europas und zum Sturze des von ihm umgebenen Tyrannen zu gewinnen und zu vereinigen. Wenige Tage nur verweilte Gneisenau in Mitteldeutschland bei den Seinen, die er seit dreizehn Jahren gesehen hatte; dann eilte er nach Wien; eine lange Unterredung mit Erzherzog Karl überzeugte ihn aber, daß dieser Seite zur Zeit für die von ihm verfolgte Sache nichts zu hoffen sei. Bald eilte er daher weiter Bregenz nach Wilna, mitten durch das bereits an der Grenze stehende russische Heer. In Wilna traf er wieder seine alten Freunde Chasot und Clausen, die ständige Dienste getreten waren, sondern er fand auch wieder Alexander, dem er von dessen Besuch in Berlin her bekannt war, die freundlichste und ehrenvolle Aufnahme. Mit dem ihm in so seltenem Grade an Scharfblick und der meisterhaften Beobachtungsgabe war Gneisenau schon in kurzer Zeit eine eingehende Kenntniß der russischen Heeresanordnung, ihrer Stärken und ihrer Mängel erworben und legte seine Bemerkungen und die auf ihnen fußenden Rathschläge dem Kaiser in einer ausführlichen Denkschrift vor, in welcher die russische Kriegsmacht namentlich mit Rücksicht auf vorstehenden Krieg kritisch besprochen. Von besonderem Interesse sind in dieser Abhandlung die Rathschläge, welche Gneisenau in Betreff der Kampfweise die man in dem Kriege mit Napoleon zu befolgen werde; in wenigen Worten enthalten sie die Grundzüge der Rußland schließlich des Gegners Vernichtung. So heißt es gleich im Anfang:

Diese Umstände wohl erwogen, scheint die Klugheit durchaus Rußland zu empfehlen, wenigstens für den Anfang des Kampfes auf jeden Entwurf eines Angriffskrieges zu verzichten, die Vortheile seines Bodens geltend zu machen, die feindlichen Heere auf sein Gebiet herbeizuziehen, auf demselben mit Kraft und Nachdruck alle geeigneten Mittel vorzubereiten, um den Krieg in die Länge zu ziehen, dem Klima seinen Antheil an der Zerkörung des Feindes zu lassen, nur Vertheidigungsschlachten zu liefern und das nur in voraus bereiteten Stellungen, endlich nur nach einem vollen und entscheidenden Siege zum Angriffskriege überzugehen. Den Krieg in die Länge ziehen, ist liegen.

Unter den Maßregeln, welche Gneisenau dem Kaiser Alexander zur Rettung des Reichs vorschlägt, finden sich viele wieder, die er auch in seinem Entwurf für Organisation des Volkskriegs in Preußen in Antrag gebracht hatte, so das Verbot jedes Verkehrs der Einwohner mit dem Feinde, wonach jeder, der demselben Unterhalt liefert, des Hochverraths schuldig erachtet werden soll u. dgl. m. Besonders weist er auf den mächtigen Bundesgenossen hin, der den Russen in dem Klima zur Seite stehen wird:

Kann man die Bewegungen des französischen Heeres lähmen und sie zu etwas verlängerten Contournirungen nöthigen, so wird man ganz sicher sie über alle Erwartung hinaus schwächen sehen, und diejenigen, welche das russische Schwert bereits schon hat, werden dem Klima zum Opfer fallen, wenn man ihm Zeit läßt, seine Wirkung zu üben. Dieselben Vortheile bietet ein Winterfeldzug. Während der Schnee die Zufuhr von Lebensmitteln und anderer Bedürfnisse für die russische Heere erleichtert, werden die Härte eines nordischen Winters nebst dem völligen Mangel an allen Bequemlichkeiten, welche andere Länder bieten und woran der französische Soldat sich bei den besiegten und unterdrückten Völkern gewöhnt hat, mächtig den Muth aller dieser Horden lähmen, welche gegen ihren Willen in ferne Länder und unter einen rauhen, ungesunden, unwirthlichen Himmel geführt sind. Ohne Aussicht auf das Ende ihrer Leiden werden sie sehr froh sein, einen Vorwand zur Flucht aus diesen Gräben zu finden, und eine Schlacht, sei sie auch noch so wenig bestritten und hartnäckig, wird ihn ihnen liefern.

Einen Vernichtungskrieg wünschte Gneisenau von den Russen gegen die fremden Eindringlinge geführt zu sehen; daher wünschte er auch dringend die Einwirkung der Ruriken auf die Gemüther des Volks mit herangezogen, und ganz ähnlich wie für die beabsichtigte preussische Erhebung schlägt er auch hier vor:

Aus diesem Gesichtspunkte wäre es passend, den Unterthanen einen neuen Eid der Treue abzunehmen, wodurch sie sich verpflichteten, jede Verbindung irgendwelcher Art mit den Feinden zu fliehen, ihren Forderungen nicht zu gehorchen, sie zu verabscheuen, zu bekämpfen, zu verfolgen, sie als wilde Thiere auszurotten, und dieser Handlung alle Feindschaft der Religion zu geben.

Von Wilna ging Gneisenau nach Riga: dem ständigen wöchentlichen Aufenthalt daselbst benutzte er zur Ausarbeitung einer zweiten, für seinen eigenen Gebrauch bestimmten Denkschrift über den Zustand des russischen Heeres, in welcher er eine noch viel schärfere Kritik ausübte, namentlich die Gefahren aufdeckte, welche dem Kriege und seiner Führung aus dem persönlichen Verhältnissen, Absichten und Neigungen der in den höchsten Stellen befindlichen und besonders einflussreichen Generale erwachsen konnten; sein Mißtrauen gegen den schwankenden und

unfesten Sinn Alexander's selbst hält er auch keineswegs juristisch.

Auf der von Riga nach Schweden gehenden Kaufahrtsflotte schiffte er sich ein und kam nach viertägiger Ueberfahrt am 6. Juli in Stockholm an. Die bei seinem ersten Aufenthalt gemachten Bekanntschaften, die jetzt erneuert wurden und zu denen manche neue hinzulamen, mochten ihm wol mitunter eine angenehme Stunde bereiten; was aber die Hauptsache, das Befreiungswerk, betraf, so waren die Aussichten, die sich dafür eröffneten, nicht eben hoffnungreich. Außerdem hatten die übermäßigen geistigen und gemüthlichen Anstrengungen des letzten Winters seine Gesundheit untergraben, ein Leberleiden fing an ihn zu peinigen und machte seine Stimmung noch muthloser. Dies körperliche Leiden war wol mit der Grund, weshalb Gneisenau gerade damals die Zukunft so trübe und düster ansah; nur um die einmal übernommene Verpflichtung zu erfüllen, setzte er seine Reise fort, einen Erfolg versprach er sich nicht weiter davon, bereits dachte er daran, sobald wie möglich nach Schlesien zurückzukehren und sich ganz seiner Familie zu widmen. Tief entnervt schrieb er darüber an seine Frau:

Mein Entschluß darüber steht fest nach allem, was ich abermals habe sehen müssen. Unwissenheit, Schwachheit, Unkräftigkeit, Gemüthschwäche leiten die Begebenheiten da, wo ich gewesen bin. Dort, wohin ich gehe, wirken andere schwächende Potenzen. Nirgends leuchtet mir eine Hoffnung, daß man sich zu großen Ansichten erheben werde. Wozu also den süßesten Freuden des Lebens entsagen, um umherzuirren und ein Evangelium zu predigen, das niemand begreift? Frankreich hat gelehrt, nicht durch seine Talente, denn hierin können wir uns wol mit diesen Galliern messen, aber durch die Schwäche seiner Gegner. Zehn Jahre der erfahrungreichsten Geschichte haben die Fürsten noch nicht belehren können. Wollen sie durch ihre Schwäche zu Grunde gehen, so sei es. Ich will nun nicht mehr, ein neuer Sisyphus, den Fels vergebens bergan wälzen, sondern dem Sturme unter einem Schauerdach zusehen. Kühnige daher den Kindern an, daß ich nächstens wieder unter ihrem sein werde.

Zum Glück für die Freiheit Europas kam Gneisenau nicht gleich dazu, diesen Entschluß auszuführen. Durch Vermittelung seines Freundes von Oröben, der auch nach Schweden gegangen und mit dem Kronprinzen Bernadotte in Berührung gekommen war, hatte Gneisenau mit diesem eine Unterredung, welche neue Hoffnungen für den Freiheitskampf zu erschließen geeignet war. Der Kronprinz erklärte sich nämlich zu einer Landung in Deutschland bereit, wenn ihm von England die dazu nöthigen Gelder bewilligt würden; er beauftragte Gneisenau zugleich, in dieser Frage mit dem Prinz-Regenten Unterhandlungen anzuknüpfen, deren Erfolg freilich als ein sehr zweifelhafter erscheinen mußte, da gerade damals zwischen dem schwedischen und dem englischen Cabinet eine Spannung herrschte, das letztere sich näher an Dänemark angeschlossen und eine Schwächung desselben zu Gunsten Schwedens durch die Abtretung Norwegens kaum zugegeben hätte. Dennoch eilte Gneisenau nach England: am 20. August landete er in Harwich und ging sofort nach London, wo er vom Grafen Münster mit größter Herzlichkeit und offenstem Vertrauen aufgenommen wurde. Schon nach

wenigen Tagen hatte er eine neunstündige Unterredung mit dem Prinz-Regenten, in welcher die Pläne zur Befreiung Europas eingehend erörtert wurden; eine specielle Denkschrift darüber zu entwerfen, war die Aufgabe, der sich Gneisenau demnächst widmete. Die gleichzeitig auf Stein's Rath erfolgende neue Annäherung Rußlands an England ließ die Zukunft wieder einmal in günstigerem Lichte erscheinen; die von Stein in Anregung gebrachte Gründung einer deutschen Legion in russischem Dienste eröffnete Gneisenau selbst die Aussicht, vielleicht bald mit dem Schwerte in der Hand dem verhassten Feinde entgegenzutreten zu können; denn auf ihn, den Herzog von Braunschweig, Walmoden und Grolman rechnete man dabei ganz besonders. In der Denkschrift, welche Gneisenau gegen Ende August 1812 den englischen Ministern übergab, prüfte er eingehend die Mittel, welche für den beabsichtigten Kampf zu Gebote standen; die möglichen Erfolge, welche durch eine schwedische Landung in Norddeutschland erlangt werden könnten; die Bedingungen, unter denen Schweden diese Aufgabe allein ausführen könnte und welche sich namentlich auf die Sicherung gegen Dänemark bezogen; die Aussichten, welche sich dem welfischen Hause selbst dadurch in Betreff Hannovers eröffneten; auch die Wege, auf denen man die nöthigen finanziellen Mittel würde schaffen können, deutet er in der Kürze an. Besonders aber betont er auch hier wieder die idealen und moralischen Mächte, welche den um ihre Freiheit, um die Freiheit Europas Kämpfenden zu Hülfe kommen würden, und weist darauf hin, wie es gerade an solchen auf der gegnerischen Seite gänzlich fehle. Einige von den Sätzen, die er in dieser Hinsicht aufstellt, sind besonders bemerkenswerth; so heißt es gleich im Eingange:

Der Krieg zwischen Rußland und Frankreich hat begonnen. Es wird der letzte sein. Die Frage, ob das Festland unter die Fülße eines herrschenden Usurpators getreten werden, oder ob dessen Stern sich endlich verduiteln soll, wird an den Ufern der Wolga für immer entschieden werden. Wird sie es zu Gunsten des Erben der Französischen Revolution, so ist das Todesurtheil jeder Bildung, jeder freisinnigen Idee unterzeichnet; die Knechtschaft wird nur allgemeiner und abscändlicher.... Es ist daher für jeden angeklärten und der guten Sache ergebenen Staatsmann wichtig, die Mittel aufzusuchen, um diesen letzten Kampf der Sache der Unabhängigkeit der Völker glücklich zu wenden.... Wenn man die Mittel zum Widerstande reiflich erwägt, so findet man, daß sie erstaunlich sind. Einhaundert Millionen Menschen seufzen unter der eisernen Ruthe eines gottlichen Verbrechers; sie verabscheuen ihn, und ihre Jugend wird zur Schlachtbank geführt, um seine ehrgeizigen Pläne auszuführen. Sobald das Glück seine Fahnen verliere, würde der Woll unter seine sogenannten Verblindeten kommen und das Volk unter seine Soldaten. Sein Reich besteht nicht die Freiheit, welche allein die Zeit geben kann; die Völker sind nicht in der Knechtschaft gealtert, um ihm selbst im Unglücke zu bleiben. Die Kühnheit, die erstaunlichste Kühnheit, die einzige Grundlage seiner Usurpation, und dieser Kühnheit stand gegenüber die jammervollste und schändlichste Schwäche.

Auffallen kann übrigens in dieser Denkschrift Gneisenau's die außerordentlich hohe Schätzung des Kronprinzen von Schweden, in dem er den eigentlichen Retter und Befreier Deutschlands gefunden zu haben glaubt. Der Charakteristika desselben macht fast den Eindruck, als habe

isenau hier aus Gründen der Klugheit mit allzu tiefen Farben geschildert, Bernadotte's Persönlichkeit jender und großartiger dargestellt, als sie ihm selbst Wahrheit erschienen sein mag, um auf diese Weise im englischen Cabinet gegen denselben herrschende Ängsten zu beschwichtigen und eine ungünstige Einwirkung desselben auf den Gang der Verhandlungen zu verhindern. Wenigstens stand Bernadotte's späteres Verhalten in den Freiheitskriegen mit dem günstigen Urtheil, Gneisenau jetzt über ihn fällt, in einem ziemlichem Widerspruch. Denn er sagt von ihm:

Wäsklicher Weise hat sich ein klüger Mann in einer hohen Stellung gefunden, welcher von edelm Ehrgeiz brennt, den Ruhm zu erwerben, Deutschland von seinen Unterdrückten zu befreien, und der, von einem eingewurzelten tiefen Hass gegen Kaiser Napoleon belebt, sein ganzes Dasein an den Kampf mit ihm setzen will. Es ist der Kronprinz von Schweden, der Französischen Revolution, kennt er alle deren Sprünge und alle Triebkräfte, welche geeignet sind, die Menschen zu irren und an sich zu fesseln. Er wird der Kühnheit die Mäßigkeit entgegensetzen. Er ist kein gewöhnlicher Mann. In Schweden, wo so viele Elemente von Factionen sind, hat er sie alle zu verbinden. . . . Alle Klassen der Gesellschaft beten ihn an.

Er mußte Gneisenau selbst anders urtheilen. Nachdem er dann noch gezeigt, wie Schweden an eine Stellung in Norddeutschland nur dann denken könne, es sich gegen Dänemark gesichert habe, wie es dann zunächst die dänischen Inseln erobern müsse, um sich für die Zukunft ein Tauschobject zu haben, gegen das es Norwegen erlangen könnte, und nachdem er die Wege angedeutet hat, auf denen England die bedeutenden finanziellen Hülfsmittel herbeischaffen — er schlug dazu die Ausgabe von Banknoten ab, ablosbar unter Gewähr der britischen Regierung für die Wiedereroberung der Unabhängigkeit —,

Gneisenau mit der Mahnung, daß, wenn man thue, man es jedenfalls ganz und voll thun müsse, in nicht wie bisher immer auf halbem Wege stehen dürfte:

Wenn die Regierung dieses französischen Kaisers, welche die Kühnheit und dem erstaunlichsten Glücke beruht, einzusetzen beginnt, so würde es zweckmäßig sein, Moreau zu rufen, um unter ihm die französischen Truppen herbeizurufen und zu bilden. Nach allen Erkundigungen ist seine Armee in Frankreich noch immer sehr zahlreich. Keinen halben Tag die Waffen nicht eher niedergelegt, als bis dieser Irrthum ausgerottet ist, das ist das Ziel, welches uns die Politik zeigt.

Vorschläge Gneisenau's fanden bei dem englischen Cabinet, namentlich dem Grafen Münster, die beste Aufnahme, und dasselbe zeigte große Bereitwilligkeit denselben zu handeln. Gneisenau begann aufzuheben und wieder zu hoffen. Freilich waren die Nachrichten, die zu derselben Zeit aus Rußland über den Ausgang des Kriegs eintrafen, nicht eben ermutigend gegen dazu bei, die Patrioten zwischen banger Furcht und Hoffnungslosigkeit in der Schwebe zu erhalten. Die am 1. September erfolgte Einnahme Moskaus schien den letzten Rest von Hoffnung zu vernichten. Diese ängstliche

Spannung untergrub den erschütterten Gesundheitszustand Gneisenau's, und da die noch schwankende Entscheidung in Rußland seinen Bemühungen für den Augenblick Stillstand gebot, so zog er sich nach den Mineralquellen von Burton zurück, „um sich dort von seinem sich verschlimmernden chronischen Rheumatismus zu befreien und seine kranken Eingeweide zu heilen“. Aufmerksam beobachtete er von diesem „abgelegenen Winkel Englands“ aus den Gang der großen Ereignisse und unterhielt mit seinen deutschen Freunden und Gesinnungsgenossen einen lebhaften Briefwechsel, bei dem man aber auch jetzt noch aus Furcht vor Spionage zu falschen Namen seine Zuflucht nehmen mußte. Besonders wurde Gneisenau's Interesse in Anspruch genommen durch die in Rußland in Angriff genommene Bildung einer deutschen Legion, welcher eine große Anzahl seiner einstigen liebsten Waffengenossen angehörte; von seiner Vermittelung erwartete man, daß dieselbe in englischen Sold genommen und unter seinen Oberbefehl gestellt werde. Bald aber trafen vom Kriegsschauplatz Nachrichten ein, welche die Herzen aller Freiheitsfreunde höher schlagen machten. In dem Brande von Moskau schien das Morgenroth einer neuen Zeit aufzuleuchten; nachdem die Russen ihre Hauptstadt, ihr nationales Heiligthum den Flammen preisgegeben hatten, bloß um sie nicht in der Hand des Feindes zu lassen, schien der Abschluß eines Friedens unmöglich, die Fortführung des Kampfes bis zum äußersten Punkte der Vernichtung nothwendig, wenn auch jetzt noch Gneisenau nicht alle Zweifel an demuthigen Ausharren des Kaisers Alexander zu unterdrücken vermochte. Daß der Kronprinz von Schweden die beabsichtigte Landung in Deutschland plötzlich unter dem nichtigen Vorwande einer Missernte aufgab, war auch nicht ermutigend und mußte die auf der einen Seite erregten Hoffnungen auf der andern neu erschüttern. Doch wurden sie wieder befestigt und gehoben durch die Nachrichten, welche nun in rascher Folge aus Rußland eintrafen. Die Räumung von Moskau und der Beginn des Rückzugs der Franzosen erhielten ihre wahre Bedeutung erst dadurch, daß Rußland nun zur Offensive überzugehen bereit war, daß Kaiser Alexander, dem Entwurfe Stein's folgend, sich entschloß, als Befreier Deutschlands und Europas aufzutreten. Es folgte die Kunde von dem furchtbaren Ueberzuge über die Beresina am 15. November, von der vollständigen Auflösung des französischen Heeres durch die Bundesgenossen der Russen, den Hunger und den mit eisiger Kälte hereinbrechenden nordischen Winter. In dem berühmten 29. Bulletin gestand Napoleon, wenn auch nicht offen, so doch zwischen den Zeilen seine totale Niederlage und die Vernichtung seines Heeres ein; das war der Augenblick, auf den Gneisenau wie alle Patrioten gerechnet hatte, wo es zu handeln galt, denn jetzt oder nie war die Wiedergewinnung der Freiheit möglich geworden.

Aus seiner Zurückgezogenheit in Burton kehrte er nach London zurück, um im Mittelpunkte der Bewegung selbst mit allen Kräften thätig zu sein. In den ersten Tagen des December überreichte er dem Prinz-Regenten



eine Denkschrift, in welcher er eine englische Landung in Deutschland als dasjenige in Antrag brachte, wodurch der erschütterten Napoleonischen Macht der Todesstoß versetzt und Europa befreit werden könnte. Er wies darauf hin, wie gerade das Haus der Welfen an der Spitze dieser großartigen Unternehmung stehen müsse, wie seine Führung denselben alle nationalen Sympathien zuwenden werde, denn das Haus der Welfen sei das einzige, „welches sich nicht durch einen Bund mit dem glücklichen Verbrecher befleckt, noch sich durch Annahme seiner Orden herabgewürdigt habe“. Die Verdienste, welche es sich durch Unterstützung des spanischen Aufstandes um die Freiheit Europas erworben habe, machten es zum natürlichen Führer des bevorstehenden Befreiungskriegs. Mit begeisterten Worten zählt Gneisenau alle die Vortheile auf, welche eine baldige Landung in Norddeutschland und dessen Insurgirung haben würde. Der letzte der von ihm aufgestellten Punkte lautet:

Sie geht endlich auf die Zerstörung der Regierung dieses Ungeheuers, welches noch gefährlicher durch das Gift, das es anathemet, als durch seine Klauen ist. Jeder Entwurf, welcher unter diesem Ziele bleibt, wird vergeblich sein! Wer immer einen gewöhnlichen Krieg gegen diesen Bösewicht führen will — adhuc ignavia aliena quam sua virtute feliciorum —, um schließlich mit ihm zu unterhandeln und durch einen Frieden in den gewöhnlichen Formen der Diplomatie zu endigen, wird dabei der Stempel und das Opfer sein. Ihn zu Boden werfen, ihn zerstören, ihn und seine Trabanten, das ist die Aufgabe, welche sich eine gesunde, reine und starke Politik auferlegen muß, und daran, daß man diese Wahrheit in den europäischen Cabineten verkannte, haben sich unsere Unglücke angeschlossen.

Die einander rasch folgenden Nachrichten von den stets neuen Unglücksfällen, welche die traurigen Reste des französischen Heeres betrafen, trugen wesentlich dazu bei, den Vorschlägen und Entwürfen Gneisenau's eine gute Aufnahme und ernstliche Erwägung zu bereiten. Mit Lord Castlereagh und Münster persönlich besprach er sie im einzelnen, erläuterte und begründete sie näher und widerlegte und beschwichtigte die dagegen vorgebrachten Einwürfe und Bedenken. Diese letztern bezogen sich namentlich auf die Möglichkeit eines Erfolgs, wenn man die Landung und Insurgirung ausführe, noch bevor Oesterreich und Preußen sich gegen Napoleon erklärt hätten. Gneisenau zweifelt nicht, daß Oesterreich bei dem bekannten Hasse, der nicht bloß Kaiser Franz, sondern auch seinen Hof, das Heer und das ganze Volk gegen Napoleon erfüllte, von der allgemeinen Begeisterung sogleich werde mitfortgerissen werden. In Betreff Preußens bemerkte er treffend:

Die Unglücksfälle des Königs von Preußen haben ihn furchtsam gemacht. Er wird nahe bewacht, er ist zum Theil sehr übel umgeben. Sein Land ist durch zwei Reihen Festungen mit französischen Garnisonen durchschnitten. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er sich erkläre, bevor die Wahrscheinlichkeit des Erfolgs ihn ermutigt; aber da er sich enge mit Oesterreich verbunden hat und die Geschichte dieser Nacht theilen will, so wird er bereit mit ihr handeln.

Doch erkannte man auch in Preußen die ganze Bedeutung der augenblicklichen Lage. Hardenberg conferirte

bereits mit dem englischen Unterhändler von Ampleton, und Rußland forderte zum Anschluß auf. Die Theilnahme Gneisenau's an diesen Bestrebungen war von der höchsten Bedeutung. Stein, in leidenschaftlichem Eifer das Befreiungswort betreibend, forderte denselben auf, nach Rußland in die Umgebung des Kaisers zu kommen. Doch fanden sich zwischen den Ansichten gerade dieser beiden Männer die erheblichsten Differenzen, und wenn dies Gneisenau auch niemals gehindert haben würde, mit Stein Hand in Hand an der Verwirklichung seiner Lebensaufgabe zu arbeiten, so war er doch darauf bedacht, seine persönliche Unabhängigkeit und Würde dem leicht erregbaren und heftigen Stein gegenüber zu sichern; einige spöttische Bemerkungen Stein's über seinen müßigen Aufenthalt in Buxton gaben ihm die Veranlassung, freilich nicht ohne einige Gereiztheit, demselben über die Schroffheit seiner Formen, was man so sagt, reinen Wein einzuschmecken. Er schreibt ihm:

Könnten Ew. Excellenz wirklich glauben, daß im Monat November in dem hohen baumlosen Gebirge Derbyshire mit drei bis vier Invaliden ein Lustaufenthalt sein könne? Ich habe mich dorthin nur begeben, um etwas für meine Gesundheit zu sorgen und um mich dem mich erdrückenden Gewälte der Hauptstadt zu entziehen, zu einer Zeit — wo nimmermehr daran gedacht werden konnte, daß irgendetwas, was das Ausland betraf, berathschlagt oder beschloffen werden würde. Man geht nicht mehr in die Wälder, um Bergnügungen zu suchen, die weder für mein Alter noch meine Stimmung passen. Es muß mir also empfindlich sein, wenn ich in Ihrem Briefe einen Anfall lese, der mich der Bergnügungslust beschuldigt, einen Anfall, zu dem Sie kein Recht haben, ich möge der Anlage schuldig oder unschuldig sein.

Nachdem er dann darauf hingewiesen, daß Stein nicht lange erst erklärt habe, seine Anwesenheit in Petersburg werde ganz nutzlos sein, und ihm zum Verbleiben in England gerathen habe, daß er jetzt ihm den Befehl über die dort gebildete deutsche Legion geben wolle, während er doch früher selbst einen andern Führer vorgeschlagen habe, fährt Gneisenau allgemeiner fort:

Ew. Excellenz sind häufig hart gegen ihre Untergebenen und haben dadurch manchen wackern Mann, dessen Charakter nicht in heftigen Entladungen nach außen, sondern in stiller Befolgung ewig unwandelbarer Grundsätze bei Beobachtung urbaner Formen bestand, von sich abgeschreckt und mit Mißtrauen gegen sich erfüllt. Sie mögen es mit andern halten, wie Sie wollen, aber ich erkläre Ihnen hiermit, daß, wofern mein Wirkungskreis mich näher mit Ihnen zusammenführen sollte, ich mir Ihre Ausfälle nimmer gefallen lassen werde. Es ist besser, ich erkläre Ew. Excellenz dies im Voraus, damit Sie wissen, unter welcher Bedingung ich mit Ihnen gemeinschaftlich wirken werde. Sie wissen alles, was in Wäldern, ich einige von dem, was in der Menschen Herzen geschrieben steht. Ich kenne das Gebiet der Theorie, ich weiß, wie man Menschen schonen, um sie für höhere Zwecke zu gewinnen und zu begeistern, und daß ich, wo meine sanftern Formen nicht zureichen, Befehl und mir Gehorsam verschaffen kann, das habe ich bewiesen. Seit sechs Jahren habe ich nicht einen Moment aufgeschoben, für unsere Sache zu leben. Ich habe manches Gute gethan und wie durch Unvorsichtigkeit unserer nicht zureichenden Sache geschadet. Ich muß daher auf einer achtungsvollen Behandlung bestehen, sonst sage ich mich von denen los, die mir meine gerechte Forderung verweigern wollen.

Gneisenau blieb in London; im Auftrage Hardenberg's

te er mit dem englischen Cabinet aufs neue Ver-  
 angen an, in denen namentlich von der Aufnahme  
 der Truppen in Kolberg die Rede war; freilich  
 sie dem Feuersieger Gneisenau's lange nicht rasch  
 von statten, und er hatte noch nicht unbedingt  
 uen, daß es diesmal wirklich zum Schlagen kommen  
 . Da kam die Nachricht von York's mannhafter  
 dem Abschluß der Convention von Tauroggen; die  
 digungen, welche der englische Unterhändler Ompteda  
 er in Berlin einzog, ließen kaum noch einen Zweifel,  
 York nach geheimen Befehlen gehandelt habe, daß  
 enken mit dem Kampfe gegen die Fremdherrschaft  
 h Graß sei. Von diesem Augenblick an war die  
 telung der Dinge eine sehr schnelle: die in Ruf-  
 n der Bildung begriffene deutsche Legion wurde in  
 hen Sold genommen, der Abschluß eines Vertrags  
 n Preußen und England erfolgte gleich danach und  
 te Gneisenau alles, was er gewünscht hatte, näm-  
 e vollständige Ausrüstung für 20000 Mann, welche  
 eingeschifft war, und ihm selbst ein bewaffnetes  
 das ihn nach Kolberg oder, wenn dort die Lan-  
 nicht mehr möglich sein sollte, nach Pillau oder  
 bringen sollte. Nach herzlichem, hoffnungsvollem  
 de von Münster und seinen übrigen Freunden eilte  
 ) Schweden, fand in Karlskrona die versprochenen  
 en Schiffe und ging nach Kolberg unter Segel.  
 r freudigen Ueberraschung seiner Waffengenossen  
 iter dem lauten Jubel der noch mit Begeisterung  
 u heldenmuthigen Commandanten ihrer Stadt  
 den Bürgerschaft kam Gneisenau am 26. Februar  
 in Kolberg an. Alles, was er da um sich sah,  
 von nah und fern hörte, befestigte ihn in der  
 Hoffnung, daß endlich das Volk erwacht sei, und  
 e Stunde der Freiheit geschlagen habe. Der  
 selbst hatte einen Entschluß gefaßt, er hatte Bot-  
 so die Franzosen ihn aufheben wollten, verlassen  
 er nach Breslau geeilt; die bewährtesten Führer  
 ionalen Bewegung bildeten seine Umgebung, und  
 fienhafte Zusammenströmen von Freiwilligen über-  
 ihn endlich von der Kraft des Volks und der  
 it seiner Begeisterung, an die er niemals hatte  
 wollen; der Bund mit Rußland wurde geschlossen.  
 u meldete seine glückliche Ankunft sofort dem  
 nizer und dem König, erhielt den Befehl, nach  
 zu kommen, und traf bereits am 10. März dort  
 n König in der huldreichsten Weise, von seinen  
 i Blücher, Stein, Scharnhorst mit lautem Jubel  
 n. In hervorragender Weise nahm er nun an  
 athungen theil, welche der um Hardenberg ver-  
 Kreis pflog, der die eigentliche Seele und den  
 nkt der ganzen nationalen Bewegung bildete.  
 forderung des Staatskanzlers, zur Weiterführung  
 xhandlungen nach London zurückzugehen, lehnte  
 jeden ab; für ihn war jetzt der Zeitpunkt ge-  
 wo sein Platz im Felde war, wo es galt, mit  
 vert in der Hand gegen die Tyrannei zu sechten.  
 h darüber an Hardenberg:

Die Pflicht gegen meinen guten Namen — und nur durch  
 diesen vorzüglich und durch das öffentliche Vertrauen kann ich  
 Er. Majestät nützliche Dienste leisten — befehle mir, die Mis-  
 sion nach England abzulehnen, und zwar auf das bestimmteste  
 abzulehnen und lieber jeden, auch den auffallendsten Schritt zu  
 thun, als mich in diese Bestimmung zu fügen. Vier Jahre lang  
 habe ich den Krieg gegen Frankreich gepredigt, und nun wir  
 durch überirdische Hülfen endlich dahin gekommen sind, sollte ich  
 mich vom Kriegsschauplatz hinwegbegeben, um diplomatische  
 Geschäfte zu übernehmen? Ein solches Betragen würde mir  
 den gerechtesten Tadel und den bittersten Spott zuziehen. Meine  
 bittersten Feinde selbst könnten nichts Zweckmäßigeres erfinden,  
 um mich in der öffentlichen Meinung zu vernichten. Bereits  
 einen ruhmwürdigen Feldzug habe ich durch meine diplomatische  
 Weise des vorigen Jahres verloren, und nun sollte ich auch um  
 den zweiten kommen in dem Augenblick, wo unsere Armee den  
 Fuß auf fremdes Gebiet setzt! Nimmermehr! Meine Aufstellung  
 soll keine Schwierigkeit haben. Es soll mir eine Ehre sein  
 und es macht mein Glück aus, für die Sicherheit des Königs  
 und die Unabhängigkeit seiner Monarchie in jeder Eigenschaft  
 zu dienen.

Die Antwort auf diese von der edelsten Männlichkeit  
 durchdrungene freimüthige Aeußerung war die Ernennung  
 Gneisenau's zum Generalmajor: als solcher sollte er dem  
 Befehl über dasjenige Truppencorps übernehmen, welches  
 bestimmt war, sich mit der alliirten Armee zu vereinigen;  
 bis dasselbe im Felde stehen würde, sollte er bei dem  
 Blücher'schen Corps Dienst thun. So war denn sein  
 Lieblingswunsch erfüllt, es ging ins Feld gegen den  
 fremden Tyrannen; Jubel und Siegesgewißheit erfüllte  
 seine Seele, als am 18. März das Blücher'sche Haupt-  
 quartier von Breslau aufbrach und sich gegen Sachsen  
 in Bewegung setzte. Am 22. März schrieb er an den  
 General Dörnberg:

Nie, mein edler Freund, hat es einen glücklicheren Sterb-  
 lichen gegeben. Ich befinde mich auf dem Marsch, um endlich  
 gegen unsere Unterdrücker sechten zu dürfen. . . . Wir kommen  
 mit den schönsten Truppen an. . . . Jedeswehen Herz ist hoch  
 gestimmt. Mein munterer Feldherr ist nun begeistert. Scharn-  
 horst, unser erster Generalquartiermeister, leitet uns. An der  
 Spitze der Brigaden und Regimenter sind tüchtige Leute; der  
 Soldat ist schlagfertig und erbittert. Als unsere Cavalerie von  
 Breslau abzog, zog in derselben Richtung ein Schwarm  
 Krähen. Ja, sagten die Soldaten, diesen Krähen hat das  
 Franzosenblut gut geschmeckt; sie kommen uns noch, um noch  
 mehr davon zu fressen.

Am 24. März überschritt das Heer die sächsische  
 Grenze; die dabei veröffentlichte Proclamation „An Sach-  
 sens. Einwohner“ war von Gneisenau selbst verfaßt, da  
 die in Hardenberg's Cabinet zu diesem Zweck entworfenen  
 nicht rechtzeitig eintraf. Die Stellung der Verbündeten  
 zu dem König von Sachsen ließ er darin absichtlich un-  
 bestimmt, wies dagegen hin auf all das Leid, das Napoleon  
 dem sächsischen Lande zugefügt habe, forderte das Volk  
 auf, sich mit den Preußen zu vereinigen und die Fahne  
 des Aufstandes gegen die fremden Unterdrücker zu erheben.  
 Ueber die Absicht, die er bei Abfassung dieser Procla-  
 mation befolgt, und die Mittel, durch welche er dieselbe  
 zu erreichen gesucht habe, schreibt er bei Uebersendung des  
 Actenstücks an den Staatskanzler die bezeichnenden Worte:

Ich habe selbiger einen etwas poetischen Schwung gegeben,  
 weil selbige für die große Masse des Volks und nicht für die  
 höhern Stände allein bestimmt ist, die durch Erziehung und

Egoismus häufig den poetischen Sinn verloren haben, dahingegen jenes in den fast einzigen Dichtern, mit denen es vertraut ist, in der Bibel und im Gesangbuch, an poetische Bilder gewöhnt ist und Gefallen daran findet.

Doch fand die Gneisenau'sche Proclamation nicht des Staatskanzlers und des Königs Beifall, und auch die gleichfalls von ihm angeregte Wiedervereinigung des Rottbuser Kreises mit der Mark Brandenburg und die Uebergabe seiner Verwaltung an preussische Civilcommissarien wurden hart angefochten. Gneisenau suchte sich durch eingehende Darlegung seiner Gründe zu rechtfertigen, indem er mit klaren Worten darauf hinwies, wie man es unmöglich allen recht machen könne, wie es aber die Natur des Kriegs geradezu verbiete, über alles Rücksprache zu nehmen und für jeden einzelnen Schritt erst Genehmigung einzuholen; jedenfalls sei es besser, daß etwas Mittelmäßiges, als daß gar nichts geschehe. Auch Scharnhorst billigte das Geschehene nicht ganz und meinte, in alle Handlungen den Sachsen gegenüber müsse Milde und brüderliche Liebe gelegt werden. Wie diese Milde und brüderliche Liebe belohnt wurde, ist bekannt.

Es ist hier nicht der Ort, um im Anschluß an Berg's Darstellung den Lauf der kriegerischen Ereignisse im einzelnen zu verfolgen, an denen Gneisenau nun theilnahm, ohne daß seine sonstige vielseitige Thätigkeit dadurch beeinträchtigt worden wäre: seine Correspondenz mit dem Staatskanzler sowie mit den andern Genossen an dem Befreiungswerke geht ununterbrochen fort, er gibt Rathschläge zur Verteidigung Berlins oder sendet Entwürfe für Verwendung der zu bildenden leichten Corps und sucht daneben durch Mittheilungen an den in Berlin erscheinenden „Preussischen Correspondenten“ auf die öffentliche Meinung zu wirken. Doch fehlte es auch jetzt nicht an Enttäuschungen und Hindernissen, die wegen ihrer Kleinlichkeit doppelt schmerzlich empfunden wurden; namentlich machte die Verständigung mit dem russischen Hauptquartier viel Mühe, und die besten Intentionen und klügsten Entwürfe der preussischen Generale scheiterten oft an der Unlust, der Trägheit und dem Eigensinn, der ihnen von dieser Seite entgegengestellt wurde. Niemals fühlte Gneisenau dies schmerzlicher als in der blutigen Schlacht bei Groß-Görschen, welche trotz allen Heldemuthes, trotz der blutigsten Opfer dennoch nicht mit einem Siege endete, wenn sich die preussischen Feldherren und Truppen auch als Sieger fühlten. Gneisenau, der selbst im dichtesten Kugelregen gewesen war, blieb unverwundet; dagegen wurden sein Freund Scharnhorst und sein Sohn August verwundet. Diesen hatte Gneisenau gleich beim Ausbruch des Freiheitskampfes aus Schlesien zu sich kommen lassen, damit er unter seinen Augen den Krieg kennen lerne und sich im Waffenhandwerk versuchen könne. So unmutig Gneisenau über den wenig günstigen Ausgang der Schlacht und dessen Ursachen auch sein mochte, die stolze Vaterfreude, die ihn über die Tapferkeit seines Sohnes erfüllte, wurde dadurch nicht beeinträchtigt, und mit frohem Stolz berichtet er davon seiner Frau:

Nun muß ich dir noch hersehen, was mir mein verwundeter Freund, der General von Scharnhorst, über August schreibt.

Er sagt mir: „Ihr Sohn, Ihr braver Sohn, dem sehest du gesehen; er verdiente zum Beispiele allen nicht werden.“ Was denkst du hierzu, zu diesem Jüngling tapfersten Generale! Wundern wirst du dich nicht. August wahrscheinlich das Eisene Kreuz erhalten zu, ist dazu vorgeschlagen. Sage ihm dies, wenn er kommen sollte, und wie rühmlich für ihn es sei, in 3 Jahren schon sich die Achtung seiner Vorgesetzten erworben haben. Wenn er anders die Laufbahn der Waffen mit Gott ihn in Gefahren erhält, so kann es nicht sein, sich einen Namen machen wird. Sage ihm, daß ich nicht mehr als Sohn allein, sondern auch als Freund sein werde.

Bei dem Rückzuge über die Elbe, der die nächsten der bisherigen kriegerischen Ereignisse war, befand sich Gneisenau, da Blücher infolge seiner Verwundung zu schwach war, das preussische Corps; der bald erfolgende Aufschluß Sachsens an Napoleon brach Gefahren; doch ermutigte Gneisenau Hardenberg zu muthigem Ausdauern, zu fortgesetzten, klugen Kämpfen. Noch hat er den besten Muth, sagt aber die Erbärmlichkeit der russischen Führung. Er

Das größte Uebel, worunter wir leiden, ist die Führung der Armee. Graf Wittgenstein ist sehr wachsam, und das Vertrauen, welches er ehemals universal Diebstahl setzte, ist verschwunden. Dieser hat den Kopf verloren. Der General d'Anstett, Universalhabs, ist bequem und indolent. Dreimal in Borna (am 1. Mai) bei diesen Männern geworden mal habe ich sie in ihren Betten gefunden: nachmittags morgens. Aus ihrer Feder erscheinen ungewöhnlich ständige, unausführbare Befehle. Wir thun davon, können oder mügen, aber es gibt deren welche, die uns nicht selbst in Gefahr zu führen, befolgen müssen.

In der Schlacht bei Bautzen (20., 31.) Gneisenau wieder im dichtesten Kugelregen; sein Pferd und ihres Stabes todesmuthiges Ausdauern Kretzschmar's Höhen, welche dem sich kreuzenden Kanonenfeuer ausgesetzt waren, machte vorach wohlgeordneten Rückzug des verblindeten Heers. Der Rückzug über die Oder, für den die Kaiser sich Kaiser Alexander selbst sprachen, wurde nicht verhindert; Gneisenau's und Blücher's Drängen, gegen den gleichfalls sehr erschütterten Feind hatte keinen Erfolg, so sehr auch der Himmel, durch stete Rückzüge unmöglich Oesterreich's Ruhschaft gewinnen werde, für diesen Rath sprach. Der Waffenstillstand wurde abgeschlossen, den seiner ganzen Ueberzeugung nach verworfen wir nun in militärischer, finanzieller, politischer und logischer Hinsicht.

Bis zu diesem Punkte gerade wird das Leben, wirklich genialen Feldherren in dem vorliegenden Bande des Berg'schen Werks geführt. Der Mann, der demselben beizumessen ist, beruht in dem Material, das uns darin geboten wird; denn der Geschichtschreiber selbst dazu gethan hat. ordentlich wenig, sowohl in Betreff der großen großen Stoffe als auch in Betreff der Details einzelnen. Namentlich an der letztern muß es sich zeigen, wie es scheint, möglichst knapp, hat

zene Stil Befremden erregen; „Entführung“ im Gegensatz von Nichterführung ist eine wohl mit Recht anzunehmende Neubildung; keinesfalls aber zu rechtfertigen sind wie: „Der Kurier . . . fiel jedoch, nebst allen übrigen Actenstücken . . . einer spanischen Guerrilla in die Hände ward . . . veröffentlicht.“ Doch wollen wir auf derlei Abheiten kein sonderliches Gewicht legen, wenn sich noch eine ganze Anzahl ähnlicher Sätze zusammenließe. Sehr viel mehr möchten wir das aussetzen, daß Werk seiner ganzen Anlage nach auf einen ziemlich en Kreis zunächst Interessirter und historischer Fachleute berechnet ist, sich aber nicht an die große Mehrzahl unserer Gebildeten wendet; gerade dies ist es, was im des herrlichen, wahrhaft patriotisch anregenden es willen lebhaft bedauern. Ein Leben Eisenman's ein nationales Geschichtswerk werden müssen; das wird das umfangreiche Werk von Berg niemals werden. dem aber sind wir dem Verfasser für die Erschließung der Materialien zu hohem Danke verpflichtet und mit lebhaftem Interesse dem Erscheinen des dritten es entgegen, welchem die Geschichte des Selbstthums enau's in dem wieder ausbrechenden Kriege von der icht an der Raibach bis zum Siege von Belle-Alliance dem zweiten Pariser Frieden vorbehalten ist.

Hans Prap.

### Unterhaltungsliteratur.

oppelleben. Roman von Wilhelmine von Hillern, b. Virch. Zwei Bände. Berlin, Jantke. 1865. 8. 8 Thlr.

Daß in jedem Menschen ein guter und böser Dämon wohnt, von denen bald der eine, bald der andere das Gewicht erhält, ist eine unleugbare Thatfache. Wenn Zeit erlaubt, genauer hinzuhören, der kann bisweilen wiegespräch dieser beiden Dämonen belauschen. Freidiese bösen und guten Engel sind nicht so schwarz weiß angestrichen, daß man sie augenblicklich untern kann; sie vertauschen bisweilen ihre Rollen; und : Ueberzeugungen der Menschen wechseln, so wechselt die Tonart, in welcher diese innern Mahnungen er-

Das Gewissen kann nur Uebereinstimmung mit eberzeugung verlangen, nicht eine Uebereinstimmung en dem „heute“ und „morgen“; denn das geistige ist ein Entwicklungsproceß, der nur seinen eigenen en folgt.

Die geistreiche Verfasserin des vorliegenden Romans, Tochter der Frau Virch-Pfeiffer, hat es sich zur Aufzernacht, dies innere Doppelleben des Menschen in Widersprüchen und Kämpfen darzustellen. Freilich ie von der Ansicht aus, daß der gute und böse Geist den Menschen etwas Festes seien, daß das Innere des hen, wie die Jade eines Pandurstes, aus zwei a bestehe, die nie miteinander verschmelzen. Despaltet sie ihren Helden in zwei Theile, von denen ne, Heinrich, das gute, der andere, Henri, das böse p vertritt, und sie verwickelt beide oft in einen Dia- ie ihn Drunz und Abrikan in ihren Aufgefun-

3. 27.

den miteinander führen könnten. Die Art, wie die Verfasserin diese beiden innern Persönlichkeiten in bauchrednerischen Gesprächen verkehren läßt, erscheint uns gerade als die Achillesferse des Romans. Denn diese handgreifliche Verkörperung des Doppel Lebens kann als eine allzu bequeme Symbolik nie die feinern Schattirungen ersetzen, ja sie erschwert die Darstellung der psychologischen Uebergänge; denn Heinrich und Henri werden stets mit ihren Köpfen zusammenstoßen. Henri will genießen und erringen, Heinrich nützen und vollbringen, Heinrich ist der Denker, Henri der Viseur. Was Henri erfreut, fühlt Heinrich nicht, und was Heinrich erringt, nützt Henri nichts. Henri geht auf die Bälle, während Heinrich zu Hause bleibt. Doch auch Heinrich kann sinken; wir erfahren an einer Stelle, daß Heinrich und Henri gleich tief gesunken sind. Da erscheint Heinrich mehr als der Faust und Henri als der Don Juan.

Abgesehen von dem etwas mechanischen Auf- und Niedertanzen dieser beiden innern symbolischen Gestalten, das an die Eimer in einem Ziehbrunnen erinnert, hat indess der Roman mancherlei Vorzüge. Es sind nicht blos Verzensconflicte, welche in demselben zum Austrag kommen: wichtige Fragen der socialen und politischen Welt greifen mit ein. Der Held macht bedeutende Wandlungen durch. Zögling der Jesuiten, deren Ueberzeugungen er nicht theilt, wird er hoher Staatsbeamter und reactionärer Minister, doch auf der Höhe der Contrerevolution seinen Principien abtrünnig, durch die Macht wahrer Liebe bekehrt, ein Apostel der Reaction, der seine Aemter niederlegt und sich einer gesinnungsvollen Opposition anschließt. Das eigentlich Fesselnde ist seine Liebe zu Cornelia, der Tochter eines Revolutionärs, eine Liebe, durch welche seine sociale Stellung bedroht wird. Echt poetisch ist das erste Erscheinen Cornelia's in den Gefängnissen, wo sie den Gefangenen als ein tröstbringender Engel erscheint. Man könnte in diesem Auftreten eine Art von blaustrompflicher Roletterie finden oder, was noch schlimmer, von rauhhauslicher Seelenerrettung; doch die ganze Haltung, welche die Dichterin hier zu bewahren weiß, sichert vor derartigen Argwohn. Es ist edle Humanität, von welcher Cornelia befeelt ist, es ist der Reiz echter Weiblichkeit selbst, welcher auf die Gefängnißbewohner einen so trostreichen Eindruck macht. Die Liebe zu Cornelia bringt nun Henri und Heinrich in den grausamsten Conflict. Der Minister Henri will dieser Liebe seine politische Stellung nicht opfern; er beabsichtigt, das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen und mit der Geliebten nur eine freie, durch Gesetz und Sitte nicht sanctionirte Verbindung einzugehen. Doch als Cornelia vor diesen Zumuthungen entflieht, da gewinnt allmählich, unterstützt durch die gleichzeitige politische Krisis, Heinrich den Sieg über Henri und zuletzt, gleichsam nach langer Buße, Corneliens Hand, worauf Henri hoffentlich für immer in die Tiefe des Brunnens versinkt.

Die Tochter der Frau Virch-Pfeiffer unterscheidet sich in diesem schriftstellerischen Debut wesentlich von der Mutter. Frau Virch verbannt die Wirkungen ihrer Stücke

dem kaffartigen Reiz derselben; sie hat zwar hin und wieder auch ein Streiflicht der Tendenz bemerkt, doch nur wie den Schein eines blgetränkten Bühnenmondes, um die magische Wirkung der Scene zu erhöhen. Ohne Sinn für Effect ist auch Frau von Hüllern nicht, sie weiß einzelne Situationen ganz spannend zu arrangiren; doch steht dies bei ihr in zweiter Linie. Sie strebt vor allem, die Gedanken der Zeit zu erfassen, die Wandlungen und Kämpfe darzustellen, welche sie in begabten Geistern hervorrufen; sie gehört zu den „Mittern vom Geist“ oder mindestens zu den Dionisissinnen dieses Bundes, welche die im Kampf Verwundeten mit liebevoller Sorgfalt beobachten und pflegen. So ist denn ihr Roman reich an Reflexionen über die verschiedenen Probleme der Neuzeit, und der Geist, aus dem diese Reflexionen geflossen sind, ist ein durchaus energischer.

Wir theilen als Probe, wie die Verfasserin derartige Thematika behandelt, das folgende Gespräch zwischen Cornelia und Heinrich über den Stand und die Kunst des Schauspielers mit. Heinrich meint, der Schauspieler treibt ja die Verstellung als Beruf;

„O sagen Sie mir das nicht. Sie werden mir zugeben“, begann Cornelia, „daß in jedem Menschen, wie zum Guten und Bösen, auch ein Trieb zur Wahrheit und Unwahrheit liegt. Fast bei allen tritt dieser im Leben mehr oder minder in Wirksamkeit, wie ihre übrigen guten und schlechten Eigenschaften; sie lügen, sie heucheln im persönlichen und weitem Verkehr. Nun gibt es aber Ausnahmen, bei denen sich dieser Hang zur Verstellung durch Gott weiß welchen geistig-chemischen Zersetzungsproceß auscheidet und objectiv wird, d. h. ein abgeschlossenes, vom Subject getrenntes Leistungsvermögen bildet. Dieses Leistungsvermögen sucht sich eine selbständige Form; diese Form findet es in der Kunst, es entwickelt sich darin das Höchste — das künstlerische Gebild, und diejenigen, in welchen sich ein solcher Proceß vollzog, sind die Künstler, insbesondere die darstellenden. Kann also der Alltagsmensch jenem wunderbaren und unerleugbaren Hang zur Täuschung nur im wirklichen Leben genügen, so ist er bei dem Schauspieler gewissermaßen abgeleitet in ein anderes höheres Reich, und er wird in der Wirklichkeit wahrer und natürlicher sein als viele, welche nur darum für ehrlich gehalten werden, weil sie zu ungeschickt sind, sich zu verstellen.“

„Ihre Auseinandersetzung ist folgerichtig“, erwiderte Heinrich, „aber Sie können sie doch nicht praktisch durchführen. Die Gelegenheit macht Diebe, die Fähigkeit zum Lügen verführt zum Lügen selbst. Auch der Schauspieler wird es nicht verschmähen, auf Kosten der Wahrheit einen Vortheil zu erringen, und die Versuchung hierzu ist um so größer, je sicherer er weiß, daß ihm die Täuschung gelingt. Ja ich kann mir sogar denken, daß es ihn reizen muß, von seiner schauspielerischen Fertigkeit nicht nur auf der Bühne, sondern auch außer derselben Gebrauch zu machen, und ich habe berühmte Darsteller gekannt, die es nicht lassen konnten, eine immerwährende Komödie aufzuführen.“

Cornelia blickte sich einen Augenblick, dann sagte sie ruhig: „Es gibt allerdings solche Beispiele, aber diese Leute nenne ich nicht Künstler; es gibt zweierlei Menschen, die diesen Namen tragen. Paart sich das eben besprochene Talent mit mehr oder minder großen Verstandesfähigkeiten, so wird daraus der mehr oder minder große Virtuos; findet es jedoch auch ein Gegengewicht von großen Eigenschaften der Seele und des Herzens, so wird daraus der Künstler. Der Virtuos allerdings verwendet die Talente, die ihm zu Gebote stehen, im

Leben wie in der Kunst; er kennt kein höheres Ziel als den Effect. Er läßt im Leben wie in der Kunst, wenn es Effect macht, und ist in beiden wahr zu demselben Zweck. Da er weder Charakter noch Herz hat, so ist er weder aus Princip gut, noch aus Princip schlecht; er verwerthet nur seine Talente, wo und wie er kann, zu seinem Vortheil. Diese Klasse von Menschen ist es, die den Künstlerstand in vielen Beziehungen entwürdigt hat. Der Künstler hingegen erkennt und sucht noch etwas Höheres als den Effect! Gleich jedem edel denkenden Menschen hat auch er ein Ideal, dem er unermüdet nachstrebt: es ist die Wahrheit. Sucht er diese in der Kunst, oft selbst auf Kosten des Verfalls, der dem Darsteller so unheimlich ist, ist er im Reich der Täuschung so gewissenhaft, warum sollte er es in der Wirklichkeit nicht auch sein? Die Fähigkeit, sein ganzes Wesen nach Belieben umzuwandeln, betrachtet er als eine Gabe, um dem heiligen Zwecke der Kunst zu dienen, und er mißbraucht sie so wenig zum eigenen Vortheil, als der ehrenhafte Privatmann aus einer zufälligen oder erworbenen Ueberlegenheit andern gegenüber einen unerlaubten Nutzen ziehen wird. Ein lebhafteres, gesteigertes Empfindungsvermögen und die Gewohnheit einer erhöhten Ausdruckweise umgibt ihn äußerlich etwas „Abenteuerliches“, „Ueberpannendes“ auch wol „Manierirtes“ geben — Worte, mit denen der Alltagsmensch so gern bezeichnet, was er nicht begreift —; aber Sie werden mir zugefesselt, daß man affectirt sein und doch wahr und natürlich empfinden kann, wie auch umgekehrt oft die falschesten und raffinirtesten Menschen gerade die natürlichsten scheinen.“

„Gewiß“, sagte Heinrich.

„Nun sehen Sie“, fuhr Cornelia fort, „wie sich auch aus schlechten, ausgeschiedenen Stoffen die hellste, reinste Flamme erzeugen läßt, so verklärt die Kunst die Täuschung zur höchsten Offenbarung. So strebt im echten Künstler die Lüge zur Wahrheit! Der Höhepunkt seiner Leistung ist die Vereinigung beider, und der Triumph der Lüge wird in ihm ein Triumph der Wahrheit!“

Die Frauencharaktere sind der Verfasserin besser gelungen als die männlichen. Die Heldin, in welche sie gewiß viele Züge ihres eigenen Wesens hineingeheimigt hat, ist resolut im Denken und Handeln und hat Herz und Kopf auf dem rechten Fleck. Die zarte Prinzessin Ottilie steht durchweg im Contrast mit diesem frischen Mädchen, sie hat einen krankhaft schwärmerischen Zug, wie die Jean Paul'schen Heldinnen, die Clotilden und Lianen, doch ist sie ebenso edel und gütig wie diese. Die Verfasserin zeigt bei dieser Gestalt, daß sie auch ein gedämpftes Licht um ihre Bilder hinzuzunehmen versteht. Gegenüber der einleuchtenden Wahrheit, mit welcher diese Frauen sich unserer Phantasie einschmeicheln, tritt der Fels, Heinrich-Dittmar, etwas in den Schatten. Jesuit, Roué, brillanter Staatsmann, leidenschaftlicher Liebhaber, berechnender Aristokrat, freigesinnter Volksmann, vereinigt an nacheinander in seinen Wandlungen eine so bunte Musterkarte von Eigenschaften, daß uns das einigende Band, was die Chemie *eacheirosin naturae* nennt, doch bisweilen verloren geht und wir uns nach dem Bleibenden in diesem Wechsel, dem Kern der Persönlichkeit, nicht ohne Angst umsehen.

Der Stil der Verfasserin ist durchweg gebildet, frei von sentimentalen Phrasen und den beliebten Ueberschwänglichkeiten der heutigen Romanschriftstellerinnen und, was viel sagen will, fast immer correct.



2. Zeitgenossen. Ein Roman von Elise Schmidt. Drei Bände. Berlin, Jantke. 1866. 8. 4 Thlr.

Man dürfte gespannt sein, wie Elise Schmidt sich auf dem Gebiete des Romans zurechtfinden würde. Roman und Drama sind durch eine große Kluft geschieden. Die epische Ruhe im Roman, das rastlose Vorwärtsdrängen im Drama, dort der scharfe Sinn für die Formen der äußern Erscheinung, hier die Vertiefung in die innern Triebfedern der Handlung, dort eine behagliche Breite, hier eine knappe Schärfe der Motivierung: es sind so entgegengesetzte Eigenschaften, daß ihre Vereinigung in einer und derselben dichterischen Kraft immer zu den Ausnahmen gehören wird. Mindestens wird bei den Dichtern, welche Roman und Drama gleichzeitig pflegen, der Schwerpunkt ihres Schaffens doch bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin liegen.

Elise Schmidt ist bisher vorzugsweise als dramatische Schriftstellerin aufgetreten. Dabei war ihr dramatisches Talent eigengeartet, grandios und kühn in seinen Würfen, überschwänglich im Ausdruck, sich gefallen in schwindelnden Gedankenbauten, in einer gewissen Maßlosigkeit des Empfindens und in einer herausfordernden, der gesellschaftlichen Schranken spottenden Ueppigkeit. Jedenfalls war Elise Schmidt die einzige dramatische Schriftstellerin, welche in den Bahnen der Grabbe und Hebbel wandelte und durch eine theils urgewaltige, theils äußerlich aufgedommerte Kraft der Dramatik Aufsehen erregte.

Der Roman, der im modernen Leben spielt, gibt nun zu diesen Ausschreitungen der Phantasie, zu dieser Großartigkeit kühner Würfe bei weitem geringere Veranlassung als das Drama. Unsere Culturstände haben einen so verstandesmäßigen Zusammenhang, daß die Erfindung der Romandichter denselben nur mühsam durchlöchern kann, um spannende Abenteuer hindurchschlüpfen zu lassen. Auch das Excentrische muß uns glaubhaft zurechtgelegt werden, und da der Roman fortwährend die ganze Breite der äußern Welt mit hereinziehen muß, so gewährt er wenig Platz für kühne Sprünge des Gedankens. Die Handlung des Romans ist gleich einem Stein, der vorsichtig geworfen werden muß, um über eine weite Wasserfläche zu schwimmen. Auch muß er etwas flach und platt sein, sonst sinkt er gleich bei der ersten Berührung unter. Elise Schmidt hat aber etwas vom Polyphem, der ganze Felsstübe in die Glut schlendert mit hochaufliegendem Gift und bewunderndem Lärm. Im Drama sind derartige Kraftproductionen, wenn sie nur an der rechten Stelle stehen, von Wirkung; im Roman läßt sich schwer ein Platz für sie finden.

Auch verlangt der Roman eine gewisse Technik, welche zwar zuletzt nur aus einem Compendium kleiner und äußerlicher Hülfsmittel besteht, aber doch gelernt sein muß, damit die Hebel der Spannung dort eingesetzt werden, wo ihre Hebelkraft am wirksamsten ist. Ueberhaupt geht die Spannung des Romans auf die Vergangenheit, die des Dramas auf die Zukunft. Ein für das Publikum ungeliebtes Mäthfel ist ein Fehler im Drama, während der Roman seinen ganzen innern Hauch mit derartigen

Mäthfeln bestreitet, deren Auflösung erst am Schluß erfolgt. Ein Romandichter, der seinen Lesern wie ein Dramatiker von Hans aus reinen Wein einschenken wollte, würde sich um seine erfolgreichsten Wirkungen bringen.

Was diese äußere Technik betrifft, so ist sie in dem vorliegenden Roman: „Zeitgenossen“, keineswegs vollkommen. Es gibt Stellen in demselben, an denen der Faden unserer Spannung gänzlich abreißt und wieder von neuem angeknüpft werden muß; die Verfasserin hat mit ihrer Fadel in alle Winkel der Dichtung hineingeleuchtet, sodaß nichts ganz oder halb Verborgenes noch unsere Neugierde fesselt. Außerdem liebt sie, nach Art und Weise des dramatischen Dichters, die Hauptscenen effectvoll auszumalen, während der Romandichter mit gleicher Liebe auch die minder bedeutamen Lebensbilder darstellt, die ganze Reihe der Vermittelungen vorführen muß; denn für den letztern ist weit mehr als für den erstern jedes einzelne Bild Selbstzweck. Der Roman verlangt das volle Gleichmaß einer behaglichen Darstellung gegenüber dem Großen wie dem Kleinen, denn der Leser fühlt erst dann den sichern Boden unter seinen Füßen und Vertrauen zu der Führung seines ersunderischen Mentors. Elise Schmidt haftet aber gern über Motivierungen hinweg, die zwar nothwendig sind, aber ihr selbst keine Theilnahme einflößen oder ihrem Talent nicht die Möglichkeit glänzender Bewährung versprechen; es drängt sie immerfort zu den großartigen Tableaux, welche ein glänzendes oder grelles Colorit verlangen und vertragen.

Deshalb fehlt auch ihrer Darstellungsweise die echte epische Anschaulichkeit, welche nur aus einem behaglichen Verweilen der Schilderung hervorgeht. Sie hat etwas Springendes, geht auf das Blendende aus und beleuchtet mehr durch den Blitz als durch die Fadel. Da ihr harmonische Steigerung versagt ist, sucht sie gewaltsam zu packen, wozu es ihrer reichen Phantasie nicht an Hülfsmitteln fehlt.

Gleichwol haben wir es mit einem geistreichen Werke zu thun, wenn auch der Geist mehr in der Form des Aperçu, des Aphorismus erscheint, als in irgendeiner festen, organischen Gestalt. Einzelne Gedankengänge sind von großartigem Inhalt, einzelne Schilderungen von glänzender Kraft. Eine revolutionäre Ader vibriert in dem ganzen Roman, ein Emancipationsdrang, der allerdings oft in unklarer Gärung anspröht und seine Ziele keineswegs fest formulirt hat.

Den Hintergrund der Romanhandlung bildet die ungarisch-österreichische Revolution des Jahres 1848, welche im zweiten Bande oft in halbhistorischer, memoirenhafter Weise dargestellt wird. Das Geschichtliche, das Anekdotische greift hier in die Handlung ein, ohne künstlerisch genügend vermittelt zu sein. Metternich, Jellachich, Messenhauer kommen allzu bequem durch die offenen Thüren der Weltgeschichte in den Roman hineinspazirt; es ist gleichsam ein tochter Arm der Geschichte, den die Romanströmung neben sich bildet und duldet.

Dennoch hat sich Elise Schmidt durch die Anregungen der geschichtlichen Ueberlieferung zu einer Darstellung

begeistern lassen, welche zu den poetisch schwunghaftesten Stellen des Werks gehört. Ihr schwebte dabei offenbar das „Abendmahl der Girondisten“ vor, wie es Lamartine in seiner „Histoire des Girondins“ geschildert hat. Ähnlich wie Vergniaud, Brissot und die andern todgeweihten Opfer sich am Abend vor der Hinrichtung in Gesprächen ergingen über die höchsten Fragen des Lebens, legt Elise Schmidt den Helden der wiener Octoberrevolution, Messenhausner, Blum, Becker und Jellinek, im Kerker sokratische Dialoge in den Mund, an denen sich ihr eigener Held Janko theilnimmt. Wir zweifeln zwar, daß Robert Blum z. B. in dieser Weise philosophirt haben würde, es ist immer Elise Schmidt, welche den mit geringer Schärfe charakterisirten „Zeitgenossen“ soufflirt; aber diese Gedanken und Träumereien selbst haben einen beachtenswerthen Schwung. Der Dialog kleidet sich in ein ganz dramatisches Gewand:

Blum (geht auf Messenhausner zu und faßt seine Schulter): Messenhausner!

Messenhausner: Was willst du?

Blum: Willst du träumen, bis man Feuer commandirt?

Messenhausner: Ich werde selbst commandiren.

Blum: Messenhausner, hast du wol gedacht, wie es nach uns sein wird?

Messenhausner: Ich dachte es eben, und sonderbar, ich mußte es denken, als ich auf dem Stephansthorne stand, die Nothtrakteten flogen und die ungarische Armee im Rückzuge war; da, ihr müßt lachen oder nicht, beschäftigte sich meine Phantasie mit einem Entwicklungsgebanten, einer Metamorphose meiner Menschheit, und fand einen ernsthaften Trost darin, daß der Kaulquapp nicht ewig ein Fisch bleibt, sondern ein Frosch! Da ich sah, daß vor Windischgrätz' aufstrebendem Heere keine Hilfe, hatte ich einen Gedanken über den Tod hinaus und suchte mich an mein Los zu gewöhnen. Ihr andern müßt mich für unthätig gehalten haben, ich bin euch wenigstens treu geblieben; Jenner hat sich geküßelt, der euch fähiger schien, und euch auch nicht mehr geholfen hat!

Blum: Ach, sage was du gedacht hast! Es kann Zeiten geben, wo der Gedanke eines Träumers schwerer wiegt als die Heerschar eines Führers, das ist so eine Stunde vor dem Tode.

Messenhausner: Bei den Wolkenhöhen des Himmels, da ich sah, daß hier unten nichts mehr zu machen war, schwang ich mich direct auf zum Mond und sogleich auf dessen oberstes Horn, welches nach allen geologischen und astronomischen Begriffen nicht größer sein soll als der Pic von Teneriffa, mit dem es eine unbedingte Ähnlichkeit hat; da war ich entbunden unserer losen Noth und Verzweiflung, ihr mochtet staunen über meine sorglose Ruhe, doch ich sah unter mir den krySTALLenen Erdball, die große WASSERSCHEIBE mit den einzelnen festen Punkten darin, die wir Europa, Asien, Afrika und Australien nennen und die uns in der Schule so viel Nähe machten, stille segelnd in selbstgeschaffenen Dünsten gleich einer Barke durch den Ocean. Die Menschen merkten nichts davon, wie die Pracht der Sterngebilde gleich einer ungeheuern Symphonie sie umgab: der zwerghafte Saturn, Jupiter mit den vier Monden, die flammende Sonnenscheibe, ach, vor diesem Schauspiel segeln die meisten stumm vorbei, sie ringen, kämpfen und prügeln sich gleich betrunkenen Schifferjungen und fallen misammen über den Bootstrand still, unbewußt ins Grab.

Blum: Rede weiter, Poet, dein Schöpfungsstraum ist schön, und wir werden gleich da sein!

Messenhausner: Welch ein Gewirr, als die Erde so dahersaß! Die Scharen der Vögel, diese seltsam buntfiedernden Fußbewohner, sie umschwebten mit tausendfachem Fußgefang in

jeder Zone eine andere Schar! Die Fische im Meere spielten auf Korallenriffen; auf Eisgebirgen glähte dieselbe Sonne, die den Pisan in der Paradiese der Menschheit zeitigt. Der wunderbare Ball, in jedem Atome athmendes Leben, bewegte sich glänzend unter mir, ich sah ihn, wie wir auf Sternwarten die zerrissene Bildung des Mondes sehen, aber ich wußte, was darauf war: das war mein Fortschritt.

Jellinek (rüttelt ihn): O du Sternenspilger, ich wollte, du hättest immer auf dem Monde gegessen, so säßen wir nicht hier.

Minder sokratisch und platonisch sind einige Salongespräche; auch selbständige Abhandlungen über Fehler der Frauen und Frauenemanzipation sind eingeschoben. Elise Schmidt ist ein eifriger Anwalt der Unterdrückten, der Armen, der Frauen; sie stimmt in diesen Unterhaltungen einen oft hymnenartigen Ton an, wie er wol im Salon eines wiener Bourgeois nie mag erklingen sein. Die Heldin selbst, welche die Aufgabe der Zeit darin sieht, das faßbare Leid der Welt, den gebundenen Prometheus zu erlösen, hat für die sociale Frage eine Panacee entdeckt, die sie in dem Worte: die Lantime ihren ungläubigen Hörern offenbart. Beiläufig erwähnen wir, daß die Vorliebe der Dichterin für mythologische Bilder in allen ihren Darstellungen bis in die Liebes-scenen hinein abführt. Es scheint, als ob eine so gelehrte Liebe, wie sie in der folgenden Skizze gezeichnet ist, das Rüssen verlernen müsse:

„O, sei nicht so bitter!“ schmeichelte Helena und streichelte mit ihren feinen Händen die Wollenschatten von seiner Stirn. „Kennst du die Fabel vom Pluto, dem Gotte des Reichthums, nicht? Wie er in das Haus der Penia, der Armuth, kommt, die mit einem Manne verheirathet ist? Dieser verläßt sogleich sein Weib, lebt herrlich und in Freuden; aber er muß doch zuletzt die Armuth wieder holen, wenn er noch Genuß finden will. Sieh, so scheint es mir, daß, bist du arm auf Erden geboren, dir das glückliche Geschick nur einen nöthigen Druck verleihe, damit die mächtige Springflut deines herrlichen Talents um so kräftiger steigt.“

„Ach, meine Liebe“, sagte Janko schon wieder lächelnd: „einmal ruft auch der Prometheus: Weh mir! — und“, setzt er lässlich hinzu, „wirft du mich niemals verlassen?“

Das Schicksal der Frauen tritt uns in dem Geschick einer unglücklichen ungarischen Gräfin entgegen, die von ihrem Manne mißhandelt wird und als letzte Zuflucht das Irrenhaus wählt, wo sie ihre Emancipationsschriften verfaßt und in die Welt verbreitet. Es klingt dies wie eine böswillige Satire, doch ist es von der Verfasserin ganz ernst gemeint. Die unglückliche Verfolgte ist da Ansicht, daß Moses und Justinian noch immer die Stellung der Frauen bestimmen, daß die Formeln einer barbarischen Zeit noch immer Macht über sie haben. Staat und Kirche schließen die Frauen von der bürgerlichen und politischen Berechtigung, von der Herrschaft im Hause sowie von der Bestimmung über die Erziehung der Kinder aus; keins der drei vornehmsten Menschenrechte: Sicherheit des Eigenthums, Freiheit der Ausbildung, Gleichheit vor dem Recht sind in ihrem Besitz. Wenn die arme Gräfin hierin etwas zu schwarz sieht, so hat Elise Schmidt wenigstens diese Schwarzseherei hinlänglich durch die trostlosesten Schicksale motivirt, die über ein weibliches Wesen hereinbrechen können.

Warme Sympathie empfinden wir indeß weder für die Gräfin noch für Janio, den Selben selbst, ein Proletarietkind, das sich als Maler zu künstlerischer Bedeutung aufgeschwungen hat, aber während des ganzen Romans nicht aus dem wildesten Sturm und Drang herauskommt. Wir sehen ihn auf dem Schube, im Gesinnung, in den verschiedensten müssigen, antheilerrregenden Situationen; doch er macht immer den Eindruck eines verwilderten Genies, als wäre er aus einer Erzählung von Clemens Brentano entsprungen, und wir vermissen in seiner Handlungsweise den schlichten logischen Zusammenhang, der aus dem Streben nach bestimmten Zielen hervorgeht. Am meisten Fleisch und Blut hat noch die schöne Helene, die in ihren innern Kämpfen und in ihrer Wandelbarkeit eine gewisse Anziehung ausübt als ein echt weiblicher Charakterkopf, welcher der Studienmappe unserer Dichterin Ehre macht.

In der That ist Elise Schmidt eine Dichterin, wenn sie auch als Romanschriftstellerin hinter den fashionablen Lieblingen des Publikums zurückstehen muß, da sie weder ihre Technik noch ihre Erzählungsgabe besitzt. Auch ist ihr Talent weniger gestaltenkünstlerisch als, wir möchten sagen, lyrisch psalmodirend, schwunghaft in Schilderungen und Anschauungen. Die Schilderung eines einfachen Naturbildes wird ihr zu einem Hymnus; denn ihre ganze Begabung drängt zu dem Getragenen, Großartigen des dichterischen Ausdrucks hin. Sie schildert einen Sonnenaufgang am Meere; doch dies Landschaftsbild wird unter ihren Händen zu einer gigantischen Feste:

„Ungeheures Getöse verkündet das Herannahen der Sonne.“ Es ist der schwarzgefärbte Nachtwind, der die grauen Morgenwolken in der letzten Hälfte einer Frühsoommernacht auflöst, die noch schwer und bleiern über der dunkelfarbigen See hingähngen. Das gibt ein Getöse zugleich auf Meer und Land, das in der That ungeheuer wird, wenn nun auch die mächtigen Wellen sich breit und mühsam zu regen beginnen und in ihrer immerfortwährenden Fülle, vielmal sich überstürzend, an den Strand sich hinwerfen, um dann mit dumpfem Schalle sich in sich selbst zurückzuziehen. Wenn so das grollende Getöse der ewig arbeitenden See, vereint mit dem Brausen des Windes, der aus Norden gen Morgen fährt, das Herannahen der Sonne wie mit Heroldsrufen verkündigt, dann öffnen sich im Osten die Thore der Luft und Purpurteppiche werden wie vor einem reichen Feldherrn ausgebreitet auf dem Wege, den die Sonne beschreiten wird. Das Meer und die fernen Berggipfel östlich erscheinen blau, während noch sonst allwärts die schwarzen Gewässer lagern. Blau wird das Meer wie die Blaue Grotte von Capri. Lange dauert das Schauspiel, lange das Jähren des Nachtwindes, der mit den träge noch träumenden Wellen hader. In jenem sich langsam hingießenden Blau, das den jungen Tag begrüßt, erscheint allmählich die nächtliche Welt des Meeres über dem Wasser. Boote schaukeln sich ohne Insassen am Ufer; Segelstangen ragen, schwarze Linien, in die wunderbare, dicke Bläue, die noch keine andere Contour aufgenommen läßt. Noch liegen die Purpurstreifen im Osten, unberührt von den Strahlen des nahenden Gottes, noch fluten leise die Wellen der See. Die Sonnenscheibe ist am Horizonte noch nicht sichtbar, doch ein lichter Kreis auf dem Gewässer unterbricht die Dämmerung. Unsichtbare Mäste scheinen auf dem Meere zu rauschen, unaufhaltsam rinnen die schwarzen Wasser von überall her zu dem silbernen Kreise, der noch immer still, unverrückt auf den Wellen ruht. Es kommen die schwarzen Wasser von überall und rinnen ehrsüchtig dem heiligen

Kreise zu, das erste Opfer ihrer Anbetung zu bringen für die Gnade des Lichts. Nun bricht die schimmernde Scheibe hervor. Die Sonne ist da; der Morgen brach an.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

### Ein deutscher Antibarbarus.

Bisher kannte man nur lateinische Antibarbari; hier erscheint ein

Deutscher Antibarbarus. Musterlager neuhochdeutscher Schriftsprache. Gesammelt und beleuchtet durch R. G. Keller. Göttingen, Bölder. 1866. Gr. 8. 8 Mgr.

Die Schrift hat ein doppeltes Motto:

1) Kein Volk der Welt hat seine Sprache so mißhandelt wie die Deutschen. Hat denn unsere herrliche Sprache nicht das Recht, ihr eigenes Gewand zu tragen, ihren eigenen Rhythmus, überhaupt ihren eigenen Charakter zu haben? Muß ihr denn alles Fremde aufgezwängt werden? Man könnte etwas gelind zu . . . anfangen. Wir haben Philologen in alten und neuen Sprachen, die Treffliches geleistet haben und noch leisten; da werden die fremden Sprachen mit einer Liebe und Zartheit behandelt, wie man sie einer Geliebten gegenüber läßt, die Muttersprache aber wird wie die Hausmagd angesehen. (Aus der Schrift: „Seltsame Ansichten über literarische Zustände“, Leipzig, D. Wigand, 1865, S. 173.)

2) Sapientiae primus gradus est falsa intelligere, secundum vera cognoscere (Adespoton [?] bei Lessing „Dramaturgie“, 70), d. h. „der erste Schritt zum Verständnis ist, das Fehlerhafte einzusehen, der nächste, von dem Richtigen Kenntniß zu erhalten.“

Dem Verfasser kam laut des Vorworts vor langer Zeit der Gedanke, daß es verdienstlich wäre, wenn einer es sich zur Aufgabe machte, über die verschiedenen sprachlichen Irrwege, über alle diejenigen Erscheinungen, welche für das unmittelbare und unverdorbene Sprachgefühl oder für das durch Sprachvergleichung vermittelte und bestätigte Sprachverständnis etwas Fremdartiges, mit dem Echten und Anerkannten Unvereinbares und Unwiderstehliches an sich tragen, sich eine bestmögliche Uebersicht zu verschaffen und vor jedem derselben eine zweckdienliche Warnungstafel zu errichten. Der Leser findet daher hier eine Reihe der bedenklichsten, in der Anwendung häufigsten, mit ihren Folgerungen und Analogien am weitesten reichenden sprachlichen Verirrungen neuer und neuester Mode in Beispielen, welche aus Druckschriften entnommen sind, aufgestellt und veröffentlicht.

Zwar weiß der Verfasser wohl, daß eine nachhaltige Gegenwirkung gegen den irgeleiteten Zeitgeschmack anzuregen bei der Versahrenheit des deutschen Wesens schwer hält:

Die stärkste Macht in der Welt sind die beglaubigten Irrthümer, und bei den heutigen Einrichtungen ist es möglich, daß eine Ausdrucksweise, die dem Genius der Sprache widerstrebt, im Laufe von zwei Jahrzehnten zur unangefochtenen Thatsache wird. Obgleich daher die Aussicht auf durchschlagenden Erfolg gering ist, so haftet doch an solchen sprachlichen Dingen auch ein Vaterländisches Interesse, dem wir ohne Aussicht auf Erfolg zu dienen verpflichtet sind und mit diesem Dienste ein Stück Volkseigenthümlichkeit vor dem Untergange durch weltbürgerliche Vermengung retten können. Es hat sich seit 100 Jahren in der deutschen Sprache durch das Streben nach Kürze und Bequemlichkeit, nach Glätte und Bornehmtheit, durch eigenmächtige Handhabung von Seiten der einen, und durch gedankenlose oder wohlthenerische Nachahmung von anderer Seite ein dem

unverkäuflichen Verkommen gefährliches Wesen entwickelt, dem entgegenzutreten der Zweck unsers Schriftchens ist.

Dasselbe bringt in 16 Abtheilungen gegen vierthundert barbarischen, die aus den verschiedensten Büchern, Zeitungen und Zeitschriften, besonders aus dem „Schwäbischen Mercur“, dem Heilbronner Blatt und dem „Württembergischen Staatsanzeiger“ genommen sind. Am Schlusse jeder Abtheilung gibt der Verfasser einige grammatische Bemerkungen mit besonderer Rücksicht auf die Sprachlehren von Schöten und Kehrlein. Ein eigentlicher Excurs — der Glanzpunkt des Schriftchens — ist nur der ersten Abtheilung beigegeben, welche die fehlerhafte Verbindung des Hilfszeitworts „wollen“ mit passiven Verben in Fällen behandelt, wo eine Geneigtheit oder Absicht von dem angeblich wollenden Subjecte gar nicht ausgesagt werden soll, z. B.: „Herr Schröter, welcher durch glänzende Anerbietungen in Stuttgart zurückgehalten werden wollte, wird seinen Lehrstuhl im April antreten.“ („Schwäbischer Mercur“, 1864, 29. October. Aus der „Neuen Züricher Zeitung“.)

Ist diese Ausdrucksweise richtig — statt: welchen man zurückhalten wollte —, so muß man künftig folgerichtig sagen: der Ramin wollte von dem Schloßfeger bestiegen werden; der Müller wollte vom dem Ganner bestohlen werden u. dgl. Der Schein der Bequemlichkeit, der Neuheit und Bornehmheit mag mitgewirkt haben, diese Redeweise, die in Deutschland noch nicht älter ist als die Kartoffelkrankheit, aufs Tapet zu bringen; außerdem aber das bei Beamten und Zeitungsschreibern eigenthümliche Bestreben, die Personen, auch wo sie bekannt sind, wo sie genannt werden dürfen und sollten, dunkel oder gar nicht zu bezeichnen —

wie dies der Verfasser mit gutem Humor weiter ausführt.

Außerdem behandelt der Verfasser fehlerhaft gebrauchte Pronomina, Participien, Appositionen, Infinitive, Imperfecta, fehlerhaft coordinirte Nebensätze u. s. w. Genauer

aufs einzelne einzugehen und Beispiele anzuführen, bietet uns der Raum. In allem können wir uns ihm übereinstimmen, so wenn er S. 29 nach Schöten merkt: „verderben“ im Sinne von schlechter machen schwach. Veder, Weigand (in der Synonymik) hat tensad erklären, daß keine bestimmte Grenzlinie sei. Nach meiner Ansicht ist sogar „verderben“ als verborben, er ist verborben worden) besser, d. h. die besten Schriftstellern häufiger als „verderbt“; das ist Sprache gilt (schon nach Horaz) der Usus, d. h. die Druckweise der Classiker im Unterschied vom bloßen Usus, den der Verfasser mit Recht bekämpft. (S. 31) im Sinne von „fast“, „beinahe“, ist zu verwerfen; vgl. Grimm und Weigand. S. 34 ist das Lessing beigebrachten Beispiel ist „würde“ aber zu nicht conditional, sondern futurisch zu fassen. S. 19 und 37, wo der Verfasser die sogenannte Verneinung verwirft, verweise ich in aller Kürze auf Brand in Grimm's Wörterbuch unter „kein“. Der Verfasser legt zu viel Gewicht auf das logische Element der Sprache und verliert darüber das andere, das nothwendig ist und das wir als das dichterische, malische, sinnliche, gemüthliche bezeichnen können. Die Sprache des Volks, das die Logik erfunden hat, des großen Volks, zeigt ein starkes Uebergewicht des poetischen Elements über das philosophische.

Diese wenigen Ausstellungen können uns nicht täuschen, das Schriftchen allen Freunden des Clowns zu empfehlen, besonders aber den Vereinen, Conferenzen, Anstalten und Zeitschriften, zu deren Aufgaben die Beschäftigung mit der Muttersprache gehört, zur Annahme und Erwägung freundlich zu empfehlen.

Gießen 4

## Feuilleton.

### Literarische Plandereien.

Ob die deutschen Theater für die Winteraison in der Lage sein werden, ein crasser Repertoire aus neuern Dichtungen zu bilden, mag dahingestellt bleiben. Im ganzen verläutet wenig von der Production der namhaften Poeten. Am Berliner Hoftheater soll Paul Heyse's „Maria Roroni“ neben einigen Lustspielen von Girndt und Benedix in Scene gehen, auch soll dieser Dichter ein neues Drama: „Die Göttin der Vernunft“ bei der Berliner Hoftheaterintendant eingereicht haben. Am wiener Burgtheater wird ein nicht mehr ganz neues Drama von Friedrich Galm, das unsers Wissens bereits am Victoriatheater zur Aufführung gekommen ist: „Begum Sumro“, einstudirt. Am meisten Aussicht, einen Rundgang über die Bühnen zu machen, hat ein neues Schauspiel der Frau Birch-Pfeiffer: „Die Dame in Weiß“, das ebenfalls in Berlin zur Aufführung kommen soll.

Daß die dramatischen Talente in Deutschland, trotz immer neuer Anläufe, stets wieder auf den Bühnenerfolg resigniren, das liegt meistens an der geringen Ermutigung, die ihnen von Seiten der Intendanten und Directionen zutheil wird. Namentlich ist die Tragödie nach wie vor das Aischenbrödel der deutschen Bühnen. Man glaubt genug gethan zu haben, wenn das Jahresregister eine anständige Zahl von Aufführungen classischer Werke aufweist und wenn der neuern Poesie mit einer oder zwei Novitäten auf diesem Gebiete Rechnung getragen ist.

Diese Novitäten selbst werden durchaus nicht begünstigt. Kritik würgelt an ihnen herum, das Publikum ist nicht gestellt, wenn ihm durch diese Abgelenken Veranlassung wird, seinen geringen Eifer für das erste Drama einer ästhetischen Ausflucht zu deden, und die Sachverständigen sich selten die Mühe, eine Tragödie, wenn sie sie und Wetter zu kämpfen hat und nicht gleich mit vollem in den Hafen einläuft, auf den Bretern zu erhalten.

Was aber das Bedenklichste ist: das ist der Mangel an Respect vor dem Talent, ja vor dem dichterischen Eifer selbst vor dem Erfolg. Ein Dichter mag noch so ein sein, er mag noch so schöne Erfolge auf der Bühne errufen haben — er muß dennoch mit jedem neuen Stück mit vorn anfangen und wird von den Bühnendirectionen als dramatischer Anfänger behandelt. Die Directionen und sich als dramaturgischer Gerichtshof, setzen bei den neuesten Stücken die schärfste kritische Lupe auf, und einige Mängel in denselben zu entdecken glauben oder neuen Erfolg versprechen, wie der Kunstausdruck lautet — senden sie die Stücke mit bestem Dank zurück. Natürlich, wird man entgegen, jeder ist ja Herr in seinem Hause und außerdem ist die Direction verantwortlich für den Erfolg eines jeden Theaterabends. Doch schon Goethe, der gewiegteste Dramaturgen, hat erklärt, daß es unangenehm den Erfolg eines Dramas auf der Bühne verheißt.

und wer sich nur einigermaßen bei der Leitung einer oder der andern Bühne betheiligte hat, der wird diesem Ausspruch vollkommen beistimmen. Was Wohl und Erfolg der Stücke betrifft, so wird überall eine große „Komödie der Irrungen“ aufgeführt. Und wie gestaltet sich schließlich der Erfolg eines Theaterabends? Selten durchgreifender bei einem bedeutenden Stück, das bei dem schnellen Vorüberwachen der Vorstellung, bei der Zerstreuung des Publikums, bei seiner Ungegenwart an ein sich vertiefendes Denken kaum in seiner Bedeutung erfasst werden kann. Große Dramen müssen sich erst einbürgern, das Publikum muß sich mit ihnen vertraut machen — wir zweifeln, daß eine Tragödie Shakespeares und Schillers, ein „Hamlet“, „Othello“, „Don Carlos“, bei unsern jetzigen Bühnenvorhältnissen zum ersten male gegeben einen jeuer Erfolge haben würde, den die Theaterleistungen mit Wohlbehagen in ihren Kassenberichten notiren!

So gäbe es also keinen Maßstab für den Erfolg eines Stücks? Nein, nicht für den Erfolg, wol aber für die Berechtigung der Aufführung. Und dieser Maßstab liegt in dem Talente des Dichters. Die Bühnen sind es den anerkannten Talenten schuldig, ihre Werke der Nation vorzuführen.

Hierin gerade sind uns die Franzosen weit voraus. Von George Sand z. B. hat bis jetzt noch kein Stück einen wirklich durchschlagenden Erfolg errungen. Doch die Theater haben Respekt vor einem berühmten literarischen Namen; sie glauben es einem großen Talent schuldig zu sein, seine Schöpfungen immer von neuem dem Publikum vorzuführen. Wenn auch einer George Sand einmal nicht der dramatische Wurf gelungen ist — die Directionen haben die richtige Logik, daß jede Production eines bedeutenden Talents doch mehr oder weniger die Signatur desselben tragen muß, und daß, wenn auch das Werk einer George Sand als Ganzes mißlungen ist, es doch jedenfalls in einzelnen Schönheiten besteht, wie sie die Werke bloß Bühnenmächtiger Theater nicht aufweisen können. Zu ähnlicher Einsicht hat aber unsere deutschen Directionen meistens noch nicht gelangt; sie schulmeisterlich auch anerkannte Dichter und lassen jedes Wort ängstlich die Quarantäne passieren, wobei sie sich unter sehr malen neunmal irren.

Ueber das neue Stück der George Sand: „Ein Don Juan vom Dorfe“, das am Vaudevilletheater zur Aufführung gekommen ist, schreibt ein Berichterstatter der wiener „Presse“: „Der Sohn der berühmten Frau, Maurice Sand, hat diesmal an dem Lustspiel mitgearbeitet, das die Kritik, namentlich die der kleinen Journalisten, gleich den Tag nach der ersten Vorstellung mit mitgenommen hat. Ich hatte gleich so viel Schlechtes über das Stück gehört, daß ich im Vaudeville aus Gewissensbisse nur ging, um mir der großen Schriftstellerin neueste Schöpfung anzusehen, sollte ich auch dabei einen langweiligen Abend verbringen müssen. Wie war ich angenehm enttäuscht! Statt einer faden Komödie wohnte ich einer allerliebsten, freien Geschichte bei, einer einfach schönen Intrigue, an der wahr gezeichnete Bilder aus dem Dorfleben theilnehmen, die, in sehr schöner Sprache geschrieben, edle Gedanken und komische Aufsätze die Menge enthält, der man mit Wohlbehagen bis zum Schluß zuhört und die obendrein ganz vortrefflich gespielt wird. Der Don Juan vom Dorfe ist ein hübscher, starker, junger, zücker Burleske, der allen Mädchen nachstellt, von seinen Erzeugnissen prahlt und sich eine ganze Bande geschaffen hat, die seinen Worten folgt, zu seiner Fährne schwört und ihm als Trost dient. Unter diesen Volterren ist auch ein guter Bauernsohn, der in seiner Kindheit schon mit der kleinen Schwester Jean Robin's (das ist der eigentliche Don Juan) verlobt worden, aber aus den Augen und dem Sinne längst verloren hat. Robin selbst möchte jetzt sein Schwesterchen seinem treuen Gefährten und Gefährten nicht geben, dessen Lebensweise er nur zu gut kennt. Der lebensfrohe Don Juan ist gerade im Begriff, eine reine schöne Dorfrose zu verlocken, um sie in ihrer ersten Blüte zu brechen. Er benutzt den Gefährten Blanchon

zur Verführung. Dieser trifft nun zufällig die zur reizendsten Schönheit herangewachsene Schwester des Don Juan wieder, gerade als er die sauberen Pläne seines Vorbildes zu fördern trachtet. Ihr Erscheinen bewirkt eine plötzliche Veränderung im Charakter Blanchon's, der im Grunde die beste Seele von der Welt ist. Der Don Juan verweigert trotziger jede Gemüthung der armen Angeführten, wenn auch nicht Verführten. Deren Vater, ein alter schlauer Fuchs von Landwirth, macht ihn aber doch zuletzt schachmatt, indem er erst seinen Stolz und Uebermuth vor den Augen seiner Freunde bricht. Die Sache ist einfach, mag auch schon dagewesen sein, wie die Liebe, die ewig neu bleibt; aber die Menschen sind scharf gezeichnet, das Bild des thörichten und doch guten Blanchon ist ganz meisterhaft zumal, das Interesse an der Handlung bleibt rege, die Sprache ist wie die Geschichte selbst lebendig und wahr, und man sieht der Entwicklung behaglich zu.“

Das second empire in Frankreich hat bei dem letzten Napoleonsest besonders den „Sensationroman“ mit seinen Auszeichnungen bedacht. Gustav Flaubert, der Verfasser der „Madame Bovary“ und des lathaginenfischen Schauerromans „Salambo“, Charles Monselet und Ponson du Terrail, der ebenfalls im Genre des ehemaligen Verlags von Fäust in Nordhausen Großes geleistet, erhielten den Orden der Ehrenlegion. Wenn wir uns nicht irren, hat auch neuerdings John Kettische oder vielmehr der leibhaftige Träger dieses Autornamens, der mit seinen dreifach gepfefferten Phantasiegerichten hinter dem Rücken der Literatur und Kritik so großes Glück macht, einen Orden erhalten. So ist jetzt der „decorirte Schauerroman“ die neueste literarische Parole.

Unter den Opfern des letzten deutschen Kriegs sind mehrere Offiziere zu beklagen, die sich in der militärischen oder geographischen Literatur mit Recht einen Namen gemacht haben. Beide Brüder Wilhelm Rißow's, César und Alexander Rißow, sind im Kampfe geblieben. César Rißow fiel im Gefecht gegen die Bayern bei Wiesenthal am 4. Juli, Alexander Rißow wurde in der Schlacht bei Königgrätz tödtlich verwundet und starb am 30. Juli im Lazareth zu Gornitz. César Rißow hat sich durch seinen „Leitfaden durch die Waffenlehre“ (1852), durch seine Werke: „Die Kriegshandfeuerwaffen“ (1857—64) und „Die neuern gezogenen Infanteriegewehre“ (1861); Alexander besonders durch seine Monographie über den „Rüstkrieg“ (1849) bekannt gemacht. Jener war Major bei der Infanterie, dieser bei der Artillerie.

Der bairische Hauptmann Edward Schlagintweit, der bei Rißingen am 10. Juli fiel, ein Bruder der durch ihre Entdeckungen in Centralasien berühmten Reisen, hat ein Werk „Ueber den spanisch-marokkanischen Krieg in den Jahren 1869 und 1860“ (1863) veröffentlicht, den er im Hauptquartier des Marschalls O'Donnell bis zum Abschlusse des Friedens mitmachte.

Auch der sächsische Oberlieutenant Woldegar Schulz, der am 14. Juli infolge einer in der Schlacht von Königgrätz erhaltenen Wunde starb, hat sich als Schriftsteller und zwar auf dem Gebiete der Geographie einen Namen gemacht. Er hat aus den brasilianischen Südprovinzen reiches geographisches Material zusammengetragen, eine genaue Karte derselben, auf welcher die zahlreichen deutschen Colonien eingetragen sind, erscheinen lassen und für die Colonisation und Einwanderung in jenes Land die nützlichsten Winke gegeben in seinen „Studien über agrarische und physische Verhältnisse in Südbrasilien“ (1865).

### Bibliographie.

Madách, E., Die Tragödie des Menschen. Aus dem Ungarischen übertragen von A. Dieck. Pest, Angler. 1863. 8. 30 Rgr.  
 Matthes, H., 1866. Deutschlands Wiebergeburten. I. Theil. Ein Pleberstranz, gewidmet aus den tapfersten Thaten unseres tapferen Vaters. Ehrenberg. Erbe. 16. 5 Rgr.  
 Nur Gut für Blut. Ein Wort an das preussische und deutsche Volk. Geschrieben nach der Schlacht von Sedowa und der Vertreibung Venetians. Breslau, Schletter. Gr. 8. 5 Rgr.



# **Anzeigen.**

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sieben erschien:

## **Auch hier Bethesda und Bethanien.**

### **Zwei Predigten**

gehalten im Theresianum zu Wien und im sächsischen Feldlazareth zu Mitterndorf an der ungarischen Grenze beim Abendmahlsgottesdienst der kranken und verwundeten Sachsen

von

**Dr. Gustav Fricke,**

Feldpropst des königlich sächsischen Armee-corps.

Auf Verlangen gedruckt

zum Besten der infolge des Kriegs nothleidenden Sachsen.

8. Geh. 5 Ngr.

Diese zwei Predigten, von dem beliebten Kanzelredner, Oberkatecheten an der Peterskirche zu Leipzig und Feldpropst des königl. sächsischen Armee-corps, Dr. Fricke, zum Besten der infolge des Kriegs nothleidenden Sachsen in Druck gegeben, sind vermöge der Umstände, unter welchen, und der Localitäten, in denen sie gehalten wurden, geschichtliche Denkmale einer ernsten und großen Zeit. Sie werden vielen wunden Herzen zur Einklehr und zum Troste gereichen.

Alle Vereine und Comités zur Unterstützung der im Kriege Verwundeten und der hinterlassenen Familien gefallener sächsischer Soldaten werden ersucht, die Verbreitung der Predigten sich besonders angelegen sein zu lassen, damit dem wohlthätigen patriotischen Zwecke ein möglichst reicher Ertrag aus dem Verkauf zuströme.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## **Die Mechanik.**

Ein Lehr- und Handbuch zum Gebrauche an Gewerbe- und Realschulen, sowie zum Privatstudium von

**Dr. Julius Wenck,**

Director der Herzoglichen Gewerbeschule in Gotha.

Mit 175 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

In vorliegendem Buche werden die Lehren der Mechanik so leichtfaßlich als möglich und mit Anwendung von nur so viel Mathematik dargestellt, als bei jeder guten gewerblichen Lehranstalt und Realschule vorausgesetzt werden kann. Es ist für die Hand der Schüler an Gewerbe- und Realschulen bestimmt, eignet sich aber auch vortrefflich zum Selbststudium für Maschinenbauer, Bautechniker und alle, welche mit den theoretischen Gesetzen der Mechanik sich vertraut machen wollen. Zur Erläuterung der vorgetragenen Lehren sind überall angeführte Beispiele und Figuren in Holzschnitt hinzugefügt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## **RATIONEM QUAM I. BEKKER IN RESTITUENDO DIGAMMO SECUTUS EST**

EXAMINAVIT

**Dr. A. LESKIEN.**

8. Geh. 8 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## **Das Staats-Recht der Preussischen Monarchie.**

Von **Dr. Ludwig von Könnig,**

Appellationsgerichts-Präsident.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Zwei Bände. In vier Abtheilungen. 8. Geh. 11 Thlr.

(Auch nach und nach in vier Abtheilungen zu folgenden Preisen zu beziehen: I. Abth. 2 Thlr., II. Abth. 3 Thlr., III. Abth. 2 Thlr. 10 Ngr., IV. Abth. 3 Thlr. 20 Ngr.)

Das berühmte Werk, dessen erste Auflage bekanntlich sofort nach ihrem Erscheinen vergriffen war, liegt nunmehr in der wesentlich bereicherten zweiten Auflage wieder vollständig vor.

Die „Deutsche Gerichts-Zeitung“ sagt über dasselbe: „Es ist bereits ein kaum zu entbehrendes Hülfsmittel für alle geworden, die sich in Preußen mit politischen Dingen beschäftigen, und vielleicht die meisterhafteste Darstellung, die das öffentliche Recht irgendeines Staates zum praktischen Gebrauche gefunden, gleich übersichtlich in der Anordnung wie vollständig im Material. Die scharfsinnigen und präzisen Erörterungen zweifelhafter Fragen, die historischen und literarischen Nachweisungen lassen nirgends im Stiche.“

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

Gedichte von **Albert Möser.** Brosch. 15 Ngr.

Sonette, Oden, Distichen u. s. w., so rein und schön, wie Platen sie je gemacht hat. (Grenzboten.)

Neue Sonette von **Albert Möser.** Eleg. broch. 10 Ngr.

Diese Sonette gehören zu den schönsten, die überhaupt in deutscher Sprache gedichtet sind. (Dichtergarten.)

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## **Das sittliche Leben.**

Ethische Studien von

**Julius Frauenstädt.**

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Frauenstädt's „Ethische Studien“ sind dem größern gebildeten Publikum gewidmet. Sie behandeln, im Gegensatz den bisherigen abstracten Sittenlehren, das sittliche Leben im Zusammenhang mit dem physischen, psychischen, socialen, politischen, allgemein geistigen Leben und suchen die theils hemmenden, theils fördernden Einflüsse nachzuweisen, die es von da empfängt. Die Ethik ist hier zu einer für das praktische Leben fruchtbaren Wissenschaft gemacht.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Die Naturwissenschaft in ihrem Einflusse auf Poesie, Religion, Moral und Philosophie. 8. 1 Thlr.

Der Materialismus. Seine Wahrheit und sein Verhältniß zur Erwerbung auf Dr. Louis Büchner's „Kraft und Stoff“. 8. 1 Thlr.

Briefe über natürliche Religion. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Briefe über die Schopenhauer'sche Philosophie. 8. 2 Thlr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

erscheint wöchentlich.

— Nr. 38. —

20. September 1866.

Inhalt: Reiseliteratur. — Unterhaltungsliteratur. Von Rudolf Gottschalk. (Beschluß.) — Zur Geschichte der Französischen Revolution. Karl Gustav von Berner. — Runo Fischer's Logik und Metaphysik. — Senilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Reiseliteratur.

Drei Monate in Abyssinien und Gefangenschaft unter König Theoborus II. Von F. S. Apel. Zürich, Meyer. 1866. 1. 12 Ngr.

Nach den Oasen von Sibai in der großen Wüste Sahara. Ein Reisebuch durch Algerien. Von Gustav Rasch. Berlin, Vogel und Comp. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reisebuch in der Levante in den Jahren 1859—65. In Briefen an Freunde. Von S. Scherer. Zweite vermehrte Ausgabe. Frankfurt a. M., Winter. 1866. 8. 1 Thlr. 1 Ngr.

Reisen in Centralafrika von Mungo Park bis auf Dr. S. Barth und Dr. E. Vogel. Herausgegeben von E. Schaenbourg. Dritter Band: Reisen in Südafrika. In geschichtlichen Darstellungen. Lehr, M. Schaenbourg und Comp. 1864—65. Gr. 8. In Lieferungen zu je 7½ Ngr.

„Nil novi ex Africa?“ ist eine alte Phrase Roms seit einigen Decennien auch bei uns wieder im Schwange; als ob wir wie die Römer in Afrika zu verlieren, höchstens das Leben und die Reisenotizen unserer Her, wir haben dort zu gewinnen, wenn nicht Schätze Gold und edeln Producten, doch aber Wissensschätze ungleich höhern Werthe. In unsere Lebensperiode das eifrige Bestreben der Culturvölker, das innere aufzuschließen und nicht bloß die Quellen des Nil, denen seit Jahrtausenden gefragt und geforscht wird, finden, sondern alle Heimlichkeiten und verborgenen der dieses großen Erdtheils der Wissenschaft, dem ihre, der Industrie und damit der Civilisation zugehen zu machen. Für diese löblichste aller Aufgaben des menschlichen Geschlechts ist bereits Großes geschehen, unsagbar litt und gestritten worden, und auf den Entdeckungs-

Innerafrikas bezeichnet gar manches Kreuz den Fleiß, auf dem ein kühner Forscher im letzten Schlafe blieb. Geld ist im Verhältnis zu andern öffentlichen Ausgaben, vorzüglich für militärische Zwecke, an Erforschung Innerafrikas wenig gewendet. Außer den andern und Franzosen haben überhaupt nur wenige, resp. Cabinete aus Staatsmitteln Reisen nach den fernsten Gebieten Afrikas veranstaltet. Das meiste floß Privatkassen und aus den Fonds gelehrter Gesellschaften, die fast ausschließlich den wissenschaftlichen Zweck

5. 38.

im Auge hatten, und aus Missionskassen. Die Strengchristlichen möchten zu gern die Bewohner dieser verborgenen Länder zu Christen machen, das Christenthum über den ganzen Weltkreis verbreiten, als ob dazu irgend begründete Aussicht wäre! Aber immerhin! Es wird manches in irrigen Absichten unternommen und hat doch mitunter dankenswerthe Erfolge.

Unter den Specialschriften, über die wir heute zu berichten haben, fesselt die Apel'sche Schrift: „Drei Monate in Abyssinien“ (Nr. 1), weniger durch ethnographische Behandlung ihres Gegenstandes, als vielmehr weil sie in anspruchsloser und doch wirksamer Darstellung uns sowohl die Schicksale der von König Theoborus II. gefangen gehaltenen Europäer als auch das Leben und Treiben am Hofe dieses halbwildern Dynasten vorführt. Ueber Rom und Alexandrien gelangte Apel auf den Nil, segelte an den Pyramiden, Luxor, Karnak und Theben vorüber bis zu dem ersten Cataract in Assuan. Von hier schloß er sich einer Karavane an und erreichte nach einer Reise von 18 Tagen glücklich Khartum, machte einen kurzen Ausflug nach Syene und ging dann mit einer Gesellschaft Araber nach Matamma, einem Dorfe von einiger Wichtigkeit an der abyssinischen Grenze. Neun Tage ruhte der Zug am Blauen Nil und 17 Tagereisen ging es dann noch durch tropische Wälder. Hier beginnen die Abenteuer und die seltsamen Wahrnehmungen, bald schaurig, bald komisch. Von dem Häuptling dieses Districts erzählt Apel ein Beispiel echt orientalischer Gerechtigkeitspflege:

Eines Tags, als er einen Aufstand zu dämpfen beschäftigt ist, tritt eine alte Frau vor ihn und beklagt sich, daß einer von seinen Leuten ihr ein Gefäß mit Milch ausgetrunken habe, ohne ihr das Geld dafür, 15 Para (2 Pfennige), zu bezahlen. „Wirst du den Mann wiedererkennen, Weib?“ — „Ja, denn auf dem Arme.“ — „Schweig!“ unterbrach er sie und ließ alle aufmarschiren und in Reihe aufstellen. Das Weib bezeichnete einen. „Dies ist der Mann!“ — „Hast du von diesem Weibe Milch getrunken?“ — „Nein, ich habe sie sogar nie gesehen.“ — „Hast überhaupt heute keine Milch getrunken?“ — „Keinen Tropfen.“ — „Und du, o Weib, bestehst auf deiner Anklage?“ — „V' Allah! v' Allah! Er hat sie getrunken!“ war die Antwort. — „Schligt ihm den Bauch auf!“ befahl der Unmensch. Augenblicklich wurde dem Befehle gehorcht; der Unglückliche lag

in seinem Blute da, und die noch unverdaute Milch strakte seine Aussage Lügen. „Paß die Wahrheit gesprochen, Weibl! Hast du gelogen, so hättest du dein Schicksal getheilt. Hier ist dein Geld.“

Apel, der als Hakeem, d. h. Arzt, reiste und Brech- und Purgirmittel bei sich führte, hätte wol, wenn er zur Hand gewesen, darauf hingewiesen, daß sich die Schuld des Milchdiebs auf eine günstlichere Weise, durch eine Dosis Ipecacuanha feststellen ließe. In einem andern Gerichtsfalle half er der blinden Göttin durch ein wissenschaftliches Kunststück auf die Spur. Er hatte auch eine kleine, aber sehr starke elektromagnetische Maschine bei sich, welche stets eine ungeheuerere Wirkung hervorbrachte und ihn zu einer höchst wichtigen Persönlichkeit erhob. Nun kam folgender Fall im Divan vor, wo der Scheich selbst zu Gericht saß. Eine Witwe beschuldigte den Bruder ihres verstorbenen Mannes, ihr eine gewisse Summe entwendet zu haben. Der Angeklagte schob jedoch die Schuld auf seinen Neffen, der Witwe einzigen Sohn, und dabei schrien alle drei so entsetzlich durcheinander, daß es kaum möglich war, ein einziges Wort zu verstehen. Für Apel war aber die Schurkenphysiognomie des Onkels hinlänglicher Beweis seiner Schuld. Apel erzählt:

Jedenfalls wollte ich es darauf ankommen lassen, und nachdem ich den Scheich um Erlaubniß gebeten, stellte ich einige Fragen. Mit lauten Worten bestand der alte Skinder auf seiner Unschuld und bezeichnete den jungen Knaben als den wirklichen Dieb. Ich ließ ihn schweigen, erhob mich langsam und maßgebend. Ernst und bedächtig öffnete ich die Maschine, schraubte den Griff und die Drahtleiter ein und sprach mit stierlicher Stimme: „Schau! Ein mächtiger Geist! Mächtig in der Luft und der Erde, im Feuer und Wasser, bei Tag und Nacht gleich mächtig und groß. O Sadgi, bist du unschuldig, soll es bewiesen sein; bist du aber schuldig, soll dich dein eigener Mund verdammen. Doch erst trete du, o Sohn der Witwe, heran und befreie dich von dem Verdachte, der auf dir ruht!“ Todtenstille. Alle schauten mich starr an und wunderten sich, wie das alles anfallen würde. Der Junge sagte die Griffe, wie ich es ihm zeigte, indem er laut ausrief: „V Allah, ana mush el haramiyeh!“ (Bei Allah, ich bin der Räuber nicht.) Alsdann setzte ich die Maschine in Bewegung, unterbrach jedoch den Strom, sobald der Junge natürlich nichts verspürte und ganz unbeweglich stand, zwar ein wenig erblassend, als er dem geheimnißvollen Dinge sich genähert. So schwach ist doch der Mensch und zittert vor dem Unbekannten, selbst wenn sein Gewissen rein ist. Nun sprach ich ihn von aller Schuld frei. Der Onkel, welcher zuerst einige Zeichen der Unruhe geäußert hatte, erlangte seine Gleichgültigkeit wieder, sobald er gesehen, daß nichts auf das Ergreifen der Leiter erfolgte, sagte die Griffe so fest und prahlerisch, als ich nur wünschen konnte, und rief Allah laut zum Zeugen seiner Unschuld an. Ich wartete, bis das Rad in schnellste Bewegung gekommen war und ließ dann plötzlich den ganzen Strom der sehr starken Maschine auf den armen Nicht übergehen. Die Verbrechen seiner muskulösen Gestalt, die Krümmungen seiner Glieder, die Angst, die Furcht auf dem blassen Gesichte und das Gebrüll, welches er ausstieß, waren wahrhaft fürchterlich. „Aman, Aman!“ (Gnade, Gnade!) rief er, „ich habe das Geld gestohlen! Ich gestehe! Um des Friedens der Seele meines Vaters willen, befreie mich, o Khotwabakh!“ Rasig nahm ich wieder Platz. Alles schwieg und wunderte sich, selbst der Scheich erblaßte, als ich ihm die Maschine etwas zu nahe rückte.

Die Weiterreise nach Wochnee, 90 englische Meilen durch üppige, dunkle Wälder, ging trotz Felsen und tiefe

Abgründe, in deren Schluchten Löwen und Tiger hausten, verhältnißmäßig glücklich von statten. Nur gingen drei Tage mitten im Dickicht dadurch verloren, daß die Führer eine Orgie schlimmster Art veranstalteten, sich in Hydromel und Meressa berauschten und dann in Aschisch sich vollends betrunken. Nach Apel wird dieses Mittel, sich den Himmel(?) auf Erden zu bereiten, aus Opium, Kamhariden, seinem Rüsselmehl, Zucker und einigen Apel unbekannt geliebten Kräutern bereitet, welche die schlafmachende Wirkung des Opiums verhindern. Das Aschisch wird als Confect gegessen oder unter dem Tumbak in der Margileh geraucht.

Als Apel nach dreizehntägiger Reise in Wochnee eintraf, wurde er sofort seiner Habseligkeiten beraubt und verhaftet. Weshalb? „Kismet!“ d. h. „vom Schicksal bestimmt!“ antwortete der Dolmetscher mit Achselzucken. Dies war am 7. Januar 1855. Anderntags wurde er nach Gondar geführt, wobei sein Pferd durch ein drei Ellen langes Seil an das eines ungeheuern Abyssiniers befestigt wurde. Der scharfe Speer des Begleiters verhinderte jeden Gedanken an Flucht. Die Reisetkost war nicht eben lieblich. Aus lebenden Thieren wurden die erforderlichen Fleischpartien geschnitten und noch zudend roh verspeißt, während das Opfer wimmerte und liegen blieb, bis Schakale an ihm Barmherzigkeit übten und es vollends verspeisten. Schon Bruce hatte über diese grauenvolle Usitte berichtet, ohne daß die Vertreter der Civilisation ihm Glauben schenken wollten. Apel wurde durch mehrtägigen Hunger genöthigt, auch zuzugreifen. Feuer durfte wegen der umherstreifenden Tigreer und Gallas nicht gemacht werden, und so extemporirte er sich eine allerdings unschmackhafte, aber immerhin nährnde Suppe, d. h. Fleischwasser.

Während des viertägigen Transports bis Gondar beobachtete er nachts das Gebet seiner Wächter zu einem ihrer (christlichen) Heiligen, der durch allerdings genigend gräßliche Selbstquälerei sich zum Heiligen aufgeschwungen hat. Fünf Jahre hatte er in einem Käfig gelegen, der nur Eine Lage des Körpers gestattete, dann 10 Jahre in einer Höhle in der Wildniß, in die nie ein Sonnenstrahl drang; dann 10 Jahre auf einer nackten Felszune nackt unter den glühenden Sonnenstrahlen zugebracht, und endlich 15 Jahre fortwährend im Wasser des Flusses gelegen, von der heiligen Miriam (Maria) in höchstgeiger Person besucht: 40 Jahre, keine Kleinigkeit! Dann ist ihm das linke Bein abgesehnt, während unzählige Gläubige zu ihm hinpilgerten, und endlich ist er — den Weg alles Fleisches gegangen.

Wir wollen es jedem überlassen, sich über den hohen Grad dieses (christlichen!) Martyriums seine Ideen zu machen. Apel war innerlich voll Spott und mußte doch dafür leiden, daß die frommen Söhne Albions ihr englisches Christenthum an Stelle dieses abyssinischen Christenthums haben setzen wollen. Man band ihm je Hand und Fuß mittels eines 2 Fuß langen Seils zusammen und examinirte nun darauf los, ob er einer der maladetti eretici sei, die „unsere Religion, die wir von den heiligen Frommen

und Nebelius selbst empfangen haben, umstürzen wol-  
 „Hast du keine Bibel mitgebracht, das Volk irre-  
 hren und unsere heilige Kirche zu untergraben?“ —  
 „sono missionario! Ich bin kein Priester, sondern  
 ..“ Aber nichts half. — „Ihr seid alle Räuber  
 Mäurer, ihr Engländer!“

auf die mancherlei Details der schon ältern Gefan-  
 gen englischer Missionare und Gelehrten, über die  
 lichen Leiden, denen die Unglücklichen ausgesetzt wur-  
 können wir hier ebenso wenig eingehen wie auf die  
 sale, denen Apel sich preisgegeben sah. Wir wollen  
 fort einfließen, daß Dr. Beder, der bekannte Afrika-  
 re, am 21. Mai 1866 in Suez eingetroffen ist und  
 heißt hat, sämtliche Gefangene des Königs Theo-  
 II. seien frei und hätten die Reise nach Ägypten  
 angetreten, wo sie im Juni oder Juli ankommen  
 n. In der Liste der Befreiten — im ganzen 18  
 ten — werden neben dem britischen Consul Came-  
 och die folgenden Namen aufgeführt: Stern, Rosen-  
 Staiger, Brandeis, Missionare, und die der Natur-  
 Schiller und Effler. Bald werden wir diese  
 rgeprüften wie Apel in Europa wieder willkommen  
 und genaue Berichte von ihnen erhalten.

on dem König sagt Apel, er sei von großer Sta-  
 chön und kräftig gebaut, und die breite hohe Stirn  
 von nicht geringen geistigen Fähigkeiten:

och leicht konnte man sehen, welche Verheerungen for-  
 tige Orgien und der unmäßige Trunk verübt hatten; und  
 de Blid, welcher aus den rollenden Augen mir entgegen-  
 e, zeigte nur zu deutlich, daß Se. Majestät gerade unter  
 einflusse des berausenden Getränks lag. Es wurde mir  
 ählich, als er mich anherrschte: „Ihr seid ein Engländer?“

im niedrigsten Range des Volks hat Theobornus II.  
 m Throne eines weitausgedehnten, mächtigen Lan-  
 inporgeschwungen — es ist so groß wie Frankreich —  
 sjeht, trotz aller Vorstellungen, bot er den mäch-  
 Nationen des Westens die Spitze, sicher in der  
 ung und Unjugendlichkeit seines Reichs. Wir ge-  
 is im wirklichen Interesse der Humanität und Ei-  
 on der Hoffnung hin, daß, bevor ein Decennium  
 hen ist, angemessene Mittel gefunden sein werden,  
 icht und den Uebermuth dieses nur zu einem Viertel  
 irten Despoten zu brechen, eine energische und ver-  
 eitung in die innern und besonders äußern Ver-  
 e Abyssiniens zu bringen und es möglich zu machen,  
 r Cultur- und Menschenstrom, der stets neue Ver-  
 suchen muß, wenn er nicht überfluten und Unheil  
 n soll, auch dorthin Abfluß findet. Jedenfalls  
 en wir Apel's Bericht allen, welche sich für die  
 hlossenen Binnenländer Afrikas interessieren, auf  
 gelegentlichste.

das minder unbekannte Algerien führt uns Gu-  
 asch: „Nach den Dafen von Sibon in der großen  
 Sahara“ (Nr. 2), aber er will uns auch weniger  
 Neues erzählen, als Reisefskizzen über „Land und  
 geben, und so führt er uns durch die Provinz  
 mit ihren interessanten Städten bis zum Rande

der Steppe, nach Konstantine, Lambessa und in die fran-  
 zösischen Saharagebiete. Sibon ist die reichste und größte  
 der unterworfenen Dafen, und es belohnt sich reichlich,  
 der immer anziehenden Darstellung des vom Verfasser  
 dort Erlebten und Beobachteten zu folgen. Schließlich  
 gibt Rasch einen kleinen Anhang mit praktischen Reise-  
 notizen, von denen er hofft, daß sie besonders denen will-  
 kommen sein würden, welche Algier als Winteraufenthalt  
 behufs Herstellung ihrer Gesundheit wählen und von Al-  
 gier aus das interessante Land bereisen wollen. Wir  
 pflichten ihm gern darin bei, daß das Land interessant  
 sei, wir wollen aber allen wirklichen Patienten ernstlich  
 raten, nicht dort ihre Gesundheit wiederzuerlangen zu wol-  
 len. Dazu sind weder die klimatischen, noch die Verkehrs-  
 und Lebensverhältnisse Algeriens irgend geeignet, und Rasch  
 selbst gibt uns in überzeugendster Weise Auskunft dar-  
 über, wie merkwürdig wenig Frankreich und sein jetziger  
 Herrscher für die Cultur und Civilisation von „Land und  
 Leuten“ in Algerien bisher zu thun vermocht hätten. Schön  
 gebrechelte Phrasen haben wir über diesen Punkt von jeher  
 genug gehört, aber das Nöthigste wird mit auffallendem  
 Stumpfsinn vernachlässigt: die Anlagen von Straßen und  
 Eisenbahnen. Sogar die Dampfschiffverbindung der grö-  
 ßern Seeplätze am Mittelmeer ist eine so jammervolle,  
 daß Rasch alles Ernstes rüth, um von Algier z. B. nach  
 Philippeville zu kommen, den Weg über Marseille nicht  
 zu scheuen. Ich habe wiederholt Patienten über Nord-  
 afrika, seine Salubrität und die Vorkehrungen für Rei-  
 sende sich aussprechen hören, und alle klagten, alle beren-  
 ten, dorthin geschickt worden zu sein; fast alle waren krän-  
 kel und — mit bedeutend leerem Beutel zurückgekommen.

Einzelheiten in Rasch's Buche sind von großem In-  
 teresse und wirklichem Werthe, so die Wanderungen durch  
 Konstantine, die europäische und dann die arabische Stadt,  
 endlich durch das Judenquartier. Die schrecklichen Zu-  
 stände, in denen die afrikanischen Juden unter türkischer  
 Herrschaft lebten, werden uns auf das lebhafteste vergegen-  
 wärtigt; über die jüdischen Frauen und Mädchen und  
 ihre Weise zu leben gibt Rasch uns dankenswerthe Auf-  
 schlüsse. An andern Stellen, besonders wo er die Wüste  
 und die Pracht der Dafen mit ihren majestätischen Palmen-  
 wäldern schildert, ist sein Buch gewissermaßen Commentar  
 mancher Freiligrath'schen Poesien. Ueber Lambessa, das  
 eine so traurige Verühmtheit unter dem neuesten Cultur-  
 regimente Frankreichs finden sollte, wollen wir den Ver-  
 fasser selbst sprechen lassen:

Das Zellengefängniß zu Lambessa ist bis heute, soviel ich  
 weiß, in Europa ganz unbekannt geblieben und noch nie von  
 der Feder eines Schriftstellers geschildert worden. Möge meine  
 Feder nun die erste sein, um nachzuweisen, daß selbst dies be-  
 rüchtigte Strafgefängniß in Afrika weit über deutschen Straf-  
 anstalten ähnlicher Art steht, aber auch — um jener Männer  
 zu gedenken, welche in seinen Kerlern die Opfer ihres Rathes  
 und ihrer Ueberzeugungstreue geworden sind und die heute in jenem  
 heißen Fieberlande jenseit des Oceans (Cayenne!) den ewigen  
 Todesschlaf schlafen. Manche von ihnen habe ich selbst gekannt.  
 Behmüthig dachte ich ihrer, ihrer bligenden Augen, ihrer in-  
 telligenten Gesichter, ihrer beredten und überzeugenden Worte,  
 wenn sie mit mir in Paris davon sprachen, daß mit der neuen

Präsidentenwahl im Mai 1852 die französische Republik eine demokratische Regierung erhalten und dann ihre Mission, die Befreiung Europas, erfüllen werde, als ich in den Hof trat und mich an den Kastellan wandte, um ihre Kerker zu sehen. Es waren dieselben Kerker, wo heute die Sträflinge gefangen gehalten werden, welche in Afrika wegen Diebstahls, Raub, Mord, Todtschlag und Fälschung zu 10–20 Jahren Strafbereitschaft verurtheilt worden. Der Kastellan war ein geborener Elasser. Er führte mich über den Hof, durch das Ouergebäude hindurch, welches ich von außen gesehen hatte und welches den Hof schloß, und übergab mich hier einem Sergeanten mit dem Auftrage, mir als Führer zu dienen.

Das Zellengefängniß dehnte sich nun in einer langen Linie vor mir aus, in der Fronte ein durch nichts ausgezeichnetes hohes, langes Gebäude von vier Stod. Als ich mit meinem neuen Führer eintrat, bot sich mir derselbe Anblick, welchen ich so oft hatte und worin alle Zellengefängnisse sich ähnlich sehen. Ich stand in einem Rundbau, der vom Boden bis zum Dache reichte. Von diesem Rundbau liefen die Flügel des Gefängnisses aus, ebenfalls sämtlich vom Boden bis zum Dach mit einem Blick zu übersehen. Hier waren es nur drei Flügel, welche in dem Rundbau ihren Mittelpunkt hatten; ein Flügel dehnte sich nach Norden, einer nach Süden, der dritte in westlicher Richtung aus. Jeder Flügel hatte vier Stodwerke, und jedes Stodwerk war mit einer schwebenden Eisengalerie umgeben. Sämtliche Eisengalerien waren durch schwebende eiserne Treppen miteinander verbunden, und die Aufgänge zu sämtlichen Treppen vereinigten sich in dem Rundbau, wo ich stand. Alle Thüren der einzelnen Zellen öffneten sich auf die eisernen Galerien. Durch einen Theil des Erdgeschosses des nördlichen und des östlichen Flügels lief ein langer hölzerner Tisch, zu beiden Seiten mit Bänken versehen. Mit Verwunderung hörte ich von meinem Führer, daß sämtliche Sträflinge von Lambessa an diesem langen hölzernen Tische gemeinschaftlich miteinander die Mittagsmahlzeit einnahmen. Wenn man der Einrichtung deutscher Zellengefängnisse gedenkt, beispielsweise der Hausordnung in dem bekannten Zellengefängnisse bei Berlin, wo jedem einzelnen Gefangenen die Mittagsgemüthsuppe durch die Wärter vermittelt einer von außen zu öffnenden Klappe in die Zelle geschoben wird, wo die Zelle für den Gefangenen ein fortwährendes Einzelgefängniß bildet, welches er nur verläßt, um eine halbe Stunde in einem von zwei hohen Mauern eingefassten Gange die Peine zu bewegen — dann muß man freilich unwillkürlich erkennen, daß im Zellengefängniß zu Lambessa gemeinschaftlich zu Mittag gespeist wird und die Unterhaltung der Gefangenen während dieses Mittagessens gestattet ist.

„Und wie ist das Mittagessen eingerichtet“, fragte ich meinen Begleiter, „was erhalten die Gefangenen, wie oft wird täglich gespeist?“ — „Das Frühstück bildet eine Bouillonsuppe mit eingebroctem Weißbrot. In dieser Suppe werden einige Köffel Gemüse gegeben. Das Mittagessen besteht aus einer großen, mit Fleisch gekochten Portion Gemüse; einmal wöchentlich erhalten die Sträflinge außerdem Fleisch, außer wenn sie zur Feldarbeit oder zu andern mechanischen Arbeiten in den Werkstätten verwandt werden, welche sich eine Stunde von hier in einem andern Gebäude befinden. Dann erhalten sie täglich Fleisch. Außer diesen täglichen zweimaligen Mahlzeiten erhält jeder Gefangene zwei große Stücke Brot, weißes gutes Brot, wenn es auch nicht von so feiner Qualität ist, wie das Brot, welches morgens in die Bouillon gebrodt wird. Wein wird nicht gegeben, aber jeder Gefangene hat die Erlaubnis, täglich einige Sous auf Kaffee, Butter oder Käse zu verwenden. Bezieht er das zu diesem Aufwande nöthige Geld nicht aus eigenen Mitteln, so wird es ihm von dem abgeschrieben, was er für die Verwaltung des Gefängnisses erwirbt. Ich werde Sie später in die Küche führen, Sie können dann das Frühstück selbst kosten.“ — „Und wie ist die Hausordnung, Sergeant, wann wird aufgefunden, wann legen sich die Gefangenen in Lambessa schlafen, wie viel Stunden wird gearbeitet und welche Zeit ist

den Gefangenen zur Bewegung gegönnt? Schildern Sie mir den Tag eines Sträflings im Zellengefängniß zu Lambessa.“

Der Sergeant erzählte nun Folgendes: „Um 5 Uhr morgens wird hier aufgefunden. Der Gefangene bringt seine Zelle in Ordnung, kleidet sich an und kann dann, wie ich Ihnen schon sagte, einige Sous auf Kaffee, Butter und Käse zum Frühstück verwenden. Es geschieht wol ohne Ausnahme. Die weitere Verwendung des Tags hängt davon ab, ob der Gefangene nicht arbeitet, oder ob er zur Arbeit auf dem Felde, im Garten oder in den Werkstätten des Hauses verwendet wird, welches eine Stunde von hier liegt. Die Arbeit ist hier keine Erschwerung der Strafe, sondern eine Erleichterung derselben, da sie Bewegung und Zerstreuung verschafft. Zur Arbeit werden deshalb auch nur die Sträflinge verwandt, welche nicht sogenannte *«repris de justice»*, d. h. nicht entsprungenen Sträflinge sind, sondern die Gefangenen, welche sich gut führen und zu denen man das Vertrauen haben kann, daß sie die Arbeit im Freien nicht dazu benutzen, um zu entfliehen u. s. w.“

Wir wollen hier nicht die zu weit führenden Einzelheiten wiederholen, sondern dem Verfasser darin beipflichten, daß Lambessa ein wünschenswerther Aufenthalt war gegen Waldheim in Sachsen, gegen Moabit, Spandau und wie die Leidensstationen der heutigen „Weltverbesserer“ (!) heißen. „Und was ist Cayenne?“ fragt Rasch S. 285:

Zwei Monate nach meinem Besuche in Lambessa besuchte ich den Bagno in Toulon. Das neue Gesetz aus verflochtenen Jahre schreibt vor, daß alle Gefangenen, welche seit dieser Zeit zur Bagnostrafe verurtheilt worden, deportirt werden sollen. Selbstverständlich ist dies neue Gesetz auf die vor seiner Emanation in Frankreich verurtheilten Verbrecher nicht anwendbar. „Cayenne“, sagte mir ein dortiger Stenosoffizier, „ist der Tod. Wer nach Cayenne kommt, kehrt niemals wieder. Das dortige Klima, die Fieber sind jedem Europäer tödlich. Ich habe noch niemals jemand aus Cayenne wiederkehren sehen.“ Und 400 von den politischen Gefangenen in Lambessa sind also von der Napoleonischen Regierung ohne Proceß, ohne Verurtheilung, sogar gegen den Buchstaben des neuen Gesetzes, welches sogar bei Bagnosträflingen respectirt wird, nach Cayenne in den Tod geschickt worden!

Das Buch Rasch's enthält in guter Schreibart so viel Gutes, daß wir es getrost bestens empfehlen.

Als Reiseschriftsteller von altem guten Namen begrüßen wir H. Scherer, der in seinem „Reisebuch in der Levante“ (Nr. 3) des Fesseln und Wichtigen wieder viel bringt. Von der ersten Abtheilung, welche Griechenland, Kleinasien und Syrien behandelt, dürfen wir hier stülglich absehen. Die Reise ist 1859 gemacht, bald nachher beschrieben und erscheint hier in zweiter Auflage. Vollständig neu dagegen ist die Schilderung seines Aufenthalts in Aegypten während des Winters 1864–65. Ihn knüpfen nicht bloß wiederholte Reisen, sondern auch verwandtschaftliche Beziehungen an den Orient und setzen ihn in den Stand, mit Personen und Dingen unmittelbar und directer vertraut zu werden, als es sonst den meisten Touristen vergönnt ist. Seine Schwiegermama, die in der kunstvollen Bereitung der Tafelsüßigkeiten den ganzen Stolz einer Hausfrau empfindet, ist Smyrinerin und spricht kein Wort deutsch. Von ihrer Heimat aus durchstreift Scherer die Levante und gibt uns nun in seinen Briefen abwechselnd ebenso geistvolle Darlegungen wie zutreffende Vergleiche und praktische Notizen, welche letztern er sicher mit der Schwiegermama besprochen hat.



wenn er ihre Sorbets schlürfte;  $\frac{7}{8}$  Pfund Fleisch kosten 20 Rgr., eine Magd erhält monatlich 10, ein Diener 15 Thlr.; die sogenannte orientalische Tour, d. h. über Athen und Jerusalem bis zu den Katarakten, kostet bei halbjähriger Dauer nicht 16—1800 Thlr., wie die Bäderer sagen, sondern 2500 Thlr., ohne besondere Ausgaben und Einkäufe. S. 401 bestätigt er, was wir früher andeuteten:

Ich will mich mit den Herren Doctoren nicht in Streit einlassen, sonst würde ich der Meinung sein, daß der feine Staub, womit die Atmosphäre gerade in der Umgebung Kairo's fortwährend angefüllt ist, mir für Athmungswerkzeuge nicht eben sehr zuträglich und überhaupt ein Aufenthalt in Aegypten nicht viel mehr als vier Monate, November bis Mitte März, angenehm erscheint.

Die Bemerkung hat manches Richtige, muß aber dahin vervollständigt werden, daß in dem maison de santé, welches Dr. Reil aus Halle eine halbe Stunde östlich von Kairo eingerichtet hat, für jedes Bedürfnis der Patienten in vorzüglicher Weise Sorge getragen ist, wie wir uns zur Genüge überzeugen haben, und daß Leidende dorthin getrost gehen dürfen, wohin sie ohne besondere Reise Strapazen gelangen können, wo es an keinem europäischen Comfort mangelt und wo Arzt und Wirth, wie es sein soll, in einer Person vereinigt sind. Freilich kostet ein Winter dort viel Geld, aber wer es auszugeben hat, wird hier dauerndere Stärkung seiner Lungen finden als am Leman und auf Madeira.

Wir theilen wörtlich mit, was Scherer über das Reich des Königs Theodor II. sagt:

In Abyssinien scheint die Anarchie permanent zu sein, das vorrige Christenthum wird zur vollständigen Caricatur herabgewürdigt, die politische Herrschaft der sogenannten „Kaiser“ bildet ein Gemisch von Tollheit und Grausamkeit. Wenn Frankreich und England aus gegenseitiger Eifersucht sich der Intervention enthalten, so wird Aegypten die Aufgabe zu übernehmen haben. Das Volk hat sehr gute Eigenschaften und ist hinsichtlich eines der wohlgehaltetsten, welche den Erdball bewohnen — Fürst Pücker war gewiß competent, als er der abyssinischen Braut den Preis vor den blassen Schönheiten des Nordens zuerkannte —, dabei moralisch wie intellectuell bildsam und anständig. Es gibt z. B. keine besseren Diensthofen und sie werden mit Eifer weit und breit gesucht. Sodann lobt man ihre militärischen Anlagen, sie besitzen Muth und Hingabe und würden für eine ägyptische Armee eine werthvolle Erwerbung sein.

Für die Schwärmer des Suezkanals sind die Berichte auf S. 430 fg. beherzigenswerth. Dieses große Unternehmen hat so gut wie keine Aussicht des Gelingens. Ohne Wiederaufnahme ausreichender einheimischer Arbeitskräfte ist eine Vollendung des Kanals kaum möglich; er wird aber nicht nur von der Regierung im Stich gelassen, er ist beim Volke, das die Opfer zählt, die er schon kostet, im höchsten Grade unpopulär. Tausende und hundert Tausende liegen schon in seinem Bereiche eingescharrt, zweifelte Subjecte, welche der Tagelohn hin zog, aber ist eben nicht jedermanns Sache, mit seinem Leichnam die Wüste zu düngen. Und, wie Scherer sagt, wie uns abfangene Beobachter versicherten, das Mittelmeer selbst wird den Kanal nicht gestatten und trotz Baggerung von 10 Maschinen stets sehr schnell die nördliche Einfahrt

wieder verlandet haben. Selbst wenn ihr in überlegtem Zickzack den Kanal meilenweit auch im Meere baut, der feuchtantreibende Sand wird auch andere Dämme bauen als der Flugand der Wüste, den ihr lange Zeit einzig fürchten zu müssen glaubtet!

Wir möchten wünschen, Scherer berichtete uns einmal Ausführliches aus Nubien und Abyssinien, aber er hat die Prinzessin seines Herzens bereits glücklich heimgeführt und würde uns vielleicht antworten:

Und wüßt ihr die Krone selber hinein  
Und spricht: Wer mir bringet die Kron',  
Er soll sie tragen und König sein,  
Mich gelüskete nicht nach dem theuern Lohn!

Die in d. Bl. bereits besprochenen neuen Reisen David Livingstone's haben die nothwendige Bearbeitung in dem zur Genüge bekannten und wohl empfohlenen Werke: „Reisen in Centralafrika“ (Nr. 4) gefunden. Der Director des Realgymnasiums in Grefeld, E. Schauenburg, auch bekannt durch seine Flugkarten \*) von Europa und Deutschland, die so eingerichtet sind, daß auf ihnen mit Kreide geschrieben und das Geschriebene wieder ausgelöscht werden kann, hat in einem jetzt schon dreibändigen Werke alles irgend Werthvolle an Reisen und Forschungen in Centralafrika mit sorgsamstem Sammlerfleiß zusammengearbeitet und ein Werk geliefert, das für alle Zeiten als Einleitung in die Studien über diesen von der Wissenschaft so lange vernachlässigten Erdtheil Geltung behalten wird. War doch schon Humboldt ein eifriger Lobredner dieses Werks, über dessen ersten Band er dem Herausgeber den nachfolgenden liebenswürdigen Brief schrieb:

Sie haben sich, verehrtester Herr Oberlehrer, ein großes Verdienst durch Ihre so vortreffliche Schrift: „Reisen in Centralafrika“, erworben, und wenn ich so spät erst meinen innigsten Dank für Ihr Geschenk und den herzlichen, liebenswürdigen Brief vom 31. December 1758 darbringe, so liegt die Ursache so arger Verspätung nur in physischen Leiden, welche den ganzen Winter meine Correspondenz gestört haben. Ihre Schrift hat mich um so mehr interessiert, als wir jetzt Dr. Barth in unsern Mauern besitzen. Segen Sie ja dieses historisch-geographische Werk fort und sagen Sie mir mit einigen freundlichen Worten, daß Sie mir meine Saumseligkeit verzeihen.

Berlin, 15. März 1859.

Freundschäftlichst Ihr A. von Humboldt.

Humboldt schrieb, wie man sieht, diesen Brief kurz vor seinem Tode und es war uns rührend und lehrreich, daß der hochbetagte erste Geistesheld wol aller Zeiten bei der Abfassung des Briefs, dessen Original uns vorgelegen hat, statt nur in das verfloßene Jahr, sich in das verfloßene Jahrhundert zurückversetzte und sich für einen Brief vom „31. December 1758“ bedankt.

Der Herausgeber selbst charakterisirt sein Werk und die leitenden Ideen bei dessen Abfassung:

Unserer Zeit ist eine so gewaltige Bereicherung der Länder- und Völkerkunde beschieden, wie sie keiner frühern Epoche gelungen war. Was Großartigkeit und richtige Verwendung der zu

\*) Wir bemerken, daß diese (bei Hinrichs in Leipzig erschienenen) Karten, welche nur als „rudis indigestaque moles“ Länder, Meere und Flüsse zeigen, sich jetzt vorzüglich zum Gebrauche für Zeitungslieferanten und Diplomaten eignen, denn es können mit größter Leichtigkeit die militärischen Anstellungen und die Coalitionen der einzelnen Länder hineingezeichnet und ebenso die diplomatischen Grenzen markirt und wieder ausgelöscht werden, welche proponirt, ausgeführt und — schließlich wieder beseitigt werden, um den natürlichen, d. h. nationalen und sprachlichen Grenzen Platz zu machen.

Entdeckungstreifen aufgebrauchten Mittel einerseits, was Ausdauer und Klugheit, Wissenschaftlichkeit und Kühnheit andererseits zu leisten vermögen, das leuchtet aus den Ergebnissen der planmäßig unternommenen Erforschungstreifen der Gegenwart hervor, mögen sie das tropische Afrika oder das polare Amerika oder irgendwelche andere Gegend betreffen. Von jeher haben die Beschreibungen solcher Reisen auf die lesende Welt eine besondere Anziehung geübt. Aber zu dem vollen Verständniß eines derartigen Reisewerks ist die Kenntniß der gesammten Erforschung eines Landes erforderlich, und die meisten derselben bieten zu wenig und zu viel für die Bedürfnisse des großen Publikums. Es ist daher der Plan des vorliegenden Unternehmens, den allgemein ansprechenden Inhalt der Reisewerke zu geben, jedoch so, daß mit Bezug auf die einzelnen Länder eine übersichtliche Darstellung der allmählichen Entdeckung und Erforschung derselben vorausgeschickt wird. Das Werk wird seinen Weg vor allem durch verständige Auswahl und gezielte Darstellung zu machen suchen und der bildenden Kunst sich nicht zum bloßen Schmutz, sondern zugleich zur Erhöhung der Anschaulichkeit bedienen.

In dem dritten Bande, der die Forschungstreifen im centralen Südafrika enthält und dem verdienstvollen Sir Francis Galton gewidmet ist, werden in den letzten Lieferungen die neuesten Missionstreifen David Livingstone's reproducirt. Sparrmann, Devallant geben die ersten Berichte, denen dann in historischer Folge die Auszüge aus den Werken zum Theil noch jetzt lebender Reisenden folgen: Galton, Andersson und besonders Livingstone.

15.

### Unterhaltungsliteratur.

(Schluß aus Nr. 27.)

3. Jappe und Erinoine. Roman von Adolf Zeising. Drei Bände. Leipzig, Gauthier. 1865. 8. 1 Thlr.

„Liebe und Caprice“ heißt der Titel eines kleinen eleganten Lustspiels von Feodor Wehl. In der That sind Liebe und Caprice seit uralter Zeit verschwistert! Erscheint doch unsern Fachphilosophen, einem Hegel z. B., die von den Dichtern so vielbesungene Liebe der Geschlechter überhaupt als eine Caprice; „Much ado about nothing“ ist nach dieser philosophischen Anschauung das Motto aller Liebestragödien, und man muß an Julie die Frage richten: warum es denn gerade Romeo sein muß? Graf Paris, den die einsichtigen Aeltern gewählt, ist doch ebenso gut, denn im Grunde ist es ja gleichgültig, welches Individuum die höhern sittlichen Zwecke der Ehe erfüllt. Am weitesten geht doch die Caprice in der Liebe der schönen Desdemona, die sich gar einen Mohren aussucht und über den Abgrund des Rassenunterschiedes mit Grazie hinwegvollgirt. Der Philosoph würde dabei besonders untersuchen, um die Berechtigung dieser Caprice zu prüfen, inwieweit die Bevölkerung der Welt mit Reizigen derselben zum Heile gereiche?

Doch auch in unserer modernen Welt macht die Liebe bisweilen curiose Sprünge über die bedenklichsten Abgründe. Das sogenannte Vorurtheil des Standesunterschiedes wird von ihr bekanntlich am häufigsten überwunden, sei es nun in fünf Acten oder in drei Bänden. Eine adeliche Dame von unbefleckter Ahnentafel kann einen Bürgerlichen heirathen. Dazu gehört keine große Kühn-

heit der Erfindung; das Leben selbst liefert zu zahlreiche Beispiele. Versteigt sich der Autor mit jedem Aufschwung noch in höhere Regionen, wo vor seinem Blick die Schranken und Grenzen der Erde gänzlich verschwinden: so läßt er eine adeliche Dame in Liebe zu einem Juden entbrennen, ohne daß dieselbe, wie in Holtei's „Hans Treustein“, sich deshalb hoch zu Ross in einen Teich stürzt. Im Gegentheil, er läßt die Ehe, wenn die deutschen Justiz- und Kultusministerien Schwierigkeiten machen, in Hüll einsegnen, und alles einen glücklichen Verlauf bis zur goldenen Hochzeit nehmen.

Doch eine Voraussetzung erscheint bei allen diesen, selbst den schroffen Standes- und confessionellen Unterschieden, unerlässlich: es ist die Gleichheit der geistigen Bildung. Gerade deshalb werden diese Unterschiede als äußerliche, als Vorurtheile empfunden. Und selbst wenn Desdemona den Schwarzen liebt, so darf dies nicht ein beliebiger Neger aus „Dante's Hölle“ sein; es ist ein General der Republik, an dessen Munde die Schöne hängt, wenn er von seinen Fahrten und Thaten erzählt, dessen geistige Vorzüge sie blenden.

Wo diese Gleichheit der Bildung fehlt, da ist die Kunst offenbar die tiefste. Wenn der Professor das „Vorle“ heirathet, so kommt diese Ehe deshalb gerade nicht recht in Gang, im Roman durchaus nicht, im Drama nur am Schluß, mit Hülfe eines kleinen Kunstschicks, der gern heitere Illusionen erzeugt, und nur aus Rücksichten des Bühnenerfolgs; denn Frau Birch-Pfeiffer ist zu gutmüthig, um ihren Führer mit einer innern Dissonanz zu entlassen, welche den äußern Zusammenklang des Applauses erschwert. Indes ist diese Liebe bei dem Professor, wenn eine Caprice, doch eine künstlerische und unterstützt durch die verbreitete Anschauung, daß der Mann das Weib zu sich erheben könne.

Das Umgekehrte dürfte die schreiendste Ungleichheit darstellen, die in diesen Beziehungen des Herzens denkbar ist. Ein gebildetes Mädchen, das sich in einen Bauernburschen verliebt, treibt offenbar die Capricen der Reizung auf die Spitze. Ein männliches „Vorle“ entbehrt jene Naturzaubers, der bei dem Weibe den Mangel der Bildung ersetzen kann, und wenn er auch ein „Prachtlerl“ ist — man wird zunächst um so mehr auf die unglücklich Vermuthung kommen, daß im Herzen des liebenden Mädchens etwas von jenem Dämon schlummere, welcher die russische Katharina trieb, in den Armen ihrer Grenadierin ein kurzes Glück zu genießen.

Die schwierige Aufgabe, eine Ehe zwischen „Jopp und Erinoine“ psychologisch zu motiviren, hat sich der geistvolle Aesthetiker und Kritiker Adolf Zeising in der obigen Roman gestellt. In der Kanzelrede des ehelichen Glücks, welche Anna's Vater am Schluß des Roman hält, spricht Zeising den Grundgedanken aus, welchen er in seiner Dichtung durchgeführt:

„Nun, Schwester, laßst du im Hinblick auf dieses glückliche Paar und umfahst vom harmonischen Zusammenklang die buntgemischten Elemente noch immer im Ringen und Streben derer, die mit warmem Herzen die zerrissenen Fäden zwischen hoch und niedrig, Fürst und Volk, Adel und Bürgerthum Bildung und Ursprünglichkeit wieder antupfen und die reale

kniffe einem idealen Zustande näher bringen möchten, indische Schwärmerei und idealistische Ueberspanntheit er-? Hast du freilich die Tendenzen jener im Auge, welche Asterschilde und Abfassungen der Stände ganz vernichten, unge Menschheit nivelliren und gleich machen möchten, dann ist recht! Die Unterschieden vertilgen wollen ist derselbe Sinn, wie ihre zeitliche Schroffheit unveränderlich fest und ewigen wollen! Aber zwischen diesen beiden nen gibt es eine rechte Mitte. Jeder Stand soll mit frei verfahren, sich mit jedem frei verbinden können — um in dieser Vereinigung sein eigenes Sein und Wesen leben, nein im Gegentheil, um sich durch Aneignung Kräfte und Säfte in seiner eigenen und wahren Be- nheit nen zu verjüngen, zu läutern und zu kräftigen. solchen Verjüngung bedürfen fort und fort ebenso sehr räger der Bildung, wie die Vertreter des Naturzustandes: bei jenen artet ohne sie die Bildung in Raffinement und ur, bei diesen die Natur in Gemeinheit und Roheit aus. n ist es eine Schmach für unsere Zeit, daß sich an Ber- rgen, die aus dem lebendigen Gefühl dieses Bedürfnisses gehen, noch Spott und Misachtung, ja der Verlust von hen Rechten knipfen kann! Man sollte vielmehr jeden, ichem solch ein Drang nach natur- und vernunftgemäßer zung mächtig und siegreich zum Durchbruch kommt, als der verdienstvollsten Mitarbeiter an dem Bau der Kultur- ste achten und ehren, und daher hat mir unsern Franzl so lieb und werth gemacht, als gerade der den Grundzug Wesens ausmachende Trieb, sich und die ihn umgebenden kniffe in solcher Weise zu veredeln, daß diesem vom ed- und kerngesunden Theil der Bauernnatur auch nicht ein vom Noth geopfert zu werden braucht. Durch und durch ner unerschütterlichen Liebe zu allem Edeln und Schönen und doch in jedem Zoll ein Bauer von altem Schrot und Korn, zeigt er unserer Zeit, in welcher Weise sie Geist und , die beiden Urmächte des Daseins, vermählen muß, diese Vermählung eine erfreuliche und gedeihliche sein lassen wir ihn dafür hoch leben!

Die Helbin, welche die Aufgabe hat, diese helle ce zwischen Natur und Geist zu verwirklichen, darf weder in die Scylla gerathen, uns als ein verschro- Blaustrumpf zu erscheinen, noch in die Charybdis, isenzen an die Launen der russischen Kaiserin wach en. In der That ist die Helbin Anna ein gesundes, z Mädchen, und der Autor hat alles gethan, uns zeigung als eine natürliche und berechnete darzu-

Er zeigt uns in der Ehe des Holzmüllers, wohin rbindung eines Bauern mit einer verbildeten Stadt- fin führt, wenn dieser der rechte „Schick“ fehlt, raktischen Leben seine erfrischenden Seiten abjuge- t; er stellt dies Negativbild auf, um das Gegen- esto schärfer zu beleuchten. Er läßt seine Anna auf Widerspruch bei dem Buchenbauer stoßen, der genüber dieser Inbasion der sogenannten höhern : auf sein gutes Bauerrecht beruft, und die Stadt- fin kann diesen Widerspruch nur überwinden, in- e selbst als Bäuerin schafft und Magddienste thut h so legitimirt, daß ihre Liebe nicht bloß eine Ca- es Schreibstisches ist, sondern ihrer neuen Pflichten , und bereit und fähig, sie zu erfüllen. Der hö- stand muß gleichsam erst ein Examen ablegen, um niedern aufgenommen zu werden. So wahr der seine Würde und macht eine Art von Ueberlegen- ktend. Diese Verkleidungsscene war daher durch

den Gedanken der Dichtung geboten. In der Ausfüh- rung erscheint es freilich unwahrscheinlich, daß Franzl seine Anna nicht erkennen sollte, wenn sie auch in bäue- rischem Kleide vor ihm steht.

Die Darstellungsweise Zeising's zeigt den großen Vor- zug der Beschränkung. Wenn ein mit tiefern Problemen beschäftigter Denker nirgends über den Gehalt hinausgeht, den ein in kleinen Lebensverhältnissen sich bewegender Stoff von selbst zu entbinden vermag, wenn er nicht einmal mit geistreichen und glänzenden Arabesken den Rahmen der Dichtung umgibt, nirgends seine Persönlichkeit und ihre geistige Bedeutung in den Vordergrund treten läßt, so verdient diese Bewährung des Grundsatzes: „In der Be- schränkung nur zeigt sich der Meister“, gewiß volle An- erkennung, nicht ohne indeß das Bedauern nach zu rufen, daß der Autor nicht einen Stoff gewählt hat, in wel- chem sich die Vorzüge eines reichen Geistes und einer vielseitigen Bildung Geltung verschaffen können, auch ohne den Rahmen des Bildes zu sprengen.

Der Roman ist übrigens reich an frischen Skizzen aus dem Volksleben, an tüchtigen, realistischen Malereien, auch an psychologischen Feinheiten. Die Scene im Hoch- gebirge, welche das meiste dramatische Interesse darbietet, zeigt uns, wie der landschaftliche Hintergrund nicht als todte Decoration von dem Autor behandelt wird, sondern lebendig in die Handlung eingreift. Daß wir indeß nicht alles Misstrauen gegen diese Liebe von Joppe und Grino- line los werden, das liegt wol darin, daß der Verfasser hier ein Problem durchgeführt hat, auf welches das reale Leben doch nur in ausnahmeweisen Fällen hinweist.

4. Unter dem Krummstab. Historischer Roman von Bernd von Gusef. Drei Bände. Hannover, C. Kämpfer. 1866. 8. 4 Thlr.

Wenn der Deutsche Bund, der jetzt aus den Fugen gegangen ist, bereits eine hinlänglich bunte Musterkarte von Staaten und Stütchen zur Schau stellte, so war die Anarchie der Reichsländer und Reichsländerehen im vorigen Jahrhundert doch noch weit bunter, und die Ter- ritorialhegen der Reichsunmittelbaren bildeten eine geogra- phische Anarchie, in welcher es keineswegs leicht war, sich zu orientiren. Wie das damals zu Zeiten des Sieben- jährigen Kriegs in den Rheinlanden aussah, als noch das selige Kurfürstenthum Trier seine Fittiche über die Rhein- Moselgegenden ausbreitete, wie da diese kleinen Reichs- unmittelbaren die Herrschaft des Krummstabs unterbrachen, was damals für staatliche Selbsthülfe en miniature Brauch war, und wie das straffe Regiment der brandenburger Heerschaaren bereits unternehmungslustig in den alten Reichsplunder hineinfuhr: das ist sehr erbaulich und ergötzlich zu lesen in dem neuen historischen Roman von Bernd von Gusef, dessen Tendenz, gegen die damalige Kleinstaaterei gerichtet, auch für die Gegenwart noch voll- kommen mundgerecht ist.

Sayn, Engers, Vallendar, Koblenz — es ist kein breit zugemessenes Territorialmaß, auf welchem sich der Roman abspielt, wenn auch seine Fäden zum Theil nach Auesbach, zum Theil nach Benedig zurückreichen und der preussische

Adler drohend über dieser Idylle des Krummstabes schwebt. Der Autor hat die genauesten Localkenntnisse, wie sie für den Epiker unerlässlich sind; er hat die Specialkarte der Landschaft nach den sorglichsten Vermessungen wie ein Generalstabsoffizier aufgenommen und zeigt uns außerdem die Beduten der Schlösser und Klöster von den verschiedensten Seiten aus. Ein gewisses fattes Behagen liegt über der Landschaft, wie es über den Hofesten der Krummstabesregenten schwebt. In der That finden wir in dieser Detail- und Genremalerei den Hauptvorzug des Romans, der ein behagliches und ergötzliches Bild des damaligen kleinstaatlichen Lebens gibt. Doch bricht dieser Miniaturrahmen wieder auf die Erfindung, namentlich da, wo sie einen größern Aufschwung nimmt und gleichsam der italienischen Schule der Romanbildung huldigt. In diesen Rahmen paßt nur eine Erzählung von vorwiegend anekdotischem Charakter. Die Verfolgung des fliehenden Haupthelden und die Abenteuer, die er dabei erlebt, sind meist erheiternder Art, trotz aller Gefahren, und gehen nicht über die Anekdoten hinaus; aber die leidenschaftliche Italienerin, die mit erhobenem Dolch in diese idyllische Welt tritt, bringt ein derselben fremdartiges Pathos hinzu, das trotz mancher lebendigen Schilderung uns nicht in die rechte Stimmung versetzt. Wir meinen, jeder Roman, wie jedes Kunstwerk muß eine gewisse Grundstimmung festhalten. Selbst der wegen seines Mangels an Objectivität vielgescholtene Jean Paul schlägt doch einen gänzlich andern Ton in den „Flegeljahren“ an als im „Titan“, obwohl die Getränke, die uns sein Humor krebrenzt, überall aus denselben Ingredienzien gebraut sind. Wenn wir die Einteilung berücksichtigen, die Jean Paul selbst in seiner „Vorschule der Ästhetik“ macht, indem er drei Schulen der Romanmaterien, die italienische, die deutsche und niederländische, unterscheidet, so weist der Stoff des vorliegenden Romans offenbar auf die letzte hin. Eine behagliche Niederländerei, welche militärische Lagerscenen im Bouwerman'schen Stil nicht ausschließt, darauf ist der Stoff zugeschnitten. In der That paßt auch das Hofleben des Kurfürsten, passen Charaktere, wie der sanfte gelehrte Doctor Gerhard Ohm, der biedere, naturwüchsige Freiherr von Stein, paßt der Held selbst ganz in diesen Rahmen. Selbst die wilddromantische Penkerscene im Walde, die wie eine Phantasmagorie gemahnt, würde bei einer etwas ledern humoristischen Auflösung den heitern Gesamteindruck nicht stören.

Dagegen ist die in Venedig und Ansbach spielende Vorgeschichte des Romans von jener leidenschaftlichen Färbung, welche auch den an dieselbe anknüpfenden Situationen ein erhöhtes Colorit geben muß, bis das Ende von Paulina einen vollkommen tragischen Abschluß bietet. In diesen Situationen möchten wir einen Vorstoß gegen die Grundstimmung des Romans finden. Dabei stößt uns wiederum die Bemerkung auf, die wir auch bei einem andern Werke desselben Autors: „König Murat's Ende“, machen mußten: die Antecedentien sind nirgends im Zusammenhang erzählt; es ist ihnen nicht das Recht epischer Selbstständigkeit eingeräumt. Wie dort die für den

ganzen Roman entscheidende Liebe des Königs zu Paulina, die wichtige Lösung findet, so werden auch hier die wichtigsten Vorgänge in Ansbach nicht in der richtigen pragmatischen Weise, nicht mit der richtigen logischen Entwicklung vorgeführt, sondern meistens nur tropfenweise nach und nach eingebracht, was einen verwirrenden Eindruck — und ganz dem Stoff verlangte die klarste Auseinandersetzung, die die Buntheit der kleinen dynastischen Verhältnisse zu wissen Farbenzerstreuung mit sich bringt, welche die epische Klarheit, die der epische Stil verlangt, zu ben droht.

Daß der Roman, trotz dieser Anstellungen, empfehlenswerthe Lektüre bleibt, dafür bürgt der Name des Verfassers, mit dem wir uns stets im Kreise der geistigen Bildung befinden, der einen lebendigen Stil schreibt und nirgends die historische Genauigkeit mit der Willkür der neuen Memoirenromane zu Einzelne Schilderungen aus dem damaligen Rom sind ganz vortrefflich; wir erinnern nur an die Festung zu Cayn im ersten Bande.

5. Raunig. Culturhistorischer Roman von Leopold Raunig. Erstes Buch: Raunig und Voltair. Zweites Buch: Die Epigonen Friedrich's des Großen. Frankfurt. 1865. 8. 2 Thlr.

„Das Leben einer Welt ist ein erhabenes Schauspiel — Völkerwanderungen, Heereszüge, Congresse und Kriege, Städtebrand, Seeschlachten, Krönungszeremonien, Rebellionen! Die Weltgeschichte ist die Komödie. Hätte Helena dem Paris nie ein Kissen gegeben, Troja hätte nie gebrannt, nie hätte man gesungen! Die Völker wandern, weil die Götter Futterkörbe haben, eine Ohrfeige macht den Dichter peador, eine bleichsüchtige Jungfrau jagt das Britenheer aus Frankreich, Kozelane's weiche Knie setzen Wien von Sultan Soliman, und hätte er eine bessere Verdauung gehabt, so wäre Karl I. zu dem Blutgerüste gestorben.“

Diese Worte des Helden „mit dem kleinen Tode und dem großen Stode“, des österreichischen Kaiser Raunig, könnten als Motto für das Scribentenstück gelten; sie bezeichnen den frivolen Grundton des Rococozeitalters, den Grundton, der auch durch diesen Roman hindurchflingt. Und in Wahrheit ist der Roman ganz im Stile eines Intriguenromans gehalten. Recht hat der Verfasser den Stoff desselben auch als Lustspiel verwerthet; er ist in der That in der Ausführung ein echter Lustspielsstoff.

Auch die Darstellungsweise des Autors ist comic-matisch; sie ist reich an Esprit und Leben, freilich, sie drängt hin auf die Höhepunkte der Komik, aber ihr fehlt das epische Behagen, das auch in den höchsten Gliedern derselben liebevoll ausmalt, die epische Schilderung, die uns einladet, uns um die handelnden Personen herum näher anzusehen. Der Roman ist hastig, voll pridelnder Unruhe, und ein lebendiger, vibrierender Esprit nimmt ein Geschloß nach dem

seinem Köcher. Der ganze Roman ist wie ein Brillfeuerwerk; das blüht und leuchtet, sprüht, knallt und det. Was ihm fehlt, ist die Pause. Man möchte einmal ausruhen von dem Glanz und Geräusch dieser Rüstenselbstschalen.

Das geistige Costüm des Rococozeitalters ist dabei klüß getroffen; es fehlt nicht an all den Nippes des s von Versailles, an geistigen und malerischen Nubi- n, an pilanten Scenen, nachgebildet den Urbildern aus Chronik des Oeil de boeuf. Wie die geheimnißvolle ische Fürstin ihr Schloß mit großen Feuersprizen ge- die andrängenden Cavaliere vertheidigt, wie sie dem achtenden Bildhauer eine plastische Audienz erteilt, welche der Herzog von Richelieu sich mit minder kunst- igen Intentionen eindringt, wie die Marquise von upadour das erhaltende Herz des Königs durch eine leibung als Schäserin, durch ein arkadisches Spiel rerröbert, das sind alles recht lecke Situationsbilder, im Geschmacl des Rococo. Man mag hier und in Betreff der Wahrscheinlichkeit mit dem Autor rech- man mag sich z. B. mit Recht wundern, daß der ig trotz längern Verkehrs und Gesprächs seine Mar- in dieser Verkleidung nicht wiedererkennt, ebenso wenig der Franzl in Zeising's Roman die als Magd ge- rete Anna — doch über dergleichen Bedenken führt uns lustig forthüpfende Roman rasch hinweg; wir sind i wieder bei einer neuen pilanten Wendung angelangt, wir die vorausgehende auf der Goldwage wiegen ten.

Die Handlung dreht sich um die Intriquen des öster- ischen Gesandten Kauniz in Paris, durch welche der- Frankreich zu einem Bündniß mit Oesterreich gegen isen bewog. Den Ausschlag geben die satirischen Verse rich's des Großen auf den König und die Pom- ur, die durch eine Eblpelei des damaligen preussischen ndten in die Hände der Feinde gerathen. Kauniz : ist ein echter Rococo-Diplomat, pilant, frivol, kein el schenend, das zum Ziele führt; auch Ludwig XV., elieu, die Pompadour, die Gräfin Woronzow, Vol- , namentlich aber Crébillon mit seinem Vater sind igene Porträts im Rococorahmen.

Die Verherrlichung der österreichischen Diplomatie mag patriotischen Gewissen des Autors zur Ehre ge- n. Doch an der Bundesgenossenschaft dieses Frank- , welche Kauniz mit dem Aufgebot. seines reichen es erstrebt, konnte der habsburgischen Monarchie nicht gelegen sein. Und der Siebenjährige Krieg bewies welch geringen Nutzen die so mühsam erworbene nzung brachte. Rascher wie vor den Wassersprizen der onzow flohen die Rocococavaliere bei Rossbach.

Rudolf Gottschall.

## Zur Geschichte der Französischen Revolution.

Geschichte des französischen Revolutionekriegs im Jahre 1792. Großentheils nach bisher unbenutzten handschriftlichen Originalen sowie andern Quellen politisch-militärisch bearbeitet von E. Renouard. Mit sechs Beilagen und einer Uebersichtskarte. Kassel, Fischer. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Der Verfasser ist bereits durch seine „Geschichte des Kriegs in Hannover, Hessen und Westfalen von 1757 — 63“ als Kriegsgeschichtschreiber vortheilhaft bekannt. Wir haben nicht Gelegenheit gehabt, dieselbe in d. Bl. zu besprechen, sonst würden wir uns dem günstigen Urtheil der militärischen Presse angeschlossen haben. Ueber das vorliegende, das den Feldzug von 1792 zum Gegenstande hat, sind die Stimmen nicht so unbedingt beipflichtend ausgefallen; wir glauben, daß dies seinen Grund in der minder selbständigen Behandlung des Stoffs, in der politischen Grundirung hat, welche der Verfasser ihm aus modernen Historikern, oft mit deren eigenen Worten gegeben. Freilich kann man sagen, wenn seine Ueberzeugung, seine Anschauungen vollständig mit denen dieser Geschichtschreiber übereinstimmen und er sie nicht besser zu geben weiß als mit deren Ausdrücken, warum soll er diese nur variiren? Aber wir sind doch der Meinung, daß eine neue Bearbeitung geschichtlichen Stoffs sich nicht auf eine noch so berühmte Autorität stützen, sondern sich der eigenen Forschung aus den Quellen zeitgenössischen Ursprungs nicht entschlagen darf. Jede Zeit kann nur aus sich selbst verstanden werden. Ideen und Anschauungen, Doctrinen und Parteinngen, die erst in einer spätern Zeit sich gestaltet und hier allerdings ihre Berechtigung gefunden haben, dürfen nicht auf die Vergangenheit zurückgetragen werden, sonst beurtheilt man dieselbe durch eine gefärbte Brille. Wir sind mit dem Verfasser einverstanden über die welthistorische Bedeutung des Kriegs von 1792, wie gering auch rein militärisch betrachtet dessen Bedeutung sein mag. Nur war es aber nicht mehr „der mittelalterliche Feudalstaat“, welcher der Revolution auf dem Schlachtfelde entgegentrat. Dieser war schon am Schlusse des Mittelalters, selbst in Frankreich durch Ludwig XI., vernichtet, jetzt war es die Fürstensouveränität, das „l'état c'est moi“ Ludwig's XIV., der „rocher von bronce“ Friedrich Wilhelm's I. Wir sind ferner damit einverstanden, daß das Wesen jenes Kriegs fast mehr politischer als militärischer Natur war, und sollen der Behandlung im Werke, welche stets die enge Verbindung der politischen und militärischen Verhältnisse hervorhebt und auch in der Gruppierung der Thatfachen festhält, unsere volle Anerkennung.

Es gibt gerade über diesen Feldzug ein überaus reichhaltiges Material, aber es liegt zerstreut in den Archiven, in einzelnen Zeitschriften, auch in Werken, wo man es nicht sucht; die Archive sind nicht immer zugänglich und selbst Militärbibliotheken ersten Ranges zeigen bedenkliche Lücken; wir finden es daher erklärlich, daß die von dem Verfasser angeführten Quellen manche vermissen lassen, deren Benutzung wir gewünscht hätten. Als leitenden



Faden für die Kriegsbegebenheiten hat er meist das Werk vom General Schütz und Oberst Schulz gewählt, welches durchaus zuverlässig ist und nur hier und da neuere Berichtigungen erfahren hat. Die handschriftlichen Quellen, welche besonders für die Ereignisse beim kurhessischen Corps von Werth sind, waren das Tagebuch des Lieutenant und Adjutanten Appellius im damaligen kurhessischen Garderegiment und die Aufzeichnungen des Artillerielieutenants, spätern Obersten Kellermann. Für die allgemeinen strategischen Verhältnisse und den Zusammenhang der Operationen können natürlich ähnliche Quellen wenig bieten, da der Horizont eines Lieutenants im Kriege doch nur ein sehr beschränkter ist, wie man uns zugeben wird, und damals noch mehr wie jetzt. Mag der Subalternoffizier noch so geistvoll und genial sein, er sieht und erfährt eben wenig. Zum Detail der Begebenheiten, besonders dem taktischen, auf welches wir einen großen Werth legen, geben solche Aufzeichnungen aber sehr wichtige Beiträge, und wir haben deren in d. Bl. schon viele unsern Lesern vorgeführt.

Nach einer kurzen Einleitung geht der Verfasser, um seinem Werke den Charakter als Monographie zu wahren, unter Voraussetzung, daß die Entwicklung der französischen Revolution seinen Lesern bekannt sei, an den Ursprung des Revolutionskriegs und schildert sehr zweckmäßig die gegenseitigen Streitkräfte. Zur Charakteristik der französischen Armee hätte ihm das Werk von Blume (vgl. Nr. 25 d. Bl. f. 1864) noch manchen Beitrag liefern können. Dann werden die gegenseitigen Vorbereitungen zur Eröffnung der Feindseligkeiten und die ersten Kriegereignisse in Belgien mit ihrem für die Franzosen so schmachvollen Ausgange, die Wechselwirkung derselben mit den innern Begebenheiten, der Sturz des Ministeriums der Gironde und die Zustände unter dem der Feuillants dargestellt; die politische Darstellung basiert meist auf Sybel.

Der zweite Abschnitt betrachtet zuerst die politischen Verhältnisse im östlichen Europa von 1787—92, weil der Revolutionskrieg mit ihnen in engster Verbindung stand und zum Theil durch sie bedingt wurde. Er wendet sich hierauf zu den Unterhandlungen Oesterreichs und Preußens mit den deutschen Reichsfürsten, namentlich mit dem Landgrafen von Hessen-Kassel wegen der Theilnahme am Kriege gegen Frankreich. Der Verfasser citirt in Bezug auf die Stimmung in Deutschland das Werk von Berthes: „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft“, und die Stellen, welche er daraus anführt, werden unsern Lesern, die das Werk noch nicht kennen sollten, höchst interessant sein, da sie bis 1848 reichen. „Charakteristik der leitenden Kreise beider Verbündeten“ heißt das folgende Kapitel; es ist aber weder erschöpfend, noch durchaus richtig. Den Emigranten wird ein viel größerer Einfluß beigemessen, als sie wirklich besaßen, und die wörtlich entnommene Schilderung des Herzogs von Braunschweig, wie glänzend sie auch geschrieben ist, gibt die wahre Persönlichkeit dieses Fürsten nicht. Im Staatsarchive würden sich

in vielen Berichten und Denkschriften des Herzogs die Beweise finden, daß er wol scharfblickend und schöpferisch war, was ihm Sybel abspricht. General Hübner urtheilt auch streng und beschönigt nichts, aber so schwach stellt er den Herzog doch nicht hin, und er ist jedenfalls eher competent, einen Feldherrn zu beurtheilen. Was weiter über die preußische Armee gesagt wird, ist dagegen vollkommen richtig; wir fügen hinzu, daß die Füsilierbataillone schon 1788 die erste Instruction für ein Auflösen zum zerstreuten Gefecht erhalten hatten. Es hieß eine Schwärmatte und die Flügelpelotons wurden dazu verwendet. Einzelne Bataillone, z. B. Pelet, waren darin geübt, im Kriege mag es aber nicht viel vorgekommen sein und noch weniger Erfolg gehabt haben. Die Cavalerie hatte noch das alte Reglement von 1743; Seydlitz hat der Cavalerie jedoch keine Formen gegeben, nur seinen Geist, der allerdings in ihr nicht mehr in voller Kraft lebte. Caniz wäre hier ein besserer Zeuge gewesen als der angeführte Deder. Ueber das Treiben der Emigranten in Pöblenz gibt der „Rheinische Antiquarius“ vortreffliche Aufschlüsse. Ihr militärischer Werth wurde sehr gering eingeschlagen, der Herzog sagt selbst in einem Berichte, daß ihm zwei preussische Bataillone lieber seien als 3000 von diesen Emigranten.

Das Manifest des Herzogs, vom Marquis Limon verfaßt, ist wörtlich in einer Beilage dem Werke hinzugefügt, der Verfasser beweist aber mit Recht, daß es keineswegs die außerordentlichen Wirkungen hervorgebracht hat, welche eine spätere Uebertreibung ihm beigelegt habe, daß es vielmehr beinahe ganz unbeachtet geblieben sei, insbesondere bei der großen Masse der Bevölkerung, wenn es auch der demokratischen Presse und den Clubs einen sehr willkommenen Stoff geboten, die Gemüther zu erhitzen. Der Sturz des Königthums am 10. August mit seinen nächsten Folgen wird treffend geschildert, und mit den Vorbereitungen in Frankreich zum Kriege gegen die Deutschen der zweite Abschnitt beschloffen. Der dritte enthält die Kriegereignisse von Ende Juli bis Mitte September, also den Vormarsch der Verbündeten, die Einnahme von Longwy und Verdun und Dumouriez' Eintreffen in den Argonnen. Hier auf militärischem festem Boden treten die Vorzüge der Darstellung, wie bei dem oben angeführten Werke, selbständig hervor.

Von besonderm Interesse waren uns die Angaben und Details über das hessische Corps, theils den erwähnten Tagebüchern, theils andern werthvollen Schriften hessischer Offiziere entnommen. Wir sind den tapfern Hessen in unsern Besprechungen schon öfter begegnet und finden auch hier wieder nur Erfreuliches von ihnen berichtet. Der preussische General von Valentini, der als Jägeroffizier den Krieg mitmachte und später Dorts Adjutant war, nennt in seinen „Erinnerungen“ die Hessen ein mitten im Verfall der deutschen Truppen stehend gebliebenes Musterbild. Das hessische Corps, 12000 Mann stark, stand unter dem persönlichen Befehle des Landgrafen, in dessen Hauptquartier vom Könige von Preußen der Major von Rüchel (der spätere General) commandirt

Für die Darstellung der französischen Heereszüge und Operationen sind französische Quellen, darunter die nöthigen Vorzüge Dumouriez' Memoiren, die er gezogen. Eine strengere Beurtheilung Dumouriez' die der Frau Roland enthält noch die „Biographie ancienne et moderne“, hier zuverlässiger als Allgemeinen.

Mit den Septembermorden, den Wahlen zum Nationalant und der Eröffnung desselben beginnt der vierte mitt. Er führt die Ereignisse bis zur Kanonade Balmly auf dem Hauptkriegstheater, im Süden bis Eroberung von Savoyen und Nizza, am Rhein bis Einnahme von Mainz und Frankfurt durch die Franzosen bildet also das militärisch wichtigste Hauptstück des 3. Die Betrachtungen des Verfassers sind klar und gründlich belegt. Er findet es unzweifelhaft, daß bei Fortsetzung des Kampfs bei Balmly mittels einer Kellermann auf Dumouriez und beide zusammen der Thal der Aisne gestürzt worden wären, und daß durch die Bedenken des Herzogs, welcher Urtheilnahme des königlichen Befehls zum allgemeinen bewirkte, ein kostbarer Augenblick, an den sich das sal des ganzen Feldzuges, ja die Erfolge einer späteren nützen, unbenutzt vorübergegangen sei. Auch wir vollkommen dieser Ansicht, darum können wir uns nicht der folgenden Rechtfertigung des Herzogs durch erfahren, welche ein Angriff in Rücksicht auf Terrain, in der Munition und beim doch möglichen Fehlschlag der letzteren und Wege bei ungesicherter Verpflegung mit sich hätte, anschließen. Wo dergleichen Bedenken liegen, wie etwas Großes im Kriege erreicht werden. (Arcole!) und Blücher kannten sie nicht! Die Eroberung von Savoyen und Nizza ist in Bezug auf die Annexion wichtig geworden, sie hat für dieselbe das Revindication (rechtliche Zurückforderung) finden welches noch sehr weit ausgedehnt werden kann. die möglichen Verhältnisse der deutschen Rheinlande der Verfasser nur zu wahr:

den geistlichen Staaten am Rhein herrschte jenes Verfall, Pfaffenenthum, in dessen Besolge Mangel an Aufklärung, Auflösung des Volkswohlstandes, Hinneigung zu einer Ruhe, Genusssucht und Frivolität des Adels und des sowie eine verkehrte und gewissenlose Verwendung der Mittel nur allzu geeignet waren, einen jeden geistigen, am meisten aber den eines nationalen Bewußtseins halten, ja unmöglich zu machen.

er haben an andern Orten wiederholt darauf hingewiesen, daß gerade diejenige Grenze unsers deutschen Landes, welche am meisten bedroht ist und darum am meisten einheitlichen Schutzwehr bedürfte, durch die Zersplitterung der deutschen Wehrkraft im Kleinstaatensystem die schwächste ist. Kleinstaaten vom Rhein bis zum Herz von Deutschland erleichtern dem Feinde den Einbruch — leider nicht bloß militärisch! — stand es aber mit der Zersplitterung noch viel schlimmer. Die weltlichen Staaten am Rhein litten an denselben Uebelsständen wie die geistlichen, und von den letzteren weiß die Kriegsgeschichte zu erzählen. Die

Kriegsmacht des Kurfürsten von Mainz, 2800 Mann Infanterie, 50 Husaren, 50 Jäger, 120 Artilleristen und 6 Mineurs und Sappeurs stark, wurde von zwölf Generalen befehligt und von einem Hofkriegsrathe aus zwei Präsidenten und sechs Räten geleitet; der Gardebataillon über 50 Mann hatte den Rang eines Feldmarschalllieutenants! Die Einnahme von Mainz und Frankfurt verbreitete Schrecken am ganzen Rhein. In Koblenz floh Kurfürst und Domkapitel, flohen alle Cavalere, die meisten Geistlichen, besonders Mönche und Nonnen, alle Räte, viele Bürger, selbst der Gardeoberst mit Offizieren und Gemeinen zu Schiffen thalwärts; die Stände des Kurfürstenthums Trier luden Eustine ein, nach Koblenz zu kommen, die Fürstin von Neuwied empfahl sich seiner Milde; in Bonn und Köln begannen die Behörden zu packen, aus Kassel flüchtete die landgräfliche Familie. In Würzburg und Bamberg, Baden und Württemberg zitterte man vor einem Angriffe der Franzosen. Die beiden letztern Staaten behaupteten ihre Neutralität, und die Gefandten des regensburger Reichstags mieteten schon Schiffe zur Flucht auf der Donau. Es ist gut, dem deutschen Volke diese Zeit der Schmach wieder vor Augen zu führen.

Am Schlusse des Abschnitts wird der Versuch des Herzogs von Sachsen-Teichen auf Eile berührt; der Verfasser hat schon vorher erklärt, daß er nach den vorliegenden Materialien die Ereignisse in Belgien und den Niederlanden zwar auch vollständig, aber nicht so ausführlich behandeln werde, wie die Operationen in der Champagne, am Rhein und Main. Zu diesen kehrt er im fünften Abschnitte zurück, welcher den Rückzug der Verbündeten, die Vereitelung des Plans, die Maaslinie festzuhalten, die Verfolgung der Franzosen unter Kellermann, die Uebergabe von Verdun und Longwy und den Abbruch der Unterhandlungen zwischen Preußen und Frankreich zum Inhalt hat. Eingefügt sind die Vorgänge zwischen dem Dillon'schen und dem hessischen Corps bei Clermont und Verdun, wobei einige Gefechte mit ihren Einzelheiten sehr anschaulich hervortreten. Die Unterhandlungen, welche angeblich General Kaldreuth am 11. October wegen der Uebergabe von Verdun geführt, sind in den „Militärischen Blättern“ widerlegt worden, und wir, die wir Kaldreuth's nur für seine Familie gedruckten Memoiren gelesen und den Grafen Lindenau, Adjutanten Friedrich Wilhelm's II., in seinem Alter oft über jene Zeiten gesprochen haben, können nur beipflichten, daß die „Minerva“, aus welcher die Angaben geschöpft, falsch berichtet gewesen ist oder sie erfunden hat. Die Räumung von Longwy und Verdun war bereits im königlichen Hauptquartier, ebenso der Marsch auf Koblenz beschlossen. Am 11. October zogen die Truppen durch Verdun, wo General Courbière, der spätere Feld von Grandenz, commandirte. Dieser, am 12. October von Dillon zur Uebergabe aufgefordert, berichtete an den König und wurde zur Räumung, aber nicht sogleich, wie Dillon verlangte, sondern erst am 14. October ermächtigt, doch sollte Dillon die porte de secours mit zwei Grenadiercompagnien besetzen. Courbière wandte sich deshalb an Kellermann, welcher diese Bedin-

gungen annahm und Valence und Galbaud mit Abschluß der Convention beauftragte. Daß nicht von einer Capitulation die Rede, beweist schon der Anfang der Convention: „Nachdem Sr. Maj. der König von Preußen beschlossen haben, Verbund zu räumen“ u. s. w.; auch wurde die Urkunde wie ein Staatsvertrag mit den Wappen von Preußen und Frankreich besiegelt. Graf Kalckreuth hat nur die vollzogene Convention an den König überbracht, sonst keinen Theil an derselben gehabt. Wir geben diese Berichtigung wieder, weil wir wissen, daß unserm Berichterstatter die Papiere des Generals Courbière zu Gebote gestanden haben. Der unheilvolle Rückzug mit seinen Leiden ist in unserm Werke trefflich geschildert.

Im folgenden Abschnitte werden die Zustände in Frankreich, die Stimmung der Parteien, die weitergehenden Pläne auf Spanien, Italien, die Pforte und für die Fortsetzung des Kriegs betrachtet, dann die Operationen in Belgien, namentlich die Schlacht von Jemappes sehr gut dargestellt. Taktisch war der Sieg nicht bedeutend und leicht erklärlich durch die numerische Ueberlegenheit der Franzosen, er wurde in seinen Folgen aber sehr wichtig für das moralische Element in beiden Heeren, obgleich der „Ruf der Unwiderstehlichkeit“ sich 1793 bei Pirmasens und Kaiserslautern gegen die Preußen nicht bewährte. Belgien war die nächste Frucht des Siegs. Die letzte Hand wurde nun von der revolutionären Partei an die Armee gelegt, in welcher ihr noch zu viel militärischer Geist lebte; es folgte der Aufruf zur Freiheit an alle Völker, welchem selbst Stimmen aus England antworteten; der österreichische Staat sollte gestürzt, Rußland gedemüthigt und dazu Preußen durch Unterhandlungen eingeschliffert werden. Diese führten jedoch zu keinem Resultate. Sybel's Werk ist der Darstellung dieser Verhältnisse zum Grunde gelegt.

Im siebenten und letzten Abschnitte folgen wir zuerst dem heßischen Corps auf seinem Rückmarsch durch das schöne Lahnthal bis Marburg, dann den Bewegungen der preussischen Armee, die der Verfasser wol nur aus Versehen einen Vormarsch gegen den Rhein nennt, wenn es kein Druckfehler ist. Mit vollem militärischen Interesse lesen wir die gelungenen Schilderungen des Gefechts von Limburg und der Erstürmung von Frankfurt, welche nach dem Entschluß des Königs von den Hessen mit unvergleichlicher Tapferkeit ausgeführt wurde. Rüchel's „Disposition“ dazu, die uns ihrem ganzen Inhalte nach mitgetheilt wird, kann allerdings nicht musterzüglich heißen, schon ihrer Länge wegen und weil sie im voraus bestimmte, was sich nicht bestimmen läßt. Die heßische Garde-du-Corps erlitt einen Theil der französischen Besatzung, der sich durch das Bodenheimer Thor gerettet hatte, und Oberst von Staal mußte, um deren Niedermezelung zu verhüten, das Strecken der Gewehre in französischer Sprache förmlich commandiren, da die feindlichen Offiziere mit ihren größtentheils auf den Knien liegenden Lenten zwar um Pardon baten, die Waffen aber nicht abgelegt hatten. Wir halten die Schilderung dieses Sturms für die interessanteste unsers Werks. Die Einnahme von Hochheim am 6. Januar

1793 beendigte den Feldzug, der wenigstens hier mit ruhmvollen Waffenthaten für die Verbündeten schließt. Nachdem der Verfasser noch die letzten Operationen in den Niederlanden erzählt hat, ist seine militärische Aufgabe erledigt und er fügt nur noch die Darstellung einiger politischen Verhältnisse hinzu: das berücksichtigte französische Decret vom 15. December 1792, welches die Nachbarländer unter die Sansculottenherrschaft stellte (in einer Beilage enthalten), einige Momente aus dem Proceß Ludwigs XVI. und Schlußbetrachtungen, die von seiner eigenen echt deutschen Gesinnung das ehrenvolle Zeugniß ablegen.

Karl Gustav von Bernad.

### Kuno Fischer's Logik und Metaphysik.

System der Logik und Metaphysik oder Wissenschaftslehre. Von Kuno Fischer. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. Heidelberg, Baffermann. 1865. Gr. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Es ist ein erfreulicher Beweis für die seit einigen Jahren wieder im Zunehmen begriffene Theilnahme an den ernsten philosophischen Bestrebungen unserer Zeit, daß die Schriften Kuno Fischer's, des bekannten geistvollen und berebten Hegelianers, fast sämmtlich nach verhältnißmäßig kurzer Zeit eine zweite Auflage erlebt haben. Es ist dies ein um so merkwürdigeres Symptom, als die philosophische Schule, der er angehört, immer mehr im Absterben begriffen scheint, insofern wenigstens die meisten unserer Philosophieprofessoren in irgendeiner Weise über Hegel „hinausgegangen“ zu sein sich rühmen. Freilich sind die Resultate, die ihre neue „gottlosenbarende, speculative Empirie“ geliefert hat, gerade nicht sehr bedeutender Natur. Während die Männer dieser Schule hauptsächlich durch ihren Einfluß auf dem Rathgeber Hegel in den Augen unserer studirenden Jugend zu ruinieren suchen, hat ein anderer Philosoph durch seine Schriften noch weit erfolgreicher und unleugbar mit weit schärferen Waffen sich bemüht, unsere Identitätsphilosophie als großartige Charlatanerie einiger dialektischer Taschenspieler bloßzulegen.

Es ist dies Arthur Schopenhauer, dessen Werke für viele ein wie es scheint unerschöpflicher Vorn philosophischer Weisheit geworden sind. Wir können uns dieses Factum vollständig erklären, und auch wir zollen dem reichen Wissen, dem genialen Humor, der glänzenden philosophischen Begabung, der feinen psychologischen Beobachtungsgabe des frankfurter Misanthropen unsere höchste Bewunderung; aber es ist uns unmöglich, in dem Conglomerat aus Kant, Fichte, Schelling, Fode, Voltaire, Hobbes und Buddhismus, das er uns als Philosophie aufstischt, das Werk eines systematischen Denkers zu erkennen, da wir durch das Studium des von ihm als „geistigen Calvin“ und „gemeinen Kopf“ gebrandmarkten Hegel gelernt haben, daß zum philosophischen Geiste noch andere Ingredienzien gehören als compilatorisches Talent und der Sprudel eines humoristischen Kopfs. Da sich jedoch der weitverbreitete Einfluß dieses Denkers nicht wegräumen läßt, so ist es Kuno Fischer sehr zu danken, daß er

in dem geschichtlichen Abschnitt der „Propädeutik“, wie er das erste Buch des vorliegenden Werks betitelt hat, während et Männer wie Schleiermacher, Baader, Ritter u. s. w. — und uns dünkt mit Recht — völlig übergeht, der Lehre Schopenhauer's und namentlich der logischen Grundlage seines Systems eine ausführliche Besprechung widmet. Der Nachweis, daß seine ganze Philosophie auf einer großartigen *petitio principii* beruht, indem er das Denken, das er als Product des Willens beweisen will, stillschweigend als Producenten dieses Willens selber voraussetzt; ist so überzeugend und von so schlagender Kraft, daß man die Ausführung desselben geradezu als ein Muster gebiegener und wuchtvoller wissenschaftlicher Polemik bezeichnen darf. Vor allem richtet sich diese natürlich gegen die für die Erkenntnistheorie des Systems fundamentale Behauptung, daß die Begriffe durch das abstracte, discursive Denken aus den Anschauungen resultiren (§. 150 fg.):

Wäre das Denken in der That an die Anschauung gebunden, wie diese mit dem Intellect an das Gehirn, so könnte es nie von der Anschauung unabhängig sein, nie auf dieselbe und noch weniger auf sich und sein Verhältniß zur Anschauung reflectiren. Unbegreiflich dann, wie es zu einem abstracten (logischen) Denken kommt, denn dieses fordert die Reflexion auf die Anschauung. Unbegreiflich wie es zur Logik kommt, denn diese fordert die Reflexion auf das abstracte Denken. Wenn das Denken nachträglich zur Anschauung hinzutritt, um sie zu zergliedern, so kann dem Denken nur durchsichtig werden, was in der Anschauung vorliegt. Das dieser als Bedingung vorausgeht, der Intellect als Gehirnfunction, der Organismus als Erscheinungsform des Willens, kann in die Anschauung nicht eingehen, kann weder angeschaut noch gedacht werden. Ist also die Welt Wille und Vorstellung im Sinne Schopenhauer's, der das Denken der Anschauung anhängt und in deren Umkreis bannt, wo bleibt die Möglichkeit, die Welt als Wille und Vorstellung zu erkennen? Wo bleibt die Möglichkeit der Philosophie selbst? Ist die Erkenntniß eine Function des Intellects, der selbst nichts anderes ist als die Function einer Willenserscheinung: wo bleibt die Möglichkeit, den Willen als Realprincip zu erkennen, den Willen als Lebensprincip durch die Erkenntniß zu verneinen? Die Erkenntniß des Willens als des wahrhaft Seienden geschieht nach Schopenhauer nicht durch Anschauung, sondern durch das Selbstbewußtsein. Unser innerstes Selbst ist Wille und offenbart sich als solcher im Selbstbewußtsein. Ist dieser Erkenntnißfact kein Denkfact? Wir erkennen uns selbst als Wille, d. h. wir denken uns unabhängig von unserer der Sinnenwelt angehörigen Erscheinung.

Und weiter:

Diese Erkenntniß (daß nämlich der Wille als Identität der höchsten Willenszweck, darum der Urwille selbst sei) kann nicht zufällig kommen, sie liegt in der ursprünglichen Richtung des

Willens, sie ist also selbst in ihren Bedingungen ursprünglich: der Wille zur Selbsterkenntniß, d. h. das Denken, welches den Willensbegriff erzeugt.

Ueberhaupt bietet dieser geschichtliche Theil vieles Treffliche, namentlich gehören der Nachweis der Ungulänglichkeit des Trendelenburg'schen Sensualismus und die Entwicklungsgeschichte der Kategorienlehre von Kant bis Hegel zu den gelungensten Partien des Werks. Ebenso enthält der „Die Methode der Logik“ betitelte Abschnitt der Propädeutik, der seiner Natur nach vorwiegend apologetisch sein mußte, unbedingt das Beste, was von einem Schüler Hegel's über das Verhältniß von Denken und Anschauung, von ursprünglichem und discursivem Denken gesagt ist, namentlich ist die Beleuchtung des Unterschieds von Real- und Erkenntnißgrund in der That meisterhaft.

Während das erste Buch in der zweiten Auflage fast ganz neu hinzugekommen ist, erscheint das zweite, das die Kategorienlehre enthält, vielfach vermehrt und verbessert. Ueber den Werth dieser Bearbeitung noch etwas zu sagen, ist eigentlich überflüssig, da dieselbe schon in der compendiarischen ersten Ausgabe allgemein innerhalb und außerhalb der Schule als die beste Reproduction der Hegel'schen Logik anerkannt worden ist. Selbst Rosenkranz ist es in seinem „System der Wissenschaft“ nicht gelungen, sich so völlig frei von der Terminologie der Schule zu halten, wie denn die Arbeit trotz aller Pietät für Hegel überhaupt durchaus das Gepräge eines selbständigen Geistes trägt. Namentlich ist die Darstellung der formalen Logik von der Hegel'schen ganz unabhängig, da diese in der Lehre von den Urtheilen und Schlüssen nach des Verfassers Ansicht — worüber hier natürlich nicht mit ihm zu rechten ist — „die Sache verfehlt hatte“. Auch im einzelnen finden sich manche glückliche Verbesserungen, namentlich im ersten Kapitel der Lehre vom Sein.

Fassen wir also, daß das Werk auch in dieser neuen, vielfach vervollkommenen Ausgabe dazu beitragen wird, der von ihren Entstellungen und Ausschreitungen gereinigten und geläuterten Hegel'schen Lehre zahlreiche neue Anhänger zu gewinnen und ihr wenigstens bei allen die Achtung zu verschaffen, die ihr als der gewaltigsten Geistes that unsers Jahrhunderts gebührt, auf daß die Nation nicht länger die Schande dulden möge, ihre eminentesten Geister von ihren literarischen Wortführern als „Spaßphilosophen“ und „speculative Hanswürste“ verhöhnt und erniedrigt zu sehen!

25.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Eine der verhängnißvollsten Bezeichnungen ist diejenige des Epigonenenthums, welche zunächst für die ersten Jahrzehnte unserer nachclassischen Periode Geltung gefunden hat, seitdem aber auch als Signatur der ganzen modernen Literatur und Poesie an die Stirn geschrieben wird. Diese Bezeichnung ist unglücklich, den schöpferischen Kräften wie der Nation gegenüber; sie läßt die ersten von Haus aus als zukunftslos erscheinen, stellt ihnen keine neuen Ziele von höherer Bedeutung, läßt sie im

Nachtrab unserer classischen Siegesarmee ruhmlos umhermarodiren; sie verstimmt aber auch die Nation in Bezug auf ihre Dichter, denen sie keine freudige Begeisterung entgegenbringt, die sie sich von oben herab zu betrachten gewöhnt. Das brillianteste Talent kämpft vergebens gegen diese Formel an, die in der Indifferenz der Zeitgenossen, in der Bequemlichkeit, sich mit dem einmal Anerkannten zu begnügen, die besten Bundesgenossen findet.

Doch diese Bezeichnung ist nicht bloß unglücklich, sie ist

auch unwahr. Keiner unserer großen Dichter, weder Goethe noch Jean Paul, haben hinter ihr Wirken einen solchen Strich gemacht, als wenn damit die Rechnung der Literatur für lange Zeit abgeschlossen wäre; sie haben an die Genien der Zukunft geglaubt, welche, wie Jean Paul es sagt, noch reiche Hülfshänder ausschütten werden. Ähnlich hat es der in seiner Auerkennung so liberale, so vielseitige Goethe empfunden. Und in der That hat die moderne deutsche Poesie vieles geschaffen, was unsern classischen Werken ebenbürtig an die Seite zu stellen ist; sie hat vor allem die Aufgabe der Dichtung noch klarer erkannt, dem Geiste der Gegenwart gerecht zu werden. Wir haben zwar keine „Poesie der Zukunft“, wie wir eine „Kunst der Zukunft“ haben. Doch auch ohne die Etikette eines solchen Programms sind vielfach neue Bahnen gebrochen worden; unsere Poesie weist mehr auf die Zukunft hinaus, als auf die Vergangenheit zurück. Unsere Dichter sind nicht Epigonen, sie sind Progenen, die um so unermüdlicher und unerschütterlicher kämpfen müssen, je systematischer von vielen Seiten her die Antheillosigkeit der Zeitgenossen an ihren Dichtungen genährt wird.

In der That wimmelt es in Deutschland von Epigonen unserer classischen Zeit; doch das sind nicht die Dichter, das sind die Literaturhistoriker und die andern zahlreichen unproductiven Köpfe, welche wie Parasiten von unserer classischen Literaturepoche leben.

Das Verdienst dieser Thätigkeit wollen wir nicht unterschätzen; aber es muß jedenfalls hinter dem der schöpferischen Production weit zurückstehen. Durch ein künstlich genährtes Mißverständniß ist man in neuerer Zeit allzu geneigt, die Literaturhistoriker für die eigentlichen großen Männer zu halten, etwa G. G. Gervinus für größer als Goethe und Schiller, weil er diesen Poeten den Kopf zurechtfertigt. Wie diese unsere Classiker hofmeisterröden Gelehrten auf die Poeten der Gegenwart herabsehen, kann man sich wol denken. Auch sind die Gründe, warum sie es thun, so wohlfeil wie Brombeeren. Zunächst brauchen sie für ihre Arbeiten einen gewissen Abschluß; der unruhige Fluß der Gegenwart mit seinen fortwährenden Strömungen kann nur verwirrend auf sie wirken; sie machen daher, der eine hier, der andere dort, ein Punktum und glauben von dem, was sie nicht mehr in ihr Werk aufnehmen, so geringfügig wie möglich denken zu können. Andere wieder, welche speciell die Literatur der Gegenwart schildern, setzen sich ihr gegenüber auf das hohe Pferd und massacriren mit Oragie, was ihnen in den Weg kommt; ein kritisches Tullfäntchen nimmt Schwert und Schild und wird ein gewaltiger Held; er wird auch allenfalls mit einem Riesen fertig, da derselbe als mar-kirter Feind sich nicht rühren darf.

Ein zweiter Grund ist der Mangel an Kritik, durch den sich die Mehrzahl der Literaturhistoriker auszeichnet; wir meinen damit nicht ährende Lauge, die über die besprochenen Werke ausgegossen wird, da es hieran diese Gelehrten nicht fehlen lassen, sondern im Gegentheil jene Urtheilsfähigkeit, welche dem Bedenkenden gerecht wird. Wäre man im Stande, diesen Herren Shakespeare's, Schiller's und Goethe's Dichtungen vorzulegen neu, wie vom Monde heruntergefallen — welche Urtheile würden von ihrem kritischen Aesop gestützt werden! Wir zweifeln, daß einer von ihnen den Pulsschlag des Genius aus den Dichtungen heraushören würde, über die er jetzt dicke Bände schreibt.

Es liegt dies in dem ganzen Verfahren der Literaturhistorie begründet. Der Literaturgeschichtschreiber hat ja nie den Dichter allein vor sich; er erhält diese Dichtungen gleichsam eingewickelt in so und so viele Umschläge, welche die Meinungen, die Anschauungen, die Gedanken seiner Vorgänger, die Geschichte der fata libellorum enthalten; er liest diese Umschläge oft früher als die Dichtungen selbst und geht, erst genährt mit ihrem Inhalt, an die Lectüre derselben. In der Beleuchtung der Commentare liest er sie durch; seine Kritik ist gleichsam eine Kritik aus zweiter Hand, welche die rechte Mitte aus den verschiedenen Anschauungen zieht, hier summirt, dort subtrahirt, hier zusamment, dort verwirft, oft auch das Gewicht ihrer eigenen

Sympathien und Antipathien in die Waagschale wirft. Diese Thätigkeit ist wesentlich eine ordnende, gruppierende, scheidende; das eigene Urtheil wird durch Analyse oder Synthese fremder Urtheile gewonnen, ist aber himmelweit entfernt von jener Intuition echter Kritik, welche die Bedeutung eines großen Talents mit innerer Wohlverwandtschaft herausfühlt. Gibt man nun einem solchen Literaturhistoriker einen Poeten in die Hand, der gar keine derartigen Zeugnisse aufzuweisen hat, der von der Historie und Kritik und sämtlichen Hülfswissenschaften noch gar nicht überflüssig ist, sondern hüßlos, arm und nackt wie das Köhlermädchen Griseldis in sein Haus einzieht, so befindet sich der führerlose Compiler in bedenklichster Verlegenheit und kann leicht ein Urtheil fällen, welches den gänzlichen Bankrott seiner Kritik allzu deutlich documentirt.

Wir freuen uns, für diese Anschauungen einen tapfern Kämpfer gewonnen zu haben in Wilhelm Jensen, der in einem Artikel der augsburger „Allgemeinen Zeitung“: „Wilhelm Alexis und die preussische Dichtung unserer Zeit“, die großen Verdienste des brandenburgischen Walter Scott mit vieler Wärme hervorhebt und dabei sich gegen den Fundamentalsatz unserer Kritik von dem Unvermögen der Zeit, der auch zum Nachtheil dieses Dichters in Anwendung gebracht worden, mit folgenden höchst treffenden Bemerkungen wendet: „Es ist eins der untrüglichsten Stichworte, die unsere Zeit hervorgebracht. Bücher sind geschrieben worden, in denen der Hinweis auf das Epigonenhafte unserer neuern Literatur sich auf jeder Seite wiederholt. Ein Autor bebte sich des Ausdrucks bei Benützung des andern; der vom Staat besoldete Lehrer verkündet es vom Katheder. Ein förmlicher Wettstreit findet statt, die Verabregung zu überbieten, welche den neuern Erzeugnissen der Poesie von den Literaturhistorikern zutheil wird. Wer den Kopf am bedenklichsten zu schütteln, wer die hoffnungsloseste Axiome anzuwenden vermag, verräth die schärfste Einsicht. Dervon sind Männer nicht frei, welche ein bewundernswürdiges Verhältniß fremdländischer Poesie an den Tag gelegt haben, die jeder Denkende von dem Verdacht frei halten muß, daß sie gleich der Menge von dem Auswärtigen befohlen werden oder nach Professorenweise das Einheimische und Zeitgemäße von vorurtheil für gering halten. In Ounsten Englands hat Gervinus sich schwer an Deutschland verschuldet. Sein Beispiel hat Früchte getragen, und wie er in ungeruchfertiger Weise Goethe gegen Shakespeare zurückgesetzt, ist es zur literarchistorischen Mode geworden, den erstern gewissermaßen als eine Vogelschrecke für die langeschlüßigen Nachzügler zwischen Rhein und Oder anzustellen und den größten Dichter des deutschen Volks dazu anzuwenden, minder Hochstehende von jedem Versuch, ihre Schwärmen weiter zu entfalten, abzuschrecken. In widerwärtiger Art hat sich eine Prädestinationslehre von dem Epigonenhumus unserer Literatur ausgebreitet, welcher die mangelnde Productivität der Kunstfrüchte sich bemüht den Zwangscurs einer Staats- oder Gelehrtenrepublik-Religion zu verschaffen. Und dennoch haben nicht die ersten Sieben, sondern gerade die Epigonen Thronen erobert. Und dennoch liefert unsere Zeit poetische Erzeugnisse, welche nicht nur Goethe's und Schiller's Aufmerksamkeit im höchsten Grad auf sich gezogen hätten, sondern auch sogar ihrer schöpferischen Kraft unerreichtbar geblieben wären; während andererseits manches Werk derselben, dessen Commemurierung und Paraphrasierung ausnehmend gelehrte Männer im Leben toidmen, von denselben gelehrten Männern verächtlich in den Papierkorb geworfen würde, wenn es den Autornamen eines Epigonen unserer Tage an der Stirn trüge. Die Dynastien, die dem Verberben entgegenstehen, die Hölle mehr auf die ungeschmälerte Erhaltung der königlichen Privilegien bedacht zu sein pflegen als der Träger der Krone selbst, so ist es ein Merkmal unserer Literaturgeschichte, weit classischer zu sein als die Classiker selbst.“

Unser neulich ausgesprochener Wunsch, die Hoftheater der annectirten Staaten möchten nicht der Privatpeculation überlassen, sondern durch eine staatliche Leitung höhern künstlerischen



gen erhalten werden, ist überraschend schnell in Erfüllung gen. Wie wir lesen, wird das Hoftheater zu Hannover königliche Kosten fortgeführt und ist als Commisär der ung mit der Direction desselben Hermann von De- alles betraut worden. Diese Wahl ist eine überaus he. Hermann von Dequignolles hatte bisher noch keinen künstlerischen Begabung und seinem eben Streben ent- den Wirkungskreis gefunden. Wo er bisher gewirkt, in u wie in Wiesbaden, zeichnete er sich nicht nur durch le Hingabe an sein dramaturgisches Amt, durch wahr- ortische Inszenierungen der Dramen aus, sondern auch eine Begeisterung für echte Poesie und durch die Selbst- eit seines Urtheils, indem er niemals dem Urtheil der terintendungen nachhinkte, sondern, mit freier Wahl, en neuern Werke, die ihm künstlerisch bedeutsam erschie- scenischer Geltung brachte.

is deutsche Theater hat in Franz Eduard Gernst, 3. August zu Wiesbaden starb, einen vielgenann- treter verloren, der zwar nie zu den großen und be- Künstlern gehört hat, aber durch die Vielseitigkeit und vürdigkeit seiner Leistungen und durch seine Beziehungen r classischen Literatur- und Theaterepoche stets ein r Unterstufe einflößt. Er war 1797 zu Weimar gebo- Sohn jenes Regisseurs Anton Gernst, der von Goethe r thätiger Abjunkt seiner Bühnenleitung gerühmt wird. 329 war Eduard Gernst selbst in Weimar engagirt. Memoiren aus dem Tagebuche eines alten Schauspiel- 2 Bde., 1862—65), sind namentlich in den ersten interessant durch die Erinnerungen aus der weimari- oethe-Epoche, enthalten aber auch in den letzten für reunde manche pikante und charakteristische Mittheilung. Theatermemoiren treten jetzt freilich sehr gegen die hen zurück, welche von allen Seiten wie Pilze aus der ischen. Nicht minder wuchert die Broschürenliteratur. bergrund des Tagesgesprächs steht die Broschüre von ch von Treitschke: „Ueber die Zukunft der nord- Mittelstaaten“, die mit gewohnter Glut und Schärfe drucks abgefaßt ist. Sie wurde anfangs von der säch- olizei confiscirt, später auf Befehl des preussischen Re- commissars in Dresden wieder freigegeben. Schon se Carambolage der sächsischen und preussischen Behör- de die besondere Aufmerksamkeit auf sie gelenkt. Noch matisches Interesse erregte die Erklärung des sächsischen eutenants von Treitschke, in welcher der Vater des n die Tendenzen des Sohnes auf das entschiedenste ver- Der Held dieses Familiendramas hat inzwischen die r der „Preussischen Jahrbücher“ übernommen und eine r der Universität zu Kiel erhalten, wo er wahr- gleichzeitig als Manerbrecher des schleswig-holsteini- cularismus fungiren soll.

### Bibliographie.

41. H., Moses Mendelssohn als Abbild von Lessing's Nathan. Vortrag. Alm. Gr. 8. 4 Ngr.  
Rein Tagebuch von Hohenasperg. Alm. 8. 5 Ngr.  
E., Friedrich Müllers Leben und Dichtungen. 3 Bde. nndelbach. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.  
ismard und seine nachdemlichen Gegner. Von einem deutschen Berlin. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.  
R., Die nationale Bedeutung der Volkssprache als Kennzeichen lität. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 25 Ngr.  
achdt, K., Preussens Feldzüge gegen Oesterreich und dessen im Jahre 1866 mit Berücksichtigung des Krieges in Italien. ineren Zusammenhänge dargestellt. 1ste Hef. Berlin, Mittler Gr. 8. 3 Ngr.  
H., Wanderung nach den Arktis-Minen und der Einzel- Leipzig, Hinrichs. 8. 15 Ngr.  
I., H., Zerkreute Blätter. Abhandlungen und Reden ver- balts. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 1 Thlr.  
He einer jungen Berlinerin Elia S. auf dem Kriegsschauplatz. Von ihr selbst niedergeschrieben. Berlin, Neudamm. Gr. 8.

Poetschrift zum hundertjährigen Jubiläum der königl. sächs. Berg- akademie zu Freiberg am 30. Juli 1866. Dresden. Hoch 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brücke, W., Auch hier Bethseba und Bethanien. Zwei Predigten, ge- halten im Herculaneum zu Wien und im sächsischen Feldlager zu Mil- terndorf an der ungarischen Grenze. Leipzig, Brodhaus. 8. 5 Ngr.  
Fährig, J. Ritter v., Von der Kunst. 1stes Heft. Wien, Sartori. Gr. 8. 6 Ngr.

Geskel, W., Gedichte. München, Franz. Gr. 16. 10 Ngr.  
Die Geschwister, oder: Die Schule der Leiden. Eine Erzählung aus der Zeit der französischen Revolution. Nach dem Französischen. Regensburg, Manz. 8. 10 Ngr.

Görting, S. K., gesammelte Schriften. 1ster Thl.: Malkasten. Wü- der aus dem Künstlerleben. 3 Bde. Leipzig, Köhmann. Gr. 16. 2 Thlr.

Groschewski, S. Graf, Unter Breussens Fahnen. Historischer Roman aus dem Jahre 1866. 1ste Hef. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. 4 Ngr.

Halle vor einem Menschenalter. Patriotische Reminiscenzen von H. J. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 8. 6 Ngr.

Schellmann, H., Hermann II., Bischof von Münster (1174—1203) und Bernhard II., Edelherz zur Lippe (1140—1224). Zwei Lebensbilder aus der älteren hochmittelalterlichen Geschichte nach den Quellen und Urkunden herausgegeben. Münster, Neumann. Gr. 8. 15 Ngr.

Schwendt, W., Mäthelbe, die wahrhaft königliche Frau und Deutschland's Mutter. Ihre Kinder und Enkel. Regensburg, Manz. 8. 27 Ngr.

Schwein, V., Jefferson Davis. Social-politischer Roman aus dem amerikanischen Bürgerkrieg. 1861 bis 1865. Leipzig, Vossler. 8. 4 1/2 Ngr.

Söder, H., Geschichte des deutschen Krieges im Jahre 1866. Popu- läre Darstellung der Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz in Deutschland und Italien. 1ste Hef. Götting, Hahn. Gr. 8. 3 Ngr.

Solmann, H., Die Lehre von dem Gewissen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.

Somburg, C., Blut und Eisen!! Die Grundsätze der neuen Karte Europas. Ein Beitrag zur Geschichte. Mannheim, Gr. 8. 5 Ngr.

Sturgesen und seine Dynastie. Ein politischer Geschichtungs-Projekt. Von einem Enkel der nach Amerika Verkauften. Berlin, Wohnung. Gr. 8. 1 Ngr.

Tensen, W., Magister Timotheus. Novelle. Schleswig, Schulbuch- handlung. 16. 15 Ngr.

Johansen, C., Halligenbuch. Eine untergehende Inselwelt. Schles- wig, Schulbuchhandlung. 8. 2 1/2 Ngr.

Reffel, G. v., Der Krieg Preussens gegen Oesterreich und seine Ver- bündeten, und der Krieg in Italien im Jahre 1866. Mit Benutzung amtlicher Quellen dargestellt. 1ste und 2te Hef. Berlin, F. Schöne. Gr. 8. 4 1/2 Ngr.

Klein, J. L., Geschichte des Drama's. IV. Geschichte des italieni- schen Drama's. 1ster Bd. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 4 Thlr. 14 Ngr.

Loewy, C., Blücher's Campaigne-Journal der Jahre 1793 und 1794. Hamburg, C. Wagner. Gr. 8. 1 Thlr.

Der deutsche Krieg im Jahre 1866. Nach den besten Quellen darge- stellt von H. v. H. 1ste Hef. Leipzig, Neumann-Neumann. Gr. 8. 4 Ngr.

Der deutsche Krieg im Jahre 1866 und Bayern's Mitwirkung an dem- selben in Granten und Abrechnungen. Nach mündlichen und schriftlichen Nach- richten für seine Freunde im Civil- und Militärstande erzählt von Kul- vermajor dem Jüngeren. Augsburg, v. Jentsch u. Stange. 8. 2 Ngr.

Die Kriegsgeschichten des Jahres 1866 in Deutschland und Italien. Von einem Landwehr-Offizier. 1ste und 2te Hef. Berlin, Sacco Nachf. Gr. 8. 4 1/2 Ngr.

Elze, M., Das konstitutionelle Princip und das Staatsinteresse von Preussen. Stuttgart, Sammler. Gr. 8. 1 Ngr.

Warr, W., Der Ausbruch Oesterreichs aus Deutschland ist eine po- litische Unmöglichkeit. Eine Warnung, welche die Reichs an spät kommt. Hamburg, Schmalz. 8. 3 Ngr.

Waltbach, H., Hohenzollern, Habsburg und Frankreich für und gegen Deutschland! und welche Gefahr wird Deutschland nun erhalten? Leipzig, J. C. Voelke. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Welsner, L., Hurrah! Preussische Händelnadel-Stecker, im Zeichen mitzunchmen. Old. 16. 1 Ngr.

Petermann, A., Die Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli 1866. Go- tha, J. Perthes. Gr. 4. 7 1/2 Ngr.

Rühow, W., Der Krieg von 1866 in Deutschland und Italien, po- litisch-militärisch beschrieben. 1ste Hef. Zürich, Schulz. Gr. 8. 21 Ngr.

Die Schlacht bei Königgrätz. Dargestellt von einem alten Militär. Berlin, Mathies. Gr. 8. 5 Ngr.

Stein, H., Aus Kubaufen. Erzählungen. 3 Bde. Leipzig, Gru- now. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tollu, H., Ein Kaiser der Hohenzollern. Charakterbild. Frank- furt a. M., D. Harneder u. Comp. 1866. 6 Ngr.

Biographische Beiträge zur Geschichte der Loterzien in 3 Bdrä- gen. Frankfurt a. M., D. Harneder u. Comp. 1866. 3. 20 Ngr.

Von Dresden nach Paris oder Sagens Bergang. Gera, Wrie- bach. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Welfe, R., Aus dem Welfe. Neue Dichtungen. 1stes Bde.: Die Wälder und dem Hüthplatz. Freimühle a. O. 16. 5 Ngr.

Welfe, R., Geschichte der Stadt, Herrschaft und Pfarre Söfel. Kallio, Pfeiler. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wessphal, R., Geschichte der alten und mittelalterlichen Musik. 2te Abth. Plutarch über die Musik. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 1 Thlr. 7 1/2 Ngr.

Weyhe-Eimke, K. v., Des Königs Ahnen. Welfenlieder. Hahm, Cant. 8. 18 Ngr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brodhaus in Leipzig.

## Forst- und Jagdwissenschaft.

**Windell, George Franz Dietrich** aus dem. Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von Johann Jakob von Tschudi. Mit 20 Thierbildern und zahlreichen andern Abbildungen in Holzschnitt. Zwei Bände. 8. Geh. 8 Thlr. Geb. 9 Thlr.

**Berg, Karl Heinrich Edmund von.** Die Staatsforstwirtschaftslehre. Ein Handbuch für Staats- und Forstwirthe. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

**Jesser, Friedrich Ernst.** Die kleine Jagd. Zum Gebrauche angehenden Jäger und Jagdliebhaber. Vierte Auflage, bearbeitet und herausgegeben von E. F. Freiherrn von Berg. Mit Lithographien und Holzschnitten. Zwei Bände. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.

**Püschel, Alfred.** Kurzgefaßte Forst-Encyclopädie. Ein Hand- und Taschenbuch mit Plättchen, Winkelmesser und Planimeter. Für Forstjagatoren, Forstgeometer und Forstwirthe, sowie Waldbesitzer, Staatswirthe, Bautechniker, Landwirthe, Auseinanderseßungsbeamte, Geometer u. s. w. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr.

Taschenbuch für Forstwirthe und Holzhändler. Ein populäres Handbuch der Holz- und Baummessung und Schätzung. Nebst Geschäftskalender und Baumhöhenmesser. Mit 62 Figuren in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. Geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Für Oesterreich ist von diesem Werke eine besondere Ausgabe zu gleichem Preise erschienen.)

In demselben Verlage erschien:

**d'Alquen, Franz Ludwig Hermann.** Vollständiges Handbuch der feinern Angellust. Nach den besten Quellen und eigenen Erfahrungen bearbeitet. Mit 122 Figuren in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Carton. 1 Thlr. 15 Ngr.

**Dogt, Karl.** Die künstliche Fischzucht. Mit 59 Abbildungen in Holzschnitt. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brodhaus in Leipzig.

## Chrestomathie anglaise.

Choix de morceaux des meilleurs prosateurs et poètes anglais, marqués de signes phoniques pour faciliter la prononciation, accompagnés de notes explicatives et suivis d'un vocabulaire.

Par **CHARLES GRAESER.**

En deux volumes. In-8. Geh. Jeder Band 16 Ngr.

Im ergänzenden Anschluss an des Verfassers „Handbuch der französischen Literatur“ und „Thesaurus of French Literature“ enthält die „Chrestomathie anglaise“ eine vom Leichtern zum Schwerern fortschreitende Auswahl von Lese- stücken aus den besten englischen Autoren in Prosa und Poesie mit Bezeichnung der Aussprache, erklärenden Anmerkungen und englisch-französischem Wörterbuch. Auch für höhere deutsche Lehranstalten, welche den Unterricht in der englischen und französischen Sprache vereinigen, empfiehlt sich das Buch als ein nützliches und zweckmässiges Lehrmittel.

Verlag von S. A. Brodhaus in Leipzig.

## Reisen durch Südamerika.

Von

**Johann Jakob von Tschudi.**

Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten. Erster Band. 8. Geh. 3 Thlr.

Der bekannte Verfasser gibt in dem vorliegenden ersten Bande seines lang erwarteten Reisewerks die Schilderung seiner Reise durch einen Theil von Brasilien und verwebt darein die Beobachtungen und Erfahrungen, welche er während seiner officiellen Stellung als ausserordentlicher Gesandter der schweizerischen Eidgenossenschaft am kaiserlich brasilianischen Hofe zu sammeln Gelegenheit hatte. Vornehmlich die socialen und politischen Verhältnisse darstellend, liefern seine auf authentischen Daten beruhenden Schilderungen ein klares Bild des Landes und seiner Bewohner und gewähren zugleich eine höchst angenehm unterhaltende Lektüre. Die zahlreichen Abbildungen, nach Originalskizzen oder Photographien, sowie die Karten und Pläne sind aufs sorgfältigste in Holzschnitt und Lithographie ausgeführt, sodass die Ausstattung in jeder Weise dem Werthe des Werks entspricht.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

Gedichte von **Albert Möser.** Brosch. 15 Ngr.

Sonette, Oden, Distichen u. s. w., so rein und schön, wie Platen sie je gemacht hat. (Grenzboten.)

Neue Sonette von **Albert Möser.** Eleg. broch. 10 Ngr.

Diese Sonette gehören zu den schönsten, die überhaupt in deutscher Sprache gedichtet sind. (Dichtergarten.)

Verlag von S. A. Brodhaus in Leipzig.

## Deutsche Geschichte

im Zeitalter der Französischen Revolution. 1786—1815

In Vorlesungen von **Sigismund Stern.**

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der umfangreichern Werte von Schäffer, Schütz, Berg, Droysen, Beitz u. a. behandelt der Verfasser vorliegenden Buchs — dessen Widmung Professor Schäffer angenommen hat — den großen Stoff in einem engeren Rahmen, die Kenntniss dieses wichtigsten Theils der vaterländischen Geschichte auch in Kreise zu verbreiten, in welche jene Werke ihres Umfangs wegen bisher nicht zu dringen vermochten. Beuswarmer Frische der Darstellung, vor allem aber die sich ausprechende Entschiedenheit und Wahrhaftigkeit der Meinung sichern dem Stern'schen Buche die Theilnahme des deutschen Publikums. Es ist aus Vorlesungen entstanden, wie in Frankfurt a. M. unter lebhafter Theilnehmung gehalten wurden und hier in abgerundeter, durch Zusätze ergänzter Form erscheinen.

Von dem Verfasser erschien früher in demselben Verlage:

Stein und sein Zeitalter. Ein Bruchstück aus der Geschichte Preussens und Deutschlands in den Jahren 1804—1815. 8. Geh. 2 Thlr.

erscheint wöchentlich.

— Nr. 39. —

27. September 1866.

**Alt:** Victor Hugo's neueste Gedichte. Von Rudolf Gottschall. — Das Leben Balthar's von der Vogelweide. — Auslands ländliche Jung. Von Aurelio Buddens. — Biographisches. — Religiöse Dichtungen. Von Eduard Gaus. — Zur Philosophie der Geschichte. Von Alexander Jung. — Skizzen. (Literarische Wanderer.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Victor Hugo's neueste Gedichte.

Chansons des rues et des bois. Par Victor Hugo. Troisième édition. Paris 1866.

Nachdem Victor Hugo in seinen „Contemplations“ uns großartige Gebanthenymnen gedichtet hatte und auf seinem Patmos Guernsey von der Unermesslichkeit Meers und des gestirnten Himmels begeistern ließ, in er als Odenidichter und Elegiker zum Theil mit stischem Schwung theils die Harmonie des Kosmos erlicht, theils die Dissonanzen des Menschenlebens in Dichtungen hatte widerhallen lassen, raubten uf einmal die Vorhern Vêranger's den Schlaf; er te seiner Muse den Rothorn ab und ließ sie in leichten Chansons einherhüpfen, wie sie das Volk Straßen, die Vögel in den Wäldern singen.

Das war wenigstens die Absicht des Dichters, dazu e er seine Leier. In Wahrheit aber ist seine Muse o leicht geschürzt wie die lustig in ihren Manfargende Muse Vêranger's, die nur einen leichten erhut mit wehenden Wändern trägt; sie trägt auf opfe, wie eine Gipsfigurenderkäuferin, einen gevoll modellirten Olymp, Götter und Helden aus nd neuer Zeit! Da ist der leichte, geflügelte Schritt unmöglichkeit — und bei jedem raschem Ausschreien innen die Unsterblichen zu wackeln und die Raponden Minerven stoßen mit den Nasen aneinander.

er halten Victor Hugo für einen der größten Lyriker Neuzeit; auch seine „Contemplations“ sind, trotz r Sonderbarkeiten, großartige Dichtungen, im Stil ilmen und Pindar'schen Epinikien, in jenem erhalt Stil, der allerdings dem Zeitgeschmack fern liegt h von der vornehmen Kritik, die im Grunde recht Neigungen hat, über die Achseln angesehen wird. jerweise hatte Victor Hugo schon einen Dichter von zwingender Gewalt, als diese „Contemplations“ erschienen, sonst wäre das Frankreich des second das sich am Laumelch des Loretenthums beüber den Dichter und seine Sammlung zur Tagesübergegangen. So aber mußte dies gebildete Frank-

reich in den sauern Apfel beißen und dem Dichter in seinen siberischen Schwärmereien folgen, so wenig Paris sonst zu den Sternen aufzublicken pflegt. Das heutige Frankreich erkennt in Victor Hugo mit Recht seinen größten Dichter, und auch die Nachwelt wird diesem Urtheil beistimmen.

Doch gerade der erhabene Schwung der Victor Hugo'schen Dichtung, der nicht zu ihren besondern Merkmalen gehört, sondern ihr innerstes Wesen ausmacht, findet auf dem Gebiete des leichtgeflügelten Chansons keinen Platz für seine Bewährung. Wol sind in den „Feuilles d'automne“, in den „Chants du crépuscule“ und den andern frühern Sammlungen einzelne Chansons enthalten, die echt poetische Innigkeit athmen und in denen bisweilen auch der Refrain mit Vêranger'scher Grazie gehandhabt ist; doch sind dies mehr Ausnahmen, Ausnahmen schon bei dem jugendlichen Dichter, dem die unmittelbare Empfindung der Liebe, der Lebenslust, der Trauer wärmer aus dem Herzen kam. Das Alter wird betrachsender, sentenziöser. Wol singen Anakreon, Saffo und Goethe noch von Liebe; doch dieser Rosenkranz im weißen Haar hat den Zauber eingebüßt, der um die Myrte der jugendlichen Stirnen schwebt, und seine entblätterten Rosen fallen in den vollen Polak des Genusses, den die zitternde Hand an die Lippen führt. Ein Chansonnier mit Silberlocken wird kaum jene Klänge der Empfindung anzuschlagen verstehen, die sich dem Sinne des Volks einschmeicheln, selbst wenn er in seiner Jugend ein Orpheus gewesen wäre, der die Steine tanzen machte. Victor Hugo war aber nie ein Chansonnier — man darf daher mit Recht mißtrauisch sein gegen die Chansons seiner alten Tage.

Auf der andern Seite ist es ebenso zweifellos, daß ein Dichter von Gottes Gnaden sich nie verleugnen wird, mag er auch die ihm unbequemste und fremdbartigste dichterische Form wählen. Er wird nicht nur hier und dort Vollendetes schaffen — überall wird sein Genius hindurchblicken, aus der sonderbarsten Verkleidung heraus sich erkennen lassen.

Dies ist auch bei den neuesten Chansons des französ-

fischen Dichters der Fall. Es sind mit wenigen Ausnahmen keine sangbaren Lieder, die von Mund zu Mund gehen werden; aber es sind Gedichte, wie sie doch eben nur Victor Hugo schaffen konnte, die den Stempel eines durchaus eigenartigen Talents tragen. Dabei sind sie durch und durch französisch, wenn auch mehr im Geiste altfranzösischer Galanterie und reichlich versetzt mit dem Gepräge der Rococoperiode. Die Mehrzahl derselben darf als ein Versuch bezeichnet werden, das Madrigal in moderner Form wieder ins Leben zu rufen.

Was zunächst in diesen Chansons auffällt, ist der schwere mythologische und historische Ballast, mit welchem sich die leichtgeflügelte Muse schleppt. Es sind Versatzstücke des Epos, Fragmente des Wises; diese Gelehrsamkeit will durchaus keinen imponirenden Eindruck machen. Dennoch macht sie sehr oft einen schwerfälligen und überladenen, so daß wir statt eines graziös leichten Federballspiels oft das Augenspiel eines Jongleurs erblicken.

Gleich am Eingang begegnet uns „Le cheval“, der antike Pegasus, der seinen mythologischen Geburts- und Tauffchein erhält. In einer Strophe verwandelt er sich sogar in das Ross der Apokalypse, bleich, den Tod auf dem Rücken. Dieser Pegasus, der mit seinen Füßen den Takt der äschyleischen Verse schlägt, der auf dem Pinus zu Hause ist und Endor liebt, der sich in die Finsternisse stürzt, bis daß er das Licht erblickt — das ist das wilde Feuerross, das sonst des Dichters Phantasie besteigt bei ihren Wanderungen durch den Kosmos und die Geschichte; es scheint wenig geeignet, vor der Thür eines Liebesgartens als Bannette zu stehen. Doch halt, dies in die Himmelsabgründe tauchende Ross wird ja vom Dichter am Zügel geführt „zur Wiese der Iphigene“, wo zwischen Lachen und Kuß die zarte Ekloge geboren wird, wo das Epigramm wächst, dieser Hagedorn, und der Feldklee, das Triolet, und hier zeigt er dem Pegasus die Weide und läßt ihn grasen.

Er selbst nennt die Muster, denen er nachgestrebt: Chaulieu, jenen Anakreon des „Temple“, der mit dem Großprior von Malta epikuräische Studien trieb; Racan, den Dichter der „Bergeries“ — wir wissen also, was wir erwarten dürfen: heitere Lieder, etwas hochgeschürzt, ohne allzu strenges Decorum, Epigramme, kleine Feuerwerke des Wises und der Satire, und Iphigenien, Schäferspiele, die einer ungläubigen Zeit gegenüber nicht mehr ins Sentimentale fallen dürfen, sondern nur verliebte Mascheraden sind. Man bewegt sich auf dem Lande etwas ungenirter als in den Salons; ein Schäferhund ist nicht so störend wie ein Onkel oder eine Tante, welche den guten Ton überwachen, und wenn ein Daphnis das Strumpfband seiner Chloë gefunden hat, so kann er es ihr ohne weiteres umbinden und dabei ungeführt seinen poetischen Gedanken nachhängen.

Der Dichter der „Contemplations“ hat keine Visionen mehr wie Eschiel, er streicht sich die Runzeln von der Stirn; er will tänzeln, lachen, scherzen. Seine Poesie, welche Weltkugeln im unermessenen Aether vor sich tanzen

läßt, begnügt sich jetzt mit dem Tanz von buntschimmernden Seifenblasen.

Und diese „tanzende Seifenblase“ ist doch in ihrer Art auch ein kleiner Weltspiegel. Nur daß sie so rasch zerplatzt! Doch das ist ja ein Haupteffect der Heine'schen Lyrik, den auch Victor Hugo nicht verschmäht.

Die Sammlung zerfällt in zwei Bücher: „Jeunesse“ und „Sagesse“, das erstere Buch aber wiederum in sechs Abschnitte: „Floréal“, „Les complications de l'idéal“, „Pour Jeanne seule“, „Pour d'autres“, „Silhouettes du temps jadis“, „L'éternel petit roman“.

Wir treten alsbald ein in die heitere Welt. Der revolutionäre Blütenmonat erläßt sein Bulletin; der Mai überschüttet den fliehenden Winter mit einer Blumenfalbe. Ein langer Zug von Poeten, von Orpheus und Aeschylus bis zu Virgile und Chenier wird heraufbeschworen als Zeugen für die Reize des grünen Laubwerks, hinter dem sie indeß nicht das Säuseln des göttlichen Demos hören, sondern les jambes roses, blendenbe Schultern u. dgl. sehen. Es ist die Naturpoesie eines Rococoparks, wo willige Schönen im Schatten lauschen, wo die Satyre noch immer sich im Tanze drehen, die der Dichter feiert. Die Natur erscheint nur als die Decoration für galante Abenteuer: da wird Psyche herbeibeschworen, um auf eine lange Frage eine kurze Antwort zu ertheilen, sie wird nach Dingen gefragt, von denen sie unmöglich viel wissen kann: nach den Sphingen von Theben und den Lauben des Heiligen Geistes, nach der Brücke von Schlamm zum Himmel, wo Venus Astarte auf halbem Weg Iturial begegnet; doch sie weiß sich zu helfen, sie findet das Unbekannte zu dieser quadratischen Gleichung mit ihren zahlreichen Kennern, indem sie der Schäferstunden im Arm des kleinen Amor gedenkt, und antwortet: „Es ist der Fuß.“

In der Häufung dieser Prädicate, für welche erst das Subject gesucht wird, finden wir eine durchgängige Eigenthümlichkeit des Victor Hugo'schen Stils scharf ausgeprägt. Er liebt es, Prädicate und Appositionen in buntester Fülle und Folge aufeinanderzuhäufen und die Phantasie in einer verwirrenden Weise dadurch zu beschäftigen, so daß der kritische Verstand gar nicht zu Worte kommt, er überschüttet mit Bildern — wer hat da Ruße, Spreu und Weizen zu sondern? In der That schmuggelt er unter der Menge immer einige schiefe und geschmacklose mit ein, doch sie werden von den bessern mit ins Schlepp genommen — und „die Menge trägt die Last“.

Dann trommelt der Poet „auf das Land“. Die Iphigene ist sich ja überall gleich, die Blumen sind zu Gervais frisch wie auf dem Hybla, die Pfirsiche von Montreuil verdienen von einem himmlischen Cherub bewacht zu werden; die Morgenröthe von Ivry und die von Athen sind von demselben Strahl geschaffen; Trinettschen hat auch Haare auf dem Nacken als Kalirrhoe, welche im großen Tempel von Abydos träumt, und das Nieder von Daphnis ist so viel werth wie der Gürtel der Venus. Das sind nur Excerpte aus den zahlreichen Bildern höchst gelehrter Art, mit denen der Dichter hier wiederum seinen Grundgedanken illustriert. Dazwischen spielen sich

Streiflichter des Geistes mit herein, jene schlaghaften Antithesen, die ebenfalls zum Mobiliar der Hugo'schen Muse gehören, das sie zur Aussteuer mitbekommen: so wenn der Dichter den „Morgen“ feiert, „wo die Nacht in einem Heiligenscheine schmilzt, wo der Diplomat dumm und der Dschentreiber tiefkinnig aussieht“.

Am Schlusse dieser Einladungskarte aufs Land stellt der Dichter gar Bacchanalien in Aussicht, beschwört die Faunen herbei und fordert auf, in jenen Apfel der Idylle zu beißen, in welchem man noch die Zähne von Moschus sieht. In der Lektüre Platon's stört ihn die reizende Tartarlette; Phädon gibt ihm den Muth, sie zu fragen, ob sie nicht eine Göttin sei? Die Kirschen schmecken der Süßen nicht, sie möchte lieber Zuderwerk. Der Dichter tröstet sie, indem er mit Blumen ihre farbige Hand und ihren Mund mit einem Kusse abtrocknet.

Noch einmal redet der Dichter seinen eigenen Dichtergeist an in dem Gedicht: „Genio libri“ und gibt ihm die Freiheit, alles durcheinanderzuwirfeln: David soll Diana betrachten und Adon Bathseba. Die ars poetica soll bis zum Grund aufgerührt werden. Kleine Teufeleien — nichts Dämonisches. Auch dies Gedicht bringt wieder eine Musterkarte von Namen und Wörtern aus allen Zeiten, und dabei schleppt Victor Hugo aus der Kumpelkammer des Alterthums oft den bestaubtesten Hausrath herbei und die seltsamsten Namen aus seinem Thesaurus von Notizen, so daß man bisweilen glaubt, in einer verficirten Encyclopädie zu lesen.

Der zweite Abschnitt: „Les complications de l'idéal“, beginnt mit einem abermaligen: „Paulo minora canamus“, immer dasselbe Programm. Doch finden sich in diesem Abschnitt einige Lieder leichtern Tons, z. B. „Paupertas“:

Être riche n'est pas l'affaire;  
Toute l'affaire est de charmer.

Der Dichter stellt in anderen Gedichten Reflexionen an über das Verhältniß der Idee zur Wirklichkeit, „die ihre Hörner auf der blauen Stirn des Ideals zeigt“. Die alte immer neue Geschichte vom Faun und der Flora, von dem Eheband zwischen „häßlich“ und „schön“, wird in einer satirischen Skizze besungen. Eine Idylle mit geringerem mythologischen Beiwerk und allerliebster Pointe ist das Gedicht „Meudon“.

In „Senior est junior“ findet sich eine geistreiche und pikante Parallele zwischen der Liebe des Alterthums, die Wasser trank und an den alttestamentlichen Brunnen ihre kühnen hebräischen Heirathen vermittelte, und der neuen, welche sich nur trunken bei Tische zeigt. Der frühern wohlfeilen ars amandi, illustrirt wieder mit Beispielen des grauen Alterthums höchst barocker Art, unter denen der Magier Orus nicht fehlt, welcher seiner Heiße eine geheiligte Nilratte zum Geschenk macht, wird die neue sehr heutzutage gegenübergestellt, welche das alte Programm wesentlich abgeändert hat. Jetzt macht das Herz keine Dummheiten mehr; die Widnes von Paris und die Anonymas von London erleichtern die Bankiers von ihrer Last. Chloë reicht dem Daphnis, der ihr die Wange reicht, ihren Tarif dar, die Tropfäden der Schönen sind

Et de bouteilles décollées  
Et de financiers dédorés.

In diesem Gedicht zeigt Victor Hugo, gegenüber dem modernen Leben des Seinebabel, eine juvenalische Ader. Man darf dies bei den heutigen pariser Zuständen nicht gering anschlagen; er ist fast der einzige Dichter, der seine Geißel über die feile Liebe schwingt. Doch nicht mit dem düstern Ernst des Persius, sondern juvenalisch, martialisch, mit satirischen Bonbondevisen, die er dann wieder zerreißt und im heitern Spiel umherflattern läßt.

Es folgen nun einige Liebeschekken: erst wird Jeanne verherrlicht, dann kommt die Reihe an mehrere andere, und in dem „kleinen Roman“ spielt besonders Donna Rosa eine nicht unbedeutende Rolle. Diese Liebeschekken haben nichts von Petrarca; sie sind theils schäferlich im Rokokostil, theils frivol pikant, und nur hin und wieder blickt eine innige Empfindung durch, die es sich übrigens bequem macht und im Nüchternen erseht.

Unter den Gedichten: „Pour Jeanne seule“, befinden sich einige Lieder, die wol zu den gelungensten der Sammlung gehören. So athmet gleich das erste Verranger'sche Grogie, und diese Jeanne, welche Regen und Sonnenschein in seinem Herzen macht, wird mit liebenswürdiger Ekstase gefeiert. Sind ihm doch die Blumen auf ihrer Jacke lieber als alle Sterne des Himmels. Gleichwol philosophirt der Dichter in einem wieder gelehrt überladenen Gedicht über die fallenden Sterne und fragt sie nach ihrer Herkunft, indem er dabei mit einem der großartigsten Bilder schließt, welches selbst in einer Ode noch frappiren würde:

Est-ce le Dieu des désastres  
Le Sabaoth irrité,  
Qui lapide avec des astres  
Quelque soleil révolté?

Dann aber sieht er wieder, wie die Erde ihre Schürze von Blumen ausbreitet, um die fallenden Sterne aufzufangen. Wie reizend schildert er die Sanftmuth seiner Jeanne, die so groß ist, daß, wenn sie durch die Wälder irrt, die Köpfe in den Nestern sich vor ihr aufrichten. Mitten hinein in diese Lieder streut der Dichter eine kleine Rococonovelle, das Duell wegen eines Strumpfbandes.

Der Echlus, in welchem Jeanne gefeiert wird, ist mehr platonischer Art; die Sterne, der tiefe Mond, der durch die Zweige blickt, beleuchten eine kuschliche Liebesidylle, welche durch „l'épaisseur de la tunique“ geschützt ist vor leden Ausbreitungen. In dem Echlus: „Pour d'autres“, geht es munterer her. Da ist die Liebe ein „doux marroule“, und dieser süße Schlingel ist Herr im Hause

Tous les soirs, quand Lisbeth souffle  
Sa chandelle et ma raison.

Das Auge des Dichters folgt der schönen Müllerin von Chelles, wenn sie auf ihre Leitern klettert, sicher ihres gutfigenden Strumpfs; dann ist er wieder im Schatten der hohen Bäume gleichzeitig in zehn Frauen verliebt und durch ihre „vierzig Volants“ gefangen. Eine minder fashionable Wäscherin in Créteil erobert darauf sein Herz; er



macht ihr eine Liebeserklärung am Ufer der funkelnden Marne; es kommt zu einem Kuß:

Je m'arrête. L'idylle est douce,  
Mais ne veut pas, je vous le dis,  
Qu'au delà du baiser on pousse  
La peinture du paradis.

Reizend ist in dem „Eternel petit roman“ die Legende vom Finger der Frau, den Gott erschaffen. Als er sich zufrieden damit in den Abgrund des Unermeßlichen zurückgezogen, um auszuruhen, da kommt der Teufel und fügt dem kleinen Rosenfinger lächelnd einen Nagel an.

Die Heldin dieses kleinen Romans ist eine junge Brautlerin, Donna Rosita Rosa, bereits verwitwet, nach einer zehnmonatlichen Ehe mit einem Greise. Diese Donna Rosita ist so schön, daß man sich vor ihr fürchtet, mag man Don Juan oder Caton sein; doch die rebellische Schöne will nichts von dem Dichter wissen und nöthigt ihn, seine übermüthige Feier etwas herabzustimmen und Gefänge unerwidelter Liebe zu dichten. Seine Träume klopfen bei ihr an oder tragen vielmehr an ihrer Thür; er leidet ganz kläglich. Vergebens ruft er ihr zu, daß Liebe die einzige Schönheit ist, daß sie selbst häßlich werden würde, wenn sie nicht mehr Raïson annähme. O welch ein Rath, ruft er aus, andere nährisch zu machen, während man selbst bei Vernunft bleibt! Zwei schöne Augen, in ihrer Glorie vereinsamt, sind ein Verbrechen; ein Mann, der nicht liebt, ist ein Schwachkopf; eine Frau, die nicht liebt, eine Banditin. Endlich erklärt dann Rosita durch einen Freund ihre Liebe — und die kleinen Cupido tanzen einher vor den Fanfaren seines Herzens. Doch bald meldet sich der Teufel. Der Liebende ist so glücklich, daß er fortwährend roth, die Rose, declinirt, amoureux à lier. Er fragt den Teufel nach seiner Meinung über die Brautlerin:

Son désir de t'être fidèle,  
Dit-il, est un de mes pavés.

Es kommt auch bald zum Streit:

Une querelle. Pourquoi?  
Mon Dieu! Parcequ'on s'adore.  
A peine s'est-on dit Toi  
Que Vous se hâte d'éclorer.

Doch in den Ruinen der alten Abtei, wo man den Jasmin von den Steinen pflückt, an den alten Gräben sich von den Brenneisen stechen läßt, sich sucht und verfolgt — da geht in der Nacht des alten Klosters die Morgenröthe der Liebe auf; man küßt sich, umarmt sich in jedem Augenblick, unter den Pfeilern und Bogen, den Marmorträmmern; es ist die Geschichte der Vögel in den Wäldern. Ein begeisterter Dithyrambus feiert darauf der Liebe einsames Glück. Da denuncirt ihm der Gott des Waldes die Untreue seiner Rosa, die dem Freunde Merante gelächelt hat und von ihm umarmt worden ist. Victor Hugo schreibt ihm darauf einen Absagebrief in allerliebsten vierfüßigen Verslein, worin er das apokryphische Ungeheuer, das den Pindus auf dem Rücken trägt und dessen Name die Fabel ist, mit brolligen Schmähungen überhäuft. Dies Gedicht wäre eine reizende Devise für

eine bündelige Kippstischfigur. Dennoch hat der Dichter des Nachts Fieberträume und kommt zu der Einsicht, daß der Apfel, in den Eva beißt, das Herz Adam's ist. Doch die Schöne schwebt immer neuen Liebesbündeln entgegen, einem Roman ohne Ende. Immer sagt sie wieder mit leiser Stimme: ich liebe zum ersten mal; doch die Liebe sitzt spottend daneben und zählt an den Fingern ab die Küsse des vorigen Jahres, die Schwüre sind längst vergessen — „l'oubli“ ist der Rest, und das Motto des „Eternel petit roman“:

Es ist eine alte Geschichte,  
Doch bleibt sie immer neu.

Das poetische Entremets: „Silhouettes du temps jadis“, enthält köstliche Rococomalereien neben einem vom Ernst der Gesinnung eines Persius durchdrungenen Eitengemälde des modernen Paris. Das Gedicht ist 1827 geschrieben; doch stört das Datum nicht; auch 40 Jahre später behalten diese Schilderungen ihre ganze Wahrheit:

Les actions sont des cloaques,  
Les consciences des égouts —  
Partout l'or sur la pourriture,  
L'idéal en proie aux moqueurs.

Dieser schwarzgallige Idealismus des Dichters hätte eigentlich in das zweite Buch: „Sagesse“, hincingepaßt dessen bedeutsamster Abschnitt: „Liberté, égalité, fraternité“, das Motto jener politischen Lösungen der Februarrevolution trägt. Hier nimmt der Dichter, trotz der letzten epigrammatischen Form, einen erstern Aufschwung Jean Severe, der alte, halbbetrunkene Invalide, spricht sich in Falstaff'scher Weise über die Kriegsthaten, über die Ehre und die hölzernen Beine aus. Er macht den Vorschlag, daß sich statt der zwei Armeen nur die beide Generale schlagen — das würde den Rauch vermindern und die Helden größer machen.

Eine der begeistertsten Hymnen auf die Menschheit enthält „L'ascension humaine“, ein Gedicht, das de „Contemplations“ zur Zierde gereichen würde, wenngleich es anfangs auch zu sehr mit geschichtlichen Namen an Studien überladen ist. Ein Freund spricht den Zweifel an dem Erfolg der menschlichen Geistesarbeit gegen den Dichter aus. Ihm ist der Mensch nur ein Traum, ein fliehendes, zitterndes Gespenst, aus seiner ganzen Wahrheit und Philosophie entspringt nicht einmal ein Heilkorn; Gott erntet und säet, und alles ist verjüngt, der Mensch ist nur eine linke Hand, die ins Unendliche hin austastet, ein Skelet im Grabe, ein Sklave auf der Erde schwächer als ein Sperling — der Abgrund des Nichts öffnet sich in dieser Null. Dieser Rede des Fremden welche die Herrlichkeit und Allmacht Gottes mit He menton preist, entgegnet nun der Dichter, daß der Mensch der Daktylus ist im göttlichen Hexameter. Der Mensch ist Gott unter einem Pseudonym, unter einer Maske; ob er ist Gott. Lenkte der Welt, wirft er ein tiefes Licht bis an die Schwelle der Unendlichkeit; er ist der uns siegbare Hercules, welcher das Chaos auseinanderreißt. Die Schlussverse dieses Gedichts können als eine poetische Paraphrase des Schiller'schen Ausspruchs gelten:

Nehmt die Gottheit auf in ernem Willen,  
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Le ciel s'appuie au solstice  
Et l'homme à la volonté.

Il vent. Tout cède et tout plie.  
Il construit quand il détruit;  
Et sa science est remplie  
Des lumières de la nuit.

Il enchaîne les désastres,  
Il tord la rebellion,  
Il est sublime, et les astres  
Sont sur sa peau de lion.

Die Allegorie „La méridienne du lion“ hat eine geistig-plastische Größe; der schlummernde Wüstenlöwe ist dem Dichter gigantisch ausgemesselt, fast zu groß für das Schlüßepigramm:

S'il ramenait sa grosse patte,  
Que de mouches s'envoleraient!

Die Natur wird von dem Dichter mit hereingezogen. Feiern politischer Feste. Den Jahrestag des 14. Juli, Tag des Bastillenssturms, begeht er im Schatten der Eichen, welche die Nacht und das Kloster haßt kein anderes Gesetz kennt, als zu wachsen.

„Oiseaux et enfants“ ist ein anderer Abschnitt von liebster Zierlichkeit. Die Lyrik Victor Hugo's gleicht einem farbenfunkelnden Kolibri, der durch das Labyrinth fliehet. Die Schlüßapostrophe an den Pegasus hat einen odenartigen Aufschwung.

„Les chansons des rues et des bois“ sind nicht die funkelnde Thautropfen der Poesie, aber es sind die Demanten aus der Krone des Genies. Wir haben mit einem der ersten Dichter, einem der geistreichsten Autoren des Jahrhunderts zu thun. Was wir in England unter einem Lied verstehen, diese zartverzte Blüte der Lyrik, wächst nicht in den Zaubergärten Victor Hugo'schen Poesie, wo die goldenen Rosenknospen der Phantasie allzu schwer und mächtig an Zweigen hängen. Doch wo dieser gedankenschweren ein anmuthiges und grazioses Gedicht gelingt, da auch von besonderm Arom und zugleich seelisch andend und geistig herauschend.

Die Begeisterung für Freiheit und Menschenrecht, die politische Stellung des Dichters zu den Fragen und Fragen der Zeit tritt auch in dieser Sammlung von uns deutlich hervor und gibt dem Dichter eine allumfassende menschliche Bedeutung. Doch Victor Hugo ist ein Franzose — und so trägt jedes echte Genie bei unserer Bedeutung den nationalen Stempel; er ist „Franzose in der gräßlichen Leichtigkeit, mit welcher er die Atfenerwerke des Geistes vor unsern Augen abbrennt, Eleganz, mit welcher er große Probleme dichterisch kleidet und die Karten der Weltgeschichte mischt. Und ist er gleichzeitig alter Provenzale, Roccodichter, in Kind des neuen revolutionären Jahrhunderts, gerade deshalb der größte Dichter Frankreichs, weil Blüthen des französischen Geistes zu einem Kranze

Rudolf Gottschall.

## Das Leben Walthers von der Vogelweide.

Das Leben Walthers von der Vogelweide von Rudolf Meißner. Leipzig, Teubner. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Als im vorigen Jahrhundert die Beschäftigung mit der vaterländischen Literatur der Vorzeit anhub und unter den mannichfachen Versuchen, die alten Denkmäler an das Licht zu ziehen und nutzbar zu machen, auch die Lyrik sich großer Theilnahme erfreute, da war im Anfang der einzelne Vertreter einer bestimmten Dichtungsart noch nicht der Gegenstand einer besondern Vorliebe. Die gesammte Schar der Minnesänger stand in Ehren, und manche Dichtungen wurden zu Nachbildungen in die neue Sprache benützt, die uns heute durchaus werthlos oder zum mindesten gleichgültig erscheinen. Mit der zunehmenden Beschäftigung aber konnte es nicht fehlen, daß die Individualität der einzelnen Dichter näher ins Auge gefaßt wurde, daß das Urtheil und die Auszeichnung sich dem einen mehr oder minder zuneigte. Es währte nicht lange, da hob sich immer mehr eine Dichtergestalt empor über die Genossen des Gesangs, ein Dichter galt bald als der erste und vielseitigste, von ihm allein wurde schon damals eine Reihe von Liedern zu einer Nachbildung in einer selbständigen Ausgabe ausgewählt und benützt. Und als dieser Dichter des Alterthums einem Dichter und Forscher der Neuzeit ein würdiger Gegenstand erschien zu einer eingehenden und liebevollen Schilderung, da wuchs die Verehrung für diesen Meister und für seine Schöpfungen von Jahr zu Jahr. Und jetzt ist Walthers von der Vogelweide ein Name, der jedem Gebildeten, wenigstens jedem Gebildeten der jüngern Generation bekannt ist, und für viele unter den Freunden der vaterländischen Literatur sind auch die Dichtungen dieser Classiker des Mittelalters eine reiche Quelle erhebender Freude geworden. Gerade bei Walthers von der Vogelweide hat sich die gelehrte Beschäftigung mit der deutschen Vorzeit, mit ihrer Sprache und Literatur als einflußreich bewährt für die Geschmacksbildung und schöpferisch für die Befriedigung des geistig edeln Bedürfnisses.

Man kann sagen: an Walthers von der Vogelweide ist die deutsche Philologie groß geworden. Nächst dem Nibelungenliede ist gerade Walthers der Gegenstand eifrigster Forschung gewesen, und voraussichtlich wird er es noch auf lange Zeit hinaus bleiben. Die Literatur, die streng gelehrte und die populär gelehrte, welche sich an Walthers knüpft, ist schon zu einer kleinen Bibliothek erwachsen und dazu gesellen sich eine Reihe Zeitschriftenbeiträge und Programmabhandlungen.

In den letzten Jahren ist über Walthers mancherlei erschienen (vgl. die Besprechung in Nr. 5 d. Bl. f. 1864); von besonderer Bedeutung war die jüngste Walthers-Ausgabe von Franz Pfeiffer, die den ersten Band der von ihm herausgegebenen Sammlung „Deutsche Classiker des Mittelalters“ bildet und schon in zweiter Auflage vorliegt: ein günstiges Schicksal, dessen sich Schriften aus dem Gebiete des Altdeutschen nur selten erfreuen. Nicht lange nach dieser mit Erklärungen versehenen Ausgabe Pfeiffer's erschien gleichsam als ergänzendes Seitenstück

in darstellender Form das vorliegende biographische Werk, welches insofern ein abschließendes zu nennen ist, als es sämtliche Forschungen und Arbeiten zusammenfaßt, über sie berichtet und urtheilt; zugleich aber enthält es eine Fülle eigener Forschungen und Ansichten und ist deshalb auch wieder geeignet, zu neuen Erörterungen anzuregen. In letzterer Beziehung werden die Fachmänner an dem Buche theilnehmen; seiner Tendenz nach aber ist es für einen größern Leserkreis bestimmt, und wir wollen hoffen, daß diese Absicht des Verfassers in vollem Maße mit Erfolg gekrönt sei. Viel kann aus Menzel's Buch gelernt werden; für jeden, der nicht selbst Fachmann ist, sondern sich aus nationalem und ästhetischem Interesse mit Walther vertraut machen will, ist es schwierig und fast unmöglich, die gesammte Literatur zu beschaffen und durchzuarbeiten, darum muß ihm ein solcher Wegweiser höchst willkommen sein. Aber nicht nur Belehrung, sondern auch Genuß wird dem Leser zutheil werden, denn Menzel weiß für seinen an sich schon anziehenden Gegenstand im hohen Grade zu fesseln, und seine Schreibart ist warm und eindringlich.

Hätte sich Menzel darauf beschränkt, nur zu referiren ohne eigenes Urtheil, dann würde sein Buch gewiß recht trocken ausgefallen sein; dadurch, daß er seine Selbständigkeit nicht aufgegeben, fordert er zugleich — und dies erhöht das Interesse — zum Widerspruch auf. Keineswegs wird man ihm und seinen Ausführungen immer beistimmen, im Gegentheil, der eine wird dies, der andere jenes anders gewünscht haben. Und so hat auch das Werk schon manchen Angriff erfahren, namentlich deshalb, weil der Verfasser sich nicht blindlings den ältern, von Fachmann herrührenden Ansichten unterworfen hat. Als Ganzes aber betrachtet, werden vorurtheilsfreie Kritiker der Arbeit aufrichtiges Lob spenden, denn sie ist gewissenhaft und sorgsam abgefaßt, und selbst mancher, der zur Mätlei geneigt ist, wird sie gern benutzen und sich Rath's aus ihr holen, wenn er über eine Frage schnell etwas wissen und die verschiedenen Ansichten darüber beisammen haben will.

Eigentlich historische Zeugnisse besitzen wir nur verschwindend wenige über Walther's Leben. Die meisten Zeugnisse, wenn wir von den Handschriften absehen, welche uns Walther's Schöpfungen überliefert haben und von denen zwei den Dichter auch im Bilde darstellen, sind literarischer Natur. Wir finden Walther bei den Dichtern, bei Zeitgenossen und Nachkommen, erwähnt und gepriesen. Seine Dichtungen oder Stellen aus ihnen werden citirt, nachgeahmt oder parodirt; auch Reminiscenzen, die zum Theil unbewußt sein mögen, finden sich in großer Anzahl. Noch im 16. Jahrhundert finden wir Walther's Wort lebendig, wenn auch entstellt und verdunkelt. Im Volksliede „Vom edeln Möringer“ werden zwei Strophen aus einem Walther'schen Liebe mit Beziehung auf die Situation verwerthet. Zu diesen wirklichen Zeugnissen tritt die Sage, nach welcher die alten Meister, und unter ihnen auch Walther, die Sängerschulen gestiftet haben. Auch ist Walther im Gedichte und in der Sage vom Sängerkrieg auf der Wartburg eine

Rolle zugetheilt. Menzel hat am Schlusse seines Buchs dieses Dichterruhms und Dichtereinflusses gedacht; er theilt die wundervolle Stelle aus Gottfried's „Tristan und Isolde“ mit, in welcher es heißt, daß nach dem Tode Reinmar's des Alten, der Nachtigall von Hagenau, die von der Vogelweibe der Sängerschaft das Banner vorantragen solle. Auch den Nachruf, welchen Walther's treuer und talentvoller Schüler, der Truchseß von St. Gallen, dem geschiedenen Meister gewidmet hat, finden wir in Menzel's Buch am Schlusse im Kapitel über „Walther's Tod“ mitgetheilt. Wenn diese Stelle auch ganz schicklich ist, so gehört doch jener Nachruf ebenfalls unter die literarischen Zeugnisse. Nach unserm Gefühl hätte dieses Kapitel von den Zeugnissen die Biographie besser eröffnet. Wer sich mit Walther beschäftigt, wird gern auch diese Zeugnisse in genauer Angabe kennen lernen wollen. Wenn es bei Menzel heißt (S. 350): „Sie alle (nämlich die gleichzeitigen und spätern Dichter) rühmen ihn nicht nur, sondern ringen seiner Größe nach und benennen zum Theil ihre Töne nach seinem Namen“, so werden wir erwidern müssen: viele rühmen ihn, aber bei weitem nicht alle; und wir müssen darn fragen: wer sind denn diese? Im Verlaufe der Darstellung sind allerdings manche Parodien und Citate schon Gegenstand der Besprechung gewesen, weil sie zum Verständniß des einzelnen wichtig sind und die biographischen Beziehungen in helleres Licht setzen, allein ein für sich abgeschlossener Gegenstand erfordert auch eine besondere Behandlung, und Wiederholungen sind nicht zu befürchten, wenn man einfach verweisen kann.

Bei dem Mangel an äußern Nachrichten sind wir bei Walther, da er nicht bloß Minnefänger im engern Sinne, sondern auch politischer Dichter ist, auf die historischen Andeutungen angewiesen, die er uns selbst in seinen Gedichten, namentlich in seinen Sprüchen gibt. Da diese Anspielungen den Gegenstand der Erforschung und Erklärung bilden, so ergeben sich natürlich nicht wenige Punkte, in denen die verschiedenartigsten Ansichten hervortreten. So lange die Forschung sich nicht geeinigt hat, so lange wird eine Biographie im strengsten Sinne kaum möglich sein. So ist auch das „Leben“ des Dichters, welches uns Menzel darzustellen versucht hat, in der Hauptsache eine kritische Erörterung. Dadurch aber, daß der Verfasser sich auch bestrebt, wirklich zu erzählen und die Principien der historischen Kunst zur Geltung zu bringen, hat sein Buch einen ganz andern Charakter angenommen als das in seiner Art nicht minder treffliche „Leben Walther's von der Vogelweibe“ von Max Krieger (Gießen 1863), welches sich eng an die von Waderwagel und Krieger unternommene Walther-Ausgabe anschließt. Bevor Menzel die historischen Bezüge im einzelnen verfolgt, sendet er eine Besprechung voraus über „Walther's Geburtsjahr, Primat, Name und Stand“. Walther's Geburtsjahr fällt nach ungeführer Berechnung zwischen 1157—67. Seine Primat ist in vielen Ländern gesucht worden. Lachmann's Ansicht, Walther sei Deutscher gewesen, hat bekanntlich lange Zeit als feststehend

gegollten, bis Pfeiffer mit Entschiedenheit widersprach und Franken als sein Heimatland zu erweisen suchte. Pfeiffer ist später durch eine interessante Entdeckung von dieser Ansicht zurückgekommen. In Tirol ist, wie Pfeiffer in der Einleitung zu seiner Ausgabe mitgetheilt hat, ein Ort Vogelweide urkundlich nachgewiesen worden. Menzel stimmt mit Pfeiffer überein, daß dieses Vogelweide wirklich und unzweifelhaft als die Geburtsstätte des Dichters anzunehmen sei, beschränkt indessen diese unbedingt ausgesprochene Ansicht später wieder dahin, daß für die neue Entdeckung nur die überwiegende Wahrscheinlichkeit spreche. Der Name „von der Vogelweide“ ist als wirklicher Name, nicht als Vornamenname zu fassen; und Walthar muß von Adel, wenn auch von niederem Adel gewesen sein.

Äußerst sorgfältig sind Menzel's Ausführungen dieser einzelnen Fragen, ja er hat unsers Bedünkens oft des Guten zu viel gethan. Er hätte sich bei Widerlegung irrig scheinender Ansichten bei weitem kürzer fassen können. Dieser Vorwurf betrifft auch den eigentlich biographischen Theil, der den Hauptinhalt des Buchs bildet.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier im einzelnen dem Menzel'schen Buche nachgehen. Mit Vorliebe und daher mit einem gewissen Schwünge in der Darstellung ist das Kapitel behandelt, welches uns Walthar „auf dem Höhepunkte seiner politischen Dichtertätigkeit“ schildert. Wenn wir Menzel's Buche aufrichtig den besten Erfolg wünschen, einen mehr äußeren, daß es rechte Verbreitung finden und für den größten Lyriker und politischen Dichter des Mittelalters ein immer tieferes Interesse erwecken, und dann auch einen innern, daß es zu neuen fruchtbaren Untersuchungen den Anlaß bieten möge: so dürfen wir uns wol auch im Hinblick auf diesen doppelten Erfolg einen Wunsch auszusprechen erlauben, dessen Erfüllung wir in einer zu hoffenden zweiten Ausgabe mit Freude begrüßen würden.

Wie es sich von selbst verstand, hat Menzel auf die drei Ausgaben von Lachmann, Wadernagel-Nieger und Pfeiffer Rücksicht genommen. Er gibt deshalb immer dreifache Citate. So praktisch dies sein mag, so unschön ist es doch in einer Darstellung, wenn immer dem ersten Citate noch zwei in einer Klammer nachhinken. Erwägt man, daß diese Citate sich öfter wiederholen, so wird dadurch auch Platz unnötig in Anspruch genommen. Eine vergleichende Tabelle würde diesem Uebelstande abhelfen. Wer genauer forschen will, nimmt gern die Mühe des Nachschlagens auf sich. Und wer lesend genießen will, wird anstatt eines Citats in Zahlen lieber ein Citat in den Worten des Textes ohne Zahl vorziehen. Nur da, wo ein Citat nicht der Beginn eines Liedes oder Spruchs ist, wo also eine bestimmte Stelle aus einem Gedichte angeführt wird, läßt sich die Zahlangabe nicht vermeiden. Ferner wäre es sehr erwünscht, wenn die Stellen, die im Buche besprochen werden, in einem Register zusammengestellt würden. Die Benutzung des Werks würde dadurch wesentlich erleichtert.

26.

## Rußlands ländliche Verfassung.

Die ländliche Verfassung Rußlands. Ihre Entwicklungen und ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861. Von August Freiherrn von Harthausen. Leipzig, Brockhaus. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Die sociale Gestaltung, welche unsere Gegenwart beherrscht, ist aus Frankreich über Europa hingeschritten; ihre abermalige Umgestaltung nach den modernen Weltbedürfnissen ist darum keine minder brennende Frage geworden, weil sie noch ein ungelöstes Räthsel blieb. Deshalb, weil die sociale Reformbewegung Europas erst seit wenigen Jahren über die Grenzen des russischen Reichs hinausgehen und an der eigenthümlichen Fügung der dortigen Gesellschaftsgliederung rütteln durfte, können wir den Blick dagegen nicht verschließen, daß mit Rußlands Eintritt in den socialen Interessenkampf neue Bewegungselemente auch von da auf die alten Heimatstätten der europäischen Cultur zurückwirkten. Vorkäufig erscheint es allerdings nur die Kundgebung eines außerordentlich jungen, erfahrungs- und thatenarmen Uebermuths, daß die Vertreter des nationalrussischen Princips für ihr Volk, dessen Geschichte bisher nur „des Herrschers Eigenthum“ war, die Berufung in Anspruch nehmen, für das „alte, abgelebte Europa eine neue Civilisationsformel zu schaffen“. Denn dieser Anspruch beruht eben bloß auf einer rohen Massenkraft, welche, soweit sie bisher ihre Gewaltherrschaft geltend machte in der Richtung gen Westen, ihre Wirksamkeit bloß durch Vernichtung der selbständigen Errungenschaften einer höhern Civilisation betandete, wie in Polen; und wo sie nicht mit vollkommener Rücksichtslosigkeit der Gewalt zu verfahren vermochte, stachelte sie den nationalen und religiösen Fanatismus gegen angebliche Gefahren des politischen „Separatismus“ und eines angeblich drohenden „Dranges nach Osten“ gegen die nichtrussischen Lebensgestaltungen zur Feindschaft auf, wie in den baltischen und finnischen Anlanden der Ostsee. Doch immerhin, diese frische, wenn auch rohe Massenkraft übt einen expansiven Druck gen Westen; Europa darf dem innern Leben derselben nicht fremd bleiben. Je weniger noch bis heute das vollständige Rußland mit Europa durch die Solidarität übereinstimmender Civilisationsgrundlagen verbunden, je weniger gleichzeitig das Kraftbewußtsein des russischen Nationallebens in Abrede zu stellen ist, desto wichtiger wird jede objective Darstellung und Würdigung der Zustände, unter denen es auf irgendeinem Gebiete in die vom „allerhöchsten Willen“ octroyirten Reformen eingetreten ist und aus denen heraus es die vom Zaren empfangenen Normen sich als Leben aneignet.

Hrn. von Harthausen's Name erfreut sich in dieser Beziehung einer Autorität wie wenige, auf dem Gebiete der ländlichen und bäuerlichen Verhältnisse Rußlands wie keiner. Seine „Studien über Rußland“, seine „Transkaukasien“, seine kleinern journalistischen Arbeiten waren in unermüdlicher Consequenz auf die Erörterung und Darstellung des ethnographisch wie politisch sichtbar widerspruchsvollen Verhältnisses gegründet, daß das ungeheure russische Reich überhaupt und namentlich in seinen Kern-

landen seine wesentliche Entwicklung als landwirtschaftlicher Staat genommen hat, während das russische Volk, seinem Nationalcharakter nach, ursprünglich durchaus kein Aderbauvolk ist und selbst in den klimatischen wie terrestrischen Verhältnissen für eine agricole Volksentwicklung keineswegs besonders günstige Bedingungen vorfindet. Noch bis jetzt sind die Großrussen kein echtes Aderbauvolk, sie treiben die Landwirtschaft fast nur aus Nothwendigkeit, und der Charakter des Aderbaues ist demnach auch anders wie bei den echten Aderbauvölkern. Weniger die bis zur Leibeigenschaft immer schroffer entwickelte Grundbesitzlosigkeit des Bauern hinderte den Aderbaubetrieb über die Befriedigung des Volksbedürfnisses hinaus und die Annahme von Fortschritten und Verbesserungen, als vielmehr die altslawische Einrichtung des Gesamtbesitzes der Gemeinde. Ihre periodisch wiederkehrende Neuvertheilung des Landes an die einzelnen Gemeindeglieder zur Benutzung ließ die Anhänglichkeit an die besessene Scholle unentwickelt und den eingeborenen Wandertrieb des Großrussen ohne Gegengewicht. Der auf Obrok, d. h. mit einem Wanderpasse gegen hohe Abgaben, auf seine freie Thätigkeit gestellte Leibeigene war überdies dem Grundherrn ein sich besser verzinsendes Kapital als der in seiner Heimat fronende Bauer.

Diese Verhältnisse sind hier nicht weiter anzuführen, ja nur anzudeuten. Genug, Hr. von Harthausen führte seine Studien über Rußlands innere Zustände, Volksleben und ländliche Einrichtungen bereits vor 20 Jahren zu dem sichern Ausspruch, daß eine große Umwandlung und Evolution der ganzen ländlichen Verfassung unweifelhaft ins Leben treten müsse. Je weniger er den Blick überhaupt abgewendet hatte von diesem schweisig, aber stetig sich ausbreitenden Proceß, desto fester und sorgfältiger beobachtete er den Gang der socialen Reform, nachdem Alexander II. durch die That der Bauernemancipation freie Bahn dafür geschaffen hatte. Diese Bahn ist noch keineswegs durchgemessen, ja selbst die rein materielle Aufhebung der Leibeigenschaft ist noch nicht durchgeführt; ein grundbesitzlicher und freier Bauernstand im europäischen Sinne existirt noch nicht, er ist sozusagen erst im Ankeimen begriffen, und die Wirkungen der Emancipation auf die bäuerlichen Verhältnisse lassen sich noch nicht bemessen. Natürlich noch viel weniger ihre vereinst vielleicht noch gewaltigern und gewaltthätigen Rückwirkungen auf die übrigen russischen Gesellschaftsklassen. So kam es dem Werke des Hr. von Harthausen vornehmlich darauf an, die historischen und nationalen, socialen und politischen Grundlagen darzustellen, auf denen die Neugestaltungen ruhen werden, und die gesetzlichen Pfeiler und Stützen, oder wenn man will, die Einfassungsmauern, auf und in denen der heutige Schwebezustand zur Consolidirung und Ruhe kommen soll, in klarer Ausführung zur Anschauung zu bringen.

Ein Buch der leichten Lectüre ist das Harthausensche nicht, auch keins, an dessen Studium man ohne einige Kenntniß der russischen Verhältnisse herantreten kann. Der Verfasser selbst nennt es mit großer Bescheidenheit „ein genaues und sachgemäßes Referat“ über den bisherigen

Gang des Emancipationswerks. Damit ist aber sein behebbarer Inhalt, namentlich derjenige der eigensten Arbeit des Verfassers durchaus nicht erschöpft. Für den Publicisten, den Culturhistoriker, den Nichtrussen überhaupt liegt eben das Schwergewicht der Arbeit sicherlich vorzugsweise in dem einleitenden Theile sowie in den kritischen Schlußbetrachtungen des Verfassers. Jener fixirt in kurzer Uebersicht die historische und reale Entwicklung der Agrarverfassung in Rußland von den ältesten Zeiten bis zu dem Moment, wo Alexander II. den Gouvernementsadel zur Discussion und zu Vorschlägen über die Emancipation veranlaßte. Dieser Darlegung folgen dann Auszüge aus den in russischer Sprache gedruckten Acten der Adelscomités der verschiedenen Gouvernements sowie des petersburger Generalcomité, welche die bäuerlichen und ländlichen Verhältnisse in Rußland theils nach ihren Beständen darstellen, theils nach ihren Mängeln und Vorzügen untersuchen, um der Reformgesetzgebung als Grundlage zu dienen. Daran fügt sich der Wortlaut des ganzen Gesetzgebungswerks vom Jahre 1861.

Das Verdienst der auszüglichen Uebersetzung dieses (24 starke Foliobände umfassenden) officiellen Materials aus dem Russischen eignet dem einen Mitarbeiter des Verfassers, dem Dr. Skrebizky in Bonn (welcher soeben mit einem fünfbändigen Werk in russischer Sprache über die Bauernemancipation beschäftigt ist). Dagegen hat der frühere Reisebegleiter und Mitarbeiter des Hr. von Harthausen, Prof. W. Rosgarten in Graz, die systematische Ordnung, Zusammenstellung und Durcharbeitung des von Dr. Skrebizky gesichteten Materials nach den Gegenständen und nach dem Plane des Verfassers geliefert.

Ihm selbst gehören dagegen die an diese Darstellungen geknüpften „Schlußbetrachtungen“. Ihre unmittelbare Wichtigkeit beruht, unsers Erachtens, zunächst in der kritischen Würdigung der russischen Emancipationsgesetzgebung durch ihre Vergleichung mit den hierher gehörigen Gesetzgebungen und Zuständen anderer europäischen Länder, welche sowohl im allgemeinen, als auch noch im besondern an einzelnen Beispielen durchgeführt ist. Das Gesamtergebnis dieser Untersuchung spricht sich über die nun vierjährige Wirkung der russischen Emancipationsgesetze günstig aus und sucht überdies historisch zu erweisen, daß, indem sie dem freigewordenen Bauer aus dem Herrschaftsareal einen bestimmten Grundbesitz zutheilten, sie gegen das Princip des Eigenthums nicht verstoßen haben. Allein auch die Bedenken gegen die werdenden Zustände sind ebenso wenig verschwiegen. Unter ihnen steht die Rechtsungleichheit der zwei großen bäuerlichen Gruppen obenan, welche die Emancipation nach ihrer Vollendung darstellen wird. Denn die 12 Millionen „Kronbauern“ besitzen kein gesetzliches Eigenthum an Grund und Boden, müssen außer der Kopfsteuer noch eine Landsteuer zahlen und stehen unter der Verwaltung eines Beamtenstandes; dagegen sind die 10 Millionen der übrigen Bauern nach Vollendung des Emancipationswerks völlig frei, mit Grundeigenthum anständig, nur mit der Kopfsteuer für die Kronen belastet und durch den Adel verwaltet. Allein diese Adelsverwaltung selbst (welche indessen vorerst nur als Provi-



im angeordnet wurde) steht in der Luft, solange es Rußland keinen Landadel gibt. Der Grundherr soll sich die Gemeinde beaufsichtigen, die Polizei üben, die Munizverwaltung controliren, die Gemeinde und jedes Glied nach außen vertreten; in die Hände von Friedensrichtern, welche der Adel wählt, ist fast die ganze illige und contentiöse Gerichtsbarkeit gelegt; die aus der Gesamtheit innerhalb eines Districts gebildeten Friedensgerichte entscheiden alle Streitigkeiten größtentheils erster Instanz. Wie indessen die socialen Adelsverhältnisse sind, ist es gar nicht anders denkbar, als daß die iche Verwaltung den wenigst befähigten und geeigneten Elementen in die Hände kommt. Denn die besten Leute sind vom Staats- und Armeedienst absorbiert. sich eine Landaristokratie bilde, ist vorerst nur ein leerer Wunsch, während die Hoffnung auf seine Erregung sehr wenig Anhalt hat. Ganz abgesehen von der Ignoranz des russischen Adels gegen das Landleben, abgesehen auch von der Anziehungskraft der Städte über: und namentlich der das Geistesleben centralisirenden Residenzen für alle intelligenten Elemente — in Rußland ist der Adel fast alleiniger Vertreter der Vergangenheit —, müßte selbst eine, dem russischen Naturreichthum entsprechende Modification des Erbrechts vor sich gehen, müßte Mittel zur Erhaltung der Untheilbarkeit der Güter, Verhinderung der Zerpfitterung der Dörfer gefunden werden, ehe daran zu denken sein würde, daß sich ein Landadel entwickeln könnte.

Mit diesen Bedenken, deren Ueberwindung der Zukunft anheimgestellt bleibt, endet das inhaltvolle Buch. Anhang ist ihm eine Charakteristik der russischen (alt-slawischen) Gemeinde beigelegt, deren Ausführung derselbe mit den gewichtigen Worten schließt:

Wir sprechen unsere volle Ueberzeugung aus: Wer im vorliegenden Augenblicke schon das Princip der russischen Gemeinde, die Gleichtheilung des Grund und Bodens unter die unbegleiteten auf bestimmte Zeit, von oben herab durch aufgehoben sehen möchte, hat keine hinreichende Einsicht in die vorhandenen Zustände und des Nationalcharakters dieses Landes und es fehlt ihm wol die Uebersicht und der staatsmännliche Blick für die Lage und die Bedürfnisse der Zeit im allgemeinen und Rußlands im besondern.

Aurelio Saldana.

### Biographisches.

meinem Leben. Von Ferdinand Walter. Bonn, 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Alle Menschen, von welchem Stande sie auch seien, was Tugendhaftes oder Tugendähnliches vollbracht haben, sollten, wenn sie sich wahrhaft guter Absichten befinden, eigenhändig ihr Leben aufsetzen, jedoch nicht in einer so schönen Unternehmung schreiten, als bis ins Alter von 40 Jahren erreicht haben.“ Wir wurden durch diese These, mit der bekanntlich Venedig's Gellie Geschichte seines Lebens einleitet, erinnert, als Walter's Autobiographie zur Hand nahmen, und wo wir die Lektüre vollendet und das 21 Bogen Buch beiseiteschieben, legen wir uns die Frage vor,

L. 29.

was hat der italienische Künstler mit dem Conditional-sage gemeint: „wenn sie sich wahrhaft guter Absichten bewußt sind?“ Er beantwortet diese Frage an einer späteren Stelle selbst, indem er sagt, diejenigen, die bemüht waren, einiges Gute zu leisten und sich in der Welt zu zeigen, sollten im wesentlichen nur ihre eigenen Tugenden erwähnen, und er hat damit in seinem offenerzigen Künstlerstolze sicherlich für sich nichts anderes gemeint, als er wolle von seiner Kunst und seinen Kunstwerken und den Ideen, die ihn geleitet, sprechen, d. h. für sich und den Werth seiner Arbeiten Propaganda — Reclame machen, wie das allerdings anrathig gewordene moderne Wort die Sache bezeichnet. Aber der Italiener ist aufrichtig, und es ist bis jetzt niemand gekommen, der ihm dieserhalb Vorwürfe gemacht hätte.

Weshalb hat Walter nicht offen dasselbe Geständniß abgelegt und in dem Vorworte gesagt, sein Buch sei eine Parteilichkeit, zu Gunsten der Reaction, zugleich eine Autophotographie um der Nachwelt ein ganz im Sinne und nach dem Geschmack des Autors ausgefallenes Abbild seiner selbst, seiner Absichten und Erfolge zu hinterlassen? Weshalb stellt er es im Vorwort hin als ein Denkmal der Pietät für Kinder und Enkel, für Freunde und Gönner? Wer besonders heutzutage für die Sache einer Partei auftritt, führt, wenn er es auch nicht will, doch immer Weib und Kinder und ihr Geschick mit in die Schanze — das liegt in der Natur der Verhältnisse und ist nicht zu ändern —, er soll sie aber nicht in das Vordertreffen stellen, sie und seine Beziehungen zu ihnen nicht als Instrumente des Kampfes auszunutzen. Wir haben die Ueberzeugung gewonnen und aufmerksame Leser des Buchs werden sie theilen, daß Walter, der alt geworden ist — er ist 1794 geboren — und erkennen muß, trotz verbissenen Kampfeifers doch nur vorübergehende Erfolge erlämpft zu haben, durch diese Schrift, die er als ein Familienbuch hinstellt, nur noch einen letzten kräftigen Stieb auf seine Gegner führen will. Er sagt, die Grundzüge seines Wesens seien „das Streben nach historischer Wahrheit, die Achtung vor dem historischen Recht und die Theilnahme für die Schwachen und Unterdrückten“. Wir gestehen, daß diese Tripleallianz von Charaktereigenschaften sich in einer Autobiographie recht artig ausnimmt und für den Leser einen ganz respectablen Charakter skizzirt; wir wollen uns aber doch zu bemerken erlauben, daß wir, ebenfalls von dem Streben nach Erkenntniß historischer Wahrheit durchdrungen, immerhin das historische Recht nur insofern achten, als es kein historisches Unrecht ist. Da ziehen wir denn doch das unhistorische Recht weit vor und sind der Meinung derer, welche sagen, was jahrhundertlang Unrecht gewesen, ist deshalb noch keine Minute Recht, und wenn die Schwachen und Unterdrückten im Unrecht sind, so hält uns ihre Schwäche keineswegs ab, sie vollends zu unterdrücken. Wir können danach unsere Kräfte um so ungezügelter auf die Cultur ungeschminkter und wahrer Humanität verwenden.

Mit großer Uebersichtlichkeit, wie es von einem deutschen Gelehrten nicht wol anders zu erwarten war, hat

Walter sein Material in acht Kapitel gebracht, von denen das erste und achte für uns kein Interesse haben, denn sie handeln von der Kindheit und Jugend und von den spätern Erlebnissen in des Verfassers Familie. Er ist ein guter Sohn und fleißiger Schüler und später ein zärtlicher Gatte und Vater gewesen. Das zweite Kapitel: „Militärisches“, ist von gewissem Interesse, nicht weil wir erfahren, daß Walter an den langweiligen und oft recht unglücklichen Kreuz- und Querzügen der Campagne von 1814 theilgenommen hat und über manche Unerheblichkeiten Genaues berichten kann, sondern weil er als eine Art Adjutant des kaiserlich russischen Obersten von Bornekow mitgezogen ist, der Commandeur eines Kosackenregiments war. Das ist wichtig, denn der Verfasser hat etwas von den Einflüssen aus jener Zeit an sich behalten, und wer die Art seines Auftretens für Krone, Kirche, Kloster und Klerus überhaupt beobachtet hat, wird das überrascht befähigen und mancherlei erklärlicher finden, wozu der Verfasser sich hergegeben hat. Das dritte Kapitel berichtet etwas kurz über das Universitäts- und Dozentenleben bis 1819, das besonders in Heidelberg spielt. Dorthin kam im Jahre 1817 der allgefeierte Jean Paul und hielt bei einem improvisirten Fackelständchen an die Studenten folgende Anrede: „In unsern Tagen hat ein Vivat höhern Werth; denn die Jünglinge, die es bringen, haben höhern Werth als die der vorigen Zeit. Ich wünsche, daß jeder von Ihnen auch von der Nachwelt sein Vivat wieder bekommt. Wenn Sie alle so gut bleiben, wie Sie jetzt in dieser Minute sind, so braucht das Vaterland keine bessern Jünglinge.“ Das waren allerdings beherzigenswerthe Worte.

Wenig später kommt er auf den Magnetismus zu sprechen, der damals in Heidelberg unter Schelver's Leitung grassirte, und nimmt Gelegenheit, über Jean Paul und Hegel zu spötteln, von denen der erstere gemeint habe, „vor dem Abgrunde der Geisterwelt“, ja „im Tempel des Weltgeistes“ zu stehen, während letzterer früher aus den im Sein ruhenden dialectischen Gesetzen bewiesen habe, daß es keinen Magnetismus geben könne, jetzt aber aus denselben Gesetzen beweise, daß es einen Magnetismus geben müsse.

Durch Thibaut wurde Walter in die akademische Laufbahn eingeführt und dann durch Geheimrath Simon für die damals neu errichtete Hochschule in Bonn empfohlen, wo er 1819 zuerst als Professor den Lehrstuhl bestieg, um römisches Recht und Kirchenrecht zu lehren.

Das folgende fünfte Kapitel: „Kirchliches“, ist nun verfaßt, um uns die Erkenntniß aufzunöthigen, wie infolge einer gewissen „innern Entwicklung“ der Verfasser aus dem flachen Rationalismus jener Zeit seine Rückkehr zum Glauben bewerkstelligt habe. Die Erläuterung, die er gibt, ist eine so charakteristische und erbaulich abgefaßte Deduction mit ihren Deshals und Dahers, daß wir sie ganz hersetzen wollen:

Der erste Schritt, wodurch der Mensch in das Heiligthum des Daseins, wozu er durch seine unsterbliche Seele berufen ist, eintritt, ist, wenn das Kind zum ersten Male von der Mutter

die Händchen fassen lernt und den Namen Gottes aussprechen hört. Die Ahnungen, die es dann von demjenigen empfindet, wofür es noch weder Worte noch Begriffe hat, sind der Helligschlag, womit die junge Seele den Urquell fühlt und begreift, woraus sie stammt und dem sie gleichartig geschaffen ist. Der Fortschritt der religiösen Erkenntniß ist daher nur näheres Ein- und Zurückgehen auf diesen Urquell, also nur die Fortsetzung und Fortbildung der Schwingungen, welche das kindliche Gemüth zuerst in Bewegung gesetzt. Daraus folgt, daß alle wahre religiöse Erziehung vor allem von dem Gemüth, als dem in dem Menschen liegenden unmittelbaren Zeugniß des Göttlichen, ausgehen muß. Das religiöse Gemüth und die religiöse Erkenntniß oder Verstand sind nicht etwas voneinander Verschiedenes; das religiöse Gemüth gelangt in der religiösen Erkenntniß nur zum Begriff und Ausdruck seiner selbst. Deshalb ist der höchste religiöse Act, das Gebet, nicht ein Act des Verstandes, sondern des Gefühls. Daher sind die religiösen Einbrüche der Kindheit so mächtig, weil sie immer gleich wahr sind, und der betende Mensch ist daher immer dem Kinde gleich oder muß es ihm wieder werden. Daher verweilt die Religion nicht im Verstande, sondern im Leben und ist nur dadurch, daß sie gelebt wird, verständlich; das Erzielen um Religion mit demjenigen, der keine Religion hat, ist vergeblich, weil er noch gar nicht weiß, worum er streitet, ebenso wie der Blinde oder Taube nicht über Farbe oder Ton streiten kann. Daher setzt sich, wer die Trostlosigkeit des Unglaubens fühlt, danach, wieder zu beten zu können, wie er als Kind gebetet hat, was aber schon der Anfang eines solchen Gebets ist. Daher endlich geschieht die Rückkehr zum Glauben weit weniger durch einen Act des Verstandes(?), als durch den wiedererwachten Klang der Gebete, welcher die junge Seele zuerst in Schwingungen brachte, die Unschuld der Kindheit bewachte und das Glück derselben belebte.

Also „redet wie die Kindlein“, aber das ist unmöglich. Daß Walter mit der großen Säkularisation von 1803 nicht einverstanden war, daß er in dem Papste und der Hierarchie die einseitig Angelegten, wehrlos Verfolgten sah, daß sich in ihm eine Reaction zu einer wahrhaft objectiven, d. h. parteilosen(?) Behandlung des Kirchenrechts vorbereitete, und daß er nun als Adjutant des sehr reichen Grafen von Fürstenberg Champion der kirchlichen Interessen wurde, das erläutert uns seine „Rückkehr zum Glauben“ weit plausibler. Johannes von Müller, der sich bekanntlich in Cassel in sehr bedenklicher Weise den Napoleonischen Interessen accommodirt hatte, „griff in diese Wendung mit Macht ein“:

Jetzt gefällt sich die Geschichtschreibung zum Theil in andern Bahnen, worin sie sich feiern läßt. Allein wer mit Wohlgefallen aus Cabinetsintriguen, oder aus den Schwächen geistlicher oder weltlicher Fürsten, oder überhaupt aus den Gewohnheiten und Schattenseiten der Menschheit Weltgeschichte macht, der erniedrigt die Geschichtschreibung zur Anekdotenlust oder partentziösen Geschichtselle oder zu beiden zugleich. Auf diese Weise wurde ich nach und nach theoretisch zur Kirche und durch dieselbe zum Christenthum völlig zurückgeführt. Innere Ereignisse, wie sie jeder gefühlvolle Mensch erlebt, bewirkten im October 1821 auch die praktische Rückkehr. Mein Schicksal lächelte wieder, und die weisse Palme in seiner Hand trieb er grüne Blätter, als er mich zu dem Gang begleitete, da ich in einem armen Buchbinderladen, zum ersten mal seit langer Zeit, mir wieder ein Gebetbuch kaufte.

Wir haben damit genug, wir brauchen nicht weiter zu untersuchen, wie Walter das Kirchenrecht anlegte und anwandte, wie er gleichzeitig Anhänger von Clemens August und seinem Monarchen war, wie er zwischen Scylla

und Charpybis glücklich durchschiffte und dazu beitrug, daß die volle Selbständigkeit der Kirche grundsätzlich ausgesprochen wurde. Er verschaffte dem Klosterlichen Epital in Bonn und so vielen Klosterlichen Instituten im westlichen Preußen Corporationsrechte und ist einer der Hauptmitthelfer geworden, daß sich überall, wo es irgend durchzusetzen ist, wieder Nonnen- und Mönchsklöster erheben, daß es über Gebühr wieder von Alerikalien wimmelt. Aber das wird sicher einmal wieder aufhören, und wenn er für „unsere tiefsternste(!) christliche Schriftstellerin, die Gräfin Ida Hahn-Hahn“, schwärmt, so wollen wir doch auch nicht vergessen, was der nüchterne Diefenbach in seiner „Speciellen Chirurgie“ über diese Dame gesagt hat.

Das siebente Kapitel trägt die Ueberschrift: „Politisches“, und enthält in täglichen Briefen an seine Frau den Nachweis, mit welchem Eifer Walter der Sache der Reaction gedient hat, in Berlin, Brandenburg, Frankfurt a. M. und wieder in Berlin, zuerst als Mitglied des Abgeordnetenhauses, dann im Herrenhause. Das Kapitel schließt mit den Worten:

Unter dem 17. Februar (1850) erhielt ich vom Minister von Brandenburg die Anfrage, ob ich die vom König mir zugesagte Ernennung zum Staatsrathe des ersturten Parlaments annehmen würde? Ich lehnte dieses am 21. Februar unter Anführung der mehrfach erwähnten Gründe ab, wozu noch ein Grund mehr, den ich aber natürlich nicht aussprach, der war, daß nach meiner Ueberzeugung bei der ganzen Sache nichts herauskäme. Von da an lebte ich wieder ungetheilt meiner Wissenschaft.

Es ist auch bei der ganzen Sache nichts herausgekommen, nichts für uns, das Volk, für Walter nichts als diverse Orden und ehrende Anerkennnisse. Das hat eine Frau auch schon im November 1848, als er durch ein Schreiben an Frn. von Unruh der Sache des Fortschritts wesentlich geschadet, vorausgesagt. Seine Antwort auf diese Befürchtung ist S. 245 in usum Delphini abgedruckt, und wir vermeinen der Intention Walter's zu entsprechen, wenn auch wir dieselbe hier wiederholen: Auch täusche ich mich darüber nicht, daß in glücklicheren Zeiten der Freund in der Noth wieder vergessen werden wird.“

Das ist des Pudels Kern; Hannibal Fischer u. a. sehen oft genug ähnlich gesprochen, wenn auch derber und weniger verflacht.

Im Vorwort heißt es, diese Lebensbeschreibung werde eher für die Zeitgeschichte noch für die Geschichte der Wissenschaften von Belang sein. Dies ist doch der Fall, eilich in ganz anderm Sinne, als der Verfasser annehmen möchte, und wenn ein Geschichtschreiber Klio's Griff zur Hand nehmen sollte, um die Geschichte der Reaction seit 1848 zu schreiben, so würde er nur zum Nachtheil seiner Arbeit diese Walter'sche Autobiographie vergehen können.

15.

## Religiöse Dichtungen.

1. Josianna dem Sohne David's! Ein Kranz biblischer Gesänge aus dem Leben unsers Herrn und Heilandes. Von Theophil. Köln, Voßferde. 1866. 16. 20 Ngr.

Eine poetische Umschreibung von neutestamentlichen Erzählungen — und zwar, bezeichnend genug, fast durchaus Wundererzählungen — aus dem Leben Jesu. Ein halb mehr, bald weniger gelungenes Pathos wechselt mit prosaischer Nüchternheit. Der Abschnitt, der nachher versificirt wird, ist jedesmal vorangebracht, nicht eben zum Vortheil der „Gesänge“, die gegen die gebrungene Kürze und unnachahmliche Einfachheit des Originals gar sehr abstecken. Aber die bloße Versification neutestamentlicher Stoffe ist noch keine Poesie; es muß der Stoff im Geiste wiedergeboren, neugefaltet, psychologisch begründet, auf Welt und Leben angewandt, mit Schlaglichtern aus der Geschichte versehen werden. Der Verfasser ist Katholik und hat sich vielleicht schon aus Gehorsam gegen die geschriebene Autorität der möglichsten Objectivität beileigigt; er ist mit dem Stoff nicht eins geworden und bleibt ihm bei allem Pathos, das hier und da hervorbricht, äußerlich gegenüberstehen. Jesus selbst erscheint in diesen Gesängen nicht als menschliche, kämpfende, sich entwickelnde Persönlichkeit; er ist nur ein verkleideter Gott; die Menschheit ist Schein. Eine solche Auffassung kann uns nicht mehr lebendig erregen, und wenn sie sich hundertmal auf ihre Uebereinstimmung mit der Kirchenlehre beruft. Gar oft wird die Kraft des Originals versificatorisch abgeschwächt, z. B.:

Wahrlich, spricht der Herr, in vielen Dingen  
Hast du Sorge noch für diese Zeit.  
Eines thut nur noth: du sollst erringen  
Meinen Frieden für die Ewigkeit.

Wie matt, wie wässerig! Das ist keine Poesie, sondern Versification. Sprachfehler sind: „thuen“ (thun) und „gen“ in Verbindungen wie: Liebe gen ihn; der Tod, der machtlos ist gen dich.

2. Joseph und seine Brüder. Von Luise von Bloennies. Stuttgart, S. O. Poesching. 1866. 16. 22½ Ngr.

Was wir bei Theophil vermisst haben, das finden wir hier: Die Verfasserin hat die Geschichte Joseph's nicht bloß umschreibend wiedergegeben, nicht bloß da, wo die alttestamentliche Erzählung eine Lücke ließ, dieselbe glücklich ausgefüllt, sondern die ganze Erzählung unter den unerlässlichen höhern Gesichtspunkt gestellt und weder die poetische Gerechtigkeit noch die geschichtliche Fernsicht auf das fernere Geschick Israels und seine Stellung unter den Völkern der Erde vernachlässigt. Nicht Inusus und Suleika, wie in den Sagen des Morgenlandes, sondern Joseph und seine Brüder sind der Gegenstand des Buchs; Suleika's Liebe ist tief und zart geschildert, doch verschwindet die Aegyptierin, nachdem sie sich an Joseph wegen der Verschmähung ihrer Liebe gerächt hat, aus unsern Augen; Joseph's Brüder treten nach und nach wieder hervor; nach längerer Prüfung gibt sich Joseph ihnen zu erkennen; sie sind durch die Strafe sittlich geklärt: fast ganz wie im Alten Testament, das überhaupt

der Dichterin bedeutend vorgearbeitet hat, sodaß sie nur einzelne Stellen desselben auszufüllen brauchte.

Das Büchlein zeugt, wenn auch nicht von einem glänzenden, so doch von einem glücklichen Talent, dem es gelungen ist, aus Gutem Gutes neu zu gestalten. Zum Schluß ertönt aus dem Munde von Jakob's zwölf Söhnen ein Lobgesang auf Jehovah und läßt eine befriedigte, harmonische Stimmung in uns zurück.

3. Waldblumen. Gedichte von Theodor Spitta. Stuttgart, Kröner. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wir betrachten Spitta's „Waldblumen“ in diesem Zusammenhang, obgleich ein großer Theil der Gedichte nicht zu den specifisch christlich-frommen Poesien gehört. Alle diese Waldblumen haben nämlich einen religiös-moralisirenden Geruch und unterscheiden sich dadurch von ähnlichen Gedichtstränken. Genauer betrachtet freilich können wir den Verfasser nicht als Dichter, sondern nur als Versificator gelten lassen, mag er sich nun auf dem weltlichen oder religiösen Gebiete bewegen. Auf letzterm erinnert er eher an Witschel als an seinen bekannten Namensbruder. Gottvertrauen, Nachfolge Christi, Duldung gegen Andersdenkende ist seine Losung; nur hätte er diese Grundsätze nicht so gar „einfach“ (er selbst nennt seine Lieder „einfach und empfindungsvoll“) und wie vom Lehrstuhl der Moral herab aussprechen sollen. Hier und da weiß er den Ton eines innigen, tiefen Gefühls glücklich anzuschlagen, z. B. in „Die letzte Ehre“. Im ganzen aber ist seine poetische Gestaltungskraft sehr mäßig; es fehlt ihm an Tiefe und Originalität, an der Gabe zu individualisiren und — was eine Hauptsache ist — den Grundgedanken, die Grundstimmung des Gedichts am Schluß desselben mit aller Kraft in kernig gebieterischer Form zusammenzufassen. „Geist fordr' ich vom Dichter“, sagt Schiller; unser Verfasser hat viel Seele, viel Gemüth in seinen Gedichten, aber man vermißt den Geist, namentlich am Schluß derselben, gar zu häufig. Wenn wir meinen, jetzt werde eben das Beste kommen, sind wir schon am Ziele. Ist das Ende schlecht, so ist auch das Vorhergehende nicht mehr so gut; das Beste, sagt das Sprichwort, kommt zuletzt. Das unerreichte Muster der Pyril, Goethe, hat nicht bloß Seele, Gemüth, Kindesinn, sondern auch Geist, der selbst in seinen Liebesliedern am Schluß oft wie in einer epigrammatischen Spitze hervorbricht. Man lese aber bei Spitta „Romanze“ S. 143 und „Ballade“ S. 154, und man wird erstaunen über die wahrhaft erschreckende „Einfachheit“ dieser Versübungen. Einen interessanten Beitrag zur Synonymik enthält das Gedicht S. 116, wo Spitta seine Geliebte ansieht: „Grolle mir, aber hasse mich nicht.“ Was ist denn Groll anders als eine Art des Hasses, und zwar ein recht starker, lang gedährter, grimmig verbissener Haß? Welcher Unsinn also: „Grolle mir, aber hasse mich nicht.“ In dem Gedicht auf den 18. Juni 1816 ruft er aus: „Wonne des Wonnemonds!“

Hiermit genug. Gute Gesinnung, Wein, Liebe, Frühling, Religion, Vaterland, Moral: durchaus keine Einseitigkeit,

Geistliches und Weltliches nebeneinander — und doch keine waldbrische Poesie in diesen „Waldblumen“. Weil ein Vers — hier und da — dir gelingt u. s. w. — Spitta kennt doch das böse Epigramm?

4. Parabeln aus der Natur. Aus dem Englischen der Mrs. Alfred Gatty, überf. von Friederike Porzer. Neue Ausgabe. München, J. A. Finkler. 1866. 8. 24 Ngr.

Vorliegende Parabeln verfolgen einen moralisch-religiösen Zweck, die Natur wird als Lehrerin der Moral und Religion betrachtet. In der Vorrede sagt die Verfasserin:

Die wunderbaren und geheimnißvollen Verwandlungen, die Thomas Browne an den Seidenwürmern beobachtet hat, machten ihn, wie er in seiner „Religio medici“ sagt, vom Philosophen zum Theologen. Wäre die Raupe ein vernünftiges Wesen und fähig, ihr eigenes Dasein zu überschauen, so würde sie ihre Verwandlung in einen Schmetterling, das Sinnbild der Unsterblichkeit, als unmöglich betrachten. Schon der heilige Apostel Paulus hat uns den Weg zu solcher Belehrungsweise gezeigt, indem er die Möglichkeit der Auferstehung des Körpers aus der Auferstehung des organischen Lebens aus dem Samen folgert. „Du Thor, was du säest, lebst nicht auf, wenn es nicht zuvor stirbt.“

Ferner behauert die Verfasserin in der Vorrede, daß Andersen in seinen „Fremdmärchen“ bei seinem ausgezeichneten Blick in die Natur seine reizenden Erzählungen so oft gänzlich ohne Zweck oder Moral gelassen hat. Was also in der Natur des Märchens liegt, die Tendenzlosigkeit, das wird dem Märchenmacher zum Vorwurf gemacht. Was aber den heiligen Apostel Paulus betrifft, so beruht diesem die Auferstehung des Leibes auf Gottes Allmacht und Christi Vorbild; das Samenorn dient bloß zum Zweck anschaulicher Erläuterung. Auf den Einwurf: „was das Samenorn zertreten, wenn der menschliche Körper verbrannt wird, wie können sie auferstehen?“ hätte Paulus gewiß ebenso geantwortet wie der Brenzische Ratsherr: „Wie sollt' es nicht möglich sein? Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“ Eine Analogie ist noch kein Beweis; Strauß und Richter betrachten die Beweise an der Verwandlung der Insekten, dem Winterschlaf der Bären u. dgl. als anmüthige Spielereien. Die Raupe stirbt nicht, sie liegt bloß in einem Scheintod, während der Mensch wirklich stirbt. Einem schon vorhandenen Glauben mag eine solche Auffassung der Natur zu weiterer Stärkung dienen, ein poetischer Sinn mag sich daran erfreuen; wer aber von Haus aus pantheistisch gesinnt wird dadurch nicht belehrt werden. Der Pantheist betrachtet die sterbende Blume mit Müdert als Sinnbild davon, wie der einzelne Mensch am Flammenherd der Welt still zu verglimmen, d. h. seine Persönlichkeit zu opfern sich bescheiden mußte. Jeder liest aus der Natur das heraus, was er zuvor in sie hineingelegt hat. So man sich nun von vornherein auf den Standpunkt von der Verfasserin angeführten Thomas Browne, so mag man sagen, daß sie, obgleich sie ihren Zweck, die der Natur entgegengegesetzte Denkart als ungereimt und geistlich hinzustellen, nicht erreicht hat, mit Geist und Gefühl zu erzählen versteht. Zudem enthält eine Reihe von

abeln moralische Lehren, in Betreff deren niemand der offerin widersprechen wird. Freilich treten die Thiere wie Professoren der Moral oder der natürlichen Logik auf. Zum Schluß bemerke ich nur noch, daß was Wrs. Gatty bietet, schon längst in deutschen in einem anmuthigern Gewand und mit tieferer, reicherer Erfassung der Natur zu finden ist. Man nehme wie Krummacher's Parabeln und so manche Ge-  
 r, Parabeln, Paraphrasen und einzelne Stellen in „Ideen“ Herder's, eines Mannes, der auf dem ete der symbolischen Naturbetrachtung und des Wissen hinstrebenden Ahnens seine eigentliche Stel-  
 hat — und man wird durch das Lesen auch des egenben aus dem Englischen übersetzten und, wie es it, mit Beifall aufgenommenen Buchs zur Ueberzeu-  
 kommen, daß der Deutsche gar oft in der Fremde was er im eigenen Hause längst vorzüglicher besitzt.  
 Gustav Hauss.

### Zur Philosophie der Geschichte.

atische Gottes- und Weltideen in ihren Wirkungen auf das meiste Leben der Menschen, dargestellt von J. C. Bluntschli. 12 öffentliche Vorträge. Nordlingen, Verl. 1866. 8. Mgr.

Es ist ein glücklicher Gedanke, die Ideen, welche der Orient über Gott und Welt herausgeboren hat, ein- im Zusammenhange darzustellen und so zu veran-  
 , daß man die einzelnen Lichtstrahlen solcher Ideen sam zu einem Sonnenbilde vereinigt oder auch in Brennpunkt bringt, der erkennen oder doch wenig-  
 vermuthen läßt, wie weit sie gezündet haben und noch zünden werden. Denn die Wirkung jener  
 , schon weil sie Ideen sind, darf keineswegs so vor- werden, als wäre sie zum Stillstande gekommen.  
 immerhin die Gegenwart vorherrschend sich ändern en zuwenden; was einmal eingearbeitet worden ist  
 Kultur der Menschheit, wird sich stets wieder von ß beweisen, ob dieser auch durch noch so viele Me-  
 phosen hindurchgeht.

Der erste Vortrag gibt uns eine philosophische Ein- in die folgenden vier Abschnitte, die sich mit In-  
 a Bezug auf die „Brahmaidee“ und die „Kasten- ig“, den „Brahmanismus und Buddhismus“, den ischen Gott und den jüdischen Staat“, auf „Kong-  
 : und den chinesischen Staat“ beschäftigten. Der jer hat die gründlichsten Studien gemacht, er besitzt  
 urchaus selbständige Auffassung, seine Kritik und : Weltanschauung befindet sich auf dem Gipfel der  
 dennoch verfährt er sehr vorsichtig, und obwol seine hsbetrachtung mehrfach auf die Gegenwart aus-  
 wird man ihm doch zugestehen müssen, daß er die egenheit mit aller Lebendigkeit und Treue wieder  
 eschwört. Seine Ausdrucksweise ist durchweg po-

pulär, kräftig, bestimmt und läßt das Unberechnete, Un-  
 gesuchte, Unabhängige eines freien Vortrags unberkenbar hervortreten. Von reichem Ertrage für die weitere Behandlung  
 des Gegenstandes ist die Unterscheidung von „Naturwissen- schaft“ und „Geisteswissenschaft“ gleich am Anfange. Der  
 innerlich pragmatische Gesichtspunkt wird für die histori- sche Darstellung des Verfassers als nothwendig erhärtet.  
 Das Religiöse und das Politische werden stets mit Schärfe unterschieden, aber auch zu weitem Ergebnissen in An-  
 wendung gebracht. Alles einseitige Verfahren in der Wissenschaft wird abgelehnt, alles, was auf die Völker  
 von früh auf Einfluß gehabt hat, wird erwogen, auch das, was unentwickelt geblieben ist, weist in Anschlag gebracht.  
 Jene bekannte Behauptung der neuern Philosophie, daß im Aeußern stets nur so viel zur Erscheinung komme, als im Innern sei, eine Behauptung, mit der so viel Spiel  
 und Mißbrauch getrieben worden ist, lehnt der Verfasser mit vollem Rechte ab. Mit der Hervorhebung der bei-  
 den großen Völkerstämme, der Arier und der Semiten, befinden wir uns bereits auf dem hohen Strome der  
 Untersuchung und der Erzählung.

Sehr folgenreich für die ganze Betrachtungsweise wird die höchst eigenthümliche und interessante Unterscheidung von „Glaubens- und Rechtsvölkern“. Das, was der Autor über  
 das Wesen der Ideen sagt, ist auch für die Gegenwart von sehr beachtenswerther Erheblichkeit. So gelangen wir nach  
 Indien. Die Einrichtung der Kasten, das Gesetzbuch Ma- nu's, die Stellung der Frauen, die Brahmanen und Kö-  
 nige, der wichtige Uebergang von der Naturreligion zu der des Geistes. Wir sehen, der Staat findet an der Kaste  
 eine Schranke; wir sehen ferner, die Vielstaatigkeit ist schon für die arisch-indische Nation ein Unglück, nicht  
 minder der Pantheismus. Dazu kommt noch die Seelen- wandlung. Eine gewaltige Umgestaltung wird durch  
 Buddha herbeigeführt. Eine ganz andere Welt geht uns mit Palästina auf. Der semitische Theismus tritt in die  
 Erscheinung, näher der Monotheismus: Moses, Theo- kratie, Gott Israels, aber auch universeller Gott, Pro-  
 pheten. Doch auch das Prophetenthum hat seine Schranke, ebenso wie die „nationale Brüderlichkeit“. Wir erhalten  
 eine vortreffliche Kritik des jüdischen Staatswesens, ebenso eine Parallele zwischen dem jüdischen Propheten und dem  
 römischen Tribun. Im alten Judenthum kommt, nach dem Verfasser, der Staat zu keiner gebiegenen Ansbil-  
 dung. Ganz anders verhält es sich in jeder Hinsicht mit China. Es folgt eine sehr gelungene Charakteristik der  
 Chinesen. Dieses Reich der Mitte ist das stehende Asienmilieu der Geschichte; kaum versteigt es sich in seiner Ideenlehre je  
 in das Erhabene, aber es zieht herrliche Tugenden groß und beweist sich in seiner Art sehr respectabel; der Ver-  
 fasser gibt ein meisterhaftes Bild von Kong-fu-tsch und seiner Lehre. Das reich ausgestattete Buch schließt  
 mit einem sehr dankenswerthen Résumé.

Alexander Jung.



# Feuilleton.

## Literarische Plaudereien.

Dem „Magazin für die Literatur des Auslandes“ ist eine journalistische Concurrenz entstanden in der „Internationalen Revue, Monatschrift für das gesammte geistige Leben und Streben der außerdeutschen Culturwelt“ (Wien, Hilberg), von welcher das erste Heft des ersten Bandes (Juli) vorliegt. Das Streben, zwischen den verschiedenen Nationen eine Brücke zu bauen, hat sich in immer weiteren Kreisen verbreitet, seitdem unsere Classiker die Lösung der Weltliteratur ausgegeben, die Romantiker die geistigen Schätze des Auslandes unserer Nation angeeignet, die jungdeutschen Weltfahrer Kulturbriefe über alle europäischen Hauptstädte geschrieben, namentlich aber seitdem der Dampf und die industrielle Entwicklung die Nationen genähert und aufeinander angewiesen haben. Auch Italien und Spanien, die vorher noch in einem gewissen Dufte der Ferne schwebten und sich eines romantischen Janbers erfreuten, sind durch die Eisenbahnen und die jüngsten Zeitereignisse mit den praktischen Interessen unserer Nation verknüpft worden. Wenn daher auch deutsche Revuen, wie „Unsere Zeit“, dem Auslande die gebührende Berücksichtigung schenken, so macht sich doch das Bedürfnis eines selbständigen Organs für internationale Interessen geltend, indem für jene andern Zeitschriften doch der deutsche Geist, das deutsche Leben und die nationale Bedeutung in erster Linie stehen. Die „Internationale Revue“ hat sich eine sehr umfassende Aufgabe gestellt, indem sie ein fortdauerndes Bild des gesammten intellectuellen Geschehens und Seins, wie es in der Literatur, der Kunst und Wissenschaft, in dem socialen und staatlichen Leben der außerdeutschen Culturwelt zu Tage tritt, geben will. Die Einteilung in vier Abtheilungen soll die vollständige Lösung dieser Aufgabe ermöglichen helfen. Die erste Abtheilung ist ausschließlich größern Abhandlungen gewidmet, welchen bedeutendere, das geistige Leben und Streben der Völker in ihren Hauptzügen charakterisirende Stoffe zu Grunde liegen; die zweite Abtheilung dagegen eingehende Originalberichte und Situationscorrespondenzen von allen Hauptpunkten der civilisirten Welt in lebendiger und fesselnder Darstellung bringen; die dritte Abtheilung soll durch kleinere Aufsätze die ersten beiden ergänzen; die vierte schließlich mit der Kenntniß und dem Studium der ältern und neuern classischen Literatur des Auslandes beschäftigen und die betreffenden Werke selbst ganz oder theilweise in Anführungsübersetzungen vorkühren.

Der Plan der Zeitschrift ist ein großartiger, doch wird die Praxis gewiß nach einer oder der andern Seite Beschränkungen eintreten lassen. Die dritte Abtheilung als eine Supplementarabtheilung erscheint überflüssig und kann ihren Inhalt leicht an die beiden ersten mit abgeben. In der vierten aber übernimmt die Zeitschrift eine Aufgabe, deren vollständige Lösung ein Organ für sich in Anspruch nehmen dürfte. Wir möchten deshalb an den Goethe'schen Ausspruch erinnern, daß sich in der Beschränkung der Meister zeigt; doch hat es damit nicht Noth, denn es ist überall in der Welt dafür gesorgt, daß die Dämme nicht in den Himmel wachsen.

Das uns vorliegende erste Heft enthält viele treffliche Artikel. Gleich der erste Aufsatz vom Freiherrn von Loën: „Die Shakespeare-Kenntniß des heutigen Frankreich“, der in mancher Hinsicht als eine keineswegs überflüssige Ergänzung des Artikels von Karl Ege im „Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft“ betrachtet werden kann, zeichnet sich durch unparteiische Würdigung der französischen Bestrebungen auf diesem Gebiete und durch geschmackvolle Darstellung aus. Wir Deutsche glauben freilich, das Renopol der Shakespeare-Kenntniß zu besitzen; es kann aber durchaus nichts schaden, wenn die frischen Strömungen des französischen Esprit in die todten Arme unserer Weisheit geleitet werden, die bereits etwas stumpfig und unwegsam zu werden beginnt. Mit Recht sagt Méjérès, an dessen Werk aber „Shakespeare, seine Werke und Kritiker“ Loën mit Vorliebe anknüpft: „Alle

diese Betrachtungen deutscher Kritik sind geistreich, aber sie sind erst nach der Vollendung des Dramas entstanden, sie sind die Ergebnisse der Kritik, aber nicht die Ideen des Dichters.“ Méjérès macht durchweg Fronte gegen die fanatischen und dunkeln Kritiker Shakespeare's, wobei er indeß eingesteht, daß die Forschungen in Deutschland und England der französischen Kritik zu Grunde liegen. Sehr treffend schließt Freiherr von Loën seine an thatfächlichen Nachweisungen reiche Arbeit mit den Worten: „Es ist unrecht, die Bedeutung der Shakespeare-Kenntniß in Frankreich zu unterschätzen. Die Thätigkeit auf diesem Gebiete ist eine durchaus thätige, das Streben ein großartiges, anerkennenswerthes. Versöhlet in Hinsicht der Erklärungen, Uebersetzungen, Nachbildungen haben wir so gut aufzuweisen wie die Franzosen, und dabei ist das Verständniß Shakespeare's für uns doch viel leichter als für unsere Nachbarn jenseit des Rheins. Freuen wir uns vielmehr über ihre Bestrebungen; die Kritik, als könnten wir über Shakespeare von ihnen nichts lernen, ist eine verfehlt. Erkennen wir vor allem den richtigen Takt an, mit dem sie vergleichen und unterscheiden, und bewundern wir die schöne Form, in der sie ihre Gedanken geben. Bedenken wir immer, was Schiller sagt: „Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.““

Ein zweiter Artikel von Heinrich Kurz schildert das Verweilen in der Schweiz gründlich eingehend und mit Beifügung statistischer Tabellen. Interessant ist die Charakteristik „Massimo d'Azeglio's als Künstler und Romanschreiber“ von Karl Witte. Azeglio kann als Vertreter der italienischen Aristokratie gelten, die sich durch die Vielseitigkeit ihrer Bildung auszeichnet. Azeglio hat sich gleichzeitig als Maler, als politischer Schriftsteller, als Romandichter, als Staatsminister und auch als Anführer im Kriege hervorgethan, indem er in den Kämpfen des Jahres 1848 (10. Juni) an der Spitze zweier päpstlichen Bataillone den Berg der Madonna del Monte bei Vicenza mit ausgezeichnete Tapferkeit gegen Robespierre vertheibigte, bis er schwerverwundet unterlag. Die Bilder Azeglio's nennt Witte „politische Landschaften“, seine beiden historischen Romane: „Die Herausforderung von Barletta“ und „Nicolo de' Lapi“, patriotische Tendenzromane im besten Sinne des Wortes. Sie geben Witte Veranlassung zu einer kurzen Skizze der jüngsten italienischen Romanliteratur, welche sich an Walter Scott's Boscley-Modellen anschließt. Aurelio Buddens, der kenntnißreichste Vorkämpfer der deutschen Interessen in den russischen Provinzen, gibt eine Charakteristik der halsischen Urvölker im Verhältnis zu den Deutschen und Russen. Auch den Franzosen Thales Bernard, einen in deutsche und slawische Literatur tief eingeweihten und für das volkstümliche Element in denselben begeisterten Autor, begrüßen wir unter den Mitarbeitern der „Internationalen Revue“. Er gibt die Einleitung zu einem Aufsatz über die „Regeneration der französischen Poesie an Grundlage des Volksliedes“, eine Einleitung, die über Epik und Drama treffende Winke enthält. Ueber das vielgepriesene bürgerliche Drama des second empire, das in Deutschland weniger bei dem Publikum als unter den Theaterdirectoren so warme Verehrer zählt, bricht Thales Bernard in sehr entschiedener Weise den Stab. Das Urtheil eines Franzosen über muß doppelt ins Gewicht fallen. Daß das classische Drama der Franzosen nicht national war, das rechtfertigt in den Augen von Thales Bernard „das Aufsteigen des bürgerlichen Dramas, welches die alten ästhetischen Traditionen verletzete, den nach den classischen Regeln aufgeführten Bau der Tragödie zerstörte, das Gesetz von den drei Einheiten aufhob und die schrankenlose Freiheit der dichterischen Phantasie als oberstes Gesetz proclamierte. Dieser Versuch hatte an sich unzulänglich eine gewisse Berechtigung; aber indem man die veralteten Kunstgesetze bekämpfte, vergaß man ganz, daß die Kunst ewigen Gesetzen unterworfen ist und daß sie eines großen Stils und einer

strengen Auswahl der Ideen bedarf, denn das Schöne besteht nicht in einer Zug für Zug übereinstimmenden Nachahmung der Natur. Man glaube sich berechtigt, diese wichtigen Gelege umgehen zu können, man wolle das Leben in seiner nackten Realität schildern. Aber bei solchen niedrigen, gemeinen und empfindenden Situationen ist der schöne Stil von Ueberfluß, und daher kommt es, daß gerade diejenigen dramatischen Dichter, welche am fruchtbarsten sind und vom Publikum am höchsten geschätzt werden, die meiste Schuld tragen an dem Verfall der dramatischen Poesie." Diese Kritik von Thales Bernard findet eine weitere Ausführung in dem ersten der „Pariser Theaterbriefe“, in welchem namentlich Alexandre Dumas Fils, Victorien Sardou und Offenbach charakterisirt werden. Interessant ist das Curiosum, daß Girardin's durchgefallenes Stück: „Les deux sœurs“, dem Autor und der Direction eine bedeutende Einnahme verschaffte. Es fiel nämlich jeden Abend durch, und dies war so amüsant, daß alle Welt die theatralische Blamage des großen Journalisten zu sehen wünschte. Ueber den Einfluß des französischen Dramas auf unser Theater berichtet Heuber Wohl in seinem eleganten Aufsatz: „Das Ausland auf der deutschen Bühne“; er schließt sich dem Urtheil von Thales Bernard über die neuern französischen Stücke mit folgenden Worten an: „Dieser «Giboyer», diese «Hagestolze», diese «Guten Freunde» sind ohne Zweifel voll von interessantem Leben und scharfer Charakteristik, voll langanter Wahrheit und erschreckender Realistik, aber für uns doch nur fremde Erscheinungen, die sich uns bloß anziehend und fesselnd erweisen durch die einschmeichelnde und glatte Maske, den glänzenden Stil und die pikante Ausdrucksweise, in der sie vor uns hintreten. Sie frappiren durch die Naivität, mit der sie uns das pariser Gesellschaftsleben, das nicht immer das von Frankreich ist, vor die Blicke stellen. Diese Stücke reißen hin durch die guten Rollen und die pikanten Situationen, die sie bieten, aber unsern eignen menschlichen Bewußtsein und unsern ästhetischen Gewissen vermögen sie von durchaus gar keinem Vortheil zu sein.“

Wir erwähnen außerdem von Aufsätzen, die das Gebiet der Literatur berühren, noch die „Englischen Literaturbriefe“, welche Quincy's Shakespeare-Biographie besprechen, die „Genser“ und „Niederländischen Literaturbriefe“; den Aufsatz von Hermann Kurz: „Die Deutschen in den «Kustigen Weibern von Windsor»“; von den publicistischen Aufsätzen den von Oppenheim über „Die Garantien der Freiheit“; von Friedrich Harder über „Die Schweizerische Rechtskultur“; von Edmund Lohedanz über den „Slavismus“, und namentlich Rislow's Darstellung des „Herrschens der wichtigsten europäischen Staaten außerhalb Deutschlands“, welche mit einer Charakteristik des französischen Herrschens beginnt. Die meisten Artikel gestatten noch kein erschöpfendes Urtheil, weil sie nur die ersten einer längern Folge sind. Am schwächsten ist die in Aussicht gestellte Anthologie der laizischen Literatur des Auslandes vertreten — durch ein überaus kleines slavisches Volkslied!

### Bibliographie.

An die Sachen beim Friedensschluß. Von dem Verfasser der Schrift: Der Geist von 1789 in seinem Einflusse auf die deutschen politischen Zustände. Gießen, Schneider. Gr. 8. 1/2 Rgr.

Aubert, R. J., Die Eingeien in Berlin oder Der Sonnen-Bruder in De-Wig! Großes Drama am dem Mittagsreich bearbeitet von Schulte und Klaus-Grieg. Berlin, Kiehling. Gr. 8. 1 1/2 Rgr.

Bolanden, E. v., Historische Novellen über Friedrich II. von Preußen und seine Zeit. 4ter Bd.: Die Freiherren. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Rgr.

Calixt, R., Kampf und Untergang des Melanchthonismus in Kurhessen in den Jahren 1570 bis 1574 und die Schicksale seiner vornehmsten Führer. Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden. Leipzig, Brodhans. Gr. 8. 1 Thlr. 30 Rgr.

Das Christenthum und der Positivismus. Aus dem Französischen von dem Verfasser der Schriften: La religion pure et sans tache, De la prière, La religion de la bible, u. m. a. Hamburg, W. Ditten. 16. 6 Rgr.

Deiß, W., Geschichte der evangelisch-reformirten Gemeinde in Lübeck. Der Fester des 200jährigen Jubiläums der Gemeinde am 26. August 1866 herausgegeben. Lübeck, Brantoff. Gr. 8. 1 Thlr.

Deule, C. L. F., Zur neuern Kirchengeschichte. Akademische Neben- und Vorträge. Marburg, Elwert. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.

Jocham, M., Die stilles Verpeßung des Volkes durch die Jesuiten. Mainz, Kirchheim. 8. 4 Rgr.

Koenig, P., Was ist die Wahrheit von Jesu? Zeitfrage und Bekenntnis. Leipzig, Brodhans. 1867. 8. 1 Thlr.

Sammelte Kriegs-Berichte. Achtenmässige Darstellungen von Kämpfern und unparteiischen Beobachtern in den gegenseitigen Feindlagern. Leipzig, Vorfürst. Hoch 4. 10 Rgr.

Kriegs-Kabarettist. Humoristisch-satirische Zündnadeln abgefeuert von einem preussischen Meistersen. Mobile Nr. 1. Berlin, Kiehling. Imp. 4. 1 1/2 Rgr.

Lafaurie, A., Ein Blick in das Zukunftsleben der deutschen Medicin. Geschrieben für die Gebildeten aller Stände. Hamburg, O. Meissner. 8. 6 Rgr.

Lambert, R. M., Das Hallische Patriat. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Städteverfassungen des Mittelalters, eingeleitet durch ein offenes Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. Laband über Alt-Halle, Unfreiheit und Ministerialität. Halle, Buchh. des Waisenhauses. Gr. 8. 15 Rgr.

Korberträge. Der Frauen Waffen. Am Grabe der Todten. 3 Fieber aus der Gegenwart. Leipzig, 8. 3 Rgr.

Marx, P., Die Arbeit und die neue Erziehung nach Frobels Methode. Berlin, F. Enslin. 8. 1 Thlr. 30 Rgr.

Maier, R. H., Kaiser Heinrich IV. Neue Ausgabe. Berlin, Kiehling. Gr. 8. 27 Rgr.

Menckel, P., Otto Nicolai. Eine Biographie. Berlin, Mendel. Gr. 8. 15 Rgr.

Meuser, D. J., Zur Erinnerung an Friedrich Ludwig Meuser, weil. Dr. theol. u. Pastor prim. an St. Stephan zu Bremen. Eine biographische Charakteristik des Verstorbenen aus dessen hinterlassenen Briefen und Schriften. Bremen, Müller. Gr. 8. 22 1/2 Rgr.

Mücke, J. F. A., Albrecht I. Herzog von Oesterreich und römischer König. Ein Beitrag zur deutschen Staaten- und Reichsgeschichte im 12. und 14. Jahrhundert. Nach den Quellen. Gotha, F. A. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Müller, A., Ein Fabelfeldtreiben. Volksauspiel in 5 Aufzügen. München, Dampf. Gr. 8. 10 Rgr.

Neuzeitliche Naturbilder. Von E. M. G. Die Centurie. Bingen, Theolog. Verlags-Anst. 12. 1 1/2 Rgr.

Pingger, P., Der Staub. Vortrag. Brandenburg, Biele. Gr. 8. 5 Rgr.

Plath, W., Die Psalmen Davids in metrischer Form. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 1 Thlr.

Reichliffe, Sir J., Villafranca oder die Kabinete und die Revolutionen. Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart. 4te Abth. — K. u. d. L.: Colerino. 1ste bis 4te Hef. Berlin, Kiehling. Gr. 8. 4 6 Rgr.

Reichliffe III., Humoristisch-satirische Kriegsblätter. Nr. 1-3. Berlin, Kiehling. Gr. 8. 1 1/2 Rgr.

Richter, A., Platon's Lehre vom Sein und die metaphysische Grundlage seiner Philosophie. Halle, Schmidt. 1867. Gr. 8. 30 Rgr.

Ritter, P., Unsterblichkeit. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Brodhans. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Rosenkranz, R., Diderot's Leben und Werke. Zwei Bände. Leipzig, Brodhans. Gr. 8. 5 Rgr.

Sarfen, oder der vollkommene Baumeister. Enthaltend die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die beschriebenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein konnte; was eine Loge ist; die Organisation und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den Orden und die Vereinerung in den ersten und letzten der St. Johannesorden, sowie in die höhere Scholengrade und zum Ambrosius. Item und wahr nie beschriebenen von einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer. 4te Auflage. Leipzig, Brodhans. 8. 1 Thlr. 10 Rgr.

Schmidt, H. W., Bilder einer Weltanschauung. Dichtungen. Jena, Neuenhahn. 1867. 16. 18 Rgr.

Scholl, C., Die freien religiösen Gemeinden in ihrem weltgeschichtlichen Verhalt zur Reorganisation der Zukunft durch die Religion der Humanität. Reg.-Nebe. Mannheim, Schneider. Gr. 8. 3 Rgr.

Schottmüller, W., Luther, ein deutsches Heidenleben. Neue Ausgabe. Berlin, Kiehling. Gr. 8. 27 Rgr.

Siegfried am Rhetra, Offenes Sendschreiben an die Staatsmänner in Wien und München. Leipzig, Wagner. Gr. 8. 3 Rgr.

Simon, P., Dichtungen. 2tes Abthn.: Hermann und Freia. Gedicht in 16 Gesängen. Leipzig, Arnold. Gr. 16. 15 Rgr.

Tiedemann, P. J. W., Beiträge zur naturgemässen Erziehung nebst vermutheten Aufsätzen. Hamburg, Holte. 1864. Gr. 8. 18 Rgr.

Trenschke, F. v., Die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten. Berlin, W. Meiner. Gr. 8. 3 Rgr.

Ullmer, E. v. C., Geschichte der deutschen National-Literatur. 11te vermehrte Aufl. Marburg, Elwert. Gr. 8. 3 Thlr.

Wassermann, W., Aus den Erinnerungen eines Elternlosen. Frei nach dem Französischen des E. Marmer bearbeitet. Mainz, Kirchheim. 8. 1 Thlr.

Wille, F., Kettlerlam, der Führer einer am deutschen Freiheitskriege theilnehmenden Bürgerwehr. Mit Benutzung des handschriftlichen Nachlasses Kettlerlams. Hamburg, O. Meissner. Gr. 8. 22 1/2 Rgr.

Wolff, H. v. Housfeca, R. E., Oesterreich, Benetien und Deutschland. Ein Wort über die Session Venetiens. Berlin, Hempel. Gr. 8. 5 Rgr.

Wuttke, P., Die deutschen Zeitforscher und die Entstehung der öffentlichen Meinung. Ein Beitrag zur Geschichte des Zeitungswesens. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 15 Rgr.

# **Anzeigen.**

## **Deutsche Allgemeine Zeitung.**

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bei den gegenwärtigen politischen Ereignissen ist die Deutsche Allgemeine Zeitung als das größte in Sachsen erscheinende unabhängige Blatt auch auswärtigen Lesern besonders zu empfehlen.

Mit dem 1. October beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neuereintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung stattfindet und weil sonst bei dem fortwährenden Steigen der Abonnentenzahl die Lieferung vollständiger Exemplare nicht garantirt werden kann.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags. Außerdem werden nach Eingang wichtiger Nachrichten sofort Extra-Beilagen ausgegeben und auch nach auswärts apart versandt.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1½ Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## **Aristoteles.**

Ein Abschnitt aus einer Geschichte der Wissenschaften, nebst Analysen der naturwissenschaftlichen Schriften des Aristoteles.

Von George Henry Lewes.

Aus dem Englischen überfetzt von Julius Victor Carné.

Autorisirte deutsche Ausgabe.

8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dieses neueste Werk des durch sein „Leben Goethe's“ auch in Deutschland berühmt gewordenen Autors ist der erste Versuch, die naturwissenschaftlichen Forschungen des Aristoteles im Zusammenhange darzustellen und die erläuternden Gesichtspunkte an die Hand zu geben, aus denen der Ursprung und die Entwicklung der exacten Wissenschaften beurtheilt werden muß; es ist deshalb von gleichem Interesse für das philosophische wie für das naturwissenschaftliche Publikum. Durch vorliegende von Professor Carné gefertigte Uebersetzung wird das Werk, welches in England bereits große Anerkennung gefunden hat, deutschen Leserkreisen zugeführt.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Die Physiologie des täglichen Lebens. Aus dem Englischen überfetzt von J. Victor Carné. Autorisirte deutsche Ausgabe. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

The Life of Goethe. Copyright edition. Second edition, partly rewritten. 2 vols. 8°. Geh. 3 Thlr. Geb. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## **Deutsche Classiker des Mittelalters.**

Mit Wort- und Sacherklärungen.

Herausgegeben von Franz Pfeiffer.

Erster bis dritter Band.

8. Jeder Band geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 10 Ngr.

I. Walther von der Vogelweide. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Zweite Auflage.

II. Kudrun. Herausgegeben von Karl Bartsch.

III. Das Nibelungenlied. Herausgegeben von Karl Bartsch.

Gleichzeitig mit dem soeben erschienenen dritten Bande dieser Sammlung ist die zweite Auflage des ersten Bandes, welcher binnen Jahresfrist nach Erscheinen vergriffen war, ausgegeben worden. Die Sammlung hat in der Presse wie im Publikum die glänzendste Aufnahme gefunden und die Verlags-handlung hat sich dadurch bestimmen lassen, den überaus billigen Preis von 1 Thlr. für den Band auch bei dem dritten Bande trotz des Umfangs von über 30 Bogen beizubehalten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## **Die ländliche Verfassung Rußlands.**

Ihre Entwicklungen und ihre Feststellung in der Geschichte von 1861.

Von August Freiherrn von Haxthausen.

8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.

Der als gründlicher Kenner des russischen Volkslebens bekannt Verfasser gibt in diesem soeben erschienenen Buche eine genaue und sachgemäße Darlegung der Agrarverhältnisse in Rußland. Ausgehend von der historischen Entwicklung der russischen Dorfgemeinschaft entrollt er ein klares, umfassendes Bild von der Lage, in welcher die Bauern durch die Aufhebung der Leibeigenschaft versetzt worden, und knüpft daran eingehende Betrachtungen über die wahrscheinlichen Folgen dieser weltgeschichtlichen sozialen Umwälzung. Alle wichtigeren auf die Angelegenheit bezüglichen Originaldocumente werden hier zum ersten mal in deutscher Uebersetzung mitgetheilt, so daß das Buch zugleich den Wert eines für Staatsmänner, Nationalökonomien, Geschichtsschreiber und Culturhistoriker unentbehrlichen Quellenwerks beanspruchen darf. Aber auch für das größere Publikum, namentlich für den Kreis der Grundbesitzer, wird das Werk wegen des sehr vergleichenden Hinweises auf die agrarische Verfassung und Gesetzgebung anderer Länder vom höchsten Interesse sein.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

Transkaukasien. Abenteuerungen über das Familien- und Gemeinleben und die sozialen Verhältnisse einiger Völker zwischen dem Schwarzen und Kaspiischen Meere. Reiseerinnerungen und gesammelte Notizen. Zwei Theile. Mit zahlreichen Holzschnitten, Lithographien und einer Karte. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr.

erscheint wöchentlich.

— Nr. 40. —

1. October 1866.

Blätter für literarische Unterhaltung erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu dem Preise von 10 Thirn. jährlich, 5 Thirn. halbjährlich, 2½ Thirn. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an.

halt: Shakspeariana. Von Rudolf Gottschalk. — Geschichte und Geschichtschreibung. Von Adolf Stern. — Römische Studien zweier  
 1866. 8. 24 Ngr.  
 2. Briefe über Shakspeare's Hamlet von Alois Flier. Innsbruck, Wagner. 1865. 8. 20 Ngr.  
 3. Aufsätze über Shakspeare von E. Hebler. Bern, Dalm. 1865. 8. 24 Ngr.

### Shakspeariana.

„Shakspeare und sein Ende“ — überschrieb schon Goethe in der Anerkennung des großen britischen Dichters genannten Artikel. Seit dem Jahre 1813, in welchem der Artikel abgefaßt worden war, ist die Shakspeare-Literatur noch bedeutend ins Kraut geschossen, nur daß jetzt nicht mehr Aufsätze schreibt, sondern ganze Bände. Am voluminösesten hat Gervinus seine Meinung über Shakspeare ausgesprochen und dessen Werke auseingefasert, in diesem Auseinanderfasern jedenfalls das Beste zu viel gethan. Doch haben auch seine vielen Werke keine Stagnation in der Shakspeare-Erklärung gebracht; sie befinden sich nach wie vor im vollsten Gange, und Commentare wachsen wie Pilze aus der Erde. Im ganzen ist die Erkenntniß Shakspeare's durch die mehr erschwert als erleichtert worden; denn was als Shakspeare's Geist ausgegeben wurde, das war im Grunde der Herren eigener Geist, in welchem sich Shakspeare spiegelte. Ueberdies widersprach der Stand einer kritischen Exegese dem sonst so kritischen Geiste des Säculums in allzu schreiender Weise. Diese Literatur, mochte sie noch so lavenartig anwachsen, konnte es zu keinem Abschluß bringen; denn übertrug sie den Widerspruch heraus. Und eine vorurtheilslose Kritik Shakspeare's muß sich erst die Bahn durch diesen aufgehäuften Schutt der Apotheose, durch dieses Gerüth von Formeln und Meinungen, durch die thurm hohen Verrammelungen; sie muß naiv werden, Shakspeare und sein Zeitalter war, und auf der anderen Seite den Fortschritt der Zeiten und die Ueberlegenheit des modernen Bewußtseins zur Geltung bringen, um den Genius zu schulmeistern, sondern um Licht und Schatten in seinem Gesamtbild richtig zu erfassen und zu vertheilen.

Es liegen zunächst drei neue Commentare zu dem Dichter und seinen Werken vor:

1. William Shakspeare. Sein Leben und Dichten dargestellt von E. W. Sievers. Erster Band. Göttingen, Besser. 1866. Gr. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.
2. Briefe über Shakspeare's Hamlet von Alois Flier. Innsbruck, Wagner. 1865. 8. 20 Ngr.
3. Aufsätze über Shakspeare von E. Hebler. Bern, Dalm. 1865. 8. 24 Ngr.

Das Werk von Sievers (Nr. 1) tritt seiner Anlage und seinem Umfang nach an die Seite der Werke von Gervinus und Krehlitz, von denen es sich jedoch durch die mehr philosophische Formulierung des Inhalts der einzelnen Dramen unterscheidet. Soweit wir nach dem ersten Bande urtheilen können, bestehen seine Vorzüge in der Darstellung von Shakspeare's innerer Entwicklung und dem Nachweis, wie dieselbe auch in seine Dramen hineingeheimnist ist, in der Berücksichtigung dieser subjectiven Seite seiner Poesie, auf die man bisher geringeres Gewicht legte, indem man nur die Objectivität des Dichters anstarrte. Die Schattenseiten des neuen Shakspeare-Commentars aber finden wir in den neuen, wir möchten sagen philosophisch sublimirten Formeln, an denen man doch schließlich nicht mehr hat als die Schatten, die eine farbenreiche Dichtung an die Wand wirft. Je allgemeiner aber diese Formeln gehalten sind, desto überflüssiger erscheinen sie, desto mehr wird den Dichtungen die Farbe ausgewaschen.

Die ersten Abschnitte des Werks, welche uns Shakspeare's Jugend, Jünglingsjahre, den Charakter seiner Zeit, das neue Drama, die damaligen Bühnenzustände, seine Stellung in London, seinen Bildungsengang, seine Irrungen und Kämpfe, seine Freundschaft, sein Liebesverhältniß schildern, sind offenbar die gelungensten des Werks und geben uns eine feste Grundlage für den Aufbau der dramatischen Schöpfungen aus seinem innersten Leben heraus. Umgekehrt benutzt Sievers wieder mit Glück einzelne Stellen aus den Dramen, um damit die dunkeln Partien in dem Leben des Dichters zu erhellen. In diesen freilich, durch das ganze Werk hindurch wach-

gehaltenen Wechselbeziehungen zwischen Dichtung und Leben liegt ein eigentümlicher Reiz desselben.

Was den „Mythos von Shakspeare“ betrifft, so tritt Sievers zu Delius in ein ähnliches Verhältnis, wie Renan zu Strauß. Der Kritik von Delius ist zerkleinernd, die Dichtung von Sievers romantisch aufbauend; dort eine schmale Spitze, die die Überbesserungen in Luft zerrinnen; hier eine elegante Synthese, welche das Mögliche annehmlich zusammenfügt. Dieser Aufbau findet indes nicht statt durch kritikloses Verkitten der übernommenen Sagen mittels des Mörtels der eigenen Phantasie, sondern indem die Bausteine aus den Werken des Dichters selbst genommen und schicklich zu einem Ganzen gefügt werden.

Freilich bleiben die äußern Thatsachen deshalb immer zweifelhaft, immer in der Beleuchtung der Conjectur, um so mehr, als ein reicher Dichtergenius dasjenige, was oft den Eindruck eigener Erfahrung macht, meistens nicht aus dem eigenen Erlebnis schöpft, sondern aus freiem Weltblick, aus großer Intuition. Dennoch erscheint ein durch den Dichter selbst illustrierter, aus seinem Innern heraus betrachteter Zusammenhang seiner Lebensschicksale immerhin als etwas Organisches, welches die innere Möglichkeit für sich hat.

So wird z. B. die kleine lateinische Schule in Stratford, in welcher William mit den andern Schülern sogar eine lateinische Verherrlichung der Königin Elisabeth auswendig lernen mußte, aus Stellen der spätern Dramen recht idyllisch erhellt:

Man kann sich denken, wie dem armen William bei einer solchen Kost zu Muth war, zumal wenn sie ihm nun noch von einem Präceptor beigebracht wurde, wie etwa der geistreiche Sir Hugh Evans, den er in drastisch-komischer Weise in den „Lustigen Weibern von Windsor“ auch mit einem William ein Examen in dem Dornat des unglücklichen Jungen vornehmen läßt. In der That, ein allzu günstiges Vorurtheil für die Hitze seines Eifers und die besondere Freundlichkeit, mit der er sich diesen Studien hingeeben, läßt sich kaum fassen; jedenfalls ist es etwas verdächtig, daß er so gern und häufig die große Bereitwilligkeit und Eile schildert, mit der Schulknaben die Schule verlassen; einmal läßt er sie sogar schon „mit schwerem Blick“ in die Schule wandern.

Auch der Zug, der den Dichter nach der Hauptstadt trieb, wird erläutert durch Stellen aus seinen Dramen:

Wie wie lebhaftem Interesse also mochte man in der Provinz das Leben und Treiben der Hauptstadt verfolgen, und wie mußte gerade infolge dieses Interesses der Verkehr mit ihr sich steigern! Nun denke man sich aber einmal die Schwingungen dieses ebenso großartigen wie mannichfaltigen Lebens, wenn auch in vielfacher Abschwächung, fortgepflanzt bis in das kleine Stratford, welche Fülle von Anziehung, welche unübersehbare Macht mußte in der bloßen Vorstellung desselben für einen Geist wie Shakspeare's liegen in der ersten jugendlichen, unendlich erregbaren Periode seiner Entwicklung! Wol mag man annehmen, daß der damals noch nicht viel mehr als zweiundzwanzigjährige junge Mann sich keineswegs schon völlig klar war über das, was ihm die Hauptstadt als Mittelpunkt des nationalen Lebens werden würde; so viel aber wußte er doch, daß er einer vielbewegten, großartigen Umgebung bedurfte, daß er danach bürstete und daß er sie in London finden würde. Daß dem Wirklich so war, dafür zeugen sogar einzelne Stellen aus seinen frühesten Stücken, Stellen, die in der That wie nicht ferne Nachklänge der Stimmung berühren, in der er seinen

Wunsch zur Ausführung brachte, und die wol ohne Frage aus eigenem Erleben geflossen sind. So in der „Gedächtnis-Widerpenstigen“ der Einzug des Lucentio in Padua: „Berlich ich Pisa nicht“, heißt es dort:

Und kam nach Padua, wie ein Mann verläßt  
Den letzten Bach, sich in den Strom zu werfen,  
Um die alte Welt zu lassen durchzufließen?

So fern die Stelle zu Anfang des „Aden Beromünster“, wo Salentin von seiner Vaterstadt Abschied nimmt und seinen Freund Proteus bereden möchte, ihn zu begleiten:

Die Wunder dieser großen Welt zu sehen,  
Anstatt daheim in Müßiggang und Nüchternheit  
Der Jugend schöne Zeit sich zu verderben.

Und hiermit vergleiche man noch in demselben Stück die Schilderung des Bildungsgangs, den in dem bewegten Leben jener Tage die jungen Leute durchzumachen pflegten; sie gehen, heißt es dort (Act 1, Sc. 3):

Auf Reisen, um sich aufzuschwingen,  
Der in den Krieg, um dort sein Bild zu machen,  
Der zur Entdeckung weitentlegener Inseln,  
Der zur gelehrten Universität . . .

Wo sich Sievers über den Ruhm verbreitet, dessen sich Shakspeare bei seinen Zeitgenossen erfreute, wo er den gefürchteten Satiriker Nashe und Francis Meres citirt: da scheint er uns doch die Bewunderung der damaligen Zeit für Shakspeare zu überschätzen. Das ist von Nashe gut nur seinen Gedichten, die im Geist der italienischen Schule gehalten waren; daß Greene ihm vorwarf, er habe sich mit fremden Federn und sei der Affe der die Werke der andern nachahme, wird von Sievers selbst erwähnt. Viel bezeichnender aber scheint uns in Anspruchs Webster's in der Vorrede zu seiner „Bitter Accorombona“, welcher sich rühmt, eine wahre Freude daran gefunden zu haben, seine gute Meinung an die mühseligen Arbeiten anderer zu nähren und zu befeigen. „Dies gilt“, fährt er fort, „besonders von dem vollen und hohen Stil des Meisters Chapman, den durchgearbeiteten und verständigen Werken des Meisters Jonson, nicht minder würdigen Schöpfungen der beiden vorzüglichen Meister Beaumont und Fletcher und endlich (durch das spätere Kennen dieser Namen irgendwelche Hintansetzung auszudrücken) von der ebenso glücklichen wie fruchtbringenden Industrie der Meister Shakspeare, Dekker und Heywood.“ Hier steht, trotz der Elms Shakspeare nicht nur in Reihe und Glied mit den andern Zeitgenossen, sondern er wird offenbar zu den Massenfabrikanten gerechnet, wie etwa ein deutscher Kunsthistoriker neben dem vollen, hohen Stil des Meisters Schiller, neben den durchgearbeiteten und verständigen Werken des Meisters Lessing noch die glückliche und fruchtbringende Industrie von Kagebue, Iffland, der Birch u. s. w. rühmen würde.

Nicht minder scheint uns Sievers die Bedeutung Shakspeare's als Schauspieler zu überschätzen, obgleich er gibt, daß Shakspeare in seiner spätern Zeit die Bühne nicht mehr betreten hat. Die bekannte Stelle aus „Hamlet“ beweist allerdings, daß Shakspeare von der Bedeutung der Schauspielkunst eine sehr hohe Meinung hatte; wenn Sievers meint, es sei bei seinem Künstlergeiste kaum anzunehmen gewesen, daß bei ihm Wissen und Empfinden auseinandergefallen seien, so widerspricht dies



der Erfahrung. Dramaturgische Einsicht macht noch nicht den Künstler; wir zweifeln, daß Professor Rötischer ein guter Schauspieler geworden wäre. Man mag zugeben, daß die Grundbedingung des großen Schauspielers, sich mit dem darzustellenden Charakter vollkommen zu identifizieren, auch der dramatische Dichter in sich auffinden müsse. Doch dies Gemeinsame vermag nicht, über die grundverschiedene Technik der Dicht- und Darstellungskunst hinwegzuhelfen. Ein Schauspieler muß überdies ganz in dem Charakter aufgehen, den er darstellt; der dramatische Dichter geht nur in ihn ein mit einem Theil seines Selbst, denn er muß einen größern zurückbehalten, um ihn an die andern Charaktere zu vertheilen. Der Schauspieler setzt seine ganze Persönlichkeit ein, der Dramatiker behält sie zurück. Der größte dramatische Dichter könnte einen äsopischen Budel haben und gänzlich unfähig sein, andere Selben darzustellen als Iherusalem und Scarron, während er alle seine Dramen mit den ritterlichsten jugendlichen Idealgestalten bevölkert.

Sowenig daher Sievers mit seiner allgemeinen Behauptung die Kluft zwischen Dichtkunst und darstellender Kunst überbrücken und uns geneigt machen kann, aus Shakespeare's dichterischer Größe auf seine Bedeutung als Schauspieler zu schließen, sowenig gelingt es ihm, durch historische Zeugnisse die letztere zu beweisen. Das Zeugniß von Shettles, er sei excellent in dem Berufe (quality) gewesen, dem er angehörte, bezieht sich jedenfalls auf den Theaterberuf Shakespeare's im weitesten Sinne als Director, Dramatiker und Schauspieler und kann nicht sein zu Gunsten des letztern geltend gemacht werden. Die übrigen Zeugnisse sind negativer Art, und nur das von Aubrey, der seine Nachrichten um das Jahr 1680 sammelte und ausdrücklich erwähnte, Shakespeare habe unheimlich gut (exceedingly well) gespielt, bleibt gültig, inwiefern überhaupt ein so spätes, nicht aus eigener Anschauung geschöpftes Zeugniß über einen Darsteller Gültigkeit behalten kann. Sievers führt fort:

Von den Rollen, die Shakespeare gegeben hat, wissen wir sehr wenig. Daß er aller Wahrscheinlichkeit nach selbst den Hamlet gesprochen hat, mit dessen Travestirung Greene ihn trefen wollte, ist bereits erwähnt worden. Der Herzog von York, Heinrich VI., wäre also eine seiner Rollen gewesen, und berühmte Burbadage wenigstens kann diesen gewaltigen Menschen nicht gegeben haben, von ihm wissen wir bestimmt, daß der jüngste Sohn desselben, Richard, gab. Damit in Einklang steht die sicher verbürgte Thatsache, daß er den Sejan bei Jonson's gleichnamigem Stücke spielte, also auch ein hochstrebender, ehrgeiziger Charakter, und so hat er verhältnißmäßig auch den Volingbrote in „Richard II.“ und denselben als König Heinrich IV. gegeben. Daß er oft in Fürstentümern auftrat, ist ausdrücklich überliefert. Ein gewisser John war nämlich richtete um das Jahr 1611 ein Lobgedicht an Shakespeare, betitelt: „An unsern englischen Terenz, Herrn William Shakespeare“, in dem er beiläufig auch auf seine Rollen zu sprechen kommt. Da heißt es gleich zu Anfang: „Einige, guter Will, was ich zum Scherz hier singe: hättest du die Rolle eines Königs manchmal nur zum Scherz gespielt, du wärst ein würdiger Genosse gewesen für einen König ein König unter den geringern Menschen.“

Rome erwähnt, Shakespeare habe den Geist im „Hamlet“

gut gespielt, wogegen der zeitgenössische Satiriker Nashe behauptet, er habe wie ein Austerweib. gesprochen. Die Art, wie Sievers selbst diese Stelle zu Gunsten des Schauspielers Shakespeare auslegt, zeugt von einer unlenkbaren advocatorischen Kunst. Wir möchten daraus nur schließen, daß Shakespeare als Schauspieler sich durch ein falsches Pathos hervorgethan hat. Es liegt dies bei Tragödiendichtern sehr nahe, und wir brauchen bloß an die Vortragsweise zu erinnern, mit welcher Schiller seinen „Fiesco“, als er ihn den Schauspielern vorlas, in Mannheim umbrachte, um eine damit verwandte Thatsache anzuführen. Gewiß gelangten Shakespeare die ruhigen Rollen, in denen harmonische Reflexion überwiegt, am meisten; diejenigen Rollen, welche den Geist des antiken Chors in seinen Stücken vertreten; denn dieser Geist war eben der Weltspiegel des dramatischen Dichters. Es sind das die Rollen, welche unsere sogenannten „denkenden Künstler“ am besten spielen. Außerdem spielte er gewiß einige Repräsentationsrollen, Könige u. dgl. Es ist ja noch heute Brauch, daß Theaterdirectoren, wenn sie selbst auftraten, gern auch auf der Bühne derartige Würdenträger darstellten. Es gelingt ihnen dies auch am besten; denn jeder Theaterdirector fühlt sich als ein getriebenes Haupt. Shakespeare's Darstellung des alten Adam wird durch einen Augenzeugen gerühmt:

Die Mittheilung über Shakespeare's Spiel als Adam in „Wie es euch gefällt“ verdanken wir angeblich einem Verwandten des Dichters, der London von Zeit zu Zeit bloß zu dem Zweck zu besuchen pflegte, ihn in einem seiner eigenen Stücke auftreten zu sehen. Einmal sah er ihn so in der Rolle des alten Adam, jenes langjährigen treuen Dieners des Sir Robert, der seinem geliebten jungen Herrn, dem von seinem Bruder verstoßenen Orlando, freiwillig in die Blöße folgte. Der Berichtsteller ist sowenig Literat von Profession, daß er nicht einmal mehr den Namen des Alten anzugeben vermag, den er seinen großen Verwandten hatte geben sehen, und auch der Name des Stücks ist ihm entfallen, aber desto zuverlässiger ist sein Bericht. Er erzählt, er habe Shakespeare einmal in einer seiner eigenen Komödien einen altersschwachen Greis darstellen sehen; „er trug“, sagt er, „einen langen Bart und schien so schwach und hinfällig und unfähig zu gehen, daß er gezwungen war, sich von einem andern stützen und zu einem Tisch tragen zu lassen, an dem er dann unter einer Gesellschaft saß, die eben aß, während einer ein Lied sang.“ Der Alte vermischt hier zwei Scenen, die erste (Act 2, Sc. 5), wo der achtzigjährige Adam vor Hunger und Ermüdung in der Wüste des Ardennerwaldes zusammenstürzt und Orlando ihn fortträgt, die andere (Sc. 7), wo letzterer dann, nachdem er bei dem Herzog im Walde liebevolle Aufnahme gefunden, den Greis unter die übrigen an die Tafel setzt, um ihn zu speisen. Es sind Scenen von einfacher, aber tief ergreifender Menschlichkeit, und man wundert sich nicht, daß sie dem Alten im Gedächtnis geblieben sind.

Den Beweis, daß Shakespeare ein bedeutender Schauspieler gewesen, hat Sievers nicht zu führen vermocht. Der Geist und der alte Adam, die einzigen beglaubigten Rollen Shakespeare's, sind nur Episoden, die allenfalls ein hin und wieder zum Schminktisch greifender Director spielt, um auszuhelfen und die Aufführung von Stücken mit einem großen Personal zu ermöglichen. Daß aber Shakespeare kein großer Schauspieler war, das geht allein

aus der Thatfache hervor, daß er so früh von der darstellenden Kunst zurücktrat. Erfolgreiche Schauspieler thun dies nicht; dafür gibt die antike wie die neueste Zeit hinlängliche Belege. Somenig ein König seine Krone niederlegt, mag sein Land nun ganz oder halb annectirt sein, somenig verzichtet ein beliebter Schauspieler auf seine Vorherrschaft, bis er so schwach und hinfällig ist wie der alte Adam und sich vor die Prosceuiumslampen muß tragen lassen, oder wie Aesopus, der römische Tragöde, der noch mitwirkte, als Pompejus der Große im Jahre 698 der Stadt sein herrliches Amphitheater vermachte. Doch wie Cicero in den „Briefen“ berichtet, entsprachen seine Kräfte nicht mehr seinem guten Willen, und alle Zuschauer stimmten überein, daß es ihm nun erlaubt sei, aufzuhören.

Wenn Sievers weiterhin Shakspeare's Irrungen und Kämpfe, seine Freundschaft und Liebe aus seinen „Sonetten“ nachzuweisen und ihren poetischen Inhalt biographisch zu condensiren strebt, so machen wir, diesem Versuch gegenüber, auf die Anschauungen aufmerksam, die Delius im ersten Jahrgang des Shakspeare-Jahrbuchs ausgesprochen hat. Diese Sonettenammlung ist nach den damals üblichen Schablonen wie die des Daniel u. a. zusammengestellt und enthält eben einen in seinem thatsächlichen Inhalt erdichteten Freundschafts- und Liebesroman. Natürlich hat Shakspeare wie jeder Lyriker Stimmung und Anregung aus eigenen Erlebnissen geschöpft; doch die Anordnung des Cylus selbst geschah aus künstlerischen Motiven. Wie der Dramatiker eine Folge von Handlungen, so erfand der Lyriker eine Folge von Situationen, welche reichhaltig genug sein mußte, um dem Ausdruck der verschiedenartigsten Stimmungen dienen zu können. Sievers selbst ist nicht ganz consequent in seiner Auffassung. Er gibt zu, daß die Sonette keineswegs alle als freie Herzensergießungen zu betrachten sind, und daß selbst diejenigen, die es sind, niemals Thatfachen geben. Gleichwohl erwähnt er als eine merkwürdige Thatfache, die in das Liebesverhältniß Shakspeare's eingriff, daß der junge Graf in dasselbe hineingezogen wurde, sich von der Geliebten seines Freundes gewonnen ihr hingab und sich zugleich von Shakspeare abwandte, der so auf einmal Freund und Geliebte verlor. Das trägt denn doch so deutlich den Stempel einer erfundenen Situation, daß es unbegreiflich ist, wie man dies als ein in die biographischen Polizeiacuten einzuregistrirendes Erlebnis betrachten kann. Sievers selbst sagt: „Man könnte in der That zweifeln, ob das eben Mitgetheilte wirklich thatsächlichen Werth hat, wenn nicht auch hier wieder die persönliche Wärme der Sprache in den Sonetten auf ein wirkliches Erlebnis zurückzuschließen zwänge.“ Wir empfinden diesen Zwang durchaus nicht und sind nicht der Ansicht, daß ein dichterischer Vorzug, wie die „persönliche Wärme der Sprache“, in einer so einseitigen Weise erklärt werden mußte. Ein Dichter, der als Dramatiker den verschiedensten Personen diese „persönliche Wärme der Sprache“ mittheilen muß, wird doch auch für eine lyrische Situation den nöthigen Ueberschuß davon entbinden können.

In Bezug auf Shakspeare's Geistesbildung behauptet Sievers:

Die Zeiten sind vorüber, wo man den großen Dichter als einen Ignoranten und halben Wilden betrachtete und genug gethan zu haben glaubte, wenn man ihn ein Naturgenie nannte. Heutzutage ist man zu der Einsicht gelangt, daß er auch die ganze Geistesbildung seiner Zeit in sich aufgenommen hatte, und daß er nicht bloß durch seine Erkenntniß der letzten Dinge, sondern auch durch den Umfang seiner Kenntnisse in den verschiedenen Fächern des menschlichen Wissens fast alle seine Zeitgenossen überragte.

Diese Behauptung zeigt nur, wie leicht die Kritik aus einem Extrem in das andere überspringt. Daß Shakspeare viel zusammengelesen und mit genialer Auffassung gelesen hat, geht allerdings aus seinen Dramen hervor; doch nicht minder, daß das Register seiner Kenntnisse manches Loch hatte, wie dies bei Autodidakten zu sein pflegt. Daß er im Zeitalter Bacon's auf der Höhe wissenschaftlicher Einsichten gestanden habe, wird sich nicht behaupten lassen; ja er hat nirgends dem Wissensdrang als solchem begeisterten Ausdruck geliehen, keinen Charakter geschaffen, in dem er lebendig gewesen wäre; er beannte ruhig das überlieferte Inventar des Aberglaubens für seine poetischen Zwecke. Wenn ihm Sievers eine Art von Abiturientenzugniß ausstellt, daß er in allen Fächern die Nummer eins cum laude verdient habe, und das Zeugniß mit den Worten beginnt: „Er ist ein tiefer Kenner der Natur in ihrem ganzen Umfang“, so braucht man bloß die Schriften eines Zeitgenossen, den man selbstamerweise zum Verfasser der Shakspeare'schen Dramen machen wollte, die Schriften Bacon's, mit diesen Dichtungen zu vergleichen, um zu sehen, welche Fülle von Entdeckungen die gleichzeitige Wissenschaft gemacht hatte, von denen dem Dichter jede Kenntniß fehlte. Man hat zwar eine medicinische Anthologie aus Shakspeare zusammengestellt; doch beschränkte sich seine Medicin nur auf eine Volksheilmittelkunde; auch seine Botanik war ziemlich rusticaler Art und ging nicht über jene volksthümliche Symbolik hinaus, wie sie sich im Wahnsinn der Ophelia ausdrückt; aus der Thierwelt wußte er einiges Anekdotische, wie er's theils in seinen strafforder Flegeljahren im Wald und auf Bauernhöfen selbst erfahren, theils aus Reisebeschreibungen entlehnt hatte. Ueber den innern Zusammenhang des Kosmos, über die physikalischen Geseze aber besaß sich Shakspeare zur Zeit, wo Bacon seine pneumatische Maschine erfand, in einem romantischen Dunkel und begnügte sich vollkommen mit einer theatralischen Physik, der zufolge die Herzen Regen und Sonnenschein machten und Ariel den Sturm fabricirte. Das war für dramatische Zwecke brauchbar und wirksam, und die „Nummer eins“ ist daher dem Naturforscher Shakspeare nur aus mährchenlicher Uebertreibung zuertheilt worden. Gleiche Einschränkungen muß das Lob der andern tiefen Kenntnisse Shakspeare's erfahren. Wenn Sievers selbst anführt, daß Shakspeare das todtte Bücherwissen geschäft habe, die „beständigen Grübler“, die immer über Büchern brüten und doch nichts finden als „niedrige Autorität“, wenn er den genialen Holofernes die Ausgeburd eines Schulmeisters

und Philologen, den Geistesverwandten des Goethe'schen Wagner nennt — so vergiftet er dabei, daß diesem Shakspeare'schen Wagner der Faust fehlt und daß ohne diesen in der Verspottung der Büchermisheit überhaupt eine Verspottung der Gelehrsamkeit liegt, deren höheres Element ja nirgends bei Shakspeare zur Geltung kommt.

Was Sievers über Shakspeare's dichterisches Schaffen, über seine Objectivität und den doch persönlichen Charakter desselben sagt, das hat manches anregende Moment, wenn es sich auch zu sehr in den spröden und schweren Formen der Hegel'schen Dialektik bewegt. Jedenfalls bleibt ein Vorzug des Werks das Bemühen, Shakspeare's Dichtungen als einen Spiegel seines innern Denkens und Strebens aufzufassen, ihren tieferpersönlichen Motiven nachzuspüren, aus den Werken zu dem Dichter vorzudringen. Shakspeare's Poesie in ihrem Lebensprincip zu betrachten als eine Reproduction der protestantischen Auffassung des Christenthums aus dem Wesen des Menschen heraus — das erscheint aber wieder als eine zu einseitige Formulierung für einen so reichen dichterischen Genius.

In Bezug auf seine künstlerische Methode vergleicht Sievers Shakspeare mit Bacon. Die jener das Experiment in die Naturwissenschaft einführt, so Shakspeare in die Kunst. Auf den Ausdruck Bacon's: „die Natur ist ein Proteus, der nur antwortet, wenn man ihn zwingt und bindet“, sei Shakspeare's ganze Compositionsweise gegründet. Genau wie Bacon durch ein consequent-wissenschaftliches Verfahren die Thatsachen erst rein darzustellen strebt, ehe er daran geht, das in ihnen wirkende Gesetz aufzusuchen, so stelle Shakspeare mit dem genialen Griff des Künstlers Menschen hin, in denen alles Unwesentliche und Zufällige, alles bloß Individuelle von vornherein getilgt ist, Normalindividuen gleichsam, und diesem Menschen gegenüber bringt er nun jenen Ausdruck Bacon's zur Geltung. Wenn Sievers weiterhin meint, es sei immer nur eine Auffassung eines Shakspeare'schen Werks möglich, so ist dies eine Behauptung, welche durch die zahlreichen abweichenden Commentare derselben Stücke in eine ironische Beleuchtung gerückt wird.

Den Entwicklungsengang Shakspeare's theilt Sievers in drei Perioden:

Die erste ist die Periode der begeisterten Erfassung des Ideals, der in allen Sphären des menschlichen Daseins ihm entgegentretenden Immanenz Gottes und der auf sie begründeten menschlichen Freiheit; es ist die Periode der aus jedem Kampf sich neu und unverfehrt wiederherstellenden glaubensvollen Begeisterung, und ihr Charakter ist bei allem Realismus der Darstellung der rein idealistische. In der zweiten stellt er sich die dem Menschen gesetzten Grenzen seiner Macht vor Augen und mißt zugleich die Welt, wie sie thatsächlich ist, mit allen ihren Mängeln an dem idealen Bilde, das er von ihr in sich trägt; es ist die Periode des Realismus, und er selbst erscheint hier als der stillig gereifte Mann von ebenso gewaltigem Streben wie von sicherer Selbstbescheidung und bei aller Klarheit über die wirkliche Welt doch von unerschütterlicher Treue gegen sein Ideal. Die dritte Periode endlich ist die des innern und ängstern Ab schlusses mit der Welt; ihr Charakter ist ein vorwiegend religiöser, sie stellt die Forderung innerer Läuterung und absoluter Hingebung an Gott; als Grundton geht durch diese

Periode jene erste Sammlung und verstärkte Weiterleit, für die die Welt mit ihren Freuden und Schmerzen bereits weit hinten liegt.

Erst nach Vollendung des Werks wird sich entscheiden lassen, inwieweit Sievers den Beweis für die Richtigkeit dieser Eintheilung zu geben vermochte. Zunächst scheint uns der Entwicklungsgang, wie ihn Alfred Meißner in einem kleinen geistvollen Aufsatz auseinanderlegte, treffender und schlagender bezeichnet.

Wenn wir uns nun mit Sievers zu den einzelnen Dichtungen und Dramen wenden, so müssen wir freilich die Kritik, an die uns Rümelin gewöhnt hat, wieder an den Nagel hängen und uns ganz von den hochgehenden Wellen der Apotheose schaukeln lassen. Ja, Sievers versucht selbst eine Ehrenrettung derjenigen Stücke, von denen andere begeisterte Ausleger eine geringere Meinung hegten, wie z. B. von der „Komödie der Irrungen“ und den „Ebelcuten von Verona“. Nur „Die bezähmte Widerspenstige“ wird als das am wenigsten selbständige Stück, das durch die Verbindung heterogener Elemente die stärksten Bedenken erzeuge, preisgegeben. In „Venus und Adonis“ findet der Erklärer mehr, als andere Menschenfinder in dieser Nachdichtung des antiken Mythos zu finden pflegen: eine Rechtfertigung der Sinnlichkeit, die in der menschlichen Natur von vornherein auf geistigem Boden steht, eine Verkündigung der Menschenwürde, des stillig-geistigen Gehalts der menschlichen Natur u. s. w. „Die Leidenschaft der Göttin hat ihre Quelle gar nicht in der Sinnlichkeit, sondern im Geist.“ Da ist Adonis anderer Ansicht, er sagt nach Jordan's Uebersetzung:

Leicht widerlegen kann ich deine Gründe,  
Die Lust nur, nicht die Liebe muß ich hoffen.  
Du zeigst mir glatt und breit den Pfad der Sünde;  
Du möchtest jeden Fremdling gleich umfassen u. s. f.

Die Venus ist bei Shakspeare durchaus sinnlich, wollüstig, brünstig — kein Zipfelchen von dem Gedanken, in den der Philosoph die nackte Göttin so anständig einhüllt, guckt aus der ganzen Dichtung hervor. Und was die beiden Thierbilder betrifft, so sollen sie dazu dienen, „die principielle Erhabenheit des Menschen sowohl über die Sinnlichkeit wie über den Selbsterhaltungstrieb, mit einem Worte über den Instinct darzustellen“. Was den Penglitz betrifft, so macht die Göttin selbst die entgegengesetzte Zuganwendung. Uns scheinen die beiden Thierlarven, wenn man den „Hasen“ nicht ganz einfach als ein mit Liebe ausgemaltes Jagdbild betrachten will, eine mehr ironische Bedeutung zu haben. Der junge Shakspeare lächelt gerade sehr skeptisch zu dieser „Verherrlichung der Menschenwürde“, die ihm sein „Commentator“ unterlegt. Wärsst du, junger Knabe, dem sinnlichen Triebe gefolgt wie der Penglitz — du wärsst noch am Leben! Das Gedicht ist eine Apotheose der Wollust — und selbst der Fluch, den Venus auf die Liebe schleudert, ist doch nur eine Folge des versagten Genusses.

Auch was Sievers über die „Lucretia“ sagt, ist voll von Widersprüchen. Der Tadel, der die Vermischung des antiken Geistes, den sentimental-reflectirenden Grundton

trifft, sowie den Widerspruch des italienischen Kunststils zu dem Gedankeninhalt ist wohlbegründet; doch zur Entschädigung für diese Fehler soll das Gedicht „die erste große Theodicee des Dichters sein, eine Rechtfertigung Gottes in Bezug auf die Existenz des Uebels in der Welt“. Wir bekennen, daß wir durch die weitschweifigen Auseinandersetzungen des Erklärers nicht entfernt zu seiner Ansicht belehrt worden sind. Die Differenzen, die Sievers angibt, finden wir wol wieder, die Anklagen gegen die Gottheit, den Skepticismus und Pessimismus, doch nicht die Lösung derselben. „Der Mensch ist Herr seines Schicksals“ — das liegt allerdings in der That der Lucretia, aber nicht in der Darstellung derselben durch den Dichter. Sonst hätte er diese That verherrlichen müssen; doch sein Brutus, der den Chorus bildet, spricht von dem „theuern Weibe“.

Das leider selbst in schwerem Irrthum fehlte  
Und statt des Feindes sich zum Opfer wählte.

Shakespeare nahm den Stoff, wie er vorlag, benutzte alle Gelegenheiten zu farbenreichen und üppigen Schilderungen aus, die er darbot, schob ohne allen Sinn für künstlerische Architectonik noch eine Beschreibung der Zerstörung Trojas und zwar an gänzlich ungeeigneter Stelle ein und durchwob das Gedicht mit verschiedenartigen Reflexionen, wie sie gerade aus der Situation hervorgingen, mit vorwiegend skeptischer Tendenz. Er hat in dieser schwülstigen und verfehlten Dichtung keine Theodicee schreiben wollen und auch keine geschrieben. Mit diesen Blasenbälgen der Dialektik, wie sie Sievers hier handhabt, vertrauen wir uns das höchste Gedicht zu einer Weltfugel aufzublasen.

Diese dialektische Aufdonnerung, die aus jeder Müde einen Elefanten macht, zeigt sich nicht minder bei der Analyse, die Sievers von den einzelnen Dramen gibt.

Rudolf Gottschall.

(Der Besluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Geschichte und Geschichtsschreibung.

Geschichte und Geschichtsschreibung unserer Zeit. Von Ernst Petzsche. Leipzig, D. Wigand. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Die „Geschichte der Civilisation in England“ von Henry Thomas Buckle und die in der Einleitung dieses Werks aufgestellten Gesichtspunkte beginnen auch in Deutschland ihre Nachwirkungen zu äußern. Wenn wir den Heißspornen der Neuerung glauben dürfen, so steht die ganze seitliche Art und Weise der Geschichtsschreibung in Frage und erhebliche Zweifel an ihrem wissenschaftlichen Werthe — was auch ihr künstlerischer sein möge — erwachen auf allen Seiten. Die vorliegende Schrift von Ernst Petzsche ist gleichsam ein Sturmvogel des kritischen Unwetters, durch welches die Geschichtsschreibung demnächst hindurchzugelenken hat. Der Verfasser erklärt als seine Absicht:

zu zeigen, daß die Geschichtsschreibung ihre Aufgabe nicht begriffen hat, indem sie die verschiedenen Zwecke der Kunstgeschichte und der Geschichtswissenschaft verkennt, und die Folgen dieses Zustandes darzustellen. Um den Gegensatz dieser beiden Arten der Geschichtsschreibung und beide in ihrem Wesen zu ze-

gen und zugleich von der Möglichkeit zu überzeugen, daß die Geschichte auf eine andere und mehr erfolgreiche Weise als bisher behandelt werden kann, habe ich auf einzelne Gegenstände tiefer eingehen müssen, als es der Zweck dieser Schrift erlaubt.

Der Nachweis, wenn man es so nennen darf, daß die seitliche Geschichtsschreibung zur Auffindung positiver, gleich den Gesetzen der Naturwissenschaft unumstößlicher, mit Sicherheit anzuwendender Gesetze nicht gelangt ist, ein Nachweis, der ausführlich auch in Buckle's geistvoller Einleitung entwickelt wurde, muß dem Verfasser selbstverständlich gelingen. Er geht von der Darlegung aus, daß man in den Naturwissenschaften erst dann zu erspriesslichen Resultaten gelangt sei, als man die Aufstellung willkürlich erdachter Systeme und aus ihnen gezogener Schlüsse mit der Erfahrungsmethode vertauscht habe. Die Anwendung dieser Methode sei bisher fast ausschließlich im Bereich der eigentlichen Naturwissenschaften geschehen. Unter den Gesellschaftswissenschaften habe diejenige, welche vor allen andern zur Anwendung berufen sei, die Geschichte, kaum den ersten schwachen Versuch dazu gemacht. Der Verfasser räumt allerdings ein, daß man in neuerer Zeit die Betrachtung der allgemeinen gesellschaftlichen Zustände in die Geschichtsschreibung hineingezogen habe, meint aber, daß auch die Kulturgeschichte sich nie über die erzählende Darstellung hinaus erhob. Er bekennt sich daher zu Buckle's Wort, daß jeder Geschichte schreiben könne, der nur viele Bücher gelesen habe.

Die Uebertreibung in dieser Behauptung liegt so sehr auf der Hand, daß es unnötig ist, dieselbe erst noch besonders zu bestreiten. Was man auch im Sinne Comte's und Buckle's (und der Verfasser der vorliegenden Schrift ist lediglich ein Plädiere für deren Anschauungen) über die erzählende Geschichte und das wissenschaftliche Gewicht der „Kunstgeschichte“ denken mag: nicht „jeder“, der viele Bücher gelesen hat, ist ein Thucydides, Tacitus, so wenig wie ein Macchiavelli, Davila, Summe oder Ranke. Es ist kläglich, daß in Deutschland absolut kein neuer Gesichtspunkt, kein fruchtbarer Gedanke aufgestellt werden kann, ohne zunächst die Form crassester Uebertreibung anzunehmen. Die erzählende Methode, erläutert der Verfasser, führe nothwendig zu einem willkürlichen Standpunkt, sie sei beschreibend und darstellend, aber nicht forschend und untersuchend. Die bloße Erzählung der Thatfachen sei etwas so Dürftiges, daß sie selbst dem geistlosen Leser nicht genügen würde, folglich sei der Geschichtsschreiber gezwungen, den Eindruck, den die Thatfachen auf ihn machen, insofern er sie in einem bestimmten Zusammenhang darstellen müsse, durch das künstliche Reden eines Systems zu reproduciren. Dies führe nothwendig zur theologischen Betrachtungsweise statt zur Forschung nach den sichern Gesetzen der Geschichte:

Die philosophische Erklärungsweise, deren Product die Philosophie der Geschichte ist, hat nur Phantasien und Hypothesen zu Tage gebracht und ist nicht im Stande, die Wahrheit zu ermitteln, weil sie fast gänzlich von den Thatfachen abstrahirt.

Wenn demnach die ganze seitliche Geschichtsschreibung in keiner Weise im Stande gewesen wäre, eine wissenschaftliche Bedeutung und Berechtigung zu gewinnen, so



entstände die Frage, auf welchem Wege sie dieselbe in Zukunft zu erreichen vermöchte. Die *Geschichte* als Wissenschaft muß nun darin bestehen, daß sie die Gesetze erforscht, welche den historischen Erscheinungen der Gesellschaft zu Grunde liegen. Nach dem, was der Verfasser über die naturwissenschaftliche Methode vorausgeschickt, sollte man meinen, daß er die Anwendung derselben ohne alle Einschränkungen und Bedenken empfehlen werde. Aber er selbst verkennt die Schwierigkeiten dabei nicht. Die Erscheinungen in der menschlichen Gesellschaft bieten keineswegs die Regelmäßigkeiten der Naturerscheinungen; in der menschlichen Gesellschaft zeigt sich ein Agens, das selbstbewußt handelt und in jedem Augenblick den Dingen einen nicht vorherzusehenden Verlauf geben kann. Wenn der Verfasser so viel vom freien Willen einräumt und zugibt, daß der Entschluß des Menschen bis zu einem gewissen Grad unabhängig sei, so hat er damit die Berechtigung und Bedeutung der Specialgeschichte unbewußt schon zugestanden. Er sagt inbezug weiterhin:

Die Geschichte kann die inductive Methode allein nicht anwenden, weil die gesellschaftlichen Erscheinungen von einer Verbindung von Ursachen abhängen und deshalb weder durch Beobachtung noch durch Experiment zum Gegenstand einer wirklichen Induction gemacht werden können, und sie kann die rein deductive Methode nicht anwenden, weil die Erscheinungen vermöge ihrer Veränderlichkeit sich nicht abstract aus andern deduciren, geschweige nach allgemeinen Principien erklären lassen. Es läßt sich keine bestimmte Regel für die Forschungsmethode aufstellen. Der Forscher kann je nach den Umständen durch die Anwendung beider Methoden, der Induction und der Deduction, der Synthese und der Analyse, mit Vorherrschen der concret deductiven, indem er sich möglichst an die Thatfachen hält, die Erscheinungen und die Entwicklungsgeetze der menschlichen Gesellschaft erforschen. Ebenso wie der Naturforscher die Gesetze erforscht, nach welchen die Erscheinungen entstehen und vor sich gehen, so hat auch der Geschichtschreiber zu untersuchen, wie eine gewisse gesellschaftliche Erscheinung entstanden ist, wie sie sich verhält and von welchen Folgen sie begleitet ist. Das Ergebnis ist das Gesetz.

Nun ist es für Jedermann offenbar, daß Gesetze dieser Art, die unabhängig vom Willen und dem Streben der Individuen der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft zu Grunde liegen und die großen Erscheinungen derselben unzweifelhaft bestimmen, für weite Gebiete, für große Zeiträume wirkend sind, sodaß die Geschichte der einzelnen Völker und Staaten bei dieser Wissenschaft gar nicht in Frage kommen würde. Der Verfasser ist davon so sehr überzeugt, daß er erklärt, „der Gegenstand der Geschichte ist die ganze Menschheit und kein einzelnes Volk“. Er verwahrt sich zwar dagegen, daß der Geschichtschreiber nichts anderes thun solle, als die Ursachen und Wirkungen zu erforschen und die Reihe derselben aufzuzählen, aber er erklärt auf das bestimmteste der seitherigen Geschichtschreibung (soweit sie wissenschaftliche Geltung beansprucht, denn ihr künstlerisches Verdienst bestreitet er nicht) schroff als Nudle) den Krieg. Die seitherige Geschichte behandelt nach ihm

Dinge, die gar nicht der Gegenstand einer wissenschaftlichen Behandlung sein können. Sie behandelt die Politik, die häufig nur aus den Handlungen und den Mäkten besteht, die von den laterbedürfnissen der Völker zur Knechtung derselben und zur Ver-

größerung der Regierungsmacht angewandt sind. Sie beschäftigt sich mit Biographien sogar der unbedeutendsten Subjecte, von Leuten, die in andern Lebensstellungen unter dem Niveau der allgemeinen Bildung geblieben und vielleicht in Zuchthäusern oder auf dem Schaffot gestorben wären. Aber die Politik, der Krieg und die Biographie gehören fast ausschließlich in das Reich der darstellenden Kunst und nicht umständlich und unbedingt in die wissenschaftliche Geschichtschreibung. Sie gehören in diese nur insoweit, als die Handlungen der Menschen und ihr Charakter von allgemeinen Ursachen bedingt werden. Durch jenes Verfahren der Geschichte ist es leider zur Sitte geworden, den Regierungen und überhaupt den herrschenden Ständen einen übermäßig großen Einfluß auf den Gang der Dinge zuzuschreiben. Aber die Menschen sind ohnmächtig gegenüber der Logik der Thatfachen und dem Gang der Ereignisse, und von wissenschaftlichem Standpunkte ist das ohne Bedeutung, was man uns unter dem Namen der Politik erzählt. Sie hat wenig vollbracht und die Welt wenig verändert.

In diesem radicalen Bruch mit der Geschichte der einzelnen Völker, Staaten, Zeiten und Menschen liegt ohne Zweifel ein bedeutsamer und für die Zukunft der historischen Wissenschaft fruchtbarer Gedanke, aber andererseits auch die schlagendste Kritik der Petzsche'schen Schrift. Der Verfasser will positive Unterlagen der Geschichte erobern, die sich zur Geschichtschreibung, ihren Zielen und Zwecken denn doch nur verhalten würden wie die großen positiven Gesetze der Mechanik zu den Werken der Architektur. Die Letztern können der Ersten nicht entzathen, sie dürfen den Gesetzen der Mechanik nicht widersprechen, aber sie haben noch einen ganz andern Zweck, als den, die Richtigkeit dieser Gesetze zu erweisen. Der Verfasser fordert eine Trennung der Geschichte als „erzählende Kunst“ und der Geschichte als „Wissenschaft“:

Die erstere soll uns von einem bestimmten idealen Standpunkte die Handlungen der Menschen und die Ereignisse erzählen, die andere soll die Erscheinungen erklären und die Entwicklungsgeetze der menschlichen Gesellschaft erforschen. Die Geschichtswissenschaft muß die naturwissenschaftliche Methode anwenden, weil ohne sie keine Erforschung von Gesetzen möglich ist. Sie allein darf Entwicklungsgeetze aufstellen, aber nicht die Geschichte als Kunst. Wenn diese jetzt Gesetze aufstellt, so handelt sie unrecht, denn es besteht noch keine Geschichtswissenschaft, welcher sie dieselben entnehmen könnte. Die Trennung beider ist durchaus nothwendig. Nur wenn sie durchgeführt ist, wird es möglich sein, die Wahrheit zu erforschen und durch die Kenntniß der Entwicklungsgeetze der menschlichen Gesellschaft unsere Bildung und unsere Wohlfahrt zu verbessern.

Dies letztere, meint also der Verfasser, stehe außer der Macht der vergangenen wie der heutigen Geschichtschreibung. Weil es unleugbar ist, daß in Aufstellung „historischer Gesetze“ vielfach mit philosophischer und subjectiver Willkür verfahren wird, weil sich nicht in Abrede stellen läßt, daß unsere historische Bildung an großen Mängeln krankt, vindicirt er der Geschichte auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte lediglich die Wirkungen der Poesie (und hat diese nichts zu unserer Bildung beigetragen?), ja er versteigt sich zu der Behauptung, daß die Geschichte als darstellende Kunst und die Poesie sich durch ihren Inhalt überhaupt gar nicht unterscheiden, was, selbst wenn man den eigensten Standpunkt des Verfassers zugibt, ungefähr der Behauptung gleichkommt, daß eine gut ausgeführte Porträtblandschaft sich in nichts von einer



freischöpferischen Composition unterscheide. Aber daß der Standpunkt an und für sich ein schiefer ist, erhellt aus der oben geforderten, als absolut nothwendig behaupteten dauernden Trennung der Geschichte als Wissenschaft und als Kunst, während es augenscheinlich ist, daß diese Trennung das Uebel vermehren statt beseitigen würde. Die Arbeit der Forschung und der Darstellung wird natürlich (wie es in anderer Richtung auch seither geschah) vielfach getheilt werden müssen. Aber inwiefern der Kunsthistoriker von der Erforschung und, soweit sie erforscht sind, von der Anwendung der positiven historischen Grundgesetze entbunden sein sollte, können wir nicht wol einsehen. Daß die Feststellung weniger, einmal für alle gesellschaftliche Entwicklung, sodann für Jahrhunderte, für Völkergruppen und riesige Erdräume gültigen Gesetze nicht die einzige Aufgabe einer ganzen Wissenschaft sein kann, leuchtet ein. Die „Geschichtswissenschaft“ würde daher nothwendig nach den Gesetzen und Verhältnissen auch der Einzelercheinungen, der Einzelbildungen forschen, damit zur Specialgeschichte zurückkehren und früher oder später mit der Geschichte als darstellender Kunst wieder in eins verschmelzen müssen. Selbst Bude liefert dafür den Beleg, und wie hoch erhaben er sich über den „Darsteller“ Macaulay auch geglaubt haben möge, so wäre der Nachweis zu führen, daß seine Resultate im einzelnen mit denen des erzählenden Historikers genau zusammentreffen.

Wenn es unzweifelhaft nur von den wesentlichsten und fruchtbarsten Folgen sein kann, daß die Geschichte mehr und mehr die große Entwicklung der Dinge, welche abseits der Politik und des Kriegs liegt, als die Hauptsache ins Auge fasse (worauf übrigens die neueste Wendung der Geschichtsschreibung schon hindeutet), so ist doch das Anathem, welches der Verfasser den „Richtigkeiten“ der Politik zuschlenbert, völlig ungerechtfertigt. Es ist wahr, daß die Regierungen, ihre Verdienste und Mißgriffe nicht für Jahrhunderte wirksam sind. Aber diese Betrachtung, so trübselig sie der Menschheit sein mag, kann dem Menschen, dessen Lebenszeit nach der Schrift flezig und zehn und nach den Erhebungen der Statistik viel weniger ist, die Einsicht nicht nehmen, daß sein Wohl und Wehe tausendfach von den Handlungen und Entschlüssen der mit ihm Lebenden abhängt; daß die Politik so wenig sie im Großen vollbringen, so wenig sie die Welt verändern mag, doch auf das Schicksal der einzelnen Geschlechter vom entscheidendsten Einfluß ist; daß, so nützlich Tausende von Persönlichkeiten für die Menschheit waren, sie doch für ihre Zeit und für ihre Umgebungen gewaltig viel bedeuteten. Und das Interesse, welches daher die Specialgeschichte an der Politik, am Kriege, an der Biographie und ähnlichen perhorrescirten Gegenständen nimmt, ist nicht bloß ein gerechtfertigtes, sondern ein unabweisliches. Daß bei der praktischen Anwendung der überlieferten Geschichte unendliche Charlatanerie getrieben wird, daß eine viel kleinere Anzahl von Menschen, als man gemeinhin annimmt, im Stande ist von der historischen Darstellung einen andern Nutzen zu ziehen als den der Unterhaltung, ist freilich wahr. Aber dies beweist nicht, daß die darstellende

Geschichte an und für sich nur zu Irrthümern und Vorurtheilen führen müsse.

Der letzte Theil der Petsche'schen Schrift ist vorwiegend eine Polemik gegen verschiedene Historiker und Rationalökonomien (Wilhelm Roscher, Gerbmann, Max Bitt u. a.) gewidmet, und beweist wenigstens, daß der Verfasser dem Unheil, das er aus der „Autorität“ entspringen sieht, kräftigst entgegenzuwirken bemüht ist. Wir haben darum um so weniger einzugehen, als es an Erwiderungen gegen diese Polemik an geeigneter Stelle schwerlich fehlen wird.

Auf alle Fälle darf die Petsche'sche Schrift so wenig wie die Bücher Comte's, Buckle's (denen der Verfasser den Amerikaner Henry Carey als bahnbrechenden Denker und Forscher in dieser Richtung hinzufügen durfte) von irgendjemand, der sich ernstlich mit der Geschichte beschäftigt, außer Acht gelassen werden. Sie regt große Fragen, gewichtige Zweifel an, und wenn sie die ersten weder endgültig beantwortet, noch die letztern überzeugend löst, so liegt doch auch in der bloßen Anregung ein Verdienst, dem Einseitigkeiten und Schroffheiten leicht zugute zu halten sind.

Adolf Stern.

### Römische Studien zweier deutschen Katholiken.

1. Reliquien aus Rom. Zur Kunstgeschichte und Volkskunde. Gesammelt von J. Sighart. Augsburg, Franzfelder. 1865. 8. 22 1/2 Ngr.
2. Weitere Studien und Kritiken in und über Italien. Von Sebastian Brunner. Zwei Bände. Wien, Braumüller. 1866. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Während längere Zeit hindurch fast alle Berichte deutscher Reisenden über Italien entweder von einem consenslosen, oder protestantischen, oft antipapstlichen Standpunkte aus abgefaßt waren, ist das in den letzten Jahren vielfach anders geworden. Seitdem der römische Hof, wenigstens was seine zeitliche Herrschaft anlangt, in einen Kampf auf Leben und Tod mit den bewegenden Mächten des Jahrhunderts getreten ist, hat er alle seine streitbare Mannschaft zu den Waffen gerufen, und wir haben in d. Bl. schon öfters Gelegenheit gefunden, über die Apologien und Streitschriften ultramontaner Federn zu referiren. Wir sind weit entfernt, den Anhängern des Alten und Bestehenden das Recht des Kampfes gegen die vorwärtstrebenden und revolutionären Mächte der Gegenwart verklümmern zu wollen. Wir gönnen ihnen von Herzen gleichen Wind und gleiche Sonne mit ihren Opfern, froh, daß der lange im Finstern schleichende Strahl auf den offenen Markt der Literatur und des Lebens hin austritt, und vollkommen unbeforgt um seinen endlichen Ausgang. Freilich können wir es nicht billigen, daß die Vertheidiger des Papstthums, statt gerade auf ihr Ziel loszugehen, ihren Schriften meist die täuschende Maske eines einfachen Reiseberichts vorhängen, welche den wesentlichen Inhalt und Hauptzweck des Werks nur als etwas ungefügt und gleichsam zufällig Hervortretendes erscheinen lassen soll, während gerade im Gegentheil der harmlos erzählende und beschreibende Theil gewöhnlich als ein un mühsam angefügtes Beiwerk erscheint. Man faßt die

sicht, und man wird verstummt. Leider haben sich auch keine ultramontanen Reiseschriftsteller gefunden, die em Stahr, Gregorovius, Reuschlin u. a. die Spitze bieten, um das deutsche Publikum eines Bessern über lieuische Zustände zu belehren, wenn wir gleich nicht eifeln, daß die Schriften eines Brunner, Wasmann & Genossen in manchen Kreisen, zumal Altbairern und Pfälzern, sehr beifällig aufgenommen worden sind.

Daß die Berichte eines Gläubigen aus der Metropole der katholischen Welt, sowenig er im übrigen zum itbaren Heere des Ultramontanismus gehören mag, anders gefärbt erscheinen müssen, als die des Pro- anten oder Skeptikers, ist nicht nur natürlich und selbst- ständig: es kann eine solche Färbung, wo sie unge- st und absichtslos hervortritt, dem Buche einen beson- n, ich möchte fast sagen poetischen Reiz verleihen, der n mehr negativen Standpunkte nothwendig abgeht. wäre thöricht, mit einem solchen rechten zu wollen, wenn der begeisterte Glaube Dinge geschaut hat, die m nüchternen Auge verborgen geblieben sind. So ist mit dem Sighart'schen Buche: „Reliquien aus Rom“ : 1). Bestimmt, eine Aehrenlese auf dem unendlichen e römischer Kunstdenkmäler und zugleich eine Anzahl e zu dem schon so oft gemalten Bilde des römischen kstlebens zu bieten, liefert es uns zumal in dem Be- te über die Katakomben, nach dem großen noch unvoll- ten Rostk'schen Werke \*), über die verlorenen Basil- über das Grab Kaiser Otto's II., die Miniaturen heidelberger Bibliothek im Vatican u. s. w. sehr zenswerthe Beiträge zur Kenntniß des noch immer t vollständig an Licht geförderten Reichthums der gen Stadt an historischen und Kunstdenkmälern, und gt dabei den katholischen Standpunkt des Verfassers in einer Weise zur Erscheinung, die weder dem the noch dem Eindruck des Buchs Eintrag thut. wollte es ihm in der That verübeln, daß seine Ver- ng für den Vater der Gläubigen ihn in Pius IX. „stets von übernatürlicher Begeisterung und Seiter- zugehende Erscheinung“ und noch immer einen der schön- Männer in Rom erblicken läßt? „Rose und Lilie er- nen verbunden vor uns, wenn wir den greisen Papst zartem, rosigem Antlitz in schneeweißem Talar vor sigen sehen. Zugleich schreitet Pius noch immer so und rüstig durch die Säle des Vatican oder die en der Peterskirche, als ob er noch Jahrzehnte zum er der Gegner diesen Gang zu machen gedächte.“ Der rent muß freilich gestehen, daß, als er vor nunmehr Jahren den Papst öfters in der Nähe zu sehen Ge- it hatte, die zerflossenen Züge des aufgeschwemmten hts, die bleiche Farbe und der leidende, wenn auch e und wohlwollende Ausbruch des matten Auges in ibendem Contraste zu dem Idealbilde standen, das Sighart hier von dem Siebziger entwirft. Es ist die Wirkung der begeisterten Liebe, mit der das ent- Auge ihn angeschaut; wesentlich dasselbe Gefühl,

aus dem auch die gläubige, von allen profanen Zweifeln freie Verehrung entspringt, mit welcher der Verfasser alle die zahllosen Heiligenzellen besucht und beschreibt, die dem Fremden in Rom gezeigt werden.

Uebrigens ist Sighart unbefangen genug, nicht alles in Rom in dem rosigem Lichte zu sehen wie das Antlitz des Heiligen Vaters. Es ist ihm nicht verborgen, daß die Mönchsorden „keineswegs mehr alle in der ersten Liebe wandeln“ und daß das geistliche Gewand oft genug fleisch- lichen Sinn verhüllt. Begegnet er sich auch mit Brun- ner, mit dem er in Rom zusammentraf, in einer über- triebenen Verehrung für die lieblichen schwärmerischen Bil- der Fra Angelico's, den er den Fürsten der christlichen Maler nennt, so macht ihn doch seine Begeisterung für die Residenz des Papstes nicht so blind für die Wirklich- keit, um, wie jener, der bildenden Kunst des gegenwär- tigen Rom die unbedingt höchste Stelle anzuweisen. Nach einer kurzen Uebersicht dessen, was auf diesem Felde in Rom in der Baukunst, Bildhanerei, Malerei, Chromo- lithographie, Kupferstecherkunst und Mosaikfabrikation neuer- dings geleistet ward, erklärt er ausdrücklich, „daß die bil- denden Künste in Rom noch nicht die Höhe der Entwicke- lung erreicht haben, die wir in Deutschland erlebten wäh- rend eines funfzigjährigen Friedens“. Freilich hält auch er es für nöthig, den Katholicismus zu verteidigen gegen den Vorwurf, als ob derselbe an dieser geringern Blüte der Kunst in Rom die Schuld trage. Gewiß ist es ein Fehlschluß, wie er hinzusetzt, aus dem jeweiligen Zustande der Künste und Wissenschaften auf die Wahrheit und Gütlichkeit der Religion zu schließen. Aber sein Glau- bensgenosse Brunner ist anderer Meinung. Ihm ist die katholische und par excellence die römische Kunst die höchste, ja die einzig wahre. Alles übrige, so glänzend es scheinen mag, ist ihm im Grunde nur Aferkunst und Aferwissenschaft, die entweder mit souveräner Verachtung behandelt oder als gemeingefährliches Teufelswerk denun- cirt wird. Wir mögen Sighart darin recht geben, daß die humanistische Richtung des 15. und 16. Jahrhunderts in Italien manche Auswüchse mit sich brachte; es war eine freilich naheliegende Verirrung, wenn man in dem antiken Classicismus in Kunst und Wissenschaft nicht nur ein formelles, sondern auch ein materielles Vorbild erblickte. Aber damit begnügt sich Brunner nicht. Nicht allein, daß für ihn die Kunst des „brutalen und ver- wiesenen Heidenthums“ bei allen Vorzügen in ihrer Natu- ralisirung (!) nie etwas an sich hat, das erheben oder gar beseligen könnte; für ihn ist die ganze Renaissance ein entsetzliches Unglück, eine Art neuen Sündenfalls, der über den Decident hereinbrach. Natürlich: indem die erwachende Kenntniß der alten Cultur ein Haupthebel war, dem fin- stern Aberglauben und der crassen Unwissenheit des Mit- telalters und somit der absoluten Pfaffenherrschaft ein Ende zu machen, vielleicht gar die Reformation vorzubereiten, erkennt er instinctmäßig darin den gefährlichsten Feind der eigenen Richtung und ruft mit Stentorstimme sein: anathema sit!

Als wir den Titel des Brunner'schen Werks: „Hei-

\* Roma sotterranea christiana, descritta e illustrata dal Cav. G. B. del etc. (Band 1, Rom 1865).

tere Studien und Kritiken in und über Italien" (Nr. 2), lasen, hofften wir auf eine Reihe humoristischer Schilderungen, etwa im Stile eines Ulrich Mejerle, für den der Verfasser ein unleugbares Talent hat, und wir hätten ihm in diesem Falle gern einige Kapuzinaden zugute gehalten, selbst wenn die Dürbheit, wie ihm das einmal nicht anders möglich zu sein scheint, hier und da etwas ausarten sollte. Aber der Inhalt straft den Titel vollständig Lügen. Die beiden dicken Bände, von denen sich der erste mit Oberitalien, Toscana und Neapel, der zweite fast ausschließlich mit Rom beschäftigt, enthalten im Grunde wenig anderes als eine Unzahl unzusammenhängender Tagebuchsnotizen und „Leseerfrüchte“, durch die sich als rother Faden eine mit den berühten Schimpfwörtern gewürzte Polemik gegen alle, welche über Italien und italienische Angelegenheiten anders zu denken wagen als der Verfasser, hindurchzieht. Der positive Inhalt ist dabei ziemlich mager. Allerdings erklärt Brunner, daß er hier nur eine Nachlese zu seinem früheren italienischen Reisewerke \*) liefern wolle. Sein wahrer Zweck aber ist, dem Reisenden in Italien eine gefärbte Brille aufzusetzen, durch welche er alles in der eigenthümlichen Brunner'schen Beleuchtung erblicke. In der That macht er daraus kein Fehl. Es heißt (I, 14):

Der gebildete Reisende soll sich mit den Gegenständen der Betrachtung in eine harmonische Stimmung zu versetzen suchen; es hat aber nicht jeder Zeit, durch längere vorhergehende Studien in den rechten Einklang mit diesen Gegenständen zu kommen, er wird sich mit den Resultaten der Studien anderer begnügen und diese zu benutzen suchen; derlei Resultate, aus Lesen und Sehen hervorgegangen, sollen nun hier dem dasbe empfänglichen Leser wie eine Stimmungsgabel in die Hand gegeben werden. Wer die rechte Stimmung mitbringt, der wird in sich auch die Harmonie des rechten Verständnisses zu Wege bringen.

Wir hoffen, daß nicht viele unserer reisenden Landsleute in Italien sich der Brunner'schen Stimmungsgabel bedienen werden; sie würden bald entweder in einen Wirrwarr unausslöschlicher Dissonanzen gerathen, oder ihre Ohren gewaltsam gegen den größten Theil der auf der Halbinsel erklingenden Töne verschließen müssen. Brunner's Kammerenton ist der Klosterson. Wie er das Klosterleben für die höchste Stufe des irdischen Daseins hält, so hat er mit einer anzuerkennenden Emsigkeit und Ausdauer eine Unzahl von Werken von Klostergeistlichen über Leben, Kunst und Wissenschaft studirt, und benutzt sie vorwiegend, um den Reisenden in Italien zu orientiren. Auch sonst gilt freilich von ihm das Goethe'sche Wort: „Zwar sind sie an das Beste nicht gewöhnt, allein sie haben schrecklich viel gelesen.“ Aber diese sonstige, mit oft fast naiver Ostentation sich breitmachende Belesenheit wird doch nur zu polemischen Zwecken oder zur Schaustellung der eigenen Gelehrsamkeit benutzt. Freilich richtet sich die Polemik zum Theil gegen Windmühlen. Die ewig wiederkehrenden Tiraden gegen den alten Nicolai und seine berüchtigten schwarzen Plagegeister, die man seit einem halben Jahrhundert mit Recht abgethan glaubte, und gegen eine

Unzahl anderer meist ziemlich obscurer Reisebeschreiber hat entschieden ermüdend, während die bedeutendsten protestantischen Reisenden mit Stillschweigen übergangen werden.

Brunner hat sich eine schwierige Aufgabe gestellt. Italien als der Mittelpunkt des katholischen Kirchenthums steht ihm unendlich hoch, ja hoch über dem eigenen Vaterlande. Aber das Italien, das er verehrt, ist natürlich nur das päpstlich gesinnte, und es bedarf keines geringen Geschicks im Volteschlagen mit Worten und Thaten, keiner geringen Simulation und Dissimulation, um die ultramontane Partei und das italienische Volk, wenigstens in seiner Mehrheit, als Synonyme erscheinen zu lassen. Die alte Fabel von der kleinen, aber rührigen Partei, von den Bestechungen und tyrannischen Gewaltacten der treulosen und blutdürstigen „piemontesischen“ Regierung, von den französischen Intriguen u. s. w. muß natürlich wieder herhalten. In der Einleitung mahnt sich der Verfasser gegen den Vorwurf des Fanatismus; wenn er protestantische Schriftsteller angreife, so geschehe es nie aus Intoleranz, nie offensiv, sondern defensiv; wenn sie Freunde der Wahrheit seien, spreche er die größte Achtung für sie aus. Das mag sein. Es ist nun aber ein Unglück für ihn, daß er niemand, der anders denkt und urtheilt als er, oder der Dinge erzählt, die ihm mißlieblich sind, für einen Freund der Wahrheit zu halten vermag, sondern es als seine Pflicht ansieht, ihn als einen frechen Lügner zu brandmarken oder als einen leichtgläubigen Thoren zu verspotten. Die offenkundigste Thatsache zu ignoriren oder zu leugnen, kostet ihm nichts; dagegen versteht es sich von selbst, daß er die abgeschmacktesten Märchen, die er auf seiner Reise in Wirthshäusern von unbekannten Personen hat erzählen hören, sobald sie ihm in seinem Kram passen, ohne die Andeutung des leisesten Zweifels berichtet. Seine Hornausbrüche gegen Victor Emanuel und die italienische Regierung streifen allerdings oft an die Grenze des „Sittern“, wie wenn er die bodenlose Richtungslosigkeit, in die ein großer Theil des neapolitanischen Volks infolge jahrhundertjähriger Fremd- und Misregierung verfunken ist, dem gegenwärtigen Regiment in die Schenke schieben will. Die unwiderleglichen Beweise für die Hebung des materiellen wie des geistigen Wohls der Bewohner der Halbinsel in den letzten Jahren, wie sie die statistischen Tabellen bringen, werden dagegen natürlich vollständig ignirirt. Indem er mit der lebenswichtigsten Nonchalance von einem Gegenstande zum andern springt, fehlt es ihm nie an Gelegenheit zu einer Philippika, freilich nicht eben im demosthenischen Stile. So, um nur ein verartiges Beispiel anzuführen, stellt er bei dem Besuche des franciscanerklosters in Fiesole, der ihm bereits Gelegenheit gegeben, seine Uebersetzung eines Gedichts von Fra Giacomone über die Armut an den Mann zu bringen, folgende Betrachtung über den mit seinem beschreibenen Lust zufriedenen Laienbruder an, der ihm die Pforte geöffnet:

Wenn ich Victor Emanuel oder Fra Giuseppe werden müßte, einer von beiden, so wie sie sind, in Banisch und Bogen, jeder genommen mit allem, was jeder durchgelebt und auf dem Gewissen hat, ich möchte ohne Bedenken lieber Fra Giuseppe sein, und nicht wahr, guter Leser, was auch? Wenn

\*) Kennst du das Land? Weitere Fahrten durch Italien von E. Brunner. (Wien, Pöschel, 1857).

Victor Emmanuel sein Leibarzt einmal sagen wird: „Quer Jesu! die Krankheit ist sehr bedenklich“, so wird der König er auf diese Entzündung seine freundlichen Kaiserlichen machen, seine in Blut und Schmutz getauchte Krone wird ihm in dem kritischen Augenblicke auch nicht zum Troste gereichen.

Gibt es etwas, das dem Verfasser noch mehr zuwider als die piemontesische Regierung, so ist es die „verete“ Literatur der Gegenwart, in Bezug auf welche er den Herren Gerlach und Hengstenberg ganz in dasselbe einflößt. Die folgende Herzensergießung darüber mag leicht als Probe des Brunner'schen Kraftstils gelten (83 fg.):

Die Schmutzliteratur hat die frechste Ausbringlichkeit erfunden. Sie begnügt sich auf Bahnhöfen, sie bietet sich der bei Tabakskrämer, sie läuft dir in Gestalt schäbiger, zerpter Jungen ins Koffeinhäus nach, sie repräsentirt (sich!) sich Blinden, der Waare nach, dem Selbstlob nach, der nach und dem Schmutze nach. In dem neuen Königreich hat sie den letzten Rest von Scham eingebüßt, den letzten Rest von Decorum sich vom Leibe gerissen, sie buhlt am Duns des Pöbels und lebt vom Schmähen und Herabwürdigung ehrlicher Leute. Jede Broschüre, die du bei irgendeinem neuen Buchhändler auf irgendeinem Bahnhofe vom Brete nst, ist Schmutz und Skandal. Es ist konstatiert, daß die reinen Feinde des Christenthums auch bei dieser Schmutzliteratur in Italien die Hand im Spiele haben. In einer die Broschüren werden die Päpste beschimpft, in einer zweiten die Bischöfe angegriffen, in der dritten die Missethäter; in der vierten hat die nackte Unzucht ihren Markt aufgeschlagen; größtentheils sind diese Bücher noch schmutziger als die Schuster, die sie schreiben; denn die meisten der letztern wagen es nicht, Namen auf den Titel zu setzen. Die Scham vor ihrer Arbeit ist noch ein Rest von sittlichem Gefühl. Es ist eine ganze Bibliothek, eine Reihenfolge von schlechten Büchern, um das Volk zu verderben. Sie heißt „Biblioteca popolare“. Diese Schandbibliothek erscheint in Rom, wo es unter den vielen Tausenden von Handelsjuden sehr viele „erregte“ Schriftsteller gibt...

Doch genug und vielleicht schon zu viel von diesen Proben. Wie mag der Verfasser, bei dem sich überall der endlose, hier und da fast ins Komische überschlagende Wahnsinn zu erkennen gibt, bei den Berichten von den bösen Judenherren sich ins Häusliche gelassen haben! Wer, ob unter den Verurtheilten und Missethätigen nicht ein oder der andere „Zeitungsjude“ war?

Die Wohlthätigkeitsanstalten Roms und der Schutz, die Bettelarmuth bekanntlich dort genießt oder wenigstens in die neueste Zeit genossen, gibt Brunner Gelegenheit einer höchst ergötzlichen Tirade gegen die moderne Nationalökonomie: ich sage ergötzlich, weil aus seiner nicht deutlich genug hervorgeht, daß er von der wahren Bedeutung dieser segensreichen Wissenschaft und von bisherigen Leistungen nicht den entferntesten Begriff freilich, wo es nur darauf ankommt, eine Schutzwehr alle päpstlichen Institutionen zu halten, könnte solche Kenntniß auch nur schädlich wirken; da ist es mit dem abgeschmacktesten Gründen sogar das treffliche Institut des Voto, einer Vorrichtung zur systematischen Demoralisation und Verarmung, wie sie schwerlich raffinierter und wirksamer zu erfinden wäre, zu verurtheilen.

Das Angeführte wird genügen, um den Beweis zu

liefern, daß wir unter der Maske der „Weiteren Studien“ eine erbitterte Parteilichkeit für den Ultramontanismus oder, vielleicht noch genauer ausgedrückt, für die Pfaffenherrschaft vor uns haben. Wir wollen dem Buche im übrigen keineswegs alles Verdienst absprechen. Brunner hat ein entschiedenes Darstellungstalent, sein Stil besitzt große Anschaulichkeit, und er würde uns auf dem Gebiet der Sittenschilderung treffende und ergötzliche Gemälde liefern, wenn nicht sein Humor, vermuthlich durch den Anblick der siegreichen gegnerischen Principien zu sehr mit Gift und Galle vermischt und von der stets versteckten Absicht verdorben würde. Wo das einmal ausnahmsweise nicht der Fall ist, wie in der Schilderung des Girolamo Francesco Zoppo auf dem Plaze der Signoria in Florenz und in der freilich etwas weit ausgepöbelten Satire „vom Geometer des Gefosfris“, die sich gegen die italienischen „Kunstfärber“ richtet, folgen wir seiner lebendigen, drastischen Darstellung mit wachem Vergnügen. Auch die Erwähnung und Beschreibung mancher weniger bekannten Kunstdenkmäler, Localitäten u. s. w. ist sehr dankenswerth, und wir wollen gern eine überreiche Fülle historischer Notizen mit in den Kauf nehmen, wenn sie gleich, wie die Fontana'sche Beschreibung der Aufstellung des vatikanischen Obelisken, nicht so unbekannt oder, wie die Mittheilung von dem Grabe des Sohnes der Philippine Welfer, nicht so wichtig sein mögen, wie der Verfasser zu glauben scheint. Dagegen müssen wir es entschieden als eine Untugend bezeichnen, wenn er in die schon übermäßig bunte Mosaik seines Buchs noch eine Anzahl Stücke eingemischt hat, die weder in Gestalt noch Farbe zu den übrigen stimmen, wie die verschiedenen Uebersetzungen italienischer Gedichte, das dürre Namensverzeichnis „ultramontaner Cardinale“ u. s. w.

Ein Element ist beiden Werken gemeinsam: der unverhältnißmäßig große Raum, welcher den Beschreibungen von Grabdenkmälern gewidmet ist. Wir sind weit entfernt, ihnen einen Vorwurf daraus machen zu wollen. Rom ist einmal, wie Frau von Staël mit Recht bemerkt, die Stadt der Todten. So sehr sie auch übrigens als Sitz des Hauptes der katholischen Kirche, sowie durch ihr eigenthümliches Volksleben unser Interesse in Anspruch nehmen mag: es ist und bleibt vor allem die Vergangenheit, die der Stadt ihr Siegel aufgedrückt, die ihren Charakter wie die Stimmung des in ihr weilenden Wanderers aus dem Norden bedingt. Wie die, je mehr man sich der Stadt nähert, immer über und über werdende Campagna in ihren ersten Farben und Umrissen das Gemüth des Reisenden zu ernststen Betrachtungen stimmt, so erscheint uns die Stadt selbst, je länger wir in ihr weilen, um so mehr als ein ungeheures Grabmal, ein der ergreifenden Symbole der Vergänglichkeit aller irdischen Größe. „Das Zerfallene“, sagt Goethe, „ist ungeheuer, durch seine Einbildungskraft zu vergegenwärtigen.“ Wenn aber Jean Paul meint, in Rom brauche man ein eisernes Herz, denn da habe das Schicksal eine eiserne Hand, so erkennen wir leicht, daß er selbst nie durch eigene Anschauung den Eindruck der alten Weltstadt empfunden.

Weber die langen Reihen der Gräber längs der Via Appia, in den Höfen der Klöster, den Hallen der Kirchen und den endlosen Höhlengängen der Katakomben, noch die furchtbar verkümmerten Ruinen der Kaiserpaläste auf dem Palatinischen Hügel, der Thermen, Tempel, Triumphbogen und Basiliken üben einen beengenden, niederdrückenden Einfluß auf unsere Stimmung. Der Tod verliert in der Gräberstadt seine Schreden, und die eigenthümlich ruhige elegische Stimmung, die über dem mit den herrlichsten landschaftlichen Reizen gezierten Bilde „dieser Niobe unter den Städten“ liegt, erfüllt bald auch das Herz des betrachtenden Fremdlings. So entseßlich hier menschliche Leidenschaft gewüthet, die herrliche Natur Hesperiens, welche die wüsten Trümmerhaufen mit einem reichen Schmud duftender Blumen bekleidet, mildert überall die Schreden der Vernichtung und verwandelt die düstern Ruinen in die ernste aber erhebende Staffage eines reichen Landschaftsgemäldes. In Rom — das empfindet ein jeder — muß es sich gut und leicht vom Leben scheiden, und man möchte Tasso fast beneiden, daß sein Blick noch einmal durch das geöffnete Fenster, in welches die weichen Frühlingsdüfte einzogen, vom Janiculus herab über die herrliche sonnige Landschaft schweifen konnte, ehe er in den ewigen Schlaf hinüberschlief. „Jedermann kennt Rom, er sei denn ein Barbar“, sagt Cicero, und heute zieht es vor allem die blonden Barbaren des Nordens wie mit magischer Gewalt nach den Wundern der alten Hauptstadt der Welt; ja in dem, der einmal aus den kristallinen Fluten der Fontana di Trevi, des alten Aqua Virgo, getranken, erstirbt die Sehnsucht nach ihr nicht wieder, und so zahllos die Schriften sind, die uns ihre Herrlichkeiten schildern, ihr Gegenstand selbst verleiht ihnen stets einen neuen Reiz, den selbst die giftige Polemik, die oft hinter ihnen verborgen lauert wie die Schlange unter Blumen, nicht ganz zu verweisen vermag. **Otto Spreyer.**

### Biographisches.

Es genügt selbst der allerflüchtigste Blick auf unsere historische Literatur, um sich davon zu überzeugen, daß in keinem Zweige der Geschichtschreibung mehr Thätigkeit entwickelt worden als in dem der Biographie. Weber Engländer noch Franzosen können einen solchen Reichthum von Schriften aufweisen, welche Kenntniß des Lebens bedeutender Menschen in irgendwelcher Sphäre sich zur Aufgabe stellen. Fragen wir jedoch bei der Fülle des inhaltlich Interessanten und Wichtigen auch nach der künstlerischen Darstellung der schönen Form, welche seit der Einführung einer neuen, über den gemeinen Pragmatismus sich erhebenden Methode in der Geschichtschreibung und seitdem sich diese Wissenschaft einen breiten Platz in der Nationalliteratur erobert, wesentliches Erforderniß geworden, so wird man ein so auffälliges Mißverhältniß finden, daß wir diesen Zweig der Geschichtschreibung, obgleich den reichhaltigsten, doch keineswegs den glücklichsten nennen können und bei jeder neuen Production unwillkürlich mit einer gewissen Aengstlichkeit nach den Merkmalen ihrer Behandlung forschen.

Ist der Leser geneigt, seine Anforderungen in dieser Hinsicht auf ein etwas bescheidenes Maß zurückzuführen, so können wir ihm heute eine Arbeit empfehlen, die wir indeß, auch so wie sie ist, nur ungern entbehren möchten; nämlich:

1. Dom Pedro V., König von Portugal. Mit einleitenden Kapiteln geschichtlichen, geographisch-statistischen und kulturhistorischen Inhalts. Nach Quellen der portugiesischen, französischen, deutschen und englischen Literatur bearbeitet von Emil von Schellhorn. Nürnberg, B. Schmid. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Wir erhalten hierin nicht sowol eine Geschichte Portugals unter der Regierung Pedro's V., als vielmehr, wie der Verfasser selbst bekennet, nur eine Skizze der Lebens- und Regierungsergebnisse des Königs, der durch seine an edeln Eigenschaften reiche Individualität wie durch die tragische Wendung seines Geschicks in Europa allgemeine Theilnahme erweckte. Diesen Monarchen der Vergessenheit zu entreißen und, da er bekanntlich von deutscher Abstammung, zu seiner Verewigung in Deutschland ein Scherflein beizutragen, bestimmte Hr. von Schellhorn zunächst für diese Arbeit. Sicherlich ist es aber keine gute Empfehlung eines Buchs, wenn schon der Titel Anlaß zu Ausstellungen bietet. Und in der That kommt er, in seiner fast an die Bibliographie der vorigen Jahrhunderte erinnernden Langathmigkeit, vornehmlich im zweiten Satz sehr befremdlich erscheinend, uns kaum besondere Hoffnungen für den Inhalt erwecken. Auch bei dem gleich dahinter folgenden „Verzeichniß der benutzten Quellen“ gerathen wir in Zweifel, ob der Verfasser Quellen und Hülfsmittel so zu unterscheiden vermöchte, wie wir es von einem Historiker schlechterdings und zu allererst fordern müssen. Die Lektüre des Buchs selbst versöhnt indeß mit diesen Mängeln. Wir finden eine sehr fleißige, mit vieler Wärme und Hingebung geschriebene Monographie, in der fast jedes Blatt ebenso von umfassenden Studien wie von Beherrschung des reichhaltigen Materials und Strenge der Kritik Zeugniß ablegt. Eine Menge irriger Ansichten und Urtheile, die zeitler über Pedro und seine Regierung schwebten, werden als unberechtigt mit Nachdruck zurückgewiesen, manches Unklare in der Geschichte jener Zeit aufgeklärt, zahllose Verwickelungen in den über staatliche Verhältnisse cursirenden Gerüchten mit Glüd entwirrt. Die Hervorhebung der Tugenden und Verdienste Pedro's verliert sich nicht ins Uebertriebene, die Darstellung ist, wenngleich künstlerischer Vollendung fern, doch durchgängig objectiv und frei von individuellen Gelüsten, der Stil leicht und durchsichtig. Zu vermeiden wären ganz besonders einige auffallende Wiederholungen gewesen, namentlich im Eingange der Abhandlung; und in den Kapiteln „geschichtlichen, geographisch-statistischen und kulturhistorischen Inhalts“, deren Vorhandensein bei einer Arbeit gleich der vorliegenden geradezu unerläßlich, sind die einer Monographie nothwendig zu stehenden Grenzen nicht eingehalten: der Verfasser holt zu weit aus und verliert sich in seinen Erörterungen zu sehr ins Breite.



roline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe. Ein biographisches Denkmal von Ernst Meier. Gotha, Perthes 1865. 1 Thlr.

roline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe, gestorben Juli 1846, war eine edelgesinnte, für Menschen-eifrig bemühte, fein gebildete und geistig begabte

Die Geschichte weist keinen Ueberfluß von edeln Tugenden auf, und so sind wir jedem verbunden, der uns solchen kennen lehrt. In der Art muß aber doch Unterschied gemacht werden. Und so gestehen wir daß wenn die im „Janus“ (1847, III, 21 fg.) gezeichnete Lebensskizze nicht ganz genügen könnte, Meier in seinem späten Panegyrikus in einen andern Fehler verfiel, indem er doch des Guten zu viel that. Der Kreis, in dem die Prinzessin bewegte und wirkte, war streng genommen ein beengter, und die Art ihrer Wirksamkeit von wenig allgemeiner Bedeutung, daß er seinen Reiz nicht auf die Hälfte hätte reduciren können. Vorzuehmen durfte er uns den fast 120 Seiten umfassenden Wechsel mit dem tübinger Mediciner Heermann ersparen, wir nichts aus demselben erfassen, das sich nicht in einigen Zeilen ausdrücken ließe. Ganz los ist ferner der Verlauf der Krankheit der genannten Dame und was der Hosprediger an ihrem Grabe that. Man muß ihr eben, wie der Verfasser, verpflichtet oder ein spezifischer Schaumburger sein, das Buch ohne Ueberdruß von Anfang bis Ende zu lesen. Von biographischer Kunst gibt es uns keine Probe, und der Stil weicht wenig von der Schlichtegroll'schen Nüchternheit ab. Offenbar eine Pflicht der Dankbarkeit den Verfasser auf ein etwas abseitiges Terrain geführt. Immer aber sehen wir nicht unfreier als den Autor des Büchleins:

Friedrich Nebelius. Ein Lebensbild eines deutschen Mannes und Gelehrten. Zugleich ein Beitrag zur Geschichte Badens und des deutschen Zollvereins. Von Joseph v. d. R. Manheim, Schneider. 1866. Gr. 8. 18 Ngr.

Der Verfasser, uns durch eine Biographie Wesenbekannt, ergeht sich über den 1857 verstorbenen, als Staatsmann wie Nationalökonom bedeutenden Nebelius mit spezieller Sachkenntnis. Nach einer in der kürzesten ermöglichten Darlegung der staatlichen Verhältnisse Badens vor Nebelius' Auftreten folgt dessen Lebensgeschichte in 14 Kapiteln, und zwar durch alle

sein öffentliches Leben, soweit es für Baden von Bedeutung, in entsprechender Weise hervor-

Seine Wirksamkeit als Präsident im Ministerium, seine Verdienste um die badische Verfassung, Reformen auf dem Gebiete der Rechtspflege, der und des Unterrichts, sowie ganz besonders seine Thätigkeit als intellectuellem Urheber des Zollvereins und dessen Eisenbahnbaues sind in einer Weise dargestellt, die dem Leser wol ein anschauliches Bild von der geistigen Regsamkeit jenes Mannes und den von ihm erzielten segensreichen Erfolgen verschaffen. Indes

Ganze doch nur eine trockene Anhäufung von Thatsachen, in welcher bloß ein abstracter Fachmann Be-

friedigung finden kann. Die schriftstellerische Thätigkeit Nebelius' ist nur sehr flüchtig berührt, und auch sein Privatleben hätte von einem Biographen, der laut eigenen Bekenntnisses in langjährigem, vertrautem Umgange mit ihm gestanden, einige charakteristische Züge erwarten können. Ebenso unbefriedigend wie die Darstellung ist aber auch die Diction: durchgängig matt, häufig ganz farblos, stellenweise von Trivialitäten verunschönt und nicht einmal frei von Provinzialismen.

4. Erinnerungen an Ladislav von Szalay und seine Geschichte des ungarischen Reichs, von Alexander Flegler. Leipzig, O. Wigand. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

In dieser Schrift übt die durchweg treffliche Behandlung des Stils um so stärkere Anziehungskraft. Szalay, gestorben den 17. Juli 1864 im Alter von 51 Jahren, hat sich in seinem Vaterlande Ungarn einen Namen als Staatsmann gemacht, wo er zu den Centralisten gehörte, jener kleinen Partei, die sich in den entschiedensten Widerspruch zu der aristokratisch-conservativen Richtung eines Aurel Dessenoffy, wie zu der von Kossuth geleiteten Demokratie stellte. Ungleich bedeutender aber ist seine historische Wirksamkeit, welche denn Flegler mit ausgezeichnetem Geschick zum erstenmal einer eingehenden Erörterung unterzieht, wobei er uns selbst eine Wanderung durch neun Jahrhunderte ungarischer Geschichte antreten läßt, welche eine sichere und tüchtige Führerhand zeigt. Wie weit indeß die angeregten Vorzüge und Eigenthümlichkeiten der Geschichtsschreibung Szalay's intact oder modifizirbar, muß dahingestellt bleiben, da Referent noch keine Veranlassung hatte, der ungarischen Geschichtsschreibung seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Außer allem Zweifel aber war Flegler zur Abgabe eines Urtheils berufen, auch wenn er nicht durch persönlichen vertraulichen Verkehr der erste Zeuge des Werdens und Wachstums der größten Arbeit Szalay's geworden wäre. Selbstverständlich erstrecken sich seine „Erinnerungen“ dann noch über die gesammte wissenschaftliche und politische Thätigkeit des Genannten, wie über dessen Privatleben. Nur mit der Anordnung des Inhalts, mit der formellen Behandlung können wir uns nicht befassen: sie ist entschieden mangelhaft. Die ersten sieben Kapitel: „Die ungarischen Angelegenheiten bis zum Jahre 1849“; „Szalay's „Lettres sur la Hongrie“; „Die erste persönliche Begegnung mit Szalay“; seine „Diplomatischen Actenstücke zur Beleuchtung der ungarischen Gesandtschaft in Deutschland“; „Die Stimmungen und Beschäftigungen des Winters von 1849/50“; „Die Uebersiedelung nach Kossuth“; „Die Vorarbeiten zur ungarischen Geschichte“; das zehnte Kapitel: seine „Rückkehr nach Pest“, und dann die drei letzten Kapitel: „Wissenschaftliche und politische Thätigkeit Szalay's“; „Persönlicher Charakter und Lebensumriß“, mußten nothwendig als besonderer Abschnitt und in ganz andern Zusammenhänge dem achten, neunten, elften und zwölften vorangehen, sollte das Ganze künstlerische Abrundung erhalten und uns das Bekenntnis ausdrängen, daß wir mit einem kleinen Meister- und Musterstudium unsern Bericht geendet.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

In dem Philosophen Christian Hermann Weiße, welcher am 19. September auf seinem Rittergute Stützeritz bei Leipzig starb, hat die deutsche Wissenschaft einen eifrig strebenden und auf mehreren Gebieten mit Anerkennung genannten Denker verloren.

Christian Hermann Weiße ist der Enkel des Dichters Hermann Felix Weiße, der ebenfalls in Leipzig die größere Hälfte seines Lebens zubrachte, durch seine Lustspiele und Operetten, durch seine „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ und durch seinen „Kinderfreund“ sich als Dichter, Kritiker und Jugendschriftsteller in weitesten Kreisen bekannt und beliebt gemacht hat. Sein Sohn Christian Ernst Weiße, der Vater des Philosophen, war einer der tüchtigsten Leipziger Juristen, durch seine staatsrechtlichen und historischen Schriften, welche meistens an sächsische Verhältnisse und die sächsische Geschichte anknüpften, für sein engeres Vaterland von einer über das Fachwissenschaftliche hinausgehenden Bedeutung.

Christian Hermann Weiße wurde am 10. August 1801 in Leipzig geboren, studierte seit 1818 hier die Rechte, schloß sich aber mehr durch das Studium der philosophischen Systeme angeschlossen. Im Jahre 1823 habilitierte er sich an der Leipziger Universität, wo er bis 1837 wirkte. Er zog sich dann in seine Idylle bei Leipzig zurück, nahm aber nach einigen Jahren die akademische Thätigkeit wieder auf und wurde 1845 zum ordentlichen Professor der Philosophie ernannt, in welcher Stellung er bis zu seinem Tode wirkte. Als akademischer Dozent sehr anregend, geistreich und liebenswürdig im persönlichen Umgang, hat er auch in einer unglücklichen Zeit den philosophischen Bestrebungen manche warme Anhänger verschafft und in der Jugend stets ein Ader die engern Ziele der Brotwissenschaft hinausreichendes Streben wach gehalten.

Was seine literarische Wirksamkeit betrifft, so ließen sich seine Werke in drei Gruppen sondern. Die erste, die metaphysische, dürfte am wenigsten eine nachhaltige Wirkung ausgeübt haben. Der Ausgangspunkt Weiße's war das Hegel'sche System, doch schon in seinem ersten philosophischen Orientierungswerke: „Ueber den gegenwärtigen Standpunkt der philosophischen Wissenschaft“ (1829), suchte er sich von dem Meister zu emancipiren, indem er mit warmer Anerkennung der Hegel'schen Logik doch für die andern philosophischen Disciplinen eine von Hegel abweichende Gestaltung verlangte. Noch entschiedener trat dieser Standpunkt in den „Grundzügen der Metaphysik“ (1835) hervor, in welchen Weiße zwar noch die Hegel'sche Dialektik anerkennt, wenigstens gegen die Selbstbewegung der Begriffe Protest erhebt, im übrigen aber ein eigenes System zu begründen sucht. Indem er in demselben Gott nicht als das notwendige Wesen anerkennt, sondern behauptet, daß er in seinen Werken wie in seinem Wesen absolute freie That, ewige That seiner selbst sei, mag er als Begründer der neuen „theistischen“ Richtung der Philosophie betrachtet werden, gegen welche die Junghegelianer mit glänzendem Erfolg ankämpften. Der Schwerpunkt liegt fast allein bei der Richtung liegt nun nicht in ihrer Metaphysik, sondern in den geistvollen Anregungen, welche sie für einzelne Wissenschaften geben.

Dies ist auch bei Weiße der Fall. Die zweite Gruppe seiner Schriften, die ästhetische, steht in erster Linie. Als sein Hauptwerk auf diesem Gebiete muß sein „System der Aesthetik als Wissenschaft von der Idee der Schönheit“ (2 Bde., 1830) betrachtet werden. Die Stellung, welche Weiße, abweichend von Hegel und seinen Schülern, der Kunst und der Religion einräumt, indem er mit der Idee der Wahrheit (Philosophie) beginnt, die Idee der Schönheit in die Mitte stellt (Kunst) und die dritte höchste Stelle der Idee der Güte (Theologie) anweist; hat zu vielfachen Angriffen auf die Weiße'sche Aesthetik Veranlassung gegeben; doch selbst auf seine Gegner hat das

Werk anregend gewirkt; seine Untersuchungen über das Erhabene und Komische namentlich enthalten Momente, an welche jede neue Aesthetik mehr oder weniger wieder anknüpfen muß. Von seinen andern Schriften auf diesem Gebiete erwähnen wir noch die „Kritik und Erläuterung des Goethe'schen Faust“ (1837).

Die dritte Gruppe von Weiße's Schriften bilden diejenigen, welche die Theologie und biblische Kritik betreffen, das Hauptwerk auf diesem Gebiete ist: „Die evangelische Geschichte kritisch und philosophisch bearbeitet“ (2 Bde., 1838). Der Einfluß dieses Werks auf den Gang der Untersuchungen, die in späterer Zeit so großes Aufsehen erregten, ist kein geringer gewesen; auch David Strauß in seinem „Leben Jesu“ hat vielfach Rücksicht auf Weiße genommen und zustimmend oder ablehnend an seine biblische Kritik angeknüpft. Das Gebiet der Religionsphilosophie schien dem Denker in später Zeit das liebste geworden zu sein, wie seine Schriften über „Die Christologie Luther's“ (1852), über „Die Zukunft der evangelischen Kirche“ u. a. beweisen. Von seinem letzten Hauptwerk: „Philosophische Dogmatik oder Philosophie des Christenthums“, erschien der zweite Band, welcher die Welt- und Menschenschöpfung behandelt, erst im vorigen Jahre (Leipzig, Hirzel, 1865). Auch eine eifrige journalistische Thätigkeit hat Weiße entwickelt. Abgesehen von seinen Artikeln in den philosophischen Zeitschriften hat er auch für das Cotta'sche „Morgenblatt“ mehrfache, in Form und Inhalt sehr ansprechende ästhetische Abhandlungen geliefert. Mit warmem Interesse begrüßte er in jüngerer Zeit Kinkel's „Shakespeare-Studien“, denen er seinen vollen Beifall schenkte.

Wenige Tage vor Weiße, am 17. September, starb in Koburg der Schriftsteller und Dichter Arnold Schloenbach, infolge eines langwierigen Brustleidens. Schloenbach gehörte zu den glänzenden Talenten, denen ein voller harmonischer Ausschlag ihres Wirkens nicht vergönnt war, obgleich sich gerade seine letzte Dichtung: „Der Stedinger Freiheitskampf“ (1864) durch künstlerische Beschränkung vor den früheren breiteren Epen, wie „Die Hohenhausen“ (1859) auszeichnete. Die Umwälzung der Verhältnisse, die Gleichgültigkeit des Publikums gegen größere Dichtwerke, die Zersplittertheit der Kritik machen es noch gerade auch der schönsten Begabung schwer, den rechten Weg zu finden, auf welchem die Dichter einer glücklichen Zeit, getragen von den Sympathien des Publikums, im Bollwerk eines harmonischen Schaffens wandeln durften. Arnold Schloenbach begann mit jenen Kraftstößen dramatischer Poesie, auf denen eine zur Reife gediehende Bildung den rechten Kern herauszuschält. Sein „Burgund und Waldbmann“ (1852) war immerhin eine Dichtung, in der man den Nerv des Talents herausfahnte. Auch „Der letzte König von Thüringen“ (1864), so lebendig stimmungsvoll, so geschmacklos oft in seiner rauhsten Kraft der Stil des Dramas gehalten war, hatte doch einzelne brillante Scenen. Doch wo ist heutzutage die Schule für ein Kraftgenie? Die Indifferenz des Publikums ist es wahrlich nicht, sie wirkt erlösend auf die Talente. Fehlt ihnen die unabdingbare Sicherheit des genialen Instincts, so beginnen sie zu experimentiren. Man will den Beifall, man braucht ihn, um etwas schaffen zu können, man macht Zugeständnisse an die Menge um, einmal von ihrer Gunst getragen, auch höhere Ziele nachstreben zu können. So erging es auch Schloenbach; er dichtete mehrere Lustspiele, um sich die Bühnen zu erobern; bei der geringen Erfolg derselben schreckte ihn zuletzt ganz von der dramatischen Wirksamkeit zurück. Man schätzte sein Kieselwerk „Die Hohenhausen“, das trotz einzelner Schönheiten doch nicht mehr war als eine große Reimchronik und ganz des künstlichen Maßes entbeherte.

Nur die dem Publikum gegenüber fast faherlose deutsche Poesie kann auf solche Ungeheuerlichkeiten verfallen, zu dem wir z. B. auch die Kinkel'schen Dramen rechnen. Bei einer

ebenigen Wechselwirkung der Dichter und der Nation sind solche form- und maßlose Compositionen unmöglich. Wo der ich bestimmt äuffernde Geschmack des Publikums nicht eine höhere Fäçon angibt, da muß die Phantastie mit den Dichtern umgehen. Man hat die „Hohenstaufen“ für Schloenbach's ehestündliches Werk erklärt, nur dann mit Recht, wenn sich die Bedeutung nach dem Umfange mißt; doch die Schlußheiten, die in dieser Dichtung nicht fehlen, stehen in gar keinem Verhältniß zu ihrem Volumen. Bei weitem gelungenere ist das vaterländische Gedicht in achtzehn Gesängen: „Der Stedinger Freiheitskampf“ (1864), dem man eine markige und gedrungene, hin und wieder blüthig aufleuchtende Darstellungsweise nicht abrechnen kann. Dies letzte Erzeugniß zeigt einen Fortschritt Schloenbach's in der epischen Kunst; doch aus der Theilnahmlosigkeit des Publikums, die aller epischen Poesie gegenüber sich lehnt, konnte der Dichter keine Ermuthigung zu fernern Reductionen schöpfen.

Die besten Gedichte Schloenbach's enthält die Sammlung: „Weltseel“ (1855), in welcher meist in kräftigem Odencharakter die Harmonie zwischen Natur und Geist gefeiert wird. Zwar sind die einzelnen Gedichte an Werth ungleich, doch wo dem Lichter der Wurf gelungen ist, da erhalten wir Gedankenkräftiges und Formschönes zugleich. Ein Gedicht von humoristischer Fäße ist: „Was sich der Wein erzählt“ (1862). Auch als Iokalist hat sich Schloenbach versucht, in meist croquisartigen, in derb kräftigen Zeichnungen, in denen das Originelle nur nicht an die Caricatur streift. Die Vorgeschichte blieb von ihm unangebahnt; doch enthält die besten seiner Erzählungen wol die Sammlung: „Aus Vergangenheit und Gegenwart“ (1856).

Wir erwähnen noch Schloenbach's Drama „Gustav III.“ (1852), sein episches Gedicht: „Ulrich von Hutten“ (1862), die literarhistorischen Charakteristiken: „Zwölf Frauenbilder aus der Goethe-Schiller-Epoche“ (1856), seine „Geschichte Thüringens“, um zu zeigen, nach wie verschiedenen Seiten hin Schloenbach thätig war, wie sein Talent sich unruhig hin- und herwarf, wie zum Abschluß auf irgendeinem Gebiete kommen zu können. Beunruhigt stimmt dies theils durch den eigenen Trieb, theils durch den Drang der Verhältnisse gebotene unausgesehene Rinnens deutscher Schriftsteller, von denen so wenige auf einen sturen Zweig, die allerwenigsten aber auf den Vorberzweig verfallen.

### Eine niederdeutsche Marienklage.

Unter der dramatischen Literatur des Mittelalters nehmen die „Marienklagen“ eine besondere Stellung ein. Was diesen Klagen wegen ihres vorwiegend lyrischen Elements an dramatischer Lebendigkeit abgeht, wird reichlich ersetzt durch gefühlvolle Innigkeit, die sich oft bis zum Schwungvollen erhebt. Die Literatur der „Marienklagen“ wurde kürzlich durch eine Veröffentlichung in zweiten Hefte des dreizehnten Bandes von Haupt's „Zeitschrift für deutsches Alterthum“ bereichert. Nach Eilkenron's Abschrift aus der Sammelhandschrift der ehemaligen bordschholmer Klosterbibliothek, jetziger Kieiser Universitätsbibliothek, finden wir dort eine niederdeutsche „Bordschholmer Marienklage“ aus dem 15. Jahrhundert in urkundlicher Weise mitgetheilt. Unter dem Titel sind einige Bemerkungen gemacht, insbesondere ist auf Parallelstellen anderer ähnlicher Stücke hingewiesen, welche Hoffmann von Fallersleben in seinen „Fundgruben“ bekannt gemacht hat. Diese Bemerkungen sind der erste Anfang der Untersuchungen, welche sich Eilkenron über die Marienklagen, über den Gang ihrer Ueberlieferung und Fortpflanzung vorgelegt hat. Wenn nun auch zu beklagen ist, daß uns fürs erste keine Belegungen nicht geboten sind, so haben wir alle Ursache, für die Mittheilung des Textes dankbar zu sein. Denn die „Bordschholmer Marienklage“ hat trotz ihrer Verwandtschaft mit andern Dichtungen derselben Gattung auch selbständige

Züge aufzuweisen, auch ist sie viel dramatischer als die meisten der bereits bekannten. Von besonderem Werthe sind aber die in lateinischer Sprache beigefügten Angaben und Vorschriften über Scenerie, Action und Costüm, welche für die Geschichte der Schauspielkunst nicht unwichtige Beiträge liefern. Da Eilkenron durch andere Arbeiten, namentlich durch seine umfassende Sammlung der historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert, in vollem Maße und auf längere Zeit hinaus in Anspruch genommen ist, so würde es ganz wohlgethan sein, wenn die von ihm nicht ausgeführte Untersuchung über die Marienklagen von anderer Seite aufgenommen und nach seinen Andeutungen zu Ende gebracht würde.

### Bibliographie.

- Hankey, T., Ueber die Aufgabe des Platonischen Dialogs: Kratylos. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Hegel, J. W., Christenthumsgeschichte nach christlichen Anschauungen. Stuttgart, S. W. Fischer. Gr. 16. 15 Ngr.
- Schumann, H. W., Lebensbilder neuer Glaubenszeugen. Göttingen, S. W. Fischer. Gr. 8. 1 Thlr. 8 Ngr.
- Braunemann, K., Geschichte der nordamerikanischen Literatur. Eine literar-historische Studie. Leipzig, Grunow. 9. 20 Ngr.
- Deutsch-Oesterreichs Gegenwart und Zukunft. Von einem Oesterreichischen Deutschen. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Ngr.
- Carl, J. W., Die Einrichtungen der Kunst auf dem Gebiete des Socialismus. Ein Vortrag. Landshut, Thiemann. 8. 5 Ngr.
- Edwards, A. B., Eine halbe Willen. Aus dem Englischen Uebersetzt von Elise Rind. 4 Bde. Hamburg, Fernhardt. 8. 3 Thlr.
- Enault, C., Ein Säuberer wider Willen. Roman. Aus dem Französischen. 2 Bde. Leipzig, Grieben. 8. 1 Thlr.
- Fischer, J. W., Roman Geyer der Volksheld im deutschen Bannkreise. Trauerpiel. Stuttgart, Cotta. 4. 13 Ngr.
- Frege, W., Die Entdeckung des Gottesbeweises in der Menschheit an allgemeinen Urtheilen dargestellt. Leipzig, Fortner u. Fintel. 8. 20 Ngr.
- Gräff, C., Hinterlassene Schriften nebst einer Lebensskizze desselben herausgegeben von H. Hehle. Berlin, Koblitz. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
- Hamburgs neueste Zeit. 1843 bis 1860. Hamburg, Erving. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.
- Die Hannoverschen in Thüringen und die Schlacht bei Langensalza. Eine Episode aus der neuesten Kriegsgeschichte. Von einem unparteiischen Ausgewanderten mit Benutzung der zuverlässigsten Nachrichten. 2 Hef. Langensalza, Klinghammer. Gr. 8. 15 Ngr.
- Hörberg-Rednitz, L., Polnische Juden. Geschichten und Bilder. Wien, Silber. 1867. 8. 1 Thlr.
- Heubach, Bon der Verfasserin von „Eich und Stein“ und „Marie oder in Demuth muthig“. Berlin, Buchh. v. Hoff. 1867. 8. 12 Ngr.
- Hoffmann, G., Die Götterwelt, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes. Ein Beitrag zur Christologie. Basel, Balmleier. Gr. 8. 2 Thlr.
- Kleinachard, C. T. v., Die Grundprinzipien der politischen Oekonomie in kurzem Ueberblicke dargestellt. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.
- Kittschel, F., Die Kriegsjahre Prags in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. 3 Epochen aus dem Oesterreichischen Erbfolge- und dem siebenjährigen Kriege. Prag, Haase & Söhne. Gr. 8. 10 Ngr.
- Eilkenron, H. v., Die historischen Volkslieder der Deutschen vom 13. bis 16. Jahrhundert gesammelt und erläutert. 2ter Bd. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Mohr, F., Geschichte der Erde. Eine Geologie auf neuer Grundlage. Bonn, Cohen u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
- Oppermann, J., Freiherr Carl vom Stein und das Kleinrautensthum. Mit besonderer Beziehung auf das Herzogthum Nassau. Wiesbaden, Limbach. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Ossenb, H., Der Streit Gregors VII. mit Heinrich IV. Frankfurt a. M., Verlag v. Knapp u. Hoff. Gr. 8. 3 Ngr.
- Preußen und Schwaben. Von einem Annekirten. Köln, J. W. Schmitz. Gr. 8. 4 Ngr.
- Pröhle, H., Der Krieg 1866. Ein Gedicht. Berlin, Schwaigert. 16. 5 Ngr.
- Raffler, A., Der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg. Nach seinem Leben und Wirken geschildert. Augsburg, Franzfelder. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.
- Reichenbach, Freih. v., Aphorismen über Conscientia und Ob. Wien, Braumüller. Gr. 8. 20 Ngr.
- Roberte Romane des Auslandes in guten Uebersetzungen. 18er und 19er Bd. Berlin, Dant. 1867. 8. 4 20 Ngr.
- Schmidt-Henert, W., Der Erzbischof Engelbert von Köln. Eine Erzählung aus alter rheinisch-westfälischer Zeit. Minden, Völkering. 8. 10 Ngr.
- Spieemann, C., Al-Moskenburg und das Genie. Socialpolitische Aphorismen. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 5 Ngr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

## Kampf und Untergang

des

## Melanchthonismus in Kursachsen

in den Jahren 1570 bis 1574

und die Schicksale seiner vornehmsten Häupter.

Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden bearbeitet von

Dr. phil. Robert Calinich,

Dialonus in Chemnitz.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der Originalacten im Hauptstaatsarchiv zu Dresden sowie der von den wittenberger Lehrern und ihren Gegnern ausgegangenen Schriften gibt der Verfasser hier zum ersten male eine parteilose und klare Darstellung der Kämpfe, welche mit dem Anathema der melanchthonischen Lehrrichtung, ihrem Ausschluß aus Kursachsen und der Verurtheilung ihrer Träger und Verfechter endeten. Die Geschichte jener kirchlichen Bewegung wird dadurch in gründlicher Weise aufgeheilt; namentlich wirft der Proceß gegen die Häupter der bekämpften Richtung (M. Schüz, Dr. Stöfel, Dr. Gracau, Dr. Pencer) mit seinem tragischen Ausgange interessante Schlaglichter auf den Geist und die Leidenschaften der damaligen Zeit. Das Buch ist von gleichem Interesse für die theologische Welt, besonders in den sächsischen Landen, wie für Historiker und alle Freunde der Geschichte.

Sorben erschien:

## Sophocles' Aias,

übersetzt von

Dr. Gustav Wendt,

Director des Gymnasiums zu Hamm.

Heg. cart. Preis 12 Sgr.

G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung in Berlin.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

## Was ist die Wahrheit von Jesu?

Zeitfrage und Bekenntniß

von

Heinrich Koenig.

8. Geh. 1 Thlr.

In vorliegender Schrift versucht es der dem deutschen Publikum durch seine gediegenen historischen Romane seit lange bekannte Verfasser, der aber auch von Jugend auf an den religiösen Zeitfragen lebhaftes Interesse nahm, die Frage nach der Wahrheit von Jesu, und wie die Glaubensbedürftigen unter den gebildeten Laien sich zwischen Dogma und Wissenschaft ihr gegenüber einzurichten hätten, durch ein freies Bekenntniß über sein eigenes Verhalten zu beiden einer Lösung entgegenzuführen. Auch neben den Werken von Renan, Strauß und Schenkel dürften diese mit Ernst und überzeugender Wärme geschriebenen religiösen Confessionen die allgemeinste Aufmerksamkeit verdienen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Oswald Brodhans. — Druck und Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena ist in allen Buchhandlungen und Bibliotheken zu haben

## Die Rose von Delhi

Historischer Roman

aus der Zeit des indischen Aufstandes unter Nemai Jahre 1857

von Igou Fels,

Verfasser von „Zwei Ehen“, „Dorothea“, „Kinder bei den Wandlungen“.

8. 4 Bde. Brosch. Preis 5 Thlr.

Der Herr Verfasser hat sich durch seine letzten bereits einen rühmlichen Namen erworben. Der in dem Roman schildert in blühender Sprache Indien mit seinen Tropennatur, welches den Schauplatz der Ereignisse bildet. Wir lernen den indischen Aufstand in seiner Größe kennen, aber auch das grausame unheimliche der Engländer wird nicht verschwiegen.

## Ein Husarenoffizier Friedrich's des Großen

nach den Aufzeichnungen des Hanns Leberecht von

Julius von Wiede.

8. 3 Bde. Preis 4 1/2 Thlr.

Ein höchst interessantes Memoirenwerk, welches des bekannten fesselnden Darstellungsweise die schätzenswerten Beiträge aus der Zeit des Großen Friedrichs besonders gern von allen Militärs wird gelesen werden.

Früher erschienen dasselbe von Wiede:

Der lange Isaac. Historischer Roman aus des deutschen Befreiungskrieges. 3 Bde. 8. Brosch. 4 1/2 Thlr.

Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit dem Leben eines Verstorbenen, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet. Wohlfeile Volksausgabe. Classiker-Format. 1864. Brosch. 2 Thlr.

Herzog Wallenstein in Mecklenburg. Historioman. 4 Bde. 8. 1865. Brosch. 4 1/2 Thlr.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

## Unsterblichkeit.

Von

Heinrich Ritter.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ritter's Schrift über Unsterblichkeit, über den Zusammenhang des zeitlichen mit dem ewigen Leben, ihrer ersten Auflage einen Theil des Sammelwerkes, bestehende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Erkenntnis erfreute sich so großen Anklangs, daß der Verfasser dadurch bewogen wurde, seine Untersuchung in neuer Form dem Publikum vorzulegen. Diese Umarbeitung fast ganz neues Werk geworden für das nun so weit Theilnahme erwartet werden darf.

erscheint wöchentlich.

— Nr. 41. —

11. October 1866.

11: Shakspeareana. Von Rudolf Gottschall. (Beischluß.) — Zur Psychologie. Von Julius Fraenckel. — Das altgriechische Schlummerlied. — Senilketon. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Shakspeareana.

(Beischluß aus Nr. 40.)

Der „Heinrich VI.“ und „Richard III.“ sagt Sievers's Geistreiche. Er tabelt die Auffassung, welche die Reihe der Historien als ein großes künstlerisches Gan-  
zes ansieht, dessen Kern und Körper die beiden großen bilden und das „König Johann“ als Prolog ein-  
führt, „Heinrich VIII.“ als Epilog zu schließen habe. In den beiden großen Cyklen zwei ganz ent-  
setzte Welten vertreten, die sich zueinander wie Zer-  
störung und Aufbau verhalten; man müsse diese beiden in der Folge ordnen, wie der Dichter sie geschaf-  
fen, und sich nicht an die Geschichte Englands wenn-  
man sich von ihr die Reihenfolge seiner Dichtungen zu lassen:

läßt sich am Ende nicht allzu viel dagegen einwenden, wie das z. B. bei der Feier des Shakspeare-Jubi-  
lu in Weimar geschehen ist, zum Zweck der Aufführung  
ide vor einem großen Publikum, das stets mehr dem  
n Zusammenhänge als dem von dem Dichter entroll-  
ten Weltbild sich hingeben wird — wenn man zu einem  
praktischen Zwecke die geschichtliche Seite in den Vorder-  
rücke, obwohl natürlich eben damit auf die Wirkung der  
künstlerischen Gedanken Shakspeare's zum guten Theil  
t war. Auf wissenschaftlichem Boden aber und überall  
es sich um lebendiges und volles Aufnehmen der von  
her seiner Schöpfung eingehauchten Harmonie handelt,  
solche Gruppierung der Stücke, die dem Geiste nach ab-  
geschiedenes in täuschende äußere Verbindung bringt, durch-  
haltend und unverwerflich.

weiterhin meint Sievers von diesen beiden Cyklen:  
e soll man es ertragen, sie die Plätze wechseln und,  
man eben Zeuge gewesen, wie sich ein edles Volk  
in schweren Kämpfen zum Bewußtsein seiner nationalen Auf-  
gaben und zu lebendiger Einheit durchgerungen hat, nun  
Volk in blinder Verleugung seines nächsten und höch-  
streffes sich selbst zerfleischen zu sehen, um schließlich mit  
den heiligsten Gütern der rücksichtslosen Selbstsucht eines  
zum Opfer zu fallen?

n ästhetisch-kritischen Standpunkte aus mag es ge-  
eigt sein, in der Betrachtung beider Cyklen die  
e ihrer Entstehung zu beobachten. Sonst aber  
och Sievers die Emancipation der Dichtung von

der Geschichte auf eine schwindelnde Spitze. Man soll  
nicht ertragen können, was uns doch die Geschichte zu er-  
tragen lehrt — noch dazu bei Dichtungen, die sich so tren-  
an die historische Chronik anlehnen. Shakspeare hat weder  
an Zerstörung noch an Aufbau gedacht; hätte er es  
aber und zuerst die Zerstörung geschildert und dann den  
Aufbau, während in der Geschichte zuerst der Aufbau  
kommt und dann die Zerstörung, so würde er sich damit  
eines seltsamen *πορτσον πορτσον* schuldig gemacht und  
die Geschichte wie eine wächserne Nase behandelt haben.  
Der zuerst gebichtete Cylus gibt allerdings ein Bild wil-  
der Zerrüttung, doch das war einfach durch den Stoff  
gegeben. In „Richard II.“ und „Heinrich IV.“ fehlt es  
indef ebenso wenig an Königsmorden und zerrüttenden  
Parteikämpfen, und wenn sie in der glanzvollen Regie-  
rung Heinrich's V. einen versöhnenden Abschluß finden,  
so fehlt dieser auch dem andern Cylus nicht, und es  
bleibt nur der einzige Unterschied, daß Heinrich V. Held  
einer ganzen Tragödie ist, während Heinrich VII. nur in  
den Schlußtableaux eines Dramas in bengalischer Beleuch-  
tung als der Held der friedlichen Zukunft erscheint.

Die Analyse „Richard's III.“ gibt dem Autor zu manchen  
treffenden Parallelen dieser absoluten Schreckensherrschaft  
mit der Französischen Revolution Veranlassung. Doch  
hält sich dieselbe im ganzen wieder zu allgemein — der  
eigentlich pragmatische Zusammenhang der Tragödie wird  
gar nicht erläutert. Von Kritik ist selbstverständlich nicht  
die Rede. Die unhaltbare Scene zwischen Richard und  
Anna wird ebenso wenig erwähnt, wie die Scene zwischen  
Richard und Elisabeth, die so unklar gehalten ist, daß  
ihre Pointe die verschiedenartigste Auslegung zuläßt.

Die ersten Komödien Shakspeare's werden nun auch  
philosophisch etikettirt. In den „Zwei Veronesern“ ist die  
Natur als „die bestimmende Lebensmacht des Menschen  
in seinem Kampfe mit der Welt“ dargestellt; die „Komödie  
der Irrungen“ ist eine Kritik der Macht des menschlichen  
Geistes; der Rebus des „Sommernachtsstraum“ wird auf-  
gelöst mit den Worten: die Phantasie ist schöpferischer  
Geist; in „Viel Lärmen um nichts“ sollen die den Men-  
schen über sein individuelles endliches Sein hinaushebenden



Mächte des Gemüths dargestellt sein, und im „Kaufmann von Venedig“ „die Siegesfeier der Macht des reinen Menschenthums über die Welt“.

Wir müssen bekennen, daß wir uns bei dem allen sehr wenig denken können und daß wir die Arbeit des Autors, die Lächer der Shakspeare'schen Dichtung auszuwaschen, um uns einem verklärten abstracten Docht herumzuwenden, für eine behauerliche halten würden, wenn er nicht im einzelnen manches glückliche Streiflicht auf Charaktere und Situationen fallen ließe, wenn nicht bei der Destillation seiner ätherischen Gedankenöle einige Farbstoffe ausgeschieden würden, die denn doch auch ein frisches Colorit ermöglichen. So sagt Sievers namentlich von „Romeo und Julie“ manches Treffende. Nicht in der Maßlosigkeit und Ueberstürzung der Liebenden findet er ihre Schuld:

Diese Schuld besteht in ihrer unbedingten Hingebung an das eine Pathos der Liebe, das in ihren Seelen alle andern Empfindungen und Pflichten auslöscht und sie dahin führt, daß sie der Welt, der sittlichen Gemeinschaft, in der sie stehen auch in die sie einzugehen verpflichtet waren, jedes Recht an sich verlagern. Von Anfang an ist dieser Zug zur Abkehr von der Welt, zur Nichtachtung der Pflichten gegen sie in ihnen sichtbar; schon wo sie uns zuerst entgegentreten, finden wir sie ganz auf sich zurückgezogen, verschlossen und abwehrend gegen ihre Nächsten, an die kein ihnen selbst heiliges Band sie knüpft; sie stehen in ihrem enggeschlossenen Familientreise völlig isolirt, nur äußerlich gehören sie demselben an, nicht mit ihrem Verstand, mit ihrem innern Menschen. So findet sie die Liebe, der sie sich sogleich rückhaltlos hingeben und deren Wirkung ist, daß sie, nur ihrer selbst und ihres Glückes eingedenk, sich nun auch äußerlich von den Banden lösen, mit denen sie an die Welt geknüpft sind, um allein sich selbst zu leben. Ihre Verirrung ist der äußere Ausdruck für ihre jetzt zur That gewordene vollständige Losreißung von der Welt, und für diese Losreißung, die ein gewaltsames Zerreißen des sittlichen Zusammenhangs ist, in dem sie standen, haben sie zu büßen; ihre Buße steht im innigsten Einklang mit ihrer Schuld, selbst das grausame Spiel, das das Schicksal mit ihnen treibt, kann von hier aus nicht mehr als grausam erscheinen. Sie hatten gehandelt, als ob es keine Welt mehr gebe, die Anforderungen an sie zu machen habe: das Schicksal beweist ihnen durch die That, daß diese Welt noch existirt und auch über sie noch Macht hat. Und im übrigen nimmt es sie einfach beim Worte, es zwingt sie, die sich innerlich längst von der Welt losgerissen hatten, nun auch äußerlich, thatsächlich aus ihr auszuscheiden, und es ist gerecht; sie, die ihr jedes Recht an sich verweigert hatten — wie könnten sie noch ein Recht haben, in ihr zu existiren?

Lorenzo und Jessica werden freilich für eine ähnliche Schuld von dem Dichter und dem Ausleger kanonisiert:

Lorenzo und Jessica sind Repräsentanten des reinen Menschenthums, das Shakspeare in diesem Stücke darstellt; als solche werden sie eben des seligen Glückes theilhaftig, das jene Szenen schildern, und so kann denn Shakspeare den Treubruch Jessica's unmöglich in einem schlimmen Sinn gemeint haben. Selbst daß sie ihrem Vater Schätze entwendet, soll sie in unserer Auffassung nicht tiefer stellen; ist doch ihre Flucht aus dem Hause ihres reichen Vaters an und für sich ein Verzicht auf den Reichtum, und daß ihr das Geld wirklich nichts ist, beweist sie gerade an den Schätzen, die sie mitgenommen, denn diese streut sie noch auf der Flucht zum größten Jammer ihres Vaters mit vollen Händen wieder aus. Das aber ist für Shakspeare das Entscheidende, sie sucht ihr Glück nicht in den äußern Dingen, sondern allein in der innigen Hingebung an einen

Menschen, bei dem sie Liebe findet; und das eben stellt sie und mit ihr Lorenzo, der seinerseits schon dadurch, daß er eine Jüdin lieben konnte, sich als freien Mann zeigt, trotz aller sonstigen Verschiedenheit auf gleiche Linie mit den Hauptcharakteren des Stückes. Bei solcher Gesinnung versteht es sich aber von selbst, daß sich Jessica innerlich vollständig von ihrem Vater lösen mußte; sie betrachtet ihn als einen aus der Menschheit Ausgeschiedenen, gegen den es keine Pflichten, auch keine Kindespflichten mehr gibt, und es ist bezeichnend für Shakspeare's eigenen Standpunkt, daß er ihr wenigstens für ihre Person darin recht gibt. Bei aller Schönheit, die er in ihr entwickelt, läßt er doch ihr Gewissen völlig schweigen. Die Bande der Natur, so heilig sie ihm sind, sie hören ihm auf, Berechtigung zu haben, wo sie, wie in Jessica's Falle, statt durch die geistige Gemeinschaft geweiht zu sein, dieselbe vielmehr ausdrücklich ausschließen.

Der christliche Standpunkt, den Sievers für den „Kaufmann von Venedig“ geltend macht, besteht aber nach unserer Ansicht nur in der Verspottung des burlesken Judenthums. Deshalb findet eine Tochter, die einem solchen Vater unter erschwerenden Umständen durchgeht, Gnade vor den Augen des Dichters. Die Grünblinde des Parterre jubelten über jedes Schabernack, das dem Wütherich vom Rialto widerfährt, und dieser Jubel erreicht seinen Gipfel, wenn Gratiano in der Gerichtsszene die Worte des Juden: „Ein Daniel, ein zweiter Daniel“, parodirend nachhüst. Es ist der Standpunkt confessioneller Beschränktheit, der in dieser Komödie, mindestens in der Zeichnung des Juden, für den Dichter bestimmend war. Der Sieg des reinen Menschenthums ist daher in diesem Stücke keineswegs mit kritischem Tusch zu begrüßen; denn das reine Menschenthum überwindet vor allem die Unterschiebe des Glaubens, wie dies Lessing im „Nathan“ dargestellt hat.

Ueber „Hamlet“ ergeht sich Sievers in breiterster Auseinandersetzung; die Lösung „dieses düstern, auf der Erde lastenden Problems“ versucht er durch einen Anschluß an Goethe's Aussprüche im „Wilhelm Meister“. Er hält die von der Kritik fast allgemein acceptirte Auffassung des Dichters: „Shakspeare habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen sei“, für irrig und unzureichend, dagegen für richtig den andern Ausspruch Goethe's: „Hier wird ein Eichenbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur lieblich Blumen in seinen Schos hätte aufnehmen sollen, die Wurzeln dehnen sich aus, das Gefäß wird vernichtet.“ Sievers meint, man schüttet den ganzen reichen und rein menschlichen Inhalt des Dramas aus, indem man Hamlet zu einem blutlosen Schemen, zum Helden der Reflexion macht, der aus lauter abstracter Reflexion über die That nicht zur That gelangt. Dagegen ist Hamlet ein köstliches Gefäß voll lieblicher Blumen, denn er ist ein reiner Mensch, durchdrungen von Begeisterung für alles Gute und Schöne, ganz im Idealen lebend und vor allem voll Einsicht an den Menschen; und dieses Gefäß wird dann von innen heraus vernichtet — auch das und gerade das hat Goethe richtig herausgefühlt — aber was es vernichtet, ist nicht die ihm seine Tragfähigkeit hindansgehende große That der Rache, sondern der ermordeten Vater, sondern es ist die Erkenntnis der Schwachheit der Menschen, des Widerspruchs zwischen dem Ideal Hamlet's und dem, was ihm plötzlich die wirkliche Welt als Bild des Menschen entgegenbringt, ja was er nach und nach

ch selbst als das eigentliche und wahre Bild des einst von vergifteten menschlichen Wesens erkennt — kurz, Hamlet zu Grunde, weil sich plötzlich der düstere Hintergrund des is vor ihm aufröhrt, weil der Blick in diesen ihm seinen ben an das Leben und an das Gute selber raubt und weil in nicht handeln kann, denn handeln, für andere und das e handeln kann nur, wessen Inneres im wesentlichen un- ist, und Hamlet's Geist ist „aus den Fugen“, seit ihm rüherer Glaube geraubt ist.

Nach Siebers ist Hamlet von Haus aus, bei allem viegen des Geistigen in ihm, auch ein thatkräfti- Mensch.

Mois Elir schließt sich in seinen „Briefen über Shale's Hamlet“ (Nr. 2) dagegen der üblichen Ansicht an. meint: der Amlet der Sage war ein junger Mann erstaunlichem Verstande und ebenso großer Thatkraft. speare hat nun seinem tragischen Helden die That- entzogen, aber die zweite Eigenthümlichkeit, das Ein- volle und Listige und namentlich den verstellten Wahn- hat er ihm belassen:

Denn da der Dichter einmal die Kühnheit hatte, den Sieg zlichen Gerechtigkeit trotz aller scheinbaren Unmöglichkeit h durchzuführen, so mußte nicht nur die Frevelthat mit scheinbar unburchbringlichen Dunkel umhüllt werden, son- es mußte auch noch derjenige, welcher nach den bestehen- verhältnissen zum natürlichen Bollstreck der Strafe beru- ar, hierzu die ungenügendste Tauglichkeit besitzen.

Mois Elir als ehrlicher Ultramontaner setzt die Vor- g in directen Widerspruch mit der menschlichen Ein-

Diese erscheint um so größer, je geeigneter die ge- en Mittel zur Erreichung des Zwecks sind. Die hung aber triumphirt, indem sie ihre Zwecke gerade ungeeigneten Mitteln erreicht. Hamlet ist nun ein ; ungeeignetes Werkzeug; aber wenn es Gottes ist, geht auch ein Zaunpfehl los. Dann thut es aber wieder um das ungelente Werkzeug leid, das en Verbrecher hingeschleudert wird und dann selbst ht. Doch Hamlet trägt selbst die Schuld; er hat unterkennbaren Verus als königlicher Prinz nicht uge gefaßt; er hat die Verbindlichkeit, Recht und ung wiederherzustellen, und da er dies versäumt hat, n mit Recht die Strafe. Das ist alles neu und t. Treffender sind die folgenden Bemerkungen:

er Humor verträgt sich nicht mit einer bedeutend nach wirkenden Thatkraft. Er hat mit sich zu thun. Es ist nur wieder eine vortreffliche psychologische Wahrheit, daß ichter seinen Helden ohne That zum Humoristen schuf. schaff der heitere und leichtsinnige Humor, so ist Hamlet ise und tiefsinnige Humor. Der Humor entbehrt der eit der objectiven, plastischen Anschauung: er ist oppo- und wirkt durch Fälschungen des Gefühls, des Wises, charffians, der Einbildungskraft. So finden Sie den gehalten. Der Humor treibt sein Spiel unverhohlen bituell: die Form der Ironie nahm Hamlet's Humor gen der besondern Umstände an. Hamlet wurde dadurch amen — zum Schauspieler des Lebens, und wie er durch tigen Wahnsinn mit dem geistreichen Fasnarren zusam- gt, so bringt ihn der Dichter durch das künstliche Spiel rretheit in Verbindung mit der Bühne.

hier in seinen „Aufsätzen über Shakspeare“ (Nr. 3) tet eine mittlere Anschauung; er lehnt sich an Vi- an, welcher in Hamlet den tragischen Helden der

Reflexion sieht, welchem diese die zum Handeln nöthige Na- turkraft der Seele hinwegzehrt. Als einen Ueberschuß des Denkens hat Gans dies in Hamlet's Natur liegende Demuth bezeichnet. Das zornige, stürmische, schroffe Wesen steht, nach Vischer's Ansicht, mit dem die Natur- kraft durchkreuzenden Geist der Reflexion nicht im Wider- spruch. Shakspeare hat seinem Helden den höchsten Grad von Feuer und Kraft gegeben, welcher möglich ist, ohne ihn aus seiner retardirenden Bahn zu entfernen. Hinter- drein, meint Hebler, sah man sich aber genöthigt, ihm auch die Eigenschaften eines vorwärtsbringenden Helden mehr oder weniger wiederzugeben.

Niemand hat dies vollständiger und bereitwilliger gethan als Vischer, und ich wundere mich nur, daß er dessenungeachtet das Defect nur auf dieser Seite sieht und nicht vielmehr auf beiden, nämlich in ihrer Unfähigkeit, zusammenzuspielen — es ist nicht ein quantitatives Mißverhältniß, sondern ein qualitati- ves —, während in anderer Hinsicht auch auf der Naturseite ein gewisses Zuviel stattfindet. Vischer erläutert seine Meinung vortrefflich durch die Beispiele eines esprit d'escalier, eines Impotenten aus eingebildeter Besorgniß des Nichtkönnens u. s. w. Aber es gibt auch ein Versäumen der rechten Antwort, nicht weil sie einem zu spät einfällt, sondern weil man zu voll von ihr ist und einem darum zu viel Blut in den Kopf schießt; ein Stoden der Räder, nicht aus Mangel an Triebkraft, sondern weil vorübergehend zu viel Wasser herabstürzt, was denn allerdings ebenso ausseht, wie wenn die Räder sich des- sämen, ehe sie sich drehen. Eine Athemlosigkeit des Handelns oder Handelnwollens, die dem Zwecke gerade hinderlich ist und unserm Helden von seiner Mutter auch im eigentlichen, leid- lichen Sinne zugeschrieben wird. Sein Handeln ist keineswegs jemals ein schwächliches, wol aber immer ein tumultuarisches und sporadisches, nie als Glied dem System eines wohlüber- legten und wohlausgeführten Plans eingereiht; er vermag nicht den hitzigen Voratz zu einer soliden That oder Kette zusammen- hangender Thaten auszuhammern. So wenig an Blut als an Urtheil fehlt es ihm, sondern einzig am rechten Zusammen- wirken beider.

Kilmelin in seinen „Shakspeare-Studien“ erklärt sich gegen diese ganze Betrachtungsweise; er meint:

Von einem Helden des Dramas erwarten wir, wenn wir uns für ihn interessieren sollen, so viel praktische Intelligenz, daß er für seine Zwecke nicht Mittel wählt, die überhaupt gar nicht zum Ziele führen können. Die unverkennbare Unzuläng- lichkeit in Hamlet's praktischem Thun ist nicht sowohl für Hamlet als für Shakspeare charakterisirend. Unmöglich kann ja das die Intention des Dichters gewesen sein, eine bloße Unfähig- keit zu schildern, das recht und verständig auszuführen, was man eigentlich will. Schon Aristoteles nennt unter oßen Bei- spelen einer dramatischen Handlung denjenigen den unbräuchbare sten für den Dichter, in welchem die tragische Person einen Voratz hat, etwas zu thun, ihn aber nicht zur Ausführung bringt.

Und an einer andern Stelle sagt er:

Der Dichter konnte sich nicht verbergen, daß, wenn die- witzigen, geistreichen, welchmüthlichen Dialoge des subjectiven Hamlet so viel Raum einnehmen durften, dadurch allzu stark retardirende Momente in die Handlung hereinfielen. Der Sagen-Hamlet mußte sich deshalb selbst von Zeit zu Zeit der Säumniz und Unthätigkeit antlagen, und es schob sich so als vermittelndes Zwischenglied fremdartiger Elemente die Vorsel- lung des geistvollen unschlüssigen Säumers herein, die dann hier und da, besonders durch den Contrast mit dem resoluten Laertes, jenen Schein, als ob das Ganze doch in Einem Geiste

gedacht wäre, erregte, der sich bei eingehendem Besinnen wieder schlechterdings nicht festhalten läßt.

Uns scheint Rümelin hier den Nagel auf den Kopf zu treffen. Es muß die erste Frage bleiben: was zog den Dichter bei einem bestimmten Stoffe an, was war das für seine Phantasie befruchtende Element desselben? Hat man dies herausgefunden, so hat man die Urzelle, aus dem der ganze Organismus des Gedichts sich gebildet hat. Als Shakspeare die Sage des Amlet im Saxo Grammaticus las, da konnte ihm unmöglich gleich der Gedanke aufgehen, einen Helden zu wählen, der vor lauter Reflexion nicht zum Handeln kommt; denn dazu fehlte dem Stoffe nicht weniger als alles — der Amlet der Sage handelt in thatkräftigster Weise. Was dagegen den dramatischen Dichter, den Schauspieler, der gleich an die Wirkungen seiner Kunst denkt, bligartig treffen mußte, das war der verstellte Irrsinn oder Schwachsinn des Prinzen, von dem Saxo erzählt. Hierin lag ein bedeutendes dramatisches Moment! Welche glänzende Aufgabe für den Darsteller, welche verlockende für einen Dichter, der so tiefstinnig über den Räthseln des Lebens zu brüten liebte, der hier so viele geniale Züge hineingeheimnissen und der unter der Maske der Thorheit sprechenden Weisheit eine so pilant originelle Veredelsamkeit leihen konnte! Und wie ließ sich mit tiefer Ironie das Hinfüberspielen des verstellten Wahnsinns in den wirklichen andeuten, auf die gerade bei genialen Naturen so leicht verrückten Grenzlinie der Seele hinweisen! Welch mächtig anziehendes Problem für einen großen Humoristen wie Shakspeare!

Das war der Keimpunkt, aus welchem Shakspeare's „Hamlet“ herausgewachsen ist! Alles, was unmittelbar aus diesem Problem hervorgeht, ist vom Dichter mit der größten Liebe behandelt worden; er hat diesen geistvollen, sensiblen Helden, wie Rümelin mit Recht bemerkt, mit seinem inneren Herzblut genährt! Und so ist es denn gekommen, daß auch die Gegenwart alle Theilnahme der Charakterstudie zuwendet, während sie den Verknüpfungen der Handlung selbst nur geringe Aufmerksamkeit schenkt; dieselben sind schon bei Shakspeare die lodersten und in unsern Bühnenbearbeitungen kaum wieder zu erkennen.

Shakspeare's „Hamlet“ ist unsterblich geworden durch eine Sünde gegen den Aristoteles. Dieser verlangt vom Dramatiker, daß die Charaktere der Handlung wegen da seien, im „Hamlet“ ist die Handlung des Charakters wegen da!

Und wie wenig pragmatisch, mit wie flüchtiger Motivierung ist sie behandelt! Alles läßt der Dichter errathen, was er klar darlegen mußte, allerdings zur Freude für die Commentatoren, die aber nicht zögern würden, einem modernen Drama als grobe Unterlassungsünden anzurechnen, worüber sie sich dort mit Andacht die Köpfe zerbrechen. Welches war das Verhältniß Ophelia's zu Hamlet? Warum wurde sie wahnsinnig? Wie kam Claudius zu seiner Krone? Welches war das Erbrecht in Dänemark? Es sind nur zufällig aufgegriffene Fragen; wir könnten deren noch eine große Zahl thun. Ebenso flopfte der Dichter aus dem Saxo Grammaticus ganze Kapitel

wohl oder übel in sein Drama, wie die Reise nach England und das heimtückische Verfahren gegen Rosenkranz und Gildenstern, das selbst den Charakter des Helden in ein schiefes Licht stellt, das alles in plumper Erzählungsform, ohne dramatische Ausarbeitung. Es war ein pilanter Zug, den der Dichter im Interesse seiner Grünlinge nicht entbehren wollte; aber er lag seitab von seiner eigentlichen Aufgabe und wurde daher als Rohstoff der Uebersetzung mit ausgenommen. Der tiefstinnige Charakter des Helden mußte das ganze mangelhafte Gefüge der Handlung überstrahlen.

Wenden wir uns von dieser Auseinandersetzung, welche im wesentlichen mit den Anschauungen Rümelin's übereinstimmt, wieder zu Sievers, so dürfen wir von diesem Autor keine kritische Analyse erwarten. Was er uns gibt, ist nur eine abweichende Deutung einer nach seiner Ansicht vollendeten Composition. Immerhin ist es eine wunderbare Thatsache, daß das Drama nicht aus den Fugen geht, wenn es so in die verschiedenartigsten Procrustesbetten der Interpretation gelegt wird. Doch gleichviel, ob Wolke oder Kamel — der Dichter hat immer recht. Die prästabilierte Harmonie ist eben in den Rüpfen dieser Herren.

Die Hamlet-Erklärung von Sievers leugnet, daß Hamlet ein Held der Reflexion sei, daß er Anspruch habe auf den ihm von Bisher zugeschriebenen *esprit d'escaher*. Nach Sievers ist Hamlet der Mensch, der seinen Halt allein im Menschengenisse finden will, Shakspeare läßt ihn zu Grunde gehen, weil er keinen Halt hat, als ihm sein rein idealistischer Glaube an den Menschen zerbricht. Die große protestantische Idee der Glaubensbedürftigkeit des Menschen soll diesem tiefsten unter allen Geisteswerken Shakspeare's seine Entstehung gegeben haben. „Hamlet“ ist also nach Sievers eine Dichtung von religiösem Charakter; der Entwicklungsengang des Helden geht durch verschiedene Glaubensstadien hindurch. An der Menschheit verzweifelnnd verfällt er dem Bösen, dem Dämonischen, bis er im fünften Act gläubig wird. Ein paar Ausrufungen über die biblischen Sperlinge und die Gottheit, die unsere Zwecke formt, müssen das beweisen. Der Glaube an die Gnade soll über der ganzen Handlung schweben, welche begründet sei auf die Reaction des sittlichen Geistes im Menschen gegen die Sünde.

Wie wir uns zu dieser Ausführung stellen, geht aus unserer obigen Auffassung des Dramas hervor. Sievers hat sich die größte Mühe gegeben, eine religiöse Entwicklung in dem Helden nachzuweisen; uns erscheint dies sehr vergeblich. Hamlet ist von Haus aus gläubig; er glaubt nicht bloß an Gott, sondern auch an den Teufel, wenn er vermuthet, der Geist seines Vaters könne eine Gestalt sein, die der Teufel angenommen. Auf diesen Vollglauben ist aber weder im ersten noch im letzten Act großes Gewicht zu legen; er bestimmt nicht den Gedankengang des Dramas; er ist nur eine mythologische Illustration. Wenn Sievers den Hamlet eine „Kritik des Menschengenisses“ nennt, so kann man eher einstimmen; doch ist diese Kritik keine theologische, sondern eine psychologische.

Im einzelnen gibt Sievers wie immer auch hier wieder manche treffende Bemerkung. Es ist nur zu bedauern, daß er uns *cölegia metaphysica* über die Shakspeare'schen Dramen lieft, obgleich Kümelin bereits mit Recht behauptet hat, daß Shakspeare nur praktische Lebensphilosophie gelten ließ, aber keine Metaphysik.

Alois Flir stimmt in seinen bereits erwähnten „Briefen über Shakspeare's Hamlet“ vielfach mit Sievers überein. Daß Hamlet's Weltanschauung keine naturalistische ist, mag man ihm zugeben. Shakspeare dachte überhaupt nicht daran, sich in seinen Ausdrücken vom Volksglauben zu emancipiren. Daß Alois Flir aber nicht so viel Protestantismus im „Hamlet“ findet wie Sievers, ist selbstverständlich. Gleichwol katholisiert er nicht wie Rico und braucht daher nicht wie dieser von Vernays im Shakspeare-Jahrbuch auf 80 Seiten zurechtgewiesen zu werden. In seinem Fache aber weiß Flir ganz gut Bescheid, und er entgegnet Gerbinus und Ulrich, daß ein Geist aus dem Fegfeuer kein unreiner und böser mehr sein kann! „Es scheint, die gelehrten Protestanten wissen vom Eian und Brahma, von den Anschaspands und Izebs, von Osiris und Isis weit mehr als vom Katholicismus.“ Die Behauptungen Gerbinus', daß Shakspeare's Geisterwelt nichts bedente als die sichtbare Verkörperung der Vorspiegelungen einer lebhaften Phantasie, und daß ihre Erscheinung nur bei solchen Menschen statthabe, in denen diese reizbare Einbildungskraft vorhanden ist, daß die nüchternen Gertrude nicht den Geist des Hamlet sehe, u. s. w., werden nach Gebühr zurechtgewiesen. In der That, wenn man vier Bände über Shakspeare schreibt, so sollte man ihn wenigstens etwas genauer ansehen. Die Schildwache, Francesco, die Offiziere Bernardo und Marcellus und Horatio sehen alle den Geist gleich am Anfang des „Hamlet“, obwol bei diesen Kriegsknechten gewiß keine reizbare Einbildungskraft anzunehmen ist, und obschon sie der Geist und seine ganze Geschichte gar nichts angeht. Da ist Flir im Recht, wenn er sagt: „Nur das rationalistische Vorurtheil, ein Wunder sei eine platte Vernunftwidrigkeit und daher bei dem vernünftigen Shakspeare eine Unmöglichkeit, konnte den Erklärer blind machen gegenüber dem Evidenten.“ Warum der Geist aber nicht aus der Hölle oder aus dem Himmel, sondern aus dem Fegfeuer kommt, das setzt Flir mit großer Sachkenntnis auseinander.

Flir's „Briefe über Shakspeare's Hamlet“ erschienen zuerst im „Phönix“, einer innsbrucker Zeitschrift, die 1862 einging. Flir gehört bekanntlich jetzt nicht mehr zu den Lebenden. Hebbel sprach sich günstig über die Abhandlung Flir's aus: „Sie bot manchen neuen Gesichtspunkt dar, was bei einem so erschöpften Thema etwas sagen will.“ Man kann in dies Lob einstimmen. Die originelle Grundanschauung haben wir schon erwähnt. Im einzelnen setzt Flir ganz pilante Richter auf; auch die Charakterporträts, wie z. B. das des Polonius, sind wohl gelungen.

Hebbel's „Aufsätze über Shakspeare“, die wir ebenfalls bereits erwähnten, bringen außer einer eingehenden Analyse des „Hamlet“ eine nicht minder ausführliche des „Othello“, eine Erläuterung von „Maß für Maß“ und

„Sommernachts Traum“, und Miscellen, von denen die kurze Inhaltsangabe der vierzehn Komödien sich durch verständige Nüchternheit auszeichnet.

Ueberhaupt hielt sich Hebbel frei von der Manie der Emphase, er streicht Shakspeare weder metaphysisch, noch katholisch, noch protestantisch an. Doch ebenso wenig tritt er ihm kritisch gegenüber. In Bezug auf jene verfehlten Versuche, die er zurückweist, sagt er in dem Aufsatz „Shakspeare in seinen Werken“:

Vor allem die, den Werken Shakspeare's eine gut prosaische Weltanschauung, ja eine Philosophie oder auch Theologie zu entlocken. Solche Versuche sind bis jetzt immer gescheitert und werden auch ferner scheitern, sobald sie über gewisse Allgemeinheiten hinauszugehen, wie sie sich so ziemlich jedem wackern, geistigen und gebildeten Unterthan der Königin Elisabeth zu trauen lassen. Ich meine hiermit nicht eben wenig zu sagen. Denn außerdem, daß auch Allgemeinheiten ins Gewicht fallen, wo es um die Unterscheidung ganzer Zeitalter zu thun ist, pflegen ja Menschen von jenen Eigenschaften nie dicht gekleidet zu sein. Nur um so eher aber könnte man sich zufrieden geben, wenn einer derselben noch obendrein durch die seltenste Kunstbegabung hervorragte. Es ist eine Zubringlichkeit der wunderlichsten Art, einem Manne, der fast nichts als Dramen und zwar nicht Lesedramen, sondern Theaterstücke geschrieben, der zudem als Schauspieler das Seinige geleistet hat und der nachwelt wahrlich keinen Pfennig schuldig geblieben ist — einem solchen Manne keine Ruhe lassen zu wollen, bis daß er auch auf einem Katheder oder einer Kanzel Rede gehalten. Genug, daß Shakspeare die Welt so anschaute, wie er's brauchte, um diese Dramen zu machen, um so bessere, je weniger sie von einer Weltanschauung, wie man sie oft bei ihm sucht, verrathen.

Lobenswerth ist die genaue Ausführung der Stoffe in der Gestalt, in welcher sie die Quellen darboten, und der jedenfalls lehrreiche Vergleich zwischen dieser ursprünglichen Gestalt und der Behandlungsweise des Dichters. Namentlich wird der Amlet des Sazo Grammaticus einen größern Leserkreis interessieren.

Hebbel spricht sich in der Vorrede günstig über die „Shakspeare-Studien eines Realisten“ aus und sagt über sein Verhältniß zu diesem Werk:

Wenn der Widerwille gegen „ästhetische Salbaderet“ und gegen bloße „philosophische Phrasen“, wenn die Bemühung, ob der Größe des Dichters die Bedingungen und Schranken seines Wirkens nicht zu übersehen — wenn dies vor allem es ist, was hier den „Realisten“ macht, so darf ich mich gleichfalls einen solchen nennen. Uebrigens hält sich meine Arbeit im ganzen beseit der Grenzen, wo die des „Realisten“ beginnt, indem sie sich nicht sowol wie diese, mit dem Dichter im allgemeinen und mit Kritik im engern Sinne, als vielmehr nur mit einzelnen Werken und deren Auslegung befaßt. Hier kommt es wol am meisten auf denjenigen Realismus an, welcher in sorgfältigem Zusammenhalten der Werke mit ihren Quellen besteht — ein kräftiger Schutz und Selbstschutz gegen willkürliche Einlegerei, wie zugleich der einzige sichere Weg, um die Entstehung dieser Werke einigermaßen zu begreifen und das eigenthümliche Verdienst ihres Dichters zu würdigen.

Diese Darstellungsweise hat gewiß ihr Verdienstliches; doch gerade die kritischen Anregungen, die sich aus ihr schöpfen lassen, sind von Hebbel fast gar nicht ausgedeutet. In Bezug auf Shakspeare-Kritik steht Kümelin noch immer einzig da.

4. *Shakespeare's Staat und Königthum*. Nachgewiesen an der *Lancaster-Tetralogie* von Benno Tschischwitz. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1866. 8. 12 Rgr.

Sievers nennt diese Tetralogie einen Cylus des Gottesgnadenthums; Tschischwitz eine Verherrlichung des Pietätsprinzips. Die Quintessenz der Abhandlung von Tschischwitz liegt in der folgenden Auseinandersetzung:

Für Shakespeare ist der Staat eben nicht eine bloße Anstalt, in welcher einer gewissen Anzahl von Bürgern Gelegenheit geboten wird, des Lebens in Ruhe zu genießen, zu materiellem Wohlstande, zu Beschäftigung und irdischem Glück zu gelangen und dafür ein gewisses Quantum Steuern zu entrichten, sondern ein auf der Grundlage vollkommenster individueller Freiheit entwickelter, zum Leben und zur That berufener Organismus. Dieser Organismus kann, da er auf Freiheit basiert, kein anderer als ein sittlicher sein. Unsittlichkeit negirt das Wesen des Staats, denn sie gefährdet sofort die Freiheit der Staatsangehörigen. Das Band, welches den Gesamt-Organismus, Regierende und Regierte zusammenhält, ist das der Pietät, weil das Princip der sittlichen Freiheit jeden Zwang ausschließt. Das Pietätsprincip setzt aber auf jeder Seite Achtung vor dem traditionellen Recht, vor Sitte, Verkommen, Gewohnheiten und vaterländischen Institutionen voraus, also auch die Erfurcht des Unterthanen vor den überlieferten Rechten des Throns. Der Bruch des Pietätsprinzips kommt dem Hochverrath gleich, denn er löst sofort den organisirten Staat in eine chaotische Masse auf, die sich erst nach schweren Kämpfen und zwar dadurch, daß sie das ihrem Organismus feindselige gewaltthätig ausschleidet, wiederum zur geordneten und gegliederten Körperschaft gestaltet. Diese gewaltthätige Ausschleidung ist nichts als die Reaction der sittlichen Elemente im Staate gegen die Herrschaft der unsittlichen. In „Richard II.“ geht der Bruch vom Monarchen selbst aus und führt schließlich zu dessen Untergange; in den zwei folgenden Theilen wird der Conflict der unsittlichen Elemente des Staats mit dem sittlichen Princip veranschaulicht. Die verschiedenen Gruppen: Norfolk, Percy, Glendower, Mortimer und der Erzbischof von York, ferner Sir John Falstaff und sein Kreis, sowie die beiden Friedensrichter Shallow und Silence repräsentiren das unsittliche, dem Staatsorganismus feindselige Element in den verschiedenen Schichten der Bevölkerung. In „Richard V.“ veranschaulicht das Verhältniß des Königs zu Erpingham, Sower, Fluellen, Macmorris, Jamy, selbst zu den gemeinen Soldaten Bates, Conrt, Williams das treue Zusammenwirken zum Zweck des Gemeinwohls, oder den Staat als sittlichen Zustand. Die Reaction der sittlichen Mächte im Staate gegen die Herrschaft der unsittlichen wird nie Rebellion, wenn auch der Bruch des Pietätsprinzips vom Monarchen ausgegangen, durch sein Verschulden der sittliche Zustand aufgehoben ist. An keiner Stelle wenigstens räumt Shakespeare dem Unterthanen eine Berechtigung zu gewaltthätiger Reaction ein, denn die bewaffnete Auflehnung gegen den Monarchen kann ihrem Wesen nach nichts anderes sein als ein unsittlicher Act, da er ohne den Bruch des Pietätsprinzips nicht zu denken ist. Für Shakespeare nämlich ist das Königthum durchaus nicht die gekrönte Spitze einer Pyramide, sondern der lebendige Mittelpunkt eines organischen Ganzen, nach welchem zu das Gesamtleben des Organismus pulst.

Nach Tschischwitz sind nicht nur Shakespeare's Tragödien, sondern ist auch der constitutionelle Staat auf dem Pietätsprincip errichtet. Nach unserer Ansicht ist der constitutionelle Staat der inscenirte Scepticismus diesem Princip gegenüber, das im bezopften Reich der Mitte seine wahre Verwirklichung findet. Die *Lancaster-Tetralogie* handelt von dem Kampf zwischen Legitimität und Usurpation. Shakespeare's Herz ist bei der ersten — selbst

der Sohn des Usurpators Bolingbroke kann über das mangelnde Recht seiner Krone, trotz aller glänzenden Behauptung derselben, nicht hinweg. Die poetische Glorie der Legitimität verklärt selbst den schwachen König Richard II., dessen Schwächen und Verirrungen Shakespeare dramatisch genug hervorhebt; aber das Princip dieses gottesgnädigen Königthums umkleidet er mit dem ganzen Zauber seiner Poesie.

Die Schrift von Tschischwitz enthält im einzelnen viel Treffendes, doch der staatsrechtliche Extract aus Shakespeare hat ein zu einseitiges Etikette. Wir meinen, daß man, um über Shakespeare's Staat und Königthum zu schreiben, nicht bloß die *Lancaster-Tetralogie*, sondern auch „König Johann“, „Heinrich VI.“, „Richard III.“, „Heinrich VIII.“, ja „Coriolanus“ und „Julius Cäsar“, „Hamlet“ und „Macbeth“ mit in den Kreis der Betrachtung ziehen müsse. In diesen Stücken findet sich die Correctur mancher Einseitigkeit, die Tschischwitz aus der *Lancaster-Tetralogie* herausdestillirt hat.

5. *Nachkänge germanischer Mythe in den Werken Shakespeare's* von Benno Tschischwitz. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1865. 8. 15 Rgr.

Tschischwitz will in der vorliegenden Schrift vollständige Belege zu der Behauptung Krehlig's geben, daß er in Shakespeare den wahren vollständigen Vertreter der germanischen geistigen und gemüthlichen Grundlage des germanischen Stammes erkenne. Das England Shakespeare's, meint Tschischwitz, besaß noch tausend gemüthvolle Verährungen mit dem deutschen Geiste; das England, wie es Dickens schildert, mag uns interessant sein, aber es ist nur denen verständlich, die Land und Volk aus eigener Anschauung kennen.

Die Schrift von Tschischwitz gibt faßliche und wichtige Erklärungen zu einer großen Menge von Stellen in Shakespeare, die Bezug haben auf den alten Volksglauben und ohne einen Commentar dunkel und unverständlich sind. Immer geht Tschischwitz auf die altgermanische Mythe zurück, lehnt sich besonders an Grimm's „Mythologie“ an, die er hin und wieder auch ergänzt, und zeigt besonders eine genaue Kenntniß des altenglischen Dramas, denn er zahlreiche Parallelen entnimmt. Die Stellen, die auf den Weltuntergang, auf den Einfluß der Götter, auf sagenhafte Thiere, wie Basilisk, Drache u. s. l., auf sunbildliche Pflanzen, auf Elfen, Dergen und Geister, auf volksthümliche Gebräuche, Spiele und Feste Bezug haben, werden in ihrem Zusammenhang mit der altgermanischen Mythe und durch dieselbe erläutert.

Wir halten derartige Beiträge zum Verständniß Shakespeare's nicht für unwichtig. Auf der andern Seite jagt sie freilich, wie viel in diesem Dichter des Commentars bedürftig, wie viel von dem damals Volksthümlichen jetzt unvolksthümlich und unverständlich geworden ist und wie großem Recht sich unsere Bühne dagegen strükt, diese Dramen in ihrer ursprünglichen Gestalt aufzuführen: denn alles, was eines Commentars bedarf, gehört nicht auf die Bühne der Gegenwart.



Shakespeare und Homer. Ein Beitrag zur Literatur und Bühne des englischen Dichters von Adolf Bött. Wien, Parthenon. 865. 8. 20 Mgr.

Nach diesem Titel wird man zunächst eine Ergänzung Schiller's Abhandlung „Ueber die naive und sentimentale Kunst“ erwarten, eine Parallele zwischen den beiden größten Dichtern aller Zeiten. Statt dessen erhalten wir neue freie Bearbeitung von „Troilus und Cressida“ eine literarisch-kritische Abhandlung über das Drama, dem auffallenden Titel: „Speersänger, Speerschütze und Speerfreund. Homer ist der Speersänger, Speer der Speerschütze und Servinus der Speerschütze.“ (Gör bedeutet in der ältern Sprache soviel als spieß; wine, Freund, Geliebter, also Servinus der deutsche Name Gerwin mit griechisch-lateinischem Namen.) Nach der Ansicht des Speerfreundes soll Speer die homerischen Helden travestirt, sein Selbst soll ihn gekittelt haben, sich in einem Werke neben Dichtervater zu stellen, und zwar indem er sich ihm jenstelte. An einer andern Stelle sagt Speerfreund: niedersten und höchsten Täuschungen dieser dämonischen Leidenschaft (der Liebe) sind in „Troilus und Cressida“ 8 hochironische Gemälde jenes troischen Kampfes in die Parodie jenes unsterblichen Liebes von jener die die Ursache zu so langem Kriege und so schrecklichen Thaten geworden.“ Schon A. W. Schlegel hat Stück für eine durchgeführte Ironie auf den trojanischen Krieg erklärt, wobei jedoch der Dichter nicht die 8, sondern die aus dem Dares Phrygius hergefloßenen romane vor Augen gehabt habe; Rapp nennt das ein großes Räthsel, dessen Lösung noch nicht ausgemacht ist, und selbst Kilmelin räumt ihm den Reiz ungelösten Räthsels ein, meint, daß es voll von Anungen und persönlichen Bezügen und, wie schon Tieck thet, für ein Privat- oder Liebhabers-theater geschrieben.

Hier sind der Ansicht, daß Shakespeare keine Literatur- und auch nicht für Privattheater geschrieben hat. Speer gehörte nicht zur romantischen Schule, er war Volksdichter. Er schrieb keine Dramen mit literarischen Tendenzen, etwa um Chapman's „Ilias“ zu verwerfen. Das sind ganz fälschliche Uebertragungen. „Troilus und Cressida“ war damals populär, wie „Romeo und Julia“, wir verweisen nur auf die Hindeutungen, die Stücke, z. B. „Der Kaufmann von Venedig“ enthalten. Shakespeare nahm den Stoff bona fide; er entwarf einen interessanten weiblichen Charakter, die Cressida, eine neue Variante von Liebesituationen, einen Chapman den Engländern nahegerückten mythischen Grund mit wohlverwendbaren Charakteren, die zum Theil den Häuptern seiner Truppe auf den Leib waren. Der Wurf der Dichtung gelang ihm nicht; die Charaktere waren etwas überladen, da dem die rechte realistische Grundlage fehlte und Homer ganz anderer Behandlungsweise hierin zu wenig nachahmte; die Handlung erregte keine warme Ahnung, was in dem Charakter der Cressida lag, und

das Komische und Tragische flossen zu jener unberechtigten Mischung der Tragikomödie zusammen, was der Dichter sonst vermieden hat. Dafür ist das Stück ausnehmend geistreich und überfüllt mit den glänzendsten, tiefstinnigsten und nur zuweilen schwülstig ausgedrückten Sentenzen, ein wahres Füllhorn ernster und heiterer Spruchweisheit. Andere Intentionen, als ein gutes und wirksames Bühnenstück zu schreiben, hat Shakespeare gewiß hier so wenig wie bei seinen andern Dramen gehabt.

Wir freuen uns, daß dieser Sachverhalt, gegenüber der Hyperkritik, immer mehr Anerkennung findet. Fehler sagt:

Shakespeare hat ganz einfach seinem schonlustigen Publikum auch einmal den trojanischen Krieg und dessen Helden vorführen wollen — ähnlich wie der Dr. Faust des Volksbuchs seinen Studenten einmal die Helena erscheinen läßt. Aber ohne Zweifel war unserm Dichter, der seine ersten Versuche in der Dramatisirung der englischen Kriege längst hinter sich hatte, sogleich klar, daß jener Zweck und der andere, ein gutes Drama zu schaffen, nicht ohne weiteres zusammen erfüllbar seien. Dem ersten gemäß sehen wir ihn, soweit die engen Schranken eines Bühnenstücks es erlaubten, nach einer gewissen oberflächlichen Vollständigkeit in Bezug auf Begebenheiten und Personen streben, wiewol unmittelbar scenisch nur zwischen den Grenzpunkten der homerischen Erzählung, ohne darum auch sonst vorzugsweise dieser zu folgen. Dem andern, specifisch dramatischen Zwecke suchte er durch ein Kunstmittel zu genügen, das ihm ohnehin geläufig war: es ließ sich ja dem Krieg eine zweite Handlung, welche in dramatischer Hinsicht die erste sein konnte, beilegen. Hierzu eignete sich die Geschichte von Troilus und Cressida nicht bloß durch ihre damalige Bekanntheit und Beliebtheit, sondern auch durch ihre unverkennbare innere Verwandtschaft mit der Kriegsangelegenheit. Um was handelte es sich denn eigentlich vor Troja? „Um einen Hahrei und eine Hure“, gibt uns Thersites so deutlich als grob zur Antwort. Etwas von einem Hahrei ist ja aber auch Troilus, und Cressida ist von innen wie von außen eine zweite Helena.

Auch Adolf Bött kommt in seiner Polemik gegen Speerfreund wol auf dasselbe Resultat hinaus, obgleich er zugibt, daß Shakespeare in zweiter Linie gesucht habe, die prahlerisch übertriebene Werthschätzung des durch Chapman's übersezte „Ilias“ nun plötzlich in den gelehrten Kreisen Mode gewordenen homerischen Griechenthums auf das richtige Maß zurückzuführen und diese als höchste Dichterideale gepriesenen Helden einer dramatischen Probe zu unterwerfen.

Die Bühnenbearbeitung des Dramas hat insofern geringeres Interesse, als „Troilus und Cressida“ kein Stück ist, das auf die Bühne der Gegenwart irgendeine Anziehungskraft ausüben könnte, eine so reiche Fundgrube geistigen Inhalts es für den Leser sein mag. Doch hat Bött mit Geschmac viel Ungeheuerbares beseitigt und so für alle, die Shakespeare nicht mit Haut und Haar zu verdauen im Stande sind, eine ansprechende editio castigata geschaffen.

7. Ausgewählte Stellen aus Shakespeare's Werken übersezt (mit gegenübergedrucktem Original) von Gustav Solting. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 24 Mgr.

Eine Anthologie aus Shakespeare, mit nebeneinandergedrucktem englischem und deutschem Text, ursprünglich

zum Unterricht bestimmt, doch, wie der Herausgeber hofft, auch dem größern Publikum Englands und Deutschlands willkommen. Da sich Colling durch manches in der vorhandenen deutschen Uebersetzung nicht befriedigt fühlte, so hat er versucht, die ausgewählten Stücke in neuer, dem Original möglichst treu entsprechender Form wiederzugeben.

Was zunächst den Schulzweck betrifft, so wird er durch die Sammlung wol erreicht werden. Es sind meistens Stellen gewählt, die frei sind von den Auswüchsen des Shakspeare'schen Genies und denselben in seiner vollen Macht und Harmonie widerspiegeln. Am reichlichsten hat „Julius Cäsar“ beigezeichnet, außerdem „Hamlet“ und „Macbeth“ mit den bekannten Monologen, „Romeo und Julie“, „Cymbeline“, einige Königsdramen u. s. f. Die Auswahl ist eine ganz freie, ohne irgendein aus der Folge der Stücke oder dem Inhalt der Stellen hergenommenes Eintheilungsprincip; doch da sie eine geschmackvolle ist, so wird sich auch ein größeres Publikum durch dieselbe befriedigt fühlen.

Was die Uebersetzung betrifft, so hat sie den für ihren nächsten Zweck wünschenswertheiten Vorzug, den der Exeese. Einzelnes ist gelungener als in der Schlegel-Tied'schen Uebersetzung, anderes steht wieder hinter denselben zurück. So lautet — um für beides einen Beleg anzuführen — die Stelle in „Macbeth“ (Act 1, Sc. 7):

But here, upon this bank and shoal of time —

bei Colling richtig: „Auf dieser Sandbank in dem Strom der Zeit“, während im Schlegel-Tied'schen Shakspeare merkwürdigerweise zu lesen ist: „Auf dieser Schülerbank der Gegenwart.“ Dagegen muß es in „Macbeth“ (Act 5, Sc. 5):

It is a tale

Told by an idiot full of sound and fury  
Signifying nothing —

nicht wie bei Colling

Eine Mär', wie sie

Ein Irrer wol erzählt, voll wüsten Schalls,  
Der nichts bedeutet —

heißen, sondern: Die nichts bedeutet.

Im ganzen aber ist die Anthologie allen zu empfehlen, welche einzelne Glanzstellen Shakspeare's mit besonderer Vertiefung aus Original wie Uebersetzung zugleich genießen wollen.

Rudolf Gottschall.

### Zur Psychologie.

Dr. F. C. Beneke's neue Seelenlehre, für alle Freunde der Naturwahrheit in anschaulicher Weise dargestellt von S. Raue. Vierte Auflage. Mehrfach umgearbeitet, verbessert und vermehrt von Johann Gottlieb Drefler. Mainz, Faber. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Die vorliegende populäre Darstellung der „neuen Psychologie“ Beneke's hatte ursprünglich den Zweck, ein Lehrbuch für Volksschulen zu sein, weshalb sie früher den Titel führte: „Dr. Beneke's neue Seelenlehre nach methodischen Grundsätzen in einfach entwickelter Weise für Lehrer bearbeitet“ u. s. w. Der gegenwärtig veränderte Titel hat, wie Drefler im Vorwort sagt, seinen Grund darin, daß das Buch seinem ursprünglichen Zweck gänzlich entwachsen und daß es jetzt ein Buch für jeder-

mann ist, „der auf Bildung Anspruch machen darf“. In der Form ebenso anschaulich gehalten wie früher, will es jetzt, im Vergleich mit den drei ersten Auflagen, tiefer in das Wesen der menschlichen Seele einführen. Raue, der ursprüngliche Verfasser des Buchs, hat die Bearbeitung der neuen Auflage ganz dem Seminar-director Drefler übertragen, und dieser hat so zahlreiche Veränderungen und Erweiterungen angebracht, daß er die Schrift nunmehr ganz als sein eigenes Werk betrachtet. Der ursprüngliche, von Raue entworfene Plan des Ganzen ist beibehalten worden, ebenso sind die Sachen dieselben geblieben, „denn die Wahrheit wechselt nicht wie ein Modelkleid“. Nur um schärfere, klarere und zum Theil ausgeführtere Darstellung hat sich Drefler bemüht. Eine Uebersetzung der Schrift ins Niederländische (Blamische) durch J. Blokhuis, Director der Communalschulen zu Schaerbeek bei Brüssel, erschien zu Gent 1859.

So viel über die äußere Entstehung des vorliegenden Buchs. Was nun es selbst anlangt, so läßt sich nicht leugnen, daß es im Popularisiren das Aeußerste thut. Als wir den ersten und zweiten Paragraphen lasen, dachten wir: Dies ist ja eine Psychologie, die jeder Polshauer verstehen muß. Man höre nur beispieelsweise:

§. 1. Die Sonne scheint; der Baum blüht; das Gold ist gelb: das sehen wir.

Der Vogel singt; der Hund bellt; das Wasser rauscht: das hören wir.

Der Stein ist hart; die Flaumfeder ist weich; der Spiegel ist glatt: das tasten wir.

Essig ist sauer; Honig ist süß; Bermuth ist bitter: das schmecken wir.

Der Moder ist dumpfig; die Rose duftet lieblich; Kampher ist stark: das riechen wir.

a. Die Kugel schießt; die Luft ist warm oder kalt; der Rand beißt in die Augen: das fühlen wir.

b. Der Hunger thut weh; die Ruhr und die Sicht schmerzen; der Durst brennt: das fühlen wir ebenfalls.

c. Langes Sehen ermüdet die Beine; lauges und schnelle Schreiben den Arm; vieles Sprechen und Singen die Stimme: auch das fühlen wir.

Weil wir sehen, hören, tasten, schmecken, riechen und fühlen können, so sagt man: der Mensch hat sechs Sinne; heißen: Gesichtssinn, Gehörsinn, Tastsinn, Geschmackssinn, Geruchssinn, Gefühlssinn.

Ebenso populär wie §. 1 beweist, daß der Mensch sechs Sinne hat — wobei das Neue dieser Psychologie darin besteht, daß sie aus dem Gefühl einen besondern den fünf bekannten Sinnen coordinirten Sinn macht, während doch die Gefühlsthätigkeit ganzan derer, allgemeiner Art ist als die Sinnesthätigkeit —, ebenso populär beweist §. 2, daß die sechs Sinne ohne Seele und ohne Aufmerksamkeit nichts nützen, nichts ausrichten:

§. 2. Wer todt ist, sieht, hört, tastet, schmeckt, riecht und fühlt nicht, denn die Seele fehlt ihm; also muß eine Seele haben, wer sehen, hören, tasten, schmecken, riechen und fühlen will.

Ferner: Wer in der Ohnmacht oder im tiefen Schlaf liegt, der hat seine Seele noch, und doch sieht, hört u. s. w. er nicht. Noch mehr: Es gibt Seelenfranke, die man im wachen Zustande mit Nadeln stechen, mit glühenden Eisen brennen kann ohne daß sie es fühlen, die den Knall einer vor ihren Ohren abgeschossenen Pistole nicht hören, die die schärfsten Gerüche

chen u. s. w., obgleich alle ihre Sinnesorgane völlig funktionsfähig sind.

hon mancher tapfere Soldat wurde während des Gefechtes verwundet, und er merkte es erst, als das Gefecht war.

renspieler sind nicht selten in ihr Spiel so vertieft, daß er sehen noch hören, was um sie herum vorgeht. Der Lehrer sitzt da und hört nicht, was der Lehrer vorträgt, seine Augen auf Tändeleien der Nebenschüler gerichtet. Ja, beim Lesen begegnet es uns zuweilen, daß wir nicht was auf einer Seite fand, die wir doch von oben bis gelesen haben.

so ist es zum Sehen, Hören u. s. w. nicht genug, daß die Seele habe; sie muß auch ihre Aufmerksamkeit auf die äußere Welt richten, wenn das Sehen, Hören u. s. w. nützlich kommen soll.

das nicht populär gesprochen?

riter aber als auf die Wahl solcher aus dem Lehrsatz. Die Beispiele selbst, zu deren Veranschaulichung die Beispiele gewählt und vorangestellt sind, sind einmal da die wunderliche Benckesche Terminologie ist, sehr unpopulär, dem Ungelehrten unverständlich, sodaß ein solcher Leser oft nicht wird, was eigentlich durch die gewählten Beispiele erreicht werden soll. Als ob das Populärsein bloß in der Anzahl von Beispielen bestünde und nicht auch in der klaren Darstellung der Lehrsätze, zu deren Erläuterung die Beispiele dienen! In dem §. 31 z. B., der über die Uebertragung der beweglichen Elemente, war die gewählten Beispiele sehr populär, aber die ihnen psychischen Gesetze, die daraus entwickelt werden, sind nur solchen, die bereits in die Benckesche Terminologie eingeweiht sind, verständlich sein. Da lesen wir andern:

Ich habe den Namen eines Schauspielers vergessen und ihn gern wiederfinden; wie hieß er doch? Albion? Blion? Die, der Albion wäre darin gewesen. Nun, der große wie ihn Bismarck dargestellt, der Mann mit der furchtbaren und dem satanischen Gelächter, wie hieß denn sein Ich warter mich schon eine lange Weile und finde ihn nicht. Sah ich ihn geschrieben, wirkten also äußere Reize auf ihn ein, dann wußte ich ihn gleich. Aber diese Reize fehlten. Innere Reize sind allerdings genug da, allein ich muß warten müssen, bis diese zufällig jenen Namen wieder ins Gedächtnis aufregen. Ich will ihn womöglich sogleich finden und da bleiben mir bloß freie Uebermüdigkeit zur Verfügung, die ich von einem Begehren aus bereits zum Herumirren der Seele veranlaßt habe. Auch haben sie schon die Albion, Albion erregt, aber so hieß er nicht. Albion, nein! aber ähnlich! Galt, jetzt weiß ich's: Galt! der Mann. Wenn wäre Aehnliches nicht schon be-

aus diesem populären Beispiel wird folgende Lehre entwickelt:

aber lernen daraus: nicht bloß bewegliche Reize fließen auf die Seele zu Gebilde und erregen die Aufmerksamkeit (unwillkürlich) Bewußtsein; auch bewegliche Reize tragen sich auf unbewußte Gebilde über und dadurch zu (willkürlich) erregten und zu bewußten. Welche jedoch bewußt geworden waren, werden sofort bewußt, wenn die erregenden Elemente von ihnen kommen. So bringen also diese losen oder beweglichen Ele-

mente gleichsam erst Leben in die Seele; und wir begreifen nun wohl den Satz:

Uebermüdigkeit und innere Reize, soweit sie noch als bewegliche Elemente existieren, fließen im wachen Zustande immer von Gebilde zu Gebilde und bewirken so den in jedem Augenblick stattfindenden Wechsel zwischen Bewußtsein und Unbewußtsein in der menschlichen Seele. Wir nennen das Gesetz, das sich darin ausdrückt, das Gesetz der Ausgleichung der beweglichen Elemente.

In dieser Weise treibt diese „Neue Seelenlehre“ die Kunst des Popularisirens. Erst stellt sie handgreifliche Beispiele auf, und hinterher folgen dann abstracte Lehrsätze, die nur dem Eingeweihten verständlich sind. Da schwärmt es in den Lehrsätzen von „Gebilden“ und „Angelegenheiten“ aller Art, von „beweglichen und unbeweglichen Elementen“, von „Spuren“ und „Reizen“. Der Leser hört von „Bedungsangelegenheiten“, „Verknüpfungsspurten“, „reizvollen Stärkengebilden“, „vielspurigen und kraftlosen Schwächengebilden“, „beweglichen, losen Uebermüdigkeiten“, „beweglichen, von Gebilde zu Gebilde überfließenden Elementen“ u. s. w. reden. Kurz, die Sprache der Lehrsätze paßt nicht zu der Sprache der Beispiele. Letztere ist die Sprache des Lebens, erstere die Sprache der Schule, und darum macht diese „Neue Seelenlehre“ keinen einheitlichen harmonischen Eindruck, ist nicht für ein gleichartiges Publikum geschrieben.

Warum nennt sich denn aber überhaupt diese Seelenlehre neu? Die neue Terminologie allein könnte ihr doch dazu kein Recht geben. Eine alte Lehre, in neuer Sprache vorgetragen, bliebe doch immer noch ebenso alt wie ein alter Körper in einem neuen Kleide. Also muß doch diese Seelenlehre wol dem Inhalte nach neu sein. Worin besteht nun aber das Neue ihres Inhalts?

Auf diese Frage habe ich zu sagen: Die Prädicate alt und neu vertheilen sich nicht immer so, daß gewisse Systeme nur alt und andere nur neu wären. Sondern es gibt auch Systeme, die zum Theil alt, zum Theil neu sind, die Altes mit Neuem mischen. Es sind dies die Uebergangssysteme, die auf dem Uebergange von einer alten und veralteten zu einer völlig neuen Anschauung der Dinge liegen, die sich vom Alten also noch nicht ganz losgemacht, aber auch nicht mehr ganz an ihm kleben, sondern bereits Neues in sich aufgenommen haben.

Zu diesen Uebergangssystemen gehört auf psychologischem Gebiet Benckes „Neue Seelenlehre“. Sie ist zum Theil neu, zum Theil alt. Die eigentlich und wahrhaft neue Psychologie datirt erst aus jüngster Zeit, seitdem man nämlich infolge des Einflusses der Naturwissenschaften, namentlich der Physiologie und Anatomie, angefangen hat, die Psychologie den Naturwissenschaften einzuordnen, sie nur als einen Zweig der Physiologie zu betrachten und zu bearbeiten.

Dieser naturwissenschaftlichen, die psychischen Functionen als Functionen des Gehirns und Rückenmarks betrachtenden Psychologie gegenüber ist jede noch von einer Seele als einer immateriellen, im Leibe nur während des Lebens logirenden und von ihm bedienten, aber wesentlich von ihm unabhängigen und darum den Tod des Leibes

überdauernden Substanz: jede noch von einer solchen Seele schwappende Psychologie ist, sage ich, der neuen naturwissenschaftlichen Psychologie gegenüber alt und veraltet, wie viel Neues sie auch sonst in der Erklärung einzelner psychischer Phänomene enthalten möge.

Und von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir Beneke's „neue“ Psychologie alt nennen, müssen sie noch den alten und veralteten Systemen zurechnen. Denn die Grundanschauung dieser „neuen“ Psychologie bewegt sich noch in dem alten und veralteten dualistischen Gegensatz zwischen Leib und Seele. Diesem Gegensatz zu Liebe werden die gegen denselben sprechenden Thatfachen, welche aufs schlagendste beweisen, daß die psychischen Functionen, das Denken, Fühlen und Wollen, Leibefunctionen sind so gut wie Atmen und Verdauen, daher bedingt sind durch die Integrität der ihnen entsprechenden leiblichen Organe und mit diesen sich entwickeln, altern und sterben: diese Thatfachen werden falsch gedeutet. Der im hohen Alter so häufig eintretende Wahn, von dem selbst ein Kant nicht frei blieb, soll da kein Beweis dafür sein, daß mit den Leibesthäten zugleich die Geisteskräfte abnehmen, sondern daß das „innere Seelensein“ (die Seelengebilde) in stetem Zunehmen begriffen ist. Es ist kaum zu glauben, daß eine sich „neu“ nennende Psychologie so etwas lehren könne. Dennoch steht es factisch in der vorliegenden „Neuen Seelenlehre“. Wir lesen da:

So wird von Kant erzählt, daß er in den Zuständen seiner größten Schwäche, wo er sich über die gemeinsten Dinge nicht verständlich ausdrücken konnte, über Gegenstände der physischen Geographie, Naturgeschichte und Chemie, sowie überhaupt über gelehrte Gegenstände, zum Ersinnen richtige und bestimmte Antworten gegeben habe. Wenn nun sein inneres Seelensein von dieser Schwäche ergriffen gewesen wäre, wie wären solche Antworten möglich gewesen? Hätte nicht das Schwierigere sich zuerst auflösen müssen? Und doch sehen wir gerade dieses, trotz der sonstigen großen Schwäche dieses Mannes, in gewohnter Stärke und Klarheit in ihm aufstehen, während er über Dinge seiner Umgebung, die er doch noch vor kurzem gesehen hatte, keine Rechenschaft zu geben vermochte. Ist das nicht sonderbar? Nicht im geringsten, und beweist eben, daß die Vermögen, die sich auch ihm noch anboten, sehr schwach ausfielen, sodaß die jüngsten Eindrücke gar nicht mehr, oder doch nicht in dem Grade in ihnen beharrten, daß er zum Bewußtsein derselben gelangt wäre. Nur wenige Geisteskräfte erhalten sich bis kurz vor ihrem Tode geistig frisch, weil nur wenige eine so glückliche Körperconstitution haben, daß dieselbe keine wesentliche Verminderung der psychischen Erregungselemente bedingt. Bei den meisten Menschen finden im Alter Licht, Schall u. s. w. eine fortgehend beschränktere Aufnahme, weil die körperlichen Sinnesorgane immer mehr ihre Dienste, ihre Beihilfe vertragen.

Also nur die Sinne sollen an der Geistesstumpfheit der Alten schuld haben!

So hätten wir uns denn überzeugt:

- 1) Daß die Seele in stetigem Wachsthum an innerer Stärke bis ans Lebensende hinaus begriffen sei;
- 2) daß gerade diese stete Zunahme der Seele an innerer Stärke eine stete Verminderung der beweglichen Elemente (Urmühen und Reize) bewirke, und daß folglich
- 3) hierdurch die wechselnde Bewußtheit (nicht das Bewußtsein selbst) mehr und mehr ins Stoden gerathe, bis sie endlich, wenn die Ausbildung neuer Seelenvermögen durch dieselbe

Ursache ganz aufhört, völlig stillsteht und die Seele verläßt, in dessen Gemeinschaft sie keinen Zuwachs mehr empfangen und darum keine Fortbildung mehr finden kann. Ist der natürlich-nothwendige Tod; der Tod hat sich erklärt von selbst. In beiden Fällen aber stirbt nicht, „weil ihm das Leben entzogen“, sondern weil ihm das Leben entzogen, die hierdurch ihr Leben kündigt.

Was spricht nun für die ungehörte Fortdauer nach dem Tode? Ihr stetiges Wachsthum an innerer Stärke bis zum Tode.

Es wird zwar zugestanden, daß die Seele in Gemeinschaft des Leibes, der sie zu unterstützen stimmt sei, entwickelt, und daß wir kein Leben kennen, das körperlos, wie Gott, zu existiren vermag, weshalb es scheinen könnte, als müßte die Seele nach Verlust des Leibes nothwendig der Auflösung verfallen. „Allein“, fährt der Verfasser alsdann fort, die Seele hält und trägt den Körper weit mehr, als ihm gehalten und getragen wird, und wie er unter ihr einwirkt, so auch in manchen Fällen hervorstechend, sodaß er sogar Wahn Sinn in ihr bewirken kann. Es hieraus gefolgert werden können, daß die Seele ein höheres Los haben müsse, sobald ihr zweideutiger der Leib, ihr nichts mehr anhaben kann?

Ist das nun wirklich neue Psychologie? Nein, das ist vielmehr sehr alte und veraltete Psychologie, welcher der cartesianische Dualismus zwischen Materie noch in den Gliedern steht, der dualistischen Denken und Ausdehnung. Der Leib ist kraftlos, seelenlos, ausgedehnte, die Seele belebende, bewußte, immaterielle Wesen. In dem von „Kraft und Materie, Seele und Leib“ handelt, merkt zwar schon die richtige neue Ansicht von der Identität von Kraft und Materie, der zufolge das Materielle Erscheinenden Kräfte sind, Kräfte in einer Abstufung. Es wird hier ausdrücklich gesagt:

Es gibt gar keine absolut todte Materie, kein Körper in Gottes Welt ist durch und durch lebend, und durch lebende Kraft, nur daß diese Lebendigkeit abgestuft ist. Demnach enthält die Pflanze nicht Leben, sondern sie ist durch und durch Kraft, ein System von Kräften, die unsern Sinnen als etwas Langes, Dasses, Schweres, Farbiges u. s. w., kurz als das erscheinende, eben Körper, Stoff, Materie, auch wol Substanz und Materie werden immer beisammen und nur sehr selten unterscheidbar sein, eben weil beide in der That nämlich nur Kraft sind.

Aber diese richtige Ansicht wird nicht für die Psychologie verworfen. Sonst hätte der Verfasser nicht die Pflanze nicht als aus Leib und Seele, sondern als ein System verschiedener, abgestufter Kräfte, auch den Menschen nicht als aus Seele bestehend, sondern als ein System abgestufter Kräfte betrachten müssen, von denen die psychischen vom Leibe verschiedenen Substanz, genannt Seelen, sondern nur die höchsten Kräfte des Lebens sind. Aber die Unsterblichkeit der Seele sollte gerade und wo bliebe diese, wenn die psychischen Kräfte ebenso wie die vitalen nur für Leibesfunctionen für alternd und sterbend mit dem Leibe verbunden wären. Daher mußte trotz der erkannten und angegebenen

heit von Kraft und Materie, von Seele und Leib, doch auch wieder eine Zweifelhierausgebracht werden, ein Grundunterschied. Dieser soll nun in Folgendem bestehen:

Durch das Gesetz der Spurenbildung erwirbt die Seele Bewußtsein und steigert es durch die gegenseitige Anziehung des Gleichartigen; dabei bleibt sie stets räumlos, während die leibliche Materie durch dasselbe Gesetz nur an räumlicher Ausdehnung und Festigkeit gewinnt, die zuletzt in Starrheit übergeht.

Diese „neue“ Psychologie fällt also trotz ihres Strebens, sich zur naturwissenschaftlichen Ansicht, die den Dualismus von Leib und Seele in den Monismus des Leibes auflöst, zu erheben, in den alten Dualismus zurück. Sie hat nicht die Kraft, consequent zu sein. Sie repräsentiert nicht die wirklich neue Psychologie, sondern ist ein Gemisch von alter und neuer, wie es eben auf Uebergangsstufen vorkommt.

Zur wirklich neuen Psychologie kann diese Drexler-Beneke'sche Seelenlehre schon darum nicht gerechnet werden, weil sie das Physiologische so wenig zur Erklärung der psychischen Phänomene herbeizieht. Sie ist und will noch sein eine Psychologie aus innerer Beobachtung. Aber was es mit der Psychologie aus rein innerer Beobachtung oder Beobachtung des innern Sinnes im Gegensatz zur Beobachtung des äußern Sinnes auf sich hat, das hat jüngst Friedrich Albert Lange in seiner „Geschichte des Materialismus“ bei der Kritik des Fortlage'schen „System der Psychologie als empirischer Wissenschaft aus der Beobachtung des innern Sinnes“ sehr gut gezeigt. Lange zeigt gegen Fortlage, wie wenig sich zwischen innerer und äußerer Beobachtung eine feste Grenze ziehen läßt. Es ließe sich nun zwar gegen Lange geltend machen, was Will in seinem „System der deductiven und inductiven Logik“ über die Möglichkeit einer reinen, von der Physiologie unabhängigen Wissenschaft des Geistes sagt. Aber Will verkennet und unterschätzt keineswegs das Verhältniß der Geisteswissenschaft zur Physiologie. Er sagt ausdrücklich:

Es darf keineswegs vergessen werden, daß die Gesetze des Geistes derivative, aus den Gesetzen des thierischen Lebens hervorgehende Gesetze sein können, und daß daher ihre Wahrheit zuletzt von physischen Zuständen abhängig sein kann; daß der Einfluß der physiologischen Zustände oder der physiologischen Veränderungen auf die Veränderung oder Aufhebung der geistigen Successionen einer der wichtigsten Zweige der Psychologie ist.

Will hält nur zur Zeit die Physiologie noch nicht weit genug vorgeschritten, um die Psychologie ganz auf sie zu gründen und die Hilfsmittel der rein psychologischen Analyse zu verwerfen. Er sagt:

Wie unvollkommen auch die Wissenschaft des Geistes sein mag, so sche ich doch nicht an, zu behaupten, daß sie bedeutend weiter vorgeschritten ist als der ihr entsprechende Theil der Physiologie: und die letztere für die letztere hinwegzugeben, scheint mir eine Verletzung der wahren Regeln der inductiven Philosophie, eine Verletzung, welche in einigen sehr wichtigen Zweigen der Wissenschaft von der menschlichen Natur irdige Schlüsse nach sich zieht und ziehen muß.

Allerdings ist die Physiologie noch nicht weit genug vorgeschritten, um schon eine vollständige Erklärung der psychischen Phänomene liefern zu können. Aber weit genug

ist sie doch bereits vorgeschritten, um die Uebergangung zu weiden, daß die sich auf bloß innere Beobachtung beschränkende Psychologie nicht mehr ausreicht, nicht im Stande ist, eine genügende Erklärung der psychischen Vorgänge zu liefern. Man lese beispielsweise nur das Buch von Flourens: „De la vie et de l'intelligence“, und vergleiche es alsdann mit einer der vielen auf bloß innere Beobachtung gegründeten Psychologien, so wird man sich des großen Unterschiedes zwischen physiologischer und nicht-physiologischer Psychologie bewußt werden.

Die alte, nichtphysiologische Psychologie leitet aus einfachen Urkräften der Seele, aus dem Den-, Gefühls- und Willensvermögen ab, was die neue, physiologische Psychologie als complicirte, aus dem Zusammenwirken verschiedener und voneinander trennbarer Functionen des Leibes hervorgehende Phänomene nachweist. Die alte Psychologie erklärt z. B. die Vorstellungen aus dem Vorstellungsvermögen, aber die neue Psychologie zeigt, wie keine gegenständliche Vorstellung zu Stande kommt ohne das Zusammenwirken der Sensibilität und der Intelligenz, und sie zeigt, welche leibliche Organe in beiden thätig sind. (Vgl. Flourens, „De la vie et de l'intelligence“, Kap. 2 und 4.)

Bei Beneke findet sich nun zwar schon insofern ein Anfaß zu neuer Psychologie, als er bestrebt ist, psychische Phänomene, die sonst für einfach gehalten wurden, als zusammengesetzt, als entsprungen aus dem Zusammenwirken verschiedener Functionen nachzuweisen. Er weist z. B. die Elemente nach, aus denen Begehrungen entstehen, betrachtet sie also nicht mehr, wie die alte Psychologie, als einfache Aeußerungen des Begehrungsvermögens.

Aber, so sehr dieses auch anzuerkennen ist — im ganzen genommen, in der Grundanschauung von Leib und Seele und in dem Mangel an physiologischer Auffassung und Begründung gehört doch die Beneke'sche „Neue Seelenlehre“ noch fast mehr der alten als der neuen Psychologie an.

Julius Fraumüller.

### Das althochdeutsche Schlummerlied.

Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums von Franz Pfeiffer. II. Wien, C. Gerold's Sohn. 1866. Lex.-8. 20 Rgr.

Vor drei Jahren erschien das erste Heft der wissenschaftlichen Mittheilungen, welche Franz Pfeiffer unter dem Titel: „Forschung und Kritik auf dem Gebiete des deutschen Alterthums“ der wiener Akademie in unbestimmten Zeiträumen vorzulegen beabsichtigt hat. Diese Mittheilungen, meist Aufsätze von kleinerem Umfang, sollen „einerseits der ältern deutschen Sprache und Literatur theils neue Quellen zuführen, theils schon vorhandene erweitern und vervollständigen, andererseits über einzelne wenig bekannte oder dunkle Punkte der deutschen Alterthumskunde Licht verbreiten oder auch der verkannten Wahrheit zu ihrem Recht verhelfen“. Wie sich von vornherein annehmen läßt, sind diese Arbeiten zunächst für die Fachgelehrten bestimmt. Wenn aber irgendeiner unserer Germanisten versteht, einestheils Stoffe zu wählen, welche



dem allgemeinen Interesse nahe liegen, andererseits seinen Auseinandersetzungen eine durchsichtige und genießbare Form zu geben, so ist es Franz Pfeiffer, welchem die altdeutsche Literaturgeschichte mit das Beste verdankt. Der erste Aufsatz in „Forschung und Kritik“ handelte von „Nier Helmbrecht“, von der ersten deutschen Dorfgeschichte. Pfeiffer lenkte durch seinen Widerspruch gegen die allgemein herrschende Ansicht von der bairischen Heimat der Erzählung wieder die Aufmerksamkeit auf dieses in jeder Beziehung vorzügliche Gedicht des Mittelalters und regte zugleich die verdienstvollen und erfolgreichen, wenn auch in ihrem Ergebnisse noch nicht durchaus sichern Untersuchungen an, welche Friedrich Reinz über den Schauplatz der Handlung veranstaltet hat (vgl. Nr. 18 d. Bl.). Die beiden übrigen Beiträge jenes ersten Heftes sind mehr specieller Natur; Pfeiffer theilte Bruchstücke zweier alter Gedichte mit, einer Bearbeitung von „Barlaam und Josaphat“ und eines Lobgedichts auf König Ludwig den Baiern.

Das kürzlich erschienene zweite Heft von „Forschung und Kritik“ bringt wieder einen Beitrag, welcher die allgemeinste Beachtung verdient und über welchen wir hier in Kürze berichten wollen. Wir meinen aber nicht den von August Keiserscheid entdeckten althochdeutschen „Virensagen“, der hier von Pfeiffer zuerst mitgetheilt, erklärt und gedeutet wird und als eins der wichtigsten Denkmäler aus unserm Alterthume fortan in hohen Ehren zu halten ist. Noch weniger kann die Mittheilung einer regensburger und einer fuldaer Beichte, welche zwar beide schon bekannt sind, hier aber in besserer Uebersetzung vorgelegt werden, auf eine weitergreifende Theilnahme Anspruch machen. Wol aber ist dies sicher in hohem Maße der Fall mit dem vierten umfangreichsten Aufsatze, welcher über das wiener „Schlummerlied“ handelt. Eine „Rettung“ nennt Pfeiffer seine Abhandlung. Nichts Neues, bisher Unbekanntes wird uns hier geboten; getreu seiner beim Beginne des Unternehmens ausgesprochenen Absicht versucht der Herausgeber, „der verkannten Wahrheit zu ihrem Rechte zu verhelfen“.

Wer hat schon von einem althochdeutschen oder von einem wiener „Schlummerlied“ gehört? Nun, die Gelehrten, welche sich dem Studium der altdeutschen Literatur hingegen haben, die wissen sicher alle davon. War doch darüber früher viel die Rede. Aber der Mehrzahl der Gebildeten, welche aus dem Unterrichte, aus der Literaturgeschichte und aus Lesebüchern gar wol Kunde haben von einem „Silbebrandeslied“, von „Muspillir“, von den „Merseburger“ Zaubersprüchen“ und andern Denkmälern in Poesie und Prosa aus den Anfängen unserer Literatur, wird das „Schlummerlied“ nicht dem Namen nach bekannt geworden sein, geschweige daß sie es einmal zu lesen bekommen haben. Als das Lied entdeckt und herausgegeben wurde, war es Gegenstand vieler Erörterungen unter den deutschen Philologen und Literaturhistorikern. Es wurde als Fälschung zu erweisen gesucht, alle Welt schien darüber einig zu sein. Schließlich wurde das vermeintliche Nachwerk geradezu todtgeschwiegen, es blieb versunken und vergessen. In der neuesten Anthologie, in Müllers

hoff und Scherer's „Denkmälern“ ist es nicht einmal in einer Anmerkung erwähnt.

Dennoch gab es auch Gelehrte, die von der Echtheit des Liedes überzeugt waren, vor allen die Fachgenossen in Wien, die dortigen Akademienmitglieder. Sonst wäre ja überhaupt die Veröffentlichung nicht möglich gewesen. Denn die wiener Akademie, in deren Schriften das alte Denkmal aufgenommen wurde, hätte sich gewiß ablehnend verhalten, wenn nicht die urtheilsfähigen Fachmänner die Veröffentlichung gutgeheißen hätten. Aber während in ganz Norddeutschland der Zweifel an der Echtheit tief eingewurzelt war, hat der größte Männer einer, hat Jakob Grimm den Fund nicht im mindesten für verdächtig erachtet, sondern ihn mit Freuden begrüßt und ihn seiner Aufmerksamkeit und eingehenden Forschung werth gehalten. Wie wir zuerst aus seinen an Franz Pfeiffer gerichteten Briefen erfahren, hat Jakob Grimm noch vor der Veröffentlichung im Druck durch Pfeiffer briefliche Mittheilung erhalten. Darauf schreibt Jakob Grimm vom 31. October 1858: „Es ist mir alles klar und bis auf die letzte Zeile waren fast keine Schwierigkeiten zu überwinden. Es ist der wunderbarste Fund, der gemacht werden konnte, von höherm Werth als die doch auch willkommenen merseburger Sprüche, geschweige denn der neuliche Hirtensegen.“ Grimm geht dann das Gedicht im einzelnen sprachlich und kritisch durch mit Berücksichtigung der mythologischen Beziehungen und schließt seinen Brief mit einer Nachschrift an Pfeiffer: „Falls Sie nichts von meinen Bemerkungen veröffentlichen, behalte ich mir sie vor zu einem eigenen besondern Aufsatze.“

Dieses Vorhaben hat Jakob Grimm zum Theil auch ausgeführt. Nachdem in den „Sitzungsberichten“ der wiener Akademie (Anfang 1859) der Aufsatz von Georg Zappert: „Ueber ein althochdeutsches Schlummerlied“, erschienen war, in welchem der Fund, zugleich in einem Facsimile, mitgetheilt, entziffert und gedeutet wurde, hielt Jakob Grimm in der berliner Akademie (am 10. März 1859) einen kurzen Vortrag „Ueber die Göttin Tanfana“, welche bekanntlich von Tacitus erwähnt wird und deren Namen im „Schlummerlied“ in der Gestalt von „Tanfana“ erscheint. Grimm sah fürs erste von weiteren Erörterungen ab und hob nur die ihm wichtigste Zeile des Liedes aus, „die uns einen seit Tacitus verschollenen Götternamen plötzlich wieder vor Augen führt“. Daß sich der Ueberglaube diesem Liede entgegenstellen würde, sah Grimm recht gut voraus, indem er sagt, daß andere das rasch mehr auftauchende altdeutsche Lied bloß dieses Namens wegen anzweifeln würden, daß es auch an weitem Zweifelsgründen nicht gebrechen werde. „Ich meinstheils“, setzt er hinzu, „mehr gestimmt an Wahrheit als an Trug zu glauben, halte den Namen Tanfana für vollkommen echt und für ein wunderbares Glück, daß, während er bei allen deutschen Völkern untergegangen war, ihm so unerwartete Bestätigung angeheißt.“

Zuerst trat Wilhelm Müller öffentlich gegen das Lied in die Schranken in den „Göttingischen Gelehrten An-

(Stück 21 und 22 f. 1860). Seine Gründe, die er nicht genauer durchnehmen können, sind verschiedener Art, sprachliche, mythologische, paläographische. Müller spricht die feste Ueberzeugung aus, das althochdeutsche Schlummerlied ein Nachwerk ältester Zeit sei". Zu demselben Ergebnisse gelangte Großmann, aber unabhängig von seinem Vorgänger, in einer eigenen Schrift: „Ueber die Echtheit des deutschen Schlummerliedes“ (Prag 1861). Diese, die wir nur dem Titel nach anführen können, ist nach Pfeiffer's Urtheil nicht ohne Gelehrsamkeit und Sinn abgefaßt sein.

Die gegnerische Stimmen konnten indessen Jakob nicht in seinem Glauben an die Echtheit des Liedes wankend machen. In dem letzten Briefe, den er anrichtete (26. Juli 1863), lesen wir: „Nächstes ist eine Abhandlung über das „Schlummerlied“, wenn es mir in der Akademie zu lang dauert, in besonderm Druck. Ich hoffe, es soll Sie interessieren. Aber bald darauf erlitt den würdigen Mann eine Krankheit, die vielen und mannichfaltigen Arbeiten, die er sich noch vorgesetzt. Unter seinen hinterlassenen Papieren hat sich nichts über das „Schlummerlied“ gefunden, was eigentlich sehr bedenklich ist.

Nach der Veröffentlichung jener Briefe an Pfeiffer, das vorliegende zweite Heft von „Forschung und Rettung“ des „Schlummerliedes“, bediente sich, wie es ganz in der Ordnung war, er Aufschlüsse und Deutungen, welche ihm Jakob in jenem ersten Briefe mitgetheilt und freigestellt. Die Rettung konnte Zappert als Entdecker und Herausgeber nicht versuchen, ja sie war für ihn nicht nöthwendig, denn er verschied schon im Jahre 1864, ehe als der erste Widerspruch erhoben worden.

Pfeiffer's Mittheilung erfahren wir nun auch, daß Uhland an den neuen Fund mit einem gewissen Vertrauen herantrat. Er bringt dieselben Bedenken öffentlich oder privatim von andern geäußert, daß nämlich das neue poetisch anziehende Stück kaum mit Grass's Sprachschatz, Grimm's Grammatik und Mythologie übereinstimme. Ferner macht Pfeiffer die Mittheilung, daß sich Jakob Grimm seinen Vorhaben, über das „Schlummerlied“ eine Abhandlung zu schreiben, an Karajan um Auskunft hat über Zappert und dessen persönliche Verhältnisse sowie über die Beschaffenheit „des anrüchigen Schriftstücks“. Diese Auskunft wurde ihm denn auch gegeben und ausführlich zutheil. Die sprachliche und mythologische Erklärung und Deutung konnte natürlich Grimm ohne jegliche Beihülfe ausführen; wenn aber darum handelte, die Echtheit des Liedes aufrechtzuerhalten und zu vertheidigen, dann bedurfte es Kenntniß solcher äußerer Momente, und diese Natur der Sache gemäß zunächst an Ort und Stelle in Wien, zu gewinnen.

Die äußern Momente, die Persönlichkeit des

Herausgebers, des vermeintlichen Betrügers oder in günstigerem Falle des Betrogenen, sowie die Beschaffenheit der handschriftlichen Uebersetzung, hat Pfeiffer in seinem Aufsätze zuerst erledigen müssen, ehe er eine Betrachtung des Einzelnen vornehmen konnte.

Georg Zappert war geborener Jude, trat dann zur römisch-katholischen Kirche über und studirte Theologie. Infolge einer Krankheit verlor er sein Gehör und lebte fortan ganz seinen Lieblingsstudien, was ihm durch seine Wohlhabenheit gestattet war. Die Charakteristik, welche Pfeiffer von ihm entwirft, läßt ihn als einen Mann erscheinen, der einer Fälschung durchaus nicht fähig war.

Der Pergamentstreifen, auf dem das Lied sich befindet, ist auf dem Rücken eines Handschriftenbandes eingeklebt oder eingeleimt gewesen. Es zeigte sich, daß das Stückchen ursprünglich in einen hebräischen Codex gehörte, oberhalb der althochdeutschen Zeilen steht eine hebräische Zeile, das Fragment eines hebräischen Wörterbuchs. Auch inmitten der deutschen Zeilen finden sich an drei Stellen hebräische Worte. Nach Zappert's Angabe stehen auch auf der Rückseite hebräische Worte, welche errathen lassen, daß jenem Wörterverzeichnis eine Sammlung von Sinnsprüchen folgte. Das Eigentümlichste ist aber, daß an verschiedenen Stellen im Liede die deutschen Vocale mit hebräischen Vocalzeichen über der Linie bezeichnet sind. Diese haben gerade dazu beigetragen, den Verdacht zu schärfen.

Daß dieser Pergamentstreifen aber alt und schon vor langer Zeit in die betreffende Handschrift von dem einstigen Buchbinder eingeklebt worden ist, geht daraus unwiderleglich hervor, daß sich die Schrift auf der Unterlage abgedruckt hat, natürlich verkehrt. Pfeiffer führt hier zum Belege die Worte Karajan's an, der sich dieser Untersuchung in peinlich genauer Weise unterzogen hat. Und das Merkwürdige bei der Verlässlichkeit dieses wichtigen und entscheidenden äußern Moments ist der Umstand, daß Zappert darauf gar keine Rücksicht nahm. Die Prüfung der Echtheit geschah auf Veranlassung der Akademie im Verein mit Karajan von einer Anzahl bewährter Handschriftenkenner, und alle erkannten die Echtheit des Denkmals an. Auch Pfeiffer, der mehr mit Handschriften zu thun gehabt hat als die meisten seiner Fachgenossen, ist persönlich durchaus von der Echtheit überzeugt; nicht minder Theodor Sidel, einer der ersten Paläographen unserer Zeit. Das Blättchen ist gegenwärtig auf der wien'schen Bibliothek aufbewahrt und somit kann jeder sich von der Richtigkeit des Befundes durch Augenschein überzeugen.

Jene hebräischen Vocalzeichen sind nicht verdächtig, sondern im Gegentheil ein Beweis für die Echtheit. Welcher Fälscher würde auf eine Anwendung sonst nicht üblicher Abkürzungen verfallen? Daß das Lied in einen hebräischen Codex hineingeschrieben wurde und daß für deutsche Vocale hebräische Zeichen benutzt sind, wird so zu erklären sein: Der Aufzeichner ist ein Jude, der des Deutschen kundig war, wahrscheinlich ein Lehrer, der die Handschrift als Lehrbuch benutzte. Die ihm geläufige Superpunction wandte er auch in der deutschen Schrift an.

Daß durch diese Erörterung, durch welche die Echtheit erwiesen ist, auch aller Zweifel sofort schwinden werde, glauben wir keineswegs. Nicht mit Unrecht sagt Pfeiffer, daß es von keinen gefunden Zuständen in der jungen Wissenschaft der deutschen Philologie zeuge, daß sie vor der Zeit schon alt und grämlich geworden sei. Wir können aber hinzufügen, daß im Gegensatz zu der Hyperkritik sich der Mythos und der Autoritätsglaube so festgesetzt hat, daß man nicht ungeneigt sein wird, die umgekehrte Erscheinung für den Anfang einer bessern Einsicht zu halten. Eine Ausgleichung beider gefährlichen Richtungen wird sicher nicht ausbleiben.

Im zweiten Theile der Abhandlung bespricht Pfeiffer das Lied im einzelnen, und benutzt hierzu, wie bereits angedeutet, die Bemerkungen Jakob Grimm's. Wir wollen hier nur hervorheben, daß Pfeiffer's und Grimm's Erklärungen öfters wesentlich von denen Zappert's abweichen, Zappert's Auffassungen als unrichtig und unhaltbar erscheinen lassen. In neuhochdeutscher Uebersetzung lautet das „Schlummerlied“ nach dem neuesten Herstellungsversuch folgendermaßen:

Dode, (Haf), schlummre! Das Weinen sogleich lasse!  
 Erwa (Göttin Erwa) wehrt kräftig dem Wolfe, dem wirgenden.  
 Schlaf' bis zum Morgen des Mannes Liebingsjähnschen.  
 Ostra (Göttin) stellt (hin) dem Kinde Honigeier süße,  
 Hera (Göttin) bricht dem Kinde Blumen blaue, rothe,  
 Ransana (Göttin) sendet morgen sette kleine Kämmer  
 und der einäugige Herr (Wotan) verleiht bald (dir) harte  
 Sperr.

Schließlich sei noch erwähnt, daß kürzlich, während sonst alle neuern Anthologien das Lied ausgeschlossen haben, Adalbert Jettles in der zweiten von ihm trefflich besorgten Ausgabe der „Althochdeutschen Grammatik“ von Hahn (Prag 1866) dieses nun gerettete „poetisch anziehende“ Decimal unserer ältern Nationalliteratur unter den Veseftücken aufgenommen hat.

Hat Pfeiffer sich vielfache Verdienste durch die zwin-  
 gende Widerlegung eingewurzelter Irrthümer erworben, wie sie sich durch Bequemlichkeit und Nachbetelei so leicht von Geschlecht zu Geschlecht, von Buch zu Buch fortpflanzen, so gebührt ihm jetzt aufs neue dankbare Anerkennung für sein siegreiches Auftreten gegen die Zweifelsucht, für seine „Rettung“ unsers ältesten Wiegenliedes.

26.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Den Tag des Einzugs der Armee in Berlin am 20. September feierten auch die Theater. Im Opernhaus wurde Karl von Holst's „Renore“, im Schauspielhaus Lessing's „Minna von Barnhelm“ gegeben. Prologe und lebende Bilder mußten die Beziehungen dieser Stücke auf die unmittelbare Gegenwart vermitteln helfen. Das Arrangement dieser lebenden Bilder aus dem preussischen Kriegerleben soll das eigene Werk des Herrn von Hülsen gewesen sein. Im Schauspielhaus wurde noch Louis Schneider's Genrebild „Der Kurmärker und die Picarde“ gegeben.

Wir theilen den officiellen theatralischen Speisezettell vollständig mit, um einige Betrachtungen daran zu knüpfen. Alle diese Stücke sind Soldatenstücke, Puhligungen dem soldatischen Geiste dargebracht — und die tapfere preussische Armee verdient in der That jede Art von Auszeichnung. Doch sind wir der Ansicht, daß die Bühne auch der politischen Bedeutung jenes Tags und der preussischen Siege gerecht werden mußte — und dafür fehlt doch in jenen Soldatenstücken da pur sang jede Anknüpfung.

Allen Respect vor der „Renore“ des wackern Holst, der den volkstümlichen Ton so glücklich zu treffen weiß — wir gönnen dem Stücke auch die Auszeichnung, zum ersten male courfähig geworden und auf den Brettern des Hoftheaters erscheinen zu sein, nachdem es jahrzehntelang sich so künstlerischer Ehren nicht erfreute. Doch was hat die „Geisterbraut“ mit den jüngsten Erfolgen Preussens zu thun? Die gepensigte Beleuchtung dieses Stückes paßt durchaus nicht zu dem tageshellen Geist der neuesten politischen Thaten und Verhängnisse. „Der Kurmärker und die Picarde“ ist gewiß ein niedliches Genrebild, doch der Landwehrmann Schulze, der die kleine Picarde annectiren will, ist ebenfalls kein genügender Vertreter des preussischen Heldenthums. Lessing's „Minna von Barnhelm“ ist wol eins der besten Lustspiele, Major von Tellheim und sein Corporal sind prächtige Soldatenfiguren — doch die Verwundelungen des Stückes sind bürgerlicher Art, ohne weltgeschichtliche Bedeutung.

Alle diese Stücke waren angemessen gewählt, wenn es bloß die Verherrlichung des soldatischen Geistes galt; sie hatten aber

für die höhere nationale Bedeutung des Augenblicks keinen Stoff in sich.

Wir machen der Intendanz des berliner Hoftheaters hierüber keinen Vorwurf. Es fehlt an Stücken, welche eine große nationale Begeisterung athmen — und so muß das militärische Genrebild das weltgeschichtliche Tableau ersetzen. Diejenigen Stücke aber, welche in künstlerischer Form von patriotischem Geist besetzt sind, werden durch die Convenienzen des berliner Hoftheaters von der Aufführung ausgeschlossen. Englem's „Hoff und Schwert“, Laube's „Prinz Friedrich“, Roten's „Sohn des Fürsten“, in denen allen ein historischer Oden weht, dürfen nicht auf die berliner Hofbühne kommen.

Was nützt es, die Bildsäule des großen Friedrich mit bengalischen Flammen zu illuminiren, wenn der König nicht einmal in lebendiger Verwirklichung die Bretter betreten darf? Es sind dies Schranken, welche im Interesse des Aufschwungs der deutschen Bühne beseitigt werden müssen. Wahrhaft volkstümliche Stoffe von geschichtlicher Bedeutung, welche von Hans aus die Sympathien des Publikums für sich haben, bleiben so den Autoren der zweiten Bühnen überlassen, die sie unfürsorglich mit derber Nachahmung für den momentanen Effect zu kneiden; die Bestrebungen des dichterischen Talents aber entbehren jeder lebendigen Vermittlung mit dem Geist der Nation, indem ihnen die Hauptorgane einer solchen Vermittlung, die Hofbühnen, den Dienst versagen. Daß derartige Rücksichten nicht zu allen Zeiten bestimmend waren, beweist Shakspeare's „Heinrich VIII.“, an welchem Drama der Dichter wagen konnte, nicht bloß der Vater der Königin Elisabeth ohne sonderliche Schmeichelei zu schildern, sondern auch die Königin selbst als Kind auf die Bühne zu bringen. Gleichwol stand Shakspeare's Schauspielergesellschaft in einer gewissen Abhängigkeit von dem Hofdienst.

Wir glauben, daß der jetzige Augenblick, der mit revolutionärem Ungeßüm so vieles aus dem Wege räumt, an dessen Dauer zu zweifeln lange Zeit für ein Majestätsverbrechen galt, ganz geeignet ist, auch derartige Convenienzen, welche den freien Aufschwung der dramatischen Poesie hemmen, zu beseitigen. Eine künstlerische Vorführung früherer Träger der preussischen Krone auf der berliner Hofbühne sollte nicht nur erlaubt,

n erwünscht sein. Sind doch schon bisweilen Ausnahmen der Regel gestattet worden, wie z. B. zu Gunsten von Koeper's „Großem Kurfürsten“ und Gustav zu Putlit's „Testament des Großen Kurfürsten“. Möge man die ihm, die nicht die geringsten bedenklichen Konsequenzen zur Regel machen, und man wird an patriotischen Festen eine Wahl unter werthvollen Dichtungen treffen können, die jetzt gespenstige Genrestücke oder militärische Bluetten aufführung zu bringen.

Von neuen bedeutenden Dramen verlautet wenig. Indes die meisten Intendanten und Directionen namentlich auf Gebiete der Tragödie noch eine Nachlese zu halten, durch sie mit Novitäten für den Winter hinlänglich versorgt. Denn der Rundgang der deutschen Trauerspiele über die Bühnen geschieht mit der Geschwindigkeit eines Leichens und erinnert an das bekannte alte Lied von der österr. Landwehr. Daß unsere Trauerspiele ein jähres Leben, als man von ihnen erwarten darf, wenn man die österr. Abneigung des Publikums gegen die Tragödie ins Auge faßt: das beweist, daß sie immer von neuem wieder aufsteht und sich neuer Erfolge zu rühmen haben. Im Grunde in der Goethe-Schiller'schen Zeit damit nicht anders. Schiller befaßt sich bei Körner, daß die großen Trauerfesttagsschiller der deutschen Bühnen seien, und in hat konnte selbst Schiller die Concurrenz mit Kogebur jüdischen Autoren nicht aushalten. Goethe's Dramen wurden ihrer Mehrzahl aber gar nicht gegeben und blieben lange indur durch glänzende Ausnahmen.

Denn man jetzt die Repertoires unserer Hoftheater ins Auge faßt, so müßte man eher glauben, daß der Sinn für die Trauer im Zunehmen begriffen ist; denn Schiller, Shakespeare, sind alljährlich dort mit einer imposanten Zahl von Aufzügen vertreten. Eine statistische Parallele zwischen der Jetztzeit der Blüthezeit unserer klassischen Literatur würde daher an, daß die Tragödie jetzt beliebter bei dem Publikum früher. Wer das Gegentheil behauptet, demt vorzugehen an die neuern Trauerspiele. Nun, vielleicht taugen sie; vielleicht aber ergeht es ihnen auch, wie denen von Schiller und Goethe, sie müssen erst durch die Zeit bedingt werden sie auf der Bühne zur Herrschaft gelangen.

Im Wiener Burgtheater ist ein neues Stück der Frau Bircher: „Revanche“, zur Aufführung gekommen, mit gutem, ohne indeß jene Lantienensuccesse zu versprechen, an die Muse der Frau Birch von früher her gewöhnt ist. Das neue Lustspiel: „Und“, von Otto Girndt, das am Hoftheater zur Aufführung gekommen ist, wird gelobt seines frischen, oft burlesken Tons, während die Charaktere zuweilen ins Burleske und Groteske fällt. Die Vertheilung des Girndt'schen Stils und die sonderbaren Titel: „X. Y.“ und „geben den Lustspielen eine Art von Originalität, niger künstlerischen Dämpfer bedürfte. Plan und Comen des neuen, vorzüglich durch seine possenhaften Scenen der Wasser gehaltenen Lustspiels lassen viel zu wünschen

Sie haben Holtei's „Renore“ als das Feststück im Opernerwähnt. Der Literaturveteran beschäftigt sich jetzt damit, die zu zupfen, d. h. literarische Charpie zum Besten der Indeten des letzten Kriegs. Er will unter diesem Titel Sammlung von Aufsätzen herausgeben, in denen er Charaktere hervorragender Größen des Theaters, der Musikliteratur entwirft. Holtei hat in seinem reichen und vielern Leben mit den verschiedensten namhaften Männern: Lehr gefunden, und bei seiner frischen Manier der Auf- und resoluten Manier der Schilderung wird er uns abgeblästen Photographien von denselben entwerfen. Wir daher diese „Charpie“, auch abgesehen von dem guten, für den sie gepupft wird, im voraus empfehlen.

## Bibliographie.

Beweke, D., Die Hamburgische Turnanstalt von 1816. Erinnerungen aus der Zeit ihres Entstehens und Aufblühens. Hamburg, J. H. Weisner. Gr. 8. 8 Ngr.

Cornig, E. v., Schloß Ehrenstein und seine Bewohner. Eine Erzählung aus unserer Zeit. Berlin, Neumann. 8. 2 1/2 Ngr.

Coulon, F., Jesus der Menschensohn. 5 Borträge über die menschliche Person Christi. gehalten in Genf und Paris. Deutsch bearbeitet von J. Schwellier. Einzig rechtmäßige, vom Verfasser autorisierte Ausgabe. Basel, Balmer u. Nösch. 1867. Gr. 8. 18 Ngr.

Eilse, Eine Novelle von der Verfasserin „Elois und Emil“. Berlin, Rauch. Gr. 8. 27 Ngr.

Ewald, H., Geschichte des Volkes Israel. Anhang zum 2ten und 3ten Bande: die Alterthümer des Volkes Israel. 3te Ausgabe. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Fischer, F., Die Albertinische Dynastie und Norddeutschland. Ein deutsches Wort zu den Parlamentswahlen Sachsens. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Gompertz, L., Traumbildung und Rauberei. Ein Bild auf das Wesen des Übermenschen. Ein Vortrag. Wien, Gerold's Sohn. 8. 8 Ngr.

Gottschall, R., Dramatische Werke des und des Bachs: Katharina Kowars. Trauerspiel. König Karl XII. Trauerspiel. Leipzig, Brockhaus. Gr. 16. 2 1/2 Ngr.

Häbler, E. G., Chalkönigs Sohn. Ein Märchen in 6 Gesängen. Leipzig, Reimer. 16. 8 Ngr.

Haupt, J., Untersuchungen zur deutschen Sage I. Bd.: Untersuchungen zur Gudrun. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Heid, H., Careth's Socialwissenschaft und das Mercantilsystem. Eine literaturgeschichtliche Parallele. Würzburg, Stuber. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Humor und Ernst des deutschen Kriegers im Jahre 1866. Piquante, humoristische und interessante Anekdote des Soldatenlebens aus dem letzten deutschen Kriege. Ein Lebensblatt für das deutsche Volk. Bittenberg, Herold. 16. 2 1/2 Ngr.

Janssen, J., Frankfurt's Reichs-correspondenz nebst andern verwandten Aktenstücken von 1376—1519. 2te Band. 1ste Abth. Aus der Zeit Kaiser Friedrichs III. bis zur Wahl König Maximilians I. 1440—1466. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 30 Ngr.

Kantisch, W., Ueber die Freiheit des Denkens. Ein Beitrag zur Moralphilosophie. Prag, Lehmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Kahler-Langermann, August, Das kirchliche Ideal im Kriege 1813. Erzählendes Gedicht. Leipzig, D. A. Scholz. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Korntsch, B. M., Blüthen der Irene. Pest. 8. 12 Ngr.

Kreppig, F., Boraus es jetzt ankommt. Ein Wort zur Verständigung. Elbing, Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Keten-Philosophie. Von einem Unbekannten. Altona, Schö. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Kenzen, J., Das Judenthum in Palästina zur Zeit Christi. Ein Beitrag zur Offenbarung- und Religions-Geschichte als Einleitung in die Theologie des N. T. Freiburg im Br., Herder. Gr. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Kewald, Franz, Erzählungen. I. Bornehme Welt. Das Mädchen von Opat. Berlin, Grote. Gr. 16. 24 Ngr.

Kiebig, J. v., Die Entwicklung der Ideen in der Naturwissenschaft. München. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.

Lippe-Weissenfeld, E. Graf, Westprosaen unter Friedrich dem Großen. Nach urkundlichen Quellen bearbeitet. Thora, Lambeck. Gr. 8. 25 Ngr.

Löcher, F., Beiträge zur Geschichte der Jakobäa von Bayern. 3te Abth.: 1426—1436. München, Franz. 1863. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Luge, August, Wenn der Fieber blüht. Ein Abendtraum. Herausgegeben von A. Luge. Göttingen, Verlag der Luge'schen Klinik. 8. 7 1/2 Ngr.

Motzenleiter, D., Joh. Georg Motzenleiter, weil. Stills-Chorregent an der alten Kapelle in Regensburg. Ein Künstlerbild. Brizen, Theolog. Verlag-Anst. 8. 16 Ngr.

Milow, S., Verlorenes Glück. Eine Erzählung. Heidelberg, Weiss. 8. 1 Thlr.

Melch, W., Der Krieg Brasiliens gegen Oesterreich und dessen Verbündete 1846. Berlin, Schöber. 16. 4 Ngr.

Graf Platen und seine letzte Denkschrift. Hildesheim, Gerstenberg. 8. 2 Ngr.

Reckliffe, J., Von Berlin nach Königsberg. Historischer Roman. 2 Bde. Leipzig, Hefele neu. 1867. 8. 2 Thlr.

Rosenthal, W. H., Conventitenbilder aus dem 19. Jahrhundert. 1ste Bde. Die Abth. Deutschland II. Schaffhausen, Hart. Gr. 8. 2 Thlr. 3 Ngr.

Rug, E., Meine Freunde. Lebensbilder und Schilderungen aus der Literatur. Berlin, Richter. 8. 1 Thlr.

Rosen, E., Novellen. Demold, Meyer. Gr. 8. 1 Thlr.

Schäfer, A., Stadt Magdeburg. Ein Volkstheater. Berlin, Stille u. van Nippen. 16. 1 Thlr.

Seide, A., Deutsche Antwort auf eine nassauische Frage. Wiesbaden, Limbach. Gr. 8. 4 Ngr.

Wartensleben-Schirwen, Graf v., Der Herrscher Denckel vertheidigt von einem preussischen Kolen gegen die österreichische Presse. Berlin, Languth. Gr. 8. 5 Ngr.

Was wird aus Sachsen? Leipzig, D. Wigand. Gr. 8. 5 Ngr.

Winterfeld, E. H. v., u. A. Freih. v. Wolzogen, Dramatische Werke. 2te Bde.: Fürstin Orplu. Schauspiel. Leipzig, Brockhaus. 8. 20 Ngr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Sarsena, oder der vollkommene Baumeister.

Enthaltend

die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannesgrade sowie in die höhern Schottengrade und zum Andreaskriter.

Treu und wahr niedergeschrieben von  
einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer.

Achte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Erscheinen einer achten Auflage dieses reichhaltigen Buchs spricht am besten für seinen Werth und die dauernde Gunst, deren es sich seitens des Publikums zu erfreuen hat.

In demselben Verlage erscheint:

**Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.**  
Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von „Lenning's Encyklopädie der Freimaurerei“. In 15 Lieferungen oder 3 Bänden. 8. Geh. Preis der Lieferung 20 Ngr., des Bandes 3 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Handbuch des kaufmännischen Rechnens von

Wilhelm Köhlich,

Director der Handelsschule zu Frankfurt a. M.

8. Geh. 1 Thlr.

Praxis und Theorie gehen in diesem neuen Lehrbuch wie in den frühern Schriften des bekannten Verfassers Hand in Hand. Die Schüler lernen nicht nur die Formeln kennen, mittels derer die im kaufmännischen Leben vorkommenden Rechnungsaufgaben rasch und sicher zu lösen sind, sondern auch die Gründe des Verfahrens bei den verschiedenen Rechnungsarten werden ihnen klar und anschaulich gemacht. Das Köhlich'sche Handbuch eignet sich daher ebenso zum Schulgebrauch wie zum Selbstunterricht.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:

**Abriß der Handelswissenschaft.** Zur Benutzung in Handelsschulen wie zum Privatgebrauch für Kaufleute und Nichtkaufleute. Geh. 1 Thlr.

**Leitfaden für den Unterricht in der Handelswissenschaft.** Zum Gebrauch in Handelsschulen. Geh. 10 Ngr.

**Die laufende Rechnung oder das Kontokorrent.** Die Aufstellung, die verschiedenen Wege zur Berechnung der Zinsen, und der Abschluß. Geh. 8 Ngr.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

## Vom Tweed zur Pentlandsföhre. Reisen in Schottland

von  
Dr. Richard Andree.

Mitteloctav-Format. Eleg. brosch. 1 Thlr. 22½ Sgr.

Unsere deutsche Literatur ist arm an Werken über Schottland. Der Herr Verfasser hat dem Norden des Landes bis hinauf an die nördlichste Spitze seine besondere Aufmerksamkeit zugewandt; die ethnographischen Verhältnisse, der Unterschied zwischen der absterbenden keltischen Rasse und dem vorrückenden angelsächsischen Stamm, die archäologischen Beziehungen des Landes, die vorweltlichen Steinbauten, die Druidencirke, die prachtvolle romantische Scenerie Hochschottlands, Schilderungen der gälischen Nationalität und ihrer Eigenthümlichkeit in Gesetzgebung und Religion bilden den reichen Inhalt dieses fesselnd geschriebenen Werks. Für Reisende in Schottland bildet das Werk eine Art Führer.

## Ein edles Frauenherz.

Roman

von

Ernst Freiherrn von Vibra.

Drei starke Bände. 8. Brosch. 4½ Thlr.

Ein neuer humoristischer Roman von Vibra wird jedesmal mit Freuden begrüßt. Dies neue Erzeugniß der Vibra'schen Feder zeichnet sich noch durch besonders drastischen Humor vor den frühern Werken aus.

## Der Graf von der Liegnitz.

Historischer Roman

von

Bernhard von Huseck.

Drei starke Bände. 8. 4½ Thlr.

Die Zeit der letzten Piasten in Schlessen ist der historische Grund, auf welchem sich die frei erfundene Handlung des Romans, getragen durch geschichtliche Personen, Thatfachen und Zustände, mit seinen Gestalten der Dichtung entwickelt. Er führt uns in das Kurfürstenschloß zu Berlin, an den Piastenhof zu Brieg, wo die Duldung der geistreichen Regentin von den Jesuiten gemißbraucht wird, auf die Landtage Schlesiens, von welchem nur noch ein kleiner Theil den Piasten gehörte. Wir sehen den jugendlich schönen Prinzen, auf dessen zwei Augen der ganze Fürstenthum noch steht, heranreifen; wir folgen seinem Oheim, dem Grafen Liegnitz, den sein eigener Vater von der Erbfolge aus Furcht vor der wachsenden Nachkommenschaft ausgeschlossen hatte, durch alle seine Schicksale und Kämpfe, auch mit dem eigenen Herzen. Im Kriege gegen Deutschlands gefährlichsten Feind, in der Kaiserburg zu Wien, in der Ständeverammlung seiner Heimat, auf dem stillen Pfarrhofe seines Freundes, wie in der eigenen freundlosen Einsamkeit bewährt er seinen Charakter; nicht jener schöne fürstliche Jüngling, sondern Augustus von der Liegnitz, wenn er auch keinen Fürstenthron bestieg, war der letzte Piast.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.



11: Ein philosophisches Epos. Von Rudolf Gottschall. — Römische Kaiserfrauen. Von G. Perckardt. — Kirchengeschichtliches. Von G. Perckardt. — Culturflügel aus der Alten und Neuen Welt. Von Gustav Gaus. — Feuilleton. (Literarische Blaubereiten.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Ein philosophisches Epos.

rus. Ein Helbengebicht von G. Keller. Leipzig, Wigand. 1866. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Die große ernste Dichtung verdient, sobald sie dichterische Anlage und künstlerisches Streben verräth, in der hoch- und leichtlebigen Zeit gewiß aus der Masse gehoben zu werden. Ein Helbengebicht in „dreien Theilen“, von denen jede vierzig Gesänge umfaßt, dessen die Frucht einer imponirenden Ausdauer nicht von vornherein einen heroischen Verzicht auf Anerkennung der heutigen Lesewelt aus, welche auch langreichen classischen Dichtungen am liebsten im Genieße und vor neuen Dichtwerken, die das Reformate überschreiten, eine unüberwindliche Schranke erinnern nur an Wilhelm Jordan's dreibändige „Demirgösch“, eine sehr geistvolle und an dichterischen Schönheiten reiche Dichtung, die nicht entfernt nachgelassen gekannt und gewürdigt ist und von der selbst mancher in der Regel keine Notiz nehmen, weil Honig aus andern dichterischen Blüten mit weit Bequemlichkeit zusammentragen können.

Der „Ahasverus“ ist überdies durchweg in den drei Terzinen mit streng beobachteter Reimverschlingung geschrieben. Der Dichter hat es sich also nicht so gemacht, wie es leider Hamerling in seinem „Ahasverus“ gethan, der gerade auf den in der Dichtung schwieriger künstlerischer Formen bestehenden Reimverzicht und den reimlosen blanken Vers hat, oder auch wie Julius Rosen in seinem „Ahasverus“, der nur den ersten und den Schlußvers der Strophen reimt, während immer der mittlere Vers ohne Reim ausgeht.

mit solchem Ernst erfaßte dichterische Aufgabe eingehendere Prüfung.

Die Sage des Ahasverus läßt eine magische Anziehung auf die Poeten aus, gerade weil sie so dunkel ist. In diesem Vorzug liegt zugleich ein Mangel. In der Dichtung die Klarheit des Grund-

gedankens fehlt. In der That ist dies bei allen größern Ahasverus-Dichtungen mehr oder weniger der Fall.

Ahasverus ist zunächst, in seiner allgemeinsten menschlichen Bedeutung erfaßt, der Träger einer Theodicee des Todes. Der gefürchtete Tod erscheint als Erlöser von der Qual des Lebens, nicht von den Leiden, die das Leben bringt, sondern von dem Leben selbst, das bei endloser Dauer als unerträgliche Pein erscheint. Ahasverus will sterben, aber er kann und darf es nicht; er sucht den Tod, der ihn flieht. Das Leben, ausgedehnt über das von der Gottheit gesetzte Maß, wird zum Fluch für den Menschen: ein Fluch, schwerlastend genug, um die schwere Sünde wider den Erlöser zu strafen. Als Vertreter dieser unendlichen Todessehnsucht ist Ahasver mehr eine lyrische Gestalt und von Nikolaus Lenau und andern Dichtern auch so in melodische Lyrik eingeraht worden. Die rastlose Wanderschaft ist nur ein Ausdruck dieser Todessehnsucht, die dem Leben entfliehen will.

In historischer Hinsicht liegt die bestimmte Beziehung Ahasver's auf das Judenthum und seine Erdenwanderung am nächsten, nachdem dasselbe durch die Zerstörung Jerusalems in alle Lande zerstreut worden ist. Ahasver ist der Vertreter eines in Sitte und Glauben bestimmt ausgeprägten Volkstypus, der mit großer Zähigkeit sich im Wechsel der Zeitalter conservirt. Einen weitem Anhalt gibt die alte Sage dafür, Ahasver als den Feind Christi aufzufassen, als eine Art von Antichrist, der, seit er den Heiland von seiner Schwelle gestoßen und mit dessen Fluche beladen durch die Lande irrt, ihm stets mit titanischem Trotz gegenübertritt. Diese Auffassung findet sich in Shelley's „Königin Mab“ und auch in Rosen's „Ahasverus“.

Dann aber kann Ahasver auch als Vertreter der ganzen Menschheit erscheinen, als der rastlos wandernde Geist der Weltgeschichte.

Auch bei Keller machen sich diese verschiedenen Auffassungen geltend, doch überwiegt bei weitem die letztere. Was er uns in seiner umfassenden Dichtung gibt, ist eine Philosophie der Geschichte. Ahasver hört das Gras der Geschichte wachsen; er ist der Mitlebende der verschiedensten

Zeitalter, die er mit seinen Reflexionen begleitet; er trifft mit den großen Männern aller Zeiten zusammen, die der Dichter uns dabei charakterisirt; er ist zugleich der Spiegel und der Chorus der Geschichte, wodurch meistens, wie bei Hamlet, die Gestalt aus dem Mittelpunkt der Dichtung an ihren Rahmen gedrängt wird. Wir sehen Ahasver nirgends als Mithandelden, als thätig Eingreifenden, ebenso wenig flieht er vor dem Leben; der Geist ruhiger Betrachtung überwiegt. Offenbar hatte der Dichter die Absicht, ein Gegenbild zu Dante's „Divina commedia“, eine „commedia umana“ zu schreiben und seinen Helden durch die Zeitalter wandern zu lassen, wie der Florentiner in Begleitung seines unsterblichen Genossen durch Hölle, Fegfeuer und Paradies wandert. Bild sollte an Bild sich reihen, wie die Gestalten vorüberschweben in den sich abspinnenden Kreisen des höllischen Trichters — nur war auf der Oberwelt der freien Erfindung geringer Raum vergönnt, die Verkörperungen jener gewaltigen Plastik, wie sie die grandiose Phantasie des Florentiners beherrschte, konnten hier keine Stätte finden, wo es nur darauf ankam, den von der Geschichte gegebenen Gestalten ein wärmeres Colorit zu verleihen und jedes Porträt in ihrer großen Gemäldegalerie mit einer Unterschrift zu begleiten.

So ist der Haupteindruck der Dichtung der eines geschichtlichen Bilderlaufs. Der Dichter deutet mit seinem Stäbchen auf jedes Bild oder er legt dies Stäbchen Ahasverus in die Hand, um die hervorragenden Gestalten dichterisch zu erläutern.

Das zweite, minder äußerliche Moment ist die Entwicklung in Ahasverus selbst, welche für die Dichtung von größerer Bedeutung ist als die Revue über die geschichtlichen Ereignisse. Hier galt es die freie Erfindung des Dichters; doch gerade hier stoßen wir auf einen Zwiespalt in der Gestalt des Helden und in der poetischen Behandlungsweise. Ahasver muß die geschichtliche Entwicklung in sich spiegeln, wenn er nicht eine ganz müßige Rahmenfigur sein soll — und dies geschieht auch mehr oder weniger in der zweiten Hälfte der Dichtung. Auf der andern Seite ist er doch wieder diese bestimmte Gestalt, der pharisäische Jude aus Jerusalem, der an seinem Judenthum noch festhält, als die Welt bereits andere Bahnen eingeschlagen hat, und der sich erst allmählich zu einer freieren Anschauung belehren läßt. Der Held vertritt theils das Judenthum, theils das Menschenthum, und die geschichtlichen Anknüpfungspunkte, wo das erste bei ihm in das zweite übergeht, sind willkürlich gewählt, ohne innere Nothigung.

Folgen wir zunächst der Entwicklung des Helden und dem Grundgedanken der Dichtung, ehe wir einige der einzelnen Bilder näher ins Auge fassen und die poetische Behandlungsweise selbst kritisiren:

Euch führt den Weg von diesem Kreuzesgrau  
Durch alle Völker, jedes Land und Meer,  
Bis zu der Gegenwart Entscheidungspause,  
Von Gott, der ward zum Menschen groß und hehr,  
Zur Menschheit, die als Gott erhob sich wieder,  
Ein Greis, zweitausendjährig, Ahasver.

Mit dieser Ankündigung beginnt die Dichtung, aber erscheint darin als der Führer für einen Entwicklungsgang der Menschheit vom menschengewordenen bis zu ihrer eigenen Vergöttlichung. Für die den Schuster und Phariseer von Jerusalem, als ein gefährlicher Betrüger; obgleich er kein Genosse war, schwört er ihm Haß und Verderben; ihn, bei dem Kreuzgang nach Golgatha, von der Schwelle seines Hauses höhrend und schimpfend fort, da erwidert ihm:

„Unglücklicher! Was in dir braust und gärt,  
Weiß ich doch gläubigstem Gemüth erschauern.  
Dir sei die höchste Menschenlust gewährt!  
Die jeder dankt sich selig, mich verdammend,  
Bom Herzen geht es keinem so wie dir,  
Gertz, in der höchsten Seelenhoheit stammend!  
Erkenntest du mich, keinen gab's, der mir  
So treu wie du, sein Blut für mich verprüht —  
Erkennen sollst du mich wie keiner hier!  
Wie langsam leimt des Jesuwortes Bitter,  
Bis einst die ganze Menschheit labt die Tracht,  
Die golden im Erlösungsstrahl erglühete —  
Sollst du, von Todesqual nicht heimgejacht,  
Mit deinem Volke durch die Erde wanken,  
Ein Troß jermalender Aeonenwacht;  
Die Völker werden von den Vätern fallen,  
Nationen gehn verwittert und zerfällt —  
Ihr bleibt, bis die Posaune wird erschallen.  
Wenn dann der Menschensohn das Dunkel heilt,  
Ihr bleibt, ihr lebt nach tausendfachen Tode!“

Daß Jesus Ahasver nicht flucht, sondern ihm ein Vorrecht vor den andern Sterblichen ertheilt, dem Charakter des Welterlösers angemessen, doch es den ganzen Standpunkt der Ahasverus-Sage, das jüdische Volk als solches das Vorrecht theilt, das Reisen des Erlösungswerts von Gott Geschlecht mit zu erkennen, und dabei doch zu bleiben darf, was es ist — das ist durchaus ein und ein vollkommener Widerspruch.

Ahasver steht nun in Lust und Widerwillen die Geschichte wechselnd aufgerollt. Der nächsten Gesänge ist Paulus, der an Ahasverliche Bekehrungsversuche macht. Ramentlich ist der Jude gegen die Anerkennung der Auferstehung, welche er einem schwachen Menschen Gotteslehren würde. Mit der Zerstörung Jerusalems, der er all die Seinen verloren und begraben, Ahasver seine Wanderschaft. Die Kämpfe zwischen Judenthum, Christenthum und Heidenthum, an dem Ahasverus bald in Rom, bald in Jerusalem, bald an den sich mehr zuschauend als mitstreitend betheiligend den weitem Inhalt der ersten Wanderung. Von Aurel, Diocletian, der jüdische, aus Babylon „Acosta“ bekannte Acher, die christlichen Heiligen, tyrannen vertreten diese verschiedenen Gruppen, nicht an geistigem Leben fehlt, wenngleich auch geschichtliche Detail einen prosaisch erklärenden macht. Die Apostel haben bereits eine Wahrheit in Ahasver's Seele geworfen, da Einsiedler Antonius gelingt es, ihn zu bekehren.

wird, wie Heller in der Inhaltsangabe sagt, in welcher er meist das Skelet seiner Intentionen gibt, ihm erst das volle Verständnis für das sanfte Walten christlicher Erfindung erschlossen. Die Summe seiner bisherigen Erlebnisse ist Täuschung und Enttäuschung zugleich: Enttäuschung über die Wahl seines Volks zur Verbreitung des Gottesreichs, Täuschung darin, daß die Erde ein Gottesreich, wie es Propheten und Apostel sich vorstellen, geben könne.

Wiederum wandert Ahasver, zur Zeit als auch die Völker zu wandern begannen. Großartiger wird die Weltbühne, aber auch verworrener die Bewegung, Ahasver mit seinen Ahnungen eines glückseligen Menschenreichs immer mehr an den Rand des Bildes gedrängt. Doch bleibt er Jude, aus der Pracht der römischen Kirchen sehnt er sich zurück nach seiner Gottesstadt Jerusalem; er besucht dann Indien, trifft mit Mohammed zusammen; wir machen dann einen Exkurs mittelalterlicher deutscher Kaisergeschichte mit ihm durch, ohne daß der Held aus seiner abwartenden Stellung herausträte. Erst am Scheiterhaufen des Fuß tritt eine Wendung in seiner Weltanschauung ein; er kommt zur Ueberzeugung, daß die Verwirklichung des Gottesreichs auf Erden ein Traum sei:

Da sank verzweifelt Ahasver zusammen:  
„Seiland der Welt, du bist wie diese schlimm,  
Du willst zu ew'ger Hölle mich verdammen!  
Jetzt ahn' ich erst den wilden Rachegrim  
In deinen Worten, Lieb' und Milde thörend,  
Beim Gang zum Kreuze — nimm mein Leben, nimm!  
Nimm's endlich hin, mit raschem Tod versöhnend  
Die lange, vierzehnhundertjähr'ge Qual,  
Nicht denen Sieg, ich seh' nur wie sie höhnen  
Dich kreuzigten — ach, zum wievielten mal!“

In dieser Stimmung, die im nächstfolgenden Gesang heftig ausbricht, grüßt ihn eine Stimme mit dem Brudergruß; es ist Faust, der nach dem Selbstcommentar des Dichters „jene Nacht des 15. Jahrhunderts ist, der es gelang, aus dem Bereiche ausschließlich menschlicher und auf menschliche Betriedsamkeit allein gerichteter Fähigkeiten das Leben und die Geschichte aufzubauen, also die Nacht des Menschenthums, dieses Wort jedoch in einem viel umfassenderen Sinne, als das sittlich beschränkte Wort Humanität allein ausdrücken würde“. Wir verbinden indes mit Faust den Begriff eines titanischen Ungenügens, den Begriff des rastlos strebenden Menschengespirits; und wenn auch der Dichter das Recht hat, dem Grundtypus einer Gestalt eine verschiedenartige Färbung zu geben, so darf dieser selbst doch nicht ausgelöscht werden. Wer würde aber aus der folgenden Rede, mit welcher sich Faust einführt und die durchweg die vollkommenste Zufriedenheit und ein wahrhaft idyllisches Behagen athmet, nie eher dazu geeignet ist, einen Faust zu belehren, als von ihm selbst gesprochen zu werden, den Helden des himmelstürmenden Denkens wiedererkennen?

Mein Bruder wünscht gewiß sich Adlerflügel,  
Sprach lächelnd Faust, zu fliegen Gott ans Herz;  
Wich aber hält die Welt am goldenen Zügel,  
Berg, Thal und Fluß, der leichte, lose Scherz

Der wunderbaren jungen Wintertanen,  
Der edeln Ritter spiegelblankes Erz.  
Wenn mit den Bürgern sie den Strauß beginnen,  
Da wendet sich mein Bruder ab mit Graus;  
Ich sehe zu mit frischen, frohen Sinnen.  
Mir steht sein bürgerlich in Mainz ein Haus,  
Oft zog ich selbst im milden Kampfesmuth,  
Es zu bekämpfen, mit zum Thor hinaus.  
Ich bin getauft in des Erlösers Blute  
Und habe mich doch niemals abgequält  
Mit unsrer Pfaffen elendem Dispute.  
Wie man den Kern aus harter Schale schält,  
Ist mir vom Evangelium geblieben,  
Was auch mein Bruder sich daraus erwählt.  
Uns blieb ein ewig Hoffen, Glauben, Lieben —  
Das ist der dufte süße Blumenstrauch,  
Der in Aeonen nimmer kann zerfließen.  
Schlecht sah mein Bruder Ort und Zeit sich aus,  
Wenn er auf Giesherhäuptern suchte die Wästen,  
Des Lenzes Sonnen in des Winters Graus.  
Wenn auf den Alpen wild die Stürme wüthten,  
Er steigte still hinab, er steht im Thal  
Wo manche Maid den Strauß am Busen hütet.  
Er suchte nicht die lange Seelenqual  
Der dampfen Kirchen auf und Steinpaläste,  
Aufs Herz des Volkes lenkt' er seine Wahl!  
Da findet er die drei als liebe Gäste,  
Da breitet fröhlich noch der Weihnachtsbaum  
Erquickend aus die immergrünen Äste.  
Und mancher Denker hat dafür schon Raum,  
Im engen Stübchen träumt er mit Entzücken  
Des Liebesglaubens lichten Hoffungsraum.  
Kein Kaiserreichgebot, nicht Pfaffenlügen,  
Nichts hält den Liebeslang der Welt mehr auf,  
Nichts darf im festen Glauben dich verlieden;  
Der Hohenstaufen Fall, der Scheiterhauf,  
Darauf sie Fuß den Glauben blühen ließen —  
Sie ändern nicht der Dinge besten Lauf.  
Laß dich die harte Mühe nicht verdrängen,  
Das Kleine zu betrachten: unterm Schnee  
Siehst du dann bald die erste Primel sprießen;  
Die Kämmer Häpfen munter schon im Alee,  
Den Winter hat der Frühling überwunden,  
Ein Weibchen hatte noch — kurz ist das Weh  
Und ewig sind der Liebe Feiertunden!

Wenn der ehrwürdige Parrer von Grünan in Posen „Luise“ diese Nachmittagspredigt gehalten hätte, so würde man dies in der Ordnung finden; doch, obgleich diese Terzinen in dichterischer Hinsicht wohlgeungen sind, macht eine derartige erbauliche Einführung des Doctor Faust einen sich selbst parodirenden Eindruck. Als dritter Bruder wird Don Juan erwähnt, der die schönsten Mädchen und den besten Koch hält und nicht gern am Roden der Gedanken spinnt.

Faust will nun Ahasver zeigen, was Erdenglück vermag und wie ihm die höchste Freiheit entstammen kann. Er führt ihn nach Italien, nach Spanien, nach Amerika und verschwindet dann wieder, nachdem sie beide auf dem Gipfel der Anden die Großheit der Welt genossen. Ahasver schwelgt dann auf dem Meere in stillem Entzücken; die Vision ist dichterisch schön, sie bezeichnet die innere harmonische Stimmung, zu der er durchgedrungen:

Er sieht das unnaßbare Wunderschloß,  
Das in das Meer versetzt die Völkerverage,  
Des Glaubens funkelnden Magnetloß.

Hast du genug, mein Herz, der Angst und Plage?  
 Ward endlich stumm auf dieser Lippen Saum  
 Die Unzufriedenheit, die wilde Plage?  
 O steige, holde Götin, aus dem Schaum  
 Und laß um mich in stiller Klarheit weben,  
 Wie einst um den Olymp, den Wonnestraum!  
 Seh' ich dich nicht in reinem Glanze schweben?  
 Sieht nicht mein Auge, das dich sehend sucht,  
 Dein Silen reizend schön sich dort erheben?  
 Entzückend süßer Duft, o goldne Frucht,  
 Elysium der Hesperidengärten —  
 O haftet an vor jener Zauberbucht!  
 Stehn wie veranzt nicht auch die Schiffgefahrten?  
 Wie ihre Jüge, häßlich und gemein,  
 In edlerer Empfindung sich verklärten!  
 Bin ich mit meinem Hosen nicht allein?  
 Zieht auch durch ihr Gemüth ein selig Ähnen —  
 Von dem, was mich befreit aus schwerer Pein?  
 In neue Länder zog ich neue Bahnen,  
 Jungfräulich lag die Welt an meiner Brust  
 Auf Aueshöhn, im Schatten der Bananen;  
 Da ward ich mir des Geistes vollbewußt,  
 Der unnenbaren Liebesharmonien,  
 Darinnen schwebt das All in trauerer Lust.  
 Und liegen sie auch nicht mehr auf den Ruinen  
 In jämmerlicher Gottbedürftigkeit  
 Vor den Gemächten wüster Phantasten?  
 Will endlich sich der argbethörten Zeit  
 Das Innerste des Heiligthums entriegeln?  
 Wird frei der Blick und licht und groß und weit?  
 Was sah er in der Luft sich glänzend spiegeln?  
 Was für ein lustverhülltes Meergeräst  
 Will seine kühnste Hoffnung ihm bestegeln?  
 Aus leichtem Nebel rein sich wölbend bricht  
 Ein Strahlenbogen klar, um den sich blendend  
 Ein Kranz von goldenen Fodenhäuptern nicht.  
 Wer sind die Häupter? Zahllos, nimmer endend  
 Leuchtet schön und herrlich Haupt um Haupt hervor,  
 In unerschöpfter Fülle Glanz verschwendend;  
 Die Kiste tragen hoch das Bild empor,  
 Und dicht und dichter schließen sich die Kreise  
 Und zitternd spricht und flammt das Meteor.  
 Ahasver schaut — hier Jünglinge, dort Greise,  
 Dies Antlitz kennt er, jenes sah er nie —  
 O hohes Menschenbild! so spricht er leise,  
 Und wie ein Traum entwallt, du weißt nicht wie,  
 Ist mit der Wolken Purpurraum verschwommen  
 Das Lustgebilde seiner Phantasie.

Jetzt wandert Ahasver durch das von Kunst und Wissen erschlossene Leben; selbst auf den Greneln der Kriege ruht jetzt eine optimistische Beleuchtung. Luther, Melancthon, Wallenstein, Wilhelm von Oranien, Ludwig XIV., Napoleon, Rafael, Shakespeare, Goethe, Carleffus, Spinoza, Fichte — alle Nischen in der Walhalla der Neuzeit sind besetzt.

Doch nun der Abschluß der Dichtung? Wo endet die Wanderschaft des greisen Weltpilgers? Die zwei Brüder, Faust und Don Juan, treffen wieder mit ihm zusammen. Faust ruft aus:

Das Menschenthum, die goldne Zaubersblume,  
 Ist unsrer Mutter nun in uns erblickt  
 Zur Lust, zu unterweltlich hohem Ruhme.  
 Das Tiefste, das, erregend das Gemüth,  
 Als Glaube, Denken, Kunst in leiser Wendung  
 Ein Geisterall zu fassen sich bemüht,  
 Das brachten wir zu herrlicher Vollendung —

In jedem Eines neunentweicht und ganz,  
 So ist erfüllt der Menschheit große Sendung.  
 Doch frohst die Sonne jetzt so heißen Glanz,  
 Daß, wie wir Sagenshatten ihr entschwinden,  
 Welt selbst der Dichtung vollerblühter Kranz.  
 Und eh' wir scheiden, nie uns mehr zu finden,  
 Will freudlich das Geschick zum letzten mal  
 Zu einem großen Ganzen uns verbinden.  
 Der Glaube, an der Stirn das Gottesmal,  
 Das, Ahasver, bist du; das Denken meine,  
 Die Weltgestalt'rin Kunst des Jüngsten Wähl.  
 Wie dir der Glaube mit dem Morienstheine,  
 Ward ihm verküßt zu menschlich heiterem Schauen  
 Der Sinne Jugendkraft, die ablich reine!

Diese mit bengalischen Flammen beleuchtete Schlußgruppe, die noch tiefer in die Zukunft hinein hätte verlegt werden müssen, während sie jetzt aus unserer nächsten Gegenwart herauszuwachsen scheint, erhält durch die Erscheinung Jesu noch eine höhere Bedeutung. Die Vollendung der Menschheit nimmt er als sein Werk in Anspruch; Don Juan soll mit Künstlerlust die wilden Massen verklären, Faust die Menschheit frei und groß und selbstbewußt machen; dem dritten aber ruft er zu:

In Farbengluten schwebt mit Dichterpinsel  
 Dein Weltgedanke; folg' mir, Ahasver,  
 Zur Heimat nach auf dieser Menscheninsel!  
 Dir ward das Höchste, was verlangt du mehr?  
 Die Völker sind wie Tropfen dir am Eimer,  
 Verjüngt im bodenlosen Zeitenmeer  
 Ward dir das Herz, der ew'ge Stillenkeimer.

Ahasver zieht in die Heimat und dichtet das Lied der Menschheit:

Ich singe sie, für die mein Herz entbrannte,  
 Die unsichtbare Kirche singt mein Lied,  
 Die ich als Jüngling ahnungsvoll erkannte.  
 Die Gottheit schaut zu dieser Kirche Stille  
 Mich wehend um, als streng mir ihre Gnade  
 Die Wanderung durch diese Welt beschied.  
 Und ihr, euch scharend um die Bundeslade,  
 Propheten und Apostel, steht mir bei  
 Und zeigt begeistert mir die rechten Pfade!  
 O Weltgeist, der die Menschheit machte frei,  
 Du webst um mich! In deinem Strahle webend  
 Schließt sich in eins der Dinge Bielelei.  
 Hoch in der Geister Mittelpunkte schwebend  
 Seh' ich des Weltgedankens Eins, im Thor  
 Der Richtigkeiten auseinanderstrebend.  
 Und welches Los sich auch die Erde lor:  
 Will sie im Sternenreiche sich erhalten,  
 Will sie verfladern wie ein Meteor —  
 Im Zeitenschos, im Bogen der Gestalten  
 Vermag sie doch Erhabeneres nicht  
 Als nur der Menschheit Blume zu entfalten.

Schopenhauer nennt zwar den Optimismus eine rathlose Gesinnung, doch die „beste Welt“ und das „goldene Zeitalter“ als eine Vision der Zukunft zu besingen, muß immer das gute Recht der Poeten bleiben.

Die Tendenz von Heller's „Ahasverus“ ist, die Entwicklung der Menschheit vom Judenthum durch das Christenthum zum Menschenthum darzustellen, dem die verkündende Schlufshymne gilt. Dieser Entwicklung fehlt aber in Bezug auf den Helden Klarheit und innere Richtigkeit;

es fehlen ihr die scharfen Einschnitte, die überzeugenden Katastrophen. Ahasverus ist nur ein Gefäß, das sich allmählich mit einem andern Inhalt erfüllt. In Bezug auf die Geschichte der Menschheit selbst, welche den eigentlichen Mittelpunkt der Dichtung bildet, vermissen wir aber die Beschränkung. Goethe rühmt schon an Shakespeare, daß er das Talent eines Epitomators besessen habe, und meint dabei, daß der Dichter überhaupt als Epitomator der Natur erscheint. Die Kunst der Dichtung ist in der That wesentlich die Kunst der Abbreviatur. Diese Kunst ist unserm Dichter gänzlich fremd; er verliert sich in die Reihenfolge der Erscheinungen und schreibt poetische Commentare zu Veder's „Weltgeschichte“. Aehnlich erging es Hermann Lingg in seiner „Völkerwanderung“. Immer sehen wir das Epos, im Widerspruch mit seinen Grundregeln, in eine Chronik verwandelt, oft mit dem bei einer Dichtung sich selbst parodirenden Streben nach Vollständigkeit. Wir zählen die Häupter der geschichtlichen Größen, und siehe, es fehlt kein berühmtes Haupt.

Offenbar ließ sich der Grundgedanke des Dichters, selbst zugegeben, daß er sich von der alten Sage entfernen, die Todessehnsucht Ahasver's als etwas Rebensächliches, seinen Fluch sogar als eine Art von Segnung betrachten durfte, mit weit größerer Plastik und Prägnanz durchführen. Zunächst mußten die eigenen Erlebnisse des Ahasver, verwebt in die großen geschichtlichen Katastrophen, die Motive seiner Wandlungen werden; dann aber mußte jedes Zeitalter nur in einem oder zwei großen Repräsentanten erfasst und diese durch freie Erfindung, charakteristisch für den Helden und bedeutsam für den Grundgedanken, mit ihm zusammengeführt werden. Dies ist nur einmal der Fall, bei dem heiligen Antonius und seiner Wüstenidylle; sonst besucht Ahasver die Helden der Geschichte, deren Kopfzahl eine bedeutende ist, nur wie man ein Wachfigurencabinet besucht, um sich die Merkwürdigkeiten anzusehen. Ueberall ein erdrückendes Zuviel. So erlahmt das Interesse und wir werden müder als der Ewige Jude bei der endlosen Wanderung. Statt einiger Kaulbach'schen Tableaux, in denen sich der historische Geist in bedeutender Repräsentation und vielfagender Gruppierung sammelt, ein geschichtliches Museum, Bild an Bild, Kopf an Kopf — mit Grazie in infinitum.

Natürlich wirkt diese ins Weite gehende Anlage auch auf die dichterische Behandlung zurück, welche zu plastischer Herausarbeitung wenig Zeit behält und sich mit den allgemeinsten Umrissen begnügen muß. Nirgends ineinandergreifende Handlung, fesselnde Situationen — aus den Charakteren wird gleichsam nur ihre geschichtsphilosophische Essenz herausdestilliert und uns in nicht immer durchsichtigen, aber doch meistens künstlerisch geformten Terzimen credenz. Und gerade als Gegengewicht gegen metaphysische Verflüchtigung bedürfen derartige Gedankenreihen einer energischen Plastik. Der Gedanke soll nicht wie ein elementarischer Luft- und Feuergeist im eigenen Aether über den Erscheinungen schweben; er soll sich aus ihnen entbinden wie ein neuer Stoff aus dem chemischen Proceß der Retorte, dessen Vorgängen wir mit Spannung folgen.

Wir bedauern diesen Mangel um so mehr, als der Dichter an und für sich Begabung für einen prägnanten Ausdruck zeigt, hier und dort charakteristische Lichter glücklich aufzusetzen weiß und ein geschichtliches Bild oft mit wenigen Zügen lebendig vor die Phantasie führt. Doch im Flug von Bild zu Bild gönnt er uns nicht die Zeit, uns zu erwärmen. Sein Talent hat etwas Markiges — wir weisen nur auf die Episode mit Acher, auf die Schilderung der jüdischen Heldenkämpfe, auf Nero und Marc Aurel in der ersten Wanderung hin. Der Dichter erinnert vielfach an Hermann Lingg, mit dem er auch in der Darstellung der Völkerwanderung concurrirt; er beherrscht gleich diesem das historische Colorit und läßt es selbst in charakteristischen Reimen sich abspiegeln.

Doch liegt die Schwerkraft seines dichterischen Talents mehr in der Reflexion als in der Schilderung. Wo ihm die Situation erlaubt, sich an den Geist seiner Gedanken hinzugeben, da verliert seine Darstellung den trüben Bodensatz, der ihr oft eigen ist, und gewinnt das Gepräge künstlerischer Schönheit. Wir haben bereits einige Proben dieser Gedankenpoesie gegeben; wir ergänzen sie durch den Hinweis auf einige der gelungensten Partien der Dichtung.

Hierzu zählen wir den achtundzwanzigsten Gesang der ersten Wanderung: „Ahasver's letzte Nacht auf dem Libanon“, eine Elegie auf den Untergang des jüdischen Reichs, in welcher die stimmungsvolle Naturbeleuchtung den Gedankengängen des Helden eine echt poetische Folge gibt:

In Purpurgluten flammt der Libanon,  
Blickt majestätisch auf das Thal hernieder,  
Dem längst des Tages Sonnenpracht entflohn.  
Ihn singen nicht zur Ruh' der Lerchen Lieder,  
Die Stirn umblickt ein Diadem von Schnee,  
Umrauscht der Nar mit mächtigem Gesieder.  
Und Ströme brausen wild zur wilden See,  
Wo er die Glieder streckt, und laben schäumend  
Im Dämmerlicht das müdgehegte Reh.  
Auf einem seiner Gipfel steht wie träumend  
Ein müder Wand'rer, altersgrau sein Haupt,  
Sein Herz im Busen jugendlich sich bäumend.  
Ihm ward sein schönes Vaterland geraubt,  
Er sah mit Schmerz der Menschen Schmach und Tade,  
Doch Ahasver steht fest und liebt und glaubt.  
Von Strahlen wölbt sich eine goldne Brücke,  
Malt zaubrisch ihm die theuern Fluren vor,  
Er schweigt wie trunken in des Anblicks Glücke:  
„Wie schwebstest du so leicht zu mir empor,  
Entzückend wunderbares Lustgebilde,  
Bild dieses Landes, das mein Volk verlor!  
So herrlich strahlte mir nicht sein Gesilde,  
Als noch daraus Jerusalem sich hob  
Und Helden kämpften drauf mit Schwert und Schilde.  
Denn irdisch war das Reich, und dunkel wob  
Sich stets ein Faden um die hellen Kränze,  
Die ihm gespendet seiner Dichter Lob.  
Und reichte bis Damast auch seine Grenze,  
Es glomm im Feuerfeuer der Prophet,  
Sein Auge sah des Baal verbrühte Länze.  
Doch zart vom Hauch des Geistes angeweht  
Und mild verklärt in der Crim'ring Schimmer  
Ist das Gebilde, das jetzt vor mir steht.“



Nun ist vorbei dein flüchtiges Geklummer,  
Stern meines Volks! Du leuchtest ruhig groß,  
So groß wie jetzt, mein Volk, ersiehst du nimmer!  
Du hieltest aus den harten Römertöfz,  
Entwurzelt, ungenährt vom Markt der Erde,  
Lebst du, wie Engel, rein und werperlos,  
Lebst du gleich mir vom großen Geisterherde —  
Unsterblich glüht in dir die reine Blut  
Erlebt von Pein und irdischer Beschwerde.  
Das wirkt dein ungeschwächter Glaubensmuth,  
Dein Hoffen, nur vom Höchsten angezogen,  
Die Liebe, die dir tief im Busen ruht."

Gleich trefflich ist der achtzehnte Gesang der zweiten  
Wanderung: „Auszug der alten deutschen Götter“, ein  
Raulbach'sches Gemälde mit Rückert'schen Diminutivreimen:

Des Rheines Wellen fließen hellbesäumt,  
Hell glänzt der Mond, am hohen Uferande  
Liegt Hasver im feuchten Gras und träumt.  
Was weht vorbei im flatternden Gewande?  
Was war das für ein Glanz, der ihn umfing?  
Und Sang und Klang wie aus dem Zauberlande?  
Das ist der schönen Elben stiller Ring,  
So zierlich klein, nicht größer als ein Spänchen.  
Wo ist der Thau, der an den Gräsern hing?  
Er hängt an ihren Sohlen, Wichtelmännchen  
Spielt auf zum Tanz, das trippelt, schwebt und zieht,  
Und sieh da, goldne Ketten, Silberkännechen —  
Was Wieland hämmerte, der seine Schmied,  
Das tragen flüsternd sie herzu, sie singen  
Der Elbenkönigin ihr Hochzeitlied.  
Wie sie so wonniglich den Reigen schlingen,  
Da öfnet, schleicht sich rasch der Wunderberg,  
Darin die Zwerge gar posslich springen.  
Und andre stehn ernst bei dem Wert,  
Sie sind verzaubert, möchten gern entinnen,  
Behend dort aus dem Loch Zwerge auf Zwerge  
Zum Schläfer küssen sie: „Laß dich gewinnen,  
Wir haben schöne Perlen, gleichend Gold,  
Nimm' aber diesen Strom uns rasch von hinnen!“  
Der Schläfer wird den schwinden Däumchen hold:  
„Wo seid ihr, rotze, blane, grüne Rüppchen?  
Hier ist der Rahn, wenn ihr hinüber wollt!“  
Ruthwillig zieht's unsichtbar ihn am Rüppchen:  
„Sieh zu, sieh zu! Du siehst uns dennoch nicht!“  
„Ihr trampelt ja wie wilde Degenrüppchen!  
Seid ruhig, daß der Rahn nicht sinkt und bricht!“ —  
„Stoß ab, stoß ab! Wer manches Bauergütchen  
Kriegt du für unsre Schätze, großer Wicht!“  
Sie fühlen auf der Fahrt an ihm ihr Wüthchen,  
Sie treiben neckisch manchen Schabernack,  
Da faßt er eins und klappt ihm schnell sein Hütchen —  
Bei, Kopf an Kopf gedrängt das Schelmenpad,  
Jetzt sieht er sie! — „Wir ziehn aus diesen Gauen,  
Uns ward für Kreuz und Kirche kein Geschmad!“  
Und in den Rükten welch unheimlich Grauen!  
Was war's, das jetzt an ihm vorüberfloh?  
War's nicht wie lüchtes Götterhaupt zu schauen?  
Was raust und rauscht, was stampft und wiehert so?  
Das ist, gebietet hoch im Windesfluge,  
Wotan's Heer in tausendem Gallop,  
Das ist in Rumbewegtem Wolkenzuge,  
Das sein geliebtes Land nicht lassen will,  
Das Heer, verjagt vom neuen Götterfluge.  
Der Zug verschweht, jetzt wird es plötzlich still,  
Hoch wallt der Finst, und Hasver erwachend  
Hört Stimmen durcheinander, rausch und schril.  
Es ist ein fränkisch Heer, das scheltend, lachend

Auf Schiffen, flühen her zum Ufer treibt.  
Wie mit gewölbter Hand die Stirn bedachend  
Borm Sonnenglanz, er sich die Augen reibt.

Auch der erste Gesang der dritten Wanderung: „Die  
Entdeckung der Neuen Welt“, hat großes dichterisches Be-  
dienst. Faust und Hasverus begleiten Columbus auf  
seiner Entdeckungsreise. Schön sind die Terzinen, welche  
die Meeresstille schildern:

Versunken tief in geisthaften Träumen  
Beim Steuermann steht der Admiral  
Und blickt mit ihm empor zu Sternenträumen;  
Bei der Gestirne lüchlichmatten Strahl,  
Des Wellenschlags geheimnißvollem Leuchten  
Merkt er auf der Bussolle schwanken Stahl.  
Es kam die Zeit, wenn Flur und Wiese leuchten  
Im Morgenthau, wenn aus dem holden Traum  
Aurora's Glut schon die Vögel schenken.  
Doch auf der Wassermüste weitem Raum,  
Da singt kein Vogel sich zum Zeitvertreib,  
Da ist nicht Flur und Wiese, Gras und Baum.  
Nur majestätisch schön die Sonnenscheibe,  
Nur Amphitrite, reizend hingestreckt,  
Die Welt umfangend mit dem Riesenseibe.  
Kein Lebensodem — ach, kein Ruder schreit  
Ein Fisches glitzernd auf aus grüner Tiefe,  
Die eine Welt von Wundern überdeckt.

Nicht minder der Schluß des Gesangs:

Tief sank die Nacht und mancher Augenstern,  
Nach Land am Tage spähend in die Weiten,  
Hüllt jetzt umdunkelt sich in Schlummer gern.  
In der Gefühle bangem Widerstreiten  
Vor seiner Karte saß der Admiral  
Und sann und maß die Längen und die Breiten.  
O herben Zweifels bittre Todesqual!  
Ihm selber will die Fahrt zu lange währen —  
Kennt ihn die Nachwelt in der Narren Zahl?  
Er blickt zum Firmament — da will verkünden  
Die Leidensmienen Ueberraschung, Schreck,  
In Häupten sieht er rollen andre Sphären,  
Ein neuer Himmel ruht auf dem Berd,  
Seht nur das Kreuz von Sternen stammensprühend,  
Seht nur den sternlichten Nebelfeld!  
Da, diese Meteore, zuckend, glühend!  
Und schöne, größte Sternengruppen klar,  
Wie Blumenauen hoch am Himmel blühend!  
Was hemmt der Schiffe Lauf? — O wunderbar!  
Langwiesen grün auf weitenweiten Strecken —  
O, Muth bis morgen nur, muthlose Schar!  
Mit rosigfrischem Hauch sie zu erwecken,  
Brach an der Morgen, Vögelsschwärme wild  
Sah man die Segel allgemach bedecken.  
Wie ward das Meer so still, die Lust so mild!  
„Matrosen, schärfst den Blick! Noch keine Küste?“ —  
„Land! Land! Dort taucht es auf! O Riesen Wald!“  
Land! Land! Die Thränen flossen. Mancher rüfte  
Dem langvertrauten Admiral die Hand,  
Dem er schon nachgeheult mit Nordgeleiste.  
Ein Felsen! Mannhoch reihenweise fand  
Und dichtgedrängt mit rüchlichem Geseber  
Ein Haufe von Flamingos auf dem Strand.  
Wer sind die Männer? Kupferbraune Glieder,  
Entsetzen im verfürten Angesicht,  
Goldketten hängen blau vom Halse nieder.  
Wie da aus jedem Mund der Jubel bricht:  
O Glück, o Wonne, heißersehnte Stunden!  
Doch Faust und Hasver: o heil'ges Licht,  
Nun hat der Menschengestir sich selbst gefunden!

Die Widmung des Gedichts zeigt uns das Vorbild des Dichters; es ist Friedrich Rückert, dessen Terzinen in „Edelstein und Perle“ den Terzinen Heller's zum Muster gebiet haben. Sie sind ebenso oft wuchtig und spröde in ihrer Architektur, wie funkelnd im Schmuck glänzender, neuer, nicht trivialer Reime. Im Reim offenbart sich bei beiden Dichtern die Sprachbeherrschung. Auch in Bezug auf die Kernigkeit des sich bisweilen allzu sehr vergrößernden Ausdrucks ist Rückert das Vorbild Heller's gewesen. J. V.:

Und Laß und Kind und Wild und Federvieh  
Aus kumpsem Holz geschnitten, dazu das Messer,  
Zeigt das Gefüge, zeigt Getrüb und Knie  
Wie man's zerlege — traun, sie lernen besser  
Als Platon's Theorie, als Wessentanz,  
Wie angebracht ein Säuser wird und Greffer.

Oder:

Er scherzte nicht mit Zion's schönen Damen,  
Dem Jotenbengel blieben ewig taub  
Die Tauben, stumpf die Blinden und die Lahmen.

Oder:

Klende Scribler, laßt Salbadern sein.

Oder:

Und anderweltlich grüßt dein Lorbeerkranz,  
Du zweiter Friedrich, gleich den Meteoren  
Aufstrahlend in des Griftes heißem Glanz.

O, welchen Sturm haßt du herausbeschworen,  
Du großer Reher, der auf's Maul sie schlug,  
Die jungendreißen Glaubensimpostoren. (!)

Oder:

Du machst uns ja zu alter Weiber Mär  
Durch deine Eklipsei im Ministiren —  
Wie bist du ungallant und ordinär!

Auch an allzu gesuchten fremdklingenden Reimen, wie der letztere, fehlt es nicht. Von den Rückert'schen Diminutiven hatten wir bereits eine Probe, anderwärts klingen die „Glückchen“, „Büßchen“, „Küßchen“, die „Pärchen“, „Pärchen“ u. s. w.

Compositionen wie „Synhedristribunal“, „Gottgefes-synhedrium“ u. dgl. sind ebenfalls nicht selten, ebenso wenig die in den Reim gestellten schwächlichen Verbalsubstantiva auf ung:

Und Satan selbst, der Urnacht Meisterkist,  
Umhaßt ihn einst in heißer Stutumschlingung,  
Genügt am Vaterbusen Kindesglück,  
Das wird sie sein, des Bösen Gottbezwingung;  
Das ist der letzte, jüngste, größte Tag,  
Das Weltgericht, der Dinge Wiederbringung.

Alle diese Eigenheiten findet man mehr oder weniger auch bei Rückert wieder.

Uebrigens ist die Dichtung reich an genialen Geistesblüthen und an Schönheiten von jener markigen Gediegenheit, die sich zunächst nicht einschmeichelt, aber auf die Dauer fesselt. Trotz aller Ausstellungen, die wir auch gegen die dichterische Form machen mußten, gehört eine große Zahl der Terzinen zu den besten, die in Deutschland gedichtet worden sind, und aus dieser überflutenden Strophenfülle lassen sich einzelne Gefänge herausheben, die, durch ein echt künstlerisches Gepräge ausgezeichnet,

Anerkennung in weitesten Kreisen verdienen. Wenn der Dichter in der Widmung fragt:

Darf ich noch einmal Rehn vor euren Rischen,  
Homer und Dante? Wird der Zeiten Stoll  
Von diesem Wert nicht bald die Spur verwischen —

so können wir ihm freilich auf diese Frage keine tröstliche Antwort ertheilen; denn die Zumuthung an die Gegenwart, in ein so riesiges Epos sich zu vertiefen, ist eine sehr Kühne, und ob die Zukunft die Auslassungsstunden der Gegenwart corrigiren wird, das ist eine wol aufzuwerfende Frage.

Durch die Endlosigkeit der Composition und die Ueberfüllung mit geschichtlichem Material hat der Dichter selbst den Zutritt zu den Schönheiten seiner Dichtung erschwert; auch gehören diese nicht zu dem leichten, beliebten Genre, das jetzt in der Mode ist. Doch gerade ein so ernstes, auf das Große gerichtetes Streben, dem im einzelnen mancher dichterische Wurf gelingt, verdient von der Kritik hervorgehoben zu werden.

Rudolf Gottschall.

### Römische Kaiserfrauen.

Römische Kaiserfrauen. Von Adolf Stahr. Berlin, Ontentag. 1865. Gr. 8. 2 Thlr.

Dem in Nr. 1 b. Bl. f. 1864 besprochenen Essay über Kleopatra, dem farbenglühenden, freilich sehr ver-schönten Porträt der „alten Schlange vom Nil“, sind als dritter Theil von Stahr's „Bildern aus dem Alterthum“ die „Römischen Kaiserfrauen“ ziemlich rasch gefolgt. Die Biographien der Scribonia, Livia, Julia und Agrippina und ein Excurs über den Tod des Prinzen Drusus bilden den Inhalt dieses Bandes, welcher von den beiden ersten Lebensbildern, dem Tiberius und der Kleopatra, in wenig vortheilhafter Weise absticht. Daß auch bei den letztern der künstlerische Werth den rein wissenschaftlichen weit überwog, ist schon früher betont worden; allein sie waren doch wirklich vollendete Bilder mit einem so lebensfrischen, warmen, ja glühenden Colorit, daß man über der Pracht der Farben die Mängel der Zeichnung vergessen konnte; aus den mit feinem Verstandniß gegliederten Gruppen hob sich die Hauptfigur plastisch ab, und bei der effectvollen Beleuchtung derselben konnte man übersehen, daß nicht immer Licht und Schatten gerecht vertheilt, daß von dem Künstler die Fehler seiner Vorbilder in ein mystisches Hell Dunkel gestellt waren, um fast als verhüllte Tugenden gelten zu können. Die „Römischen Kaiserfrauen“ erscheinen im Vergleich hiermit nur wie die zum Theil zu jenen Bildern bereits verwendeten Studienköpfe, welche, mit ein paar Pasuren versehen, in einem Goldrahmen gestekt und auf die Ausstellung geschickt worden sind. Es fehlt dem Buche im ganzen und auch jedem einzelnen Lebensbilde die künstlerische Einheit, da sich die Lebenskreise jener vier Frauen vielfach durchschneiden, und die nicht zu vermeidenden Wiederholungen, die Hinweisen von der einen Biographie auf die andere und auf den „Tiberius“ den ästhetischen Genuß wesentlich beeinträchtigen.

Die ideale Einheit des Buchs ist allerdings unverkennbar: sie liegt in den Beziehungen dieser Kaiserfrauen zu Tiberius; die Mutter, die Schwiegermutter, die Gattin und die Stieftochter des „bestverleumdeten Mannes des Alterthums“ sollen nun auch dazu beitragen, die „Rettung“ desselben zu vervollständigen. Es kommt dies namentlich der Livia zugute, hinsichtlich deren die in dem ersten Theile noch stehenden gebliebenen Misurtheile nun noch nachträglich „nach tieferem Eindringen in die Haltlosigkeit des Hauptzuges Tacitus“ berichtigt werden sollen, während unter dieser Tendenz Julia, hauptsächlich aber Agrippina zu leiden haben. Denn vergebens sucht die Vorrede, welche mit dem Inhalte des Buchs in vielfachem Widerspruch steht, diese Tendenz zu verleugnen; dieselbe ist in der Gruppierung der Thatsachen, in der psychologischen Motivierung ihres Zusammenhanges, und namentlich in der negativen Kritik der Quellen so unverkennbar, daß dieser Essay nicht als ein unparteiisches Résumé eines unbefangenen Referenten, sondern als das gewandte Plaidoyer eines überreiferen Advocaten erscheint, welcher die Schwäche seiner Sache durch die Festigkeit seiner Deductionen zu verdecken sucht. Allerdings trat dies Bestreben, das Blutroth der Geschichte weiß wie Wolle zu waschen, auch in dem „Tiberius“ und der „Cleopatra“ nicht immer in angenehmer Weise hervor; allein man war bei der unzweifelhaft gelungenen Widerlegung vieler unbegründeter Vorwürfe eher geneigt, in favorem defensionis manche Schwäche des Raisonnements zu übersehen; denn wenn diese Rettungsversuche auch häufig love's labour lost waren, so bekundeten sie doch in wohlthuender Weise, daß der Autor selbst zu denen gehört, welche, wie die Vorrede sagt, „eine edle Freude darüber empfinden, die Zahl der menschlichen Ungeheuer in der Geschichte vermindert zu sehen“. Wenngleich aber die „Römischen Kaiserfrauen“ im ganzen ebenfalls darauf berechnet sind, die Rettung des Tiberius sichern und vervollständigen zu helfen, so unterscheiden sie sich doch auch insofern in nicht vortheilhafter Weise von den ersten Bänden, als hier die Vertheidigung nicht sowohl durch die Widerlegung ungerechtfertigter Anschuldigungen, sondern vielmehr durch die Herabsetzung der Gegner ihres Klienten und namentlich durch die Angriffe gegen die Glaubwürdigkeit und Unparteilichkeit der Belastungszeugen ihr Ziel zu erreichen sucht.

Wenn in der Vorrede auf das Wort Newton's Bezug genommen wird: „Ein Mann soll sich hüten, eine neue Wahrheit auszusprechen, oder sich gefaßt halten, zum Sklaven der Vertheidigung derselben zu werden“, so möchte man dagegen an den Bibelspruch erinnern: „Die Wahrheit wird euch frei machen!“. Nicht die neue Wahrheit, sondern die neuen Irrthümer machen ihre Befenner zu Sklaven der Vertheidigung. Namentlich in den Angriffen gegen Tacitus, gegen den Fluch der unbesehen aufgenommenen Taciteischen Ueberslieferung, die wie eine böse That fortzeugend Böses gebären müsse, spricht sich eine fast zu persönlichem Haß sich steigende Gereiztheit aus. Wenn Stahl von Wieland sagt, daß derselbe in der Vertheidigung Julia's, wo seine leichte unterhaltende Manier, der-

gleichen historische Probleme im Voltaire'schen Geschmack zu behandeln, auf die Spitze getrieben erscheine, den Tacitus noch übertacitusse, so gilt wol von ihm selbst: „Herodotus Herod!“ Die Vorrede bezeichnet als das quod erat demonstrandum dieses Essay nur das Zugeständniß, daß „Tacitus in Bezug auf Tiber und die Claudier mit Ungunst gesehen und die Farben zu stark aufgetragen habe“; allein in dem Buche selbst steigern sich die Angriffe gegen Tacitus zu einer Festigkeit, wie man sie nur in frühern Zeiten in den Streitschriften lebender Gelehrten, kaum aber jemals in der Beurtheilung eines alten Classikers finden könnte.

Nach Stahl's Darstellung ist Tacitus dem Tiberius und der ganzen Claudischen Familie feindlich gesinnt bis zur höchsten Ungerechtigkeit; überall erkennt man seine abgünstige, durch und durch gehässige Gesinnung gegen diesen Kaiser, den er als einen räuberischen, verstellungskundigen, rechtsverderblichen und grausamen Tyrannen erscheinen zu lassen mit allem Aufwande rhetorischer Farben bemüht ist. Als der geschnorene Feind des Tiberius verdächtigt Tacitus stets dessen Motive und liebt es, jede anständige und edle Handlung desselben als Heuchelei zu bezeichnen; wo er den Tiber beurtheilt, da erscheint der „große Seelenmaler“ klein und befangen, da berichtet er uns den Klatsch der Anhänger Agrippina's mit sorgfältigster Ausführlichkeit. Wo er dagegen von den Thaten des Germanicus spricht, da sind seine Schilderungen Musterstücke der Coloristik, fessend, bezaubernd wie die gelungenste Romandichtung, deren Farben und Gepräge sie vorwiegend tragen, da gleichen die Annalen den Berichten einer Hof- und Staatszeitung über einen Prinzen unserer Tage; denn auch hierin erkennt man die Voreingenommenheit, die vorgefaßte Meinung, ja die Parteiverblendung des sich seiner Unparteilichkeit selbst berühmenden Geschichtschreibers. Die Urtheile des Tacitus über Tiber und dessen Familie beruhen auf grundlosen Annahmen; es spricht aus ihnen der wildeste Parteihaß der Julischen Familie; er ist dann ungenau, eine durchaus getrübbte Quelle, zuweilen geradezu absurd; seine Darstellungen sind rhetorische Kunststücke, wahrhaft lächerliche Uebertreibungen, ja wahrheitswidrig und offenbare Verleumdung; sie enthalten mit einer Parteilichkeit, welche nicht weiter getrieben werden kann, schlecht versteckte und ungerechte Anspielungen auf angeblich schwarze Thaten Tiber's und Livia's, welche als durchaus grundlose Verleumdungen des Parteihaßes erwiesen sind. Ja, das ganze Werk des Tacitus ist, soweit es Livia, Tiberius und ihre Zeit behandelt,

ein Parteiroman, ein Parteigericht, keine Geschichte; es ist eine Verleumdung an dem Höchsten, was der Geschichtschreiber zu erstreben, dem er als Zeitstern zu folgen, das er durch die Trübung und Verwirrung der Parteilichkeit unabhängig zu suchen hat, an der thatächlichen Wahrheit!

Allein nicht blos der wilde Parteihaß der Julier benimmt den „Annalen“, welche bei Stahl als ein mit kräftiger Leichtfertigkeit zusammengestelltes Conglomerat von Klatschgeschichten erscheinen, jeden Werth, auch die Vorurtheile des hochgeborenen Aristokraten sind in denselben

zu erkennen, wie z. B. Sempronius Gracchus wegen seines hohen Adels von Tacitus mit großer Schonung behandelt wird. Selbst die Sittenstrenge des morosen Tacitus erscheint verdächtig, die Motivirung des Denkens und Verhaltens der dargestellten Personen ist voller Schwächen und Widersprüche, und in diesem Ton geht es endlos weiter. Kurz, man begreift kaum, wie Stahr noch eine Art Bedauern darüber aussprechen kann, daß ein Theil dieses Werks verloren gegangen, und wenn in Gustav Freytag's Roman der Professor Werner bei seiner Schatzgräberei nach der „Verlorenen Handschrift“ des Tacitus endlich nur den verzerrten Deckel des alten Pergamentbandes findet, so möchte man meinen, daß die heilige Einsicht des Frater Tobias Bachhuber bei der Vergung der gestückelten Klosterstücke die richtigste Kritik geübt habe; es wäre ja im Grunde am besten, wenn „der Schweigende“ niemals sein Schweigen gebrochen.

Sieht man freilich etwas näher zu, so findet man in diesem Werke Stahr's eine neue Illustration des Bibel-spruchs vom Splitter und Balken. Zunächst übertrifft Stahr bei seiner Schilderung des Tiber in der Schönschärferei alles, was er dem Tacitus bezüglich des Germanicus und der Agrippina zum Vorwurf machen möchte. Nicht nur wird die Energie, Klugheit und weise Politik des Tiberius überall hervorgehoben, und ausgemalt, wie er, umgeben von den größten Schwierigkeiten, stets die würdevollste Haltung beobachtet habe: sondern in fast sentimentaler Weise spricht Stahr auch von dem durch unerdiente Kränkungen seines innersten Empfindens tief verletzten Herzen des Tiber, dessen Schen vor dem äußerlichen Zurschaufragen seiner Empfindungen von der bösen Welt und dem argen Tacitus als Penselei ausgelegt worden sei. So lobt Stahr auch die Milde und Schonung des Kaisers, z. B. bei der Empörung des falschen Agrippa, den Tiber mit List fangen, foltern und hinrichten ließ, und geht in seiner praesumptio boni so weit, daß er am liebsten Thatsachen erfinden möchte, nur um den Edelmut des Kaisers ins rechte Licht stellen zu können. Wenn Claudia Pulchra, die Freundin und Cousine Agrippina's, wegen versuchter Giftmischerei und Zauberei gegen das Leben des Kaisers angeklagt und verurtheilt wird, Tacitus aber nicht berichtet, welche Strafe sie getroffen, so „möchte man daraus schließen, daß die vom Bericht über sie verhängte Strafe durch Tiber gemildert worden sei“! Um seinen Liebling und dessen Mutter Livia von dem Vorwurf der Grausamkeit freisprechen zu können, construiert Stahr einen eigenen Maßstab für den ethischen Werth seiner Thaten, indem er dieselben gemessen sehen will nicht an der Privatmoral, sondern an der durch die Verhältnisse und Zustände der damaligen Weltmonarchie bedingten „Staatsraison“. Will auch das nicht mehr helfen, so bleibt noch Sejan als Prügelknabe, und Tiber ist dann das bedauernswerthe Opfer der verbrecherischen Intriguen dieses Scheufals. Denn wenn Tiberius in seinen Memoiren von sich schreibt, den Sejan habe er gestraft, weil er dahintergekommen sei, daß derselbe die Kinder seines Sohnes Germanicus seinem ehrgeizigen Haffe

geopfert habe, so ist das nach Stahr volle Wahrheit, gegen welche der Einwand Sueton's in nichts verschwindet; wenn aber Tacitus aus den Memoiren der jüngern Agrippina eine Thatsache entnimmt — „ja, Bauer, das ist ganz was anders!“

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es ferner, daß Stahr häufig unmittelbar nach den heftigsten Anschuldigungen gegen Tacitus gerade desselben Vergehens, welches er diesem vorwirft, sich selbst schuldig macht. So ist es eine häufig wiederkehrende Anklage, daß der große Nebekünstler berichte, was Tiber, was Piso, was das Volk „gedacht“ habe, während Stahr von diesem Rechte, dieser Pflicht des Geschichtschreibers, die Thatsachen durch psychologische Motivirung zu verknüpfen und den Causalnexus klar zu stellen, in der umfassendsten Weise Gebrauch macht, nur daß er statt Thatsachen vielfach unbewiesene und unbeweisbare Conjecturen zu einer panegyrischen Apologie Tiber's verbindet. So nennt z. B. S. 217 Stahr die Urtheile des Tacitus „Phrasen, mit denen er um so freigebiger sei, je weniger er sie auf Thatsachen zu stützen vermöge, und mit denen er seine Abhängigkeit von den Urtheilen der parteiischen Anhänger Agrippina's bezeuge“, und auf derselben Seite sagt er selbst: „Es ist nicht überliefert, daß Agrippina ihrem Gemahl gerathen habe, das Anerbieten der germanischen Legionen — den Germanicus als Kaiser auszurufen und unter seiner Führung nach Rom gegen Tiberius zu ziehen — anzunehmen, aber ihr Charakter und ihre ganze spätere Geschichte sprechen dafür, daß sie es gethan haben wird, wenn auch nur im allerengsten Vertrauen.“ Wenn Tacitus von der Livia rühmt, daß, solange sie gelebt, man noch eine Zuflucht vor des Kaisers grausamer Herrschaft gehabt, so verdient es nach Stahr die härteste Rüge, daß er nicht einen Fall einer derartigen Thätigkeit Livia's angeführt; allein sobald nun Tacitus bestimmte Thatsachen berichtet, werden dieselben, wenn sie zu der Anschauung Stahr's nicht passen, entweder einfach als unglaubwürdig ignoriert oder als Uebertreibungen und Verleumdungen behandelt.

Wenn z. B. Tacitus berichtet, daß Germanicus nach dem Feldzug in Deutschland das Geld zur Unterstützung der Soldaten und zum Ersatz ihrer Verluste aus eigenen Mitteln hergegeben habe, so sagt Stahr: „Wir können dies dem Lobredner des Germanicus nur schwer glauben, weil eine solche Freigebigkeit dessen Privatmittel weit überstiegen haben dürfte“, wodurch dann zugleich angebeutet wird, daß diese Verluste weit größer gewesen seien, als Tacitus sie dargestellt habe. Erzählt letzterer eine Menge bestimmter Thatsachen über das geschäftige und feinfelige Verhalten Piso's bei der Nachricht von der Genesung sowie später von dem Tode des Germanicus, so erscheint dies für Stahr als „offenbare Uebertreibung“, weil solches unter Tiberius sich nur ein Wahnsinniger erdreistet haben würde. Die für jeden Unbefangenen naheliegende Erklärung, daß Piso dies gewagt weil er, wenn er auch nicht auf directen Befehl Tiber's gehandelt haben mag, doch des geheimen Einverständnisses desselben sicher war, existirt für Stahr natürlich nicht, denn dieser weiß nur

von der innigen Liebe des alten Kaisers zu seinem Adoptivsohn, der aber dessen eigenem Sohne den Weg zum Thron versperrte, zu berichten. Wenn Tacitus sagt: „Der Kampf der Reiterei war unentschieden“, so kann nach Stahr dies sehr wohl als Andeutung einer Niederlage der römischen Cavalerie genommen werden. Berichtet Tacitus bestimmte Klagen und Anklagen gegen Tiber und Livia, so heißt es: „Wir kennen den Parteistandpunkt des Schriftstellers genügend, um zu wissen, was wir von solchen Versicherungen zu halten haben.“

Die fast persönliche Feindschaft gegen Tacitus läßt den Autor häufig übersehen, daß er seine übertriebenen Anschuldigungen selbst widerlegt. So wirkt er z. B. dem Tacitus vor, es habe sich derselbe mit kritischer Leichtfertigkeit herbeigelassen, den thörichtesten Anschuldigungen, den jedes Grundes entbehrenden Gerüchten Aufmerksamkeit zu schenken, nur um den Charakter des Tiberius und der Livia verdächtigen zu helfen; und auf derselben Seite wird erzählt, daß Tacitus das schon zu Tiber's Lebzeiten in Umlauf gesetzte und auch in späterer Zeit nicht verschwundene Gerücht von der Vergiftung des Drusus durch seinen eigenen Vater Tiber ausführlich widerlege, „um den falschen Ueberlieferungen des Hörensagens entgegenzutreten“, und daß der alte Historiker seine Leser ausdrücklich bitte, „nicht Klatschereien des Publicums und Unglaublickeiten, welche stets begierig aufgenommen werden, der unentstellten Wahrheit vorzuziehen“!

Wie ungerecht Stahr in dem Bestreben, seinen Liebling Tiberius von jedem Vorwurf möglichst rein zu waschen, gegen Tacitus verfährt, läßt sich an einigen Beispielen recht klar nachweisen. Wenn über das Benehmen Tiber's gegen seine geschiedene und verbannte Gattin Julia und seine Mitwirkung bei ihrem Tode Tacitus berichtet: „Imperium adeptus extorrem, infamem, et post interfectum P. Agrippam omnis spei egenam inopia ac tabe longa peremit, obscuram fore necem longinquitate exilii ratus“, so benutzt dies Stahr zu zwei sich direct widersprechenden Vorwürfen gegen den „großen Stillkünstler“. Zunächst bezeichnet er diese Worte als eine „offenbare historische Unwahrheit“, da er in denselben, indem er „perimere“ mit „umbringen“, „nex“ mit „Mord“ übersetzt, den ganz unzweideutigen Vorwurf der Ermordung der Julia durch Tiber sieht, wie er auch an einer andern Stelle von dem nach Tacitus' Andeutung von Tiberius über Julia absichtlich verhängten „Hungertode“ spricht. Auf der folgenden Seite heißt es dagegen, man ersehe aus „den durch ihre Zweideutigkeit ausgezeichneten Ausdrücken“ des Tacitus, daß selbst Julia's Enkelin Agrippina, aus deren böswilligen Memoiren der große Colorist geschöpft, den gekaiserten Tiberius nur durch giftige Hintertreibungen, nicht aber mit klaren Worten als Mörder ihrer Großmutter zu bezeichnen die Stirn gehabt habe.

Sieht man die Worte des Tacitus aber wirklich, wie Stahr es will, mit dem vorurtheilsfreien Auge des prüfenden Forschers an, so sagen dieselben ganz unzweideutig, daß Julia nicht auf gewaltsame Weise, sondern inopia ac tabe longa ihr Leben verloren, daß aber diese Todes-

ursachen ein Mittel in der Hand des Tiber gewesen, sich der Verhafteten zu entledigen, indem er dafür gesorgt, ihr Leben durch Krankheit und Siechthum völlig aufzureiben (wie denn *nex* ursprünglich allerdings einen gewaltsamen Tod, später aber auch mehrfach, z. B. bei Seneca, das durch Krankheit und Siechthum herbeigeführte natürliche Lebensende bezeichnet). Diese Angaben aber muß Stahr selbst bestätigen, indem er nicht in Abrede zu stellen vermag, daß Tiberius gleich nach seinem Regierungsantritt der Julia die ihr von Augustus bewilligten Geldmittel, ein Jahrgehalt und den Nießbrauch ihres Privatvermögens entzogen, und unter Verschärfung ihrer Haft ihr das Haus zu verlassen verboten, ihr die bis dahin gestattete Erholung und Bewegung in freier Luft, den Umgang mit Menschen untersagt, also Mangel und Siechthum seiner geschiedenen Gattin herbeigeführt habe. Vergebens sucht Stahr, der die Handlungsweise des Tiber gegen Julia gern als eine durchaus „anständige“ darstellen möchte, dies mit den Gefahren zu entschuldigen, durch welche die Regierung des Kaisers gerade damals bedroht gewesen, mit den Unternehmungen verwegener Abenteurer zur Befreiung der Gefangenen. Allein von den letztern enthalten die Quellen für diese letzte Lebenszeit Julia's nichts, und daß in ganz Italien bei Tiber's Thronbesteigung sich nirgends ein Widerstand gegen den neuen Herrscher gezeigt, wird S. 208 ausdrücklich anerkannt.

In ähnlicher Weise verfährt Stahr bei seinen Bemühungen, den Tiberius und womöglich auch Livia von dem Vorwurf einer Betheiligung bei der Ermordung des Agrippa Posthumus rein zu waschen. Zunächst werden, um dem Ermordeten jede Sympathie zu entziehen, die Worte des Tacitus: „Multa sine dubio saevaque de moribus adolescentis questus“ mit „viele und wahrhaft entsetzliche Beweise eines gänzlich verwilderten Geistes und Gemüths“ übersetzt, und dann wird dem sterbenden Augustus der Mordbefehl zugeschoben, nur um den Tiberius untheilhaft erscheinen zu lassen. Die Art, wie die gegen diese Annahme angeführten Gründe des Tacitus, welcher von dem Autor in diesem Essay wie der „honourable man“ von Antonius in Cäsar's Leichenrede behandelt wird, als „äußerst schwach“, ja „geradezu nichtig“ dargestellt werden sollen, ist sehr charakteristisch. Tacitus zweifelt nämlich an der Existenz dieses Befehls des Augustus zunächst, weil der letztere in seiner Strenge gegen ein Glied seiner Familie niemals bis zur Todesstrafe fortgegangen sei; Stahr entgegnet, es habe bisher auch kein Glied der Familie dem Kaiser Anlaß zu solcher Strenge gegeben. Allein ganz abgesehen davon, daß diese Behauptung mit der frühern Darstellung der sittlichen und politischen Vergehen der Julia nicht im Einklang steht, so hatte ja Augustus den Agrippa wirklich nur mit Verbannung nach der Insel Planasia bestraft; sieben Jahre lang hatte diese Verbannung bereits gedauert, und zu einer nachträglichen Verhängung der Todesstrafe fehlte jeder unmittelbare Anlaß. Nicht ein Vergehen des Agrippa, sondern „die Sicherheit des Tiberius“ war — das muß Stahr selbst zugeben — die Ursache des Todes des letzten Sprosses von



Augustus' directer Nachkommenschaft. Dennoch bezeichnet Stahr die Annahme des Tacitus, daß Augustus, von dessen Sehnsucht nach dem Verwiesenen Plinius ausdrücklich berichtet, schwerlich den Befehl zur Hinrichtung seines Enkels gegeben haben werde, um seinem Stiefsohn eine Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, als eine „Unglaublichkeit des Raisonnements“, während er selbst sagt, daß mit den Jahren die Energie des Augustus ebenso abgenommen habe, als seine persönliche Familienempfindung für den letzten noch lebenden leiblichen Enkel stärker geworden sei! Daß Tiberius dem Centurio gegenüber bei der Meldung von der auf seinen Befehl erfolgten Ermordung des Agrippa diesen Befehl verleugnete und von einer Untersuchung des Vorfalles, die er aber wohlweislich nicht anstellen ließ, sprach, das genügt, um ihn in Stahr's Augen von jeder Betheiligung bei der Unterschlebung des Mordbefehls gänzlich freizusprechen.

In dieselbe Kategorie gehören die Anklagen gegen Tacitus wegen dessen Darstellung vom Tode des Germanicus. Allerdings ist es nicht erwiesen, daß Germanicus an Gift gestorben, daß Piso und Plaucina ihm dies Gift im Auftrage Tiber's und Livia's oder im geheimen Einverständnisse mit denselben beigebracht; und daß es nicht vollständig erwiesen werden kann, ist nur zu natürlich, wenn man die Schwierigkeiten, welche noch jetzt trotz aller Fortschritte der Chemie und Toxikologie dem Nachweis einer Vergiftung entgegenstehen, erwägt und vor allem bedenkt, daß diejenigen, deren Wille für die Leitung und den Gang der Untersuchung maßgebend war, wahrscheinlich ein sehr wesentliches Interesse daran hatten, nicht die volle Wahrheit zu Tage treten zu lassen. Allein, daß die Umstände, welche die Sendung des Germanicus in den Orient und seinen Tod begleiten: die Abberufung des ihm befreundeten und verwandten Silanus, die Erhebung desselben durch Piso, das Auftreten dieses „tätigsten und treuesten Freundes des Kaiserhauses“ und seiner Gemahlin Plaucina, die Begnadigung der letztern auf die Intercession Livia's, der Tod Piso's vor Beendigung des Processes u. s. w. — den gleich damals allgemein sich erhebenden Verdacht einer Vergiftung nur zuehr rechtfertigen, vermag Stahr nicht in Abrede zu stellen, und sein Aerger darüber, daß Tacitus diese Verachtungsgründe anführt, hätte ihn nicht zu der gehässigen Äußerung verleiten dürfen: „Man muß die Römer und ihre Parteilichkeit kennen, um zu begreifen, zu welchen Aufhebungen an aller Wahrheit die Blindheit des Reichthums selbst die Bessern unter ihnen zu treiben fähig war!“

Bei derartigen Angriffen gewinnt Tacitus allerdings den Post: *socios habuisse malorum*. Denn auch den übrigen Geschichtschreibern, von denen z. B. Plutarch scheltend als griechische Anekdotensammler bezeichnet wird, geht es nicht viel besser, natürlich mit Ausnahme des Bellejus Perennius, des Beamten und Hofhistoriographen Tiber's, zu lobhudelei Urtheile einfach als tatsächliche Wahrheiten angeführt werden. Der Grad des Lobes oder Tadel richtet sich hierbei lediglich danach, ob und inwieweit

diese Historiker etwas Günstiges oder Ungünstiges über Tiber berichten. So heißt es von Sueton, wenn dessen Darstellung zu Gunsten Tiber's von der des Tacitus einmal abweicht (wie z. B. bei der Erzählung von dem Sturz des Scribonius Libo), erberichte die Thatfachen mit der ihm eigenen knappen Kürze und Bestimmtheit, und es sprächen Beweise dafür, daß er die „Annalen“ des Tacitus bei seiner Arbeit vor Augen gehabt und die Angaben derselben an mehr als einer Stelle berichtigt habe; allerdings sei dies stillschweigend, ohne den Namen des Tacitus zu nennen, geschehen, aus rücksichtsvoller Bescheidenheit des niedrig geborenen, in anspruchloser Dunkelheit lebenden Literaten gegen den hochgeborenen Cornelier, den vornehmen Staatsmann, den gefeiertsten Schriftsteller seiner Zeit; dafür sei sein Bemuß um so wichtiger und glaubwürdiger, wenn er die Erzählungen seines Vorgängers thatsächlich berichtigt. In derartigen Fällen, wo Sueton's Darstellung zur Entschuldigung Tiber's und Livia's sich besser eignet, ist er der ehrliche Sueton, der die ihm als Vorsteher der kaiserlichen Archive reichlich zu Gebote stehenden Quellen gewissenhaft benützt und in seiner Weise durch genaue Erzählung des wirklichen Hergangs abgeschwachten Gerüchten entgegentritt, welche zu erwähnen Tacitus sich nicht schämt. Wo dagegen Sueton die von Tacitus erzählten Thatfachen ebenfalls berichtet, da folgt er blind dessen Spuren; und wenn er einmal etwas dem Tiber Ungünstiges allein referirt, z. B. das Verhalten desselben bei der Zusammenkunft mit Agrippina auf der Villa bei Perculanium und bei ihrem Tode, dann ist der „ehrliche“ Sueton nur noch „der kritische Standaßler, der uns seine Grenzfabeln aufzutischen liebt“.

Bei einem solchen Verfahren ist eine ins einzelne gehende, ausführliche Widerlegung der Stahr'schen Raisonnements zwar keine schwierige, aber auch keine angenehme Aufgabe; wenn sich aber auch niemand derselben unterzieht, so dürfte dies Buch seinen Zweck doch ebenso verfehlen, wie dies Anno Klopp's Panegyricus auf Tilly gethan. Trotz der Angriffe auf die Taciteische Darstellung wird kein unbefangener Leser in seinem Urtheil schwanken, und das Weltgericht der Weltgeschichte braucht keine *integrum restitutio* eintreten zu lassen. „Magna est veritas et praevaleret!“

E. Hertsfurth.

### Kirchengeschichtliches.

1. Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's von Merle d'Aubigné. Einzige vollständige deutsche Ausgabe. Dritter Band: Frankreich, Schweiz, Genf. Elberfeld, Friederichs. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.
2. Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland. Seit ihrem Bestehen bis auf unsere Tage. Vom Verfasser der „Denkwürdigkeiten des Domherrn Grafen von W.“ Leipzig, Bergson-Sonnenberg. 1865. 8. 1 Thlr.

Wie scheinen die Zeiten sich geändert zu haben! In Genf, diesem ehemaligen Bollwerke des Protestantismus, lebt jetzt eine starke Gegenpartei Calvin's, der die Schriften des gelehrten Galiste willkommene Lektüre sind! Unlängst hat man dort die Heldengestalt des Reformators

sogar auf eine Volkssbühne gebracht und lächerlich zu machen gewußt. Und doch sind die Streitpunkte, um die es sich heutzutage in Genf handelt, wenn auch in der Form verschieden, doch in der Hauptsache ganz dieselben. Abermals stehen sich dort zwei Factionen gegenüber, von denen die eine sich auf den Romanismus und das französische Ausland stützt, die andere aber auf den Protestantismus und die deutschen Volksgenossen. Gerade so war es schon im 16. Jahrhundert, und Calvin hat das unwidersprechliche Verdienst, in jenem Kampfe damals den Sieg für die reformatorischen Principien und zugleich für die Selbständigkeit der Republik entschieden zu haben.

Der vorliegende dritte Band von Merle d'Aubigné's „Geschichte der Reformation in Europa zu den Zeiten Calvin's" (Nr. 1) zeigt uns erst den Beginn dieser Kämpfe und beschäftigt sich noch größtentheils mit dem vorbereitenden Aufenthalte des Reformators in Frankreich. Calvin, aus Paris entflohen, hat zu Angoulême in der Bibliothek seines Freundes Du Tillet ein stilles Patmos gefunden, wo er, in theologische Studien vertieft, doch die Verbreitung der neuen Lehre scharf im Auge behält. Ein Weinberg vor der Stadt, wo er sich zu ergehen pflegte, heißt noch heutzutage „Calvine". Auf's neue trifft „der christliche Plato" hier im Süden Frankreichs mit Margarethe von Navarra, der Schwester Franz' I. zusammen, die schon in Paris mit ihm sympathisirte; aber ein Drama: „Die Geburt Christi", von ihrer Hand verfaßt, um ihren Gemahl Heinrich d'Albret mit biblischen Komödien für die biblischen Predigten zu gewinnen, und am Hofe zu Pau aufgeführt, erregte auch das ganze Mißfallen der gegen theatralische Darstellung des Heiligen tief verstimmtten Hugenotten. Calvin wanderte dann als Reiseprediger durch Poitou, auf den Kanzeln und in den Klöstern, unter dem Adel und in Bauernhütten die Nothwendigkeit einer Kirchenverbesserung verkündigend, und allenthalben findet er Anhänger. Frankreich erwacht aus dem Schlafe. Die Hoffnung, sein Vaterland von Rom loszulösen, veranlaßt den Picarden, auch die eintürklichsten Pfaffen zurückzuweisen, die ihm in seiner Vaterstadt Reyon ein Bischof zusichert. Ingeheim nach Paris zurückgekehrt, droht ihm gefängliche Einziehung. Er muß über Frankreichs Grenzen nach Strassburg entweichen. Die zurückgelassene Hugenottengemeinde aber ist so verwegen, ein antipapistisches Plakat an alle Straßenecken der Hauptstadt, ja an das Schloß des Königs anzuschlagen. Hier eine Probe von Merle's anschaulicher Darstellungsweise:

Als die bestimmte Nacht herangekommen war, verließen die dazu bestimmten Männer ihre Häuser und machten sich mit dem gedruckten Plakat in der Hand auf den Weg, dann that jeder still und heimlich seine Pflicht in seinem Quartier. Doch trotz der eifrigen Christen, der so sein Leben aufs Spiel setzte, gewisse Vorsichtsmaßregeln; er horchte nach rechts und links, ob auch jemand käme, liehte dann schnell das Blatt an die Mauer und schlich geräuschlos weiter an einen andern Ort, wo er abermals ein Blatt anschlug. Bald waren Straßen, Plätze und Straßenecken mit der evangelischen Proclamation angefüllt, und selbst der Louvre trug dieselbe an seinen Mauern. Als der Tag erschien, lehrten die meisten von denen, welche die Plakate ange-

klebt hatten, noch Hause zurück, aber einige verließen sie von fern zu beobachten, was geschehen würde. Da die Leute aus ihren Häusern; sie traten näher und blickten auf auffallend großen Aufschlagzetteln stehen. Allmählich um sich das Volk, die Mönche kamen darüber zu; hundert Leuten aller Art drängten sich um diese seltsamen Plakate. Da sie, man machte Bemerkungen, und die verschiedenen Empfindungen machten sich Luft: viele äußerten Mitleidsdrohungen, einige Verfall, die meisten Erstaunen. Die zahlreich war die Menschenmenge in den Straßen St.-Honoré, auf der Place-Royale, in der Altstadt, an der der Kirchen, der Sorbonne und des Louvre. Doch lehrte das furchtbare Plakat, wie man es damals in der Hauptstadt las. Die Leute unseres Jahrhunderts werden hart, vielleicht zu lang finden, und wir müssen es abkürzen, aber im 16. Jahrhundert las man es mit und ungeachtet seiner Fehler war die Wirkung eine Die der heftige Stoß bei einem Erdbeben, erschütterte Schrift gewaltig ganz Frankreich. Es begann mit einem Anrufung u. s. w.

Franz I., über solche Kühnheit empört, antwortete Einrichtungen. Doch schien für diesen Fall der Scheiterhaufen nicht bereit genug. Man fügte den Galgen hinzu. Es war dies eine Art Galgen, aus zwei Holzpfählen, von denen der eine fest in der Erde gerammt war, der andere aber wie eine Schere darüber lag und sich nach Belieben durch ein die Höhe ziehen ließ. Der Henker band die Delinquenten und befestigte sie an das Ende der dann wurde er in die Luft geschleudert, so daß das ganze Gewicht des Körpers trugen. Man nannte den Scheiterhaufen an, über welchem er schritt zu dem grausamen Spiel. Mit grüßlicher Lieben ließ der Henker das Opfer in die Flammen fallen zogen sie die Wippe wieder in die Höhe und den Märtyrer so in die Luft, um ihn von neuen Flammen zu stützen. Nachdem dieses schandensüßige einigemal den König, die Priester, die und das Volk ergötzt und das Feuer den Kopf von der Fußsohle bis zu dem Stride, der festsesselte, ergriffen hatte, gerieth auch der Knute in den würdige Bekenner Christi fiel in die Stadt, der Körper alsbald in Asche verwandelte. Merke bemerkt

Der unheilvolle Tag, welcher in Frankreich die Verfolgungen feierlich einweihen sollte, war der 21. 1535. Es gibt in der Geschichte Unglückstage, das schreckliche Weiße zusammenfallen. 258 Jahre später trat der 21. Januar herein. Der einsältigste, sanfteste und Bourbonen bestieg, von irregulierten Menschen zu verurtheilt, das Schaffot, welches ebenfalls auf dem in Paris errichtet war; dort empfing er den Tod am 21. Januar 1793. Wir wagen uns nicht an, zu erklären; wir sagen nicht, daß der unglückliche die Strafe für das Verbrechen eines Balais empfing, Gott der von Franz I. angeordneten Sühne ein ließ, aber das Zusammenfallen dieser beiden Tage tief bewegt, und so konnten wir nicht umhin, um sie mit heiligem Schauer zu betrachten.

Das ist nun zwar eine sehr drastische Darstellung von Thatfachen, wie man sie in Merle's öfter findet; aber in jenem Jahre 1535 lebte auch der Spanier Michael Servet, dem gleich

iterhaufen und zwar ein calvinischer „prädestinirt“

In dieser Beziehung heißt es (S. 82):

Die Zeitanfchauung führte auch zu Genuß eine jener traurigen Katastrophen herbei, welche in den Annales Roms eine Reihe von Jahrhunderten hindurch so häufig sind, von wir aber in der Geschichte der Reformation, Gott sei nur dies eine Beispiel finden.

Man sieht, der Verfasser vergißt auch hier auf seiner Lutheraner das Beispiel des Kanzlers Krell!

Damals veranlaßten die pariser Scheiterhaufen den Reformator zur Abfassung seines theologischen Werks: „Die christlichen Institutionen“, das er von uns an Franz I. übersandte. Nie hatte ein solches Buch einen schöneren Ursprung. Es war der Schmerzensschrei einer mitfühlenden Seele beim Anblick derer, verlassen sind“. Man nannte diese Schrift den Talmud der Reformation. In unzähligen

igen wurde sie bis auf den heutigen Tag gedruckt wieder gedruckt; ob aber der ausschweifende König in seinen Lustbarkeiten und politischen Bestrebungen das ande Exemplar auch nur eines Blicks gewürdigt, ist sehr zweifelhaft. Unmittelbar nach Veröffentlichung

Appellation an Franz I. eilt Calvin nach Italien an Hof der Herzogin Renata von Ferrara, und der Verbenußt diese Gelegenheit, uns Harel, den Reformator Waadtlandes, und die politischen Kämpfe der genfer

blut vorzuführen, womit der vorliegende Band schließt. Merle d'Aubigné's Buch zeichnet sich jedenfalls durch reichliches Studium der Quellen aus; auch das in den von der verschiedensten Gegenden zerstreute Material e von ihm fleißig benutzt, und läßt die Auffassung

nehmen nicht selten die rechte historische Mäßigkeit Urtheils vermissen, so ist doch die wirklich classische Behandlung des Stoffes: die bis ins Detail gehende klar Darstellung, die warme, begeisterte Sprache, der Reiz der eingestreuten Gedanken, ein Vorzug, den bei deutschen Geschichtsschreibern häufig vermisst und trotz seines größern Umfangs diesem Buche einen hohen Leserkreis sichert, als ihn das sonst ebenfalls sehr ge Wert Stähelin's über Calvin gefunden hat. Wir auf den folgenden Band, der uns an den Hof der zu Ferrara führen und gewiß mancherlei neue De auch über dort lebende Künstler und Gelehrte bringt, äußerst gespannt.

Denn der ungenannte Verfasser der „Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland“ (Nr. 2) sein Buch „Kirchliche chronique scandaleuse oder der kleine the Böhse“ betitelt hätte, würde er damit den Inhalt als genauer markirt haben. Ja wir waren beim Lesen dieser Schrift vielfach versucht, darin die Geses berühmten Historikers selbst zu erkennen; wens hat nicht leicht ein anderer ein solches umfassen-Bissen pilanter Nachsichten geschichtlicher Entwickelung wie es auf Grund allgemeiner historischer Kenntniss esem Buche uns entgegentritt. Doch wir können n dem Verfasser irren, der dazu, oft aus dem Pund n ins Taufendste abschweifend, den Eindruck der tus loquacior macht. War es wirklich in Deutsch-

land von Anfang an mit der kirchlichen Entwicklung so grundschlecht bestellt und ist es damit bis auf den heutigen Tag so bodenlos verderbt geblieben, wie der Verfasser behauptet, dann müßte man sich billig wundern, daß alle Religion in unserm Vaterlande nicht längst bankrott gemacht. Der Verfasser sieht in jedem Betrachte zu schwarz und gehässig. Am deutlichsten zeigt sich dies in dem Kapitel: „Die Frau im Leben der Kirche.“ Niemand wird diesen Abschnitt für etwas anderes als ein recht dunkles, einseitiges Nachtgemälde halten, das durch eingestreute Fribolitäten seine grelle Beleuchtung erhält. Wer aber der Kirche den sittlichen Wahrheitspiegel vorhalten will, darf am wenigsten selber fribol sein. Ein Kapitel „Das Leben der Frau in der Kirche“ zu überschreiben und hernach als Typus desselben lediglich das Leben katholischer Pfarrschwestern zu schildern, das ist doch in der That mehr als absurd! Trotzdem erkennen wir an, daß vieles Detail, das in diesem Buche geboten wird, Beachtung verdient, wenn auch das Gesamturtheil als arge Uebertreibung erscheint. Es läuft darauf hinaus: an allem Jammer im deutschen Vaterlande ist in erster Linie nur die Kirche schuld, welche stets über hierarchischen und confessionellen Tendenzen und über der Pflege lieblosen Kastengeistes die Religion selber vergessen habe. Den Verfasser tröstet, indem er diese einseitige Behauptung aufstellt, die Lessing'sche Resignation: „Mit Wahrsagen hat sich schon mancher sein Brod verdient, aber nicht mit Wahrheitsagen.“ Als einem Pessimisten lassen wir ihm diesen Trost. Lessing aber verstand, wenn es sich um Wahrheit handelte, doch immer auch dem Schatten das Licht gewissenhaft zuzugesellen!

Georg Brunsinger.

### Culturskizzen aus der Alten und Neuen Welt.

1. Skizzen und Erzählungen aus dem modernen Leben. Soziale Federzeichnungen von W. Anton Riendorff. Berlin, Vogel und Comp. 1865. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
2. Unter Palmen und Buchen. Zweiter Band: Unter Palmen. Gemischte Erzählungen von Friedrich Gerstäder. Leipzig, Arnold. 1866. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Alexander von Humboldt sagt in seinen „Ansichten der Natur“, nachdem er den fortwährenden Kampf von Thieren gegen Thiere, von Menschen gegen Menschen auf den Planos Südamerikas geschildert hat: „So bereitet der Mensch auf der untersten Stufe thierischer Roheit, so im Scheinglanze seiner höhern Bildung sich stets ein mühevolleres Leben. So verfolgt den Wanderer über den weiten Erdbreis, über Meer und Land, wie den Geschichtsforscher durch alle Jahrhunderte das einsörmige trostlose Bild des entzweiten Geschlechts.“ In dieser Betrachtung bestärkt uns die Lektüre der zwei obengenannten Bücher, von denen uns das erste nach Deutschland und zwar nach Preußen und Preußens Hauptstadt, das zweite nach Amerika (einmal auch nach Asien) führt. Dort werden wir in die Kämpfe und Verwickelungen, die Wahnamtriebe und Verfassungstreitigkeiten, die politischen Prozesse und die Wechselfälle des Kriegslebens, ja sogar in die berliner Stadtwogtei mit ihren düstern Geheimnissen versetzt; hier

wandeln wir unter Palmen, aber nicht in paradiesischem Frieden, sondern in einer Welt, die, kaum erst von der Cultur ergriffen, doch schon auf verschiedenen Punkten das Eindringen zerfetzender Elemente kundgibt.

Verfälscher's zwei größte Erzählungen („El Comisario“ — warum nicht: Der Commissar? — und „Am Cachapi“) spielen in den Republiken des nördlichen Südamerika, schildern aber das dortige Leben, namentlich den fortwährenden Regierungswechsel, der jedesmal eine allgemeine Erschütterung des Landes herbeiführt, auf eine Weise, die mich lebhaft an Goethe's Wort erinnerte:

Bestünde nur die Weisheit mit der Jugend  
Und Republiken ohne Tugend,  
So wär' die Welt dem höchsten Ziele nah.

Der Aufsatz über die Neger, der, wie mehrere andere dieses Buchs, früher in der „Gartenlaube“ erschien, schließt mit der düstern Prophezeiung:

Freiern Spielraum bekommen sie jetzt allerdings in den nordamerikanischen Staaten, aber sie werden immer und ewig ein verachteter Stamm bleiben, unbequem durch ihre Masse, aber deshalb nur noch mehr gehaßt, und wenn man nicht ein Mittel findet, sie zu Hunderttausenden aus dem Lande zu schaffen, so kann gerade das Anwachsen des Negerstammes, imitten der weißen Bevölkerung, später noch einmal zu schweren und blutigen Conflicten führen.

„Sociale Federzeichnungen aus dem modernen Leben“ hat Riendorf sein Werk genannt. Dieses moderne Leben ist leider sehr oft höchst prosaisch, und was namentlich die zwei Erzählungen aus der Stadtvogtei betrifft, so ist es dem Verfasser trotz aller Anstrengung nicht gelungen, dieselben mit Hilfe von Fabeln aus der Welt der Sperlinge, Schwalben und Holzhäher dichterisch aufzupuzen. Das Gefängnisleben, das Diebstahl, das Walten des Zufalls, die dumpfe Verzweiflung des Proletariats dichterisch zu gestalten und ästhetisch genießbar zu machen, dazu gehört ein eigenes Talent.

Es bleibt die Muse ferne solchem Dufte  
Auf lichten Höhen, in heit'rer Himmelsluft.

Schon in den „Bildwicklern“ erlahmt das Interesse und die poetische Kraft nimmt ab da, wo der Aufenthalt in Newgate geschildert wird.

Der Verfasser hat sein Buch seinem Freunde Berthold Auerbach gewidmet; unter Auerbach's Novellen aber sind gerade die tendenziösesten, wie „Die Sträflinge“, den andern nicht ebenbürtig.

Wird einst der Beruf des Schönen,  
Zu zerreißen statt zu versöhnen,  
Zu verwidern statt zu mildern:  
Dann wird Goethe nicht mehr sein,  
Und wir andern gehn mit drein —

sagt Rückert und zwar mit Recht. Aber, könnte der Verfasser erwidern, ich habe meine Erzählungen nicht „Novellen“ betitelt, sondern „Sociale Federzeichnungen“, und hier handelt es sich vor allem um die geschichtliche Treue und objective Zeichnung. Gut; aber warum lesen wir dann in der ersten Erzählung „Wahl und Qual“ S. 16, 36, 60 in der Anmerkung: „Thatsächlich“? Warum wiederholt sich diese Bemerkung in der zweiten Erzählung S. 123? Warum lesen wir S. 302 unten wieder „Eine wahre Thatsache“? Also doch Poesie? Wahrheit und Dichtung? Dichtung mit eingeschalteten Thatumständen? So werden wir hin- und hergeworfen und wissen nicht, wo wir halten sollen. Man kann den Geist der Gegenwart, die Bewegung der neuen Zeit poetisch darstellen, ohne der prosaischen Tendenzdarstellung zu verfallen, wie sich dies an Goethe und Schiller leicht nachweisen ließe. Der Verfasser scheint zwischen Prosa und Poesie, zwischen dichterischem Humor (vgl. besonders das gelungene Bild S. 135: „Zwei alte Bekannte“) und prosaisch tendenziöser Satire zu schwanken. Eins verträgt das andere nicht, und niemand kann zwei Herren dienen.

Emil von Hartmann.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Die Leipziger Universität, welche durch die grassirende Choleraepidemie schwer heimgesucht wurde, hat einen neuen Verlust zu verzeichnen, den des Aesthetikers und Literaturhistorikers Fläthe. Dieser Gelehrte hat sich besonders durch seinen Commentar zu Shakespeare: „Shakespeare in seiner Wirklichkeit“ (2 Bde., 1866), bekannt gemacht, in welchem die Erläuterung des „Hamlet“ den Reiz der Originalität für sich hat. Fläthe erklärte sich gegen alle bisherigen Hamlet-Commentare: Hamlet denke gar nicht oder laum daran, sich zu rächen; Shakespeare's Tragödie habe von einem solchen Hamlet, wie die deutschen Aesthetiker ihn geträumt, nicht die leiseste Spur, nirgends sei eine Andeutung von einer sinnlichen Schwäche des Helden. Im Gegentheil, dieser erscheine als ein starkmuthiger junger Löwe, der weder Himmel noch Hölle schene, als ein Gigant, wo es gelte, seiner Umgebung mit Muth und Entschlossenheit sich entgegenzustellen. Fläthe suchte in dem Gegensatz zwischen Hamlet, dem Vertreter der mehr geistigen Richtung, und der Familie Polonius, als der Vertreterin eines sinnlichen Strebens, gleichsam die Grundspannung des dramatischen Bogens, der die Handlung trägt. Die Familie Polonius strebt nach königlicher Macht und Herrlichkeit; daher alle ihre Intriguen. Ophelia soll sich zurückziehen, damit Hamlet sich deshalb gekümmert und der König

und die Königin die Ehe beschließen, um den Kranken zu heilen. Ophelia leistet den Berechnungen von Vater und Bruder schweigende Hülfe und wird zur Strafe dafür wahrhaftig. Fläthe's Hamlet-Erklärung hat das Verdienst, von der gebahnten Festschraube abzuweichen. In mancher Hinsicht stimmt der neueste Hamlet-Erklärer, Sievers, mit Fläthe überein, wenn dieser meint, daß für Hamlet, nachdem ihm seine Ideale an der rauhen Wirklichkeit zerstreut, das Leben werthlos geworden sei. Ueber unsere eigene Stellung zu dem Hamlet-Problem haben wir uns oft genug ausgesprochen.

Nicht minder verschieden als die Ansichten über den eigentlichen geistigen Kern Shakespeare'scher Stücke sind die Anschauungen über das, was der Bühne der Gegenwart naththut. Oswald Marx hat sich in seinen „Dramaturgischen Wätern“ (Leipzig, Friebe, 1866) über die jetzigen Bühnenzustände mit einer warmen, nur bisweilen über das Ziel hinwegschreitenden Begeisterung ausgesprochen. Er gehört zu den entschiedensten Schmarzsehern, was unsere Theaterverhältnisse betrifft. Es wird viel gelündigt auf Hof- und Privatbühnen, namentlich aber sind die sogenannten Volkstheater der Residenzen, fast Träger einer selbständigen, aus dem Volke hervorgewachsenen Dramatik zu sein, die eigentlichen Träger des Fortschritts der Bühnen geworden, indem ihre Leistung ebenso principio ist,

wie die Richtung der vorgeführten Geistesproducte auf die gemeinsten Gelfäfte des großen Hauses speculirt. Doch deshalb ist unsere Bühne noch nicht dem Verderben preisgegeben. Eine so schwarzgallige Anschauung ist nur möglich, wenn man das Theater der früheren classischen Zeit im rosigsten Lichte des Optimismus sieht. Ein genaueres Studium der damaligen Theaterverhältnisse ergibt aber zur Genüge, daß es im großen und ganzen mit dem Geschmack der Menge nicht viel besser bestellt war als jetzt. Muster- und Studienbühnen in kleinen Städten, wie die weimariſche, waren damals so wenig maßgebend wie jetzt. In den großen Städten blieben die classischen Dramen, wie wir schon neulich erwähnten, seltene Ausnahmen. Auch vertheilten sich dieselben, wenn wir sie jetzt auch in Goethe's und Schiller's „Gesammelten Werken“ auf einmal in der Hand halten, auf mehrere Jahrzehnte. Ja, der Gang ihrer Aufführungen war durchaus kein rapider Wandel über die Bühnen, wie man es jetzt von einer erfolgreichen Novität verlangt, sondern selbst manche erste Theater folgten langsam der Initiative von Weimar.

Mit Recht sagt Warbach: „Die Dichter müssen herrschen auf der Bühne.“ Dann aber fügt er hinzu: „Aber wer ist in Dichter, und wo steht er? Leider ist in der Poesie das Kunstbewußtsein noch viel mehr verloren gegangen als auf der Bühne — wir besitzen noch viele anerkannte und der Anerkennung würdige Schauspieler, aber keinen dramatischen Dichter.“ Die unter den lebenden Dramatikern, welche anerkannt werden, verdienen diese Anerkennung nicht, denn sie verdanken sie nicht dem Streben nach Kunst, sondern dem Hasſen nach Günst und die erbärmlichsten Mittel, und die nicht anerkannten Poeten zählen nicht. Gott behüte das Theater davor, daß es in die Hände der armſeligen Schluder komme, die sich für Poeten halten, weil sie einen Vorrath von landläufigen Redensarten und von guten und schlechten Reimen zur Hand haben, und für Dramaturgen, weil sie die große Entdeckung gemacht haben, daß die Menschen im Theater nicht bloß die Ohren, sondern auch die Augen offen halten und daß die Augen viel leichter zu beschwigen und zu täuschen sind als die Ohren! Auf dem Gebiete der Poesie gibt es nicht einmal Virtuosen — welche doch auf dem Theater zu finden sind und wenigstens durch Vorführung einzelner Gestalten eine Ahnung von dem, was die Kunst leiste, lebendig erhalten.“

Diese Jeremiade zeigt nur, mit welcher Emsigkeit auch Männer, die das Beste wollen, über unsere neuere Literatur urtheilen. Es ist eine entschiedene Unwahrheit, daß wir keine dramatischen Dichter haben. Die Dramen von Guklow, Laube, Freytag, Hebbel, Ludwig u. a. widerlegen diese Anklage vollständig. Sie mögen in Bezug auf Tiefe des dichterischen Genius nicht an die Dramen Schiller's und Goethe's heranreichen, der sie übertreffen die zeitgenössischen Rivalen jener großen Dichter bei weitem und haben vor diesen die größere Geschlossenheit der dramatischen Kunstform voraus. An Virtuosen auf dem Gebiete der dramatischen Dichtkunst fehlt es noch weniger. Denn aber Warbach meint, die nicht anerkannten Poeten zählen nicht, wenn er zu verstehen gibt, wir haben wol große Dichter, aber niemand kennt sie: so hat es mit diesen oft wiederkehrenden Versicherungen einer im Incognito lebenden Schlusssintelpoesie, die nur ihren Rock aufzulüpfen braucht, um ihren Dorn zu zeigen, eine eigenthümliche Bewandniß. Wer wollte wagen, daß es Talente gibt, denen nicht die gebührende Anerkennung theilhaft wird? Doch werden sie wol meistens nicht ihre Schuld daran sein, indem sie durch die Wahl unpopulärer Stoffe oder durch die dramatisch und theatralisch ungewandte Behandlungsweise sich an den Aufgaben der modernen Kunst erkündigt haben. Daß indes echte Talente, die natürlich den augen Zusammenhang mit dem Geiste des Jahrhunderts beahren müssen, ganz unerkannt zu Grunde gegangen seien, dafür fehlen die Beispiele. Nur wo die Unart, mag sie einen lüſtling gelehrten oder irgendwelchen dilettantisch eigenſinnigen

Charakter tragen, das Talent überwuchert, da kann dies der Fall sein.

Den Marbach'schen Idealismus hat Karl Frenzel im „Deutschen Museum“ in gewohnter geistreicher Weise zurechtgewiesen. Doch können wir auch mit ihm nicht ganz übereinstimmen, was seine Anschauung vom Berfall des Theaters betrifft. Mit Recht sagt er, das Theater ist abhängig vom Publikum, und mahnt die Dichter, moderne Formen zu finden zur Verklärung und Vergeltung berechtigter Dichtgattungen, wie die Posse, denen sich die Sympathie des Publikums zuwendet, oder Stoffe aus dem socialen Leben zu ergreifen. Dagegen ist seine Behauptung, das „moderne Theaterpublikum, vom höchsten bis zum letzten, will keine Tragödien sehen“, doch durchaus unbegründet. Man lese nach, wie viele Tragödien von Schiller und Shakespeare die großen Hoftheater von Wien, Berlin, Dresden im Laufe eines Jahres zur Aufſührung bringen! Diese Zahl ist so bedeutend, daß sie allein Frenzel's Behauptung widerlegt. Trauerspiel bleibt aber Trauerspiel, ob classisch oder nicht; denn die Classicität ist nur der „verschönernde Kopf der Jahrhunderte“. Wollte das Publikum durchaus keine Tragödien sehen, so würden die Intendanten sie nicht aufführen; denn die Intendanten sind gute Finanzmänner, welche die Einnahmen ihres Budgets scharf im Auge faſſen. Daß aber Hebbel's „Nibelungen“, Freytag's „Fabel“, Uhland's „Ernst von Schwaben“ nicht große Kassenerfolge ergeben haben, ist wol zu begreifen. Bei allem Talent dieser Autoren sind die Stoffe der erwähnten Dramen durchaus unmodern, und Freytag und Uhland zeigen überdies nur geringe Begabung für das tragisch Wirkvolle und Erschütternde. Die Voraussetzungen der „Nibelungen“ aber haben für unsere Cultur etwas Ueberſchüssiges. Wir brauchen Dramen, die von modernem Geist durchdrungen sind. Warum erhält sich Guklow's „Uriel Acosta“, Laube's „Effer“, warum Orshogel's „Narcis“ auf den Bühnen? Die Stoffe sind sympathisch und unserer Gedanken- und Empfindungsweise homogen. Darum mögen die Dramatiker nur sympathische, der neuern Zeit und ihrer Cultur angehörige Tragödienstoffe wählen, im übrigen aber den trefflichen Rath Frenzel's befolgen; die Posse und das sociale Schauspiel in würdigeren Formen zu beleben! Es steht nicht so schlimm um den Berfall der Bühne, wie man von allen Seiten klagt; am wenigsten aber sollte man den Fensel fortwährend an die Wand malen, bis er eines Tags selber erscheint.

### Bibliographie.

- Rebl, J. L., Dr. J. Paul Vital Trojer. Ein Redolog. Eger, Gebr. Räder. Gr. 8. 9 Ngr.
- Alzog, J., Grundriß der Patrologie oder der ältern christlichen Literaturgeschichte. Freiberg im Br., Bieder. Gr. 8. 1 Thlr.
- Babelsch, L., Dacoromanen (Rumänen) und seine Beziehungen zum Deutschthum. Leipzig, Rattsch. Gr. 8. 3 Ngr.
- Baumgärtner, P., Dramatische Schriften und Studien über das Leben. 3tes Buch: Der Kaiserhof zu Palermo. Ein Charakterbild aus der Hofenſtaufzeit, 1776. Zweite und dritte in der Natur. Eine Studie. Leipzig, Brockhaus. 8. 24 Ngr.
- Bayer, Preußen und Deutschland. Vom eines Söldners. Erlangen, Eise. Gr. 8. 3 Ngr.
- Berger, W. C., Der deutsche Krieg im Jahre 1806. Nach den geschichtlichen Quellen zusammengestellt. Ein Gebetsblatt für das deutsche Volk. Wittenberg, Herold. Gr. 8. 9 Ngr.
- Sachsen und der norddeutsche Bund. Leipzig, V. Tausch. Gr. 8. 3 Ngr.
- Schäffer, J., Die große Entscheidungsschlacht bei Königgrätz in Böhmen am 3. Juli 1866 zwischen den k. preussischen und den k. österreichischen Armeen in Verbindung mit den k. sächsischen Truppen. Nach genauen Berichten zusammengestellt. Kassel, Meiner. 8. 4 Ngr.
- Schütz, J., Die Friedensbestimmungen in ihrem Verhältnisse zur Reorganisation Deutschlands, geschichtlich und politisch betrachtet. Breslau, Korn. Gr. 8. 6 Ngr.
- Schwarz, Marie Sophie, David Waldner. Roman. Aus dem Schwedischen. Autorisirte Ausgabe. 3 Bde. Berlin, Janke. 1867. 8. 3 Thlr.
- Segerer, A. P. v., Studien und Skizzen zur Tagesgeschichte. Die Monarchie und die Republik in Europa und Amerika 1866. Eger, Gebr. Räder. Gr. 8. 10 Ngr.
- Nirici, S., Gott und die Natur. Die, neu bearbeitete Aufl. Leipzig, A. D. Weigel. Gr. 8. 3 Thlr. 24 Ngr.



# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Diderot's Leben und Werke.

Von

Karl Rosenkranz.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Eine gerechte und gründliche Würdigung, wie sie Voltaire und Rousseau zutheil geworden, hat Diderot, ein Autor, dessen Name seit Lessing auch beim deutschen Publikum populär ist, bisher weder in Frankreich noch in Deutschland erfahren. Das vorliegende Werk füllt diese Lücke glänzend aus. Es enthält ein erschöpfendes, nach allen Seiten vertieftes, treues und objectives Bild Diderot's, gezeichnet von der Hand des berühmten Philosophen Karl Rosenkranz. Nicht nur Literaturhistorikern, Philosophen, Theologen, sondern überhaupt allen gebildeten Kreisen Deutschlands ist damit eine ergiebige und leicht zugängliche Quelle der Belehrung und des Genusses eröffnet.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Handbuch zur Geschichte der Pitteratur.

Von

Friedrich von Ranke.

Vier Theile. 8. Geh. 5 Thlr. 10 Ngr. Geb. 6 Thlr.

Die von dem berühmten Historiker vor einem zahlreichen Damenpublikum in den letzten Jahren gehaltenen Vorlesungen über die Geschichte der Pitteratur gaben ihm Veranlassung, das vorliegende Handbuch herauszugeben, worin das Anziehendste und Wichtigste aus dem weiten Gebiete der Pitteraturgeschichte alter und neuer Zeit hervorgehoben ist. Um die nähere Bekanntschaft mit den Schriftstellern selbst zu befördern, wird überall auf eine Auswahl nachzuweisender Stellen in ihren Schriften hingewiesen. Einen weitem Vorzug erhält das Werk dadurch, daß die Darstellung sich nicht auf die deutsche Pitteratur beschränkt, sondern auch die altclassische der Griechen und Römer, sowie die italienische, englische, französische, spanische und portugiesische Pitteratur umfaßt.

Mit dem soeben erschienenen dritten und vierten Theile (geh. 2 Thlr. 20 Ngr., geb. 3 Thlr.) ist das Werk, das den Pitteraturfreunden viele neue und interessante Gesichtspunkte darbietet und sich namentlich auch zum Gebrauch in höhern Lehranstalten eignet, abgeschlossen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Dramatische Werke

Von

Ludwig Albert von Winterfeld und Alfred Freiherrn von Holzogen.

Erstes bis drittes Bändchen. 8. Geh.

- I. Blanche. Trauerspiel in 5 Aufzügen. 24 Ngr.
- II. Sappha Dorothea. Trauerspiel in 3 Aufzügen. 16 Ngr.
- III. Fürstin Orsini. Schauspiel in 5 Aufzügen. 20 Ngr.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Durch alle Buch- und Antiquarhandlungen ist zu beziehen:

## BIBLIOTHECA HISTORICA.

Verzeichniß einer Sammlung von Werken aus dem Gebiete der Geschichte und deren Hilfswissenschaften, vorrätbig auf dem Lager von

F. A. BROCKHAUS' Sortiment und Antiquarium in Leipzig.

In systematischer Anordnung mit vollständigem Namenregister.

Leipzig 1866. Gr. 8. VIII, 374 pp. 10 Ngr.

Petzholdt's „Anzeiger für Bibliographie und Bibliothekswissenschaft“ sagt hierüber: „Dieser mit ganz besonderer Sorgfalt redigirte Katalog . . . bildet ein historisches Repertorium, welches, ausgewählte Literatur umfassend, unter den Antiquarkatalogen wenige seinesgleichen neben sich haben dürfte.“ Die Beigabe eines vollständigen Namenregisters trägt sicher dazu bei, diesem Katalog ein erhöhtes Interesse und dauernden Werth für Bibliotheken und Bücherfreunde zu verleihen. Die Sammlung besteht aus ca. 9000 Werken, worunter Seltenheiten ersten Ranges, und bietet so Gelegenheit zu Erwerbung der besten Werke über Geschichte, Geographie, Ethnographie, Reisen etc. über alle Theile der Welt, zu mässigen Preisen.

## CATALOGUE

d'une précieuse collection de livres relatifs à l'étude de la linguistique et des langues et littératures orientales qui se trouvent chez

F. A. BROCKHAUS à LEIPZIG.

Gr. 8. 96 pp.

Dieser Katalog verdient wegen seiner Reichhaltigkeit auf allen Gebieten der sprachlichen, namentlich der orientalischen Literatur, allen Philologen zu besonderer Beachtung empfohlen zu werden.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

## Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten

von

Carl Gustav Carus.

Vier Theile. 8. Geh. 6 Thlr.

Ein Altmeister der Wissenschaft, der Präsident der Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, Geheimrath Carus in Dresden, veröffentlicht in diesem, nun vollständig vorliegenden Werke die Geschichte seines innern und äussern Lebens, seines akademischen und ärztlichen Berufslebens, seines Wirkens als Schriftsteller und Künstler, seiner Reisen, endlich seines Umgangs und brieflichen Verkehrs mit den bedeutendsten Zeitgenossen. Reich an wechselnden Bildern und gehaltvollen Aussprüchen über Wissenschaft, Kunst und Leben, gewähren die Denkwürdigkeiten des so vielseitig hervorragenden Gelehrten eine höchst anregende Lektüre; sie bilden ein Bild Zeit- und Kulturgeschichte, das ein halbes Jahrhundert umfaßt und demnach den Werth in Anspruch nehmen darf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhalt: Ein norwegischer Dramatiker. Von Rudolf Gottschalk. — Zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs. Von Adolf Stern. Erster Artikel. — Russische Literatur. Von Hermann Bopp. — Senkellon. (Notiz über Goethe und Stranget.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Ein norwegischer Dramatiker.

1. Dramatische Werke von Bjørnstjerne Bjørnson. Aus dem Norwegischen übertragen von Edmund Lohedanz. Drei Theile. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1866. 8. 24 1/2 Ngr.
2. Maria Stuart in Schottland. Von Bjørnstjerne Bjørnson. Aus dem Norwegischen übersezt von J. G. Berlin, Nicolai. 1866. 8. 25 Ngr.

In dem Dichter Bjørnstjerne Bjørnson hat die norwegische Literatur einen begabten Vertreter gefunden, welcher das Streben derselben, sich von der dänischen zu emancipiren, durch das ganze Gewicht seines Talents unterstützt. Wer sich das norwegische Berg- und Küstenland mit seinen jäh hervorspringenden Meeresklippen, seinen von schroffen Felsen umrahmten Fjords, seinen sich der Ritternachtsonne entgegenstreckenden Schnee- und Eisgebirgen, um welche doch oft wieder eine magische, warme Beleuchtung schwebt, vor die Seele führt: der findet in diesem Naturbilde das Bild des Dramatikers widergespiegelt, der ebenso schroff, mächtig, abgerissen, mit einer blüthen Energie, die oft fröhnen macht, eine warme Magie des Phantasie- und Gemüthslebens verbindet. Freilich, die Temperatur, in welcher harmonische Kunstwerke gedeihen, fehlt dieser sich in Extremen bewegenden Welt — und so haben auch die Dramen Bjørnson's in ihrer Entwicklung etwas Gewaltthames, Springendes, in ihren Abschlüssen etwas Unfertiges, Unbefriedigendes; der Dialog in denselben ist meistens von ausnehmender Knappheit, von einem Latonismus, dem es an einzelnen Stellen nicht an dramatischer Kraft fehlt, der an andern aber wieder arm und dürftig erscheint; dagegen pulst in den Monologen eine scandinavische Phyl, eine oft warme Sprache der Empfindung und des Affects.

Die Helden in Bjørnson's nordischen Dramen sind von einem eigenthümlichen Ouf, der manche trübe und seltsame Blasen treibt; sie haben etwas Specifisches, Altgermanisches, welches das rein Menschliche nur unregelmäßig widerspiegelt. Die Mischung des Wilden und Sanften, des Grausamen und Harten in ihnen entspricht nicht mehr den Mischungsverhältnissen unserer Zeit. Wenn

1866. 43.

der norwegische Geist in diesen Zügen seinen ursprünglichen Nationalcharakter wiederfindet, so mag ihnen eine nationale Verechtigung nicht abgesprochen, die allgemein menschliche Bedeutung derselben muß jedoch in Abrede gestellt werden. Der Uebersetzer Lohedanz sagt in der Einleitung über diese „nordgermanische“ Charaktereigenthümlichkeit:

Frägt man nun, wodurch sich denn das nordgermanische Wesen vorzugsweise charakterisirt, so kann man in Kürze antworten: es besteht meist in einer eigenthümlichen Mischung von Thatendrang, Schwermuth und Troß, von kindlicher Hingabe und natürlicher Frömmigkeit, von königlichem Hochsinne und ungeheurer resignirter Todesverachtung, welche jedoch plötzlich in furchtbare Grausamkeit und die unbändigste Wildheit, die sogenannte Verferkermuth, umschlagen kann und dabei sich meistens wortkarg, oft selbst in trozigem oder verächtlichem Schweigen verhält, während es zugleich trockenem, anspruchslosem Humor unendlich zugethan ist und vor Witz, Gesang oder weiser Rede sich völlig gebündelt oder bezaubert fühlt. Alle diese Züge, von denen die dänisch-schwedische Alltagsliteratur männlicher und weiblicher Blaustrümpfe in ursprünglicher Kraft so gut wie nichts enthält, finden sich nun in wunderbarer Reinheit und Gewalt bei Bjørnson.

Bjørnson wird von Lohedanz als der bedeutendste Vertreter einer Reaction gegen das „Südgermanenthum“ bezeichnet, „daher sein gewaltiger Erfolg im ganzen Norden, welcher gerade jetzt lebhafter als je empfindet, wie sehr Dehlenschläger und Tegnér von südgermanischem Wesen getränkt sind, wie sie denn auch selbst kein Hehl hatten, daß sie durch deutsche Dichter einen großen Theil ihrer Anregung erhielten“.

Wir sind nicht der Ansicht, daß im Zurückgehen auf eine nationale Besonderheit, die durch die Culturströmung mehr und mehr ausgelscht ist, ein Fortschritt der Poesie liegen kann. Die Poesie soll dem Genius ihrer Zeit gehorchen und den nationalen Geist widerspiegeln, wie er in dieser Zeit sich herausgebildet hat. Namentlich die Bühne soll nicht die graue Vorzeit, nicht die Helden aus den Hünengräbern heraufbeschwören, sondern uns Männer und Frauen, Sitte und Leben vorführen, womit wir unmittelbar mitempfinden können. Wenn die dänische und norwegische Poesie mit Vorliebe zu den alten Sagenstoffen zurückkehrt, uns bald die Riesen der Edda, bald

spätere, doch nicht minder im Nebel einerschreitende Gedanken der Vorzeit auf die Bühne bringt: so können wir hierin nicht mehr als poetische Studien sehen, ähnlich wie die antikisirenden und altgermanischen Studien der deutschen Dramatiker. Wenn das skandinavische Leben der Neuzeit keine eigene Poesie zu entbinden vermag, so müssen die Poeten lieber allgemein menschliche Stoffe wählen, die bei andern Völkern spielen, als Stoffe der Urgeschichte, denen meistens eine etwas barocke Kraft „angetränkelt“ ist.

Wir halten daher jene „nordgermanische Reaction“ für eine Kunstfälschung, solange man uns nicht beweisen kann, daß die heutigen Norwegerinnen derartige Megären sind, die ihre eigenen Söhne mit blutigen Hemden vergiften, und die heutigen Norweger solche wilde und grausame Piraten wie ihre von der Dichtung gefeierten Altväter. Soll aber das „Nordgermanische“ nicht in der Wahl dieser altgermanischen Stoffe, sondern in der Behandlungsweise bestehen, die nach urväterlicher Kraft ringt und das Parte und Schrofne dem Weichen und Harmonischen gegenüberstellt, wie sich das letztere bei Tegnér und Dehlienschläger findet, so ist dies Streben doch allgemein ästhetischen Maßstäben unterworfen und mag für berechtigt gelten, wo es frische Naturwahrheit an die Stelle einer aufgeschminkten Sentimentalität setzt, muß aber zurückgewiesen werden, wo es die harmonischen Linien ins Edige zieht und durch das Unvermittelte, Plötzliche Effect zu machen sucht.

Hjörnsön's Hauptwerk ist die Trilogie „König Sigurd“, welche den zweiten und dritten Theil der Lohengrin'schen Uebersetzung bildet. „König Sigurd“ ist ein Thronprätendent, wie sie in damaliger Zeit, wo die Legitimität noch nicht auf einem rochen de bronze etablirt war, in Norwegen keine Seltenheit waren. Halbblut und Bastardblut, mit einigem trotzigen Bewußtsein, genügte, um Ansprüche auf die Thronfolge geltend zu machen. König Sigurd ist kein falscher Euerdes, Sebastian oder Demetrius. Er erfährt gleich in dem Vorspiel „Sigurd's Flucht“ von der eigenen Mutter, daß sein Vater der Gatte ihrer Schwester, der König Norwegens, Magnus Barfod war. Sigurd fühlt sich auf einmal mit Sanct-Nas verwandt und nach einigen Präcedenzfällen in der norwegischen Geschichte berechtigt, von seinem jüngern Bruder einen Theil des Reichs zu verlangen. Während er sich im Thatendrang bereits einen lustigen Bürgerkrieg ausmalt, während sein Stolz sich dagegen aufbäumt, des Bruders Vasall zu sein:

Nein, nimmer!

Ich fühle jetzt schon, wie die Erde brennt!  
Kann ich vor meinem eignen Tische betteln?  
Kann ich in meinem eignen Hause dienen?  
Soll ich den Bügel halten meinem Bruder  
Und dienstbar hinten stehn, wenn er voll Stolz  
Zum Ziel der Ehre eilt? Soll seines Koffes Fuß  
Zum Abschied mich bespritzen? . . . Da, verfluchte  
Gedanken werden wirbelnd mich umsaufen,  
Der Wolle Staubes gleich um seinen Helm —  
Schon fühl' ich sie im Innern! —

erbt der Gesang der nach Palästina wandernden Kreuzfahrer, denen sich auch Sigurd anschließt:

Wenn ich zur Heimat lehr', bin ich ein Feldherr,  
Groß wie der König selbst; wenn nicht — so kommt  
Mein Ruhm mit Flor umwunden ohne mich!

Sigurd nimmt von seiner Mutter einen zärtlichen Abschied; die Abenteuerlust, die Sehnsucht nach der Fremde ist nicht ohne dichterischen Reiz in dieser Schlusscene ausgeprägt. Doch wer nun erwartet hätte, in dem zweiten Theil der Trilogie dem tollen Sigurd unter Palmen zu begegnen, der fühlt sich gewiß getäuscht, wenn er unsern Abenteuerer jetzt in Schottland trifft, wo derselbe als eine Art von Condottiere sich am Kriege zwischen zwei Brüdern, Karls der Orkneyinseln, theilnimmt, sein Herz einer holden Blume der Orkneyinseln schenkt, doch, abermals durch den Gesang der Kreuzesbrüder gemahnt, seiner Liebe entsagt und sich an der Pilgerfahrt nach dem Heiligen Grabe theilnimmt. Der gleiche Abschluß des zweiten und ersten Theils deutet auf eine gewisse Armuth an Erfindung und auf eine störende Monotonie der dichterischen Conception.

Im ersten Act dieses zweiten Theils: „Sigurd in der Fremde“, befinden wir uns in einer etwas unheimlichen barbarischen Umgebung. Fralart, die Schwester der Fürstin Mutter, nützt an einem Hemde, das, wie wir später erfahren, mit dem Nessushemde des Hercules eine bedeutliche Aehnlichkeit hat. Darauf kommt der etwas geistesschwache Jarl Harald mit seinem Begleiter, dem Knaben Svonn Aleiffson, und beide freuen sich darauf, einen gefangenen Wolf recht langsam zu Tode zu martern. Svonn macht allerlei Vorschläge als maitre de plaisir, wie man dies Schauspiel pikant machen solle: erst Messer an lange Stangen binden und ihn damit spießen, dann das Thier mit Feuer überschütten, dann es zwickeln, daß es wüthend brüllt auf Stangen, die mit Stacheln gespickt sind. Das sind nun keine Barbaren — Jarl Harald ist im Gegentheil der edle Charakter, der sich für seinen Bruder opfert, indem er statt seiner das brennende Hemde anzieht, das die eigene Mutter und ihre grausame Schwester für jenen bestimmt hatten. „Die Ate dieses unglücksel'gen Kriegs“, die schottische Isabeau, ist jene Fralart, deren Heimtücke und Niedertracht der Dichter durch die folgende, hochschottisch-aristokratische Weltanschauung einigermaßen zu rechtfertigen sucht:

Die Ewigkeit des einzelnen ist mir  
Noch nicht so klar und sicher, was man auch  
Darüber hören mag; doch fürs Geschlecht  
Glaub' ich an eine Ewigkeit. Dein Wirken —  
Es's in den Ader des Geschlechtes, und  
Der Herbst und Frühling des Geschlechtes nimmt's  
Aus deiner Hand: der eine, um's zu häufen  
In reicher Scheuer, und der andre, um  
Für künft'ge Enkel neue Saat zu legen.  
Nach allen Seiten ist das Leben nur  
Ein ew'ger Kampf verschiedener Geschlechter:  
Mit größtem Stolz brechen sich die Bogen  
Gegen die Throne. Sieh, zwei Könige kämpfen,  
Und ganze Reichen von Geschlechtern, bis  
Zu niedern Bauern, nehmen theil daran;  
Und die gewinnen, treiben jene, welche  
Verlieren, fort von Haus und Eigenthum.  
Doch kaum noch feierten sie ihren Sieg,

Als schon der Vorrang wieder sie entweilt.  
 So, Ring an Ring, in Ketten, wagt das Leben,  
 Beschlechter ziehen andre mit sich fort,  
 Bald auf zum Thron, bald nieder in den Abgrund!

Es ist eine durchaus unsympathische Gesellschaft, in der der Dichter führt. Freilich fehlt es diesen Frauen nicht an einer gewissen Größe; doch ist es nicht das sagenhafte Maß der Brunhilden, es ist nur von den Criminalgesetzbüchern emancipirte vorzeitliche Isfreiheit, die vor keinem Verbrechen zurückbebt.

Sigurd selbst spielt in dieser Familientragödie nur eine secundäre Rolle; er wird als Gast in die alte Halle Hliffinnin eingeführt und erhält dort den ersten Platz ische wie auf dem Lager, der sonst Eovenn Wiking mt. Dieser, zum andern Jarl nach den Orkney- gefendet, kehrt zurück, beklagt sich, daß ein Frem- nen Platz eingenommen, und geräth mit Sigurd in Zwist, der folgenden Verlauf nimmt:

Wie eine Rake sprang der Fremde auf ihn,  
 Ich ihn mit sich zu Boden, selber unten,  
 Ich dann mit Fäßen und mit Armen auf  
 Es andern Brust; dann hob er ihn empor  
 Ich schleudert' mächtig ihn zwei Ellen fort,  
 Ich hob sich dann, eilt' hin und zog sein Schwert,  
 Ich setzt's ihm auf die Brust!

Nach diese Großthat lenkt Sigurd die Augen aller h; ihm wird der Oberbefehl im Kriege gegen den hen Bruder anvertraut; er führt sein Heer zum und erobert das halbe Land. Doch gegenüber den ien der liebenswürdigen Fralark, die hinter seinem den Hauptrathgeber des Jarls von den Orkney- hatte ermordeu lassen, obgleich Sigurd sich für ihn ht hatte, beschließt er, die Brüder miteinander zu en. Die Menge will Sigurd selbst zum Jarl, er- n auf den Schild; er hält in der That die beiden nen in Haft und dictirt einen Frieden, wonach rüber die Inseln gemeinschaftlich auf einem Herren- gieren, die Mischgilden an Thorleif Fostres und auch er, Sigurd selbst, für immer von den verbannt sein sollen. Jarl Harald unterschreibt gnügen diesen Vertrag, „mit großen Lügen“; doch gereut Sigurd sein eigener Edelmuth; er hat ent- aß die schöne Audhild, auch ein Fürstentind von kneysinseln, ihn liebt, und will nun bleiben und rthoheit der norwegischen Könige über diese In- seinen Gunsten geltend machen. Als indeß Ha- s brennende Hemde anzieht, um statt des thatkrä- ruders zu sterben, als Sigurd „inmitten Leichen und ner Plane“ steht, da kehrt er den Orkneyinseln ier Liebe unter dem Kreuzesbanner den Rücken.

Das Stück hat ein interessantes Charakterbild — das ist nachstimmige Harald, dessen Opferthat einen graufihm Eindruck macht. Diese Figur ist mit Liebe ge- wir wissen nicht, ob die Stalben von ähnlichen ren gesungen haben, uns erinnerte sie an manche der neufranzösischen Romantill. Nachdem hat e von Sigurd und Audhild etwas Anheimelndes. wachen der Liebe in dieser Nordlandstochter ist

mit seiner psychologischen Kunst geschildert — namentlich das jungfräulich Herbe bei ihrem ersten Auftreten. Hier kommt die lakonische Knappheit des Ausdrucks, die dem Dichter zu Gebote steht, ihm sehr zu statten.

In der dritten Abtheilung der Trilogie „König Sigurd“ erhalten wir endlich die Tragödie des Prätendententhums. Sigurd verlangt seine Anerkennung, der König umarmt ihn nach langem Zögern als Bruder, läßt ihn dann aber unter der Anklage eines auf den Orkneyinseln verübten Mordes verhaften. Sigurd entkommt auf dem Meere und ermordet dann den König. Es folgt ein Bürgerkrieg und die Niederlage des Prätendenten, die wir indeß nicht sehen, sondern uns nur als bevorstehend denken müssen. Ein Wiedersehen zwischen Sigurd und seiner Mutter schließt die Tragödie.

Die Unfähigkeit des Dichters zu einer echt künstlerischen Composition mit sich steigender Spannung tritt uns aus diesem Stück unabwiesbar entgegen. Die beiden letzten Acte verlaufen matt im epischen Sande; der Abschluß fehlt gänzlich; denn das Drama muß mit einem fait accompli abschließen, alles Künftige, wenn es auch als noch so wahrscheinlich in Aussicht steht, bleibt immer ein Unge- wisses, das der Zufall kreuzen kann, und deshalb ein Unbefriedigendes.

Dieselbe Ungleichheit, die sich in der Composition zeigt, macht sich auch in Bezug auf die dramatische Diction geltend. Der Dialog bewegt sich fast in lauter Lakonismen; er ist von einer Kürze, die bisweilen prägnant ist, ebenso oft aber das dramatische Pathos verschluckt, wo es voll zum Ausdruck kommen sollte. Der Stil der genialen Abbeviatur wird zwar von einer gewissen kritischen Rich- tung gerühmt und ist sehr beliebt bei unsern Kraftdrama- tikern; da er aber das Muster der antiken Tragödie, Schiller's und selbst Shakespeare's gegen sich hat, so wird man ihm wol jede Berechtigung abstreiten dürfen. Hegel sagt in seiner „Kesthetik“ mit Recht, daß der Dramatiker sein Pathos expliciren müsse. Einen Schritt weiter auf diesem Wege der Naturkraft und Naturwahrheit — und wir kommen bei jenen Naturlauten und Interjectionen an, wie sie sich in der That in einzelnen Stücken Klinger's, z. B. den „Zwillingen“, zur Geltung finden. Und noch einen Schritt weiter, so haben wir die Pantomime statt des Dramas.

Auf der andern Seite holt Björnson in den Mono- logen das Versäumte nach; sie sind wortreich, lyrisch schwunghaft, von farbenvoller Ausführung. Der erste Monolog in der Höhle soll den Königsmord motiviren er erhält durch die Doppelseherei etwas Unheimliches, Gespenstiges. Wir theilen hier die zweite Hälfte dessel- ben als Probe für den dramatischen Stil Björnson's mit:

Ein König! Ja, was dacht' ich mir nicht oft,  
 Wenn ich mir einen König dachte! Wo  
 Ich war, in jedem Lande, such' ich Verlen  
 Für seine Krone, große Männer gaben  
 Für seinen Scepter Weisheit, jegliches  
 Vortreffliche Geleß, das mir bekannt ward,  
 Braucht' ich zum Schmuck für ihn und ew'gen Ruhme.  
 Doch als ich endlich meinen Thron erreicht,

Da war ein Biß hinaufgetrocknet. Soll  
 Ich den nun sitzen lassen und selbst stehen?  
 Nein, bei dem Gotte der Gerechtigkeit,  
 Bis hierher und nicht weiter! Da, von heute  
 Muß ich der Jäger sein, sie müßen sehen,  
 Wo eine Höhle ihnen Zuflucht gibt!  
 Aufbrechen will ich jetzt die Königsburg,  
 Dinein soll strömen jetzt der Rechenenschaft  
 Scharfste Winterluft in ihre Höhlen.  
 Noch mehr: ich werde kürzen diese Kette  
 Der Schmach und Schande aus den offnen Fenstern,  
 Wie jener Rächer Israels! Er selbst,  
 Sein hoher Rath wie seine Diener, große  
 Und kleine, sollen fühlen meinen Zorn,  
 Wie sie sich sättigten in Schuld und Schande!  
 Was jetzt unglücklich ist, soll glücklich werden,  
 Nicht soll es schluchzen mehr im dunkeln Winkel.  
 O weh, ich hör' es weinen bis hierher  
 Von jenem Kloster auf dem Vidarholme! —  
 Magnus! Da, achtzehn lange Jahre saß er  
 In über Nacht der Blindheit; ich will ihn  
 Auf Sammetkissen tragen zu den Freunden!  
 Doch jeder Mann, der ihn verließ, soll — sterben,  
 Und jeder, der uns beiden troßt, soll — sterben,  
 Und wären's auch zehntausend! — Da, wer blidt  
 Mich graufig an im Winkel dort?

Kann man  
 Sich selber sehn? — — Da, Fieber aus der Kälte!  
 Seh' ich mich selber heute erst, wer war ich  
 Wenn gekern noch?

Da, eine Offenbarung  
 Hat jegliches Geschlecht, der einzelne  
 Kennt andre nicht als die, und kann denn auch  
 Dadurch allein sein Schicksal recht verstehen.  
 Das darf ich eine Offenbarung nennen,  
 Nach fünfzehnähr'ger Flucht hier herzukommen! —

Hier soll' ich schleifen meines Willens Schwert  
 Auf diesem Eise einer grausen Nacht!  
 Und dieser Zankstort ist ausgehöhlt  
 Durch ein'gen Tropfenfall in tausend Jahren  
 Für die Bestimmung dieser Schreckensnacht! —

Schon wieder da! Bist du ein andrer denn  
 Als mein Gedanke selbst? Komm her zu mir!  
 Zwei Schritt nur, daß ich seh', du sehest wirklich!  
 Du willst? —

Man sagt, nur wer am Sterben ist,  
 Sieht so sich selbst. Soll ich denn also sterben?  
 Ich sehe mich jetzt selbst, ich heb' die Hand  
 Und senk' sie wieder. Ach, ich bin wol krank,  
 Muß Rente suchen, die mich retten können.  
 Mich fristet, ich will mich setzen; — siehe da,  
 Er, dort im Winkel, setzt sich auch. Ich bebe,  
 Und dennoch brennt mein Kopf, ja brennt  
 Mit Funken, hunderttausend kleinen Lichtern.  
 O, soll' ich nun doch sterben! Warum starb ich  
 Denn nicht im Wasser, warum tödteten  
 Mich nicht die Dämonen? Nein, ich soll nicht sterben,  
 Doch, ich soll leiden! Graute doch der Tag,  
 Dann gieb's ein Werk für mich, ich will's vollführen!

Der zweite, nicht minder umfangreiche Monolog im  
 fünften Act spricht die Verzweiflung des unterliegenden  
 Präbendenten aus, die bisweilen einen elegischen Hauch  
 athmet. Uns wollen indeß Stellen wie die folgenden:

Wie dieser herblich stille Abend mir  
 Versöhnung in die Seele träufelt! Sonne

Und Meer und Strand und wieder dann die Sonne  
 Sind alle wie Gedanken Gottes schön,  
 Zusammenschmelzen sie, wie sind sie herrlich! —

zu modern sentimental für einen alten Nordlandsredner er-  
 scheinen, der nicht nur seinen König umgebracht hat, son-  
 dern auch ein gar grimmer Wütherrich geworden ist.

Der gelungenste Charakter in dieser Tragödie ist König  
 Harald Gille, wie überhaupt Björnson in der Zeichnung  
 derartiger Charaktere mit bizarren Zügen eine nicht ge-  
 meine Kunst der Charakteristik besitzt. Dieser Harald  
 Gille ist dem Anschein nach ebenso geisteschwach wie Jarl  
 Harald im zweiten Stück der Trilogie. Wenn sich indeß  
 dieser zu einer großen heroischen That aufrafft, so begehrt  
 jener einen Act der Verschönerung, indem er den Halbbruder  
 nach der Versöhnung des Mordes anklagen läßt. Das  
 norwegische Hoffschranzenhum ist zwar sehr pilant im er-  
 sten Act geschildert, doch etwas zu modern. Es ist hier  
 Versailles im Costüm der alten Nordlandsredner.

Die dreiactige Eifersuchtstragödie: „Fulda“, erscheint  
 uns in Bezug auf tragische Kraft bedeutender als „König  
 Sigurd“. Auch ist der dichterische Ausdruck in derselben  
 von höherer Prägnanz und Schönheit. Björnson ist viel-  
 leicht der einzige Dramatiker, der es wagte, für eine Tra-  
 gödie eine mit einem körperlichen Gebrechen behaftete Hel-  
 din zu wählen. Seine „Fulda“ ist eine lahme Nordlands-  
 Schönheit, dabei von wilder leidenschaftlicher Glut. Die  
 Katastrophe am Schluß, wie sie sich mit dem Geliebten  
 dem Flammentode weihet, ist dramatisch effectvoll; das  
 Colorit, trotz seiner skandinavischen Färbung, doch warm  
 und lebhaft. Freilich die Fabel geht nicht über die tri-  
 vialen Motive der Eifersuchtstragödien hinaus, und die  
 Delausungsscene, in welcher sich der tragische Knoten  
 schürzt, erscheint für die Würde der Tragödie zu niedrig.  
 Doch die psychologische Feinheit und Gewaltigkeit, mit  
 welcher der Charakter der Fulda ausgeprägt ist, entschä-  
 digen für die etwas verbrauchten Grundlagen des dramati-  
 schen Stoffes. Das Lied von Niels Finn, das Gunnar singt,  
 nennt Lobedanz in der Einleitung eine Art Ballade, „die  
 man neben Goethe's „Erllönig“ stellen darf, und die zu  
 dem sagenmäßigen Untergange der Hauptpersonen, durch  
 Einbrennen in dem norwegischen Balkenhause, in dem wirk-  
 samsten Contrast steht“.

Ueber das einactige Drama: „Zwischen den Schlach-  
 ten“, wollen wir ebenfalls das Urtheil des Uebersetzers  
 mittheilen:

„Zwischen den Schlachten“ führt uns episodisch die nor-  
 wegischen Bürgerkriege des frühesten Mittelalters und die Hel-  
 dengehalt des populärsten norwegischen Königs Sverre Sigur-  
 dson vor. Sverre, der vom Räuber zum Helden und König  
 wurde, dem Recht seiner Geburt und seiner hohen geistigen Be-  
 deutung gemäß, ist ganz im Sinne der Chronik dargestellt. Er  
 gleich der Schauplatz des Stückes in einer Stube ist, sehen wir  
 doch, durch die wenig Worte brauchende Kunst des Dichters,  
 lebendig den historischen und landschaftlichen Hintergrund, die  
 beiden Sverre zu beiden Seiten des Gebirgs, den Heldengeist  
 der Sverre's Krieger befeuert, die Armseligkeit der Gefangenen  
 bei denen des Magnus, denn — wie der Herr so der Diener.  
 Wir sehen vom Gebirge ins Land: der Schnee, in welchem  
 Thorvald stecken blieb, bedeckt alles in lebensgefährlicher Höhe  
 die Flammen der brennenden Bauernhöfe lodern im graufigen



isat gen Himmel, das Geheul der hungerigen Wölfe kommt insamen, verschont gebliebenen Wohnungen immer näher! auf diesem reichen, schönen Hintergrunde nun die durchseitige, aus den edelsten Motiven entspringende Eifersucht die idyllische Liebe Halvard's und Inga's — wahrlich, man: als ein Stein geboren sein, um nicht in tiefster Seele bewegt zu werden! Daß sich dann Halvard's männlich Begehrt, an dem Kriege für Sverre's gerechte Sache und zerson theilzunehmen, mit seiner Liebe zu Inga vereint, wie die ihrige zu Vater und Satten, gibt die schönste g, und daß der Conflict sich spannt durch das dem norden Wesen eigenthümlich trostige Schweigen, macht das endlich echt national.

Dies Urtheil ist etwas überschwenglich. Das Stück ist ohne dramatisches Leben, die Handlung greift in; doch finden wir gerade hier das nordische Coweniger glänzend als in Björnson's andern Dramen. nachdem wir den Dichter im Costüm der heimathlichen, in alterthümlich-nordischer Gewandung vor uns, sodas er fast mit seinen Stoffen und mit dem dischen Geist ver wachsen erscheint, ist unsere Erwartung nicht gering, wie er sich in der Darstellung eines ausnehmen werde, welcher der Neuzeit angehört ür den die dichterischen Kunen der Skaldenpoesie n sind.

as Drama: „Maria Stuart in Schottland“ (Nr. 2), pt von J. P., behandelt denselben Stoff, wie Hans 's „Maria Stuart“, die Jugendgeschichte der schot- Königin, die Voraussetzungen, auf welche die Tra- Schiller's fortwährend zurückweist. Diese Jugend- ie ist abenteuerlich, dramatisch lebendig, bunt be- doch es fehlt ihr der Abschluß. Maria Stuart er- ch an die schottischen Lords; es ist dies mehr ein ches Ende der Verwickelungen als eine innerliche . Ueberhaupt ist Björnson kein Meister der dra- en Composition, wol aber des dramatischen Cha- emäldes. Die drei Liebhaber der Schottenkönigin, Darnley und Bothwell, namentlich der letztere, stalten von schärfstem Gepräge. Darnley's Schwäche othwell's Kraft bilden einen wohlberechtigten Con- Bothwell erscheint als ein Abkömmling der alten e; ihm hat der Dichter etwas von der Starrheit ernen Energie seiner Sigurds und Huldas gegeben:

uns herrschen Mächte — ewige oder irdische, woher hin; doch von dem Moment an, wo mein Wille seine a trieb in die brennenden Fragen unserer Landespolitik, i ihn wachsen gesehen weit hinaus über sie mit blut- Stamme, aber mit starken Ästen. Das nordische Wi- lecht, welches die See hier ans Land warf und von r abkammen, war auch solch ein Baum des Willens, fest bis in die Klippen, und in seinem Schatten baut i Wolf seine Hütten. An ihre eigene Stärke glaubten ihr Glaube ward allmächtig. Einmal suchte ich im mit der Flotte Schutz unter den Orkneyinseln, das Meer is wie Federbälle, die Wollen trieben wie nasse Segel- ie Brandung brüllte an der baumlosen, schroffen Küste: e ich die Gegenwart meiner Ahnen und beschloß, mich zen wie sie, den Willen der Elemente vor meinem Rä- beugen. Das ist's, was ich jetzt wieder versuche. Die- e Schlag die Feinde der Königin; er war der Beher, hem ich sie den Zandertrank kosten ließ, der ihre Sinne

berauschte; sie flieht davor, aber stürzt und muß ihn zu Kasse rufen.

Ebenso sind Murray und Knox gelungene Porträts. Die Königin selbst sehen wir leidenschaftlich erregt, schwän- kend in ihren Neigungen, hin und wieder mit einem Anflug von Größe oder mindestens von der Glorie des Glau- bens an ihr göttliches Recht umgeben; doch bleibt sie im wesentlichen passiv, keine entscheidende That geht von ihr aus, es ist mehr eine Folge von Neigungen, von Liebes- händeln, die sich in novellistischen Situationen aneinander- schließen. Den einzelnen Scenen fehlt es nicht an dra- matischer Lebendigkeit, es sind oft glückliche Schlaglichter aufgesetzt; doch sie bilden keine elektrische Kette von dra- matischer Spannung — am wenigsten vom Blitze eines ethischen Grundgedankens durchzuckt. Es herrscht eine wilde Gewissenlosigkeit in dem Drama; die Ermordung Darnley's, welche den Schluß des vierten Actes bildet, wird weder von Bothwell noch von Maria Stuart im letzten Acte erwähnt — es ist in dieser Königin etwas vom Holz, aus dem die reuelosen Helldänen der Orkneyinseln geschnitten sind, obgleich sie durch ihre Leidenschaft schwach wird und nicht stark wie jene.

Björnson bleibt immerhin eine interessante Erscheinung, und seine Dramen verdienen wol, in Deutschland gekannt und gelesen zu werden. Unleugbar besitzt er eine origi- nelle Dichterphysiognomie, von schroffem aber markigem Gepräge, zugleich von einer gewissen unharmonischen Zer- rissenheit der Composition und der Darstellungsweise. Wir werden ihn in Deutschland zu den Vertretern der origi- nellen Kraftdramatik rechnen, die aber hier im altnordi- schen Nationalcostüm auftritt. Rudolf Gottschall.

## Zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs.

### Erster Artikel.

Die Geschichte des Abfalls der Niederlande wie jene des Dreißigjährigen Kriegs, überhaupt die Gesamt- geschichte der zweiten Hälfte des 16. und der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, gehört zu den Perioden historischer Forschung und Darstellung, deren Bewältigung im Detail erst in unsern Tagen möglich geworden ist. Erst seitdem sich die Archive erschließen, die Originaldocumente der Zeit in immer reicherer Fülle an das Licht treten, die seither verborgenen Motive und Beziehungen sich ent- hüllen, die Charakteristik der leitenden und handelnden Persönlichkeiten durch Kenntniß ihrer Correspondenz neue Anhaltspunkte gewinnt, erst seitdem wird es möglich, die Einzelgeschichte dieser Zeit und namentlich ihrer beiden wichtigsten Ereignisse: des niederländischen Unabhängigkeits- kampfes und des großen deutschen, des Dreißigjährigen Kriegs, zu schreiben. Zwar fehlt noch viel, daß alles Material in den Händen der historischen Forschung be- findlich wäre, und namentlich die vaticanischen Archive mögen dereinst klare Aufschlüsse gewähren, wo auch jetzt noch Vermuthungen, Hypothesen zurückbleiben. Wie groß die Ausbeute des thatsächlich Neuen, seither ganz Unbe-

kannten oder doch höchst unvollständig Bekannten gegenüber den früher vorhandenen Unterlagen ist, davon legt ein und das andere der hier anzuzeigenden Werke Zeugnis ab.

Die historische Wissenschaft der Neuzeit hat einen allerdings immer unverkennbarern Zug, diese Ausbeute der Archive zu überschätzen und den reichen Gewinn, den sie im einzelnen macht und noch machen wird, der ältern historischen Literatur gegenüber allzu hoch anzuschlagen. Und doch erweist jede neue, wenn auch noch so treffliche Darstellung, daß die gleichzeitigen, die den Ereignissen unmittelbar folgenden Schriftsteller, wie lüdenhaft ihre Detailkenntnis, wie unsicher ihre Documente, wie besangen ihr Urtheil über Einzelheiten gewesen sein mögen, die entscheidenden Thatfachen und die leitenden Strömungen der Ereignisse ebenso wohl erkannt haben als ihre Nachfolger, denen freilich für die Vervollständigung der Einzelheiten ganz andere Mittel zu Gebote stehen und täglich neu erwachsen. Ohne daher den Werth dieser Archivforschungen im mindesten schmälern, ihre hohe Bedeutung für die historische Wissenschaft auch nur entfernt verkennen zu wollen, dürfen wir zu keiner Zeit vergessen, daß unter den Details das Ganze der Darstellung, unter den Modificationen der einzelnen Urtheile das historische Urtheil selbst nicht leiden darf. Daß eine Reihe von sonst trefflichen Werken dieser Gefahr sehr nahe gekommen ist, wird niemand bestreiten wollen.

Die Geschichte des niederländischen Befreiungskampfes, noch mehr die Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs und seine Vorgeschichte bieten hierfür einen überraschenden Beweis. Die Fülle neuerforschter Details über diese großen Ereignisse scheint in einem gewissen Sinne lähmend und verwirrend auf die historische Wissenschaft zu wirken. Und doch erwächst derselben aus eben dieser Fülle, aus der Voraussicht, daß dieselbe noch beträchtlich gesteigert werden muß, eine immer stärkere Verpflichtung, die leitenden Gesetze dieser großen Bewegungen niemals zu vergessen, niemals willkürlichen, auf unwesentliche Einzelheiten basirten Annahmen aufzuopfern. Die Thatfachen gewinnen erst höhere Bedeutung, wenn sie im Zusammenhang und mit gerechter Wägung ihres relativen und absoluten Werthes verwendet werden. Dieser Weg allein schließt die Willkür, die Unredlichkeit aus, mittels welcher durch Hervorhebung einzelner Resultate der Detailforschung und Ignorirung anderer eine Geschichtsfälschung im neuesten Stil ermöglicht wird.

Macaulay hebt im ersten Kapitel seiner englischen Geschichte eindringlich hervor, daß der Zusammenhang des heutigen Parteilebens und Parteiwesens mit dem vergangenen zu einer unwillkürlichen Fälschung der Geschichte verführe, einer Fälschung, deren sich der Whighistoriker unmittelbar darauf selbst schuldig gemacht hat. Was von England gilt, leidet auch auf Deutschland Anwendung. Seit der Reformation ist auf Seite beider Parteien eine verschiedene Auffassung der deutschen Geschichte unvermeidlich und selbstverständlich. Daß es bei der unwillkürlichen bleibe, daß sie nicht in willkürliche Fälschung ausarte, daß der

Wahrheit zugeföhrt werde mit Eingeständnis gegenseitiger Verschuldungen, ist die mindeste Forderung, die man an die Historiker jeder Seite stellen darf. Und nicht scharf genug kann die Unredlichkeit bekämpft werden, welche diese ersten Erfordernisse, annähernd zu einer wirklich historischen Betrachtung der Dinge zu gelangen, leidenschaftslos das waltende Gesetz in den vergangenen Erscheinungen zu erschauen, außer Augen setzt.

Daß dies neuerdings und speciell in Bezug auf die beiden großen Vorgänge, von denen wir hier sprechen, von Seite der katholischen Geschichtschreibung geschieht, ist unverkennbar. Gewiß liegt es nur im Interesse der historischen Wahrheit, daß auch von katholischer Seite her die Geschichte dieser Zeiten geschrieben wird. Der bedenkteste unter den Schriftstellern, mit denen wir uns zunächst zu beschäftigen haben, Anton Gindely, sagt: „Die Protestanten, schließlich die Sieger auf dem Schlachtfelde, sind bisher auch die Sieger auf dem literarischen Kampffeld gewesen, sie haben die Geschichte allein geschrieben“, und macht auf die Gefahr der Sympathien geistiger Gesinnungsgegnossen aufmerksam. Wir geben gern zu, daß sehr wesentliche Berichtigungen durch Nichtgesinnungsgegnossen möglich sind; wir verhehlen uns aber auch das Bedenkliche nicht, was mit der Benutzung von Thatfachen durch principielle Gegner verbunden bleibt, und haben diesfalls um so schärfer gerade die Thatfachen und ihren Werth zu prüfen.

Soweit sich für diese Werke verschiedenen Inhalts und Gehalts eine allgemeine Charakteristik aufstellen läßt, kann man sagen, daß die katholischen Historiker hauptsächlich den Weg der Apologie, der Apotheose der auf ihrer Seite handelnden Männer und den der Anklage ihrer Gegner beschritten. Die Acten der Archive haben für das erste Beginnen, welches von Hurter's „Ferdinand II.“ bis zu Billermont's und Onno Klopp's „Tilly“ mit Fortsetzung wurde, manchen wenigstens zweifelhaften Anhalt geboten; es hat sich nicht als unmöglich erwiesen, harte Anklagen zurückzuweisen, manche Beschuldigung zu mildern. Weit glücklicher noch ist die katholische Geschichtschreibung in der Anklage gegnerischer Persönlichkeiten gewesen, und mancher glänzende Ruf war durch die Staubwolke, die aus der eigenen Correspondenz des Mannes herausgefloß wurde, arg verdunkelt. So sehr es nun Pflicht bleibt, thatsächliche Verleumdungen zurückzuweisen, so wird doch auf protestantischer Seite viel zu viel Gewicht darauf gelegt, diese Angriffsweise zu bekämpfen. Es ist schwer einzusehen, was damit für die katholische Sache gewonnen wäre, wenn wir in der That als bewiesen gelten ließen, daß Wilhelm der Schweiger ein ehrgeiziger Intrigant, daß Christian von Anhalt ein eigensüchtiger Oligarch, daß Gustav Adolf von Schweden ein Prätendent der deutschen Kaiserkrone war. Damit wird weder der Verzweigungskampf der Niederländer, noch der Widerstand des deutschen Protestantismus gegen die katholischen Restaurationspläne verurtheilt, damit ist an dem großen Factor der Geschichte so gut wie nichts geändert. Diese Kampfweise hat etwas so offenbar Kleinliches, daß sie auf protestantischer Seite

nicht nachgeahmt werden sollte. Mit unvergleichlicher Schärfe hat Lessing schon in seiner „Kettung des Kochs“ daran erinnert. Er sagt:

Ich sehe nicht ein, was unsere Gegner gewinnen würden, wenn es auch wahr wäre, daß Luther der Reiz angetrieben wäre, und wenn sonst alles wahr wäre, was sie zur Verkleinerung dieses Feldes vorbringen. Wir sind einkäuflich genug und offen uns fast immer mit ihnen in die heftigsten Streitigkeiten darüber ein, wir untersuchen, verteidigen, widerlegen und geben nie die undankbarste Mühe, oft sind wir glücklich und oft auch nicht; denn das ist unstreitig, daß es leichter ist, tausend Beschuldigungen zu erdenken, als eine einzige so zu widerlegen, als auch nicht der geringste Verdacht mehr übrigbleibt. Wie wäre es also, wenn man dieses ganze Feld, welches so vielen Kampf zu erhalten kostet und uns doch nicht das Geringste einbringt, endlich aufgab? Genug, daß durch die Reformation nennlich viel Gutes ist gestiftet worden, genug, daß wir im Kaufe ihrer Früchte sitzen. Was gehen uns allenfalls die Dertzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat? Er wählt übermüßig immer nicht die untadelhaftesten, sondern die bequemsten. Mag doch also die Reformation den Reiz zur Quelle werden, wollte nur Gott, daß jeder Reiz ebenso glückliche Folgen hätte.

Selbstverständlich ist damit weder die Kritik noch die Ertheiligung handelnder Charaktere ausgeschlossen. Aber Lessing scheint gleichsam geahnt zu haben, von welcher Vision aus die in unsern Tagen unendlich rührige kanonische Geschichtsschreibung versuchen würde, all ihr verlorenes Terrain wieder zu gewinnen. Und wenn wir nun übersichtlichen Blick auf die neue Literatur zur Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts werfen, so tritt klar zu Tage, worauf sich im wesentlichen die Geschichtsberichtigung erstreckt, welche von den Schülern Herder's in Angriff genommen wird. Freilich waltet dabei ein sehr beträchtlicher Unterschied zwischen dem katholischen Propagandisten, der sich fanatischer Geschichtsentstellung schuldig macht, und zwischen dem katholischen Historiker, welcher die Wahrheit im Auge sich doch mit einer hohen Vorliebe an diejenigen Seite seiner Gegner heftet, auf die sie am schwächsten sind. Die beiden Werke, welche wir nächst zu besprechen haben, gehören trotz eines eben erörterten gemeinsamen Zugs diesen beiden verschiedenen Klassen an. Das Holzwarth'sche Buch über die niederländische Revolution fällt unter die erste, das Gindely'sche unter die zweite Kategorie, wie wir im einzelnen nachzuweisen versuchen wollen.

Der Abfall der Niederlande. Von F. J. Holzwarth. Erster Band: Genesis der Revolution. 1559—1566. Schaffhausen, Hartter. 1865. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Der Verfasser, katholischer Landpfarrer zu Thannheim Württemberg, erklärt, zur Abfassung seines „Abfalls der Niederlande“ hauptsächlich durch die verschiedene Aufnahme früher veröffentlichten Werke John Lothrop Motley's (*The rise of the Dutch Republic*) und Matthias Hays („Untersuchungen über die Empörung und den Fall der Niederlande von Spanien“) veranlaßt worden sein. Er hat mit Bedauern vernommen, daß das französische Buch Motley's die öffentliche Meinung befehligt und „zwar so sehr, daß die abweichenden Schriften desselben nicht nur energischen Widerspruch erfahren, son-

bern dem ehrenwerthen Verfasser auch bittere Feindseligkeiten eingetragen haben“. Holzwarth glaubt nun, daß die beinahe vollständig erschlossenen Quellen eine Möglichkeit gemähren, dem „Phantasiegebilde“ Motley's, den „überreizten Ausführungen“ Koch's gegenüber die Genesis der Empörung zu zeichnen, wie sie in der Wirklichkeit vor sich gegangen. Man dürfte also der Einleitung nach ein möglichst parteiloses objectives Werk erwarten. Denn die Achillesferse der sonst vorzüglichen und edeln Arbeit Motley's hat Holzwarth vollkommen richtig erkannt: der freisinnige Amerikaner, der sonst redlich nach den Quellen gearbeitet hat und die Thatfachen selbst reden läßt, ist Wilhelm dem Oranier gegenüber von dem fatalen Furor biographicus befallen. Und da andererseits Holzwarth zugibt, daß die Behauptungen Koch's, nach denen Wilhelm von Oranien als hochmüthiger und anmaßender Aristokrat nur für selbstsüchtige Zwecke arbeitete, im Erlangen der Staatsgewalt lediglich ein Auskunftsmittel, eine Errettung aus finanziellen Verlegenheiten suchte, nach denen seine angebliche nationale Tendenz nur eine Mystification ist, „der Geschichte ebenso wenig entspreche“, so konnten wir wol ein Werk erwarten, welches, wenn auch aus vorwiegend katholischen Gesichtspunkt geschrieben, doch nichts weniger als eine Schmähschrift sein werde, in welcher ultramontaner Fanatismus (dem Verfasser vielleicht selbst unbewußt) schon nach Verlauf weniger Seiten derart die Oberhand gewinnt, daß der scharf betonte Abstand zwischen der Koch'schen und Holzwarth'schen Auffassung fast verschwindet.

In einem wesentlichen und entscheidenden Punkte stimmt allerdings der Verfasser wenigstens im Beginn mit seinem Antagonisten Motley überein:

Das spanische Wesen war in den Niederlanden nicht geübt. Wie sie und Spanien geographisch aneinandersliegen und sich nicht angehen, so lagen die Grundrichtungen und Anschauungen beider Nationen aneinander. Schon in den Zeiten Philipp's des Schönen stießen sich die beiden Nationen ab. Motley spricht einmal ein wahres Wort, wenn er in diesem internationalen Passe einen der Schlüssel zum richtigen Verständnis der großen Empörung sieht.

Dieser Schlüssel, dessen sich der größte deutsche Dichter im „Egmont“ bedient hat (weshalb beiläufig gesagt der „Egmont“ trotz aller Einwände ein eminent historisches Drama bleibt), ist derjenige, den weder protestantische noch katholische Geschichtsschreibung jemals aus der Hand lassen sollte. Aber obgleich ihn Holzwarth bei der Parallele zwischen der Regierung Kaiser Karls V. und der Philipp's II. nicht veräußert hat anzuwenden, vergiftet er ihn doch kurze Frist darauf so weit, daß er mit der Behauptung hervortritt:

Nicht die Kränkung nationaler oder die Föderung religiöser Freiheit hat mit Naturnothwendigkeit die Revolution zur Reife angelockt, sondern Wind ist gesät, der Strom mit künstlichen Mitteln geschwellt worden, die Nation hat man in einen Hauch hineingeheßt und von außen ist der Wahnsinn eingedrungen.

In dem vollständigen Widerspruch, im diametralen Gegensatz des oben citirten Zugeständnisses und der eben angeführten Behauptung, zu welcher alles Nachfolgende nur eine weitere Ausführung bildet, ist die Charakteristik

und eigentlich auch die Kritik des Holzwarth'schen Buchs enthalten. Ist die Voraussetzung richtig, daß der Gegensatz des spanischen und niederländischen Wesens ein tief begründeter, unversöhnlicher war (der zur Zeit Karl's V. nur dadurch äußerlich versöhnt wurde, daß die Niederländer in Karl V. eher einen Landsmann als einen Spanier erblickten), so mußte der Bruch früher oder später mit Notwendigkeit erfolgen, so ist es widersinnig von „künstlichen Mitteln“, von einem „von außen her eingeeimpften Wahnsinn“ zu sprechen! Solange der Nachweis nicht geführt werden kann, daß die Niederländer sich jemals mit der Einführung spanischer Regierungsweise und Sitte zu befreunden vermocht hätten — und er kann nie und nirgends geführt werden —, solange nicht erwiesen werden kann, daß irgendein gemeinsames Moment beiden Völkern über die physische Trennung hinwegzuhelfen vermochte — und der Nachweis eines solchen Moments ist unmöglich —, solange ist für die künstliche Entstehung und den künstlichen Fortgang der niederländischen Revolution nichts bewiesen, selbst wenn wir alle Anschuldigungen gegen Wilhelm von Oranien und den niederländischen Adel als wahr betrachten wollten.

Der Verfasser scheint allerdings auch der Meinung zu sein, daß große gelingende Revolutionen nicht ganz und gar durch einen genialen Schleicher und Intriguanen und durch die Waghalsigkeit einer Bande verschuldeter adelicher Strolche herbeigeführt sein können. Er gibt deshalb vor, keine Vertheidigung der Regierung König Philipp's II. unternehmen zu wollen, und sein Grundgebanke scheint in folgender Aufstellung zu liegen: Bis 1567, bis zur Niederwerfung der Widerstürmer und der freiwilligen Erklirung Wilhelm's von Oranien, waren alle niederländischen Bewegungen künstlich hervorgerufen, war das Volk im Grunde loyal. Es hätte bis dahin nur des Königlischen die rebellionsvorläufer niederschmetternden Auftretens bedurft; ja es war 1567 im entscheidenden Wendepunkte gelungen, das Volk zur Besinnung und in seine natürliche Lage zurückzuführen, als König Philipp durch die Sendung des Heeres unter Alba und dieser wiederum durch sein Auftreten, seinen Blutrath, einen unverantwortlichen Mißgriff beging und der „Häresie“ und dem Abfall den Boden selbst bereitete.

Um diese Meinung durchzuführen, gilt es selbstverständlich für den Verfasser dreierlei. Er mußte zuerst nachweisen, daß Philipp niemals vor 1567 beabsichtigt habe, die Freiheiten und Privilegien der Niederlande anzutasten, daß er nicht daran gedacht habe, spanisches Regiment in ihnen einzuführen; er mußte ferner belegen, daß die Regierung und Verwaltung der Provinzen unter Margarethe von Parma und Granvella keine tyrannische, keine unbarmherzige, keine harte gewesen sei; er mußte endlich den Nachweis führen, daß jede Bewegung, jede Opposition nicht auf die naturgemäße Abneigung der Provinzen gegen Spanien, nicht auf den Widerstand, der den Massen eines gedrückten und bedrohten Volks in Fleisch und Blut liegt, sondern auf Intriguen einer kleinen Wählerpartei und womöglich eines Mannes zurück-

zuführen sei. Mit aner kennenswerther Entschiedenheit sich der Verfasser an das Werk, diesen drei Punkten zu entsprechen, und wenn er dabei nicht vollständig ist, so liegt dies wol wesentlich in dem Umstande, daß seine Voraussetzungen (glücklicherweise!) so ungeheuerlich werden, bei dem der kirchliche Fanatismus jede vernünftige Erwägung, nicht jede menschliche Erwägung erstickt hat.

Holzwarth's Charakteristik König Philipp's II. ist wesentlich beschönigende. Er anerkennt zwar, die Persönlichkeit und Lebensweise dieses Cabinets nicht viel Anziehendes für die frei und froh gemachten Niederländer gehabt haben könne, bekennt auch wirklich die „Unfähigkeit“ Philipp's, die den Abfall der Niederlande wesentlich mit verschuldet habe, ja er erklärt den Verlauf seiner Darstellung eine weitere Schwächung gegen ihn; aber er kann in ihm weder einen Tyrannen erblicken, noch gibt er zu, daß Philipp etwas gehetzt habe, die feierlich und rückhaltlos beschworenen Privilegien des Landes zu verletzen. Wir streuen diesen ersten Punkt nicht. Wenn die von Sachard in den Archiven von Simancas publicirte Correspondenz Philipp's, wenn der berühmte Specialbefehl zur Hinrichtung Montigny's, wenn Philipp's Vertheilung seines Günstling Perez nicht genügt, um in der That der gefälschten Charaktere zu erblicken, welche Geschichte überhaupt aufzuweisen hat, den haben wir um seine Kaltblütigkeit zu beneiden. Was das zweite, für die Frage weitaus wichtigeren Punkte, ob Philipp die Privilegien der Provinzen, die er als König, sondern als Herzog von Brabant, von Flandern und Holland, Markgraf von Antwerpen beherrschte, anzutasten versucht hat, so fragen wir es nur ein in unberechtigter Antipathie gegründetes Trauen, welches den Adel und die Bürger der Niederlande besetzte? Hat Philipp nicht in Spanien das gelieferte, mit welcher Empfindung er verbrüht die Freiheiten betrachtete; will dem Schiedsrichter des Justiza Mayor gegenüber irgendwelche bekannten Philipp beschworene Rechte zu achten pflegte. In seinen Anschauungen widerstrebten? War der Adel der Provinzen unberechtigt? Es ist, wie man den zaubernden Charakter kennen, wahrscheinlich, daß die Verfassung der Provinzen beobachtet haben wird sich dieselbe als eine seinen Zwecken durchaus Maschine gezeigt hätte. Dies war freilich die sine qua non seiner Verfassungstheorie. Der Verfasser allerdings schon illoyal und rebellisch findet, daß die Provinzen, auf ihre alten Rechte gestützt, die fremden Verbände König Philipp's (von denen der Verfasser sagt, daß sie wie in Feindesland hausten) zu unterstützen so ist alles Gerede von Recht überflüssig. Es ist einfacher, wenn der Verfasser sich zum Pöbel und zum Luthismus aufwölfe. Vom Cardinal Granvella hoch rühmt, berichtet er naiv, „Die beschworenen Privilegien des Landes erschienen ihm nicht selten als Hinderniß für ein gedeihliches Regiment, sein erstrebtes

auf Mittel, den Widerstand aufzuheben, die königliche Autorität galt ihm alles, eine absolute Monarchie sein Ideal“, und will uns dann doch glauben machen, niederländische „Geschrei“ gegen Granvella sei Inne und Pöbelunfug gewesen. Von der Einführung neuen Bischöfe in den Niederlanden gibt er selbst zu, der König neben den geistlichen Absichten politischen Uebergedanken an die Errichtung der neuen Diöcesen gehabt habe, und kann doch nicht Worte genug finden, die „Händlichkeit“ derer zu brandmarken, welche hinter den lichen Wohlthaten dieser Einrichtung üble Absichten im Pupp's witterten und ihr darum opponierten. Er erz uns sehr eindringlich, daß König Philipp die Provinz der niederländischen Provinzen erst nach dem Auf als verwickelt angesehen habe, und berichtet dann mit em Ernst, daß der König (längst vor dem Auf-) entschlossen gewesen sei, „unter keinen Umständen Autorität mehr den beratenden Ständen preiszu-“. Mit einem Worte, schon bei dem ersten Theil Controverse muß man sich fragen, für wen denn licher dieser Art geschrieben werden? Diejenwelche lesen können, sind über so grobe Täuschungen hinaus, und diejenigen, welche einer Beweisführung die angebotene allensfalls Glauben schenken, können lesen, so daß Del und Mühe beidemale verloren sind. Steht es so mit dem Nachweis, daß die Niederländer Grund zum Mißtrauen gegen Philipp und seine zeuge gehabt hätten, so ist es mit der Darlegung, ein Regiment kein tyrannisches, hartes, unbarmhergewesen sei, noch viel übler bestellt. Der Verfasser nt auf diesem Gebiet mit der Erzählung, daß das nent Kaiser Karl's V. kein mildes, väterliches gewesen as vollkommen richtig ist, und schließt daraus, daß der Widerstand der Niederländer wirklich von innen s erfolgt, wenn ihnen der Druck wirklich unerträrschienen wäre, der Ausbruch schon unter der Reg Karl's V. erfolgt sein müßte. Die Logik dieser uptung ist wenig beneidenswerth. Was würde man em Manne sagen, der demonstirte: es war am erstag ebenso schwül als am Freitag, folglich war bewittert am Freitag ein künstliches? Oder was zu Historiker, der sagen wollte: die Staatszustände reichs waren unter Ludwig XV. ebenso verrottet, „verkommen, der Druck auf die untern Klassen fühlbar, das Gefühl der Erbitterung, die Sehnach dem Neuen mindestens ebenso stark wie unter g XVI., folglich ist die Revolution von 1789 eine te, künstliche Verschwörung gewesen! Noch niemand e Zeitdauer ergündet, in der scharfer Druck und nherzige Willkür ein Volk zum Aeußersten treind niemand ist berechtigt zu schließen, was einmal n worden, müsse, wenn es mit rechten Dingen zu n alle Ewigkeit ertragen werden. Das ist die Loannischer Gewalten, schlechter Staatsmänner; eine sehr begreiflich bei Philipp II., doch fast unbegreifl einem Geschichtswerk. Aber freilich wird sie im arth'schen Buche vom Folgenden übertroffen. Auch

katholische Historiker waren der Meinung, daß die Unzufriedenheit der Niederlande wesentlich durch die massenhaften Hinrichtungen wegen „Keterei“ veranlaßt worden sei. Holzwarth ist völlig anderer Meinung. Zuerst belehrt er uns, daß das Volk der Niederlande kein Grauen vor dem „Gespens“ der Inquisition empfunden habe, demnachst, daß das protestantische Element in den Niederlanden keinen Boden gefunden haben würde, wenn es nicht künstlich gehegt und gepflegt worden wäre.

Schon Motley hat es als einen der unwürdigen Kunstgriffe hervorgehoben, deren sich Vertreter der spanischen Sache bedient haben, wenn man aus der Correspondenz Philipp's der Welt beweisen will, es sei nur eine Illusion der Niederländer gewesen, daß König Philipp II. die spanische Inquisition habe in Brabant und Holland einführen wollen. Wir bestreiten dies keinen Augenblick. Mag es Thatsache sein, mag König Philipp es als ein besonderes Vorrecht seiner spanischen Lande betrachtet haben, große festliche Autos de Fé zu schauen; mag er der Meinung gewesen sein, daß nur spanischen Hofherren und Ehrenfräulein so entzückende Schauspiele im großen Stile gebührten; mag ihm die Einführung eines Großinquisitors und des ganzen Apparats des Heiligen Amtes, wie es in Castilien und Aragon waltete, vollkommen fern gelegen haben! Worin besteht die Wichtigkeit, daß Philipp in den Niederlanden nur auf den Plakaten Karl's V., nur auf der päpstlichen und bischöflichen Inquisition bestanden habe? Worin erblicken Holzwarth und ihm gleichgesinnte Schriftsteller die Rechtfertigung des Königs? Und wäre jedes Wort, was über Einführung der „spanischen“ Inquisition in die Provinzen gefallen ist, eine Lüge, wäre jeder Gedanke an „spanische“ Inquisition ein Fiebertraum der Niederländer gewesen, so blieb doch die bestehende, wirklich ausgeübte Inquisition nichts weniger als ein Gespenst, die Wirklichkeit so grauenhaft, daß es wol zu verwundern ist, wie lange ein lebensheiteres, gutmüthiges Volk dergleichen ertragen mochte, nicht aber, daß es endlich dagegen aufstand.

Gegenüber den actenmäßigen Zeugnissen kann kein Schriftsteller leugnen, daß die Plakate Karl's V. von 1522, 1546 und 1555, die Religionsedikte, die Philipp in den Niederlanden vorfand und deren stricte Vollziehung das Alpha und Omega seiner Herrschergebote war, „mit Blut geschrieben sind“. Trotzdem glaubt Holzwarth, daß „wir“ mit Karl V. und Philipp II. „darüber nicht rechten dürfen“. Man könne von unserm heutigen Standpunkte aus gegen diese Religionsedikte manches (!) einwenden, aber man habe kein Recht, moderne Anschauungen in die alten Zeiten hineinzutragen. Zur Rechtfertigung beruft sich Holzwarth auf protestantische Grausamkeiten. Er übersteht, daß Calvin's Andenken unter uns für ewig mit dem Worde Serret's besetzt bleibt, daß der protestantische Schriftsteller, welcher die Grellet der Hexenprocesse mit dem „blutigen Charakter der Zeit, in welcher das Menschenleben in keinem besondern Werthe stand“, rechtfertigen wollte, auf allgemeine Verurtheilung gefaßt sein darf. Wenn König Philipp keine bessere



Entschuldigung hat, als daß es zu seiner Zeit üblich war, jedes Vergehen mit dem Leben zu strafen, so steht seine Sache möglichst schlecht.

Auch ist die Beschönigung unwahr. Die Niederlande gingen verloren, weil sich Naturell und Empfindung ihres Volks gegen die blutige Grausamkeit sträubten, mit welcher verfahren wurde. Holzwarth sagt:

Es kann einem Zweifel nicht unterworfen sein, daß die Plakate Furcht und Schrecken verbreiten mußten. Aber die Vorstellungen, die man von ihrer Durchführung sich vielfach macht, sind ebenso irrig, als die Klagen gegen die Inquisition zum guten Theil verleumderisch sind.

Hier, gestehen wir, hat uns ein Schauer überrieselt. Der Verfasser kennt die von unzähligen belgischen und holländischen Localhistorikern veröffentlichten Documente, er kennt die Quittungen über Senkerarbeit, wie sie jahrelang unablässig, unermüdetlich in den ganzen Niederlanden verrichtet ward, er wagt nicht, die Reihe authentischer Einzelheiten, die Motley beibringt, als Unwahrheiten zu bezeichnen, — und will uns mit der Versicherung, daß die Angaben von 100000 oder auch nur von 50000 Hingerichteten „zu hoch gegriffen seien“, beruhigen. Dies soll als ein Beweis dienen, daß die Inquisition „verleumdet“ worden sei; dies soll uns glauben machen, daß die Niederländer ohne künstliche Aufhegung gegen das segensreiche Institut niemals etwas eingewendet haben würden. Der Verfasser will den modernen niederländischen Bürgern seine eigene Unempfindlichkeit aufbürden; er verleumdet die Niederländer, wenn er ihnen nachsagt, daß sie beim Anblick ihrer am Pfahl gerösteten und lebendig begrabenen Landsleute kalt und gleichgültig geblieben sein würden, wenn nicht die Wähler und Unruhmänner ihr menschliches Mitleid, ihr Erbarmen aufgestachelt hätten. Die Geschichte müßte diesen Unruhmännern heißen Dank wissen, aber glücklicherweise ist der Keim des Erbarmens in der Menschenbrust an und für sich vorhanden, und das Walten der niederländischen Inquisition war derart, dies Erbarmen auch bei denen wach zu rufen, die treu und fest an der alten Kirche hingen. Die Niederländer waren und wurden eben keine Spanier.

Aber, belehrt uns der Verfasser, diese vielgeschmähten Plakate waren mit Zustimmung der Stände erlassen und drückten daher die Meinung des Volks aus. Wer nur im entferntesten weiß, auf welche Art oft Gesetze in ständischen Körperschaften zu Stande kommen, muß darüber lächeln. In unsern Tagen vor dem nordamerikanischen Bürgerkriege ging im Congreß zu Washington eine Reihe von unbarmherzigen Maßregeln gegen flüchtige Sklaven durch. Wer daraus schließen wollte, daß die Bevölkerung Amerikas mit der brutalen Härte einverstanden und ohne Theilnahme für die flüchtigen Sklaven gewesen sei, würde eine schlechte Kenntniß der Thatfachen an den Tag legen. Manches Gesetz wird erlassen, dessen wahres Gesicht sich erst in der praktischen Anwendung zeigt. Die Stände der Provinzen mochten kaum eine Ahnung davon gehabt haben, welcher Anwendung und Ausdehnung die Plakate fähig seien; auf alle Fälle erklärten die Zustimmenden, als die Durchführung der

Gesetze einige Jahre gebauert hatte, als kein Ende der Schlächtereien, der Grausamkeit zu erblicken war. Die Niederländer mochten indifferent bleiben, solange ihnen erzählt ward, daß strenge Gesetze gegen Sektirer erlassen seien; sie begannen aber die Sache anders anzuschauen, als Jahr um Jahr Hunderte von armen Teufeln, von Frauen und selbst von Kindern die Scheiterhaufen und Schaffote bestiegen, als Männer bluteten, die hoch in der Achtung ihrer Mitbürger gestanden hatten, als jeder den andern erschrocken anblicken mußte, ob ihn nicht zunächst die Noth treffen werde.

Adolf Stern.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

### Musikalische Literatur.

1. Die Organisation des Musikwesens durch den Staat. Von Franz Brendel. Leipzig, Rahmt. 1866. 8. 10 Mgr.

Berücksichtigt man bei dem Lesen dieser Schrift den im Vorwort hervorgehobenen Umstand, daß dieselbe den unveränderten Wiederabdruck von Aufsätzen aus der von dem Verfasser redigirten „Neuen Zeitschrift für Musik“ enthält, und daß diese Aufsätze in mehr als halbjährigen Zwischenräumen erschienen, welche häufiges Wiederaufnehmen von Anknüpfungspunkten aus dem Vorangegangenen erforderten, so wird man auf dem eng zugemessenen Raume, trotz der dadurch nöthig gewordenen zahlreichen Wiederholungen, eine verhältnißmäßig große Menge anregendes Material aufgespeichert finden, welches, da die darin enthaltenen Vorschläge „durchaus nur erst als annähernde gelten sollen“, wol verbient, im Interesse der Sache weiter ausgebaut zu werden. Wegen der Wichtigkeit des Gegenstandes glauben wir uns daher diesmal eingehendere Mittheilung der Hauptgedanken gestatten zu dürfen.

In der Einleitung beklagt der Verfasser unter anderm, daß in Betreff von Associationen zur Förderung der sachlichen wie persönlichen Interessen nur erst einige zerstreute Anfänge gegeben sind, daß so gut wie noch gar nichts gewonnen wird, wenn einzelne Preisaufgaben gestellt werden oder z. B. verschiedene „Mozart-Vereine“ dann und wann einen (!) Zögling absolviren, und daß auch die Musikschulen, obgleich sie noch die vielseitigste Förderung bieten, doch ebenfalls so lange ganz isolirt stehen und gewissermaßen in der Luft schweben, als nicht einerseits der Staat, der allein die Macht hat, um für umfassende Organisation des gesammten Musikwesens die erforderliche Sicherheit zu gewähren, die Sache in die Hand nimmt, andererseits die Künstler selbst ihre Angelegenheiten betreiben.

Im zweiten, den Grundzügen der Organisation gewidmeten Abschnitt macht Brendel darauf aufmerksam, daß es keineswegs ausreicht, wenn der Staat einzelne Institute begründet, sie dann aber sich selbst überläßt und bei der Besetzung von Stellen Concurrenz unter mittelmäßigen Bewerbern veranstaltet, unbekümmert darum, ob der Angestellte klare Einsicht in die wichtigsten Grundsätze, oder ob er die confusen Ansichten im Kopf hat. Es bedürfe vielmehr vor allen Dingen der Bildung einer besondern Behörde, welche, viel weiter greifend als die bisherigen, von

gebiegenen künstlerischen Grundsätzen geleitet, eine einheitliche Leitung der Kunstinstitute, der Theater, Musikschulen, Concertunternehmungen und der Pflege der Kirchenmusik, kurz eine einheitliche Kunstströmung im ganzen Lande anbahnt.

Die landläufigen Ansichten, daß solche Einmischung des Staats gefährlich, werden im dritten Abschnitt einfach durch die Beleuchtung beseitigt, daß bei den bisherigen Organisationen gewöhnlich das Philisterium eine große Rolle spielte und sich anstatt geistigen Inhalts mit pedantischen Formalismus begnügte. Vor allem dürfe derjenige Beamte, welchem man den Vorstz in dem Collegium für Kunst anvertraut, kein Dichter \*) oder Künstler sein, weil er alle Künste zu beaufsichtigen hätte, aber auch dann nicht, wenn er nur seine eigene Kunst verträte, weil fast alle Künstler zu sehr von Stimmungen und einseitigen Ansichten abhängig sind. Nach genauerer Ausführung der Eigenschaften, Kenntnisse und der Art des Einwirkens jenes eine allgemeine Kunstbehörde leitenden Beamten wendet sich der Verfasser zu dem, was die Künstler zu thun haben.

Im vierten Abschnitt knüpft er deshalb an die ausgedehnteste von allen der bisher zu diesem Behuf gegründeten Institutionen an, nämlich an den jetzt ungefähr 500 deutsche Künstler zu Mitgliedern zählenden „Allgemeinen deutschen Musikverein“; er ist überzeugt, daß derselbe bereits im Stande sei, eine lebendige Basis abzugeben für die Wirksamkeit der neuen Staatsbehörde, weil er derselben schon jetzt in reiferer Gestalt entgegenbringt, was auf andern Wegen nur mühsam und allmählich herausgearbeitet werden könne.

Als Grundlinien der leitenden Ideen wird im fünften Abschnitt empfohlen, nur Grundsätze zu adoptiren, welche alle Parteien in sich vereinigen, und deshalb einfach auf das in der „Neuen Zeitschrift für Musik“ seit 20 Jahren nach dieser Seite hin aufgehäuften Material verweisen.

In dem den Musikschulen gewidmeten sechsten Abschnitt wird der verkehrten Ansicht, dieselben seien überflüssig, weil sie keine großen Genies bildeten, diejenige gegenübergestellt, daß sie unerlässlich seien, um die große Anzahl von Talenten mittlern Ranges in ein regeres Kunstleben einzuführen, daß sie aber erst nach Erweiterung des Lehrplans, erst wenn sie zugleich wissenschaftliche Bildung gewähren, ganz ihrem Zwecke entsprechen und dem Musiker die seiner Kunst würdige Stellung in der Gesellschaft verschaffen werden, daß erst durch höhere allgemeine Bildung, durch Gewöhnung an ein mehr wissenschaftliches Denken (!) die Musiker ihre Zeit begreifen und größere Einigung in ihren Ansichten erzielen werden.

Was die Concertunternehmungen betrifft, so finden wir im siebenten Abschnitt den Nachweis, daß einheitliche Leitung derselben ebenso nöthig als die seitens der Behörden bereits in die Hand genommene Beaufsichtigung und Förderung der Theater, der Gemäldegalerien u. s. w.,

und hieran schließt der Verfasser die bei Anstellung der Dirigenten und Concertkräfte sowie bei der Wahl der Werke u. s. w. in Betracht zu ziehenden Gesichtspunkte.

Der letzte, dem Theater gewidmete Abschnitt empfiehlt hauptsächlich die von Wirsing in seiner Schrift „Das deutsche Theater“ aus reicher Erfahrung niedergelegten Verbesserungsvorschläge und warnt andererseits vor den darin enthaltenen eine bedenkliche Protection des Mittelmäßigen bloßlegenden, pedantischen Anschauungen.

Schließlich verweist Brendel einerseits auf seinen Aufsatz: „Der Staat und die Kunst“, dessen Grundgedanke: daß, solange nicht die gesammte Kunst in das Bereich des allgemeinen Unterrichts aufgenommen werde, alles für Kunst Gethane mehr oder weniger in der Luft schwebte, andererseits auf den von Adols Stern auf der dessauer Versammlung betonten Unterschied zwischen fürstlichem Mäcenenthum und der vom Staate zu beanspruchenden Organisation.

Wichtig ist zuvörderst, wie Brendel am Schlusse mahnt, daß die den Kunstangelegenheiten Zunächststehenden sich über die Hauptpunkte einigen, anstatt sich mit den heterogensten Vorschlägen unaufhörlich zu widersprechen, und sodann, daß einerseits alle in Vorschlag gebrachten Einrichtungen möglichst gleichzeitig in Angriff genommen werden, weil sonst kein allgemein durchgreifender Erfolg möglich sei, andererseits alsbald ein praktischer Anfang gemacht werde, ohne welchen alles Raisonnement zwecklos, endlich, daß der Staat den richtigen Moment, wo er die Initiative zu ergreifen hat, wirklich wahrnehme.

2. Uebersichtliche Darstellung der Geschichte der kirchlichen Dichtung und geistlichen Musik von H. M. Schletterer. Nürnberg, Verl. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

Unter der großen Anzahl der in der Gegenwart entstehenden Sammelwerke verdient das vorliegende wegen der auf verhältnißmäßig kleinem Raume mit Fleiß und Sorgfalt zusammengetragenen großen Menge chronistischen Materials Beachtung. Nach seiner eigenen Angabe hat der Verfasser hauptsächlich die von Servinus, Winterfeld, Wadernagel u. s. w. über diesen Gegenstand erschienenen Arbeiten benutzt. Da er in nächster Zeit die Veröffentlichung einer ausführlicheren Geschichte geistlicher Dichtung und Musik beabsichtigt, so unterlassen wir nicht, ihn außerdem noch auf die von Ambros neuerdings erschienene „Geschichte der Musik“ aufmerksam zu machen. Die Anordnung des Materials hätte sich wol noch übersichtlicher gestalten lassen. Der Verfasser theilt zwar seinen Stoff in 16 Abschnitte, greift aber in den einzelnen historischen Schilderungen bisweilen unnöthigerweise vor oder zurück und hätte wohl gethan, den eigentlich chronistischen Aufzählungen eine untergeordnete Stelle anzuweisen, vielleicht tabellarisch am Schlusse, hinter welchem er ein mit großem Fleiße verfaßtes Namenregister gegeben hat. Seine Schilderungen sind oft anregend und charakteristisch, nur in dieser Weise nicht genugsam durchgeführt, sondern durch manche Längen, meist Mittheilungen von untergeordnetem Interesse, abgeschwächt. In seinen Mittheilungen über den Gregorianischen Gesang finden sich noch Angaben, welche

\*) Oswald Warbach sagt dagegen („Dramaturgische Blätter“, II, 133): „Was für das Theater geschehen müsse, um es zu heben, ist leicht mit zwei Worten gesagt: Die Dichter müssen herrschen auf der Bühne.“

sich durch neuere Forschungen als falsch erwiesen haben. Daß er die Schilderung früherer kirchlicher, unserm Interesse bereits fern gerückter Zustände mit der Anschauungsweise der Gegenwart, mit dem, was uns wirklich interessiert, nicht noch durchgängiger und lebendiger in Beziehung gesetzt hat, ist um so mehr zu bedauern, als er seinen Gegenstand ersichtlich mit großer Wärme behandelt, ja demselben nach seiner Versicherung seit vielen Jahren sein ganzes Streben, Denken und Sorgen gewidmet hat. Als das Werthvollste außer dem reichen chronistischen Inhalt erscheint der Freimuth und die jeder Confession gerecht werdende Vorurtheilslosigkeit, mit welcher er die kirchlichen, auf geistliche Dichtung und Musik stark zurückwirkenden Grundschäden der verschiedenen Zeitalter beleuchtet, und empfehlen wir dem für diese Seite empfänglichen Leser hauptsächlich S. 12, 16, 19—22, 28, 31 (Bedeutung der Rekworte), 42, 47—49, 53—63 (besonders 59), 80, 86 (Präcisirung von Luther's Verdiensten um das geistliche Lied), 109, 114, 129 und 159 (Art des damaligen Componirens), 131, 149 (über Palestrina) und mehrere andere Partien.

Den Verfall der Kirchenmusik datirt der Verfasser von der Zeit an, wo man anfing, den bisherigen feierlich getragenen a capella-Gesang mit der Begleitung von Instrumenten zu verbinden; er eifert wiederholt gegen Heranziehung der Instrumentalmusik zum Gottesdienste. Allerdings hat dieselbe zu vielfachen Ausschreitungen Veranlassung gegeben, ja eine Zeit lang hat sogar die Virtuosität in der Kirche so stark überhandgenommen, daß man in derselben Sänger und Virtuosen ebenso ungenirt beklatschte wie im Concertsaal; ebenso wenig finden wir mit dem Verfasser den willsten Gebrauch der Trompeten und Panken erbanlich. Deshalb sich jedoch der Instrumentalmusik und ihrer großartigen, erhebenden Wirkungen gänzlich wieder entäußern, alle dem Geist wahrer Religiosität entsprungenen herrlichen Schöpfungen mit Instrumentalbegleitung verbannen zu wollen (auch die Orgel müßte dann, weil ebenfalls ein Blasinstrument, wiederum schweigen), hieße das Kind unnüthigerweise mit dem Bade ausschütten.

Wichtiger erscheint überhaupt auf dem ganzen Gebiete der Kirchenmusikliteratur strenge Sichtung unter dem besonders in Süddeutschland und Italien mit gemüthlichem Unfug gäng und gebe Gewordenen. Beachtenswerth dagegen ist folgende Beleuchtung:

Bisher hatten die Schulköre die Leitung des Gemeindegesangs allein gehabt. Es war für jene Zeit von größter Wichtigkeit, sich tüchtige Chöre heranzuziehen. Der Gesangunterricht in den Schulen war deshalb einer der Hauptgegenstände, und der milde Sinn unserer Vorfahren bethätigte sich in reichen Stiftungen für diese kirchlichen Sängerköre, die nicht allein den allgemeinen Gesang zu stützen und zu führen hatten, sondern auch in selbständigen kunstreichen Chören die Gemeinde erheben und erbauen und Proben ihrer Leistungsfähigkeit geben sollten. Wie hat sich das geändert! Die Schulen, an denen der Gesang noch heute eine andere als eine höchst oberflächliche Pflege findet, an denen man nicht die für die Hebung des Gesangs gemachten Stiftungen ihrer ursprünglichen Bestimmung längst entzogen hat und in denen namentlich der Schüllerchor noch zur Ausübung kirchlichen Chorgesangs angehalten wird,

sind auf eine bedauerlich kleine Anzahl herabgesunken. Die Errichtung unserer Gelehrtenschulen beginnt von der Zeit an, wo man den philologischen Studien ein so unnatürliches Uebergewicht einräumte. Wir unterschätzen durchaus nicht die Bedeutung, welche die Kenntniß der alten oder sogenannten todtten Sprachen für den Gelehrten, ja für jeden wissenschaftlich gebildeten Mann hat. Dennoch werden wir es immer beklagen müssen, daß Schulen, die ursprünglich einer allgemein wissenschaftlichen und einer Kunstbildung die Grundlage geben sollten, so ganz ihrer eigentlichen Bestimmung entfremdet werden konnten, daß man die Cultivirung jeglicher Kunstfertigkeit anstieß und nur noch die Uebung todtten Vortrags betreibt. Seitdem man nur noch ausgezeichnete Lateiner und Griechen, d. h. nicht selten verkehrte Pedanten, die von Natur aus jeder Kunstpflege abhold sind, für tüchtig und geeignet hält, gelehrte Schulen zu leiten, seitdem mußte Kunstliebe und Kunstsinn in den gebildeten Kreisen sowohl wie im ganzen Volke, auf welches jene so mächtigen Einfluß haben, in erschreckender Weise abnehmen und einem Materialismus Verbreitung erleichtern und sichern, der alle edlern Neigungen und höhere geistige Bestrebungen zu verschlingen droht. Angesichts solcher Zustände wäre es an der Zeit, früheren Stiftungsworden nachzuforschen und, soweit es rechtlich geschehen kann, ursprüngliche Bestimmungen anstreben zu erhalten und unsere höhern Schulen zu größerer Uebung und Pflege des Gesangs zu drängen, ja für die Kirche von dorthier wieder die Chorkräfte zu gewinnen und einen würdigen Chorgesang sich zu verschaffen, wo er allein zu suchen und zu finden und naturgemäß zu üben und zu pflegen ist: von der Schule.

In hohem Grade beherzigenswerth ist auch die Ausführung S. 247 und S. 282, daß ein Hauptgrund des Verfalls der Kirchenmusik in der schlechten Dotirung der Organisten in Folge der immer mehr überhandnehmenden Länge der Predigten und der damit zusammenhängenden Abneigung der Geistlichen gegen die ihre Predigten beeinträchtigende Musik zu suchen sei.

Nicht jeder Schullehrer, der vielleicht ein ganz brauchbares Liedertafelmitglied u. s. w. ist, hat die Befähigung, ein Cantor zu übernehmen. . . . Hat man doch schon häufig Stimmen protestantischer Geistlichen gehört, die von einem Orgelknecht oder einer wohl eingerichteten Drehorgel sprachen, damit endlich die süßigen, Gehalt beanspruchenden Organisten entbehrlich gemacht werden könnten. . . . Ein Stand kann den Mangel musikalischer Bildung nicht so leicht verschmerzen, das ist der der Theologen. Wo soll ihnen aber Kenntniß des Gesangs, Liebe zur Musik und Einsicht in den musikalischen Theil des Cultus herkommen, wenn sie in ihrer Jugend zu keiner Kunstübung mehr angehalten werden?

Schließlich unterwirft der Verfasser, nachdem er sich sehr scharf über die durch Klopstock angezettelte Verbesserungssucht älterer Lieder ausgesprochen, neuere Sammlungen einer eingehendern Kritik und sagt S. 287 darüber:

Man hielt von Anfang an als Grundsatz fest, daß dieselben die Kernlieder unserer protestantischen Kirche, jene kräftigen, glaubensenthaltigen Zeugnisse der Reformationszeit und der Dreißigjährigen Kriege nicht fehlen dürften, aber dennoch sind zwei wichtige Fragen bis heute ungelöst: Ob jene Lieder, deren Form und Wortfolge gegen den modernen Versbau so häufig verstoßen, unverändert und ganz dem Original getreu herüberzunehmen, oder ob sie umzuarbeiten seien? Und welchen Umfang man den Gesangbüchern zu geben habe? . . . Ohne uns auf Gründe, die für oder gegen unsere Ansicht geltend gemacht werden könnten, hier weiter einzulassen, geben wir unsere Meinung dahin ab, daß die alten Lieder wortgetreu, wie sie im Original vorliegen, herübergenommen werden möchten. Gestattet man einmal, an ihnen zu ändern und zu bessern,

sich dessen kein Ende sein und wir kommen sofort wieder zu alte, auf Abwege führende Bahn, die ja eben vermieden werden soll. Lieber, die so durchaus unserer Ausdrucksweise widersprechen, daß sie eher Anstoß als Erbauung erwecken, scheidet man ganz aus. Lieber dagegen, in denen nur der mehrere Worte für unser Ohr hart und sonderbar klingen, nehme man unverändert herüber. Die Gemeinde mag sich der Fülle des Guten, das ihr geboten wird, an einzelne gewöhnen. Die gläubige Gemeinde wird dies auch ohne Spruch thun. Es wird das Verständniß unserer alten Väter wesentlich fördern, wenn unsere Geistlichen sich dafür interessieren, wie dies in früherer Zeit auch geschehen ist, über verständliche Lieber, wie über dunkle Stellen der Schrift, zu forschen.

Für Form und Umfang empfiehlt Schletterer die Gesänge des 16. Jahrhunderts als allein nachahmenswerthe Muster, sowie Scheidung in einen kirchlichen und einen der häuslichen Erbauung gewidmeten Theil. Hier seine Klage erwähnt, daß es noch nicht möglich sei, eine annähernd vollständige Literatur des 17. Jahrhunderts zu geben, sowie die von ihm hieran geknüpften Wünsche, welche sich für dieses Gebiet interessieren, zumal die Geistlichen, der Gesangbuchgeschichte des 17. Jahrhunderts im Bereich ihres Wirkungskreises zu dem Zweck nachzuforschen.

Der Schluß des ganzen Werks macht der Verfasser Bach's und Beethoven's große Messen die an sich wichtige Bemerkung: „Beide Messenwerke erheben sich über alles Maß und Verkommen, ja auch über die, der andere Werke kirchlicher Figuralmusik erheben, daß sie sich dem gewöhnlichen gottesdienstlichen Gebrauche entziehen“. Er hätte aber entsprechend seinem erkundeten vorurtheilslosen Blick gerade hier die vortheilhafte Gelegenheit nicht vorübergehen lassen sollen, einen Blick auch die nächste Zukunft ins Auge zu fassen und zu sagen auszusprechen, daß, sobald der noch immer gemeinen in starren Dogmen viel zu befangene Geist und unbefangener werden sobald die Zeitströmung mächtig unsere Geistlichkeit nöthigen wird, mehr ihr ihre Lust am Herrschen abzustreifen und sich der ermüdenden langen Straf- und Nüchternheitsgefallen kurz, gleichwie in den ersten, reinsten des Christenthums, sich nicht ferner als Herrscher, vielmehr als Diener der Kirche anzusehen: daß der Cultus wahrer Kirchenmusik wiederum ein derer, ernsterer, bei weitem vertiefterer werden, dann auch selbst für Werke der eigenthümlichsten, reichsten Anlage eine geeignete Stätte im Gottesdienst wenigstens bei besondern, ihrer Eigenthümlichkeit bedürftigen Feierlichkeiten finden wird, sobald dieselben von wahrhafter Religiosität beseelt sind.

aus: uit de Geschiedenis der Muzijk door Mr. A. M. vordt. Deventer 1865.

Das Werkchen ist leider in einer uns nicht zuvorkommend, nämlich der holländischen Sprache verfaßt. Wir empfehlen uns daher, bis eine deutsche Uebersetzung herauskommt, beschränken, dasselbe hiermit einfach anzunehmen und mitzutheilen, daß das Inhaltsverzeichnis Folgendes zeigt: „Rossini“, „Mozart's Zauberflöte“, „De

kunst onder twee groote vorsten“, „Eene kunstenaars uit den ouden franschen tijd“, „De kunst in Italie“.

4. Die Zauberflöte. Texterläuterungen für alle Verehrer Mozart's. Nebst dem vollständigen Text der Zauberflöte. Leipzig, F. v. S. 1866. Gr. 8. 10 Rgr.

Das recht anregend gehaltene Schriftchen besteht aus einer Reihe von Aufsätzen, welche zu Anfang des vorigen Jahres in einem freimaurerischen Blatte erschienen und nunmehr auf vielseitigen Wunsch veröffentlicht worden sind, um den Verehrern Mozart's Erläuterungen über die tiefere Bedeutung der „Zauberflöte“, wie über Mozart's hochherzigen Sinn zu bieten und damit den landläufigen Behauptungen der Sinnlosigkeit des Textes zu begegnen. Der ungenannte Verfasser sagt (als Entgegnung auf eine solche Behauptung in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 28. Januar d. J.): „Wäre der Text auch schon Mozart als abgeschmackt und sinnlos erschienen, so würde es ihm gewiß nicht möglich gewesen sein, sich für denselben zu begeistern und auf solchem Grunde eine Musik von unverwundlicher Frische und nicht erkaltender Wärme zu schaffen.“ Der Verfasser beleuchtet hauptsächlich Mozart's mächtige Sympathien für die Freimaurerei, welcher dieser heimlich angehörte; er führt sechs vorzügliche Compositionen auf, die ihm dieselbe verdankt und bezeichnet als siebente „Die Zauberflöte“, welche, wie er ausführlicher nachweist, von ihm, Schikaneder und dem Choristen Giese in der Absicht geschaffen worden ist, die Freimaurerei auf der Bühne zu verherrlichen. Indessen wird auch nach unserer Ansicht nicht in Abrede gestellt werden können, daß die Verherrlichung freimaurerischer Geheimsymbolik, wenn sich auch der dem Bunde angehörige Componist daran begeistern mochte, kein geeigneter Stoff ist, um dem größern Publikum Theilnahme abzugewinnen, daß vielmehr allein die zwingende Macht der Mozart'schen Musik den Zauber übt, welcher der „Zauberflöte“ ihre unverwundliche Jugendfrische verleiht.

5. Mozart's Don Juan und Gluck's Iphigenia in Tauris. Ein Versuch neuer Uebersetzungen von C. F. Bitter. Berlin, F. Schneider. 1866. Gr. 8. 2 Thlr.

Ueber die Uebersetzung und Inszenirung des „Don Juan“ hat sich nach und nach bereits eine kleine Literatur gebildet, besonders haben sich Kugler, Viol, Wolzogen und Bischof der Sache mit Wärme angenommen und namentlich den Versuch gemacht, der Oper einen wirksamern Schluß zu ermöglichen: eine Bemühung, die auch einzelne Bühnen bereits mit lobenswerther Pietät zu verschiedenen Versuchen veranlaßt hat. Im allgemeinen aber ist man praktisch mit der ganzen Angelegenheit eigentlich noch keinen erheblichen Schritt von der Stelle gekommen. Noch grassirt bei den Aufführungen des „Don Juan“ nach wie vor in der Auffassung eine gute Anzahl traditionell spießbürgerlicher Anschauungen, noch werden Don Juan und Octavio meist als gewöhnliche Gesellschaftsmenschen abge spielt, noch wirft man gewöhnlich die Clivira Darstellerinnen hin, die dem Ausrufe der Donna Anna und Octavio's: „Che aspetto nobile, che dolce

maestà!" herzlich wenig entsprechen, noch wird der Gallerie regelmäßig durch Leporello ein seltsamer Wandwurm von Silhouetten zum besten gegeben, ebenso wenig darf bei der letzten Arie der Donna Anna der traditionelle Brief fehlen u. s. w. Daher ist denn jeder Versuch, solchem Schlenbrian zu steuern, ein dankenswerther, wenn er auch das beabsichtigte Ziel noch immer nicht völlig erreicht.

Bitter unterwirft in dem vorliegenden, 485 Seiten starken Buche die bisherigen Uebersetzungen sowol des „Don Juan“ als auch der „Iphigenia in Tauris“ (unter denen beiläufig die des hieberten Reefe wahrhaft ergötzlich zu lesen ist) einer eingehenden und durchaus treffenden Kritik, entwickelt sodann die bei Uebersetzungen wichtigen Gesichtspunkte sowol erschöpfend als auch im allgemeinen mit anerkennenswerther Sachkenntniß und gibt selbst hierauf neue, auf diese Grundsätze basirte Uebersetzungen. Was nun diese letztern betrifft, so hat Bitter wohl daran gethan, sie Versuche zu nennen. Uebersetzungen sind dieselben in Bezug auf musterhafte Treue und wörtliche, besonders bei Glad's prägnanter Declamation wichtige Uebereinstimmung; noch nicht zu erreichen vermocht hat Bitter dagegen sein vortreffliches Ziel, was die Wahl der Ausdrücke betrifft. In dieser Beziehung macht sich, trotzdem zwei vollständige Uebersetzungen vorliegen, ein noch immer erheblicher Mangel an Routine fühlbar. Ersichtlich steht ihm noch nicht der betreffende Wortapparat mit der nöthigen Leichtigkeit zur

Verfügung. Wer von uns sich selbst eingehender mit Uebersetzung von Gesangstexten beschäftigt hat, versteht gewiß nicht die Schwierigkeit, allen von Bitter aufgestellten Anforderungen gerecht zu werden, und berücksichtigt gewiß hinreichend, daß man einen Operntext oder eine Uebersetzung, die erst durch den Gesang flüssig werden soll, nicht gleich einem selbständigen Werke anschauen darf, weiß aber auch zugleich, daß es wol möglich ist, etwas von dem poetischen Hauch und der Entschiedenheit des Ausdrucks aus dem Originaltext in die Uebersetzung hinüberzureiten. Beides fehlt den vorliegenden Versuchen, man mag irgendeine Seite des Buchs aufschlagen, noch zu erheblich, um befriedigen zu können, es fehlt das eigentlich Fadiende des Ausdrucks; die Sprache erhebt sich selten zu der prägnanten Entschiedenheit und Gewähltheit, welche das Kunstwerk über die Sphäre des schlichten Geschäftsstils, des in den traditionellen Wendungen gehaltenen amtlichen Referats erhebt. Gelingt es dem sonst in kritischer Beziehung wohlausgerüsteten Autor, im allgemeinen noch bedeutendere Wendungen zu finden, natürlichern Fluß in seine Sprache zu bringen und an Stelle von viel zu oft gebräuchter oratio obliqua directe Nebeweise überall da anzuwenden, wo sich solche im Original findet, sowie eine Menge keineswegs leicht zu singender oder auszusprechender Fügungen und Zusammenstellungen von Worten zu vermeiden, dann dürfen wir wirklich musterzüglichen Leistungen entgegensehen, denen eine dauernde Brauchbarkeit gesichert ist.

Hermann Soppf.

## Feuilleton.

Petöfi über Goethe und Véranger.

Gibt es Interessanteres für den Kenner der Literatur, als das eigene Urtheil über hervorragende Erscheinungen, welche er mit warmer Liebe in sich hegt, in dem Urtheil congenialer Geister bekräftigt oder berichtigt zu finden? Denn Gleiches wird durch Gleiches gemessen, und der Genius kann nur von seinem Peers gerichtet werden. Darum wollen wir den Lesern einige Aeußerungen Petöfi's, des Fürsten ungarischer Lyrik, über Goethe, den Meister deutscher und aller Poesie, nicht vorenthalten. Wir finden sie in den „Reisebriefen“ unter Petöfi's „Vermischten Schriften“, welche Gyulai vor drei Jahren in drei Bänden publicirt hat und die meines Wissens bisher noch nicht ins Deutsche übersetzt worden sind. Da heißt es unter dem 6. Juli 1847: „Den 1. Juli brach ich auf aus Pesth. Höre nur, was mir für ein Unglück zustoßen muß. Eine Viertelstunde vor der Abreise fällt mir ein, daß ich meine Bücher alle verpackt habe und keins für die Reise draußen geblieben war. Ich laufe zu meinem Buchhändler, er solle mir in der Schnelligkeit irgendein Buch geben, das ich in die Tasche stecken könne. Nach einigem Hin- und Hersuchen bekomme ich eins, stecke es zu mir und stürze fort. Im Omnibus, der mich zur Bahn führt, sehe ich nach, was ich wol für eine Lektüre haben würde. Und — grenzenloser Himmel — was muß ich sehen?... Ich hatte Goethe's „Faust“ in der Tasche. Was thun? rief ich bei mir, fluchen oder ohnmächtig werden? — Du weißt, mein Freund, und wenn du es nicht weißt, so wisse es jetzt, daß ich Goethe nicht liebe, daß ich ihn nicht leiden kann, daß ich ihn verabscheue und er mich anseht wie Meerrettich, der mit Erüme angemacht ist. Dieser Mensch hatte einen Kopf von Diamant, aber ein Herz von Stein.... ach, auch das nicht einmal, denn der Stein gibt Funken. Goethe's Herz war Thon, ganz ge-

meiner Thon, weiter nichts; feuchter, weicher Thon, als er seinen blöden „Werther“ schrieb, seitdem aber trockener, harter Thon. Ich brauche so einen Gefellen nicht. Vor mir gilt jeder Mensch so viel, als sein Herz werth ist. Eher könnte ich mich mit jemand befreunden, der in irgendeiner Leidenschaft tausendfaches Böse an mir gethan, als mit einem kalten Menschen, der mir tausend Wohlthaten erzeigen möchte. Ein flammendes Herz! Ein flammendes Herz, oder den eisigen Tod!... Ach, mein Gott, wenn mein warmes, glühendes Herz jemals erkalten könnte.... Doch nein, das kann nicht sein. Mein Herz wird selbst der Tod nicht abkühlen. Begrabt mich im Norden und pflanzt einen Orangenbaum neben mein Grab, ihr werdet sehen, daß er auch da noch blühen wird, denn mein Herz wird die Erde erwärmen, in welcher es liegen wird.

„Goethe ist einer der größten Deutschen, Goethe ist ein Held, aber eine riesige Statue. Die Gegenwart huldigt ihm, wie einem Götzen, aber die Zukunft wird ihn stürzen, wie alle Götzen. Wie gleichgültig er von der Höhe seines Ruhms herab sah auf die Menschen, so werden bald die Menschen gleichgültig herabschauen auf die in Staub gesunkenen Trümmer seiner Glorie. Wer andere nicht liebt, den können auch andere nicht lieben, sie können ihn höchstens anstaunen. Und wehe dem Menschen, den man bloß anstaunen und nicht lieben kann. Die Liebe ist ewig wie Gott, die Bewunderung vergänglich wie die Welt.“

Wenn der Leser bei diesen Worten aus den Wolken gefallen sein wird, so möge er seinen Unwillen zurückhalten, bis er folgende Stelle über Véranger aus eben denselben Briefen vor sich haben wird. Sie lautet: „Morgen breche ich vom Großen wardein nach Pesth auf. Die letzten Monate meiner Sanges-gesellschaft will ich auf Reisen zubringen. Ich sehe mir das Meer an, wonach ich mich so lange geseht habe, das meinem





# Anzeigen.

Neuer Verlag von F. A. Brodhans in Leipzig.

## Staatswissenschaften.

- Fraas, R.** Die Ackerbaufrühen und ihre Heilmittel. Ein Beitrag zur Wirtschaftspolitik des Ackerbauschulzes. 8. Geh. 1 Thlr.  
**Harthausen, August Freiherr von.** Die ländliche Verfassung Russlands. Ihre Entwicklungen und ihre Feststellung in der Gesetzgebung von 1861. 8. Geh. 2 Thlr. 20 Ngr.  
**Held, Joseph.** Staat und Gesellschaft vom Standpunkte der Geschichte der Menschheit und des Staats. Mit besonderer Rücksicht auf die politisch-socialen Fragen unserer Zeit. Drei Theile. 8. Geh. 12 Thlr.  
**Judaich, Albert.** Die Grundentlastung in Deutschland. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.  
**Künne, Dr. Ludwig von.** Das Staatsrecht der Preussischen Monarchie. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Bände. In vier Abtheilungen. 8. Geh. 11 Thlr.  
**Aufsätze Fragmente.** Beiträge zur Kenntniss des Staats- und Volkslebens in seiner historischen Entwicklung. Eingeleitet und herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. Zwei Bände. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.  
**Stein, Lorenz.** Lehrbuch der Finanzwissenschaft. Als Grundlage für Vorlesungen und zum Selbststudium. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

Das constitutionelle Princip, seine geschichtliche Entwicklung und seine Wechselwirkungen mit den politischen und socialen Verhältnissen der Staaten und Völker. Herausgegeben von August Freiherrn von Harthausen. In zwei Theilen. 8. Geh. Jeder Theil 1 Thlr. 15 Ngr.

Erster Theil: Die Repräsentativ-Verfassungen mit Vollschaften. Dargestellt und geschichtlich entwickelt von Karl Biedermann.

Zweiter Theil: Vier Abhandlungen über das constitutionelle Princip von Joseph Held, Rudolf Gneist, Georg Waitz, Wilhelm Kosegarten.

**BIEDERMANN, CHARLES.** LES SYSTÈMES REPRÉSENTATIFS avec élections populaires historiquement exposés et développés en rapport avec les conditions politiques et sociales des peuples. Traduits de l'allemand par Stanislas Leportier. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

**CONSIDÉRATIONS SUR LA NATURE, LES CONDITIONS ET LES EFFETS DU PRINCIPE CONSTITUTIONNEL.** Quatre traités des MM. Joseph Held, Rodolphe Gneist, George Waitz, Guillaume Kosegarten, publiés par le Baron Auguste de Haxthausen. Traduits de l'allemand par Stanislas Leportier. 8. Geh. 2 Thlr.

**MARTENS, B<sup>n</sup>. CHARLES DE.** LE GUIDE DIPLOMATIQUE. Précis des droits et des fonctions des agents diplomatiques et consulaires; suivi d'un Traité des actes et offices divers qui sont du ressort de la diplomatie, accompagné de pièces et documents proposés comme exemples. Cinquième édition, entièrement refondue par M. F. H. GEFFCKEN. 2 Vol. en 3 Parties. In-8. 4 Thlr. 16 Ngr.

**WHEATON, HENRY.** ÉLÉMENTS DU DROIT INTERNATIONAL. Quatrième édition. Tomes I et II. 8. Geh. 4 Thlr.

**WHEATON, HENRY.** HISTOIRE DES PROGRÈS DU DROIT DES GENS en Europe et en Amérique depuis la paix de Westphalie jusqu'à nos jours. Quatrième édition. 2 volumes. 8. Geh. 4 Thlr.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

## Dramatische Schriften

und Studien über das Leben

Von Heinrich von Arnim.

Erstes bis drittes Bändchen. 8. Geh. Jedes Bändchen:

- I. Bändchen. Der letzte Hohenhausen. Trauerspiel. Aufgeführt. Nebst einem Anhang: Die Falschschichte. Erzählung und Betrachtungen. (Mit Autographie.)
- II. Bändchen. Die Wahrzeichen. Lustspiel. — Der zerbrochene Brauttschau. Lustspiel. — Das Verbum. Eine Studie.
- III. Bändchen. Der Kaiserhof zu Palermo. Ein Bild aus der Hohenhausenzeit, 1228. Mit Anhang: Ein Beitrag zur Färbung und zur Gründung einiger religiöser Begriffe. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien ebenfalls:

Die Naturreligion oder Was die Natur zu lehrt. Ein Beitrag zur Färbung und zur Gründung einiger religiöser Begriffe. 8. Geh.

Verlag von I. Guttentag in Berlin

Vierte Auflage, in zwölf Lieferungen à  
**Lessing's Leben und W.**

Von Adolf Stahr. 2 Bände. 790 Seiten

Die „Stahr'sche Lessing-Biographie“ ihrem ersten Erscheinen an einen ausserordentlich gefunden. Von der literarischen Kritik wird sie „Volksbuch im edelsten und besten Sinne“ bezeichnet und hat sie sich in wenig durch den Verkauf von drei grossen Auflagen Kreisen eingebürgert. Indem hiermit die vierte Auflage zur Ankündigung gebracht wird, sei das Besitztum von Lessing's Werken, sowie jedem literarischen Leserkreis neuerdings warm empfohlen. — Jede Lieferung, sowie ein Prospectus ist in der Handlung zu haben.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

## Unsterblichkeit.

Von  
**Heinrich Ritter.**

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ritter's Schrift über Unsterblichkeit, über den Zusammenhang des zeitlichen mit dem ewigen Leben, ihrer ersten Auflage einen Theil des Sammelwerkes über die Lehren zur Förderung allgemeiner Aufklärung, erfreute sich so grossen Anklangs, daß der Verfasser dadurch bewogen wurde, seine Untersuchung in einer neuer Form dem Publikum vorzulegen. Diese Umarbeitung ist ganz neues Werk geworden, für das um so mehr Theilnahme erwartet werden darf.

erscheint wöchentlich.

— Nr. 44. —

1. November 1866.

11: Zur Charakteristik Shelley's. Von Rudolf Gottschalk. — Zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Krieges von Adolf Stern. Erster Artikel. (Beschluß.) — Vom Büchertisch. — Feuilleton. (Wilmar über Gicht.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Zur Charakteristik Shelley's.

Die Syllabe Shelley's ausgewählte Dichtungen. Herausgegeben von Adolf Strodtmann. Zwei Theile. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1866. 8. Hft.

Der Syllabe Shelley ist eine der interessantesten Erscheinungen der modernen englischen Literatur; dort zu den Poeten, über die man in Deutschland ein festes Urtheil gebildet hat, meistens ohne seine Werke zu kennen. Es ist dies jene beliebte deutsche Mode, die Literaturhistorie vor der Dichtung zu bevorzugen, man aus der erstern mit leichter Mühe Porträt und Charakter des Dichters sich anzueignen vermag und zu dem poetischen Extract das kritische Rezept erhält, während die selbstständige Lektüre der Dichtwerke eine Zeit verlangt, wie sie dem überall herumnaschenden Ad des Säculums versagt ist, und dabei den Leser klaren läßt über Licht- und Schattenseiten, welche eine Kritik ohne Leidenschaft und Eitelbrille herauszuholen oft nicht vermag. Wir berühren damit keineswegs den harmlosen Mangel unserer literarischen Zurechtweisung, es ist, auch der deutschen Poesie gegenüber, eine Mode unsers Publicums, welche nicht bloß das materielle Bedeuten der Literatur, sondern auch den höhern, in begeistertem Antheil getragenen Aufschwung vernachlässigt. Die Dichtungen gelten für ungenießbaren Schmuck, der nur in der Appretur durch Literaturgeschichte, Anthologie, nur durch Zusammenstellung, Beleuchtung durch Auszüge und elegante Ausstattung genießbar ist.

Was Shelley betrifft, so ist allerdings den Deutschen eine Bekanntschaft mit ihm durch den Mangel an guten Uebersetzungen erschwert. Die frühere vollständige Uebersetzung von Seybt hat zwar manches Gute; sie ist in der Form nicht ansprechend genug, auch inhaltlich dem Buche zu ungenügend. Die vorliegende Uebersetzung von Adolf Strodtmann, einem Dichter, welchem englischen Vorbild eine gewisse Geistesverwandtschaft, den gleichen Radicalismus der Gesinnung

entgegenbringt, hat bei weitem mehr Fluß und Schwung; doch scheint es nicht auf eine Uebersetzung der sämtlichen Werke Shelley's abgesehen, sondern nur auf die „ausgewählten Dichtungen“. Wir wissen nicht, ob die Auswahl mit den vorliegenden zwei Theilen ihren Abschluß erreicht hat. Vorläufig fehlt Shelley's größtes Gedicht: „Die Empörung des Islam“, und außerdem sein „Entfesselter Prometheus“ u. a. Auch unter den kleineren Gedichten vermissen wir einige der besten, wie die Elegie auf John Keats („Adonais“), in welcher der Dichter in schönen und melodischen Versen sich selbst porträtirt. Gleichwohl genügen die mitgetheilten Gedichte, die „Königin Mab“, „Alastor“, „Epipsychidion“, „Die Cenci“, um uns die ganze Eigenthümlichkeit Shelley's erkennen zu lassen, der so wenig zu den Duzendpoeten gehört, daß jede Zeile, die er geschrieben, den Stempel seines leicht unterzeichneten, aparten Talents trägt.

Shelley ist einer derjenigen Dichter, über welche die Vorläufer der sogenannten Objectivität stets gering denken werden. Er hat keine Gestalten geschaffen und muß also zurückstehen hinter jedem Poeten, der Müller und Schulze zu individualisiren weiß. Ebenso wenig ist ihm als Lyriker irgendein volkstümliches Lied gelungen, das im Munde des Volks lebt oder auch nur in eleganten Salons vom Blatt gesungen wird. Grund genug, ihm eine sehr untergeordnete Stelle unter den Dichtern anzuweisen, wenn die Rangordnung derselben nach jenen äußerlichen Maßstäben bestimmt wird, wie sie die Dictatoren unserer Nationalliteratur handhaben.

Wir haben von dichterischer Größe eine andere Meinung und wollen nicht doppeltes Gewicht haben für einen Aeschylus, Pindar und für die Poeten der Gegenwart. Den großen Dichter macht die Tiefe der Weltanschauung und die Schönheit und Prägnanz des dichterischen Ausdrucks und die Beherrschung der einzelnen Dichtungsgattungen steht erst in zweiter Linie; sie bestimmt seine Art, nicht sein Wesen. Der eine mag mehr die Welt in sich, der andere sich mehr in der Welt spiegeln, der eine objectiver, der andere subjectiver, der eine mehr Dramatiker und Epiker, der andere mehr Lyriker sein — die

Ursprünglichkeit und Bedeutung des dichterischen Genies wird durch diese Unterschiede nicht berührt. Nicht darauf kommt es an, lebenswahre Gestalten zu schaffen, sondern auf den geistigen Kern, auf die innere Tiefe und Bedeutung dieser Gestalten. Sonst wäre Keats ein größerer Dichter als Shelley und vor den Realisten der Gegenwart müßten alle wahrhaft großen Genien der Vergangenheit in Ehrfurcht zurücktreten.

Shelley ist ein Poet mit einer wesentlich prophetischen Ader, von hohem Schwung der Phantasie, den Problemen der Welt und des Lebens zugewendet, ein Gedankendichter, der sich am liebsten in Hymnen und Dithyramben bewegt. Neben Byron gestellt, tritt er allerdings in den Schatten; ihm fehlt die Klarheit und Schärfe dieses großen Dichters und die Energie seiner Darstellungsweise; die Idealwelt Shelley's hat etwas Verschwommenes; seine Gedanken schweifen wie Dämmerungsfalter umher; eine visionäre Beleuchtung schwebt über fast allen seinen Schöpfungen. Wenn Byron übrigens als ein Skeptiker und Pessimist erscheint, so liebt Shelley dagegen, ein magisches rosenfarbiges Licht über die Zukunft auszubreiten; er gibt die Gegenwart und Vergangenheit preis, aber die Zukunft der Welt erfährt er mit hoffnungstrunkener Seele. Byron ist ein dichterischer Proudhon, der seine Feder in Scheidewasser taucht, um eine ägende Analyse unserer Cultur zu schreiben; Shelley ist eher einem Cabot zu vergleichen, der sein die Menschheit beglückendes Marien, einen Traum- und Musterstaat, auf den Wellen der Phantasie vor uns aufbaut. Doch solche Projectionen künftiger Gesellschaftswelten sind schon für den Philosophen keine glückliche Aufgabe; die Campanella und Thomas Morus haben mit ihren Utopien einen sehr geringen Einfluß auf den Fortschritt der Menschheit ausgeübt. Auch der Dichter läuft Gefahr, bei diesem Aufbau einer bessern und besten Welt entweder allen festen Boden zu verlieren oder in die Prosa zu verfallen, wenn er zu sehr ins Detail geht, ähnlich wie Cabot's Marien nach der einen Seite eine phantastische Wellenschöpfung, nach der andern eine mit allen Details der trockensten Verwaltungskunde überladene, mit einer oft kleinlichen Mäckertheit ausgeführte Organisation ist. Der Pessimismus ist immer markiger und lebensfähiger als der Optimismus, zu dem diese Welt so wenig Veranlassung gibt. Auch in der verschiedenen Grundrichtung beider Dichter liegt es, daß Byron um so viel fester als Shelley in seiner Gedankenwelt wurzelt und ihr ein bestimmteres Gepräge zu geben weiß, daß er überhaupt sein von Haus aus schärfer und größer ausgeprägtes Talent auch noch günstiger darzustellen weiß.

Dagegen muß Shelley, wenn man ihn mit den Dichtern der Gesehule, wenn man ihn mit den gekrönten Poeten des londoner Hofes von Southey bis Tennyson vergleicht, als eine weit bedeutendere Erscheinung anerkannt werden. Denn neben der fashionabeln Formvollendung dieser weichen, meist in einem Rührbrei zergehenden Laureatenpoesie hat die feinige etwas gigantisch Auftretende, weil sie einen weit tiefern Gedankeninhalt besitzt, weil sie eine nichtsagende Welt befehlet, welcher von die-

sen Dichtern Weichrauch gestreut wird, weil in heitliche Urbilder verherrlicht, wo diese nur die des realen Lebens, die Schiffsjungen und Rausch sentimental aufschminken.

Shelley kam schon auf der Schule, auf der er in den Genuß des Atheismus. In dem England war dadurch sein Name mit einem Haften, der ihn auf allen Lebenswegen begleitete, mit 18 Jahren hatte Shelley die „Königin“ gedichtet — ein Gedicht, das eine gewisse Wirklichkeit nicht verleugnet, dafür aber auch Stellen höchsten Zauber und hinreißendem Schwung beizumöchte zunächst wenig angemessen erscheinen, die Königin Mab, die aus Mercutio's Beschreibung zierlicher, neckischer Traumeist bekannt ist, die Geschöpf der Dichterphantasie zur Heldin eines machen, welches über Gott und die Menig Offenbarungen verstanden und angefaßt die sollte, die Byron in seinem „Cain“ dem Enge traut. Die Fee Shelley's ist zwar kein Ma wie die des Mercutio, aber doch eine durchwastische Erscheinung, zarter als „die flodige Be- angehaucht vom bloßen Abendroth, die das späte nur mühsam gewahrt“; ihr perl durchsichtiges Geis sucht nicht des Mondlichts Strahl; ihr Zanberd Amaranthgeflecht verzert; kurz, es ist eine Fee, wele einer fleur animée zum Verwechseln ähnlich fe Fee im Balletcostüm, welche metaphysischen zu freud erscheint wie eine Sylphide der Praferen der Hegel'schen Phänomenologie. Nachdem nun die Seele der schlummernden Jante in die chinesischen Laosse-Dramen erinnernden Weise Körper getrennt, verkündet sie derselben ihr eige Amt:

Ich bin die Feenkönigin Mab; die Wunder  
Der Menschenwelt zu wahren, ist mein Amt:  
Der unermesslichen Vergangenheit  
Geheimniß hab' ich in der Menschenbrust,  
Auf des Gewissens ernsten, unbefochnen,  
Wahrheitsgetreuen Tafeln eingedrückt;  
Die Zukunft aus den Folgen jeder That  
Enträthst' ich; unverzeichnet laß' ich nicht  
Den Stachel, den die rächende Erinnerung  
Eindrückt des Menschen selbstlich harter Brust.  
Noch jenes Bonnebeben, das das Herz  
Des Engenbhaften füllt, wenn seinem Tag  
In Wort und Werken edel er vollbracht.  
Auch ist es mir gestattet, zu zerreißen  
Den Schleier irdlicher Gebrechlichkeit,  
Auf daß der Geist, in wechsellose Reinheit  
Gefleidet, lerne, wie am schnellsten er  
Das große Ziel, das ihm bestimmt, erreicht.  
Und jenen Frieden koste, den zuletzt  
Alles, was lebt und athmet, theilen wird.

Diese Feenkönigin predigt nun das Empirische, und wenn die Feenkönigin des Decemfektels Schwanz die Nase des einge- rers fängt, so begnügt sich die Shelley's harmlosen Chicanen gegen die Theologen, Grundfesten ihres Glaubens umzustößen.

eichwol liegt der Atheismus der Dichtung mehr in reifen Reifeit, womit gegen den transcendente des Kirchenglaubens protestirt wird, in der bursch-Negative, die besonders an einer Stelle in eine des Atheismus anspricht, als in dem ganzen In-r Dichtung, der im Gegentheil von dem wärmsten süßl befeht ist. Der Geist, der die Natur durch-der in der Unendlichkeit der Schöpfung lebt, ist r alleiniger Gott. Wenn er sagt, daß der Name schon jeden Mißbrauch mit Heiligenschein um- hat, daß Priester vom Gott des Friedens schwägen- ben Zeit, wo ihre Hand vom Blut Unschuldiger so berühren diese Ausartungen der Religion doch- jr Wesen. Und ist man tolerant genug, dem Glau- enntniß des Goethe'schen Faust beizustimmen:

besüßt ist alles — Name ist Schall und Rauch,  
machebend Himmelsglut —

man bekennen, daß kein schönerer Psalm auf die- it gesungen ist als der Preis der Natur, den- ) ferner atheïstischen Feenkönigin in den Mund legt:

Geist der Natur! O nein!  
Der reine Ausfluß deines Wesens strömt  
Durch jedes Menschenherz.  
Erreicht hast du dort  
Den Thron der höchsten, ewig heil'gen Macht;  
Du bist der Richter, dessen Wink  
Des Menschen kurze, schwache Kraft  
Hymnisch schwirren läßt,  
Dem Wind gleich, der vorüberweht.  
So hoch steht über irdischem Gerichte  
Dein Tribunal, wie Gott  
Nur über Menschen steht.

Geist der Natur! Du Leben  
Indloser Myriaden rings im All;  
Du Seele jener mächt'gen Sphären,  
Die wandellos den Himmelspfad durchziehen;  
Weiß jenes kleinste Wesen,  
Das in dem Sonnenkinder  
Des Frühlings lebt und wohnt: —  
Der Mensch, gleich allem, was da süßlos weht,  
Erfüllt bewusstlos deinen Willen;  
Er ihn auch reißt heran  
Die Zeit des ewigen Friedens,  
Die bald und sicher kommt;  
Die grenzenlose Welt, die du durchdringst,  
Wird sonder Fehl dann glänzen  
In ungetrübt vollkommener Harmonie.

er Blick, den wir auf die Geschichte der Mensch-  
rken, auf die Vergangenheit, auf die in Moder-  
ne Herrlichkeit prächtiger Städte, großer Mittel-  
der Cultur, ist kein erquicklicher; es ist eine Elegie,  
Theodicee, die der Dichter singt, obgleich er diesem  
des irdischen Lebens wieder die wandellose Par-  
der ewigen Natur gegenüberstellt.

ch auch die Gegenwart bietet nichts Tröstliches:  
nigthum erscheint dieser Feenkönigin nur als eine  
is, schwelgerisch, grausam inmitten eines prunk-  
schranzenenthums; der König sucht umsonst nach  
s, dessen Tempel nur das Herz des Lügenhaften  
der Krieg ist ein Verbrechen der Staatsmänner,

Könige und Priester; seine Greuel werden mit glühenden  
Farben geschildert:

Das Kind,  
Es's noch der Mutter heil'gen Namen laßt,  
Ist schon erfüllt von unnatürlichem  
Verbrecherhohn und hebt sein Kinderschwert  
In eines Helden grimmer Art empor.  
Ach! Dieser Arm wird einst die blut'ge Geißel  
Der armen Erde, während große Namen,  
In harmlos sanfter Kinderzeit gelernt,  
Dem Mann als Stille dienen, zu umdunkeln  
Die klare Fackel der Vernunft und gar  
Das Schwert zu heil'gen, das, zum Kampf gezückt,  
Schuldloser Bräder Blut vergießen soll.

Die Religion erscheint als die Zwillingeschwester der  
Selbstsucht; dieser dient auch der Handel, unter dessen  
giftigem Schatten nicht eine einzige Tugend entsproßt.  
Vor dem Golde neigt sich der eitle Reichtum, die nie-  
dere Größe, der gemeine Stolz; der eiserne Scepter des  
Königs zwingt noch immer den Sklaven, sich vor dem  
Reichtum zu beugen, sein Leben mit nutzloser Mühe zu  
vergiften; alles wird erkaufte, selbst die Liebe ist künstlich.  
Nur, der Dichter malt dasselbe Gemälde der verderbten  
Civilisation mit dem Ernst eines entrüsteten Pathos, wie  
es Byron im „Don Juan“ mit aller Reifeit satirischer  
Farben gemalt hat. Es ist der Protest Rousseau's, der  
Protest des einfachen Naturstandes der Menschheit gegen  
die ganze Cultur, gegen Staat, König und Glauben,  
Handel und Verkehr, der Protest eines auf allen Vieren  
kriechenden Radicalismus gegen die zweibeinig organisierte  
Welt.

Das Phantom des „Ahasver“, das der Dichter her-  
aufbeschwört, ist eine Illustration des Glaubens an einen  
persönlich und allmächtig in die Geschichte der Menschheit  
eingreifenden Gott. Ahasver erscheint als Träger der  
göttlichen Rache, die über ihn ein so grausames Los ver-  
hängte. Gegenüber diesem Glauben, den der Dichter ver-  
wirft, preist er die Gottheit, die als Weltgeist in stiller  
Nothwendigkeit walzt, die Gottheit des Spinoza:

Geist der Natur, du allgewalt'ge Macht!  
Nothwendigkeit, des Weltalls Mutter du!  
Ungleich dem Gott des Menschenwahns, verlangst  
Du nicht Gebet noch Lobgesang; die Lanne  
Des schwachen Menschenwillens hat nicht mehr  
Gemein mit deinem Thun, als seiner Brust  
Veränderliche, flücht'ge Leidenschaften  
Mit deiner ew'gen Harmonie; der Ekstas,  
Deß grausenhafte Risse rings umher  
Gleich verbreiten, und der Biedermann,  
Dem angefüßt des Glücks, das seinen Thaten  
Entkeimt, die Brust in edelm Stolz schwillt;  
Der Giftbaum, unter dessen Schatten alles,  
Was lebt, verborrt; die Eiche, deren Dach  
Ein laubiger Tempel ist, wo sel'ge Liebe  
Die Schwüre tauscht, — sind gleich vor deinem Blick.  
Du nährst nicht Haß noch Liebe, kennst nicht Gnuß  
Noch Rache, noch die schlimmste Gier nach Ruhm;  
Und alles, was die weite Welt umfaßt,  
Ist nur dein willenloses Werkzeug, du  
Betrachtest alles unbefochnen Blicks  
Und fühlst nicht seine Lust noch seine Leiden,  
Denn menschlich nicht sind deine Sinne  
Und menschlich keine Seele nicht.



Doch als Gegensatz der verderbten, durch den Glauben der Priester, die Allmacht der Fürsten, den Zauber des Goldes innerlich verwütheten Welt zeigt die Fee nun ein Bild der schönen fernen Zukunft, das um so mehr wie eine Phantasmagorie erscheint, als nirgends in der zerrütteten Gegenwart die Fäden sich zeigen, die über sie hinausführen. Dort ist alles Licht und Glorie, hier alles Nacht und Schrecken. Es ist das goldene Zeitalter, das die Dichter des Alterthums an den Anfang, die Dichter der Neuzeit an das Ende der Welt setzen. Shelley's Utopien ist aber nicht bloß eine beglückte Menschenwelt — auch die Physiognomie der Erde, die ganze Natur hat sich verändert, die Stürme und die Löwen sind zahm geworden. Die ungeheuern Sandwüsteneien haben sich in eine „magliebüberdeckte Flur“ verwandelt, welche dem Sonnenaufgang ihre Düste zuhaucht; das Kind theilt sein Morgenmahl mit dem Vassilen, der ihm die Füße leckt; das sturm bewegte Meer ist ein stilles mit Paradiesesinseln gesäumtes Wasserreich geworden; die Früchte sind immer reif, die Blumen immer schön; die Löwen spielen mit den Hirschen und der Fingerhut hat aufgehört, giftig zu sein. Zeit und Tod ist überwunden; es gibt keine Paläste, Dome und Kerker mehr; der Mensch ist frei von allen Sagenen; alles ist Licht, Lust, Pächeln und der wiedergeborenen Erde ertönt der machtvolle Dithyrambus:

O sel'ge Erde! Himmelswirklichkeit,  
Nach der die ruhelosen Geister streben,  
Die ewig durch die Menschenwelt sich drängen!  
Du aller irdischen Hoffnung Inbegriff!  
Du hehrer Lohn des blindvollzieh'nden Willens,  
Deß Strahlen sich, durch Raum und Zeit verbreitet,  
In Einem Punkt für immerdar vereinen!  
Der reinsten Geister reine Heimat du,  
Wo Schmerz und Sorge, Ohnmacht und Verbrechen,  
Unwissenheit und Krankheit unbekannt!  
O sel'ge Erde, Himmelswirklichkeit!

Daß in dieser nur mit bengalischen Flammen beleuchteten Welt, welcher der Reiz des Negativen gänzlich fehlt, zuletzt die tödliche Langeweile herrschen muß: das konnte allerdings einer achtzehnjährigen Intelligenz entgehen. Shelley erweist sich als ein frater icaricus, wie in der meisterhaften Verflüchtigung des Jordan'schen „Demiurgos“, in der Iphile „Nirgendheim“ der Theoretiker dieses Utopien heißt. Und auf dieser „sel'gen Erde“ würde gewiß das Chor der Nirgendheimer ertönen:

Ertheilet uns Rath, was fangen wir an, barbarisch wird  
uns die Zeit lang,  
Da die Welt, wie es scheint, im plötzlichen Satz auf dem  
Bege des Guten zu weit sprang.

Diese Achillesferse der Dichtung darf uns indeß nicht vergessen lassen, welch ein Dufte über einzelnen Schilberungen derselben schwebt, und wie die düstere Energie des Versus das Gemälde unserer zersessenen Civilisation durchdringt. Nur ein großes Dichtertalent konnte mit 18 Jahren ein solches Werk verfassen, und daß es ein achtzehnjähriger Dichter verfaßte, entschuldigt hinlänglich seine Schwächen.

Als Curiosum verdient noch eine Stelle der Dichtung nähere Beachtung, um so mehr, als sie der Dichter selbst

mit einem ausführlichen Commentar versehen hat; es sind die Verse:

Der Mensch, der eins,  
Ein flücht'ges Traumbild, durch die flücht'gen Jahre  
Dahinschritt, weist unsterblich jetzt auf Erden.  
Nicht mehr das Laum, das ihm ins Antlitz schaut,  
Erschlägt er, sich an seinem Fleisch zu legen,  
Das, der Natur beleidigt Recht zu sühnen,  
Die Säfte seines Körpers faulen machte  
Und böse Leidenschaften, eiteln Wahn,  
Verzweiflung, Ekel, Daß in seiner Seele  
Erzeugte — des Verbrechens und der Sünden,  
Des Elends und des Todes Buhertume.

Shelley ist ein eifriger vegetarian, er sucht in der eingehenden Abhandlung, die er diesen Versen beifügt, nachzuweisen, daß sowohl die Organisation des Menschen ihn neben die pflanzenfressenden und nicht neben die fleischfressenden Thiere stellt, als auch, daß alle Laster und Verbrechen, alle Krankheiten, alle physischen und geistigen Störungen von der ungeeigneten Fleischnahrung herrühren. Selbst die Weltgeschichte würde eine andere Gestalt angenommen haben, wenn die Menschheit sich mit Pflanzenkost begnügt hätte.

Gewiß sprechen die galligen Wangen Bonaparte's, seine gefurchte Stirn, sein gelbes Auge, die beständige Unruhe seines Nervensystems nicht minder deutlich den Charakter seines rastlosen Ehrgeizes aus, als seine Mordthaten und Siege. Es ist unmöglich, daß Bonaparte, wenn er aus einem Geschlechte von Pflanzen- und Fruchtessern entsprossen wäre, die Reizung oder die Macht gehabt haben könnte, den Thron der Bourbons zu bestiegen.

Von der Einführung der vegetabilischen Diät verspricht sich Shelley das Ende aller körperlichen und geistigen Krankheiten, die Verlängerung unserer Existenz, die Erhöhung jedes Lebensgenusses. Es scheint, als ob der Dichter die Ansicht hegte, das goldene Zeitalter der „Ninigin Mab“, wo die Kinder und die Vassilen miteinander spielen, könne am ersten durch Pflanzenkost erreicht werden. Die neuere Chemie hat indeß wol die Gleichartigkeit der Nahrungselemente bei Thier- und Pflanzenkost hinlänglich nachgewiesen, so daß der Unterschied kein so großer sein kann, mag der Mensch den erforderlichen Stickstoff aus einem Ochsen oder aus einem Esau'schen Einsengericht beziehen.

Das zweite von Strodtmann übersehte Gedicht: „Alastor oder der Geist der Einsamkeit“, hat ebenfalls einen visionären Zug. Shelley selbst charakterisirt es in seinem „Vorwort“ in folgender Weise:

Das „Alastor“ betitelte Gedicht ist als ein allegorisches Bild eines der interessantesten Zustände der menschlichen Seele zu betrachten. Es schildert einen Jüngling von unvorhergesehenem Gemüth und abenteuerlichem Geiste, den eine Phantasie, die durch Vertraulichkeit mit allem Vortrefflichen und Erhabenen entstanden und geläutert ist, zur Betrachtung des Weltalls leitet. Er trinkt mit vollen Flügen aus den Quellen der Erkenntniß und bleibt dennoch ungesättigt. Die Erhabenheit und Schönheit der äußern Welt prägt sich tief in seine Gedanken ein und verleiht ihren Gestaltungen eine unerschöpfliche Bilsseitigkeit. So lange sein Streben sich auf so unendliche und unermeßliche Gegenstände zu lenken vermag, ist er heiter, ruhig und Herr seiner selbst. Aber es kommt eine Zeit, wo ihn diese Gegenstände nicht mehr befriedigen. Sein Geist erwacht endlich plötz-

und blühet nach dem Verlehn mit einem ihm ähnlichen  
Er schafft sich in seiner Phantasie das Wesen, das er  
Da er mit den Speculationen der erhabensten und voll-  
nsten Naturen vertraut ist, bereinigt die Vision, in wel-  
seine eigenen Vorstellungen verkörpert, alles Wunder-  
Weise und Schöne, was der Dichter, der Philosoph oder  
beide sich zu malen vermochte. Die geistigen Fähigkei-  
e Phantasie, die Functionen der Sinne tragen sämtlich  
gen nach der Sympathie entsprechender Kräfte in andern  
lichen Wesen. Der Dichter, wie er hier geschildert wird,  
ist all diese Forderungen und überträgt sie auf ein ein-  
zeln. Er sucht vergebens nach einem Ebenbilde dieser  
ang seiner Phantasie. Gebrochen von seiner Enttäuschung,  
in ein frühes Grab.

Grundgedanke ist übrigens in der Dichtung selbst  
mit vollkommener Schärfe ausgeprägt. Dagegen  
e Naturbilder zum Theil von grandioser Schön-  
d erinnern an jene Bilder erhabener Natureinsam-  
ie sie in den indischen Dramen von Kalidasa und  
uti so überwältigend uns vor die Seele treten.  
ier in dieser Dichtung erscheint die todte Land-  
salserei, wie sie Gervinus den Byron'schen Gedich-  
wirft, nirgends störend. Die Seele des fieberisch  
Traumbild nachjagenden Aastor belebt die Ein-  
mit ihren Träumen; er sieht stets neben sich den  
n einem Gewand, gewebt aus allem, „was die  
1 Majestät, Geheimniß oder Anmuth heut“. Die  
e des Kampfs wird uns übrigens in großartigen  
vorgeführt:

Er wanderte

grasigen Uferhang des kleinen Baches;  
grüne Moos einbricht' er seinen Fuß,  
von des Fiebers Blut erzitterte.  
h einem Kranken, der in Wahnsinnslust  
Fieberlager aufspringt, eilt' er fort:  
nicht gleich ihm der finstern Gruft vergehend,  
ie er niedersteigen muß, sobald  
matten Laumels Flamme sich verzehrt.  
raschen Schritten in der Bäume Schatten  
er des Murrenbaches Lauf entlang;  
jetzt vertauscht den ersten Waldesdorn  
it dem lichten Glanz des Abendhimmels.  
stürren Moose lugte gran Gestein,  
semnte des empörten Baches Wellen;  
außen Abhang überschatteten  
einen Schachtelhalbes schlanke Stengel,  
norrigte Wurzeln alter Fichten nur,  
los und blickverfehrt, umklammerten  
arten Boden. Ein allmählicher,  
grausenhafter Wechsel! Denn, wie schnell  
ahre fliehn, die glatte Stirn sich runzelt,  
raune Haar erbleicht und gläsern starr  
ast thauglänzenden Augensperne funkeln:  
ch der Blumen Pracht, der kühle Schatten  
rünen Pains mit seinem holden Duft  
ken Schalle hinter ihm zurück.  
uhig folgte er dem Strom, der jetzt  
izkrer Flut des Thales Labyrinth  
ollte und mit winterlicher Hast  
ihn sich grub in kühlgeschwungenen Krümmen.  
m jetzt thürmten Felsen sich empor,  
t gesäumt, die ihre schwarzen Zinnen  
endlich erhoben, und ihr Grät,  
leßbachs Bett versinkend, zeigte droben  
n wankend morschen Stützerbäll

Bielrissige Klüfte, schwarze Höhlenrachen,  
Aus deren Windungen des Stromes Branzen  
In tausendfachem Echo widerhall.  
Sieh! Wo der Engpaß gähmend weit sich dehnt,  
Stürzt schroff hinab der Berg und scheint die Welt  
Mit seiner Klippen Kamm zu überhängen;  
Denn unten breiten sich, vom kalben Mond  
Und von der bleichen Sterne Glanz beschienen,  
Gewalt'ge Ströme, inselreiche Seen,  
Lichtblaue Berge, dämmernde Gefilde,  
Gehüllt ins bleiern matte Abendbunzel,  
Und an des fernen Horizontes Saum  
Die purpurglüh'nden Hügel, deren Leuchten  
Sich mit dem Zwielicht mischt.

Gleiche Ueberschwenglichkeit, der gleiche Aeolsharfen-  
klang der Poesie tönt durch die Dichtung „Epipsyichion“:  
die begeisterte Feier eines schönen Weibes und einer inni-  
gen Liebe, im einzelnen reich an dichterischen Schönheiten  
ersten Ranges, im ganzen aber zu ambrosisch zerfließen.  
Die Liebessehnsucht baut sich eine Wohnstätte auf einer  
seligen Insel; doch die ganze Staffage der Ringelstauben  
und Reife hat etwas Sentimentales und erinnert an die  
Geburtstagsverslein und ihre colorirten Bilderchen. Mit-  
ten in diese empfindsamen Ergüsse tönt dann oft ein dithy-  
rambischer Vollklang:

Entfieh' mit mir, gekommen ist die Zeit!  
Dem, was in mir voll trüber Sterblichkeit,  
Mögt' ewig du vestalische Schwester sein;  
Dem Nievergeh'nden, Heil'gen, was nicht mein,  
Was ich ist, sei fortan vereint als Braut,  
Die glücklich und beglückend um sich schaut!  
Die Stund' ist da — der Schicksalskern ging auf,  
Aus deinem Kerker führt er dich heraus;  
Hoch sind die Mauern, und die Thore fest,  
Die Wachen stark — doch wahre Liebe läßt  
Sich so nicht zwingen; alles überspringt  
Sie wie der Blitz, der ungefehn durchdringt  
Der Erde Kern, und wie des Himmels Winde,  
Die dem, der sie ergreift, entfliehn geschwinde;  
Mehr noch dem Tode gleich, der, auf Gehanten  
Hinjagend, Palast, Thurm und Tempelschranken  
Misachtet: — stärker ist die Liebe noch,  
Denn sie zerbricht sogar des Todes Joch,  
Macht frei den Leib in Ketten, frei das Herz  
In Qual, die Seel' in Staub und Sündenschmerz.

Die Mehrzahl der einzelnen Gedichte, welche Strodt-  
mann übersezt, hat einen elegischen Grundzug; die Ver-  
gänglichkeit des Lebens, die Vergessenheit, die ihren  
Schleier so rasch über alles breitet, werden in wehmüthi-  
gen Klängen gefeiert. Sehr schön beginnt die letzte  
Elegie mit der Strophe:

Wenn die Lampe zerschmettert,  
Ist ihr Licht im Staube verglüht;  
Wenn die Rose entblättert,  
Ist ihr Duft im Winde versprüht;  
Wenn die Laute zerbrochen,  
Ist ihr lieblicher Klang verhallt;  
Wenn die Lippen gesprochen,  
Ist ihr Wort vergessen so bald.

Shelley's politische Lyrik ist auf denselben Grundton  
gestimmt wie die Byron's. Wenn dieser an Napoleon  
eine Ode dichtet, so dichtet Shelley ein Sonett an den  
gefallenen Imperator: „Gedanken eines Republikaners

beim Sturze Bonaparte's." Er haßte Napoleon, solange derselbe die Macht in Händen hatte, doch jetzt nach seinem Sturz erkennt er,

Daß nicht Gewalt und Trug der schlimmste Feind  
Der Tugend sind — nein, alter Sägung Jahu,  
Erlaubter Frevel, blut'ger Glaubenswahn.

Eine „Ode an die Freiheitskämpfer“, ein Gedicht an „Englands Männer“ beschwören die sociale Revolution herauf, fordern die Vienen auf zum Kampfe gegen die Drohnenbrut, laden zum heiligen Rachekampf. Es sind blutrothe Hymnen, greller als Byron je zu dichten wagte, doch auch zielloser und nebelhafter. Ein pechgraben-schwarzes politisches Nachbild ist das Sonett:

England im Jahre 1819.

Ein König, alt, toll, blind, dem Tod verfallen;  
Prinzen, die Pfoten ihres trügen Stammes,  
Verhöhet als lothiger Abhug lothigen Schlamms;  
Regierer, süßlos, taub den Klagen allen,

Blutgeiz gleich ihr Mordwerk (Gott verdamme's!)  
Berriethend, bis sie blutgatt niederfallen;  
Ein darrend Volk, erwürgt in Hüt' und Hallen;  
Ein Peer, das Mord und Raub im bunten Wams

Zum doppelschneid'gen Schwert für alle macht,  
Für die das Recht ein seiler, blut'ger Trug;  
Ein Glaube, gottlos, ein verriegelt Buch;  
Ein Volkserath, schlechter, als er je erdacht:

Sind Gräber, draus ein glanzvoll Trugbild mag  
Erhehn, ein Licht für unsern Sturmestag.

Nachdem der Dichter derartige poetische Dracheneier ausgebrütet, durfte man sich nicht wundern, wenn das nationalstolze Britannien diesen Vertreter der satanischen Schule mit Haß und Verachtung von sich stieß. Gelungener als die politischen Oden sind die Oden „an den Westwind“, „an die Lerche“, in denen die warme Naturempfindung des Dichters einen begeisterten Aufschwung nimmt. Als Oden-dichter darf Shelley überhaupt einen hohen Rang beanspruchen; er beherrscht den Stil der Ode, er trifft den aphoristisch-grandiosen Ton, durch den sich die Ode von Lied und Elegie unterscheidet, den kühnen Wurf der Bilder und Gedanken, deren Verknüpfungen nicht bequem und leicht sind, sondern auch von seiten der Hörer und Leser gewagte Sprünge der Phantasie verlangen.

Kühnend ist das Gedicht Shelley's: „An meinen Sohn“, gebichtet im Jahre 1819, als der Lordkanzler von England dem Dichter seine beiden Kinder aus erster Ehe unter dem Vorwand vorenthielt, daß er als Atheist nicht im Stande sei, dieselben moralisch zu erziehen — eine Begriffsverwirrung, die allerdings nur im orthodoxen England möglich ist. Shelley fürchtete damals, daß man ihm auch seinen jüngsten Sohn William entreißen werde:

Die Bogen schäumen und tosen am Strand,  
Schwach ist und klein der Rahn,  
Schwarz grollt das Meer und am Himmelsrand  
Schon dunkelt des Sturmes Rahn.  
O komm mit mir, geliebter Sohn,  
Komm mit mir! Ob die Wellen drohn  
Und die Winde heulen, wir müssen an Bord,  
Sonst reißn die Schergen der Nacht uns fort!

Es bleibt uns nur noch übrig, das einzige Trauerspiel Shelley's: „Die Cenci“, ins Auge zu fassen, welches Byron für die beste Tragödie erklärte, die seit Shakespeare in England gebichtet worden und welches auch Strodtmann in der Vorrede „ein Meisterwerk dramatischer Kunst“ nennt.

In Wahrheit zeigt sich Shelley's Talent in dieser Dichtung von einer ganz neuen Seite. Es herrscht in den „Cenci“ eine ungemeine Energie des dramatischen Ausdrucks, welche mit der oft sentimental verschwommenen Lyrik des Dichters merkwürdig contrastirt. Nicht minder anzuerkennen ist die Geschicklichkeit, mit welcher in diesem Drama die Peinlichkeit der Voraussetzungen zwar nicht vermischt, aber doch bis zu einer gewissen Grenze abgedämpft wird. Einzelne Situationen sind markig und mit kühnen Umrissen ausgeführt, die Berechtbarkeit des Affects ist oft von hinreißender Gewalt.

Gleichwol ist der Stoff danach angethan, nicht bloß in dem prüden England, wie Strodtmann meint, Aufstoß zu erregen, er ist überhaupt widerwärtigster Art, und keine deutsche Bühne dürfte mit Aussicht auf Erfolg wagen, das Drama, selbst wenn seine Vorzüge noch blendender wären als sie sind, zur Aufführung zu bringen. Es ist nicht einmal der Zwist zwischen Vater und Tochter, der so anwidern wirkt, ein unnatürliches und vom Dichter selbst nur mit Gedankenstrichen und Ausrufungszeichen bezeichnetes Verbrechen; es ist noch mehr die psychologische Motivierung desselben, der Haß, den der alte Cenci gegen seine Kinder hegt, was auch nicht die leiseste Sympathie für die Handlung aufkommen läßt. Der alte Cenci ist ein Scheusal, seine Bosheit und Niederträchtigkeit ist um so schlimmer, als sie eine grundlose ist, die reine Lust an Abscheulichem, die im Widerspruch steht selbst mit dem Egoismus der Vaterliebe. Der Dichter hätte das widernatürliche Verbrechen auch in anderer Weise motiviren können, es bedurfte dazu nicht eines absolut verrückten Charakters, welcher der menschlichen Theilnahme gar keinen Anhalt bietet. Ein Vater, der in Jabel ausbricht, als er den gewaltsamen Tod zweier Söhne erfährt, der vor einer geladenen Gesellschaft den Weinpokal erhebt und andrückt:

Du edler Wein, deß helle Purpurflut  
In diesem Goldpokal beim Kerzenscheine  
So lustig wogt, wie jetzt mein Herz sich freut,  
Der gottverfluchten Söhne Tod zu hören,  
O, könnt' ich glauben, daß ihr Blut du wärst:  
Ich kostete dich wie ein Sacrament  
Und tränkte dich dem Hölleuffstien zu,  
Der, wenn es wahr ist, daß des Vaters Fluch  
Mit schnellstem Fittich seiner Kinder Seelen  
Racheilt und sie vom Thron des Himmels reißt,  
Jetzt meiner Laß sich freut! —

ein solcher Vater existirt nur in der kranken Phantasie des Dichters oder bei den Kannibalen. Die Heldin wird freilich ihrer Mitschuld um die Ermordung des verbrüderlichen Vaters dadurch entlastet, daß diese That die Welt von einem Scheusal befreit. Dennoch kann auch die verwerfliche Tochter uns keine Sympathien einflößen.

rice mußte den Tod der Lucretia sterben. Der Dichter hat das gefühlt und ihr deshalb die folgende Rede in den Mund gelegt:

Gott,

Laß mich verflört und wirren Sinns nicht richten!  
Wenn Tag für Tag ich weiter leben muß  
Und diesen Leib, den Tempel deines Geistes,  
So schmählich nun entweiht, bewahren soll  
Wie eine schmutzige Höhle, aus der alles,  
Was dir ein Grauel ist, dich ungerührt  
Und höhnnend anstarrt — nein, es soll nicht sein!  
Selbstmord? — vielleicht ist der auch keine Rettung;  
Denn zwischen ihm und unserm Willen klast  
Wleich einem Höllenschlunde dein Gebot.  
Weh mir! In dieser ganzen Erdenwelt  
Wird's kein Gesetz und keinen Urtheilspruch,  
Nach dem die Frevelthat zu richten wäre,  
Die man an mir verübt.

Diese Sophistik ist wenig überzeugend. Das göttliche, das „gleich einem Höllenschlunde zwischen dem Mord und unserm Willen klast“, verpönt doch noch den Vaternord. In der That hätte der Dichter gethan, nicht erst auf diesen Ausweg hinzuweisen, er wies damit gleichzeitig auf eine Schwäche in der Wirkung seines Dramas hin. Auch in ihrem fernern Gehen nach der Ermordung des alten Cenci zeigt die Tragedie keine tragische Größe. Wir bewundern die Hartnäckigkeit, mit der sie den Richtern gegenüber Verbrechen leugnet, den Rath, mit dem sie der Rache trotzt, die reuelose Dithyrambe, mit der sie die That preist und in den Tod geht; doch in diesem Stolz liegt nicht der Rath einer schönen Seele, die Anerkennung der Sühne, die ihre That heischt, ja sie von der Nöthigung, von ihrem Rechte zu überzeugen war; ja es scheint, der Dichter selbst nicht die volle Tragik des Conflicts begriffen und sieht die That der Beatrice nur einen Act unvermeidlicher Nothwehr, der vor den göttlichen Gesetzen straflos ist. Keine der andern Personen des grollen, crassen Stillschweigens irgendwelche Sympathien ein oder gibt ein gewisses Gegengewicht zu den wilden Naturen des Dramas. Der sanfte Lyriker Shelley hat sich in einen unheimlichen Tragöden verwandelt, der Friedentempel des Dramas in eine Tigerhöhle. Strodtmann sagt in der Vor-

rede: „lassen wir in kurzen Worten unser Urtheil über diesen, in England bis jetzt kaum nach Verdienst gekannten Dichter ab, so möchten wir vor allem behaupten, daß ein reiner und edlerer Vertreter der humanistischen Weltanschauung sich jemals gelebt hat. Shelley, der verklärte Athlet, der als ein Hohenpriester der aufopferndsten Menschenliebe es fertigste Friedens durch die Welt — ein Märtyrer der Ueberzeugung, der auch in den trübsten Tagen niemals tauben an die ursprüngliche Güte der Menschennatur und den ewigen Sieg des Guten und Schönen verlor. Wenn man zu idealistische Auffassung der letzten und höchsten Menschenseele ihn häufig in abstracte Regionen verlor, die mehr Philosophie als der reinen Poesie angehören, so läßt sich nicht leugnen, daß Shelley als Dichter der ersten Bedingung an intensiver Wärme des Gefühls und hohem Adel der Sprache die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger auf dem Gebiete weit übertrug. Es fehlt freilich seiner Poesie

meistens das sinnliche Element, die unwiderstehlich fortziehende Glut der Leidenschaft, und sein Gesang gleicht selbst in den glühvollsten rhapsodischen Ausbrüchen seiner Phantasie, wie in dem vielbewunderten „Epipsychidion“, mehr einer unirdischen Essenz als dem Aufjauchzen oder Klagen und Jähnen einer kräftigen Mannesbrust; aber das Drama „Die Cenci“ beweist, daß seine künstlerische Gestaltungskraft in aufsteigender Entwicklung begriffen war und daß sein Genius berufen erschien, mit Erfolg nach dem höchsten Vorher des Dichters zu ringen.

Diesem Urtheil mag man beistimmen, wenn der Nachdruck gerade auf die Schlussworte gelegt wird. Shelley's Werke haben einen unreifen, unfertigen Zug, der sich in der sanften Excentricität der Lyrik, in der wilden seiner Tragödie ausdrückt. Von der Begabung Shelley's mag man nicht hoch genug denken, sie ist in Jügen von unvergänglicher Schönheit ausgeprägt. Doch er hatte noch nicht das harmonische Maß erreicht, welches dem Kunstwerke des Dichters in seiner Ganzheit erst Bestand und Dauer verbürgt.  
Rudolf Gottschall.

## Zur Geschichte des Abfalls der Niederlande und des Dreißigjährigen Kriegs.

Erster Artikel.

(Schluß aus Nr. 43.)

Der Verfasser des „Abfall der Niederlande“ widerspricht sich dazu bei seinen Ausführungen vielfach. In denselben Capiteln, wo er referirt, daß die Inquisition die allgemeine Zustimmung des Landes gehabt, gibt er an, daß „Geldern und Brabant sich derselben mit glücklichem Erfolge widersetzen“, daß die „Richter sich vielfach widersetzen und mit der Sache nichts zu thun haben wollten“, sagt aber dann doch wieder, daß „das Verlangen, das Unkraut (der Ketzerei) auszurotten, das ganze Volk besetzt habe“. Selbst wenn dies letzte der Fall gewesen wäre, würde dadurch die Uebereinstimmung des Volks mit den blutigen Maßregeln nicht bewiesen werden. Aber Holzwarth versichert, daß nur blühende Agitation den Namen und das Amt der Inquisitoren verhaft machte. Als ob der Volksinstinct, der selbst den Henker, den Vollstrecker blutiger Befehle, brandmarkt, nicht von selbst zu Verachtung und Haß gegen die Priester gelangen sollte, deren Geschäft darin bestand, dem Henker Opfer aufzuspielen und in die Hände zu liefern.

Die Meinung Holzwarth's geht dahin, daß, wenn eine schädliche Aufregung nicht die vollkommene Ausübung der vortrefflichen Edicte gehemmt hätte, weder die Reformation oben in den Niederlanden hätte gewinnen können, noch der Abfall von Spanien erfolgt sein würde. Er sagt wörtlich: „Die Ueberzeugung sollte unantastbar feststehen, daß der Baum der Häresie künstlich und mit Aufgebot vieler Kräfte in das Erdreich der Niederlande gepflanzt werden mußte und daß in Wahrheit weder der Geist des Volks noch die Religionseddicte und die Handhabung der Inquisition ihn hervorgetrieben haben.“ Mit künstlichen Mitteln nun lassen sich einzelne, läßt sich allenfalls ein Gemeinwesen, nicht aber der größere Theil eines Volks in Neuerungen, am allerwenigsten in religiöse Neuerungen hineintreiben. Etwas muß im Geist und

Wesen eines Volkes vorhanden sein, was der Bewegung entgegenkommt; alle Agitation ist frucht- und wirkungslos, wenn ein Volk für dieselbe unempfindlich und unzugänglich ist. Der Verfasser erzählt, daß vom Jahre 1522—60 eine religiöse Gärung in den Niederlanden nicht geherrscht habe, der Abfall von der alten Kirche nur „sporadisch“ gewesen sei. Dies heißt der einfachsten Wahrheit der historischen Thatfachen ins Gesicht schlagen. Unter dem gefürchteten Karl V. waren die Niederlande, die nördlichen zumal, von einer gewaltigen religiösen Gärung erfüllt. Die revolutionärste Strömung der reformatorischen Bewegung, der große wiedertäuferische „Schwarmegeist“, fand seine eigentliche Stätte in den Niederlanden. Nicht nur, daß Matthiesen und Jan von Leyden aus ihnen nach Münster kamen, auch während der Belagerung Münsters (1535) fanden gewaltige Erhebungen der Wiedertäufer in Holland, Friesland, Gröningen statt, es fehlte im Mai des genannten Jahres wenig, daß ihnen Amsterdam in die Hände gefallen wäre. Und gegenüber diesen Thatfachen, gegenüber den Tausenden der Hingerichteten, der Flüchtlinge (die doch immer der Natur der Sache nach nur der kleinere Theil der Reher sein konnten), wagt der Verfasser die Hinnneigung selbst eines Theils des niederländischen Volks zur Sache der religiösen Neuerung zu leugnen; er gibt nicht zu, daß irgendein Abfall von der alten Kirche von innen heraus erfolgt sei, und vermag in allem nur Intrigue und künstlich geschürten Verrath zu erblicken.

Nach alledem fällt es natürlich dem Verfasser nicht schwer, dem Prinzen von Oranien die ganze Schuld des Abfalls von Kirche und König aufzubürden. Er hat die Niederländer mit Mißtrauen gegen die Absichten des frommen und getreuen Königs Philipp erfüllt, er hat das Mitteliden mit den Schlachtopfern des religiösen Conservatismus, welches dem Volke ursprünglich fremd war, angefaßt, er hat die lutherischen und calvinistischen Irrlehrer ins Land gerufen, er hat die Leute zu Hunderttausenden aufgestachelt, dem Worte dieser Prediger zu lauschen, er hat Gott weiß was noch alles gethan und vermocht. Die „Genesis der Revolution“ erinnert in dieser Beziehung an die Memoiren legitimistischer Kammerfrauen und Hofbedienten, welche die ungeheure Ummwälzung des Jahres 1789 auf den „gottlosen Orleans“ zurückführen: ein Vergleich, der allerdings insofern hinkt, als Wilhelm von Oranien ein Halbgott gegen Philipp Egalité war. Aber wie groß, wie gewaltig sein Genie gewesen sein möge, daß der Oranier einem Volke eine ihm fremde Seele einzuhauchen vermocht hätte, trauen wir nicht ihm, nicht irgendeinem Sterblichen zu. Hätte er indeß aus Ehrgeiz alles das gethan, dessen er in diesem Buche beschuldigt wird, so müßten wir mit Lessing sagen: was gehen uns allenfalls die Werkzeuge an, die Gott dazu gebraucht hat. Wenn ein Mann durch seinen Ehrgeiz und nur durch seinen Ehrgeiz befähigt war, Gefühle, die seinem Volke und ihm selbst (nach Holzwarth's Annahme) fremd waren, Gefühle des Erbarmens, des Mitleids, Verlangen nach Befreiung von hartem Druck, Verlangen nach nationaler

Selbständigkeit, seinem Volke derart einzufößen, daß dies Volk einen mehr als fünfzigjährigen heißen Verzweiflungskampf dafür durchfocht und daran zu einem der großartigsten Gemeinwesen, welche die Welt gesehen, erstarrte, so beugen wir uns in Ehrfurcht vor der Macht, die mit solchem Werkzeuge solche Wirkungen hervorbrachte!

Es ist übrigens unglaublich, was alles einem Schriftsteller im Eifer begegnen kann. Der Verfasser glaubt den unheilvollen Einfluß des Prinzen von Oranien auf Egmont nicht schwarz genug schildern zu können. Und so sagt er unter anderem wörtlich: „Jetzt, wo Egmont mit Oranien bricht, wo er sich entschieden für den König erklärt, läßt er sich doch noch mit Mißtrauen erfüllen, als ob es der König mit ihm und dem Lande denn doch nicht redlich meine.“ Dies „Jetzt“ ist aber das Jahr 1566, in dem die Sendung Alba's, die Hinrichtung Egmont's bei Philipp beschlossene Sache war, das Mißtrauen bezieht sich auf die letzten Rathschläge, die Oranien Egmont ertheilt und nach denen er ihn beschwor, vor König Philipp auf der Hut zu sein — gewiß ein Freundschafts- und wenn er Egmont nie zuvor einen guten ertheilt hätte.

Aber es ist müßig, länger Zeit und Raum zu verschwenden, um diese und ähnliche Widersprüche zu verfolgen. Im Ernst kann der Verfasser nicht gemeint haben, auf andere als den engsten Kreis seiner Gesinnungsgenossen zu wirken. Die Wahrheit, welche wir aus dem ersten Bande dieses „Abfalls der Niederlande“ entnehmen, ist eine sehr unerfreuliche. Holzwarth sagt S. 91:

Jedes (?) religiöse Princip trachtet nach Alleinberechtigung. Dieses Bewußtsein schließt aber jede anderweitige Richtung als unwahr und falsch aus, und es kommt nur auf die Eigenart der Zeiten und Völker an, wie und mit welchen Mitteln der Kampf um die Alleinherrschaft geführt wird. Wir greifen zu den Waffen des Geistes, vergangene Zeiten suchten mit dem grimmen Biß des Schwertes zu widerlegen.

Dies ist für Holzwarth's Partei ein Entschluß der Resignation, nicht der Ueberzeugung. Eine Gesinnung, die Geschichte schreibt, wie es hier geschehen ist, eine Gesinnung, welche die Apologie längst verurtheilter Greuel übernimmt, ein Fanatismus, der kein Bedauern über vergangene Grausamkeiten, sondern nur über den schlechten Erfolg derselben empfindet, würden heute wieder die Scheiterhaufen aufrichten und die Wasserküfer füllen, in denen die niederländischen Protestanten zuletzt nächtllicherweise ertränkt wurden, um sie der Glorie des Märtyrertums zu berauben. Und in diesem Betracht ist es vielleicht recht gut, daß Bücher wie das Holzwarth'sche geschrieben werden, die keine Bereicherung der Geschichte, aber dafür ein Beitrag zur Signatur der Gegenwart sind.

2. Rudolf II. und seine Zeit. 1600—12. Von Anton Sindely. Zwei Bände. Prag, Bellmann. 1863—64. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Sindely's Werk über Rudolf II. ist, wie schon zuvor gesagt ward und nicht nachdrücklich genug hervorgehoben werden kann, ganz andern Geprags und Gehalts als der Holzwarth'sche „Abfall der Niederlande“, und hat mit demselben nichts gemeinsam als die Voraussetzung, daß die



wesentlich von Protestanten geschriebene Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts einer Revision von katholischer Seite her dringend bedürftig sei. Wir lassen dahingestellt, inwieweit dies zutrefte und erinnern nur daran, mit welcher parteilosen Objectivität unser vornehmster Geschichtsschreiber, Leopold von Ranke, dessen Domäne die Geschichte dieses Zeitraums ist, Licht und Schatten zu vertheilen pflegt. Ranke's bedeutendstes Werk: „Die Geschichte der Päpste im 16. und 17. Jahrhundert“, darf wahrlich gerecht genannt und kann selbst einer kaum verhehlten Vorliebe für die große katholische Restauration beschuldigt werden. Wo bleibt dabei die Behauptung, daß alle protestantischen Historiker tendenziös und voreingenommen diese Zeiten und ihre Männer beurtheilen?

Aber wie dem auch sei: die Berechtigung des Gindely'schen Werks ist eine andere und weit höhere als die eines Buchs, welches durch neue Gruppierung der bekannten Thatfachen das historische Urtheil zu ändern versucht. Der Verfasser hat sich das Verdienst erworben, die Vorgeschichte des Dreißigjährigen Kriegs, die wunderliche Periode der letzten Regierungsjahre Kaiser Rudolfs II., zum ersten male auf die unmittelbaren zeitgenössischen Zeugnisse gestützt darzustellen. Seine Archivforschungen dazu haben sich von Böhmen bis nach Spanien erstreckt: Simancas, Venedig, das wiener Reichs- und Staatsarchiv, das bairische und sächsische Staatsarchiv, endlich das anhaltische Archiv zu Bernburg (letzteres von besonderer Wichtigkeit wegen der überaus großen politischen Bedeutung des Fürsten Christian von Anhalt) sind von ihm durchsucht worden, und so sagt Gindely nicht zu viel, wenn er in der Vorrede erklärt, daß sein Werk, auf Grundlage fast durchweg unbekannter Quellen verfaßt, dem Leser eine beinahe ununterbrochene Kette neuer Thatfachen biete. Dies ist im einzelnen so sehr der Fall, daß kein künftiger Historiker des 17. Jahrhunderts die Berichtigungen und Rückenergänzungen, die sich aus „Rudolf II. und seine Zeit“ ergeben, unberücksichtigt lassen darf und daß wichtige Ereignisse dieser Periode in völlig neuem Lichte erscheinen. Dahin gehört die Geschichte der protestantischen Union, deren größte Bedeutung Gindely, den allgemeinen Annahmen entgegen, nicht in die ersten Jahre des Dreißigjährigen Kriegs, sondern in die Jahre 1608—11 setzt, dahin ferner die ausführliche Nachweisung des Halbwahnsinn's Kaiser Rudolfs II. und der an ihn geknüpften Combinationen, dahin vor allem die Charakteristik des Fürsten Christian von Anhalt, der als gewaltiger Gegner des Hauses Habsburg durch die Darstellung seiner unermüdblichen, weitumfassenden Thätigkeit Friedrich IV. zur Seite gerückt und völlig ebenbürtig erscheint, dahin endlich die genaue Darstellung des Parteiwesens in den österreichischen Ländern, unmittelbar bevor dieselben unter Kaiser Ferdinand II. zu einer Art einheitlichen Staatskörpers zusammengeschweisst wurden.

Es ist kein erfreuliches und erhebendes Stück Geschichte, welches Gindely mit einem seltenen Aufwand von Fleiß und Forscherernst geschildert hat, ja es ist nur die Einleitung zu einem noch unendlich unerfreulichern und trost-

losern. Aber die Wichtigkeit dieser Zeit und der tausendfach gewundenen Irrgänge ihrer Politik ist eine unbestreitbare. Und sowenig die größte Zahl der handelnden Personen Ansprüche darauf hat, den „Heros“ Carlyle's beigezählt zu werden, so bedeutsam war ihr Thun und Lassen, welches Gindely durch alle Einzelheiten hindurch verfolgt. Es ist eins jener Stücke Geschichte, an denen der Freund der historischen Poesie und Romantiker nur wenig Gefallen findet, die aber dem Denker, dem Politiker in einem gewissen Sinne unschätzbar sind: eine unerquickliche Zeit, voll von Plänen, Entwürfen, Bündnissen, Intriguen, Strebungen und Gegenstreben, die entweder völlig resultatlos blieben oder doch nur unselige und ganz andere als die beabsichtigten Resultate hatten; aber auch eine Zeit lehrreich wie wenige, lehrreich vor allem für die Erkenntniß, wie hohl, wie haltlos jede Staatskunst ist, die entweder ihre natürlichen Grundlagen und Möglichkeiten nicht kennt oder nicht beachtet, lehrreich für den Nachweis der uralten Unfähigkeit oligarchischer Coterien, große staatliche Umbildungen herbei- und zu glücklichem Ende zu führen.

Was das katholische Element des Gindely'schen Werks anlangt, so macht sich dasselbe in durchaus würdiger, von Unwahrheit und brutalem Fanatismus gleich weit entfernter Weise geltend. Der Verfasser versucht hauptsächlich die gütliche Anschauung zu bekämpfen, wonach die pfälzer Kurfürsten, Christian von Anhalt und andere Häupter der Evangelischen in dieser Periode als Vertreter des freireligiösen Princips gegen den Despotismus der katholischen Restaurationspolitik erscheinen, während er den Nachweis führt, wie egoistisch, unduldsam, hartherzig auch die protestantische Politik dieser Männer war. Gindely sagt:

Bedenke man, daß Männer wie Camerarius, Plessen, vor allem aber der Fürst von Anhalt sich nicht entblödeten, gegen Jesuitismus, papistischen Despotismus, gegen den gewaltthätigen Unterdrücker der evangelischen Wahrheit Ferdinand von Oraz zu donnern, sie, die doch Grundsätze aufstellten, in denen der Gewissensfreiheit des Volks mindestens ebenso wenig Rechnung getragen wurde, als dies bei jenen der Fall war, die sie nicht milde wurden zu verlästern und an den Pranger zu stellen.

Dabei ist denn doch zu erinnern, daß die Unduldsamkeit, weil sie mit dem Princip des Protestantismus im Widerspruch stand, den Keim des Verfalls in sich trug und den Angriffen des 18. Jahrhunderts weit früher erlag als die katholische Intoleranz; daß die Geschichte der protestantischen Verfolgungen zwar reich an Härten, Brutalitäten und unsaglichen Beschränktheiten, aber doch glücklicherweise frei von den massenhaften Greueln des romanisch-katholischen Restaurationsfanatismus ist. Eben weil der Protestantismus dies höhere Moment der Toleranz in sich schloß, war es von Wichtigkeit, daß er nicht zu Boden geworfen wurde, und nur darum hält die neuere Geschichtschreibung seinen Sieg für den des freireligiösen Princips. Daß die calvinischen oder lutherischen Eiferer und Ibioten oder gar die gewissenlosen Politiker, die ihn im Beginn des 17. Jahrhunderts größtentheils vertraten, keine Bewunderung und kaum eine Nachsicht verdienen, räumen wir Gindely willig ein. Aber daß eine höhere

Anschauung der Dinge, eine wahrhafte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Glaubens- und Gewissensfreiheit der Natur der Sache nach zunächst aus dem Protestantismus hervorging, erhellt aus Gindely's eigener Darstellung.

Der edelste und achtbarste Charakter unter der böhmisch-mährischen, österreichischen und ungarischen Aristokratie, die für ihre ständischen Rechte in Kampf mit dem Hause Habsburg trat, war in der geschilderten Periode offenbar der Mährer Karl von Zerotin, ein Anhänger der mährischen Brüderunität, also immerhin einer protestantischen Sekte, welche das Princip der Toleranz erkannt hatte, ausübte und vertrat. Gindely hebt diese glänzende Ausnahme mit Recht hervor, fügt jedoch hinzu, eben das Geschick Zerotin's beweise, daß derselbe über seine Zeit hinausgeragt habe. Wir aber sagen, daß er der wahrhafte, der eigentliche Protestant war und daß die Politiker der Union und ihre lutherischen Unbuddhsamkeitsgenossen uns nicht höher gelten denn als Werkzeuge, noch dazu als sehr schlechte und nicht immer auch nur bequeme Werkzeuge einer Sache, deren völliger Untergang, wie er von katholischer Seite denn doch intentionirt war, noch größeres Unheil gebracht haben würde als ihre Vertretung durch zweideutige Charaktere.

Für die Zeit und die Verhältnisse, welche es behandelt, stellt Gindely's Werk die Absicht einer Niederwerfung und Ausrottung des protestantischen Elements zwar nicht in Abrede, führt dieselbe aber auf durchaus andere Quellen zurück als auf den Fanatismus der römischen Propaganda, als auf die Wirksamkeit des Jesuitenordens und den Einfluß Spaniens. Er weist nach — und wenn nicht Quellenkenner gleich ihm wesentliche Einwände geltend machen können, muß sein sachlicher Nachweis als entscheidend betrachtet werden —, daß Kaiser Rudolf II. allerdings zu verschiedenen Zeiten große Schläge gegen die ungarischen, österreichischen und böhmischen Protestanten beabsichtigte, dazu aber weder aus dem Vatican noch von Madrid aus angestachelt wurde, sondern daß diese Vorsätze mehr aus dem halb wahnsinnigen Haß des Kaisers gegen seinen Bruder Matthias als aus religiösem Eifer hervorgingen.

Das Bild der Zeit und der Verhältnisse, welches Gindely's Buch gibt, zeigt demnach begreiflicherweise sehr wesentliche Abweichungen von dem seither gültigen. Die Regierungen Ferdinand's I. und Maximilian's II., während deren sich die habsburgische Monarchie deutschen Zweigs erst zu bilden begann, beurtheilt Gindely in Uebereinstimmung mit andern Historikern. Der Bruder Karl's V. war ein staatskluger Fürst, der, unmittelbar in die Wirren der Reformation hineingestellt, welche in seinen österreichischen Erblanden, in seinen Wahlreichen Ungarn und Böhmen rasche Ausbreitung unter Adel und Bürgern gewann, dazu im Kampf mit der türkischen Macht, die eben in ihren Zenith trat, nicht daran denken konnte, seine unzweifelhaft katholische Gesinnung und Ueberzeugung den anderswollenden Unterthanen aufzudrängen. Auch fiel die Hauptentwidelung der großen katholischen

Restauration, der Beginn des siegreichen Widerstandes gegen den Protestantismus, nicht unter seine, sondern unter seines Nachfolgers Maximilian's II. Regierung. Dieser aber schwankte in der That zwischen beiden Bekenntnissen und scheint den kirchlichen Streitigkeiten gegenüber eine Art moderner Empfindung gehegt zu haben, die allen Fanatismus ausschloß. Trotz dessen ließ er sich bestimmen, zwei seiner Söhne, darunter den Thronerben Rudolf, nach Spanien zu senden und unter den Augen Philipp's II. erziehen zu lassen. Dies hatte zwei bedenkliche Resultate. Die düstern Eindrücke, welche der junge Kaisersohn in Spanien empfing, scheinen auf seinen Geist den unheilvollsten Eindruck gelübt und die spätere Geistesstörung vorbereitet zu haben. Sodann rief die spanische Erziehung des Kaisers begreiflicherweise das ganze Mißtrauen, die stärkste Sorge der deutschen und österreichischen Protestanten wach. Nach Gindely's Darstellung war diese Sorge freilich eine völlig unnötige:

Die ganze Regierung Rudolf's nahm nach allen ihren Beziehungen den Charakter einer friedlichen an; der Kaiser liehe die Ruhe, überließ die Geschäfte, soweit es möglich war, seinen Räten, dahnte zwar damit Intriguen und einer unlauteren Ministerwirtschaft den Weg, aber blieb dabei doch im ganzen in den von seinem Vater betretenen Gleisen.

Indessen schiebt auch Gindely dieser Charakteristik der Rudolfinischen Regierung den hinkenden Boten nach, welcher ihn mit andern Historikern wieder „in Fühlung“ bringt:

Unter solchen Umständen wäre es bald dahingelommen, daß der Katholicismus dem aggressiven Protestantismus überall unterlegen wäre, hätte sich nicht Rudolf in einem Punkte, aber dies in einem sehr wesentlichen, von seinem Vater unterschieden. Ungleich diesem und offenbar hierin beherrscht von seinen spanischen Erinnerungen, ertheilte er die wichtigsten Posten der Regierung nur Katholiken und zwar von der strengern Richtung.

Damit ist denn aber auch unbestreitbar dargethan, daß unter Rudolf II. die katholische Restaurationspolitik in den habsburgischen Landen Boden gewann und weder das Mißtrauen der protestantischen Stände Ungarns und Böhmens, noch jenes der protestantischen Fürsten und Städte des Deutschen Reichs ein völlig unbegründetes Hirngespinn war. Aber während man einerseits nöthig zu haben glaubte, sich gegen das Vordringen des Katholicismus zu wahren, eröffnete sich andererseits eine Aussicht, dem Protestantismus zu entscheidenden Siegen im heutigen Oesterreich zu verhelfen. Rudolf's Geistesstrübung erreichte in den ersten Jahren des 17. Jahrhunderts einen Grad, bei dem die Interessen des habsburgischen Hauses schwer gefährdet erschienen. Und so stellte sich die Nothwendigkeit heraus, das Werk der confessionellen Restauration vor der Hand beiseitezusetzen; man konnte offenbar nicht daran denken, das Haus zu segnen, im Augenblick, wo die Grundmauern desselben zu wanken begannen. Erzherzog Matthias, das Haupt der Familie nächst dem Kaiser, nahm es über sich, dem kranken Rudolf die Regierung zu entwinden. Nach den seitherigen Darstellungen trieb ihn dazu brennender Ehrgeiz, nach Gindely nur Pflichtgefühl und die Erkenntniß, daß der Untergang

seines Hauses unabwendbar sei, wenn das aus apathischer Trägheit und tollen Entwürfen selbstsam gemischte Regiment Rudolfs andauere. Wenn wir uns indeß der Rolle erinnern, die Erzherzog Matthias im jugendlichsten Alter in den niederländischen Wirren gespielt, so möchten wir trotz Gindely meinen, daß dem Erzherzog mindestens die Verechtigung willkommen gewesen sei, die seinem Ehrgeiz aus Rudolfs Krankheit erwuchs. Sicher ist jedoch dem Verfasser der Nachweis gelungen, daß Matthias für seine Zwecke sich mit den überwiegend protestantischen Ständen Oesterreichs, Mährens, Ungarns verbünden mußte, daß er im ganzen die Billigung des päpstlichen und spanischen Hofes bei seinem Vorgehen hatte, daß daher die im Jahre 1603 und später hervortretenden Pläne Rudolfs zur Vernichtung der Protestanten mehr auf des Kaisers wahnsinnige Planmacherei als auf den Einfluß der Jesuiten zurückzuführen sind. Wir sehen nicht recht, was die Sache der letztern dabei gewinnen soll, da doch unzweifelhaft bleibt, daß wenn Rudolfs Persönlichkeit auch nur die geringste Garantie für das Gelingen solcher Pläne geboten oder wenn eine Möglichkeit vorgelegen hätte, Matthias ohne Concessionen an die Protestanten in den Besitz der Gewalt zu setzen, Spanien und Rom schon zu dieser Zeit dieselbe Position gewählt haben würden, die sie unter Ferdinand II. einnahmen.

Von hier an zieht sich durch die ganze übrige Regierungsgeschichte Rudolfs ein Faden wahnsinniger Rache und Herrschbegier. Matthias entriß ihm die Regierung von Oesterreich, Mähren und Ungarn, aber es gelang ihm zunächst nicht, auch in Böhmen Herr zu werden. Mit Concessionen an die böhmischen Stände behauptete sich Rudolf im Besitz der Wenzelskrone. Es trat ein, was die Feinde des Hauses Oesterreich längst gewünscht hatten: zwei Habsburger standen sich feindlich gegenüber. Matthias begehrte auch Böhmen, auch die Kaiserkrone, die dem Bruder zunächst noch verblieb; Rudolf aber dürfte nach Rache und Wiedereinkunft in die verlorenen Länder. Der hohen Politik der Zeit, dem Intriguenenspiel von allen Seiten war damit freieste Bahn gegeben. Die Gestalt des Fürsten von Anhalt tritt mehr und mehr in den Vordergrund. Kaiser Rudolf in seinem Hasse gegen Matthias griff nach jeder Hand, die sich darbot; Matthias sah sich durch die unermüdlige Agitation Anhalts im kaum gewonnenen Besitz bedroht. Christian von Anhalt hoffte, mit Hilfe der neugegründeten protestantischen Union in Böhmen und Oesterreich interveniren zu können. Er gedachte, Matthias durch Rudolf, Rudolf durch die böhmischen Stände zu verderben. Das erstere mißglückte durch den Ausgleich, den Perotin zwischen Matthias und den österreichischen Ständen bewirkte. Dem zweiten Ziel, dem er mit unglaublicher Thätigkeit und eminentem Talent zur Intrigue zustrebte, stand er 1609 ziemlich nahe. Der Abschluß des Conflicts zwischen Rudolf und den böhmischen Ständen durch den berühmten Majestätsbrief vereitelte indeß das Gelingen auch dieses Plans. Rudolf dagegen, in immer wilderem Verlangen Rache an Matthias, Rache an den Böhmen, Rache an allen zu nehmen, die seine

Herrschaft verkürzt und beeinträchtigt hatten, alliierte sich mit seinem Neffen, den Bischof Leopold von Passau, einem jüngern Bruder Ferdinand's von Steiermark. Er trat damit, nachdem er zuerst die Hilfe Anhalts und der Protestanten gesucht, in die Feindschaft gegen den Protestantismus zurück. Die Union ward gleichzeitig durch das Entstehen der katholischen Liga und den jülicher Erbfolgestreit nach anderer Seite hingelenkt und trat in ein Bündniß mit Heinrich IV. von Frankreich, in dem wiederum des Fürsten von Anhalt mächtiger machiavellistischer Geist wirkte, bis die Ermordung Heinrich's IV. alle auf ihn gesetzten Hoffnungen scheitern machte. Rudolf und Leopold aber wagten, theilweise durch die Umstände gedrängt, im Februar 1611 mit dem „Einfall der Passauer“ den lange beabsichtigten Versuch, dem Kaiser die absolute Herrschaft in Böhmen und der katholischen Partei die Vorherrschaft zu gewinnen. Die Einnahme von Prag glückte nur halb, dies war für Rudolf schlimmer, als wenn sie ganz mißglückt wäre. Sie kostete dem Kaiser den Besitz auch der böhmischen Krone, welche auf Matthias überging. Daß Rudolf bei dem passauer Einfall nur von seinen Rachegehlüsten gegen Matthias und seinem brennenden Verlangen nach Herrschaft gestachelt wurde, erhellt aus seinen letzten Schritten. Wieder knüpfte er eine Verbindung mit Anhalt, mit der protestantischen Partei im Reiche an, und Gindely liefert den überraschenden Beweis, daß der Jüngling der spanischen Jesuiten und Philipp's II. mit dem Plan aus dem Leben geschieden ist, sich mit der calvinistischen Partei, der Erbfeindin seines Hauses, zu verbünden und mit dem Rest seiner kaiserlichen Autorität die Pläne Anhalts zu stützen. Noch auf der Schwelle des Todes unterhandelte er darüber, und wenn Christian von Anhalt diesmal weniger rasch die Möglichkeit ergriff, dem Hause Habsburg durch innern Krieg Verderben zu bereiten, so lag dies wol daran, daß er Kenntniß vom Körperzustand des Kaisers gewonnen.

Mit Rudolfs II. im Januar 1612 erfolgtem Tode schließt die Scenenreihe, welche man als das Vorspiel zum Dreißigjährigen Kriege bezeichnen kann, während die folgende Kaiserregierung des Matthias bereits für den ersten Act desselben gelten darf. Jedenfalls wird Gindely demnächst auch diese Periode, die letzte, in welcher nach seinem eigenen Ausdruck die böhmische Geschichte zugleich europäische Geschichte ist, zu schildern unternehmen. So wenig wir mit Allen Voraussetzungen und Consequenzen des Historikers einverstanden sind, so können wir nur wünschen, daß er mit dem gleichen hohen Ernst, der gleichen Forscherstreue, dem gleichen scharfen Blick und der gleichen Redlichkeit gegen Freund und Feind die unerfreuliche aber hochbedeutsame Geschichte der Jahre 1612—21 darstelle, wozu er durch seine Studien wie kein anderer in diesem Augenblick berufen ist.

Die Darstellung des Gindely'schen Werks ist klar, übersichtlich, gerundet. Die descriptive und rhetorische Seite der Geschichtsschreibung konnte am Stoff dieses Werks nicht zur Geltung kommen; wir glauben auch nicht, daß die Stärke des trefflichen Autors in ihr liegen

würde; denn allerdings vermißt man einigemal eine gewisse fesselnde Lebendigkeit, ein Hervortreten der Hauptmomente, der Höhepunkte, die doch auch in den geschilderten Zeiten und Zuständen vorhanden sind. Wenn aber Gindely's Werk sich als specifisch gelehrt erweist, so ist es weit entfernt, nicht jedem Leser von Bildung vollkommen zugänglich zu sein, und wir sind dem Verfasser das Zeugniß schuldig, daß er seinen Gegenstand zwar nicht durch den Zauber der Kunst gehoben, aber auch dem Interesse durch keine jener Eigenheiten geschadet hat, die noch immer die meisten Specialgeschichtswerke für das größere Publikum völlig ungenießbar machen. Es ist nichts als einfache Gerechtigkeit, wenn wir Gindely's „Rudolf II.“ als eins der tüchtigsten und der besten historischen Werke rühmen, welche die letzten Jahre gebracht haben, und wir wünschen, daß noch viele seither unaufgehellte Partien der Geschichte des 17. Jahrhunderts mit gleichem Verdienst behandelt werden möchten.

Adolf Stern.

### Vom Büchertisch.

1. Die beste Staatsverfassung. Erörterung eines Unparteiischen. Halle, Friede. 1864. 8. 6 Ngr.

Ein Anonymus hält eine vier Bogen lange Rede, worin er einem lachlustigen Publikum in ergötzlichster Weise auseinandersetzt, daß es mit der Demokratie und Republik eitel Wind ist, daß die constitutionelle Regierung zu weiter nichts taugt, als das Familienleben um alle Gemüthlichkeit zu bringen, und daß nach Homer, Cicero und dem Gesangbuch vor allem ein starker König noththue, um die große zweibeinige Viehheerde, genannt Volk, für alle Ewigkeit vor Freiheit und ähnlichen Drehkrankheiten zu beschützen.

2. Politische Geschichte Württembergs von der Kaiserwahl Rudolfs von Habsburg bis zu dem preussischen Bundesantrag vom 9. April 1866 auf wiederholte Einberufung einer deutschen Nationalversammlung. Von R. Planl. Stuttgart, Koch. 1866. 8. 18 Ngr.

Particularismus in Masse. Ein halbes Jahrhundert freirechtlichen Lebens unter König Wilhelm geben dem Württemberger freilich das Recht, seine Sonderexistenz gegen eine nationale Einigung von zweifelhaften freirechtlichen Garantien nicht voreilig zu vertauschen. Jedoch heißt es, die deutsche Sache verrathen, wenn man im letzten Grunde nur daran denkt, im Bunde mit der Dynastie das eigene Stück Erde vor jedem Zusammenschluß mit dem Ganzen zu bewahren. Und diese Tendenz hat leider an dem vorliegenden Werke schaffen helfen. Es will zeigen, „daß durch die Geschichte Württembergs die Gegnerschaft Habsburgs in allen Zeiten wie ein rother Faden laufe“; es warnt die rein Deutschen „vor den neuern Vergewaltigungen der preussischen Politik“; es ruft in der letzten Stunde die russische Verwandtschaft auf, „damit es dem Könige Karl, dem Vertreter der Reform, gelingen möge, alle großmächtlichen Gefahren zu überwinden und Württemberg (das schon einmal — im Dreißigjährigen Kriege — in Gefahr war, aus der Weltgeschichte zu

verschwinden!) und dem reinen Deutschland eine ihrer würdige Stellung zu erringen“. Da sich diese Schrift nur als Tendenzschrift gibt, so können wir es unterlassen, sie wissenschaftlich und literarisch abzusprechen.

3. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von H. Birchow und F. von Holtzendorff. Heft 4: Die Wohnungsfrage, von Lette. Heft 5: Ueber Zeitmaße und ihre Verwaltung durch die Astronomie, von Foerster. Heft 6: Land und Leute der Urschweiz, von E. Osenbrüggen. Heft 7: Ueber Sinnesäußerungen, von G. S. Meyer. Berlin, Paderitz. 1866. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Die schon in einer frühern Nummer gerühmte Unternehmung, durch Veröffentlichung gemeinverständlicher Vorträge über Gegenstände von allgemeiner Bedeutung an der „großen Arbeit der Volksbildung“ mitzuwirken, hat in den vorliegenden Heften erfreulichen Fortgang genommen. Im vierten Heft beleuchtet Lette (in Zusammenfassung mehrerer im „Arbeiterfreund“ erschienener Aufsätze) die für die Arbeiterklassen äußerst wichtige Wohnungsfrage, deren Lösung im Zusammenhange mit den Bedingungen des leiblichen Wohls und den Forderungen des sittlichen Familienlebens, zugleich mit dem Rücksicht auf die Art und Weise und die Mittel ihrer Durchführung erörtert wird. Wir vermessen in diesem sonst klaren und human begründeten Vortrage den ausführlicheren Nachweis, wie sich dies eine Wohnungsbedürfnis in das ganze System der Bedürfnisse der Arbeiter einzuordnen habe; und dann sollte der Ton, da er an ein dabei stark betheiligtes Publikum gerichtet ist, weniger betrachtend als propagandistisch gehalten sein.

In dem nächsten Hefte zeigt Foerster, wie auf Grund der geistigen Anlage des Menschen, die Dinge in der Zeit zu erfassen, in Verbindung mit der objectiven Zeitfolge, der Versuch gemacht worden ist, eine Einheit zu finden, welche an die Zeit als unverrückbares Maß angelegt werden könne. Die geschichtliche Entwicklung dieses Versuchs hat uns auf den Punkt gebracht, daß die Astronomie das Amt übernahm, durch fortgehende Beobachtungen die Umdrehung der Erde, deren gleichförmige Bewegung vorausgesetzt wird, als Zeitregulator festzuhalten. Die Frage, ob die Umdrehungszeit der Erde selbst veränderlich sei, weist in eine unabsehbare Zukunft hinaus.

War in dem eben besprochenen Hefte die Behandlung des Stoffes durch metaphysische und naturwissenschaftliche Voraussetzungen weniger auf das arbeitende als auf das „gebildete Volk“ berechnet, so bringt dagegen Osenbrüggen in dem folgenden Hefte „ein Bild aus der Mitte des schweizerischen Lebens“ in frischer und voller Punktirung. In lebendigen Detail treten uns entgegen das Familien- und Gemeindeleben, Wirtschaft und Staatswesen, Rechtspflege, Bildungs- und gesellschaftliche Zustände, Nationalcharakter der Urschweiz (nämlich der drei ältesten Cantone Schwyz, Uri, Unterwalden), woran allerdings noch sehr viel archaisch-mittelalterlicher Staub sitzen geblieben ist. Bei dieser concreten Behandlung springen allgemeinere Anwendungen, wie z. B. „daß eine freie Gemeindeverfassung im Gesamtorganismus des Staats die Kreise schaffe, denen ein großer

der vom Staat zu lösenden Aufgaben zufalle“, von heraus. Wir hoffen, daß der Verfasser uns bald in die „moderne“ Schweiz durch einen ähnlichen Ent-  
einführen werde.

Das letzte Fest, das uns vorliegt, bietet eine Bespre-  
der Sinnesäußerungen von Meyer. Neues wird  
weniger schwerlich darin finden; für das Verständniß  
alien ist, soweit Beherrschung und Gliederung des  
3, klare Fassung der Pointen, steter Hinweis auf  
Erfahrung dazu genügen, hinreichend gefordert. Nur  
uns für den Fortgang des Unternehmens bedanken,  
Vorträge über die Natur auch für Auge und Hand  
müßten, sollen sie ihren Zweck erfüllen.

über die Abhängigkeit des Kopernicus von den Gedanken  
echischer Philosophen und Astronomen. Vortrag, gehalten  
in der öffentlichen Sitzung des Kopernicus-Vereins für  
Wissenschaft und Kunst zu Thorn am 19. Februar 1863.  
v. P. Prowe. Thorn, Lambert. 1865. Gr. 8. 8 Mgr.

.... Wo nun die Alten gesagt hatten, es könne  
ht so sein, da trat Kopernicus mit der Zuversicht  
Nannes der Wissenschaft auf und bewies, daß es  
t müsse.“ Die geschichtliche Stellung des Koper-  
kann kaum schärfer präcisiert werden als in diesen  
n des Verfassers. Sein Recht zu diesem Ausspruche  
er Verfasser aus einer genauen Revision sämtlicher  
ie Bewegung der Erde bezüglich der Uebersetzungen  
riedrichischen Philosophen und Astronomen. Danach  
ilberdies zugesagt werden, daß die heliocentrische  
e schon im Alterthum vorangebeutet liege; dies könne  
trotzdem man sich zur Verkleinerung des Kopernicus  
mehrern Seiten darauf berufen habe, das Ver-  
dasselben nicht schmälern, „die Idee der jährlichen  
äglichen Bewegung der Erde, die bei den Alten  
als ein kühner Gedanke war, gegen eine dreizehn-  
jährige Tradition und die Autorität der Kirche  
zum vollen wissenschaftlichen Ausdruck gebracht zu  
Gern folgt der Leser dieser in gehobenem Stil  
nen, Urtheil mit Gründlichkeit verbindenden Apo-  
es Mannes, „der — nach Nichtenberg — der Stif-  
Neuen Testaments der Astronomie war“.

ceaux choisis relatifs aux lettres et aux sciences ex-  
ts des dernières publications de M. Högwald. En  
tre langues. Karlsruhe, Greubauer. 1866. 8. 13 Mgr.

re Anthologie aus den Werken eines Schriftstellers.  
: That, die Inhaltsangabe sieht einer Speisefarte  
anz unähnlich. Es wird alles servirt. Befehlen  
rosa oder Poesie? Wollen Sie ein schmelzendes  
enir de Heidelberg“, oder eine herbe Abhandlung  
ie alten Kaurakier? Wünschen Sie ein chinesisches  
nfer, oder Vorlesungen über Shakespeare, Goethe  
e Nibelungen? Zur Abwechslung ein „Essay on  
nann“, über deutsche Einheit, oder wie die Baiern  
anzen, da sie noch Feiden waren. Und das kön-  
e in vier Sprachen haben: englisch oder deutsch,  
sch oder lateinisch. Und alles nur im Auszuge,  
h immer das Beste, aber nur wenig, damit Sie

sich nicht den Magen verderben. Auf 9 Bogen sage  
23 Verse! Dabei werden 7 übergangene noch auf  
dem letzten Blatte nachgeholt, darunter ist ein „Obelisco  
Gregoriano, Poème Italien“! Und auf dem Rückblatt sind  
noch vier Vorträge von demselben Verfasser angekündigt:  
über Pächterschulen, Werth des Bibellesens u. s. w. Wir  
wollen zu Gunsten des Autors, der auch aus diesen dis-  
jecti membra poetarum als feinsinniger Polyhistor heraus-  
zuerkennen ist, nicht zweifeln, daß dieser Packmad ein  
specielles Meisterstück seines Verlegers ist, der, wo es an-  
geht, nicht versieht, eine Empfehlung von Königen, Her-  
zogen u. s. w. beizulegen.

6. Der Vocalaccent, ein bisher unformulirtes Gesetz der Spra-  
chen, insbesondere der deutschen Sprache. Von Will-  
helm Kaila. München, J. A. Finklerlin. 1866. Gr. 8.  
8 Mgr.

Wie der Titel anzeigt, sollen wir hier eine Neuigkeit  
zu hören bekommen. Der Verfasser findet nämlich fünf-  
ferlei (oder wie er schreibt finkerlei) Accente zu unter-  
scheiden: Vocal-, Silben-, Wort-, Rede- und Satzaccent.  
Der Vocalaccent wäre bis zu ihm (S. 40) am wenigsten  
verstanden, immer mit kurzen oder langen Silben (der  
Accent mit Silben!) verwechselt worden. Was ist nun  
aber dieser Vocalaccent? „Unter Vocalaccent versteht man  
(S. 8) die Dehnung: productio, oder Schärfung: cor-  
reptio der Vocale in den Stammsilben der Begriffswör-  
ter.“ Klingt das nicht auch beinahe wie eine „Verwechs-  
lung des Accents mit langen oder kurzen Silben“? Und  
wozu eine alte Sache — wenigstens bildeten wir uns ein,  
diese gedankenvolle Verwerthung des deutschen Accents,  
wonach stets die Stammsilbe als Träger des Begriffs  
hervorgehoben wird, längst vor Hrn. Kaila gekannt zu ha-  
ben —, wozu das mit einem neuen Namen aufpuzen?  
Und der Silbenaccent? „Begrift das Anhalten mit der  
Stimme u. s. w.“ Also Ton und Zeit wieder verwech-  
selt! Wortaccent? „Bei zusammengefügten Wörtern...“  
Ist auf den einfachen Fall zu reduciren. Redeaccent,  
Satzaccent? Kennt man aus jeder Declamationschule.  
So weit waren wir also auch bisher. Was die ortho-  
graphischen Restaurationsversuche des Verfassers betrifft  
(fünf = fünf, Vischthum = Visthum u. s. w.), so kö-  
men wir auf diesem Wege gar bald wieder zum Himalaja  
jurück. Was wir jedoch Kaila dankend vermerken wol-  
len, ist seine Agitation für den analytischen Unterricht,  
der auch in der Sprache von den Erscheinungen zu ihrem  
Zusammenhang aufsteigen und nicht, wie bisher geschehen  
ist, das Wirkliche in fixe Schablonen einzwängen soll.

7. Neue zweckmäßigere Lehrweise der lateinischen Sprache. Nach  
Aventin's „Gesetzen des Unterrichts“, nach J. Grimm's ver-  
gleichender Sprachforschung, und theilweise nach Ollendorff  
und andern Lehrern neuer Sprachen. Von A. Widmann.  
Erstes Fest: Grundsteine der lateinischen Formenlehre. Mün-  
chen, J. A. Finklerlin. 1866. 8. 12 Mgr.

Soll dies Lehrbuch in die Hand des Schülers ge-  
ben werden? Dann fehlt es an Ordnung und Präcision,  
Uebersichtlichkeit und Eleganz. Ist es eine Anweisung für  
den Lehrer? Dann ist für den Kenner zu viel, für den



Leien zu wenig darin gesagt. Der Verfasser betont nämlich den für sich sehr richtigen Gedanken, den Sprachunterricht mit der Sprachgeschichte zu verbinden. Aber die Ausführung, wie sie hier für die lateinische Sprache vorliegt, erscheint als eine wahre Chaosgeburt, wenn man sie der ebenfalls historischen Darstellung der griechischen Formenlehre von O. Curtius gegenüberhält. Die pädagogische Ausbildung des Verfassers datirt übrigens vom seligen Durmaier Anno 1519, und von den pädagogischen Bestrebungen der Neuzeit kennt er ungefähr so viel, als ihm die wissenschaftlichen Beilagen der „Augsburgerin“ verrathen, und nebenbei Mendorff.

8. Das Geschichtswerk des Florus. Abhandlung von Reber. Freising, Datterer. 1865. Gr. 8. 12 Mgr.

Wir gratuliren dem Autor zu seiner Jungfernarbeit. Ueberflucht und Vertheilung, Geschmack, Kritik und Combination zeigen sich in guten Ansätzen. Der Tummelplatz ist freilich nicht sehr lohnend. Ueber den stilistischen und historischen Unwerth, stellenweise sogar Miswerth des Florus sind die Acten längst geschlossen. Immerhin interessirt die Beobachtung, daß dieser römische Historiker die Thatfachen nicht selten mehr nach der geographischen Nachbarschaft als nach der Zeit-, geschweige Causalfolge zusammenfaßt. Diese findet, wenn man die im Verhältniß ausführliche Verticthlichtigung von „Land und Leuten“, vornehmlich Spaniens, dazu nimmt, seine Erklärung in einer aus einem neuerlich entdeckten Fragment entlehnten Notiz, wonach Reber der Meinung ist, daß wir es mit einem unter Kaiser Hadrian, einem Spanier, aus spanischem Localpatriotismus herausgeschriebenen Schulcompendium zu thun haben, dessen Autor seine auf weiten Reisen in Ost und West geholten topographischen Kenntnisse in seinem Werke wol zu verwerthen gewußt hat. Zu diesem Ergebniss gelangt Reber durch den Coup, die drei Personen, welche in der römischen Literatur den Namen Florus mit abweichenden Vornamen führen, identisch zu setzen. Diese Conjectur ist jedoch so wenig gewagt, wie die stilistischen Eigenheiten der Erwähnten richtig parallelisirt sind. Sind wir so weit mit Reber einig, so wünschen wir ihm doch für die Folgezeit eine im ganzen knappere Behandlung, da die vorliegende Schrift in Belegstellen förmlich schwimmt, die besser in der Mappe geblieben wären.

9. Weihnachten in Schleswig-Holstein. Von P. Pandelmann. Kiel, Schwes. 1866. 8. 18 Mgr.

Für die Culturgeschichte ist nichts zu klein, selbst die Kleinen nicht. Man lese daher in diesem Schriftchen, wie an der Schlei und Eider alt und jung die schöne

Zeit vom letzten November bis tief ins neue Jahr hinein Tag für Tag in Sang, Tanz, Spiel und allerlei Nummernschanz verjabbelt. Und wer bisher zu Weihnacht den üblichen Schweinskopf mit Langhohl ahnungslos sich hat schmecken lassen, der esse ihn fortan mit der Weiße eines historischen Moments, denn er ist ein Opfer „für den Sonnengott Fro, der auf einem goldborstigen Eber rit. Ihm zu Ehren ward beim skandinavischen Julfest (= Zwölftagefest) ein Eber geschlachtet, der „Sühneber“, und wenn derselbe zum Nachtmahl auf den Tisch kam, so legten die Gäste ihre Hand auf das Haupt des Ebers und gelobten, im nächsten Jahre große und kühne Thaten zu thun.“

10. Ein Schulheft Christoph Martin Wieland's. Nach dem Original herausgegeben von Richard Hoche. Mit einem Facsimile. Leipzig, Teubner. 1865. 4. 12 Mgr.

Wie oft schon darüber Beschwerde geführt worden ist, daß man in der Veröffentlichung von aufgefundenen Ueberbleibseln aus der Jugendzeit unserer großen Autoren der classischen Periode kein Maß kenne, sie treten stets wieder aufs neue hervor. Gewiß ist manches Derartige erschienen, welches schon jenseit der Grenze des Erlaubten liegt. Von der obigen Reliquie ist das nicht zu behaupten. Es ist wirklich interessant, ein „Schulheft“ unsers Wieland vor sich zu sehen, welches so viel des Eigengearteten, Sprechenden enthält, daß man in der Betrachtung des funfzehnjährigen Scholaren reiche Ausbeute gewinnt für die Würdigung des späteren Mannes, der nicht bloß die Einzigkeit der Griechen, der auch die feine Urbanität der Römer so tief zu ergründen, so selbständig zu reproduciren vermochte. Hier ist freilich, mit einiger Modification, jenes Wort in Anwendung zu bringen: „anders ließt der Knabe“ nicht bloß „den Terenz“, sondern auch den Horaz, den Livius, den Cicero, „anders der Erwachsene“. Das Lateinische wie das Deutsche, welche sich in dem Hefte vorfinden, alles ist charakteristisch. Einiges Beschriftete macht sich wunderbar eigenthümlich, oft prachtvoll, nöthigt uns ein Lächeln ab, ergötzt aber auch unser Ohr mit wahrhaft musikalischen Sprachklängen. Aus der „Uebersicht“ heben wir nur einiges Einzelne hervor, um zum Genuß des Ganzen einzuladen: „Uebersetzung der horazischen Dichtkunst“, „Uebersetzung aus dem Livius“, „Aufsatz: De Agriculturae ratione, fructu et amoenitate“, „Uebersetzung: das vorgeschriebene 49. Kapitel II. Buch von der Natur der Götter“. Kommt es einmal zu einem Rabater für die Phsylognomik der Literatur, der ausgeprägtesten Dichter und Denker, so wird ein solcher in so gearteten Schulheften manche belohnende Vorstudien zu literarisch-phsylognomischen Fragmenten machen können.

## Feuilleton.

### Bismar über Fischart.

Der bedeutendste Fischart-Kenner unter uns ist bekanntlich Bismar, der Literaturhistoriker. Sein ganzes Leben lang hat er dem Studium des gewaltigen und originellen Schriftstellers des Reformationszeitalters obgelegen, und vor nicht langer Zeit hat er wieder in höchst gebiegender Weise unsere Kenntniß zu bereichern gesucht durch eine zweite, umgestaltete und stark ver-

mehrte Auflage seiner Schrift: „Zur Literatur Johann Fischart's.“ Kleine Beiträge (Frankfurt a. M., Bölder, 1865). Ein vom Bismar verfaßtes Programm des marburger Gymnasiums vom Jahr 1846 enthielt zuerst drei Stücke, die wir in der neuen Schrift wiederfinden, nämlich: die „Reimstücke im Reveille matin oder Nacht früh auf“, die „Anmahnung zur christlichen Kinderzucht“ und die „Ermanung an die Handwerker“. Dirk

Schrift ist viel begehrt worden, denn sie bot die Texte oft beinahe unzugänglichen Gedichten, und so stellte sich ohnwendig ein neues Abdruck heraus. Wilmarsch aber mit der alten Form nicht begnügen, da sich die Kenntniss der Fischart-Literatur, insbesondere seit Einführung der Neufeldschen Bibliothek in die Königsbibliothek zu Berlin, in ungemeinem Grade erweitert hat. Erstete also vieles um und stattete zugleich die so veränderte Schrift mit neuen Beiträgen aus, welche alle von großem sind. Der erste dieser neuen Beiträge gibt eine bibliographische Zusammenstellung der Ausgaben des „Vienenforb“ ischen und literarhistorischen Bemerkungen. Jene schon in und hier umgearbeiteten Abhandlungen bilden das dritte und vierte Stück des neuen Buchs. Im fünften te bespricht Wilmarsch Fischart's poetischen und hier mitn Vorbericht zu Johann Christoph Beder's (Wolken-Smenius); Johann folgen unter VI interessante kleine zur Fischart-Literatur, und den Beschluss macht eine iche der Orthographie Fischart's, ein Abschnitt, der auch iche und grammatische Gelehrsamkeit Wilmarsch's ausreicht.

Einblick auf die echt wissenschaftliche Ungenügsamkeit fassers, ein älteres und veraltetes Buch nicht in derselben neu herauszugeben, müssen wir umgekehrt die ganz unbegreifliche Sorglosigkeit bedauern, mit welcher Wilmarsch Literaturgeschichte der Auflage zu Auflage unverändert ungenügend verändert hinausgehen lässt, als wären rschungen und Ergebnisse wie nicht vorhanden. Hat es den Anschein, als sei dem Verfasser dieses Buch, welches Publikum mit so großer und immer gesteigerter Theilnahme entgegennimmt, fremd und sein Gesamtgegenstand geworden, so dürfen wir um so eher in Beziehung auf blingsstadium, auf Fischart, mit einem Wunsche nicht sten. Möchte Wilmarsch sich dazu entschließen, da sein in der Erst- und Gruber'schen „Allgemeinen Encyclopaedie“ den meisten unzugänglich ist und seit seinem Erscheinen Erkenntnisse gewonnen sind, eine allgemein verteilte, abschließende, den Apparat als Anfang enthaltende ophe über Fischart abzuschaffen! Durch eine solche Arbeit, welcher er vor allen berufen ist, würde er seinem Vordem Gebiete der deutschen Literatur die Krone aufsetzen, des Dankes aller Literaturfreunde gewiss sein.

## Bibliographie.

nnexionen und der norddeutsche Bund. Vom Verfasser der Rund-September 1866. Berlin, Stille u. van Nuppen. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.  
on A., Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das römische Königs X. von Castilien. Ein Beitrag zur Geschichte des grossen ma. Mit bisher ungedruckten Briefen. Münster, Aschendorff. 5 Ngr.  
R. S. G., Gedichte. Köln, J. G. Schmitz. 12. 12 Ngr.  
Jun., S., Der liebe Gott. Sieg der Lehre Jesu Christi über die Pantheismus oder freie Gemeinde. Berlin, Neumann. 1867. Ngr.  
1, O., Isis und Osiris. Eine mythologische Abhandlung. Nord-iching. Gr. 8. 15 Ngr.  
rich, C., Josua Weiss, Reutlingens Bürgermeister zur Zeit der n. Nach den Akten dargestellt. Reutlingen, Fleischhauer u. Br. 8. 8 Ngr.  
mann, C., Theodor von Reußhof. Dichtungen. Elberfeld, 16. 22 1/2 Ngr.  
se, W., Aus dem Reiche der Lampen und der Schokolade. Bühb Schauspielerslust. Her B: Komödiantenreiche. Komischer Berlin, Grote. 8. 1 Thlr.  
r, S., Die Lande Braunschweig und Hannover. Mit Rücksicht achargebiete geographisch dargestellt. 1ste Hef. Hannover, Gr. 8. 28 Ngr.  
C. A., Vom Evangelium des Johannes. Eine Rede an die Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 12 Ngr.  
ter, S., Louis Napoleon und die Pfarreinstöcher. Original-Ed. Wien, Rast. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.  
r, S., Die Geschichte der Kriege von 1866 in Mittel-Europa, und ihre Folgen. 1ste u. 2te Hef. München, Summi. Gr. 8.

Pepper, S., Denkschrift über den Untergang des kurfürstlichen Staats. Marburg, G. H. H. 6 Ngr.  
Jaeger, W. H., Der Herr ist mein Heil. Gedichte. Stuttgart, Kie-ling u. Comp. 18. 20 Ngr.  
Fiebach, S., Der Spion im preussischen Hauptquartier oder die Rache der Vienenforb. Illustrierte historischer Roman aus der Geschichte des preussisch-österreichischen Krieges im Jahre 1866. 1ste bis 3te Hef. Berlin, Hamburg u. Comp. 1867. Gr. 8. 4 1/2 Ngr.  
Meyer, W., Selbstständigkeit und Selbstrecht der freien Stadt Ham-burg sind ein Anachronismus geworden. Eine kurze Beleuchtung Ham-burger Zustände. Hamburg. 4. 6 Ngr.  
Mayer, A., Zur Seelenfrage. Mainz, v. Zabert. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.  
Kendelschahn, W., Zum Siegesfeste. Vortrags- und Danklieder. Eine Melodie. Zum ersten Male herausgegeben und mit Einleitung ver-sehen von W. Kasperling. Berlin, Weydel. Gr. 8. 5 Ngr.  
Der freie Mensch. Bild- und Vortrags eines Staatsgefangenen. Ber-lin, Springer. 8. 10 Ngr.  
Meyer, K., Untersuchungen über das Leben Beimars v. Zweier und Bruder Wernher. Basel, Georg. Gr. 8. 20 Ngr.  
Nachtowsky, J. W., Zwei Reden parmenelischen Inhalts. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.  
Rindorf, M. A., Kontinuität der Gegenwart. Skizzen aus dem deutschen Kulturleben. Berlin, Springer. 1867. 8. 1 Thlr.  
Rosenbruch, A., Trau und Scherz aus dem Kriege 1866. Ge-bichte. Berlin, Schwelger. 10. 5 Ngr.  
Otto, Louise, Das Recht der Frauen auf Erwerb. Bitte auf das Frauenleben der Gegenwart. Mit einem Vorwort von J. Heinrich. Hamburg, Hoffmann u. Comp. Gr. 8. 15 Ngr.  
Peter der Große. Lebensbild eines Monarchen. Mit Benutzung neuer Quellen bearbeitet von H. v. H. Berlin, Adolph u. Comp. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.  
Plesing, L., Luerfing. Ein spaßig Vertelln. Hamburg, Hoffmann u. Comp. 8. 15 Ngr.  
Rabbe, R. v., Kaiserin. Biographische Skizze. Graz, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 16 Ngr.  
Riede, C. H., Erinnerung und Namen der Städte Berlin und Köln an der Ebnen. Ein Beitrag zur Kenntniss der vorgezeichneten Zeit Deutschlands, insbesondere der Mark Brandenburg. Nordhausen, Böttching. Gr. 8. 3 Ngr.  
Kollisch, C., Schöpfung und Erlösung ober des Doppeltes im Himmel nach Offenbarung IV und V in sechs Betrachtungen. Darmen, Bader. Gr. 8. 10 Ngr.  
Scherer, F., Für Haus und Herd. Letzte Ränge. Herausgegeben von R. Gottschall. Leipzig, Reil. 1867. 16. 1 Thlr. 27 Ngr.  
Schonki, K., Ueber die Zeuereiligion. Vortrag. Gr. 8, Leuschner u. Lubensky. Gr. 8. 10 Ngr.  
Stehelin, J. J., Das Leben Davids. Eine historische Untersuchung. Basel, Georg. Gr. 8. 16 Ngr.  
Stevens, A., Der Reichthum: Seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Aus dem Englischen überf. Bremen, Berl. d. Tractat-haus. Gr. 8. 15 Ngr.  
Stich, A., Thorenspiegel. Satiren. New-York. 8. 1 Thlr.  
Eine Stimme der Nordalven Ungarns über Österreich nach der Schlacht bei Königgrätz. Wien, Goriachak. Gr. 8. 8 Ngr.  
Stobbe, C., Die Juden in Deutschland während des Mittelalters in politischer, sozialer und rechtlicher Beziehung. Braunschweig, Schwesik u. Sohn. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.  
Straube, L., Kriegsbilder und Scenen aus dem Feldzuge der Preußen im Sommer des Jahres 1866. In poetischer Form dargestellt. Halle, Schulze. 12. 5 Ngr.  
Straube, L., und G. Kasse, Jüdischer Kreiter der Revolution. Ber-lin, Wegener. 1867. Gr. 8. 1 Thlr.  
Sugenheim, S., Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart. 1ster Bd. Das Jahr Ende der Carolingerzeit. Leipzig, Engelmann. Gr. 8. 2 Thlr. 7 1/2 Ngr.  
Sybel, P. v., Das neue Deutschland und Frankreich. Gedichtreiben an Herrn Forcade in Paris. Bonn, Sohn u. Sohn. 12. 7 1/2 Ngr.  
Tragie und Triumph. Eine Darstellung von ..... 8 Gt. .... Güterloß, Bertelsmann. 12. 12 Ngr.  
Zainz, S., Philosophie der Kunst. Autorisierte deutsche Uebersetzung. Paris, Jung-Vertraut. 8. 1 Thlr.  
Zehner, H. W., Ludwig van Beethoven's Leben. Nach dem Original-Manuskript deutsch bearbeitet. 1ster Bd. Berlin, S. Schneider. Gr. 8. 1 Thlr. 25 Ngr.  
Zraeger, A., Gedichte. 5te, neu vermehrte Aufl. Leipzig, Reil. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.  
Zrochbrücke für Hannover. Von einem Alt-Hannoveraner. Hamburg, O. Wegener. Gr. 8. 7 1/2 Ngr.  
Unger, F., Die Insel Cypern einst und jetzt. Ein Vortrag. Wien, Braumüller. Gr. 8. 6 Ngr.  
Wagenhausen, S., Tagebuch vom österreichischen Kriegsschauplatz. Berlin, Hansfreund-Verlag. Gr. 8. 20 Ngr.  
Wagenhausen, D., Die deutsche Einheit und das Bismarck'sche Re-formproject. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 2 Ngr.  
Weber, F., Herzensklänge. Ein Bildentwurf. Leipzig, Wiffenrodt. 16. 25 Ngr.  
Wer leidet, der König oder das Land? Auch eine löbliche Zeitsfrage, die nicht unnütz ist. Vom Verfasser der drei Zeitsfragen: „Wer war Herr v. Bern“ u. s. w. Leipzig, Häfelle juu. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.  
Zur Reorganisation Oesterreichs von ... Nationa, Wenzel. Gr. 8. 10 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

# Anzeigen.

Neuer Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Encyclopädische Werke.

**Conversations-Lexikon.** Allgemeine deutsche Real-Encyclopädie für die gebildeten Stände. Dritte umgearbeitete verbesserte und vermehrte Auflage. In 150 Heften oder 15 Bänden. Jedes Heft 5 Ngr. Jeder Band geh. 1 Thlr. 20 Ngr., geb. in Leinwand 1 Thlr. 28 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr.; auf Velinpapier geh. 2 Thlr. 15 Ngr., geb. 3 Thlr.

**Meinereis Brockhaus'sches Conversations-Lexikon** für den Handgebrauch. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. In 40 Heften oder 4 Bänden. Geh. 6 Thlr. 20 Ngr. Gebunden in Leinwand 7 Thlr. 20 Ngr., in Halbfranz 7 Thlr. 26 Ngr.

**Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon.** 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart, nebst erläuterndem Texte von mehr als 100 Bogen in Octav. Neue wohlfeile Ausgabe. 15 Thlr. Cartonnirt 17½ Thlr. Gebunden 23½ Thlr.

**Unsere Zeit.** Deutsche Revue der Gegenwart. Monatschrift zum Conversations-Lexikon. Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Gottschall. In halbmonatlichen Heften. Jedes Heft 6 Ngr. Jeder Band geh. 2 Thlr. 12 Ngr., geb. in Leinwand 2 Thlr. 20 Ngr., in Halbfranz 2 Thlr. 24 Ngr.

**Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.** Ein Handbuch für das praktische Leben. In 70 Heften oder 7 Bänden. Mit 2382 Abbildungen in Holzschnitt. Jedes Heft 7½ Ngr. Jeder Band geheftet 2 Thlr. 15 Ngr., gebunden 2 Thlr. 24 Ngr. (Seeben vollständig geworden.)

**Das Staats-Lexikon.** Encyclopädie der sämtlichen Staatswissenschaften für alle Stände. In Verbindung mit vielen der angesehensten Publicisten Deutschlands herausgegeben von Karl von Rotteck und Karl Welcker. Dritte, umgearbeitete, verbesserte und vermehrte Auflage. Herausgegeben von Karl Welcker. 8. In 168 Heften oder 14 Bänden. Jedes Heft 8 Ngr. Jeder Band geh. 3 Thlr. 6 Ngr., geb. 3 Thlr. 16 Ngr. (Seeben vollständig geworden.)

**Deutsches Sprichwörter-Lexikon.** Ein Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von Karl Friedrich Wilhelm Wander. In Lieferungen zu 8 Bogen. 4. Jede Lieferung 20 Ngr.

**Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.** Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von „Lenning's Encyclopädie der Freimaurerei“. In 15 Lieferungen oder 3 Bänden. 8. Geh. Jede Lieferung 20 Ngr. Jeder Band 3 Thlr. 10 Ngr.

**Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste,** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet, und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber. I. Section, 1.—83. Theil; II. Section, 1.—31. Theil; III. Section, 1.—25. Theil. 4. Cartonnirt. Jeder Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr., in einer Prachtausgabe 15 Thlr.

Verlag von Wilhelm Herz (Bessersche Buchhandlung)  
7. Behrenstraße. Berlin.

## Grundriß der Geschichte der Philosophie

von

Dr. Johann Eduard Erdmann,

ord. Professor der Philosophie an der Universität zu Halle.

Zwei Bände. Gr. 8. Elegant geheftet. Preis 6 Thlr.

**Erster Band:** Philosophie des Alterthums und des Mittelalters. (VIII und 623 Seiten.) Preis 2½ Thlr.

**Zweiter Band:** (verläßt soeben die Presse) Philosophie der Neuzeit. (VIII und 812 Seiten.) Preis 3½ Thlr.

Anstatt eines Lehrbuchs für Vorlesungen, an welches ursprünglich gedacht war, hat der Verfasser ein Handbuch gegeben, welches die Geschichte der Philosophie von ihren ersten Anfängen bei den Griechen an bis auf unsere Tage darstellt. Mit der Aufgabe: zu zeigen, daß jedes wahre Philosophem eine bleibende Eroberung des denkenden Menschengesistes und darum auch für die folgenden Geschlechter von Bedeutung ist, stellt sich dieses Werk die zweite: solche Lehren, deren Wichtigkeit nicht genug gewürdigt zu werden pflegt, ins Gedächtnis zurückzurufen. Führt das Erste dazu, die Philosophie des 19. Jahrhunderts als die alles zusammenfassende besonders ausführlich zu behandeln, so das Zweite zu einer eingehenden Behandlung der Scholastik. Bemerkte darf werden, daß die Darstellung nicht wie gewöhnlich und auch in einem frühern Werk des Verfassers geschieht, mit Hegel's Tode abschließt, sondern die wichtigsten Erscheinungen im Gebiete der deutschen Philosophie während der letzten sieben Lustra eingehend bespricht, namentlich den Zerfaltungsproceß der Schule, zu welcher der Darsteller sich selber rechnet.

Verlag von I. Guttentag in Berlin.

Seeben ist ausgegeben:

**Stahr, A., Agrippina, die Mutter Nero's.**

(Bilder aus dem Alterthum IV.) gr. 8. Geh. Preis 2 Thlr. Die früheren Bände:

Tiberius — Cleopatra — Römische Kaiserfrauen  
kosten ebenfalls à Band 2 Thlr.

In diesem neuen Bande der Stahr'schen Bilder aus dem Alterthume behandelt der Verfasser das Leben und den Charakter einer Frau, welche, zu den gewaltigen und furchtbarsten Erscheinungen der ersten römischen Kaisergeschichte gehörend, das Interesse des Historikers wie des Psychologen gleichmässig in Anspruch nimmt, in eine für den weitesten Kreis verständlichen Weise. Neben Agrippina sind zugleich die Charakterbilder der Kaiser Caligula, Claudius und Nero und der Kaiserinnen Messalina und Sabina Poppäa mit feiner Kunst gezeichnet und in glänzenden Farben ausgeführt.

Bei H. Matthes in Leipzig erschien vor kurzem:

## An den Tod.

Canzone von Albert Möser.

Broschirt 6 Ngr.

„Eine gedankenreiche, tiefempfundene und formstrenge Dichtung, die nur dazu dienen wird, den Ruf dieses begabten Mannes immer fester zu begründen.“ (Dresdener Journal.)

11: Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Theodor Dehl. — Karl Friedrich Neumann's „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika“. — Ein Cavalier in Spanien. Von Otto Speyer. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Sammlungen altdeutscher Literaturdenkmäler.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Das deutsche Drama der Gegenwart.

Alle Jahre lang hat August Henneberger in d. Bl. kritische Heerschan über das moderne Drama abge-

Mit welcher Sachkenntniß, mit welcher warmem Interesse er das gethan, wird den Lesern gewiß noch ersichtlich sein. Der leider so unerwartet und frühzeitig erschiedene Schriftsteller hatte aufrichtige Freude an belungenen, nachsichtige Milde für das Verfehlte, Rath und Ermunterung für den Strebenden. In- r Unterzeichnete dasselbe kritische Amt ausübt, ver- er, nach Kräften seinem Vorgänger nachzueifern und tigstens an Hingebung und Fleiß nicht fehlen zu

Er kennt zunächst aus eigener Erfahrung die Schwierigkeit des dramatischen Schaffens und die Aufmerksamkeit und Förderung, welche demselben, sich von seiten der Bühne selbst, zutheil zu werden

Die Bühne will immer nur epochenmachende Ge- enen sie sich unwillig fügt, oder dramatische Kou- die sie mit Freuden begrüßt. Entweder muß rter Schablone, ihrem Schlandrian dienen, d. h. zu Wege bringen, die dem alten Herkommen Nach- ragen und sozusagen nach der Schnur gemacht sind, an muß sie durch ganz Ungewöhnliches überrum- ie vermöge der öffentlichen Meinung mit Sturm ren und erobern.

ß die Bühne Liebe zu den Dichtern hege, sich die- rziehe und bilde, daran ist nicht zu denken. Sie nicht gelernt. Fast muß man sagen, daß sie eßlich nur den Schauspielern gehört und der dra- : Autor ihr nur ein Fremdling ist.

r sind weit davon entfernt, die Schuld dieses Ver- :s allein in der Bühne und in der Ueberhebungs- lust rsteller zu suchen. Im Gegentheil, die Schük- und das unpraktische Wesen der dramatischen teller sind wesentlich und vorwiegend daran be- nicht weniger die Theaterkritik, welche von je im nen feindselig war und für gut fand, sich sozusagen d und Paß ins Lager der darstellenden Kunst zu

begeben, um von hier aus die dramatische Dichtung mit Stöcken und Stangen anzufallen. Die dramatische Dichtung war jeberzeit unter uns eine hartbedrängte und jedem Wind und Wetter der Umstände preisgegebene Sache. Sie hat bis auf den heutigen Tag nirgends einen Sammel- punkt, nirgends eine rechte Fahne, ein Feldgeschrei erhalten. Beständig einem Guerrillakriege der Zeitungsfeuille- tons und Localblätter ausgesetzt, gewann sie bis jetzt doch beinahe weder Waffen noch Stellung, sich zu ver- theidigen. Eine Menge von Talent verkommt in litera- rischer Verlassenheit, unbeachtet vom Theater, unter dem Hohn einer lieblosen Kritik.

Dies erkennend und wissend, treten wir hier in die Lücke, welche durch den Tod Henneberger's in die kri- tische Phalanx der „Blätter für literarische Unterhal- tung“ gerissen worden ist, indem wir die Beurthei- lung neuer Dramen da fortsetzen, wo er sie, aus dem Leben scheidend, liegen gelassen. Wir werden gewissen- haft und streng, aber wie er ohne Gehässigkeit und Härte verfahren, stets uns erinnernd, wie wenig Günst und Glück der dramatischen Schöpfung zutheil wird, und wie sie selbst von seiten der zu Ansehen und Macht gekommenen Genossen nur spärliche oder beinahe gar keine Förderung erhält. In unsern Beurtheilungen soll sie zum mindesten ein freundliches Entgegenkommen finden und, wenn schon unsere offene und ehrliche Meinung, doch zugleich damit auch Fingerzeige sich gegeben sehen, nach denen es ihr möglich werden dürfte, sich auf ihrem schwie- rigen Wege einigermaßen zurechtzufinden. Selbst der Tadel, denken wir, sobald er nur die Absicht und das Bemühen zeigt, zu nützen, wird nichts Verlegendes haben. Jedenfalls ist der, der hier spricht, kein liebloser Split- terrichter und Kritiker, sondern ein Mitringer und Ge- noffe, der seit geraumer Zeit schon in Reihe und Glied gestanden und seine schmerzlichen Erfahrungen hinter sich hat.

Mußtern wir nun den heute vor uns tretenden dra- matischen Contingent, so bleibt uns allerdings zu beken- nen, daß noch gar viel unausgebildete Mannschaft, man- cher noch recht unbeholfene Rekrut darunter ist. Voran stehe da:

1. Wie es sich treibt. Drama in fünf Acten von Eduard Möller. Berlin, Schweigger. 1865. 16. 20 Ngr.

Wir finden in Möller's Drama den Freund und Minister eines jungen Fürsten, Namens Reinhold von Planken, der ein gutmüthiges, edles Fräulein, Marie von Senften, liebt, welche, sehr verwandt, sich durch Großmuth und Wohlthun betriebl. rühmt, daß sie sozusagen an den Bettelstab kommt. In dieser Lage von allen Verwandten und Bekannten verlassen, erachtet sie es begreiflich, daß auch jener Planken sich von ihr zurückzieht. Ohne Groll, ohne Verbitterung will sie ihm entsagen, denn sie erwidert seine Neigung aus tiefstem Herzen, und zwar so sehr, daß sie die Hand eines Herrn von Hendorf ausschlägt, der ihr allein im Unglück tren bleibt. Freilich ist er keineswegs das Muster eines Mannes; er hat Schulden, ist neidisch und wol auch etwas intrigant, denn er trachtet nach Planken's Stellung am Hofe. Planken selbst war krank, aber zugleich unwillig über Mariens „über-große Gutherzigkeit“ und „daß sie sich von ihren saubern gewissenlosen Verwaltern einmal um das andere über das Ohr hauen ließ“. Er zürnt ihr, aber ohne sie deshalb weniger zu lieben. Er hat heimlich einen Speculanten beauftragt, ein Gut der Senften zu kaufen und auf dieses, ist es sein Plan, sich später mit ihr, als seiner Frau, zurückzuziehen. Er aber, der Marie unpraktisch und leichtgläubig schilt, ist aus gar keinem andern Teige, denn er hat jenem Speculanten freie Hand mit seinem Gelde gelassen und keinerlei Sicherheit darüber sich geben lassen. So kommt es, daß dieser, der gemeint, daß Planken seine Tochter heirathen würde, auf dem besten Wege ist, ihn um sein Hab und Gut zu betrügen, wenn da nicht ein alter wunderlicher Kauz, Kausfuß mit Namen, wäre, der, jenes saubern Patrons schlechte Streiche kennend, ihm droht, sie ans Licht zu ziehen, falls er nicht Planken sein Eigenthum zurückgäbe. Das geschieht denn endlich, und das Stück schließt damit, daß Planken und Marie „sich kriegen“, Hendorf aber an des erstern Stelle tritt, die dieser aufgegeben.

Man wird aus dieser knappen Erzählung des Inhalts leicht erkennen, daß das Drama breit, ungelent und ohne jene Osfiederung ist, welche unbedingt nöthig, wenn von Theilnahme und Erfolg die Rede sein soll. Es fehlt an einer eigentlichen Exposition, an einer Steigerung der Verwickelung und Intrigue, damit selbstverständlich an Spannung und Gipselung des Interesses. Die Personen kommen und gehen, ohne daß man mit ihnen bekannt wird. Sie sind wie Begegnungen auf der Straße, die man reden hört und agiren sieht, ohne daß man recht erfährt, um was es sich handelt, und zu denen man jedenfalls kein Herz gewinnt. Alle sind uns zu wenig menschlich vermittelt. Es sind Figuren, keine Menschen. Dasselbe ist mit der Handlung der Fall. Sie tritt uns nicht nahe, sie fesselt, sie ergreift uns nicht. Der Verfasser versteht es noch nicht, sie so darzustellen, daß sie wie unsere eigene wird. Dazu kommt eine Sprache, die, ob-schon deutsch, uns doch beinahe wie fremd klingt. Sie ist ohne Färbung, ohne Wärme, die Sprache einer ver-

gangenen Epoche, versunkener Geschlechter. In Lessing's Zeit hat man so auf der deutschen Bühne gesprochen, so schlicht, nüchtern und feif, so ohne Umschweif und Schwung. Ein kurzes Beispiel mag das belegen:

Brigitte. Sie haben geweint, Marienchen.

Marie. Geweint, sagst du? Das nicht — ich überlegte nur —

Brigitte. Daß gerade Sie zu beiden Ursache haben müssen! Daß ich das alles noch erlebe!

Marie. Was hast du zu erleben, gute Brigitte? Sprich, was denkst du dir?

Brigitte. Wer könnte wol von dem Verluste, der Sie betroffen, schmerzlicher berührt werden als ich.

Marie (rasch). Hastest du auch ein Anrecht auf ihn?

Brigitte. Auf ihn? Ich meine nichts weniger als den Verlust Ihres so prächtigen Gutes, das theuere Erbe Ihrer — sie ruhen in Frieden — geliebten Aeltern, dieses schöne Besizthum, das man ihnen nach und nach betrügerisch und schändlich aus den Händen gerissen.

Marie (heiter). Ah, meine verlorenen Güter sind es, die nachträglich deine Entrüstung nach rufen! Ich glaubte schon, du hättest einen tiefern Kummer.

Brigitte. Und das ist nichts, ein so reiches, liebes Erbe auf solche Weise zu verlieren?

Marie. Es wird sich jezt auch in guten Händen befinden.

Brigitte. Und die Leute alle, die Männer, Frauen und Kinder, denen Sie die liebevollste Herrin — was sage ich — eine nach allen Seiten hin erfreuende und beglückende Mutter waren, sie werden jezt arm sein.

Marie. Arm — sie und ich und du.

Man wird uns zugestehen, daß das der Dialog unserer Altvordern ist. Er ist fest, solid, ehrenhaft, aber auch veraltet; er geht wie in Kniehose, Schuhen und Strümpfen, mit dem Haarbeutel auf dem breitbüßigen und großknüßigen Knode. Der moderne Geist und Athem fehlt ihm, wie dem ganzen Stücke: es ist ein Schauspiel im alten Stil, eine dramatische Studie nach dem Muster etwa von Engel's „Dantbarem Sohn“ und „Edellkaden“.

2. Karl X. Historisch-dramatisches Gemälde in fünf Aufzügen von Adolf Friedrich. London, Panzer. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Die Eigenschaften, durch welche Karl X. die Iulirevolution veranlaßt und durch welche er zu Falle gekommen, sind keineswegs sehr dazu angethan, ihn als dramatischen Helden glänzen zu lassen. Der Dichter hat aber das werthvolle Vorrecht, seinen Helden auf ein anderes Piedestal zu stellen, wodurch derselbe veredelt, ja idealisirt werden kann. Unser großer Schiller namentlich hat in erfolgreichster Weise solches Vorrecht ausgeübt bis zur Verklärung einer Maria Stuart, eines Don Carlos. Das vorliegende Drama bemüht sich ebenfalls, den Wirken Karl's X. von Frankreich eine höhere Unterlage zu geben. Karl X. will das unbefchränkte Königthum wiederherstellen, weil er es als Grundstein von der Größe Frankreichs ansieht: „Dir leuchtet stolz des Ruhmes Bahr“, sagt er in einem Monolog, „und dort soll einst in spätern Tagen deines Namens Stern als Gründer von des Vaterlandes Größe glänzen.“ Er will ein so schwieriges Werk zugleich zum Nutzen seiner Kinder und Kinderkinder durchführen. Das ist entschieden ein glücklicher



Gedanke des Verfassers, und wenn er die liberalen Minister, die liberalen Deputirten, die Martignac, Broglie, Ruffin, Guizot, Lafayette u. s. w. auf der einen Seite, und den ehrgeizigen Herzog von Orleans auf der andern Seite dem König und dessen Angehörigen gegenüberstellt, so entsteht daraus wol ein erfolgreicher dramatischer Conflict. Polignac arbeitet für den König, die Liberalen für die Verfassung, und Orleans für sich; so ungefähr kann man kurz die wichtigsten Momente im vorliegenden Drama bezeichnen, und gut durchgeführt würde das mit etlichen Nebenpersonen wenig zu wünschen übriglassen. Nun hat der Verfasser aber erstlich sich verleiten lassen, diesen an sich schon vielseitigen Stoff durch eine Menge außerhalb der Idee des Ganzen liegender Intriguen nicht gerade zum Vortheil des Dramas noch zu bereichern. Als zweiter Grundfehler erscheint uns, daß der Autor den König durch arge Menschlichkeiten mehr sich herabwürdigen läßt, als es mit so großartigen Ideen, wie er sie ihm zuweist, und mit dem dramatischen Interesse verträglich sein dürfte.

Da ist eine Gräfin De la Tour du Pin, Ehrendame der Dauphine, welche sich höchst zudringlich unter den Hauptpersonen bewegt und einen großen Theil des tragischen Conflicts für sich absorbiert. Sie setzt voraus, daß es am Hofe Karl's X. für Frauentugend nicht sehr gehener sei; sie begibt sich aber doch dahin. Sie ist nicht geldsüchtig; ihr Bräutigam, der Oberst Graf von Mons, sagt, er habe des Geldes genug für beide; sie geht aber dennoch an den Hof, einzig um eine Entschädigung für pecuniäre Verluste zu erlangen. Sie liebt ihren Bräutigam, kolettiert aber mit dem König, indem vor dem Hof ihre Verlobung mit Mons verheimlicht wird. Der König verliebt sich in sie, sie weiß ihn ab; sie kommt aber trotzdem wieder an den Hof, hat Eifersüchteleien mit Mons u. dgl. Der König wird als ein Mann in den Sechzigern bezeichnet, liebt sie aber närrisch. Als sie ihn beehört und seine Verhaftsbefehle gegen die Liberalen verrät, sperrt er sie ein und versucht ihr Gewalt anzuthun. Sie stürzt sich aus dem Fenster, wird aber unerklärlicherweise von den „starken Armen“ einer Cypresse aufgefangen und entkommt mit heiler Haut zu den Ihrigen. Beim Ausbruch der Revolution behauptet die Gräfin, ihr Platz sei „an des Geliebten Seite“, d. h. auf den Barricaden, und nach Mons' Tode, der für die Revolutionären gekämpft hatte, ergreift sie statt seiner die Fahne und erstürmt gleichsam den Louvre, wo sie von Polignac todtgeschossen und mit ihrem seligen Bräutigam vereint wird.

Aus dem Antheil, welchen der König an ihren Schicksalen hat, sieht man schon, eine wie wenig respectable Rolle ihm als Regenten und Familienhaupt, ja noch dazu päpstlichem Großvater zugetheilt worden. Am Schluß ist ihm gerade das so schmerzlich, daß sein armes Großknecht durch ihn aller Aussichten auf den Thron beraubt worden: was, mit seinen verübten Attentaten auf die Gräfin zusammengestellt, die Würde des Schmerzes wesentlich beeinträchtigt. Daneben ist der König aber auch noch ganz der Spielball anderer Leute, besonders seines Reichthums, des Cardinals Billa, der ihn benutzen will, um sich selbst

den Weg zur Tiara zu ebnen. Etwas mehr selbständige Gesinnung hätte für den Helden des Dramas mehr Interesse eingelöst, und seine Würde durch Attentate auf ein so albernnes Frauenzimmer wie die Gräfin zu beeinträchtigen, war vollends unnöthig. Auch der Graf Mons ist ein eigenthümlicher Charakter. Es läßt sich erklären, wenn er nach allem, was seiner Braut begegnet war, den König haßt; es wäre also ganz richtig gewesen, wenn er bei solcher Gesinnung den Dienst quittirt hätte. Er bleibt aber im Dienste, um sein Regiment im entscheidenden Augenblick verrätherisch zum Feinde, den Insurgenten, überzuführen, und — sonderbar genug! — er redet dabei von sich wie von einem Ehrenmanne, und auch manche von den andern Personen scheinen ihn noch dafür zu halten.

Historische Personen finden sich noch genug im Stück; wir übergehen dieselben aber hier, da der Rahmen des Stücks somit schon klar ist. Die Sprache des Verfassers ist sehr gewählt, die Worte, obwohl Prosa, sehr schön stilisirt. Auch sind an geeigneter Stelle Uebersetzungen einiger Lieder von Véranger angebracht, doch sehr frei. Einzelne Anachronismen können wir nicht rügen, weil sie dem Geiste des Stücks nicht widersprechen. Eigenthümlich ist die Verwechslung der englischen Anrede „Sir“ mit der französischen „Sire“, die durch das ganze Drama geht. Andere Fehler wollen wir in der Voraussetzung, daß es Druckfehler sind, übergehen.

3. *Beatriz von Burgund*. Schauspiel von Friedrich Thal. Leipzig, Sch. 1865. 16. 15 Ngr.

Die Heldin des Stücks, eine fürstliche Waise, wird von ihrem Oheim, Grafen Wilhelm von Burgund, in eigennützigen Absichten gefangen gehalten. Er möchte sich gern zum Herrn des Landes machen, um das sich seit langer Zeit Deutschland und Frankreich streiten. Als Friedrich Barbarossa in die Grafschaft eingebrungen, läßt der König von Frankreich durch seinen Vasallen, Ritter Fulko von Chammont, dem Grafen Wilhelm anbieten, er solle, wenn er ihm den Lehnseid leiste, solange er lebe, unbehelligt von Frankreich in Burgund walten und schalten können. Graf Wilhelm nämlich ist unvermählt und ein Schlemmer: er will nichts als gute Tage haben und seinen Leichnam pflegen. Natürlich willigt er in den französischen Vorschlag, und dies um so mehr, als Fulko zugleich verspricht, ihn von der Sorge um Beatriz durch seine Vermählung mit ihr zu befreien.

Diese Vermählung ist nun aber gar nicht nach dem Sinne der Beatriz, die sie von der Hand weist, und vollends nachdem es Friedrich Barbarossa gelungen ist, unerkannt in ihr Gefängniß zu dringen, wo sich zwischen beiden folgendes Gespräch entspinnt:

Kaiser.

Mein Ritterwort, ich frage sonder Trug:  
Was war's, warum man Euch in Fesseln schlug?

Beatriz (schweigend).

Ei, ei, Herr Ritter, Eure Rede spricht  
Zu Eurer Würde große Zuversicht.  
Ihr fraget rechtlich; doch ich sag' es frei,  
Gar wunderbar stimmt mein Gefühl Euch bei.

Warum gefangen? Jedes Kind im Land  
Erzählt es, daß mein Oheim mich verbannt.  
Doch hört! Mein war das Land von Gottes wegen,  
Des Vaters Erbe mit des Vaters Segen,  
Mein alle Sorgen, und ich darf es sagen:  
Auf meinem Herzen wollt' ich treulich tragen  
Den Segen wie die Last vor Gottes Augen.  
Doch wollte das dem schlauen Ohm nicht taugen:  
Die schöne Grafschaft war ein leichter Raub;  
Er nahm sie hin, mich trat er in den Staub.

Kaiser (mehr zu sich selbst).

Und hat in dieses holde Angesicht,  
In dieses Auge, das nur Treue spricht,  
Auf diese Lieblichkeit sein Aug' geblickt,  
Als er zur schwarzen That sich angeschickt?  
Ja, Graf, den Frevel wirfst du blüßen müssen!

Beatriz.

Um Gott, wer seid Ihr? Endlich laßt mich's wissen.  
Ihr drohet, Ritter? Glaubt Ihr, daß forben  
Zur Rachehat ich Euch ein Recht gegeben?

Kaiser.

Doch schwillt des Ritters Herz bei Frauenleide,  
Sein gutes Schwert, es rührt sich in der Scheide.  
Doch hört! Wol schwerlich habt Ihr hier vernommen,  
Daß Kaiser Friedrich nach Burgund gekommen.

Beatriz.

O, endlich — endlich? Er ist lang geblieben.  
Und er gedenket, was ich ihm geschrieben?

Kaiser.

Geschrieben? Davon ward mir keine Kunde.

Beatriz.

Geschrieben und gelesen seit mancher Stunde,  
Mir, der Berrathnen, seinen Arm zu leihen.

Kaiser.

So sag der schlaue Graf den Boten ein.  
Doch seid getroßt, als Lehnherr wird er richten  
Und rohen Frevels selge That vernichten.  
Mit jener Nacht, die er von Gott empfahn,  
Bricht er die Fesseln, die Euch weinen sahn,  
Und so Ihr selbst nicht Unrechte schuldig seid,  
So hält er Euch des Erbes Recht bereit.

Beatriz.

O lieblich klingt das Wort von Kaisers Schuld,  
Und dennoch schmerzt der Argwohn einer Schuld.

Gertrud.

Rein Wasserquell, o Herr, kein Edelstein  
Kann lauter als der Herrin Seele sein.

Kaiser (lächelnd).

Rein, holde Frau, nein, Argwohn nennt es nicht!  
Denkt, wenn der Kaiser als der Kaiser spricht,  
So muß der Herrscher, um des Rechts zu walten,  
Stets in der Mitte seine Wage halten.  
Doch, mein' ich, zeitig wird sie ihm entsinken  
Vor dieser Augen unschuldvollem Blinken.

Beatriz.

Rein, nein, ich fühl's, recht kindlich war mein Schmerz;  
Doch leicht gereizt ist der Bedrängten Herz.  
Jetzt sagt mir meiner Seele freudig Wallen,  
Was nach so hoher Gabe ziemt vor allen.  
Dank sei dem reichen Gott, der mich erhört,  
Dem Kaiser dann, den Reiz mein Herz verehrt,  
Und Euch, Herr, der mich reißt aus Todes Schatten.  
Seit gestern meint' ich völlig zu ermannen;

Verworfen und beschimpft — da war's der Tod,  
Der noch das heiterste Gesicht mir bot.  
Jetzt wieder fühl' ich Lebenspulse pochen;  
O Gott, die Jugendkraft ist nicht gebrochen,  
Der lahme Geist fühl' seine Flügel wieder,  
Und Lebensodem strömt durch alle Glieder.  
Kommt, liebe Mädchen, theilet mein Entzücken,  
Laßt an mein Herz Euch, treue Seelen, drücken!  
Hinweggeschreckt ist alles Graun der Nacht,  
Seitdem der Freiheit goldner Stern uns lacht.

Kaiser (mit sanftem Blick ihre Hand fassend).

Laßt Eurer Freude meine sich gesellen!  
Die süßen Thränen, die Euch jetzt entquellen,  
Sind frischer Thau in jedes Jüngers Brust.  
Ich danke Gott für solchen Schauens Lust.

Mathilde.

In Freud' und Lust; doch daß ich's nicht verhehle,  
War oft getäuscht ward unsrer Herrin Seele,  
Und falscher Trost schlug immer tiefere Pein.  
Wird unsre Hast sogleich gehoben sein?

Beatriz.

O störe nicht das Leuchten jungen Glühs  
Durch dunkle Schatten zweifelvollen Blicks!  
Wenn solchen Mannes Auge lägen kann,  
Dann bricht des Jüngsten Tags Zerstörung an.

Kaiser.

Nur Hoffnung heute, die Erfüllung morgen.  
Doch eines noch, ja eines macht mir Sorgen:  
Dem Kaiser ward vertraut, daß Eure Hand  
Schon fest geknüpft ein unglücklich Band.

Beatriz.

Und hat der Kaiser, spricht, hat er geglaubt,  
Daß sich mit solcher Schmach belud dies Haupt?  
Und glaubet Ihr, daß ich mein Recht und Land  
Hinwerfe für des fremden Mannes Hand?  
Ja, Wilhelm, um das Wilspret zu erbenten,  
Willst du auf falsche Spur den Jagdherrn leiten.

Kaiser.

Gottlob! Ich sehe nun die Luft sich klären,  
Und wie sich wolkenfrei die Sonne zeigt.  
In Euerem Herzen soll es sich bewähren,  
Daß Arglist frommer Glaube übersteigt.  
Nun laßt mich, Holde, Euch zu sicherem Zeichen,  
Daß treulich Wort aus meinem Munde ging,  
Laßt mich zur Bürgschaft diesen Ring Euch reichen,  
Den einst ich selbst ans Kaisers Hand empfing.  
Ich komme bald, zu holen diesen Reifen  
Und anzuküßeln das vertraute Pfand.  
Doch wahrer Euch! Mich Wäp's zu ergreifen  
Angleich mit diesem Ring die ganze Hand.

Raum hat der Kaiser Beatriz verlassen, so kommt  
Ritter Fulko, die letztere gewaltsam zu entführen, und als  
nun Barbarossa von Graf Wilhelm die Geliebte im näch-  
sten Acte begehrt, kündigt dieser ihm an, daß es zu spät  
daß er sich von dem Franzosen habe übertölpeln lassen  
und dieser Beatriz geraubt.

Der Kaiser, außer sich über dies Ereigniß, läßt den  
Paare nachsetzen, das denn auch bald eingebracht wird.  
Nun behauptet aber Fulko: Beatriz habe ihn zur Flucht  
beredet, überhaupt sich ihm sozusagen an den Hals ge-  
worfen. Er gibt sogar an, den Ring des Kaisers, den  
er der Entführten gewaltsam entriß, von ihr erhalten

zu haben. Als er jedoch die Zeit bezeichnet, in der dies geschehen sein soll, stellt sich heraus, daß der Reif damals noch an des Kaisers Finger sich befand. So seiner Lügen überführt, wird er verurtheilt, auf einem Esel durchs Land gebracht und über die Grenze gepeitscht zu werden. Beatriz aber wird die Gemahlin des Kaisers.

Aus dieser Inhaltsangabe ersieht der Leser, daß wir es mit einem romantischen Ritterschauspiel in der Art des Kleist'schen „Räthchen von Heilbronn“ zu thun haben, nur daß ihm aller romantische Duft und Zauber fehlt. Der Kaiser Barbarossa und seine Getreuen, Beatriz, Graf Wilhelm und Fulko — das alles sind in Licht und Schatten keine wirklich poetischen Gestalten. Auch ist das ganze Gewebe des Dramas nicht wunderbar umleuchtet und umhaucht, wie das in dem vorhergenannten Stücke der Fall ist. Es zeigt sich darin durchaus keine ganz ungeschickte Nahe; jedenfalls ließe sich das Drama aufführen, denn es ist leidlich bühnengerecht; aber es ist zu breit in der Handlung, zu alltäglich in den Motiven, kurz, es trägt allzu sehr die Physiognomie der dramatischen Gewöhnlichkeit an sich, um eine besondere Aufmerksamkeit erregen zu können. Immerhin aber dürfte der Autor angethan sein, den Bretern ein brauchbares Stück zu schreiben. Nur würde er füglich wol am besten thun, keinen romantischen, sondern einen modern bürgerlichen Stoff zu wählen.

Zahlreich vertreten ist auch der Dilettantismus mit jenen dramatischen Versuchen, die mehr der Muse als der Nase entsprungen und oft mit vielem Aufwand von Amuth und gaulendem Geist doch nur schöne Mittelwägigkeiten oder Nichtigkeiten zu Tage fördern. Man kann ihnen oft ganz gut sein, diesen Schöpfungen, weil sie edel geformt und voll zarten Reizes sind, aber ein dramatisches Leben und eine bühnliche Wirkung läßt sich doch nur den wenigsten nachrühmen.

Führen wir da zuerst an:

1. Lucy. Historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Felix Freiherrn von Stein-Rochberg. Leipzig, Weber. 1866.
8. 20 Mgr.

Dasselbe ist nach einer Novelle Brachvogel's: „Van Dyd's Rettung“, verfaßt und zeigt uns, wie Thomas Wentworth, späterer Graf Strafford, einer der eifrigsten Verteidiger der Volksrechte im Parlament unter Karl I. in England, durch die Lebenswürdigkeit einer Aristokratin, der Lady Lucy, Gemahlin des Lord Carlisle, zur Regierungspartei herübergezogen wird und im Kampfe für dieselbe sein Leben verliert. Wentworth, zum Grafen von Strafford erhoben, ward bekanntlich wegen „des Versuchs zur Vernichtung der Freiheiten des Landes“ vom Parlament verurtheilt und am 12. Mai 1641 zu London hingerichtet.

Unser Autor hat eine Art Egmont aus ihm gemacht, d. h. er hat die Ehe und die Kinder Wentworth's bewahrt und ihn zum Geliebten jener Dame gestempelt, deren Name den Titel des Stücks bildet. Sie ist es, die ihn dem Könige gewinnt und ihn veranlaßt, die Sache des Volks wie seine Freunde zu verlassen. Von ihrem liebzig umspinnen, läßt er sich dazu bewegen, Antheil

an dem Kampfe Karl's I. gegen das Parlament und die Volksfreiheiten zu nehmen. Buckingham wird durch den Dolch Felton's aus dem Wege geschafft, Wentworth an seine Stelle gesetzt.

Durch seine Maßregeln reizt er seine ehemaligen Freunde, sie klagen ihn an und verurtheilen ihn. Lady Lucy bietet alles auf, den Geliebten zu retten; doch umsonst, der schwache König läßt ihn als Opfer seiner gefährlichen Politik fallen. Während Strafford muthig und gefaßt das Schaffot besteigt, vergiftet sich die Helbin.

Dies sind die Hauptvorgänge des Stücks, das seinen novellistischen Ursprung nicht verleugnen kann. Es ist gefällig, mit einem poetischen Hauche geschrieben; aber es mangelt darin der knappe dramatische Gang, alle scharfe Charakteristik, jeder historische Boden. Van Dyd und seine Liebe zu Mary Gore treten als Episode zu breit in die Handlung ein, während sich uns die tragische Schuld der Helbin und des Helben zu wenig entwickelt zeigt. Was sich in der Novelle ganz wirksam ausnehmen mag: die Prophezeiung der Wahrsagerin, das wird im Drama, noch obenin ganz unmotivirt und unvermittelt hingestellt, ein leeres Spiel. Als Fatum läßt sich doch jedenfalls jene Vorausverkündung nicht benutzen. Es wäre lebendig in dem Einflusse hinzustellen gewesen, den Lady Lucy auf Wentworth gewinnt und durch welchen sie ihn seiner Ueberzeugung untreu macht. Dieser Untreue fällt er zum Opfer, aber eben deswegen hätte sie dramatisch mehr ins Licht gestellt werden müssen, was geschehen wäre, wenn Pym, der Gesinnungsgenosse und Freund Strafford's, nachher sein härtester Ankläger und Feind, mit Lady Lucy gewissermaßen um Wentworth gekämpft hätte. Daß dieser Kampf fehlt, daß Pym nicht Lady Lucy gegenübertritt, um Wentworth ihren Nezen zu entreißen und der Sache der Nation und der Freiheit zu erhalten, das läßt das Trauerspiel gerade in seinem Kern, in seinem innersten Wesen schwach und hohl erscheinen. Die tragische Schuld bleibt ohne Erörterung, wird nur leise mit dem Finger getupst, während sie erfasst und prägnant hingestellt sein will, soll die rechte Wirkung und Erkenntniß stattfinden.

Hierin liegt die Achillesferse des ganzen Stücks. Es hat keine tragische Vertiefung; es ist gefällig und lebenswürdig, aber doch nur dilettantenhaft verfaßt. Schon darin bekundet sich die Unerfahrenheit des Verfassers, daß er sein Drama „Lucy“ betitelte. Lucy ist und konnte auch nicht eigentlich die Helbin des Stücks sein; Wentworth mußte die Hauptperson werden und Lady Carlisle nur sein böser Genius. Wentworth hat alles Zeug dazu; an ihn also mußte sich der Dichter halten. Daß er es nicht gethan, daß er sich von Lady Lucy's einschmeichelndem Wesen verlocken ließ, muß er, wenn auch nicht weil Strafford mit seinem eigenen Kopfe, doch mit dem seines Stücks büßen. Sein Stück ist in der That enthauptet, d. h. es fehlt ihm das eigentliche Haupt, mit dem es allein zur echten Tragödie werden konnte. Nur Strafford war der echte, wahre Held dafür, jener Strafford, der, von Ehrgeiz und Ruhmsucht verführt, aus den Reihen des Volks hinweg auf die Stufen des Throns

trat, um über sie hin aufs Blutgerüst zu steigen. Kühn und kraftvoll, der Freiheit ergeben, loden ihn die Macht und der Glanz. Er wirft sich in die Dresche des Königthums, das letztere mit seinem Leibe zu decken. Er schützt Karl, aber Karl schützt nicht ihn. Als es zum Conflict kommt, schwankt der König; wie überall, gelangt er auch hier zu keinem Entschluß. Der Gefangene, der das Wort seines Monarchen hatte, daß ihm kein Haar gekrümmt werden sollte, ist groß genug, um den Fürsten seiner Verlegenheit zu entreißen, denselben seines Worts zu entbinden. Auf dem Wege zum Schaffot, nachdem er gerufen: „Verlaßt euch nicht auf Fürsten; sie sind Menschen und können euch nicht helfen“, macht er halt vor dem Gefängniß seines Freundes, des Bischofs Laub, um sich von diesem durchs Gitter segnen zu lassen. Paul Delaroche hat ein köstliches Bild aus dieser Scene geschaffen. Man sieht darauf Strafford vor einem vergitterten Fenster, von Soldaten umgeben; über ihm die ausgestreckten Hände Laub's, und sonst nichts von diesem. Es macht eine große Wirkung. Auch der Tod Wentworth's könnte einen stattlichen Vorwurf geben. Er starb gefaßt wie ein echter Held. Als er seine Kleider ablegte, sagte er: „Ich lege mein Wams ebenso ruhig ab, als ob ich zu Bette ginge; dieser Blod soll mir ein Kissen sein, auf dem ich von all meiner Mühe und Arbeit andruhe.“

Aber alle diese Momente ließ sich unser Dramatiker entgehen, um sich dafür an Lady Lucy zu hängen, deren Leben ohne alle Größe und ohne alles Pathos ist. Dieser Mißgriff verurtheilt Felix von Stein-Rochberg als Dramatiker, und man kann ihm höchstens als solchem eine gewisse poetische Feinheit, einen eleganten Schliß der Diction lassen, wie nachfolgende Probe belegen mag:

(Im Kerker. Strafford. Lucy als Page verkleidet.)

**Strafford.**

Lucy! Mein Gott, Lucy! (Umarmt sie.) Du hier? Sag': Ist's Ein Traum — ist's Wahn, Lucy? Meine Gedanken Waren bei dir, sie zogen dich hierher, Hierher an deines Thomas treue Brust,  
(umarmt sie nochmals)  
An dieses Herz, das du zu eigen dir Für Zeit und Ewigkeit gewonnen hast.  
Ach! Sie beginnt so bald, die Ewigkeit!

**Lucy.**

Nein, Thomas, nein, noch darf sie nicht beginnen!

**Strafford.**

Kannst du es ändern?

**Lucy.**

Ja, ich kann's, ich will's!

**Strafford (ruhig).**

Wol leichter heßt du auf des Towers Unadern,  
Als von dem Spruch des Lords ein Wörtchen nimm.

**Lucy.**

Der Glaube soll ja Berge selbst versetzen,  
Mehr als der Glaube kann die Liebe thun!

**Strafford (den Kopf schüttelnd).**

Ich fürchte, Lucy, du erschwerest nur  
Den Abschied uns — und scheiden muß ich doch.

**Lucy.**

Denk nicht, daß mir der Kopf den Dienst versagt,  
Da mir das arme Herz droht zu brechen.  
Sei nur getroßt! Des Königs Hülf' bist  
Ich jetzt gewiß — wenn er auch Vorsicht übt.  
Zweihundert Mann, geführt von Willingsey,  
Bringt er als Wache morgen in den Tower.  
Der wacht, daß auf der Flucht dich niemand fñrt.

**Strafford.**

Reinst du, das litte so das Parlament?  
Wenn Pym nicht wär' mit seinem Eisenlopf,  
So fest als schlan, von Spürern gut bedient.  
Betrübe dich nicht selbst noch durch Enttäuschung.

**Lucy.**

Und schlägt das fehl, so ist doch Aufschub möglich.  
Dann bringen Truppen wir nach London 'rein.  
Schon flogen Boten an die Generale,  
Und an der Spitze deiner Waffenbrüder  
Bah'n' ich zum Tower mir dann selbst den Weg.

**Strafford.**

Hochherzig Weib, du führtest es wohl aus!  
Wenn nur der König deinen Willen hätte;  
Doch Karl ist schwach, ist schwankend wie ein Rohr.  
Wer weiß, wer nach dir hat mit ihm gesprochen,  
Ob er nicht Gegenordre schon geschickt?  
Mit Vorsicht bau' auf eines Königs Hülf'.  
Und wenn auch Karl zur Hülf' ist bereit —  
Er ist ein Mensch und kennt nicht Gottes Rath.

**Lucy.**

Zu schändlich wär's, so schlecht kann Karl nicht sein,  
Daß er den treuesten Diener opfern sollte.

**Strafford.**

Ich opfre mich für ihn — ich that's im Leben,  
Ich thu's im Tode auch und bin gewiß:  
Das Volk nimmt dieses Opfer willig an.  
Denn fester steht der Thron, von Haß befreit.

**Lucy.**

Rein bist du, und für mich mußt du noch leben.  
Ist dir das Leben so verhaßt geworden?

**Strafford.**

Und wär' es mir verhaßt, zum Tel worden,  
Ein Bild von dir verßhüte mich mit ihm.  
Doch fürcht' ich diesen Bild, weil Hoffnung mir  
Versagt. Forch! Nimm den Mantel, das Barett!  
(Man hört den schlurfenden Gang des Kerkermeisters, er halet wesen und raselt mit den Schlüssel.)

**Lucy**

(die sich wieder verummmt hat).

Mein Gott, wie schnell verflog die Zeit! — Leb' wohl,  
Geliebter Mann. Und wenn du widerstrebst,  
Ich rette dich! (Auf.)

**Kerkermeister (eintretend).**

Nun fort, 's ist Zeit.

**Lucy**

(geht auf Strafford zu und reicht ihm stumm die Hand, während sie mit der andern die Augen bedeckt; dann folgt sie dem Kerkermeister).

**Strafford (betend).**

Gott, sei

Barmherzig ihr um ihrer Liebe willen,  
Und scheidest du uns hier ob unsrer Sünden,  
So laß verklärt uns einst im Jenseits finden!

der gleich angeschlossen folge ein anderes Stück des Inhalts:

und Strafford. Historisches Drama in fünf Acten  
v. G. F. Flemming. Romo, Müller. 1865. 8. 15 Ngr.

Die Kreis dramatischer Schriftsteller wollen so breiten, welche wol tiefe historische Kenntniß, aber das hinlängliche Feuer der Dichtkunst besitzen. Das meiste Bestreben solcher Autoren erregt dann immer jenthümliches Mitleiden, wenn man die guten Innen erkennt, aber die Existenz des betreffenden Drama gerade nicht sonderlich rechtfertigen will. Jedes Kunstwerk ist an sich Selbstzweck; aber es genügt wirklich echtes, schöpferisches Feuer, der „Ruß der dazu, um das Geistesproduct folchergestalt zu lesen. Nun ist eine Mode seit langer Zeit unter den ischen Talenten aufgetaucht, das dramatische In an Parlamentsverhandlungen zu knüpfen. Für den ismus oder Liberalismus mag das ganz recht sein, erfassungsfähigkeiten ersetzen keineswegs das man-portische Feuer. Auch dürfte das politisirende Ele in solches Product leicht unter die Tendenzstücke en, wodurch der Aesthetik wol auch nicht sonderlich wird.

Das vorliegende Drama soll nun auch ein Resultat einigten Thätigkeit zweier Mäusen sein, Klio's und aene's. Ein Prolog belehrt uns ferner folgender- über die Intention des Stücks:

Menschen sind's, nicht Götter, nicht Dämonen,  
hier in That sich mühen, und was sie treibt,  
zwei Gewalten, klein, unscheinbar, heimlich,  
unerforschlich, seit die Erde roth,  
reigen: Menschenherz und Menschenstamm.  
t in den Kern der Unternehmungen,  
nach dem Quell des Großen, das geschah,  
echt geschieht und das erst Zukunft zengt,  
ihre vermögt, zu sehn, was Nacht verbedet) —  
Infang ist ein Leis', ein winzig Regen,  
ropfen Blut, der in des Herzens Kammer  
rängt, dann aufsteigt zu dem Puls des Hirns  
er Begierde wird und zum Entschluß  
schßt zur That. Ob die zum Lebenstrant  
et, ob zum Gift, verderblich wirkend,  
sie der Hand entflohn, das süßt ein Geis',  
geheimnißvoll, unnahbar, hehrt u. s. w.

gibt nun die etwas abgenutzte Moral des Stücks sich eine Probe von der etwas nüchternen pro- Versification des Autors. Wo sich die letztere hen Wendungen versteigt, da sind dieselben auch dem natürlich-genialen Belieben hervorgegangen, grenzen eher an Affectation, wie wo z. B. von ern Pflanze" der Trennung and dem „sichern ver Ueberzeugung die Rede ist. Die Personen s machen alle den Eindruck, als wüßten sie nicht, ie so oder so handeln, und was sie eigentlich homas Wentworth, später Graf Strafford, macht mittelung der Gräfin von Carlisle Frieden mit g, nachdem er früher eins der entschiedensten der Opposition gewesen. Man weiß nicht, was aus ehrgeiziger Berechnung oder aus Folg-

samkeit für den Pantoffel der Gräfin. Nach seiner Sin- nesänderung veranlaßt Strafford eine Unterredung mit Pym, seinem ehemaligen Mitstreiter, nunmehr seinem wüthenden Gegner, nachdem er Strafford's Gefinnungs- wechsel erkannt. Warum die Unterredung eigentlich statt- fand, ist nicht zu begreifen. Die Gräfin stellt auch in einem Selbstgespräch den Namen des „plumpen Bären“ Pym mit dem des „edeln Leu“ Strafford zusammen, ebenso ohne daß man weiß warum. Strafford macht als Statthalter Irland unterwürfig. Die Schotten haben sich empört, Karl I. muß das Parlament einberufen. Strafford soll nun ohne Armee das Parlament zu bän- digen versuchen, was den Verhältnissen gemäß unmöglich war. Warum der König es gerade so will, begreift man wieder nicht. Strafford kennt die Gefahr für ihn und für die Regierung, wenn er des Königs Wunsch erfüllt: er weiß, daß nur Unglück daraus entstehen kann. Den- noch erfüllt er nicht nur solchen Wunsch, sondern, was eben das Unerklärliche daran ist, er will zugleich den Feind in seinem Lager erdrücken, nachdem das von ihm eben als eine Unmöglichkeit dargethan worden. Im täg- lichen Leben und in der Geschichte ereignet es sich häufig, daß jemand etwas thut, ohne zu wissen warum; aber in einem Drama geht das doch nicht an, wo alles sich mit innerer Nothwendigkeit aus den gegebenen Charakte- ren und Verhältnissen entwickeln muß. Hier ist nicht ein Ereigniß, das die dramatisch erforderliche Causalität nach- weist. Anklage und Verurtheilung Strafford's sind ebenso wenig gerechtfertigt; die Furchtsamkeit der Lords, welche die Verurtheilung im Drama einzig ermöglicht zu haben scheint, ist nicht genügend motivirt. Pym fühlt ein mensch- liches Mithren, wie er Strafford anklagt, aber der „Schutz- geist Britannia's“ tritt vor seine Seele, und dadurch wird das unpatriotische Gefühl menschlicher Mithrung rasch über- wunden. Der König, der sein Wort für Strafford's Sicherheit versprochen, deliberirt mit mehreren Bischöfen darüber, was er nach dessen Verurtheilung zu thun hätte. Anstatt männlich und königlich zu handeln, versucht er vergebens, den Kerkermeister zu bestechen, um Strafford zur Flucht zu verhelfen, während seine Begnadigung nicht nur entschieden in seiner Macht stand, sondern ihm auch seine einzige Stütze erhalten hätte. Der König neigt sich schon zur Meinung des einen Bischofs, der ihm rieth, sein königliches Wort zu brechen, da kommt die Königin noch mit ihren Kindern hinzu, und meint, dieselben seien gefährdet, wenn der König nicht Strafford's Todesurtheil unterschriebe. Da ist der König nun vollständig über- zeugt, daß er und die Seinigen sicher sind, wenn er sich seiner einzigen Stütze, des Grafen Strafford, beraubt, und das Drama nimmt nun den tragischen Ausgang. Beweist nun ein solches Ereigniß in der Geschichte völlige Abwesenheit von Charakter und Ueberlegung, so will man doch beides in einem dramatischen Kunstwerke durch- aus nicht vermissen: der dramatische Autor muß dann an dem Stoff, der ihn begeistert, eine andere Seite auf- suchen oder eine solche hinzudichten, oder — ganz von einem solchen Thema absehen.



6. Simon von Montfort. Tragödie in fünf Acten von Arnold Beer. Leipzig, Brodhans. 1865. 8. 24 Mgr.

Unter den Stücken, welche Verfassungskämpfe und ständische Streitigkeiten behandeln, verdient das vorliegende wol eine ehrenvollere Erwähnung. Die Personen werden in der Regel farblos, sobald ein Schriftsteller den Versuch macht, sie als Träger von ständischen Ideen darzustellen: sie verlieren ihre Physiognomie. Gelingt es einmal jemand, die Physiognomie solcher Persönlichkeiten aufrecht zu halten, so erhält man oft nur einen historischen Abklatsch ohne poetischen Reiz, ohne ästhetische Causalität. Beide Klippen sind in dem vorliegenden Werk in anerkennenswerther Weise vermieden. Das Drama behandelt die Streitigkeiten des Königs Heinrich III. von England mit seinen Unterthanen. Heinrich III. hielt nämlich nicht, was sein Vater Johann ohne Land in seiner Magna-Charta den Unterthanen zugestanden. Im Jahre 1265 kam es zu einem Kriege zwischen dem König und dem Grafen von Leicester, Simon von Montfort, dem Führer der misvergnügten Großen und Städte. In der Schlacht bei Lewes wird der König geschlagen und mit seinem Sohne, dem nachmaligen Eduard I., gefangen. Der Prinz entflieht, sammelt ein Heer, zieht die mit Montfort unzufriedenen gewordenen Großen und Städte an sich und beslegt diesen bei Evesham. Montfort fällt in der Schlacht, Heinrich III. wird befreit, und die Unterthanen erhalten ihre Freiheiten aufs neue verbürgt. Der Schwärmer könnte das an den Hauptcharakteren auszufegen finden, daß jeder von ihnen sich in argen Menschlichkeiten bewegt und eigentlich keiner von ihnen idealisirt ist. Wir halten das indess für einen Vorzug des Dramas, indem man dadurch Gefallen von Fleisch und Blut mit praktischen Tendenzen sich vorgeführt sieht. Der Held, Simon von Montfort Graf von Leicester, trachtet nach der Königskrone und colettirt mit dem londoner Bürgerstande, um sich ihn geneigt zu machen. Die Großen, die erst auf Montfort's Seite waren, wollen ihre aristokratische Macht vergrößert sehen, und sie werden erboht, indem sie gewahren, wie Montfort die Früchte ihres gemeinsamen Handelns für sich auszubenten begriffen ist. Montfort's Sohn, ein freilich ideeller, aber unbedeutender Charakter, verschmähzt dazu die Hand einer Dame aus einer der hohen aristokratischen Familien und bewirbt sich um die Tochter des Lordmayors von London. Die Tochter des Lordmayors liebt Montfort den Sohn mit allem Feuer, mit aller Hingebung, läßt sich aber trotzdem von ihrem Vater mit einem Bürgerlichen verloben, von welchem zu ihrer ausdrücklichen Freude sie durch dessen Tod in der Schlacht bei Lewes unmittelbar vor Beginn des Stückes befreit wird. Der Graf von Leicester schmeichelt wol der londoner Bürgerschaft; wie er jedoch seines Sohnes reelle Absichten mit der Lordmayorstochter erfährt, wird deren Vater auf seinen Befehl ohne weiteres ins Gefängniß geworfen. Der junge Montfort leidet, bleibt aber ein gehorsamer Sohn; die andern lassen sich jedoch in Unterhandlungen mit der königlichen Partei ein: der Prinz Eduard findet dabei Gelegenheit zu entweichen. Montfort

will einigen Großen die Köpfe abschlagen lassen, um seine Macht zu befestigen, und den König absetzen: er stellt den Lordmayor daher wieder auf freien Fuß, doch täuscht dieser ihn sehr in Bezug auf die Hülfe, die er von ihm erwartet. Montfort findet Widerstand und die bevorstehende Schlacht bei Evesham droht übel abzulaufen. Dazu verleumdet die von Montfort dem Sohn verschmähzte Dame diesen bei der Lordmayorstochter. Letztere nimmt Gift, erfährt aber vor ihrem Ende, daß ihr Geliebter ihr doch nicht untreu gewesen ist. Sie stirbt, und der junge Montfort läßt sich in der Schlacht tödten: die verschmähzte Dame will ins Kloster gehen. Nach des ältern Montfort Fall und dem vollständigen Siege der königlichen wird die Wiederherstellung von Heinrich's III. Herrschaft proclamirt, wobei der Prinz Eduard noch von dem Grafen von Leicester sagt:

Die That des Mannes, der heut' unterging,  
Darf nicht vergessen werden; Stark und stolz  
Ist unser Volk; wer es in Zukunft glücklich  
Beherrschen will, muß ihm in Treue dienen.

Die Nemesis zeigt sich vornehmlich darin, daß Montfort für Egoismus, Ehrgeiz und Uebermuth von seinem Geschick abgestraft wird. Er hat am Anfang des Stückes alle Macht in Händen, aber er will durchaus auch noch den königlichen Titel und überschätzt seinen Einfluß und seine Kräfte:

Ich bin der erste meines Volks. Ich herrsche!  
Nur eins fehlt noch — der Name. Ha, ein Name!  
Ein Nichts — ein Schall — — und doch auch wieder alles,  
Alles, solange' dies Irrendende Geschlecht  
Nicht in den Himmel steigt. — Ein König — ha,  
Ein Gott auf Erden — — und ein andrer lebt,  
Der mir den Anblick der gebeugten Knie,  
Den Laut der schönen Bitte vorenthält u. s. w.

Das Charakterisirt so recht die Art seines Ehrgeizes. Die Diction des Stückes ist ansprechend; höchst bezeichnend der spöttische Ton, mit welchem Montfort manche Staatsacten dem gefangenen König (der übrigens nicht zum Vorschein kommt) zur Unterzeichnung vorlegen läßt. An Handlung fehlt es dem Stücke auch nicht, nur dürfte gegen das Ende hin des Getümmels doch vielleicht zu viel sein.

Fredor Wehl.

(Der Beschlus folgt in der nächsten Nummer.)

## Karl Friedrich Neumann's „Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika“.

Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika von Karl Friedrich Neumann. Zweiter Band: Von der ersten Präsidentschaft des Thomas Jefferson bis zum Ende der zweiten Präsidentschaft des Andrew Jackson. Berlin, Neumann. 1865. Gr. 8. 3 Thlr.

Wir haben schon in unserer Besprechung des ersten Bandes des Neumann'schen Werks (Nr. 15 d. Bl. f. 1864) darauf hingewiesen, wie viel namentlich für uns Deutsch aus der Geschichte der Vereinigten Staaten zu lernen ist. Dieser Satz erhält durch den vorliegenden zweiten Band noch mehr seine Bestätigung als durch den ersten. Das

in dem ersten Bande hatten wir es hauptsächlich mit dem Unabhängigkeitskampfe zu thun und mit den ersten Schritten in ein selbständiges staatliches und politisches Leben; und war es auch unmöglich, zu verkennen, daß die transatlantische Republik schon als Riese das Licht der Welt erblickte, so mußte doch auch der junge Riese erst gehen lernen, sich erst im allmählichen Gebrauche seiner Gliedmaßen üben, ehe er daran denken konnte, Kraftproductionen mit denselben vorzunehmen. Aber die Entwicklung und Zunahme der Kräfte dieses so jungen Staats machte so überraschend schnelle und große Fortschritte, daß schon dieser Umstand allein einen überreichen Stoff zum Nachdenken gewährt. Das Bewußtsein der eigenen Kraft und Macht wurde denn nicht allein den leitenden Staatsmännern, sondern allmählich dem ganzen Volke immer klarer und lebhafter, und während noch in den napoleonischen Zeiten jede Verwicklung mit Europa ängstlich vermieden und ein Krieg mit England, namentlich aus Besorgniß für die den Handel betreffenden Verluste, so sehr gescheut wurde, daß man Jahre hindurch die von England sowohl als Frankreich ausgehenden Beschädigungen der Schifffahrt und des Handels geduldig ertrug, wagte man es schon kaum zehn Jahre nachher, mit der stolzen Doctrin Monroë's hervorzutreten: Amerika gehört nur den Amerikanern. Und daß dieser so laut und stolz verkündete Grundsatz nicht eitel Prahlerei sei, sondern daß die Vereinigten Staaten sich nicht bedenken würden, ihn da, wo es ihr Interesse erheischte, einer ganzen Welt in Waffen gegenüber bis auf den letzten Blutstropfen durchzusetzen, davon scheinen die europäischen Staatsmänner schon damals mehr als eine bloße Ahnung gehabt zu haben. Und doch waren schon im frühesten Lebensalter der jungen Republik, und nachdem kaum die Unabhängigkeit mit so großem Aufwand von Gut und Blut theuer erkauft war, die Bande, welche den Norden mit dem Süden vereinigten, so locker, daß bereits von einer zukünftigen Trennung die Rede war zu einer Zeit, wo die Finte, mit welcher der Act der Vereinigung niedergeschrieben worden, noch kaum recht trocken war. Und damals war es nicht der aristokratische, Sklavenhaltende Süden, der Trennungsgedanken hegte, sondern der volkreiche, thatkräftige Norden, der nicht nur des Handels wegen den Krieg gegen England am meisten fürchtete, sondern auch in einer Trennung von dem Süden durchaus kein Uebel erblickte. Der Süden hingegen hielt noch fest zur Union, unter der Präsidentschaft von Monroe waren es hauptsächlich die Mitglieder aus den Südstaaten, welche es im Congresse dahin brachten, daß dieser sich scharf und präcis über seine Befugnisse den einzelnen Staaten gegenüber aussprach, und daß damals der Beschluß gefaßt wurde, der Congreß allein sei befugt, über die Einführung und Anerkennung der Sklaverei in den Territorien Bestimmungen zu treffen. Erst später sah man im Süden ein, daß es nicht im Interesse desselben liege, die Macht der Centralregierung zu stärken, und Calhoun sprach es geradezu aus, daß der Süden einen großen politischen Fehler begangen, indem er sich auf den Missouri-compromiß eingelassen habe.

Wie kommt es nun, daß trotzdem die Kraft- und Machtentwicklung der Vereinigten Staaten so riesenhafte Fortschritte macht, die nach unsern europäischen Begriffen mit der Zahl der Bevölkerung in gar keinem Verhältniß steht? Der Amerikaner selbst sucht die Ursache hiervon hauptsächlich in der freien Regierungsform, die es zuläßt, daß, sowie der einzelne, auch das ganze Gemeinwesen sich ungehemmt entwickelt und alle körperlichen wie geistigen Kräfte und Fähigkeiten zur ungehinderten reichsten Entfaltung bringt. Daneben ist es ihm aber noch die eigenthümliche praktische Geistesrichtung, die zähe Ausdauer des amerikanischen Charakters, welchen die großen und schnellen Erfolge auf allen materiellen Gebieten des Lebens zu danken sind, für die er gern auf alle Siege und Triumphe verzichtet, welche andere Völker auf den Gebieten der rein geistigen, der abstracten Wissenschaften davontragen. Sein Ehrgeiz bleibt hier ganz ruhig; Eifersucht auf Errungenschaften in der Philosophie, der Kunst u. dgl. kennt der Amerikaner nicht. Bezeichnend für die ganze Art und Weise des Volks ist die schon in das Jahr 1811 fallende Aeußerung von Henry Clay:

Wahr, wir haben bis jetzt keine solche hervorragende wissenschaftliche Männer aufzuweisen wie die Völker jenseit des Atlantischen Ocean. Ist aber Europa durch seine Literatur, durch seine wissenschaftlichen Institute und Universitäten, durch seine vielen berühmten Männer in Kunst und Wissenschaft, zum Theil selbst die ärgsten Knechte, besser daran? Konnten sich die Europäer vor der Knechtschaft schützen? Sind nicht manche Völker derart gesunken, daß sie selbst das Gefühl ihrer Entwürdigung verloren haben? Die einkichtsvollen Rassen, sie allein sind die Kraft der Staaten, die wahre Grundlage der Freiheit. Ich behaupte, und niemand wird dem widersprechen wollen, daß unsere Bevölkerung von sieben Millionen mehr Verstand und Selbstkenntniß — die erste Bedingung aller Einsicht — besitzt, als irgendeine andere gleiche Anzahl auf Erden.

Bei unserer praktischen Geistesrichtung konnten philosophische Forschungen keinen Eingang finden; selbst die Namen der berühmtesten europäischen Philosophen sind nur wenigen unserer Landesleute bekannt geworden. Will man die Uebergangung, daß der Mensch eines grenzenlosen Fortschritts fähig, daß die auf Gleichheit und Freiheit beruhenden Institutionen immer mehr Raum gewinnen und am Ende alle Völker zur Selbstregierung heranziehen werden, will man diese Uebergangung Philosophie nennen, so wird die Philosophie nirgendwo auf Erden allgemeiner verbreitet gefunden als bei unserm Volke, als in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Auf den ersten Blick ist nichts den europäischen und gerade den deutschen Anschauungen fremder als eine solche Denkweise, eine solche Sprache, und gleichwol wird man kaum viel Widerspruch finden, wenn man behauptet, daß keine Nation den alten Goethe'schen Ausspruch: „Gruß ist alle Theorie, grün ist allein des Lebens goldener Baum“, in seiner ganzen Art zu sein, zu denken und zu handeln mehr beherzigt als gerade die amerikanische. Theoretisiren und Träumen ist ihr fremd; aber neue Ideen und Projecte zu verwirklichen, im Leben zu erproben, was die kühnste Phantasie eines einsamen, stillen Forschers erdacht, doch wegen der Schwierigkeit der Ausführung kaum sich selbst zu offenbaren getraut, darauf kann der Amerikaner mit einer Energie und Ausdauer Mühe, Zeit und Geld verschwenden, die wirklich unsere Bewunderung erregen muß.

Schon früh schwellten derartige Siege und Erfolge die Brust desselben mit unmäßiger Stolz; er, der freie, sich selbst regierende Mann sah mit verächtlichem Mitleiden auf den seiner Meinung nach unfreien, geknechteten und natürlich auch knechtisch gesinnten Europäer herab; den Kampf, den er so siegreich geführt, mußte seiner Ansicht nach jedes Volk, das sich selbst achtete und in seinen Gesinnungen und Gefühlen noch nicht ganz herabgewürdigt war, alsbald ebenfalls aufnehmen und entweder siegreich durchsetzen, oder rühmlich untergehen. Es spricht darum Hesiak Niles gewiß einem großen Theile seiner Zeitgenossen ganz aus der Seele, wenn er sagt:

Zwei Gegenstände gibt es, welche jeder Amerikaner vom Grunde seines Herzens hassen und verachten muß: die erbliche Regierung und eine Staatsreligion, das Zwillingepaar zahlloser Verbrechen und Gotteslästerungen.

Man muß, wenn man so einseitige und maßlose Urtheile in ihrem rechten Lichte würdigen will, die große Unkenntniß der europäischen Verhältnisse und namentlich der Geschichte der einzelnen europäischen Nationen auf Seiten der Amerikaner nicht übersehen. Gerade wie der Europäer die amerikanischen Verhältnisse in der Regel über alle Maßen einseitig und schief beurtheilt, so geht es dem Amerikaner nicht besser mit den ihm seiner mangelhaften Geschichtskenntnisse halber noch viel unverständlicher europäischen Dingen. Dazu kommt, daß dieser falschen Beurtheilung oft durch Verschrobenheiten von Europäern, die selbst ihren europäischen Landsleuten ziemlich unbegreiflich sind, noch recht geistlich Vorschub geleistet wird. Neumann erzählt uns hierüber auf S. 340 fg. dieses Bandes ein recht hübsches Geschichtchen, welches wir unsern Lesern schon um des mitgetheilten charakteristischen Schreibens des damaligen amerikanischen Staatsministers John Quincy Adams willen nicht vorenthalten wollen:

Ein Herr von Fürstenthum wandte sich mit der wunderlichen Anfrage an den Minister Adams, ob man ihm nicht in Amerika eine angemessene Stelle geben wolle, da er nur in diesem Falle auswandern würde. Die denkwürdige Antwort des Ministers lautete: „Die Regierung der Union und die der Einzelstaaten haben niemals irgendwelche Mittel aufgeboten, um aus diesem oder jenem Theile Europas Einwanderer herbeizuziehen. Wir wissen zwar die Vortheile zu würdigen, welche gesunde und arbeitssame Leute unserm Lande bringen; aber das muß sich alles, so will es die Weise unserer Regierung, von selbst machen. Jemand besondere Vortheile zuzuwenden, ist unstatthaft. Wir leben in keinem Lande der Privilegien, sondern unter der Gleichheit aller Rechte für alle Menschen. In Europa ist dies ganz anders. Dort geben die Fürsten nach Belieben diesem und jenem allerlei Gnaden. Von einer gleichen Berechtigung aller ist niemals die Rede, ist bei euch Europäern, selbst unter den geistig hervorragenden Männern, kaum der Begriff vorhanden. Die Auswanderer aus Deutschland wie aus den andern Reichen erlangen hier bei uns ein unabhängiges freies Leben; es ist aber, mögen sie alle dies wohl bedenken, ein Leben voller Arbeit. Können sie sich nicht in den Charakter, in die sittlichen, staatlichen und natürlichen Verhältnisse dieses freien Landes schicken, so steht ihnen der Atlantische Ocean immer offen da, um nach der alten Heimat zurückzukehren. Vor allem müssen sich aber die Ausgewanderten auf eins gefaßt machen, sie müssen die europäische Haut abziehen, und zwar so vollständig, um diese Haut niemals wieder aufnehmen zu können. Noch mehr. Sie müssen es ertragen lernen, daß ihre Kinder in den

Vorurtheilen oder in dem stolzen Geiste unsere Volks aufwachsen, daß sie auf die in der Alten Welt Geborenen und Erzeugenen mit Misachtung hinsehen: ein Gefühl, welches sich vorzüglich bei den Nachkommen der eingewanderten Deutschen vorfindet. Dieses Gefühl des Stolzes und der Ueberlegenheit über andere Nationen, welches alle Fremde bemerkt haben, ist die nothwendige Folge der Gleichberechtigung. Es weiß jeder, daß niemand in der socialen Ordnung über ihm steht; in diesem Bewußtsein steht er auf die Nationen herab, wo die Masse der Bevölkerung gewissen sonderrechtlichen Klassen preisgegeben ist und deren Willensmeinung sich gutwillig oder gezwungen fügt. Was helfen alle die Schulanstalten, was hilft euch Europäern eure Wissenschaft und Gelehrsamkeit; ihr dürft nicht sprechen, nicht schreiben und handeln, ja nicht einmal denken, wie ihr wollt, wie die Naturgesetze es erheischen. In Vereinen zusammenzutreten, um über euer eigenes Wohl und Wehe zu berathen und zu beschließen, ist euch nicht gestattet. Euer gepriesenen Erziehungsanstalten scheinen bloß dazu bestimmt zu sein, um jede Selbstständigkeit zu brechen und euch zu gehoramen Anrechten für die künftigen Gebieter abzurichten. Das ganze geistige Wesen des europäischen Continents ist bloß eine leere Spielerei einiger müßigen Köpfe; was ihr für wahr erlannt, danach dürft ihr doch nicht handeln!

„Was nun unsere Regierung betrifft, so kann keine in der Welt weniger Gunstbezeugungen ertheilen als die der Vereinigten Staaten. Die Regierenden sind nicht bloß dem Worte nach, sondern in voller Wahrheit die Diener des Volks; dessen ist sich auch das Volk bewußt, welches sie nach Umdünken auf kurze Zeit zu ihren Aemtern erhoben und, genügen sie nicht, schnell wieder entfernt. Alles ist ganz anders wie in Europa. Dort ist das Volk von seiner Regierung abhängig; hier — man ermesse die großen Folgen dieses principiellen Unterschieds — die Regierung vom Volke“ u. s. w.

Dieses Schreiben mag noch so viel Wahres enthalten, einseitig bleibt es darum doch und dient keineswegs dazu, um die theils viel tiefer liegenden, theils wieder sich in viel feinern und zarteren Nuancirungen ausdrückenden Unterschiede der cisatlantischen von den transatlantischen Staats- und Volksverhältnissen in Wirklichkeit kennen zu lernen. Vollends unwahr ist die Schlusspointe, in welche das ganze Raisonnement sich spitzt, nämlich daß in Europa das Volk von der Regierung abhängt. Es gibt überhaupt kein Volk, welches von seiner Regierung abhängig ist, es wird stets nur das Gegentheil in Wahrheit begründet sein; denn noch keine Regierung, welche das Wesen, den Geist, die Interessen u. s. w. des Volks auf die Dauer misachtet und verlezt hat, ist je von langem Bestand gewesen, vielmehr erscheint jede Regierung, die auf diesen Namen Anspruch machen kann und will, als von dem Geiste des Volks und dem Geiste ihrer Zeit getragen. Dies mag sich indessen verhalten wie es will, so hat es wenigstens gerade die nächste Folgezeit in der Geschichte der Vereinigten Staaten gezeigt, wie gewaltigen Einfluß auch in diesem Staate, wo die Regierenden angeblich in voller Wahrheit nur die Diener des Volks sind, die an der Spitze stehenden leitenden Persönlichkeiten nicht allein auf die Geschicke des Staats als solchen ausüben, sondern auch auf den Geist, in welchem diese Geschicke geleitet werden, auf die politische Gesinnung, welche im großen Ganzen, im Innern wie nach außen als die des ganzen Volks sich kundgibt. Monroe und seinem Minister Adams sowie die-  
sem letztern, als er selbst Präsident geworden, mag es

nach ihrer salbungsvollen, dem Bibelstile nachgebildeten Yankee-Redeweise voller Ernst damit gewesen sein, daß, wer von Europa hinüberzieht nach dem transatlantischen Kanaan, ein ganz anderer Mensch werden, daß er den alten Adam des unter dem Despotenstod lebenden und nur aus Furcht vor der weltlichen Strafe dem Geseze gehorhamen Unterthanen ausziehen und den neuen Adam des sittlich reinen Bürgers anziehen muß, der lediglich aus Achtung vor dem Geseze und aus Liebe zu seinen Mitbürgern und dem Vaterlande auch als Mitglied der Staatsgemeinde politisch rein ohne Furcht und ohne Tadel den rechten Weg wandelt; es mögen Adams und viele seiner Vorgänger noch so sehr in Demuth sich ihrer verantwortungsvollen Stellung als erste Diener des Volks bewußt gewesen sein und sich bestrebt haben, ihre Pflichten mit der größten Gewissenhaftigkeit zu erfüllen: — so läßt sich doch das Gleiche keineswegs von dem nächsten Nachfolger Adams', dem General Andrew Jackson, behaupten. Und doch wurde Jackson zweimal nacheinander zum Präsidenten gewählt, und doch war kaum ein Präsident beliebter und populärer als er; zeigte doch kein Präsident weder vor- noch nachher die Licht- und Schattenseiten des amerikanischen Charakters in ausgeprägterer Weise, fand doch der eitle Yankee sich geschmeichelt, daß dieser echte Typus seines Wesens, seiner Art zu denken und zu handeln, in Jackson an die Spitze der Nation berufen war. Neumann, der trotz seiner Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe seine große Vorliebe für das amerikanische Volk sowie für die Verfassung der Vereinigten Staaten und selbst für ihre einzelnen hervorragenden Staatsmänner nirgends verbergen kann, sieht sich doch bezüglich des Generals Jackson, dem indessen im übrigen große, gerade mit seinem soldatischen, ja harten, despotischen und grausamen, unerbittlichen Charakter zusammenhängende Verdienste um Land und Volk nicht abzusprechen sind, zu gar wunderbaren Enthüllungen genöthigt. Wir ziehen zwei Stellen aus, aus deren einer hervorgeht, welches Unglück Jackson über viele alte und treue Beamte brachte, die er ohne allen Grund plötzlich entließ, bloß um seinen Anhängern und Creaturen Stellen zu verschaffen:

Alle Commis, welche zum Theil schon von dem ersten Präsidenten, von Washington, ihre Anstellung erhalten hatten, die gleichsam mit der Regierung und in der Geschäftsroutine aufgewachsen waren, auch sie sind, ohne irgendeinen andern Grund, als um neuen Leuten Platz zu machen, dem Hunger und dem Elend preisgegeben worden. Eine vollkommene Zerrüttung aller Verhältnisse und Zustände in der nationalen Metropolis war die nothwendige Folge. Halbfertige Häuser wurden nicht ausgebaut; Gärten und Landhäuser haben keine Miether gefunden. Vollkommen unsicher der Zukunft, beschränkte sich jeder auf das Nothwendigste; die Kaufleute und Krämer konnten nichts mehr absetzen. Welch ein Gegensatz zu der milden Weise eines Monroe, Madison und Adams! Diese rücksichtslose Härte der neuen Verwaltung übt einen unglücklichen Einfluß auf die freie Bedankensäußerung, auf die ungezwungene Redefreiheit. Von dem alten ist kaum noch eine Spur vorhanden. Keiner traut mehr dem andern; alle sind oder glauben sich wenigstens von Spionen umgeben. Manche doch eine zufällige Bemerkung, auf der Straße oder in einem Bureau gesprochen, welche dem oder jenen hinterbracht würde, die Absehung zur Folge haben. In

der That höchst bedauerliche, unerträgliche Zustände! Angeber, Anflauer, Spione, und wie die Werkzeuge des Despotismus alle heißen mögen, sie sind in Menge vorhanden u. s. w.

Schon am Tage der Einführung des neuen Präsidenten hatte sich der gemeinste Plebs im Weißen Hause in einer Anzahl eingefunden, wie nie vorher, und sich Freiheiten erlaubt, die damals wenigstens noch unerhört waren:

Als die Aufwärter herbeikamen, um das Getränk heruzureichen, wurden sie von den Massen wild angefallen. Jeder wollte dem Nachbar zuvorkommen und dies und jenes erhaschen. Die Gläser wurden zerbrochen, der Punsch schwamm auf dem Estrich herum; alles schrie und lärnte, drängte und stieß laut und bunt durcheinander. Es war für die Diener ganz unmöglich durchzubringen, um auch den im Hintergrunde mit Ungebuld harrenden Damen einige Erfrischungen zu bringen. Endlich rollten sie die Fässer mit Punsch hinab in die Gärten, um die Menge dorthin zu locken, was auch gelungen. Das Ganze war ein widerlicher, gräßlicher Anblick.

Daniel Webster äußerte schon damals: „Die Regierung des Böbelkönigs hat begonnen.“

Man sieht, daß unser Verfasser auch die Schattenseiten der amerikanischen Staatsverhältnisse zu beleuchten nicht vergessen hat. Wir vermiffen eigentlich nur eins an dem Werke, welches im zweiten Bande sich sonst ungemein reich und ausführlich darstellt und dabei von jedem mit spannendem Interesse gelesen werden wird, das eine, was wir auch schon bei dem ersten Bande vermiffen haben, nämlich daß der Verfasser es viel zu wenig versucht hat, nicht sowohl die Contraste zwischen den amerikanischen und den europäischen, namentlich den deutschen politischen Verhältnissen gehörig darzulegen, als vielmehr den Leser an den geeigneten Stellen darüber aufzuklären, wie es nach der geschichtlichen Entwicklung, welche beide Erdtheile durchlebt, und nach der ganzen Weise der Nation kommen mußte, daß das amerikanische Volk sich gerade in solchen Formen des staatlichen Seins und Lebens, wie sie uns in dem vorliegenden Geschichtswerke vorgeführt werden und die es sich selbst geprägt hat, bewegt hat und bewegt.

Noch mehr würde uns das, was uns mitgetheilt wird, fesseln und belehren, wenn uns zugleich auch hinreichendes Material an die Hand gegeben würde, um uns die Fragen Warum? und Wie so? sogleich richtig und genügend beantworten zu können. Wir wollen nicht bloß den äußerlichen Proceß der Thaten und Handlungen, wozu wir gewissermaßen auch die vielen uns mitgetheilten Reden, welche ausgezeichnete Männer im Congresse und bei andern feierlichen Gelegenheiten gehalten haben, zählen, sich vor uns abwickeln sehen, sondern bei weitem mehr interessiert uns der innere Entwicklungsgang, welcher im stillen und geheimen in den Geistern und Ideen als vorbereitendes Moment für das äußere Handeln einen überall so überraschend gleichmäßigen und übereinstimmenden Verlauf nahm. Von den in der ganzen Masse des Volks treibenden und siegreich sich durchkämpfenden Ideen, welche doch voraussichtlich bestimmt sind, in der Weltgeschichte den obersten leitenden Einfluß einzunehmen, erhalten wir erst da, wo sie sich verkörpern, genügende Mittheilung, über die geistige Vorentwicklung und Ausbildung aber überall nur sehr dürftige Andeutungen. Doch gedulden

wir uns bis zum Erscheinen der folgenden Bände, in ihnen wird der Verfasser hoffentlich auch dem geistigen und Ideenleben des amerikanischen Volks die gebührende Berücksichtigung zu Theil werden lassen, soweit dies der Zweck seines Werks überhaupt zuläßt. 2.

### Ein Cavalier in Spanien.

Im Süden. Reisekizzen von Graf Bastiano. Berlin, Deder. 1865. 8. 1 Thlr. 16 Ngr.

Ein junger Cavalier, über dessen Vaterland wir nach Namen, Sprache und Ausdrucksweise nur höchst unbestimmte Vermuthungen zu hegen wagen — ist doch in diesen privilegierten Kreisen der Kosmopolitismus, wenigstens nach seiner negativen Seite hin, längst praktisch geworden —, hat sich auf Anregung eines pariser Freundes und Gelehrten bestimmen lassen, seine Erlebnisse auf zwei Reisen in Spanien, „die ursprünglich nur für ein Tagebuch bestimmt waren“, der Öffentlichkeit zu übergeben.

Wenn ein Glied der jeunesse dorée, das Geburt und Erziehung wol zum Garde lieutenant, nicht aber zum Schriftsteller bestimmt haben, uns die Wege durch ein fremdes Land weisen soll, so dürfen wir es so genau nicht nehmen. Nicht als ob wir unsern Autor damit für ein Irrlicht erklären wollten. Gott bewahre! Im Gegentheil, wir sind ihm selbst wie „dem gelehrten Freunde“ für die Veröffentlichung der Schrift dankbar. Werden unsere Kenntnisse dadurch auch nicht wesentlich bereichert, so plaudert doch Graf Bastiano meist ganz angenehm, ist nicht ohne eine gewisse jugendliche Frische und Ursprünglichkeit und entlockt seinen Lesern nicht selten ein Lächeln, und das ist wahrlich viel werth in solch trodener Zeit, wo, wie es scheint, in der Büchervelt nur noch stolz verdrücklich schwere Narren regieren und aller Humor sich in die Fragen des „Kladderadatsch“ geflüchtet hat.

Allerdings fehlt es dem Buche an „kritischen Volks- und Naturstudien“, wie der Verfasser es in seiner eben nicht durch Klarheit und Präcision ausgezeichneten Ausdrucksweise nennt: in Beziehung auf statistische und historische Verhältnisse, auf die Physiognomie des Landes und seiner Bewohner, auf seinen Reichthum an Meisterwerken der Kunst und Natur erhalten wir nur „flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden“, die es selten ermöglichen, sich nach irgendeiner Seite hin ein klares Bild des Angesehenen und Beschriebenen zu machen. In dieser Hinsicht hat der Verfasser allerdings nur „einen schwachen Versuch gemacht, Spanien so treu als möglich zu schildern“. Nicht als ob wir ihm irgendwie eine Entstellung der Wahrheit vorwerfen wollten: o nein, die Lust ist groß, allein die Kunst ist schwach; es fehlt ihm theils an den nothwendigen Vorstudien und Kenntnissen, theils an der Gewandtheit des deutschen Stils, wenn wir auch nicht, wie er selbst fürchtet, behaupten wollen, sein Buch „sei mit französischen Lettern in deutscher Sprache“ geschrieben, theils endlich an der Naturgabe der anschaulichen Darstellung. Auch „die vielfachen humanistischen und religiösen Betrachtungen“, von denen die Vorrede

spricht und von denen uns freilich trotz aller Aufmerksamkeit nur sehr wenige vor die Augen gekommen sind, hätten ohne allzu große Benachtheiligung der lesenden Mit- und Nachwelt ganz fehlen dürfen. Obgleich der Verfasser den größten und wichtigsten Theil der Halbinsel besucht hat, indem er auf seiner ersten Reise von Valencia nach Madrid und von hier nach den bedeutendsten Städten Andalusiens, auf der zweiten von Biarritz aus durch die baskischen Provinzen nach Burgos und Valladolid, und von da abermals nach Madrid ging und an vielen Orten einen längern Aufenthalt nahm, erfahren wir doch im ganzen in dieser Beziehung wol kaum etwas, das nicht schon anderswo besser und vollständiger gesagt wäre. Hätte er freilich wirklich den Beweis geliefert, wie er glaubt, „daß das Maurenthum und der Mohammedanismus im Spanier Wurzel gefaßt haben, und daß sich dieser Einfluß unbewußt bis auf die neueste Zeit im socialen Leben offenbare“, so wäre das gewiß ein sehr anerkennungswerthes Resultat seiner Reise. Leider haben wir im Buche selbst den Beweis nicht finden können, es möchte denn sein, daß der Verfasser Bemerkungen wie die folgende für Bestandtheile dieses Beweises hielt:

In der spanischen Kunst liegt je ein Stück spanischer Geschichte, vom Orient erbt sie theils die monotonen Bässe, theils ihr Colorit, das Feuerige, Lebhaftige, indeß die ruhigeren Ueborgänge dem Norden zu verdanken sind. Die Melodien sind so traurig, so klagend oft, daß sie mit keinem andern Nationalmelodien geistige Verwandtschaft haben als mit den ungarischen. Stammen doch beide Völker aus dem Orient und haben die Spanier sich doch wenigstens stark mit den Orientalen vermischt.

Vielleicht glaubt der Verfasser auch eine wichtige naturwissenschaftliche Beobachtung mitzutheilen, wenn er S. 135 sagt: „Die Granitblöcke, welche in Kleinern oder größern Haufen auf den Hügeln umherlagen, lassen auf starke geologische Umwälzungen des Erdreichs (sic!) schließen“, oder auf die Zukunft der spanischen Kunst ein unerwartetes neues Licht zu werfen, wenn es S. 128 heißt:

Die Entwicklung der spanischen neuern Kunst wird wol noch eine geraume Zeit auf sich warten lassen; sie wird sich erst entfalten können, wenn durch Einfluß nordischer Bildung die jetzigen seichten Verhältnisse geklärt sind, und auch dann erscheint ihre Zukunft noch nicht ganz gesichert, denn sie wird abhängen von der Richtung, welche die allgemeine Bildung des spanischen Volks einschlagen wird.

Die starke Seite unsers Autors ist die Schilderung des madriider Salonlebens, oder vielmehr der Bericht über seine verschiedenen Begegnungen und jarten Liaisons mit einer Anzahl Damen aus den höchsten Kreisen der spanischen Hauptstadt. Das weiß er auch selbst und legt den Hauptnachdruck auf diesen Theil seines Buchs. Dem Leser „soll sich in diesen Salonbildern ein Sittenleben erschließen, welches im Auslande nur wenig gekannt ist und deshalb namentlich einen besondern Reiz besitzt, weil sich in demselben Charakterstudien über spanische Frauen vorfinden“. Wir werden in die Theater und Soirées, auf die Promenade der Fuente Castellana, wie in die Boudoirs verschiedener weiblicher Granden geführt und erhalten dabei einen, wie es scheint wortgetreuen Bericht



ait den schönen Sennoras geführten Dialoge, theils anjösscher, theils in deutscher Sprache, welche letztere hier als Vertreterin der spanischen fungirt. Wir allen Respect vor dem Gedächtniß des Verfassers der Genauigkeit und Umständlichkeit seiner Tagebuchsn, sind dagegen nicht ganz ohne Scrupel darüber, r um der Wahrheit willen, d. h. hier um die Eigenheiten des spanischen Frauencharakters in das hellste zu setzen, rein vertrauliche, hier und da an die e der Zweideutigkeit streifende oder intime Familien-tnisse berührende Gespräche mit voller Namensnen- (die ganze Darstellung scheint die Annahme der onymität auszuschließen) dem großen Publikum mit-

Und wenn nun wenigstens etwas ganz Besonderes zum Vorschein käme! Allein im wesentlichen ist beich die Haute-Volée in allen europäischen Haupt-: dieselbe: will man die charakteristischen Eigenthüm- en des Volkscharakters auffuchen, so muß man aus uptstadt in die Provinz, aus den Salons der hohen ratie auf die Straßen und öffentlichen Plätze, aus aläften in die Häuschen der Handwerker, in die i der Bauern hinabsteigen. So können wir in der in diesen Mittheilungen nichts besonders Charakte- es finden; es sei denn, daß die spanischen Damen ht um eine Schattirung ungenirter, indolenter und ender sind als ihre Standesgenossinnen in London arie, in Wien und Berlin, in Petersburg und z. Der größere Theil dieser Gespräche bringt nur berflächlichen Fadaisen, welche den gewöhnlichen des Gesprächs junger Damen mit Garbelieutenants besandtschaftsattachés zu bilden pflegen.

Der Verfasser scheint freilich anderer Meinung zu Er gibt die schale Conversation und zumal seine Antworten mit solchem offenbarem Gusto wieder, r solcher Naivetät unmöglich zürnen können, so- es uns gelingen will, etwas eigenthümlich National- ches in dem Gehabten der vier oder fünf ihn be- enden Schönen zu finden. Wer unser Urtheil aber

einer Uebertreibung zeihen möchte, der lese das achte Ka- pitel unserer Schrift, wo sich Graf Bastiano „im Kreuz- feuer“ zwischen seinen verschiedenen Puldbinnen befindet. Wir sind übrigens weit entfernt von dem Vorwurfe, daß uns der Verfasser kein getreues Abbild des maderer Sa- lonlebens geliefert habe: es hat nur nicht jedes wohlge- troffene Porträt schöne oder auch nur interessante Züge.

Es mag der uns angeborene plebejische Geschmack sein; aber sowenig uns die Schilderungen, die der Ver- fasser aus dem Volksleben mittheilt, auf Neuheit, oder Tiefe der Beobachtung, oder Originalität der Darstellung Anspruch zu haben scheinen, sowenig klar und anschaulich seine Beschreibungen von Gegenden, Städten, Gebäuden und Kunstwerken im allgemeinen sind: nichtsdestoweniger hat uns dieser Theil des Buchs und zumal die Reise in Andalusien, aus der wir wieder den Aufenthalt in Se- villa als den gelungensten Abschnitt hervorheben, bei wei- tem mehr angezogen als jene Salonscenen der Hauptstadt. Manche Schilderungen sind hier nicht ohne einen gewissen poetischen Hauch, der allerdings durch die Unsicherheit des Verfassers in der Wahl seiner Ausdrücke wie im Bau seiner Sätze etwas getrübt wird, wie wenn er z. B. S. 105 sagt, indem er von dem Alcazar von Toledo redet: „Viel- leicht ruht unter seinen Trümmern manch unschuldiges Gebein, und wenn bei Nacht der Mond einsam die wüste Stätte bescheint, dann zieht vielleicht manch Klageruf um des Hügel's Rand.“ Oder S. 247: „Die Hand des Schöpfers vereinigte alle Schönheiten spanischer Gegenden in Granada, fruchtbare Gefilde, durchzogen von klaren Gebirgsbächen, hoch bedeckt mit frischem Grün; dennoch ist die Stadt noch sehr zurtück(!).“

Ich ganzen sind wir, wir wiederholen es, weit ent- fernt, dem Buche seine Existenz zum Vorwurf zu machen: so leichte Waare es ist, mag es immerhin manchem eine angenehme Unterhaltung gewähren und zumal dem Rei- senden auf der Pyrenäischen Halbinsel den langen und langweiligen Weg über die eben Hochflächen Castiliens verkürzen helfen.

Otto Sprger.

## Seuilleton.

### Literarische Plaudereien.

„s deutsche „Aschenbrödel“ hat sich jetzt auch auf die r Theater verirt, wie überhaupt die verschiedensten Mär- e für die Féeries ausgebeutet werden. „Cendrillon“ e neue Féerie von Clairville, Ronnier und E. Blanc, lle Tage in Paris auf dem Théâtre impérial du Cha- e Aufführung kommt. Des Theater gehört zu den en Neubauten des second empire; es ist eine Zierde ce du Châtelet, in welchem der Boulevard de Sebasto- it an der Seine ausläuft. Die Einrichtung dieses ielshauses ist eine durchaus glänzende, und die neue n hereinsinkende Beleuchtung durch eine Glasceibe Stelle des Kronleuchters ist als ein Fortschritt zu n, indem der schwerfällige Kronleuchter die obern Ränge und die Aussicht auf die Bühne ersichert. Was den etrifft, mit welchem das beschriebene „Aschenbrödel“ Bühne des Châtelet erscheint, so wird es großer An- gen von seiten der deutschen Bühnen bedürfen, um

diesen freenhaften Zauber auf ihren Theatern nachzuahmen, denn wir zweifeln durchaus nicht, daß auch „Aschenbrödel“ als eine Aneignung aus dem Französischen auf den deutschen Volksthea- tern erscheinen wird. Die deutsche Schaubühne, die tonange- hend sein könnte, ist ja das Aschenbrödel unter den europäi- schen Theatern.

Die Billigkeit verlangt indeß, anzuerkennen, daß „Cen- drillon“ eins der besten von diesen französischen Zauberstücken ist; das alte Märchen hat einen poetischen Kern, der sich nicht verwüßten läßt. Der Gegensatz zwischen Poffart und Demuth, von denen die erste bestraft und die zweite belohnt wird, übt immer eine unsehlbare Wirkung aus, und die beschriebene Aschenbrödel, die am Herde sitzt, während die übermüthigen Schwestern zu Ball gehen, ist eine echt poetische Figur. Sie gibt außerdem den französischen Poeten Gelegenheit zu jenen sentimentalen Couplets, ohne welche die pariser Poffe sowenig besteht, wie das sociale Schan- und Lustspiel der Boulevard- theater ohne Räufscenen. Nur ein Mißwerk von Rührung

und Frivolität behagt heutzutage dem Geschmack der Franzosen. Nischenbrödel singt so rührende Couplets, daß sie jeden erweichen muß, der nicht ein Herz von Stein hat. Und ist Cendrillon am Herd nicht eine Vertreterin der ganzen arbeitenden Menschheit, welche das Zusehen hat, wenn die Glücklichen sich amüsieren, eine Vertreterin der classes les plus pauvres et plus nombreuses? Doch auf diese Couplets der kleinen Cendrillon beschränkt sich die Poesie der Poesie; alles andere ist entweder Burleske, wie namentlich der König Purluberlu, der an einem fortwährenden Schnupfen leidet, sich stets unter Begleitung von Trompeten die Nase putzt und bei dem Klange der Cymbeln niest, und die böse Stiefmutter, Uranie de la Pouspignolle, deren Versuche, bei dem Hofe zu glänzen, so kläglich scheitern, indem eine Fee ihren brillanten Operngesang plötzlich in die vulgären Melodien der cafés obdants verwanbelt und ihren graziosen Tanz in jenen Cancon, wie er in der Closerie de Fitas getanzet wird; oder es ist Poesie der Sinne — und es ist nicht zu leugnen, daß hierin das französische Theater der Gegenwart einen Höhepunkt erreicht hat, über den hinaus kaum noch ein Fortschritt möglich ist. Es sind vor allen die Schlußapotheken der Zauberstücke, die in Bezug auf den Glanz der Kostüme und die Beleuchtung mit elektrischem Licht kaum etwas zu wünschen übriglassen. Außer diesen Schlußapotheken findet sich in der Regel im dritten oder vierten Act noch irgend ein großartiges Massentableau mit den brillantesten Gruppierungen von Feen und andern Fuldgöttinnen — ganze Blumenforen von einer blendenden Farbenpracht, in welcher natürlich der fleischfarbene Tricot eine Hauptrolle spielt. Im Reiche der Feen gelten natürlich andere Gesetze als in den Salons der feinen Welt; die Feen stehen der Natur näher und dürfen ohne Schen ihre plastischen Formen zeigen. Der Schneider der Feenwelt arbeitet nicht nach der Mode. In der Regel sind die Gewänder so ausgeschnitten, daß der ganze Bewegungsapparat dieser holden Wesen, weit hinaus über die Grenzen, welche das Ballet wahr, dem Auge sichtbar ist. Freiheit herrscht im Reich der Träume — und es ziemt den Sterblichen nicht, gegen die Toilette der Unsterblichen zu protestieren. Eine Künstlerin, welche die überirdischen Rollen des Châtelet spielt, bedarf daher nicht bloß des darstellenden Talents, nicht bloß einer ansprechenden Physiognomie und Stimme, nicht bloß der Mimik und Pantomimik — sie bedarf auch plastischer Vorzüge, wie sie einen Pygmalion begeisterten. Schiller hat die Grazie als Schönheit in der Bewegung definiert, diese Feen müssen die Schönheit in der Ruhe bewahren; wir sehen sie meistens in majestätischen Attituden, schwebend, stehend, sitzend. So bewahrt sich auch die Leuchtflästerke des „Cendrillon“, und man muß es der Mad. Mariani bescheinigen, daß ihre Plastik fesseln-der ist als ihre Mimik.

Außer der Schlußapothek des „Cendrillon“, die mit ihren Tableaux ein selbständiges pantomimisch-plastisches Schauspiel bildet, ist es namentlich der Schluß des vierten Acts, der großartige, elektrisch beleuchtete Massenbilder bietet. Die Prinzessinnen von Trebisonde, Babylon und Gollonda, von den wunderbarsten blauen und tanzenden Inseln, in all den transparenten, oft nur angedeuteten Kostümen dieser erotischen Reiche erscheinen, um den gläsernen Pantoffel zu probieren; denn diejenige ist die rechte, der dieser Pantoffel paßt. Da kommt zuletzt das Ballet, um auch zu probieren; die Prinzessinnen der Blumeninseln, der Krysallogrotten, der Schmetterlingsinseln und der Vulkaninseln, vier Gruppen, welche die vier Elemente repräsentieren, machen vergebens den Versuch. Dann kommen noch die Prinzessinnen der Nacht und die Königin der Sonne und das Bataillon der Diamantines, Amazonen mit diamantenen Schildern, die sie am Schluß über die Köpfe heben, im blendenden Strahl des elektrischen Lichts. Dies massenhafte Aufgebot so zahlreicher feenhafter, uniformierter und nichtuniformierter Schönheiten macht einen veranschaulichten Eindruck, und das Publikum stimmt begeistert in die Pantomime der Romains mit ein.

Die Maschinen leisten in „Cendrillon“ Erstaunliches, nur, daß Nischenbrödel und ihre Begleiter alle ihr Bestes zu leisten suchen, da sie in dem einen Punkte, in dem halben Talisman besitzen, daß halbe Pferde, halb halbe Pavillons erscheinen, in einer Scene wird auf ein Zimmer mit allem, was darin ist, auf den Kopf gestürzt, Menschen — alles hängt plötzlich nach unten, die Erschütterung eines frommen Wunsches, der alles anders machen wollte.

Neben diesen Vergnügungen für die große Menge, die gegenwärtig auch für die Unterhaltung der Gebildeten werden, und zwar durch jene Cyclen von Vorlesungen wie sie in vielen deutschen Städten seit langer Zeit stattfinden. Es ist ein neues Athenäum, an der Ecke der Rue de la Harpe des Mathurins in der Nähe der Oper begründet worden. Der Aufbau und die Einrichtung dieses Athenäums haben fast eine Million Francs gekostet, die Vorlesungen dreimal in der Woche. Es wird über die dramatische Literatur gelesen, über französische Publicisten, Ermentau, der Februarrevolution über gerichtliche Komödien und Tragödien; Paul hat den Einfluß des Romandichters auf das Publikum; Jules Janin über die Literatur; Deschamps über literarische Thematik; Théophile über Fragen der Kunst; Laine über Kunstgeschichte; Angelo; Talbot über das alte Theater; J. J. Weiss über Parallele zwischen Geschichte und Literatur ziehen. Von den angeknüpften Vorlesungen nur diejenigen, die auf Kunst und Literatur Bezug haben. Außer diesen bereits autorisierten Vorlesungen wird noch eine zweimonatliche Unterweisung zur Befähigung eingerichtet, um über das Theater spielen auch auf dieser eine große Anzahl ein Deutscher, der „berühmte Physiologe“ Carl Benf, wird im Laufe des Winters sechs Vorlesungen antebellumatische Welt halten.

In Deutschland ist die Winteraison des Theaters neuen Stücken eingeleitet worden. Der Kunst Rosen'schen „Nullen“ am Berliner Hoftheater eine Abstimmung der Schauspieler voraus, wie sie zu Sociétaires des Théâtre français üblich zu sein pflegt, von Diksen war plötzlich irre geworden in seiner Prognose, was den Erfolg des bereits einstudierten traf. Er stellte die Entscheidung den Schauspielern an, das Lustspiel gegeben oder zurückgezogen werden sollte. Schauspieler entschieden sich für die Aufführung, welche ständigen, wenngleich nicht durchgreifenden Erfolg hatte, wenig vermochte das neue Lustspiel von Benedix: „Wachen“, in Hamburg und Köln durchzugreifen. Friedrich „Wilschauer“ kam an der Wiener Burg zur Aufführung Drama basiert auf einer etwas leeren Erfindung, hat viele dichterische Vorzüge, doch bewegt es sich in den zweiten in absteigender Linie. Dies scheint auch der Wiener Aufführung gewesen zu sein.

#### Sammlungen altdeutscher Literaturdenkmale

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß durch Sammlungen verschiedener Art die Kenntnis unserer Altertümer reichert und die Benutzung der Denkmäler erleichtert. Einzelne Editionen hat die jüngste Zeit nicht viel abzugeben, dagegen wird Bekanntes und Unbekanntes in Sammlungen und sogenannten Bibliotheken in vollem Maße dargeboten. Die „Bibliothek der gesamten deutschen Literatur“, welche die Basse'sche Verlagsbuchhandlung in Leipzig gegründet und bis zum neununddreißigsten Band hat, ist in letzter Zeit ins Stocken gerathen. Dagegen der Literarische Verein in Stuttgart unter Hülfe der Verleger's berühmter Zeitung nach wie vor seine Thätigkeit.

lung der „Deutschen Classiker des Mittelalters“, heraus-  
gegeben von Franz Pfeiffer (Leipzig, Brockhaus) hat erwünsch-  
termaßen bereits drei Bände erschienen sind —  
der von der Vogelweide“ (schon in zweiter Auflage) von  
Pfeiffer, „Rudrun“ und „Nibelungenlied“, beide von Karl  
Lachmann — werden nun die Werke Hartmann's von Aue an  
kommen, deren Herausgabe und Erläuterung Fodor  
übernommen hat.

Eine noch frühere Zeit weist uns die neugegründete „Bi-  
bliothek der deutschen Literaturdenkmäler“ (Paderborn,  
Schöningh, 1866), von der bereits zwei Bände vorliegen. Der  
erste bringt ein bekanntes und vielbenutztes Buch in drit-  
ter Auflage, nämlich Friedrich Ludwig Stamm's „Missa“. Die  
Ausgabe besorgte Moritz Seyne, der Herausgeber und  
Verleger des „Neuwulf“. Eben von Seyne rührt auch der  
Band dieser „Bibliothek“ her, welcher ein altniederdeutsches  
ist, das wichtigste unter allen, den „Heliand“ enthält.  
Indische und leicht zugängliche Ausgabe war wirklich drin-  
gebedürft, und auf die längst verheißene Ausgabe von  
Hoffmann noch länger warten zu müssen, wäre eine  
große der schwersten Art. Gebührt Seyne schon die  
Anerkennung, daß er überhaupt eine Ausgabe veran-  
staltet hat, so hat er sein Verdienst wesentlich dadurch erhöht, daß  
kritisch bearbeiteten Text auch mit einem ausführlichen  
begleitet. Wissenschaftlich wäre es aber gewesen,  
er Herausgeber in Berücksichtigung der Ankünder auch  
einen grammatischen Abriss und eine Belehrung über die  
eigentlichen metrischen Verhältnisse hinzugefügt hätte.  
Seyne des „Heliand“ ist auf dem Titel als erster Theil  
niederdeutscher Denkmäler bezeichnet, und zu diesem Post-  
script der Herausgeber, daß sich in nicht zu ferner Zeit  
ein zweiter Theil, enthaltend die kleineren altniederdeutschen  
Texte, anschließen wird. Ob Seyne auch deren Ausgabe  
übernehmen soll, darüber haben wir bis jetzt nichts erfahren.  
Nicht das letzte Unternehmen in die früheste Zeit unse-  
rer Literatur zurück und berücksichtigt Pfeiffer's Sammlung,  
in der Name „Classiker“ andeutet, die künstlerisch hervor-  
tretenden Schöpfungen der Blüthezeit der mittelalterlichen Dich-  
tung, ist auch die alte Volksepil in jüngster Zeit in gebüh-  
render Weise beachtet worden. Holmann hat im vorigen  
Jahre „Volslied“ herausgegeben und wird andere Ab-  
theilungen folgen lassen. Diesen Bestrebungen zur Seite  
steht die Edition des „Deutschen Heldensachs“ (Berlin, Weid-  
mann'sche Buchhandlung) zuerst beendet und ausgegeben wurde.  
ist „Alpharts Tod“, „Dietrich's Kampf“ und die „Kun-  
de“ von Ernst Martin. Der erste Theil wird bald er-  
scheinen und soll bringen: „Biterolf und Dietlieb“ von Oskar  
von der Hagen, sowie nach Franz Roth's Vorarbeiten „Laurin“ und  
andere. Diese Ausgabe der alten Volksepen befriedigt zu-  
nächst das gelehrte Bedürfnis mehr als die Theilnahme eines  
Kreises von Literaturfreunden. Die spätmittelalterliche  
sowie die der Reformationszeit berücksichtigt bekannt-  
lich die „Deutsche Bibliothek“ von Heinrich Kurz (Leipzig,  
Neubauer). Dagegen fehlt noch eine ähnliche populäre Sammlung  
17. und beginnende 18. Jahrhundert: eine Periode,  
die meistens nur aus dem Raisonnement der Literarhi-  
stiker aus den abgerissenen Bruchstücken der Anthologien  
hervorgeht, die sie wirklich erkannt zu haben.

### Bibliographie.

Anders, C. v., Königin Verba. Historischer Roman aus dem  
14. Jahrhundert. Zweite verbesserte Aufl. Regensburg, F. v. S. 1 Thlr.  
v. S. 1 Thlr. 2 Bde. Neue Novellen. 2 Bde. Dresden, Teubner.  
3 Thlr.  
Die Königsweiber von Frankreich mit Erzählungen über  
ihre Tugenden und Mängel. Herausgegeben von J. F. L. T. Merzdorf.  
Schulze. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 26 Ngr.  
J. v. S., Die Einwirkungen der Kunst auf den Gebiete des So-  
cietät. Vortrag. Landshut, Thomann. 8. 1 Ngr.

Frege, A., Das Haus Cenci. Preisgekröntes Tragödie. Frank-  
furt a. M., Knapp. 1867. Gr. 16. 20 Ngr.  
Frommann, H., Verschiedenheiten des Geschmacks im poetischen  
Ausdruck des lateinischen und deutschen Classikers. Eine Studie. Jena,  
P. Frommann. 8. 7/8 Ngr.  
Graf, A., Eine Mutter. Roman im Anschluß an „Die Colo-  
nie“. 3 Bde. Jena, Cotta. 1867. 8. 4 Thlr. 15 Ngr.  
Gannover's Schicksal vom Juni bis September 1866. Hannover, Fel-  
ding. Gr. 8. 7 Ngr.  
Gassmann, E. v., Opreußen unter dem Doppelsaar. Historische  
Skizze der russischen Invasion in den Tagen des siebenjährigen Kriegs. Kö-  
nigsberg, Thele. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.  
Geller, S., Zur Charakteristik der Schriften und Schriftsteller des  
neuen Testaments. Prag, Steinhauser. 8. 10 Ngr.  
Gerckenbach, W., Deutscher Geist und deutsches Schwert. Drei  
Kriegsjahre gegen fremde Unterdrückung. Für das Volk geschrieben. Re-  
genburg, Manz. Gr. 8. 27 Ngr.  
Johann Gottfried von Herder. Lichtstrahlen aus seinen Werken. Mit  
einer biographischen Einleitung. Von H. Kieferstein. Leipzig, Brod-  
haus. 1867. 8. 1 Thlr.  
Hoffmann von Fallersleben, Braunschweigisches Namensbüchlein.  
Einwohner-Namen der Herzogthümer Hannover und Niedersächsisch-Braunschweig,  
nach ihrer Bedeutung geordnet und erläutert. Braunschweig, Wagner.  
8. 10 Ngr.  
Hoffmann, L., Die allgemeine Volksschule. Beiträge zur Kritik der  
Vorurtheile des Herrn Dr. Rie und Gersoffen. Hamburg, Kolbe. Gr. 8.  
6 Ngr.  
Im Kaiserthum und Sachsen. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 2/3 Ngr.  
In Sachsen Deutschlands gegen Preußen. Eine Darstellung an das un-  
bestimmte Urtheil und Gewissen unserer Väter. Mannheim, Schneider.  
Gr. 8. 2 Ngr.  
Der Kaiserthum oder der Mörder. Historisch-romantisches Ge-  
mälde aus den Zeiten der heiligen Römischen Kaiser. Leipzig, Her-  
mann. 8. 10 Ngr.  
König, R., Die Volksschule als Grundlage des modernen Staats-  
und Schulwesens. Beiträge zu einer zeitgemäßen Organisation des ge-  
samten Unterrichts und Erziehungswesens. Jena, Hermann v. S. 1 Thlr.  
Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.  
Krause, A., Rechenbuch und Schreibbuch. 12 Preckten. Ham-  
burg, Neumann. Gr. 8. 24 Ngr.  
Kugler, F., Geschichte der Baukunst. 4ter Bd. 1ste Lief.: Ge-  
schichte der neuern Baukunst von J. Barckhardt und W. Lübke.  
Stuttgart, E. Neumann, Neudert. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.  
Licht und Finsterniß oder kleine Anekdote und Studien über den jet-  
zigen Zeitgeist. Von M. Philadelphus. Wien, Carl. 8. 12 Ngr.  
Deutsche Liebe. Aus den Papieren eines Fremdlinges. Herausgege-  
ben und mit einem Vorwort begleitet von R. Müller. Zweite Auflage.  
Leipzig, Brockhaus. 1867. 8. 24 Ngr.  
Lorenz, H., W. A. Mozart als Clavier-Componist. Breslau, Teubner.  
Gr. 8. 12 Ngr.  
Meißner, A., Unterwegs. Reisebilder. Leipzig, G. Reimer. 1867. 8.  
1 Thlr. 10 Ngr.  
Meyer, A., Geschichte der deutschen Jugendliteratur. Berlin, Hahn.  
1867. Gr. 8. 20 Ngr.  
Miot de Melito. — Memoiren des Grafen Miot de Melito, ehe-  
maligen Ministers, Botschafters, Staatsraths und Mitglieds des Instituts  
1788—1813. Deutsch bearbeitet und aus den hinterlassenen Papieren des  
Verfassers ergänzt durch den Herausgeber des französischen Originals (von  
F. v. S.). 1867. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.  
Mühlbach, Louis, Deutschland in Sturm und Drang. Histori-  
scher Roman. 1ste Aufl. Der alte Fritz und seine Zeit. 4 Bde. Jena,  
Cotta. 1867. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.  
Nicola, A., Ueber Entstehung und Wesen des griechischen Mo-  
nachs. Neue vielfach vermehrte Aufl. Berlin, Calvary u. Comp. 1867.  
Gr. 8. 16 Ngr.  
Otto, Louise, Geschichte Friede. Roman in 3 Abtheilungen. Jena,  
Hermann v. S. 1 Thlr. 10 Ngr.  
Pell, C., Zukunfts City und Umgebung. Emigrations-Monographie.  
Bremen, Neudert. 8. 5 Ngr.  
Peters, C., Ueber den Reichthum in der christlichen Gesellschaft. Mit  
Genehmigung des Verfassers aus dem französischen Uebersetzt von J. W. v.  
S. 1 Thlr. 10 Ngr.  
Petersen, A., Richtung und Leben. Aus dem Holländischen ins  
Deutsche Uebersetzt. Mit einem Vorwort begleitet von F. v. S. 1 Thlr.  
G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 7/8 Ngr.  
Rie, A., Die Conventen seit der Reformation nach ihrem Leben  
und ihren Schriften dargestellt. Her. v. S. Von 1566—1890. Freiburg  
im B., Herder. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.  
Schmidt, K., Nicolaus von Basel. Leben und ausgewählte Schriften.  
Wien, Braumüller. Gr. 8. 2 Thlr. 30 Ngr.  
Stern, E., Die häusliche Erziehung. Leipzig, Brockhaus. 1867. 8.  
1 Thlr. 10 Ngr.  
Thiersch, E. v. J., Friedrich Thiersch's Leben. Her. v. S. 1830—  
1860. Leipzig, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr. 30 Ngr.  
Weber, R. v., Carl Maria v. Weber. Ein Lebensbild. Her.  
v. S. Leipzig, Neudert. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.  
Drei Weinwucherer. Eine Geschichte von M. v. S. Berlin, Die-  
ckmann u. Co. 8. 1 Thlr.  
Witzsch, A., Die Vertretung der deutschen Schule im deutschen  
Parlament. Leipzig, Neudert. 8. 3 Ngr.  
Zur Politik. 2. Die vierte Figur ist wichtig. Folgen des Mangels an  
Interesse in der Regel für den Staat. Ereignisse im Gefolge der for-  
malen Politik. v. S. 4 Ngr.

# Anzeigen.

**Neuer Verlag von F. A. Brodhaus in Leipzig.**

**Geschichte und Culturgeschichte.**

**Diplomatische Geschichte der Jahre 1813, 1814, 1815.** Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.

**Drei Jahre Verfassungstreit.** Beitrag zur jüngsten Geschichte Oesterreichs. Von einem Ungar. 8. Geh. 1 Thlr. 5 Ngr.

**Estlin, B.** Kriegerbilder aus Amerika. Zwei Theile. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

**Froude, James Anthony.** History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth. 6 vols. 8. Geh. 6 Thlr.

**Guizot, François Pierre Guillaume.** Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps. Edition autorisée pour l'étranger. Tomes I—VII. 8. Jeder Band geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

**Schlagintweit, Eduard.** Der spanisch-marokkanische Krieg in den Jahren 1859 und 1860. Mit einer lithographirten Terrainkarte. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.

**Siebenbürgen und die österreichische Regierung in den letzten vier Jahren.** 8. Geh. 1 Thlr.

**Stern, Sigismund.** Deutsche Geschichte im Zeitalter der Französischen Revolution. 1786—1815. In Vorlesungen. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

**Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Vierte Folge. Erster bis sechster Jahrgang. 8. Jeder Jahrgang 2 Thlr. 15 Ngr.

**Abt-Kallmann, F. Ch. D.** Das Deutsche Gannertum in seiner social-politischen und linguistischen Ausbildung zu seinem heutigen Bestande. Mit zahlreichen Holzschnitten. Vier Theile. 8. Geh. 10 Thlr.

**Bälan, Friedrich.** Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Zweite wohlfeile Auflage. 12 Bände. 8. Geh. Jeder Band 1 Thlr.

**Erinnerungen eines ehemaligen Jesuitenpöglings.** 8. Geh. 2 Thlr. **Gefährte mit einem Grobian.** Herausgegeben von einem seiner Freunde. 8. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

**Mittelalterliches Handbuch.** Silberhandschrift des 15. Jahrhunderts mit vollständigem Text und facsimilirten Abbildungen. Herausgegeben vom Germanischen Museum. Folio. Cartonirt 12 Thlr.

**Helfferich, Adolf.** Der Erbacher. Eine culturgeschichtliche Untersuchung. In 2 Hälften. 8. Geh. Jede Hälfte 1 Thlr. 20 Ngr.

**Helfferich, Adolf.** Zum Verständniss der deutschen Mythologie. 8. Geh. 10 Ngr.

**Jessen, Carl F. W.** Botanik der Gegenwart und Vorzeit in culturhistorischer Entwicklung. Ein Beitrag zur Geschichte der abendländischen Völker. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

**Liebig, Richard.** Die Zigeuner in ihrem Wesen und in ihrer Sprache. Nach eigenen Beobachtungen dargestellt. 8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

**Der Neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Begründet von J. C. Fügig und W. Häring (Wilhelm Alexis). Fortgeführt von Dr. A. Bollert. Neue Serie. In Heften zu 15 Ngr. oder in Bänden zu 2 Thlr.

In der **Jansfermann'schen** Buchhandlung in Paderborn ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Markgraf Rüdiger.**

Drama von **Lothar Schenk.**

117 Seiten. Geh. 15 Sgr.

Entgegen den bisherigen dramatischen Bearbeitungen der Nibelungen Roth hat der Verfasser in der vorliegenden Schrift den Markgrafen Rüdiger, der in dem Epos vor andern großartiger angelegt, aber auch härter ausgeprägt und braver fest abgeschlossenen Charakteren zurücktreten muß, als eigentliche dramatische Persönlichkeit in den Mittelpunkt des Ganzen hingestellt, ohne dabei einen der wesentlichsten Theile der Sage zu umgehen oder umzugestalten.

Verlag von **F. A. Brodhaus** in Leipzig.

**Dramatische Werke**

von

**Rudolf Gottschall.**

Sechs Bändchen. 8. Geh. Preis des Bändchens 15 Ngr.

Gebunden in zwei Bänden 3 Thlr. 15 Ngr.

- I. Witt und Hoz. Lustspiel in 5 Aufzügen.
- II. Macheppa. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen.
- III. Die Diplomaten. Lustspiel in 5 Aufzügen.
- IV. Der Rabob. Trauerspiel in 5 Aufzügen.
- V. Katharina Howard. Trauerspiel in 5 Aufzügen.
- VI. König Karl III. Geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen.

Rudolf Gottschall's Dramen, die zum Theil bereits bei den Repertoirespläne der deutschen Theater geworden sind, werden hier in einer durch vielfache Erfahrungen gereiften Form dem Publikum vorgelegt. Theaterdirectoren und Bühnemitglieder wie allen Freunden der dramatischen Literatur wird diese Sammlungs Ausgabe gewiß willkommen sein. Jedes Bändchen ist auch einzeln zum Preise von 15 Ngr. zu haben.

In der **C. G. Kuderip'schen** Verlagsbuchhandlung in Berlin erschien:

**Rand und Leute der Urschwäiz.** Von **Ed. Osenbrüggen.** 7½ Sgr.

**Aberglauben und Mysticismus in der Medizin.** Von **Prof. S. Rosenfeld.** 7½ Sgr.

**Ueber Sinnesstörungen.** Von **G. Hermann Meyer.** Prof. in Zürich. 7½ Sgr.

**Heinrich Ischokke.** Ein biographischer Umriss von **Carl Ischokke.** 10 Sgr.

**Vollsbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte.** Von **Dr. Jürgen von Meyer.** 10 Sgr.

**Albrecht Dürer.** Von **Herman Grimm.** 10 Sgr.

**Sachsens Vergangenheit und Zukunft.** Von **einem Sachsen.** October 1866. 5 Sgr.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

erscheint wöchentlich.

— Nr. 46. —

15. November 1866.

Inhalt: Ostasiatische Studien. Von Rudolf Gottschall. — Das deutsche Drama der Gegenwart. Von Theodor Westl. (Beschluß.) — Feuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Ostasiatische Studien.

Bilder des östlichen Asien. Studien und Reisen von Adolf Bastian. Erster und zweiter Band. Leipzig, D. Wigand. 8. Gr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

„Den unternehmungslustigsten deutschen Reisenden, uns über Land und Leute der andern Continente Auskunft ertheilen und dem Eifer wissenschaftlicher Arbeit nicht hoch genug zu schätzende Opfer bringen, der Verfasser des obigen Werks, Adolf Bastian, kühnen. Lange Jahre hindurch bereifte er das Ostasien; und wenn es auch hier nicht, wie im innern, auf Entdeckungen ankommt, welche bisher gänzlich gefüllte Partien der Karte mit Bergen, Seen und Inseln, Staaten und Stämmen bevölkern, wenn auch das Streben nur auf Vervollständigung des Halben gehen kann, so hat diese ostasiatische Welt doch in barbarischen Völkergetümmel Centralafrikas einen Vorrath voraus — sie ist die Erde einer alten und wird beherrscht von einem großartigen religiösen Gedankensystem. Ein Reisender in Ostasien wird seine Aufgabe nur sehr oberflächlich erfüllen, wenn er berichtet, was er mit seinen gesunden Sinnen genommen hat, und ausgekostete Vögel und aufgeschmetterte Linge mit nach Hause bringt. Ein Naturwissenschaftler mag immerhin verdienstliche Beiträge aus jenen Länder geben, ein Tourist von englischem Geschmacke und realistischen Neigungen mag die Land- und die Volksitten immerhin pikant und anziehend schildern: doch uns das Wesen dieser ostasiatischen begreiflich machen, so daß wir nicht auf der Peripherie herumtappen, sondern zum geistigen Mittelpunkt Erscheinungen hindurchdringen, das kann nur ein wissenschaftlich ausgerüsteter Philosoph.“

„Den berühmten Reisenden der Neuzeit gibt es wenige, die auf diesen Namen Anspruch machen könnten: die deutschen Philosophen namentlich pflegen nicht auf der Erdrinde herumspazierende Peripatetiker; sie sitzen einsam im stillen Gemach, wie schon in seinem „Spaziergang“ ausgesprochen hat, und

selbst ein Faust braucht erst die Hilfe des Teufels, um sich von seiner Studirstube zu emancipiren und auf dem Zaubertrank über Land und Meer tragen zu lassen. Es gibt nur wenig Philosophen, die, wie der vielgeschmähte und doch gerade in dieser Hinsicht nicht genug anzuerkennende Hegel, sich den offenen Sinn für den ganzen Reichthum der äußern Welt nach allen Seiten hin bewahrt haben; die Mehrzahl hat über der metaphysischen Gedankenarbeit das Talent zur klaren Erfassung der äußern Eindrücke verloren und kennt nur das Motto des Archimedes: „Noli turbare circulos meos.“ Hierzu kommt, daß der Verkehr mit Büchern und Gedanken wenig geneigt und geschickt macht zur Ueberwindung der Schwierigkeiten und Gefahren, die eine große Reise zu fremden Völkern nothwendig mit sich bringt. Ohne nie versagende Energie des Willens, ohne rasche Geistesgegenwart läßt sich eine solche Reise nicht unternehmen oder nimmt wenigstens bald ein klägliches Ende.“

Adolf Bastian muß unter den Reisenden der Neuzeit deshalb für ein Phänomen gelten, weil er tiefe philosophische Bildung mit kühnem Unternehmungsgeist vereint. Mit unbefangenen Sinn nimmt er die Sagenwelt des Buddhismus auf und tritt der inhaltvollen Gedankenwelt desselben keineswegs mit dem Vorurtheil der Missionare gegenüber, welche in den Buddhisten nur bedauernswerthe und belehrungsbedürftige Heiden erblicken. Er wagt es, Parallelen zu ziehen, die nicht immer zu Gunsten des Christenthums ausfallen; er folgt den kühnen Bindungen buddhistischer Speculation in ihre geheimnißvollsten Tiefen. Natürlich kommt es ihm in erster Linie darauf an, das Material zur Kenntniß des Buddhismus zu bereichern. Hierin ist er unermüdet. Nicht nur bei seinem längern Aufenthalt in der birmanischen Residenz Mandalay, überall auf der Reise, auf den unwegsamen Touren am Fuße der Schanberge oder bei den Kahnfahrten durch das überschwemmte Pegu benutzt er jeden Halt- und Ruhepunkt, um die Klöster und Pagoden aufzusuchen, die literarischen Schätze derselben durchzusehen und durch mündliche Mittheilungen der Pungpis seine Kenntnisse der buddhistischen Mythologie und Speculation



zu ergänzen. Wo es irgend die Zeit erlaubt, verbannt sich sein Zimmer oder seine Veranda in eine Copistenkutsche. Keine Strapazen der Reise halten ihn ab, seinen Studien nachzugehen. Fieberkrank kommt er in Thätung an; dennoch besucht er die große Pagode und wendet den Laungthu-Büchern seine Aufmerksamkeit zu. Im Seebade zu Amherst studirt er das Siamesische; er ist ein unermüdlicher Soldat, ~~der~~, wenn er nicht im Feuer ist, wenigstens seine Waffen putzt. Von der Bedeutung der Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist er ganz erfüllt; er sagt in der Vorrede:

Der größte Gewinn aus der Ausschließung einer fremden Volkslitteratur liegt darin, daß sich in ihr eine neue Phase in der Phänomenologie des menschlichen Geistes unserm Auge entrollt, und dieser Gewinn wird um so höher anzuschlagen sein, wenn sich mit ihm zugleich das Verständniß eines so weit verzweigten Gedankengebäudes vertieft wie der Buddhismus, der mehr wie eine andere Geisteserschöpfung die continentalen Asiengebiete uners Erdhalls in ihrer geschichtlichen Entwicklung beeinflusst hat. Um in der vergleichenden Psychologie den ursächlichen Zusammenhang der Erscheinungen zu verstehen, bedarf es vor allem reiner Vergleichungspunkte, denn nur aus richtig verstandenen Verhältnissen lassen sich weitere Folgerungen ziehen. Für unsere westliche Cultur ist deshalb die ganz unabhängig entwickelte des östlichen Asien von der höchsten Bedeutung. Beide laufen in getrennten Reihen nebeneinander her und lassen in dem Studium ihrer Proportionsverhältnisse eine scharfe Controle der daraus abgeleiteten Gesetze zu, während alle uns sonst bekannten Civilisationskreise (mit Ausnahme der im vorgeographischen Amerika untergegangenen) sich mehr oder weniger mit dem unsern gemischt haben, indem sie entweder zur früheren Grundlage dienten oder sich in späterer Fortbildung abzweigten.

So ist unser Reisender ein Missionar der europäischen Wissenschaft, der aber nicht bloß reiche Schätze in die Schatzkammern der orientalischen Philologie einzuschleusen sucht, sondern als Philosoph wichtige Beiträge zur Geschichte der geistigen Entwicklung der Menschheit gibt.

Daß aber Adolf Bastian kein Gelehrter ist, dem bloß die Buchstaben der Palmblattmanuskripte vor den Augen herumtanzten oder den die Vorliebe für metaphysische Grübeleien geeigneter macht, Insaße eines Buddhistenklosters zu werden, als seinen Wanderstab weiter zu setzen von Land zu Land: das tritt uns aus jeder Zeile seines Reiseberichts entgegen. Er saßt Landschaften und Volksitten mit scharfem Blicke auf; er hat Sinn für Naturschönheiten und alle Eigenheiten des menschlichen Verkehrs; er ist resolut und durchgreifend, mag er nun seine zweifelhaften birmanischen Diener und Reisebegleiter mit dem Revolver in der Hand zur Ruhe bringen oder im Schlosse des birmanischen Königs, wo ihm eine ungewollte Gastfreundschaft zutheil wird, dem Willen Sr. Majestät einen unbeugsamen Ungehorsam entgegensetzen. Der Reisende hat in allen abenteuerlichen und bedrohten Lagen Kopf und Herz auf dem rechten Fleck; er ist zugleich Mann der Wissenschaft und Mann der That.

Was nun das vorliegende Werk selbst betrifft, so bedauern wir, daß es Bastian seinen Lesern nicht etwas bequemer gemacht hat, um so mehr, als die kleinen formellen Anstöße, durch welche der reiche und anziehende Inhalt etwas beeinträchtigt wird, sich leicht aus dem

Werge können liegen. Zunächst setzt er manches voraus, was doch schon eine gewisse Kenntniß der orientalischen Zustände und Religionen verlangt. Wenn er in der Vorrede allzu bescheiden nur auf das Verdienst Anspruch macht, Rohstoff zusammenzutragen, und meint, er sei deshalb bedacht gewesen, möglichst den Charakter der Ursprünglichkeit zu bewahren, trotz der davon oft unzertrennlichen Folge scheinbarer Unordnung und Regellosigkeit; wenn er die verschiedenen Sagen des Buddhismus ungezwungen dort in seine Berichte einreicht, wo er dieselben durch mündliche oder schriftliche Ueberlieferung erfahren hat: so würde sich hiergegen nichts einwenden lassen, wenn nur hier und dort an geeigneter Stelle allgemeinere Auseinandersetzungen gegeben wären, welche über das Ganze orientirten und dadurch die Leser befähigten, dem Einzelnen und aphoristisch Mitgetheilten den rechten Platz in der Architektur des religiösen Systems anzuweisen. Es aber kann die Fülle von Detail leicht verwirrend und ermüdend wirken.

Eine andere Unbequemlichkeit liegt in den englischen, spanischen, italienischen Citaten, die, oft mitten im Satz anfangend, in den Text verwebt sind und dadurch zum Stein des Anstoßes für die Leser werden, welche dieser Sprachen oder einer derselben nicht mächtig sind. Eine Uebersetzung dieser Citate würde den Genuß des Werks wesentlich erleichtert haben. Ein dritter Mangel besteht in den häufigen Anglicismen des Stils (Wilderniß, rath u. s. w.), die sich doch gewiß durch Freundeshand leicht ausmerzen ließen.

Es sind dies alles Aeußerlichkeiten, durch welche der gebiegene und bedeutende Kern des Werks nicht berührt wird.

Das ganze Werk ist auf fünf Bände berechnet. Von den zwei vorliegenden behandelt der erste die „Geschichte der Indochinesen“, der zweite die „Reisen in Birma in den Jahren 1861—62“. Der dritte soll den Aufenthalt in Siam mit Reisen in Kambodia und Cochinchina behandeln, der vierte die Reisen im Archipel, in Japan und China nebst der Rückreise von Peking durch Mongolei und Sibirien zum Kaukasus (1864—65). Der fünfte wird eine zusammenfassende Darstellung des Buddhismus der Palirte geben mit vergleichenden Erläuterungen an Jaismus und Lamaismus.

Für die Geschichte Hinterindiens ist noch wenig gethan: Bastian hat im ersten Bande ein reichhaltiges Material für dieselbe zusammengetragen. Freilich muß man davon nicht jene Durchsichtigkeit erwarten, wie sie die Kritik europäischer Geschichtsforschung zu geben weiß. Mythe und Geschichte sind in Indien zu einem oft unlöslichen Knoten verschürzt; man weiß nicht, wo die eine aufhört und die andere anfängt. Dazu kommt die abenteuerliche Chronologie mit ihren Zahlenhäufungen. Bastian verhält sich mehr berichtend als kritisch sichtigend; er leitet die Fülle zuströmenden Stoffs aus neuentdeckten Quellen von so scharfer Ursprünglichkeit in die Reservoirs der europäischen Wissenschaft, indem er die weitere Verbreitung und fruchtbringende Kanalisierung andern Händen überläßt.

Der erste Abschnitt des ersten Bandes enthält die ichte von Birma, die sich wiederum in die Geschichte einzelnen Staaten, Städte und Völkerräume gliedert, später das Birmanenreich zusammengefaßt hat. Die Geschichte Birmas dreht sich besonders um die Tagoung, Pagan und Prome, während Ava einer späteren Zeit angehört. In Tagoung herrschte unter König Daza ein goldenes Zeitalter in mehr als figur-Sinn. Ein Regen von Kleinodien und Gold fiel Tage lang in den Straßen Tagoungs. Dann aber fiel sich der Himmel, ein wilder Eber richtete große Störungen an:

Der Erbprinz zog gegen das Ungeheuer aus, das, erschreckt in Flucht, der ihn umstrahlte, die Flucht ergriff. Es kam durch den Iramabbi, um zu entkommen, aber der folgte, es kreuzte aufs neue den Fluß und entran in die Ferne, der Prinz stets auf dem Fuße, und durch viele und Provinzen auf seinen Hin- und Versfahrten folgte Dämon, bis er ihn zuletzt auf dem Plage des jetzigen einholte und erlegte. Der ganze Weg von Tagoung kommt ist noch mit den Erinnerungen an diese wundererregende Begebenheit besäet. Ueberall zeigt man Dörfer, Bergflüsse, die danach benannt sind, weil hier der Eber vorhindurchbrach, dort überschwamm.

Der theilen diese Sage mit als einen interessanten zur history of fiction, deren die hinterindische Sage und das Werk von Bastian zahlreiche liefert. Die Legung des wilden Ebers ist eine jener Culturthatsachen in der Sagenwelt fast aller Völker dieselbe spielen.

Der Gegend von Prome erscheint Gautama selbst als Stütze der künftigen Herrlichkeit der Stadt:

Der andern Seite des Iramabbi, Prome gegenüber, lag der Po-uh-taun, der, mit dem Yamagebirge zusammenhängend, dort in den Fluß vorspringt. Die Aussicht vom Gipfel über die mit grünen Wäldern bedeckten Hügel, über den majestätischen Strom, der am Fuße vor- und gerade da an Breite gewinnt, wo die zurückerregte sich in einem schlanen Halbkreis um die blühende Promes herumschwingt, unter dem goldenen Schirme der Erhöhung gelegenen Pagoden, wird von den Euro-Birmanen gern mit dem Siebengebirge des Rhein verglichen und braucht diese Zusammenstellung nicht zu scheuen.

Gautama gestanden und Ananda, der ein Räthsel auf ihn bemerkte, die künftige Größe der Stadt, die dort in Jahren entstehen würde, mitgetheilt haben. Dieser verheißt sich befähigt in der Geschichte der Hinterindier. Durchwanderte mit seinen Schülern die damals noch legenden, die noch unbewohnten Wälder Kanabuts, und auf eine Stelle gelangt, die sein prophetischer Geist künftige Heimath eines glücklichen Menschenlebens vor- dann verkünden sich seine Jünger zu einem Räthsel. Das neue Buddha aber durchdringt als Sonnenstrahl alle Himmel Welten und prädisponirt somit das glückliche Pra- in dem verwobenen Geschick des künftigen Staats. Ein zufälliges Nebenereigniß erklären dann die Historiker sich den Namen der Stadt, wie in Pegu Ananda das dort sah, wo zwei Schwäne an dem Ufer eines Sees der zu gründenden Stadt deshalb den Namen San- legte. In Po-uh-taun wurde Gautama durch Man- chert, die, weil sie sonst nichts anderes zu geben hat- gegen ihn spitterten. Ein kleiner Biber schwamm f dem Wasser des Ozeans treibend, wo er sich durch an einige durch Auhmst zusammengelebte Stroh-

halme flott hielt. Jede kleine Welle drohte ihn zu verschlingen, aber doch die Nähe des Welterlösers fühlend, suchte er einige Tropfen Wasser nach oben zu spritzen, als Zeichen seiner Verehrung. Er war bestimmt, der große König Dwattabong zu werden.

Auch die Sage von den ausgelegten Säuglingen, die von der Milch einer Firschtin ernährt werden, die Sage von der vielumworbenen Königin, deren Freiern allen der eifersüchtige Drachenvogel des Nachts, wenn sie schlafen, mit dem eisernen Schnabel den Kopf zerhackt, bis ihn ein Bauerssohn durch Befolgung der drei Sprüche: „Wer rasch geht, kommt vorwärts; wer fragt, wird lernen; wer wenig schläft, lebt lange“, überwindet, klingt an bekannte abendländische Sagen an.

Bei Städtegründungen in Birma wurde schon in alter Zeit die Peripherie des Weichbildes durch einen Strich gezogen, der aber von reiner Seide sein muß. Bei der Gründung der neuesten birmanischen Residenz, Mandalay, hatte ein fremder Abenteurer, der mit der Verfertigung desselben beauftragt war, die Hälfte aus Wolle eingedreht, was man als ein sehr ungünstiges Omen für die Stadt betrachtete. Auch die Sage der Dido findet sich fast wörtlich in den Ueberlieferungen der Stadt Prome wieder. Eine Skavin des Königs Dwattabong hat ihn einst um so viel Erde als ihr Eigenthum, als sie mit einem Felle bedecken könne. Der König nahm keinen Anstand, ein so bescheidenes Gefuch zu gewähren; aber die verschmigte Jofe schnitt das Fell in lanter dünne Streifen und umspannte damit Land genug, um die Stadt Iffan-mew bauen zu können. Dieser König Dwattabong, der ehemalige Biber, war so glücklich, mit einem dritten Auge auf der Stirn begnadet zu sein, womit er die ganze Erde durchschauen konnte. Dieses für einen König unschätzbare dritte Auge verlor er indeß durch eine Intrigue wieder, indem er es mit einem von Apaitono (der krummen Frau) ihm gegebenen Leichentuche abtrocknete. Daß die Frauen derartige dritte Augen nicht brauchen können, ist eine Thatsache im Abend- und Morgenland; doch solche Troden-tücher besitz man nicht überall.

Mit der Stadt Prome ging es übrigens in eigen-thümlicher Weise zu Ende, durch den „Krieg des Siebes“:

Die Bürger waren schon sehr erbittert durch die vielen Gewaltthatigkeiten, die sich die aus dem Lager entlassenen Soldaten erlaubten, als eines Tags einem Kaufmann auf dem Markt sein Sieb zum Reinigen des Reis durch einen Wirbelwind fortgeführt wurde. Er lief demselben nach, „Mein Sieb, mein Sieb“ schreiend. Die Bauern und Soldaten auf dem Markte liefen mit, und von allen Seiten kamen die Leute aus den Häusern, ihnen mit demselben Rufe folgend. Da keiner recht wußte, warum es sich handelte, so entstand aus der Menschenmenge ein großer Tumult, man packte sich beim Kopf, eine Prügelei begann und plötzlich war das Packwort gefunden, die alte Feindschaft der Kanyans, Phu und Ost erwachte aufs neue und die Stadt theilte sich in drei Heerlager, die sich auf das erbitterteste und blutigste bekämpften. Nach langen Kriegen trennten sie sich.

Wie viele Kriege sind schon entstanden, weil die Diplomatie ihr Sieb verloren hat!

Die Sage vom bethehemittischen Kindermord finden wir ebenfalls wieder in der Felsen Sage des „letzten

Pagan". Dem König Noatasa wird prophezeit von seinem Hofastrologen, daß der Feind des Königthums im Reime empfangen worden sei. Da erläßt der Fürst den Befehl, jedes schwangere Weib im Lande zu tödten, aber man dachte nicht an das entlegene Waldhaus, wo die verflozene Königin lebte im Umgang mit einem armen verlassenem Naga. Nicht lange darauf verkündete der Astrolog, der Feind sei geboren. Sogleich erging der Befehl, alle Säuglinge im Lande zu tödten; doch der Drachenkönig nahm seinen Sohn mit in die Unterwelt. Später erscheint er wieder dem Astrologen als Kujunge — da werden alle Kujungen getödtet; zuletzt als Priester im gelben Gewande; da wird guter Rath theuer, denn das gelbe Gewand schützt vor allen derartigen Nachstellungen. Der König veranstaltet ein Fest, ladet alle Priester ein und erkennt den Gesuchten an dem goldstrahlenden Lichte, das aus seinem Munde hervorglänzt. Doch ergab es sich bei genauerer Berechnung, daß dieser junge Vansitta den Thron erst nach 50 Jahren besteigen werde, sodaß der König unnöthig sich so viele Sorgen und seinem Volke so viele Unannehmlichkeiten bereitet hatte. Vansitta wird jetzt von ihm ritterlich erzogen und sein kühnster Ritter. Die Erzählung seiner Abenteuer füllt Bände im Birmanischen. In diesem Sagenkreise sind verschiedene Königsgekalten der Geschichte zusammengeworfen: die des Einführers des Buddhismus, des Eroberers von Thatung, des Siegers über die Chinesen und des letzten Königs von Pagan, unter dem die Hauptstadt von den Chinesen zerstört wurde.

Zum Sagenkreise Vansitta's gehört noch ein Epischöden von allerliebster Miniaturromantik, die Geschichte von der kleinen Prinzessin in der Dose:

Nach der Eroberung Thatungs übergab König Noatasa die Prinzessin Thatungdau seinen vier Helden zur Bewachung, damit sie unbeschädigt nach Pagan gebracht würde, wo die Vermählung stattfinden sollte. Da sie so fein und zart war, so hielt man es für das sicherste, sie in ein Kgot (eine hölzerne Nadelbox) zu stecken, damit die rauen Hände der Kriegsmänner sie nicht verletzen würden. Die Dose wurde genau gewogen (sie wog gerade eine Jasminblume) und dann ausgemacht, daß jeder der Ritter sie abwechselnd für einen Tag unter seiner Obhut haben sollte. Vansitta erhielt sie zuerst und trug sie sorgsam bei sich. Gegen Abend aber, wo er sich in der Dämmerung umgesehen glaubte, konnte er seine Neugierde nicht länger bezähmen, und gerade um nur ein paar Wörtchen mit dem Fräulein zu reden, öffnete er ein ganz klein wenig den Deckel und blickte hinein. Aber zugleich drang auch ein süßelnder Zephyr ins Innere und das leichte Dämchen blies auf, sodaß sie aus der Dose emporzuquellen anfang. Vansitta hatte ziemliche Noth, sie sorgsam wieder hineinzuschieben, ohne ihr ein Leids zu thun, klappte den Deckel wieder zu und übergab rasch die Dose seinem Nachfolger, froh, von der Verantwortung los zu sein. Aber er hatte sich verrechnet. Ehe der andere Leibwächter sein Amt antrat, wurde die Dose aufs neue gewogen, und da sie ein Blättchen mehr als eine Jasminblume wog, so gab der erzürnte König Befehl, Vansitta zu tödten.

Doch Vansitta ist unverwundbar; nach mancherlei Fahrnissen besteigt er zuletzt den Thron und nimmt aus seiner Dose die köstliche Priese, die kleine Jasminprinzessin, die er heirathet, vermuthlich nachdem sie mit Hülfe eines kräftigen Zephyrs gehörig auseinandergequollen war.

Erst die Geschichte Avas führt uns aus dieser Welt

der Zeichen und Wunder in das Reich der taghellen Historie. Die Kriege zwischen Ava und Pegu nehmen in dieser Chronik die erste Stelle ein. Im Jahre 1740 wurde Ava von den Peguanern erobert. Da erhob sich die glänzendste Gestalt der birmanischen Geschichte, Alompra, ein Patriot in dem Dorfe Mogyobo, welcher die Peguaner aus dem Lande schlug, Pegu und Martaban eroberte, seine Waffen bis an die Grenzen Chinas trug, aber auf einem Heereszuge gegen Siam starb. Gegen ihn kämpften bereits Europäer, wie der Franzose Bournon, der Syriam mit den Peguanern vertheilgte. Später wurde die Hauptstadt Siams von den Birmanen erobert, und das Land blieb ihnen zwei Jahre lang unterwürfig. König Mindarajih-Phra erbaute Amarapura als neue Hauptstadt des Landes, eroberte Aracan und erbenete die große Statue Gautama's. Seitdem nahmen die birmanischen Könige den Titel des großen Mogo an und nannten sich Herren des weißen Elefanten. Im Jahre 1769 wurden die Chinesen geschlagen, und die Grenzstädte der Schan kamen unter birmanische Oberhoheit. Doch als die Birmanen 1823 den kühnen Plan hegten, durch eine Allianz der unterworfenen Fürsten Vorderindiens die Engländer aus ihren Colonien zu vertreiben, wurden sie geschlagen und mußten im Frieden von Yandabo (1826) nicht nur ihre Eroberungen in Assam und Aracan aufgeben, sondern auch die Küste Tenasserims abtreten. In Ava folgten mehrere Thronrevolutionen, bis während des englischen Kriegs der jetzige König Mindun-min auf den Thron gehoben wurde; er ist friedlich gestimmt, mehr ein Mann der Bücher als der Waffen, und hat auch bis jetzt, abgesehen von der Unterdrückung einiger Unruhen in den Schanländern, keinen Krieg geführt.

Die Geschichte Aracans, Tenasserims, Assams, die Mittheilungen über die nationalen Traditionen der Volksstämme, über die Keren und ihre Ueberlieferungen, über das angrenzende Hochland und die Fürstenthümer der untern Schan enthalten wieder eine bunte Mischung von Sage und Geschichte, in welche der Verfasser manche interessante Notizen über die Volkssitten verwebt, wie z. B. das Aikwiren der Birmanen und über die hinterindischen Wogenfeste. Sehr eingehend ist auch die Geschichte Pegus dargestellt, nach den Chroniken der einzelnen Städte: Thatungs, Ranguns, Longus, Martabans, Soggsawaddi. Diese Chroniken enthalten allerlei mythologische Curiositäten in jenem barocken Genre, in welchem die indische Phantastie sich gern ergiebt. Buddha mit den Reliquien seiner verschiedenen Existenzen spielt dabei eine große Rolle. Einige dieser Reliquien: die acht Haare, den Stab Katsandab's, den Wasserfilter Sonagamma's und das Badegewand Katsapa's enthält die Schwedagonpagode in Rangun. Die reichste Anweisung auf Sklaven und Land erhielt diese Pagode durch die Königin Shin-tsan-ba in Sansawuddi, eine ebenso heldenmüthige wie gelehrte Dame. Tapfer kämpfte sie gegen den König Mahamingaun von Ava und führte in männlicher Rüstung ihre Truppen zur Schlacht. Im Zweikampfe mit Mahamingaun wurde mit dem Zerhanen des Panzers ihr Busen bloßgelegt, und der

König, beschämt mit einem Weibe gestritten zu haben, lehrte in sein Land zurück. Diese peguanische Amazone war zugleich sehr erfahren in schwierigen Räthselfragen. Der König von Ava sandte ihr seinen weisen Mann oder seinen Hofnarren Pocasah, der viele Wettkämpfe von Witz und Scharfsinn mit dem TALEIN Minkien zu bestehen hatte, und diese beiden gelten noch immer für die Urheber der meisten im Volke umlaufenden Bonmots. Ein Proßbüch von diesen geistigen Turnieren ist das folgende:

In den Räthselfragen zwischen Birmanen und Peguern schreiben sich, in ihrer eigenen Geschichte, natürlich die letztern den Sieg zu. Als der erwähnte Pocasah von Ava an dem Hof der Schin-tan-bu anlangte, gab ihm Minkien, der Rathgeber der letztern, ein Zunderrohr, um seinen Witz auf die Probe zu stellen. Pocasah fing es oben zu saugen an und gab als Grund an, daß er auf diese Weise das Beste zuerst habe, da das Rohr süßer und süßer würde, je weiter er käme. Minkien dagegen erwiderte, daß er klüger gethan haben würde, gleich am süßen Ende anzufangen, denn bei der Vergänglichkeit und Unsicherheit des menschlichen Lebens, das jeden Augenblick durch Tod oder andere Unglücksfälle zerstört werden könne, wisse man nie, ob das noch in der Zukunft Liegende je erreicht werde, und handle vernünftiger, zu nehmen, was sich darbiete.

Daß ein peguanischer König auf dem Markte eine Glode aufhing, an die jeder von den Großen Bedrückte schlagen durfte, damit der König selbst seine Sache untersuche, zeigt wieder, wie die Erfindungen der Volkspantomie sich im Abend- und Morgenlande wiederholen.

In den Annalen Martabans ist die Geschichte Malatho's von romanhaftem Interesse. Ein Kaufmannsohn aus einem Dorfe, der Elefantenhüter bei dem König Phra Kuang in Sulothay wird, durch allerlei Eulenspiegelereien sein Glück macht, dann die Tochter des Königs und nicht einmal in einer Dose, wie Pansitta, entführt, dann durch einen glücklichen Coup König von Martaban wird, ist immerhin eine abenteuerliche Erscheinung. Malatho erhielt von Phra Kuang die fünf Insignien der Königswürde, den weißen Terrassenschirm, die Krone, den Säbel, die Fächer und die Schuhe. Die folgenden Ueberlieferungen über diesen aus dem Elefantenthall hervorgegangenen „Herrn des geöffneten Himmels“ klingen wieder vielfach an abendländische Sagen an:

Der Ruhm seines Zetha-Dah oder magischen Schwertes, das er dem Könige der Lawas in Meerauwuddi abgenommen, hatte sich bis nach Tavoy verbreitet, und der König dieser Stadt sandte zum Austausch seinen Smaragden, der mit solcher Intensität strahlte, daß er durch alle Lächer und Dedden hindurchschien, so viel man auch immer darum wideln mochte. Als die wunderbare Waffe in Tavoy ankam, war der König sehr enttäuscht, nichts als einen rostigen alten Säbel vor sich zu sehen, und er schickte spottreich seine Boten zurück, den Tausch zu nullifizieren. Da König Wabgeru (Wagumin) indeß eine Pagode (Wpa-thein-dau) über dem Smaragden gebaut und ihn Gott geweiht hatte, so konnte dem Wunsche nicht gewillfahrt werden, und die Gesandten mußten un verrichteter Sache abziehen. Als Kerger warfen sie unterwegs das alte Schwert, das ihnen wieder mitgegeben war, ins Meer, aber statt zu sinken, drehte es sich umher und erzeugte gefährliche Wirbel. Als der König von Tavoy davon hörte, sammelte er die besten Schwimmer aus seinem ganzen Lande, 2000 an Zahl, um danach zu tauchen, aber so oft einer nahe kam, wurde ihm der Kopf abgeschlagen, und so wird die See dort der Schwertwirbel ge-

nannt. Tachard erwähnt bei den Tempeln Pegus einer Stelle, wo die Matrosen, um das stürmische Meer zu beruhigen, einen Ring hineinwarfen, wie der Doge von Venedig.

Auch ein weißer Elefant spielt in den Annalen Martabans eine erwähnenswerthe Rolle.

Fa Kuang erhielt ihn aus Sulothay, wo noch Phra Kuang herrschte. Dieser Elefant, „weiß wie gekämmte Baumwolle“, stammte ab von einem Elefanten des Simaphan, der sich in Sulothay mit einem schwarzen Weibchen begattet. Da der junge Elefant nichts frag, befahl der König, die Befragung durch Gras zu versuchen. Man legte ihm drei Bündel Gras vor, die Städte Sulothay, Kiengmai und Martaban bezeichnend, und weil der Elefant das letztere wählte, so wurde beschloffen, ihn dorthin zu schicken. Als man ihn auf das Floß brachte, folgte seine Mutter, und die Leute waren in Verlegenheit, was zu thun, da sie keine Ordre hatten, sie gleichfalls mitzunehmen. Das Elefantenjunge legte indeß seinen Rüssel auf den Rücken seiner Mutter, worauf diese umkehrte. Aber „ihre Augen standen voll Thränen“. Der König von Kiengmai legte sich vor Martaban, die Auslieferung des Elefanten zu verlangen, und Fa Kuang, in Zweifel, was zu thun, brachte die nöthigen Opfer, worauf der Ehebada-Chao im Traume zu ihm niederstieg und ihn ermahnte, auf die segensreiche Gegenwart des weißen Elefanten zu vertrauen. Dieser wurde deshalb unter königlichen Schirmen auf einen Hügel gestellt, mit einem goldenen Eimer daneben, aus dem er Wasser auf die feindlichen Truppen spritzte, die, als sie die Stimme des heiligen Thiers vernahmen, in Verwirrung entflohen.

Die Geschichte von Siam beginnt ebenfalls mit wilder Verwirrung von Mythe und Geschichte, wie sie die Königsbücher und die Sagen der alten Residenzen enthalten. Interessant ist es, daß auch die Mythe von Dedipus sich in den siamesischen Königsbüchern in der Sage von Phaya Phan wiederholt. Der Königssohn tödtet in der Schlacht seinen Vater und will seine Mutter, die er mit dem Harem des besiegten Vorgängers mit übernommen, in der Nacht besuchen, ohne sie zu kennen, doch eine Kage und eine Stute warnen ihn vor dem Incest, seine Mutter erkennt ihn noch zur rechten Zeit an einer Narbe auf seiner Stirn.

Die Geschichte Siams hat einen interessanten Helden, Phra Naret, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts das daniebergeworfene Reich wieder aufrichtete, die Peguer schlug, die Hauptstadt Ayuthia neu begründete, von dem Könige Rambodias aber, der sich ihm als Bundesgenosse im Kriege gegen Pegu angeboten hatte, treulos verlassen, den Schwur that, nicht eher seine Waffen niederzulegen, bis er nicht seine Fäuste in dem noch warmen Blute des kambodischen Königs gewaschen haben werde. Er erfüllte den Schwur, belagerte und erstürmte Lavel, die Hauptstadt Rambodias, (1583) und ließ, auf einem Throne sitzend, den meineidigen Fürsten vor sich bringen und enthaupten, sodas das warm hervorquellende Blut über seine Füße in eine goldene Wanne rieselte, unter dem Klange triumphirender Siegesmusik.

Auf dem Zuge gegen Ava, auf dem er die frühern Ueberwinder Siams, die Birmanen, demüthigen wollte, wurde indeß Phra Naret in Tongu (1593) vom Tode ereilt. Mit seinem letzten Athemzuge erlosch auch, wie ein lustiges Meteor, der feurige Glanz blutiger Schlachten und Siege, in dem, wie jene Flammensäule auf Ayuthias Insel,

die flammefärbte Krone über die Nebeländer herborgeleuchtet hatte, selbst bis China hin, wo man die Mitwirkung des kriegeskundigen Königs an einer Expedition gegen Japan wünschte. Nach dem Tode des schwarzen Königs oder „Feuerprinzen“, wie er genannt wurde, folgten zahlreiche Palastrevolutionen, meistens durch die Prätorianer, die Soldaten aus Japan und Celebes, die Phra Naret angeworben hatte, veranlaßt. Unter dem König Phra Chao (1656) gewann der griechische Abenteurer Konstantin Falco großen Einfluß beim Hofe, den er indeß zum Nutzen des Landes anwendete. Er veranlaßte die Sendung einer Gesandtschaft nach Frankreich an Ludwig XIV. Falco wurde indeß von seinen Gegnern ermordet oder, nach andern Nachrichten, enthauptet, weil er den Schwiegersohn des Königs auf den Thron setzen wollte. Nach mancherlei Regierungswechseln, nach einem Doppelkönigthum, während dessen einmal der zweite König auf Befehl des ersten, weil er die Hofetikette verletzt hatte, so kräftige Prügel erhielt, daß er gleich darauf im Gefängnisse starb, drangen die siegreichen Birmanen abermals ins Land und zerstörten die Hauptstadt Ayuthia 1767 von Grund aus. Ein in Siam geborner Chinese, Phaya Tal, baute indeß eine neue Stadt, Thamburi, weiter abwärts am Flusse und vertrieb die Birmanen wieder. Bangkot, die jetzige Hauptstadt, wurde ungefähr 20 Jahre später von dem König Phendinton am jenseitigen Ufer des Manam gebaut. Von dem jetzigen ersten König Siams, der seit 1851 regiert, in welchem Jahre er das Königthum abwarf, das er während der Herrschaft seines usurpatorischen Halbbruders angezogen hatte, sagt Adolf Bastian:

Er ist ein gründlicher Kenner des Pakt und der buddhistischen Religionschriften, hat aber schon seit seiner Jugend, ebenso wie sein Bruder, der zweite König, ein großes Interesse an der europäischen Wissenschaft genommen und ließ nicht nur englische sondern auch lateinische Bücher. In Religionsfragen zeigte er die größte Toleranz und hat den Missionaren jede Erleichterung angeboten, so viele seiner Unterthanen zu bekehren als ihnen beliebt, den zu bildenden Gemeinden im voraus seinen Schutz versprechend. Schon aus dem Jahre 1834 erzählt Vallegoix, daß, als die katholischen Missionsschüler flammefärbte Pagoden in der Nähe des ihnen von der Regierung geschenkten Landes demolirten, der damals regierende König seinen Priestern, die ihn um Schutz dagegen baten, anrieth, lieber nachzugeben und ihre Bethäuser anderswohin zu verlegen. In dem als passende Einleitung zum Zeitalter der Encyclopädisten nach Frankreich kommenden Antwortschreiben auf die Gesandtschaft Ludwigs XIV. brüllt der heidnische Fürst sein Erstaunen über den Bekehrungseifer seines königlichen Bruders aus und meint, daß die Gott allein angehende Sache der Religionsverschiedenheiten besser auch diesem überlassen bliebe.

Während sein Vorgänger jeder Verbindung mit Europäern abgeneigt war und sogar die Gesandtschaft des Generalgouverneurs von Indien, sowie später die amerikanische unverrückter Sachse zurückwies, schloß der jetzige König durch Bowring einen Handelsvertrag mit England, und bald darauf gleichlautende mit andern Staaten. Der Seehandel, auch der der Eingeborenen, wird größtentheils auf europäisch gebauten Schiffen betrieben, die mehr und mehr die chinesischen Dschunken zu verdrängen beginnen. Auch Dampfschiffe werden schon im Lande selbst gebaut und häufig nur von Eingeborenen bemannt. Zur Förderung dieser und anderer Betriebsweige trug besonders der weite König bei, der eine große Vorliebe für die exakten Na-

turwissenschaften besaß und verhältnißmäßig genaue Karten von solchen Provinzen aufstellte, die er mit dem Seztant in der Hand bereist hatte.

Die Geschichte Kambodias ist bisher noch nicht geschrieben, und die in dem betreffenden Abschnitt angeführten Sagen sind sämtlich von Bastian selbst aus dem Munde des Volks aufgezeichnet worden. Die Legenden aus dem Sagenkreise der Steinmonumente enthalten mancherlei Piantes und Anziehendes. Aus einer derselben geht hervor, daß man in Kambodia der Meinung ist, das Abendland civilisirt zu haben. Gesandte aus Nhyang Farang baten den König in Nhyang Lao um Hülfe gegen einen Riesen, der die Menschen scheffelweise fraß. Der König schickte seinen Sohn, der den furchtbaren Gegner übermannte und dadurch den Königsthron in Nhyang Farang erhielt. Von ihm haben die Farang (Europäer) Weisheit gelernt, so daß sie jetzt alle möglichen Arten von Kunstwerken zu verfertigen verstehen.

Auch einen Hercules gibt es in der Sagenwelt Kambodias:

Kotabong war ein Mann aus dem gemeinen Volke (Phrai); da er aber eist, um seinen Reis zu essen, sich aus dem Zambolge eines schwarzen Baumwollenbaums (Ngin dam) einen Rüssel geschnitten hatte, fühlte er, denselben in den Mund steckend, sich von übermenschlicher Kraft durchdrungen, und als die übrigen Arbeiter ihn nach dem Tode der Feierstunde zurückzuziehen wollten, sahen sie ihn beschäftigt, die Gipfel der höchsten Bäume zusammenzubringen und die dichtesten Stämme zu entwurzeln. Mit einer gewaltigen Keule auf seinen Schultern wanderte er nach Langang, wo das Land durch eine Million (Kam) heringebrochener Elefanten (Lang) auf das grenzlösste verwüdet und zertreten wurde. Er aber legte mit seiner Keule so wader um sich, daß bald seine Bahn gemacht wurde, und die Belohnung war die Hand der Prinzessin.

Die Sage vom bethlehemitischen Kindermord wiederholt sich auch in Kambodia. Man fürchtet überall die Ankunft des Messias, des Verdienstvollen:

Die Furcht vor dem Verdienstvollen liegt in dem Geiste des Buddhismus begründet, da Ansammlung zu hoher Verdienste dieselbe Macht gewähren wird, mit der die brahmanischen Väter Erden- und Himmelkönige stürzten. Allzu große Frömmigkeit ist deshalb gefährlich und Verführerische sehen sich vor. Bei Crawford's Ankunft in Ava hatte ein Kaufmann einen so hochprächtigen Jagat erbaut, daß er nicht wagte das ganze Verdien für sich zu behalten, sondern den König durch das Geschenk desselben zum Partner machte.

Die weiteren Mittheilungen aus den Chroniken Jathapataburis sowie die neuere Geschichte Kambodias, Anams, Tonquins und Cochinchinas, welches letztere Land neuerdings durch den französisch-spanischen Feldzug in die europäische Tagespolitik mit heringezogen wurde, möge man in dem fleißigen Werke Bastian's selbst nachlesen, welcher zur Geschichte der cochinchinesischen Halbinsel aus einheimischen Quellen die wichtigsten und zum Theil bisher ganz unbekannte Beiträge geliefert hat.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)



## Das deutsche Drama der Gegenwart.

(Beisatz aus Nr. 45.)

Man hat Dramen, welche von Haus aus nicht für die eigentliche Bühne bestimmt waren, Literaturdramen genannt: eine Art poetischer Arbeiten, die bei uns von jeher ziemlich reich vertreten war und es auch in diesem Augenblicke noch ist, wie die uns zur Besprechung vorliegende Anzahl beweist. Wir erwähnen da zuerst:

7. Die Freigelassene Nero's. Ein dramatisches Gedicht von Wilhelm Molitor. Mainz, Kirchheim. 1865. 8. 1 Thlr.

Der Stoff dieser dramatischen Dichtung ist einer Anekdote des heiligen Chrysostomus entnommen, der in einer seiner Schriften erzählt, daß die apostolische Thätigkeit des Apostels Paulus zu Rom sich selbst bis in den Palast Nero's erstreckte, und daß ein Weib, welches das Ziel der leidenschaftlichen Neigung des Cäsars war, Christin wurde.

Diesen an sich geringfügigen Umstand hat unser Autor benutzt, um aus Irene, einer in römische Sklaverei gerathenen Deutschen, dadurch die Heldin seines Stücks zu machen, daß Nero sie freigibt und die Absicht zeigt, sie zu seiner Gemahlin zu machen, sie aber, von Abscheu für den Tyrannen erfüllt und zum christlichen Glauben bekehrt, den Märtyrertod seinem schwelgerischen, aber blutgetränkten Ehebett vorzieht.

Im ganzen waltet entschieden der epische Charakter in dieser Dichtung und zwar in so hohem Grade vor, daß es wol erlaubt ist zu sagen: sie sei ein Epos in Dialogenform. Sie enthält vortreffliche Schilderungen des römischen Verfalls, des beginnenden Christenthums, der damaligen Welt- und Geistesanschauung, aber sehr wenig von dramatischem Charakter und dramatischer Handlung.

Im ersten Act unterhalten sich der Dichter, Martial und der beliebte Schauspieler Paris vor dem Palasttheater Nero's über die Zustände Roms und die Leidenschaft des Cäsars, sich als Schauspieler und Tänzer zum Mann des Tages zu machen. Nachher kommen Plautius Vaternus und Pätus Thrasea, zwei Senatoren, mit Seneca, dem berühmten Philosophen, um über das ganze Treiben ihre Entrüstung auszusprechen:

Plautius.

Ist's nur ein Traumbild? Steh' auf heil'gem Boden  
Des palatin'schen Hügel's noch ich hier,  
Wo jeder Schritt des Vaterlandes Größe  
Und seiner Heldensöhne Spur mir zeigt?  
Ragt wirklich dort das stolze Capitol?  
O wär's ein Traum!

Thrasea.

Nein! Es ist Wirklichkeit.

Plautius.

Welch eine Schmach! Der Erdkreis beugt sich  
Vor diesem Menschen, wir auch beugen uns;  
Und drinnen steht als eitler Histrione  
Er auf der Bühne, kräht mit heiserer Stimme  
Das Rachelied Dreff's, des Muttermörders,  
Er, der die eigne Mutter tieß erschlagen!  
Und Beifall klatscht der Speichellecker Spott,  
Die er um solchen Preis zu Gast geladen.  
O, Sohn der Khea, wo find deine Blitze?

Martial hat mit Erstaunen, Paris mit satirischer Laune über den herrschenden Verfall gesprochen; Plautius und Thrasea thun es mit Entrüstung, Seneca, der Nero erzogen, mit Bedauern und Schmerz wegen der Folgen, die er voraussieht.

Nach ihnen tritt Poppäa, die Gemahlin Nero's, auf mit Irene aus dem Schauspiel kommend: Irene voll Unschuld, Poppäa voll Eifersucht und böser Absicht. Erstere erzählt arglos von ihren Beobachtungen über das Christenthum, die sie gemacht, ohne es zu kennen.

Im zweiten Act, der im Palast des Augustus spielt, erscheint Petronius, eine Creatur Nero's, um den Centurio Tribogar, den Bruder Irene's, durch Bestechung dahin zu bringen, daß er die Schwester überredete, sich Nero zu ergeben.

Petronius.

Wir wissen, daß Irene hoch dich hält,  
Und du mit warmer Lieb' ihr zugethan.  
Drum bittet dich der Fürst — versteh mich wohl,  
Es bittet Nero dich —

(Er wirft Tribogar einen Beutel mit Gold zu.)

daß du der Schwester

Das rathe mögest, was sie glücklich macht.

Tribogar (mit verhaltener Wuth).

Nimm hier dein Gold!

Petronius.

Wenn du das Rechte räthst,  
Ist auch dein Glück gemacht, mein junger Held;  
Im Meer blüht dir Ehre, Waffenruhm.

Tribogar

(saß Petronius kramphast am Nacken und drückt ihn zu Boden,  
bis er die Börse aufhebt).

Dein Gold nimm, Römer!

Petronius (lächelnd).

Welch ein Hercules!

(Er nimmt die Börse wieder zu sich; Tribogar läßt ihn los).

Der Versuch ist also mißglückt. Das Geschöpf des Cäsars muß auf andere Mittel sinnen. Paris räth, Irene von Plantilla, einer Matrone aus edelm Geschlecht, die viel über sie vermag, zu trennen. Plantilla ist Christin und wirbt Irene für diesen Glauben mit hinreißender Beredsamkeit. Letztere, in ihrem tiefsten Herzen bewegt, aber noch unschlüssig, sucht Rath bei Seneca. Seneca jedoch, noch in den Anschauungen des Alterthums befangen, vermag seiner Schülerin nur geringen und traurigen Trost zu spenden:

Was Paulus von der Gottheit spricht, ist schön;

Rein zweiter Plato könnte tiefer sprechen.

Man sieht, er hat die Werke der Hellenen

Nicht nur gelesen, sondern auch durchdacht;

Und neue, überraschende Gedanken

In nicht geringer Anzahl spricht er aus,

Die ich zum Theile fruchtbar nennen muß.

Doch mischt in alles sich die Schwärmerei.

Unsterblichkeit der Seele, ja des Körpers

Für eine spätere Weltperiode

Glaubt er sogar vertheidigen zu müssen.

Unsterblichkeit! Welch unermessenes Glück,

Wär' neidlos es dem Sterblichen gegönnt!

Doch wozu frommt's, dem All dies Glück zu weiden?

Während Irene noch in Zweifeln versunken dasteht, stürzt Poppäa, durch Gewissensbisse und unwürdige Behandlung Nero's außer sich gebracht, wahnsinnig ihr entgegen.

Der dritte Act zeigt uns Plantilla auf ihrer Villa, ihre kleine Tochter im Christenthum unterrichtend, ihrem Hauswesen vorstehend und endlich Irene empfangend, die mit ihrem Bruder dem Anstehen des berauschten Nero entfliehen ist. Der große Brand Roms, von dem tollen Cäsar angezündet, wird sichtbar.

Im vierten Act wendet Seneca dem eingeschloffenen Rom traurig den Rücken; Paris und Martial sprechen von Irenens Flucht und theilen dieselbe der wieder ruhiger erscheinenden Poppäa mit; letztere erkundigt sich bei Plantilla, welche die Brandstätte ihres Stadthauses besuchen kommt, vergeblich nach der Flüchtigen, die, wie sich später ergibt, inzwischen in die Verstecke der Christen geeilt und dort getauft worden ist.

Nachdem eben Plantilla und Irene einig geworden, nach dem Morgenlande zu fliehen, erscheint am Schluß dieses Actes Petronius mit Victoren, um die Neubefehzte verhaften zu lassen.

Der fünfte Act beginnt im Sabinergebirge in einer Villa Nero's, wo Plautius und Thrasea über ihres Herrschers verrücktes Thun und Treiben sich noch einmal eingehend aussprechen; Paris kommt dazu, die Schilderung durch neue Thatfachen zu vermehren, besonders durch die eifrige Verfolgung der Christen, die Nero anbefohlen. Endlich erscheint Martial, den Tod Seneca's zu erzählen, dem er auf dessen Landgut beigeohnt und der bekanntlich auf des Tyrannen Befehl durch Dessen der Adern erfolgte.

Als Krönung all dieser Unthaten verkündet nun Petronius der gefesselt vorgeführten Irene:

Noch eine Stunde Frist ist dir gegeben;  
Ziehst du den Troß vor, wanderst du nach Rom.  
Der schöne Leopard, des Fürsten Liebling,  
Den man ihm jüngst aus Afrika gesendet,  
Ist schon bestimmt — dein magst du Nero's Neigung  
Noch immerhin erkennen —, mit Irene  
In dem Amphitheater zu erscheinen —

Irene bleibt bewacht zurück. Der sie Bewachende ist ihr Bruder, der sie retten, mit ihr fliehen will. Irene aber weist die Flucht ab. Sie ist entschlossen, für ihren neuen Glauben zu sterben; ihre einzige, ihre letzte Sorge ist, auch ihren Bruder diesem zu gewinnen. Sie schickt ihn einem Christenhanse zu.

Als alles dies geschehen und Petronius zurückkommt und sie fragt, ob sie gewählt und zur Krone greife, antwortet sie:

Zur Krone, doch nicht aus des Cäsars Hand.  
Nie werd' sein Weib ich.

Dies ist ihr Todesurtheil. Clemens, Diakon der römischen Kirche, aber schließt das Stück mit den Worten:

Fallen wird dies Rom, das Menschen nur  
Begründet um das stolze Capitol,  
Die Nero füllt, der uns vernichten will,  
Der Mann der Sünde und der Fürst der Lüge.  
Ist dann der Adler Siegesflügel erlahmt,  
Für neue Saat die alte Erde reißt,

Durch die das blutige Schwert die Furchen zog:  
Dann schwingt ein Phönix aus der Asche sich,  
Und über Riesentrümmern dieses Reiches  
Baut sich der Wahrheit ew'ges Weltreich auf.

Dies ist der Inhalt des Stücks, das, wie man belennen muß, aus edelm Geiste und meist in einer vortrefflichen Diction vor uns tritt. Der feingebildete Leser wird sich wahrhaft angezogen und dafür interessiert fühlen; für die Bühne aber kann es nicht geeignet erscheinen, denn es ist und bleibt ein sogenanntes Lesedrama, d. h. ein Drama, das allzu wenig Handlung und Charakter hat, um in der Darstellung Leben und Wärme erhalten zu können. Die Elemente, welche die Factoren dieses dramatischen Gedichts ausmachen, Nero und das Christenthum, treten eigentlich gar nicht auf, sondern senden gewissermaßen nur Boten und Sprecher ab. Der Proceß dieses Dramas wird gleichsam in Abwesenheit der Parteien geführt, und dies eben gibt dem Ganzen etwas Abgeschwächtes und Blattes oder mit andern Worten jenes vorwiegend epische Gepräge, das wir schon im Eingang der Besprechung hervorgehoben und welches zur Folge hat, daß was es nicht mit den Hauptpersonen und ihren Thaten selbst, sondern gewissermaßen nur mit ihren Vertretern und Folgen zu thun hat. Wilhelm Molitor's Werk ist mehr die Erzählung eines Dramas, als selbst ein Drama. Es fehlen die echt dramatische Architektur und Gippelung. Die Handlung wandelt langsam und gemessen durch classische Säulenhallen, aber sie steigt nie. Dies gibt ihr auf die Länge nicht nur etwas Einförmiges, sondern auch Abspannendes, und würde ihr bei einer Darstellung alle Wirkung rauben.

8. Florian Geyer, der Volksheld im deutschen Bauernkrieg. Trauerspiel in fünf Acten von J. G. Fischer. Stuttgart, Cotta. 1866. 8. 15 Ngr.

Der deutsche Bauernkrieg ist ein Stück Geschichte, das voll dramatischen Lebens erscheint und uns namentlich durch die treffliche Schilderung des historischen Schriftstellers Zimmermann außerordentlich nahe gerückt worden. Schon mehrfach haben Dramatiker ihre Stoffe daraus entnommen, und namentlich häufig hat man Florian Geyer gewählt. Noch vor nicht langer Zeit ließ der bresdener Hofschauspieler Karl Roberstein, Sohn des bekannten Literaturhistorikers in Schulpforta, ein Drama dieses Titels in den Buchhandel kommen, das manches Gute enthält und, gekürzt und geschickt eingerichtet, auf der Bühne nicht ohne Wirkung sein dürfte.

Roberstein hat seinen Helden im Shakspeare-Schiller'schen Stile gehalten; J. G. Fischer im Shakspeare-Goethe'schen, um fogleich eine charakteristische Bezeichnung dafür zu geben. Des letztern „Florian Geyer“ erinnert nämlich unleugbar an den „Götz von Berlichingen“, nur daß jene Arbeit mehr die poetische Fülle noch das strophende dramatische Leben von dieser aufweist.

Fischer's Trauerspiel ist in der knappen, maiden, trauherzigen Prosa geschrieben, welche nicht unglücklich dem Idiom der süddeutschen Volksstämme nachgeahmt ist. Es liegt ein frischer, volkstümlicher Hauch über der Sprache.

ein geistiger Duft von Wiese und Wald, der warme Athem der Volkspoesie. Man gibt sich gern und mit Genuß der Diction des Stücks hin, das auch sonst den gewandten Dichter erkennen läßt, wennschon, unserm Dasturhalten nach, allzu sehr den Dichter im Bann der blauen Romantik. Man wird, wir können es nicht leugnen, an Achim von Arnim und Clemens Brentano in diesem Drama erinnert. Vorgänge und Menschen treten nicht recht voll und in sicher umrissener Zeichnung auf. Es verschwimmt, es verwischt sich alles zu sehr. Die Tragödie geht wie in einem Nebel vor sich, der die Gestalten umhüllt und oft so sehr und völlig, daß man ganze Actionen und Gesechte wie in lautloser Stille vor sich gehen sieht. Das Stück, ob schon seinem Stoff und Wesen nach durchaus in den Sturm und Drang gehörig, ist gewissermaßen ohne diesen geschrieben: es verläuft glatt und blank wie ein Conversationsstück. Die Knaden und Knorren, die Härten und Schroffenheiten fehlen, die ein solches Schauspiel doch bedingt. Der entsetzliche Krieg mit seinen Greueln, seinen Gewalththaten, seinen Verbrechen, seinen furchterlichen Menschen tritt nicht nackt vor uns hin, sondern wird uns gewissermaßen nur andeutungsweise vorgeführt. Es scheint, als ob die Muse des Autors Angst gehabt, ihr Publikum zu erschrecken, und deswegen den Graus von der Scene fern gehalten hätte. Die schwarze Hofmännin, diese bauerische Théroigne de Méricourt, die Gräfin von Helfenstein, die Wuth des Volks, der Hohn des Adels, das alles gibt dramatisch eigentlich nur seine Bistitenkarte in dem Stücke ab; es tritt nicht in die Handlung ein, es treibt, es hebt sie nicht. Auch der Steinweg, „das Werkzeug der Unterdrückten“, wie es im Personenverzeichnis heißt, der Intriguant, das böse Princip im Stück, entwickelt sich nicht derart, daß man ein klares Bild zu gewinnen im Stande wäre, und darum war jener Zusatz wol nöthig, welchen der Verfasser seinem Namen gab. Aber auch Wilhelm von Grumbach, Kasimir von Brandenburg, Georg Truchseß, Weigand und Florian Geyer selbst sind entschieden nicht genug motivirte und entwickelte Figuren. Von den aufständischen Bauern treten zu wenige in die Handlung; fast wird uns der Bauernkrieg ohne Bauern dargestellt. Gleich im Eingang des Trauerspiels befindet sich ein Moment, der dasselbe charakterisirt. Während der Anführer des schwäbischen Bundesheers einige Bauern zum Gassenlaufen verurtheilt und einem aufrührerischen Präbianten den Tod durch das Henkerbeil ankündigt, „erscheint“, wie es im Texte heißt, „auf der Anhöhe im Hintergrunde eine verhüllte Mannesgestalt, von einem Führenden Schüler im langen Mantel geführt. Sie stellen sich so, daß sie von der Scene nicht beobachtet werden, aber daß sie dieselbe betrachten können.“ Als später Geyer dem Ritter Truchseß den Gehorsam auftragt und verheißt, zum Volk zu stehen, wird bemerkt: „Die verhüllte Gestalt macht eine zustimmende Bewegung; dann verschwindet sie.“

Man wird erstaunt sein, daß diese „verhüllte Mannesgestalt“ Ulrich von Hutten und das Nügetheilte alles ist, was er in dem Stücke zu thun hat. Wenn jener Strei-

ter der Freiheit damals auch krank und auf der Flucht war: ließ der Verfasser ihn einmal zum Vorschein kommen, so mußte er denn doch bedeutsamer ihn wirken lassen. Das Aphoristische, Episodenhafte hat J. G. Fischer in diesem „Florian Geyer“ zu oft, zu viel gebraucht, als daß es noch von Erfolg sein könnte. Er sucht sich in seiner Arbeit damit poetisch-vornehm interessanter zu machen. Allein „man merkt die Absicht und man ist verstimmt“. Eine Tragödie dieser Gattung erheischt die Hand, ja sogar die Faust, und wird zimmerlich, wenn sie bei jeder Gelegenheit mit den Fingerspitzen agirt. Das Fingerspitzenpiel ist aber hier gäng und gebe und documentirt sich im einmaligen Auftreten Kaiser Karl's V., in den Scenen mit Oeyer's Mutter und Schwester u. s. w. Nur ein großer dramatischer Meister darf wagen, so mit bloßen Strichen und Linien zu zeichnen. J. G. Fischer hat das Zeug nicht dazu, wie wir bekennen müssen, so sehr wir sonst sein Streben und seine Begabung zu schätzen wissen.

Die Handlung im „Florian Geyer“ ist lose aneinandergereiht, der Gang schwankend, lässig; die Exposition ward nicht aus dem Vollen gegeben; dem architektonischen Aufbau fehlt Steigerung, tragische Schuld und Ordnung. Ohne genaue Kenntniß der Geschichte ist das Trauerspiel gar nicht zu verstehen. Es ist eine dramatische Studie, sonst nichts, und als solche mit vornehmer literarischer Miene hingestellt.

In der Sache bewanderte Leser werden verstehen, was wir damit meinen. Vielleicht läßt es sich auch aus dem kurzgefaßten Inhalt und einigen kleinen Proben erkennen.

Im ersten Act hegt Steinweg die Bauern; Truchseß schlägt und geißelt sie und läßt Prediger Wippen. Darüber aufgebracht, sagen sich Florian und Grumbach von ihm los und beschließen, dem Volk zu helfen. Erstern spornt dazu noch besonders an Marie Weigand, Tochter des kurmainzischen Vogts und Kellermeisters zu Heilbrunn, die als Führender Schüler Hutten geleitet und jetzt sich Geyer anschließt, indem sie sich ihm zu erkennen gibt. Florian ruft bei dieser Gelegenheit: „Ein Mädchen, und dieser Freiheitsmuth? Schämt euch, Männer! Nun wappnet euere Keisigen, ihr Tyrannen; ihr seid verloren, wenn solche Mächte wider euch sind. Komm, Kleinod, hier ist Volk und Freiheit geschlagen; laß uns dem Schlächter anderswo begegnen!“

Steinweg, der sich überall versteckt, horcht und lauscht, hat auch diesem Ausritte hinter einem Gebüsch beigewohnt, und da wir bereits wissen, daß er ein Auge auf das Mädchen geworfen, vernehmen wir mit Spannung, wie er den Act folgendermaßen schließt: „Diesen Zugvögeln muß man den Strich ablauren; sie mit ihm? Jetzt helfst mir, alle guten oder bösen Geister!“ Man erwartet wunder was, wird sich aber überzeugen, daß der Bösewicht des Stücks so gut wie gar nichts thut.

Im zweiten Act politisirt der Markgraf von Ansbach mit seiner Tochter Emma, die eine Neigung zu Florian hat, der gekommen ist, ihren Vater für die Sache des Volks zu werden. Kasimir will aber erst sehen, wie sich die Dinge machen werden; Emma läßt Geyer fallen, weil er

nicht hoch strebt und ihren Ehrgeiz nicht theilt. Auch der auftretende Kaiser versucht vergebens, den Ritter „der guten Sache“ zu gewinnen. Dann kommt Florian zu den Bauern und bildet dort seine „Schwarze Schar“. Marie wird sein Waffenträger.

Im dritten Act kommt Florian nach Heilbronn, um von dem dortigen Rath das bewaffnete Volk zu fordern, damit er Roßbach gegen den Grafen Helfenstein zu Hülfe eilen könne. Marie trifft hier ihren Vater und wird von diesem zurückgefordert; sie bleibt aber ihrem Helben getreu, der abeilend ruft: „Sturm auf die Burgen! Sie sind die Hand- und Fußketten am Leibe des Volks, am Kaiser und Reich, sind die Schlagbäume zwischen Wandel und Wandel, daß der Süden nicht sei ein Bruder des Nordens, und das Volk nicht wie der Edle. Nieder mit den Schlagbäumen der Freiheit! Keine Burg soll stehen bleiben, keine!“

Die eigentlichen Tendenzen des Aufstandes sind vom Dichter klar erfaßt und betont, aber nicht stark genug für den tragischen Wurf des ganzen Werks. Die furchtbare Tragödie von Helfenstein wird nur dürftig angedeutet, und doch müßte sie nothwendig stark dramatisch hervortreten, schon um deswegen, weil Florian sich hier von Grumbach und Roßbach trennt, die den Aufbruch nicht nach seinen Intentionen leiten. Ersterer rettet sich zur Mutter und Schwester Geyer's, mit welcher letztern er verlobt ist. Florian verfolgt ihn und stürmt auch die Burg seiner Mutter, die aus Schmerz und Entrüstung darüber stirbt.

Im vierten Act findet allerlei Verhandeln zwischen den verschiedenen Parteien statt, die Steinmetz aneinanderheißt. Florian wünscht, daß man Landknechte werbe, letzterer sucht es zu hintertreiben, indem er den Bauern Angst vor den Soldtruppen macht. Nachdem ihm das gelungen und von Truchseß bekannt wird, daß er mächtig herannahet, schickt man Florian noch einmal ab, den Markgrafen von Ansbach zu gewinnen. Diese Gelegenheit will Steinmetz benutzen, Florian zu verderben. Der Verlauf ist folgender:

**Dompfaff.** Aber Florian, was soll's weiter mit ihm? **Steinmetz.** Einen Reitenden hab' ich — doch, was ich gethan, ihn zu verderben, das will ich Euch sagen auf dem Schloß oben, wenn's „Gold regnet“. Ihm wird sein Lohn!

Marie (wie alles behorcht, steht hinter ihm). Und dem Verräther zwei Kugeln! Oh! es diese Kugeln auf dich regnet, wirfst du mir sagen, was du gethan!

**Steinmetz.** Teufel!

Marie. Der steht aus wie du!

**Dompfaff.** Ihm geschieht recht; hat die heilbronner Artikel — (Geht schnell mit dem Dompfaffen durch das Thor der Ringmauer, welches verschlossen wird).

Marie (ihnen nachschauend). Siehst du, wie sie dir zu danken eilen. Deine Freunde?

**Steinmetz.** Teufel dort und Teufel da!

Marie. Ergreift den Spion! (Krieger fassen ihn.)

**Steinmetz** (indem er abgeführt wird, zu Marie). Fahr' mit, wenn's in die Hölle geht, so sei's drum!

Marie (ohne auf ihn zu hören, mit gefalteten Händen). Ihn helf mir retten, Rathschluß der Liebel! Das ist alles jetzt! (Ab.) (Truchseß kommt und schlägt die Bauern.)

Im fünften Acte endlich beschwört Florian Geyer vergeblich Kasimir und Emma, dem Volk zu Hülfe zu eilen; ersterer will den Hülfsuchenden sogar gefangen nehmen; Emma widersteht sich diesem Anstinnen jedoch; sie will ihn entlassen lassen; da aber kommt schon Marie mit einer Abtheilung der Schwarzen Schar und führt ihn nach Königshofen gegen Truchseß. Dort hat sich mit diesem Grumbach verbündet; beide vereinigt schlagen die Bauern. Marie fällt, Florian wird von Grumbach hinterrückt an ihrer Leiche erstochen und sinkt mit den Worten: „Wahrheit, sie morden dich; aber du kommst!“

Es ist, wie bereits gesagt, viel Schönes in dem Stück, und besonders die Sprache hat einen volksthümlichen Reiz. Aber es mangelt an Schärfe der Ausprägung, Verständlichkeit der Handlung und straffe, tragische Entwicklung.

Wie J. G. Fischer von der Lyrik zum Drama übergetreten ist und durch diesen Uebertritt noch keineswegs von seiner ursprünglichen Richtung sich ganz gelöst oder dieselbe gänzlich verwunden hat, so geht es auch zum Theil noch Hermann Hölty, von dem uns zwei dramatische Dichtungen zur Besprechung vorliegen. Das eine Drama:

9. Das Gelübde. Ein Mysterium in fünf Aufzügen. Von Hermann Hölty. Zweite verbesserte Auflage. Kiel, Schönder und Comp. 1865. 8. 20 Ngr.

muß als ein sinniges, fein empfundenes und von tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens zeugendes Werk bezeichnet werden. Einfachheit in den Ausdrucksmitteln und Klarheit in den seelischen Conflicten sind beachtenswerthe Vorzüge: Vorzüge, die ungetrübt bleiben, auch wenn man einräumen muß, daß das Gefüge im ganzen fester und der tragische Ausgang motivirter hätte sein können. Der Dichter hat in seinen beiden Leuten Konoda und Ariam menschliche Gegensätze geliefert, aber dieselben doch nicht so hart auseinanderplagen lassen, daß am Ende nicht ein verständlicher Schluß zu gewinnen gewesen wäre. Sollte das Ende so hochtragisch werden, wie es der Autor in Aussicht genommen, so war ohne Zweifel doch wol ein Unterbau von stärkeren Conflicten nöthig, als die sind, auf welche er seine Wirkung gebaut. Die Erzählung der Hergänge ist vielleicht schon einigermaßen genügend, die Ueberzeugung davon in unsern Lesern zu erwecken. Es sind die folgenden:

Konoda, ein edler Mensch und Dichter, und Ariam, ein bösgarteter und intriguanter Charakter, lieben Johanna, die Tochter der Witwe Elisabeth, deren Gatte in unverschuldetem Unglück dahinstarb und deswegen von den Juden als ein von Gott Gezeichneter gemieden wurde. Durch diesen Aberglauben schmerzhaft getroffen, dichtet Konoda das Buch Hiob, um den finstern Wahn aus dem Herzen seines Volks auszurotten. Noch ganz erfüllt von diesem Gedicht, hört er seine Geliebte sich Barmherzig machen, daß er seinen Ruhm und sein Talent höher stelle als sie, ja höher selbst als Gott. Ariam, der Johannes dem Konoda abwenbig machen will, hat ihr diesen Gedanken eingegeben, der aber, weil er wol nicht ganz ohne

Grund ist, bei letztem derart gänzt, daß er hingehet und sein Gedicht namenlos auf den Altar Jehovah's legt, was Ariam belächelt, so daß er um den Autor des Gedichts sowohl als um dessen Gelübde, sich nie und unter keinen Umständen zu nennen, weiß.

Das Buch Hiob erregt zuerst den Unwillen der Juden so sehr, daß das Leben des Verfassers in Gefahr kommt. Nun droht Ariam dem Konoba, ihn zu verrathen, wenn er nicht Johanna zu seinen Gunsten entsage. Konoba aber widersteht. Inzwischen ist von König Salomo und den Priestern der Werth der Dichtung erkannt worden, und man forschet nun nach dem Erzeuger derselben, ihn zu belohnen. Nun gibt sich Ariam für den Verfasser aus und fordert als Preis die Hand Johanna's. Konoba, außer sich, protestirt und zeigt Ariam der Lüge. Aufgefordert, den Beweis zu liefern, muß er, durch sein Gelübde gebunden, beschämt schweigen. Er wird als Verleumder angeklagt und muß die Geliebte dem schändlichen Betrüger zugesprochen sehen. Johanna, welche den Zusammenhang der Vorgänge ahnt, beschwört ihn umsonst, sie durch Aufbeben der Wahrheit von der Verbindung zu retten:

Johanna.

So weißt du, daß mein Leben, wenn ich ihm Vermählt, nur Qual ist, Todesqual, ja mehr Als Todesqual, und dennoch, Konoba, Dennoch erbarmest du dich meiner nicht Und läßt nicht dein Schweigen, meine Folter? Ich werde an dir irre, Freund, der Zweifel An deiner Liebe nagt an meiner Seele.

(Sie kniet vor ihm nieder.)

Erbarmen! Haß du mit dir selber kein Erbarmen, so erbarme dich doch meiner! Sieh, kniend hier beschwöre ich dich: sprich! Bei aller dir erwiesenen Liebe meines Viel theueren Vaters, der nun ruht im Grabe, Bei deiner Aeltern Liebe, bei der Liebe Jehovah's, welche unsre Liebe einst Gesegnet hat, beschwöre ich dich: sprich!

Konoba (betend).

Jehovah, steh mir bei, daß meine Treue Nicht wankt. (Für sich.) Es ist vollbracht!

(Laut, indem er Johanna aufhebt.)

Johanna, willst du, Daß ich ins Angesicht Jehovah lästern, Daß seine Liebe ich verfluchen soll?

Johanna.

(Totentänze bedeckt ihr Gesicht, doch spricht sie mit fester Stimme.)  
Nein, Konoba!

Konoba.

So hab' mit mir Erbarmen,  
Und bring' in mich nicht weiter, daß ich breche  
Mein Schweigen!

Johanna (für sich).

Muß, Jehovah, denn das Herz,  
In das dein Siegeswagen einziehn will  
Im goldner Majestät, daß immer bluten  
Und brechen? (Laut.) Konoba, ich glaube dir  
Und bitte dich nicht mehr.

Konoba.

Ich danke dir,  
Johanna! Dieses Wort macht dich so werth,  
So theuer mir, wie du noch nie gewesen,  
Und wird mein Leib gelüftet einst zu Staub,

Dein Wort wird nicht mit Sterben, wird mir folgen  
Ins Todtenreich und dort durch meine Seele  
Von Ewigkeit zu Ewigkeit fortklängen.

Konoba wird nun als Verleumder gestraft und dabei von Ariam so gereizt, daß er diesen in der Wuth ersticht. Er könnte sich retten, wenn er sein Gelübde bräche und Ariam's Bosheit ans Licht zöge. Er verschmäht das aber und stirbt. Zu spät kommt durch Johanna, welche die Schrift des Buch Hiob mit Psalmen, die ihr Konoba geschenkt, verglichen, die Wahrheit an den Tag.

Für einen Lyriker sind die Jamben oft ziemlich ungelent und schleppend, und wie es scheint, sucht der Poet etwas darin, nicht zu glatt und blank zu erscheinen. Dies nicht so Erscheinenwollen ist jedoch zu absichtlich, um nicht oft störend zu werden.

Das zweite Drama desselben Autors ist:

10. König Saul. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Von Hermann Hölty. Hannover, C. Rümpker. 1865. 8. 18 Ngr.

Es muß ebenfalls als ein respectables Werk erklärt werden, das nicht nur klar in Exposition und Handlung, sondern auch led im Wurf, bühnengerecht und wirksam zu nennen sein dürfte. Die einzige anstößige Scene für die Darstellung möchte der Kampf David's mit dem langen Goliath sein, die, an sich ganz unversänglich, doch ihre Schwierigkeit in der Volksvorstellung finden möchte, die in Goliath nun einmal einen Riesen und in David nahezu einen Knaben zu sehen gewohnt ist.

Die Handlung ist die ganz bekannte und umfaßt Saul's Zwiespalt mit Samuel, Samuel's Salbung des David, David's Kampf mit Goliath, seinen Ruhm, seine Liebe zu Saul's Tochter Michal, seine Freundschaft zu Jonathan, Saul's Eifersucht auf die aufsteigende Größe des Hirtensohns, sein Attentat auf dessen Leben, seine Verfolgung desselben, David's Schonung seines Verfolgers in der Höhle, Saul's Versinken in Reue, seinen Besuch bei der Hexe von Endor, seinen Krieg mit den Philistern und seinen Tod.

Der Stoff ist geschickt verwendet und interessant behandelt. Die Charaktere treten ziemlich glücklich hervor, sind richtig angelegt und nicht ohne psychologische Vertiefung durchgeführt. Das Hohe, Helldenmäßige in Saul, der sich in seinen Erfolgen überhebt und dadurch die tragische Schuld auf sich ladet; die naive Größe David's; das mädchenhafte Wesen Michal's; die verschiedenen Geistescharaktere in den jüdischen Herrführern — das alles wird und muß auf Leser wie Zuschauer seine Wirkung haben.

Um vom Vers und seinem Inhalt eine Probe zu geben, siehe hier der Monolog Saul's aus dem ersten Act, nachdem Samuel sich von ihm losgesagt:

Saul.

Recht hat er. Doch geschehen bleibt geschehen.  
Wollt' ich jetzt dennoch thun, wie Samuel will,  
Mein Ansehn wär' in Israel dahin.  
Kopfschüttelnd, mit dem Finger nach mir weisend,  
Hohlnäselnd würden sie ins Ohr sich flüstern:  
Ein Narr, nicht einen König haben wir,



Ein Rohr, das steht an unsers Jordans Ufer.  
 Heut' wiegt sein Haupt der Volkestimme Wind,  
 Und morgen wankt und schwankt sein Herzensgrund  
 Bei Samuel's Redestrom, und übermorgen  
 Läßt Wind und Strom, das Volk und der Prophet,  
 Ihm Kopf und Herzensgrund zugleich erschauern.  
 Es wiegt und biegt sich, blüht, bequemer sich  
 Dem Winde und dem Strom zugleich und kommt  
 Aus seinem freien Schwanke nie heraus:  
 Ob's endlich einmal sich ergeben soll  
 Dem einen oder andern von den beiden.  
 Der Palmbaum aber an des Jordans Ufer  
 Weicht weder Windeswehn noch Wellenstrom.  
 Ein solcher, nicht Strohkönig, ist dein König,  
 Das sollst du merken, Israel, vielleicht  
 Nicht ganz zu deiner Freude und Erbauung.  
 Du glaubst, mich zu beherrschen, doch du irrst.  
 Ich kenne jetzt das Kriegswerk aus dem Grund.  
 Der Feind, er ist geschlagen und entmuthigt.  
 Ein einz'ger Sieg noch — und was bist du dann?  
 Mein Knecht, dem du allein verbannt den Sieg.  
 Nun — bleibst du treu, ich will dich herrlich halten,  
 Und Gut und Blut und Leben mag' ich dran,  
 Daß ich zum Herrscher dich der Völker mache  
 Und unsers Gottes Name furchtbar wird  
 In allen Landen. Wenn ich seinen Ruhm  
 Durch Siegesthat auf Siegesthat so mehre,  
 Deckt wahrlich dieser guten Werke Fülle  
 Mir die begangne Sünde, und verzeih  
 Wird er, denn er ist stolz auf seinen Ruhm.

Man wird erkennen, daß hier die absichtlichen Härten glücklich vermieden sind und daß in dieser Sprache der feste und männliche Geist eines vollbegabten Dichters lebt.

11. König Ragnar's Fort. Dramatisches Märchen in fünf Aufzügen von Eginhard. Wien, Gerold's Sohn. 1866. Gr. 8. 20 Rgr.

Diese dem Andenken Hebbel's gewidmete Dichtung schließt sich ihrem Stoffe nach dem Sagentreife der Nibelungen an, indem es sich in ihr um den Ring Andvari's, den Ring des Goldes und der Weltherrschaft handelt, den Siegfried trug, „wenn er zur Götterstadt Sigatuna kam“, und der nicht mit dem Nibelungenhort in den Rhein versenkt wurde, sondern den Aslöb erbte, welche erzählt:

Und als nun meine Mutter Brynhild mit  
 Des Vaters Leiche starb den Flammentod,  
 Da raffte Heimir, mein getreuer Ohm,  
 Mich auf — ein schwaches Kind; in seiner Darfe Kasten  
 Verborgen bracht' er mich an Norwega's Küste.

An Norwega's Küste ist Aslöb als Hirtin aufgewachsen, beschützt von Bjarki, einem nordischen Ungethüm, einem gutmüthigen Kaliban, der sie auf Händen trägt und alles thut, was er kann, ihr das einsame Leben auf dem Felsgestade angenehm zu machen. Mitten in dieses Leben tritt auf einmal herrlich und glänzend Ragnar, König im Dänenlande, der, auf seiner Brautfahrt zu Ellgifva von Britannien vom Sturm verschlagen, in der Felsenwildniß erscheint, um Aslöb ein Lamm zu retten, das ein Wolf verfolgt.

Dieser Eingang in die Handlung ist von einer gewissen dramatischen Schönheit, menschlich einfach und doch auch zugleich wirksam. Der Zuschauer wird sogleich mit den beiden Hauptpersonen des Stücks bekannt und gewinnt

ein lebhaftes Interesse für sie. Nachdem dies geschehen und das Publikum auf eine in der That recht sinnige Weise zur Theilnahme angeregt worden, also gewissermaßen einen dramatischen Anschlag erhalten, d. h. durch eine Handlung frischweg ergriffen worden ist, erfolgt durch das Gefolge des Königs die Exposition, die wir vorstehend angedeutet und in der uns sogleich Stiohd, ein dänischer Jarl, welcher den glühenden Säben Italiens kennt und sich von Ehrgeiz verzehrt fühlt, und Hartwig, der Skalde, bedeutend entgegneten. Der letztere gibt auch Nachricht über Andvari's Ring, von dem es heißt:

Durch den Gott  
 Des Bösen, Loke, ward er uns — und bring'  
 Er auch die Weltherrschaft, ist doch die Gier  
 Nach Gold sein ew'ger Fluch.  
 Als Söhne eines Lobtschlages, den Gott Loke  
 Auf Erden einß verübte', versprach  
 Der Gott dem Vater des Erschlagenen Gold,  
 Das bis dahin die guten Götter bargen;  
 Er quälte drauf so lang den Onom Andvari,  
 Des Goldes Hüter in des Nordens Bergen,  
 Bis er ihm seinen Arming gab, doch gebend  
 Ihn so verfluchte wie das Gold, das an  
 Die Nibelungen kam.

Den Vater, dem Gott Loke gab den Ring,  
 Erschlügen seine beiden andern Söhne,  
 Nach seinem Goldschatz lästern, und laum daß  
 Des Vaters Blut verbracht war, stammte auf  
 Der Bruderzwist, und Fasnur trieb den Reigen  
 Rast und verwundet aus dem Vaterhaus,  
 Und eingeerzt im Drachenpanzer lag er  
 Jahrhundertlang als Hüter auf dem Goldschatz,  
 Erwürgend alle, die ihm nahten, bis  
 Des Nordens König Siegfried ihn erschach  
 Und seinen Schatz sich nahm — den Nibelungenhort.

So genügend eingeweiht in die Geschichte der handelnden Personen und des fatalistischen Ringes, führt der Autor uns weiter, indem er uns zeigt, daß Ragnar's Begegnung mit Aslöb auf beide nicht ohne Wirkung geblieben. Aslöb, von Stiohd angehalten, wird von Ragnar befreit, der, nachdem er die Hirtin wiedergesehen, sogleich Befehl gibt, Ellgifva seine Werbung abzusagen.

Diese Absage kommt indeß zu spät, denn die britische Königstochter ist ihrem Bräutigam schon entgegengeritten und trifft gerade ein, als Ragnar um Aslöb wirbt. Ellgifva verspottet nun aufs bitterste die Hirtinbrant und reizt dadurch Aslöb, sich ebenfalls als Königstochter zu erkennen zu geben und den Ring zu zeigen. Der Ring reizt das englische Königskind gar mächtig und so sehr, daß sie der Nebenbuhlerin zuruft:

Du hast den Mann, wohl an,  
 Gib mir den Ring dafür an deinem Arm.

Aslöb ist bereit es zu thun:

Wenn dich der Ring für diesen Mann entschädigt,  
 Bist du des Ringes — nicht des Mannes werth.

Ragnar aber hindert das Weggeben des Ringes, indem er ihn selbst für sich beanspruchte. Ellgifva, darüber erzürnt, stürzt rachedrohend ab.

Im dritten Acte beginnen die Folgen des verderblichen Ringes sich einzustellen. Das Gold erzeugt Aufstand, Meuterei, Verbrechen aller Art. Stiohd verfolgt Aslöb

nsaubern Zumuthungen und höhnt seinen König hin-  
ssen Rücken, ja er geht sogar so weit, Thorgny,  
jakt im Zorn erschlagen und von Ragnar deshalb  
andes verwiesen wird, zum Mordmord seines  
hers aufzureizen. Thorgny jedoch, durch dergleichen  
liche Zumuthungen zu sich selbst gebracht, verräth  
ir die nichtswürdigen Pläne Skold's, wofür ihn die-  
nordet, selbst aber in ewiges Gefängniß gesetzt wird.  
ir erkennt:

Niemand schwingt sich auf  
dem Gedanken, an den nackten Korbfels  
Weltherrschaft zu schmieden fest mit goldenen Ketten;  
wie auch die Erfüllung nahe liegt,  
o' ich darüber doch zu Grunde gehen!

iese Ahnung wahr zu machen, erscheint nun Ha-  
lndvari, Ragnar's Bruder, eine fabelhafte, durch-  
ndramatische Gestalt, ein skandinavischer Mephisto,  
unter anderm folgendermaßen äußert:

Oa, ha! 'S ist doch nicht übel,  
Cavalier zu sein — man magt zu thun,  
der gemeine Plebs nicht magt zu strafen.  
war es nicht, um toll zu werden? — He! —  
humberland, so meinten wir, sei dein,  
forns Brautgeschenk, und sie dein Weib —  
wollten überwintern dort recht warm —  
u warm! — Mein Schiff verbrannten sie und wollten  
braten dran — das war uns doch zu warm.  
erst an Ella's Hof, welch ein Empfang!  
waren müde bis zum Sterben, und  
imen Pferd'fall sperren sie uns ein.

rch solche und andere Neben spornt er Ragnar  
ren England zu Felde zu ziehen, was im künftigen  
schleicht. Harald Andvari ruft an der Felsenküste  
mberlands unter Sturm und Donner die Zwerge  
nomen zu Hülfe. Er declamirt:

Ja, ha, ha! Da lehne ich am Fels  
enke Schlachten. — Ragnar ist beslegt,  
seine Krone frei, Ellgiva ist  
ht für ihrer Liebe Schmach —  
seinen Goldbring erbt Britannien!

se ganze Figur ist unklar, phantastisch mager und  
jaurigen Reiz; sie macht das Drama gegen sein  
in verschommen und wirrig. Es ist nur matt,  
c dem besiegten Ragnar folgendermaßen entgegen-

Harald Andvari.  
— et — die Morgenluft weht kalt, Herr Bruder?

Ragnar.  
chter, du! Wenn du mein Bruder bist,  
m hast du den Angela mich geliefert  
hochverrath und argem Zauberspul?

Harald Andvari.  
n? — Geseht den Fall, ich sei dein Bruder,  
du, ich konnte je vergessen haben,  
ich statt mich dein Volk zum König führte,  
durch den Ring die Weltherrschaft geworden?  
a bot mir einen Hochzeind,  
ach das Glück der Liebe kühlen sollte,  
: sie wird entbrannt' für dich! Geholfen ist  
ntr und ihr und ihrem Volke auch!  
solches Weltherrschaft geht auf sie über;  
las hast du gekämpft — Andvari siegt.

Hierüber empört, schlägt Ragnar Harald Andvari  
nieder, der, in den Fels versinkend, flucht:

Son nun an sel dein Gold statt einzelner  
Der Völker Ziel — statt Bäche Blut laß Ströme fließen,  
Der Völkerflachten blut'ger Lohn sei du,  
Und was von Freiheit, Gleichheit sie auch schreien,  
Du sei es — du allein, wofür sie kämpfen!

Diese ganze Episode und Wendung ist ein Stück wie-  
ner Raimund in der hohen Hebbel-Tragödie, die gegen  
den Ausgang hin Form und Stil beinahe vollständig ver-  
liert und zum bloßen dramatischen Wirrwarr und Spec-  
tatel wird.

Ellgiva versucht, Ragnar Asög untren zu machen,  
und da er ihr hierin nicht nachgibt, seine Waffe aber beim  
Stechen nach dem versinkenden Andvari im Fels stecken  
geblieben, muß er sich ihr ergeben und schließlich in ihr  
Schwert rennen. Asög aber kommt, ihm die Harfe zum  
Lobesliede zu halten und dann, über seine Leiche stürzend,  
sein Ende zu theilen.

Unsere Erzählung ist zugleich eine Kritik des Stücks,  
das, weise angelegt, je tiefer es in die Handlung eingeht,  
auch je haltloser wird. Das Ganze ist wie eine Nachah-  
mung Hebbel's, aber von weiblicher Hand, welcher die  
feste Gestaltungskraft fehlt. Der Stoff bleibt allzu episch  
sagenhaft und gewinnt nirgends eine echt dramatische Pla-  
stik. Zu Zeiten wird sein Aussehen geradezu fragenhaft.

Nicht höher, sondern eher etwas tiefer stehen:

12. Dramatische Gedichte von J. E. Kopp. Viertes Bändchen.  
Luzern, R. Verischinger. 1866. 8. 24 Ngr.

Das erste Stück: „König Manfred oder Sieg des  
Kreuzes“, hat zum Zweck, das Christenthum im Kampf  
mit dem Mohammedanismus und seinen endlichen Triumph  
zu zeigen, der indeß nicht ohne große stilkliche Schwierig-  
keiten erfolgt. Die Vertreter des Halbmondes: die Für-  
stin Suleima und Hassan, Fürst der Kurden, werden  
kurzweg ziemlich schwarz geschildert. Letzterer ist ein roher  
Patron, der nur sinnliche Begierden und gar nichts Höhe-  
res kennt; Suleima ist von blinder Ländergier erfasst und  
lüstern, eine türkische Semiramis zu werden. In der  
Gegend von Amalfi von König Manfred beslegt und ge-  
fangen, weiß sie diesen, der bereits Vater von erwachsenen  
Kindern, durch ihre morgenländische Koletterie so sehr für  
sich einzunehmen, daß er in seinem christlichen Glauben  
wankend und zu dem Entschluß gebracht wird, sich mit  
der Belennerin Mohammed's zu vermählen. Inzwischen  
ist nun freilich Manfred's Sohn, Prinz Balder, in die  
Gefangenschaft der Sarazenen gerathen, und gegen diesen  
wird Suleima ausgewechselt. Damit sind aber Man-  
fred's Absichten noch nicht aufgegeben: er bleibt vielmehr  
mit jener orientalischen Kleopatra im Vernehmen, indem  
er sich zugleich spröde gegen den Bischof Magnus und  
gegen Herzog Robert, dem Konstantia, Manfred's Tochter,  
bestimmt war, zu erweisen beginnt.

Dies reizt die Streiter Gottes, und sie beginnen gegen  
Manfred zu conspiriren, was den Sohn desselben veran-  
laßt, sich in die Gefangenschaft der Sarazenen zurückzu-  
begeben, indem er zum Bischof also spricht:

Der du mir  
Das Höchste verleihe in zarter Jugend,  
Des wahren Gottes Kenntniß, nimm, mein Lehrer,  
Zum Dank aus dieser Hand das Beste, was  
Ich habe, meinen Anspruch an die Krone.  
Mag sie aus Manfred's Stamme wandern, Herr!  
Nur fallen laß sie nicht von seinem Haupt;  
Für harte Zeiten, die zur Prüfung kommen,  
Erlebe Robert die zum Christenstreiter:  
Nur nicht vor Normannland entehre Manfred!

Der sentimentale und etwas verwischene Prinz führt sein Vorhaben aus, kehrt zu Euleima zurück und kündigt ihr das Bündniß mit dem Vater auf. Diese, dem Vorden nicht trauend, fährt in die Kleider desselben und eilt ins Lager Manfred's, wo dieser indeß, über Robert's und Bischof Magnus' Verhalten außer sich gebracht, den letztern mit eigener Hand tödtet. Noch befeßt von dessen Blut, bietet er Euleima die Hand. Diese aber, aufgebracht durch den Mord des wehrlosen Greises, kündigt ihm die Freundschaft auf und neue Fehde an, indem sie sich dem rohen Hassan in die Arme wirft, den sie sonst verabscheut hat.

Manfred wird nun von Herzog Robert und den Moslemim zugleich bekämpft. Valder tritt bei Euleima für seinen Vater und das Christenthum ein, fordert sie zum Zweikampf und fällt. Sterbend findet ihn der Vater auf dem Schlachtfeld. Der Tod des Sohnes bricht Manfred das Herz. Er versöhnt sich nun mit Herzog Robert, damit dieser den Gefallenen räche; doch ist er selbst es wieder, der Euleima, die sich inzwischen mit Hassan verheiratet hat, ersticht. Hassan aber, gefangen freilich, verwundet Manfred auf den Tod, der verendend Herzog Robert und Konstantia segnet.

Das ganze Stück ist überaus unruhig und wirrig gehalten. Die Handlung springt her und hin, geht und getrieben von einer Schöpfungslust, die, wenig abgeklärt und vom guten Geschmac ziemlich verlassen, toll

darauf los rumort. Keine einzige der auftretenden Figuren wird dem Zuschauer eigentlich bekannt und vertraut. Hastig drängt eine die andere; nirgends ist Halt, nirgends eine Sammlung.ärm, Kampf, Trübel erfüllt alle fünf Acte und macht dem Leser zuletzt Hören und Sehen vergehen. Man wird wissen Geistes von der Lektüre und würde es wol auch von der Darstellung. Man wird für keine Erscheinung warm, gewinnt für keine Sympathie. Das Drama ist eine etwas plump zugehaueene Arbeit im Shakspeare'schen Geschmac, ein farbenreiches Delbild in verbleimtem Holzschnitt wiedergegeben. Dem entsprechend auch die Diction. Wir finden folgende Stellen:

Die Eifersucht, die ihn frist...

Blut goß ich auf in meines Lebens Uhr...

Komm, süße Braut! Der Muth hab' ich genug;  
Komm, daß aus unserm Blut ein Feld entspringe,  
Deß schneidend Schwert die Christenheute fresse!...

Du, Höl! hast den Hassan lang verschmäht;  
Jetzt hat das Schicksal ihn um dich verstrickt...

Und wär' es hier nicht etwas kühl, ich wollte  
Doch schlafen, bis sie käme, mich zu wecken...

Man wird uns einräumen, daß dies theils triviale, theils wenig geschmackvolle Verse sind.

Den übrigen, in demselben Theile enthaltenen dramatischen Gedichten können wir keinen höhern Werth zuerkennen. Die „Fischer“ sind ein einactiges Trauerspiel in der Art des „Vierundzwanzigsten Februar“, nur ohne den poetischen Schwung und Schliff dieser Schicksalstragödie, dabei unbedeutend im Vorwurf und ohne jede ideale Erhebung. „Roth und Schwarz oder die Sühne“, ein Schauspiel in einem Aufzuge, behandelt sehr breit eine unerhebliche Anekdote aus der schweizerischen Geschichte. „Kindleins Mord“ ist eine ziemlich ungeschickt in eine „dramatische Scene“ umgewandelte Ballade.

Stodter Wehl.

## Feuilleton.

### Litterarische Plaudereien.

Der Held des Tages in Paris ist gegenwärtig Victorien Carbon, der von der Presse vielfach mit Scribe verglichen wird. Sein neues Lustspiel: „Nos bons villageois“, macht jeden Abend im Gymnasetheater volle Häuser und hat einen jener Erfolge davongetragen, der, nach französischen Lauten gemessen, für einen deutschen Schriftsteller schon ein Vermögen bedeuten würde. Hierzu kommt, daß die deutschen Theater selbst sich beeilen, die Erfolge der pariser Bühnen auszubenten und für das Eigenthumsrecht dieser Stücke Summen bieten, wie sie deutschen Dramatikern nicht geboten werden. Es wäre leicht erklärlich, wenn die Beherrscher der Boulevardtheater Deutschland als einen geistigen Vasallenstaat betrachteten und auf die deutsche Litteratur vornehm herabsähen. Die Stücke Carbons haben am Théâtre français noch keinen Erfolg anzudeuten, desto größere Erfolge haben sie an der ersten deutschen Bühne, dem wiener Burgtheater, errungen. Wäre es zu verwundern, wenn Carbon die wiener Burg mit dem Gymnase- und Landestheater in eine Linie stellte und die deutsche dramatische Kunst dadurch um eine ganze Stufe gegenüber der französischen herabsetzte?

Auch „Nos bons villageois“ soll nächstens in Wien und

zwar am Carl-Theater in Scene gehen. Es wäre für deutsche Autoren lehrreich zu erfahren, gegen welche Bedingungen Herr Fischer von Herrn Carbon das jüngste Kind seiner Nase übernommen hat. Wir wollen zwar nicht eine Auflage auf Landesverrath erheben, wenn diese Bedingungen günstiger sind als diejenigen, welche einem Venedig oder einem andern deutschen Dichter bewilligt werden, wünschen aber doch, daß unsere Directoren ihre Vorliebe für die französischen Stücke auch auf die andern französischen Bühnenverhältnisse anwenden mögen und den deutschen Schriftstellern gegenüber nach dem Grundsatz verfahren: Was dem einen recht, ist dem andern billig.

Carbon's „Nos bons villageois“ wird von der französischen Kritik ziemlich einstimmig als eine gute Komödie gerühmt. Uns scheint indeß, als ob die Mischung von Satire und Räthsel dem Autor nicht ganz gelungen, als ob das Stück keineswegs aus Einem Guß gearbeitet wäre. Wenn man unter „geschickter Wache“ bloß die äußerliche wirre Anordnung der Scenen versteht, so mag man immerhin diesen Vorzug an dem Lustspiel rühmen. Versteht man darunter aber die ganze künstlerische Composition und ihre innere Einheit, so vermißt man sie mit Recht. Die Satire ist zu breit angelegt, um als Krabbe zu dienen, und die Haupthandlung selbst

und ihre Katastrophen haben mit „nos bons villageois“ durchaus nichts zu thun. Einem deutschen Stück mit so lotharem Stoffe würde man die Prädicate versagen, mit denen man so bereitwillig die französischen Stücke ehrt.

Ohne Frage besitzt Sardou eine satirische Ader, wie er überhaupt der geistreichste unter den französischen Sittenmalern der Gegenwart ist. Die Genrebilder der ersten Acte, in denen er das Volkleben der pariser Dorfnachbarn und den Haß schildert, den sie gegen die Pariser und gegen ihren eigenen von der pariser Cultur belebten Naïve hegen, sind scharf gezeichnet und kernisch geschickt arrangirt. Die halb bäurische Lächerlichkeit mit ihren ungeheuerlichen Ränken erheitert die Pariser um so mehr, als ihre eigene Ueberlegenheit dadurch glänzend illustriert wird. „Nos bons villageois“ sind eine Schmeichelei, die Sardou den Pariser in das Gesicht sagt — und diese sind dankbar genug, darüber durch den Success zu quittiren, den sie dem Stücke verschaffen. Was nun aber die Haupthandlung betrifft, so finden wir Deutsche in derselben zu unserer Verwunderung ganz das Motiv wieder, das Freytag in seiner „Valentine“ benutzt hat. Ein Liebhaber bekant sich fälschlich als Dieb, um bei einem spätern Besuch die Dame seines Herzens nicht zu compromittiren. Doch so gewagt diese Scene auch in dem deutschen Drama erscheint, so ist doch der größere Takt und die feinere Motivirung auf Seiten des deutschen Dichters. Der aus Amerika kommende unbekannte Saalfeld kann ein Abenteuer wagen, das für einen jungen Advocaten, den Sohn eines in der Gegend angeesehenen, bekannten Mannes, doch ziemlich hoffnungslos erscheint. Natürlich gilt das französische Abenteuer einer verheiratheten Frau; denn einem französischen Drama ohne einen leisen Anflug von Ehebruch fehlt der eigentliche Hauptgott. Während wir aber in der „Valentine“ uns durch die Schlusswendung versöhnt fühlen, nachdem in der dramatischen Schachpartie auf den Zug des Mannes der entsprechende Gegenzug der Frau erfolgt ist, wird in „Nos bons villageois“ der Abschluß in ziemlich äußerlicher Weise vom Zaun gebrochen. Der edle Dieb wird gerechtfertigt durch seine Begegnung mit einem jungen Mädchen, die an dem verhängnißvollen Abend stattfand, und erhält die Hand dieses lebenswürdigen Geschöpfes, dem er eine zarte Reizung eingebläst hat. Die guten Leute vom Lande sind gegenüber dieser Verwicklung und Entwidlung ganz Staffage geworden und bilden das bestreute Publikum dieser rührenden Scenen. Einzelne derselben sind in der That mit vieler Feinheit ausgeführt, und gerade jene Begegnungsscene athmet eine Naïvetät von großer Frische und Anmuth.

Nachdem Sardou durch dies Lustspiel den Vogel abgeschossen hatte, wurde er noch einmal der Held des Tages durch eine briefliche Polemik mit seinen Freunden von der Feder in Vertheil eines allernuesten Stückes, welches man am Boulevardtheater zur Aufführung vorbereitete. Sardou's Productivität steht, wie wir sehen, in vollster Blüthe; er schüttelt die fünfzigsten Stücke aus dem Kermel. Dies verdient keinen Tadel. Productiv sind alle bedeutenden Dramatiker gewesen, von Sophokles und Aristophanes bis auf Lope de Vega, Calderon und die albritischen Bühnendichter. Unproductive Kypse machen gern aus der Noth eine Tugend. Sardou ist darauf bedacht, dem Publikum immer neue Ueberraschungen zu bereiten. Diese Freude aber gerade sollte ihm in Bezug auf sein neuestes Stück verdorben werden. Der „Figaro“, das „Evénement“, die „Liberté“ und andere der gelesesten Zeitungen gaben im Voraus eine genaue Inhaltsangabe des Stückes der sogar hin und wieder einige kritische Richtigkeiten aufgesetzt waren. Sardou schrieb darauf einen in den Blättern veröffentlichten Brief an seine Kollegen, der in möglichst artiger Form die unverhohlene Enttäuschung ausdrückt über diese Verletzung seiner vorausgesetzlichen Bühnenerfolge — und zog das Stück, welches den für das hawwüthige Paris besonders interessanten Titel „Maison neuve“ führt, zurück.

Natürlich protestirt der Director des Boulevardtheaters dagegen, und die Sache wird zur Entscheidung einem Areopag vorgelegt — der leider in Deutschland nicht existirt —, der Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller. Sie hat zu Gunsten der Direction entschieden, Sardou soll für jeden Tag der verzögerten Aufführung 500 Francs zahlen. Er schonte sich daher mit dem Director aus, und die Proben nahmen ihren Fortgang. Die Presse beschäftigt sich indeß mit der Frage, die auch für Deutschland nicht ohne Interesse ist, und fördert dabei mancherlei Axiome zu Tage, die mit der Theorie mehr im Einklang sind als mit der Praxis der französischen Dramatiker. Im allgemeinen sind die deutschen dramatischen Schriftsteller sehr damit zufrieden, wenn sich die Journalistik die Mühe gibt, schon im Voraus dem Publikum die thatsächlichen Voraussetzungen ihrer Dramen und den Gang der Handlung klar zu machen; denn die Wirkungen ihrer Dramen werden dadurch nicht beeinträchtigt, sondern nur in volleres Licht gesetzt. Daß zweite Vorstellungen oft einen günstigeren Eindruck machen als die ersten, das liegt darin, daß die Vorgesprungen der ersten das Publikum bereits in den Zusammenhang des Stückes eingeweiht haben. Und unser Theaterpublikum ist so zerstreut, daß dergleichen Felsbrücken und kritische gradus ad parnassum ihm keineswegs entbehrlich sind. Der Eindruck der classischen Dramen wird dadurch nicht geschwächt, daß das Publikum die meisten Werke derselben angewandig kennt. Mit den dichterischen Größen Frankreichs im Théâtre français ist es übrigens derselbe Fall. Molière, Corneille und Racine können dem Publikum keine Ueberraschungen mehr bereiten, außer den ewig neuen Ueberraschungen ihres Talents. Und wie lächerlich wäre Euripides gewesen, wenn er sich darüber beklagt hätte, daß ein athenienischer Familienrath dem Publikum den Stoff seiner „Elektra“ oder „Iphigenie“, der nicht nur durch die Mythe bekannt, sondern auch von seinen beiden großen Vorgängern benutzt war, im Voraus erzählt habe! Oder Shakespeare, der meist durch die Poesie bereits gefeiert oder auch von Zeitgenossen bearbeitete Stoffe in seinen Dramen behandelte!

Doch die französische Boulevarddramatik speculirt auf die Ueberraschung; Sardou's Brief ist in dieser Hinsicht eine Confession, der es an Aufrichtigkeit nicht fehlt, die aber gerade deshalb eine kritische Reaction hervorruft. Seine „guten Freunde“ vertheidigen sich, indem sie dabei ganz richtige ästhetische Principien aufstellen. Ueberhaupt handelt es sich bei der ganzen Frage nur um eine première représentation. Für die hundert übrigen, deren sich ein erfolgreiches Stück in Paris erfreut, kann die dann in allen Zeitungen durchgesprochene Fabel des Stückes keine Ueberraschungen mehr bieten. Doch freilich, die Bedeutung einer première représentation in Frankreich ist eine sehr große — und vielleicht kennt Sardou sein Publikum. Er will sich keine Richterchen an dem Christbaum anblasen lassen, der am ersten Abend mit dem vollen Glanz der Ueberraschung seinen Pariser entgegentrafen soll.

### Bibliographie.

- Wimard, G., Die Gambucinos. Roman. Deutsch von A. Bießer. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.  
 — — Eine mexicanische Raube und drei kleinere Erzählungen. Deutsch von A. Bießer. 2 Bde. Leipzig, Kollmann. 1867. 8. 1 Thlr.  
 Auf den böhmischen Schlachtfeldern. Geschichte eines preussischen Trompeters. Mittheil. a. d. R. Bagel. 8. 3 Ngr.  
 Weba, Kirchengeschichte der Angelsachsen. Als Anhang: Willibrod's Leben des heil. Bonifatius. Deutsch von R. M. Wilden. Schaffhausen, Hartel. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.  
 Borovj, C., Die Utraquisten in Böhmen. Quellenmäßig dargestellt. Wien, Gerold's Sohn. Lex.-8. 6 Ngr.  
 Brandis, J., Das Münz-, Maß- und Gewichtswesen in Vorderasien bis auf Alexander den Großen. Berlin, Herdt. Gr. 8. 4 Thlr. 30 Ngr.  
 Dr. Georg Seyler, Pastor zu Annaburg. Einige Blätter zur Erinnerung für seine Freunde. Berlin. 8. 12 Ngr.  
 Stahr, A., Bilder aus dem Alterthum. (IV.) — A. u. d. L.: Agrippina, die Mutter Nero's. Berlin, Guttentag. 1867. Gr. 8. 3 Thlr.  
 Streiflichter auf die Polemik über die Schlacht von Solferino. Leipzig, Seidmar. Gr. 8. 23 1/2 Ngr.

# Anzeigen.

**Neuer Verlag von F. A. Brodthaus in Leipzig.**

## Geographie und Reisen.

- Abé-Rolleman, Robert.** Reise durch Süd-Brasilien im Jahre 1858. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr. 10 Ngr.
- Abé-Rolleman, Robert.** Reise durch Nord-Brasilien im Jahre 1859. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 24 Ngr.
- Bremer, Frederik.** Leben in der Alten Welt. Tagebuch während eines vierjährigen Aufenthalts im Süden und im Orient. Sechzehn Theile. 8. Geheftet 5 Thlr. 10 Ngr. Gebunden (in sechs Bänden) 6 Thlr. 15 Ngr.
- Gregorovius, Ferdinand.** Wanderjahre in Italien. Drei Bände. 8. Jeder Band geh. 1 Thlr. 24 Ngr., geb. 2 Thlr.
- Erster Band: Figuren; zweite vermehrte Auflage.
- Zweiter Band: Lateinische Sommer.
- Dritter Band: Siciliana; zweite durchgesehene Auflage.
- Heine, Wilhelm.** Eine Weltreise um die nördliche Hemisphäre in Verbindung mit der Ostasiatischen Expedition in den Jahren 1860 und 1861. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Kremer, Alfred von.** Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts. Mit einer Karte von Aegypten. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Müller, Baron J. B. von.** Reisen in den Vereinigten Staaten, Canada und Mexico. Mit Stahlstichen, Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten. Drei Bände. 8. Geh. 10 Thlr. (Der dritte Band auch einzeln u. d. T.: Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico. 4 Thlr.)
- Polak, Dr. Jakob Eduard.** Persien. Das Land und seine Bewohner. Ethnographische Schilderungen. Zwei Theile. 8. Geh. 4 Thlr.
- Preyer, William, und Dr. Ferdinand Zirkel.** Reise nach Island im Sommer 1860. Mit wissenschaftlichen Anhängen. Nebst Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. 8. Geh. 3 Thlr. 10 Ngr.
- Rauwar, Karl von.** Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Sechste verbesserte Auflage. 8. Geh. 6 Ngr.
- Robinson, Edward.** Physische Geographie des Heiligen Landes. Aus dem Nachlass des Verfassers zur Ergänzung seiner früheren Schriften über Palästina. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Schlagintweit (Hermann, Adolphe und Robert de).** Results of a scientific mission to India and High-Asia. Undertaken between the years 1854 and 1858, by order of the Court of Directors of the Honourable East India Company. With an atlas of panoramas, views and maps. Vol. I—IV. Jeder Band mit Atlas 26 Thlr. 20 Ngr.
- Spre, John Hanning.** Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit zwei Karten, zwei Stahlstichen und zahlreichen Holzschnitten. Zwei Theile. 8. Geh. 6 Thlr.
- Staedler, G. L.** Lehr- und Handbuch der allgemeinen Geographie. Zweite vermehrte Ausgabe. Mit in den Text gedruckten Holzschnitten. 8. Geh. 2 Thlr. Geb. 2 Thlr. 10 Ngr.
- Tischendorf, Constantin.** Aus dem heiligen Lande. Nebst fünf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Tafel. 8. Geh. 2 Thlr. 10 Ngr.

**Tschudi, Johann Jakob von.** Reisen durch Südamerika. Mit zahlreichen Abbildungen in Holzschnitt und lithographirten Karten. Erster und zweiter Band. 8. Geh. Jeder Band 3 Thlr.

**Vambéry, Hermann.** Reise in Mittelasien von Tcheren durch die Turkmanische Wüste an der Ostküste des Kaspiischen Meeres nach Chiwa, Buchara und Samarkand, angeführt im Jahre 1863. Mit zwölf Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Deutsche Originalausgabe. 8. Geh. 3 Thlr.

**Werner, Heinrich.** Die preussische Expedition nach China, Japan und Siam in den Jahren 1860, 1861 und 1862. Reisebriefe. Mit sieben Abbildungen in Holzschnitt und einer lithographirten Karte. Zwei Theile. 8. Geh. 3 Thlr. 20 Ngr.

Verlag von F. A. Brodthaus in Leipzig.

## Kampf und Untergang

des

## Melanchthonismus in Kursachsen in den Jahren 1570 bis 1574

und die Schicksale seiner vornehmsten Anhänger.

Aus den Quellen des königlichen Hauptstaatsarchivs zu Dresden bearbeitet von

Dr. phil. Robert Calinich,

Dialonus in Chemnitz.

8. Geh. 1 Thlr. 20 Ngr.

Auf Grund der Originalacten im Hauptstaatsarchiv zu Dresden sowie der von den wittenberger Lehrern und ihren Gegnern ausgegangenen Schriften gibt der Verfasser hier zum ersten male eine parteilose und klare Darstellung der Kampf, welche mit dem Anathema der Melanchthonischen Lehre, ihrem Anschluß an Kursachsen und der Verurtheilung ihrer Träger und Beförderer endeten. Die Geschichte jener kirchlichen Bewegung wird dadurch in gründlicher Weise aufgeklärt; namentlich wirft der Proceß gegen die Häupter der bekämpften Richtung (M. Schütz, Dr. Stöckel, Dr. Crocan, Dr. Feun) mit seinem tragischen Ausgange interessante Schlaglichter auf den Geist und die Leidenschaften der damaligen Zeit. Das Buch ist von gleichem Interesse für die theologische Welt, besonders in den sächsischen Landen, wie für Historiker und die Freunde der Geschichte.

Verlag von F. A. Brodthaus in Leipzig.

## Unsterblichkeit.

Von

Heinrich Ritter.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ritter's Schrift über Unsterblichkeit, über den notwendigen Zusammenhang des zeitlichen mit dem ewigen Leben, bildete in ihrer ersten Auflage einen Theil des Sammelwerks „Unterhaltende Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung“ und erfreute sich so großen Anklangs, daß der berühmte Verfasser dadurch bewogen wurde, seine Untersuchung in vielfach erweiterter Form dem Publikum vorzulegen. Diese Umarbeitung ist ein fast ganz neues Werk geworden, für das um so mehr eine regere Theilnahme erwartet werden darf.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Edward Brodthaus. — Druck und Verlag von F. A. Brodthaus in Leipzig.



# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 47. —

22. November 1866.

Inhalt: Okeanische Studien. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Populäre Gesundheitslehre. Von Heinrich Birnbaum. Unterhaltungsliteratur. — Frikkelon. (Literarische Plaudereien; Bruchstücke einer Ribelungenhandschrift.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Okeanische Studien.

(Beschluß aus Nr. 46.)

Der zweite Band des großen Werks von Adolf Bastian enthält die Beschreibung der „Reisen in Birma in den Jahren 1861—62“ und ist in hohem Grade ansprechend durch die Schilderung der birmanischen Volksitten, der indischen Landschaften und der Reiseabenteuer.

Seinen ersten Aufenthalt nahm Bastian in Rangun, dessen goldene Pagode, der kolossale Schwebagon, den Ankommenden von fern entgegenläßt. Ueber diesen Aufenthalt hat er ein Tagebuch geführt, das uns im Anhang mitgetheilt wird. Interessant ist die Beschreibung jener großen Pagode:

Man steigt zu der soliden Masse des Mauernwerks auf drei Terrassen hinauf, wo an jeder der vier Seiten Treppen emporleiten. Der zur Pagode führende Weg war früher mit einer Mauer von Spitztürmen besetzt, von denen einige noch erhalten stehen. Der Eintritt am Thore führt zu einem Aufgange, der an drei Seiten (Osten, Süden und Westen) mit einem rothen Holzbach, das von Leoparden getragen wird, bedeckt ist. Neben dem Thore sitzen zwei dicke Steinfiguren, eine männliche zur Linken (des Eintretenden), eine weibliche (mit sügendem Kinde) zur Rechten, beide mit dem wohlwollenden Ausdruck der Spitz im Gesicht. Hinter dem Thore stehen in zwei verzierten Nischen zu beiden Seiten zwei vergoldete Buddhas. Zwischen Leoparden und unter Holzbächern, die vielfach mit Zierathen beschnitten sind, führt der Weg aufwärts, anfangs allmählich, dann steiler und auf Treppen. In den Höfen sind aus freistehenden Felsblöcken an beiden Seiten große Krokodile angebracht, die (wie in Mexico) den Kopf eines eberzahnigen Belu (Ungeheuers) im Rücken haben. Auf der Plattform, die größtentheils (wie vielfach die Trocaski) künstlich aufgetragen ist, steht die Pagode, im Innern (wie die Pyramiden) massiv und ausgefüllt (mit Ausnahme des kleinen Reliquienkastens, den sie einschließt). Sie steigt in runden Windungen auf, die sich verengen und dann nach einer Einschnürung mit einer Kuppelspitze abschließen, im obern Theile ganz mit Blattgold belegt (das aber nicht das lebhafteste Glitzern verursacht, wie die goldenen Kuppeln im Moskau oder Rom). Unter dem bedeckenden Zeh (Schirm) hängen kleine Glocken, die durch den Wind und jeden Lustzug bewegt, ein beständiges Geklingel ertönen lassen. Rings um die Pagode stehen Steinfiguren von stehenden Löwen und an den Ecken die (ägyptischen) Figuren von Mannköpfen (Manuthia) mit ausgebreiteten Ohren und Haube. Die Halle vor der Pagode ist an beiden Seiten mit kolossalen Figuren stehender

Buddhas (ähnlich den ägyptischen Memnonen) besetzt, und im Hintergrunde mit einer großen Mannichfaltigkeit von Buddha-Figuren (stehend und stehend, groß und klein, weiß und dunkel, schwarz oder vergoldet) angefüllt, von denen sich drei der hervortretendsten in Nischenrecessen finden. Auf der andern Seite der Pagode trifft man eine ähnliche, aber kleinere Halle, und eine Menge von Tempelhütten mit überhängenden Holzbächern stehen auf der Plattform umher, verschiedene Mengen von Buddha-Figuren enthaltend. Andere Buddhas sieht man in niedrigen Steinsäulen, und ein Stringebäude ist in zwei Reihen mit Nischen gefüllt, welche jede eine kleine Figur enthalten. In der Nähe sitzt eine große Figur mit kleineren an beiden Seiten, Gantama mit seinen beiden Schülern rechter und linker Hand darstellend. Ueber den Figuren größerer Nischen finden sich Holzschnitzereien, theils tanzende, theils kämpfende Figuren, sowie stehende oder auf dem Arm gestützte Figuren darstellend. Die Schnitzereien einer andern Halle zeigen verschiedene Ungeheuer der Wälder (eine Frau mit Vogelfüßen, einen Mann mit einem Pferdekopfe über dem seinigen), oder der Flüsse (wie einen fallenden Mann mit Flügeln). Pfeiler für Flaggen stehen umher, sowie Pfosten mit dem mythischen Vogel (Henza) des kommenden Buddha (ausgeschweift, wie der Pfau der Koromandelküste). Daneben finden sich mitunter geschnitzte Buddhas, auch hier und da geschnitzte Belus, oft zerbrochen. An einer der von Ziegeln aufgebauten Buddha-Figuren der Hallen lehnte ein kleines (zum Theil zerbrochenes) Steinbild. Zwei mächtige Glocken (die eine 244790 Pfund) hängen in Holzhäusern und sind beschrieben, sowie einige Pfeiler des einen Hauses. An verschiedenen Stellen quillt das in ihrer Schmelzung verbrauchte Silber oder Gold vor. Hohe Steinische, zum Niederlegen der Blumen oder Gewürze, stehen vor den Löwen der Pagode umher, sowie Altarnischen vor den Manuthias. Von der Plattform (wo sich auch die Wache des englischen Arsenal findet) sieht man auf die bewaldete Umgebung Ranguns, aus welcher die Windungen des Flusses hervorblicken, sowie auf die Seen, aus denen die Erde für den Bau jener verwandt wurde.

In der Pagode von Remendyne ist für die Meditationen des vornehmsten Pungyi eine kastenartige Hütte gebaut. Für die oft wenig geschmackvolle hinterindische Mythologie legt eine Legende Zeugnis ab, die sich an Buddha's Erbenwällen knüpft: Als Buddha unter dem Bananenbaume mit Mara kämpfte, stieg die Erdböttin auf die Anrufung jenes aus dem Boden und preßte so viel Wasser (das von Buddha in allen seinen frühern Existenzen vergossen war) aus dem Poppe, um Mara mit allen seinen Armeen fortzuschwemmen. Wie eigenthümlich

die Frömmigkeit der Birmanen sich oft zeigt, das sehen wir aus der folgenden Anekdote:

An einem Tage im October war eine große Zahl Birmanen um die Wasserläche versammelt, die sich in der Regenzeit vor der Stadtpagode bildet. Die Sonne war durchgebrochen und zeigte in dem Spiegel nicht nur das Bild dieser, sondern auch das der etwa eine halbe Meile entfernten goldenen Pagode, da wahrnehmlich zufällig in diesem Jahre das Wasser nach der Seite hin etwas weiter ausgebreitet war, so daß man beim Entlichtheten die Reflexion bemerkte. Das Gerlicht einer neuen Manifestation der Gottheit, die in das Wasser niedergefallen sei, verbreitete sich durch die Stadt, und während des ganzen Tags hielten dort Equipagen, aus denen Männer und Frauen in ihrem Festtagsornat aufstiegen, um am Wasser zu beten. Auch Pungpis fanden sich ein und alles jubelte über die Herablassung des hohen Pagoden, seinen kleinern Bruder zu besuchen.

Ueber die Begräbnißfeierlichkeiten, die Schauspiele und Volksfeste in Rangun gibt Bastian interessante Mittheilungen. Von den birmanischen Liedern, die er übersetzt, lassen wir das erste folgen:

Denk' ich deiner Schönheit Ruhme,  
ferne, deiner Huldgehalt,  
Wie der Schmetterling zur Blume,  
fliegt zu dir mein Herz alsbald.

Früh're Sünden muß ich büßen,  
Daß ich also schmacht' im Bann  
Und, mein Schicksal zu verfluchen,  
Nicht einmal mich rächen kann.

Der, dem du die Hand gegeben,  
Ach, ich kenn' ihn nicht einmal,  
Aber denk' ich sein, durchbeben  
Schon mich Haß und Bornesqual.

Denn noch immer liebesfordernd  
Ist mein Herz dir zugewandt,  
Heiß in wilden Flammen lobernd  
Gleich dem großen Westenbrand.

Von Rangun ging die Fahrt den Irawaddi aufwärts nach Prome, anfangs über einen Nebenarm des im Delta weitverzweigten Hauptstroms, dann auf dem majestätischen Strome selbst. Der Fluß ist sehr belebt, der Verkehr zwischen Rangun und dem Hinterlande ein reger. Die Ausdauer der Hindus im Bootschleppen wird gerühmt; die Birmanen stehen hierin den Bengalen nicht nach. Bastian besuchte verschiedene Klöster und Pagoden in den Uferorten. Sehr zahlreich sind die meist unter Banyanen stehenden Nathhäuser oder Teufelstempel, die aus einem Bambusgerüste bestehen, in dem ein kleiner Käfig, gleichfalls aus Bambus, mit den Opfergaben von Reis, Betel, Früchten u. s. w. aufgehängt ist. Der in der Nähe hausende Dämon kommt dann gelegentlich, um von ihnen zu naschen, wenn sie ihm die Vögel nicht vorher gestohlen haben.

Wie die Birmanen sich mit einigen ihrer Glaubensartikel abfinden, namentlich mit dem Verbot, Thiere zu tödten, das beweist ihr Fischfang und die Art und Weise ihrer Fischbereitung:

Das Fischen ist ein bedenkliches Geschäft für den Buddhisten, und ich habe besonders in den Tempelgebäuden Siam's mit großen Farben die Strafe abgebildet gesehen, die des Fischers nach dem Tode harret. Der arme Schlufer baumelt mit

der Zunge an einem Angelhaken, womit ihn höhnische Dämonen zum Spiel aus einem Fischpfuhl aufziehen und wieder hinfallen lassen. Diese erbarmungslose Strafe steht der bauernswürdigen Sünder vor sich, und da er doch einmal, um nicht mit seiner Familie zu verhungern, sein Geschäft fortreiben muß, sucht er womöglich durch eine Hintertür zu entschlipfen. Die Lieblingsgerichte der Birmanen ist das Ngapie, dieser entsetzliche Strauß entzweigter Fische, den man fängt, dem aber noch keine entgangen ist. Ueber ganz Birma lagert eine verpestete Atmosphäre und ich bin mitten auf der freien Wasserwildniß des Irawaddi für Stunden nicht aus ihrem Bereich herausgekommen, wenn gerade ein mit Ngapie beladenes Schiff im Binde lag. Diese Delicatsse wird bereitet, indem Fische in die Erde vergraben und im Hautgout fauliger Verwesung mit ranziger Butter eingemacht werden. Wie man von dem Kase unserer Feinschmeder erzählt, daß er, wenn beim Dessert die Glasglocke weggenommen wird, auseinanderläuft und gejagt werden muß, so berichten die Birmanen die Elefantengeschichte, daß einst ein mit Ngapie beladenes Schiff von den darin erzeugten Bärmern sortgeschleppt worden ist, auf Nimmerwiedersehen. Die Verfertigung des Ngapie nun ist es, wofür die Fischer hauptsächlich massenhaften Abiath ihres Ertrags finden, und da es bei dem Product auf Frische nicht ankommt, so haben sie ein Auslaufsmittel gefunden, um ihre Hände nicht mit unschuldigen Blute zu besudeln. Die gefangenen Fische werden nicht getödtet, sondern nur in die Sonne gelegt, um sie nach der langen Reise zu trocknen, und wenn sie über dieser guten Absicht absterben sollten, so ist es nur ihre eigene Schuld.

Die Stadt Benzabad am Irawaddi hat 11000 Einwohner, ist von einem reichen Reisdistricte umgeben und besitzt einen ausgedehnten Handel. Prome ist eine alt-historische, denkwürdige Stadt. Von Dwattabong, dem großen Volkshelden, ist alles voll und jedes Kind auf der Straße weiß von ihm zu erzählen. Neben der großen Glocke der Schwefandoh-Pagode stehen vier Löwen und auf einem derselben sitzt Dwattabong beritten, mit dem berühmten Fled auf der linken Wade. Die dort herumwandernden Beter erzählen, daß dieser Fled früher lebendig gewesen und jeden andern Tag von einer Wade zur andern übergegangen sei. Ueber die Grenzstation zwischen dem englischen und dem eigentlichen Birma, Thapetungpo, über das pagoden- und kupfereiche Pagan, das durch Töpfereien berühmte Pandabon gelangte Bastian endlich nach dem einst hochberühmten Ava, dessen Stadtmauern sich, mit dichtem und dunkeln Pflanzenwuchs umhüllt, längs des Flusses hinstrecken. Ava ist ganz in Verfall, obgleich es noch in manchen Geographien als die Residenzstadt Birmas figurirt. Seine Pagoden und Paläste liegen in Trümmern, überwuchert von volllaubigen Bäumen. Dasselbe gilt von Amarapura, dessen Häuser indeß noch besser gehalten und hier und da selbst bewohnt sind. Der Palast, dessen vieredrige Außenmauern nach stehen, umschließt Schutthaufen, Steinruinen: eine Wüsten, welche die Gärten, die Schlösser, die Teiche, die Höfe alle in gleicher Weise verschlungen hat. Wo viele Jahre lang das geräuschvolle Treiben eines Volks herrschte, von dem die Geschichte eines Reichs bestimmt wurde, da lagert jetzt lautloses Schweigen und der Tod.

Die jetzige Hauptstadt ist Mandalay, landeinwärts gelegen, durch eine brennende Ebene vom Flußhause getrennt. Diese neue, durch einen Nachspruch des Königs

improvisirte Residenz ist in drei ineinandergeschobenen Vierecken am Fuße des Mandalayhügels erbaut:

Der König wohnt mit seiner ausgedehnten Familie und den Palastbedienten im innersten Quadrat, wo er sich außer durch die Mauer noch mit hohen Palissaden umschänzt hat. Das Innere ist ein Convolut von Höfen, Gärten und Teichen um das Schloß und die Lusthäuser der Prinzen, nebst den Tribunalen der höhern Gerichte und den Conferenzsälen der Minister. Das zweite Quadrat enthält die durch Umzäunungen voneinander isolirte Häuser der Beamten, Offiziere und Soldaten, und bietet in seinen breiten, im Viereck einander durchkreuzenden Straßen einen reinlichen, aber todtten und langweiligen Anblick. Eine hohe, durch breite Thürme flankirte Mauer, deren vier massive Thore abends geschlossen werden, umgibt auch diese Soldatenstadt, die dem Quartier der Mandäer in Peking entspricht, und wird nach außen durch einen tiefen Wassergraben umgeben. Dann folgt in weitem Abstände die äußere Stadt, die man auch die Vorstädte nennen kann, da sie sich bis jetzt nur an einer Seite angehäuft und noch nicht den ganzen ungeheuren Raum des ihr angewiesenen Vierecks, um die andern beiden einzuschließen, angefüllt hat. Sie ist offen, noch ohne Mauern, aber sie macht doch die eigentliche Stadt aus, wo die Kaufleute, Arbeiter und Handwerker leben, die Stadt des Volks, und auf den Hauptstraßen, ihren Märkten und Bazaren herrscht reges Leben. Der Einbruch Mandalays, als ich dort ankam, war ein noch sehr unbefriedigender. Aus den alten Residenzen Ava und Amarapura fortziehend, hat der König seine neue Hauptstadt auf das samtpfähe Terrain einer flachen Ebene hingepflanzt, die früher zum Reisbau diente, und die schattenlos ohne Bäume in der prallenden Sonnenhitze brennt. Alle Paläste, Mauern und Tempel sehen, trotz des darauf verwendeten Schmucks, noch so unfertig und frisch aus, als ob sie einem wandernden Nomadenvolke angehörten, das heute seine leichten Zelte aufgeschlagen hat und sie morgen wieder abbrechen kann.

In Mandalay hielt sich Bastian nun längere Zeit auf, indem er sich seinen philologischen, historischen und philosophischen Studien mit Eifer hingab, im Verkehr mit den Bedin-Dea, den Doctoren der Bedas, welche zum Theil beschriebene, zum Theil mit magischen Figuren bemalte Zitzbücher mit sich führen, im Verkehr mit den Aebten der Klöster, die ihm mancherlei für den buddhistischen Glauben wichtige Enthüllungen mittheilen.

Bastian wollte, von dem Monarchen Birmas unbekannt, in Mandalay wohnen; als er sah, daß er zu sehr die Aufmerksamkeit auf sich lenkte, begab er sich in ein benachbartes Dorf; doch auch hier war seines Bleibens nicht. Die Zeitungen hatten bereits seinen Namen ausgesprochen, und gerade an diese moderne Fama hatte er in Hinterindien nicht gedacht. Der König befohl, daß Bastian das Dorf verlassen und wieder seinen Wohnsitz in Mandalay nehmen solle. Auch wurde ihm eine Audienz bewilligt:

Das Gemach, wo wir eintraten, war, wie die übrigen, von rothgemalten und mit Vergoldungen verzierten Pfeilern getragen. Die schmalen Thüren waren an den Seiten, gegenüber aber sprang eine, mit einem Geländer versehene Balustrade vor, zu der man auf einer in der Mitte angebrachten Treppe aufsteigen konnte. Die Pfosten saßen auf der Erde, mit dem Gesicht gegen die Balustrade gerichtet, und als der König aus einer im Hintergrunde geöffneten Thür hervortrat und auf einem an der obersten Treppentstufe gestellten Divan Platz nahm, warfen sich alle zur Erde nieder, die königlichen Prostrationen auszuführen, und blieben dann auf Knien und Knien liegen. Nicht hatte man neben einem der Pfeiler, etwas abseits von

den übrigen, aber dem König ziemlich vis à vis placirt, und keine weiteren Vorschriften über das Niederstehen gegeben, als daß die Füße von dem Könige weggewandt sein müßten, wie dieses die königliche Stellung in Gegenwart jedes birmanischen Vornehmen ist, und auch von diesen unter sich gegenseitig beobachtet wird.

Der König erkundigte sich nach Bastian's Reisezweck, dieser erklärte, daß man sich in Europa besonders befleißige, die Religionen fremder Länder kennen zu lernen, daß es gerade in Bezug auf den so weitverbreiteten Buddhismus den Gelehrten noch immer an genügenden Untersuchungen fehle, und daß es ihm daher am passendsten erschienen sei, diese Lehre in Birma selbst zu studiren, als demjenigen Lande, wo sie sich am reinsten erhalten habe. Dem König klang diese Rede gar lieblich, denn er ist ein bigotter Zelos seiner Religion und gilt für den tiefsten Kenner der heiligen Sakertexte im ganzen Lande. Als indeß Bastian die Reisebewilligung in die nördlichen Provinzen des Reichs, nach dem altberühmten Tagoung, zum Zwecke buddhistischer Studien vom Könige zu erhalten versuchte, da verschwand dessen gute Laune plötzlich. Nach einigem Schweigen sagte der Monarch: „Für das Studium des Buddhismus gibt es kein besseres Land als Birma, in Birma keinen bessern Platz als Mandalay, in Mandalay keinen bessern als meinen Palast. In meinem Palast steht eine Wohnung bereit, dort kann der Buddhismus studirt werden, ich werde für Lehrer und Bücher sorgen und alles Nöthige liefern. Ist es so recht oder nicht?“ Auf diesen Beweis besonderer Gnade mußte Bastian „Ja“ sagen und verlebte nun seine Zeit in Mandalay als Gast oder Gefangener Sr. Majestät in einem pavillonartigen Lusthaus des Palastes. Die verschiedenen Erlebnisse in dem Palast, die Besuche des Königs und der Prinzen, der Unterricht im Buddhismus, die Ungnade, in welche der Reisende fiel, die Turen wider Willen, der Einbruch und Diebstahl, sind alle sehr anschaulich geschildert und bilden zusammen eine allerliebste Novelle von erotischem Colorit. Natürlich fehlt es ihr auch an Betrachtungen nicht; denn die Gespräche mit Birmanenfürsten und Gelehrten drehen sich nicht um Alltägliches, sondern um die tiefsten Fragen des Lebens. Bastian's birmanischer Lehrer machte ihm häufig Vorwürfe über die unceremoniöse Art, mit der er Bücher behandelte, wenn er bei seinen Studien zwischen oder gar auf denselben saß. Die Birmanen beweisen jedem Buche Verehrung, selbst dem A-b-c-Buche, und halten es für eine große Sünde, wenn man darüber hinwegsteigen sollte. Sie verehren auch die Schiefertafel, und der Schüler, der die zu buchstabirenden Silben auf sie geschrieben hat, bückt sich erst mit gefalteten Händen vor ihr nieder, ehe er sie aufnimmt und die Lektion abliest. In Europa wird ein solcher Cultus mit dem niedergeschriebenen Wort wol nur von wenigen Autoren getrieben.

Der König katechisirte übrigens den Herrn Doctor fleißig und ersuchte ihn, den fünf Geboten nachzuleben. Nur über das erste Gebot des Nichttödtens gab es eine Differenz. Bastian erzählt:

Ich sagte dem Könige, daß wir Europäer an animalische

Nahrung gewöhnt wären, und daß wir ohne Fleischgenuss nicht in voller Gesundheit bleiben würden. „Das hat ja nichts damit zu thun“, entgegnete der König, „Fleisch essen mag jeder und es ist auch von mir nicht verschmäht. Man muß nur die Thiere nicht selbst tödten, sondern es durch andere ausführen lassen. Wenn einmal todt, geht es uns nichts an, wer der Thäter ist.“ So war diese Controverse beseitigt. Aber, warf ich ein, wie es sich denn damit verhielte, wenn man sein Leben zu verteidigen hätte? Man würde doch immer berechtigt sein, einem Todschlag beabsichtigenden Angreifer darin zuzulassen? Der König war anderer Meinung. Wer noch solche rohe Ansichten hätte, möchte gar glauben, das Recht zu haben, kleine Insekten zu tödten (denn solche, die auf den Körpern krabbeln, gibt es auch in Birma, und selbst im Hause des Goldfischigen). Er drang in mich, dieser Häresie zu entsagen, wenigstens für die Zeit, daß ich in seinem Palaste lebe, und ich erklärte mich bereit, vorausgesetzt, daß ich unter seinem mächtigen Schutze, unter dessen Throne alle Wesen der Schöpfung halbigend aufgestellt sind, von niemand provocirt würde. Dann um seine Lehren durch ein praktisches Exempel zu illustriren, gab er ein Zeichen, worauf ihm einige Goldläste mit Papagaien gebracht wurden. Sie öffneten und den Vögeln die Freiheit schenkend, schaute er triumphirend nieder auf den blutdürstigen Seiden, der sich nicht schonte, auf Morden zu sinnen. Die Papagaien sollen indeß, da sie den Weg aus dem Palaste nicht so leicht finden können, in der nächsten Stube wieder aufgefangen werden, um eine neue Vorstellung zu erwarten.

Die Märchen und Gnommen, Elegien und Schauspiele und Liebesgedichte der Birmanen, von denen uns Bastian mehrfache Proben mittheilt, sind durchaus nicht ohne poetischen Werth. Die Elegie des verbannten Ministers, durch die er glücklicher als Ovid das Herz seines Herrn rührte, gilt bei den Birmanen nicht mit Unrecht für ein Meisterwerk. Einen Vorber für Rhomun, den Verbannten des bösen Waesagebirgs! Von den Weisheitsprüchen citiren wir den folgenden: „Wenn du Feuer ausmachst, laß keinen glimmenden Funken übrig, wenn du Schulden bezahlst, laß nichts zurück und im Kriege schone keines einzigen Feindes; denn diese drei Dinge werden sich vermehren und deinen Untergang herbeiführen.“ Die Liebeslyrik ist natürlich sehr hyperbolisch. In einem Liebesliede meldet einer der jungen Herren seiner Dulcinea, daß er seine Gefühle durch Schreiben nicht ausdrücken könne, sein Herz sei zu voll. Griffel und Tusche würden nicht genügen, die Zeit würde nicht reichen in den Jahren seines Lebens, und das Papier würde nicht langen, sollte er auch genug zusammenrücken, die Oberfläche der Erde zu bedecken. In einer Novelle schreibt der Schmachthende der Dame seines Herzens: Wenn er an sie denke, wäre es ihm, als ob er am Abend seiner Tagereise das Taschentuch rücke, in dem das am Mittag verpesserte Stühnerfleisch eingewickelt gewesen. Nur der liebliche Geruch sei geblieben, aber die Befriedigung fehle, und so wecke ihr Bild in der Erinnerung nur größere Sehnsucht nach körperlichem Zusammensein. Dieser Vergleich zeichnet sich jedenfalls durch seine realistische Färbung vorthellhaft aus.

Ueber den Buddhismus selbst erhalten wir besonders in diesem Abschnitt manche wichtige Aufklärung. Die buddhistische Hierarchie mit ihren Puggols, Charabans u. s. w. läßt sich ohne Schwierigkeit mit der katholischen vergleichen, wie überhaupt die religiösen Einrichtungen,

die Hierarchie und das Klosterwesen, die Excommunicationen und Teufelaustreibungen eine so große Ähnlichkeit mit denen der katholischen Kirche haben, daß fromme Anhänger der letztern den ganzen Buddhismus für Teufelsputz erklärten, der sich darin gefalle, den Katholicismus durch dies asiatische Kloster- und Mönchswesen zu travestiren.

Gleichwol ist der Buddhismus in vieler Hinsicht tiefsinniger als die Lehren der abendländischen Religionen. Der Glaube an persönliche Unsterblichkeit, wie er in diesen lebendig ist, beruht auf der logisch undenklichen Voraussetzung, daß etwas, was einen Anfang hat, kein Ende habe. Des Menschen Leben beginnt auf der Erde, um dann ewig fortzubestehen. Die Lehre von der Präexistenz ist die notwendige Grundlage des Unsterblichkeitsglaubens, wenn er einen logischen Halt haben soll. Wir sträuben uns dagegen, weil uns von jener Präexistenz das Bewußtsein fehlt.

Bei den Buddhisten gibt es Existenzen und Präexistenzen in Fülle; die Schuld schlägt in die Fesseln stets erneuter Wiedergeburt, bis sie durch zunehmendes Verdienst getilgt wird. Ueber das Bewußtsein in Betreff dieser Existenzen finden wir bei Bastian folgende frappirende Mittheilung: „Der zur Buddha-Würde Gelaugte durchschaut im Bodhi die Grundursachen des Seins und alle seine frühern Existenzen sind ihm gegenwärtig; aber eine partielle Erinnerung gleich der des Pythagoras tritt schon auf frühern Stufen ein.“ Es ist also eine Reihe von Existenzen möglich, denen das Bewußtsein der vorangegangenen fehlt oder in die es nur flüchtig hineinschimmert; dann aber tritt eine höhere Existenz ein, welche gleichzeitig das Bewußtsein all der frühern zusammenfaßt. Dieser Glaube hat offenbar eine logische Begründung, während die unendliche Entwicklung von einem fixirten Anfangspunkte aus einem Grundgesetz des Denkens widerspricht.

Von dem „Nibban“, dem Zustande des Losgelöstseins, kann nach einem Ausspruch des Hauptes der Geselligkeit, Zarabandapaya, nichts eine Vorstellung geben; doch erklärte er, daß jemand, wenn er nicht länger den vier Leiden der Schwere, des Alters, der Krankheiten und des Todes unterworfen ist, das Nibban erlangt hat. Ueber den Buddhismus selbst fällt Bastian das folgende Urtheil:

Die Formeln, daß alles vergeht, nichts beständig ist, jedes Zusammengesetzte den Keim des Verfalls in sich trägt, waren an dem pietistischen Hofe in eines jeden Munde. Der tiefe Weltschmerz, aus dem mit der Existenz ungetrennlich verbundene Leiden hervorstach, bildet den Grundzug des Buddhismus, der jedoch durch die Gewalt seiner Wahrheiten seine Deuker übermannt und nur zu der Religion der Einsagung führt. Das Wohlwollen der Gläubigen muß sich nach ihrem Leben auf alle Wesen erstrecken, geht aber im praktischen Leben mehr über das passive Wohlwollen der Nichtverlezung hinaus. Jewe active Erregung allumfassender Liebe, die erst in dem Einklang sympathischer Harmonien ihre Befriedigung findet, bleibt der buddhistischen Apathie fremd, und somit jeder Fortschritt, denn auch die Candidaten der Buddha-Würde perspiren durch das Maßlose ihrer Selbstopfer die organische Entwicklung.

Ueber das „Nirwana“ selbst gibt unser Reisender an einer andern Stelle folgende Aufschlüsse:

Im Gegensatz zur buddhistischen Welt der Maya constituirte das Nirwana, gleich dem neuplatonischen Hyperon, eben das wirkliche Sein, das eigentliche „Ding an sich“. Es ist die völlig neue Existenz des Jenseits, die in keiner Weise mit der vorigen verglichen, in keiner Weise aus ihr begriffen werden kann. Die Brücke des Zusammenhangs ist abgebrochen, und was ausgeblieben wird, ist eben die Verknüpfung. Alles stirbt im Dunkel der Maya hin, aber es erscheint nur dunkel und schwarz dem irdischen Auge, dessen eigenes schwaches Licht vor dem blendenden Weiß jenes Glanzes in Blindheit erlischt. Sollten wir das hohle Nirwana mit dem positiven Wissen unserer naturwissenschaftlichen Ausdrucksweise ausfüllen, so würde es sich in unsere Harmonie des Kosmos verwandeln. Obwohl die, durch die Schöpfung Adi-Buddha's bei den Wisaritas beeinflussten Systeme gern den Buddha zur Hauptperson der Trinität machen, anmaßende Priesterherrschaft sogar zuweilen die Sangha, so begründet sich doch die Wesenheit des Buddhismus, als erstes und letztes Princip, auf die Dhamma oder das allgemeine Gesetz, nicht nur das Moralgesetz, sondern das auch dieses begreifende Weltgesetz, aber die im Verständniß der Buddhi harmonisch zusammenwirkenden Gesetze des Als, wie es sich am bestimmtesten bei den Svambhavas ausgesprochen findet, die alles Entstehen auf die der Natur innewohnende Energie zurückführen. Auch die Buddhisten suchen die in der rastlosen Thätigkeit der Entwicklung gekörte Ruhe wiederherzustellen, aber sie lehren in epaischer Negation zu der Ruhe des ersten Anfangs, im Nichtentfalten, zurück, und versinken in den Urgrund des Mythos, während unsere Naturwissenschaften sich zu der Ruhe der letzten Erfüllung hindurchzuarbeiten suchen.

So tief sinnige Anschauungen, so geniale Lichtblitze der Buddhismus enthält, so darf man gleichwol nicht glauben, daß er eine durch den Gedanken geläuterte Religion sei. Als Religionsystem enthält er eine durchaus abenteuerliche, mit hyperphantastischen Ungeheuerlichkeiten reichlich ausgestattete Mythologie, und der äußere Cultus, der allerdings in vielen Formen das Gepräge geistiger Vertiefung trägt, ist ebenso reich an einem abgeschmackten Ceremoniell. Jenen Mönchen, die in ihm einen parodistischen Teufelspud erkennen, muß es besonders auffallen sein, daß der volkstümliche Cultus der Heiligen, wie er in katholischen Ländern durch Andacht vor den Heiligenbildern an den Straßen gepflegt wird, seine Parodie in dem buddhistischen Cultus der Dämonen findet. Die mit Opfergaben reichlich ausgeschmückten Rathäuser und Teufelstempelchen mochten den Missionaren wie eine Persiflage ihrer Marienkapellen vorkommen. An Höllen und Himmeln fehlt es den Buddhisten nicht, obgleich nach ihres Stifters esoterischer Lehre der Höllengott nur im Herzen des Sünders wohnt. Jede der acht Etagen der Hölle ist wieder von sechzehn kleineren Höllen umgeben. Die Verschiedenheit der Qualen ist in den Tempeln mit lebhaften Farben dargestellt. Doch ist die Auffassung der Höllenstrafen nur eine allegorische:

Das ganze Gebäude der buddhistischen Kosmologie ist eine allegorische Gedankenschöpfung, denn auch die Himmeln sind von den Contemplativen schon während des Lebens bewohnt, und die sich der Ewigkeit nähernde Lebensdauer, die den obern gegeben wird, soll nur das Fallen zeitlicher Schranken in der reinen Geistesthätigkeit verunslichen. Wie der Rationalismus die religiösen Dogmen in abgezogene Speculationen verflacht, so verkörpert umgekehrt der Buddhismus die philosophischen Deductionen der Samgha in mythologische Phantasiegebilde.

Eine interessante Lehre, ein Materialismus mit einer moralischen Pointe, wir möchten sagen mit einem seelenwandernden kategorischen Imperativ, ist die folgende:

Die buddhistischen Schulen des Mahajana leugnen mit der bestimmtesten Entschiedenheit die Persönlichkeit des Ich, indem der Mensch als solcher sich nur als Gesamtproduct der ihn constituirenden Effecte ergibt. Der Mensch ist aus fünf Khanda zusammengesetzt, d. h. „Bündel“ verschiedener Eigenschaften, von denen sich eins auf das Materielle (Rupa), die vier andern auf das Geistige (Rama) beziehen. Wenn diese fünf Bündel nebeneinandergelegt sind, so entsteht das, was als Mensch bezeichnet wird, ebenso wie aus der Zusammenfügung von Achse, Weichsel, Rädern u. s. w. dasjenige Ding hervorgeht, das den Namen „Wagen“ erhält. In seiner Unterredung mit König Milinda gebraucht Nagarjuna das letzte Gleichniß und bemerkt, daß wie die Achse, die Weichsel, die Räder u. s. w. nicht einzeln für sich der Wagen sei, obwohl sie zusammen einen solchen ausmachen, ebenso wenig läge die Wesenheit des Menschen in dem Körper, der Seele, der Geistesthätigkeit u. s. w., aber das gleichzeitige Miteinandersein erzeuge das Mensch genannte Wesen. Das gemeinsame Band, das diese losen Bündel zusammenhält, ist die organisch aus Samen zu Früchten fortwachsende Kamma, die in der nach Verdienst lohnenden Vergeltung guter und böser Thaten, nicht nur, wie in der heiligen Trägödie in diesem Leben, sondern durch alle Wechsel der Existenzen hindurch ungetrennt begleitet, bis sie erst der in die Vorhalle des Nirvān eingetretenen und dadurch von den Wiedergeburten gelöste von sich abstreifen kann.

Von den ungeheuern Zahlen, mit denen die Phantasie der Hindus in ihren Religionen und Philosophien zu spielen liebt, gibt das Register der 29 Buddhas ein Beispiel. Der zweiundzwanzigste Buddha z. B. lebte zu einer Zeit, wo das menschliche Lebensalter 80000 Jahre betrug. Wiedergeboren als König Arendama erfreute er sich mit den andern gleichzeitig lebenden Sterblichen eines Alters von 70000 Jahren. Bei Gautama's Geburt in Kapilavastu war das Lebensalter der Menschen auf 100 Jahre reducirt, aber wenn zur Zeit des Weltherrschers Tinka der Buddha Arimatheya in Sidumipich geboren werden wird, beläuft es sich wieder auf 80000 Jahre. Das Leben der Dhamma in der Kewasana dauert nach Deshaunterayes 80000 Weltrevolutionen, was er zu 107 Trillionen 520 Millionen Jahren berechnet. Jedenfalls gilt da nicht der Spruch: ars longa, vita brevis — man hat Zeit genug, selbst der Weisheit des Buddha auf den Grund zu kommen.

In dem Verlauf seiner Reisebeschreibung gibt Bastian noch zahlreiche interessante Mittheilungen über buddhistische Religionsanschauungen, ohne systematische Anordnung, mit frischer Ursprünglichkeit, wie sie ihm gerade aus schriftlichen oder mündlichen Quellen zufließen. Man möge in dem Werke selbst nachlesen, was Bastian über die sechs Wunderkräfte des Abhinan, über die Seelenthätigkeit der fünf Dvāra oder Thore, über die fünf Stufen der Meditation und den Terrassenhimmel, über die den Mönchen dargebrachte Verehrung, die als ein geistiger Heroendienst im Sinne Carlyle's betrachtet werden kann; über die schädlichen und schützenden „Nat“, von denen der eine auf dem Kopfe des Menschen, der andere auf Büffeln lebt; über die Weltssysteme, über die Toleranz der Buddhisten u. s. w. an verschiedenen Stellen mittheilt. Ueber die indische „Psyche“, die Leip-pya, finden sich pikante Notizen.



Die Ursache der Träume ist, daß die Erip-pya im Schlafe umherwandert. Deshalb wird es vielfach für schädlich gehalten, plötzlich aus dem Schlummer zu weden. Auch die Tagallen hüten sich, einen Schlafenden aufzurütteln, da die Hälfte seines Geistes im Traume umherwandere und dadurch an der Rückkehr gehindert werden könnte.

Sollte eine Frau in künftiger Seelenwanderung als Mann geboren zu werden wünschen, so kann sie das nur erlangen, wenn sie ihren Ehemann behandelt mit Engelsliebe, d. h. mit Zuneigung, Achtung und Aufmerksamkeit. Doch wird dies nicht zu leicht sein; denn in Lokonibi heißt es: „Frauen sind ebenso geneigt zu sündigen, wie Flüsse sich zu krümmen, und stecken so voll Verschlagenheit, wie ein Wald voll Feuerholz.“ Auch dergleichen originelle Lehren der Lebensweisheit sind zahlreich in Bastian's Werk zerstreut. Sehr unterhaltend sind auch die Märchen, die der birmanische Prinz bei seinen Besuchen dem abendländischen Weisen im Schloß von Mandalay erzählte. In diesen Märchen geht's oft recht grausam und wenig menschenfreundlich zu, wie man's in buddhistischen Landen erwarten sollte. Einige Schuldige werden ins Feld eingegraben und ihre Köpfe abgepflegt; einem Mädchen jeden Tag ein kleines Stück ihres Fleisches abgeschnitten, vor ihren Augen zu Suraz verarbeitet und zum Essen eingezwängt. Um die Pein zu verlängern, wird mit den vidern Theilen des Körpers begonnen u. s. f.

Auch über die medicinischen Schulen Birmas hatte Bastian während seines Aufenthalts im Schloß zu Mandalay hinlängliche Gelegenheit sich zu unterrichten, um so mehr, als er selbst sehr gesucht war und auf Befehl des goldfüßigen Monarchen mehrere Curen unternehmen mußte ganz gegen seinen eigenen Willen. Namentlich galt er für einen guten Ohrenarzt und mußte das Gehör mehrerer Hofbeamten curiren — ein sehr nöthiger Sinn für einen Diener Sr. Majestät. Es gibt übrigens in Birma eine Art physiologischer Schule, die der Dath (Elemente), welche nur die Diät reguliren, während die andere Schule, die der Dsaj (Mediciner), starke allopathische Dosen in ihren Recepten gibt.

Bastian hatte gewöhnlich in seinem Hause einen oder zwei Schreiber sitzen, welche birmanische oder Palibücher auf Palmblätter copirten. Der Schuttpatron der Schreiber ist Mahibotea, Gautama's Schüler, der mit solcher Geschwindigkeit Bücher copirte, daß er jeden Tag einen Kasten mit dem Staub füllte, der von den Palmblättern beim Eintrügeln abfiel. Noch geschickter war freilich ein anderer Schüler Gautama's, Shin Manakalah, der sich durch seine hohen Verdienste die sogar seinem eigenen Lehrer verborgene Kunst erworben hatte, die im Plagregen fallenden Tropfen zu zählen.

Am ersten Tage des Jahres herrschte in den Straßen der Stadt und der Vorstädte ein tolles Leben, indem sich alles mit Wasser begoß, besonders die Damen waren eifrig in ihren Kanonaden, und als unser Reisender an einem Baume vorbeiritt, wo eine Gesellschaft derselben Posto gesaß hatte, wurde weder Reiter noch Pferd gespart.

Mit einem Reisepaß, geschrieben auf einem langen Palmblatte, das zusammengerollt werden konnte und mit dem königlichen Siegel des Pfau versehen war, machte sich Bastian bald nach Beginn des neuen Jahres auf zur Reise nach Longu. Der Weg ging am Fuße der Shanberge hin, durch malerische Gegenden, schöne Wälder, über welche die Gipfel der Berge zum Himmel ragten. Doch fand sich häufig großes Elend — einzelne Dörfer waren von den Bewohnern verlassen, weil sie die Bedrückungen der Beamten nicht ertragen konnten. Mancherlei Abenteuer erlebte der Reisende mit seiner Escorte, die nicht wirklich Schutz bei Angriffen ist, sondern zur Verhinderung derselben dient, denn der Dorfbeamte, dessen Leute den Reisenden escortiren, ist für alles verantwortlich, was geschieht. Bastian fand mancherlei Veranlassung auch zu naturwissenschaftlichen Beobachtungen. So berichtet er von den Ameisen Birmas und Siams:

An Ameisen ist ein größerer Ueberfluß in Hinterindien, als den Hausfrauen lieb ist, und alle Provisionskränke, wenn nicht frei aufgehängt an einem mit Harz beschmierten Zaun, müssen mit den Füßen in Wasser gestellt werden; oft sogar die Betten, in denen transportationsunfähige Kranke auf lästige Weise durch Ameisen gequält werden können. Ein große rothe auf den Bäumen lebende Art der Ameisen versetzt empfindliche Stiche, gegen die der durch den Jungle sich durcharbeitende Reisende ebenso sich versehen muß, wie gegen die widerhaltigen Dornen. In Siam beobachtete ich ein interessantes Factum an Ameisen, von dem ich nicht weiß, ob es bekannt ist. In der Nähe meines Fensters mußte ein Ameisenneß sein, und fast jeden Morgen, wenn ich dort schrieb, sah ich einen langen schwarzen Zug sich über die Fensterbank hinbewegen nach der andern Seite der Jalousien, in der geschwinden, rührigen Thätigkeit des regelmäßigen Kommens und Gehens, wie es sich immer in den Arbeiten dieser wohlorganisirten Coloniën findet. Etwas seitwärts längs des Zugs sah man eine weit größere Art, mit dickem Kopf und hellem Farbe, sich in einzelnen Individuen umherbewegen. Aber dem Absicht und Bedeutung ich anfangs ebenso wenig ins Klare kommen konnte, wie Bates über seine Worter Major. Nach einiger Zeit hatte ich indeß Gelegenheit zu beobachten, daß dann und wann eine Ameise aus dem beschäftigten Trupp herauskam, auf den Rücken der nächsten großen Ameise sprang und auf ihr, den Zug auf und nieder, umherjagte, einem Offizier gleich, der die Ordnung seines Regiments beaufsichtigt. Dann stieg sie ab, in die allgemeine Masse zurückkehrend, und der Reiter, oder im Verhältniß der Größe zu den andern, der Reitelesant, schlenderte wieder im unbestimmten Saal umher, wie freigelassenes Vieh beim Strafen. Sonnet beschränkt Ameisen, die er auf dem Rücken anderer gesehen habe, aber für kämpfende hielt, da sie sich in den Rücken festgebissen hatten. Die von mir gesehenen saßen indeß ganz frei auf dem Rücken ihres Trägers, und machte das Ganze unwillkürlich den Eindruck, als ob man hier gezähmte Hausthiere vor sich habe, die nach dem Bedürfniß benutzt würden. In der Hitzzeit sah ich die Luft mit den fliegenden Ameisen, die durch die Flügel zu ganzen Wollen zusammengetrieben werden. Als wir ein in Rangun beim Abendessen saßen, kam eine solche in das Zimmer hereingeweht, und hatte in einem Augenblicke die appetitliche Suppe in Schüssel und Teller gestülpt. Das Schließen der Fenster genügte nicht, oder war zu spät, und wir mußten den halb erleuchteten Tisch, der die Insassen anzog verlassen und in einer dunkeln Nebenlammer unser Essen beenden. Nach dem Abfalle der Flügel werden die Körper von den Eingeborenen als Delicatsse gesammelt.

Die wichtigen Lebewaldungen in jenen Gegenden

ist forstmäßig regulirt; deshalb finden fortwährende und Brügelen der von den Aufsehern bewaffneter Holzhauer über Grenzberichtigung der einzelnen Theile statt. Bastian fuhr den Sittang hinab nach einer Stadt, die auf hohen Ufern etwas zurück aufsteigt, noch mit ihren alten Mauern umgeben, in der sich die europäischen Residenten, sowie die Missionäre am Flusse angesiedelt haben. Hier machte mancherlei neue Studien über das buddhistische Leben. Die weitere Thalfahrt auf dem Sittang führte hweggin und Sittang-myo. Erstere Stadt liegt lerischen bewaldeten Hügeln umgeben in einem engen Kesseltal, durch welches der Sittang in den Schlangenwindungen hinzieht. Weiterhin hatte überschwemmte Ebene Pegus in einen unabsehbaren See verwandelt — interessant ist die Beschreibung der Fahrt durch das ganz in Wasser stehende Land. gelegen ist Molmein, wo der Blick gern auf den r gestalteten Berggruppen und den Tempeln verweilt. Bastian wohnte hier im Hause des Brool,

in hochgelegenen Gartenresidenzen Molmeins, von deren der Blick das lieblichste Panorama umfaßt. Im Strahlenfranze strecken sich aus dem weiten Becken Zusammenflüsse die schimmernden Wasserarme zwischen den Hügeln, bis sie sich mit der Ferne in der zunehmenden Dämmerung verlieren. Jede Spitze strebt mit einer Poesie zum Himmel, jedes Thälchen birgt ein Dorf oder stille Rit talmäßigen Schlägen eilen die Kuderboote vorwärts gleiten mit vieredigem Segel die Fischer vorbei, lastige Schiffe wiegen Holz an ihren Anker.

folgen Bastian auf seiner Elefantenreise an die Grenze:

Besteigen des Elefanten im Walde ist für den Ungeübten leicht, wenn er sich nicht geradezu von seinen Diensthülfe lassen will. In Städten und in der Nähe ansehnlicher Tempel sind Gerüste aufgerichtet, ungefähre Höhe, wie der Rücken des Elefanten steht. In Birma sind solche meistens an den Häusern der Vornehmen, und ein Kennzeichen derselben, da Arme sich keine zum Reithier halten würden. In Ermangelung solch man auch wol eine Leiter, die an den Elefanten wird, und auf der man zu der Höhe hinaufsteigt. indeß im Walde zuweilen neben dem Elefanten her ausgegangen war, und ihn nachher wieder besteigen ab mir nur der den Eingeborenen gewöhnlichste Weg, an den Elefant auf die Knie klopft und das dann gemein zum Tritte gebraucht. Der zwischen den Ohren anac gibt die Hand zur Hilfe und reißt den Befehl sich hinauf. Auf den Gepädelefanten klettert zuweilen ab des Wegs ein ermüdeter Coolie von hinten über den hinauf, um sich durch einen kurzen Ritt auszu- auf jedem Elefanten sitzt ein Cornac mit einem eisernen in der Hand, womit er die Stirne des Thieres an kann. Doch kommt dies Mittel, außer in der unzeit, selten zur Anwendung. Gewöhnlich regiert den Elefanten nur durch Worte, und besitzen diese sie als Hausthiere ziehenden Karen eine große dies gelehrtge Geschöpf, das nach der Satapathas einen Theil menschlicher Natur besitzt, als aus den Aditya abgeschnittenen Fleischstücken Martandab das Inbiern gilt der elefantensköpfige Ganesa für das er Weisheit und Buddha zog in der Gestalt eines

weißen Elefanten mit sechs Stoßzähnen in den Leib seiner Mutter ein, die ihn im Traume empfing, sich in der menschlichen nächststehenden Existenz zur Wiedergeburt verweilend.

Wir verlassen dann Bastian an der stamessischen Grenzstation Maetata, einem mit Anpflanzungen umgebenen Walddorf am Railmountflusse, das von dem Gouverneur und seinen Beamten, sowie von den Bearbeitern der Lealwaldungen bewohnt ist, gespannt auf den Fortgang seiner Reise in Siam; denn wir haben den Reisenden in seinem vielseitigen und unermüdblichen Streben liebgewonnen; es leuchtet uns aus seinen Reisebildern nicht nur das anziehende Colorit des Orients entgegen, wir tauchen auch unter in die Tiefen einer merkwürdigen Weisheit, deren Schleier Bastian mit vorurtheilsfreiem Sinne lüftet und die, wenn auch unsern religiösen Anschauungen fremd, sich doch mannichfach in unsern philosophischen Systemen von Hegel bis Schopenhauer spiegelt.

Rudolf Gottschall.

### Populäre Gesundheitslehre.

Die Lehre von der Gesundheit und Krankheit des Menschen. Für alle Stände bearbeitet von Karl Biskor. Leipzig, Günstiger. Dritter und vierter Band. 1865—66. Gr. 8. 2 Thle. 15 Ngr.

Das Erscheinen dieser letzten beiden Bände hat etwas lange auf sich warten lassen, was um so stärker empfunden werden mußte, als der Anfang der Herausgabe ganz allgemein mit Beifall begrüßt worden ist. Von der Ursache dieser Verzögerung erfahren wir eigentlich nichts. Nach näherer Prüfung des Inhalts wird es indeß wahrscheinlich, daß das verspätete Erscheinen in dem sehr lobenswerthen Streben des Verfassers, nur Gediegenes und wirklich Vollendetes aus der Hand zu geben, seinen Grund gehabt habe. Denn in dem Herbeischaffen des umfangreichen Materials und in dem gewissenhaften und sachverständigen Bearbeiten desselben hat er in der That keine Mühe gescheut. Dadurch ist nun aber diese zweite Hälfte des Werks ein würdiges Seitenstück zu der ersten geworden, die wir in Nr. 6 d. Bl. f. 1865 besprochen haben.

Der Zweck der ganzen Arbeit besteht nun darin, das gebildete große Publikum für die Lehren über Gesundheit und Krankheit des Menschen empfänglich zu machen. Sie will belehren, aber auch zugleich die Veranlassung zum selbständigen Denken geben. Diesen zweiten Punkt sieht sie mit Recht als den bedeutend wichtigeren an, jeder Gebildete soll mit vernünftigen Gründen über sein persönliches, physisches und geistiges Wohl und Wehe urtheilen können, soll durch eigenes Nachdenken die Mittel und Wege auffinden können, welche zur Verhütung der Krankheiten, zur Erhaltung der Gesundheit unumgänglich notwendig sind. Ist nun die Lösung dieser tief ins Leben greifenden Aufgabe von hoher Bedeutung für jeden allein stehenden Menschen, so steigert sich ihre Wichtigkeit immer höher bei den Personen, welche dazu berufen sind, das körperliche und geistige Gedeihen ganzer Gemeinden, ganzer Staaten, ganzer Völkerschaften zu überwachen.

Dabei wollen wir nun nicht in Abrede stellen, daß gerade von seiten der Behörden schon sehr viel zur Verbesserung der Gesundheitspflege geschehen ist, aber wir dürfen es auch nicht leugnen, daß darin noch unendlich viel mehr hätte geschehen können, wenn man dabei eine gründliche Belehrung des einzelnen nicht für weniger wesentlich gehalten hätte als die gesetzliche Bevormundung der Gesamtbevölkerung. Das ist aber der schwache Punkt, den unser Verfasser zu kräftigen sucht. Die Pflege der Gesundheit des Volks soll nicht bloß von oben herab, von seinen Vätern kommen, sondern hauptsächlich auch mit von unten hinauf, durch jeden einzelnen, durch Familien und Schulen ins Leben gerufen werden. Es sollte ernstlich dafür gesorgt werden, daß jedem Individuum von Jugend auf eine klare Einsicht in das Wesen und in die Ursachen der Gesundheit und Krankheit beigebracht würde, damit man überall da, wo es nöthig ist, auf seinen durch Ueberzeugung und freien Willen gekräftigten Beistand rechnen kann. Das Buch belehrt uns, daß dies durchgehends möglich sei, und zeigt uns auch die Wege zu diesem edeln Ziele. Es ist begeistert für die von ihm erstrebte große Sache der Humanität, verläßt aber doch nie den Boden der einfachen Wirklichkeit und weiß sich mit verständiger Ruhe stets in den Schranken zu erhalten, welche in Hinsicht der Durchführung auf keine unübersteiglichen Hindernisse stoßen. Eine ähnliche und zum Theil ausführlichere Charakteristik des Werks haben wir früher schon einmal gegeben, aber aus Liebe zum Buche und aus Rücksicht auf den von ihm erstrebten würdigen Zweck konnten wir eine nochmalige Erinnerung nicht gut unterdrücken.

Zu den fünf Abschnitten der besprochenen ersten beiden Bände bringt nun der dritte sieben neue hinzu. Der sechste Abschnitt bespricht die Contagien und Miasmen bei ansteckenden Krankheiten und Seuchen; der siebente handelt von den Parasiten; der achte von der Hautpflege; der neunte von der Bekleidung; der zehnte von Wohnungen und Wohnplätzen; der elfte von den Witterungseinflüssen; der zwölfte vom Klima.

Ueber die Art und Weise der Ansteckung bei den sich bössartig verbreitenden Krankheiten haben die Aerzte und Naturforscher schon seit Jahrhunderten sich vergebens abgemüht, einen befriedigenden Aufschluß zu erlangen. Man kennt hier nur das Schreckbild der Thatfachen, über das wahre Wesen der Ursachen hat man noch kein Licht verbreiten können. Hier herrscht noch immer ein undurchdringliches Dunkel und ein ewiger Ansichten- und Hypothesenstreit. Mit diesem offenen Geständniß leitet der Verfasser seine erste Untersuchung ein und stellt zugleich die Begriffe der Eintheilung in sporadische, pandemische, endemische und epidemische Ansteckungskrankheiten fest, auch macht er deutlich, was man dabei von einem acuten oder chronischen, von einem fieberhaften oder fieberlosen Auftreten derselben zu halten habe, und unterläßt es auch nicht, den Unterschied zwischen Contagium und Miasma klar auseinanderzusetzen. Nach dieser allgemeinen Einleitung folgt dann ein specielles Eingehen in die Krankheiten selbst. Wir lenken

die Aufmerksamkeit auf die asiatische und indische Cholera, welche der Verfasser mit Recht als die größte Weltseuche der neuern Zeit ansieht. Obgleich es wahrscheinlich ist, daß diese schreckliche Krankheit schon sehr lange zur Plage der Menschheit existirt, so kennen wir die Hauptzüge derselben doch erst seit einigen vierzig Jahren. Der Verfasser berichtet darüber:

Am 19. August 1817 wurde Dr. Robert in Jessora, 40 Stunden nordöstlich von Kalkutta, zu einem Kranken gerufen, der an der Cholera litt, nachdem diese bereits in andern Theilen Indiens unter den Eingeborenen geherrscht hatte. Von da ab breitete sich die Seuche so schnell aus, daß in zwei Monaten bereits mehr als 2000 Einwohner Jessoras und der Umgegend erlagen. Schon gegen Ende September erreichte sie Kalkutta. In diesem ersten Jahre sollen im englischen Indien 600000 Menschen der Cholera erlegen sein. Im Jahre 1818 breitete sie sich über ganz Bengalen, westlich nach der Küste Malabar und südlich nach der von Koromandel aus; sie überstieg die hohen Gebirge von Sindosan und Nepaul und wüthete in Bergthälern, welche mehr als 4000 Fuß über dem Meere liegen. In demselben Jahre drang die Krankheit auch schon nach Malakka vor; und so sehen wir schon jetzt einen Raum von derselben ergriffen, welcher in einer Ausdehnung von 30 Längengraden sich über 28 Breitengrade erstreckte.

Diese zuerst beobachtete Verbreitungsgeschichte der Krankheit verfolgt der Verfasser allerdings nur in den Grundzügen, aber sie gewährt dennoch ein großes Interesse. Nach Europa kommt sie 1830 aus Persien, wo sie den Kaufmann überschreitet und das Stromgebiet der Wolga zum Einbringen in Rußland benutzte; der Ober folgend erreicht die Krankheit Kastrin und Frankfurt, erscheint am 31. Aug. 1831 in Berlin, geht nach Magdeburg und Hamburg, und kommt zu Anfang des Jahres 1832 nach England und Frankreich. In der Mitte des genannten Jahres hat sie auch das Atlantische Meer überschritten, zeigt sich zuerst in Canada und verbreitet sich dann rasch über ganz Nordamerika, geht nach den Inseln des Mexicanischen Meerbusens und verschont selbst die so hoch und gesund gelegene Stadt Mexico nicht. Von Frankreich geht sie nach Italien, Spanien und Portugal. Diese erste Epidemie hatte im Jahre 1837 ihr Ende erreicht; die Hauptrichtung ihrer Verbreitung war eine nordwestliche. Die zweite begann 1845 und dauerte bis 1855, sie hatte eine ähnliche Vorschreitungsrichtung, war aber überall mehr geneigt, sich in der Breite auszudehnen. Das englische Indien sieht man jetzt mit ziemlicher Gewißheit als den Centralpunkt des Ursprungs der Seuche an, von wo aus sie sich dann nach allen Richtungen, besonders aber den Nordwest zu verbreiten pflegt; die dabei vorkommenden Sprünge lassen sich meistens durch Verschleppung mit Hilfe der Schiffe, der Karavanen u. s. w. erklären. Was den Streit betrifft, ob die Cholera ansteckend ist oder nicht, so gesteht der Verfasser, daß er sich für keine Partei entscheiden könne, sobald der Begriff der Ansteckung so eng gefaßt werde, wie man ihn bisher gewohnt gewesen sei. Er sagt:

Auf der einen Seite nämlich wird sie selbst bei dem innigsten Verkehr gesunder und kranker Menschen nicht von Person zu Person übertragen; auf der andern Seite aber wird sie allein durch Cholerafranke verbreitet. Es sind nämlich die

Dejectionen, die Auswurfstoffe solcher Menschen, durch welche wahrscheinlich in allen, jedenfalls in den meisten Fällen die Verbreitung der Cholera stattfindet. Durch diese Beobachtung ist eine große Zahl bis dahin dunkler und scheinbar sich widersprechender Thatsachen aufgeklärt worden. So kann die Krankheit durch ein einziges, von dem Gifte angefectes Individuum, bei dem die Erscheinung der Ansteckung nur in einem einfachen und ungefährlichen Durchfall besteht, nach einem bis dahin ganz frei gebliebenen Orte übertragen werden. Der Kranke reist vielleicht weiter und wird bald von seinem Durchfalle befreit, aber er hinterläßt in dem Abtritte, welchen er benutzt hat, einen Stoff, der die Veranlassung zum Ausbruche einer mörderischen Epidemie wird.

Diese Ansicht verbreitet ein leicht erklärendes Licht über viele bisher ganz räthselhafte Erscheinungen. Herrscht in einem Orte die Choleraepidemie, so sind die Straßen und Häuser, in denen sich die Kranken befinden, am meisten gefährdet durch die Kinnsteine und Düngruben, in denen die Entleerungen ihre gewöhnliche Ablagerung finden, oder durch die Personen, welche unvorsichtig den Unglücklichen Hülfe geleistet haben. Die Erfahrung hat ferner gelehrt, daß thierische Stoffe, welche in Zersetzung begriffen sind, der Verbreitung der Cholera sehr behülfflich sind, wie dies von dem Typhusgifte schon längst bekannt ist, sodaß hier die verwesenden Thierstoffe eine ganz gleiche Rolle spielen wie die zersetzenden Pflanzenstoffe, bei dem kalten Fieber und überhaupt bei allen sogenannten Malariafiebern. Daher spielt die Nähe eines Flusses, der Stand des Grundwassers im Boden und die Zusammenfassung des Untergrundes aus verwesenden animalischen Stoffen eine wichtige Rolle bei dem Entstehen und Verbreiten dieser pestartigen Krankheit.

Indessen reichen die angeführten Momente noch keineswegs hin, alle die Eigentümlichkeiten zu erklären, welche die Verbreitung der Cholera innerhalb eines größern Districts und innerhalb einer heimgesuchten Gegend darbietet. Zuweilen bleiben solche Plätze, in welchen die Verhältnisse der Entwicklung und der Verbreitung der Cholera höchst günstig scheinen, von ihr verschont, während andere, wo man das Gegentheil vermuthen sollte, auf das fürchterlichste heimgesucht werden.

Daraus folgt also, daß man in der Untersuchung noch lange nicht bis zum letzten Abschluß gelangt ist. Der persönlichen Empfänglichkeit für diese Seuche muß auch noch Rechnung getragen werden, und in dieser Hinsicht tappen wir noch ganz im Dunkeln; da sind Menschen, welche fortwährend an Durchfall und Erbrechen leiden, verschont geblieben, während die gesündesten, vorsichtigsten davon weggerafft wurden; da erliegen die muthvollen Männer und Frauen, welche von der Furcht vor der Ansteckung kaum eine Ahnung hatten, und es werden dagegen die Sklaven der Angst gar nicht davon befallen. Man stößt dabei auf die schroffsten Widersprüche, auf die wunderbarsten Räthsel. Zu einer überhaupt geltenden festen Gesetzmäßigkeit hat uns das emsige Einsammeln der Erfahrungen noch nicht bringen wollen.

In Hinsicht der Mittel zur Abwehr der Weiterbeförderung dieser Krankheit haben sich die Quarantänen und Absperrungen als unwirksam erwiesen, und das hauptsächlich wol nur, weil sie bekanntlich lange nicht mit der Gewissen-

haftigkeit und Vorsicht durchgeführt werden können, als hier zur wichtigsten Bedingung gestellt werden muß.

Ist in einem Orte die Cholera ausgebrochen, so muß die Behörde für eine gehörige Reinigung und Desinfection der Abtritte, der Düngruben und der Kinnsteine sorgen. Auflösungen von Eisenoxydriol sind hierzu empfohlen worden. Die Ansteckungen der Kranken dürfen nicht in die gemeinschaftlichen Abtritte geschüttet werden. Es müssen hinlänglich große und zweckmäßig eingerichtete Choleralazarethe, in welchen Kranke mit einem verdächtigen Durchfalle von solchen, welche an schweren Cholerafällen leiden, getrennt werden können, errichtet werden. In diesen muß sich eine hinreichende Anzahl erfahrener Krankenwärter befinden. Durch Suppen- und Speiseanstalten ist soviel als möglich für eine gesundheitsgemäße Ernährung der ärmern Bevölkerung zu sorgen und durch einfache öffentliche Belehrung die Gefahr dem Publikum auseinanderzusetzen, welche die Vernachlässigung eines solchen Durchfalls mit sich bringt.

Den Vorschlag, daß die Reichen, welche durch keine Geschäfte gebunden sind, den Ort augenblicklich verlassen möchten, in welchem sich die Cholera einzunestern droht, hätte der Verfasser sich wol ersparen können, da die Erfahrung leider gelehrt hat, daß eine solche Flucht mit gar zu unvernünftigem Eifer schon mehr als billig ausgeführt worden ist, daß es sogar nicht an zaghaften Ärzten gefehlt hat, die reißaus genommen haben. Es wäre dagegen ganz am Orte gewesen, wenn er die Gründe für das Bleiben der gesunden Begleiteten recht klar und entschieden auseinandergelegt hätte. Natürlich kann nicht jeder zu einem muthigen Menschenretter gestempelt werden, aber er soll doch wenigstens kein entmuthigendes Beispiel durch seine kopf- und herzlose Feigheit geben.

Alle andern Vorschläge sind dagegen vortrefflich und können der Beachtung nicht dringend genug empfohlen werden. Die Cholera Tropfen, welche während einer Epidemie von den Apothekern auf Anordnung der Aerzte im Handverlaufe abgegeben werden, bestehen aus Opiumtinctur mit einem Zusatz von ätherischen Mitteln; so sehr nun der Verfasser für jene Tinctur ist, ebenso entschieden verwirft er aber diesen Zusatz, da er nicht bloß überflüssig, sondern unter Umständen sogar nachtheilig wirken könne. Gegen die Anwendung dieser Tropfen ohne ärztlichen Beistand kann der Verfasser gar nichts haben, weil besonders das Opium eins der wirksamsten Mittel gegen die Choleraabarrhöen ist, und weil es um so mehr Erfolg verspricht, je früher es genommen wird. Die Hülfe des Arztes darf allerdings nicht fehlen, da sehr leicht Umstände auftreten können, welche nur dieser richtig und ganz beurtheilen kann; aber bis zu seinem Eintreffen gibt ein vorschriftsmäßiges Nehmen der Tropfen eine stets heilsame Vorbereitung und Hülfe. Der Verfasser meint:

Der Einfluß depressirender Gemüthsaffecte auf den Ausbruch der Krankheit ist übertrieben worden. Daß die Furcht vor der Cholera den Anfall bewirken kann, ist richtig; indessen bleiben doch die meisten Menschen, welche große Angst vor der Cholera haben, verschont, während die meisten der Befallenen sorglos und gleichgültig die Entwicklung der Seuche betrachten. Auch zeigt uns die Geschichte der pariser Ementen, daß große Volksaufregungen keinen bestimmten Einfluß auf die Entwicklung und Verbreitung der Epidemie haben.

In ähnlicher Weise verbreitet sich das Werk über andere ansteckende Krankheiten, wie Masern, Scharlach, Pocken

Reuchhusten, Nervenfieber, Typhus, Pest, Wuthgift, Leichengift u. s. w. und gibt dann auch allgemeine Schutzmaßregeln gegen die Ansteckung, wir glauben indeß mit dem tiefern Eingehen in die Besprechung der einen Krankheit schon zur Genüge einen Fingerzeig über den im ganzen waltenden Geist gegeben zu haben.

Ueber Wohnungen und Wohnplätze ist vom Standpunkte der Hygiene in neuerer Zeit recht viel Beherzigenswerthes geschrieben und gesprochen worden. Der Verfasser hat daher diesen Gegenstand auch in ernste Untersuchung gezogen und nicht bloß das bereits erforschte Gute zur empfehlenden Mittheilung gebracht, sondern auch noch auf viele ganz neue Punkte mit Nachdruck aufmerksam gemacht. Wir fassen dabei nur einmal die Heizung ins Auge. So viel sich nun auch in dieser Hinsicht die Männer der Wissenschaft und Industrie bemüht haben, allen Wünschen nachzukommen, so ist doch nicht zu leugnen, daß der Sieg über Vorurtheil und Schlendrian noch lange nicht erkämpft worden ist. Die Engländer halten ihre Kaminheizung für die beste und sträuben sich gegen jede Neuerung. Sie besitzet allerdings den Vorzug der besten Ventilation für das betreffende Zimmer, aber sie ist zugleich der Quell für die größte Vergeudung des Brennmaterials und von der erzeugten Wärme kommt nur etwa ein Achttheil dem Wohnraum zu gute, alles andere entweicht ungenutzt durch den Schornstein. An eine gleichmäßige Erwärmung des Zimmers ist dabei gar nicht zu denken, die Nähe des Kamins zeigt meistens einen lästig hohen Hitzegrad, während die entferntern Punkte kaum zur nothdürftigsten Erwärmung ausreichen, denn die Wärme nimmt rasch nach den Quadratzahlen der Entfernung vom Herde ab. Daneben erfordern die Kamine eine beständige sorgfältige Ueberwachung, wenn sie nicht feuergefährlich sein sollen. Gegen die Lustheizung nimmt der Verfasser ebenso entschieden Partei. Die trockene, alles ausdörrende Luft hat nicht bloß etwas Unbehagliches und Lästiges für den Menschen, sondern sie führt auch eine Schädlichkeit für die Gesundheit mit sich, sie erzeugt Kopfschmerz, Schwindel und Athmungsbeschwerden. Die Dampfheizung der Wohnstuben rath der Verfasser auch unter Anführung triftiger Gründe ab. Der Heizung mit warmem Wasser ist er schon eher zugethan, nur steht die Kostspieligkeit ihrer Einrichtung der Einführung zu Familiengründen entgegen. Den eisernen Ofen nennt der Verfasser einen Verschwender, der schnell und übermäßig ausgibt, wenn er viel einnimmt, er paßt nur für Gasthöfe, wo es mehr auf eine rasche als andauernde Erwärmung ankommt; für Wohn- und Krankenzimmer, die eine gleichmäßige Durchwärmung auf die Dauer erfordern, ist er nicht zu empfehlen. Bei den Kachelöfen wird dem berliner Grundofen besonders das Wort geredet, ist er gut geheizt und dann sorgfältig unten verschlossen, so verbreitet er 12—16 Stunden eine ziemlich gleichmäßige Temperatur im Zimmer, er erfordert verhältnißmäßig wenig Brennmaterial, wenig Bedienung und hat nur die Schattenseite einer kostspieligen Anschaffung und eignet sich gar nicht zu den Zwecken einer raschen und vorübergehenden

Erwärmung. Zuletzt wird denn auch die Rede auf die Luftcirculationsöfen von Bernhardt gebracht. Sie sind nicht bloß für Familienzimmer, sondern auch für Krankensäle, Schulräume und überhaupt da zu empfehlen, wo eine gleichmäßige, andauernde Durchwärmung mit beständiger Reinigung der Luft Hauptzweck ist. Der Verfasser unterläßt denn auch nicht, eine genauere Beschreibung dieser Öfen mitzutheilen und auf die Schrift des Dr. A. Bernhardt (Eilenburg 1864) aufmerksam zu machen, in welcher die Darstellung ganz detaillirt gegeben worden ist.

Für die beständige Reinlichkeit der Straßen zu sorgen, ist eine der wichtigsten Pflichten für alle, welchen die Gesundheit der Menschen am Herzen liegt. Schon Wohl weist darauf hin, daß durch sie Holland bewohnbar gemacht worden ist, während ihr Mangel Kairo und Konstantinopel zu einem beständigen Pestherde gemacht hat:

In den trockenen Tagen des Sommers ist das Begießen der Straßen mit Wasser eine so nothwendige Maßregel, daß man kaum begreifen kann, wie dies an so vielen Orten von der Polizei so sehr vernachlässigt wird. Die Chinesen sind hierin weiter. Ebenso ist im Winter die schnelle Entfernung der Eismassen beim Eintritt von Thauwetter nie zu verschmähen. Jeder Unrath, welcher Art er auch sein möge, ist sobald als möglich aus der Nähe der Wohnungen zu entfernen. Wird der Abfluß aus Kanälen, Gruben, Cloaken, worin Schlamm, Moder, Menschenoth und anderer Unrath angehäuft ist, verhindert, oder ist er zu langsam, findet kein gehöriger Luftzug statt und macht sich dabei noch Sommerhitze oder ein warmes Klima geltend, so kann die dadurch entstehende Verunreinigung der Luft eine höchst bössartige Epidemie veranlassen. In den Schriften der ältern Aerzte findet man eine Menge Beispiele angeführt, in welchen Gräben oder andere Stellen, an denen sich Unrath angesammelt hatte, sehr bössartige Fieber erzeugten, welche erst nach Beseitigung jener wieder verschwanden.

Gegen diese erste Regel der Gesundheitspflege wird noch immer sehr viel gesündigt und es scheint, als wenn in diesem Punkte selbst die überwachenden Behörden schwer zur Vernunft zu bringen sind. In einer hinter einer Kaserne gelegenen Straße beklagten sich einst die Bewohner über den fortwährenden unerträglichen Gestank, den die Abtritte der Soldaten erzeugten, und richteten an die betreffende oberste Militärbehörde die dringende Bitte um Abhülfe. Das beleidigte den Stolz des Chefs dieser Behörde so sehr, daß er die Bittsteller in barschen Worten abwies. Er sagte:

Jene Plätze unserer Soldaten stinken, daran zweifelt niemand, weil dies in der Natur der Sache liegt, aber im Fall sich dies auch ändern ließe, so wollen wir es nicht. Unsere Kaserne soll da stinken und wer das nicht ertragen will, der braucht dort nicht zu wohnen, nicht zu gehen.

Dies ereignete sich vor etwa acht Jahren, also in der Mitte unseres aufgeklärten 19. Jahrhunderts, und nicht lange nachher, nachdem die Cholera die betreffende Stadt auf das furchtbarste heimgesucht hatte. Der Verfasser behandelt diesen Punkt mit besonderer Ausführlichkeit, worüber wir ihn nur loben können. Er sagt:

Enthält aber die Cloakenluft eine Menge von Schwefelwasserstoff und von schwefelwasserstoffsaurem Ammoniak, so liegen



Arbeiter wie vom Blitz getroffen mit einem Schrei ohnmächtig oder todt zu Boden. Bei einem geringen Grade der Irtung fühlen sie einen heftigen Schmerz im Magen und in den Seiten, ein Zusammenschnüren der Kehle und Anwandern von Ohnmacht. Oft schreien sie in unregelmäßigen Schreien laut auf, deliriren und verfallen in Nachkrämpfe, allgemeine Convulsionen, bis endlich ein solcher Zustand in Ohnmacht oder auch in den Tod übergeht. Im Sommer bei Regenwetter sind die Cloaken gefährlicher als bei kalter Witterung. Manche sind des Abends, andere des Morgens mit giftigen Dämpfen angefüllt, ohne daß man diesen Uebel zu erklären vermöchte. Ueberhaupt machen sich hierbei Eigentümlichkeiten geltend, die der wissenschaftlichen Ergründung unzugänglich sind, aber von den Arbeitern sehr wohl heilbar werden. So verräth sich der gefährlichste Plomb seinen übeln Geruch, durch keine physikalischen Kennzeichen, selbst Cloakenfeger erkennt ihn aber sofort und weiß in der That zu entscheiden, ob die Grube gefährlich ist oder nicht. Auch in Häusern, die vorzugsweise von Frauen bewohnt sind, wie z. B. die Nonnenlöcher, sollen nicht so gefährlich als solche, welche die Excremente von Männern aufnehmen. Ausräumen der Gruben ist das Anschöpfen der obersten Reuthen viel weniger gefährlich als das der untersten. In vielen Fällen erzeugt sich der giftige Dunst erst, wenn nach der Entleerung der Cloaken Wasser in dieselben eingebracht wird, oder wenn einzelne Steine aus dem Grunde oder der Seitenwand gelöst werden. Deshalb sind auch Arbeiter, die an schon gereinigten Cloaken arbeiten, der Vergiftung in einem hohen Grade ausgesetzt als die Cloakenfeger selbst.

In Hinsicht der verschiedenen Methoden zur Reinigung der Latrinen weist der Verfasser auf eine in Turin angewandte sehr empfehlenswerthe hin. In einiger Entfernung von der Stadt liegt ein großes Bassin, dieses mit den Hauptstraßen durch unterirdische Röhren in Verbindung, Nebenröhren gehen von ihnen zu den übrigen Stadttheilen; mit dem ganzen System ist sich nun die sämtlichen Latrinen durch biegsame Röhren luftdicht in Verbindung setzen.

Binnen wenigen Minuten kann man dann mittels des leeren Raums, welcher in den Apparaten des Bassins erworben wird, allen Unrath aus mehreren Häusern ohne Geruch ohne Anwendung von Wagen, folglich auch ohne ein besonderes Geräusch, als wie es das Heften und Schließen der Röhren mit sich bringt, herausziehen und bis zu einer hinreichenden Entfernung von der Stadt fortgeschaffen. Hier können dann die Abfälle im Interesse der Landwirtschaft nach Belieben verwertet werden. Diese Einrichtung scheint alle Vortheile der verschiedenen Methoden zu vereinigen und keinen ihrer Nachtheile mit sich zu führen. Sie läßt sich auch überall ohne Rücksicht auf die Beschaffenheit des Bodens ausführen und setzt nur einen gewissen Reichtum zur Speisung der hydropneumatischen Apparate voraus. In Turin war das Cloakenwesen bis in die neueste Zeit hinein in einem schlechten Zustande, um so mehr schickte nun diese Stadt zu dieser vortrefflichen Verbesserung zu schreiten.

Der Verfasser versäumt es denn auch nicht, auf einen sehr merkwürdigen Aufsatz von Voigt, welchen die Zeitschrift für Naturgeschichte von Henle gebracht hat, hinzuweisen. Nach bildenden Gase dürfen hiernach nicht in die freie Luft entweichen, sondern müssen in den Augenblicken, wo sie entstehen, in nicht flüchtige Verbindung übergeführt werden, wozu die Auflösung passender Salze, z. B. von kohlensaurem Eisen, zu benutzen ist. Zur Ansammlung der Excremente dürfen auch keine Gruben, sondern nur

Tonnen und Eimer verwandt werden und ebenso muß für einen geruchlosen Transport in luftdichten Gefäßen gesorgt werden. Die Lagerplätze der geruchlos gemachten Excremente müssen stets streng überwacht werden, damit sie sich immer geruchlos erhalten können. Es versteht sich von selbst, daß die Durchführung dieser vortrefflichen Maßregeln nur gewissenhaften Männern von Fach anzuvertrauen ist. Der Kostenpunkt bildete dabei kein unübersteigliches Hinderniß, da die geruchlos gemachten Stoffe für den Landwirth noch werthvoller sind als die andern, also insofern keine Einbuße zu befürchten steht und alles übrige durch eine verhältnißmäßig kleine Gemeindegeldentlastung leicht herbeigeschafft werden kann, sobald man es nur nicht versäumt hat, durch populäre Belehrung dafür zu sorgen, daß jeder eine klare Einsicht in die Nothwendigkeit des Verfahrens erhalte. Für die Erhaltung der Gesundheit, für die Fortschaffung der Gifte zu epidemischen Krankheiten, für die Abwehr von Seuchen bringt der Arme ebenso bereitwillig wie der Reiche seine Gaben, nur muß er Vertrauen zu den angewandten Mitteln haben, wobei Aufklärung und Hinweisung auf Erfahrung die Haupthebel abgeben.

Die beiden letzten Abschnitte des dritten Bandes handeln sehr anziehend von den Einflüssen des Wetters und des Klimas auf unsere Gesundheit.

Große Hitze stört die Thätigkeit der Verdauungsorgane, vermindert die Blutmenge, schwächt die Nerven, veranlaßt und steigert einige wichtige Krankheiten, namentlich die Malaria-Krankheiten, die Ruhr, die Cholera, das gelbe Fieber, viele Hautleiden, während sie nur wenige Formen hindert, z. B. die Pest, den Typhus und die Brustentzündungen. Große Kälte bedroht das Leben direct, wenn keine gehörigen Schutzmittel vorhanden sind. In der hohen Polarzone läuft die Lebenszeit rasch ab, die mittlere Lebensdauer ist dort kurz. Eine mäßige Temperatur ist auch nicht immer eine stetige, sich gleichbleibende. Sprünge in der Temperatur, sowohl die von Mittag bis Nacht, die meist auf der nächtlichen Ausstrahlung beruhen, als auch die im Laufe des Tages, welche meist durch die Nähe von Gebirgen entstehen, haben eine große Zahl mannichfacher Störungen, die sogenannten Erkältungskrankheiten, zur Folge. In der gemäßigten Zone läßt der Unterschied in der Temperatur, wie ihn die verschiedenen Jahreszeiten mit sich bringen, einen höchst wohlthätigen Einfluß auf den Körper aus. So wird kein Gesunder wünschen, die Kälte des Winters zu entbehren, weil er durch sie Energie und Kraft und eine größere Blutmenge erhält.

Die Aufmerksamkeit der Leser wird dann auf die Gesundheit und Krankheit der verschiedenen Zonengebiete gelenkt, sodas sie mit dem Verfasser eine geographische Untersuchungsreise um die ganze Erde machen.

Der vierte Band beginnt mit einer Fortsetzung des zwölften Abschnitts über das Klima, die beinahe die Hälfte des ganzen Inhalts ausmacht. Man sieht wie viel Gewicht der Verfasser gerade auf diesen Theil der Untersuchung gelegt hat. Dem Ganzen fügt er dann noch eine sehr beherzigenswerthe Schlussbemerkung für diejenigen bei, die mit Auswanderungsplänen für entfernte Welttheile umgehen. Das Acclimatistiren erfordert einen jugendlich frischen und durchaus gesunden Körper. Je verschiedener das Klima, je verschiedener die damit verbundenen anderweitigen Verhältnisse der neuen Heimat im

Vergleich mit der alten sind, desto größer sind die Revolutionen, welche der Organismus des verpflanzten Menschen zu ertragen hat. Die kaukasische Rasse ist der Acclimation am leichtesten gewachsen. Die Bewohner der gemäßigten Zonen gewöhnen sich weit leichter an das Klima des kalten Erdgürtels als an das der Tropen. Die Bewohner der Tropen fangen gewöhnlich schon in den gemäßigten Zonen an zu kränkeln und sind nur mit seltener Ausnahme an kalte Erdstriche zu gewöhnen. Wer nach einem kältern Klima auswandern will, muß die warme Zeit des Jahres zu seiner Ankunft wählen, damit der Uebergang zur Kälte nicht zu urplötzlich über ihn kommt. Und hat jemand die Absicht aus dem gemäßigten Klima nach den Tropen überzusiedeln, so muß er sich schon in der alten Heimat mehr an das Essen der Pflanzenspeisen gewöhnen und der Fleischnahrung soviel als möglich entsagen, da man hierin die Hauptveranlassung des Klimasiebers erkannt hat.

Im dreizehnten Abschnitt wird die Beschäftigung der Menschen mit dem Maßstabe der Gesundheitsfrage gemessen und beurtheilt. Er enthält einen reichen Schatz von Erfahrungen und Ansichten, welche der sorgfältigsten Beachtung warm zu empfehlen sind.

Der vierzehnte Abschnitt ist dem Nervenleben gewidmet. Das ist ein Gebiet, auf welchem die Gesundheitspflege noch lange nicht so heimisch geworden ist, als sie es sein sollte. Was der Verfasser darin zur Mittheilung bringt, verdient allgemein gekannt zu sein. Er beklagt es sehr, daß in unserer Zeit das Treiben der Menschen gar zu einseitig geworden ist. Er sagt:

Es geht dem Gehirn nicht anders als den Muskeln. Je häufiger sich diese zusammenziehen, desto leichter ermüden sie. Durch rasch aufeinanderfolgende Zusammenziehungen wird die Wirkung des Muskels stets geringer. Auch die Sinne ermüden ohne Erholung bald. Ein anhaltender Ton wird anfangs auch anhaltend wahrgenommen, nach einiger Zeit aber wird die Wahrnehmung periodisch unterbrochen, und in diesen Pausen erholt sich der Gehörnerv, neues Material aus dem Blute schöpfernd. Nicht anders ist es mit der Thätigkeit des Geistes, denn es ist nur zu wahr, daß alle unsere Weisheit und Selenstärke auf der materiellen Kraft unsers Gehirns, unsers Herzens und unsrer Muskeln beruhen, nach Maßgabe des Geprägs, das die Hand der Mutter Natur ihnen aufgedrückt hat, und nach Maßgabe der Verhältnisse, denen der einzelne im Leben unterworfen ist. Eine anhaltende und ununterbrochene Gehirnthatigkeit, die Folge anstrengender geistiger Beschäftigung oder Gemüthsbewegungen, verursacht Blutandrang nach dem Gehirn und nach den Verdauungsorganen, und führt auf die Dauer verschleierte krankhafte Zustände herbei. Die Blutbereitung wird beeinträchtigt, die Ernährung leidet, der Schlaf ist unzureichend und unterbrochen, die Nerven werden reizbar, die Stimmung traurig, das ganze Wesen sehr gekört. Kinder, Greise und schwächliche Personen werden früher krankhaft ergriffen als starke Leute.

In ähnlicher Weise warnt er auch vor zu andauernder geistiger Unthätigkeit. Leute, welche träge im Denken, sind gewöhnlich auch körperlich faul und neigen zuletzt zum Blödsinn. Die Erfahrung hat gelehrt, daß die geistigen Berufsarten der Gesundheit am zuträglichsten sind, mit denen sich eine gewisse Gemüthlichkeit verbinden läßt. Geistliche, Professoren, Kaufleute werden gewöhn-

lich alte Leute, sobald sie sich vor Leidenschaften und geistiger Ueberstürzung in Acht zu nehmen verstehen. Von den Künstlern, Dichtern, Schauspielern und Politikern ist dies weniger zu rühmen, und das hauptsächlich aus dem Grunde, weil sie sich die Gemüthsruhe nicht aneignen können, die vor leidenschaftlicher Aufregung schützt.

Eine unerwartete Freude kann dem Menschen weit gefährlicher werden, als eine plötzliche Trauerbotschaft. In den alten Schriftstellern findet man viele Beispiele von Leuten, welche nach der Mittheilung eines freudigen Ereignisses sofort starben. In solchen Fällen tritt der Tod durch Schlagfluß, Lähmung oder durch Zerreißen des Herzens ein. Aber im allgemeinen wirkt die Freude sehr wohlthätig auf den Körper, sie befördert den Kreislauf des Bluts, die Muskelbewegungen, befördert die Absonderungen, die Verdauung, den Appetit und belebt die geistigen Thätigkeiten, indessen kann sie auch Blutwallungen, Krämpfe, Krämpfe und Zuckungen veranlassen. Deshalb darf man schwächlichen, reizbaren, kranken Leuten nie ohne Vorbereitung ein freudiges Ereigniß mittheilen.

Vor Aerger, Verdruß, -Zorn, Neid, Habgucht sollte jeder vernünftige Mensch sich zu schützen suchen, da sie nach der Ansicht des Verfassers alle sehr nachtheilig auf die Gesundheit einwirken. Der Rath ist gut gemeint, aber es möchte schwer fallen, ihn immer zu befolgen, da den Menschen diese Leidenschaften wie der Dieb in der Nacht überfallen, wo die Vernunft, der wirksamste Hüter und -Schützer, gerade abwesend ist. Gegenummer, Gram, Betrübniß, Traurigkeit, Verzweiflung kann der Mensch schon eher ankämpfen, weil ihre nachtheiligen Folgen erst durch eine längere Andauer zum Vorschein kommen, wo allmählich die Vernunft wieder die Obergewalt gewinnen kann. Bei dem Heimweh ist die Heilung nur mit der Hoffnung zu beginnen, daß die Rückkehr zur Heimat nicht bloß möglich ist, sondern in ganz entschiedener Aussicht gestellt werden kann. Erreicht man hierdurch eine Beruhigung des Gemüths, so muß man sich zugleich angelegen sein lassen, den Kranken auf andere angenehme Gedanken zu bringen.

Der funfzehnte Abschnitt faßt die Charlatanerie und die Geheimmittel ins Auge, während der folgende Schlafabschnitt den Tod und Scheintod in Betrachtung zieht. Ueber beide Gegenstände ist schon viel geschrieben und geforscht, gescholten und ermahnt worden, aber dennoch bleibt man jahrhundertlang fast immer auf demselben Punkte stehen. Die Welt scheint ebenso wenig ohne Charlatane und Geheimmittel, als ohne Tod und Furcht vor Scheintod bestehen zu können.

Die Furcht vor dem Lebendigbegrabenwerden gründet sich vorzüglich auf eine Anzahl von Beobachtungen, in welchen Krank- die durch beklagenswerthe Uebereilung oder durch strafbare Rasch- lössigkeit als Todte betrachtet wurden, am Rande des Grabes oder gerade noch vor ihrer Beerdigung durch den einen oder den andern glücklichen Zufall erwachten. Nach Guerin sollen in Frankreich binnen 10 Jahren (1835—45) 46 Fälle vorgekommen sein. Nach Lenormand wären in Berlin innerhalb zwei bis drei Jahren 10 solche Fälle bekannt geworden. In Nordamerika wurden in den letzten Jahren auf 1200 Sterbefälle 6 solche Beispiele berichtet. Dr. Winslow (1712) erzählt von sich selbst, daß er in seiner Jugend zweimal in Gefahr gewesen sei, lebend der Erde übergeben zu werden. Dem berühmten Portal (1770) wurde die Leiche eines ungeschornen

Kindes auf die Anatomie gebracht; während er einen Vortrag über dieselbe hielt, gab das Kind Lebenszeichen von sich.

Dann führt der Verfasser noch mehrere interessante Beispiele an, daß Verbrecher, nachdem an ihnen die Execution vollbracht worden ist, wieder zum Leben zurückgekehrt sind. Auch läßt er das Ereigniß, welches dem berühmten Medel (1730) passirt sein soll, nicht unerwähnt. Ihm sei ein Erhängter in den Anatomiesaal zum Seciren gebracht, an welchem er aber noch Spuren des Lebens bemerkt habe; nach glücklich vollbrachter Wiederbelebung sei er zur Flucht des Unglücklichen behülfslich gewesen. Dieser wäre dann ein sehr reicher Kaufmann in Holland geworden, der seinem Lebensretter ein Geschenk von 25000 Gulden gemacht habe. Der Verfasser meint aber, daß an der ganzen Erzählung nur das Wahre sei, daß der Körper des Erhängten noch gequält habe, als Medel den ersten Schnitt zu seiner Zerlegung gethan habe, was zu den nicht gerade seltenen Fällen gehört.

Er kommt hierauf zu den Vorschlägen, das Lebendigbegrabenwerden zu verbieten, wobei das Ueberwachen der Verstorbenen in zweckmäßig eingerichteten Leichenhäusern ganz besonders empfohlen wird, doch soll die gewissenhaft durch Aerzte ausgeführte Leichenschau und das darauf gestützte Ausstellen des Todtenscheins in den meisten Fällen schon vollkommene Beruhigung und Sicherheit gewähren.

Damit beschließen wir unsere Besprechung. Sollte dieselbe zu einer sorgfältigen allgemeinen Beachtung des vortrefflichen Werks selbst beitragen, so wäre unser Hauptzweck erreicht.

Heinrich Birnbaum.

### Unterhaltungsliteratur.

1. Lady Flavia. Roman von Mrs. Henry Wood. Deutsch von L. Rückert. Zwei Bände. Stuttgart, C. Ebner. 1865. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Diese Flavia, schön, geistreich, im Auge der neidischen Frauen ein Dorn, in dem der Männer halb Engel, halb Dämon; diese Flavia, um derenwillen die Löwen Londons jähm wie Seidenhündchen werden — eine Betrügerin im großen Stil! Bei dieser Enthüllung auf der letzten Seite des Romans fühlt sich der Freund einer gebiegenen Lektüre wie mit kaltem Wasser übergossen, und seine ganze Theilnahme für den im übrigen so tüchtigen Roman ist dahin. Muß es denn Sensation um jeden Preis sein! Wir sind der Heldin so gern von Frankreich nach England gefolgt, wir haben uns über die lebendigen Schilderungen der englischen Schlösser und Parks, der Pfarrhäuser und Bazaars von Herzen gefreut, und Bravo gerufen, als wir die markige Beschreibung des Schloßbrandes lasen; wir haben der Verfasserin im Geiste dafür die Hand gedrückt, daß Flavia, allmählich besonnener wird und seltener den Kenner bestiegt, auf dem sie sonst über die Felder kausete, ja wir haben im Interesse der Leserinnen gehofft, daß Flavia schließlich einen Mann wählen und, an der Wiege des Erstgeborenen sitzend, von uns Abschied nehmen werde. Und statt dessen großartiger Betrug, Polizei, Gift, Tod, im Hintergrund Kerker und Guillotine! Dadurch hat Mrs. Wood die Liebhaber von Knaaleffecten natürlich auf ihrer Seite, jeder andere aber

wird ihr sagen müssen, daß sie die bis dahin günstigste Stimmung für ihr Werk dadurch vernichtet hat. Wie geschickt ist der Roman angelegt, wie trefflich die Verbindung zwischen Frankreich und England hergestellt! Immer sind die Personen klar und scharf gezeichnet, die Fäden immer gut geknüpft und gelöst, und was die Uebergänge von den lieblichsten zu den erschütterndsten Scenen betrifft, so thäten viele deutsche Autoren gut, bei Mrs. Wood in die Schule zu gehen. Wenn nur am Schluß das Feuerwerk nicht wäre! Es war uns beim Lesen, als würden wir plötzlich durch Gepraffel, Qualm und Rauch aus einiger sonnigen, dufstigen Landschaft vertrieben.

2. Die Komödiantenhere. Ein Nachtstück aus der Zeit der Mönche von Ernst Pasquel. Drei Bände. Berlin, Sanle. 1866. 8. 3 Thlr.

Auf Spannung folgt Spannung; hier Verbrechen, dort Verbrechen, dazwischen Liebe, Duell, Gespenster, Schloßbrand, unglücklicher Sprung aus dem Fenster u. s. w. Wahrlich, ein Nachtstück, bei dessen Lektüre der Athem verlagert und das Haar sich sträubt. Dreimal Heil den Leihbibliothekaren, die diesen Roman gekauft haben; die Groschen für diese drei Bände werden „nur so regnen“. Die Kritik kann sich mit diesem recht mittelmäßigen Buche nicht befreunden.

3. Das alte Fräulein. Eine stille Geschichte von Edmund Hoefler. Berlin, Sanle. 1866. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Gottlob! Einmal eine Erzählung ohne Mord und Todtschlag! Ein altes Haus, wie es Hoefler schon so oft und immer anziehend geschildert hat, eine alte und eine junge Dame, einige Verwandte und gute Bekannte — das ist alles. In diesem Buche geht's still und friedlich her; diese Menschen, möchte man sagen, kommen wenig aus Schlafrock und Pantoffeln heraus und sind ziemlich nüchtern. Aber hinter diesem Schlafrock schlagen doch rebellische, gute Herzen, die Hoefler in gewohnter Weise so fein wie zart ausbedet. Sei ihm um so mehr für diese stille Geschichte gedankt, da er sich und uns alles Katerengeprassel erspart hat.

4. Die Wendin. Historische Novelle von H. Fidas. Coblenz, Heine. 1865. 8. 22½ Ngr.

Leider muß angesichts dieses Buchs das alte Wort wiederholt werden: Schade um das schöne Papier! In der That, etwas so Schlechtes haben wir lange nicht gelesen.

5. Deutsches Novellenbuch. Dritter Band. Hannover, Klindworth. 1865. Gr. 8. 1 Thlr.

Es enthält vier Erzählungen: „Arthur“, von Adam Aster; „Ein Drama im Dorfe“ und „Magdalena“ von Hermann Hirschfeld; „Der Sohn des Ermordeten“ von Ernst Willkomm. Die zweite und vierte Novelle haben uns am besten gefallen, sie sind frisch und spannend geschrieben. Aster's Freundschaftsgeschichte hingegen ist matt und farblos.

6. Berene. Eine Erzählung aus Tirol von Mathilde von Mählenberg. Basel, Schneider. 1866. 8. 13½ Ngr.

Diese Geschichte, vermuthlich eine Erstlingsarbeit, spielt in Tirol. Die Verfasserin erzählt lebendig und gibt anmuthige Schilderungen; die Handlung ist unbedeutend.

## Feuilleton.

## Literarische Plandereien.

Wir haben zunächst einen von uns neulich (Nr. 46) erwähnten Punkt zu berichtigen. Wir sprachen von den glänzenden Einnahmen der französischen Autoren, die sie von den deutschen Theatern zögen, und zwar mit besonderer Rücksichtnahme auf Victorien Sardou, als dem am meisten übersehten und bei uns aufgeführten französischen Dramatiker. Unsere Auffassung, die in Deutschland indess allgemein verbreitet ist, beruht nichtsdessenweniger auf einem Irrthum. Victorien Sardou hat uns selbst gestanden, daß er von Deutschland aus noch nicht die geringste Einnahme gehabt. Da einige seiner Stücke in Deutschland für Repertoirestücke gelten können und an großen Theatern Bühnen gespielt werden, so ist diese Thatsache allerdings auffallend. Die internationalen Verträge, die neuerdings zur Geltung gekommen sind oder deren Abschluß in Aussicht steht, wie dies mit dem Vertrag zwischen Frankreich und Oesterreich der Fall ist, werden dem geistigen Eigenthum nach dieser Seite hin den wünschenswerthen Schutz verschaffen. Doch sollten schon vorher die Schriftsteller beider Nationen, ganz abgesehen von den Paragraphen des Gesetzes, bei Aneignungen und Uebersetzungen mit gegenseitiger Anerkennung ihrer Eigenthumsrechte verfahren. Von Seiten des Buchhandels ist diese Rücksicht häufiger genommen worden, als von Seiten der Bühnen. Es kommt dabei freilich in Betracht, daß man in Deutschland für Uebersetzungen und Bearbeitungen geringere Lantien und geringere Honorare zu bezahlen pflegt als für Originalstücke, und da die deutschen Honorare sich gegenüber den französischen durch ihre mikroskopische Beschaffenheit auszeichnen, so hat man sich vielleicht bisher gegen die französischen Schriftsteller diese Achillensferse unserer literarischen Zustände sehen zu lassen. Victorien Sardou hätte sich vielleicht an sein Schloß bei Saint-Cloud noch ein kleines Gartenhaus anbauen können, wenn er bisher von seinen Stücken in Deutschland Lantien gezogen. Unsere neuliche Conjectur in Betreff des Carl-Theaters hat sich indess insoweit bestätigt, als Victorien Sardou von Seiten der neuen Leitung dieses Theaters für die Uebersetzung seiner letzten und seiner künftigen Stücke in der That sehr anständige Offerten gemacht worden sind, welche eine vollkommene und für deutsche Zustände glänzende Anerkennung seines geistigen Eigenthumsrechts enthalten.

Neuerdings hat die pariser Bühne einige poetische Anwandlungen gehabt; die Journalistik hat Act genommen von diesen „literarischen“ Erfolgen. Es waren zwei Anhänger der Victor Hugo'schen Richtung, Jacquerie und Bouilhet, welche mit ihren Dramen fast gleichzeitig am Théâtre français und am Odéon die Winteraison eintraten.

Das Drama Jacquerie's: „Le Alce“, hat indess mit der Schule Victor Hugo's nur einen energischen dramatischen Stil gemein; im übrigen ist es ein bürgerliches Sittenschauspiel, wie die andern jetzt auf der Tagesordnung stehenden Dramen, und dreht sich um jene beliebten Conflictte der Vaterschaft, welche den Angelpunkt der meisten neuern französischen Dramen bilden. Es sind immer Variationen über dasselbe Thema. Man könnte ein Schema dieser französischen Dramatik entwerfen, das sich zuletzt auf einige von der Parentel handelnde Paragraphen des Code würde zurückführen lassen. Nur in einem nicht unwesentlichen Punkt unterscheidet sich das Drama Jacquerie's von den Stücken seiner Zeitgenossen, in Bezug auf die Gestaltung des Helden. Der Held Jacquerie's hat einen heldenmüthigen Zug; er ist bereit, Opfer zu bringen über das Gesetz hinaus, während man umgekehrt im heutigen Frankreich die Schranke der Geseze zu umgehen sucht, um seinen freien Neigungen zu huldigen. Wenn man die Voraussetzungen des Stückes in schlichter juristischer Prosa erzählt, so werden sich Publikum und Dichter in Deutschland gleichmäßig wandern, wie man auf diesen Grundlagen ein Drama aufbauen konnte. Ein Sohn erfährt plötzlich, daß er nicht der legitime Sohn

seines Vaters, sondern im Ehebruch erzeugt sei. Obgleich im Begriff, eine Ehe nach dem Wunsch seines Herzens zu schließen, entsetzt er am Tage der Hochzeit, weil er sich nicht mehr für den rechtmäßigen Besitzer seines väterlichen Vermögens hält und weil er, aus Rücksicht auf die Ehre der Mutter, der Braut und dem Schwiegervater nicht mittheilen kann, weshalb er, der vermögende Advocat, plötzlich verarmt ist. Diese Mittheilung macht, gegen den Schluß des Dramas hin, die Mutter selbst; der Schwiegervater zieht seinen Consens nicht zurück, was für die Franzosen sehr rührend, nach unsern Begriffen aber doch eigentlich selbstverständlich ist, und die Tochter schenkt der ehebrechenden Mutter ihre hingebende Liebe, weil diese, um den Sohn zu rechtfertigen, das Gesändniß nicht gescheut hat, das ihre Ehe preisgibt. So schließt das Stück, nach vielen Kührungen, in vollkommen zufriedenstellender Weise.

Das bürgerliche Kührstück und Sittengemälde ist bekanntlich nicht das Genre, welches Victor Hugo in Frankreich aufgedacht hat. Nach dieser Seite hin hat Jacquerie der romantischen Richtung in seinem neuen Stücke keineswegs gehuldigt, und die Anhänger der strikten Observanz der Schule, wie sie sich noch in einzelnen Feuilletons der pariser Zeitungen finden, erkennen auch in dem Drama Jacquerie's mehr ein Zugeständniß an den Zeitgeschmack als eine berechtigte Fortbildung des Victor Hugo'schen Genres. Gleichwol hat der Stil Jacquerie's eine Energie des Ausdrucks, welche ihn dem Stil des verbannten Meisters nähert, und auch die Zeichnung einzelner Charaktere, wie des Bucherrers, weist unverkennbar auf das Vorbild desselben hin. Die Bühnentechnik selbst ist in dem Stück, dessen Aufbau in den drei ersten Acten meisterhaft genannt werden darf, von großer Vortrefflichkeit.

Ein anderer Dichter der Victor Hugo'schen Schule, Louis Bouilhet, hat den Versuch gewagt, die Franzosen wiederum für ein historisches Drama zu interessieren, ein Versuch, der, wie es scheint zum großen Staunen aller Theilnehmenden, gelungen ist. Die Aufführung der „Conjuration d'Amboise“ am Odéon war von dem günstigsten Erfolg begleitet; ja die Pariser zeigten, daß ihnen der Sinn für die Schönheit der dichterischen Form keineswegs verloren gegangen ist. Berse von melodischem Schwung, Bilder von dichterischem Adel wurden beiläufig in einer Weise, wie dies in Deutschland nicht Brauch ist, wo das Publikum solchen einzelnen dichterischen Schönheiten keine Aufmerksamkeit schenkt, ja nur zu sehr geneigt ist, mit einem großen Theil der Kritik darin eher Auswache zu finden, welche die Harmonie des dramatischen Organismus gefährden. Und doch sind die Dramen Schiller's und Shakespeare's mehr durch ihre dichterischen Schönheiten unsterblich geworden als durch die Vorzüge ihrer künstlerischen Composition, welche gerade in den beliebtesten Stücken oft zu den begründetsten Anwendungen Veranlassung gibt.

Freilich, ein Drama von so lotherrm Zusammenhalt wie „La conjuration d'Amboise“ von Bouilhet würde in Deutschland einen schweren Stand haben. Der Dichter hat der Geschichte nur einzelne Charaktere entlehnt, im übrigen aber die historische Unterlage, die ohne Sinn für den geschichtlichen Sinn und die Bedeutung der Epoche behandelt ist und sich überdies ganz unsern modernen Sympathien entzieht, nur dazu benutzt, eine romantische Liebesgeschichte aufzubauen, etwa in der Art, wie Tromlit und van der Velde dies in ihren geschichtlichen Erzählungen gethan haben. Diese Liebe, die natürlich nicht ohne ehebrechenden Beigeschmack ist, um die wahre Kührung hervorzuheben, deren ein pariser Herz fähig ist, die aber durchweg mit platonischer Reserve dargestellt wird, findet in einzelnen Situationen, namentlich in der Recluse der letzten Actes, einen dichterisch schönen, auch dramatisch ergreifenden Ausdruck. Der eigentliche Held des Dramas, Condé, hat etwas von unserm Egmont — den leichtblätigen Zug, nur daß derselbe schärfer, bis zu bacchantischem Uebermuth, bis zu heissen





# U n z e i g e n.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Soeben erschienen:  
**Fünfundzwanzig Jahre**  
**aus der Geschichte Ungarns**  
 von 1823 bis 1848

von

**Michael Horváth.**

Aus dem Ungarischen übersetzt von Joseph Novelli.

Zwei Bände. Gr. 8. Geh. Preis 5 Thlr.

Dieses zuerst in ungarischer Sprache erschienene Werk Michael Horváth's — des verdienstvollen Geschichtsschreibers seines Heimatlandes, an dessen Kämpfen er selbst thätigen Antheil nahm, besonders 1849 als ungarischer Cultusminister — hat unter dessen Landsleuten ausserordentlich günstige Aufnahme und bereits in mehreren Tausend Exemplaren Verbreitung gefunden. Der Verfasser entwirft darin ein fesselndes, mit Freimuth und gründlichster Kenntniss der Verhältnisse ausgeführtes Bild von dem gesammten politischen Leben Ungarns während einer der wichtigsten Perioden seiner neuern Geschichte, einer Periode, welche hauptsächlich die nationalen Strebungen, die Parteibildung und die parlamentarischen Kämpfe ins Leben rief, von denen das Land gegenwärtig bewegt wird.

Um auch dem deutschen Publikum das Werk zugänglich zu machen, ist unter Mitwirkung des Verfassers die vorliegende deutsche Ausgabe veranstaltet worden. Dieselbe wird um so willkommener sein, je lebhafter und allgemeiner das Interesse ist, welches die Entwicklung der ungarischen Angelegenheiten in der Gegenwart auch ausserhalb Ungarns in Anspruch nimmt.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

**Sarsena,**  
 oder  
**der vollkommene Baumeister.**

Enthaltend

die Geschichte und Entstehung des Freimaurerordens und die verschiedenen Meinungen darüber, was er in unsern Zeiten sein könnte; was eine Loge ist; die Oeffnung und Schließung derselben; die Art der Aufnahme in den ersten und die Beförderung in den zweiten und dritten der St.-Johannesgrade sowie in die höchsten Schottengrade und zum Andreasritter.

Treu und wahr niedergeschrieben von  
 einem wahren und vollkommenen Bruder Freimaurer.

**Neu Auflage.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

Das Erscheinen einer achten Auflage dieses reichhaltigen Buchs spricht am besten für seinen Werth und die dauernde Gunst, deren es sich seitens des Publikums zu erfreuen hat.

In demselben Verlage erscheint:

**Allgemeines Handbuch der Freimaurerei.**  
 Zweite, völlig umgearbeitete Auflage von „Lenning's Enzyklopädie der Freimaurerei“. In 15 Lieferungen oder 3 Bänden. 8. Geh. Preis der Lieferung 20 Ngr., des Bandes 3 Thlr. 10 Ngr.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

**Die häusliche Erziehung.**

von

**Sigismund Stern.**

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

An die Väter und Mütter wendet sich vorzugsweise die Schrift; mit ihnen will der Verfasser über Aufgaben und Mittel der Erziehung überhaupt und der häuslichen Erziehung insbesondere sich verständigen. Der Natur in ihrem Selbstentwicklungsgange folgend, behandelt er mit Wärme und Klarheit die wichtigsten Fragen der häuslichen Erziehung in geordnetem, überflüssigem Zusammenhange, so daß jeder Leser aus dem gehalt- und gemüthvollen Buche — das sich namentlich auch zu Geschenken eignet — die fruchtbarsten Anregungen schöpfen wird.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

**Was ist die Wahrheit von Jesu?**

Zeitfrage und Bekenntniß

von

**Heinrich Rönig.**

8. Geh. 1 Thlr.

In vorliegender Schrift versucht es der dem deutschen Publikum durch seine gediegenen historischen Romane seit langem bekannte Verfasser, der aber auch von Jugend an an den religiösen Zeitfragen lebhaftes Interesse nahm, die Frage nach der Wahrheit von Jesu, und wie die Glaubensbedürftigen unter den gebildeten Laien sich zwischen Dogma und Wissenschaft gegenüber einzurichten hätten, durch ein freies Bekenntniß über sein eigenes Verhalten zu beiden einer Lösung entgegenzuführen. Auch neben den Werken von Renan, Strauss und Schenkel dürften diese mit Ernst und überzeugender Wärme geschriebenen religiösen Confessionen die allgemeinste Aufmerksamkeit verdienen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

**Deutsche Liebe.**

Aus den Papieren eines Fremdling's.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet

von

**Max Müller.**

Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese zuerst anonym erschienene Schrift, eine feinsinnige und mit psychologischer Feinheit erzählte Novelle, hat in Deutschland wie namentlich auch in England (wo sie auch übersezt wurde) so zahlreiche Freunde gefunden, daß der bekannte in England lebende deutsche Gelehrte Prof. Max Müller veranlaßt ward, sich nunmehr bei der nöthig gewordenen zweiten Auflage auf dem Titel zu nennen. Dieser Umstand wird dem Buche — das sich durch seinen Inhalt wie auch durch sein ansprechendes Gewand besonders zu einer Gabe für die gebildete Frauenwelt empfiehlt — zu den alten gewiß auch viele neue Freunde zuführen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

erscheint wöchentlich.

— Nr. 48. —

29. November 1866.

Inhalt: Friedrich Rückert. Von Rudolf Gottschall. — Zur Literatur über Dante. Von Theodor Vauer. — Vom Dichtersich. — Jeder als Religionsphilosoph. Von Lukas Pauß. — Scuilleton. (Literarische Plaudereien.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Friedrich Rückert.

Der Vertreter weißlicher Gedankenlyrik, der Drah-  
: von Neufes, der in diesem Jahre der deutschen  
on durch den Tod entrissen wurde, hat einen Bio-  
gen gefunden, der uns ein Gesamtbild seines Le-  
und Wirkens in vollstündlich-ansprechender Form  
lt:

rich Rückert's Leben und Dichtungen von C. Beyer in  
burg. Drei Bücher. Koburg, Siedelbach. 1866. 8.  
Zhr. 15 Rgr.

Als Hauptvorzüge des Werks bezeichnen wir von vorn-  
1, einmal daß der Verfasser nirgends in jenen über-  
nglich panegyrischen Ton verfällt, welcher derartige  
e in akademische oraisons funèbres verwandelt, so-  
das Thatsächliche nur vorhanden scheint, um die ora-  
hen Lücken auszustopfen; dann aber daß mit Recht  
ollkommene Vertrautheit des Lesers mit dem behan-  
: Stoffe nicht vorausgesetzt wird, sondern daß wir  
das Werk selbst mit dem Dichter und seinen Dich-  
n erst vertraut gemacht werden. Hierzu trägt die  
lsangabe der Hauptwerke wesentlich bei, nicht minder  
ihlreichen Gedichte und Stellen aus den Gedichten,  
as mitgetheilt werden.

Bei der Vorliebe unserer Zeit für die exacten Wissen-  
äfte „das Exacte“ auch in denjenigen Wissenschaften mehr  
sichtigt werden, welche mit Zahl und Ziffer, mit tech-  
r Anschauung und mathematischem Beweis nichts zu  
haben. Wir meinen damit durchaus nicht, daß man  
teraturgeschichte statistisch behandeln oder mit pein-

Chronologie in allerlei Epochen zerstückeln sollte,  
säre eine verkehrte Exactheit, deren sich manche Li-  
istoriker schuldig machen, welche darüber die rechte  
men. Diese besteht aber darin, daß man nicht über  
oeten von oben herab urtheilt, von allgemeinen lite-  
ren Standpunkten, von historischen, stilischen, philo-  
schen Gesichtspunkten aus, als deren gewichtiger Ver-  
der Literaturgeschichtschreiber sich offenbart und die  
inungen, die er bespricht, dann verhält in dem auf-  
sten olympischen Staube der Arena, ein Verfahren,  
legt nur dem dunkelvollen Selbstgefühl des Kriti-

3. 48.

lers zugute kommt: nein, sie besteht in der liebevollen Ver-  
tiefung in die dichterische Eigenthümlichkeit, in der Her-  
ausgestaltung des dichterischen Charakters aus seinem eigen-  
sten und innersten Kern, sodaß der Leser ein klares und  
scharfbestimmtes Bild des Dichters und seiner Werke er-  
hält. Mindestens sind wir mit Recht gegen jede Kritik  
mißtrauisch, die uns zumuthet, daß wir uns mit ihren  
Censurnummern begnügen, ihre von oben herab verhäng-  
ten Urtheilssprüche unterschreiben, ohne daß sie es der  
Mühe werth hält, uns den Dichter näher zu führen, uns  
die Probe auf das Exempel der Kritik möglich zu machen.

Unsere Literaturgeschichte nimmt nicht, wie sie soll, die  
Dichtung gegenüber eine dienende Stellung ein; sie be-  
gnügt sich nicht einmal damit, sie zu hofmeistern; sie ver-  
sucht sogar, sie zu ersetzen und zu verdrängen. Wie Fal-  
staff's Rekruten Futter für Pulver, so sind die Dichter Futter  
für die Literaturgeschichte. Die Literaturhistoriker erscheinen  
als die großen Männer, die Dichter geben nur das Pie-  
destal für die Größe derselben her. Und in der That ist  
es in Deutschland bereits so weit gekommen, daß man die  
Literaturgeschichten liest, während man die Dichtungen zu  
lesen verabsäumt, und daß jene mehr Auflagen erleben  
als diese.

Ein so offenes Misverhältniß wird nur dann er-  
träglich, wenn die literarhistorischen Schriften wenigstens  
ein Charakterbild der Dichter liefern. Dies ist in der  
Beyer'schen Schrift der Fall, und bei dem Thema, das  
sie behandelt, muß es ihr sogar als doppeltes Verdienst  
angerechnet werden. Denn Friedrich Rückert gehört lei-  
nedwegs zu den Dichtern, die ebenso bekannt wie be-  
rühmt sind. Von seinem weit ausgebreiteten poetischen  
Schaffen und wissenschaftlichen Wirken ist ein großes  
Gebiet der Nation und dem Lesepublikum eine terra in-  
cognita geblieben. Einige seiner ersten Gedichte, nament-  
lich der „Liebesfrühling“ und der einbändige Auszug aus  
seiner größern Gedichtsammlung, dann wieder einzelne  
Sprüche aus der „Weisheit des Brahmanen“ sind voll-  
stündlich geworden und in die weitesten Kreise des gebil-  
deten Publikums gedrungen; doch das ist immerhin nur  
der Extract einer bündereichen Production. Die große

Rehrzahl der übrigen Schriften gehört dem Gesamtcultus der Literaturgeschichte an. Doch da auch das große Publikum ex ungue leonem erkannt hat, so wird es gewiß den Wunsch hegen, sich das Gesamtbild des Dichters möglichst zu vervollständigen. Und zur Erfüllung dieses Wunsches liefert das Beyer'sche Werk einen schätzbaren Beitrag. Beyer sagt in der Einleitung:

Friedrich Rückert steht als einzige Erscheinung in der ganzen Literaturgeschichte vor unserer Seele. Er hat Goldkörner aus allen Poesien gesammelt, um sie auf deutschem Boden auszustreuen, er hat fremdländische Melodien und Formen in einer Weise aufgenommen, daß sie sein eigenes Eigenthum wurden und die deutsche Sprache nicht nur umhängten, wie ein neuer Mantel, sondern eine neue Gestalt schufen, durch fremde Sitte und Gewohnheiten nur veredelt und gehoben.

Durch seine freien Uebersetzungen hat er der deutschen Sprache einen großen Schatz neuer Wendungen, Zusammenfassungen und flüssiger Wortformen gegeben, wie 300 Jahre vor ihm Huchart. Schon früh von der Natur zum dichterischen Genius angelegt, hat er sich an den Weisen und Tacten persischer, indischer und arabischer Lieder zu dem gebildet, der er wurde. Wer die Heldenlieder und Liebeslieder der Samāsa, die brahmanischen Erzählungen, Geschichten, Sprüche und seine morgenländischen Epen gelesen, dem wird es klar, wie Rückert in seiner Lyrik zu jenem detaillirten Blick des poetischen Geistes kam, mit dem er den kleinsten und sonst gewöhnlich scheinenden Ereignissen und Dingen die poetische Seite abzulauschen und sie wie ländelnd und gleichsam dem Winde hinstreuend auf das Papier zu werfen wußte; dem wird es auch klar werden, wie eine solche Fülle von Liedern, die einem Gegenstand immer wieder neue Reize abzugewinnen oder immer wieder poetischen Charakter zu verleihen im Stande ist, in seiner Seele liegen konnte.

Die echte Poesie aller Völker ist ihm nur eine Sprache, jene, deren Töne im Paradies erklingen sind und die auch das dumpfe Geseß der Wüstenglutwinde wiedergab. Darum arbeitete er, die nordische Nacht mit einem Abglanz von des Südens Glut zu erheitern.

Das folgende Buch versucht es, diesen Reichtum der Rückert'schen Poesie inhaltlich vorzuführen und allgemeiner verständlich zu machen, als dies bis jetzt der Fall ist. Es nimmt die äußern Lebensmomente des Dichters zum Faden, an dem die allmähliche Entwicklung und der Gang seines poetischen Geisteslebens aufgereiht werden, sodaß sich zeigt, inwieweit die dichterischen Erzeugnisse Rückert's durch seine Lebensverhältnisse bedingt waren. Den Stoff für die äußern Lebensereignisse des Dichters boten uns theils seine eigenen Werke, theils die Notizen in ältern und neuern Aufsätzen über Rückert, vorzüglich aber mündliche und schriftliche Mittheilungen von ehrenwerthen Personen, die den Dichter und Gelehrten näher kannten und in deren Wahrhaftigkeit nicht der leiseste Zweifel zu setzen ist.

Er nennt sein Werk ein Handbuch für des Dichters Verehrer und für alle, die keine Vorurtheile philosophischer oder poetischer Schulen mitbringen, und ein Lesebuch für solche, welche die Rückert'schen Werke selbst nicht lesen können.

Aus Rückert's Kinderjahren erfahren wir manches Neue. Der Dichter war am 16. Mai 1788 in Schweinfurt geboren, wo sein Vater als Advocat lebte. Seine Mutter war eine angewandte geschickte Frau mit glänzend dunkeln Augen, die sie auch auf den Sohn vererbte. Rückert freute sich später nicht wenig dieser Erbschaft, als er findet, daß auch seine Frau und seine Knaben mit den Feuerbliden zunderschwarze Augen haben. Eine wahrhaft

poetische Kindheit verlebte der Dichter in dem Dorfe Oberlauringen.

Es wird von der Straße berührt, welche direct Schweinfurt mit Königshofen verbindet. Nach dem leßtern Städtchen unternahm der kleine Friedrich einmal eine Wanderchaft, die ein komisches Ende fand. Er beabsichtigte, die Stadt zu durchgehen und auch noch eine Straße Wegs weiter zu wandern. Königshofen hatte aber merkwürdigerweise nur ein Thor und so gelangte er, ohne es gewahr zu werden und ohne es zu wollen, wieder zu demselben heraus, sich sagend, das Land ist doch noch schöner von dieser Seite, als von jener. Ruthig schritt er weiter, bis er auf einmal wieder den Kirchturm seines Oberlauringen erblickte und das heimische Glockengeläute vernahm. Er hat die Welt umwandert und wandert sich bloß, daß er wieder zu derselben Seite einzieht, aus welcher er weggegangen.

Der benachbarte katholische Pfarrer Neurer in Großenbarrdorf rief in dem Herzen des Knaben das erste Interesse für Dichtkunst und Malerei wach. Der Kaplan des Pfarrers erzählte gern von Reisebeschreibungen und Sitten fremder Völker und erweckte das Interesse seines jungen Zuhörers für die Poesie des Morgenlandes. Beyer erzählt die harmlose Jugendidylle durch die Streiflichter, welche aus seinen spätern Dichtungen auf dieselbe fallen. Wie früh entwickelt Rückert war, spricht er selbst in der „Weisheit des Brahmanen“ aus:

Zwölf Jahre war ich alt; da hatt' ich ohne Fleiß  
Fast alles und noch mehr gelernt, als ich nun weiß.

Während der Knabe sich bereits in ein hausbackenes Landmädchen verliebt hatte, faßte der Jüngling eine lebhafteste Neigung zu seiner Freundin Agnes Müller, der er, als sie im Jahre 1812 starb, jene schönen Sonette: „Agnes' Todtenfeier“, widmete. Beyer meint von diesen 41 Sonetten, daß sie an Innigkeit und Zartheit der Empfindung sowie an Vollendung der Form die besten sind, welche deutsche Lyrik hervorgebracht hat. Sie haben jedenfalls mehr Fluß und Guß und ungetrübte Bewegung des Gefühls als manche spätern; auch paßte der Stoff für die Sonettenform weit besser als die Kriegsthaten, die Rückert in den „Geharnischten Sonetten“ feierte. Auch einige andere Gedichte sind der schönen Agnes Müller gewidmet, z. B. „Die Lode der Begrabenen“, „Das Meer der Thränen“.

In das Jahr 1813 fallen die reizenden Kinderlieder: „Vom Büblein, das überall hat mitgenommen sein wollen“, „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“, wovon der Rückert seinem Schwesterchen Marie zum Christfest dichtete.

Den von uns mehrfach ausgesprochenen Tadel über die ungeeignete Form der „Geharnischten Sonette“ wiederholt Beyer, indem er zugibt, daß einem hochdithyrambischen Aufschwung und der Kriegstrompete, der durch die kernigen Takte des Sonetts eine gewisse gemäßigtere Tact aufgelegt wird, eine freiere Form besser gestanden hätte. Ebenso stimmt er mit uns im Tadel der 14 „Spott- und Ehrenlieder“ überein:

An Werth den „Sonetten“ weit nachstehend, enthalten sie manches Unästhetische, wie sie denn auch eine gewisse Schamfreude in einer Weise zur Schau tragen, die vom esthetischen

abspunkt an einem Kunstwerk immer zu tadeln ist. Mancher fere, wie Reg, der wie ein Feld für seinen Kaiser gestirbt und in den Tod gegangen ist, hat den Spott auch nicht ient.

Rüdert's Leben war in jenen Jahren, in denen er Gedichte veröffentlichte, ein vagabundirendes, ohne n Wohnsitz. Anfangs studirte er Jura in Würzburg, er hielt er sich in Hilburgshausen auf; dann setzte er Studien in Jena fort, wo er sich 1811 habilitirte.

hier ging er als Gymnasiallehrer nach Hanau; nach er Zeit verließ er diese Stellung und begab sich nach nberg, einen Wohnort, den er wieder mit Hilburgshausen, Koburg, Würzburg und zuletzt mit Stuttgart hte. Er führte ein Wanderleben, wie Abu Saïd, Held der „Makamen“. In Stuttgart übernahm er die Redaction des „Morgenblatt“. Beyer schiebt eine Besprechung der damals entstandenen Gedichte mehrerer Vorgänger und Nachzügler ein, mit der sich im ganzen einverstanden erklären darf. Mit Recht t er „Die sterbende Blume“ hinsichtlich des lyrischen ths eins der bedeutendsten poetischen Producte und chnet das Gedicht „Edelstein und Perle“, das 1823 i in der „Urania“ erschien, als Diamant in der terkrone unsers Genius, indem er hier selbst das Lebzu befehlen gewinkt durch die Liebe, ohne welche die im Dunkeln geblieben wäre, und indem er sich in Form der Terzine neben Chamisso gestellt habe.

Im Jahre 1817 reiste Rüdert nach Italien; die nischen Reisebilder in Versen, welche die Frucht des nthalts in Hesperien waren, stellt Beyer nicht sonch hoch:

Von Neapel, Puteoli, dem Vesuv, Capri, Posilippo gibt edliche Genrebilder, die mehr beschreibend sind und einen uch von Heimweh tragen, daher den großartigen Gedichtalen's über Rom und Neapel nicht zu vergleichen sind.

Bei seiner Rückkehr von Italien machte Rüdert in 1818 die Bekanntschaft des berühmten Orientalisten on Hammer-Purgstall, die für sein ganzes Leben und die Richtung seiner Poesie bestimmend wurde, indem mer-Purgstall ihn auf die Blüten des großen Dichterns des Orients hinwies. Ehe indeß der Dichter sich i Studien mit ausdauernder Begeisterung hingab und Früchte aus Pasis' und Saadi's Fruchtgarten erntete, b er noch ein deutsches Idyll von echt rusticalem gen, die 70 niedlich gebauten Sonette „Amaryllis“, der schönen und naiven Marie Elisabetha Geuß z, welche Beyer mit Goethe's jesenheimer Friedbergleicht. Ueber diese „Amaryllis“ erhalten wir die iden, bisher wenig bekannten Mittheilungen:

Inweil Ebern, an der Straße nach Wartweisch, liegt roßes, schönes Wirthshausgebäude, die „Speck“ genannt, s sich einer bedeutenden Frequenz erfreute. Die Familie, in deren Besiz es heute noch ist, lebte schon lange dort. Bruder unserer „Amaryllis“ ist noch jetzt der Besitzer des auses und der neben diesem erbauten Mühle. Am Wirthshof befindet sich ein schöner Garten, der im Sommer als schafstaplatz benutzt wurde. Hinter den Delonomiegebäude liegt die Bannach, ein fruchtbares, langes Wiesenthal durchd und die Mühle treibend, welche zur „Speck“ gehört. nahe, angrenzende freiherrlich von Rothenhahn'sche Schloß

mit Park, der Cyriachshof, gibt der Gegend ein wohliges, gehäßiges Aussehen.

In dieses liebliche Thal, in welchem man nur des Waldbachs und der Mühle Rauschen hörte, führten fast täglich die Spaziergänge unsern jungen Dichter, wenn er seinen Vater besuchte. fand er doch in diesem Thal jene Landblume, die er sich poetisch gestaltete. „Marielies“ mußte ihm, wie er selbst in einem Sonett vom Jahre 1827 sagt, den Namen tauschen in „Amaryllis formosissima“. Diese ländliche „Zierglize“ ist eine junge, wilde Pflanze, die nur Dornen trägt und von der er ahnt, daß sie seinem Herzen des Sommers Lust zernagen werde.

Den Kopf voll Poesie aus fremden Landen,  
Das Herz voll Liebesträum' aus andrer Zone,  
Nachwandelt' ich den Tag des Lebens, ohne  
Mich zu verhehn, und ach, von wem verstanden?

Was meine Blüth' im engsten Kreise sahen,  
Ergriß mein Aries und bildet' es zum Tone;  
Aus Singer flocht ich manche Palmentrone,  
Spinweben wob ich oft zu Rauberbanden.

Beyer gibt nun eine eingehende Analyse dieses Sonettentranks, an welchem wir doch hin und wieder eine Ungleichheit der dichterischen Behandlung rügen möchten, indem der Ton wol meistens für eine derbe Dorfblume zu hoch gegriffen ist. Von einzelnen Beigaben, wie z. B. dem Gedicht vom mitheimgetragenen Flöschchen, meint Beyer, daß sie freilich nicht in das Boudoir einer feinen Dame passen. Rosenkranz in seiner „Aesthetik des Pöblichen“ führt das Gedicht Rüdert's als ein Beispiel des „Kleinlichen“ an: „Ein Liebhaber, der ein Flöschchen der Geliebten besingt; ein Liebhaber, der sich vom Regen abhalten läßt, zur Geliebten zu gehen; ein Liebhaber, der sich mit seinem Affect recht bequem auf das Sofa hinstreckt und nun die Kreuz- und Querkzüge des lieben Flöschchens betrachtet, ist ungeheuer prosaisch.“ Ueber den weitem Verlauf des Erlebnisses, welches den Stoff zum Gedicht „Amaryllis“ hergab, berichtet Beyer:

Im Sommer 1812 verließ Rüdert auf längere Zeit den Aufenthalt bei seinen Aeltern mit der Bohnung auf der Speck, wo man ihm das beste Zimmer eingeräumt hatte. Hier hat er oft Liebeslieder an Marielies übergeben, welche aber ohne Verständnis für seinen Werth und seine Zuneigung einmal so weit ging, die größere Sammlung „Amaryllis“, die er für sie besonders hatte drucken lassen, im Aerger zu zerreißen. Behnlich sprach er: „Du hast mir ein Stüd aus meinem Herzen gerissen“, und doch konnte er ihr nicht zürnen. Als er wieder mit ihr unter dem schattigen Fliederbaume neben der Holzlage saß, sprach er ihr seine Verzeihung aus.

Sie konnte nicht begreifen, wie er wol seine schönen Gedichte schaffe. Sie war deshalb auf den Gedanken gekommen, von der neben seinem Zimmer liegenden sogenannten Preußenstube aus (wo früher die preussischen Werber ihr Quartier aufgeschlagen hatten) ein Loch durch die Wand zu bohren. Da sah sie ihn denn in seiner Stube sinnend auf- und abgehen, sich dann auf sein Bett ausstrecken und so liegend auf ein Blatt Papier, welches er in der Hand hielt, seine Gedanken nieder schreiben. In der That hat Rüdert auch in seinem spätern Alter viele seiner Haus- und Jahreslieder auf der Ruhebant der neufer Laube in derselben Lage aufgeschrieben.

Das Verhältniß zu der Geliebten hatte sich trotz ihrer Sprödigkeit doch endlich so innig gestaltet, daß sie bereits auf dem Wege waren, in dem nahen Rentweinsdorf die Trauringe zu bestellen, als gerade auf diesem Wege durch den Spott einer Bekannten von Marielies das Band wieder zerrissen wurde.

Eine sehr ausführliche Analyse gibt Beyer von dem „Liebesfrühling“, dem wegen seiner zartheitlichen, innig-

minniglichen Färbung bekanntesten Liebercyklus Rückert's. Doch verdiente wol als charakteristisch für Rückert hervor-gehoben zu werden, daß er gleichzeitig die sinnlich-erotischen „Desflischen Rosen“ schuf. Wenn er jene zwingende Gewalt der Begeisterung, durch welche der Dichter von selbst die geeignete Form für seine Ergüsse findet, in den „Geharnischten Sonetten“ und in der „Amaryllis“ ver-mißen ließ, indem nur infolge einer reflectirten Wahl deutsche Kriegslieder und Dorfliebschaften in der Dichtform des Petrarca besungen werden konnten: so zeigte er jetzt die Kunst, selbst seine Gefühle dialektisch zu spalten, seine Liebe nach ihrer platonischen Seite im „Liebesfrühling“ nach den Mustern deutschen Minnesangs, nach ihrer sinn-lich-begehrenden in den „Desflischen Rosen“ nach dem Mu-ster des Hafis zu besingen, so daß er sich als Herr über seine Empfindungen, frei über denselben schwebend, als ein Virtuos offenbarte, der auf den verschiedensten In-strumenten die gleiche Meisterschaft beweist, doch die volle harmonische Einheit instinctiv sicherer Begeisterung und wohlloser Hingebung an den Drang des Herzens ver-mißen läßt.

Im Jahre 1826 wurde Friedrich Rückert als Pro-fessor der orientalischen Sprachen nach Erlangen berufen.

Collegien hat Rückert nur wenige gelesen. Aus dem Lectiuncatalog ist dies nicht zu ersehen, weil er nie las, was er ankündigte. Auch ist es nicht aus den Verzeichnissen des Quästorats ersichtlich, weil Rückert meist publice las. Er scheint überhaupt nicht gern gelesen zu haben. So weiß man, daß, wenn sich ungefähr zwei bis drei Studenten für sein an-gezeigtes Colleg aufgeschrieben hatten, unter welchem Umstand er eigentlich hätte lesen müssen, er einen neuen Bogen auslegte, wodurch dann natürlich nie die normale Zahl erreicht wurde. Einmal jedoch vereinigten sich etwa vier bis fünf Studenten, die ihm näher standen, zu einem Colleg über die kleinen Prophe-ten, und dieses hielt er dann auch mit einem solchen Feuerifer, daß er nicht nur sofort die Uebersetzung in poetischer Form gab, sondern auch oft zwei Stunden statt einer las, wobei ihm seine Schüler voll Begeisterung zuhörten. In der That hatte ihm dies Colleg selbst so gut gefallen, daß er von da an noch in zwei Semestern las.

Diese Collegien hielt er in seiner Wohnung und zwar in dem westlichen Zimmer derselben. Zwischen diesem Zimmer und seiner Studirstube waren noch zwei kleinere Stuben, wäh-rend auf der andern Seite des Schimmers noch das große Kinderzimmer sich befand. Vor dem Hause und von der Straße nur durch einen hölzernen Lattenzaun getrennt, hatte Rückert ein Gärtchen, welches sich seitlich an die Mauer anlehnte. Es wird jetzt das Gewerbelehrgärtchen genannt. Hier befindet sich am südöstlichen Ende eine kleine Laube, von der Mauer und dem Zaune, der hier in einem Winkel zusammentreffen, be-grenzt. Auf dieses Gärtchen beziehen sich die Lieder von dem Garten, seinen Kindern u. s. w. aus der erlanger Periode.

Ein Gärtchen, dessen Mäuschen  
In sich zusammenbrängt  
Zwei Beutchen und ein Mäuschen,  
Das über Mäuschen hängt u. s. w.

Hier sproßte eine bewundernswürthe Liederfülle aus seiner Seele. Diese Gedichte (1832—38) füllen die letz-ten Bände seiner „Gesammelten Gedichte“; sie sind weni-ger bekannt und beliebt; es ist viel Singfang und viel Mattes in dieser patriarchalischen Hauschronik. Gleich-wohl enthalten sie auch des Schönen viel, und es ist nur zu billigen, daß Beyer aus ihnen eine kleine ge-

schmackvolle Auswahl gibt. Ausführlich behandelt unser Biograph dann die „orientalische Epik“ Rückert's: „Die Malakamen des Hariri“, diese sonderbaren Anekdoten und Plaudereien, „Kal und Damajanti“, „Kostem und Suh-rab“: Dichtungen, die alle wol einen Kreis von warmen Verehrern gefunden haben, aber doch nicht so bekannt ge-worden sind, daß eine Inhaltsangabe und Analyse dersel-ben nicht dem größern Publikum willkommen sein sollte.

Auch aus der „Weisheit des Brahmanen“, diesem geistsprudelnden Lehrgebieth, das uns mit einer Wolle von Onomen und Epigrammen überschüttet, theilt Beyer eine Zahl von Sentenzen mit, welche den Einblick in die Welt-anschauung eröffnen, aus der das Gedicht hervorgegangen ist. In einem spätern Kapitel, das sich mit der „Allgemei-nen Kritik“ Rückert's befaßt; erörtert Beyer die Frage: welche Stellung die didaktische Poesie in der Poesie über-haupt einnimmt, ob sie als Verschönerung, vielleicht als Identität von Poesie und Speculation der Gipfel der Poesie ist, wie manche wollen, oder ob sie überhaupt aus dem Gebiete der wahren Dichtung ausgeschieden werden muß? Beyer selbst pflichtet mit Recht keiner von diesen beiden Ansichten bei. Das Höchste, was die Poesie erreichen soll, ist allerdings nach seiner Ansicht die Erzeugung ob-jectiver Gestalten aus Natur, Seelenleben, Menschenges-choß; weshalb die vollendete Form der Poesie immer das Drama mit seiner Mannichfaltigkeit in der Einheit und mit seinen idealen Charakteren sein wird. Wenn er nun später Gervinus theilweise recht gibt, der be-hauptet, daß die didaktische und geistliche Poesie Zwitter-gattungen und unglückliche Geburten sind, dann aber doch der Didaktik ihren eigenthümlichen Platz in der Poesie be-wahrt wissen will, indem sie Jahrhunderte hindurch ihre große Mission gehabt habe und fernerhin haben werde: so vermischen wir die Vermittelung zwischen diesen beiden sich extrem gegenüberstehenden Anschauungen. Die Di-daktik in jener Form, in welcher das Lehrhafte als solches sich in den Vordergrund drängt, wie sie z. B. in den zahlreichen großen Lehrgebüthen über meist sehr prosaische Thematia vertreten ist, fällt aus aller Poesie heraus; denn ein Dichter, der instructiv werden will, kann nur Reim-ereien schaffen. Die Poesie ist für ihn nur das Mittel, welches durch den Zweck, die Kenntnisse der Menschen zu erweitern, geheiligt wird. Indem man derartige Lehr-gebüthe als Muster der didaktischen Poesie in ihrer un-sterblichen Langweiligkeit hinstellt, hat man der letztern einen schlechten Dienst erwiesen.

Ganz anders verhält es sich mit jener Gedankenpoesie, welche über das All, den Menschen, die Natur, das Er-ben sich theils begeistert, theils sinnvoll anläßt. Ihr Berechtigung ist so zweifellos, daß sie sogar für die höchste Gattung der Poesie, dieser *κατ' ἐξοχήν* geistigen Kunst gelten muß. Selbstverständlich ist, wie bei aller Poesie, die Voraussetzung, daß Form und Inhalt sich bedeu, daß nicht der Philosoph mit seiner dünnen Metaphysik zur Unzeit aus dem Dichter hervorguckt. Doch wo ein Dichter dem tiefen Gedanken die schöne Form verleiht: da hat er einen geistigen Schatz für die Ewigkeit gestempelt. Ja,



1 kann sagen, daß in diesem Sinn alle echte Poesie ist und die dramatische in erster Linie. Die sie der hervorragenden Dramatiker beruht besonders der Tiefe des ethischen Grundgedankens, der ohne ere Ausdringlichkeit die innere Seele ihrer Dichtungen und auf der Fülle geistigen Reichthums, der sich in n Sentenzen ausdrückt. So war es wenigstens bei griechischen Tragikern, so ist es bei Shakespeare, Goethe Schiller! Wenn man in der neuern Zeit anfängt, Tragödie um so höher zu stellen, je geistesärmer sie je weniger geistigen Inhalt, je weniger unvergängliche ägelte Worte“ sie enthält, so kann dies nur eine vorgehende Verirrung sein. Wenn man nun einen besern Kreis der „didaktischen Poesie“ absondert und in Bürde eine Schar von dickwolligen poetischen Schasperret, welche von den Trägern der Electoralwolke das schärfste geschieden sind, so kann man freilich die didaktische Poesie taugt nichts; man müßte aber tlich sagen: diese schlechte Poesie hier bezeichnen wir didaktische. Rückert's „Weisheit des Brahmanen“ gesowenig wie Leopold Schefer's „Laienbrevier“ und ce Gedichtsammlungen zu dieser schlechten Sorte didalr Dichtungen. Wo Tiefe der Weltanschauung, Verung, originelles Gepräge dichterischer Form zu finst, da haben wir es immer mit Electoralpoesie zu thun. Im Jahre 1841 folgte Rückert dem Rufe nach Verwohin er durch ein ehrenvolles Handschreiben des 38 Friedrich Wilhelm IV. berufen worden war.

Es ist manches für und wider Rückert's berliner Leben geworden. Als Thatfache bleibt stehen, daß er sich nie moderne Gesellschaft Berlins eingewöhnen konnte, und iher nie in diesem neuen Wohnstz wohlgefühlt hat. Auch r durch den mächtigen Aufschwung, den der öffentliche (1840) zu nehmen schien, begeistert nach Berlin gekomum selbst mit Hand anlegen zu können an dem großen der Wiebergeburt Deutschlands. Freilich hatte er diese adern Bahnen gesucht als das sogenannte Eichhorn'sche n, und er hat dies auch, namentlich seinem alten Freunde ing gegenüber, unumwunden ausgesprochen.

's war die Zeit der hohen Politik in der preussischen Meden, und die gefeierten Männer der Wissenschaft und des hen Stils, Humboldt, Barmhagen u. s. w., machten auch jeimen eifrig in diesem Genre. Rückert dagegen hatte sich, ir schon wissen, nachdem er die Krebsgeschäden diplomatiunst eingesehen, ganz von der Politik zurückgezogen; sie um ein Factor, der ihn nur in seinen brahmanischen Beungen stören konnte.

Zwei sind an der Ordnung fest,  
Ueber alle hoch gesetzt,  
Kritik und Politik,  
Die ich ehemals auch geschätzt,  
Aber abgethan zuletzt,  
Politik und Kritik.

1versehens und ohne seinen eigenen Willen gerieth er in position und trat mit seinem grenzenlosen Freimuth offen radegzu damit heraus. Und doch war er sich bewußt, zu sein, freilich anders, als es die verstanden, die es behaupteten. So fühlte er sich sowol nach rechts wie als vereinsamt und galt dem einen als Revolutionär, dern als Reactionär. Natürlich war es, daß er sich von tremen beider Lager unter seinen Freunden zurückzog, nit Stahl hielten und Bettina drüben den Berkehr mögnschränkte und endlich ganz abbrach.

In die Zeit des berliner Aufenthalts fällt die unglücklichste Production Rückert's, die dramatische. Es ist bekannt, daß er selbst gerade auf seine Dramen großen Werth legte, nach Art und Weise der Dichter, die gern eine unglückliche Liebe zu Dichtgattungen hegen, die ihrem Talent versagt sind. Beyer nimmt die Partei dieser Dramen; er meint, daß er sich an ihnen sogar hinsichtlich der Technik der Scenen und der charakteristischen Momente in der Entwidlung erfreut habe; ja er theilt eine längere Scenenfolge aus „Christoforo Colombo“ mit, um zu beweisen, daß Rückert's Leistungen auf dem Gebiete der dramatischen Poesie von der Kritik zu wenig gewürdigt sind. Daß sich indeß in den Dramen eines begabten Dichters Spuren seines Talents finden müssen, ist wol selbstverständlich, und nur auffällig, wie wenig Körner unter einer solchen Fülle von Spreu in diesen Dramen zu entdecken sind. So fremdbartig war dem Dichter diese Dichtgattung, daß sein lyrisches, ja sein didaktisches Talent sogar auf diesem Boden verkümmerte. Den Dramen fehlt es nicht nur an Technik, sondern auch an künstlerischer Architectonik, an dramatischer Pointirung, an einer Gestalten schaffenden Charakteristik, ja selbst an dichterischem Schwung. Wir glauben nicht, daß gegen dies einstimmige Urtheil deutscher Kritik noch eine Appellation möglich ist — auch die Zukunft wird keine Cassationsinstanz dafür bilden.

Ueber Rückert's letzte Lebensjahre, seine patriarchalische Zurückgezogenheit in Neuses, seine Familienverhältnisse, seinen Tod und sein Begräbniß erhalten wir bei Beyer manche dankenswerthe Aufschlüsse. Den Eindruck, den er selbst bei einem Besuch von der Persönlichkeit des greisen Dichters empfing, beschreibt er in folgender Weise:

Als ich im Jahre 1857 von Nürnberg nach Coburg überfiedelte, machte mir Herr Dr. Frommann, erster Beamte am Germanischen Museum, das freundliche Anerbieten, mich an Rückert zu empfehlen. Mit welcher Freude nahm ich das Buch entgegen, welches mir den Weg zu dem größten lebenden Lyriker eröffnen sollte! Hatte ich den großen Dichter bisher nur in seinen Schriften bewundern können, so erfüllte mich jetzt, wie alle, die das Glück gehabt, ihn zu sehen und zu sprechen, die persönliche Begegnung mit der größten Zuneigung zu dem Menschen Rückert. Er empfing mich damals in seinem reizenden Garten. Eine edle Dichtergestalt von imponirender Größe und Amuth! Ein ganzer, echter Mann, im ganzen Wesen von echt deutschem Gepräge! Ueber die Einfachheit seiner äußern Kleidung, die den Landgutsbesitzer und sein ungezwungenes einfaches und schlichtes Wesen zeigte, sah man in das ernsthafte, scharf geschnittene, geistvolle Angesicht, sah man in die tiefstehenden, dunkeln Augen des Denkers und Dichters, die bisher kein Maler mit ihrem eigenen seelenvollen Bild fixirt hat. Bei einer fast redendhaften Erscheinung, an einen alten Hünen erinnernd, umwollten Haupt und Schultern langgezeichnete graue Haare, denen das Alter jene Todengefalt —

Diese Gedanken, die vor allen  
Meiner Liebsten so gefallen,  
Daß sie sprach: so laß sie wallen! —

ziemlich entnommen hatte. Dazu kam endlich der wohlklingende und wohlwollende Ton seiner Stimme, der unwillkürlich an die Sanftheit seiner Lieder mahnte.

Wir haben diese Biographie mit Interesse durchgesehen; sie gibt ein lebendiges und geschlossenes Bild einer

hervorragenden dichterischen Erscheinung. Selbst das Anthologische, das sie enthält, muß willkommen sein; denn es ist geschmackvoll ausgewählt. Bei dem Ruhm aus zweiter Hand, der in Deutschland gling und gebe ist, ist eine anthologische Berühmtheit noch immer besser, als eine bloß literarhistorische. Dort erhält man doch noch einige frische Blumen mit in den Kauf, während uns hier bloß die dunkle und getrocknete Pflanze im Herbarium mit ihrem Namen und ihren Eigenschaften überreicht wird.

Rudolf Gottschall.

### Zur Literatur über Dante.

1. Versuch einer bloß philologischen Erklärung mehrerer dunkeln und streitigen Stellen der Göttlichen Komödie von F. O. Blanc. II. Das Fegfeuer (Gesang I—XXVII). Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1865. Gr. 8. 15 Ngr.

Die beiden ersten Hefte dieses vortrefflichen Hülfsmittels zum Studium der „Göttlichen Komödie“, welche zusammen die „Hölle“ umfassen, sind bereits in den Jahren 1860 und 1861 erschienen. Leider ist eine Fortsetzung über das vorliegende dritte Heft hinaus, das sich noch über den größeren Theil des „Fegfeuer“ erstreckt, wenigstens von der Hand des allverehrten Verfassers nicht mehr zu erwarten, da er selbst schon in dem Vorwort wegen hoffnungsloser Erkrankung für immer die Feder niederzulegen erklärt und sein nun erfolgter Tod den Dante-Freunden alle Hoffnung auf den etwa doch noch zu erwartenden Abschluß des Werks abschneidet. Dasselbe verfolgt nicht den Zweck, sich auf die Enträthselung der Allegorien einzulassen, sondern beschränkt sich auf die beschreibende, aber für jede weitergehende Forschung grundlegende Arbeit, „die vielen in der Lesart anstehenden, in ihrem Sinne streitigen Stellen der „Göttlichen Komödie“ durch ernsthafte sprachliche und philologische Untersuchung womöglich zu einer sichern Entscheidung zu bringen“.

Diesem Ziele ist der Verfasser überall mit gewohnter Strenge und Gründlichkeit nachgekommen, so daß sich zwar über einzelnes in der Auffassung mit ihm rechten ließe, nirgends aber eine Unbestimmtheit oder sonst zu rühmende Schwäche bemerkbar wird. Bei jeder in Frage kommenden Stelle ist auf die Meinungen der Ältern sowie der hervorragenden neuern Ausleger, besonders der erstern, soweit sie gedruckt vorliegen, in scharfer, klar darlegender, dabei ansprechender Form eingegangen; diese verschiedenen Meinungen werden kritisch miteinander verglichen, des Verfassers eigene folgt als Schlussergebnis. Wo ein solches mit Sicherheit nicht zu finden war, gesteht er es offen und ehrlich ein, z. B. bezüglich der vermischten beiden Orientalismen im „Inferno“ (VII, 1; XXXI, 67). Daß er nicht ohne Noth die Varianten zu häufen sucht, zeigt unter andern die Behandlung der am Schlusse des Gesangs XXVI des „Purgatorio“ eingefügten provenzalischen Verse Arnald Daniel's, welche den Anlaß zum reichsten Variantenapparat darboten. Die Erörterungen über Grund und Berechtigung der verschiedenen Lesarten lauten natürlich nicht pedantisch beim Sprachlichen stehen bleiben, sondern mußten vielfältig das Sachliche selbst be-

rühren. So ist das Buch im besten Sinne des Wortes ein Commentar zum Urtexte der „Göttlichen Komödie“ geworden, eine unschätzbare Ergänzung zu des Verfassers „Vocabolario Dantesco“, das bei seinem Erscheinen im Jahre 1852 allen Besitzenden des Dante-Studiums eine höchst willkommene Gabe war. Es ist aufrichtig zu bedauern, daß der Verfasser sein Werk unabgeschlossen hinterlassen mußte.

2. Dante Alighieri's Göttliche Komödie. Metrisch übertragen und mit kritischen und historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Neue durchgesehene und berichtigte Ausgabe. Zweiter Theil: Das Fegfeuer. Dritter Theil: Das Paradies. Leipzig, Teubner. 1866. Lr. 8. 5 Thlr. 20 Ngr.

Ueber den ersten Theil dieser neuen billigern Ausgabe des als ausgezeichnet anerkannten Werks ist in Nr. 27 d. Bl. eingehend berichtet worden. Ueber das Verhältnis des zweiten und dritten Theils zur ersten Ausgabe beider ist im wesentlichen dasselbe zu sagen, was damals in Betreff des ersten Theils gesagt werden mußte: sowol im Texte der Uebersetzung als in den commentirenden Abschnitten, welche den Hauptbestandtheil des Werks bilden, sind so mancher Verbesserungen, Berichtigungen und Zusätze eingetreten, die ein unablässiges Fortarbeiten, ein sorgfältiges Berücksichtigen der wichtigeren neu hinzugekommenen Erscheinungen im Gebiete der Dante-Literatur erkennen lassen. Indes ist noch einiges zurückgeblieben, was nachfolgend, soweit es dem Referenten beim Durchblättern beider Bände bemerktlich wurde, zu Gunsten einer erneuerten Ausgabe Erwähnung finden möge.

Zuerst den Commentar anlangend. In der „Psychologischen Skizze“ zu Gesang XVI—XVIII (Thl. 2, S. 176), da, wo nach des Thomas von Aquino moralischem System die Tüfter aufgezählt werden, welche der Mensch auf unordentliche Weise direct begehen kann, ist wie in der ersten Ausgabe aus Versehen unter Nr. 2 die Bezeichnung „Völlerei“ weggelassen und unter Nr. 3 mit „Unkeuschheit“ zusammengestellt. Im dritten Theile, S. 28, Anm. 20, muß die Hinweisung auf die angelegene Stelle aus Dantes lib. III anstatt II lauten. S. 119, Anm. 19 ist als Geburtsort des Petrus Lombardus nicht Navarra, sondern Novara anzugeben. Ferner zeigen die mehrfachen Anführungen aus dem „Tesoro“ des Brunetto Latini, daß dazu noch die altitalienische Uebersetzung von Giamboni, nicht die altfranzösische Urchrift, welche vor drei Jahren zum ersten male von P. Chabaille nach den pariser Handschriften im Druck erschien, benutzt worden ist. Beide weichen in gar manchen Stellen voneinander ab, und diese Abweichungen bestehen zum großen Theil in Mißverständnissen und Zuthaten von seiten des Uebersetzers; es ist demnach nicht durchweg gleichgültig, ob auf das Original oder auf die Giamboni'sche Uebersetzung Bezug genommen wird. So paßt z. B. die Notiz im zweiten Theile, S. 261, Anm. 14, daß Brunetto sich die Ursache des Brides nicht habe erklären können, eigentlich nur zum Texte Giamboni's, nicht zu dem der Urchrift (S. 122). Dann im dritten Theile, S. 315, Anm. 18 ist aus der ersten Auflage die Angabe mit

übergenommen, jedoch ohne Bezeichnung der Stelle: Bruno Latini berechne von Adam bis Christus 5144 Jahre, auf einem Schreibfehler zu beruhen scheine; wogegen vielmehr im „Tesoro“ (Venedig 1839, I, 42), genau einstimmend mit dem altfranzösischen „Trésor“ (S. 52) et, daß der Zeitraum von Erschaffung der Welt bis Geburt Christi 5500, nach anderer Rechnung 5254 re betragen habe. Es ist nicht ersichtlich, wie Philo-:s zu seiner Zahl gekommen.

Dazu gesellen sich noch folgende Verse in dem Texte Uebersetzung des „Paradies“ erster Ausgabe, welche in gegenwärtigen unverändert geblieben: Gesang V, 105, „nehmen“ statt „vermehrten“ (crescero); VIII, 36, „von en“ statt „zu“ (a' quali); XIV, 80 „(mit anderem) Ge-:men“ statt „Gesehnen“ (tra l'altre vedute); XVII, 88, „en“ statt „harren“ (l'aspetta); XXIV, 69, „du — zählst“ „er — zählst“ (ripose); XXV, 76, „(mit) deinem (Trän-“ statt „seinem“ (con lo stillar suo). In keiner die-:Stellen würden die vorhandenen Lesarten des Origi-:tes die hier als Versehen bezeichnete Uebersetzung ge-:n. Das Werk ist es wahrhaft werth, daß diese und :he kleine Mängel in einer künftigen Ausgabe noch :ffert werden.

Allegoria morale, ecclesiastica, politica nelle due prime antiche della divina commedia di Dante Alighieri, ovvero dei vantaggi che per l'intelligenza della divina commedia si possono trarre dalla conoscenza della cultura el suo autore. Dissertazione di Antonio Lubin. Graß. 364. Gr. 8. 20 Ngr.

Der Werth dieser zwar nicht umfangreichen, aber in-:hweren Schrift besteht hauptsächlich darin, daß der :ffer den Leser, welchem ein tieferes Eindringen in :Beist der Dante'schen Dichtung Bedürfnis ist, nach :n Richtungen hin in die Gedanken- und Anschauungs-:e versteht, in welcher der Dichter lebte und webte :deren Schranken er bei seinem Schaffen, so frei er :auch mochte, doch weder ganz verleugnen durfte :konnte. Der Verfasser geht von folgendem Gesicht-:e aus. Er findet den Grund der Schwierigkeiten der :media“ nicht in dem Dichter, sondern in seinen Er-:n, und zwar nicht in den ältern und ältesten, sondern in :der Neuzeit. Während jene in den Hauptsachen ganz :nstimmen, gehen diese willkürlich auseinander; solche :Einstimmung weise auf den einzig richtigen Weg zum :ndniß der Dichtung hin, nämlich die Geistescultur :ante'schen Zeitalters, insbesondere des Dichters selbst, :Grund aus kennen zu lernen. Insofern nun diese :eils sich offenbar in den von Dante gelese-:nen Schrif-:stellen muß, ist es von höchstem Belang, den In-:erfelben mit den Gebilden und Anschauungen des :rs zu vergleichen, und insofern dieser bei verschie-:benen Gelegenheiten seine erhabenen Lehrer in der Welt-:it und Gotterkenntnis geistlich mit Namen nennt, :rden es besonders solche genannte sein, auf deren :ten sich unsere Aufmerksamkeit zu richten haben wird. :iesen gehört unter andern Ugo da San-Vittore, :elchem die „Commedia“ in der betreffenden Stelle :diso“, XII, 133) nichts weiter als den Namen anführt,

die alten Commentatoren jedoch beifügen, er sei ein großer Meister in der Theologie, sei Mönch zu St.-Victor in Paris um die Mitte des 12. Jahrhunderts gewesen (Petrus Dante und Ottimo Commento); Francesco da Buti zählt überdies eine Menge Schriften von ihm auf.

Aus verschiedenen Aufsätzen und Neben dieses Scho-:lastikers nun hebt der Verfasser eine Reihe von Parallel-:stellen zu Dante's „Inferno“ und „Purgatorio“ hervor, :die eine solche Geistesverwandtschaft mit der Auffassungs-:, Anschauungs- und Ausdrucksweise des Dichters zeigen, :daß er zu der Vermuthung kommt, jene seien demselben :in wichtigen Stücken, mittelbar oder unmittelbar, Quelle :und Vorbild gewesen. Die Uebereinstimmung ist zum :heil überraschend, zum Theil verliert sie sich in Allge-:meinheiten. Wenn Babylon als das Bild der verlorenen :Welt, als die in eisiger Finsterniß gelegene, schuld- und :peinerfüllte Stadt der sieben Todsünden dargestellt wird, :mit ebenso vielen abgetheilten Räumen, mit umschließen-:den Mauern, mit Eingangs- und Ausgangspforten, so :ist darin die Analogie zum „Inferno“ der „Göttlichen Ro-:mmbie“ nicht zu verkennen; ebenso wenig zum „Purgatorio“ :in der Schilderung Jerusalems, der heiligen Stadt der :durch Reue und Tugendübung errungenen Befreiung, :gleichfalls mit sieben Räumen für die den Todsünden ent-:sprechenden sieben Tugenden, mit der untern Eingangs-:pforte des Glaubens, der obern des göttlichen Betrach-:tens, dazwischen den zur Gottesstadt emporführenden Stuf-:en, mit der Enge und Schwierigkeit des Wegs beim :Beginn und der zunehmenden Erweiterung und Leichtig-:keit für den weiter Emporgeschrittenen. Wie bei Dante :zwei schwerterbewaffnete Engel, als himmlische Schar-:führer (celesti astori), die Schlange der Verführung aus dem :Thale des Friedens vertreiben, so kämpfen bei Ugo die :heiligen Lehrer, gleich hochfliegenden Adlern, für die him-:mlischen Götter gegen unsere Verführer und Verfolger, :deren Befiegung die Schwerter der Tapferkeit und der Weis-:heit erfordere. Und wie Dante mit den beiden Genossen :auf der obersten Stufe des Purgatorio, den nächstlich :ruhenden Hirten gleich, entschlummert, bevor sie in das :irdische Paradies eintreten, so läßt auch Ugo die Betrach-:tung erst für die irdischen Dinge entschlummern, ehe sie :den himmlischen auf den Weideplätzen der ewigen Glorie :zu nahen vermag. Auch die Ströme Babylons, welche :ihren Ursprung in dem finstern Abgrunde der Sünde ha-:ben und sich mit den Dämpfen der Ungerechtigkeit über :die ganze Erde verbreiten, erinnern lebhaft an die den :Gliedern des Alten vom Berge Ida entquellenden Sün-:denströme des Inferno; der Alte selbst tritt uns bei Ugo :in einer bildlos-didaktischen Schilderung der Weltzeitalter :nach ihrem Fortschreiten vom Orient zum Occident ent-:gegen. An andern Ort und außer Zusammenhang mit :seinem Babylon und Jerusalem stellt Ugo, mit einigem :Schwanken, die Vertickeiten und den Unterschied des :Himmels und der Hölle, der Erde, des Reinigungsbergs :und des irdischen Paradieses fest. Ähnlich verhält es :sich mit der Uebereinstimmung der großen kirchengeschicht-:lichen Vision im irdischen Paradiese der „Commedia“ mit

einer Stelle bei Ugo, die das alles der Grundlage nach andeutet, aber nichts davon bildlich ausführt.

Man sieht, Ugo hatte in seinen Schriften nicht wenig, was den Zwecken Dante's entsprach. Während indes letzterer jene Grundgedanken zu Bildern gestaltet und im organischen Zusammenhange vorführt, finden sie sich bei dem andern über verschiedene Aufsätze zerstreut in schlichter Lehrart, nur theilweise mit leichter allegorischer Umhüllung bekleidet: bei dem Theologen vereinzelter Werkstücke, bei dem Dichter die sorgfältige Verarbeitung und Einfügung in einen kunstvollen Bau. Außerdem bedarf es öfter der directen Hinweisung auf die vorhandene Analogie, wenn sie von dem Leser erkannt werden soll. So ist es bei der Beziehung der sieben Sühnpflichten nach der Interpretation des heiligen Isidorus auf die sieben Tugenden der Dante'schen Vision; so bei der scholastisch-künstlerischen Analogisirung der Tugenden des Vaterunsers und der sieben Todsünden des „Purgatorio“: das Dante'sche Padre nostro wenigstens zu Anfang des Gesanges XI hat nicht das mindeste damit gemein. In einem Falle hilft sich der Verfasser zum Zwecke der gewünschten Uebereinstimmung, wie es scheint, mit einiger Gewaltthat, wenn er nämlich, um einen Höllekreis weniger herauszubekommen, den stinkigen Sumpf und das Gefilde der Reitergräber als Theile eines und desselben Kreises zusammenzwingt, was die Darstellung des Dichters in keiner Weise gestattet. In verwandter Art sucht er Reid und Hochmuth, die bekanntlich in den Kreisen des „Inferno“ nicht ausdrücklich vertreten sind, indem er sie zur Analogie mit den sieben Todsünden des Ugo'schen Babylon braucht, bei den Sündern der untersten Hölle auf und findet sie allerdings, weil sie denselben nicht fehlen können; aber es wird dabei ignoriert, daß jene beiden Eigenschaften hier nur implicite und nicht allein vorhanden sind und daß das Umfassende und einheitlich zur Erscheinung Kommende nach der Intention des Dichters vielmehr der Verrath ist. Diesen hat der Verfasser zu Gunsten seines Zwecks vom Schauplatz verschwinden lassen. Doch darf ihm nicht unrecht gethan werden: er selbst verwahrt sich dagegen, als ob er völlige Uebereinstimmung zwischen dem Dichter und dem Theologen nachweisen, jenen als den Plagiator von diesem erkennen lassen wolle. Jedemfalls hat er der Sache darin Genüge gethan, daß er an einigen Beispielen den Weg gewiesen, wie man in die Gedankenwelt, die Dante bei seinem Schaffen fertig und zu freier Disposition vorfand, und dadurch in dessen eigene geistige Werkstätte eindringen könne.

Schließlich mag noch besonders auf die drei vorletzten Abschnitte, welche die politische Seite der „Commedia“ behandeln, aufmerksam gemacht werden, weniger wegen ihres allgemeinen Inhalts und weil derselbe Neues zur Entscheidung brächte, als vielmehr wegen mehrfach geistreicher und scharfsinniger Erörterungen des betreffenden Themas. Der Eindruck im ganzen, welchen die Lectüre des Werkes bei aufmerksamem Lesen zurückläßt, muß dahin bezeichnet werden, daß es kein leichtes Ding sei, sich ernst mit Dante's „Commedia“ zu befassen, daß für

das volle Verständniß derselben noch viel zu thun übrig bleibt, daß aber auch jede neu gewonnene Aufklärung auf diesem Gebiete nicht bloß eine Förderung im Verständniß Dante's, sondern zugleich ein Fortschritt in der Erkenntniß der weltgeschichtlichen Entwicklung der Menschheit, wenigstens einer wesentlichen Seite derselben, genannt werden darf.

Theodor Paul.

### Vom Bächtisch.

1. Lebensbriefe von Auguste Leschuer. Mit einer Vorrede von W. F. Besser. Erster Theil. Leipzig, Neumann. 1866. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

D'Aguesseau, der berühmte Kanzler und Redner macht einmal die Bemerkung: wer sein Leben schreiben wolle, solle dies nie vor dem vierzigsten Jahre thun, denn ihm mangle die Unbefangenheit, und nie nach dem fünfzigsten, denn dann fehle ihm die Frische für die Vergangenheit; in dem einen Falle würden die Farben zu stark, in dem andern zu bleich aufgetragen; gleich der Natur neige sich der Ideentreis des Menschen in der ersten Hälbscheid des Mittags dem Morgen, in der zweiten dem Abend zu. Wir wissen nicht gleich, an welcher Stelle er dies gesagt, aber an die Wahrheit dieses Anspruchs sind wir sehr oft erinnert worden, auch bei den fraglichen „Lebensbriefen“. Das salbungsvolle Vorwort des geistlichen Herrn, der die Autobiographie eines seiner Kirchväter einläutet, als ob der Leser zum Gotteshaufe geführt werden solle, verheißt freilich eine Ausnahme jenes oft bewährten Spruchs, indem er sagt, es sei seine freudige Ueberzeugung, daß die seiner Einladung etwa Folgenden rufen würden: Wir haben mehr gefunden, als wir erwarteten! Allein man spürt es nur zu bald, wie wohl er daran gethan, nicht in größere Emphase über dieses Buch gerathen zu sein, man spürt die Wahrheit von dem „zu nahe sind wir miteinander verbunden“. Wie nahe, ersehen wir weder aus seiner Empfehlung noch aus dem Buche selber, das sich über die ersten 32 Lebensjahre der Verfasserin verbreitet, deren Aufzeichnung sie mit dem Ueberschreiten des sechzigsten Lebensjahres begonnen. Und so geschieht es ihr denn sehr oft, daß sie die wichtigsten, verdienstvollen und frömmelnden Anschauungen ihres Greisenalters auf die harmlose Unmittelbarkeit jugendlichen Empfindens und Sinns überträgt, und bloß hin und wieder glitzern matte Strahlen aus dem Jenseits ihres Frühlings in die Dämmerung ihres jetzigen Lebenswinters. Kein Wunder daher, daß sich manche Widersprüche in der Erzählung wie Betrachtung finden, Widersprüche beinahe in einem Athem, wie die Versicherung, daß sie sich schon in ihrem achtzehnten Jahre ganz von der Hand des Herrn habe führen lassen, in allem auf das Wort Gottes gebaut, während sie zwei Seiten weiter sich darstellt, daß sie keinen kirchlichen Sinn gehabt, ja „den Worte Gottes entfremdet gewesen“ und statt in Schritten der Ascese „in zwei langweiligen Bänden des Marc Aurel“ Stärkung gesucht habe. Sie ist im zwanzigsten Jahre schon stark damit beschäftigt, im Schoße des Heilands ihre Seele zu betten, und dann entschlüpft ihr das

Gefühls, erst im achtundzwanzigsten Jahre „kirchlich herangewachsen zu sein“, als Hengstenberg's „Evangelische Kirchenzeitung“ erschien, an der sich ihr Geist zu immer stärkerm Glaubensdurst vollzog. Nur eine Sechzigerin vermag über ihre erste, nach vierjährigem Bestande resultatlose Liebe so trocken, poesielos, in so pietistischer Resignation zu berichten; nur eine von nebelhafter Gläubigkeit umschleierte alte Frau die Liebe so zu misachten. Alle Pulschläge des Gemüths in dem Gedanken an den Einen concentriren, diese Liebe heißt hier — Abgötterei. Ihm allein, dem himmlischen Bräutigam, gebührt all das unnenbare Hangen und Bangen und Sehnen des Herzens, mit ihm verschmilzt, o Seele! Das Mädchen, das uns die Sechzigerin schildert, mit mancherlei Schwäche des Gedächtnisses, erschüttert aus dem Wiederholen derselben Begebenheiten und der Wiederkehr gleicher Reflexionen, dies Mädchen (das am liebsten Mineralien sammelt!) ist in seiner Totalität eine so unangenehme Erscheinung, daß ihr wenigstens der Referent nicht in den Weg gekommen sein möchte. Das frühmündende Greisenalter gleicht einem jener Gläser, unter welchem die Verhältnisse aller Gegenstände naturwidrig verschoben werden: bei einiger Prüfung wird man dies hier erkennen.

Noch an eines größern Mannes Ausspruch erinnern den Referenten die „Lebensbriefe“ der Auguste Tschner, an ein Wort unsers Goethe: das Publikum solle jedem verbunden sein, der ihm sein Leben erzähle. Daß nun aber jedermann in Handhabung leidlichen Stils sein Leben erzählen solle, jedermann die Berechtigung dazu habe, das hatte Goethe unmöglich damit gemeint. Vielmehr ist jenes Wort mit dem zusammenzuhalten, welches er in späterer Zeit an Erdmann richtete: „Man glaubt nicht, wie reich das Leben so vieler ungelannter Menschen ist; wenn sie uns ihr Leben erzählten, müßten wir ihnen mehr verbunden sein als vielen berühmten Männern.“ Dies Wort kann unserer Selbstbiographie nicht zu statten kommen. Ihr Leben, über die Grenzen ihrer eigenen Darstellung hinaus uns unbekannt, läßt sich in die zwei Zeilen zusammenfassen: Sie wurde geboren (1799 zu Pissa als Tochter eines Steuerrendanten), wurde erzogen und ward selbst Erzieherin (im Alter von 23 Jahren): es unterscheidet sich in nichts von dem tausend anderer Damen mittelbürgerlicher Kreise, nicht eine einzige eigenthümliche, die Deffentlichkeit irgendwie anregende Begebenheit kann von ihr mitgetheilt werden. Und so ergeht sie sich denn mit einer ganz unglaublichen Breitspurigkeit und Geschwägigkeit über ein Alltagsleben, über Kleinigkeiten, von denen der Referent unbedenklich behauptet, daß sie lebendig der Halb- und Kleinbürgerlichkeit ein Interesse ablodern. Was sie gegessen und getrunken, erfahren wir so oft, daß uns selber Magenbeschwerden anwandeln; was sie für Kleidungsstücke erhalten, gekauft, wie sie zugeschnitten, wann sie getragen, wann ein neues Blatt eingefügt worden u. dgl., nimmt hier einen Raum in Anspruch, der jede Schneidermamsell entzünden muß. Wir sehen fast aus jedem Briefe, was sie für Zahnschmerzen oder sonstiges Unwohlsein gehabt. Freilich fällt ihr Le-

1866. 48.

ben in die allen Deutschen unvergeßliche Zeit von 1806 — 13; allein was sie daraus Umständliches erzählt, ist nichts als die tausendmal, nur eindringlicher vernommene Misere tausend anderer Familien, und man muß einen ganz andern Namen tragen als die Verfasserin, um das Publikum an der Krippe ihrer subjectiven Einbrüche Heu und Stäfel schlingen zu lassen, die aus der Kaufe ihrer kindlichen geschichtlichen Auffassung und Commentare herabfallen. Ueberdies berichtet sie schulmeisterlich so manches, was sie gar nicht aus eigener Erfahrung weiß und wissen konnte, was allerdings sammt den vielen Versen und Gedichten geistlicher und weltlicher Poeten, obenein der bekanntesten, zum Embonpoint ihres Lebenslaufs beitrug, aber ein ganz ungerechtfertigter Aufschlag ist. Freilich hat sie ferner der Zufall in die Gesellschaft gewisser Größen versetzt, wie Tied, Tiedge, R. M. von Weber, Nagmann, Gries, Hell, Rind, Wackernagel (damals noch Student) und einiger andern; indeß gingen die Beziehungen nicht über Zufall und Oberflächlichkeit hinaus, welcher denn auch ihre stüchtigen Raifonnements vollkommen entsprechen. Einige hin und wieder verstreute pädagogische Gedanken-späne sind wirklich von geläutertem Metalle; wir errathen aber die Werkstätten, denen sie entnommen, oder sie sind sozusagen dormalen in allen Kindergärten aufzulesen.

Der Stil der Verfasserin ist durchsichtig, deutlich und bestimmt; indeß ermangelt er der Kürze, der Abwechslung und des Schwungs. Nirgends zu rhetorischer Kraft und Lebendigkeit aufschwellend, wird er durch die fortwährenden Andächtigkeiten zu fader Monotonie verurtheilt. Gewissermaßen verpflichtet, das gespannte Verhältniß zur Logik einer Frau, noch dazu einer frommen, zu verzeihen, müssen wir hingegen Verflüche gegen den Saybau und sinnentstellende provincialistische Wendungen der Lehrerin anrechnen. Daß endlich jeder der 31 Briefe einer andern Dame, meist ablichten, gewidmet ist, erscheint dem Referenten an weniger Curiosität als Eitelkeit, welche bekanntermaßen auf dem dumpfen Boden bigotter Demuth vortrefflich gedeiht.

Hiermit lassen wir ab von diesem autobiographischen Kesch, den so zu schwenken und zu schütteln nicht der Mühe werth gewesen wäre ohne die geistliche Salbung, welche betäubend den Rand gleich Honig vom Hymettus beträufelte.

2. Eine Geographie aus dem 13. Jahrhundert. Herausgegeben von J. G. v. Zingler. Wien, Gerold's Sohn. 1866. 8. 12 Ngr.

Ein interessanter und dankenswerther Beitrag zur historischen Entwicklung der Wissenschaft der Erdkunde. Zwar sehen wir aus den hösischen Dichtungen manches, was sich auf die geographischen Kenntnisse der damaligen Zeit bezieht; ein vollständiges Compendium aber, eingeflochten in der „Erißherchronik“ nach der Erzählung vom Thurmbau zu Babel, erhalten wir erst hier, mitgetheilt nach der Handschrift des Hans Sentlinger von München vom Jahre 1394, der auch die wolfsbütteler Handschrift vom Jahre 1399 gefertigt hat. Er rühmt sich „ein tail gedichtet“ zu haben, allein seine Zuthat beschränkt sich auf Einschlebung von Uebergängen, kenntlich durch rohe



Wolke und regelhafte Verse, so daß der Herausgeber mit Recht nur bittend Hohn darauf findet, wenn ihn B. Weber einen Reimkünstler nennt. Die Beschreibung der am Rheine gelegenen Städte, welche seiner Handschrift fehlt, ist in den Anmerkungen nach Graff's Fragmenten aus der Straßburger Handschrift („Dintisca“, I, 62) zur Ergänzung mitgetheilt (S. 71–73). Oftmaliges Uebereinstimmen mit Megerberg's „Buch der Natur“ hat die Verdächtigung auch dieses Werks veranlaßt, wie andererseits Erklärung mancher Orts- und Volksnamen versucht worden ist. Zur Probe das, was die Chronik über die allgemeine Geographie von Deutschland hat:

— — — — —  
 von der Tuonouwe, als si gât  
 und ir fluz den namen hât  
 biz an die hoehten albe hin,  
 dâ ist, als ich bewiset bin,  
 diu obere *Germâniâ* gelegen  
 diu den namen hât gewogen.  
 nâch dem sint alliu diutsche lant  
 noch *Germâniâ* genant,  
 welhiu der undermarke sin.  
 westertrâp scheidet ez der *Rîn*,  
 norden diu Alp, als sie noch gât  
 diu die mære underscheiden hât  
 und ir gezilte marke gît.  
 in diesem teile *Swâben* lit,  
 daz *Alemâniâ* hiez è  
 nâch *Alemân*, dem *Bodemâs*,  
 der in dem obern *Swâben* swêbt,  
 durch den mit richem flusse strebt  
 der *Rîn*, des fluz noch siget dâ in  
 von dem lantgebirge hin,  
 der von besundern teile gât  
 norden ze tal und den fluz hât  
 biz an daz grôze nortmer.  
 bi dem *Rîne* lit mit wer  
 manic veste wol bereit  
 nâch rîlicher wirdicheit,  
 werlich und vil rich erkant.  
 ouch stôzent dâ werliche lant,  
 die mit richen gewalt  
 bringent manic sûeze frucht.  
 In *Swâbentlant* entspringet  
 die *Tuonouwe* und bringet  
 in *mære ponticum* mit kraft  
 sehze wasser namehaft  
 inz ôstermer, dar in si gât.  
 ir fluz, ir runs geteilt sich hât  
 in siben grôze strangen,  
 è daz ir fluz gegangen  
 koem in daz mer, dâ sie sich in  
 mit irem flusse richtet hin,  
 als uns diu wârheit tuot erkant  
 an *Swâben* stôzet *Beierlant*  
 ze tale sunder wanken,  
 und dar nâch *Ôsterfranken*.  
 da enzwichen und dem *Rîne* lit  
*Rînfranken*. zuo der westen  
 diutsche lantze gât ein gêr  
 über *Rîn*. des teiles kêr  
 gât iensit an welschiu lant,  
 als *Hollant* und *Brâbant*  
 und *Sêlant*. dâ der selbe strich  
 von welschen lantzen scheidet sich,

an *Ôsterfranken* stôzet da  
*Düringen* und dar nâch sâ  
 ist mit kraft daran gewahen  
 daz starke lant ze *Sachsen*,  
 und des hêrchaft nâch ir zal  
 gêt bi der *Elbe* ouch ze tal.  
 biz an daz ende sint diu lant  
 diu nider *Germâniâ* genant.

3. Dreizehnte Blätter. Abhandlungen und Neben vermischten Inhalts von Hermann Adalbert Daniel. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1866. Gr. 8. 1 Thlr.

Blücher zu wohlthätigen Zwecken, das vorliegende zum Besten der Krankenlaffe der Waisenhansbuchdruckerei, appelliren in der Regel ausdrücklich oder stillschweigend an ein Wohlwollen der Kritik, das sich leider mit der Ehre des deutschen Geistes sehr oft nicht verträgt. Auf diese Sammlung läßt sich das nun allerdings nicht ganz und gar anwenden, allein sie ist doch auch danach, daß ihr ohne Gewährung eines exremen Wohlwollens kaum eine Berechtigung zur Existenz zugesprochen werden könnte. Vielleicht trägt es gegen die Vermehrung des bereits sehr zahlreichen Bettelordens in der deutschen Literatur etwas bei, wenn hier an das seinerzeit ungemeines Aufsehen erregende Beispiel einer weltberühmten Schauspielerin, der verstorbenen Rachel, erinnert wird, welche sich hochherzig eines Tags entschloß, das Schicksal einer ihr bekannten, total verarmten und in der weiten Welt von Paris von allen verlassenem Künstlerfamilie mit einem Schlage zu wenden, und zu dem Ende sich vier volle Stunden hindurch auf einen der frequentesten Boulevards unter die Bettler stellte und mit einem Herrenhute in der Hand die Vorüberpassirenden um Almosen ansprach. Aber sie stellte sich nicht hin, angethan mit aus allen Winkeln vorgesuchten, verschliffenen oder aus alten und neuen Lappen und Lumpen bunt, zusammengefügten Kleidungsstücken, sondern in der prachtvollsten Theatergarderobe und übersät mit Juwelen. Es ist, nebenbei bemerkt, constatirt, daß sie am Abend desselben Tags jener Familie einen Ertrag von 50000 Francs überreichte. Darans möchten unsere Schriftsteller entnehmen, daß, um Mitleid für andere zu erwecken, sie doch durch die Art, wie sie das thun, nicht für sich selbst Mitleid in Anspruch nehmen dürfen, im Interesse des Zwecks wie zu ihrer eigenen und der Ehre der deutschen Literatur, über welche in einer Zeit wie der unserigen nicht streng genug gewacht werden kann.

Der stofflich sehr mannichfaltige Inhalt der hier zu besprechenden gesammelten und in der That dennoch „Zerstreuten Blätter“ zerfällt in Abhandlungen, Neben und Reifebilder. Gleich die erste Abhandlung: „Das pädagogische System des Comenius“, ursprünglich Beigabe eines Programms des Pädagogiums zu Halle von 1839 (dort wirkt der Verfasser als Ordinarius), ist unstreitig die vorzüglichste von allen übrigen und auch an sich eine ganz tüchtige und sehr gelehrte Arbeit, aber sie wäre zweckmäßiger für eine andere Sammlung reservirt worden: hier verhält sie sich zum Ganzen wie eine feinerne Kuppel auf hölzernem Fachwerk. „Bürger auf der Schule“, Programm von 1845, ist ein Aufsatz, den man schreibt,

um eben etwas geschrieben zu haben. Er bringt weder für den Mensch noch dem Dichter auch nur ein Sandkorn von Belang. Dasselbe gilt von dem dritten Stück: „Gedingt auf der Schule.“ Kamler's erste Ode auf Friedrich den Großen, in einer Gratulationschrift von 1856 durch den Verfasser zum ersten mal veröffentlicht, dürfte ihm jeder ebenfalls gern erlassen haben; die Reliquienepidemie ist — dem Himmel sei Dank! — stark im Abnehmen, und selbst einem so poesielosen Corporal der Poeten, wie Kamler war, wünschen wir nicht die Veröffentlichung fehlerhafter, unreifer Versuche. Der geschichtliche Ueberblick über unser Gesangbuchwesen (Nr. 5) stand in Ersch- und Gruber's „Allgemeiner Encyclopädie“ ganz am rechten Orte; daß er hier ohne jedwede Umarbeitung und Kürzung wieder zum Vorschein kommt, will uns ein Verstoß gegen die Natur von Unternehmungen wie die genannte Encyclopädie dünken. Dagegen wird sich die Abhandlung über den Schöpfer der wissenschaftlichen Erdkunde, Karl Ritter (abgedruckt aus den „Preussischen Jahrbüchern“), neuen Beifall erwerben. Hier ist der Verfasser, bekanntermaßen selbst ein ausgezeichnete geographischer Schriftsteller, nicht bloß in seiner eigentlichen Sphäre, sondern hat auch der Abhandlung ganz den Zuschnitt gegeben, den man an Sammelwerken dieser Art willkommen heißt.

Die Reden über den heiligen Augustin und die deutsche Weihnachtstfeier mögen im Missions- und Frauenverein zu Halle recht andächtige Führer gefunden haben; dies kann sie jedoch nicht vor dem Vorwurfe der Langweiligkeit, einer wahrhaft stöhrernen Schwunglosigkeit retten. Ebenso erheben sich die Vorträge zur Feier des hundertjährigen Geburtstags Schiller's, des hundertjährigen Todestags des Grafen von Zinzendorf und des hundertundfünfzigjährigen Bestandes des halle'schen Pädagogiums nicht über das Banalitätsniveau. Wie aber der neunte Abschnitt, die Säcularfeier Goethe's sammt den beigelegten dichterischen Exercitien (!) ehemaliger Schüler des Pädagogiums, unter die „Reden“ gerathen, werden diejenigen ausfindig machen, welche die Unadäquatheit des Circels entbeden.

Der Verfasser war wirklich verbunden, auf die Schwäche seiner ziemlich schlüssigen Reden eine Ergänzungsfolge zu lassen, die wir denn auch in dem fesselnden und musterhaft behandelten „Reisebüchern“ (aus Masius' „Der Jugend Lust und Lehre“) erhalten. Allein diese Ergänzung ist räumlich so larg bemessen, daß wir dem übeln Eindruck eines doch gar zu heterogenen und, wie es uns scheint, allzu hurtigen Sammelsturms auch nur halb vermindern können.

4. Paul Schöde (Melissus). Leben und Schriften. Von Otto Taubert. Torgau, Jacob. 1864. Gr. 4. 8 Mgr.

Eine kleine, aber ihren Stoff doch völlig erschöpfende Monographie, durchgeführt mit einem Fleiße und einer philologischen Genauigkeit, denen wir einen würdigen Gegenstand gewünscht hätten, sodaß wir nicht zugleich an eine der Gewohnheit abgepreßte und darum hartkrustige Schulschrift erinnert werden, für welche selbst unter den Beweihten die nöthigen Straußkumagen nachgerade selten

werden. Denn Paul Schöde oder, wie er sich in Erinnerung an seine Mutter, eine geborene Ottilia Melissa, am liebsten nannte und in den vielen eigenhändigen Briefen, die wir von ihm gelesen, stets unterzeichnete, Paulus Melissus (1539—1602) gehört zu dem ziemlich zahlreichen Kreise von Dichtern, welche den leidigen Uebergang zu der trostlosesten Zeit unserer nationalen Geschichte, der unseligen Periode des Dreißigjährigen Kriegs, bilden und nach dem bereits vollzogenen Versalle der deutschen Poesie durch ein widerspruchvolles, forcirtes Schwanken zwischen dem Vollstümlichen und Antiken eine neue Aera zu schaffen gedachten, in Wahrheit aber eine nüchterne und jämmerliche Halbheit repräsentiren, die zwischen einem Mißwuchs von Poesie und Prosa wie zwischen Thier und Aasel ein kurzes wideriges Schmelzen führte, von dem der Historiker zwar Act zu nehmen hat, aber auch weiter nichts. In diesem Kreise stehen Philipps Freiherr zu Wittenberg, Peter Denaisius, Johannes Doman, Lazarus Sandrub, Johann Pappus, Johann Arndt, Cornelius Beder, Valerius Herberger u. a. Schöde indeß ist unbedingt der talentloseste und durch seine aftergelehrt prunkenden und aberwitzigen Maßregelungen der deutschen Sprache, namentlich hinsichtlich der Orthographie, der Clonon unter den Genannten. Er hat die ganze Skat von Spott und Hohn verdient, die seinerzeit gegen ihn losbrach, und es ist auch Taubert nicht gelungen, die goldpapierne Krone des paduanischen Comes palatinus im Glanze einer echten darzustellen oder ihm die Hanswurstdade auszugiechen, um den Chorrod eines Reformators darunter zu zeigen. Nach langer, wahrhaft preislicher Vergessenheit war es — wie bezeichnend! — der verschrobene Bodmer in Zürich, der Schöde's Namen und zwei seiner Lieder aus dem Plunder hervorholte, an dem die deutsche Literatur einen keineswegs beneidenswerthen Ueberfluß hat, und unsere hochmuthpeinlichen Gewissenhaftigkeits- und Vollständigkeitsbestrebungen verschafften ihm dann bei Wachler, Robertstein und Gervinus eine „Rettung“, welche vielleicht nur Taubert nicht genügend erscheint.

5. Unstittlichkeit und Unmäßigkeit aus dem Gesichtspunkte der medicinischen, hygienischen und politischen-moralischen Wissenschaften. Von E. Reich. Neuwied, Neuser. 1866. 8. 1 Thlr.

Ein gutes und — was mehr heißt — recht brauchbares und lehrreiches Buch, das niemand unbefriedigt aus der Hand legen wird. Ueber Ausschweifungen, Ausartungen, Nothzucht, Blutschande, Unzucht, uneheliche Kinder, Eßlibat, unstittliche Leidenschaften und Handlungen, sociale Unstittlichkeit, dann über Unmäßigkeit finden Fachmänner das ihnen Bekannte in gelehrter, klarer und rücksichtsloser Weise vorgetragen; Paten, besonders Juristen erhalten Anschluß über die Dinge aus der Rechtsseite des gesellschaftlichen Lebens offen vorgelegt, gegen die nur eine thörichte Prüderie die Augen verschließen kann. Um alles sociale Elend beseitigen zu können, muß man es vor allen Dingen kennen, und dazu gibt dieses frisch geschriebene Buch vortheilhafte Anhaltspunkte. Um die Grundtendenz des Verfassers, der bei der medicinischen Facultät in

Denn auf keinen grünen Zweig kommen konnte, anzudeuten, lassen wir einige Stellen seines Werks folgen:

Aus völliger Unkenntnis der Natur und der Wohlfahrtsbedingungen des Menschen, aus tausend falschen Deutungen, Mißverständnissen, Irrthümern, Thorheiten und Vorurtheilen hat man das konstruirt, was im gemeinen Leben Sittlichkeit genannt wird. Wir setzten, im Laufe der Betrachtungen, dem unsere Begriffe von Unsittheit entgegen und fanden — durchaus nicht zu unserm Erstaunen —, daß unsere „Unsittheit“ mit der landläufigen „Sittlichkeit“ fast durchweg übereinkommt... Hält man an dem fest, was heutzutage noch schlechthin Sittlichkeit genannt wird, dann arbeitet man der völligen Enttöndung und Auflösung der Menschheit immer kräftiger in die Hände und treibt die Generationen der Gegenwärtigen und Zukünftigen mit Sicherheit dorthin, wo Skrofuloße und Syphilis, Fäulnis und Entartung das Siegesbanner schwingen.

Auf S. 121 schildert er die Nachteile der Ehen unter Blutsverwandten:

Heirathen zwischen nahen Verwandten bringen die politischen und moralischen Lebensverhältnisse in Gefahr. Die wahrhaftigen Kapounegegeschlechter der kleinsten Kleinstaaten, in ihrer schimpflichen Feigheit, elenden Charakterlosigkeit, tölpelartigen Bornirtheit und körperlich-geistigen Krüppelhaftigkeit, sind der lebendige Beweis, daß die mehr oder weniger incestuösen Ehen es hauptsächlich sind, was die kleinsten Kleinstaaten auf Thronen und in Stätten so lächerlich einfüllt und zur Caricatur im eigentlichen Sinne des Wortes macht u. s. w.

Wir wollen nicht verhehlen, daß, so wacker das meiste gearbeitet ist, doch einzelnes allzu burleskos, sogar desperat losbricht, z. B. S. 118:

Wundern wir uns nicht über die Ekelhaftigkeiten, welche von denen begangen werden, deren Gesamtheit das Institut der Kirche ausmacht: wissen wir ja, daß die Geschichte der Gottesgelahrtheit und der Kirche ein immenses Kapitel der Geschichte des Wahnsinns ist! Wer die Mehrzahl der Kirchenväter, die Verhandlungen der Concilien u. dgl. m. liest, glaubt die Annalen einer Irrenanstalt zu lesen.

Ein Verehrer von Schulze-Dehligsch, ein Freund des Koburgers, ein schon so vielfach bewährter Autor sollte allezeit beherzigen, daß eine weise Oekonomie in der Farbengebung das gebildete Publikum mehr gewinnt als unmäßige Excesse.

### Herder als Religionsphilosoph.

Herder als Religionsphilosoph. Inauguraldissertation, welche unter Zustimmung der hochlöblich philosophischen Facultät zu Marburg zur Erlangung der Doctorwürde einreicht Heinrich Erdmann. Hersfeld, Maier. 1866. 8. 12 Ngr.

Vielleicht hätte der Verfasser sein Schriftchen besser: Herder als Philosoph und Theolog betitelt; denn die Aufgabe der Religionsphilosophie, den im Christenthum gegebenen Lehrstoff speculativ zu rechtfertigen, hat nach dem Verfasser Herder nicht im vollen Sinne gelöst. Im Unterschied von Gelfer, Hagenbach u. a. findet Erdmann bei Herder in den verschiedenen Perioden, die er durchlief, bloß relative Verschiebenheiten, keine absoluten Gegensätze. Dies möchte doch zu bezweifeln sein. Eine der stärksten orthodoxen Aeußerungen Herder's ist z. B. in den „Zwölf Provinzialblättern an Prediger“ folgende: „Symbolische Bücher sind Denkmale des Ursprungs, Insignien,

auf denen zum Theil Religionsfreiheit, Friede, Stand und Wohlfahrt ruhen: historische Ehrenmonumente, Paniere! Schlechter Soldat, der eine Siegesstandarte wegwirft und will einer Kinderklapper folgen.“

Wie verhalten sich dazu und zu so vielen andern Aeußerungen Herder's in seinen theologischen Schriften, Predigten, christlichen Gedichten die Aeußerungen in seinem Hauptwerk, in den „Ideen“? Das Richtige dürfte sein, daß Herder im Verlauf der Zeit von dem ältern Standpunkt immer mehr abgekommen und beim Humanitätschristenthum angekommen ist. \*)

Das Schriftchen handelt nun zuerst vom Begriff und Wesen der Religion (Gottesidee, Idee des menschlichen Geistes, Begriff der Religion), hernach im zweiten Theil von den Religionen, welche den Gottesbegriff unvollkommen zur Darstellung bringen (Naturreligionen und jüdische Religion), endlich von der Religion, welche den Begriff der Religion absolut in sich verwirklicht darstellt, d. i. der christlichen Religion mit den dogmatischen Hauptlehren. Ein Anhang bestimmt Herder's Standpunkt als dynamischen Pantheismus und sucht das Mangelhafte dieses Standpunkts nachzuweisen.

Leider muß ich das Urtheil fällen, daß der Verfasser seine Aufgabe nicht gelöst, Herder's Ansichten einseitig aufgefaßt und ihm vielfach unrecht gethan hat. Herder einen Pantheisten zu nennen, ist unerlaubt; er selbst sagt (S. 92), er pflichte der spinozistischen Philosophie nicht völlig bei, sie habe noch dunkle und unentwickelte Begriffe; die Samenkömer des Spinozismus liegen in den ältesten Traditionen aller Nationen beinahe reiner u. s. w. Er deutete, wie Erdmann selbst zugibt, den spinozistischen Begriff der Materie in den der organischen Kräfte um, verhielt sich also, setzen wir hinzu, zu Spinoza ähnlich wie Schelling, der die starre Pygmalionsäule zu beleben, die todte Substanz in lebendigen Fluß zu bringen suchte. Spinoza verwirft die causas finales; Herder aber betont mehrfach die Weisheit, die Vorsehung, die planvolle Weltregierung Gottes. Besonders beachtenswerth ist hier die vom Verfasser übersehene Stelle in der Vorrede zu den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit“, S. xi fg., eine sehr wichtige Stelle, da sie uns einen hellen Blick in Herder's geistige Entwicklung werfen läßt. Wie Herder hier in der Vorrede zu seinem Hauptwerk schreibt, kann ein Pantheist nicht schreiben. S. xv verwehrt er sich ausdrücklich gegen pantheistische Mißverständnisse:

Niemand irre sich darin, daß ich den Namen der Natur personificirt gebrauche. Die Natur ist kein selbständiges Wesen, sondern Gott ist alles in seinen Werken. Indessen wollte ich diesen hochheiligen Namen, den kein erkenntliches Geschöpf ohne die tiefste Ehrfurcht nennen sollte, durch einen öftern Gebrauch, bei dem ich ihm nicht immer Heiligkeit genug verschaffen konnte, wenigstens nicht missbrauchen. Wenn der Name Natur durch manche

\*) Lassen sich aber die zwei Standpunkte nicht zeitlich abgrenzen, so unter-  
scheide man zwischen Herder dem Theologen und dem Philosophen. Letztere  
Aufassung läßt immerhin eine größere Einheit in Herder's Ansichten z.  
als die Erdmann's, der Herder zum bewußten Pantheisten dempelt und  
ihn dadurch im Hinblick auf die obengenannten Worte catueter zum m-  
tären Kopf oder zum Heuchler erniedrigt.

isten unsers Zeitalters sinnlos und niedrig geworden ist, denke sich statt dessen jene allmächtige Kraft, Güte und Heiligkeit und nenne in seiner Seele das unsichtbare Wesen, das Erbensprache zu nennen vermag.

Das Wahre ist, daß Herder an demselben Problem itete, das noch jetzt die Philosophie vorzugsweise be-  
tägt: die Wahrheit des Theismus und des Pantheis-  
in einer höhern Einheit zu versöhnen.

Ähnlich urtheilt Rudolf von Raumer in seinem Werk  
m deutschen Geist“ S. 167. Hier redet Raumer von  
er's „Gott“ als einem Buch, das von dem wirklichen  
em des Spinoza weit genug abliege. Dieses Buch  
t“ hat Erdmann nicht gewürdigt, nicht im Zusam-  
ang mit Herder's andern Äußerungen aufgefaßt, und  
r gefunden, daß Herder die Persönlichkeit Gottes, die  
bauer der Seele, die Freiheit des Willens geleugnet  
und flache Begriffe von Religion und Sittlichkeit  
preche. Damit ist einem der größten Männer Deutsch-  
s schreiendes Unrecht zugefügt. Zwischen einer Ein-  
sönlichkeit oder einem Individuum hinter der Welt  
dem philosophischen Theismus ist ein großer Unter-  
d. Was Herder über die Unsterblichkeit lehrt, findet  
klar und bestimmt in „Philosophie und Geschichte“,  
63 fg., besonders aber in dem vom Verfasser unge-  
lich vernachlässigten Hauptwerk Herder's, in den „Ideen“,  
98, 244 fg. Herder faßt die Unsterblichkeit als Fort-  
ickelung; dazu gehört freilich, daß der Mensch etwas  
res, Ewiges in sich hat, das Fortschreiten sich wei-  
ntwickeln kann, und daß er wenigstens einen Theil  
r Persönlichkeit ablegt. Besonders zu vergleichen sind  
vom Verfasser übersehenen Gedichte: „Das Ich; ein  
ment“, und „Selbst; ein Fragment“. Hier ist das  
lem der Unsterblichkeit mit aller Schärfe gestellt, zur  
ng desselben hat Herder wenigstens beigetragen, und  
c gebührt ihm Dank. Ebenso unbegründet ist der  
urf des Determinismus. Herder, der überall einen

Zusammenhang, Plan, ein Ganzes suchte, war natürlich  
ein geschworener Gegner des gedankenlosen Indeterminis-  
mus, aber deswegen noch durchaus kein Determinist, kein  
Fatalist; und wenn er zwischen Gut und Böse keinen ab-  
soluten Gegensatz gelten ließ, so hat er darum noch nicht  
das Böse aus seiner Weltanschauung entfernt, und man  
darf nicht die Erläuterung des Spinozismus ohne weite-  
res als die Herder's ganze Weltanschauung beherrschende  
Grundannahme betrachten. Ueber Herder's Lehre von der  
Freiheit vergleiche man die „Metakritik“ und den Aufsatz  
„Vom eigenen Schicksal“.

In der Kunst war Herder ein entschiedener Gegner  
des Fatalismus; er wollte durch die christliche Kunst aus  
den Vorstellungen der Heiden von der Nemesis den letzten  
herben Rest tilgen und sie als Göttin der Gerechtigkeit,  
der Weisheit und der Liebe erscheinen lassen. Er wollte,  
der neuere Dichter solle den sittlich-religiösen Geist des  
antiken Dramas aufnehmen und fortbilden; an Schiller's  
„Wallenstein“ nahm er großen Anstoß, die Tragödie er-  
schien ihm fatalistisch; vor Aerger darüber wurde er fast  
krank. Und dieser Mann soll ein Determinist gewesen sein!

Doch der Raum gebietet uns zu schließen, obgleich  
noch manches an dem Schriftchen zu tadeln wäre. Ernst-  
liche Rüge verdient die Äußerung über den Conflict zwi-  
schen Amt und Ueberzeugung bei Herder, der allerdings  
hätte stattfinden müssen, wenn Erdmann die Grundan-  
schauung des großen Mannes richtig wiedergegeben hätte.  
Wenn aber vollends ein Candidat der Theologie und Be-  
werber um die Doctorwürde einem Herder flache Begriffe  
von Religion und Sittlichkeit, sage flache Begriffe von  
Sittlichkeit vorwirft, so kann jeder, der einen Mann, den  
Deutschland zu seinen besten und verdienstlichsten zählt, nur  
ein wenig kennt, diese Äußerung des Verfassers, dessen  
Schriftchen bloß zum Verwirren, aber nicht zum Orien-  
tiren dient, nur mit Entrüstung zurückweisen.

Emstas Hauff.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Das neueste Drama der Frau Birch-Pfeiffer: „Die Frau  
leiß“, zurechtgeschritten nach dem Sensationsroman von  
e Collins, hat am berliner Hoftheater einen glänzenden  
nachhaltigen Erfolg, am leipziger Stadttheater eine ebenso  
iebene Niederlage erlebt. Die Kritik kann keinen Augen-  
darüber in Zweifel sein, auf welche Seite sie sich zu stel-  
at. Sie muß den berliner Erfolg als trauriges Zeugniß  
verdorbenen Kunstgeschmacks registriren und in dem leip-  
Fiasco den erfreulichen Beweis dafür finden, daß solche  
tröse dramatische Productionen doch noch auf den Wider-  
des gesunden Empfindens und des geläuterten Geschmacks  
t. Die berliner Kritik hat das jüngste Kind der Birch-  
'schen Muse mit Glacehandschuhen angefaßt, gewiß aus  
ngewerthen Rücksichten auf die Verfasserin, die würdige  
aturgische Matrone der norddeutschen Residenz — Rück-  
t, die wir nicht aus den Augen zu legen glauben, wenn  
gegen einen entschiedenen Mißgriff protestiren, der bei  
so productiven Schriftstellerin weiter nicht sonderlich ins  
cht fällt. In der That ist „Die Frau in Weiß“ ein

Rückfall der Frau Birch-Pfeiffer in ihre erste Sturm- und  
Drangperiode und steht, was Solidität der Composition und  
einfache Wahrheit der Charakteristik betrifft, z. B. hinter „Pfeif-  
ferdösel“ tief zurück.

Auch der gebiegene Recensent der berliner „Nationalzei-  
tung“, Karl Frenzel, rühmt hier und in der wiener „Presse“  
die meisterhafte Technik der Verfasserin. Wir sind dagegen der  
Ansicht, daß das Stück gegen die Elemente, gegen das A-b-c  
der dramatischen Technik verstoßt und daß es der Verfasserin  
niirgends gelungen ist, den Romanstoff in eine dramatische Form  
zu gießen. Alle diese Scenen sind unterbaute Romankapitel,  
lein gehackt, zugeschnitten, in die Form von Acten und Scenen  
gepaßt, aber nirgends wahrhaft dramatisirt. Wir sprechen hier  
nicht von den langen Erzählungen, die neben der Handlung  
eingergehen und uns bis in den letzten Act hinein verfolgen,  
Erzählungen, die sich jeden Vergleich mit denjenigen verbitten,  
durch welche die großen Tragiker des Alterthums und der  
Neuzeit ein erlaubtes episches Element, selbstverständlich mit  
dramatischer Wirkung, ihren Schöpfungen einverleibten; wir  
sprechen nur von der beibehaltenen Manier des Romans, die

Vorgänge und Erlebnisse erst hinterdrein zu erläutern. Wir brauchen nicht auf Lessing und Diderot zurückzugehen, um zu beweisen, daß durch diese Manier die Grundgesetze des Dramas in maßstäbsverbrecherischer Weise verletzt werden. Die Reife der dramatischen Technik besteht eben darin, die Handlung aus dem Innern der handelnden Charaktere in ebenso folgerichtiger wie spannender Weise hinzuleiten, und es muß als die unerlässliche Vorbedingung eines solchen dramaturgischen Verfahrens gelten, daß das Publikum von Haus aus mit im Geheimniß ist. Gegen diese Vorbedingung sündigt das Drama der Frau Birch-Pfeiffer in so consequenter Weise, daß es als ein negatives Muster für alle dramaturgischen Studien betrachtet werden kann, ähnlich wie das kranke Pferd der Thierarzneikunde, an welchem die angehenden Schüler dieser Wissenschaft sämtliche Leiden des edeln Rosses auf einmal veranschaulicht finden. Die Motivierung hinkt hinter der Handlung einher, und der Effect wird in einer Steigerung der nachfolgenden Motive gesucht. Dies aber ist gerade grundverkehrt. Der dramatische Effect kann nie in solchen Ueberraschungen bestehen, wie sie für den Roman, der einen dunkeln, sich allmählich lichten den Hintergrund der Vergangenheit voraussetzt, geboten sind.

Doch man wird uns entgegen, wozu solche überflüssige ästhetische Weisheit an ein anspruchsloses Stüd verschwenden, das sein Publikum nur unterhalten will? Wir protestiren nicht gegen anspruchslose Stüde, sondern gegen alle Stüde, welche den Geschmack der Menge verderben, welche künstlerische Grundgesetze auf den Kopf stellen und durch Unnatur und durch die Sucht nach crassen Wirkungen das gesunde Empfinden verletzen. Wir waren jüngst Zeuge, wie das pariser Publikum, das doch gerade in dieser Hinsicht für sehr empfänglich gilt, ein Effectdrama, den „Major Trichmann“, wegen allzu großer Häufung der criminalistischen Handlungen und wegen der Speculation auf die äußerlichste Wirkung ausjickte — und das geschah nicht am Théâtre français, nicht am Odéon, nicht am Gymnase, sondern am Gaitétheater, das sonst eine hinlänglich berbe Kost nicht verschmäht, während das monarchische Criminaldrama der Frau Birch-Pfeiffer an einem der ersten deutschen Hoftheater eine beifällige Aufnahme findet!

Es sind weniger die Verbrecher, die uns in diesem Stüd anwidern, obgleich sie für die Affen wenig zu wünschen übrig lassen. Zweitmalige Einsperrung Unschuldiger ins Irrenhaus, Bigamie, Urkundenfälschung hinter der Scene und auf der Scene — da hat man ja fortwährend die erfreuliche Perspective auf lebenslängliches Zuchthaus, ganz abgesehen von dem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte. Baron Percival Glyde ist bereits ein sehr geschickter Jongleur, der mit den Paragraphen der Criminalgesetze Ball spielt; doch auf seine Schürken steigt noch der Italiener Fosco, der auf dieser Höhe der Niederträchtigkeit nicht die Balance verliert, sondern trotz seines Embompains den Schwerpunkt behauptet und dabei dem Freunde den Fuß auf den Nacken setzt.

Nicht diese Verbrecher, die uns vielleicht bei einer gewissen Energie des Willens von Haus aus anziehen würden, wenn sie uns nur nicht zu spät in ihre Karten sehen ließen, machen das Stüd so abstoßend, nein, weit mehr noch die Tugendhebeln desselben, diese Kawa, dies eigentlich aus Theatrischnebel und Sentimentalitätseschweinbel zusammengebaute Gespinnst des Dramas, dessen ganze Handlungsweise durch den überflüssigen Tugendheroismus so moralisch vernichtend wirkt. Sie heirathet einen Mann, den sie nicht liebt, weil sie damit einen Herzenswunsch des Vaters erfüllt, obgleich dieser ihrem freien Entschluß die Ehe anheimgestellt; aus reiner Manie, einen mehrbändigen Roman und ein fünfactiges Melodrama zu Stande zu bringen, ist sie väterlicher als der Vater selbst. Und mit dieser sich überlangelnden Weisheit des Anfangs, wo sie einem Vater ihr Bild und ihr Herz, aber dem Baron Glyde ihre Hand schenkt, hängt die Satisfaction zusammen, mit der sie den Selbstmord ihres Vaters ansahmt, um augenblicklich dem frühern Liebhaber aus

Herz zu sinken. Dabei sind die finanziellen Verhältnisse von der Verfasserin so unglücklich angeordnet, daß die Hebel niemals in Widerspruch mit ihrem Selbstinteresse geräth, sondern sich stets so correct benimmt, daß ihr die volle Erbschaft nicht entgehen kann.

Wenn die dramatische Technik in opernhaften Decorations- und Beleuchtungseffecten besteht, so verdient Frau Birch-Pfeiffer allerdings für einige Arrangements uneingeschränktes Lob. Die doppelgängerische weiße Frau, der Mond, der sie stets zur rechten Zeit beleuchtet u. s. w., das gibt das Colorit eines recht üchlig schwarz getuschten scenischen Nachtskops, aus denen alle Effecte wie Blitze hervorbrehen, während die Sterne der Poesie am Himmel verschwunden sind und durch kein Teleskop entdeckt werden können.

Das neue Lustspiel von RodERIC BENEDEIZ: „Die Epigramme“, folgte in Berlin der „Frau in Weiß“. Die Kritik findet das Stüd etwas zu lang gedehnt, rühmt aber die Charakteristik einzelner Figuren, namentlich die des alten vormärzlichen Bureaukraten, des Raths Bohngardt.

Während sich in Wien „Wildfeuer“ auf den Brettern der Burg erhält, sind die zweiten Theater unerschöpflich in Parodien auf das Friedrich Palm'sche Stüd, zu denen das geschichtliche Problem, das ihm zu Grunde liegt, willkommenes Veranlassung bietet. Das Theater an der Wien gibt: „Stillwasser“, das Carl-Theater: „Fuchstrenfelsweib“, das Harmonie-Theater: „Kaiser“, Fürst's Singelspielhalle: „Kaiserpeter“. In Berlin übernimmt der „Klabberbalsch“ die Parodie der Hoftheatermusik; in Wien beschäftigen sich die sämmtlichen übrigen Theater damit. Die dramatische Parodie ist aber ein im ganzen unberechtigtes Genre. Jede Parodie ist eine Kritik — wir wollen aber die Kritik nicht auf die weltbedeutenden Breter verpflanzt sehen.

Das Drama des jüngern Dumas: „Die Geldfrage“, hat am wiener Burgtheater nur einen mäßigen Erfolg davongetragen. Es scheint, als ob man diesen französischen sozialen Dramen nicht mehr dieselbe Theilnahme wie früher entgegenbringe. Der Erfolg des „Wildfeuer“ spricht für eine Reaction zu Gunsten eines mehr deutsch-poetischen Inhalts.

Den bei Gelegenheit der Säcularfeier Schiller's vom König von Preußen für das beste Drama angelegten Preis von 1000 Thälern hat die Tragödie: „Brutus und Cato“, von Albert Lindner in Kasselstadt erhalten. Das Stüd ist unsern Wissens bisher an keinem Theater ersten Rangs, nur in Karlsruhe, Weimar und Manheim zur Aufführung gekommen, wird aber jetzt am berliner Hoftheater aufgeführt werden. Seine Vorgänge müssen daher bedeutend sein, indem die Preiscommission von dem äußerlichen Erfolg abließ, der, wenn auch nicht als unumgängliche Bedingung, doch als wesentlich mitwirkendes Moment für die Preisurtheilung mit in die Waagschale gelegt wurde.

Wir konnten diese Rücksichtnahme nur billigen, denn sie sollte verhüten, daß beliebige Marotten der Studirfinden oder specielle Stedenpferde einer außer dem Zusammenhang mit dem Volksleben stehenden ästhetischen Weisheit allein den Ausschlag geben konnten. Natürlich hängt der innere Werth eines Stüds nicht von dem äußern Erfolg ab. Wir kennen das Drama Lindner's nicht und werden später darauf zurückkommen. Vorläufig bebauern wir nur, daß der Preis einer antiken Römertragödie ertheilt worden ist, wegen der gefährlichen Ermuthigung, die darin für die Wahl solcher Stoffe liegt, die unsern modernen Sympathien so fern liegen. Wir drücken uns hierbei auf das Urtheil eines preiswürdigen Dramatikers, auf das Urtheil Schiller's, der gerade an dem Stoffe des Brutus nachwies, welch eine Klüft unser Empfinden von dem römischen trennt.





# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Sobald erschien:

**Johann Gottfried von Herder.**

Lichtstrahlen aus seinen Werken.

Mit einer biographischen Einleitung.

Von Horst Keststein.

Vorliegendes Buch bietet eine planmäßig geordnete Auswahl charakteristischer und für unsere Zeit vorzüglich beherzigenswerther Stellen aus Herder's zahl- und umfangreichen Schriften, welcher eine gedrängte Darstellung des innern und äußern Lebens dieses edeln, zu Deutschlands classischen Schriftstellern zählenden, aber bei weitem nicht genugsam bekannten Geistes vorausgeschickt ist.

Indem sich das Buch den in demselben Verlage erschienenen so beliebten „Lichtstrahlen“ aus den Werken Fichte's, Forster's, Goethe's, W. v. Humboldt's, Schleiermacher's, Schopenhauer's und Shakspeare's anreicht, darf es wol einer ebenso freundlichen Aufnahme, wie diesen zutheil wurde, gewiß sein.

Im Verlage der Hofbuchhandlung von Ed. Kriebach in Braunschweig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen vorrätig:

**Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit.**

In einer Reihe von Vorlesungen dargestellt

von

**Karl Barthel.**

Siebente Auflage,

durch Anmerkungen ergänzt und bis auf unsere Tage fortgeführt von E. Emil Barthel.

Gr. 8. 42 Bogen. Preis 2 Thlr., geb. Halbfassband 2 1/2 Thlr.

Die seltene Gnuß, womit dieses ausgezeichnete Werk in weiten Kreisen aufgenommen ist, documentirt sich durch dessen in anderthalb Decennien nöthig gewordene siebente Auflage. Die Fortführung desselben auf unsere Tage, sowie zahlreiche ergänzende Anmerkungen dazu durch die kundige Hand des Bruders des früh verstorbenen Verfassers sichern dem Buche den langbewährten Ruf. Als das beste Werk über deutsche Nationalliteratur seit 1813 bis auf unsere Tage, mit sorgfältig gewählten Belegstellen sei es aufs neue allen gebildeten Familien empfohlen.

Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

**Die Erbin von Glengary.**

Schauspiel in fünf Aufzügen

von

**Friedrich Meyer von Walden.**

8. Geh. 15 Ngr. Geb. 25 Ngr.

Der Stoff dieses ebenso poetischen als bühnengerechten Dramas ist der schottisch-englischen Geschichte in der Mitte des 18. Jahrhunderts entlehnt.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschien und ist in allen Buchhandlungen und Leihbibliotheken zu haben:

**Ein Gedächtnis.**

Lebensbild

von

**Hermann Brensing.**

Verfasser von „Germanisches Blut“.

Zweite Abtheilung. 2 Bände. Brosch. 3 Thlr.

Die Kritik hat die erste Abtheilung dieses Werks als ein prachtvolles Stück Realpoesie bezeichnet. In diesem Sinne möchten wir verstanden werden, wenn wir die drei Abtheilungen des „Gedächtnis“ mit Wilhelm „Meister's Lehr- und Wanderjahren“ vergleichen. Der Gedächtnis ist die Schilderung eines Manneslebens von der Entwicklung bis zur vollen Entfaltung seiner Kraft. In voller tatsächlicher Wirklichkeit gestaltet sich der Kampf zum Siege, der Kampf mit der eigenen Leidenschaft, mit der Thorheit der Menschen, mit der Schlechtigkeit der Gewalthaber und ihrer Schergen, macht am Ende Heinrich Weidling zu einem Manne, der, nachdem er sich selbst überwinden — nicht sich verheirathet, sondern zu einer großartigen und erfolgreichen Wirksamkeit für seine Heimat übergeht. In der Geschichte eines Deutschen spiegelt sich vielleicht Deutschlands Geschichte. Und es ist alles Wesen und Wirklichkeit, That und Wahrheit in dem Buche.

**Frauenschild.**

Roman

von

**August Diezmann.**

2 Bände. Brosch. 3 Thlr.

Der Herr Verfasser, welcher durch sein „Leichtes Blut“ seine große Begabung für Zeichnung von Frauencharakteren bewiesen hat, gibt in vorliegendem Werke davon neue Proben. Das Buch wird für die Winterlaison die beliebteste Lektüre der Damenwelt werden.

**Literarisches Festgeschenk.**

Sobald erschien im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

**Blüthenkranz neuer deutscher Dichtung.**

Herausgegeben von

**Rudolph Gottschall.**

Min.-Form. 37 1/4 Bogen. Sechste Auflage. Schön elegant gebunden. Preis 1 1/2 Thlr.

Die geschmackvolle Auswahl dieses bewährten Anthologien und Dichters, wie die Fülle der besten neuern Dichtungen, macht die Beliebtheit dieser Anthologie begreiflich. Sie gehört zu den reichhaltigsten der letzten Jahre. — Die höchst elegante und gebiegene Ausstattung und der verhältnismäßig sehr wohlfeile Preis dieser neuen Auflage werden die weitere Verbreitung gewiß wirksam unterstützen.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brockhaus. — Druck und Verlag von S. A. Brockhaus in Leipzig.

Inhalt: Eine Biographie Diderot's von Rosenkranz. Von Rudolf Gottschall. — Neue Novellen. Von E. Freiherrn von Rezn. — Das neueste Werk Fritz Reuter's. — Ein Familienbuch. Von Alexander Jung. — Skizzen. (Literarische Plaudereien; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Eine Biographie Diderot's von Rosenkranz.

Diderot's Leben und Werke. Von Karl Rosenkranz. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1866. 8. 5 Thlr.

Die Bedeutung von Biographien und Monographien für die Geschichte der Literatur und Cultur ist längst anerkannt; man hat sich auch auf diesem Gebiete überzeugt, daß ein wahrer Fortschritt nur möglich ist, wenn man die allgemeinen Umrisse mit einem lebensvollen Inhalt erfüllt. Das Schemenhafte des Schematisirens hat nachgerade die ins Weite streifenden Constructionen in Miscredit gebracht; ja man ist hierin zu weit gegangen, indem man gegen alle systematische Architectonik mißtrauisch geworden ist. Und doch wird alles einzelne auf dem Isolirschmel bedeutungslos, was wenigstens ebenso schlimm ist, wie eine vage Allgemeinheit. Karl Rosenkranz ist einer derjenigen Philosophen, welche zwischen beiden Extremen stets die rechte Mitte gewahrt haben. Daß er ein methodischer Kopf ist, der sich auf die architectonische Gliederung wohl versteht, hat er in allen denjenigen Werken bewiesen, welche einen Weiterbau des Hegel'schen Systems bezweckten. Sein ebenso feinsinniger wie lebendiger Geist hat aber nicht minder von jeher die einzelne bedeutende Erscheinung ins Auge gefaßt; er hat sich nie in das metaphysische Wolkenkuckucksheim verstiegen; ihm ist das frische Leben nie wie das ätzende Kind des Erlkönigs vor einem Nebelstreif erloschen; er hat namentlich auf dem Gebiete der Literaturgeschichte und Aesthetik so lebensvolle Porträts geschaffen, daß ihn die literarischen Porträtmaler von Fach um seine Kunst beneiden dürfen. Einem erschöpfenden Werke über Goethe hat er jetzt ein ähnliches über Diderot angereicht, welches die gleichen Vorzüge vereinigt: gründliches Quellenstudium, geschickte Anordnung der Detailzüge zu einem sprechenden Gesamtbild, welches wiederum die Physiognomie des ganzen Zeitalters spiegelt, lebendiges Colorit und unbefangenes Urtheil.

Man wird freilich, was bei Goethe niemand in den Sinn gekommen wäre, die Berechtigung Diderot's bezweifeln, zu einem Porträt oder Kniestück von solchen Dimensionen zu sitzen. Diderot ist wohlbekannt als einer der

Herausgeber der großen „Encyclopädie“, als einer der lehrreichen Philosophen des 18. Jahrhunderts und als einer der Hauptvertreter des bürgerlichen Schauspiels. Doch scheinen auf den ersten Blick diese Leistungen ihn nicht in eine Reihe mit jenen großen Genien zu setzen, in deren Werke sich die Nachgeborenen immer wieder vertiefen, weil sie für jeden neuen Standpunkt stets neue Seiten darbieten. Nicht einmal einem Rousseau und Voltaire pflegt man Diderot gleichzustellen; es scheint ihm das machtvolle Pathos des ersten, der glänzende Geist und die schöpferische Kraft des zweiten zu fehlen; ja man behauptet in der Regel, daß er in seinen Schriften nie eine gewisse Mittellinie überschritten und höchstens nur in einzelnen genialen Pichtblitzen darüber hinausgewiesen habe.

Gleichwol gehört er zu den interessantesten Erscheinungen der französischen Literatur. Es gibt Persönlichkeiten, in denen sich die Bestrebungen der Zeitgenossen concentriren, auf welche alle Fäden der geistigen Entwicklung zurücklaufen, die durch die Summe ihrer Leistungen ersetzen, was jeder einzelnen an schöpferischer Kraft fehlt; Persönlichkeiten, die durch einen glücklichen Instinct oft neuen Principien der Literatur die Bahn eröffnen, in denen der Geist der Initiative mächtig ist und welche ihrem Zeitalter die Signatur ausdrücken, selbst wenn sie dieselbe nicht geschaffen haben. Indem man sie charakterisirt, charakterisirt man das ganze Zeitalter — und eine solche Persönlichkeit ist Diderot für das Frankreich des 18. Jahrhunderts.

Darum hat ein ausführliches Werk über Diderot seine vollständige Berechtigung, um so mehr, wenn ein Philosoph wie Rosenkranz dasselbe abfaßt, dessen glänzende Vielseitigkeit ihn befähigt, allen verschiedenen Richtungen eines nicht minder vielseitigen Autors zu folgen, ohne die eine Seite seines Wirkens gegen die andere zu vernachlässigen. Eine solche Bio- und Monographie ist ein höchst wichtiger Beitrag zur Cultur- und Literaturgeschichte des vorigen Jahrhunderts, dieses Jahrhunderts der großartigen Anläufe, in welchem alle Reime liegen, die das unserige fortentwickelt, ja welches uns alle die Aufgaben gestellt hat, an deren Lösung wir rastlos und bis jetzt zum

Theil erfolglos arbeiten. Ueber die Grundsätze, die Rosenkranz bei der Ausarbeitung seines Werks befolgt hat, spricht er sich im Vorbericht näher aus. Das Urtheil über Diderot ist ein sehr widersprechendes. Um eine objective Anschauung von ihm zu gewinnen, gilt es zunächst, ihn aus seinen eigenen Schriften darzustellen:

Der heutige Leser soll, ohne die vielen Hände der Diderot'schen Schriften selber durchzusehen, in den Stand gesetzt werden, sich aus dem ihm gebotenen Material selber ein Urtheil bilden zu können. Urtheile sind genug über Diderot gedruckt, aber der Beweis ihrer tatsächlichen Berechtigung ist oft verkannt. Ja, viele Gemälde von ihm sind nach ganz vagen Traditionen, nach ganz subjectiven Vorstellungen gemacht. Dem Leser eine solche objective Anschauung Diderot's zu liefern, schien mir das erste Bedürfnis, dem ich zu genügen hätte. Er soll selber sehen, wer und was Diderot war.

Ich mußte dabei als Deutscher für die Deutschen schreiben, denen die Werke Diderot's viel ferner liegen, viel unbekannter sind als den Franzosen. Doch glaube ich, daß auch den Franzosen Diderot, wie er hier sich darstellt, oft in einem ganz neuen Lichte erscheinen wird. Ferner mußte ich ein genetisches Verfahren einschlagen. Ich mußte die Geschichte von Diderot's Leben mit der seiner Werke verbinden. Gewöhnlich hat man bisher erst einen Abriß seines Lebens gegeben und dann, oft ohne alles Princip, seine Werke besprochen. Das Richtige ist aber, diese als Resultate aus seinem Leben hervorgehen zu sehen.

Eine Schwierigkeit findet Rosenkranz in dem Umstande, daß viele, ja die interessantesten Schriften Diderot's erst als posthume gedruckt wurden:

Der großen Literaturgeschichte gehört er offenbar nur durch das an, was er während seines Lebens veröffentlicht hat, denn nur diese Schriften haben in den Gang der damaligen Literatur lebendig eingegriffen können. Es ist und bleibt doch zuletzt immer nur die „Encyclopädie“ einerseits, das bürgerliche Drama andererseits, welche dem lebenden Diderot seinen Anspruch auf Ruhm geben. Aber gerade in den erst nach seinem Tode gedruckten Schriften hat er eine solche Innigkeit des Gefühls, eine solche Fülle der Phantasie, eine solche Originalität des Gedankens, eine solche Tiefe der Welt- und Menschenkenntnis, eine solche Mannichfaltigkeit der Stoffe und Formen an den Tag gelegt, daß dieser apokryphische Diderot mehr werth ist als der dem 18. Jahrhundert öffentlich bekannt gewesene, denn seinen Freunden war er persönlich eben durch jene Eigenschaften theuer. Man kann in seinen gedruckten Schriften, man kann in seinen Kritiken der „Encyclopädie“ die Reime zu den Ausführungen entdecken, die er ihnen in seinen ungebrachten gegeben hat.

Mit Recht will Rosenkranz diese Schriften als Momente der Entwicklung Diderot's auffassen, sie aber streng von dem im vorigen Jahrhundert bekannten unterscheiden, da sie ohne wahre Einwirkung auf ihre Umgebung geblieben sind.

Im Bezug auf den Umfang des Werks behauptet Rosenkranz, sich beschränkt und der Versuchung widerstanden zu haben, die Sittengeschichte jener Zeit, die Geschichte der belletristischen Literatur, der theologischen Streitigkeiten u. s. f. mit in das Werk hereinzuziehen. Ebenso wenig hat er die Geschichte des englischen Deismus und Empirismus besonders erzählt, sondern nur an geeigneter Stelle einige im allgemeinen orientirende Kapitel eingefügt. Auch vermied er, seine eigenen Ansichten weitläufig zu entwickeln und Parallelen zu ziehen zwischen dem modernen Materialismus und dem Materialismus Diderot's. Eine andere Grenze zog sich Rosenkranz gegenüber dem

reichen Unterhaltungsstoff, der sich in Diderot's Briefen und in seinen „Salons“ findet, um sich nicht in eine Mannichfaltigkeit des Details zu verlieren. Wir zweifeln indeß nicht, daß bald ein biographischer Romanstreber diese neu aufgeschlossenen Adera der Diderot'schen Correspondenz benützen wird, um hier ergänzend einzugreifen, und eine Sophie Woland, Frau von Epinay, Rousseau und Diderot nebst andern Zeitgenossen in wohlgeordneter Bücher und Kapitel wie in Käfige einzusperren, in denen sie, vor dem Publikum zur Schau gestellt, ihre romanhaften Kunststücke machen. Ist doch die große Leihbibliothekenmenagerie noch etwas lüdenhaft, gerade was diese Schwärmer der vorrevolutionären Epoche Frankreichs betrifft.

In dem einleitenden Artikel: „Das Zeitalter Diderot's“, faßt Rosenkranz gegen den Schluß hin seine Anschauung von Diderot's Bedeutung zusammen. Er nennt ihn den Hauptträger des englischen Geistes in Frankreich, indem er zugleich den Standpunkt der Engländer, von dem er ausging, überschritt. In der Moral folgte er Shaftesbury, in der Encyclopädie Diderot und Chambers, in der Physik Newton, in der Auslegung der Natur Bacon, im Drama Voltaire und Moore, im Roman Richardson und Sterne, in der Politik Montesquieu, d. h. dem englischen Repräsentativsystem, in der Theologie den englischen Theisten und Deisten, bis er Atheist wurde, in der Philosophie Locke und Condillac, d. h. dem Sensualismus, bis er zum Materialismus überging.

Diderot, meint Rosenkranz, war ein genialer Mensch, dem es nur an spontaner Concentration fehlte, der immer eines Anstoßes von außen bedurfte und daher abhängiger von andern erscheint, als er wirklich ist:

Vergleicht man ihn mit Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Buffon, so steht er diesen Autoren unbedingt nach, wenn man ein einzelnes Werk von ihm nennen soll, das sich mit den Schriften jener Männer an Bedeutung messen könnte. Er gelangte nur zur Kritik, zur Skizze, oder, wie in seinem Drama, zu einer Production, die selbst wieder eine kritische Tendenz hatte. Er selbst empfand im höhern Alter den Schmerz, kein einziges großes, ideales, unbedingt klassisches Werk hervorgebracht zu haben, und wir theilen diesen Schmerz mit ihm. Faßt man ihn dagegen in seiner Totalität auf, so erscheint er als ein durchaus selbständiger, origineller Geist, der jenen großen Zugführern der Nation vollkommen ebenbürtig ist. Ja, man ist stellenweise geneigt, ihn höher zu stellen, weil er viel sachlicher, uneigennütziger, freier und enthufastischer ist. Er war ein universeller Polyhistor, der sich aber aus dem kritischen Verdauungsproceß des ihm überlieferten Wissens beständig zu höhern Ansichten, als er vorkam, emporarbeitete, und von dem Pedantismus der Schulform, von dem er ausging, sich bis zu einer wahrhaft platonischen Poesie der Darstellung erhob. Er wurde, seiner eigenen Confession nach, Materialist und Atheist, aber er hörte nicht auf, ein vom Idealismus des Wahren, Guten und Schönen bis zur Ekstase begeisterter Mensch zu sein. Sobald man ihn daher mit andern Zeitgenossen vergleicht, die mit ihm in derselben Atmosphäre, in denselben Tendenzen lebten, so erkennt man sofort sein entschiedenes Uebergewicht über sie. Diese Zeitgenossen waren ihm nach irgendeiner Seite hin oft überlegen, allein gegen die Macht einer solchen universellen Bildung, seiner schöpferischen Gedankenfülle, seiner Vielseitigkeit und Leichtigkeit der Form, seiner individuellen Energie gehalten, können sie doch ihm nur untergeordnet werden. Wie viele Männer, Duclos, Helvetius, d'Alembert, Didermont, Marat,

aine, Solbach u. a. können nicht beanspruchen, Montesquieu und Voltaire, Rousseau und Buffon coordinirt zu werden. Diderot kann es, denn aus ihm erwuchs eine Genie, das nicht bloß nach dieser und jener Beziehung, sondern nach seiner Ganzheit in ein Verhältniß zur Nation tritt. So urtheilen auch die Franzosen selbst über ihn. Diderot ist ein Doppelmensch. Außer den Schriften, die er lebend veranlaßte, haben sich, wie bei Leibniz, noch viele nach seinem Tode gefunden, die uns beweisen, daß er noch ganz andere Seiten in sich barg, als in jenen nicht ohne Rücksicht auf die Jur und ihre Gefahren verfaßten Schriften sich verschließen, aus welchen erhellt, daß er von allen französischen Autoritäten des 18. Jahrhunderts der modernste ist, weil er sich kritisch seine Zeit am meisten erhoben hatte. Er durchlebte die Wandlung seiner Zeit. Er fing theologisch an, ging zur klopädischen Sammlung aller Kenntnisse fort, gab dem jüdischen Drama die Richtung auf Stoffe aus der bürgerlichen Gesellschaft und auf die ihnen correlate prosaische Form, war ein klassischer Kritiker der bildenden Kunst, Schöpfer der Geschichte und enbige mit einem moralisch-politischen Verstand Sittenverderben seiner Nation den Spiegel der Zeit eines Claudius und Nero vorzuhalten. In diesem Leben hat er die beglückte und den Freiheitskrieg der Amerikaner mit erlebt. Wie er sich aber in einem langen Leben auch wandelte, immer hielt er an der Moralität, an Recht, Pflicht und Gerechtigkeit fest, und zwar nicht bloß als Schriftsteller, sondern als Mensch. Er bemühte sich, Charakter zu haben.

Die einzelnen Retouchirungen, welche dieses Lichtbild zeigt und erfahren muß, ergeben sich aus der eingehenden Darstellung des Werks von selbst. Namentlich bedarf Lob der individuellen Energie einer Einschränkung und was das Festhalten an Moralität, Pflicht und Gerechtigkeit betrifft, so scheint es wol unerläßlich, darauf hinzuweisen, daß man nur den ganz aparten Maßstab der hohen französischen Gesellschaftswelt anlegen muß, um das Zeugniß solcher Verdienste ohne jede Art von Aufzählung auszustellen.

Diderot's verborgenes Jugendleben reicht vom Jahre 1713 bis zum Jahre 1743. Diderot wurde als der Sohn eines Messerschmieds zu Langres in der Champagne geboren, und machte, wie sein Älterer, sehr orthodoxer Bruder seine Studien bei den Jesuiten. Ein Versuch, das Werk des Vaters zu ergreifen, schlug fehl; er nahm Bücher und ging wieder in das Collegium. Mit achtzehn wurde er nach Paris in das Collegium d'Harve gebracht. Es ist charakteristisch für einen später so berühmten Schriftsteller, daß seine erste Dichtung Versifikation der Rede war, mit welcher die Schlange imredet, um sie zu verführen. Er machte dieses Poem seinen Mitschüler, dem es aufgegeben war, der aber nicht zu Stande kommen konnte. Rosenkranz theilt etwas frivole Anekdoten aus dieser Schulzeit mit, selbst zu dem Geständniß nöthigen, daß Diderot eine Leidenschaft haben mußte und daß er beständig eine Familie hinaus noch anderweite Verbindungen rauen gepflegt habe, hierin um nichts besser als Zeitgenossen. Wir sehen aus diesen Bemerkungen, daß der Autor seinem Helden in jenem Gesamtgemälde d'Alphonse'schen Jugendpreis wol nur ertheilt hat, eine gewisse satte Harmonie der Farben hervorzuheben.

Der Eintritt in den geistlichen Stand war für Diderot nicht möglich; sein Vater schrieb an den Procurator von Paris, Clément de Ritz, seinen Sohn in Pension zu nehmen und ihn die Rechte studiren zu lassen. Er blieb hier zwei Jahre, doch die Aufnahme von Inventaren, die Beschäftigung mit Acten hatte wenig Reiz für ihn. Alle Zeit, die er für sich erübrigen konnte, widmete er der griechischen und lateinischen Sprache, die er nicht gründlich genug glaubte erlernen zu können. Außerdem trieb er das Italienische und Englische und mit besonderer Liebe die Mathematik. Seine Abneigung gegen die Fachstudien und seine Neigung zum Studiren brachten ihn zuletzt in Noth. Er verließ den Procurator und suchte sich durch Stundengeben zu ernähren. Inzwischen wurde er Hauslehrer, eine Lebensart, die er nur drei Monate aushielt, so glänzend auch die äußern Bedingungen seiner Stellung waren. Er zog sich dann wieder in ein Nachstäbchen zurück, wo er in tiefster Armuth lebte, oft ohne einen Pfennig in der Tasche zu haben. Im Jahre 1741 machte er die Bekanntschaft des Fräulein Champion, deren Mutter, die Witwe eines anfangs reichen, später verarmten Schleiertuchfabrikanten, in Paris einen kleinen Handel mit Weißzeug und Spitzen betrieb. Diderot beschloß, das Mädchen, das auch ihn innig liebte, zu heirathen, und reiste nach Hause, um sich die Einwilligung der Aeltern zu verschaffen und sich mit den nöthigen Familienpapieren zu versehen. Doch man behandelte ihn dort wie einen Irren und befahl ihm, unter Androhung des väterlichen Fluchs, von seinem thörichten Vorhaben abzustehen. Trotzdem ließ sich Diderot nicht lange darauf in der Kirche St. Pierre mit Fräulein Champion trauen. Seine neuen Pflichten als Familienvater nöthigten ihn, an literarischen Erwerb zu denken. Er übersezte mehrere Werke aus dem Englischen, namentlich Shaftesbury's „Untersuchung über Tugend und Moral“ unter dem Titel: „Principes de la philosophie morale ou Essai de M. S. . . sur le mérite et la vertu, avec réflexions“ (1745). Diderot wagte weder den Namen Shaftesbury's noch den seinen auf dem Titel der Schrift zu nennen und fingerte einen falschen Druckort; die Schrift Shaftesbury's als eines Freidenkers galt in Frankreich für eine gefährliche. Die Anmerkungen, welche Diderot hinzugefügt hat, scheinen theilweise auch den Zweck gehabt zu haben, die Behauptungen des englischen Grafen zu mildern. In diesen Anmerkungen haben wir die ersten philosophischen, ja literarischen Äußerungen Diderot's vor uns. Rosenkranz findet in ihnen einen schon vollkommen gereiften Geist, der eine höchst mannichfaltige Belesenheit und ein intensives Nachdenken über die wichtigsten Probleme zeigt, und dieselbe einfache, aber von innerer Lebhaftigkeit überströmende, zur dialogischen Bewegtheit geneigte Sprache wie in seinen spätern Schriften.

Seine erste selbständige Schrift: „Pensées philosophiques“ (1746), ist eine Weiterentwicklung jener Anmerkungen, in welcher er den Uebergang vom Christenthum zur natürlichen Religion macht und schon eine sehr entschiedene und herausfordernde Sprache annimmt. Dem-



nach erklärt er sich in dieser Schrift noch gegen den Atheismus, indem er die Ansicht ausspricht, die Beobachtungen der Naturforscher hätten in unsern Tagen dem Materialismus und Atheismus die stärksten Schläge versetzt. Festig ist seine Polemik gegen den Wunderglauben; man muß, meint er, die Mission eines Menschen nicht nach Wundern beurtheilen:

Je weniger Wahrscheinlichkeit eine Thatsache hat, um so mehr verleiht das Zeugniß der Geschichte an Werth. Ich würde ohne Mühe einem einzigen anständigen Menschen glauben, der mir verkündet, daß Se. Majestät einen vollständigen Sieg über die Allirten davongetragen habe. Wenn aber ganz Paris mich versicherte, daß ein Löbier zu Passy aufgefunden sei, so würde ich es durchaus nicht glauben. Mag ein Historiker uns imponiren oder mag ein ganzes Volk sich täuschen, so sind das keine Wunder.

Die Schrift wurde am 7. Juli 1746 zum Feuer verurtheilt. Diderot hatte sie abgefaßt, um seiner Geliebten, einer Frau von Puiseux, der geistreichen Frau eines mittelmäßigen Schöngelstes, Geld leihen zu können; er hatte sich vom Charfreitag bis zu den beiden Ostersfeiertagen eingeschlossen, um ungestört daran arbeiten zu können. Diese Frau von Puiseux war auch die Muse, welche ihn zu seinem Märchen im Stile Crébillon's: „Les bijoux indiscrets“ (1748), begeisterte. Die Voraussetzung dieses Märchens ist ekelhaft: ein Zauberstein, der das Kleinod einer Frau, worin sie ihre eigenste Natur und zugleich eigenste Ehre hat, reden macht. Diese Plandereien enthalten die Geheimnisse eines Hofes und eine Kritik der Gesellschaft, zugleich eine Galerie der verschiedensten Abschattungen des weiblichen Naturels; das kalte, feurige, galante, kokette, wollüstige, zärtliche, launische, beständige werden mit psychologischer Correctheit gezeichnet. Die Heuchelei, Intrigue, List, Verstellung, Leichtfertigkeit und Unerfahrenheit der Weiber werden in tausend pilanten Zügen veranschaulicht.

Rosentrantz sagt mit Recht:

Es liegt einmal in der Armseligkeit dieser ganzen sinnlichen Region, daß sie, auch bei dem größten Aufwande der Phantasie, auch bei einem verschwenderischen Reichthum des Wises, dennoch einen frostigen Eindruck hinterlassen muß. Nur die Satire, nur die Komik, nur das Kosossale der Uebertreibung, können uns, sozusagen, den Ablass für die Sünde gegen den Geist der Sittlichkeit und der Kunst erteilen, uns in solchen Vorstellungen zu bewegen. Je größer aber das Talent ist, das in solchen licenziösen Darstellungen zu Tage kommt, um so mehr schmerzt es uns, daß es seine Kraft nach solchen Gegenständen hinwendet und daß es nicht dem wirklichen Ideal opfert. Dieser Schmerz kann bei Diderot zur Erbitterung werden, wenn wir sehen, wie er laßenden Muthes seine unerschöpfliche Einbildungskraft und seinen sprudelnden Witz in solche Pflügen sich verlaufen läßt.

Ein glückliches Gegengewicht gegen den schädigen Eindruck der schlüpfrigen Szenen bilden drei Elemente: das sittenschildernde, das kritische und das phantastische. Eine kleinere Erzählung: „L'oiseau blanc, conte bleu“, ist anmuthiger, doch zu allegorisch gehalten. Die Allegorie von der Bigamie eines geistvollen Mannes mit einer tüchtigen, kindergebärenden und kindererziehenden Hausfrau und mit einer ätherischen Geliebten paßt auf Diderot selber, der

im Hause mit seiner wirthlichen Annette Champion, außer dem Hause mit Frau von Puiseux, später mit Fräulein Boland lebte. Eine höchst eigenthümliche Schöpfung ist die Prinzessin Trossilla, d. h. die Bizarrerie, die Diderot mit köstlicher Laune schildert.

Seine 1749 erschienene Schrift: „Lettre sur les aveugles“, brachte Diderot durch den Einfluß der Frau von St.-Mure, die sich durch eine Stelle derselben beleidigt fühlte, in Haft auf das Fort Vincennes. Frau von Puiseux besuchte ihn dort öfter; er fand sie eines Tags gepugter als sonst, sie erklärte, daß sie ein ländliches Fest in Champigny besuchen wolle. Diderot hatte sie schon längere Zeit im Verdacht, einen Nebenbuhler zu begünstigen; er überkletterte die Mauern von Vincennes in seiner Eifersucht, eilte nach Champigny und fand in der That die Geliebte mit seinem Nebenbuhler. Dies beschleunigte den bald darauf erfolgenden Bruch. Jenen Brief über die Blinden recensirte Lessing damals im Feuilleton der Vossischen Zeitung; er entschuldigte die Ungebundenheit in Diderot's Schreibart damit, daß alle seine Anschweifungen voll neuer und schöner Gedanken sind.

Den bedeutamen Mittelpunkt von Diderot's literarischer Wirksamkeit bildet die große „Encyclopädie“, die er mit d'Alembert zusammen herausgab, jenes einflussreiche Lexikon, welches nicht bloß thatsächliches Material zusammenstellte, sondern auch bestimmt war, Propaganda für die philosophischen Grundanschauungen der Herausgeber zu machen. Rosentrantz widmet der Charakteristik dieses Werks und der Betrachtung der Diderot'schen Artikel für dasselbe eine Reihe von Kapiteln: „Diderot's Prospect und d'Alembert's Discours préliminaire zur Encyclopädie“ (1750—51); „Die allgemeine Bedeutung der Encyclopädie“; „Geschichte der Encyclopädie“ und „Diderot's schriftstellerischer Antheil an der Encyclopädie“. Wir wollen aus diesen inhaltreichen Kapiteln diejenigen Gesichtspunkte herausheben, welche geeignet sind, die geistige Physiognomie jenes literarischen Unternehmens in ein charakteristisches Licht zu rücken. Rosentrantz gibt zum ersten mal wieder eine Analyse vieler einzelnen Artikel, was um so willkommener ist, je mehr man sich in Betreff der „Encyclopädie“ bisher mit einigen, von Buch zu Buch sich forterbenden Phrasen begnügt hat.

Die „Encyclopädie“ bezeichnet in der Geschichte des französischen Geistes einen schon lange vorbereiteten Wendepunkt: den Bruch des französischen Geistes mit dem cartesianischen Dualismus, den Sturz des theologischen Supernaturalismus und die Popularisirung des englischen Empirismus.

Die Opposition, welche die „Encyclopädie“ in den kirchlichen und politischen Kreisen hervorrief, wurde vorzüglich durch die Consequenz begründet, die sich aus dem Standpunkte des Empirismus und Sensualismus für den Begriff der Entstehung der Staaten und Religionen ergab, denn mit ihm fiel alle Thaumatische hinweg. Man konnte durch die Psychologie sich sehr wohl begreiflich machen, wie die Menschen dazu kommen, sich irgendein Geschehen als ein Wunder vorzustellen, d. h. seine Ursache aus dem Menschen und aus der Natur in eine jenseitige Causalität zu verlegen. Man konnte durch die Psychologie

auch die Genese aller Autorität, die Genese von Tyrannen und Pfaffen, das Spiel der menschlichen Leidenschaften, sich verständlich machen. Mit andern Worten: das anthropologische Princip trat an die Stelle eines abstract theologischen und erschien als eine profane Denkart, welche den geheimnißvollen Nimbus von Thron und Altar zerstörte. Die Encyclopädisten, d. h. zunächst die wirklichen Mitarbeiter der „Encyclopädie“ bildeten keine geschlossene Gesellschaft, keine Conspiration, keine Verschwörung, wie Rousseau sie träumte, allein die kritische Tendenz der Verstandesaufklärung machte das gemeinsame Centrum aus, nach welchem sie gravitirten. Sie waren nichts weniger als revolutionär, sofern man mit diesem Ausdruck ein Handeln bezeichnet, welches den Umsturz einer bestehenden Verfassung direct beabsichtigt, indirect aber stand die rationale, naturalistische Kritik mit dem officiellen System des Staats wie der Kirche in Widerspruch.

Man beschuldigte die Encyclopädisten, die Moral zu vernichten, die öffentlichen Sitten, die Gesellschaft, den Staat und die Kirche zu untergraben. Die Encyclopädisten waren ihrerseits überzeugt, daß sie eine unmoralische Moral bekämpften, die nichts als ein System heuchlerischer Tugenden enthalte und die Wahrheit der menschlichen Natur zur Lüge entstelle. Rosenkranz findet hierin einen Widerspruch; er meint, consequent als Materialisten hätten sie keine Moral haben können, weil die Materie die Freiheit negirt. Doch warum sollte z. B. ein durch das Gefühl der Menschenliebe bestimmtes Handeln sich den Maßstäben der Moral entziehen? Rosenkranz selbst fährt fort:

Die Encyclopädisten behaupteten aber, in dem System des intérêt bien entendu die wahrhaft menschliche Moral zu lehren, welche den berechtigten Egoismus des Menschen anerkenne und aus ihm das Wohlwollen, das Mitleid u. s. w. ableite. Die vernünftige Selbstliebe sollte in die Anerkennung und Förderung der ebenso berechtigten Interessen der andern umschlagen. So entstand die philanthropische Moral, die einerseits ganz verständig nur den Nutzen, andererseits ganz sentimental nur die Sympathie zur Menschheit haben konnte. Diese Moral war praktisch von glücklichen Erfolgen begleitet. Sie trieb dazu, die Leiden der Menschheit zu lindern, sie predigte die Wohlthätigkeit, sie reformirte die Armenhäuser, die Zuchthäuser, die Irrenhäuser. Die vorzüglichsten Repräsentanten der edelmännischen Moral jener Zeit, Diderot, d'Alembert, Holbach, Helvétius, zeichneten sich als Menschen durch ihre außerordentliche Wohlthätigkeit aus, aber zu einer festen Begründung der Ethik war dies Princip des Wohlwollens wegen seiner subjectiven Unbestimmtheit nicht zureichend.

In der That ist dies aber das ethische Princip der Pandäisten, zu welchem auch die Ethik Schopenhauer's wieder zurückgekehrt ist. Rosenkranz kritisiert weiterhin das Verhalten der „Encyclopädie“ zur Religion und nimmt sie gegen den allgemeinen Vorwurf in Schutz, daß sie einen irreligiösen Geist verbreitet habe. Diese Anklage habe eine nur relative Wahrheit, sofern die „Encyclopädie“ den Wunderglauben und den durch eine priesterliche Aristokratie gestützten Gewissenszwang angriß. Doch atheistisch sei sie nicht gewesen, nur theistisch und dem herrschenden Kirchenglauben gegenüber legerisch. Rosenkranz findet die Schwäche ihres Standpunktes am deutlichsten in der Behandlung der Geschichte, in den unaufhörlichen, langweiligen Declamationen gegen den Despotismus der Tyrannen und Pfaffen ausgeprägt:

Wie kommt denn aber die gepriesene Vernunft der Menschen dazu, seit Jahrtausenden immer von neuem so dumm zu sein? Wenn man die Lobreden auf die Natur und auf die Vernunft liest, worin ihre Macht verherrlicht wird, und wenn man damit das ewige Klementiren über die tatsächlichen Zustände der Geschichte vergleicht, so dringt sich der Verdacht auf, daß es damit doch wol noch eine ganz andere Bewandniß haben müsse.

Er entschuldigt diese Denkweise mit dem Druck eines verfolgungsfürchtigen Fanatismus, der auf jener Zeit ruhte.

Es ist wahr, die Encyclopädisten gingen zu weit in derartigen hohlen Declamationen, welche an die verschiedensten Zeitalter denselben Maßstab anlegten, ohne dem Genius der einzelnen Epochen gerecht zu werden. Auf der andern Seite ist aber auch die besonders von Hegel vertretene entgegengesetzte Anschauung zu weit gegangen, welche die Vernunft in allem Wirklichen und Geschichtlichen nachzuweisen suchte, und deren eifrigste Vertreter darüber vergaßen, daß dies Product des Vernünftigen keineswegs nur durch die Multiplication von vernünftigen Factoren erzeugt wird, sondern daß man mit großen Divisoren der Unvernunft hineindividiren muß, ehe der reine und unzerstörbare Rest übrigbleibt. Die ecclesia militans des Geistes wird sich nie bei einem Princip beruhigen, das in unmittelbarer Anwendung auf jede Gegenwart zum Quietismus führen müßte. Die Encyclopädisten kämpften tapfer gegen den Fanatismus, der damals nicht bloß Bücher, sondern auch Menschen wegen abweichender Meinungen verbrannte, und hatten ein gutes Recht, daraus den Rückschluß auf die Tyrannei vergangener Zeiten zu machen; denn „der infame oder blutdürstige Aberglauben“, von welchem Voltaire spricht, hat mehr oder weniger in allen Zeiten geherrscht, mögen die Formen, in denen er auftrat, auch härter oder milder gewesen sein.

Die Angriffe gegen die „Encyclopädie“ begannen mit einer Schrift des Bischofs von Auxerre gegen die Thesen, welche der Abbé de Prades in der Sorbonne am 18. November 1751 verteidigte. Der Bischof behauptete, daß ein Artikel dieser Thesen Wort für Wort aus der Vorrede zur „Encyclopädie“, einem verderblichen Werke, entnommen und daß der Abbé de Prades von der Corruption angestedt sei, welche das Gift der Gesellschaft der Encyclopädisten verbreite. Diderot suchte den Angriff des hohen Clerus, noch ehe de Prades seine Apologie vollendet, durch ein Antwortschreiben zu widerlegen, dessen Ton musterhaft, klar, sachlich und voll persönlicher Würde ist, und in welchem er die theologischen Sophismen mit einer innern Sicherheit in meist ironischer Haltung vernichtet.

Die Jesuiten boten indeß alles auf, die „Encyclopädie“ zu stürzen. Sie brachten die Regierung sogar dahin, daß sie Diderot's Papiere mit Beschlagnahme belegte, um sie ihnen zur Benutzung zu übergeben. Doch verstanden sie nichts daraus zu machen.

Die Zahl der Subscribenten wuchs inzwischen von Band zu Band; sie stieg bei der Ausgabe des vierten Bandes im September 1754 bis auf 3000; bei der des sechsten im December 1757 auf 4000. Mit dem sechsten Bande 1756 erreichte sie die Höhe ihres Glanzes. Kleinere

Angriffe, wie z. B. gegen Rousseau und seine Artikel über Musik, wurden in den Vorreden widerlegt. Dagegen trat ein bedeutender Rückschlag mit dem siebenten Bande ein, hervorgerufen durch einen Artikel d'Alembert's: „Généve“, der eine scharfe Kritik der genfer Geistlichkeit enthielt, sie des Socinianismus zieg und im Interesse Voltaire's die Stadt Genf aufforderte, ein Theater zu bauen. Hiergegen wandte sich zunächst Rousseau in seinem „Lettre à d'Alembert“.

Dann erschienen eine Menge Broschüren und Journalartikel gegen die „Encyclopédie“ und ihre Mitarbeiter, die man als eine geschlossene Partei zu schildern anfang, welche den Staat und die Kirche mit ihren unheilvollen Doctrinen bedrohe. Palissot schrieb seine „Petites lettres sur de grands philosophes“; der Advocat Moreau schrieb sein „Nouveau Mémoire pour servir à l'histoire des Cacaonacs“; der Convulsionsärz von St.-Médard, Abraham Chaumeix, seine „Préjugés légitimes contre l'Encyclopédie“; der Franciscaner Pater seine „Religion vengée ou réfutation des auteurs impies“. Der Jesuit Chapelain predigte gegen sie vor dem König. Diese Angriffe, besonders die in den „Affiches de province“, entnuthigten d'Alembert, und er kam zu dem Entschluß, von der Redaction zurückzutreten.

Wie tapfer Diderot in jener Zeit standhielt, sowohl dem entnuthigten d'Alembert als auch Voltaire gegenüber, der d'Alembert's Partei anfangs ergriff, geht aus den Briefen und Gesprächen hervor, die Rosentrantz mittheilt. Das Einschreiten der Staatsgewalt gegen das Unternehmen wurde inzwischen immer bedrohlicher für seinen Fortbestand:

Der Generaladvocat des pariser Parlaments, Omer Tschu de Fleury, klagte am 23. Februar 1759 die Encyclopädisten an, Deisten und Atheisten, Rebellen und Jugendverführer zu sein. Er berief sich gegen sie auf das Zeugniß von Abraham Chaumeix, einem ehemaligen Essighändler, der Jansenist und nach mancherlei Umtrieben Schulmeister in Mostau gewesen war, von wo er nach Paris zurückkehrte, den literarischen Denuncianten zu machen. Das Parlament verurtheilte die „Encyclopédie“ ohne sie gelesen zu haben. Sie hatte aber ein königliches Privilegium, über welches das Parlament nicht decretiren durfte. Es ernannte daher ein Comité, die mathematischen und metaphysischen Gegenstände zu beurtheilen, und am 8. März 1759 nahm der Kanzler von Lamoignon das Privilegium zurück. Der Verkauf der schon erschienenen und noch erscheinenden Bände wurde verboten, weil der Nutzen, welcher für Kunst und Wissenschaft erwachse, in keinem Verhältniß zu dem Schaden stehe, welchen Religion und Sitte erleide. Dies Urtheil war besonders auch dadurch herbeigeführt worden, daß man Diderot einer Miturheberschaft an dem Buch „De l'esprit“ von Helvetius beschuldigte, das im Laufe des Jahres 1858 als ein stattlicher Quartband erschienen war und ein unermessliches Aufsehen erregt hatte.

Gleichwol hatte Diderot das Werk von Helvetius sehr streng kritisiert und sich vielfach in abweichendem Sinne ausgesprochen. Man machte trotzdem einen Auszug aus dem ersten Buche des Helvetius unter dem Titel: „Le catéchisme des Cacouacs“, durch welchen man die verderbliche Moral des Sensualismus als einen Ausfluß der encyclopädischen Doctrinen darzustellen sich bemühte. Es war dies eine große Einseitigkeit; denn die Frivolität fand ihre Nahrung in ganz andern Schriften, wie z. B. in den Romanen des jünger Crébillon. Auch auf dem Theater wurden ihre Herausgeber und Mitarbeiter ange-

griffen durch Palissot in dem Drama: „Les philosophes“, in welchem der Bediente Crispin, eine Salatstauende kauend, auf allen Bieren erscheint, um die Theorie der Philosophen von der Rückkehr zum Naturzustande zu persifliren.

Wir empfinden es als einen kleinen Mangel in der Anordnung des Werks von Rosentrantz, daß er dies Stück in der „Geschichte der Encyclopédie“ bespricht, im zweiten Bande aber noch einmal in einem Abschnitte: „Palissot und der Colporteur“, ausführlich auf diesen Dichter zurückkommt. Wir glauben, daß dies Thema an der einen oder andern Stelle ganz erledigt werden mußte, um den Einbruch des Weitgeschweifigen zu vermeiden, der sich unwillkürlich geltend macht, wenn ein zur Hälfte abgesponnener Faden wieder an die Spindel gebracht wird.

Auch ein heftiger Stoß von innen her wurde der „Encyclopédie“ nicht erspart:

Die letzten zehn Bände sollten, um Verfolgungen abzuwenden, auf einmal ausgegeben werden. Le Breton hatte sich das Syndikat der Buchhandlung geben lassen, um von allen Beschlagnahmen, welche die Polizei anordnen könnte, unterrichtet zu sein und um den Hemmungen zuvorzukommen, welche neue Delationen dem Unternehmen bereiten konnten. Die Regierung hatte sich über ihre Duldung in keiner Weise bestimmt erklärt. Ihre ganze Gunst beschränkte sich darauf, daß sie nicht zu wissen schien, daß die „Encyclopédie“ in der größten Druckerrei von Paris vollendet ward. Für die Dauer des Drucks beruhigt, wollte Herr Le Breton auch den Gewittern zuvorkommen, von denen er sich für den Zeitpunkt der Veröffentlichung bedroht sah. Er erhob sich daher mit seinem Proten (wie man in den französischen Druckerreien den ersten Corrector zu nennen pflegt) ganz in der Stille zum obersten Censor aller Artikel der „Encyclopédie“. Man druckte sie ganz, wie die Verfasser sie geliefert hatten. Wenn Diderot aber die letzte Correctur jedes Blattes durchgesehen und seinen Befehl zum Abzug (don à tirer) darunter gesetzt hatte, so bemächtigte sich Le Breton und sein Proter derselben und verflümmelten die Artikel nach ihrem Gutdünken. Sie schnitten weg, was ihnen zu lähn oder sonst geeignet schien, das Geschrei der Frommen und der Feinde der Philosophie zu erregen. Sie machten die besten Artikel zu Fragamenten und erlaubten sich die unverschämtesten Verschweifungen. Wie weit diese mörderische, unglaubliche und infame Operation gegangen ist, läßt sich nicht genau ermessen, denn die Urheber der Schandthat verbrannten das Manuscript in dem Maß, als der Druck vorrückte, und machten das Uebel unheilbar.

Der Brief, in welchem Diderot seine Entrüstung über dies Verfahren ausdrückt, ist uns noch erhalten und gewiß von all den zwischen Verlegern und Schriftstellern gewechselten undiplomatischen Noten das durch seinen von Injurien strotzenden Kraftstil am meisten hervorragende Actenstück.

Als ein interessantes Datum tragen wir noch nach, daß die Verleger der „Encyclopédie“ ungefähr 1,158000 Frs. Herstellungskosten, aber auch 2,162000 Frs. Reingewinn von diesem Unternehmen hatten.

Was den schriftstellerischen Antheil Diderot's an der „Encyclopédie“ betrifft, so beweist er die außerordentliche Vielseitigkeit dieses Schriftstellers. Er übernahm zunächst die Beschreibung der Gewerbe und technischen Künste, dann schrieb er eine Menge von Artikeln über Grammatik, Rhetorik, Poetik, Moral, Politik, Antiquitäten, Psychologie, Aesthetik, Metaphysik und Logik, und arbeitete von

ritten Bande ab alle auf die Geschichte der Philosophie bezüglichen Artikel. Rosenkranz gibt von vielen einzelnen Aufsätzen eine eingehende Analyse. Uns ist zweierlei dabei aufgefallen. Zunächst die Empfindsamkeit der Freigeisterei, die sich in vielen Artikeln ausspricht. Wenn uns schon die declamatorische Haltung einer Encyclopädie, uns, die wir an den knappen und concisen Ton der neuen Conversations-Lexika gewöhnt sind, befremden muß, diese langen Reflexionen und Moralspredigten, so macht die Sentimentalität, welche sich die Thränen abtrocknet, in derartigen Artikeln auf uns fast einen tragikomischen Eindruck. Das zweite, was uns auffallen muß, ist die fast durchgängig theistische Richtung, die sich in Diderot's philosophischen Artikeln, namentlich auch in seiner Kritik Spinoza's ausspricht. Er machte zwar einerseits viele nothgedrungene Zugeständnisse, die er durch den renvoi, den Hinweis auf andere Artikel, oft ironisch zu neutralisiren suchte, und ging andererseits in seiner spätern Epoche weiter im Scepticismus als zur Zeit seiner Thätigkeit für die „Encyclopädie“. Gleichwol wäre es für uns ein Anachronismus, dies Werk für „irreligiös“ zu halten, oder das Urtheil Laharpe's zu unterschreiben, der in seinem „Cours de littérature“ Diderot als atheistisches Scheusal und revolutionären Communisten gemalt hat. Trotz der polemischen Wendung gegen die Ausschreitungen der Kirche ist der Standpunkt der „Encyclopädie“ nicht freigeistiger als der, welcher jetzt in unsern beliebtesten Haus- und Handbüchern herrscht. Wenn man sie verdammt, müßte man consequenterweise auch das Brodhäus'sche „Conversations-Lexikon“ für irreligiös und seinen Redacteur, Dr. Kuzel, für einen großen Feinden erklären.

Rudolf Gottschall.

(Der Besluß folgt in der nächsten Nummer.)

### Neue Novellen.

1. Fünf neue Novellen von Paul Heyse. Sechste Sammlung. Berlin, Grrg. 1866. 8. 2 Thlr.

Finden wir auch in den fünf neuen Novellen alle so oft gerühmten Eigenthümlichkeiten des Dichters wieder, so erscheint er uns doch hier insofern neu, als er in denselben ein gewisses kritisches Element gegen seine eigene Natur reagiren läßt. Von ihm selbst ausgesprochen finden wir das in der Einleitung zu der letzten Novelle: „Die Witwe von Pisa“, in der Heyse gewissermaßen seine idealen Frauennaturen mit ihrer unverfälschten Naturkraft und ihrer vorwiegend edeln Rasse rechtfertigt und das Geständniß abgibt, daß er nie eine Figur habe zeichnen können, die nicht irgendetwas Liebenswürdiges gehabt hätte, vollends nie einen weiblichen Charakter, in den er nicht bis zu einem gewissen Grade verliebt gewesen wäre. Weiter berührt er leise den Vorwurf, den ihm die Kritik gemacht hat, daß alle seine Frauen immer auf der Jagd nach einem Manne wären; er findet aber „die Hauptlebensschöpfung des weiblichen Geschlechts in der Sucht, einen Mann zu bekommen“, und verdeckt die Komik, um das Grandiose in einem solchen Bestreben zu schildern. Hier nun ironisirt er sich gleichsam selbst und schildert in der

Witwe ein liebe- und ehebedürftiges Weib, noch dazu eine Italienerin, mit liebenswürdigstem und glänzendstem Humor, auf die Gefahr hin, seinen Ruf als zweiter Frauenlob einzubüßen; hat er es doch gewagt, in der Novelle auszusprechen, daß selbst ihm im Leben Mitglieder des weiblichen Geschlechts erschienen sind, die nicht allen Duft und Zauber seiner Nubiata u. s. w. besitzen. Auch darin erscheint Heyse neu, daß er in den neuesten Novellen die Schuld des Einzelnen schärfer hervorhebt und dadurch dem Ganzen einen bedeutendern Gehalt zu geben versucht. Die Conflicte sind tiefer gefaßt, und die handelnden Personen gehen ihnen direct zu Leibe, versuchen selbstthätig, sie zu überwinden, verlangen und erkennen die Sühne, statt daß sonst der Zufall, der allerdings in Heyse's anmuthiger Form und Weise natürlicher und wahrscheinlicher erscheint, die Dissonanzen in Harmonien auflöst. Selbst politische Conflicte schildert der Dichter diesmal, allerdings weiter abliegende, nicht über die Zeit des ersten Napoleon hinausreichende. Das geschieht namentlich in der Geschichte aus den Befreiungskriegen: „Franz Alzeher“, die, ursprünglich für einen Volkskalender geschrieben, den Charakter dieser Bestimmung durchaus an sich trägt. Es ist die Geschichte eines Bewunderers des ersten Napoleon, eines Deutschen, der seinen Sohn hindert, den Krieg als Freiwilliger mitzumachen, schließlich, als seine Tochter von einem Franzosen verführt wird, seine Begeisterung für die französische Nation zu spät bereut und sich freiwillig den Tod gibt.

Wir meinen, die Gegensätze sind hier dem Dichter nicht recht gelungen; die Schandthat des einzelnen, so sehr sie auch Alzeher persönlich trifft, kann das Urtheil über die ganze Nation nicht bestimmen; Heyse läßt es hier etwas an der kunstvollen Darstellung fehlen, die, namentlich nach dem Ende zu, erlahmt. Das beschränkte Leben in der kleinen Residenzstadt, die Erinnerungen an eine große Vergangenheit, die sich bei Alzeher mit dem Namen Napoleon's verbinden, das Spießbürgerthum, das sich unter dem Einflusse großer Begebenheiten zur Begeisterung fortreißen läßt und nur den einzigen Mann des Städtchens, der früher über die störende Luft seines Vaterländchens spottete, vollständig unberührt läßt und so ihn wieder nach der entgegengesetzten Seite isolirt: alles das gab Conflicte, die, innerlicher gefaßt und mit etwas mehr Liebe behandelt, jedenfalls eine bedeutendere Erzählung als die vorliegende hätten erzeugen können. Für den in seiner blinden Verehrung befangenen, von der Zeit so vollständig überarbeiteten Franz kann man unbedingt kein Interesse haben, und auch des Sohnes gezwungene Unthätigkeit während des Befreiungskriegs, so sehr der Dichter sich auch bemüht, sie zu beschönigen oder gar zu verherrlichen, kann uns doch höchstens nur ein Gefühl des Mitleids entlocken — es ist eben „trübselig genug“. Dagegen ist das Verhältniß der beiden Freunde und Molly's Charakter mit Heyse'scher Anmuth und Lieblichkeit geschildert. Der Selbstmord am Schluß endlich ist eine jener rapiden Lösungen, die wir von dem Dichter nicht gewohnt sind, der ja gerade in

versöhnender Lösung der Conflictte Meister ist; wir verlangen natürlich nicht überall am Schlusse allgemeines Vergnügtsein, aber hier wirkt der Contrast geradezu unschön, und das um so mehr, da die Ausgleichung in anderer Weise hier viel eher eine friedliche hätte sein können als in der vierten Novelle „Kleopatra“.

Hier ist ein Mann geschildert, der in Gefühlschwelgerei mit einem von ihm beschützten Mädchen lebt, aus Mitleid nicht von ihr lassen kann, sich dabei sehr nach den Kinderangen einer andern. Die erste wird verlassen und stirbt unglücklich, die andere wird seine Braut und, wir möchten sagen trotz alledem, seine Frau. Die einfache Geschichte, die wir von einem Dichter, der die geheimsten Regungen und Stimmungen des weiblichen Porgens kennt, sie nachzufühlen und darzustellen versteht, gar gern erzählen hören, ist mit einem Aufwande von Phantasterei geschildert, daß wir unwillkürlich an Tied erinnert wurden. Lebloses, eine Statue der Kleopatra, dann ein Affe, der wirklich sein Unwesen treibt, eine Ratter, die in der Einbildung des jungen Mannes erscheint, Träume und zufällige Zusammentreffen treten so miteinander in Verbindung, daß man bald den tollsten Spul von der Wahrheit nicht mehr unterscheiden kann. Da erzählt der zwiefach Geliebte, die Verlassene sei in der Nacht zu ihm gekommen, er hat mit ihr gesprochen, ja das Kissen, auf dem sie gelegen, die Stube, in der sie verweilte, hatte den Ambrabrust ihres Haars. Das kann doch nicht alles blos Traum, Eingabe überhitzter Phantasie sein, um so mehr, da der Held, als er es seinem Freunde erzählt, ganz besonders gegen solche Annahme sich verwahrt. Die Phantasie würde ja hier aufhören und bedenkliche Symptome einer Geistesstörung wären eingetreten. Und doch, wir erfahren am Ende mit gesperrten Buchstaben, die Geliebte sei gerade in der Nacht, wo sie ihm erschienen war, weit von ihm, in Dijon gestorben. Nach alledem erscheint, wie gesagt, die friedliche und freundliche Lösung etwas ungerathen. Ueber gebrochene oder durch Gefühlskletterie beschädigte Herzen kann der Leichtsinna den Schleier der Vergessenheit werfen, der Dichter aber darf einem solchen Vexhmen nicht den Stempel des Rechts geben. Freilich, Heyse läßt am Schluß sagen: „Wir wollen versuchen, ob auch ein Vergnügter noch einmal des Lebens froh werden kann“, und hebt hiermit, wie in so manchem andern in dieser Erzählung, das wieder auf, was er eben fest hingestellt zu haben schien.

Wie in „Franz Meyer“ soll auch in der Novelle: „Die Reise nach dem Glück“, der Selbstmord die Lösung herbeiführen; aber zum Glück erscheint noch im entscheidenden Momente die rettende Hand; das abkühlende Bad hat alle dunkeln Flecken aus der Seele des jungen Mädchens entfernt und sie kann dem Geliebten zulächeln: „Que je vous aime!“ Wir finden auch in dieser Novelle ein Zugeständniß des Dichters an die Vorliebe der modernen Leser für das ungewöhnlich Düstere, für eine realistische Darstellung der Lebenswahrheit, vielleicht auch für den Inhalt, ohne Rücksicht auf die Form. Heyse, der Form und Inhalt so gut zu verbinden versteht, läßt hier,

immer mehr dem modernen Geschmack zu Liebe, selbst die ideale Zartheit vermissen, die wir sonst gerade, besonders bei seinen Frauencharakteren bewundern. Da ist ein junges Mädchen als Wirthschafterin in einem Gasthose, die einem jungen Manne auf dessen Zimmer ihre Leidens- und Liebesgeschichte und die Versuchungen erzählt, denen sie muthig Widerstand geleistet hat; sie bereut — verbißsen wie sie geworden ist durch das Unglück —, daß sie nicht dem einzig Geliebten einst ihre Thür öffnete: was hätte es geschadet, wenn er sie nachher verlassen hätte; „es gibt mehr Kinder in der Welt, die keinen Vater haben“. Freilich, der ideale Reisende, dem sie das in der Stille der Nacht erzählt, erwägt, „daß ein tiefes und lebendiges Gefühl“, nicht „ein kahler Pflicht- und Tugenddümel wie sie gehalten habe, sich ihrem Geliebten rückhaltlos in die Arme zu werfen“; sie aber meint es anders, und ihr ganzer sittlicher Standpunkt, nicht gerade ihr Thun, aber ihre Gedankenwelt, verdient wol am Ende das kleine Sturzbad, das unfreiwillig sie gereinigt hätte, freiwillig gesucht aber nur neue Bedenken gegen die Sinnlichkeit ihres Charakters hervorruft. Der Dichter, der sonst gerade trostige und selbständig entwickelte Frauen naturen so schön zu schildern versteht, hat bei diesem Frauenbilde, unserer Ansicht nach, die Grenze nicht innegehalten, mit deren Ueberschreitung — durch Laune, Troß, Uebermuth oder Verbissenheit — das weibliche Geschlecht unbedingt verlieren muß.

Mit um so größerer Befriedigung hat uns die längste und künstlerisch am meisten ausgeführte Novelle: „Die kleine Mama“, erfüllt. Der Dichter gibt hier die Zeichnung eines durchaus liebsamen Frauencharakters, voller Amuth, Lust und Poesie. Hier finden wir alle Vorzüge Heyse's in schönster Vollendung: kunstvolle Form, treffliches Erzählungstalent, anheimelnde Erfindung. Die sorgende und liebende kleine Mama, die den Stiefsohn ihrer verstorbenen Schwester mit mütterlicher Liebe pflegt und nun plötzlich erschrickt, als sie den Knaben zum Jüngling herangebildet sieht, der die jugendliche Pflegerin mit andern als kindlicher Liebe liebt, ist ganz vortrefflich geschildert. Psychologisch schön gezeichnet ist, wie auch ihr Herz berührt wird von dieser Huldigung, wie sie einen Moment das Herz sprechen und dann den Verstand entscheiden läßt zu seinem Glück. Es ist ein lieblicher deutscher Frauencharakter, der hier mit Meisterschaft geschildert wird, an in sich abgeschlossenes, fesselndes Verhältniß, das durch Gehalt wie durch lebendige, spannende Darstellung, durch geschickte Gruppierung des Einzelnen, durch Strigerung und Entwidlung ein höheres Interesse zu erregen vermag.

2. Novellen von Karl August Heigel. Berlin, Gerschel. 1866. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Während Heyse's Verdienst in der Amuth seiner Darstellung und in der feinen psychologischen Entwidlung seiner Charaktere besteht, finden wir bei Heigel mehr thatsächlich Interessantes, schärfere Contouren, mehr Realismus und eine starke Hinneigung zum genre terrible. Das Düstere und Criminalistische ist in den Novellen stark vertreten, und trotz dieser Anlage versucht der Autor



meistens, einen versöhnenden Abschluß zu gewinnen. Glück ist ihm das letztere unserer Ansicht nach in der Novelle: „Ihr Vater“, wo das Benehmen des Vaters und besonders seiner Mutter, die ganze Zeichnung Charaktere nicht die Vereinigung am Schluß erscheinen läßt. Frau Reinhold wird zu spät „Mutter“.

Auch des Redanten Spielwuth in Lotterielosen ist und für sich nicht genug motivirt, der Haupttreffer, der nach seinem Tode herauskommt und seine Deu- zu decken ermöglicht, ist eins jener Zufallsspiele, die ihm sich überhaupt überstürzenden Schlässe durchaus wohlthätig wirken.

Es ist eigenthümlich, daß Heigel weder hier noch in zweiten Novelle: „Der Schatten“, die Charaktere nach ersten Anlage festhält, oder vielmehr erst später, z. B. bei Angelo, Motive ihres Handelns gleichsam ent- die, wenn von Anfang an angedeutet und dann kunst- fortentwickelt, den handelnden Personen von vorn- eine andere Stellung gegeben hätten.

In der zweiten Novelle ist das Grausige stark ver- t. Ein reicher Graf, der sich lebendig begraben läßt, nach einem Jahre als armer, namenloser Fremdling ine Kreise zurückzutreten, und das alles, um die Liebe: Gattin und die Zuneigung seiner Freunde zu prü-

Was für ein Recht hat der am Leben, der durch: Komödie erst Lebenserfahrung zu gewinnen hofft? mystische und dann nachher schnell genug zum Pan- aus belehrte Graf kann doch nur das Mitleid in ruck nehmen, das wir überhaupt einem Geistesfran- chen. Liebbarer wird uns der Mann nicht durch übrigens stark gegen jede Wahrscheinlichkeit ver- de Verkleidung als Priester und durch seinen tollen: in welchem er als Schatten seine Frau ängstigt, die er doch zuerst durch die ganze Prüfung gestün- hat. Die Gegensätze sind auch wieder etwas stark tragen, und unser Interesse concentrirt sich zuletzt auf die junge Frau, welcher der Mann selbst ihre liche Stütze raubte, von der er eine unnatürliche: über das Grab hinaus verlangt und deren Schuld ein zu verantworten hat.

Watten wir übrigens schon in diesen beiden Novellen bedeutendes Compositions- und Erzählungstalent zu en, so erscheint dasselbe noch glänzender in der drit- telovelle: „Das ewige Licht“, und hier verbunden mit den Gegensätzen, mit tiefen Motiven und mit einer wahren Darstellung der Handlung und der Charak-

Der starrgläubige Prior und der Spinozist des rs, der Vater Benedictus, sind Charaktere, die mit tigen Kraft gegenüberstehen und deren Conflict unser: Interesse in Anspruch zu nehmen berechtigt sind. t in dieser Novelle eine Kunst der Darstellung, daß ie schon dieser Eigenschaft wegen für eine der besten den neuern Erscheinungen erklären möchten. Das Zusammenreffen der Gegner, das Richteramt, das prior im Namen Gottes sich anmaßt, sein Schuld- tsein — alles das ist mit lebendigen Farben, mit en Strichen gemalt, es ist der Natur abgelauscht, 6. 49.

und entbehrt doch nicht der poetischen Färbung und der höhern, idealen Ausführung. Es macht einen befriedigen- den Eindruck, daß Heigel den Prior nicht etwa als Selbst- mörder oder durch weltliche Gerechtigkeit enden läßt; als Mis- sionar in Afrika dient er fernerhin der Kirche, der Mensch- lichkeit, dem ewigen Lichte; in der Hütte armer Bangafis stirbt er mit dem Segensworte Benedictus, der ihn be- gleitende Mönch betet: *et lux perpetua luceat ei*, wäh- rend die Bewohner der Hütte „einen Felsen des Strom- users erstiegen und mit ausgebreiteten Armen anbeteten die Sonne, die purpurn jetzt über den Landwoogen empor- stieg, die schöne, flammende Sonne, das ewige Licht“!

Solche Figuren wie der Heil in der vierten Novelle, Herr von Flor, sind in der heutigen Zeit eine Unmög- lichkeit geworden. In den zwanziger Jahren vegetirten sie bei uns, und noch vor zehn Jahren konnte man in Paris dergleichen Subjecte treffen, die jedes Gefühl mit der bekannten Redensart abwießen: *cela m'embête*. Heigel führt uns im Herrn von Flor einen gealterten Mann vor, der jede Seelenbewegung als schädlich für seine Ge- sundheit abweist; er ist vollkommener Ledemann, seine Ehe ist kinderlos, seine Gattin könnte sich auch niemand als Mutter vorstellen. Er ist das vollendete Bild eines Egois- ten, und die Zeit, in der er lebt, gestattet ihm, nach Ge- fallen gefühllos und gedankenlos zu sein. In seinem Leben hat der praktische Mann nie etwas Poetisches ge- than, das würde ihn aufregen und lächerlich machen. Genuß des Lebens ist seine einzige Aufgabe, sein Gott ist der Moment, dessen Ergreifung er auch andern em- pfiehlt. Aus der Indolenz wird er stark genug entpor- gerüttelt, seine Grundsätze verführen seinen natürlichen Sohn, den er erst in der Katastrophe als solchen kennen lernt. Vergangenheit und Gegenwart verbinden sich, um dem alten Sünder sein verfehltes Leben klar zu machen; aber zu spät erkennt er das Richtige seiner Vergangen- heit, die entsetzliche Armuth des Herzens und seine Ein- samkeit inmitten des gesellschaftlichen Wirbels.

Heigel hat auch hier sehr geschickt gruppirt, oft mit wenigen Strichen die Situationen anschaulich gemacht; die Charaktere sind lebenswahr, die psychologische Entwick- lung derselben natürlich, die innere Umkehr Flor's durch- aus motivirt.

A. Fröhner von Korn.

### Das neueste Werk Fritz Reuter's.

Überschlingung. Von Fritz Reuter. (Der fünftzehnte Band zwölfter Band, und der „Alle Kamellen“ sechster Theil.) Bismar, Hinstorff. 1866. 8. 1 Thlr.

Die Erzählung der letzten Bände der „Alle Ka- mellen“ hatte ihren Schauplatz auf dem Lande, dem Bauernhofe und dem adelichen Gute; jetzt in dieser neue- sten Erzählung führt uns Reuter in das kleinstädtische Leben von Neubrandenburg und sogar an den Fürstenthof von „Dörschläncting“, wie sein in der Diminutivform unübersetzbarer Titel lautet, Adolf Friedrich IV. von Mecklenburg-Strelitz. Auch die Zeit ist eine entlegener, es sind die traurigen Jahre nach dem Siebenjährigen

Kriege, das Lach ist so bezaubert, daß sogar seinem durchlauchtigsten Herzog zuweilen der Brotsford hoch hängt und er von seinen getreuen Unterthanen beständig borgen muß. Dazu kommt nun noch, daß er selbst eine so gar klägliche Erscheinung ist; denn obwohl er in Paris gelernt hat, sein Gottesgnadenthum so zu interpretiren, daß er sich selbst als eine göttliche Person im Kleinen ansieht, so ist es doch mit der Ausübung seines Regiments nur schwach bestellt; denn einmal thut sein Kammerdiener Rand Einsprache, wenn Dörschlächting zu „herisch“ regieren will, noch mehr aber die „drei Grugels und drei Furchten“ (das dreifache Grauen und die dreifache Furcht), die in seinem Innern herrschen.

Erst habb nämlich irsens en groten Grugel vör de Arbeit, zweitens en noch größeren vör Spänten (Spal) un Herzen, un drüddens den größten vör alle Frugenslud; denn habb bei irsens 'ne grote Furcht vören Gewitter, zweitens 'ne noch größere vör den Doh, un drüddens de größte dorvör, dat em mal bi Weg'lang sine Kron aschannen kamen kün, indem dat bei noch kinnoter mit Schreden an Wetter liebben von Medelaborg-Swerda dachte, de em in dässere Nacht nah Grippswald up de Unversinkt jagt habb.

Zum Unglück hat nun noch Dörschlächting in Paris eine Vorliebe bekommen für schöne Kleider, sammentrae Röcke und seidene Hosen, die ihm der beste pariser Schneider schickt, leider nicht ohne baare Zahlung aus der mageren herzoglichen Kasse. Die „Grugels un Furchten“ sind nun der Faden, an dem Dörschlächting mit den Hauptpersonen der Erzählung zusammenhängt, dem alten prächtigen Conrector Aeginus und seiner Wirthschafterin Dürten Holzen sowie deren Schwester Stine, die mit Dörschlächtings Hauptkäufer Halsband verlobt ist. Den Conrector, leicht den gelehrtesten aller Neubrandenburger, hält „Dörschlächting“ für einen halben Herzenmeister, namentlich da er Kenntnisse von der Electricität hat und ein Elektrophor besitzt; er muß daher, so oft ein Gewitter droht, auf das Schloß und dem hohen Herrn in seinen Kengsten beistehen. Im Dörschlächtings größtem Aerger will nun schließlich nicht blos der Conrector seine Pforten, der Käufer die Stine heirathen, sondern auch der Hofrath Altmann, dessen Geldvorschuße der Kasse Dörschlächtings ebenso unentbehrlich sind wie des Conrectors Beistand seiner Gewitterfurcht, will zum vierten mal sein Glück in der Ehe versuchen, und schließlich kommt gar der neuernannte Postpoet Rügebein, von dessen Versen wir einige ausgewählte Proben bekommen, mit seiner Braut, um Dörschlächting ganz in Verzweiflung zu bringen.

Die Zeichnung der Charaktere ist, wie in den früheren Reuter'schen Erzählungen, trefflich. Kann uns auch Dörschlächting in seiner traurigen Figur kein großes Interesse erregen, so ist dagegen die Schilderung seines Posthalses lässlich. Der hohe Herr spricht gemüthlich plattdeutsch, wie seine Unterthanen und Diener auch, und versteht sich zum Hochdeutsch nur, wo es gilt, eine besondere Würde zu entfalten, und seine Christelschwester, obwohl ein gelehrtes Frauenzimmer, das mit Vorliebe Studentenhabit trägt, raucht, Portwein trinkt und dabei

den Cicero lieft, ja zu des Conrectors Erstaunen ihn sogar vorliest, redet auch nicht anders. Der Gegensatz zwischen dem Gefühl seiner landesherrlichen Würde und den beengten Verhältnissen bringt zuweilen die komischen Wirkungen hervor. Gleich die erste Regierungsmaßregel, mit der Dörschlächting eingeführt wird, wäre beinahe an der Rahmheit eines unentbehrlichen Rutschpferdes gescheitert. Dörschlächting wird nämlich auf seinem Schloße Neustrelitz durch einen unerhörten Spal geängstigt und beschließt, sich an einem sichern Plage einen neuen Palast zu bauen und zu dem Zwecke seine Staaten zu bereisen.

„Aber — meint Rand — dat ward woll nich gahn, traun' oll Wallach, de up de Bistd geiht, bett dat Spatt so dögern, dat hei keinen Wein vör den annern setten kann.“ — „Was schert uns der Wallach!“ rep Dörschlächting in de größte Jorngkeit. „Wenn unser Wallach krank ist, denn grift du zu dem Alderbürger Sachtleben und leihst uns eins von seinen Pferden.“ — „Je, Dörschlächting, bei gawot en was nich; de Mann is up Stunns in de hülste Ruffführer-Lid (der beschäftigsten Dünsterfahrzeit), un denn steht em dat nich im verdenken.“ — „Du gehst, Rand; wir sind regierender Herr.“ — An Rand gang, un Sachtleben gawo sinen ollen stüwen Bruns her tan dat Paradenfahrwart.

Das ist ein Beispiel von Dörschlächtings Verlegenheiten; indeß der Platz zum neuen Palais wird gefunden, und zwar auf dem Markte der guten Stadt Neubrandenburg, zur Beengung des Marktes, aber zur Zufriedenheit der Neubrandenburger; nur die Prinzessin Christel hat sich dabei verrechnet, für sie wird kein besonderer Flügel gebaut, wie sie gehofft hatte, sondern als Dörschlächting nach fünf Jahren sein neues Schloß bezieht, muß sie eine bescheidenere Wohnung nehmen „bi Kopmann Buttermann up den Bähn“ (auf dem Boden), wo sie ihre Studien in des Rathstellersmeister Knaken's Weinen und in Cicero's „De officiis“ in Ruhe betreiben kann, während Dörschlächting mit seinen „Grugels“ und seinem Eigensinn die Angelegenheiten seiner getreuen Bürger durchkreuzt.

Die trefflichsten Figuren der ganzen Erzählung sind aber der Conrector und seine Wirthschafterin. Der Conrector ist eine historische Persönlichkeit, denn er ist der Lehrer von Johann Heinrich Voß, und zwar nach dessen eigener Aussage der beste, ein Original schon dadurch, daß er nur plattdeutsch spricht, sogar in seinen Homer- und Virgilstunden, von denen uns eine ergögliche Probe mitgetheilt wird, und sein Plattdeutsch ist ausgezeichnet, obwohl er ein richtiger Oberasche ist. Dies und sein Widerwille gegen alles französische Wesen — er nannte in späterer Zeit Bonaparte nur den Spigburden, und Josephine „dat olle, gele Frugensmüsch“ — bringen ihn in lebhaften Gegensatz zu dem Postpoeten Rügebein, der in seinen Versen die hochdeutsche Sprache auf das einfachste malträtirt, und dessen Poesie dem bessern Geschmack des Conrectors ein Greuel ist. Der Conrector ist aber nicht blos in Griechen und Römern belesen, sondern auch ein tüchtiger Charakter, der sich bei jedermann, sogar bei Dörschlächting Respect zu verschaffen weiß, und als ihm dieser in seine Heirathsabsichten hineinreden will, erklärt er ihm einfach: „Dörschlächting, ik estimir Sei as

„Landsherrn; äwer wat il frigen will, oder nich  
a, dat mit Sei egal sin, dorin lat il keinen Min-  
nit in reden.“

Der Gegensatz der bürgerlichen Tüchtigkeit in ihrer en-  
tschiedenen gegen den kgl. Fürsten, der, wie der Con-  
rector bemerkt, zum Guten wie zum Schlechten zu schwach  
nach einem Hauptreiz der Erzählung aus. Zweimal  
t der Conrector durch seinen festen Willen den Für-  
st zu, ein begangenes Unrecht wieder zu vergüten.  
in ihm ist eine Seite, welche die Reuter'schen Ge-  
s. oft so anziehend macht, die Treue. Als ihm der  
Herzog Friedrich Franz von Schwerin den Antrag  
seine schlecht und unregelmäßig bezahlte Stelle in  
andenburg aufzugeben und Rector am Fredericianum  
hwerin zu werden, schlägt er die vortheilhafte Stel-  
aus, denn „as il noch gor nits in jungen Jahren  
haben hadd, hett mi de Magistrat hir anstellt,  
Magistrat hett immer brav gegen mi handelt —  
it, sei gewen einen immer dat Gehalt tau späb —  
dummen Jungs — ja, de maken einen so Ar-  
äwer, Herr, dese dummen Jungs ständ mi ganz  
hart müssen.“

Der Conrector, obwohl er sich in seinem Be-  
zufrieden fühlt, ist doch nicht ganz glücklich. Er  
immer, das Alter naht, und er empfindet die  
keit. Er möchte wol wieder heirathen, aber wen?  
keine Gehalt und das drohende Alter machen eine  
mit etwas Vermögen wünschenswerth, und doch  
ch immer mehr, daß seine Dürten, die nichts hat  
gutes Herz und einen tüchtigen Charakter, nicht  
iner Bequemlichkeit, sondern auch seinem Herzen  
unentbehrlicher wird. Diese Dürten ist mit sichts-  
liebe vom Verfasser gezeichnet; sie ist eine rechte  
tur, entschlossen, zu Zeiten heftig und aufbrausend,  
nerlich voll Liebe und Hartheit. Es ist vorstref-  
gestellt, wie ihre Liebe zu dem Conrector zuerst  
Eifersucht auf dessen Nachbarin, eine frühere  
jungfer der Prinzessin Christel, die ihr gegen den  
in verdächtiger Weise freundlich zu thun scheint,  
erscheint kommt, wie sie sich auf dem Gedanken  
„wenn hei ablut frigen will un will sit ordent-  
Kopp seihn, denn ...“, und wie sie diesen Ge-  
mit Gewalt aus ihrem Herzen reißen will, der  
so heftiger immer wiederkehrt. Aber es steht mit  
verborgenen Wünschen traurig aus; der Conrector  
seinem Schwager, dem Rathskellnermeister, eines  
Wipes wegen in einen Proceß verwickelt, der  
its weiter sein soll als ein schlechter Witz, dem  
ernn aber einen ganzen Winter lang Unruhe  
nd ihn im Ernst daran denken läßt, „de olle  
hohn“, jene Kammerjungfer, ihres Geldes wegen  
hen. Nun, daraus kann nichts werden, weil  
mit ihrem alten Amdeter, dem Postpoeten, ver-  
der Conrector kommt zu dem Entschluß, seine  
zu heirathen. Prächtig ist es, wie der alte  
der immer nur an eine zweite Ehe „aus gegen-  
schachtung“ gedacht hat, auf einmal entbricht,

wie lange und wie sehr er seine Dürten Holzen schon  
liebegehabt hat, und wie ihm nun Angst wird, ob sie  
ihn auch wohl nähme. Die Verlobung der beiden im  
vorletzten Kapitel der Erzählung ist ein Glanzpunkt des  
Buchs und gehört zum Besten, was Reuter geschrieben hat.

Durch die Geschichte des Conrectors und seiner  
Wirthschafterin zieht sich die Liebesgeschichte der Stine  
und des Käufers. Die beiden sind lange verlobt, aber  
Dürchlüchtling will den Käufer seines Dienstes nicht ent-  
lassen, um so weniger, als er weiß, daß derselbe hei-  
rathen will. Es ist eine glückliche Erfindung, neben die  
Dürten eine Figur wie ihre Schwester zu stellen. An  
Kraft der Uneigennützigkeit und der Liebe stehen sich die  
Schwestern gleich, aber die jüngere hat nichts von der  
rauen Außenseite der Dürten, sie ist nur weich und  
liebevoll. Aber ein ordentlicher Wille ist doch in diesem  
weichen Gemüth verborgen; als ihr der Käufer seinen  
Entschluß erklärt, durch einen dummen Streich Dürch-  
lächtling zu veranlassen, ihn wegzujagen, wird ihr erst  
bange, „äwer mit en mal kammer in dese stille, weile  
Seel so'n gewaltigen Trost; sei tred en Schrütt taufrügg  
un rep: „Äwer wenn hei bi nich anners lagiren will ...  
Wat? sünd wi nich ol Minschen?“ Wir können uns  
nicht versagen, auch noch die Antwort des Käufers dar-  
auf hinzuzufügen: „So is't recht, Stining“, rep. de  
junge, warme Kirl un sot sei in den Arm un küste sei,  
„wi hewwen uns immer drapen, wenn wi uns söcht  
hewwen“ (wir haben uns immer gefunden, wenn wir  
uns gesucht haben). Dabei ist ihr Vertrauen auf die  
ältere Schwester grenzenlos, und als endlich durch den  
schweriner Herzog alle Hindernisse beseitigt sind, der Käufer  
frei ist, da fällt sie der Dürten mit den Worten um den  
Hals: „Dürten, Dürten! Du büst mi allens weßt, du  
büst för mi min leiw Mutting weßt!“

Daß es der ganzen Erzählung nicht an lustigen und  
komischen Scenen fehlt, versteht sich von selbst, nament-  
lich die Nebenfiguren bieten Stoff zu solchen. Unter  
ihnen zeichnen sich vor allen Bäder Schult und seine  
Frau aus. Letztere führt das Regiment in ihrem Hause  
absolut und noch um ein bedeutendes energischer als  
Dürchlüchtling in seinem Herrschaftsgebiet, und sie weiß,  
daß sie eine Macht hat, denn als Dürchlüchtling ihr  
wegen einer präsentirten Rechnung grob begegnet, borgt  
sie ihm am andern Morgen keinen Zwieback mehr und  
der arme Herr muß seinen Kaffee ohne diese Zuthat ge-  
nießen. Ihren Ehemann wollen wir sie selbst schildern  
lassen; sie sagt:

Krischanen heit vör en Jahr de Schlag rühret, un up de ein  
Sid thrant em dat Og (thrant ihm das Auge), un hei süßt  
von de Sid ut, as wenn hei ludholl' rohren (heißig weinen)  
deicht, wat äwer nich is, denn hei is immer lustig, un dorüm  
sett sit de Herr Conrector immer up sine lächerliche Sid, un  
Krischan vertiekt denn allerlei Spaß, denn hei is heßschen putzig  
(spasshaft) in't Betellen.

Im ganzen redet aber Krischan wenig, seine Lieblings-  
beschäftigung ist Doppelbier trinken; das Neben besorgt  
seine Frau, denn sie redet unendlich viel, und immer mit  
einer unendlichen Gutmüthigkeit und einer gewaltigen

**Taktlosigkeit.** Als endlich der Corrector trotz aller Ungläubigkeit und aller Widerreden sie von seiner Verlobung mit Dürten überzeugt hat, ruft sie in komischer Enttäuschung aus:

Un dat seggt Ji mi Nod halwig elben in de Nacht, wenn Allens slöppt? wenn bi uns ut de Schenkstuw Allens furt is? — Un it sall slapen dese Nacht mit dii Burch up den Parten un sall dor nich äwer reden? — Herre Gott, Krischan kann möglick noch waten. — Gann Nacht of, it heww kein Tid, gun Nacht! st!

Auch durch Dürten's und des Correctors Herzengeschichte zieht sich ein komischer Faden: eine alte sammt-manchesterne Hose gibt zu allerhand Missverständnissen Veranlassung und hätte einmal beinahe den Corrector und seine Wirthschafterin gründlich entzweit. Aber solche mit vielem Humor geschülberte Scenen lassen sich nicht beschreiben, bei Reuter um so weniger, in je größerem Maße er das Talent hat, durch kleine ganz unscheinbare Nebenzüge, oft durch ein einziges Wort die Situation klar hinzustellen und den Leser in die richtige Stimmung zu versetzen. Man hört öfter an Reuter besonders die humoristische Seite loben, und Reuter besitzt des Humors mehr als die meisten deutschen Erzähler: einen Humor, der um so mehr Eindruck macht, als die Gestalten, die im Grunde ein ernstes Gepräge tragen, auch in den kleinsten Verhältnissen und den lächerlichsten Zügen nie selbst lächerlich werden. Aber Reuter's Hauptstärke besteht darin, daß er das rein Menschliche und die Zartheit der Empfindung unter der rauhen äußern Hülle seiner einfachen Gestalten stets treffend und stets ergreifend darzustellen weiß. Selten geschieht das in längerer Reflexion, meistens nur in Andeutungen; wo er aber einmal zu einer Reflexion abschweift, weiß Reuter den Ton, der für die Sprache, in der er schreibt, und für den Kreis, aus dem seine Gestalten genommen sind, am besten paßt, glücklich zu treffen. Für solche, die des Plattdeutschen von Haus aus kundig sind, zeigt sich gerade in solchen Partien, wie sehr Reuter die Sprache beherrscht. Wir wollen wenigstens eine solche Stelle hierhersetzen:

Kener't gimwt Parten von allerhand Ort, de wed sünd hart as Marmelstein, wenn de uns' Herrgott ut ehren Herwen (aus ihrem Himmel) fallen lett, denn springen sei, oder sei behren silt in den Stoff (Staub) un den Smutz von de Ird; de wed sünd weil, as wiren s' ut Botterbeig knecht (geknetet), wenn de up die Ird fallen — so! — denn liggt de Quarl dor; äwer't gimwt of Parten, mit de kann en Kind lustig spelen, un 'ne Niesensuß kann dorup drücken un sei lett kein Finger-malen nah, 't is as wiren s' ut Summilssticum; wenn de uns' Herrgott up de Ird smitt, denn prollen sei taum Herwen wedder up, un uns' Herrgott fängt sei un behökt sei, oder hei lett sei wedder fallen un wedder, un ehr Fall ward sachter un sachter, un sei rullen furt, bet sei in't grüne Gras liggen bliwen oder in'u grünen Busch. So'n Part was Dürten ehr, un mi sall't wunnern, in wat sör en Busch dat woll liggen bliwen ward — ob't woll en Rosenbusch is?

„Dörchlüchting“ hält nicht in allen Punkten den Vergleich aus mit den frühern Erzählungen in „Die Kamellen“; wir haben schon angedeutet, daß die Figur des Fürsten aus kein Interesse einflößt, wir kommen ihm gegenüber nur zum Gefühl des Mitleidens; ebenso läßt

uns der Hofsport mit seinen Versen. Aber der eigentliche Kern der Erzählung und ihre Hauptcharaktere können wol den uns bekannt und lieb gewordenen Gestalten der Reuter'schen Dichtung zur Seite gestellt werden und sind, wie diese, der Wirkung auf alle sicher, die für Humor und treffende Charakterzeichnung Sinn und Verständniß haben. 12.

### Ein Familienbuch.

Die Frau nach dem Herzen Gottes. Von Heinrich Büttner. Berlin, Th. Enslin. 8. 24 Ngr.

Das größte Verdienst, welches man einem Autor zugestehen kann, besteht nicht darin, daß man von ihm sagt, er habe ein geistreiches, ein gedankenvolles Buch geschrieben, ein solches, in dem sich Inhalt und Form mit Geschmack vereinigen, sondern wenn es von ihm heißen darf, aus seinem Buche spreche jener göttliche Geist, der an der Erziehung des Menschengeschlechts durch die ganze Vergangenheit arbeitet und diese Arbeit durch alle künftige Generationen fortführt. Dieser Geist erfüllt das vorliegende Product von der ersten bis zur letzten Seite, wozu allerdings das Geistreiche und Gedankenvolle des Verfassers selbst noch kommt, der Geschmack, die Sinnigkeit, mit denen er zu Werke geht und alles zu einem wohlthuenden Ende hinausführt. Der Verfasser befolgt einen tief durchdachten Plan. Es setzt viele Mühen und Studien, reifliches Nachdenken, reiche Erfahrung und zumal die reinste Liebe zum Gegenstande voraus, um eine solche Geschicklichkeit der Behandlung sich anzueignen.

Auf dem Grunde der Heiligen Schrift entwirft unser Autor eine Reihe lebender Bilder, die er mit den frischesten Farben ausmalt, oder es sind auch die Erziehungsstadien, auf deren Nacheinander das weibliche Wesen, wie es sein soll, gewonnen wird. Alle diese Bilder umgibt er in anmuthiger Weise mit biblischen Arabesken, die so ebenso lieblich, aber auch symbolisch, vorbildlich erklärend in das Gemälde hineinranken, und dann steht ihm wieder der reiche Schatz von Sprichwörtern, stehen ihm die feinsten Beobachtungen des Volkslebens zu Gebote. Doch auch bei der Poesie neuerer Zeit kehrt er ein, und alles und jedes dient ihm dazu, das Kind, das Mädchen, die Jungfrau zur Frau nach dem Herzen Gottes in all ihrer Schönheit auszustatten, sie mit unvergänglichen Reizen zu schmücken, sodaß auch noch die Matrone, die Großmutter, aber auch die Einsame, die nie verheirathet Gewesene zu aufweist. Jedenfalls ist dieses Buch ein wahres Schatzkästchen, aus welchem sich jedes weibliche Wesen die werthvollsten Kleinodien herausholen kann. Ja es hat eine bleibende Bedeutung mit den Schätzen, die es bietet, für die Familie als solche; nicht bloß die Töchter des Hauses, auch die Söhne, die Aeltern, die Verwandten, alle werden darin für ein ganzes Menschenleben die ansehnlichsten Sachen niedergelegt finden; es sind echte Masterbilder für die Geschwisterliebe, für die Art, wie Geschwister zueinander sich halten sollen, für das Erziehen und Sich-erziehenlassen, für alle etwaigen Schicksale, für alle die

Wendungen und Wechsel, welche sicher eintreten, für Heiterkeit und Ernst, für Freude und Schmerz. Wir würden behaupten, die kostbarsten Juwelen in dem Hauschatz dieses Buchs seien die Abschnitte: „Die Tochter“; „Die Schwester und Freundin“; „Die Braut“; „Verwandte“; „Die Einsame“; wir würden das sagen, jedoch wir dürfen es nicht, denn auch die frühern sind von gleicher Vortrefflichkeit. Wer erfuhr es nicht schon? Im Anblicke einzelner Prachtsstücke wähnt man oft, das sei das herrlichste, vor dem man eben steht, in welches man sich eben vertieft, bis man sich besinnt, daß auch die andern dasselbe Anrecht haben. Wir heben noch einige Details hervor. Der edle, höchst würdige, von Vorurtheilen freie Verfasser besitzt eine unwiderstehliche Beredsamkeit, die stets auf Wahrheit beruht, überzeugt und sogar tief erschüttert, wenn er warnende Beispiele einlegt; so wenn er zweimal auf Gretchen im Goethe'schen „Faust“ zu sprechen kommt.

Der Verfasser hat eine große Menschenkenntnis; er deckt oft die verborgenen Schäden der menschlichen Seele, der weiblichen Natur auf, aber er hat auch Trost und Rath, er hat Hilfe für jede Lebenslage und Verlegenheit. Wunderbar eigenthümlich ist sein Scharfblick da, wo er die Tugend des Weibes in ihrem laßen Uebergange zur Untugend nachweist, wo er von der weiblichen Herrschsucht spricht, die Eifersucht geißelt, das überhandnehmende Soubverantenthum und Bonnenthum, das spröde, kalte Sichabwenden von der Erziehung der eigenen Kinder rügt und in seinen gefährlichen Folgen zu bedenken gibt. Er ergründet mit gleicher Klarheit das Weib in ihrer Unbedingtheit wie in ihrem Gegensatz zum Manne. Die ganze Art, wie er das Wesen der Familie charakterisirt, wie er das einzig nuancirte Verhältniß der Schwester zum Bruder erörtert, die verwickeltesten verwandtschaftlichen Ramificationen, sauber und ohne zu verlegen, auseinanderstellt, die verschiedenen Phasen der Liebe, stets mit Bezug auf Individualität, Lebensalter, mit allen Täuschungen, die hier möglich sind, in Betracht zieht und nun das gewinnt, was unwandelbar in allem Vergehen, was unalterlich und also ewig in der Liebe ist, verdient die vollste Anerkennung.

Man ersieht schon hieraus, überall trägt der Ver-

fasser höchst gewissenhaft und auf das praktische Leben bedacht der Wirklichkeit Rechnung, nirgends aber verliert er das Ideal aus dem Auge; es ist ihm der Silberblick und die Krone der wahren Wirklichkeit, aber er ist ein Todfeind jeder mit dem Leben blos spielenden Romantik, jeder Puffigkeit und genußsüchtigen Nichtsthuerie, und er erzieht auch das Mädchen, die Frau nur auf dem Wege der Arbeit und treuesten Pflichterfüllung für ihr eigenes Heil und das Wohl der Menschheit. Der Verfasser thut sehr recht daran, daß er, wo er nur Gelegenheit hat, seine Mädchen- und Frauenbilder zu Familienbildern erweitert, jene durch diese noch mehr belebt, das Individuelle durch das Gemeinsame der Umgebung. Man gewinnt dadurch sofort einen tiefen Einblick in jenes weise Gesetz, welches geordnet hat, daß schon in der Familie naturgemäß eins an dem andern sich fortthut, jedes eine wesentliche Stelle einnimmt, und bis zum höchsten Alter hinauf, bis zur niedrigsten Stellung hinunter, alle den schönen Bund binden und erhalten. Wer so den Beruf in jeder Beziehung schon innerhalb der Familie erkannt, freigelassen und geheiligt wissen will, Religion, Wissenschaft, Kunst, aber dabei auch jede mechanische oder doch wenigstens untergeordnete Thätigkeit mit gründlichster Erwägung in Anschlag bringt, und auch dem Verdienste des treuen Diensthofen das Wort spricht, der hat nicht allein die Frau, sondern auch die Familie, wie sie sein soll, uns zur Anschauung gebracht. Wenn der treffliche Autor über die Freundschaft unter Mädchen ein strenges Urtheil fällt, so stimmen wir auch darin ihm bei, nur möchten wir der Ausnahme zu Gunsten ein etwas weiteres Gebiet abgesteckt sehen, wie er es ja auch dem spätern Alter zugesieht. Ganz besonders aber rühmen wir noch an dem Vorliegenden, daß der Verfasser überall ohne ängstliches Ansehen und Erwägen der Person und des Standes urtheilt, daß er nach der Wahrheit urtheilt, und daher auch nirgends auf Kosten der Wahrheit Rücksicht nimmt. Ueberall verfährt er gewissenhaft, überall ist er der treueste Anwalt des Gütlichen auch im Menschen. Kurz, wir möchten das ausgezeichnete Buch in allen Familien eingeführt sehen zu gemeinsamer und vereinzelter Lectüre.

Alexander Jung.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

In der letzten Sitzung, welche der Verwaltungsrath der Deutschen Schiller-Stiftung in Wien im October hielt, wurde mit Bedauern bemerkt, daß die Zinsen der Stiftung durch die jetzt bezahlten Pensionen vollständig in Anspruch genommen und neue Bewilligungen nur dann möglich seien, wenn Restriktionen in den bisherigen mehrjährigen Zuwendungen eintreten. Um so dringender ergeht die Aufforderung an die Bühnenvorstände, darstellenden Künstler und Privatpersonen, das Kapital der Stiftung durch den Ertrag von Aufführungen und sonstige Spenden zu vermehren. Gleichzeitig erfahren wir, daß die revidirten Statuten im nächsten Jahre einer Generalversammlung zur Genehmigung vorgelegt werden sollen — hoffentlich

mit besserem Erfolg als in der Generalversammlung des Jahres 1864. An Stelle des ausgeschiedenen Dr. Hans Poppen, bekannt durch seinen Roman „Peregrina“ und schöne Gedichte im „Münchener Dichterbuch“, ist jetzt Kürnberger als provisoirlicher Generalsecretär der Stiftung getreten. Kürnberger hat sich durch sein Trauerspiel „Catalina“, das einzelne grandiose Scenen enthält, und durch seinen Roman „Der Amerikamüde“ in die Literatur eingeführt.

Die österreichische Regierung hat inzwischen einen neuen Beweis gegeben, daß sie für die einheimischen Dichtertalente Sorge trägt. Während Karl Bed schon seit Schmerling's Zeiten eine Pension genießt, ist jetzt auch dem Dichter Robert Damerling, dem formgewandten lyrisch-epischen Symphoniker,



der seine Lehrerstelle in Triest wegen Kränklichkeit niederlegen mußte und gegenwärtig in Graz lebt, ein lebenslänglicher Gehalt bewilligt worden.

Das münchener Actienvolkstheater hat jetzt in Dr. Hermann Schmid einen neuen Director erhalten. Von den drei Preisdramen dieses Theaters: „Ein Haberfeldtreiber“, „Amnestie“ und „Ketten“, ist dem Schauspielers May's: „Amnestie“, nach den Resultaten der Aufführung der Preis erteilt worden. Das Stück ist in Breslau und neuerdings in Leipzig mit gutem Erfolg zur Aufführung gekommen. Der liberale und humane Geist, der es durchweht, haben wesentlich dazu beigetragen, ihm eine freundliche Aufnahme zu bereiten, die es auch durch das gewandte Bühnenarrangement und durch eine lebendige Charakteristik verdient. Ein Trikolrat wie der Minister Freiherr von Hohenstein, der für sein Amnestie decret Kerkler und Schmach nicht schent; ein schlächter Bürger, wie der Tischler Kauter, der so viel echte Bescheidenheit mit so vielem echten Stolz vereint und dabei so joviale und glückliche Einfälle hat, sind durchaus sympathische Gestalten. Nur der reactionäre Diplomat, Baron von Tannenbergr, ist zu sehr als schwarzer Pfeil gewichtet, dessen Schandthaten nicht einmal durch die Hölle des politischen Fanatismus einigermaßen gehoben werden. Die Anlage und der Fortgang des Stückes sind von dramatischer Wirkung, in den Hof- und Familienkreisen herrscht volle Lebenswahrheit. Um so mehr ist es zu bedauern, daß die eigentliche Maschinerie der Handlung nicht tabellos und daß das Schwungrad, welches hinter der Scene alle die vor uns auf- und nieder spielenden Räder treibt, in seinen Speichen klaffenhaft ist. Der Deschendiebstahl ist in der Art und Weise seiner Ausführung schwach motiviert. Wie der vornehme Gauner seine irreführte Helfershelferin, die Frau des Ministers, die ihn in das Archiv geleitet, wieder aus demselben herausintriguiert — das ist nicht näher angegeben, obgleich gerade hierin der Angelpunkt der ganzen Handlung liegt. Daß das Zeugniß der Ehefrau zurückgewiesen wird in der gegen den eigenen Gatten spielenden Untersuchung, ist gewiß juristisch motiviert — ob aber die Anzeige eines andern Verbrechens bloß als solches Entlastungszeugniß betrachtet und vornehm ignorirt werden darf, ist jedenfalls sehr zweifelhaft. Der Schrank mit dem geheimen Schutze gibt dem jovialen Tischlermeister Veranlassung, in die Handlung einzugreifen, und ist zu diesem Zweck gut erfunden, wenn gleich auch diese Lösung nicht haltbar ist; denn der Baron würde die Actenstücke offenbar verbrannt und nicht in dem geheimen Schutze versteckt haben, um dem Tischlermeister Gelegenheit zu geben, die Geheimnisse seines Handwerks zu verworren und das Stück zu einer versöhnlichen Lösung zu führen.

Doch ein Bollwerk, wie das May'sche Drama, braucht nicht so subtil in seinen Motivierungen zu sein. Wir nehmen manches auf Treu und Glauben hin, wenn uns das, was wir mit Augen sehen, recht erwärmt und tüchtig packt. Gegenüber der „Frau in Weiß“, die auf die ganz aparten Gefühle des großen Publikums speculiert, ist das May'sche Stück immer empfehlenswerth; denn es wendet sich nur an die gesunde Empfindung und ist überdies insoweit nach den Regeln der dramatischen Kunst gearbeitet, daß es uns keine Ritzel aufwirft, sondern wir stets für jede Scene den Schlüssel haben. Dramen, welche der idealen Richtung huldigen, kommen gegenwärtig so selten auf die Bretter, daß man sich schon mit geschickt gearbeiteten Bühnenklüften begnügen muß, welche die Gesinnung des Volks wenigstens nicht corumpiren.

Auch die Lyrik der Empfindung oder des Gedankens muß zunächst gegen die Improvisationen des Augenblicks. Als solche betrachten wir z. B. die neuen Kriegeslieder von George Hesjell: „Preussische Hochsommerzeit“ (Berlin, Schweigger, 1866). Die Form derselben ist volkstümlich sangbar — die Probe, ob dem Dichter der Wurf gelungen, könnte aber nur in der wirklichen Verbreitung derselben, z. B. bei der Armee liegen. Wenn die Soldaten diese Lieder nicht singen, so ist ihr Zweck verfehlt. Namentlich gilt das von dem preussischen Kriegs-

liebe mit Schnepfensack und Hantel, dem Waischen dem Spottlied auf die Reichsarmee. Es ist viel mehr in sang dabei. Dagegen finden sich zwei kleine Gedichte, die wir einräumen müssen, daß sie durch die Knappheit zu einem gewissen poetischen Eindruck machen:

Gitschin.

29. Juni 1866.

In Gitschin die Kartanke  
Amobert Flammentschein,  
Dort liegt in Eisen begraben  
Der Herzog Wallenstein.  
Da brach's heran im Sturme  
Wie zwanzig Bletter zugleich,  
Prinz Friedrich Karl von Preußen —  
Nette dich, Oesterreich!  
Nachrollen die Preussendowner  
Den Blitzen sahlen Schreien,  
Und Oesterreich ist geschlagen  
Am Grabe Wallenstein's.  
Umsonst klopfst an die Pforte  
Der Gitsche Oesterreichs Kuch —  
Begraben was begraben,  
Der Wallenstein ist todt!

Die Preußen vor Wien.

Wo die Kaiser so lange saßen  
Wollgebeten, übermächtig,  
Donnert heran auf allen Straßen  
Preußen jetzt so hegeprädigt,  
Ritter Wien - Hypanium!  
Weißt du die bange Erde,  
König Wilhelm mit seinen Blauen,  
So zu Fuß wie zu Pferde,  
Wollen in der Räte schauen  
Wien und seinen Stephansdom.  
Hörst du Preußens Schlachtfeldkanten,  
Ungetreuer Bundgenosse?  
Sieh, die Stetten'schen Infanteren  
Tränken ihre raschen Kasse  
In der Donau thäflern Strom.

Ob es jetzt an der Zeit ist, Weißenslieder zu machen dem Motto: „Die Weiß!“ das ist eine offene Frage. Von Beyh's-Gimke hat sie in seiner Sammlung: „Nurige Ahnen“ (Ellchow, Saur, 1866) bejahend beantwortet und das kaiserliche Register von Heinrich dem Kaiser Graf August in Nibelungenstrophem vorgeführt. In einem geschichtlichen Ueberblick empfangen wir indeß in dieser Sammlung, einer sehr nüchternen Heimath, die her die Gestaltung die Poesie vertreten muß.

Daß die österreichische Lyrik in letzter Zeit, wie in schied politische Färbung trug, ist leicht begreiflich. Es ist es der Rath der Initiative, der die Dichter begehrt es ist doch Leben und Zukunft in dieser Politik. In reich fehlt die auf eine freundliche Zukunft hinweisende Ein und die jüngste Vergangenheit ist auch nicht danach zu sich in ein dichterisches Gewand kleiden zu lassen. Es hat Hermann Kollet in deutschem Geist gedichtet mit wig Frankl jüngst den Admiral Tegethoff, den Kaiser Vissa, in schwunghaften Versen gefeiert.

Bei der Unklarheit, welche über die gegenwärtigen Verhältnisse in Frankreich herrscht, und bei der Richtung, welche gerade ein Theil der liberalen und namentlich der von Kessler, einem gebiegenen Kallender der deutschen Literatur, redigirte „Temps“ angenommen hat, verdient es um so größere Anerkennung und Anerkennung, daß Professor Saint-René Taillandier: „Revue des deux mondes“, zum Theil im Wochen-Festgabe und der „Chronique de la quinzaine“, in der Lage Deutschlands eine unbefangene Würdigung werden läßt und die Bedeutung der jetzigen Zeit

zukünftige Gestaltung des europäischen Mittelreichs mit einer Berechnung anerkennt, welche nicht bloß den Erfolgen, sondern auch den Motiven Preußens gerecht wird. Daß er dabei nicht zu erwähnen vergißt, wie viel gerade die Entwicklung unserer Nationalliteratur in Dichtkunst und Philosophie dem deutschen Eiden verbannt, das rechnen wir ihm zum Ruhme an; denn von dem deutschen Norden wird dies neuerdings nur zu häufig vergessen; es wird vergessen, daß Bürttemberg die Heimat Schiller's, Hegel's und Schelling's, daß das gedemüthigte Frankfurt die Vaterstadt Goethe's ist. In diesen nationalen Größen liegt aber der Kern der deutschen Einheit, jener geistigen Einheit, für welche die politische nur die unerlässliche Form gibt.

### Literarische Notizen.

Die vierte Auflage von Georg Roberstein's „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ (Leipzig, Vogel) liegt in drei Doppelbänden abgeschlossen vor uns, ein Denkmal des thätigsten Fleißes und der begabtesten Forschung. Wir werden auf diese neue Auflage, welche in vieler Hinsicht als ein ganz neues Werk erscheint, nächstens eingehender zurückkommen.

Auch Julian Schmidt's „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing's Tod“ (Leipzig, Herbig, 1866) erscheint in einer neuen, der fünften Auflage, von welcher bisher zwei Bände erschienen sind, der letzte aber noch vor Abschluß des Jahres in Aussicht gestellt ist. Auch dies Werk hat ein ganzlich neues Gewand angezogen, so daß wir dasselbe nochmals vor unser kritisches Forum ziehen müssen.

Von der „Bibliothek ausländischer Classiker“ (Hildburghausen, Bibliographisches Institut) liegt wieder eine Reihe von Bänden vor uns; das viernundzwanzigste bis dreißigste, welche eine Uebersetzung von Lessing's „Hundert Tausend“ von Levin Schilling, von Chaucer's „Canterbury-Geschichten“ von Herberg, von Leopardi von Robert Sammling u. a. bieten. Wir heben namentlich die Uebersetzung des Shakespeare'schen „Sturm“ von Dingelstedt heraus, welcher bekanntlich dies Drama auch für die deutsche Bühne in erfolgreicher Weise umgearbeitet und eingerichtet hat. Der Vergleich zwischen der Uebersetzung und Bearbeitung, von denen sich die erstere durch Treue, die zweite durch Bühnengewandtheit und taktvolles Verständnis der scenischen Anforderungen der Gegenwart auszeichnet, ist lehrreich für die Feststellung des Unterschiedes zwischen diesen beiden Formen der Aneignung, welche oft zur Unzeit miteinander vermischt werden.

Von Merle d'Aubigné's „Geschichte der Reformation in Europa von den Zeiten Calvin's“ (Eberfeld, Frieberichs, 1866) ist der vierte, der Schlussband der deutschen Ausgabe, erschienen. Ebenso ist von Karl Schmidt's „Geschichte der Pädagogik“, deren zweite Auflage Richard Lange besorgt hat (Böhen, Schottler, 1867), der vierte Band erschienen, der die Geschichte der Pädagogik von Pestalozzi bis zur Gegenwart, die Epoche der christlich-humanen Erziehung behandelt. Von Johann Edward Erdmann's „Grundriß der Geschichte der Philosophie“ (Berlin, Fery, 1866) ist der zweite Band erschienen, der die Philosophie der Neuzeit behandelt und die Darstellung desselben bis in die jüngsten Bestimmungen und Erklärungen der Gegenwart fortführt. Von der „Deutschen Cultur- und Sittengeschichte“ von Johannes Scherr (Leipzig, D. Wigand, 1866) ist eine dritte vermehrte Auflage erschienen.

### Bibliographie.

Decker, H. Des Rabbi Bermüthig. Roman in 3 Abtheilungen. 2 Bde. Der Erbgraf. 2 Bde. Berlin, Jantke. 1867. 8. 2 Bde. 15 Ngr. Ennen, L. Die Wahl des Königs Adolf von Nassau (1298). Ein Beitrag zur deutschen Kaisergeschichte, meist aus bis jetzt unbekannten Urkunden. Nebst Beilagen. Köln, Du Mont-Schauberg. Gr. 8. 15 Ngr. Fescher von Steinwand, Dantmar. Eine Tragödie. Wien, Bed. 1867. 8. 20 Ngr.

Fessler, I. A. Geschichte von Ungarn. 2te vermehrte und verbesserte Aufl. bearbeitet von E. Klein. Mit einem Vorwort von Michael Horváth. 1ste Lief. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 20 Ngr. Freytag, G. Bilder aus der deutschen Vergangenheit. 2te vermehrte Aufl. 1ster Bd. Aus dem Mittelalter. Leipzig, Siegel. 1867. Gr. 8. 2 Bde. 7 1/2 Ngr. Gervay, A. Lernstüßer auf Späß. Münster, Hahle. 8. 10 Ngr. Grimm, J. Weisthümer. 2ter Thl. Unter Oberleitung von G. L. v. Maurer herausgegeben von R. Schroeder. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 4 Thlr. Gröbe, M. Mesallianen. Roman aus der Gegenwart. 2 Bde. Berlin, Gröbe. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. Gumpert, Thella v. Der alte Stelzfuß. Erzählung. Dresden. 16. 2 1/2 Ngr. Heinrichs, Emilie, Dittler und Wilkowitz. Roman aus der Gegenwart. Berlin, Sacco Nachf. 1867. 8. 1 Thlr. Hefflein's, H. gesammelte Werke. 1ster Bd. Leipzig, Pustsch. 1867. Gr. 16. 10 Ngr. Höpfer, E. Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. und 17. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Dichtung. Berlin, Calvary u. Comp. 4. 20 Ngr. Horváth, M. Fünfundzwanzig Jahre aus der Geschichte Ungarns von 1823-1848. Aus dem Ungarischen überetzt von J. Novelli. 2 Bde. Leipzig, Brockhaus. 1867. Gr. 8. 5 Thlr. Huber J. Studien. Philosophische Schriften. München, Lentner. 1867. 8. 1 Thlr. 9 Ngr. Janke Karola. Vier Lustspiele für Bühne und Haus. Leipzig, Klinkhardt. Br. 8. 15 Ngr. In der ästhetischen Stunde. Aus und an Oesterreich. Leipzig, D. Wigand. 8. 8 Ngr. Kerschwald, Caroline. Der Schulmeister. Ein Lebensbild, gemalt mit dem heiligen Leben. Frib. Geiger. 1867. 16. 8 Ngr. Kerschwald, A. W. Ausgewählte Dicht- und Prosa. Mit erklärenden Anmerkungen und einer Biographie des Dichters herausgegeben von H. Kerschwald. Leipzig, Hahle. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. Körner, G. Aus Spanien. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1867. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr. Kreyer, A. Chronik der Stadt und Herrschaft Spandau. Von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 1867. 8. 1 Thlr. Spandau, Jürgens. 1867. Gr. 8. 1 Ngr. Deutsche Kunst in Bild und Text. Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter. Herausgegeben von A. Fraeger. 2ter Jahrgang. 1867. Leipzig, Bach. Gr. 8. 3 Bde. 20 Ngr. Landweiser, A. Die Hölle von Verico. Erzählung. München, Penzen. 1867. 8. 10 Ngr. Kerschwald, Johann. Erzählungen. II. Berlin, Grote. 1867. Gr. 16. 24 Ngr. Kallitz, S. v. Mabelige Hans. Hof- und Familiengeheimnisse. Die Hölle. Der Hof zu Dalmatien und seine Leute. Roman. 4 Bde. Berlin, Jantke. 8. 5 Thlr. Meyer, F. H. Die Organisation und der Geschäftsbetrieb des deutschen Buchhandels. Leipzig, Walchow. Gr. 4. 1 Thlr. Monob's, A. ausgewählte Schriften. Aus dem Französischen überetzt von F. Seinede. 1ster und 2ter Thl. Diefelb, Selbstverlag u. Verlag. 1867. 8. 16 Ngr. Mann, C. D. Die geaupte Schatulle. Eine Erzählung aus dem wirklichen Leben. 3 Bde. Leipzig, Grunow. 8. 3 Bde. 15 Ngr. Kerschwald, Graf, Selbstbiographie. Deutsch von A. Kerschwald. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 4. 12 Ngr. Die Neugestaltung von Deutschland und die Schweiz. Zürich, Orell, Gütli u. Comp. 1867. 8. 12 Ngr. Kallitz, S. v. Kaiser-Rieth. Eine Sammlung Briefe von C. W. v. Gluck, H. v. Bach, J. Haydn, Carl Maria v. Weber und H. Mendelssohn Bartholdy. Nach den Originalen veröffentlicht. Leipzig, Dunder u. Hummel. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. Oienbrüggen, C. Sammlerische Fabeln aus der Schweiz. 2te, vermehrte und verbesserte Aufl. Leipzig, Wöhring. 1867. 8. 2 1/2 Ngr. Hallmann, R. Die Fabelbauten und ihre Bewohner. Eine Darstellung der Cultur und des Geistes der europäischen Völker. Greifswald, Raben. Buch. Gr. 8. 25 Ngr. Johann Paul Passavant. Ein christlicher Charakterbild. Frankfurt a. M. Winter. 1867. Gr. 8. 2 Thlr. Kallitz, S. v. Die Erziehung der Frau zur Arbeit. Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage der Frauen. Dresden, Marcksche u. Verand. 1867. Gr. 8. 10 Ngr. Plutarch, C. Friedrich der Große. Romantisches Lebensbild. 1867 und des Selbst. Berlin, Gröbe. Gr. 8. 4 1/2 Ngr. Preußens Stellung 1866 vom militärischen Standpunkt. Nach den bis jetzt vorhandenen Quellen von G. v. G. Berlin, Hempel. 8. 1 Thlr. Fribel, M. Böhmisches Lied. Für deutsche Freunde ausgewählt und überetzt. Berlin, Fribel. 16. 2 1/2 Ngr. Priem, J. und C. Braunstein. Die Befestigung Nürnberg durch die Preußen. Eine Erinnerung an die Tage vom 31. Juli - 16. September 1866. Nürnberg, Roeder. 8. 7 Ngr. Kallitz, S. v. Englische Geschichte vornehmlich im 16. und 17. Jahrhundert. 1ster Bd. Leipzig, Dunder u. Hummel. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr. Kallitz, S. v. Kreuz Hölle und Jagdbanten. Nürnberg, Roeder. 8. 1 Thlr. Kallitz, S. v. Pädagogische Briefe. Aus der Erinnerung an G. W. Kallitz. Diefelb, Selbstverlag u. Verlag. 1867. 8. 1 Thlr. 10 Ngr. Kallitz, S. v. Die Marktentwerter. Humoristische Erzählungen und Anekdoten aus dem österreichisch-preussischen Kriege im Jahre 1866. Berlin, Grunow. 1867. Gr. 16. 4 Ngr.

# Anzeigen.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

## Diderot's Leben und Werke.

Von

Karl Rosenkranz.

Zwei Bände. 8. Geh. 5 Thlr.

Eine gerechte und gründliche Würdigung, wie sie Voltaire und Rousseau zu theil geworden, hat Diderot, ein Autor, dessen Name seit Lessing auch beim deutschen Publikum populär ist, bisher weder in Frankreich noch in Deutschland erfahren. Das vorliegende Werk füllt diese Lücke glänzend aus. Es enthält ein erschöpfendes, nach allen Seiten vertieftes, treues und objectives Bild Diderot's, gezeichnet von Karl Rosenkranz, der sein Talent für biographische Darstellungen der Nation schon lange rühmlich bekundet hat. Literarhistorikern, Philosophen, Theologen, Künstlern, Naturforschern, Politikern, wie überhaupt allen gebildeten Kreisen Deutschlands ist damit eine ergiebige und leicht zugängliche Quelle der Belehrung und des Genusses eröffnet; denn der Verfasser bietet, ohne der Würde der wissenschaftlichen Untersuchung Eintrag zu thun, eine solche Fülle von Anekdoten, von sittengeschichtlichen Momenten und von interessanten Auszügen aus Diderot's Dichtungen, daß auch die Unterhaltung reiche Nahrung findet.

In den „Deutschen Blättern“ (Jahrgang 1866, Nr. 42) heißt es über das Werk: „Ohne die vielen Bände der Diderot'schen Schriften durchzulesen, soll der heutige Leser in den Stand gesetzt werden, sich selber ein Urtheil bilden zu können. Dieser Zweck ist in den uns vorliegenden zwei Bänden vollständig erreicht, soweit wir unserm eigenen Eindrucke vertrauen dürfen. Aber auch ohnedies gehört das Buch durch seinen fesselnden Charakter, durch eine Fülle von interessanten Schilderungen und den großen Reichthum des von ihm gebotenen Bildungsschatzes zu dem Besten, was seit langer Zeit in Deutschland geschrieben worden ist. Der Reize von biographischen Denkmälern, welche in den letzten zehn Jahren die Theilnahme des Publikums gewonnen haben, reicht es sich nicht bloß würdig an, sondern übertrifft manche derselben durch Gründlichkeit des Inhalts und den Glanz einer lebensvollen Darstellung.“

Im Verlage von Friedrich Andreas Perthes in Gotha erschien soeben:

**Geschichte der europäischen Staaten.** Herausgegeben von A. H. L. Heeren und F. A. Wiert. 34te Lieferung. 2te Abtheilung: Geschichte des russischen Staates von Dr. Ernst Herrmann. Ergänzungsband. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 12 Sgr.

Als Einzelwerk:

**Herrmann, Dr. Ernst, Geschichte des russischen Staates.** Ergänzungsband. Diplomatische Correspondenzen aus der Revolutionszeit. 1791—1797. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 6 Sgr.

**Herrmann, Dr. Ernst, Diplomatische Correspondenzen aus der Revolutionszeit. 1791—1797.** Beiträge vornehmlich zur Geschichte der osteuropäischen Staaten, während der ersten Coalition. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 6 Sgr.

Verlag von S. A. Brodhans in Leipzig.

## Neue wohlfeile Ausgabe der Schiller-Galerie

von Friedrich Pecht und Arthur von Hamburg.

Funzig Blätter in Stahlstich.

Mit erläuterndem Texte von Friedrich Pecht.

In 10 Lieferungen 4 Thlr. Gebunden in Leinwand 5 Thlr., in Leder 6 Thlr.

Um der mit Recht so allgemein beliebten „Schiller-Galerie“ von Pecht und Hamburg den Weg in die weitesten Kreise des Volks zu eröffnen, veranstaltete die Verlags-handlung eine neue Ausgabe des Werks in Octavformat, welche die sämtlichen 50 Blätter der Quartausgabe, in verjüngtem Maßstabe neu in Stahl gestochen, nebst den erläuternden Texten von Friedrich Pecht enthält, zu dem außerordentlich wohlfeilen Preise von nur 4 Thlrn. (elegant gebunden mit Goldschnitt: in Leinwand 5 Thlr., in Leder 6 Thlr.). Dieselbe empfiehlt sich als eines der werthvollsten Festgeschenke und ist, soeben vollständig geworden, durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Verlag von Eduard Trewendt in Breslau.

**Samt Besten des Schlesischen Central-Frauen-Vereins zur Beschaffung von Lazarethbedürfnissen** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Charpie,

eine Sammlung vermischter Aufsätze, von

Karl von Holtei.

Zwei Bände. 16. Brosch. Preis 1½ Thlr.

Inhalt. 1. Band: Er ist in seine Büsche gefallen. — Shakespeare als Vorbild für moderne Theaterdichter. — Herr Victor Hugo. — Brot für die Schwalben. — Martin Opitz von Boberfeld. — Georg Neumark. — Johannes Kist. — Andreas Gryphius. — Benjamin Schmoldt. — Sellert. — Gleim. — Ein Brief von Island. — Ernst Raupach. — Hammer-Purgstall. — Von Drucksehern. — Mama Berr. — Ueber unser heutiges Theaterleben (1858). — Verschiedene Ansichten. — Karl Maria von Weber. — 2. Band: Nicolo Paganini. — Das Kinderspital in Prag. — So entstehen Orchester. — Pius Alexander Wolff. — Auch eine Längerin. — Louise Neumann. — Clara Schumann. — Eine wahr Geschichte. — Das Schillerjubiläum. — Jean Paul. — Graf Anton Alexander Auerberg. — Rede zum 3. August 1863. — Dr. Johann Kurze. — Die Freuden der Armut. — Was ist des Deutschen Vaterland?

## Gedichte

von

Adolf Friedrich von Schad.

Octav. Eleg. geh. (VIII u. 368 Seiten.) Preis 1½ Thlr.

Der Name des Verfassers wird genügen, um die allgemeine Aufmerksamkeit auf diese Gedichte zu ziehen, nachdem einige Proben derselben in Geibel's „Münchener Dichterbuch“ schon so großen Beifall gefunden haben.

Berlin. 1866. Verlag von Wilhelm Herrp.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 50. —

13. December 1866.

Inhalt: Eine Biographie Diderot's von Rosenkranz. Von Rudolf Gottschall. (Beschluß.) — Zur Sprichwörterliteratur. Von Franz Sandvoß. — Senikron. (Der literarische Nachlaß Friedrich Rückert's.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Eine Biographie Diderot's von Rosenkranz.

(Beschluß aus Nr. 49.)

Wir haben neulich die eine hervorragende Seite von Diderot's Wirksamkeit betrachtet, die encyclopädische; wir fassen jetzt seine Leistungen als Dramatiker und Dramaturg ins Auge. In dem Werke von Rosenkranz sind die einzelnen Abschnitte, die sie behandeln, getrennt, da die biographische Darstellungsweise überwiegt und die dramatische Production Diderot's sich an verschiedene Epochen theilt. Der Hauptabschnitt: „Diderot als Dramatiker und Dramaturg“ (1757—58), findet sich im ersten Bande; Ergänzungen dazu geben die Abschnitte: „Diderot's Ansichten über die Schauspielkunst“ und „Dramatische Versuche“ im zweiten Bande.

Diderot's Bedeutung als Dramatiker und Dramaturg ist nicht geringzuschätzen, indem sich an seinen Vorgang eine lange Reihe von Folgen knüpft, die für das Theater in gutem und bösem Sinn verhängnißvoll geworden sind. Es war unläugbar ein Verdienst Diderot's, den Bann der classischen Hauberformel zu brechen, unter welchem das französische Drama in hohles Pathos, in akademische Schaberednerei und Unnatur ausartete; er stellte diesen Dramen der Classicität, die in höherm Sinne doch nur als Studien zu betrachten waren, das richtige Axiom gegenüber, daß sich in jedem Werke der Geist des Jahrhunderts spüren lassen müsse. Es ist dies ein großes Princip, das Ei des Columbus für die dramatische Kunst, doch eben deshalb, wie alle bahnbrechenden Principien, immer wieder verkannt und mißachtet. Unsere Classiker haben noch viel dagegen gestündigt; denn es stand für sie als solches nicht fest in seiner Unantastbarkeit. Gleichwol verdanken sie ihren tiefgreifenden Einfluß, ihre Macht über die Nation gerade denjenigen Werken, in denen sie mit genialer Inspiration den Geist des Jahrhunderts erfaßten. In Frankreich hat während der Revolution und des Kaiserreichs der Classicitätskult noch immer fortgespielt. In neuester Zeit ist das Diderot'sche Princip fast ausschließlich auf der Bühne zur Herrschaft gelangt, leider aber in der engherzigen Form, welche Diderot ihm

gegeben und in der wir die schädliche Seite seines Wirkens finden, in der Beschränkung auf das Familienstück und das bürgerliche Räuber drama, dessen Motive nun einmal keine künstlerische Erhebung zulassen. Hiergegen wandte sich Schiller mit Recht. Der Geist des Jahrhunderts ist nicht bloß in den Sitten der Gesellschaft lebendig, auch in den politischen Thaten, in den Conflicten des Gedankens; ja, hier ist der Boden, wo seine Initiative wurzelt. Indem dies immer wieder verkannt wird, erweitert sich stets von neuem die Kluft zwischen dem gelehrten Drama, das unlebendige Stoffe behandelt, und dem Bühnendrama, das aus den Kreisen des bürgerlichen Lebens einen meist weinerlichen Rohstoff aufgreift, während dem höhern modernen, von den politischen und socialen Gedanken des Jahrhunderts getragenen Drama überall der Weg verengt wird.

Diderot's Reformgedanken wurden durch einige beliebte Dramen der damaligen londoner Bühne erregt oder mindestens genährt, durch „The London Merchant“, von George Lillo, und: „The Gamester“, von Edward Moore. Diese Dramen, die uns noch vorliegen, sind in jeder Hinsicht schwach, und zeigen den Verfall der englischen Bühne seit ihrer Glanzepoche nach der einen Seite ebenso, wie nach der andern die hochtrabenden französisirenden Dramen eines Philipps, Home, Podes u. a. mit ihrer glatten Correctheit und ihrem nichtsagenden blanc-vors. Diese hatten von den Franzosen gelernt — umgekehrt begannen die Franzosen aus jenem Criminaldrama der Engländer zu lernen. In dem ersten Stücke ist Diebstahl und Mord der Kern der Handlung, in dem zweiten die Spielwuth mit ihren verderblichen Folgen. Es ist die Prosa und Misere des bürgerlichen Lebens, Verbrechen und Laster ohne jede Größe. Es ist ein alter Spruch, für den Kammerdiener gibt es keinen Helden, aber es gibt auch keinen Helden für den Polizeisergeanten; doch für diesen Standpunkt sind jene Stücke geschrieben worden und werden noch täglich viele Stücke geschrieben. Diderot war ein genialer Kopf — wie kam er zur Vorliebe für diese nüchternen Productionen? Offenbar aus demselben Grunde, aus welchem Lessing wiederum die Diderot'schen

Stücke pries — aus dem Bedürfnis, eine Waffe zu haben für die Polemik. Mit Recht sagt Rosenkranz:

Wenn nun Diderot von dem verben Realismus dieser Criminalgeschichten so tief ergriffen ward, daß er sie als ein Ideal von Naturwahrheit und moralischer Kraft anschaute und, sie nachahmend, das französische Drama reformiren wollte, so läßt sich eine solche Begeisterung nur aus dem Widerspruch verstehen, in welchem das herrschende Wesen der Franzosen allmählich mit dem Wesen des Dramas, eine Handlung in der Form unmittelbarer Wirklichkeit darzustellen, gerathen war. Seit länger als zwei Jahrhunderten belästigten die sogenannten Regeln die Entwicklung des Theaters. Der Mechanismus der Einheit der Handlung, des Orts und der Zeit, der Exposition, der Bindung der Scenen, der bühnenmäßigen Sprache, des conventionellen, oft ganz abernen Anstandes hatte die Tragödie wie die Komödie zur innern Leerheit, zur Unwahrheit und Lebenslosigkeit heruntergebracht. Ob der Held der Tragödie ein griechischer oder römischer, ein jüdischer oder türkischer Fürst war, machte in ihrer vorgezeichneten Schablone so wenig Unterschied, als bei der Komödie, ob ihr Held ein Verschwenker, ein Prachtlüsterer, ein Spieler oder sonst ein Thor war. Nach der Exposition des ersten Actes konnte man sich den Verlauf der übrigen vier immer von selbst berechnen. Die Académie française war die vom Hof wie von der Nation gleich sehr anerkannte Wächterin dieser Normen. Das war die literarische Situation, welcher Diderot durch sein Drama und seine Dramaturgie zu trogen wagte.

Schon in den „Bijoux indiscrets“ hatte Diderot die tragische Schablone der französischen Dramatiker verspottet in einer Stelle, welche Lessing in seiner „Dramaturgie“ ausführlicher mittheilt als Rosenkranz. Seinen Naturalismus bewährte er nun selbst in dem Lustspiel: „Le fils naturel“, das er im Jahre 1756 erscheinen ließ und das einem Goldoni'schen Lustspiel: „Il vero amico“, in einer Weise nachgedichtet ist, welche Diderot den Vorwurf des Plagiats mit Recht zuzog, da er Goldoni nicht nannte. Diderot bildete die Fabel zwar ins Rührende und Pathetische um, und zwar offenbar zu Ungunsten des Stücks, doch die Erfindung derselben gehört dem italienischen Dichter an. „Le fils naturel“ ist indeß keineswegs, wie in dem gleichnamigen Drama des jüngern Dumas, der Angelpunkt, der Handlung nur ein zur Lösung beitragender Incidenzpunkt. „Das Drama“, meint Rosenkranz, „ist reich an feinen Sentenzen, an effectvollen Scenen, in denen der moralische Enthusiasmus Diderot's sich mit bereitem Schwunge ausdrückt, aber es fehlt ihm an der eigentlichen Handlung.“ Wir fügen hinzu, daß es bereits jene reichen Dosen von Edelmuth enthält, welche seitdem in der Apotheke der bürgerlichen Rührstücke als hauptsächlichliches Drastringum einen hervorragenden Platz einnehmen.

Diderot's zweites Stück: „Le père de famille“, das Lessing bekanntlich als vortrefflich bezeichnet, erschien 1758. Diderot nahm den Stoff zu diesem Drama aus seinem eigenen Leben, aus dem Kampfe, den er mit seinem Vater über seine Verheirathung bestanden. Rosenkranz lobt an dem Drama die ganze theatralische Handlung, die mit dem größten Geschick geleitet und fruchtbar an schönen Gemälden ist, weist aber nach, wie Diderot durch die Theaterstreiche, Entführung, Zweikampf, lettres de oachet, durch die breite Rolle, die er dem Bedienten in dem Stücke gibt, u. s. w., gegen seine eigenen

kritischen Postulate gesündigt hat. Unter den übrigen bestehenden dramatischen Fragmenten Diderot's befinden sich ebenfalls meistens bürgerliche Dramenstoffe, theils criminalrechtlich, bis an die Grenzen des Schauerdramas, wie „Le Shérif“, theils frivol und lustspielartiger, wie „Le train du monde“. Am interessantesten erscheint uns das ausgeführte Stück: „Est-il bon, est-il méchant?“ oder „L'officieux persillour“, weil sein Inhalt, wenngleich mangelhaft in eine der Einheit entbehrende Handlung umgefest, doch ein Thema von großer Tragweite behandelt: den gesellschaftlichen Jesuitismus, der edle Zwecke durch schlechte Mittel zu erreichen sucht.

Diderot war in Wahrheit nur Dramatiker, weil er Dramaturgie war — seine Dramen sollten nur die Probe auf die Exempel machen, die er theoretisch der dramatischen Kunst aufgab. Er konnte wie Lessing von sich sagen: „Seines Fleißes darf sich jedermann rühmen; ich glaube, die dramatische Dichtkunst studirt zu haben, sie mehr studirt zu haben als zwanzig, die sie ausüben. Auch habe ich sie so weit angeübt, als es nöthig ist, um mitsprechen zu dürfen; denn ich weiß wol, sowie der Redner sich von niemand gern tadeln läßt, der den Pinsel ganz und gar nicht zu führen weiß, so auch der Dichter.“ Freilich war Diderot weniger Kritiker als ästhetischer Theoretiker; er ist der große Theoretiker des Schauspiels im engeren Sinne, des bürgerlichen Rührdramas, des drame sérieux. Diese Theorie findet sich in den drei Unterhaltungen, die dem „Fils naturel“ beigelegt sind, und in den „Discours de la poésie poétique“, den er seinem Freunde Grimm gewidmet hat. Hierzu kommen noch seine „Lettres à Mlle. Jodin“ und sein „Paradoxe sur le comédien“, welche der Charakteristik der Schauspielkunst gewidmet sind. Rosenkranz erklärt Diderot's ästhetische Qualitäten für seine bedeutendste; dennoch findet sich gerade viel Unhaltbares in diesen Schriften. Gegen die Ansicht Diderot's, daß die komische Gattung Arten, die tragische Individuen darstelle, hat bereits Lessing protestirt. Daß er eine Erweiterung der Bühne durch die Darstellung der verschiedenen Stände in Musterbildern herbeiführen wollte, ist eine Consequenz jenes schiefen Axioms. Der eigentliche Ausgangspunkt seiner Theorie, derjenige Punkt, durch den sie Einfluß gewann, ist die Indifferenz des Tragischen und Komischen, nicht in der schlechten Verschmelzung der Tragikomödie, ebenso wenig im Wechsel komischer Scenen mit tragischen, sondern in der vollständigen Neutralisation dieser beiden Elemente. Auf dieser Grundlage kann sich aber nur ein schlechter Justenilien aufbauen. Die neuen Ehrenrettungen des Schauspiels, d. h. des ernstesten Dramas mit verschönerndem Ausgang, wie sie namentlich Carrière verfaßt hat, haben sich doch auf einen höhern Standpunkt gestellt. Der Theorie Diderot's gegenüber hat das Urtheil Voltair's seine vollwichtige Geltung:

Derjenige, der weder eine wahre Komödie noch eine wahre Tragödie zu machen im Stande ist, sucht durch abentheuerliche Begebenheiten zu interessiren. Den Mangel des komischen Talents müßt er sich durch das Interesse zu ersetzen, und



da er sich nicht auf den Rothorn erheben kann, zieht er in die Hölle, wie ein wenig in die Höhe.

Die Tugenddeclamationen, welche Diderot in seinen dramaturgischen Abhandlungen beliebt und mit denen die Sittensfreiheit seines Lebens in schreiendem Widerspruch stand, sind leider auch ein Erbstheil der von ihm begründeten Gattung geblieben und verleiden uns selbst den Genuß an den zahlreichen modernen Lustspielen, welche zum Theil nach dieser Schablone zugeschnitten sind. Der moralisirende Ton hat dem bürgerlichen Schauspiel jene Nüchternheit gegeben, welche diese Gattung für jedes poetische Empfinden so ungenießbar macht, und hat auch das neue Lustspiel wesentlich beschädigt, indem wir statt des freispielanden Humors stets die bessernde Absicht bemerken.

Rosenkranz selbst verhält sich diesen Ansichten und Entwicklungen gegenüber mehr referirend. Er gibt einzelne geistvolle Bemerkungen, aber kein abschließendes Urtheil über die Dramengattung, deren bis auf den heutigen Tag fortwirkende Erfolge er indeß in folgender Weise constatirt:

Der herrschende Geschmack auf der Bühne hat keine andere Gattung mehr begünstigt als das bürgerlich romantische Schauspiel. Welche Dramen haben jetzt bei den Franzosen Erfolg? Große Tragödien? Nein. Große Komödien? Noch weniger. Was schreiben Scribe, Dumas, George Sand, Augier, Feuillet? Dramen, ganz im Diderot'schen Sinn, und zwar in Prosa. Eine „Lacédæe“ in Versen, wie die von Ponsard, wird im Théâtre français ein paarmal bewundert, verfällt dann dem Literarhistorikern, verschwindet aber für immer von der Bühne, während ein Stück wie Feuillet's „Homme de fer“ über alle Theater wandert.

Und wie ist es noch jetzt in Deutschland? Was schreiben die Birch-Pfeiffer, Laube, Gutzlow, Brachvogel? Bürgerliche Schauspiele, die bald ins Lustspiel, bald ins Trauerspiel hinüberzuwandern, aber vom Hochtragischen wie vom Hochkomischen sich fern halten. Nicht die Erhabenheit des Idealismus, sondern das Mittelmäß des Realismus, d. h. Diderot, herrscht bei uns noch immer, nachdem wir einen Hüter, Pfand, Schröder, Koberg, Kaupach gehabt haben. Es ist auch im Drama die Genremalerei, welche die andern Gattungen verdrängt und zur Ausnahme gemacht hat.

Die Vorliebe des Publikums für die Genremalerei im Drama ist nicht abzuleugnen; man geht ja so weit, die poetischen Genremaler für große Dichter zu halten. Gleichwohl darf Rosenkranz Gutzlow und Laube, wenn sie sich auch in dieser Gattung versucht haben, keineswegs zu den Vertretern des Diderot'schen drame sérieux zählen; Gutzlow's „Pugatschew“, „Uriel Acosta“, „Wollenweber“, Laube's „Effer“, „Ronaldsbeschi“, „Montrose“ sind echte Tragödien, welche durchaus nicht im Stil des larmoyanten, bürgerlichen Dramas gehalten sind.

Zu den interessantesten Abschnitten des Werks von Rosenkranz gehört das kleine Kapitel über: „Le neveu de Rameau“ (1760), dessen kunstvolle, mit ironischer Meisterschaft gehandhabte Form er mit Recht rühmt. „Als Stilist hat Diderot nichts hervorgebracht, das vollkommener wäre; alle Gaben seines Geistes haben sich hier zu einer Harmonie vereinigt, die unvergleichlich ist.“ Der Inhalt ist durch Goethe's Aufsatz und Brachvogel's Drama in Deutschland allgemein bekannt; ja es gibt gebildete Deutsche, die von Diderot nicht viel mehr wissen, als daß er diesen „Neffen Rameau's“ verfaßt hat.

Welche Richtung Diderot als Romanbichter einschlagen würde, ließ sich schon aus seiner Theorie der dramatischen Dichtung erkennen. Seine Begeisterung für Richardson, wie er sie 1761 in seiner „Eloge de Richardson“ aussprach, zeigte noch deutlicher, wie er auch hier dem Realismus des bürgerlichen Lebens ausschließlich huldigte. Es entzückt ihn die Kunst, mit welcher Richardson die Sprache der Leidenschaft bei allen Ständen, bei jedem Alter, bei jedem Geschlecht unter den verschiedensten Bedingungen zu individualisiren versteht. Er behauptet, erst durch Richardson eine tiefere Erkenntniß der Menschen gewonnen zu haben, die er immer mit den von ihm geschilderten Charakteren vergliche. Er würde, wenn es sein müßte, für seine Kinder alle seine Bücher verlaufen, aber Richardson würde er behalten; Richardson würde mit Moses, Homer, Euripides und Sophokles auf demselben Brete stehen u. s. w. Voltaire dagegen langweilte sich scheußlich an „Clarisse“ — ein Beweis von dem tiefen Gegensatz, der zwischen diesen beiden Männern bestand.

Diderot's bedeutendster Roman: „La religieuse“ (1760), war denn auch im Richardson'schen Briefstil entworfen und ein Gemälde von Lebensverhältnissen, bei denen allerdings die grelle Seite überwog. Schloffer rühmt von dem Buche, daß es als eine treue Schilderung des Innern der Nonnenklöster einen classischen Werth ansprechen könne. Auch Rosenkranz hebt die unnachahmliche Wahrheit, die erstaunliche, bis ins geheimste sachliche Detail bringende Kenntniß des Autors, sogar die Zartheit der Darstellung der sinnlichen Corruption, vor allem die meisterhafte, psychologisch correcte, tiefergreifende Darstellung des Wahnsinns hervor, mit welchem sich bei der Superiorin das Bewußtsein ihrer lasterhaften Verirrung rächt. Dann aber meint er doch, das Werk müßte auch in ästhetischer Hinsicht verworfen werden; durch die Darstellung einer Unnatur, wie gelangen sie sei, besudle die Poesie sich selbst.

Der andere Roman Diderot's: „Jacques le fataliste“ (1772), ist ein Convolut von Erzählungen, welche durch die Geschichte der Erzähler äußerlich zusammengehalten werden. Einige Kritiker haben diesen Roman für eine lizenziöse, frostige, insipide Composition erklärt, für eine mißlungene Nachahmung von Voltaire's „Candide“. Die Verwandtschaft zwischen den beiden Werken besteht indeß nur darin, daß in beiden ein philosophisches Princip verspottet wird: dort der Optimismus, hier der Fatalismus. Der Diener glaubt an die göttliche Prädestination, der Herr glaubt nicht daran. Herr und Diener unterhalten sich und erzählen sich gegenseitig ihre Liebchaften, woraus ein Doppelbild der Gesellschaft entsteht; die Liebchaften des Dieners bewegen sich in den untern, die des Herrn in den obern Schichten der Gesellschaft. Die beste dieser Geschichten ist offenbar die der Frau von Pommeraye, welche Schiller 1785 unter dem Titel „Weibliche Rache“ für die „Thalia“ übersetzte. Rosenkranz rühmt in der Darstellung dieses Romans die Kunst der Individualisirung, worin Diderot oft schon als eine Vorwegnahme Balzac's erscheine; er rühmt, daß diese Geschichten, die unstreitig eine Menge von Porträtfiguren enthalten, mit

markigem Pinsel einfach, anschaulich und mit einer vollendeten dramatischen Lebendigkeit erzählt sind. Von den kleinen Erzählungen Diderot's, von denen er ebenfalls eine eingehende Analyse gibt, sagt er:

In diesen kleinen Erzählungen, wie in den *petits papiers* und in den „Salons“, herrscht vorzüglich jene eigenthümliche Verbindung eines ironischen Realismus mit einem sehnlichstigen Idealismus, welche Diderot eine so moderne Pshylogonomie ertheilt und ihn unserm Heinrich Heine oft so nahe rückt. Vom Ton dieser Darstellungen möchte ich sagen, was Goethe von Diderot's Kunst der Unterhaltung als sein Zeitgenosse urtheilte: „Die studirten, angearbeiteten Reden der vollkommensten Redner würden vor seinen glänzenden Improvisationen erblicheit sein. Die Wärme, mit welcher er sein Thema ankündigte, riß fort. Gründlich und rasch griff er seinen Gegenstand an, ging von einem zum andern durch unerwartete und doch natürliche Uebergänge fort, naiv ohne Trivialität, erhaben ohne Anstrengung, anmuthig ohne Biererei, kräftig ohne Koseit. Ob er die Stimme der Vernunft, des Gefühls oder der Phantasie vernehmen ließ, immer hatte das Genie das Wort. Der Weltmann verbannte ihn insichten, der Künstler Inspirationen. Niemand ist weiter in den Geist seiner Zuhörer eingegangen, niemand hat die Seelen durch die Macht der Rede mehr unterworfen. In dieser Gattung des Triumphs hat er kein Muster gehabt und in ihr hat er keinen Nachfolger hinterlassen.“

Sehr ausführlich, fast zu ausführlich, berichtet Rosenkranz über Diderot's Kunstkritiken: „*Les salons*.“ Unleugbar enthalten die Kritiken viele richtige Gesichtspunkte, geniale Geistesblitze; ja sie sind ein wichtiger Beitrag zur Kunstgeschichte der Epoche. Gleichwol verwandelt sich das Werk von Rosenkranz hier fast in eine Anthologie, indem durch diese Häufung von Excerpten eine störende Breite hervorgerufen wird.

Diderot's letztes Werk, der *Essai über Seneca* (1778), trägt bereits Spuren der Alterschwäche. In vieler Hinsicht sucht sich Diderot hierin selbst den Spiegel vorzuhalten. Er stellte Seneca neben Sokrates. Die Darstellung ist zerfahren, schlotterig, jeden Augenblick von fremdartigen Digressionen unterbrochen.

Wir haben Diderot's Schriften einzeln herausgegriffen, während sie Rosenkranz in chronologischer Folge und im Zusammenhang mit dem Leben des Dichters darstellt. Dies Leben selbst steht nicht immer im Einklang mit den Schriften. Diderot lebte in einer Doppellehe; da ihm seine Frau keine geistige Befriedigung bot, hatte er ein Verhältniß mit einem Fräulein Sophie Voland angeknüpft, mit der er lange Jahre einen, später herausgegebenen Briefwechsel unterhielt. Diese von Börne sehr hochgestellten Briefe enthalten nicht nur eine Fülle von pikanten Anekdoten und Skandalgeschichten, von offenerzigen Mittheilungen aus dem häuslichen Leben, indem Diderot die Freundin zur Vertrauten seiner Mißstimmung wie seiner kleinsten Erlebnisse macht, sondern auch sehr viele geistreiche Bemerkungen und schlagende Urtheile über Zeitgenossen und ihre Werke. In der That erscheint Diderot sehr lebenswürdig in diesen Briefen, naiver, aufgeknöpfter, als in allen seinen andern Schriften. Damit mag man die reichhaltige Blumenlese entschuldigen, die Rosenkranz aus denselben überseht hat.

Diderot besuchte zwar die pariser Salons, doch er

war für ihre zerstreute Vielseitigkeit und Rücksichtnahme nicht geschaffen; er verstand anzuregen und zu helfen, aber nicht zu herrschen oder auch nur in größern Gesellschaften sich nach seinem Werthe geltend zu machen. Die pariser Salons selbst nimmt Rosenkranz gegen den Vorwurf der Frivolität als einen nur theilweise richtigen in Schutz:

In den pariser Salons wurden alle Tagesereignisse vom größten bis zum kleinsten, alle wichtigen und unwichtigen Erscheinungen der Literatur, alle Leistungen der schönen Künste und des Theaters, alle Probleme der fortschreitenden Wissenschaft, alle noch so widersprechenden Meinungen durchgearbeitet; ich sage durchgearbeitet, denn bei aller Elasticität der dialogischen Form, bei aller Neigung zur Bizelei, brütete doch in den aufgeregten Gemüthern ein tiefer Ernst. Der Kern der eigentlichen Salons war in der That ein philosophischer, ein unerjättliches Bedürfniß, durch gemeinschaftliches Denken sich über alle höhern Interessen klar zu werden. Der Scherz, die Anekdoten, das Wortspiel hatten auch ihre Stelle, aber eine untergeordnete. Der Marquis von Castellur war darauf erpicht, Rebus zu machen. Der Maler Boucher führte seine Sucht auf ihren richtigen Werth zurück, indem er von ihm sagte: „Quantum est in Rebus inane!“ Eine geistreichere, gedankenthätigere, freimüthigere Geselligkeit, in welcher die Würde sinniger Forschung mit der Amuth gefälliger Einkleidung sich paarte, hat selten existirt. Das gute Essen und Trinken war Nebenache. Wir begegneten allerdings den Dinern und Soupers unaufhörlich, allein sie sollten doch nur die Gelegenheit für das Gespräch sein. Bei der jüngern Quinault versammelte sich z. B. eine Gesellschaft, welche sich *La société du bout du banc* nannte und zu welcher auch Grimm gehörte. Bei den Soupers derselben stand in der Mitte des Tisches ein Tintensatz, damit jeder der Gäste schreiben konnte, und hier wurden viele pikante Broschüren verfaßt, wie „*Les étrennes de St.-Jean*“, „*Le recueil de ces Messieurs*“ u. s. w. Epochenweise herrschten verschiedene Themata vor; zwischen 1740—50 mathematische und physikalische; zwischen 1750—60 philosophische; zwischen 1760—70 ökonomische; zwischen 1770—80 politische; moralische und ästhetische waren durch alle Epochen hin gleich sehr cultivirt.

Eine anmuthige philosophische Idylle bietet uns das Kapitel: „Grandval.“ Es war dies die Besizung des Barons Holbach, dieses wackern und lebenswürdigen Atheisten, bei welchem Diderot jeden Herbst sechs Wochen verweilte. Da verging die Zeit in der ungenirtesten Weise, unter Arbeiten, Spaziergängen, Gesprächen, in gesunder Luft und bei trefflicher Kost. Rosenkranz gibt eine Analyse von Holbach's „*System der Natur*“, die er mit folgenden treffenden Worten abschließt:

Holbach's Natursystem vereinigt den Materialismus, den Sensualismus, den Fatalismus und Atheismus mit einer aus Egoismus wohlwollenden Moral. Durch das ganze, in seiner antideistischen Tendenz klassische Buch zieht sich die Klage über die Blindheit der Menschen, die offenbare Wahrheit zu verkennen, sich durch Illusionen zu betriegen, sich zum Spielweck der Priester zu machen und durch den Wahnsinn der Religion die Tyrannei mit dem Nimbus der Heiligkeit zu schmücken.

Ein besonderes Kapitel widmet Rosenkranz „Diderot's geselligen Beziehungen“ und entwirft hier besonders ein charakteristisches Porträt von Grimm, nachdem er bereits früher Diderot's Verhältniß zu Rousseau und dem Bruch desselben in eingehender Weise geschildert hat. Das wichtigste Ereigniß in seinem spätern Leben war die Reise nach Petersburg (1773—74), welche Diderot unternahm, um der

Jerin Katharina II. persönlich für ihre Gunst und für Pension zu danken, die sie ihm bewilligt hatte. Die d, welche die großen Alleinherrscher damals den revolutionären Freigeistern zutheilen werden ließen, bleibt der merkwürdigsten Symptome jener Epoche. Selbstländlich blieben die letztern nicht zurück mit ihren digungen. Voltaire widmet seinen „Mohammed“ dem si — eine der curiossten Figurationen, welche in dem geschichtlichen Kaleidoskop zusammengeschüttelt worden; und Diderot klopfte in lebhaften Gesprächen der schen Despotin vertraulich auf die Knie und schwor, sie die Seele eines Brutus in der Gestalt einer Kleo- r besitze. Wenn man dies Genrebild aus dem Ca- an der Nawa in seinem ganzen pikanten Reiz igen will, darf man nicht vergessen, daß Diderot der jener Wendung ist, in welcher sich das Glau- renkenntnis der Ultraradicalen zusammenfaßt und die Ludwig Börne mit Inbrunst citirt wird. Diderot in seiner pindarischen Dithyrambe: „Les Éleuthé- nes, ou abdication d'un roi de la sève“, den Frei- drang der Naturkinder geschildert. Wenn der Mensch seinem Herzen gehorchen wollte, so würde er bald seine che ändern und wie der Gast der Wälder zu uns :

La nature n'a fait ni serviteur ni maître;  
je ne veux ni donner ni recevoir de lois.  
Et ses mains ourdiraient les entrailles du prêtre,  
au défaut d'un cordon, pour étrangler les rois.

den Conditionel dieses Diderot'schen Ausspruchs, der einer ganzen Einkleidung zusammenhängt, hat man reichlich fortgelassen und dadurch Diderot, wie Rosen- mit Recht sagt, zum Vorkämpfer des „kannibalschen culottismus“ gemacht.

iderot hat im Jahre 1774 auf den Wunsch der in Katharina ihr einen Entwurf zur Organisation fentlichen Unterrichts in Rußland gemacht. Soviel essen, kann man von seinem Biographen im 19. undert dasselbe sagen. Auch Rosenkranz hat ein jten über das gleiche Thema für die jetzige rus- Regierung abgefaßt.

ir haben das reichhaltige Material geprüft, das der mit sorgsamem Quellenstudium zusammengetragen: macht die Leser selbst zu Richtern, indem er ihnen ctenstücke der Biographie in die Hand gibt und m nur die Fäscikel zusammenheftet und sinnig

Einem Autor von solcher geistigen Lebhaftigkeit ingenden Vielseitigkeit wie Rosenkranz mußte diese nkung doppelt schwer werden, da sich so vielfache issung zu glänzenden Exkursen bot. Wir finden . wenigen Stellen eine polemische Wendung des hen gegen seinen Felden. So z. B. bei der hung seiner kleinen Papiere, wo sich Rosenkranz ge- „Sophisma“ Diderot's wendet, daß auch für den en der Geschlechtsgeuß ein nur physischer Act sei, diese Noheit des eudämonistischen Naturalismus. hier:

je die Natur allein darf den Menschen bestimmen, sou-

bern nicht weniger soll die Vernunft die Natur bestimmen. Das wahrhafte Naturrecht des Menschen ist nicht die Nach- ahmung der thierischen Brutalität, sondern das Vernunftrecht, welches die Forderungen der Natur in Harmonie mit dem Wesen des Geistes, zu denken und zu wollen, bestrebt. Der Geist der Familie ist es, der den Geschlechtstrieb beschränkt und den physischen Genuß in einen zugleich ethischen verwandelt. Die monogamische Ehe kann, wie sie es bei Diderot war, empirisch eine verkehrte sein, aber ihre Wahrheit ist die Liebe und die Wahrheit der Liebe die Treue. Das Unglück des einzelnen, das der Freiheit halber möglich sein muß, beweist nichts gegen die Nothwendigkeit der Idee.

Diderot nannte die Ehe einen état sot et fâcheux, Rosenkranz vertheidigt dagegen die Heiligkeit der Ehe. Die Polemik gegen den neuern Materialismus hat der Biograph meistens vermieden. Nur benutzt er den „Entretien entre d'Alembert et Diderot“, um gegen den Darwinismus zu protestiren:

Von Seiten der Natur steht der Affe dem Menschen am nächsten. Wie aber der Affe den Menschen aus sich soll hervor- bringen können, bleibt unbegreiflich. Die Anatomie und Phy- siologie können aus dem Affen immer nur wieder einen Affen realitor erzeugen lassen. Der Mensch verhält sich zum Affen nicht wie die Modification einer veredelten Pflanze zur wilden. Die Stufenfolge der Natur ist durch den Begriff geordnet und ist deshalb nicht ein continuirliches Werden der einen aus der andern, sondern eine Entwidlung mit qualitativen Sprüngen. Man kann wol, wie Diderot seinem Freunde d'Alembert in den Mund legt, auf gut heraklitisch sagen, daß alles in allem ist, daß alles aus allem besteht, daß die Elemente beständig in- einander übergehen, allein daraus folgt noch keineswegs, daß nicht das Lebendige ein Individuum wäre, welches das Centrum seiner Eigenthümlichkeit in sich selbst befaße: eine Einheit, welche Diderot auch selbst zugesteht. Diese Einheit ist es auch, welche die einzelnen Organe als Momente ihrer Totalität aus sich hervorbringt; nicht aber sind die Organe das Prins der Ein- heit, als ob dieselbe nur eine Composition wie ein Dien- schwarm, nicht eine ihre Unterschiede aus sich selbst erzeugende und sie in sich haltende Identität wäre. Stirn, Magen, Herz, Lunge, Niere u. s. w., oder Arme, Füße, Flossen, Flügel u. s. w. kommen nicht von außen her zusammen, miteinander zu ver- wachsen, sondern bilden sich von innen her nach einem vor- bestimmten Begriff, nach der Nothwendigkeit einer gewissen Stufe der progressiven Formation, nach einem constanten ideellen Typus.

Wenn Rosenkranz daher sein Licht in diesem Werke im ganzen unter den Scheffel stellt, so findet er doch noch eine Gelegenheit alle glänzenden Seiten seiner schrift- stellerischen Individualität zu entfalten, wo er das Facit seines Werks zieht: in der „Allgemeinen Charakteristik Di- derot's“, dem „Rückblick“ und „Schluß“. Hier zeigt er sich als ein feiner und geistvoller Porträtmaler, der die zerstreuten Züge zu einem einheitlichen Bilde verschmilzt, dessen Energie dadurch gewinnt, daß er die Widersprüche des Charakters nicht zu verwischen sucht. Es ist im Ge- gentheil der durchgängige Dualismus, den er in diesem Charakter hervorhebt. Eigenthümlich war ihm zunächst eine gewisse Passivität, die eines Anstoßes von außen be- durfte, nicht aus seiner eigensten Individualität heraus künstlerische oder wissenschaftliche Probleme gestaltete. Er assimiliert, er kritisiert, er übersetzt, er ahmt nach, und nun überrascht ihn im Verlauf der Thätigkeit sein eigener Genius mit Productionen, die er selbst, als er anfangt,

nach nicht ahnte. Die Grundform seiner Productivität war die Improvisation:

Diderot war mit einem großen Verstande, aber auch mit einer nicht weniger großen Phantasie begabt. Sein Verstand fasste die Erscheinungen der Welt mit Schärfe und Klarheit auf, unterwarf sich ihnen mit Geduld, und war sogar der kältesten Abstraction, der verwideltsten mathematischen Berechnung fähig. Seine Phantasie hingegen spielte mit den Erscheinungen, erging sich im Luxus ihrer Combinationen, erhob mit Kühnheit ihren Flügelschlag zu den Sternen und verlor sich ohne Furcht in die dunkelsten Abgründe. Daraus entstand bei ihm ein gewisser Dualismus von Verstandesraisonnement und phantastischem Bildwerk. Er sprang gewöhnlich vom Begriff zur Anschauung, von der Anschauung zum Begriff.

Das Detail ist seine Stärke. Will er abschließen, so geschieht es oft nur durch ein Bild oder durch eine Anekdote, die er vortrefflich zu erzählen versteht. Auch um das Spiel seiner Phantasie nach einer gewissen Richtung zu lenken, bedarf er des Anhalts einer Thatsache, einer Tendenz; er bringt es zu keiner großen, wahrhaft idealen Dichtung. Als Philosoph war er vom Sensualismus zum Materialismus, vom Theismus zum Atheismus fortgezogen und wollte doch zugleich noch die Moralität festhalten. Dies ist nach Rosenkranz ein Widerspruch; denn der Materialismus, der nur physische Causalität kennt, muß folgerichtig alle Freiheit von sich ausschließen.

Der ganze Diderot war dualistisch. In seiner Ausdrucksweise war er bald sentimental, bald cynisch. Er war der gefühlsvollste Mensch seines ganzen Kreises. Die Lebhaftigkeit seiner Empfindungen war ebenso heftig, als schnell wechselnd. Leicht wurde er gerührt; beim geringsten Anlaß vergoß er Thränen, wie alle seine Zeitgenossen. Was für eine Rolle spielt die Thräne nicht bei Voltaire, bei Rousseau! Diderot aber sprang aus der Thränenfeligkeit auch leicht zum Lachen über. Er war zum Humor beauftragt und konnte sich auch gegen sich selbst ironisch und satirisch verhalten. Seinen Cynismus kann man als die Reaction seines Verstandes gegen das Uebermaß seiner Empfindsamkeit ansehen. Er stellte in ihm wieder den ganzen Menschen her und bewachte ihn davor, in Empfindselerei zu versinken.

Auch sein Leben gestaltete sich dualistisch; er hatte seiner Familie im Hause eine andere außer dem Hause entgegen gesetzt. Als Mensch war er trotz seiner Schwächen gewiß einer der liebenswürdigsten, die je existirt haben: ein guter Sohn, ein treuer Freund, ein guter Bruder. Diderot hatte eine esoterische und exoterische Philosophie; in jener war er Atheist, in dieser Theist; doch entstand diese Entgegensetzung bei ihm erst allmählich, als er seine Artikel für die „Encyclopädie“ brendigt hatte. Rosenkranz verteidigt hierauf Diderot noch gegen die Vorwürfe des Schwulstes, der Dunkelheit, der Paradoxie und Unordnung, gibt aber zu, daß seine große Intelligenz an Zersplitterung, Halbheit und Unfertigkeit gelitten:

Kann man ihn aber mit Lessing oder mit Herder, mit Voltaire oder mit Rousseau, mit Montesquieu oder mit Buffon vergleichen, so bleibt bei allen großen schriftstellerischen Eigenschaften Diderot's sein großer Mangel, der ihn jenen Männern nachstellt, daß er seine Kraft nicht zusammengekommen hat, etwas durchans Selbständiges hervorzubringen, worin ein notwendiges Moment jener Culturperiode seinen plastischen Ausdruck gefunden hätte; denn die „Encyclopädie“, die noch seinen größten

Anspruch vertritt, ging doch ursprünglich nicht von ihm aus. Sie wurde ihm angetragen, und nun sagte er sie von einem höhern und weiter reichenden Gesichtspunkte. . . .

Wollte man nun aber Diderot als einen gewöhnlichen Menschen, als einen nur mittelmäßigen Autor, als einen gemeinen Sophisten behandeln, wie würde man sich irren, denn mitten in seinen Schwächen, mitten in seinen Stützen, mitten in seinen amphibolischen Uebertreibungen überrascht uns der ursprüngliche Adel seiner Seele, die Genialität seiner Erfindung, die Kraft seiner Berechnung. Wundern wir uns daher nicht über die so verschiedenartigen Auffassungen, die er erlebt hat, denn es ist schwer, gegen ihn gerecht zu sein, weil er, schähe man ihn im ganzen oder im einzelnen, leicht zu Extremen verführt. Versuchen wir es zum Schluß, uns noch einmal seine ganze Entwicklung zu vergegenwärtigen und die Tendenzen zu mustern, durch welche er selbst noch bis zu uns herüberreicht. Voltaire ist der Dichter, der Historiker und Philosoph der Rococoperiode; Montesquieu ist der Politiker, der den Franzosen die Tausche der constitutionellen Monarchie Englands gibt; Rousseau ist der Pädagoge der culturkranken Menschheit, der sie durch die Rückkehr zur Natur heilen will und damit die Atomik der republikanischen Gleichheit vorbereitet; Turgot ist der Nationalökonom, der die Einseitigkeiten des mercantilen und agrarischen Systems durch einen tiefern Begriff des Staats und der Theilung der wirthschaftlichen Arbeit aufzuheben sucht; Buffon porträirt die Thiere und schreibt die Geschichte der Revolutionen des Erdballs; Diderot, eine echt französische sociale Natur, verewigt sich durch kein großes selbständiges Werk, sondern durch eine Collectivarbeit, dem Vorbilde vieler folgenden, und durch das prophetische Aussprechen der modernen Tendenzen.

Das Werk von Rosenkranz trägt seine Rechtfertigung in sich selbst; es ist eine bedeutende Culturstudie zur Geschichte des 18. Jahrhunderts und zugleich ein geistreich ausgeführtes Porträt. In der That stieß Rosenkranz bei Diderot auf viele sympathische und verwandte Elemente; namentlich ist ihm die glänzende geistige Beweglichkeit und die ausnehmende Vielseitigkeit der Bildung mit Diderot gemein. Daß man die Schrift selbst mit größtem Interesse liest, ist bei einem Werke dieses eleganten und besonders glücklich reproducirenden Philosophen selbstverständlich. Auch an den Stellen, an denen man für Diderot gegen seinen Interpreten Partei ergreifen muß, wird man der Gegenargumentation stets mit Antheil folgen. Die Gabe des Autors, seine Stoffe in anziehender Weise zu behandeln und gebiegenen Inhalt in anmuthige Form zu kleiden, hat sich in diesem Werk über Diderot von neuem bewährt.

Rudolf Goltzschel.

### Zur Sprichwörterliteratur.

1. Deutsches Sprichwörter-Lexikon. Ein Hanseschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von R. F. W. Wander. Leipzig, Brodhhaus. 1862—66. Poß 4. In Lieferungen 7 20 Ngr.

Als wir zuerst über das Wander'sche „Sprichwörter-Lexikon“ Bericht gaben (vgl. Nr. 30 d. Bl. f. 1863), lagen uns nur die beiden ersten Lieferungen, bis „Bauer“ reichend, vor, während wir jetzt ihrer dreizehn überbieten, die in außerordentlicher Fülle bis „gewiß“ vorgehen. Die Natur des Buchs erlaubt uns wol jetzt schon, ein Wort über seine Bedeutung zu sagen.

R. F. W. Wander hat sich in einem Artikel des „Deutschen Museum“ (Nr. 19 f. 1864) über die „Schwierigkeiten bei der Herausgabe des Deutschen Sprichwörter-Verikon“ ausgesprochen. Er meint diejenigen Schwierigkeiten, welche erst bei der Herausgabe hervortreten. Ein Punkt hierin geht auch den Referenten an.

Während die einen — sagt Wander — die beigegebenen Erklärungen und Bemerkungen zur Belebung der Sprichwörter in größerer Anzahl wünschen, verlangen die andern deren äußerste Beschränkung, verbunden mit größerer Objectivität und einem streng wissenschaftlichen Charakter. Es ist nun ohne weiteres einleuchtend, daß es nicht an meinem Willen liegt, wenn ich so entgegengesetzten Ansprüchen nicht vollständig genügen kann; ich vermag nichts, als danach zu streben, denselben, soweit es die Anlage des Werks gestattet, vermittelnd entgegenzukommen, wodurch denn allerdings der Vorwurf der Inconsequenz eine gewisse Begründung erhält. Vielleicht indeß wird man geneigt sein, denselben zu mäßigen, wenn man erwägt, daß, sollte der gesammelte Sprichwörter-Schatz nicht überhaupt Manuscript bleiben, nothwendigerweise die Form gefunden werden mußte, welche die Herausgabe ermöglichte. Abgesehen davon nun, daß ich überhaupt noch niemals den Anspruch erhoben habe, specifisch gelehrte Werke zu verfassen, würden die specifischen Gelehrten in diesem Falle die erforderliche Anzahl von Subscribenten wol schwerlich geliefert haben; wenigstens wird man zu dieser Annahme gedrängt, wenn man sieht, wie wenig seit Johann Agricola's Zeiten von unsern Gelehrten auf dem Gebiet des Sprichworts gethan worden ist. Also nicht für die Gelehrten ist dieses Werk bestimmt, sondern neben den Bibliotheken, denen es den gesammten Sprichwörter-Schatz unsers Volks geordnet übergeben will, hat es hauptsächlich diejenigen Volksschichten im Auge, die man gemeinhin „die gebildeten“ nennt, und diese, ich bin es überzeugt, werden an den gelegentlich eingestreuten Erläuterungen und Bemerkungen keinen Anstoß nehmen, im Gegentheil, dieselben werden ihnen, wenn ich mich nicht ganz täusche, zu einer willkommenen Anregung dienen.

Den Vorwurf, „sehr subjectiv“ zu sein, will Wander sich gefallen lassen. Ich bin und bleibe bei aller Anerkennung der tüchtigen und von Lieferung zu Lieferung sorgfältiger und brauchbarer werbenden Arbeit in diesem Falle anderer Meinung. Man thut wahrhaftig nicht gut, sich ein sogenannt „gebildetes“ Publikum anderes vorzustellen als dasjenige, für welches auch der specifisch Gelehrte dann arbeitet, wenn es auf zusammenfassende Darstellung allgemein interessirender Dinge ankommt, und ich glaube, daß Geschmacklosigkeit viel eher der Fehler dessen sein wird, der sein Publikum nicht sowohl bildet, als „gebildet“ titulirt. Was will denn der „specifisch Gelehrte“ von einem Sprichwörterbuche anders als eine sorgfältige, möglichst erschöpfende Behandlung der Quellen mit genauer Citation? Und wozu das? Damit jeder Irrthum, jede Unsicherheit rectificirt werden könne, weitere Belehrung an dem geeigneten Orte beschöpft werde; er verlangt überall die möglichst alte Quelle, weil sie es ist, aus der die jüngern geschöpft haben. Und in der That, Wander hat, ohne es vielleicht zu wollen, diesen Anforderungen, deren Beachtung doch auch keinen Leser stören kann, je mehr und mehr genügt. Das ist ermöglicht worden durch die gewissenhafte Ausnutzung gelehrter Arbeiten, wie Latendorf's „Agricola“, neben dem freilich das Original noch häufiger hätte herangezogen werden sollen.

Freilich hat Agricola selbst meist aus dem Volksmunde geschöpft, und wo er citirt, z. B. das Fiedelbuch, Freidant, nach der Bearbeitung des Sebastian Brant, thut er es ohne genaue Angabe und macht so eine gründliche Erforschung der Literatur des 16. Jahrhunderts keineswegs überflüssig.

Wander wird sehr genau wissen, wie viel sein Buch Eiselein zu verdanken hat, und doch beklagt er sich Spalte 1607 darüber, daß derselbe, nach seiner Weise zu citiren, nicht angebe wo.

Wander wird demnach kein bloßes Flicken am Zeuge darin finden wollen, wenn ich ihm noch einmal die dringende Bitte ausspreche, wo es möglich ist, eine Quelle und zwar die älteste anzugeben. Eiselein, der sich diese Aufgabe stellte, sagt mit Recht (S. xxxv):

Was für einen Werth und Reiz vermag auch eine Sammlung der Sprichwörter ohne Angabe dieser Art zu haben? Muß ich nicht bei jedem Artikel, von dessen sprichwörtlicher Richtigkeit ich aus meinem Verkehr mit den Menschen oder aus meiner Belesenheit keine Gewißheit habe, auf die Richtigkeit einer oder mehrerer Personen hin blindlings glauben? Und wahrlich, es befindet sich in den Sammlungen der Sprichwörter keine geringe Anzahl mit Fleiß oder aus Unbedacht eingeschalteter Fälsche, die man wieder als Heimatlose entfernen muß. Agricola, Sailer, Kirchhofer und andere haben sich gar oft in ihrer Aufnahme täuschen lassen. Sodann, denke ich, ist der alterthümliche Rost, oder die *aerugo nobilis* von 6–800 Jahren, welche man häufig an heutzutage noch im Schwange gehenden Sprichwörtern vorweisen kann, keine so unwichtige Autorität für den erprobten Werth und Nationalcharakter.

Wie gesagt, Wander ist dieser Forderung schon weit mehr entgegengekommen; ich zweifle nicht, er wird sie im Weitergehen als Princip anerkennen. Dann werden alt- und mittelhochdeutsche Formen, wie sie das schon jetzt benutzte Buch Zingerle's: „Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter“ (Wien 1864)\*, darbietet, auch nicht mehr in die Bemerkungen verwiesen, sondern als vollständig und allheuerwürdig in den Text gehoben werden. Sind sie doch fast durchaus verständlicher als viele dialectische Formen, die im Texte stehen, ja in vielfachen Variationen vorkommen.

Dagegen konnte von neuern Sammlern der ganz unkritische und unzuverlässige Rörte füglich vermist werden; denn alles, was an diesem Buche zu brauchen ist, findet sich bei Eiselein und Simrod. Was aber Rörte unerträglich macht, die unnützen subjectiven Ergüsse, das Falsche nach Wigen und das tendenziöse Gerede über viele Sprichwörter, das hat leider auch unser Sprichwörter-Verikon immer noch nicht gänzlich abgelegt, wiewol auch hier Besserung „einherschreiet“.

In Hinsicht der Citate hat sich Wander doch wieder vielfach eine übermäßige Mühe gegeben. Daß Brand aus Agricola entlehnt, weiß man ohnehin; Egenolff gar ist ein bloßer Nachbruder und Compiler, der gar nichts bestätigten kann. Auch das ist ziemlich gleichgültig, zu

\* Dem Referenten besprochen in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen“ (1865, August, S. 615–629).



wissen, daß ein Wort bei Simrod da und da, oder bei Körte steht, wenn das echte Citat, Agricola, Tappius oder andere, schon gegeben war

Was hier des Guten zu viel geschieht, ist auf der andern Seite häufig zu wenig gethan. Warum z. B. findet sich Sp. 1030, Nr. 50 Eiselein's Namen, wenn doch dieser an der genannten Stelle Agricola nennt?

Wir zweifeln sehr, ob der aus Tendlaun's Sammlung aufgenommene Judenjargon in ein deutsches Sprichwörterbuch gehöre. Meist ist diese Sprache höchst roh, und der sittliche Werth entspricht durchaus nicht dem, der sich in deutscher Verbtheit vorfindet. Sp. 285 steht z. B. „lauter Bawel“, in Tendlaun (584) Ausschuß, „schlechtes Zeug“. Wäre wenigstens gesagt, daß Bawel schlechte Aussprache für Bafel, und dieses nichts als Pöbel oder Pöfel ist! Wie gesagt, solchen „Bafel“ mußte Wander nicht zulassen.

Es passiert Wander, daß seine Quellen, denen er durchschnittlich sehr gläubig gegenübersteht, ihn zu wunderlichen Aufstellungen verführen. Da liest man Sp. 291, Nr. 19:

lat iuw befohlen (sic!) sin uf Triuwe und uf Gnade.  
(Nibelungen.)

Das soll ein Sprichwort sein? Allerdings sind das Worte des sterbenden Siegfried (Str. 937) an die Burgundenfürsten:

lat iu bevolhen sin  
uf triuwe und uf genade die lieben trüetinne min.  
Da sprach im Jammer weiter der todwunde Held:  
„Wolt Ihr, edler König, noch auf dieser Welt  
An jemand Treue pflegen, so laßt befohlen sein  
Auf Treue und auf Gnaden euch die liebe Trante mein.“  
(Simrod.)

Wander sagt nicht, woher ihm dieses Citat aus den „Nibelungen“ gekommen. Es ist Eiselein (s. daselbst S. 63), der damit sagen will, „sich jemand befohlen sein lassen“, „einem einen befehlen“, sei eine vollstündliche Lebensart. Er hätte also ebenso gut, wenn er nicht das ältere vorzöge, sagen können, „in deine Hände befehle ich meinen Geist“. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß Eiselein den Verfasser sehr oft irre führt, daß dies aber immer Wander's Schuld ist. Eiselein gesteht nämlich selber ein, er habe bei Auswahl und Aufnahme solcher „antiken Dinger“ noch nebenher den schelmischen Gedanken gehabt, diese Waare an Orte einzuschmuggeln, wohin sie sonst nicht kämen. Diese Absicht kann doch Wander nicht gehabt haben.

Es thut mir wahrhaft leid, einem so außerordentlich fleißigen Werke gegenüber den Vorwurf zu erneuern, den ich schon einmal gegen die unnützen oder verkehrten „Erläuterungen“ habe erheben müssen. Da Wander noch überzeugt ist, daß die gebildeten Leser an den gelegentlich eingestreuten Erläuterungen und Bemerkungen keinen Anstoß nehmen werden, daß sie ihnen im Gegentheil zu einer willkommenen Anregung dienen werden, so muß ich ihm leider sagen, daß er sich allerdings täuscht. Gegen

Erläuterungen an sich wäre ja nichts zu sagen, aber sie müssen sachgemäß sein. Eine tendenziöse Behandlung ist schon deshalb verkehrt, weil seiner Natur nach ein solches Werk, wie die Bibel, allen Parteitendenzen gleicherweise sich fügen wird. Kann denn Wander seine religiöse oder politische Tendenz, die wir selbst ganz brav finden, nicht an geeigneter Stelle vortragen? Soll sein Sprichwörterbuch nicht von den Anhängern Leo's, Nathusius', Gerlach's mit derselben Freude an Volksweisheit und Volkshumor gelesen werden dürfen, mit der es die Anhänger der Fortschrittspartei lesen? Ich dünkte, eine solche Sache, die sich national zu sein bewußt ist, sollte über das tendenziöse Mörgeln sich erheben fühlen. Man schelte die jetzige preussische Regierung so viel man will, wenn man Grund zu haben meint, gegen sie aufzutreten; aber man thue das, wo es hingehört, nicht im Sprichwörter-Lexikon; man hasse die Schulregulative Stiehl's noch viel mehr als Wander, aber man behellige nicht die Leser eines Volksbuchs mit diesem pridelnden Beiwert; man sei Deutschkatholik oder Anhänger Renan's oder Strauß', nur halte man sich nicht für befugt, einem Sprichworte zu widersprechen, das, weil es der Ausdruck ältern, gläubigeren Verhaltens ist, in unsern Tagen vielleicht weniger gefällt, als es auch so vielleicht noch gefallen sollte. Man hat bei einer solchen Behandlung, wie sie Wander übt, zu fragen, ob es nicht heiße, das Denken und Fühlen des gesammten Volks, der ganzen Reihe von Jahrhunderten seinem eigenen bishen Wiß anpassen zu wollen. Das ist es, was ich „sehr subjectiv“ nennen würde, und was zu sein Wander doch wahrlich nicht als Ehre ansehen möchte. Man sehe also ja zu, was man thut. Da liest man Spalte 297: „Beicht' macht leicht.“ Wander kann es nicht lassen, dazuzusetzen: „Aber nur denen, welche des Glaubens sind, daß das bloße Versagen ihrer Vergehungen völlig hinreichend sei, um die Last mit ihren Folgen von ihnen zu nehmen.“ Welche Verständigung an dem schönen, auch für den Protestanten so tief wahren Worte. Ich erinnere Wander an Goethe, der bekanntlich alle seine Hauptwerke als Beichten und somit als Acte innerer Befreiung empfand. Aber auch gesetzt, das Wort hätte nur für den Katholiken Wahrheit, nun so lasse man es doch wegen des gläubigen katholischen Lesers ungehobelt. Der ausgeprägte Liberalismus redet viel von Toleranz und ist doch selber oft recht intolerant.

Sp. 784 zu dem Worte „Einer ist keiner“ findet sich eine lange Anmerkung Olen's, die nichts als accumulirter Blödsinn ist, sinnverwirrter Gedanken, deren Aufnahme hier völlig unbegreiflich ist. Wie viel besser war denn doch Hebel's bekannte Erörterung. Die richtige Auffassung, wonach über jedes erste Vergehen das humane deutsche Recht gern Gnade ergehen läßt, findet sich bei Graf und Dietrich S. 401.

Aber auch die Bemerkungen, die bloß die Erklärung des vorliegenden im Auge haben, sind oft schief und falsch.

Sp. 257, Nr. 57: „Der Bauer hat nur Ein Kind“

heißt es nicht, weil in der Regel der älteste Sohn „manichfach bevorzugt“ ist, sondern weil er der einzige Erbe der geschlossenen Fufe ist, die jüngern Brüder bei ihm Knechtsdienste verrichten. Es ist bekannt, daß, wo altbäuerliche Verhältnisse bestehen, die Fufen Majorate sind.

Die Redensart: „Ja, Bauer, das ist ganz was anderes“ (Sp. 264), weist Büchmann („Geflügelte Worte“, S. 58 fg.) dem Michael Richey zu.

Sp. 269, Nr. 340 erfahren wir beiläufig von einer von Dr. Martin Luther selbst geschriebenen Sprichwörterammlung, welche die Schletter'sche Buchhandlung in Breslau für 300 Thaler verlaufen will. Höchst unwahrscheinlich und, wenn echt, viel zu theuer. Das Sprichwort Nr. 340: „Wenn man einen Bauer unter die Dank steckt, so ragen doch die Beine hervor“, findet sich übrigens auch sonst, z. B. bei Reander (Latendorf, S. 32). Recht unnütz ist die Anmerkung zu Sp. 278, Nr. 133.

Ein Bastardspruchwort, um Eiselein's Ausdruck zu gebrauchen, ist doch wol: „Aus der besten Baumwolle wird, das glaube mir, ohne Spinnmaschine kein Kasimir“ (?), vielleicht eins von denen, die Wander ehemals selbst fabricirte. Was soll aber gar dazu diese Anmerkung: „Eine gute Verfassungsurkunde ohne die erforderlichen organischen Gejeße“ u. s. w.?

Zu dem Sprichwort: „Beamte thun ein'n Eid und halten ihn wie 's Sonntagskleid“, ohne Quelle, steht das lateinische Wort: „Videant consules, ne quid“ u. s. w. Unbegreiflich!

S. 286, Nr. 13 ist ein Wort Herzog Friedrich's von Württemberg, aber kein Sprichwort. Zu S. 286, Nr. 18 wäre besser an die bekannte Geschichte vom Ankaos erinnert worden und der Vers unter Nr. 20 schon hierher gesetzt.

Eiselein gibt seine Citate stets mit sorgfältiger Bewahrung der alten Sprache, Wander, auch wo er sie ihm entlehnt, ändert öfter ohne Grund; so macht er „Bedachtsam wie einer, der uns Maul barbiert“, aus: „In Geschäften bedachtsam, wie einer, so ums Maul balbirt.“ (Lehmann). Wenn Fischart „des Münchs“ schreibt, wie man freilich erst erfährt, wenn man Eiselein nachschlägt, mit welchem Rechte macht Wander „des Mönchs“ daraus?

Statt der Form: „Bedingen bricht Lantrecht“ (Lehmann), ist besser „Gedinge“ zu setzen. So schon Bonnerius (72, 48): „gedinge brechent lantrecht.“ Reander (S. 31) hat das verwandte „Willkühr bricht Lantrecht“. S. 289, Nr. 6 ist wol Beeren als „Birnen“ zu fassen, das Ganze aber auf Bürger's Conto zu schreiben.

„Der Begehrgeist ist ein Sörgegeist.“ Weg mit dem Bastard!

Zu „Beguine“ füge ich noch:

Laß Pfaffen und Begehnen  
Und hilf du den deinen.

(Seb. Brand.)

„Etwas ans Wein binden“ ist ungenügend erklärt; es 1866. 20.

hängt mit der alten Symbolik des Bindens für Sünden zusammen (vgl. Angebinde). Ich denke, man habe etwa dem Kinde das Pathengefäß so ans Wein gebunden, wie es andererseits selbst ein Angebinde schon auf die Welt bringt, im Niederdeutschen „Kindsfoot“ genannt. Das ist nämlich, nach Dähner<sup>\*)</sup>, das Zunderwerk, welches den bei Entbindungen eingeladenen Frauen vorgelegt wird, die ihren Kindern davon mitzunehmen pflegen und denselben vorsagen, das habe das neugeborene Kind „an den Zähnen“ mitgebracht.

Zu „Bettelsad“ füge ich noch aus Binder's „Medulla proverborum“ das hübsche: „Der Staat muß vor den Leuten getrieben sein, und wenn daheim der Bettelsad an der Wand verzweifelt.“

Sp. 357, Nr. 51 ist kein Sprichwort, sondern Lessing's Ausspruch (vgl. „Nathan“, Ende des zweiten Actes): „Der wahre Bettler ist doch einzig und allein der wahre König!“ Rörte, der die Quelle nicht nennt, hat Simrod verführt, und so kommt es hierher.

Sp. 409: „Blumenpfingsten.“ Die Erklärung, leider von mir selbst ausgegangen, ist total verkehrt; das Richtige steht indeß bei Wander selbst (Sp. 416, Nr. 53), nämlich „Blumenpingesten“.

„Einen Bock schießen“ wird durch die beigebrachte schlechte Geschichte nicht erklärt, ebenso wenig durch den citirten Wurzbach, der für Wander als Autorität gilt. Der Bock, der geschossen wird, ist sicherlich nichts als ein crepitus ventris, wegen des Odeurs vom Circus übertragen, wie wegen des Tons von der Hummel bei den Polen (vgl. Grimm, „Wörterbuch“, II, 203, 8).

Für das „Bockmellen“ stehe hier noch ein Beleg aus Luther's „Tischreden“ (3, 412):

Wer nicht dem Satan recht ist gram,  
Der mag dich, Träume, lieb han;  
Die Tensel all zusammen spann,  
Und Risch von höllschen Böden samln.

Hiernach scheint die Redensart „Böde mellen“ mythischen Hintergrund zu gewinnen.

Auch zu „Bocksbeutel“ hätte Wander sagen sollen: „bisher unerklärt“. Jakob Grimm sagt im „Wörterbuch“, indem er die Deutung „Buchsbeutel“ ablehnt: „Wie könnte aber gesagt sein, einem den Bocksbeutel anhängen, ihn lächerlich machen? Und warum soll das Wort bloß hamburgisch sein?“ Grimm ist geneigt, der Redensart höheres Alter beizulegen, als sich nachweisen läßt, und glaubt, daß sie vielleicht mythische Deutung beansprucht. Nur als einen Einfall wage ich die Vermuthung, daß das als Geld- oder Tabaksbeutel benutzte scrotum des Bocks gemeint sei, und daß der frühere Volkswitz darauf verfallen sein möchte, einem solche Dinge zur Verspottung wirklich anzuhängen.

Was ist ferner das „Bockshorn“, in das man sich nicht soll jagen lassen? Denn was Wander sagt, ist ebenso

<sup>\*)</sup> Dähner ist übrigens von Wander sehr auch berücksichtigt und verdient es.

unglaublich, als was Wurzbach vorbringt. Wenn nichts Besseres geboten werden konnte, so mußten Grimm's Vermuthungen (II, 207) bestehen bleiben. Auch hier wage ich die Möglichkeit anzudeuten, daß die Pflanze Bodshorn gemeint sein könne. Dpiz (bei Ramler, Wernike, S. 300) singt:

Es war da Begewart, Salat, sammt Bodshornkraute,  
Basiljen, Kettig, Lauch, Minz, Anslauch, Spargel, Rante.

Wie man nun sagt: er hat sich in die „Nesseln“ verflochten, es ist in die „Nesseln“ gefallen oder in die „Wicken“ gegangen, so dürfte der Furchtsame sich ins „Bodshorn“ (kraut) scheuchen lassen.

Zu „Boden“ (Sp. 422) füge ich noch: „Zu Boden gehen“ und „Das stößt dem Fasse den Boden aus.“ „Wenn man zu Boden gehen soll, so muß es sich schicken.“ Reander, S. 42, vgl. Melanchthon: „... gleich als Leute, die da wollen zu Boden gehen.“ Auch die Redensart: „Der Boden brannte ihm unter den Füßen“, ist nicht hier.

Bei Erwähnung der „böhmischen Dörfer“ vermisse wir das Citat von Lessing (XI, 2, 156): „Also, hochachtungsvoller Schüler, werde ich die Ehre und das Vergnügen haben, Sie mit diesem böhmischen Dorfe ein wenig bekannt zu machen.“

Die Redensart: „Keine Bohne werth“, ist schon mittelhochdeutsch. Stellen bei Eiselein, denn bei Zingerle fehlen sie — man sieht dort überhaupt viele, die nicht da sind. Hier noch eine: Walther (Rachmann, 26, 26): „Etwas einer Bohne werth achten.“ Noch jetzt sagt man: „Er weiß nicht die Bohne davon.“

Unter „Bodstob“ steht: „Durch Bodstob trink! D. i. des Teufels Lob.“ Das ist nicht zu verstehen. Bei Eiselein, dem das Wort entlehnt ist, wiewol die Angabe fehlt, ist der „Lieberjaal“ citirt, und freilich eben diese Erklärung hinzugefügt. Eiselein irrt aber, „Bodst“ für „des Teufels“ zu halten; es ist vielmehr die in Fluchformeln häufige Entstellung für „Gottes“ (auch Bog, Pöb, Röt) und ganz ähnlich dem französischen bleu für dieu, z. B. morbleu für mort de dieu (vgl. ventre für diantre). Daß „durch“ mittelhochdeutsch so viel als „wegen, um“, mußte Wander's gebildeten Lesern gesagt werden.

„Alles zu Bolzen brechen“, kann unmöglich bedeuten, alles übel auslegen; eher doch: alles fein zuspitzen, gar zu genau nehmen.

Ein „Sprichwort unter der Artillerie in Reiffe“ (vgl. „Bombardier“) ist schon deswegen kein Sprichwort, wie Sp. 460 das „Sprichwort Beethoven's“ deshalb keins ist, weil es blos Beethoven's ist. Ueber das viele leiblich Individuelle, das sich bei Wander eingebrängt hat, ließe sich ein Wort reden. Wander ist gar zu freigebig mit der Bezeichnung Sprichwort. Ich kann an einem Beispiel zeigen, was kein Sprichwort ist, obwohl es sich so nennt. Poppel, „Lebensläufe“, I, 13, heißt es: „Es war daher zum Sprichwort bei vielen geworden: „Das ist so unbekannt als des Pastors — Vaterland.“ Kein Sprichwort, eben weil es blos auf die ganz singuläre Grille des Pastors geht. Ebenso ist nicht alles das, was

Büchmann als „Geflügeltes Wort“ bezeichnet, auch deshalb schon Sprichwort. Mit Unrecht begegnen wir daher bei Wander den „Bassermann'schen Gestalten“ und den „Catilinarischen Existenzen“ u. dgl. Auch wenn ein Müßigkeitsverein gegen die Vergiftung durch Alkohol glaubt Alkoholsprichwörter schmeiden zu können, so muß man wissen, daß das unbefugte Einbringlinge sind. So z. B. Sp. 446, Nr. 2, 4, 6, 7, 8, 15, 18.

Sp. 466, Nr. 24 ist zu lesen: „Du darfst keiner Brillen.“ Wander will nicht, daß die Sprache „dürfen“ für unser „bedürfen“ verwende, tritt also ihrem Reichtum störend entgegen, da doch an manchen Sprichwörtern die ältern Sprachformen das werthvollste sind. So macht er aus „Wiben“ „Weibern“, aus „Flebramus“ „Flebramus“, ja selbst „auf das schönste Fleisch sitzen“ „Schmeißfliegen“, will er nicht zugeben, er meint die Sprache zu verbessern, indem er ändert „setzen sich“. Das sind Schulmeisterien, die man sich dem ehrwürdigen Stoffe vollstündlicher Rede gegenüber nicht erlauben soll.

Sp. 485 bedurfte der Ausdruck: „Sie spielten der faulen Brillen“, einer Erklärung. Ich verweise auf das „Wörterbuch“.

Zu „Bulle“ (Sp. 509) füge ich noch: „So glatt, als hätte ihn der Bulle geleckt“, z. B. Fritz Reuter, „Hanne Nüte“ (S. 321):

Ein brun Snipel sitt so glatt,  
As habbd' de Bull em lidd.

Das Citat aus der „Illustrirten Zeitung“ hilft nicht zur Erklärung des „Delgözen“ (Sp. 558, Nr. 9). Besser war es, des alten Agricola Meinung zu hören, die wol das Richtige trifft: „Ein stoc und ein holz, das gesebet ist, und oel getrenndet, auff das die farbe bleibe und vom regen nicht abgewaschen werde, ist ein oelgoze“ (Agricola, 186). Vgl.: „Er muß den Delgözen tragen“, H. Sachs, d. h. nach Eiselein, die schmutzigsten Dienste thun.

Der „Babiscus“, der Sp. 629, Nr. 654 genannt wird, ist von Putten selber. Die dort gegebene Zusammenstellung je dreier Dinge aber für sprichwörtlich zu halten, geht zu weit. Das interessante Gespräch findet sich in Strauß' Ausgabe.

„Dreishaarig“ (Sp. 694) ist falsch erklärt; man hat an die drei Haare des Teufels zu denken. Ein dreishaariger Kerl, wie „Kladderadatsch“ eine gewisse Person abbildet, wäre also ein Teufelskerl. (Vgl. Schwarz, „Ursprung der Mythologie“, S. 227, Anmerk.)

Die Erklärung von „Ehrenwort“ ist richtig, ich bemerke nur, daß noch Dähnert (1781) das Wort so kennt: „Een Eerenwoord brulken. Etwas höflich sagen, ohne daß es Ernst ist.“

Sp. 762, Nr. 316 liest man: „Nicht um ein ei, daz aneenge. 12. Jahrhundert.“ Wer soll das verstehen? Oder ist im 12. Jahrhundert alles unverständlich? Wander ist wol die Angabe der Quelle, das Gedicht des 12. Jahrhunderts: das „Aneenge“, in den Text gerathen?

Dem Artikel „Eigen“ läßt sich aus Reander beifügen: „Eigener Herd ist Selbes werth“. „Eigen Rest heit mir

ein Mann fest.“ „Eigen Lieb ist ein Dieb.“ „Eigen Lob stündet gerne.“ „Eigen Rauch und Hauggemach, ist vber alle Sach.“

Sp. 803: „Eiser.“ In Berlin hört man Eisenträger, Eisergeschirr u. a.

Sp. 805: „Elefant.“ Ich vermiße die aus dem griechischen *de pulas desparva* abgeborgte Redensart: „Aus der Müde einen Elefanten machen“, statt deren Luther auch wol sagt: „Aus der Laus ein Kamel machen.“ („Eisereben“, 3, 82.)

Sp. 817, Nr. 69 ist der Anfang des letzten Verses des Gerhard'schen Liedes: „Befiehl du deine Wege.“

Sp. 818, Nr. 103. Auch in Mecklenburg sagt man von tollen Geschichten: „Da ist das Ende von weg“; auch: „Da ist End' und Wend' von weg.“

Sp. 824: „Entellos.“ Welcher Dares gemeint sein kann? Doch wol nur der Priester des Hephaistos. („Ilias“, V, 9.)

Sp. 846: „Erpel.“ Daß „blaue Enten“ und „Zeitungsenten“ gar nichts mit dem „Vogel“ zu thun haben, ist in Nr. 11 d. Bl. f. 1865 gezeigt. Vgl. dazu Latendorfs ergänzende Notiz, S. 271<sup>b</sup>.

Sp. 889, Nr. 58. Vgl. Agricola 79: „Zwo malzeit schlafen sich nicht.“

Sp. 904, Nr. 77. Daß Athen „sehr reich an Eulen“ gewesen sei, woher wollte Wander das wissen? Die Eule ist vielmehr der Vogel der Athene.

Sp. 929. Ich setze Wander's Klage über die mangelnden Erläuterungen bei dialektischen Sprichwörtern hierher, die sich zunächst auf Schmitz bezieht. „Provinzielle und locale Sprichwörterausammlungen haben aber nur dann einen Werth, wenn die Sprichwörter aus den Volksfitten erklärt sind oder ihnen wenigstens die Bedeutung, die sie im Volksmunde haben, beigelegt ist. Wer soll fern von der Eifel errathen, wie jemand durch Faselstreffen seine Ehre vergessen kann!“ Was das betreffende Sprichwort: „Wer den Fasel frist, der die Ehr' vergift“, bedeuete, läßt sich aber doch errathen: „Fasel“ heißt das junge Vieh (vgl. fasel, sich kindisch betragen, Fasenacht, Fasnacht, wofür jetzt fälschlich Fasnacht gilt), gewöhnlich das zur Zucht verwendete. Nun, und wer das auffrist, der ist ein liederlicher Wirth, denn er ruinirt damit die Wirthschaft.

Sp. 961. „Feige“ ist richtig übersetzt, aber falsch erklärt; die „Fee“ hat mit dem Worte nichts zu schaffen, da diese von *fata* abzuleiten, also romanisch ist. Es hätte eine sprichwörtliche Stelle aus den „Nibelungen“ hinzugefügt werden mögen:

Er sterbent wan die veigen —

d. i. es stirbt doch nur, wem zu sterben bestimmt ist, oder aus Stürenburg's „Ostfriesischem Wörterbuche“: „De kranke liggt to bedde un de feege sitt d'r dár.“ Vgl. Wander, Sp. 1636, Nr. 12, wo dieses Wort aus *Parabomée* angezogen lautet: „De gesonden liggen te bed, de veegen staan er vor.“

Sp. 1008: „Feuerchen.“ Der „Uehmast“, der in keinem Wörterbuche zu finden, mag wol nichts weiter sein, als der Uehm Bast, Onkel Bastian (d. i. Sebastian).

Sp. 1016, Nr. 4: „Finger.“ Dazu gehört Eiselein's Erklärung: „hoc est: ignarus doctum docet.“

Sp. 1029, Nr. 32. Eiselein hält gerade für eine Einseitigkeit, was Wander wieder zur Erklärung setzt, daß nämlich mit „Der Fisch stündet erstlich am Haupt“ das von „oben“ kommende Aergerniß bezeichnet sei. Eiselein sagt: „Erasmus hat das Sprichwort höchst wahrscheinlich nur aus dem Deutschen, wo es zu Hause ist, ins Latein und Griechische übersetzt, und den ausgedehnten Sinn und Gebrauch desselben in malos principes nach seiner Art beschränkt.“

Sp. 1033, Nr. 127 ist individuell (Reinmar von Zweter).

Sp. 1038, Nr. 246. Besser bei Eiselein, S. 172: „Der Fisch will schwimmen! sprach jener, als er vom Kalbsbraten gessen und Wein begerte.“ Aus Abte's Anecdote durfte nicht ein Sprichwort geformt werden.

Sp. 1039, Nr. 278. Die Anmerkung Eiselein's ist entstellend; „halb“ ist Adjectivum, nicht Substantivum.

Sp. 1040. Gänzlich mißverstanden ist das Wort: „Es will etwann einer fischen, so krebst er.“ Er erklärt nämlich: „Es geht mancher auf großen Gewinn aus, aber er muß zuletzt mit einem sehr kleinen zufrieden sein.“ Mit einem sehr kleinen? Das ginge noch! Nein, mit „Schaben“ muß er zufrieden sein. Wander übersieht den Witz in dem Worte „krebsten“, das hier den Doppelsinn von „Krebse fangen“ und „zurückkommen, Rückschritte machen“ hat. Der Sinn ist also: mancher denkt zu profitiren und hat Verluste dabei. Vgl.: „Mancher geht nach Wölle und kommt geschoren wieder.“

Sp. 1041, Nr. 18. „Im Fischen gilt's Rischen“ hatte Abte als Sprichwort angesetzt. Es ist aber nichts als eine Erfindung Fischart's zur Versteckung seines Namens auf dem Titel der „Geschichtsklitterung“: Johann Fischart, genannt Menher (d. i. aus Mainz). Ähnlich unterzeichnet er den „Eifones“: Jove Favente Gignitur Minerva.

Sp. 1048: „Flattiren.“ Bei Eiselein steht richtig „einem“!

Sp. 1048, Nr. 25. Wenn die Erklärung von Eiselein genommen wird, warum ändert Wander „applicirt“ in „angewandt“? Er hat überhaupt oft nichts gethan, eine entlehnte Erklärung als solche erkennen zu lassen. Daran mag oft dem gebildeten Publikum nichts liegen, es verachtet solche Pedanterie; aber es ist wegen des *suum cuique*.

Sp. 1050, Nr. 9 gehört dem Rudolf von Feis.

Sp. 1142. „Frauenhände machen mit dem Schmutze bald ein Ende.“ Wozu in aller Welt die hier auch gar nicht hingehörige Mittheilung aus der „Gartenlaube“? Fast sieht es ja aus, als ob Wander durchaus alles an den Mann bringen müßte, was er weiß und was er sich denkt. Die gute Absicht wird dabei niemand verkennen, aber gedankt wird's ihm nicht.

In den Erläuterungen begegnen uns die wunderbarsten Citate obscurer Bücher, besonders aus der bunten politischen Literatur unserer Zeit. Der „Dresdener Erzähler“ ist

bei Wander sehr angesehen, die Bücher von Wurzbach und Reinsberg haben ihm den Werth von Quellen, die newyorker „Abendzeitung“, Karl Vogt's „Thierstaaten“, Ruppins' „Sonntagsblatt“ u. dgl., nehmen sich neben den echten Quellen und Büchern, wie die von Riehl, doch etwas curios aus, besonders wenn dabei Goethe fast nie, unsere Classiker durchweg höchst kümmerlich bedacht sind. Und an Lebensweisheit und Erfahrung, wie sie Sprichwörter anregend erläutern könnte, wäre doch da allenfalls mehr zu finden, als bei Scume und in den „Schleffischen Provinzialblättern“. Doch de gustibus non est disputandum.

Sp. 1146, Nr. 7. „Frei ist über häßlich.“ Wander erklärt, wahrscheinlich durch eine schlechte Autorität irreführt, „Schönheit geht über Güte.“ Wäre es nur damit zu Ende! Doch nun folgt noch eine lexikalische Note: „Denn frei hat zwar die Bedeutung frei im Mittelhochdeutschen, es bedeutet aber auch so viel wie artig, freundlich, gut, leutselig.“ Wäre das, so könnte doch unser Spruch immer nur bedeuten: Güte ist über (übertrifft) Schönheit. Daran ist aber nicht zu denken, denn „häßlich“ ist einfach in seiner ursprünglichen Bedeutung zu fassen: „häßlich“ (häßlich, häßlich). Freiheit ist mehr werth als Hofleben, heißt's.

Sp. 1143. Frauensleute 4 ist ohne Erklärung ziemlich unverständlich. Daß Klünnasen zwar Hundenasen (Nübe) sind, sieht wol jeder, aber was die Aehren seien, bedurfte einer Andeutung. Es ist dasselbe, was in einer Erzählung Nebel's spica ist. Man findet die Stelle bei Eiselein unter: „Er ist mit seinen Gedanken im Gerstenfelde.“

Doch es mag solcher Einzelheiten genug sein; sie

werden ermiesen haben, wo es noch fehlt. Freilich sehe ich ein, daß es über die Kräfte eines Menschen geht, allen den Anforderungen zu genügen, die zu stellen sind. Wander ladet zur Mitwirkung die deutschen Lehrer ein und durch sie jeden Freund und Gönner dieses Literaturzweigs. Und so schließe ich mit dem Wunsche, daß die Theilnahme für das weitesten Interesses werthe, auch für die Verlagsabhandlung mit nicht unerheblichen Kosten verknüpfte Werth eine immer allgemeinere werde. Der Ueberfülle des geleisteten Guten gegenüber sind die Mängel nicht allzu hindernd. Schulbibliotheken, wohlhabende Literaturfreunde sollten sich verpflichtet fühlen, dieses nationale Unternehmen zu unterstützen.

Zu seinem innern Ausbau beizusteuern, möge auch der gelehrte Sprachforscher nicht verschmähen. Noch ist für das Sprichwort viel zu thun, und abgesehen von einer viel sorgfältigern Durchforschung der ältern Literatur — denn Zingerle kann nur ein Anfang sein —, wird besonders das Schriftthum des 16. Jahrhunderts auszuheben sein. Alte Kalender und dergleichen Zeug, das Wander bezeichnete, wird man dann ruhig in ihrer Verborgenheit beim Käsehändler belassen können. Immer erst secundären Werth wird das heute gehörte Wort haben, wo eine ältere literarische Stelle nicht mangelt, schon deshalb, weil unsere Zeit in jeder Art des Ausdrucks gegen die frühere verarmt ist. Doch wird die Erschließung der Dialekte vielfach Aeltestes in treuer Bewahrung aufweisen. So bietet das Glossar zu Bohnen's von mir in Nr. 21 d. Bl. besprochenen ditmarschen Gedichten („Leeder und Stückschen in ditmarscher Platt“) eine ganz erkledliche Ausbeute.

Franz Sandbock.

(Der Beschlus folgt in der nächsten Nummer.)

## Feuilleton.

### Der literarische Nachlaß Friedrich Rückert's.

Ein summarischer Ueberblick des literarischen Nachlasses Friedrich Rückert's rechtfertigt sich an dieser Stelle durch sich selbst. Er konnte nicht füglich eher gegeben werden, als jetzt, wo eine genaue Durchforschung alles dessen, was von seiner Hand in den Schreinen und Büchern, auf den Repositorien und Schreibtischen seines Arbeitszimmers in Kenneß erhalten ist, stattgefunden hat, die wenigstens für das in dieser seiner letzten und liebsten Heimat Aufgespeicherte erschöpfend genannt werden darf.

Wie billig lassen wir alles das beiseite, was schon durch den Druck bekannt worden ist, und bemerken nur, daß sich die Autographie zwar nicht aller, aber doch der bedeutendsten poetischen Erzeugnisse, wie z. B. der „Weisheit des Brahmanen“, „Kosmos und Substrat“, sehr vieler lyrischer Stücke, namentlich des ganzen „Liebesfrühlings“, daneben noch aller gedruckten Dramen vorgefunden haben. Sie sind durch ihre außerordentliche Sauberkeit und Deutlichkeit ebenso sehr, wie gelegentlich auch durch eigenhändige spätere Correcturen eine treffliche Grundlage für etwaige neue Ausgaben oder eine Gesamtausgabe. Denn da bei den frühern Drucken nur Abschriften benutzt wurden, die gewöhnlich andere Hände gefertigt hatten, und da der Dichter in solchem Falle die Revision regelmäßig andern überließ, ist begreiflich die Correctheit dieser bisherigen Drucke oft nicht unerheblichen Bedenken ausgesetzt. Eine systematische Vergleichung der Originale,

soweit sie bis jetzt fortgeschritten ist, hat diese Bedenken vollständig gerechtfertigt, und es ist nur zu wünschen, daß sich die Gelegenheit bald findet, auch bis ins Kleinste hinein die echte Gestalt dieser Werke zu bieten.

Unter dem bisher Ungedruckten nimmt begreiflich das Vortische in allen seinen Nuancen, von dem Epigrammatischen und Dibattischen an bis zu dem eigentlichen Pöbel die erste Stelle ein, ebenso was die äußere Fülle als den innern Reichtum angeht. Unendlich viel aus frühern Lebens- und Productionsperioden des Dichters muß zu Grunde gegangen sein, wie man aus einzelnen erhaltenen Trümmern abnehmen kann, die sich entweder unter vergessenen Papieren oder auswärts durch Zufall gerettet haben. Denn die, man darf wol sagen, unbegreifliche und einzige Productivität des Dichters brachte es gleichsam von selbst mit sich, daß er alles das, was ihm innerlich abgethan erschien, auch äußerlich von sich entfernte, d. h. gewöhnlich kurzweg vernichtete. So darf es nicht blos auf dem Gebiete seiner poetischen Thätigkeit, sondern ebenso sehr auf dem von ihm mit derselben energischen Raslosigkeit bebauten der Wissenschaft als ein sicheres Kriterium gelten, daß dasjenige, was sich erhalten hat, dem Geiste, aus dem es entsprungen ist, auch der Erhaltung werth schien; natürlich zunächst nur für sich selbst; denn je länger je mehr entwöhnte er sich, bei seinen Schöpfungen an die unmittelbare Beziehung auf das Publikum, das belehrende oder das wissenschaftliche, zu denken, weil er in der



fortwährenden, ja womöglich bis zu seinem letzten Augenblicke noch gesteigerten Anspannung seiner Kraft gar nicht Zeit dazu fand.

Darum beginnt denn auch die Reihenfolge der noch erhaltenen lyrischen Blätter mit dem Abschluß der erlanger Periode und der Uebersiedelung nach Berlin, also mit dem Eintritt in das eigentliche Alter. Berlin und Neuseß, an sich so schroffe Gegensätze, gleichen sich doch, wenn man das Gesamtbild Kückert's ins Auge faßt, vollständig aus: es sind nur die entgegengesetzten Pole desselben Kreises, aber nicht verschiedene Kreise. Diese Einzelblätter reihen sich zu einem vollständigen poetischen Tagebuch, in welchem wenige zufällige und kaum eine wirkliche Lücke läßt, von größtem Werthe für jeden, dem die Gestaltungen dieses Dichters nicht bloß als Einzelheiten, sondern als eine innere Einheit lebendig geworden sind, aber auch von nicht geringem Interesse für alle die, welche überhaupt noch eine Theilnahme für deutsche Dichtung und Dichter bewahrt haben.

Alle diese lyrischen Blätter verdienen auch im gewöhnlichsten Sinne des Wortes eine solche Bezeichnung. Jedes, auch das kleinste Epigramm, hat sein besonderes Einzelblatt, auf dem es sorgfältig und für jeden, der sich einigermaßen in den ganz individuellen Zügen der Kückert's zurechtgefunden hat, deutlich und klar geschrieben steht. Ein Blatt nach dem andern wanderte von dem Schreibpulte in besondere Behälter, wo sie alle zusammen, wenigstens nach Jahrgängen geordnet, wohl geschützt und gut erhalten ihre Ruheplätze fanden. Sie ist durch den Dichter selbst ihnen nicht mehr gekört worden. Einzelnes davon ist zufällig ins Publikum gedrungen; aber es ist dies ein verschwindend kleiner Theil im Vergleich zu dem ganz Neuen und Unbekannten.

Aus diesem Vorrath ist die neuerlich gedruckte Sammlung entnommen: „Lieder und Sprüche aus dem lyrischen Nachlasse Friedrich Kückert's.“ Sie beschränkt sich absichtlich meist auf Erzeugnisse der letzten Lebensjahre: manches ist darin enthalten, was nur wenige Monate, ja wenige Wochen vor dem Tode des Dichters entstanden war. Sie verliert zugleich eine Art von überflüssiger Darstellung der innern und äußern Vielgestaltigkeit seiner lyrischen Thätigkeit in seiner allerletzten Periode zu geben, wobei andere Gesichtspunkte, die sonst wol berechtigt gewesen wären, zurücktreten mußten. Zwei Kreise, in denen sich der Dichter mit besonderer Vorliebe bewegte, sind principiell ausgeschlossen geblieben: das politische Gedicht in allen seinen Formen und das eigentliche innere Familienleben. Wenn eine Laxation nach dem poetischen Werthe vorgenommen werden sollte, so würden ohne Zweifel gerade aus dem einen wie aus dem andern Bereiche die entscheidendsten Zeugnisse zu entnehmen sein, daß der Dichter der „Geharnischten Sonette“ und des „Liebesfrühling“ seine volle Schöpferkraft bis an sein irdisches Ende bewahrt hat. Aber es schien den Frieden seines Andenkens zu stören, wenn man ihn, den eben Entschlafenen, in die Mitte der politischen Verhinderung dieser Tage wieder hineinreißt wollte, und jene Nachklänge des „Liebesfrühling“, dem nie verklungenen Gedächtniß derjenigen geweiht, welcher der Liebesfrühling selbst gehört, dürften wol auch besser in ihrer stillen Lade verwahrt als auf den Markt hinausgestoßen sein. Der Herausgeber der oben erwähnten kleinen Sammlung war sich wohl bewußt, daß er den Empfänglichen in unserm Publikum, und wenn es auch nur eine geringe Zahl davon geben mag, einen großen Schatz vorentzieht, doch nach längerem Schwanken haben endlich jene angedeuteten Motive die Beschränkung der Sammlung auf den jetzigen Plan entschieden.

Hier sei auch noch eines vollständig erhaltenen lyrischen Krausges gedacht, der einer viel früheren Periode entstammt. Es ist ein in jeder Art ebenbürtiges Gegenstück des „Liebesfrühling“, aber freilich ein trauervolles. Dies sind die „Kindertotenlieder“, 1834 entstanden, mit einzelnen spätern Nachklängen. Der Dichter hat sie selbst als das Heiligthum seines Schmerzes niemand als den ihm Nächsten aus der Familie und seinen Herzensfreunden mitgetheilt. Auf diese Art ist eigentlich gegen seinen Willen ein kleines Bruchstück in die gesammelten Gedichte

gerathen, aber der ganze Epklus liegt noch unberührt in der Originalhandschrift da, zugleich ein Zeugniß, daß sein Inhalt dem Verfasser immer lebensfrisch geblieben ist.

Selbstverständlich steht unter der unberührbaren Mannichfaltigkeit der an Umfang kleinern Erzeugnisse auch jene von Kückert in einer gewissen Periode mit so vieler Liebe gepflegte Form des kürzern erzählenden Gedichts nicht, wovon namentlich die „Morgenländischen Sagen und Geschichten“ und „Erbauliches und Beschauliches“ so reiche und werthvolle Gebilde enthalten. Unter den hierhergehörigen Schöpfungen ist ein Epklus von einigen zwanzig Erzählungen aus der dafür so ergiebigen Geschichte des byzantinischen Reichs von besonderm Interesse. Er ist durch den Titel „Pellrias“ auch zu einer äußern Einheit verbunden. Drei Einzelstücke daraus sind bereits gelegentlich gedruckt.

Das eigentliche größere erzählende Gedicht, wie es in „Mal und Damajanti“ und „Kossem und Suhrab“ in der erlanger Periode die Kraft des Dichters feststellte, hat unter seinem erhaltenen Nachlaß keinen weitem Repräsentanten, einige wenige Bruchstücke abgerechnet, denen wahrscheinlich nur der Zufall das Leben gerettet hat. Begreiflich war ein so unendlich productiver Geist auch auf diesem Felde nicht mit einer so beschränkten Anzahl gelungener Gestaltungen befriedigt: wir wissen, daß sich Kückert in früherer Zeit verschiedene große epische Thematik gewählt hatte. Aber von allen diesen sind nur Bruchstücke eines „Triflan“ erhalten, die aus der erlanger Periode, unmittelbar nach dem Abschluß von „Kossem und Suhrab“, stammen. Da die vollständige Skizzirung des Ganzen gleichfalls noch existirt, so läßt sich daraus entnehmen, daß es auf eine freie Umbildung jenes mittelalterlichen Stoffes, nicht bloß auf eine Uebersetzung oder Nachbildung abgesehen war, also gerade so wie bei „Mal und Damajanti“ oder noch mehr wie bei „Kossem und Suhrab“. Das Erhaltene, vielleicht das einzige überhaupt Vollendete, ist in strophischer Form, eine höchst wirkliche Umbildung der prachtvollen echten Titirestrophe und steht an funkelnder Polirtur und harmonischer Großartigkeit, wie man wol behaupten darf, einzig da. Als eine Art von Curiosität sei hier noch erwähnt, daß einige Bruchstücke eines Versuchs, „Kossem und Suhrab“, ehe es seine jetzige Gestalt erhielt, in die frei behandelte und umgeformte Nibelungenstrophe zu gießen, sich vorgefunden haben, während andererseits in einer früheren Periode Kückert daran dachte, dem Inhalt der „Nibelungen“ dadurch zu seiner wahren Wirklichkeit zu verhelfen, daß er ihn in einer völlig andern Kunstform wiedergab, wobei er eine freie Umbildung der italienischen epischen Strophe vermaute.

Reicher ist der dramatische Nachlaß. Hier hat sich, vielleicht als Andenken an eine ganz verklungene Zeit, auch relativ mehr aus frühern und frühesten Perioden erhalten als anderswo, denn der bloße Zufall kann hierüber nicht gewaltet haben. So aus der Zeit vor den „Geharnischten Sonetten“ und der Vaterlandsdichtung eine Anzahl vollständiger Dramen aus dem Jahre 1812, noch in Jena entstanden und niedergeschrieben. Die übermächtige Einwirkung Calderon's leuchtet aus jeder Zeile hervor, und der Dichter selbst hat in einer beigefügten, etwas jüngern Selbstkritik sie alle zusammen deshalb gänzlich und bedingungslos verworfen. Später klingt dann der aristo-phänische Ton seines „Napoleon“ in einigen Fragmenten und Entwürfen durch, bis endlich von der Rückkehr aus Italien, also von 1818 an bis herab zu den letzten Jahren in Erlangen, etwa 1838, jede Spur einer productiven Beschäftigung mit dem Drama verschwindet. Darauf folgen dann die im Druck erschienenen und manches Zurückgelegte. Neben dem „König Arsal“ in zwei umfangreichen Stücken erscheint auch die deutsche Kaisergeschichte in einem Epklus von fünf Dramen: „Die sächsischen Kaiser“ oder „Die Ottonen“, vertreten, wovon eins vollständig vollendet ist: „Heinrich I.“, während von allen folgenden sich nur ungefähr die Hälfte des ersten Theils von „Otto dem Großen“ und einige wenige Scenen aus den spätern ausgeführt erhalten haben. Alles übrige ist Skizze geblieben, wie

so viele andere dramatische Entwürfe. Davon ist noch eine unübersehbare Fülle vorhanden, theils zu selbständiger Bearbeitung gewisser Lieblingsthemata aus dem weitesten Bereich der Geschichte, wenn auch mit sichbarer Bevorzugung der deutschen, wobei auch die Neuzeit nicht ausgeschlossen blieb — es findet sich z. B. ein vollständiger Cylus von Entwürfen aus der brandenburgischen und preussischen Geschichte —, theils zu Umarbeitungen älterer und neuerer dramatischer Producte anderer. Mit dem Jahre 1848 aber scheinen alle diese Reime abgestorben zu sein, wenigstens ist keine Spur zu entdecken, daß der Dichter später noch einmal auf eine derartige Arbeit anders als nur gelegentlich wieder zurückgekommen wäre.

Die natürliche Vermittelung zweier scheinbar weit auseinanderliegender Gebiete der Geistesfähigkeit, des poetischen und des streng wissenschaftlich linguistischen oder philologischen, auf denen sich Rüdert mit gleicher Intensität productiv erwies, wird durch eine Reihe von künstlerisch geformten Nachbildungen fremder Originalwerke vertreten, die man nicht wie etwa „Kal und Damajanti“ oder „Kossem und Suhrab“ bloß als unter der Anregung eines bereits von einem andern Dichter concipirten und durchgearbeiteten Stoffes frei entstandene poetische Um- und Umschreibungen bezeichnen darf, sondern die, wie die „Kalamen des Pariri“, „Die Gamasa“, „Amrillais“, wirklich einer Eingabe des eigenen Geisteslebens an das fremde ihren Ursprung verdanken, ohne daß sie deswegen alle in gleichem Grade unmittelbare Uebersetzungen wären, obgleich eins davon, die „Gamasa“, wirklich als eine solche angesehen werden darf. Solche Nachbildungen in verschiedenen Stufen der Annäherung an das Original hat das erkennlich arbeitsame Leben Rüdert's sehr viele erzeugt, die ebenso sehr unter dem Einfluß seiner jebeimaligen wissenschaftlichen Studien gereift sind, wie diese wieder von ihnen ihre Richtung und ihre wahre Befruchtung erhielten. Wenn wir uns hier nur an dasjenige halten, was schon durch seinen äußern Umfang oder durch die besondere Beziehung des Stoffes auf das zufällige Interesse des Publikums eine besondere Verächtfichtigung zu verdienen scheint, so soll damit nicht gesagt sein, daß das Uebergangene an sich oder für die Kenntniß des Dichters und Gelehrten Rüdert von geringem Interesse sei.

Der Uebersicht halber wollen wir das hier in Betracht kommende Material in einige Gruppen zerlegen, wobei wir der antik classischen Literatur wie billig den Vorrang lassen. Ohne Zweifel wird es manchen befremden, Rüdert auch auf diesem Felde thätig zu finden, und noch mehr, in solchem Umfange und mit solcher innern Eingabe. Mehr als eine Periode seines Lebens ist hierbei vertreten: so stammt aus der erlangten Uebersetzung der „Vögel“ des Aristophanes, als erster Ertrag seiner damals diesem formvollendeten aller Griechen zugewandten Bemühungen; aus einer spätern Zeit eine Uebersetzung von 20 ausgewählten Idyllen des Theokrit und aus der aller spätesten die Brouillon's einer Uebersetzung vieler Horazischen Oden. Dazwischen liegen umfangreiche Arbeiten streng wissenschaftlicher Tendenz aus dem Bereiche der griechischen Tragiker und als deren reife Blüte neben viel andern Bruchstückartigen eine vollständige Uebersetzung des Euripideischen „Cypselus“. Es versteht sich übrigens von selbst, daß auch die andern classischen Nachbildungen von einer großen Menge streng wissenschaftlicher Arbeiten bedingt und gewissermaßen getragen sind, die wir hier gänzlich übergehen, aber dennoch darauf hinweisen, daß sie, wenn man die Totalität dieses Geisteslebens nach Gebühr veranschlagen will, ebenso sehr wie ihre künstlerisch geformten Ergebnisse in Erwägung gezogen werden müssen. Es gilt dies für alle die bisher genannten und alle noch zu nennenden Uebersetzungen fremder Originale, wie hier ein für allemal bemerkt sein möge, denn jede derselben ist durch die härtesten und mannichfachen Fäden sichtbar mit dem specifisch wissenschaftlichen Kreise, in welchem sich der Gelehrte Rüdert bewegt, verbunden.

Nach dem Bereiche der orientalischen Literaturen eine be-

deutende Anzahl zum Abschluß gelangter Nachbildungen zu finden, wird weniger überraschen. Doch auch hier bewegt sich der Künstler und Gelehrte gelegentlich auf einem Felde, wo ihn wenigstens die gewöhnliche Ansicht nicht vermuthen dürfte. Die im Druck erschienene Uebersetzung des größten Theils der Propheten des Alten Bundes hat auf gleichem Gebiete ihr Gegenstück an einer Uebersetzung von 70 ausgewählten Psalmen, das eine wie das andere im reichsten Geleite wissenschaftlicher, kritischer und exegetischer Forschungen und Commentare. In einer gewissen innern Verwandtschaft dazu steht die Uebersetzung der poetischen Bestandtheile des Koran, die schon vor etwa 30 Jahren abgeschlossen und damals zum Druck bestimmt war, wie denen, die sich für diese Specialität interessieren, bekannt sein wird. Dies ist zugleich das einzige größere, der arabischen Literatur nachgebildete Werk, was sich unter dem noch unpublicirten Nachlaß Rüdert's findet. Außerdem noch eine Menge von geringerem Umfang aus allen ihren so reich entfalteten poetischen Gattungen, worunter vielleicht eine Blumenlese arabischer Sprichwörter und Schemen das Gehaltreichste und Anziehendste sein dürfte.

Die persische Poesie ist durch eine vollständige Uebersetzung des „Dostan“ von Saadi vertreten. Sie lag ihrem Verfasser besonders am Herzen, und wenn er überhaupt selbst noch zu einer Herausgabe seiner still aufgespeicherten Geisteskräfte Mühe und Reizung verspürt hätte, so würde diese zuerst an die Reihe gekommen sein. Der weitumgekehrte wissenschaftliche Apparat, der sie führt und begleitet, enthält wie gewöhnlich auch noch eine bedeutende Anzahl anderer Bruchstücke aus dem reichen Kranze dieses großen persischen Dichters in vollständiger Formnachbildung.

Viel umfangreicher noch, wenn man alle erhaltenen Bruchstücke aneinanderreihen wollte, sind die Uebersetzungen aus dem „Schah Nameh“. Aber sie sind nicht bloß äußerlich unvollständig, was niemand befremden wird, der den kolossalen Umfang des Originals kennt, sondern auch nur zum geringen Theile von Rüdert selbst als fertig approbirt. Das untrügliche Zeichen dafür hier wie anderwärts ist, wenn er irgend eines seiner freien poetischen Erzeugnisse oder Nachbildungen aus dem stets mit dem feinsten Bleistift geschriebenen Brouillon in die stets eigenhändig und stets mit Linie geschriebene Reinschrift übertrug. Das mißte des „Schah Nameh“ ist aber Bleistiftentwurf geblieben, zum Theil mit fast nur durch das Ritzen lesbaren, aber durchaus scharfen und zierlichen Zügen an den unendlich breiten Rand der großen pariser Folioausgabe der Originals von Julius Mohl gesetzt.

Die indische Poesie ist nach allen Hauptrichtungen stark vertreten. So zunächst eine reiche Auswahl von vedischen Hymnen, aus dem „Rigveda“ und noch mehr aus dem „Atharvaveda“, der nahezu vollständig überlegt vorliegt. Dann angedeutete Stücke des „Mahabharata“ zugleich mit gegenübergestellten kritischer Neugestaltung der Texte. Des Drama repräsentiert eine Uebersetzung der „Salantala“, die, was die technische Vollendung der Uebersetzungstunft in ihren aufs höchste gesteigerten Ansprüchen betrifft, wahrscheinlich unter allem, was Rüdert geschaffen hat, den ersten Rang beanspruchen dürfte. Freilich gebührt, um ihren Werth recht zu verstehen, ebenfalls auch eine Kenntniß des Originals dazu. Eine ausgedehnte Sammlung indischer Schemen, Sprüche und Sprichwörter, wobei die vor einigen Jahren erschienene Herausgabe Böhtlingk's zu Grunde gelegt ist, mag noch als Gegenstück zu der oben erwähnten arabischen angeführt werden.

Schließlich sei noch bemerkt, daß alle diese Arbeiten, die sich in der Mitte zwischen der Poesie und der Wissenschaft halten, ihrem Verfasser nie ganz aus dem Auge gekommen sind, auch wenn ihr Abschluß in einer weit zurückliegenden Zeit erfolgt war. Zahlreiche Nachbesserungen, die hier häufiger als dort erscheinen, aber nirgends ganz fehlen, beweisen dies. Manche davon reichen bis in die letzten Tage Rüdert's herab.



# Anzeigen.

## In Festgeschenken geeignete Werke.

aus dem Verlage von F. A. Brodhaus in Leipzig.

### Unterhaltendes und Belehrendes.

**B.** von Humboldt's Briefe an eine Freundin, 6. Aufl., geb. 2 1/2 Thlr. u. 5 Thlr. — **Gutzkow**, Die Ritter vom Griste, 4. Aufl., 9 Bde., geb. 5 1/2 Thlr.; Der Bauerer von Rom, 2. Aufl., 18 Bdchn., geb. 7 1/2 Thlr.; Die Fürstenden, cart. 12 Ngr. — **Golz**, Ein Jugendleben, 2. Aufl., 4 Thle., 2 1/2 Thlr. — **Deutsche Liebe**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Schilling**, Ausgewählte Romane, 12 Bdchn., geb. 7 Thlr. — **Schwarz**, Gesammelte Romane, 44 Bde. à 10 Ngr. — **Nichtstrahlen**: J. G. Fichte; G. Forster; Goethe als Erzähler; J. G. v. Herder; B. v. Humboldt; F. Schlegel; Schopenhauer als Lehrer der Menschheit: geb. à 1 1/2 Thlr.; Arthur Schopenhauer, geb. 1 1/2 Thlr. — **Joachim Neidhard**, geb. 1 1/2 Thlr. — **Cerns**, Lebenserinnerungen, 4 Thle., 6 Thlr. — **Carriere**, Die Kunst, 1. u. 2. Bd., à 3 Thlr. — **F. v. Haumer**, Handbuch zur Literaturgeschichte, 4 Thle., geb. 6 Thlr. — **Kastanzen**, Diderot's Leben, 2 Bde., 5 Thlr. — **Lewes**, The Life of Goethe, 2. edition, 2 vol., geb. 3 1/2 Thlr. — **Oppermann**, Ernst Nietzsche, geb. 2 Thlr. — **A. v. Wolzogen**, Rafael Santi, cart. 1 Thlr. — **Moses Mendelssohn's** Gesammelte Schriften, 7 Bde., 5 1/2 Thlr. — **Buckle**, History of Civilisation, 5 vol., geb. 6 1/2 Thlr. — **Strass**, Ulrich von Hutten, 3 Thle., 6 Thlr.; Das Leben Jesu, 2. Aufl., geb. 3 Thlr. 12 Ngr. — **Kenan**, Die Apostel, geb. 1 1/2 Thlr. — **Bunten's** Bibelwerk, 1. 2. 4. 5. u. 9. Bd., geb. 2 1/2 Thlr., 3 Thlr., 2 1/2 Thlr., 2 1/2 Thlr., 2 Thlr. — **Aus den Papieren einer Verborgenen**, 2 Thle., geb. 2 Thlr. 16 Ngr. — **Volkmann**, Hanssalar, cart. 2 Thlr. — **Schwarz**, Predigten aus der Gegenwart, 1., 2., 3. Sammlung, geb. à 2 Thlr. — **F. v. Haumer**, Geschichte der Hohenhausen, 3. Aufl., 6 Bde., geb. 7 Thlr. — **Gregorovius**, Wanderjahre in Italien, 3 Bde., geb. à 2 Thlr. — **J. B. v. Müller**, Reisen in Mexico, 3 Bde., 10 Thlr. — **Polak**, Persien, 2 Thle., 4 Thlr. — **Spiele**, Die Entdeckung der Nilquellen, 2 Thle., 6 Thlr. — **Tschudi**, Reisen durch Südamerika, 1. u. 2. Bd., à 3 Thlr. — **Vambéry**, Reise in Mittelasien, 3 Thlr. — **Schoedler**, Chemie, 3. Aufl., cart. 2 1/2 Thlr. — **Schoedler**, Geographie, 2 Thle., geb. 2 1/2 Thlr. — **Lewes**, Physiologie, 2 Bde., geb. 3 1/2 Thlr. — **Miß Nightingale**, Krankenpflege, geb. 26 Ngr. — **Stern**, Die häusliche Erziehung, geb. 1 1/2 Thlr. — **Frauenstadt**, Das sittliche Leben, 2 1/2 Thlr. — **Winden's** Handbuch für Jäger, 4. Aufl. hrog. v. J. J. v. Tschudi, 2 Bde., geb. 9 Thlr.

### Jugendchriften.

**Kinderleben**, illustriert von Ludwig Richter, 5. Aufl., cart. 1 Thlr. — **Müller von Königswinter**, Märchenbuch für meine Kinder, cart. 1 Thlr. — **Das Märchen vom gestiefelten Kater**, 3. Aufl. cart. 15 Ngr. — **Ein Tigergeschichte**, 2. Aufl., 6 Ngr. — **Fahrten und Abenteuer des Herrn Steddelein**, 3. Aufl., 15 Ngr. — **Mme. de Beaumont**, Le Magasin des enfants, geb. 1 Thlr.

**In allen Buchhandlungen vorrätig.**

Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brodhaus in Leipzig (Weihnachten 1866) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

Verlag von S. A. Brodhaus in Leipzig.

## Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

Ein Hausschatz für das deutsche Volk.

Herausgegeben von Karl Friedrich Wilhelm Wander.

In Lieferungen zu 8 Bogen. Jede Lieferung 20 Ngr.

Das „Deutsche Sprichwörter-Lexikon“ will den gesamten hochdeutschen und mundartlichen Sprichwörterchatz, den in der Literatur zerstreut niedergelegten wie den bloß im Volksmunde lebenden, in alphabetischer Ordnung zusammenfassen (mehr als 80000 deutsche und etwa 20000 fremde Sprichwörter). Es wird nicht nur die vollständige, geordnete und darum überflüssigste, sondern vergleichungsweise auch wohlfeilste aller bisherigen Sprichwörter-Sammlungen sein. Der bekannte Herausgeber hat diesem Werke den größten Theil seines Lebens gewidmet.

In der „Allgemeinen Schul-Zeitung“ sagt ein kompetenter Beurtheiler: „Mit jeder Lieferung wächst das Werk wie äußerlich so an innerem Gehalt und Werth. Dazu trägt theils die reichliche Beisteuer, deren sich der Herausgeber von theilnehmenden Gelehrten und Bekannten zu erfreuen hat, das Ihre beiträgt, theils die erhöhte Sorgfalt für die Richtigkeit der angeführten zahlreichen Sprichwörter und hauptsächlich die Fälle der den Sprichwörtern beigegebenen Erklärungen, welche über den Ursprung, den Sinn und die Verwandtschaft derselben oft trefflichen Aufschluß geben.“

Die Verlags-handlung stellt, in der Hoffnung auf regte Theilnahme des deutschen Volks an dem echt nationalen Unternehmen und um dessen weiteste Verbreitung zu ermöglichen, den Subscriptionspreis auf nur 2 1/2 Ngr. für den gespaltenen Quartbogen.

Im Verlage von Eduard Trewendt in Breslau erschien soeben und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

## Rathgeber auf dem Wochenmarkte.

Eine Ergänzung zu jedem Kochbuch.

Von Carl Ruß.

8. 33 1/2 Bog. Eleg. in illustriertem Umschlag mit vergoldeter Rückenpressung gebunden. Preis nur 1 Thlr.

Ein Hülf- und Handbuch für jede denkende, gebildete Hausfrau — und alle, die es werden wollen — in welchem alle Gegenstände des Wochenmarktes nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet sind. Eingedenk dessen, daß die populäre Naturwissenschaft, wie in alle Zweige der Industrie, Gewerthätigkeit, Künste u. s. w., so auch längst in das stille Gebiet der Frauenwelt tief eingedrungen und in ihren Lehren und Wahrheiten für den Haushalt außerordentliche Vortheile und Wohlthaten gebracht hat, bietet der bekannte Verfasser hier eine Schilderung aller dieser meistens in Rohstoffen und Rohproducten bestehenden Haushaltungsgegenstände in naturwissenschaftlicher und sanitätlicher, sowie zugleich in culturgeschichtlicher, historischer Beziehung. Hiernach ist dies Buch als eine notwendige Ergänzung zu jedem Kochbuch zu betrachten, in der namentlich die sichern und sachgemäßen Nachweisungen des Nahrungswerthes, der Verfälschungen und Verderbniß, der normalen guten oder schlechten Beschaffenheit aller dieser Nahrungsmittel von großem Werthe erscheinen. Der Anhang bietet außerdem wohl zu beherzigende Rathschläge gegen viele alltägliche Uebel und Gefahren in der Säuslichkeit.

# Blätter

## für literarische Unterhaltung.

Erscheint wöchentlich.

— Nr. 51. —

20. December 1866.

Inhalt: Zur dramatischen Literatur. Von Rudolf Gottschall. — Zur Sprichwörterliteratur. Von Franz Sandvog. (Beschluss.) — Kritik der deutschen Geschichtsquellen. Von Heinrich Häcker. — Neue Anthologien. Von S. W. Ebeling. — Feuilleton. (Literarische Plaudereien; Für den Weihnachtstisch.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Zur dramatischen Literatur.

dramatische Werke von Rudolf Gottschall. Sechs Bänden. (Pitt und For. Mazeppa. Die Diplomaten. Der Nabob. Katharina Howard. König Karl XII.) Leipzig, Brockhaus. 1865–66. 8. Jedes Bändchen 15 Mgr.

Wenn der Herausgeber d. Bl. es unternimmt, selbst seine „Dramatischen Werke“ Bericht zu erstatten, so folgt er hierin nur dem Beispiel seines Vorgängers, welcher, durch die gleiche Erfahrung, daß kein Arbeiter sich entschließen wollte, seine Dichtungen in der Zeitschrift zu tabeln oder zu loben, genöthigt, hier über seine Gedichte und humoristischen Romane reichte. Man könnte in jedem andern Journal ein solches Verfahren als einen Act der Ueberhebung verurtheilen und fragen, wozu es denn überhaupt nöthig sei, die mit dichterischen Erzeugnissen bekannt zu machen, über den Werth oder Unwerth die Urtheile der Zeitgenossen aneinandergehen? In d. Bl. dagegen bietet sich selbst ein Rechtfertigungsgrund dar, indem diese nicht bloß das Hervorragende besprechen, sondern gegen: der schönen Literatur nach möglichster Vollständigkeit streben. Dies Princip haben sie seit ihrem bald funfzigjährigen Bestehen festgehalten, sodaß sie für den Literariker eine reiche Fundgrube und ein in vieler Hinsicht überflüssiges Nachschlagebuch bilden.

Die Leser mögen indeß keine Selbstkritik erwarten, obgleich die Dichter zu kritischen Erwägungen vielleicht bester sind als ihre Recensenten. Jede ihrer Schöpfung ist das Product einer Selbstkritik, das Residuum langer kritischen Processes, in welchem sie bestrebt, das Wohlverwandte zusammenzuführen, das Störende auszuscheiden und zu verflüchtigen. Wenn Begeisterung und Besonnenheit die beiden Factoren des dichterischen Schaffens bilden, so ist die letztere eben das kritische Element, das allerdings nicht als ein äußerliches stativ gefaßt werden darf, sondern in der Gestaltung mit thätig ist. „Omnis determinatio est negatio“, Spinoza. Die negirende Selbstkritik ist wesentlich Formbestimmende in dem Proceß künstlerischer Schöpfung. Jeder Künstler ist ebenso Kritiker wie Schöpfer

in seinem Atelier; er prüft, er vermischt, er nimmt fort, er fügt hinzu. Es wird kaum einen Einwand der Kritik geben, den er nicht selbst gemacht, und dabei hat er eins vor dem Kritiker voraus — die tiefe Vertrautheit mit seinem Stoff. Wenn das Werk trotzdem mißlingt, so ist es nicht der Mangel an Kritik, sondern die mangelhafte Kritik, welche die Schuld daran trägt. Niemand kann über die Schranken seiner Begabung hinaus.

Eine Selbstkritik, so oft sie versucht worden ist, erscheint deshalb immer als überflüssig, weil sie nicht über das Werk hinausgehen wird, das ja selbst das Product einer Selbstkritik ist. Sie wird daher, wie z. B. Schiller's Briefe über den „Don Carlos“, meistens eine Vertheidigung, eine Abwehr gegen Angriffe sein, die der Dichter als ungerecht empfindet. Hierbei ist das Missliche, daß der Poet nur eine oratio pro domo schreiben kann, und daß das Publikum misstrauisch gegen seine Beweisführungen sein wird, weil er Partei und Richter in einer Person ist. Eine wahre Selbstkritik ist nur dann möglich, wenn der Dichter selbst ein anderer geworden ist, wenn er jenen kritischen Standpunkt überwunden hat, auf dem er sich befand, als er sein Werk absetzte.

Da die vorliegenden Dramen größtentheils für diese Gesamtausgabe wesentlich umgearbeitet worden sind, so hat der Verfasser genug der Selbstkritik in sie hineingeheimnist, um sich eine fernere, in ihren Motiven leicht zu verdächtigende Advocatur ersparen zu können. Er überläßt deshalb die eingehende Beurtheilung andern und beschränkt sich auf eine Inhaltsangabe der Stücke und auf einzelne Winke in Betreff seiner Intentionen.

Am wenigsten verändert ist das Lustspiel „Pitt und For“. Im Nachwort zu demselben heißt es:

Das vorliegende Lustspiel wurde zuerst im März 1854 in Breslau aufgeführt, wo Herr Baumeister in der Rolle des For und Frau Flaminia Weiß als Harriet wesentlich zu dem glücklichen Erfolge beitrugen. Schon damals machte es die Runde über die meisten deutschen Bühnen. Daß seine Bühnenlaufbahn noch nicht abgeschlossen ist, beweist wol die Thatfache, daß es sich erst 1864 im Repertoire des Wiener Burgtheaters eingebürgert hat. Der Text dieses Lustspiels weicht nur wenig von demjenigen ab, welcher den bisherigen Aufführungen zu Grunde



lag. Nur in Bezug auf die Heuschausene ist die Motivierung jetzt eine eingehendere und wahrscheinlichere geworden. In der dem englischen Nationalcharakter, wie er sich auch im englischen Lustspiel ausdrückt, entsprechenden Vertheilung einzelner Wendungen hat der Verfasser absichtlich nichts geändert, trotz einzelner Vorwürfe, die sie ihm zugezogen, da ihm die Festigkeit der französischen Comedien nicht als Vorzug des deutschen Lustspiels vorkam. Das Stück, dessen dramatischer Angelpunkt der Gegensatz der Charaktere des Pitt und Fox bildet, enthält im wesentlichen eine Kritik des englischen Parlamentarismus, welche am Faden einer selbsterfundnen heitern Handlung verläuft.

Den Knotenpunkt des Dramas bilden die Verhandlungen über die India-Bill, welche der Minister Fox im Jahre 1783 einbrachte, um die durch viele Mißbräuche befallene Verwaltung Indiens der Herrschaft der Kaufleute, der Ostindischen Compagnie zu entziehen und in die Hände der Regierung zu legen. Pitt trat als Gegner dieser Bill auf, weil er in derselben eine Kränkung wohlverworbener Rechte fand, weil sie seinen conservativen Principien widersprach. Die Bill ging im Unterhause durch, scheiterte aber im Oberhause, weil die Lords auf die direct ausgesprochene Willensmeinung des Königs Rücksicht nahmen, welcher befürchtete, daß der ihm persönlich verhasste Fox bei einem Sieg der Bill noch lange im Amte bleiben werde. Mit dem Fall der Bill fiel auch das Ministerium Fox und ein Ministerium Pitt trat an seine Stelle.

Die eigentliche Handlung des Lustspiels bewegt sich selbstverständlich nicht im Parlamentshause, sondern hinter den Coulissen desselben. Wir gewinnen einen Einblick in die Maschinerie des englischen Parlamentarismus, in die Hebel, welche in Bewegung gesetzt werden, um die politischen Fragen nach einer oder der andern Seite hin zu entscheiden. Der Director der Ostindischen Compagnie, Snoughton, ist einer jener indischen Nabobs, welche eine etwas wilde Brutalität mit einem tropischen Humor verbinden. Er hat in der Puzmacherin Harriet seine Tochter wiedergefunden, und da der Fall der India-Bill eine Lebensfrage für ihn ist, so benützt er sogleich seine Parriet, um sie bald dem einen, bald dem andern Staatsmann anzubieten gegen die Bedingung, daß sie jene Bill zu Fall bringen. Für die India-Bill wirkt eine jener galanten Modedamen Englands, deren Passion es ist, auch auf der politischen Bühne eine hervorragende Rolle zu spielen — die Herzogin von Devonshire. Ihre Werbung unter den Parlamentsmitgliedern, ihr Bestreben, den König für die Bill zu gewinnen, geben Veranlassung zu einigen komischen Scenen. Indes fällt der eigentliche Schwerpunkt des Stücks in den dritten Act, welcher im Hause des Nabob spielt und in welchem sich der Gegensatz der beiden Charaktere theils in den Scenen mit Snoughton, theils in der Scene ihrer Begegnung und ihres politischen Portekampfes in der Steigerung der Situationen bis zu einer komischen Spitze ausprägt.

Das Stück hat von allen vorliegenden Dramen des Verfassers auf der Bühne das meiste Glück gemacht. Die erste Aufführung in Breslau 1854 hatte von Haus aus einen sehr günstigen Erfolg, der sich in Dresden, Königsberg, Karlsruhe, Mannheim, Frankfurt, München und Schwerin, wie an vielen andern Bühnen wiederholte. In

Hamburg, Leipzig und Braunschweig war der Erfolg minder günstig. Die berliner Hofbühne glaubte auf die Aufführung des Lustspiels verzichten zu müssen — dafür gab es die Friedrich-Wilhelmsstädtische Bühne und zwar in drei verschiedenen Repreisen, jedesmal in einer längern Reihe von Aufführungen. Weimar, Gotha und einige kleinere Residenzbühnen folgten. Im Ungarische übertrug sich das Stück am pesther Nationaltheater mit nachhaltigem Erfolg zur Darstellung. Anfang 1864 erschien das Lustspiel auf dem Burgtheater zu Wien, wo es glänzenden und dauernden Succes hatte und sich auf dem Repertoire erhielt. Jetzt folgten die österreichischen Bühnen: Prag, Graz, Linz, das deutsche Theater zu Pesth u. a.

Als Probe für den Stil und die Darstellungsweise theilen wir die siebente und achte Scene des dritten Aufzugs mit, welche bei Snoughton spielt, nach den gescheiterten Bestrebungsversuchen des Millionärs:

#### Siebente Scene.

Fox (gleich darauf) Pitt.

Fox. Ich werde wol das letzte mal in dieser eigenthümlich ausgestatteten Räuberhöhle sein. Wenn ich nur die kleine noch einmal sprechen könnte! Ach, wenn ich das Goldstückchen hätte angeln können — eine allerliebste Glasglocke hätte ich mir dafür angeschafft. Es wird einem doch recht schwer, ein öffentlicher Charakter zu sein und sich so durchzuführen, daß die künftigen Schulungen mit einem zufrieden sind. Vielleicht geht da ein Weg zu Harriet durch diese Thüre — der Alte ist fort — es gilt den Versuch! (Als er an die Thüre tritt, kommt Pitt heraus.) Wie? das ist ja wie der Weg durch Dante's Höle — an jeder Thüre ein Ungeheuer!

Pitt. Ich wundere mich, Sie hier zu finden, Fox!

Fox. Ich wundere mich, Sie hier zu finden, Pitt!

Pitt. Wer eine India-Bill einbringt, hat in diesem Hause wenig zu suchen.

Fox. Wer eine India-Bill bekämpfen will, noch weniger.

Pitt. Ich unterrichte mich aus den Acten.

Fox. Ich aus den Menschen! Ich würde vermuthen, in Ihnen den künftigen Schwiegersohn des Herrn Snoughton zu sehen, wenn dieser wichtige Posten nicht vacant sein müßte, da er mir soeben angetragen worden ist.

Pitt. Wie, Ihnen?

Fox. Wundert Sie das? Ich dünkte, ich wäre eine bessere Partie als Sie — denn ich bin Minister und Sie wollen's erst werden.

Pitt. Arme Harriet! Das ist Menschenhandel...

Fox. Ja, Pitt, das ist Menschenhandel, und für ihn wollen Sie kämpfen? Ich weiß es nicht, ich vermuthete nur, daß Sie gegen die Bill sprechen werden; denn Sie sind ein Diplomat, und man erzählt von ihnen nur, was man ihnen abzusaulen im Stande ist.

Pitt. Ein echter Staatsmann tritt nur auf sein Stichwort hervor.

Fox. O, mancher bliebe besser immer hinter den Coulissen.

Pitt. Am wenigsten ziemt es den Männern der Regierung, das Herz im Munde zu tragen.

Fox. Jünger Mann, Sie wollen mir Lehren geben? Lassen Sie sich erst den Schulsaub fortblasen! Ich weiß sehr, was ich will, und ganz England darf es wissen. Wir befinden uns hier nicht in Venedig, wo man durch das Geheimniß regiert. Unser Staat ist keine ausgetrocknete Mumie. Ist das Ihr Staatsweisheit, Pitt, so fürcht' ich Sie auch als Gegner nicht.

Pitt. Ja, ich bin Ihr Gegner, ich bekämpfe die Bill, ich bekämpfe sie aufs äußerste.

Fox. Das ist gut — das ist brav! Trumppf! Trumppf! Honneur! Honneur! Nun endlich beden Sie Ihre Karte auf.

Pitt. Sie spielen freilich offen — und doch wäre es besser, wenn Sie Ihre Tugenden und Tugenden nicht dem ganzen Lande zeigten!

Fox. Ha, ha! An Ihnen ist ein Landprediger verstorben. Sie müßten immer eine kleine Kugel in der Tasche tragen, die sie bei jeder Gelegenheit auseinanderzuklappen und darauf zeigen.

Pitt. Und Sie müßten sich den Parolisch ins Ministerium nachtragen lassen, um die Geschichte dieses Landes mit einigen Karten zu lenken.

Fox. Und doch ist es mir unbegreiflich, wie Sie, da Sie mit moralischen Grundsätzen getränkt sind, die jetzige indische Regierung verteidigen können?

Pitt. Ich verteidige sie nicht, aber ich greife eine Bill, welche mit einem fähnen Griff jahrhundertalte Privilegien vernichten droht, die Garantie des Eigenthums, die Garantie, daß dem Sohne sicher bleibt, was sich und ihm der Vater erworben.

Fox. Das ist äußerst schwierig. Was mein Vater mir vorben hat wenigstens, ist mir durchaus nicht sicher geblieben, sondern längst durch den Raubfang fortgeflogen.

Pitt. Durch alte Freibriefe bekräftigt ist das Recht der indischen Compagnie, die Directoren zu wählen aus ihrer Mitte, dies Land zu verwalten, zu regieren mit souveräner Gewalt. Mögen ihre Gouverneure gesündigt haben — ich verdirge ihre Mißgriffe wahrlich nicht, aber sie haben dem engen Namen das schönste Land der Erde erobert, sie haben im Orient eine glanzvolle Bedeutung gesichert, sie haben die mächtigsten Schätze uns zu Füßen gelegt. Die Geschichte kennt kein Beispiel, daß eine Handelsgesellschaft, von so frühen Anfängen aus, Großthaten ausgeführt, die, eines andern würdig, den Osten uns dienstbar gemacht um den Preis unserer Bildung und Befittung. Ihr gebührt ein Theil des Dankes, daß die Flagge Britanniens weht als Herrscherin der Meere, daß sein Handel zum Weltverkehr worden, seine Macht zur Weltmacht.

Fox. Ja, und daß edle Volkstämme ihm in allen Welttheilen fluchen!

Pitt. Und um diese Frucht der Anstrengungen, der Kriege, Siege, soll eines Ministers Bill, ein Parlamentsbeschluss ringen können? Ist das Gerechtigkeit? Ist das Billigkeit? Ist man so mit alten Rechten und heiligem Besitz? Es ist der Geist des maßvollen Fortschritts, es ist der Geist der Erneuerung, der liberal in Europa sein Haupt emporhebt. Verwirrung soll das Gesetz gebären, und aus dem Unrecht das Recht hervorgehen. Und diesem Geist, dessen Vertreter Sie sind, Fox, der Minister dieses Landes, werf ich den Handschuh hin auf Tod und Leben.

Fox. Ich nehm' ihn auf! Sie kämpfen für Rechte, ich für das Recht. Sie kämpfen für die Sitte, ich für die Gerechtigkeit. Sie wollen das Unheil heilen, ich will es ausrotten. Ich verdamme den Frevel, auch wenn er Nutzen bringt. Ostindische Compagnie hat ihre Vollmacht gemisbraucht, blüht ist das Unglück ihrer Unterthanen. Dreißig Millionen Menschen verfluchen uns als Tyrannen. Und das für ein moderates Papier? Seht meine Bill nicht durch, so habe ich keine englische Regierung in Indien, wol aber eine in England. Kein Golgen ist zu hoch für diese privilegierten Räuber, für diese Macleaus von Kalkutta und Madras! Wo zu diese Monarchen von Indiahause? Das Recht der Freiheit ist älter als alle Privilegien.

Pitt. Und Ihre Bill soll diesen Schaden heilen, Ihre welche die Regierung dieses Landes in Ihre Hände legt die Hände Ihrer Creaturen? Das soll die Finanzen ins Heilen? O, wie es dann mit ihnen aussehen würde, das man die Spielhäuser und die Farobanken fragen. Ich gegen diese Bill, und kämpfe doppelt gegen sie, weil sie sind, der sie einbringt, weil Ihre Freunde es sind, die theidigen.

Fox. Nun, so falle der Würfel immer hin, aber der Nachwelt wird es leid thun, den Namen Pitt zu lesen neben den Namen Hastings und Clive — ich hätte einen bessern Platz für ihn gewußt. So sei's denn, offener Krieg.

Pitt. Offener Krieg!

Fox. Halten Sie Ihre Fackelhande fest, junger Mann, denn ich führe eine kräftige Lanze!

Pitt. Ich fürchte nichts! Der Geist meines Vaters wird mit mir sein.

Fox. Der ist gegen Sie! Der würde Ihr Licht schon pugen, es kriechen zu viele Räuber daran.

Pitt. Kampf und Sieg!

Fox. Kampf und Sieg!

Pitt. Recht und Gerecht!

Fox. Freiheit und Glück!

Pitt. Leben Sie wohl, Fox!

Fox. Leben Sie wohl, Pitt! Auf Wiedersehen im Parlament.

Pitt. Auf Wiedersehen!

(Sie eilen beide nach der Thür.)

#### Achte Scene.

Borrig. Harriet (ein Tablett mit Flaschen und Gläsern in der Hand, tritt ein).

Harriet (läßt das Tablett fallen). O, mein Gott, wie Sie mich erschrecken!

Pitt. Leben Sie wohl, Harriet!

Fox. Leben Sie wohl, Harriet!

Pitt. Wir sehn uns nie wieder!

Fox. Wir sehn uns nie wieder!

Pitt. Bewahren Sie mir ein freundliches Angedenken!

Fox. Auch mir, auch mir, wenn ich bitten darf...

Harriet. Aber meine Herren...

Fox. Danken Sie Gott, daß dieser Pitt nicht Ihr Mann geworden ist. Das ist ein Tyrann.

Pitt. Danken Sie Gott, daß Sie nicht diesem Fox zugefallen sind. Sie wären verloren gewesen. Ich denke an Sie, so lang ich lebe.

Fox. Ich denke an Sie — so lang ich nichts Besseres zu thun habe.

Pitt. Nachmals, lebe wohl, Harriet!

Fox. Leb wohl, ihr Millionen! (Beide stürzen zur Thür hinaus.)

Das zweite Bändchen enthält das Trauerspiel „Mazeppa“. Das Nachwort zu demselben lautet:

Die Gestalt, in welcher hier das Trauerspiel „Mazeppa“ erscheint, ist etwas abweichend von derjenigen, in welcher es auf den Bühnen von Dresden, Breslau, Bremen u. a. zur Aufführung kam. Es fehlt in demselben König Karl XII., welcher früher den vierten und fünften Act belebte, aber wol zu Ungunsten des Helden, der, zwischen zwei so gewaltige Persönlichkeiten gestellt, wie Zar Peter und König Karl XII., etwas in den Schatten trat. Mit so vieler Liebe ich die Gestalt des Schwedenkönigs in der ursprünglichen Fassung des Trauerspiels gezeichnet hatte — ich glaube sie dennoch der Dehnbarkeit des Ganzen zum Opfer bringen zu müssen. Uebershaupt wurde der Erfolg der beiden letzten Acte früher durch die zu weiten historischen Perspektiven beeinträchtigt, die sowohl einen häufigen Scenewechsel nöthig machten und dadurch die Bühnenauswirkung störten, als auch die ethische Grundidee des Ganzen durch die bunte Bilderfolge zu verdunkeln drohten. Es bedarf für den aufmerksamen Leser wol nicht der besondern Erwähnung, daß der aus Noth gebundene Mazeppa nicht bloß die thausendfache Signette, sondern das ethische Symbol der Dichtung ist, das Symbol der wilden und blinden Leidenschaft, die ins Verderben stürzt. So spricht es Harpagna aus, welche gleichsam den Chor der Tragödie bildet. Die Gruppe, in deren Mitte sie steht, die Gruppe pflichtgetreuer und opferfreudiger Liebe, ist jetzt in

hellere Licht gerückt und hebt sich schärfer ab von den dämonischen Gestalten, deren tragischer Conflict sich im Vordergrund des Trauerspiels bewegt. Dem Urtheile der Kritik aber stelle ich die Entscheidung anheim, inwieweit meine gestaltende Kraft ausreichte, einen sittlichen Grundgedanken in lebendiger Handlung auszusprechen und ohne der historischen Grundlage, ohne dem vollständig-slavischem Colorit antreu zu werben, doch die alle Zeiten durchwaltende Nemesis zu skildern, welche der Ueberhebung des Menschen auf dem Fuße folgt.

Das Trauerspiel behandelt nicht jene erste bekannte Episode aus dem Leben des jungen Pagen, sondern das historische Auftreten des bereits gealterten Hetman, der in ehrgeizigem Aufschwung nach der Krone der Ukraine strebte und dieselbe durch den Abfall von seinem Zaren als Bundesgenosse des Schwedenkönigs zu erreichen suchte. Wie ihm nur die Wahl gelassen wird, den Vater der Geliebten dem Tode zu weihen, oder selbst als ein Opfer seiner unvollendeten Pläne zu fallen — das bildet im Stück den Höhenpunkt der dramatischen Krisis. Mazeppa entscheidet sich in blinder Leidenschaft glühenden Ehrgeizes für das erstere und trennt sich dadurch von der Geliebten, die, anfangs noch ehrgeiziger und hochstrebender als er selbst, sich jetzt von ihm abwendet, einen Theil seiner Getreuen von ihm losreißt und ihm zuletzt den Giftbecher credenzet. Es ist nicht das Thema der Byron'schen, sondern das Thema der Puschkina'schen Dichtung, welches hier mit in die dramatische Handlung verschlungen ist.

Gleichwol liegt auch die Jugendgeschichte Mazeppa's nicht ganz außerhalb des Rahmens der Dichtung. Sie ist eingefügt in Gestalt einer Erzählung, die aber kein müßiger Schmuck des poetischen Werks ist, sondern eine entscheidende dramatische Wendung zur Folge hat. Ein junger Pole, Kasimir, liebt Lodoiska, Mazeppa's Tochter. Mazeppa entdeckt, daß er der Sohn jenes Wojwoden von Lublin ist, der ihn auf das Ross gebunden und in die Wildniß gejagt hat. Er weigert ihm die Hand der Tochter, und um seine Weigerung zu motiviren, entrollt er das Bild jener vergangenen Schreckensscenen:

#### Mazeppa.

Ich war ein Pag' am Königshof zu Warschau,  
Und leicht und heitern Sinns! Bei Spiel, Gelag,  
Im Sonnenschein von holder Frauen Günst  
Schwand mir das Leben hin, ein Mastenherz,  
Ein süßer Rausch! — Da sah ich einst ein Weib  
Von andrer Art als rings die duft'gen Feen.  
Wie Flittergold erschien mir jeder Glanz,  
Der mich bisher geblendet, denn dies Weib  
Trug auf der Stirn des höhern Geistes Siegel.  
Aus seinen Augen blickte tiefer Ernst,  
Ihr Zauber ruhte festesad über mir!  
Im Traum und Wachen sah ich diesen Blick.  
Das ist das Unglück! rief es laut in mir;  
Das ist ein fremder, wunderbarer Geist,  
An Schönheit reicher als das helle Bild,  
Das blickt im Sonnenschein! Erloschen war  
Des Pächelns Zauber auf den will'gen Lippen,  
Gleichgültig schau' ich die gepriesnen Reize.  
Doch wie aus Tiefen unergründlich war  
Dies feurige Meteor mir aufgestiegen,  
Und meine Seele flog zu ihm empor,  
Ein Kar ins Nordlicht, in den trunken Himmel!  
Unsel'ges Weib, mißhandelt von dem Gatten,

Du tiefes, heil'ges Wunder der Natur,  
Verständnißlos misachtet — heiß entbrannte  
Zu dir die Liebe in des Jünglings Herzen.  
Und alle Bilder der berühmten Heil'gen,  
Märtyrertinnen mit dem Glorienschein,  
Bermischten sich vor meines Geistes Aug'  
Zu einem Bild vom reinsten Himmelsglanz,  
Das deinen Namen trug!

#### Kasimir.

#### O Lodoiska!

Wer so geliebt, kann Liebe nicht verstehen?

#### Mazeppa.

So glücklos und des höchsten Glückes werth!  
So denkend naht' ich ihr; sie neigte gnädig  
Ihr Aug' zu mir! Erst wollt' ich Hülf' schaffen,  
Errettung von unwill'ger Knechtschaft bringen;  
Doch sie mit ungeahnter Liebe Blut  
Flog mir ans Herz. Da schwanden alle Schranken!  
Fort, fort aus diesen Hallen — rief ich laut,  
Wo alles, alles an die Sünde mahnt,  
Aus der das Glück der Himmel stammt! Hinans,  
Wo kein Gesetz die freie Steppe kennt  
Als nur der Sterne Lauf, der Wolken Zug,  
Den stillen Wechsel ewiger Gewalten!  
Dort, eine wilde Blum' im Himmelssthan,  
Mag unsre Liebe freudig sich entfalten!  
Wir flohn — doch folgte der vorrathnen Flucht  
Der Räucher nach! Der Gatte holt uns ein —  
Da — o der Schmach — er ließ mich geißeln, geißeln  
Mit Ruthenstreichen vor dem ganzen Volk:  
Mit Striden binden auf ein wildes Ross.  
Ein Geißelhieb — der Renner bäumt und schäumt —  
Fort ging's in wilder Wuth! Dort droben tanz  
Der Mond am Himmel und der Sterne Reigen.  
Das Auge schloß ich, und mir war's, als würd'  
Im ungeheuern Lauf ich fortgerissen,  
Wie jene heimatlosen Feuerseelen  
Des Als, die durch die ew'gen Räume irren!  
Und so im Schwindel schien mir's oft: das war  
Mein Leben selbst — ein blinder, jäher Sturz,  
Der von der Wiege bis zum Grabe taumelt,  
Gefesselt an des dunkeln Stoffs Gewalt!

#### Lodoiska.

Das hielt ich für ein Märchen, da ich's niemals  
Von deinen Lippen hörte, nur von andern.

#### Mazeppa.

Der schnaubende Dämon trug mich rastlos weiter;  
Es peitscht' der Wald mich mit den thau'gen Zweigen,  
Ein Diener des Wojwoden, gnäd'ger noch  
Als er; denn diese Schmach sahn nur die Sterne!  
Rasch nahm sich die unheimlichen Genossen;  
Der Eule blödes Auge starrt mich an,  
Der Adler senkt sich aus den Lüften nieder,  
Und Unheil kündend schweben über mir  
Die Raben, die lebend'ge Reiche witternd!  
Gewürm und Schlangen zischen rings durchs Unkraut,  
Und aufgeschreckt vom Lärm der Kossaken  
Erhebt der Wolf sein schreckliches Geheul,  
Und ruft die Brüder wach in Wald und Schlucht!  
Mit glüh'nden Augen schnaubt der Schwarm herbei,  
Blutlechzend, gierig nach dem fetten Bild,  
Halb Ross, halb Mensch, ein traumhaft Fabelbild!  
Da saßt den Fesseln Entsetzen; angstvoll sträubt sich  
Die Mähne; er erzittert unter mir,  
Besleumigt fieberhaft den wilden Lauf!  
Und über Kiefernstämme jagt er fort,  
Und stürzt sich in den Strom, der, aufgeschreckt

Aus nächt'ger Einsamkeit, verdrießlich toß,  
Und doch die wunden Glieder kühlt! — Und als  
Der Morgen thaute, hell der Of' erglühete,  
Da naheten wir der Ukraine Grenzen.  
Fern wieherten die freigelassenen Heerden;  
Rein Kenner schwebte entgegen frohen Grüßes;  
Doch arge Qual ward mir dies Wiedersehen!  
Fremd war mir ihre Sprache und bedrohlich  
Der Freude Zeichen! Halb besinnungslos  
Bogst' ich der seltsamen Versammlung bei.  
Umweht von Schweiß und Mähnen, angeglotzt  
Von den krpallnen Augen, glaubt' ich mich  
In ein Dämonenreich versetzt, umringt  
Von seltsamen Gestalten, und mir schien  
Die eigne Seele solch ein wandernd Ding,  
Ein irrer Hauch — ein wüster Traum das Leben!  
Da kühlt' mein Kopf und meine Sinne schwand —  
Als ich erwachte, war ich frei von Banden,  
Sorgsam gepflegt in des Kosaken Hütte,  
Ein Fremdling in des eignen Volkes Mitte!

Daß Mazeppa selbst keine germanische Idealgestalt ist, muß zugegeben werden; es galt den Versuch, das slawisch-nationale Element in den Charakter mit aufzunehmen, so weit dies ohne Beeinträchtigung seiner tragischen Allgemeingültigkeit möglich war. Daher ist ihm Schlaueit und Verstellungskunst in reicherm Maße zugemessen, als sich vielleicht mit dem Begriff eines deutschen Helden im Leben und auf der Bühne vereinigen läßt. Es ist eine Konsequenz dieser Charakterzüge und einer Situation, die er sich geschaffen, ohne sie vollkommen beherrschen zu können, daß er sich zur grausamen Hinrichtung Iskra's entschließt, dadurch Matrena von sich losreißt und so die Leidenschaft der Liebe der Leidenschaft des Ehrgeizes zum Opfer bringt. Der dritte Act des Stücks enthält den oben erwähnten Höhenpunkt der Krisis, die höchste Spannung des dramatischen Conflicts, die Mazeppa's Verschuldung zu einer verhängnisvollen, ihm selbst verderblichen Konsequenz treibt und Matrena's Liebe in Haß verwandelt: eine jener Wendungen, die nach dem Aristotelischen Canon von höchster tragischer Berechtigung sind. Der vierte Act bringt die Peripetie, den durch Matrena's Auffachlung bewirkten Abfall der Saporoger; der fünfte die Katastrophe, die Schlacht bei Pultawa und Mazeppa's Vergiftung durch Matrena.

Eine Natur von gleicher slawischer Wildheit wie Mazeppa ist Peter der Große, aber er steht doch im Gegensatz zu ihm, weil er sie zu bändigen und auf große und berechnete Ziele hinzulenken weiß. So sagt er im ersten Act:

Ihr wißt, ich bin ein schlichter Zimmermann,  
Mit Art und Säge geh' ich fromm ans Werk,  
Im Schweiß des Angesichtes will ich schaffen.  
So war's in Saardam und so ist es heute!  
Dort war's ein Schiff mit Kiel und Deck und Masten,  
Heut' auf der Werfte liegt ein großes Reich,  
Das ich behau' und zusammenfüge  
In Gottes Schutz mit meines Armes Kraft.

Mazeppa.

Oa, schau' ich dir ins große Herz, o Zar.  
Steh' ich so klein daneben! Gütlich ist's,  
Ein Herr zu sein, zu schaffen, zu gestalten —  
Wir folgen deinem Stern!

Peter.

Im — nicht so ganz!

Denkt an den Don! O, ein Rebellengeist  
Bohnt in den Steppen — spricht, wie soll mein Arm  
Durch diese ungeheuern Wüsten reichen,  
Dies Volk, ein flüchtiges Gewöl, zusammenballen,  
Daß es im Strahle meiner Sonne glüht?  
Ein eisernes Gesetz muß drüber walten,  
Daß jeder säßt, er muß das Ganze halten!

Und wenn er im letzten Act nach der Schlacht bei Pultawa seinen von zwanzig Kugeln durchlöchernten Hut zeigt und sich als Oberst von seinen eigenen Generalen befördern läßt, so liegt in dieser freiwilligen Unterordnung eines Staatsoberhauptes, das einen militärischen Rang durch seine Leistungen erst verdienen will, der schärfste Gegensatz gegen die maßlosen Ueberhebungen eines nach der Krone strebenden Rebellen, der sie um jeden Preis, auch durch Verrätherei erringen will.

Rasimir und Lodoiska in ihrer edeln opferbereiten Liebe stehen von Haus aus in versöhnendem Contrast zu den Ueberstürzungen maßloser, zuletzt sich selbst vernichtender Leidenschaft. Der Versuch, in die priesterliche Gestalt der Harpyna einige jener Elemente zu verlegen, auf denen die dichterische Bedeutung des antiken Chors beruht, darf nicht auf den Ruhm der Neuheit Anspruch machen. Shakespeare's Vater Lorenzo vertritt das gleiche Princip. Derartige Gestalten dürfen natürlich im modernen Drama nicht gänzlich außerhalb der Handlung stehen, müssen aber eine Zeit lang, ehe sie in dieselbe eingreifen, ihr mit ruhiger Betrachtung gegenüberstehen. So zeigt sich Harpyna am Schluß des großen Monologs, der sonst wie ein Chorgefang ertönt, doch mit in die Geschichte des Helden verstrickt:

Mutter Natur, wie wüchst ein weiser Sinn  
In deiner Einsamkeit! Der Stern des Abends  
Nacht wieder mit dem jungen Morgen auf.  
Wir träumten eine ganze lange Nacht,  
Und eine bunte Welt flog auf und nieder  
Vor unsrer Seele, ja ein ganzes dunkles  
Verwornes Leben; aber nach dem Traum  
Winkt wandellos dasselbe Aug' des Himmels,  
Das golden seine Pforten uns erschloß,  
Und mahnt uns freundlich an das ewig gleiche  
Gesetz der Welt! O Harmonie da draußen,  
Berstärk' das Menschenherz! Dich such' ich, dich!  
Ich fühl' den Takt, nach dem die Sterne kreisen,  
Die Wipfel rauschen und das Lebensblut  
Des Alls durch tausend stille Pulse wallt,  
Ein ewig Reigen, Schweben, Sinken, Steigen,  
Und doch ein wandellofes Gleichgewicht!  
So sei dein Schlag, o Herz! Empfange stets:  
Nur eine Blume unter Millionen,  
Sie blüht und welkt, und drüber geht der Hauch  
Des Windes achlos; aber wie sie leimt  
Und wüchst und Blättchen treibt und sich ernährt  
Aus Erd' und Luft — das ist das Ewige;  
In ihrem Kelche ruht das Weltgeheimniß,  
Und regt sich's drin und weht ein Flöckchen Staub  
Von einem zarten Faden hin zum andern —  
Das ist die Schöpfung! Keine andre war's,  
Aus der die Sonnen trunken aufgefloßen,  
Und ihnen nach das heiße Menschenherz,  
Das eine flüchtige Secunde nur

Das Licht der Ewigkeit erwärmt!  
 Doch jener Stern, der goldnem Thau der Fröhe  
 Und rosigem Gemüth des Abends winkt,  
 Es ist der Stern der Liebe! Saust und heilig,  
 Am ew'gen Raß der Schöpfung großgezogen,  
 Soll sie der Jugend Herzen still durchglühn!  
 Dann wacht sie noch am Grab, wie an der Wiege,  
 Umfängt das Leben wie ein Sütterarm,  
 Der aus den Wolken greift! Ihr holden Kinder!  
 Euch wird, ich hoff's, das Rechte offenbar  
 Und eure Seele spiegelt jenen Stern!  
 So pfleg' ich, eine Priest'rin am Altar,  
 Zwei Flammen, die sich selbst und dann im Bund  
 Den Himmel suchen!

Eühne sei es mir  
 Für alte, dunkle Schuld! Einst irrte' auch ich  
 Auf jener Bahn der wilden Leidenschaft!  
 O Uebermuth des Menschen, der sich selbst  
 Mit seinen kleinen Zwecken lügt zur Seele  
 Der Welt und led' zerstört ihr Saitenspiel —  
 Ein Rab, aus dem Getrieb herausgerissen,  
 Das in den Abgrund rollt und dort zerschellt!  
 Du wilder Dämon, welcher alle Kronen  
 Der Erde häuft auf seine Stirn, der Lust,  
 Dem Stolz Altäre baut und unerfütlich  
 Wie ein verzehrend Feuer alles Glück  
 Der Welt im Sturm verschlingt — du streckst dich riesig  
 Und kannst doch nicht die kurze Spanne Zeit,  
 Die zugemessne, überschreiten! Ja,  
 Dich treibt kein Sturm, der ehrlich weiter braust,  
 Ein Wirbel nur, der dich im Kreise jagt!  
 Verklärstest sah ich diesen Dämon einst,  
 Und ließ mich schmieden an sein Feuerad!  
 Jetzt weilt mein Aug' mit unnenbarer Wehmuth  
 Auf seinem irren Gang. Nicht hemmen kann  
 Ich ihn, nicht retten — mir zerreißt's das Herz.  
 Oft wachst es wieder auf, das alte Feuer,  
 Und selig scheint mir's, selig, hinzuerstben  
 In einer großen Schuld! Fort, fort, fort!  
 Der ew'ge Aether hält mich rings umfassen,  
 Ich tauch' das Haupt in seinen reinen Glanz!  
 Frei über Licht und Schatten will ich schweben,  
 Dem Einen nicht, dem All gehört mein Leben!

Das dritte Bändchen der „Dramatischen Werke“ enthält das Lustspiel „Die Diplomaten“. Dem Nachwort zufolge ist dasselbe

am berliner Hoftheater, in Breslau, Königsberg und an mehreren andern Bühnen zur Aufführung gekommen. Es erscheint in seiner jetzigen Gestalt nicht ohne wichtige Aenderungen. Die Schlussscene des zweiten Actes ist in anderer Weise motivirt und durchgeführt, die etwas verwickelte Intrigue in ihren Hauptknotenpunkten schärfer hervorgehoben, der Dialog durch frischere und schlaghaftere Wendungen bereichert worden. Die ironische Tendenz des Stücks tritt wol aus der Handlung selbst so klar zu Tage, daß sie hier nicht weiter hervorgehoben zu werden braucht.

„Pitt und Fox“ ist mehr ein Charakter-, „Die Diplomaten“ sind mehr ein Intriguenlustspiel, welches im Verlauf einer vielfach verschlungenen Handlung nachzuweisen sucht, wie die Diplomatie oft nur die Kunst der feinen Mißgriffe ist, wie die Diplomaten mit großem Aufwand von Schlaueit und Geist oft nur gegen sich selbst intriguen und dann wieder durch einen glücklichen Zufall ohne ihr Verdienst erreichen, was sie eigentlich durch ihre ganze Kunst verschertzt haben. Die Handlung spielt am Hofe König Philipp's V. von Spanien, und die beiden Helden

des Stücks sind der niederländische Gesandte Ripperda, der einen Handelstractat mit dem Hofe von Madrid durchzusetzen sucht, und der Ministerresident von Parma, Alberoni; jener einer der leichtlebigen und unternehmungslustigen Diplomaten, welche ihre Siege im Sturm zu erringen suchen, dieser ein sich in komischen Pazzi und verschlagenen Streichen gefallender Schlaupopf, und dabei ein Gourmand und Meister der Kochkunst. Beide haben ernste Zwecke im Auge, aber sie verfolgen dieselben mit frivolen Mitteln. Die Prinzessin von Parma, deren Ehe mit dem König Alberoni durchzusetzen sucht, kommt selbst incognito nach Spanien, um den König persönlich kennen zu lernen, ehe sie ihm Hand und Herz reicht. Ripperda will durch die Hülfe dieser Schönen die Prinzessin von Parma aus dem Felde schlagen, er will den König durch sie beherzlichen, Alberoni dagegen will sie, da sie die ihm für die Prinzessin gefährlich scheint, ungefährlich machen, indem er sie mit Ripperda vermählt. Beide schleichen verkleidet, ohne voneinander zu wissen, als Beichtiger auf das Schloß, wo sich Elisabeth befindet.

Ripperda hat seinen Sturm auf die Prinzessin bereits gewagt, als Alberoni eintritt:

Siebenter Auftritt.

Alberoni (als Vater). Ripperda.

Ripperda (tritt zurück). Zu spät!

Alberoni. Wie? Schon ein Stellvertreter hier? Aber der Fra Lorenzo hatte mich doch ausdrücklich beauftragt...

Ripperda. Pax vobiscum!

Alberoni. In aeternum! Euer Ehrwürden haben wol schon die Beichte abgenommen?

Ripperda. Allerdings, bei der jungen Sennora! Mein Gott, das arme Kind hatte wenig zu beichten. Die Alte dagegen ist offenbar viel ergiebiger — die hab' ich Ihnen aufgehoben!

Alberoni (für sich). Ich begreife nicht, mit welchem Rechte — wie? seh' ich recht? — es ist wol nicht möglich...

Ripperda (für sich). Dies irae, dies illa — es ist der Abbe!

Alberoni (für sich). Was hat er in aller Welt nur hier zu suchen!

Ripperda (für sich). Aeußerst störend! — Ueberall drängt er sich ein...

Alberoni (für sich). Der gute Niederländer intriguit! Das hatt' ich ihm nicht zugestaut!

Ripperda (für sich). Sie ist ihm gewiß im Wege! Er hat gute Spione!

Alberoni (für sich). Seine Spitznase ist nicht ganz schlecht — ich lauge an, ihn zu achten!

Ripperda. Herr Abbe Alberoni!

Alberoni. Herr Baron von Ripperda.

Ripperda. Pax vobiscum...

Alberoni. In aeternum — dürst' ich wol fragen, welche wunderbare Flügung des Geschickes die Excellenz aus den Niederlanden gewungen hat, zu einer so fremdartigen Verkleidung ihre Zuflucht zu nehmen?

Ripperda. Dies Kleid ist mir nicht fremdartiger, als vielen andern, die es mit größerem Rechte tragen. Ich darf wol die gleiche Frage an Sie richten...

Alberoni. Ich bin in meinem Wirkungskreise; aber Sie, mein Freund...

Ripperda. Wie können Sie von mir Vertrauen verlangen, nachdem Sie mich in einer so groben Weise getäuscht! — Die Niederländer wissen jetzt, wie sehr sie auf Ihre Freundschaft



zu rechnen haben; sie wissen jetzt, daß sich Alberoni nicht bestechen läßt — wenn er auch das Geld ruhig einkassirt. Ein neuer Aristides — unerschütterlich, tugendhaft. — Keine Festung ist unannehmbar, sagte Philipp von Macedonien, zu der nur ein mit Gold beladener Esel Zutritt hat. Wir Niederländer haben uns sehr getäuscht, als wir die Rolle dieses Thieres übernahmen. Das Gold ist in der Festung, aber sie trotz uns noch immer unbesezt! Es geht nichts über solche Grundzüge — ich mache Ihnen mein Compliment, Abbé!

Alberoni. Die Wahrheit zu sagen — ich verstehe Sie nicht!

Ripperda. Wie? Ein so feiner Verstand wie der Ihrige, zugespißt nach allen Regeln der Scholastik, ein Verstand, dem man eine so handgreifliche Täuschung, die einer Herausforderung ähnlich steht, gar nicht einmal zugetraut hätte? Welche Gründe konnten den Abbé Alberoni bestimmen, so früh die Maske abzuwerfen? Das ist ein Stoff zum Nachdenken in schlaflosen Nächten, aber ich schlafe vorzüglich und bedaure daher, die Dunkelheiten in den Motiven so großer Männer nicht entsiffern zu können.

Alberoni. Es ist das Unglück bedeutender Charaktere, daß man eine Bedeutung sucht in ihrem harmlosesten Thun. Fast könnte ich mir schmeicheln, so überschätzt zu werden, während ich in Demuth besinnen muß, daß ich oft nichts bin als ein plumper Spaßmacher.

Ripperda. Wie? Und es wäre bloß ein Fastnachts-scherz gewesen, daß Sie mir die Gegenwart der Prinzessin Orsini...

Alberoni. Oaha — mein Freund — nur sachte, mein lieber Freund, keine Ueberreibungen! Ich wollte Sie nächster Tage besuchen, um mir für diesen Scherz Ihre Verzeihung auszuwirken, Sie müssen mich nur erst näher kennen lernen! Die Menschen kommen mit seltsamen Organen zur Welt. Der eine hat ein Diebesorgan und muß stehlen, so gut, wie ein anderer ein dichterisches Genie ist und ein dritter ein großer Mathematiker. Das ist alles Talent, und die Tugend ist das größte; doch auch zum Laster gehört unelengbare natürliche Begabung. Der Mensch kann nicht gegen die Sterne kämpfen, am wenigsten gegen die Sterne, die (auf die Stirn zeigend) hier an seinem eigenen Firmamente strahlen. Nun bin ich mit meinem unübersehblichen Pange zum Spaßmacher, zum Possenreißer, zu tollen Lazzis geboren und hätte mich nicht der Zufall in eine andere Laufbahn geworfen — Sie würden mich unzweifelhaft als Bajazzo im Circus angetroffen haben.

Ripperda. Das ist wol möglich! Wenigstens besitzen Sie das Talent jener Bajazzos, immer wieder aufzuheben, wenn man mit Recht glaubt, Sie hätten den Hals gebrochen.

Alberoni. Ganz recht. Sie müssen also Nachsicht haben mit diesen kleinen Capricien, die mir alle meine Freunde verzeihen! Ich wollte — ich mußte dem Uebermuth der Orsini eine kleine Lektion erteilen — Sie waren der Mann dazu!

Ripperda. Wie? Und dabei konnten Sie vergessen, daß Sie alle meine Interessen, alle Interessen der Niederlande...

Alberoni. Lassen Sie mich ausreden! (Für sich.) Man muß die Wahrheit immer sagen, wenn sie einem nicht geglaubt wird. (Laut.) Sie würden ein Recht haben, sich zu beklagen, daß ich Sie, Ihren Auftrag, Ihre Angelegenheiten vernachlässigte, wenn es sich in der That in diesem Augenblick noch um den Einfluß der Prinzessin Orsini handelte...

Ripperda. Wie? Was sagen Sie?

Alberoni. Ich arbeite im geheimen an dem Sturze der Prinzessin. Kommt die Seirath mit Elisabeth von Parma zu Stande — so fällt die Orsini.

Ripperda (für sich). Er hält mich doch für sehr leichtgläubig! Diese groben Lügen...

Alberoni. Wozu also noch die vielen Ceremonien, die Bemühungen, jene übermüthige Prinzessin zu gewinnen? Viel besser, schon jetzt ihr Schach geboten — dann steigen die Actien

unserer Zukunft. Ich habe Sie jetzt in mein Geheimniß eingeweiht, mein ganzer Fehler war, daß ich es früher nicht schon gethan. Den kleinen Scherz verzeihen Sie mir gewiß...

Ripperda (für sich). O die Schlangel! Wie er sich windet...

Alberoni. Wir müssen zusammenhalten, Baron! Ich habe Ihnen jetzt mein vollstes Vertrauen geschenkt, ich bitte Sie, es zu erwidern. Es könnte bald die Zeit kommen, in der ich meine unscheinbare Rolle mit einer wichtigern vertauschte.

Ripperda (für sich). Nur zu wahr, das gerade muß verhindert werden, ich schaue dir jetzt in die Karten...

Alberoni. Mit mir steigen die Actien der Niederländer, mit mir fallen sie! Wer sonst an diesem Pose würde sich Ihrer annehmen? Ich aber (flütern) zahle das Kapital mit Zinsen zurück, sobald Elisabeth den Thron bestiegt.

Ripperda (für sich). Leere Worte — ich kenne jetzt eine lautere bessere Quelle!

Alberoni. Also — offen, mein Freund — kann ich Ihnen dienen — ich bin bereit! Nur müssen Sie mir bedenken, was diese Kleidung bedeutet!

Ripperda. Und Sie können fragen? Ihr Scharfblick hat das nicht im ersten Augenblicke erkannt? Sie wissen, ich liebe ein fröhliches Leben! Die Angelegenheiten des Staats zu betreiben, das ist mein Handwerk; aber zu leben, das ist meine Kunst! Mein empfängliches Herz erglüht so leicht, und in diesem Lande der Schönheit treten Tizian's Bilder ins Leben! Mit einem Worte — ich liebe!

Alberoni. Ihr Herz scheint allzu empfänglich — da auch schon jene kleine Juanna...

Ripperda. Vorpussengeschichte — nichts weiter! Amor als Tirallieur — jetzt erst liefert er mir die Hauptschlacht! Ich bin hingerissen, entzündet! Denken Sie sich, diese kalten, holländischen Schönen, diese harlemer Tulpen, bei denen man nur nach dem Preis der Zwiebel fragt, diese dufflose Fälle — in solchen nordischen Gärten mußte bis jetzt mein liebendes Herz botanisiren. Hier im Zauberlande des Südens — dies glühende Colocit, diese bedeutenden Blüthe — und der Zufall führt die Schönste mir entgegen! Eine Rose der Alhambra, ausgeblüht in Granadas Sonne — eine üppige Andalusierin, feurig wie der Wein auf den Hügel von Xeres! Da schlägt mein Herz — meine Pulse schiebern — Ein Gedanke nur quält mich bei Tag und Nacht — o Sie kennen das nicht, Abbé — es ist ein seliger Rausch; aber man vergißt die Welt und seine Pflicht!

Alberoni. Und das ist also die Nichte unserer Herzogin?

Ripperda. Sie ist es! Darum sehen Sie mich in dieser Kattel! Kein Mittel verschmähe ich, um zum Ziele zu gelangen. O sie ist schön, entzündend schön...

Alberoni. Im Stil des Tizian oder Rafael?

Ripperda. In ihrem eigenen! Ein unbefreiblicher Reiz umschwebt sie. Lassen wir das, lassen wir das, Abbé! Ein Amoroso ist der unbrauchbarste Mensch von der Welt!

Alberoni (für sich). Der gute Niederländer scheint mir in der That verklebt zu sein...

Ripperda (für sich). Wie unglaublich rosch diese Spürhunde auf jeder Fährte sind!...

Alberoni (für sich). Das ist ja gut — das ist das Beste, was uns begegnen konnte!

Ripperda (für sich). Nun wird es Zeit, daß ich mich empfehle!

Alberoni. Und Sie lieben glücklich?

Ripperda. Ich wage es zu glauben.

Alberoni. Haben Sie Beweise?

Ripperda. Sie fragen noch — sie hat mir gebeichtet.

Alberoni. Und doch — Sie haben einen gefährlichen Nebenbuhler. — Ich bin in der vortheilhaftesten Lage, Ihnen wieder einmal die Wahrheit sagen zu können, die lautere Wahrheit, Ihnen einen neuen Beweis meines Vertrauens zu geben. Ihr Nebenbuhler ist der König!

Ripperda. Ich falle aus den Wolken!

**Alberoni.** Das glaub' ich gern! Doch Sie könnten leicht aus allen Ihren Himmeln fallen. Unter uns gesagt — dies lyrische Intermezzo, diese kleine Idylle ist bei der Gemüthsstimmung des Königs nicht ohne Gefahr für unsern Plan. Solch eine schäferliche Laura könnte der Heirath im Wege stehen, an der unser aller Glück hängt. Sub sigillo — deshalb bin ich ja hier, ich muß diese bedenkliche Schönheit aus dem Wege räumen, koste es, was es wolle. Sie haben mir die Mühe erspart, Erkundigungen einzuziehen, und in Ihrer Hand liegt das Mittel, das uns alle rettet — Entführen Sie doch das Mädchen!

**Ripperda** (für sich). Jetzt kommt der bittere Beigeschmack. (Laut.) Das geht nicht...

**Alberoni.** Mein Gott — das ist ja eine Kleinigkeit! Dies alte Schloß — ein paar Leitern — der Balkon liegt auch recht vorthellhaft — Mondschein ist fast immer in Spanien vorhanden — wer wird so viele Umstände machen?

**Ripperda.** Aber — Sie vergessen — der Ruf des Mädchens, ihre Ehre, ihre Familie...

**Alberoni.** Freilich, wenn Sie noch nicht weiter mit ihr gekommen sind, wenn Sie noch so viele Rücksichten nehmen müssen — man ist hierzulande sonst nicht so ängstlich mit den Herzensangelegenheiten. Indes — wenn es sein muß, wenn Sie eben eine recht ernste Neigung hegen, die für ewige Jahre Dauer verspricht — nun so heirathen Sie das Mädchen doch!...

**Ripperda** (bei Seite). Das wird immer besser...

**Alberoni.** Ich werde selbst bei der Tante für Sie anhalten, es ist die beste Gelegenheit.

**Ripperda.** Ich bitte Sie, halten Sie ein — Sie wollen mich kopfüber in eine Ehe stürzen...

**Alberoni.** Das ist die beste Art, wie man hineinkommt!

**Ripperda.** Ein schwerer Entschluß — das geht nicht im Fluge...

**Alberoni.** Bittere Pillen muß man rasch hinter sich kluden...

**Ripperda.** Aber ich sehe nicht die Nothwendigkeit ein...

**Alberoni.** Es handelt sich um Ihr Lebensglück...

**Ripperda.** Allerdings! O wenn es möglich wäre — aber ich muß mein Lebensglück auf solider Grundlage aufbauen!

**Alberoni.** Das zu beurtheilen ist freilich Ihre Sache. Kommen Sie — der Moment entscheidet...

**Ripperda.** Oft zum Schlimmen!

**Alberoni.** Man muß alles in der ersten Begeisterung thun — darauf beruht das Genie der That.

**Ripperda.** Ich besitze durchaus kein Genie, ich verzichte darauf — ums Himmels willen, so gönnen Sie mir doch Ueberlegung!

**Alberoni.** Ich begreife Sie nicht — ein so freundschaftliches Anerbieten...

**Ripperda** (bei Seite). Es ist zum Verzweifeln! (Laut.) Ich bin Ihnen dankbar — ich bin keinem Menschen jemals so verbunden gewesen...

**Alberoni.** Ich führe Sie hin.

**Ripperda.** In diesem Kosmos?

**Alberoni.** Es beweist Ihre Liebe!

**Ripperda** (für sich). Zum Verzweifeln, mein Sträuben verräth mich! (Laut.) Ich kann das Mädchen nicht in Verlegenheit stürzen...

**Alberoni.** Pah — diese Verlegenheit läßt sich jede gern gefallen — ein Heirathsantrag des Geliebten...

**Ripperda.** Sie bemühen sich unendlich für mich.

**Alberoni.** Wenn es so wenig kostet, meinen Freund glücklich zu machen...

**Ripperda.** Lust! (Sich den Schweiß abtrocknend.) Ich verspreche es Ihnen, ich heirathe das Mädchen, ja, ich werde sie heirathen, wenn ich nämlich die Einwilligung bekomme. Aber wir müssen alles erst erwägen, besprechen — ich muß meine Verhältnisse ordnen, ich muß mein Testament machen — lieben,

ja, das ist herrlich, aber heirathen ist doch keine Kleinigkeit. — Kommen Sie!

**Alberoni.** Hierher — hier Rhodus, hier salta!

**Ripperda.** Nun, so zerbrechen Sie alles, mein Glück, meine Liebe, durch Ihre Boreiligkeit!

**Alberoni.** Wir sorgen für die Aussteuer.

**Ripperda.** Auch das noch...

**Alberoni.** Sie wird ein kleines Peru im Hanf haben.

**Ripperda.** Ihm Sie, was Sie wollen — ich ziehe vor meinem Glück — es überwältigt mich. Leben Sie wohl, Abbi! — ich vermünsche Sie! (Wilt nach der Thüre.)

**Alberoni** (ihm nach). Halt, halt, halt! Ich trag das Corpus delicti zur Hand haben — ich lasse Sie nicht. (Er sieht Ripperda, der schon die Thüre erreicht, an der Hand.) Bedenken Sie das Glück Spaniens!

**Ripperda.** Und Sie — die Freiheit der Niederländer! (Die Thüre öffnet sich, der König tritt ein; beide fahren erschrocken zurück.)

Ein ernsterer Zug kommt in das Lustspiel, dem durch die joviale Nonchalance von „Pitt und Fox“ fehlt, durch die Gestalt der Desini, deren Sturz im letzten Act nicht ohne tragische Elemente ist, welche über die ironische Haltung des Stücks hinausgehen.

Rudolf Gottschall.

(Der Beschluß folgt in der nächsten Nummer.)

## Zur Sprichwörterliteratur.

(Beschluß aus Nr. 50.)

2. Deutsche Rechtsprüchwörter unter Mitwirkung der Professoren J. L. Bluntschli und R. Maurer gesammelt und erklärt von Eduard Graf und Mathias Dietherr. Nordlingen, Beck. 1864. 8. 3 Thlr. 5 Mgr.
3. Preussische Sprichwörter und volkstümliche Lebensarten. Gesammelt und herausgegeben von H. Frischbier. Zweite, vermehrte Auflage. Nebst Anhang, enthaltend drei Entwürfen über die erste Auflage des Werks. Berlin, Th. Enslin. 1865. 8. 1 Thlr.
4. Sprichwörterlese aus Dürhard Walbis mit einem Anhang: Zur Kritik des Kurzschon D. Walbis und einem Verzeichniß von Melanchthon gebräuchter Sprichwörter von Franz Sandvoss. Friedland, Richter. 1866.

Die „Deutschen Rechtsprüchwörter“ (Nr. 2) begegnen uns in dem Werke Graf's und Dietherr's in überraschender, ja fast erdrückender Fülle. Es ist ein schönes, von Jakob Grimm schon längst gewünschtes Werk, dem deutschen Volke sein eigenes Recht, wie es in Sprichwörtern ausgeprägt ist, zu geben. „Es gibt zwar alte Rechtsprüchwörter-Sammlungen“, sagt die Vorrede, „aber jede derselben spricht zu römisch gebildeten Rechtsgelehrten, die meistens überdies in römischen Formen, und ein deutscher Wagen kann, wie das Sprichwort sagt, nur deutsche Last tragen.“

Der Stoff ist nach juristischen Materien vertheilt, so daß jedes Wort schon durch seine Stellung dem Verständniß näher gebracht ist. Zusammenfassende Erläuterungen, zugleich Zeugniß außerordentlicher Befanntschaft mit dem deutschen Rechte, reihen sich an die einzelnen Abschnitte. Der Begriff des Sprichworts ist hier freilich ziemlich weit gefaßt.

Auf den reichen Inhalt und die Behandlungswirk des auch von Wander reichlich herangezogenen Buchs des Näheren einzugehen, muß Referent sich versagen; es würde

das Sache eines sehr tüchtigen Juristen sein müssen. Ich glaube aber aussprechen zu können, daß nicht bloß der Jurist, sondern jeder Freund deutschen Volkstums, daß der Sprachforscher und der Publicist mit Freude und wahrem Nutzen das Buch in die Hand nehmen werden. Für den durchgebildeten Juristen aber muß es das interessanteste Repetitorium sein, und es wird nicht leicht einer sein, für den es nicht auch zugleich ein Repetitorium wäre.

Hauptstück I: „Recht und Gesetz“, enthält folgende Unterabtheilungen: 1) Rechtsbegriff (bis Nr. 114); 2) Gewohnheit (bis Nr. 196); 3) Gesetz (bis Nr. 234); 4) Mannichfaltigkeit der Rechte (bis Nr. 254); 5) Widerstreit der Rechte (bis Nr. 286).

Hauptstück II behandelt in 252 Artikeln die „Stände“: Kaiser und König, Adel — ein sehr interessantes Kapitel —, Freiheit und Eigenschaft, Dienstleute, Fortpflanzung. Hauptstück III: „Sachenrecht“: Arten von Sachen, Almende (Wald und Weide), Gemeinde, Wirthschaft, Leihe, Nachbarschaft, Gewere, Besitz, liegendes Gut, Fahrhabe, Pfandreht, Realasten, Regale (402 Nummern).

Diese Inhaltsübersicht über die drei ersten Hauptstücke wird dem Kundigen schon andeuten, was er erwarten kann. Die übrigen Hauptstücke sind: IV. „Familienrecht“; V. „Erbrecht“; VI. „Gebirge“; VII. „Das Ungericht“; VIII. „Gericht“; IX. „Staatsrecht“; X. „Kirchenrecht“; XI. „Lehnrecht“.

Als Probe der Behandlung wähle ich S. 169 ein Stückchen, von der rechtlichen Stellung der Kinder, das wol auf allgemeines Interesse Anspruch hat:

Eine besondere Pflicht der Aeltern und insbesondere des Vaters, als des Hauptes in der Familie, erscheint neben der Nahrung und Pflege die Erziehung: „Die Kinder sind in Banden und Fesseln des Vaters“; und „Wer einen in Fesseln hat, der muß dafür antworten“, d. i. der Vater, falls er seine Aufsicht vernachlässigt; „was aber ein Bastard, ein uneheliches Kind, verbricht, das gelten die Mägen der Mutter und nicht des Vaters.“

Aus den Rechten der Erziehung und der damit im Zusammenhang stehenden Haftbarkeit des Vaters für die Fehler seiner Kinder folgert sich von selbst sein Züchtigungsrecht: „Der Vater muß die Kinder ziehen, bis sie sich selbst erkennen“, und im gleichen Sinne: „Bis zum Aufgange der Bescheidenheit soll die Ruthe der Kinder Wissenheit zwingen“, und zwar ohne allzu große Nachsicht, wozu der Spruch die Aeltern mahnt: „Die Ruthe nur macht fromme Kinder“, „Was aber dem Besen (d. i. der Ruthe) entrinnt, das findet seine Grabstätte am Galgen.“

Unter sieben Jahren soll aber auch bei schweren Vergehen der Kinder keine öffentliche Strafe stattfinden; es genügt die Zucht der Aeltern, und deshalb thut das Recht der Kinder Thorheit Gnade. Selbst über sieben Jahre hinaus soll das Kind mit der öffentlichen Strafe des Gerichts verschont bleiben, solange die Bescheidenheit ihm mangelt, d. h. das klare Bewußtsein des Unterschiedes zwischen Recht und Unrecht. Die Frage, ob das Kind diese Bescheidenheit besitze oder nicht, wurde auf sinnreiche Art gelöst: Hat ein Kind das andere erschlagen, so nimmt der Richter das lebende und führt es vor die Leiche; dort hält er ihm in der einen Hand einen Pfennig, in der

andern einen Apfel entgegen: greift das Kind nach dem Apfel, so ist es frei, denn wie Freidank sagt:

Ein Kind nimmt ein gefärbtes Ei  
Für ungefärbter Eier zwei —;

greift es aber nach dem Pfennig, dann hat es die Jahre der Bescheidenheit erreicht und es ergeht das Gericht darüber.

Die Haftbarkeit des Vaters für die Fehler seines Kindes dauert aber nur so lange, als dieses das keusche Brot nach Hause bringt, d. h. unverehelicht in Mundschafft und Gewer des Vaters sitzt; darum soll auch das Kind unweigerlich Gehorsam leisten: „Ein jeglich Kind, das noch im Vaterhause ist, soll wissen, daß ihm der Kaiser gesetzt hat, dem Vater zu seiner rechten Bescheidenheit (in allen rechten Dingen) folgsam zu sein, ob es auch schon erreicht habe die Jahre der Bescheidenheit.“

Die Belege, die selbstverständlich überall reichlich gegeben sind, sind hier fortgelassen.

Wir scheiden für jetzt von dem Buche mit einer recht warmen Empfehlung an alle, die sich für deutsche Rechts- und damit auch Culturzustände und ihre Geschichte interessieren, und das sollte ja doch jeder, der wirklich gebildet sein möchte.

Das Buch Frischbier's: „Preussische Sprichwörter“ (Nr. 3), hat eine gewisse Celebrität durch den wunderbaren Proceß erlangt, der ein eigenthümliches Streiflicht auf die Preßzustände im 19. Jahrhundert wirft. Die zweite Auflage ist bedeutend vermehrt, und diese Vermehrung ist möglich geworden durch die überaus rege Theilnahme, die in der Provinz Preußen durch die erste angeregt wurde.

Ueber die Bedeutung solcher landschaftlichen Beiträge spricht sich trefflich Professor Zacher in seinem höchst braven Gutachten aus, das denn wol den Anklägern des Buchs die Schamröthe ins Gesicht getrieben haben wird:

Fünftehalbjährige Verwaltung des Oberbibliothekariats und der neugegründeten Professur für deutsche Sprache, Literatur und Alterthumswissenschaft, an der Universität Königsberg — so beginnt Zacher's Gutachten —, hat mir reichliche Gelegenheit geboten, mit Bedauern zu bemerken, wie erstaunlich wenig in der Provinz Preußen für die vaterländische Sprach- und Alterthumswissenschaft geleistet worden, wie gering dort noch die Anzahl derjenigen ist, welche eine genügende Kunde besitzen von der gegenwärtigen Beschaffenheit und Bedeutung dieser Wissenschaft, von ihrem Umfange, ihren Zielen, Mitteln und Methoden. Andererseits aber konnte ich auf Tritt und Schritt gemahren, welche Fülle mannichfaltiger Volksüberlieferung sich dort noch erhalten hat, die nur des kundigen und treuen Sammlers harret, um für die Wissenschaft gerettet und fruchtbar gemacht zu werden, bevor der mit den Eisenbahnen nun endlich auch dorthin vordringende große Weltverkehr sie unwiederbringlich fortshawemmt. Pflichtgemäß habe ich denn auch nicht verabsäumt, nach Möglichkeit zunächst in den Studirenden ein wissenschaftliches Verständniß dieser Dinge zu wecken, sie namentlich auch auf die Wichtigkeit und Dringlichkeit solcher methodischen Sammlungen hinzuweisen und ihnen vorzuführen, was in dieser Beziehung überall anderwärts in Deutschland bereits geschehen ist und noch geschieht.

Ich schließe mich im ganzen dem anerkennenden Urtheile Zacher's in Betreff dieses Buchs an, theile jedoch die hier und da hervortretende Manier, irgendeine, noch

dazu meistens gemachte Geschichte apropos eines Sprichworts vorzubringen, in dem Wahne, damit den Ursprung desselben gegeben zu haben. Dabei begegnet denn natürlich, daß ein Sprichwort des Alterthums oder gar ein biblisches Wort in Dingesda Anno so und so viel erfunden ist. So finden wir Frischbier S. 6 zu „Ant gibt Rappen“ aus Pfanksi ganz gläubig mitgetheilt, daß dieses Wort zwischen 1470—77 von einem Ordensbruder, dessen Name sogar genannt wird, erfunden sei und sich dann „auch außer Preußen verbreitet“ habe, da doch der gute Mensch, wenn er sich auf das Wort berief, schon wußte, daß er ein „altgesprochen Wort“ vorbrachte. Komisch ist dabei, daß Wurzbach dieselbe Geschichte von einem Hofnarren Albrecht's, des ersten Herzogs aus dem Hause Brandenburg, herkommen läßt. Wander (Sp. 72) weiß wieder eine andere Geschichte über die „Entstehung“ dieses Worts. Da heißt der Narr Klaus von Kamsät und dient dem kaiserlichen Ernst von Sachsen. Was soll nun all solches Zeug?

S. 28 ist offenbar statt „Stürzen kerlen“ zu lesen „Stürzenkerl“, d. i. Stürz den Kerl, einer der vielen imperativischen Namen. Nr. 407 bestätigt das oben über das „Vod schießen“ Gesagte. Nr. 1755 ist wol nicht „Hundsnoten“, sondern „Hundsloiden“ zu schreiben. Den 4197 Nummern folgen einige litauische und masurische Sprichwörter und Dedenschriften der königsberger Kaufmannsbörse von 1629.

Wer Sprichwörter sammelt und bespricht, kann, wie schon Agricola wußte, nicht allweg Seide spinnen; es läuft da manches grobe, manches rohe und unflätige Wort mit unter. Sprachlich ist jedoch kein Wort ohne Interesse, und die Wissenschaft hat getreu das vorhandene zu registriren. Für Mädchenpensionate hat denn auch Frischbier sein Buch nicht bestimmt. Das unter Nr. 4 zu erwähnende Büchlein führt S. 158 die Worte Melancthon's an:

*Germani habent talia dicta Comica vel Cynica, grobe figuras, sumptas a stercore, quas tradiderunt tantum, ut propter absurditatem essent magis familiaria, ut altius inconsiderent in memoriam, quia admiratio et absurditas commendat ea memoriae.*

Referent muß es billig andern überlassen, zu sagen, ob er zu etwas ganz Unnützem übergehe, wenn er schließlich einem eigenen Opusculum: „Sprichwörterlese aus Burkhart Waldis“ (Nr. 4), hier ein Wort widmet, jedenfalls hat er für diese Freiheit die Nachsicht der Leser zu erbitten.

Wenn für die Sammlung und Erforschung des deutschen Sprichworts in erster Reihe noch immer die ältern Sammler stehen, so ist das bei dem gegenwärtigen Umfange unserer Kenntniß des ältern Schriftthums natürlich und bei der Reichhaltigkeit dieser die einzelnen Rinsale zusammenleitenden Ströme vor allem andern ergiebig, aber man darf nicht vergessen, daß jene doch nur Vorarbeiten, nicht in wissenschaftlichem Sinne Quellen heißen können, daß zu allen Zeiten Quelle nur der unerschöpfliche Vorn des Volksmundes selber und aller solcher Schriftsteller Rede ist, die ihm zu entschöpfen wußten.

Ein solcher ist gewiß Burkhart Waldis. Es wird sich ziemen, ihm seine Kunde vom deutschen Sprichworte wieder abzufragen, einer Kunde, die er dem Mutterwige des wohlgekannten Volks, des ungelehrten aber auch unverbildeten, verdankt; und wenn, wie zu hoffen steht, das Ergebniß dieser Lese sich als ganz erklecklich erweist und die lebendige, weil angewandte Fülle größern Reiz bietet als die mit allerlei moralisirendem Weinwerk einregistrierten Sprüche und Redensarten oftmals misdentender Sammler, so mag allgemeinere und mit mehrerer Ruhe beglückte Arbeitslust sich aufgelegt fühlen, das ganze Meer der ältern Sprachdenkmäler, besonders auch derer des Reformationszeitalters nach diesen Perlen zu durchsuchen, auf daß ein historisch und dadurch erst wissenschaftlich geordneter Schatz allmählich sich ansammle, der in den meisten Fällen des Agricola, des Seb. Frand, Tappin oder Lehmann getrost entzihen könnte, ja für ihre Dunkelheiten Licht, für ihre Mängel an Verständniß Aufklärung, für ihre Willkür Zurückführung des Echten bieten würde, zugleich eine köstliche Bereicherung des deutschen Wörterbuchs wäre. Bevor diese große Durchmusterung, die mit Hülfe der Arbeitstheilung sich ermöglichen ließe, nicht wenigstens in Betreff der bedeutendsten Schriftsteller vorgenommen sein wird, kann an ein wissenschaftliches Sprichwörterbuch nicht gedacht werden. Zu einem solchen möchte die „Sprichwörterlese aus Burkhart Waldis“ einige Handreichung leisten. Bei der Gelegenheit hat Kurz, der neueste Herausgeber des Burkhart Waldis („Deutsche Bibliothek“, Bd. 1 und 2), in vielen Fällen rectificirt werden müssen; ob dies in der gehörigen Form geschah, darüber mögen Einsichtige befinden. Franz Sandvoss.

### Eine Kritik der deutschen Geschichtsquellen.

Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Von B. Wattenbach. Zweite umgearbeitete Auflage. Berlin, Verlag. 1866. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Die erste Bearbeitung dieses Buchs erschien 1858, und der Verfasser darf in dem Vorwort zu dieser zweiten Auflage mit vollem Rechte sagen, daß es einem dringend empfundenen Bedürfnis entgegengekommen ist und eine sehr günstige Aufnahme gefunden hat. Es war nachgerade ein unerträglich Zustand auf diesem Felde der Wissenschaft eingetreten. Eine ganz neue Methode der Kritik und Herausgabe der Quellen hatte alle früheren literarchistorischen Hilfsmittel unbrauchbar gemacht, aber nirgends konnte der nun zu diesen Studien Herantretende oder auch der, welcher sich bei längerer Beschäftigung damit allseitig und gründlich über den Stand der Forschung unterrichten wollte, eine übersichtliche Zusammenstellung des Materials finden. Jeder mußte zu diesem Behufe aus dem unendlich zerstreuten Detail heraus eine solche Arbeit selbst machen, weil er ohne sie nicht weiter kommen konnte; aber natürlich, da es doch nur nebenbei zu geschehen pflegte, standen die Ergebnisse davon, was Vollständigkeit und Sicherheit, also die beiden Hauptrequisite betraf, gewöhnlich in dem unzureichendsten Verhältniß zu der darauf

verwandten Mühe und Zeit. Der göttinger Preisaufgabe, oder vielmehr dem Professor Georg Waig, der sie veranlaßt hat, gebührt deshalb ein großes Verdienst. Durch sie ist diese vorliegende Arbeit in ihrer ursprünglichsten Gestalt hervorgehoben worden, denn, wie es bei derartigen wissenschaftlichen Thematzen zu gehen pflegt, deren Behandlung zwar als bringend nöthig erkannt, aber aus einer Menge von Gründen doch von niemand angegriffen wird, eine solche äußere Anregung ist gewöhnlich das einzige Mittel, wodurch das Hin- und Herschwanken der dazu Verufenen eine feste Richtung erhält. Bis zu diesem Augenblick wären wir wahrscheinlich noch in der alten Hülfslosigkeit und Confusion, über die jedermann pflichtschuldigst jammert, aber ohne nur im geringsten sich verpflichtet zu fühlen, selbst Hand ans Werk zu legen. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß gerade die Gattung wissenschaftlicher Arbeiten, zu welcher dies treffliche Buch gehört, etwas in sich Unabwägbares, wenn man so sagen darf, zu ihrem natürlichen Charakter hat. Die unendliche Mühe, die sie bei gewissenhafter Durchführung kosten, steht für den Autor selbst in keinem rechten Verhältniß zu der innern Förderung, die ihm die Arbeit gewährt. Der Dank aller derjenigen, die sich der Früchte seiner Mühen bequemlichst bedienen, ist der hauptsächlichste Lohn, auf den er sich angewiesen findet. Mag dieser noch so groß und aufrichtig sein, so entschädigt doch das Bewußtsein, vielen genützt zu haben, nicht hinlänglich einen jeden, auch wenn er sonst mit größter Selbstentäußerung im besten Sinne dieses Wortes sich und seine Kräfte der Wissenschaft gewidmet hat. Die eigenthümliche Verbindung unabsehbarer Detailarbeit, welche sehr oft von mechanischer Art ist, mit der Nüchternung eines möglichst compendiösen Zusammenfassens des Stoffs, ohne dabei die zahlreichen allgemeinen Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren, von denen jeder das gleiche Recht auf Beachtung in sich trägt, hat etwas sehr Abspannendes und beinahe Aufreibendes. Es gibt viele Bücher, die ihrem Urheber dieselbe geistige Anstrengung kosten, wo aber der Geist durch die Arbeit sich gleichsam gestählt und erfrischt fühlt und so den schönsten und sichersten Lohn, der ihm überhaupt zuteil werden kann, gleich von selbst vorwegnimmt.

Um so willkommener ist es, daß die Theilnahme des wissenschaftlichen Publikums diesem Werke so entschieden zur Seite gestanden hat, daß wir es nach einer verhältnißmäßig kurzen Reihe von Jahren schon in zweiter Auflage besitzen. Wer aus Erfahrung die armseligen Zustände unseres Bücherverkehrs kennt, weiß, was dies besagen will. Die gebiegensten Bücher, die als solche allgemein anerkannt und von sehr vielen benutzt werden, bringen es gewöhnlich nicht so weit, oder wenn es ja geschieht, muß oft ein ganzes Menschenalter verstreichen. Dann ist es aber immer sehr fraglich, ob ihre ursprüngliche Conception sich einer solchen Auferweckung nicht gar zu spröde erweist, ob es nicht besser und bequemer für den Autor und das Publikum wäre, wenn sie ganz aus frischem Holze gearbeitet würden. Und doch versteht es sich von selbst, daß jede wissenschaftliche Arbeit, so tüchtig

sie auch bei dem ersten Griffe gerathen sein mag, doch eigentlich erst in einer zweiten Auflage den Grad von Vollkommenheit erlangen kann, den ihr ihr Urheber zu geben wünschte und an sich zu geben befähigt ist. Die erste Gestalt bleibt doch nur immer eine Art von Concept, trotz aller Sorgfalt, die jeder gewissenhafte Arbeiter darauf verwendet, sofort das Beste zu leisten, was er vermag.

Ein Buch wie das vorliegende verdient aber auch jenseit des doch immer beschränkten Kreises der Fachgenossen gekannt und gewürdigt zu werden. Auch hierin lassen unsere deutschen Bildungsstände noch manches zu wünschen übrig, was anderwärts in der That sich besser gestaltet hat. Wer wollte verkennen, daß es zum Theil die eigentlichen Vorzüge unserer deutschen wissenschaftlichen Arbeitsmethode und Technik sind, die ihre Früchte nur den wenigen, im engern Sinne Verufenen recht genießbar machen? Das volle Verständniß für das Verdienst der Arbeit eines andern hat ja immer nur der, der sich selbst in denselben Stoff ganz eingelebt hat und in ihm thätig gewesen ist. Aber der Zusammenhang des geistigen Lebens darf durch eine solche Specialisirung der Wissenschaft nicht zerrissen werden, am wenigsten da, wo der Gegenstand an sich ein allgemeineres Interesse in sich trägt. Die Geschichte wird und muß immer als Fachwissenschaft die Lebensaufgabe einer Anzahl von Männern bleiben, die sich ihr ganz widmen; aber jeder, der überhaupt mit wissenschaftlicher Thätigkeit sein Leben ausfüllt, sollte sich für verpflichtet halten, wenigstens den Kern und das Ziel aller übrigen wissenschaftlichen Bewegung nebenher auf seinem Specialfelde verstehen und würdigen zu lernen. Daß man bei dem Worte Geschichte zunächst an die des eigenen Volks zu denken hat, sollte sich gleichfalls von selbst verstehen und schon darum dieser Wissenschaft eine populäre Bedeutung geben, die noch nichts über ihren abstracten Werth neben ihren andern Schwestern entscheidet und keiner derselben zu nahe tritt, aber sie zu einer Ehren- und Herzenssache aller derer machen müßte, welche den jetzt so geldürftigen Anspruch auf Bildung erheben. Sie können und sollen nicht alle Geschichtsforscher oder Geschichtsschreiber werden, aber sie sollen begreifen, daß es ihre Pflicht ist, nicht bloß ein paar landläufige Phrasen aus Zeitungen oder Büchern, die gewöhnlich keine solidere Begründung als die sogenannte gute Gesinnung ihrer Urheber haben, eine Zeit lang mit sich fortzuschleppen, bis sie ihnen gelegentlich und ebenso zufällig, wie sie sich eingefunden haben, wieder abhandeln.

Wenn nun auch dieses Buch begreiflich nicht dazu da ist, wirkliche Geschichtskenntnisse im eigentlichen Sinne des Wortes direct zu verbreiten, so zeigt es doch den sichersten Weg, um dazu zu gelangen. Indem es auf einmal die ganze Fülle des Quellmaterials für viele Jahrhunderte gesichtet und nach großen Gesichtspunkten verarbeitet vorführt, knüpft es überall an diejenigen Leistungen an, die darauf gebaut sind. Ohne ein Repertorium der ältern deutschen Geschichte sein zu wollen, erfüllt es doch die wesentlichsten Aufgaben eines solchen, sowohl für den eigent-



lichen Jünger der Wissenschaft, wie für den gebildeten Freund derselben. Der erste findet hier alles, was er erwarten durfte: eine ebenso gründliche wie gedrängte und klar gefasste Uebersicht der Quellenforschung und Quellenkritik, wie sie in diesem Momente liegen. Von einem völligen Abschluß der Arbeit kann natürlich auch hier so wenig wie anderwärts die Rede sein: wer davon träumt, hat überhaupt keinen Begriff einerseits von der Unvollkommenheit, andererseits von der Vollkommenheit der Wissenschaft als solcher. Was heute als unumstößlich sicheres Resultat gelten durfte, auch bei denen, die selbst zu sehen und selbst zu prüfen angelegt sind, kann morgen schon durch irgendeine zufällige Entdeckung oder durch den Blick eines mit noch schärferer Sehkraft ausgerüsteten Auges umgestoßen sein. Wer z. B. die erste Bearbeitung dieses Werks mit der vorliegenden zweiten vergleicht, hat Gelegenheit, sich davon nicht blos an einer, sondern an mehr als hundert Stellen zu überzeugen. Ja der Strom dieser wissenschaftlichen Thätigkeit flutet gegenwärtig so stark, daß das Neue fast in dem Augenblicke, wo es als fertiges Ergebniss ans Licht tritt, durch ein kaum geborenes, noch Neuere als veraltet erscheint. Einen Beleg dafür geben die zahlreichen und wichtigen Nachträge, welche die erprobte Gewissenhaftigkeit des Verfassers während des Drucks hinzuzufügen vermochte. Aber alles dies ist nichts diesem einen Buche oder diesem einen Stoffe Eigenthümliches: es ist der allgemeine Typus jeder regen wissenschaftlichen Thätigkeit, und trotz desselben ist und bleibt es ein nicht blos anerkennungswerthes, sondern auch unentbehrliches Werk, die ewig rollenden Wogen der geistigen Bewegung wenigstens versuchsweise zu fixiren und zu einer concreten Gestalt des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft umzuformen.

Dem gebildeten Freunde unserer ältern Geschichte wird es allerdings weniger um die vollständige Kenntniß der Detailarbeit, die sich um unsere Geschichtsquellen des Mittelalters mit unverbrossener Mühseligkeit bewegt, zu thun sein. Ihm wird eine wohlgegliederte Uebersicht der Hauptphasen und eine scharfe Charakteristik der einzelnen Hauptzeugnisse jener ältern historischen am Herzen liegen, und diese kann er nirgends vollständiger, treffender und zugleich kürzer finden als hier. Es ist auch für ihn das beste Hülfsmittel zu eigener selbständiger Arbeit, wenn er sich dazu berufen fühlt, und warum sollte diese blos auf den eigentlich zünftigen Kreis beschränkt sein, wenn sie ihm auch zunächst zufällt?

Heinrich Rückert.

### Neue Anthologien.

Ein Mitarbeiter des nunmehr eingegangenen „Morgenblatt“ äußerte vor ein paar Jahren: Es sei wirklich wünschenswerth, daß die fast erdrückende Menge von Dichtern und Dichterinnen vorüberhand nicht zunehme, und daß, wenn sich dennoch jemand unwiderstehlich zum castalischen Quell hingezogen fühle, er eher für alles andere als für die Lyrik dort Stärkung gewinnen möge. Wie weit ein solcher Wunsch berechtigt oder nicht, mag hier ununtersucht bleiben; über allen Zweifel erhaben aber dünkt uns

die Berechtigung einer Uebertragung dieses Wunsches auf die Anthologien. Wir wollen nicht einmal behaupten, daß deren Anfertigung schon zur Epidemie geworden, aber wir haben ihrer auf ein paar Jahrzehnte hinaus genug, und wüßten nicht, welcher inneren Bedürfniß neue entsprungen sollten: selbst im Geschick der äußern Veranstaltung ist von etlichen, wenngleich wenigen, das Höchste geleistet worden. Ja im Interesse unserer bessern Dichter, deren Garderobe zu zerschneiden, um einen allfarbigen Allermeltmantel daraus zu flicken, jedweder das Recht zu haben vermeint; im Interesse vollen Bekanntwerdens ihrer Eigenart, ihres Eindringens in das Volk wie der Aufmunterung ihres Schaffens müssen wir ernstlich wünschen, daß sich die Speculation so selten als vernünftigerweise zulässig auf sie werfe, denn als etwas anderes dürfen mit geringen Ausnahmen dergleichen Sammlungen nicht gelten. Wer schlechterdings mit Nothdurst und Schere arbeiten will, verschone wenigstens unsere vaterländischen Dichter der Gegenwart, welche vornehmlich fordern dürfen, daß man in einer Zeit, wo die Nation ohnehin nicht mehr ihre höchsten Triumphe an die Poesie setzt, die Menge nicht volends an ein Genügen mit bloßen Brosamen gewöhne.

Auch die folgenden fünf Sammlungen sind im allgemeinen keine Erscheinungen, zu deren Gunsten wir unsere oben ausgesprochene Ansicht ändern könnten, so ungleich sie im einzelnen einander sind.

1. Ein Kranz auf das Grab des Dichters August Graf von Platen, gesammelt von Alice Salzbrunn. Hannover, Kündworth. 1866. 8. 15 Ngr.

So heißt ein elegant ausgestattetes Bändchen von 80 Seiten, in welchem die Herausgeberin 35 deutsche lyrische Dichtungen zusammenstellt, die zum Theil in Sonettenform, theils aber auch in andern Versarten Platen's Dichtergröße verherrlichen, sein Leben und seinen Tod besingen und seine Verdienste um die deutsche Poesie feiern. Platen war indeß kein Volksdichter und wird es nie werden, gehört andererseits zu längst und wohlvertrauten Größen, und so wissen wir in der That nicht, wem dieser späte Kranz nützen soll, wenn nicht der Flechterin selber. Dazu findet sich, wie freilich in den meisten Anthologien, neben höchst respectablen Namen wie Geibel, Herwegh, Kopisch, Strachwitz und andern, die in Sprache und Rhythmus auf Platen'scher Bahn wandeln, des Schwächlichen, Dilettantenhaften und Unbeholfenen mancherlei, und das Gebicht der Herausgeberin selbst ist von Mängeln keineswegs frei. Voran geht der Sammlung eine biographische Skizze des Gefeierten und einzelne Urtheile über ihn, deren Auswahl mindestens von der Verehrung der jedenfalls strebsamen Herausgeberin für den großen Formenmeister Zeugniß ablegt.

Weber neu im Gesichtspunkte, noch untadelhaft in der Gruppierung und Auswahl ist:

2. Das Leben des Weibes in Spruch und Lied unserer Dichter. Herausgegeben von Ferdinand Seinede. Hannover, Schmoll und von Seefeld. 1866. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

In der Absicht, Frauen und Jungfrauen „für ihren hohen und segensreichen Beruf zu begeistern und zur

Erfüllung ihrer schweren, heiligen Lebensaufgabe zu stärken", sind hier ein paar hundert Lieder zusammengestellt, welche sich auf die Bestimmung des Weibes im allgemeinen, auf die Kindheit und erste Jugend des Mädchens, auf die erwachsene Jungfrau, die Gattin, Mutter, Witwe, auf Alter und Tod des Weibes beziehen. Die Auswahl umfaßt die Zeit von Schiller und Goethe bis auf unsere Tage und macht das alte Dictum zu Schanden, daß viele berufen und wenige auserwählt seien: hier herrscht um so mehr im eigentlichen Verstande des Worts bunte Reihe, als auch den Dichterinnen ein hinlänglicher Platz eingeräumt ist. Indes für die Toilettenfische können wir das Buch mit gutem Gewissen empfehlen, sofern die Anforderungen an luxuriöse Ausstattung sich von den unserigen nicht gar zu sehr unterscheiden.

3. Ungarn im Spiegel deutscher Dichtung. Poesien von C. Bedl, G. Bernhardt, E. Bowitzky u. a. Wien, Klemm. 1865. Gr. 16. 1 Thlr.

Diese Sammlung erfreut sich wenigstens einer größern Homogenität der Zusammenstellung; der Spiegel ist aber nicht recht klar. Wer aus diesen Poesien ein genügendes Phantasiebild jenes Landes und seiner Leute zu gewinnen hofft, mit durchaus originalem und unterscheidendem Colorit, der täuscht sich. Die gemeinsame Beziehung tritt auch hier nicht aus einem willkürlichen Rahmen heraus. Verschiedene dieser Gedichte passen ebenso gut unter andere locale oder ethnographische Verhältnisse und Culturzustände. Angekündigt ist dabei noch „Polen im Spiegel deutscher Dichtung“, und so erschließt sich denn durch diese Beispiele den Anthologenschweifern vielleicht ein neues großes Gebiet, vor welchem uns die Herren Verleger aber doch bewahren möchten, zumal wir demnächst sammt und sonders dringendere Länderstudien zu machen haben werden, also daß die Dichter nach dieser Richtung hin ungeschoren und ungerupft bleiben können.

Eine ganz werthlose Maché ist die

4. Byron - Anthologie. Ausgewähltes aus Lord Byron's Dichtungen, übertragen von Eduard Hobein. Schwerin, Stiller. 1866. Br. 8. 20 Ngr.

Blos weil Macaulay, der sich nie zu einem richtigen Verständniß Byron's erhoben, einmal gesagt hat, seine Dichtungen wären gleich dem „Giau“ mehr oder weniger Sammlungen von Fragmenten und es ließe sich, wenn es auch keine durch Sternchen bezeichneten Stellen gäbe, doch an der Zusammenfügung leicht erkennen, wo die Theile, um derentwillen das Ganze gedichtet worden, anfangen und endeten: leblich auf dieses beschränkte und von ihm ungeprüft gelassene Urtheil hin wagt es der vermuthlich pseudonyme Herr Hobein einen an Haupt und Gliedern verhungten und verstümmelten Dichterheros auf den Markt zu stellen, was umso mehr Zurechtweisung verdient, als es nicht blos in einer die unbeschreibliche Nüchtheit der Gedanken verzweyenden und den außerordentlichen Bilderreichtum verflümmernenden Uebersetzung geschieht, sondern in Groschenbibliotheksläusern, für welche dieser Torso

außerstenfalls bestimmt ist, nicht die geringste Ahnung von der Größe des so malträtirten Meisters weckt, indem nicht blos die „Braut von Abydos“, „Lara“, „Sardanapal“, „Cain“, „Die zwei Foscari“ u. a., sondern auch sein dichterisches Genie am deutlichsten manifestirende Schöpfungen wie „Don Juan“ und „Manfred“ gänzlich ignoriert worden sind. Die Kenner und Verehrer des großen Sängers freilich werden andererseits Hobein fast noch Dank wissen müssen, daß sich sein Attentat nicht auch auf letztere erstreckt hat.

Die letzte Anthologie, welche uns heute vorliegt, gehört zu dem wunderlichsten Wischmasch, den die deutsche Literatur aufzuweisen vermag. Gemeint ist:

5. Das Pflanzenleben, dessen Wachsthum, Sprache und Deutung in Gedichten und Aussprüchen. Ein Beitrag zur sinnigen Betrachtung der Natur, von M. G. W. Brandt. Frankfurt a. M., Winter. 1866. 8. 2 Thlr.

Der Versuch einer Art poetischer Botanik oder Pflanzenphysiologie, den man im ersten Augenblicke hierunter vermuthen könnte, wäre immer etwas, was einige Beachtung verdiente. Das Gelingen eines solchen Versuchs erscheint uns aber überhaupt unmöglich, und in der That irren wir uns, Brandt beabsichtigte dergleichen durchaus nicht. Sein wohlbeleibtes Buch soll im Gegentheil eine Staffel sein, auf welcher wir uns zu Gott erheben können und vor der breiten Flut der Zeitströmung schützen. Unsere modernen Naturforscher sind auf grundverkehrte Wege gerathen, sie wollen vornehmlich unser Wissen bereichern, Wesen, Bestimmung und Nutzen aller Dinge lehren. Das muß ein Ende haben, dazu ist die Welt nicht da; ascetische Betrachtung ist die allein rechte oder höchste. Wenn unsere Naturforscher sich nicht dazu bekehren, werden wir ebenso wenig eine wahre Naturkunde erlangen, als wir eine nationale Dichtkunst hatten, da Schiller sich noch zu so abscheulichen, frevelhaften Liedern wie die „Resignation“ und „Die Götter Griechenlands“ verirrt. Brandt ist ein sehr frommer Mann und Bismar sein Dalai Lama. In dem einzig wahren christlichen Lichte die Pflanzenwelt beschauen zu können, hat er denn seit langen Jahren Collectaneen angelegt, Bücher und Journale, Schriftsteller und Dichter beiderlei Geschlechts, aller Zeiten und aller Art, obscurste und berühmte, katholische, protestantische und dissidentirende, excerpirt und diese Auszüge in Obigem ohne alle innere Regel und Kritik ausgeschüttet. Zwar sind sie unter verschiedene Rubriken gebracht, allein diese Rubriken sind rein äußerlich, manche derselben passen gleich der Faust aufs Auge. Daß viel Ungehöriges mit unterläuft, das muß gegen die Entdeckung der Eisblumen an den Fensterscheiben, mit welcher Brandt die Pflanzenwelt bereichert, minutös erscheinen. Sollte er sich aber, wie wir fast fürchten, noch in die Zoologie und Mineralogie versteinen, so würden wir uns alles Ernstes ihm sehr verbunden erachten, wenn er zuvor noch einmal in sich ginge und vielleicht Banting's Methode zur Vermeidung der Corpulenz beachtete, die sich möglicherweise auch auf Collectaneen oder Anthologien anwenden läßt.

J. W. Ebeling.

## Feuilleton.

### Literarische Blandereien.

In Johann Nepomuk Vogl, der am 16. November in Wien starb, hat die österreichische Lyrik einen ihrer produktivsten Vertreter verloren. Zwar gehörte er nicht zu den Vorläufern jener politischen Richtung, welche eine Zeit lang die österreichische Lyrik als die Avantgarde der poetischen Fortschrittspartei erscheinen ließen. Ebenso wenig war er ein Repräsentant des buntschiedigen Wortwises, wie er in den Sapphir'schen Humoresken wucherte. Vogl vertrat jene gemüthliche Lyrik, welche er aus dem realen deutschösterreichischen Leben schöpfte und die aus der Geschichte dieses Volksstammes alle Ereignisse aufgriff, die sich poetisch verwertzen ließen. Die Localfarbe überwog indeß in seinen Dichtungen so sehr, daß nur wenige derselben eine allgemein gültige Bedeutung gewinnen konnten. Einzelne sangbare Lieder und Balladen mit dem Ausdruck herzlicher Empfindung gelangen dem Dichter vollständig; bei den meisten blieb indeß der Fuß nicht ohne Klaffen, und eine breite Behäbigkeit hinderte die Prägnanz der Form. Vogl war am 2. November 1802 in Wien geboren und bekleidete seit seinem sechzehnten Jahre eine amtliche Stellung bei den niederösterreichischen Landständen, die ihm hinlängliche Ruhe gönnte, seinen poetischen Lieblingsneigungen zu huldigen und gutes, oft auch taubes Erz aus den Schichten des österreichischen Volkslebens zu Tage zu fördern. Von seinen lyrisch-epischen Dichtungen erwähnen wir: „Österreichisches Wunderhorn“ (1834), „Balladen“ (1837, 1845), „Klänge und Bilder aus Ungarn“ (1839), „Der fahrende Sänger“ (1839), „Domjagen“ (vierte Auflage, 1853); von seinen Liebesromantiken den „Neuen Liebesröhlchen“ (1841), „Lyrische Dichtungen“ (zweite Auflage, 1844), „Soldatenlieder“ (1849), „Aus der Kasse“ (1849), „Schneebühlchen“ (1850).

Auch ein anderer vielschreibender Dichter von mehr hypermoderner, wenig volkstümlicher Tendenz, Braun von Braunthal, ist in Wien gestorben, am 26. November. Er ist in Romanen und Dramen von einer Excentricität, welche sich in gewagten Problemen versucht, aber ebenso oft alles gesunde Empfinden vor den Kopf stößt. Er vertritt die jungdeutsche Richtung in ihrem, an die Caricatur freisenden Extrem. Sein „Faust“ (1835) ist wol seine beste Dichtung, voll abenteuerlichen Lebens, nicht ohne Geist und originelle Erfindung; wie erinnern z. B. an die Situation, in welcher Faust mit Kaiser Karl V. zusammenkommt. Doch fehlt die geistige Vertiefung, ohne die keine Faustdichtung möglich ist. Von den andern Dramen heben wir „Don Juan“ und „Graf Julian“ hervor. In den Romanen „Schöne Welt“ (2 Bde., 1841) und „Die Stimme des Blutes“ (2 Bde., 1842), die er unter dem Pseudonym Jean Charles erscheinen ließ, geht die Extravaganz über die Schranken hinaus, welche sich die deutschen Romanidichter im Hinblick auf ihr Publikum zu ziehen pflegen; die Myksterien der Galanterie werden enthüllt und ein so verhängnisvolles Thema wie die Blutschande zum Angelpunkte der romanhaften Begebenheiten gemacht. In einem eigenthümlichen, und an Sapphir's Dichtweise anknüpfenden Genre sind die „Aquarellen“, „Humoresken“, die „Stehenden Masken im Lustspiele des Lebens“ geschrieben. Braunthal war übrigens von einer solchen Productivität, daß seine gesammelten Schriften sich gewiß auf 60 Bände belaufen. Als Curiosum wird angeführt, daß er seine schriftstellerische Thätigkeit mit einem „Gebetsbuche“ begonnen und mit einer „Heilheil für Damen“ abgeschlossen habe. Braun von Braunthal war 1802 in Eger geboren und studirte später in Wien. Im Jahre 1826 begleitete er den Sohn des Grafen Schaffgotsch als Erziehler nach Breslau, wo er seine ersten schriftstellerischen Arbeiten erscheinen ließ. Doch kehrte er 1830 nach Wien zurück und gab sich dort einer unermüdeten literarischen Thätigkeit hin, die, anfangs viel besprochen, später zu allerlei Gewaltmitteln greifen mußte, um die

Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Jedoch sind manche seiner größern Dichtungen nicht nach Verdienst gewürdigt.

Auf deutschen Theatern sind neuerdings einige Dramen vereinzelt mit Erfolg zur Aufführung gekommen, welche nicht von der großen theatralischen Strömung bewegt und nicht von der Declamation der Theaterblätter auf die Bühne gespült werden. So zunächst das (bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienene) Drama: „Blaube“, von Albert von Winterfeld und Alfred von Wolzogen, welches in Breslau eine günstige Aufnahme fand. Daß ein ernstes Drama zwei gesellige Väter aufzuweisen hat, gehört in Deutschland jedenfalls zu den Ausnahmen und mag als Curiosum bemerkt werden. Die „Schlesische Zeitung“ rühmt dem Stücke, welches einen Stoff aus dem französischen Hofleben behandelt, eine edle ungezwungene Sprache und natürliche Charakterzeichnung nach, sowie einen geschickten Scenenbau, der nirgends auf den äußern Effect losarbeitet, tadelt aber, daß die Dichtung nach Anlage und Entwicklung eigentlich den Charakter eines Intriguen- und Conversationsstückes an sich trägt, und nur durch den zufälligen, durch den Verlauf der Handlung keineswegs motivirten Tod des Prinzen von Elbes zu einem Trauerspiele wird.

In Brünn hat ein fünfactiges Drama von Ludwig Goldhaun: „Ein verkauft Herz“, Beifall gefunden. Der Dichter hat früher durch ein Römerdrama, dessen Held Petrus ist und in welchem einige grandiose Züge im Stil der originellen Kraftdramatik nicht fehlen, eine gewisse markige Begabung bekundet. In Mannheim hat das Drama von Ludwig Ehardt: „Sotrates“, Anklang gefunden, ein Drama, das bereits vor Jahren auf der berliner Hofbühne erschien, aber bisher nicht die Kunde über die deutschen Theater gemacht hat.

Victorien Sardou's neuestes Stück: „Maison neuve“, hat am Boulevardtheater nur einen zweifelhaften Erfolg davongetragen. Bei einigen Scenen wurde sogar geklafft; doch gehört dies Ingrebiens gegenwärtig mit in den Freudenbegriff eines pariser Erfolgs, ohne gerade den Trant in Vermuth zu verwandeln. Auch Jacquier's „Le fils“ erlebte bei der ersten Aufführung im Théâtre français einige Siffls und beschränkte sich doch als Repertoirestück. Ein wirklicher Mißerfolg hat es Paris weit mehr auf sich als in Deutschland, weil die wackelnden Proben dann vergeblich waren und ein Dichter wie Sardou um ein Vermögen von 150000 Francs ärmer wird. Nicht einzelne Uebelwollende, sondern nur die Stimme der ganzen Kritik und des ganzen Publikums darf sich einer solchen Vermögensbeschädigung schuldig machen. Sardou's neues Stück ist wieder ein kühner Griff ins volle pariser Reichenleben, ein Melodrama aus dem neuen Paris, eine Tragödie der neuen Boulevards, der nur von dem wohlwollenden Befasser die tragische Spitze abgebrochen worden ist. Ein junger Kaufmann mit seiner Frau wollen höher hinaus, mieten sich ein neues Haus auf dem Boulevard Malesherbes, mit dem Laden im Erdgeschosse, der Wohnung im ersten Stock, und beginnen ein fashionables Leben, zu dem natürlich die brecherischen Neigungen und Conflicte gehören. Doch hat Sardou in diesem Drama ein hochromantisches Bagnis nicht gesucht, welches sich auch als die Krippe des Stücks mindestens als die eines unbestrittenen Erfolgs zeigte. Der Entführer der jungen Frau kommt gerade im entscheidenden Moment in trunkenem Zustande; da saßt sie Widerwillen gegen ihn und gegen die beabsichtigte Ehe; sie gibt ihm Opium, um ihn für den Augenblick unschädlich zu machen. Keine gegen Marjose — es ist eine homöopathische Dramatik, aber allzu sehr ins Pathologische übergeht. Sie strömt, es geißelt zu haben, doch er lebt und ist nur etwas unruhig. Daß am Schluß sich alle Conflicte versöhnlich lösen, ver-

bei einem Drama des Baubeville ganz von selbst. Die den Fugen gegangene Ehe wird wieder eingereut — mag nachher narren, soviel sie will, das in der Maison neuve florierende Geschäft wird durch fremde Glühe wieder in 19 gebracht. Und die Moral von der Geschichte? Bieht in die vergoldeten Häuser der neuen Boulevards; da ist das Verderben. Es ist eine Polemik gegen Baron Hmann und das Hôtel-de-Ville, deren Stachel aber auch imperialistische Neugefaltung der Weltstadt trifft.

### Für den Weihnachtstisch.

Von der zahlreichen Weihnachtsliteratur, die zum großen I außerhalb der Grenzen fällt, die unsere Blätter sich ge- haben, erwähnen wir besonders die Otto Spamer'schen undschriften, deren Redaction ebenso umsichtig wie geschmack- genannt werden muß. Das vorliegende Bändchen der „Welt Jugend“, „Feierabende“ (Leipzig 1867), ist sehr reich- und illustriert mit Wort und Bild in einer dem jugend- i Alter zugänglichen Weise die Zeitgeschichte. Außer den- jen aus dem nordamerikanischen Kriege sind besonders die- lesungen aus dem letzten deutschen Kriege von Karl Gu- von Berner hervorgehoben. Auch die Abschnitte: „Die- iche der Vögel“, „Der König sonst und jetzt“, „Schieß- r und Feuerwaffen“, „Die Biographie Karl Ritter's“ u. a. sehr reich. In den „Erholungsfunden“ ist auf manche- hienstwerte gesellschaftliche Unterhaltung für die Jugend- wiesen. Von dem im Verlage von Otto Spamer erschei- n „Buch der Reisen und Entdeckungen“ ist die Darstellung- kan's Nordpolfahrt in vierter durchgesehener Auflage- men. Die in den Text gedruckten 125 Abbildungen und- Karten dienen zur willkommenen Erläuterung des inter- en Berichts. Das dritte Bändchen der Sammlung bildet- Darstellung des „Amurgebietes und seiner Bedeutung“- Richard Andree, mit 80 in den Text gedruckten Ab- -gen, 4 Tonbildern, sowie einer Karte des asiatischen Ruß- (Leipzig 1867). Richard Andree, der Sohn des bekann- teographen Karl Andree, hat dies Werk nach den neue- Berichten von Nadie, Nadde, Maack u. a. zusammen- , und zwar in ebenso eingehender wie eleganter Weise. em großen Interesse, welches das Amurgebiet und Ruß- Fortschritte in Asien erregen, wird man die Schrift mit- ligen lesen.

von Karl Ruß liegt eine neue naturgeschichtliche Skizzen- ung vor unter dem Titel: „Meine Freunde. Lebensbilder- ilderungen aus der Thierwelt“ (Berlin, Wätger). Die- , sinnige Darstellungsweise des Verfassers, die sich zum- auf neue eigene Beobachtungen stützt, ist bekannt und- met sich auch nicht in der neuen Sammlung. Von dem- Verfasser ist ein „Rathgeber auf dem Wochenmarke“- (u, Trewendt) erschienen, der sich als thätiges pra- Glühsbuch erweist.

ie wohlfeile Octavausgabe der „Schiller-Galerie“- iedrich Pecht und Arthur von Ramberg (Leipzig, Brod- -liegt vollendet in elegantem Einband vor und ist- ür den Weihnachtstisch zu empfehlen wie die „Lessing- -ie“ von Friedrich Pecht (Leipzig, Brockhaus), deren- Lieferung und die gelungenen Bilder des Klosterbru- r Gräfin Orsina, des Tempelherrn, der Recha und des- i bringt.

es Leopold Scherer's Nachlaß ist eine elegant aus- e Sammlung erschienen unter dem Titel: „Für Haus- -r. Letzte Klänge von Leopold Scherer. Heraus- - von Rudolf Gottschall“ (Leipzig, Reil, 1867). Der- des „Leichenredner“ erscheint in dieser Sammlung, die- mpfundenen, in Form und Inhalt originellen Gedichten- , zum Theil in einem ganz neuen Fichte. Außerdem ist- e, die sechste Auflage des „Blütenkranz neuer deut- -ichtung“ von dem Herausgeber d. Bl. (Breslau,

Trewendt) erschienen, welche durch zahlreiche neue Gedichte- bereichert ist und bei gleicher Ausstattung zu billigerem Preise- verkauft wird als die früheren Auflagen.

Als eine prächtige Weihnachtsgabe erscheint das „Deut- -sche Künstleralbum“ (Düsseldorf, Breidenbach u. Comp.).- Sowol was die Bilder als was die Gedichte betrifft, finden- wir die hervorragendsten Namen der deutschen Kunst und des- deutschen Parnasses vertreten. Unter den Bildern herrscht dies- mal das Genre nicht so übermäßig vor, wie es sonst der Fall- zu sein pflegt. Wir brauchen nur die Namen der Maler- Eduard Bendemann, Karl Piloty, M. von Schwindt, Kaspar- Scheuren u. a. zu nennen, um die künstlerische Bedeutung der- Bilder außer Zweifel zu setzen. Auf die Gedichte kommen wir- noch einmal zurück.

Die originale Miniaturkritik ist, abgesehen von älteren Aus- -gaben und neuen Auflagen, diesmal wenig vertreten. Durch- äußere Ausstattung empfehlen sich für den Weihnachtstisch die in- dritter Auflage erschienenen Dichtungen von Luise von Ploen- -nies „Samitri“ (München, Verhoff, 1867), „Die sieben Ka- -ben“ (München, Verhoff, 1867), das idyllische Epos: „Das- friedliche Thal im Kriege 1813“ von Agnes Kaiser-Lan- -gerhanß und „Die Komödie des Lebens“ von Erdwin- Mülling (Bremen 1866).

### Bibliographie.

- Bamberger, P., Alte Parteien und neue Zustände. Berlin, F. Dunder. 1867. Gr. 8. 6 Ngr.
- Officieller Bericht über die Kriegsergebnisse zwischen Hannover und Preußen im Juni 1866 und Relation der Schlacht bei Langensalz am 27. Juni 1866. 1fter Thl. Wien, Gerold's Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.
- Borasz, M., Ueber Kritik und Geschichte des Goetheischen Textes. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 15 Ngr.
- Cassell, P., Die Schwalbe und ihre Heimkehr. Berlin, v. Deder. 8. 7½ Ngr.
- Deutschland und die Hohenzollern. Ein Mahnruf an die Nation von einem Groß-Deutschen. London. Gr. 8. 6 Ngr.
- Dapantoup, Die Mißgeschick und die Zeichen der Zeit. Ein Sendschreiben. Deutsch von G. F. Rüttes. Emmerich, Roman. Gr. 8. 2½ Ngr.
- Erlebnisse eines zu den Galeeren Frankreichs verurtheilten protestanti- schen Glaubenszeugen, von ihm selbst erzählt. Aus dem Französischen überetzt von F. Adelberg. Mit einem Vorwort von Herzog. Erlan- gen, Deichert. 1867. 8. 27 Ngr.
- Findel, J. G., Meine maurerische Büchersammlung. Ein Wegwei- ser durch die neuere und ältere Literatur der FrMrei und zugleich ein- Nachtrag zu G. Kloss, Bibliographie. Leipzig, Förster u. Findel. Gr. 8. 12 Ngr.
- Fitting, H., Zur Geschichte des Soldatenestamentes. Eine Fest- schrift. Halle, Buchh. d. Waisenh. Lex.-8. 10 Ngr.
- Geschichte der Bismarck'schen in Deutschland. Neue Zeit. Vier und- 50. München, Liter.-art.-Anst. Gr. 8. 4 Thle. 28 Ngr.
- Gieseler, H. W., Märchen des Uberglaubens alter und neuerer Zeit. Nach einem psychologischen Anhang über Abnungen und Geistes-Erschei- nungen. Laubersheim, Lang. 1867. Gr. 8. 10 Ngr.
- Gödländer, F. W., Neue Geschichten. Der Lenz. Ein Eisen- bahn-Abenteuer. Am Versteuer. Neßlitz. 3 Bde. Stuttgart, C. Holz- berg. 1867. Gr. 8. 2 Thle.
- Kassler, v. Sieblan, E., Tagebuch. Nach einer Handschrift her- v. Herberich-Wich'schen Bibliothek zu Bann herausgegeben und mit- Einleitung und Bemerkungen begleitet von H. Schottin. Halle, Bar- thel. Gr. 8. 1 Thl. 14 Ngr.
- Kasseler, F. W., Wilkes Standbild's Brautwerbung. Uebersetzt von J. Kasseid. Mainz, Kunze's Nachf. 1867. Gr. 16. 14 Ngr.
- Marbach, O., Coriolanus. Tragedie. Leipzig, Marbach's Selbst- verlag. Gr. 16. 20 Ngr.
- Herodes. Ein Lustspiel. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 15 Ngr.
- Proteus. Ein Satyrspiel. Leipzig, Marbach's Selbstverlag. Gr. 16. 15 Ngr.
- Romeo und Julia. Tragödie nach Shakespeare. Leipzig, Mar- bach's Selbstverlag. Gr. 16. 20 Ngr.
- Maeder, F. A., Erinnerungen. Gesammelte Gedichte. Neßlitz. Berlin, v. Deder. Gr. 8. 1 Thl.
- Heilige Ermahnungen. (Nach Plutarchos.) Eine Hochzeitsgabe. Berlin, v. Deder. 1867. Gr. 8. 15 Ngr.
- Mülling, E., Lebensführungen. Christliche Erzählungen. Freiberg, G. Winter. 1867. 8. 12 Ngr.
- Wandt, W., Die physikalischen Axiome und ihre Beziehung zum Causalprincip. Ein Capitel aus einer Philosophie der Naturwissenschaften. Erlangen, Enke. Gr. 8. 24 Ngr.
- Zianitzky, R. L., Lord Byron. Romantische Skizzen aus einem- vielbewegten Leben. 1fter Bd. Mannheim, Schneider. 1867. 8. 1 Thl.
- Zum Verständniß der deutschen Frage. Mit zahlreichen, theilweise bis- her nicht gedruckten Actenstücken. Stuttgart, Aue. 1867. Gr. 8. 24 Ngr.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

# Anzeigen.

**In Festgeschenken geeignete Werke**  
aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Illustrirte und Prachtwerke, Atlanten.

**Schiller-Galerie** von Pecht u. Hamburg, Neue wohlfeile Ausgabe, geb. 5 Thlr. u. 6 Thlr. — **Goethe-Galerie** u. **Schiller-Galerie** von Pecht u. Hamburg, geb. à 15½ Thlr. u. 16½ Thlr.; Prachtausgabe, geb. à 30 Thlr. — **Leisings-Galerie** von Pecht, 6 Lieferungen à 1½ Thlr. — **Neue Shakspeare-Galerie**, geb. 13 Thlr. u. 14 Thlr. — **Genelli, Aus dem Leben eines Wüstlings**, 25 Thlr. — **Eraß Schulze, Die bezauberte Rose**, illustirt von Baumgarten, geb. à 5½ Thlr. u. 8 Thlr. — **Washington Irving**, illustirt von Ritter u. Camphausen, deutsch und englisch, geb. à 6 Thlr. — **Illustrirter Katalog der Londoner Industrie-Ausstellung von 1862**, 1. Bd. geb. 8½ Thlr., 2. Bd. geb. 7 Thlr. — **Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon**, cart. 17½ Thlr., geb. 23½ Thlr. — **Illustrirter Handatlas**, cart. 6½ Thlr.; Ausgabe mit Text, cart. 9 Thlr., geb. 10 Thlr. — **Lange's Geographischer Handatlas**, cart. 6½ Thlr., geb. 7 Thlr. — **Lange's Atlas von Sachsen**, geb. 5½ Thlr. — **Arendts' Naturhistorischer Schulatlas**, 2. Aufl., geb. 1 Thlr. 26 Ngr.

## Encyclopädische Werke.

**Brockhaus' Conversations-Lexikon**, Erste Auflage, 15 Bde., geb. à 1 Thlr. 28 Ngr. u. 2 Thlr., auf Velinpapier geb. à 3 Thlr.; Zweite Auflage, 15 Bde., geb. 23½ Thlr., 24 Thlr. u. 24½ Thlr. — **Kleineres Brockhaus'sches Conversations-Lexikon**, Zweite Auflage, 4 Bde., geb. 7½ Thlr. u. 7 Thlr. 26 Ngr. — **Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon**, 7 Bde., geb. à 2 Thlr. 24 Ngr. — **Allgemeines Handbuch der Freimaurerei**, 3 Bde., à 3½ Thlr. — **Wander, Deutsches Sprichwörter-Lexikon**, in Lieferungen à 20 Ngr.

## Gedichte und Dramen.

**Album der neuen deutschen Lyrik**, 7. Aufl., geb. 1½ Thlr., Prachtausgabe, geb. 3 Thlr. — **Bogen von Nienhagen, Lieder und Ständchen in Dithmarscher Platt**, geb. 1 Thlr. 18 Ngr. — **Gottschall's Dramatische Werke**, 6 Bbchn., geb. 3½ Thlr. — **Gregorovius, Euphorion**, cart. 1 Thlr. — **Guthnow's Dramatische Werke**, 20 Bbchn., geb. 8 Thlr.; **Uriel Acosta**, 3. Aufl.; **Roß und Schwert**, geb. à 24 Ngr. — **Hammer, Schon um dich und Schon in dich**, 15. Aufl.; **In allen guten Stunden**, 3. Aufl.; **Fester Grund**, 2. Aufl.; **Auf stillen Wegen**; **Unter dem Halbmond**; **Kerne, liebe, lebe**, 2. Aufl.; geb. à 1 Thlr.; **Die Palmen**, geb. 2½ Thlr. — **Horn, Die Pilgerfahrt der Rose**, 3. Aufl., cart. 24 Ngr. — **Kalldasa, Sakuntala**, geb. 1 Thlr.; **Urvasi**, geb. 26 Ngr. — **Kortum, Die Jobstade**, 11. Aufl., geb. 1 Thlr. — **Wilhelm Müller, Gedichte**, 4. Aufl., 2 Theile, geb. 3 Thlr. 16 Ngr.; **Ausgewählte Gedichte**, cart. 20 Ngr. — **Das Nibelungenlied**, überf. v. Bürger, geb. 1½ Thlr. — **Das Nibelungenlied**, überf. v. Kauffmann, geb. 1½ Thlr. — **Pfeilschmidt, Heilige Zeiten**, geb. 1 Thlr. — **Rosshard, Das Rittersmädchen**, cart. 12 Ngr. — **Schulze, Die bezauberte Rose**, 10. Aufl., geb. 1 Thlr., 1½ Thlr. u. 2 Thlr.; **Cäcilie**, 3. Aufl., 2 Theile, geb. 3 Thlr.; **Gedichte**, 3. Aufl., geb. 1½ Thlr. — **Sturm, Gedichte**, 3. Aufl.; **Neue Gedichte**; **Für das Haus**, geb. à 1½ Thlr.; **Fremde Lieder**, 5. Aufl., geb. 1 Thlr.; **Neue Fremde Lieder**, geb. 1½ Thlr.; **Zwei Rosen**, geb. 16 Ngr. — **Tschabuschnigg, Gedichte**,

3. Aufl., geb. 2½ Thlr. — **Deutsche Classiker des Mittelalters**: I. Walther von der Vogelweide, hrsg. v. Pfeiffer, 2. Aufl.; II. Kudrun, hrsg. v. Bartsch; III. Das Nibelungenlied, hrsg. v. Bartsch; geb. à 1½ Thlr. — **Deutsche Dichter des sechzehnten Jahrhunderts**: I. Liederbuch, v. Goedeke u. Tittmann, geb. 1½ Thlr.

**In allen Buchhandlungen vorrätig.**  
Ein ausführlicheres Verzeichniß der zu Festgeschenken geeigneten Werke aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig (Weihnachten 1866) ist in allen Buchhandlungen gratis zu haben.

H. W. Schmidt's Antiquariats-Buchhandlung in Halle a/S. versandt:

## Antiquar = Catalog

- Nr. 248 und 249. **Altclassische Philologie**. Drei Abtheilungen.  
" 250 und 260. **Allgemeine Naturgeschichte**. Naturwissenschaft. Reisen. Zoologie (inclusive vergleichende Anatomie und Physiologie). Botanik.  
" 254 bis 256. **Theologie**. (Allgemeines. Commentare. Kirchengeschichte. Dogmatische Theologie etc.)  
" 257. **Philosophie**.  
" 258. **Judaica**.  
" 259. **Orientalia**.  
" 261 und 262. **Geschichte von England, Schweden und Norwegen, Dänemark, Belgien und Niederlande, Schweiz**.  
" 263. **Magie**.

Obige Cataloge stehen sowohl direct, wie auch durch jede Buchhandlung gern zu Diensten.

Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

## Die häusliche Erziehung.

Von Sigismund Stern.

8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr. Geb. 1 Thlr. 20 Ngr.

An die Väter und Mütter wendet sich vorzugsweise die Schrift; mit ihnen will der Verfasser über Aufgaben und Mittel der Erziehung überhaupt und der häuslichen Erziehung insbesondere sich verständigen. Der Natur in ihrem Selbstentwicklungsgange folgend, behandelt er mit Wärme und Klarheit die wichtigsten Fragen der häuslichen Erziehung in geordnetem, übersichtlichem Zusammenhange, so daß jeder Leser aus dem gehalt- und gemüthvollen Buche — das sich namentlich auch zu Geschenken eignet — die fruchtbarsten Anregungen schöpfen wird.

Verlag von Heinrich Matthes in Leipzig.

**An den Tod, Canzone** von Albert Möser.  
Brosch. 6 Ngr.

Möser's Begabung ragt um volle Kopfslänge über die Lyrik des Tages hinaus. Sie schreitet mit beständiger Sohle über Zeit und Welt dahin, den höchsten Aufgaben und Zielen der Dichtkunst nach. Nichts Geringeres ist Möser vielleicht die hoffnungsvollste poetische Befähigung der Neuzeit.

(Theodor Bohl.)



erscheint wöchentlich.

— Nr. 52. —

27. December 1866.

**Inhalt:** Zur dramatischen Literatur. Von Rudolf Gottschalk. (Beschluß.) — Zur Geschichte der Befreiungskriege. Von Karl Oskar Berner. — Neue Erzählungen. Von Theodor Weyl. — Eine elasser Walthalla. Von F. W. Ebeling. — Senilken. (Literarische Blaubeeren; Literarische Notizen.) — Bibliographie. — Anzeigen.

### Zur dramatischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 51.)

Das vierte Bändchen meiner „Dramatischen Werke“ alt das Trauerspiel: „Der Nabob“, dessen Held Lord, der Eroberer Ostindiens, ist. Die Anklage im Parment und der Selbstmord Elive's, welche die Peripetie Katastrophe der Handlung bilden, sind geschichtliche Tatsachen, welche allerdings im Drama selbst in näherem mehr unmittelbarem Zusammenhang gesetzt sind als in der Geschichte. Dem „Nachwort“ entnehmen wir folgende Stellen:

Das beifolgende Trauerspiel kam zuerst in Breslau zur Ausführung, wo es Herr von Dequignolles mit gewohnter Sinn- und poetischem Verständniß inscenirte, dann in Weimar: der kunstfertigen Leitung Franz Dingeldey's, welcher reichliches Streben stets anerkennt und ermuntert. Hier fand Titelrolle in Otto Lehfeld einen energischen, großen Aufgewachsenen Träger.

Trotz der freundlichen Aufnahme, deren sich das Stück auch in andern Bühnen erfreute, glaubte ich doch, dasselbe eingehenden Umarbeitung unterziehen zu müssen, indem es gänzlich andere Oekonomie in der Folge der Scenen Acte zur Geltung brachte, die Rolle der Arabella dadurch suchte, daß ich sie aus dem Bereiche enthusiastischer Mungen mehr in das eingreifender dramatischer Action te, wie ich überhaupt nicht ohne Ueberwindung die Fälle er und westlicher Lyrik, die sich um die Gestalten Sita's Arabella's rankte, durch tiefeingreifende Striche auf ein deneres Maß zurückführte. Auf den Einwurf, daß der zu passiv sei, daß das Stück dadurch mehr zum Seelenbe als zur energisch fortschreitenden Tragödie werde, bin fast, ohne ihn zu fürchten. Denn seit den Zeiten der Tragödien, seit „Oedipus“, „Ajax“ u. a. bis zu Schiller's „Maria Stuart“ hat sich eine Gattung von Trauerspielen zu verschaffen gewußt, in welcher uns gleichsam imitative Handlung in Form einer Evolution entgegenkommt, indem eine vorausgehende That und Schuld sich vor Augen in ihren verhängnisvollen Folgen entfaltet. In Folgen aber ist die That noch lebendig, und der Held at sich das Recht gestrichen, das sich über ihm zusammen. Wenn diese Evolution in bewegter Handlung, in spannender Weise vor sich geht, so ist die innere Berechtigung einer Tragödie nicht zu leugnen. Was den ethischen Inhalt Nabob's betrifft, so ist er ebenfalls aus dem modernen herausgeboren. Wenn ich in meinem „Nabob“ die Kämpfe rastloser Leidenschaft dargestellt: so versuchte ich

hier in diesem weltgeschichtlichen „Simon“ den Fluch des Goldes zu zeichnen, wie er selbst die Schwingen einer großen Seele lähmt.

Ein weiterer Einwurf richtet sich gegen jene That, welche die Schuld des Helden bildet. Wenn man sie als einen Mord aus Habgier charakterisirt, so thut man der genauer eingehenden Motivirung des Dramas unrecht. Der indische Prinz Surajah Dowlah war durch das Kriegsgericht der Engländer zum Tode verurtheilt. Lord Elive konnte ihn begnadigen, doch er gab der Stimme in seiner Brust, die ihn zu diesem Gnadenact drängte, nicht Gehör, weil ihn die Millionen blendeten, die Meer Jaffier ihm versprach, wenn er ihn an Surajah's Stelle zum Fürsten gemacht hätte. Einen Rechtspruch vollziehen zu lassen, ist kein Act der Tyrannei. Nur das subtile Gewissen des Lords empfand den innern Mangel, der an seinem Golde haftete, bei einer That, welche die Welt nicht verdammen durfte.

Ueberhaupt sollte man in der Classification jener Thaten, welche das Inventar der Tragödie bilden, nicht allzu pedantisch sein. Nach criminalistischem Standpunkt sind sie mehr oder weniger Verbrechen; es ist nur das Element der Größe, das sie über eine sich auf jene Paragraphen stützende Beurtheilung hinaushebt. Wenn aber einige Aesthetiker sagen: Mord ist tragisch und Diebstahl ist es niemals, so ist dieser Ausspruch unbegründet und geht nur aus der Sortirungsmuth hervor, welche sich durchaus nicht wohl fühlt, wenn sie nicht in ihren numerirten Schubladen herumframen kann. Ein Raubmord wegen einiger Thaler hat nichts Tragisches; dagegen sagte schon Fiesco: „Ein Diablen stehlen ist göttlich!“ Der blendende Zauber ungeheurer Schätze ist zu allen Zeiten als eine dämonische und deshalb poetische Macht empfunden worden. Schon die alte Sage feierte die dämonischen Thaten der Menschen, die sich der geheimnißvollen „Hörte“ bemächtigen wollten. Ein weltbeherrschender Lebensgenuß kuppelt sich an die Millionen. Sie sind kein kleines, sondern ein großes Motiv — und das ist das Einzige, dessen die Tragödie bedarf.

Die Scene, welche die in der Vergangenheit spielende

That des Helben erläutert, ist die Schlussscene des dritten Actes. Elive hatte Sita, die Tochter des hingerichteten Hindufürsten, bei sich erzogen. Der Bruder derselben, ein Anhänger der Mörderfekte der Thugs, kommt nach England, um den Lord zu ermorden. Sita vereitelt den Mordversuch, dem der Bruder zum Opfer fällt. Die Stunde der Enthüllungen hat für den Lord geschlagen.

Elive.

Es sei!  
Nur werd' es zwischen uns! Der Schleier schwinde!  
Zerrissen hat ihn — dieses Wilden Hand!

Sita.

So ist es wahr — ich bin Surajah's Kind?

Elive.

Ich wollte warten auf den Tod — das Grab!  
Es sollte milder herbe Wahrheit künden!  
Doch schneller schreitet das Geschick — so sei es!  
O höre mich, mein Kind, doch höre mich,  
Als tönte aus dem Grabe meine Stimme,  
Wo über eines Lebens Schuld und Noth  
Die Scholle ruht und die Cypressen flüster!

Sita.

Ich zittere — vor dem Wort — von deinen Lippen!

Elive.

Du bist nur meines Herzens Kind — doch theurer  
Mir, als mir meines Blutes Kinder wären!

Sita.

So ist es Wahrheit, was der Bruder sprach?

Elive.

Ich zog in dir den guten Engel groß,  
Der lächelnd zwischen mich und meine Schuld  
Mit der Versöhnung Palmen tritt. O bleibe  
Mein guter Engel — werd' es doppelt jetzt,  
Wo du erfährst, was du vergeben kannst!  
Du bist das Kind des Fürsten von Bengalen,  
Surajah Dowlah's Tochter!

Sita.

Und er starb?

Elive.

Ich ließ ihn richten durch ein Kriegsgericht!  
Streng war das Urtheil!

Sita.

Erw'ger Gott — er fiel  
Nicht in der Schlacht — er fiel —

Elive.

Von Henkers Hand,  
Und England ward der Erbe seiner Reiche!

Sita.

So — niederzischt das scharfe Schwert — ein Blutstrom —  
Entsetzlich Bild — angrinst das bleiche Haupt  
Mich ewig unerbittlich — in der Hand  
Des Henkers — das erstarrte Aug', das einfiel  
Mir Freudenthränen weinte, seinem Kinde!

Elive.

Schweig, schweig! Du weckst den Dämon mir —

Sita.

Gerecht gerichtet, strenger Richter, geb' es Gott!  
Warum doch kanntest du die Gnade nicht?  
O konntest du dem Vater nicht verzeihn?

Du hast

Elive.

Das war's — jetzt brechen alle Bunden auf!  
Die Gnade! Wohl, so beicht' ich dir, was England  
Von diesen Lippen nie erfahren soll.  
Du hast ein Recht darauf — nur du allein.  
Wohl regte sich Erbarmen in der Brust,  
Und eine Stimme bat in mir — für ihn!  
Und doch — er war ein Gegner unsers Volks,  
Er hemmte unsre Macht, er mußte fallen,  
Und dieser Sieg und dies Gericht — sie wurden  
Der erste Grundstein unsrer Macht im Osten.  
Grausam ist die Nothwendigkeit — ich war  
Ihr Sklave nur. Noch immer schwankte ich;  
Doch jener Meer Jassier, des Fürsten Feldherr,  
Der ihn verrath und in der Schlacht verließ,  
Der mir das Reich gestrichelt, ihn zu umgarnen —  
Er führte mich in seine Schatzgemächer,  
Versprach mir seine Tiefendiamanten  
Und Millionen, wenn ich ihm die Krone  
Bengalens auf das Haupt gesetzt — das war's!  
Jung war ich — und mich blendete der Glanz!  
Aladin's Zauberlampe strahlte mir —  
In meinen Füssen lag der Erde Glück!  
Fort Gnade, Mitleid, thörichtes Erbarmen!  
Gefesselt ward ich da vom Haupt zur Zehe,  
Als wie in einen goldenen Stryp getaucht!  
Ich ließ dem Reich den gnadenlosen Lauf.  
Das Nichtheil fiel — mein Auge suchte nicht.

Sita (schreit auf).

Wahr ist's, wahr ist's! Und dieser Eine Tag  
Nacht doppelt mich zur Waise — es erschlägt  
Der todte Vater mir den lebenden,  
Der einst den andern in die Gruft gestoßen!

Elive.

O Fluch dem Gold, das einmal mich geblendet,  
Denn es verdunkelt Ruhm und Leben mir!  
Ich hielt mein Wort — und Meer Jassier das seine!  
Ich machte ihn zum Fürsten, und er ward  
Ein treuergebener Vasall von England,  
Die Stütze unsrer Macht — doch ich, doch ich  
Ward nicht des unermessnen Reichthums froh.  
Winkt mir ein Forder, reißt der Kobold ihn  
Mir aus der Hand und hält mir ihn entgegen,  
Mit Blut besetzt, in fließend Gold getaucht!  
Nacht mir die Liebe, wie der Dämon lacht!  
Er reißt die Maske ab, zeigt mir das Aug',  
Das gierig auf die Millionen blickt!  
O Hand des Midas, du entsetzliche,  
Du hast mein Leben selbst in Gold verwandelt,  
Und diese schwere Last ertrag' ich nicht!

Sita.

Wie mir's das Herz zerreißt — mit glück'nden Ketten  
In seinen Arm mich zieht — und wieder fort  
Mich fößt!

Elive.

Du rettetest mich, und du allein  
Vor meines Dämons Blick! Denn wo du nahest,  
Muß die Erscheinung fliehen — sie hat nicht Macht  
Ueber die Liebe einer reinen Seele!  
Hier ruht der letzte Anker meines Glaubens!  
Reiß ihn nicht los, auch jetzt nicht; wie — du zögerst?  
Und fragend blickt dein schon Gajellenaug!  
Tritt näher, zaghaft Kind, und fürchte nichts!  
Du bleicher Fürst, dir raubt' ich Kron' und Haupt —  
Doch dies dein Kind, es reißt mir seine Hand.  
Was ich an ihm gethan, erzählt es dir,  
Und du vergibst!

Sita.

Ich kann nicht, nein, ich kann nicht!

Elive (erschöpft in den Sessel sinkend).  
Ist das Wort des Kindes spricht mir das Gericht!

Sita (schon auf Elive blickend).

! dieser Hand fließt meines Vaters Blut! —  
! hab' ich nichts mehr in der Welt als ihn!

(Der Vorhang fällt.)

In dem Untergang von Sita und Katali spiegelt zugleich in wehmüthiger Weise der Untergang aller Völker, die einer höhern Civilisation zum Opfer fallen. Die in ein Reich fremdartiger und überlegener Zivilisationskinder Naturkinder müssen zu Grunde gehen, wenn sie Liebe oder Haß zu dieser neuen Welt im Herzen tragen. Dieser Stimmung gibt Sita mit folgenden Worten Ausdruck, als sie den Lord verlassen hat, indem sie den Mörder ihres Vaters flieht und demselben in sein väterliches Haus gefolgt ist, wo ihr die reichste Aufnahme zu Theil wird:

Wieder bin ich

ein Heimatloser! O an meiner Wiege  
und das Verbrechen — und des Hauses Schwelle,  
dem ich eine Heimat mir geträumt,  
und von des eignen Bruders Blut bestet!  
! der Vogel hat sein Nest, ich habe keine.  
! mächtig schon' ich auf zum hohen Himmel.  
! in Sternen lag' ich, daß ich einsam bin;  
! lag's dem Mond, der fern die Lotosblume  
ihrer heil'gen Blütenwiege küßt,  
! in Wipfeln lag' ich's und den irren Wolken,  
! ziehn und wissen selber nicht wohin!  
! treibt im Spiel die launenhafte Lust,  
! treibt ein blindes Spiel mein Herz, mein Leben!  
! wünsch' ich mir des Vogels Schwingen, fern  
! in paradiesische Gefilde zu ziehn,  
! sich der Phönix aus dem Myrrhennest  
! in morgengoldnen Schwingen hebt — jetzt rief  
! eine süße Stimme, bleibe hier,  
! r, wo die Liebe eine Heimat gründet!  
! bittre Täuschung! Wie's mich freßend saßt!  
! r darf der Morgenröthe Kind nicht weilen!  
! r weht ein kalter, feuchter Nebelhauch  
! o meine Seele schauert vor der Welt!

Die dämonische Macht des Goldes bildet das Fatum dieser Tragödie. So hängt auch die Scene des letzten Actes, in welcher der lahme Oberst Forde, der Messias, durch das reiche Geschenk des Lords, durch unschätzbaren Diamanten gänzlich umgewandelt wird, am Grundgedanken des Dramas zusammen:

Forde.

Sita,

— nein, ich kann nicht singen, jedes Wort  
! irrt mir auf den Lippen — nein, nein, nein!  
! es ist ein Tag — nein, eine Nacht — was weiß ich?  
! schlag' der Blitz — nein, nein, kein andrer Blitz als dieser,  
! wunderbar mir in die Seele fährt!  
! Mädchen hier — du hast es mir geschenkt —  
! welche Königin mir freundlich lächelt,  
! soll ein Stirnband haben nach Verdienst.  
! meinem lahmen Bein — wer tanzt mit mir?  
! Fürstinnen, herbei! Ich kann's euch lohnen!

Elive.

Du bist von Sinnen, Freund! Ich fürchte fast,  
Verderblich wirkt der Zauber, und ich that  
Ein neues Unrecht!

Forde.

Nein, bei unsrer Freundschaft!

Du hast es mir geschenkt — kein Ehrenmann  
Nimmt sein Geschenk zurück! Nein ist die Welt!  
Sie laugt nicht viel, doch allen guten Saft,  
Den sie enthält, preß' ich aus ihr heraus  
Mit diesem Mittel! Wunder wird es thun!  
Mich loben werden alle meine Feinde,  
Als geistreich, liebenswürdig, jugendfrisch,  
Und als den besten Tänzer ringsumher,  
Trotz dieses kleinen Deficits hier unten.  
Die Mädchen, die mir keinen Blick gegönnt,  
Sie werden mich bewundern wie Apoll  
Und lächeln, dreh' ich mir verschämt den Bart  
Und winkt mit den Augen! Doch, vor allem,  
Jetzt einen Trank vom kostbarsten Gewächs,  
Das je die große Buhlerin, die Sonne,  
Gestift, bis Feuer aus den Nebeln troff.  
Ein Lebehoch auf meinen Lord und Herrn!  
Sieh mich nicht an — du willst mir's wieder nehmen!  
Ich bring's in Sicherheit! O tolle Welt!  
Jetzt laß mich mit dir toben! Fort die Kräfte!  
Der Stab stützt besser hier — ich bin geheilt!

Wenn „Der Nabob“ bisher nur sporadische Aufführungen in Breslau und Weimar, Leipzig und Schwerin erlebt hat und wol erst mit der in Aussicht stehenden Aufführung am wiener Hofburgtheater seine eigentliche theatralische Aera datiren wird, so hat ihm in Bezug hierauf die Tragödie: „Katharina Howard“, welche das fünfte Bändchen der „Dramatischen Werke“ bildet, in kürzerer Frist den Rang abgelaufen; denn dieses Drama ist bereits an den Hoftheatern zu Wien, Dresden und Hannover, Wiesbaden und Gotha, und an den Stadttheatern zu Leipzig, Königsberg u. a. zur Aufführung gekommen. Im „Nachwort“ des Stücks heißt es:

Wenn ich das Stück so rasch dem buchhändlerischen Verkehr übergebe, so geschieht es, weil es nach meiner Ueberzeugung keine tiefer gehende Umwandlung zuläßt, sondern mit seinen Voraussetzungen steht und fällt. Dies Trauerspiel unterscheidet sich von den frühern wesentlich dadurch, daß hier der tragische Conflict nicht wie in „Mazeppa“ und „Der Nabob“ durch eine aus dem Charakter des Helden hervorgehende Schuld begründet, sondern durch die Situation hervorgerufen wird, welche die Heldin in eine Collision der Pflichten bringt. Doch dieser Ernst des Verhängnisses sowol, der über ein üppiges, lebenslustiges Mädchen hereinbricht und sie zu dem weniger heldenmüthigen, dafür aber nach innerer Läuterung durch den Tod gekühlten Entschluß drängt, wie der Charakter des Königs Heinrich VIII. und der Hintergrund der damaligen englischen Zustände bedingen den düstern Grundzug der Tragödie, welchen ich mit einheitlicher Konsequenz zu bewahren suchte. Daß das Stück dennoch verhältnißmäßig so rasche und lebhaft Beachtung von seiten der Bühnenleitungen fand, mag in der Anregung liegen, welche die beiden Hauptcharaktere, die Heldin und König Heinrich, als nicht durch die Schablone gezeichnete Figuren der darstellenden Kunst bieten.

Der Gang der Handlung ist der folgende. König Heinrich VIII. ist seiner lutherischen Gemahlin, Anna von Cleve, müde, welche er durch die Vermittelung seines Kanzlers Cromwell, Grafen von Essex, geheirathet hat.

Eine Neigung zur reizenden Katharina Howard, der Nichte des Herzogs von Norfolk, einer Schönheit aus dem Lager der Katholiken, wird von der katholischen Partei eifrig begünstigt. Der König beschließt, sich von seiner Gemahlin scheiden zu lassen und sich mit Katharina zu vermählen. Diese indeß, ein läppig glühendes Mädchen, hat ein leidenschaftliches Verhältniß zu einem jungen katholischen Fanatiker, Arthur Derham, welches bereits über die Schranken der Sitte hinausgegangen ist. Katharina weigert sich, dem Andringen ihres Onkels gegenüber, auf das entschiedenste, dem König ihre Hand zu geben; sie will mit Derham fliehen, der sich schon früher an der revolutionären „Pilgerschaft der Gnade“ betheiligt hat, und jetzt wiederum eine Verschwörung gegen Cromwell und den König leitet. Eine Versammlung der Verschworenen in dem verfallenen St.-Dunstan-Kloster, an der sich auch Katharina betheiligt, wird verrathen, Derham mit seinen Genossen gefangen und zum Tode verurtheilt. Katharina eilt zum König, um durch ihre Fürbitte den Verschworenen das Leben zu retten; der König will sie nur unter der Bedingung begnadigen, daß Katharina ihre Hand ihm gibt. Der innere Kampf der Heldin prägt sich in dem folgenden Monolog aus:

Welch namenlose Qual! O Menschenleben!  
Wie Bog' auf Woge kommt, anfangs ein Spiel,  
Ein lustig Bad — dann ein verschlingend Grab!  
Verzweiflung hier und dort, wohin ich blicke!  
O Arthur, Arthur, wie's auch kommen mag,  
Das Eine steht mit schauernder Gewißheit  
Vor meinem Geist: wir sind geschieden, Arthur!  
Weiß' ich dem Tode dich, sind wir geschieden,  
Weiß' ich dem Leben dich, wir sind es auch!  
Erarmungslos Geschick, jermalmst du jetzt  
Die Seele, die nicht gleich der Gauklerin  
Durch eines Kettes Dolsche springen kann,  
Die rechts und links ihr drohn? — Und ist's denn möglich,  
Daß ich von solchen Wonnen scheiden kann?  
Sein Wort — sein Blick — sein Kuß, o glühend Leben!  
O Glück der Jugend, unersättlich Glück,  
Das ewig dürstend nie des Trunks entbehrt!  
Die Blumen, die es heute wild zertritt,  
Blühen morgen schöner auf, und heißer Duft  
Strömt wohnig selbst aus den zerdrückten Rosen.  
Ich schließ' die Augen, träume mich zurück,  
Die Bilder dieser Welt zerfließen alle.  
Ich ruh' an seiner Brust — da schwebt ein Leuchten  
Um Erd' und Himmel, und die Erde wird  
Leicht wie ein Rosenblatt vom Wind entführt;  
Und wie das Rosenblatt den Tropfen Thau,  
Trägt das Entzückte himmelwärts die Seele. —  
Wer jagt mich auf aus meinem süßen Traum?  
Wer scheucht ihn fort auf ewig? Ha, da kommt er  
Mit seiner schweren Krone, und er neigt  
Sich über mich und grißt mich an und spricht:  
Ich brauch' ein Liebchen. Komm, mein holdes Tändchen!  
Nicht lockt das Farbenpiel auf deinen Federn,  
Und kommst du nicht, zerpfückt' ich dich! — Ha ha!  
Du Königssohn! Ich fühle deine Krallen,  
O, sie sind blutig! Schauerlich Entzücken  
Im Arme des Tyrannen, der noch eben  
In seiner Opfer Todeskampf geschwelgt!  
Und seine Lieb' ist grausam wie sein Haß;  
Mord, Mord sein Odem; über seine Schürzen  
Blickt lebensfahl — Verwesung! Anna Bolzon,

Ich sehe dich, du schiebst mit weisser Hand  
Den Vorhang fort des blutbesteckten Bettes.  
Wie hat er dich geliebt — und so — gerichtet!  
O sein Umarmen ist die Probe nur,  
Wie's einst dem Dahlen Tod gelingen wird!  
Brautführer ist der Henker, und in Mythen  
Trägt er das Beil verhehrt!

Und doch — und doch —  
Wo ist die Rettung als in seinem Arm,  
Als unter Englands blutbesteckter Krone?  
Denn wenn ich nach der andern Seite blicke,  
Da seh' ich, was nicht auszusprechen ist  
Und nicht zu denken, weil's die Seele schaudert!  
Da jammert auf der Folter der Geliebte,  
Sie schnürten ihm den süßen Leib zusammen,  
Bis der ersäufte Angschrei der Verzweiflung  
Die Folterknechte schaudern macht — und dann —  
In einer Nacht, wo nur die Raben sich  
In Londons Nebel wagen, schaukelt sich  
Auf Tyburns Hochstatt der willkommen' Raub;  
Sieh näher hin — du kennst die Jüge wol —  
So starb ein Held, den du nicht retten wolltest! —  
Es muß, es muß geschehn! So waffne dich,  
Verzweiflung, mit der gleichnerischen Fuge  
Und zaub' ein Räthsel dir ins Angesicht!  
Die Hand mag lösen, statt zum Dolch' zu greifen,  
Und unerhörte, ob gekrönte Schmach  
Geb' Grel' und Leib dem Wütherich zu eigen!  
Ein Opfer wie kein zweites thranenwerth:  
Ihn rett' ich treulos, dem ich Treue schwur,  
Und höchste Liebe muß sich selbst verrathen!  
Nicht eine Königin auf ersehntem Throne,  
Die Skavin schmückt sich mit der Dornenkrone!

Mit dieser Entscheidung Katharina's ist Cromwell's Sturz besiegelt, den Herzog Norfolk bereits früher durch mannichfache schwere Verschuldigungen eingeleitet hat. Heinrich spielt mit dem ahnungslosen Minister wie die Katze mit der Maus.

Achter Auftritt.

Cromwell. Heinrich. Katharina. Norfolk.

Cromwell.

Ich komme, Eurer Majestät zu melden,  
Daß das Gericht den Urtheilspruch gefällt.  
Die zwölf Verschworenen sind zum Tod verdammt.  
Doch der Verschwörung Fäden reichen weiter,  
Bis in des Thrones Nähe; hoffentlich  
Entzückt die Folter das Geheimniß ganz —  
Dann weh' den Wächtern, die sich sicher glauben!

Heinrich.

Lord Norfolk, thut, was Eures Amtes ist!  
(Norfolk ab.)

Ich bin bei guter Laune heut, Mylord.  
Guch freut's gewiß, seht Ihr den König heiter!  
Und weil ich denn bei guter Laune bin,  
Und weil mir heut der Sonnenschein gefällt  
Und mir das Leben lebenswerth erscheint,  
So sind zu elf Opfer mir zu viel, Mylord;  
Ich will mit einem einz'gen mich begnügen.

Cromwell.

Unmöglich, Sire!

Heinrich.

Ich sag's, mit einem einz'gen.

Cromwell.

Es sind gefährliche Rebellen, Sire!

Heinrich.

Ihr wollt mich zwingen, ein Tyrann zu sein!

Cromwell.

Hier ist die Strenge nöthig.

Heinrich.

Doch ich will

Die Gnade walten lassen, will — versteht Ihr?  
Ihr seid der Mann des starren Rechts — ich will  
Dem Rechte wahrlich nicht im Wege stehen,  
Und weran ihm auch die höchsten Opfer fallen.  
Doch diesmal bin ich so gelaunt — ich werde  
Mit einem einz'gen Sünder mich begnügen.

Cromwell.

Sire, Arthur Derham ist von diesen allen  
Der Schuldigste.

Heinrich.

Was, Derham? Geht ihn frei!

Ja, ich befehl's, gebt alle Zwölfe frei! —

Ei, Kathchen, bist du nun mit mir zufrieden?

Katharina.

Dank, hoher Herr! — O Gott, er ist gerettet!

Cromwell.

Ich misverstehe wol, mein gnäd'ger König?  
Ihr heißt mich alle Zwölfe frei zu lassen,  
Und spricht vorher von Einem doch, den Ihr  
Wollt der Gerechtigkeit zum Opfer bringen?  
(Norfolk mit der Blase erscheint am hintern Eingang.)

Heinrich.

Ihr misversteht mich nicht, Mylord — die Zwölfe  
Sind frei — doch Einer bleibt dem Recht verfallen.

(Mit Donnerstimme.)

Der Frevler seid Ihr selbst, Graf Essex-Cromwell,  
Und Euch — schirmt Eures Königs Laune nicht.

Norfolk.

Graf, ich verhafte Euch um Hochverrath!

Cromwell.

Ärmüdt'ger Himmel!

Norfolk.

Ihr erlaßt, Mylord!

Ihr seid in Eurem eignen Netz gefangen.

Inzwischen hat die Synode der Bischöfe und Erz-  
bischöfe Heinrich's Ehe geschieden und dieser erhebt Ka-  
tharina zur Königin von England.

Bei jeder Collision der Pflichten muß die Heldin,  
indem sie sich für die eine entscheidet, die andere ver-  
legen. Katharina hat Derham's Leben gerettet, aber um  
den Preis der Untreue gegen seine Liebe. Ein helden-  
müthigeres Weib hätte den gemeinsamen Tod mit Der-  
ham der ihn rettenden Ehe vorgezogen, doch drängt nun  
zu dieser Sühne der Fortgang der Handlung hin. Die  
Künste eines verschmähten Liebhabers, des Lord Cule-  
pepper, einer gekränkten Hofdame, der Lady Rochefort,  
Derham's heiße Leidenschaft, die ihre unveräußerlichen  
Rechte verletzt sieht und in Anspruch nimmt, beschleunigen  
die Katastrophe. Katharina und Derham verfallen  
dem Strafgericht des Tyrannen. Der Conflict erweist  
sich als ein solcher, der nur durch den Tod in vollgültiger  
Weise gelöst werden kann.

Das sechste Bändchen enthält das Trauerspiel: „König  
Karl XII.“ Ueber die Antecedentien dieses Dramas gibt  
das Nachwort die folgende Auskunft:

Das vorliegende Drama kam im Herbst 1863 mit gutem  
Erfolg am breslauer Theater zur Aufführung. Dennoch hielt  
ich selbst eine Umarbeitung der drei letzten Acte für unerlässlich,  
indem der Conflict des Königthums und der Stände in den-  
selben zu sehr in den Hintergrund trat, der Charakter des Kö-  
nigs selbst aber sich allzu rhetorisch schwunghaft, ohne die nö-  
thige lakonische Schärfe entfaltete und auf der andern Seite zu  
wenig sympathisch, zu schroff und verletzend erschien.

Die drei letzten Acte liegen hier in gänzlich umgearbei-  
ter Fassung vor. Zwar schroff und herb ist der Stoff immer  
geblieben, wie sein winterlich skandinavischer Hintergrund. Es  
handelt sich um die großen Machtfragen modernen Staats-  
lebens, um den Kampf uneingeschränkter Königsherrschaft mit  
der Herrschbegierde der Stände, um den Kampf eines erobe-  
rungslustigen Kriegsfürsten mit den Friedenswünschen der  
Nation. So ist das Drama wesentlich ein politisches;  
denn diese Gegensätze wiederholen sich fortwährend in den Con-  
flicten der Neuzeit, und wie auch das politische Kaleidoskop ge-  
schüttelt werden möge, es werden hier und dort immer äh-  
nliche Figuren zum Vorschein kommen. Der Vorwurf ab-  
sichtlicher Tendenzmacherei kann indeß das Stück nicht treffen;  
denn keine Aeußerung und keine Situation in demselben geht  
über den Rahmen des historisch Gegebenen hinaus.

Die Liebe von Magnus und Hedwig ist keine Episode, sie  
führt die Katastrophe herbei und ist mit dem Grundgedanken  
des Dramas eng verwebt. Es ist ein Faden, der, so vielfach  
er sich im Laufe der dramatischen Handlung verschlingen mag,  
doch von der Nichtstatt Patkul's hinüberreicht bis in die Trau-  
chen vor Friedrichstein.

Das Drama spielt in den letzten Lebensjahren des  
Königs nach seiner Rückkehr in die Heimat. Die Be-  
gegnung mit seiner ehrgeizigen Schwester Ulrike wird in  
der letzten Scene des ersten Actes dargestellt:

Sechster Auftritt.

Ulrike. Karl (in einen Mantel gehüllt von rechts, bleibt  
eigen Augenblick an der Thür stehen).

Karl (läßt den Mantel fallen).

Ulrike.

Ulrike.

Karl, du bist es selbst!

(Will sich ihm zu Füßen werfen.)

Karl.

Wie lang

Hab' ich dich nicht gesehn, mein Schwesterlein!

Ulrike.

O welche frohe Ueberraschung, Karl!

Karl.

Laß mich die Hand dir drücken, in das Aug'  
Dir sehn — es ist so lange, lange Zeit,  
Daß ich nichts Liebes in den Arm geschlossen.  
Sieh mich nur an — o nicht so scheu, Ulrike.  
Wir sind des alten Stammes einz'ge Sprossen,  
Und viel verloren wir — die gute Schwester!  
Ich bin stahlhart, Ulrike — funfzehn Jahre  
Des rauhen Krieges haben mich entwöhnt  
Der sanften Menschlichkeit — doch seht, da ich  
Im Arm dich halte, kommt sie über mich,  
Die ungewohnte Schwäche! Wie ein Traum  
Liegt's hinter mir, das wilde Schlachtenleben,  
Und meine Kindheit, meine Jugend blüht  
Aus deinen Augen mich so friedlich an.



Ulrike.

O, so erzähle — wie ganz unerwartet  
kamst du hierher!

Karl.

Ein toller Einfall war's.  
Raum hatt' ich Schwedens Erde unter mir,  
Da ließ es mir nicht Ruh', bis ich die Schwester  
Gesehn; ich stieg in Lund aufs Ross — allein —  
Und wie ein Sturmgeist ritt' ich um die Wette  
Mit dem Orkan, der aus Norwegens Klüften  
Herniederschob! Es war ein wildes Wetter!  
Doch aus dem heimatlichen Boden dampfte  
Der Jugend Kraft mir morgenfrisch entgegen,  
Und süßne Träume wiegten mich im Sattel.  
Und als ich an den Wettersee gekommen —  
Doch ging die Flut und spiegelte den Blitz nicht,  
Der sie umflammt — hinüber nach Wadstena!  
Ich kenn' den alten tückischen See von früher —  
Des Meeres Sturmflut hat den Karl verschont;  
Der Wetter, doch! ich, ist ein schwedisch Kind,  
Er wird Respect vor seinem König haben.

Ulrike.

O allzu kühn, wie stets!

Karl.

Mit Mühe nur  
Fand ich ein Boot, mit Gold nur einen Schiffer.  
Wir tanzten lustig und die Woge schlug  
Uns ins Gesicht, rebellisch, ohne Schen.  
Und einmal stürzten wir vom Wogenberg  
So jählings nieder, daß ich schon dem Tod  
Im Arm zu liegen glaubte. Doch — wie thöricht,  
So stirbt kein Held — das ist kein Heldengrab!  
Da kenn' ich meinen Stern — er strahlte hell  
Durch die zerrissne Donnerwolke, als  
Ich bei Wadstena an das Ufer stieg.

Ulrike.

Mein guter Bruder — und um meinetwillen  
Haßt du dich in Gefahr gekürzt?

Karl.

Ein Spiel nur —  
Wie oft am Mantel faßt' mich schon der Tod!  
Wie oft bedrohte mich der Hochverrath!  
Da tritt Paskul vor meine Seele hin,  
Rein grimmiger Feind, der selbst der Krone Recht  
Heimtückisch angetastet! — Nicht der Sumpf,  
In den mein Ross versank, nicht brechend Stromeris  
Der Weichsel, nicht die Janitscharenfäbel —  
Was mich erschrecken soll, trägt Paskul's Bäge;  
Denn diese Larve grinst das Ew'ge an,  
Das meiner Brust ein Leitzern für und für.

Ulrike.

Wie viel haßt du gethan, erlebt, erlitten!

Karl.

Vorleuchten muß ein König seinem Volke  
An Muth und Tapferkeit; doch unsre Würde  
Zähmt die Gefahr; sie ist nur täuschend Spiel  
Für ein gelabtes Haupt; wir sterben nicht,  
Oh' unsrer Welt vollbracht.

Ulrike.

Doch, Majestät,  
O möchtet Ihr Euch Eurem Volk erhalten,  
Und endlich, nach so langen Kriegen Grueln,  
Des Friedens Segen diesem Lande schenken!  
Der Lorber schmückt die Stirn, die Königskrone  
Des zwölften Karl! Ein ehrenvoller Frieden —

Karl.

Was — Frieden? — Auch du sprichst von Frieden, Schwester

Ulrike.

Wer weiß, ob ich zum zweiten male Aug'  
In Aug' dem König gegenüberstehe!  
So nüt' ich diesen Augenblick — ich spreche  
Im Namen Schwedens!

Karl.

Und der Stände — wie?  
O ich vergaß — sie haben dich zum Vormund  
Des Reichs gemacht, das ich verwaist im Stich  
Gelassen — und die Weisheit der Regentin  
Entsprüht den schwefelreichen Lippen — pah!  
So ist man nirgends mehr vor gutem Rath  
Gesichert.

Ulrike.

Majestät, mein Bruder, hört mich!

Karl.

Ein ehrenvoller Frieden — wohlgesprochen!  
Wer bietet ihn?

Ulrike.

Die Wunden Schwedens bluten.

Karl (aufstumpfend).

O Schwester! Schwester!

Ulrike.

Will mein Bruder Karl  
Nicht mehr die Wahrheit hören?

Karl.

Nicht die Wahrheit,  
Die überall aufdringlich mich verfolgt.  
Ich ließ des königlichen Amtes Last  
Zurück, der Schwester wollt' ich angehören,  
Nur einen Tag als Mensch mich wieder fühlen.  
Doch selbst die eigne Schwester steht in mir  
Den Kartenkönig nur, der Kron' und Scepter  
Nie aus den Händen legt.

Ulrike.

Nicht so — nicht so!

Karl.

Auch ihre Lieb' ist nur ein Hinterhalt,  
Aus dem's hervordringt: Eitler Landverwässer,  
Die Thränen deines braven Volkes sind  
Die einz'gen Perlen deiner Königskrone.  
O hätt' ich nur den Wettersee begriffen,  
Den rauhen Warner in der Donnerwolke —  
Es wär' mein Herz um eine Täuschung ärmer!  
Seit funfzehn Jahren einmal such' ich Liebe —  
Das lang Vermisste ist mir nicht beschieden,  
Und thöricht wär's, das Schicksal ändern wollen.

Ulrike.

Unselig Mißverständnis — bleibt, mein Bruder!  
(Winkt hinter dem Vorhang.)

Karl.

O hier ist meines Bleibens nicht. Du sagtest,  
Die Wunden Schwedens bluten! Nun, bei Gott,  
Hier merkt man's nicht — ein lustig Leben heilt  
Des Landes Schmerz — was soll der König hier  
Bei seinen Damen und gestickten Herrn  
Mit diesen Eisenporren? Bräut' ich noch  
In meinem Mantel die Victoria,  
Sie könnte mit den Herrn vom Hofe tanzen!  
Ich komme aus den Steppen und Morästen,

Und passe nicht aufs feistliche Parquet!  
 Leb' wohl, Ulrike! Mög'st du glücklich sein;  
 Doch mich verfluchst du nicht.  
 (Wendet sich zum Abgehen.)

Ulrike.

Nicht so, mein Bruder!  
 O bleibe hier, wo du als Herr gebietest!  
 Sieh mich zu Füßen, deine Dienerin!  
 Du magst mich schelten, strafen — doch vergiß,  
 Wenn ich dich tränkte.

Karl (zurückkehrend).

Einz'ge Liebe Schwester!

(Umarmt sie.)

Nun laß es gut sein, laß mich wieder ziehn!  
 Ich such' mein eiser'n Schweden wieder auf,  
 Dies Leid raubt den Athem mir — leb' wohl!  
 Ich bin dir gut, ich bleib's — die Luft ist kühl,  
 Der See ist ruhig — eine sanfte Heimfahrt —  
 So denke mein in Liebe — lebe wohl!  
 (Der Vorhang fällt rasch.)

Um den König gruppiren sich sein Schwager, der  
 kiebige Erbprinz von Hessen, sein Nefse, der junge,  
 fahrende Herzog Karl von Holstein, welcher den Dunkel  
 allen seinen Eigenheiten copirt, Graf Öbrz, nach  
 an hin kein ungewandter Diplomat, doch Vertreter  
 rücksichtslosen Absolutismus gegenüber den Ständen  
 dem Volke, und Graf Arved Horn, der Präsident  
 Reichsrathes, ein stolzer Aristokrat von patriotischer  
 nung, der den Widerstand gegen die Alleinherrschaft  
 das Aeußerste treibt. Auch die Armee ist unzufrieden,  
 resultatlose Winterfeldzug in Norwegen veranlaßt  
 Militärverschönerung, welche von bestechlichen und  
 fertigen Offizieren wie Oberst Siquier geleitet wird.  
 er vom Grafen Horn und den Ständen bestochene  
 zier weiß auch die in Magnus Stjernroos, einem  
 blichen Begleiter des Königs, lodernbe Eifersucht zur  
 ame anzufachen und ihn zu jenem Mordanfall zu  
 gen, der in den Laufgräben vor Friedrichshall das  
 des gefeierten Helbenkönigs endet.

Hedwig, eine Sonnambule, die sich der Pflege Swe-  
 org's anvertraut hat, ist Katkul's Schwester. Voll  
 gegen den König, eilt sie ihm nach; den Bruder zu  
 n ist ihr Streben. In Magnus Stjernroos findet  
 inen liebenden Freund, doch seine Zuneigung zu Karl  
 hindernd zwischen sie. Da verschiebt eine zufällige  
 gnung Hedwig's mit dem König die ganze Stellung  
 Gruppe. Ihr reizbares, hocherregtes Gemüth wird  
 der Persönlichkeit des Königs mächtig angezogen, ihr  
 verwandelt sich in Liebe, während umgekehrt die  
 des Magnus zum König sich in Haß verwandelt,  
 in ihm den Bevorzugten erblickt, ihn als den Mä-  
 einer Geliebten herausfordert und angreift. In maß-  
 Eifersucht nimmt er das von Hedwig preisgegebene  
 ächtniß des todtten Bruders in die Mächerhand. So  
 zint der Tod des Königs als eine, wenn auch viel-  
 vermittelte Folge der Gewalt- und Greuelthat, die er  
 Katkul verübte.

Man könnte vielleicht das Hochromantische dieser Ver-  
 lung tabeln, in einem politischen Trauerspiel;

denn dies Epitheton könnte das Drama „König Karl XII.“  
 nicht ablehnen. Daß der Geisterseher Swedenborg in  
 diese Haupt- und Staatsaction mit eingreift, ist zunächst  
 durch die geschichtliche Thatsache seiner persönlichen Be-  
 ziehungen zum Schwedenkönig motivirt. Außerdem be-  
 durfte der historisch-politische Conflict einer poetischen Be-  
 lebung. Wie schon die altnordische Sage vielfach be-  
 weist, sind extreme Wandlungen in den Charakteren der  
 nordischen Helden keineswegs selten, wie ja auch die jähen  
 Uebergänge in der Natur dort zu Hause sind. Es ist  
 daher nicht bloß der Versuch einer künstlichen Acclimati-  
 sation, wenn der Dichter seinem Magnus, einem Reden  
 von edelm Nordlandsgeblüt, zum Träger einer an die  
 Raserei der alten Berserker erinnernden Leidenschaft macht.

Eine andere Frage ist, inwieweit der Sonnambulis-  
 mus als dramatisches Motiv verwendet werden kann.  
 Eine Krankheit als solche gehört in das Reich des Zu-  
 falls, der natürlichen Einwirkungen, in denen der mensch-  
 liche Wille nicht lebendig ist, und wird dadurch aus dem  
 Reich der Tragödie ausgeschlossen. Wenn aber diese  
 Krankheit keine zufällige ist, sondern hervorgegangen aus  
 einem Erlebniß, welches mit dem Grundgedanken der  
 Dichtung zusammenhängt, so glauben wir ihre drama-  
 tische Verrechtigung aufrecht halten zu können. Hedwig  
 mochte der Hinrichtung ihres Bruders bei, sie wurde  
 nervenkrank durch die gewaltsame Aufregung, in die das  
 grausame Schauspiel sie versetzte. So weist ihre Krank-  
 heit auf jene Schuld des Königs zurück und ist ebenso  
 dramatisch motivirt wie als dramatisches Motiv ver-  
 wendbar.

Ueber die Gesichtspunkte, welche für die Sammlung  
 der „Dramatischen Werke“ maßgebend waren, spricht sich das  
 Vorwort zum ersten Bändchen aus, das wir deshalb hier  
 folgen lassen:

Seit zehn Jahren habe ich keins meiner Dramen, welche  
 zum Theil die Kunde über die deutschen Bühnen gemacht, zum  
 Theil an mehreren größern und kleinern Theatern zur Auffüh-  
 rung gekommen sind, im Druck erscheinen lassen. Das Hora-  
 zische: novum promatur in annum, welches bei unserer kurz-  
 lebigen Zeit für Dichtwerke nicht als Maßstab gelten kann,  
 verdient dennoch bei Bühnenstücken einige Berücksichtigung.  
 Denn für den dramatischen Dichter ist die Aufführung seines  
 Stückes ein lehrreiches Experiment, und zwar die Aufführung  
 an jeder neuen Bühne ein neues. Es muß ihm Frist vergönnt  
 sein, aus der Fülle dieser Erfahrungen Nutzen zu ziehen und  
 ihre Resultate in seine Werke hineinzuarbeiten, ehe er sie durch  
 den Druck der Literatur übergibt. Die Zeit der Bühnendramen  
 ist ein für allemal vorüber, die Ueberzeugung, daß die drama-  
 tische Literatur der Bühne angehört, eine allgemeine geworden.  
 Das Lesepublikum kann daher nur die zweite Instanz bilden,  
 an welche der dramatische Schriftsteller appellirt, mag er seinen  
 Proceß in der ersten nun gewonnen oder verloren haben. In  
 dieser Hinsicht darf ein Verfahren gewiß correct genannt wer-  
 den, welches lange Zeit dem literarischen Publikum gegenüber  
 resignirt, um die Werke dann in einer durch zahlreiche Erfah-  
 rungen gereiften Form demselben vorlegen zu können. Diese  
 Resignation ist keine leichte und opferlose, ganz abgesehen von  
 der begreiflichen Ungebuld, auch jener ruhigen Prüfung gegen-  
 überzutreten, welche vor den Lampen des Proscaeniums durch  
 mancherlei Eindrücke verwirrt wird, einer Prüfung, zu welcher

der Autor um so mehr berechtigt ist, je mehr sein Werk in seinem ganzen Baur, in seinen geistigen und stilklichen Dimensionen von den modischen, dem Durchschnittsgeschmack des Publicums bequemen Lieblingsfläden abweicht. Doch auch der Literaturgeschichte gegenüber hat diese Verspätung ihre bedenklichen Seiten. In allen zusammenfassenden Uebersichten der Literatur der Gegenwart wird ein dramatischer Autor nur sehr ausnahmsweise Erwähnung finden, wenn seine Werke nicht durch den Buchhandel der literarischen Besprechung zugänglich gemacht worden sind.

Indem ich daher meine dramatischen Schriften zum ersten male in einer Gesamtausgabe dem Publicum vorlege, glaube ich demselben ebenso wie der Kritik erst ein Gesamturtheil über meine dramatischen Leistungen zu ermöglichen, indem es in der Eigentümlichkeit des so wenig centralisirten deutschen Bühnenlebens liegt, daß die Theater kein harmonisches Gesamtbild bieten können, sondern nur *disiecti membra poetae*. Wenige der vorliegenden Stücke erscheinen in einer dem Bühnentext sich anschließenden Form; die meisten zeigen wesentliche Veränderungen auf, wie sie sich mir nach reiflicher Erwägung aus den scenischen Erfahrungen ergaben. Dagegen verliert nach meiner Anschauung der Nothlist des Regisseurs und Dramaturgen seine maßgebende Bedeutung, sobald der Autor vor das Lesepublikum tritt. Den Dramen im Buchhandel schlägt keine Polizeihand; die nothwendigen Schranken des Bühnenabends, welche bei größern Werken oft zum Salonismus zwingen und das Verständniß erschweren, müssen hier fallen, den weiter ausholenden Motivirungen, den freieren dichterischen Ergüssen werde an geeigneter Stelle ihr unveräußerliches Recht zutheil. Wer würde aus dem Bühnentexte eines „Hamlet“ und „Don Carlos“, der die Bekanntschaft mit den Dichtwerken schon voraussetzt, den ursprünglichen Zusammenhang der Dramen erkennen! Ja wir behaupten, daß diese Bühneneinrichtungen an und für sich in vieler Hinsicht geradezu unverständlich sind und die gerechtesten Klagen der Kritik herausfordern würden. Wenn es uns nun mit Ovid vergönnt ist, das Kleine mit dem Großen zu vergleichen, dürfen wir wol sagen, daß auch die Dramatiker der Gegenwart der Kritik wehrlos gegenüberstehen, solange nicht ein vollständiger literarischer Text die Bühnentexte erläutert. Denn wie viele Kürzungen und scenische Einrichtungen an den einzelnen Bühnen geschehen ohne ihr Wissen und Wollen! Ich selbst habe wol die Erfahrung gemacht, daß einzelne glückliche Kürzungen wesentlich zum Erfolge der Stücke beitragen, mir ist aber auch die entgegengesetzte nicht erspart worden, daß dieser Erfolg durch die Zusammenziehung zweier Acte in einen ebenso sehr dreineträchtigt wurde. Ich habe dies bei der Aufführung eines Lustspiels und eines Trauerspiels an zwei ersten deutschen Hofbühnen erfahren. Viele Einwürfe und Bedenken der Kritik wären von selbst erledigt worden, wenn diese den ursprünglichen und vollständigen Text der Stücke vor Augen gehabt hätte.

Die vorliegenden Dramen sind theils geschichtliche Trauerspiele, theils geschichtliche Lustspiele. Was die ersten betrifft, so habe ich nur in meinen frühesten Versuchen der Anschauung gehuldigt, das historische Drama müsse ein Spiegelbild der Geschichte, eine scenische Chronik der Zeit sein. Ich verlange jetzt vom geschichtlichen Trauerspiel einen bestimmten ethischen Grundgedanken und eine künstlerisch abgeschlossene Form. Inwieweit ich diesen Zielen in den vorliegenden Werken nachgekommen, möge die Kritik entscheiden. Im geschichtlichen Lustspiel aber glaubte ich nicht den Nachdruck auf die Form der feinen Intrigue legen zu müssen, wie es die französischen Muster thun, sondern auf die humoristische Behandlung des sachlichen Inhalts selbst, wie es mir dem deutschen Genius angemessen scheint. Mit dieser Auffassung hängt die schärfere Betonung des Charakteristischen und der derbere Stil zusammen. Die komische Muse Frankreichs begnügt sich mit einem feinen Räuseln; die deutsche braucht sich einer vollern Feiterkeit, eines frohlichen Pagens nicht zu schämen.

So übergebe ich diese Dramen dem Publicum als eine Reihe von Studien, welche eine dramatische Wirkung theils erstrebt, theils erzielt haben, und als Actenstücke zur Theatergeschichte der Gegenwart, in der Hoffnung, daß sie allen denen, welche eins oder das andere auf der Bühne geschehen, eine willkommene Ergänzung darbieten werden! Denjenigen aber, welche der Bühne fern stehen, wird die Sammlung ein um so unbesangeneres Urtheil über einen dramatischen Schriftsteller ermöglichen, von welchem sie bisher vielleicht nur lyrische oder epische Versuche kennen gelernt haben.

Mögen die obigen Mittheilungen und Auszüge den Lesern d. Bl. ein ungefähres Bild von jenen Dramen geben, welche hier gesammelt sind als die Frucht einer zehnjährigen Production. Der Kreis der dramatischen Schöpfungen des Verfassers ist damit nicht erschöpft; er darf auf seine frühern Dramen: „Robespierre“, „Lambertine von Méricourt“, „Ferdinand von Schill“, „Die Rose vom Kaukasus“, „Die Marseillaise“ hinweisen, und auch aus dem letzten Jahrzehnt sind nicht alle Dichtungen in diese Sammlung aufgenommen worden.

Rudolf Gottschall.

### Zur Geschichte der Befreiungskriege.

Der Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern, eine Epizode aus dem Befreiungskriege 1813 und 1814. Nach den besten Quellen zusammengestellt und bearbeitet und mit 8 Karten und Plänen versehen von A. Crujns. Luzemburg, Bld. 1865. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Agr.

Noch immer wird die Literatur der Kriege von 1813 — 15 durch neue Werke bereichert. Ueber die großen Begebenheiten jener Zeit ist freilich nicht viel Neues mehr zu bringen, seit auch die Quellen, welche sich sonst der Benutzung am beharrlichsten verschließen, wir meinen die diplomatisch-politischen, die auf die Kriegsführung von so großem Einflusse sind, in letzter Zeit aufgedeckt worden, namentlich durch Bernhardi. Die Nebenpartien jener Feldzüge, welche aber doch auch zu dem großen Resultate mitgewirkt haben und besonders, wie der Verfasser mit Recht sagt, des Lehrreichen und Interessanten so vieles bieten, sind verhältnißmäßig am wenigsten in der Kriegesgeschichte berücksichtigt worden und über den Winterfeldzug in Holland, Brabant und Flandern fehlte es, trotz des reichen Materials in vereinzeltten Schriften an einer zusammenhängenden Darstellung. Diese hat der Verfasser in dem vorliegenden Werke gegeben, für welches er eine namhafte Zahl von Quellen, die er anführt, benutzt hat.

Eine kurze geschichtliche Einleitung schildert die Verhältnisse in Holland vom Ausbruche der Französischen Revolution bis zur Mitte November 1813; ihr schließt sich eine Charakteristik des Kriegstheaters und seiner Bewohner an, wobei auch die Witterungsverhältnisse, welche bei einem Winterfeldzug in jenem niedrigen, vielfach durch schnittenen Terrain so wichtig werden, dargelegt sind. Hierauf folgt die Uebersicht der gegenseitigen Streifzüge, wie sie im Laufe der Begebenheiten dort in Thätigkeit kamen. Die Armee der Verbündeten war ziemlich bunt zusammengesetzt. Den Kern derselben bildete das dritte preussische Armeecorps, mit ihm gingen das Sellowitz-

Freicorps und das Colomb'sche Streicorps (vgl. Nr. 23 d. Bl. f. 1855); ferner vom Wisingerode'schen Corps drei Streicorps; von Wallmoden-Gimborn die Lettenborn'sche Kosakenbrigade, das Bülow'sche Freicorps, die russisch-deutsche Legion (vgl. Nr. 21 d. Bl. f. 1861) und die hannoversche Brigade; das dritte deutsche Bundescorps (vgl. Nr. 35 d. Bl. f. 1854) unter dem Herzoge Karl August von Weimar, bestehend aus den Sachsen und der thüringisch-anhaltischen Brigade; das Partiegängercorps des russischen Obersten von Weismar (vgl. Nr. 17 d. Bl. f. 1861); das englische Corps unter Sir Thomas Graham, endlich einzelne Bataillone der neuorganisirten niederländischen Truppen.

In dem Hauptstücke des Werks, die Geschichte des Feldzugs enthaltend, wird zuerst die Wichtigkeit der Niederlande für Napoleon dargelegt. Sie besteht noch jetzt für Frankreich, daher das immer wieder laut werdende Streben, Belgien zu annexiren, welches von jeher als ein Außenwerk für Frankreich angesehen wird, dessen Besitzer jederzeit im Stande ist, Frankreichs Nordgrenze, ja selbst Paris zu beunruhigen. Napoleon soll geäußert haben: „Lieber ins Meer versinken, als Holland aufgeben!“ Hier war aber von seinen Stellvertretern wenig gesehen, um die natürliche Vertheidigungsfähigkeit des Landes zu erhöhen: sie hatten die Katastrophe in Deutschland für unmöglich gehalten. Bülow, der glücklichste der preussischen Feldherren, der selbst nie geschlagen worden, aber auch unter fremdem Befehl nie einer verlorenen Schlacht beigewohnt hat (vgl. Nr. 24 d. Bl. f. 1854), sagte nach eigener Beurtheilung der Verhältnisse, als er auf Befehl von Minden gegen die Pfälz und den untern Rhein vorrücken sollte, den Entschluß zu seinem kühnen Feldzuge zur Befreiung Hollands, wozu er sich die Genehmigung, wenn auch eine sehr bedingte, auf geschickte Weise verschaffte: eine Vollmacht, die er sehr zu erweitern wußte.

Das erste Unternehmen war gegen Doersburg gerichtet, wo ausnahmsweise den Soldaten, welche die strengste Mannszucht hielten und nie das Privateigenthum der Bürger verletzten, die Wärfen, Uhren und Pretiosen der im Lande wegen ihrer Erpressungen verhaßten Douaniers überlassen wurden. Ein freiwilliger Jäger fand dabei zwischen den Doppelfohlen der Stiefel eines Douaniers ein paar hundert Napoleondor — der Mann muß einen schweren Tritt gehabt haben! Tags darauf, am 24. November, capitulirte Jütphen, am 30. November wurde die Rheinfestung Arnheim erklammert. Die Schilderung dieser Waffenthat mit ihrer Einleitung und Durchführung ist vortrefflich, namentlich sind viele persönliche Erlebnisse mit großer Lebendigkeit erzählt. Das Vertrauen der Truppen auf ihren Führer, den Sieger von Großbeeren und Dennowitz, wurde durch dies kühne und glückliche Unternehmen nur noch mehr befestigt.

Unterdessen waren die Kosaken bereits in Amsterdam eingerückt, sodaß der Erbstatthalter aus England zurückkehrte und am 2. December seinen feierlichen Einzug in seine Hauptstadt halten konnte. Der Verfasser bedauert,

daß es anstatt eines russischen Partiegängers nicht Bülow beschieden gewesen, den Prinzen dort einzuführen. Eine Deputation lud den Feldherrn ein, in Amsterdam den Dank des ganzen holländischen Volks zu empfangen; er lehnte es aber für seine Person bescheiden ab, da er erst das große Werk der Befreiung Hollands vollenden wollte. Auf seiner Siegeslaufbahn können wir nach dem Zwecke d. Bl. ihm nicht Schritt für Schritt folgen; wer sich darüber genau belehren und zugleich das ganze eigenthümliche Wesen des Bülow'schen Feldzugs in Holland kennen lernen will, möge das vorliegende Werk lesen. Bülow mußte die natürliche Beschaffenheit des Landstrichs, vor welchem er nach der Ueberschreitung des Red und nach der Besetzung der Betsuwe zum Angriff bereit stand, einem eingehenden Studium unterwerfen, es war eine ganz andere Kriegsführung, allein auf Dämme beschränkt, der er entgegenging. „Dazu die Menge von Festungen und Schanzen, denen schwer beizukommen, die jede Bewegung hindern, wenn der Feind sie bestigt, und die nichts bedeuten, wenn man sie erobert hat.“ Beim Angriff auf das Bommeler Waard begegnete wir einem alten Bekannten unserer Leser, dem Lieutenant Rente (vgl. „Von der Pike auf“, Nr. 39 d. Bl. f. 1861). Bülow war nun in Gefahr, weil eine bedeutende Zahl von Kerntruppen gegen ihn im Anmarsch war; aber er besand sich auch in anderer Bedrängniß. Die holländische Heeresformation ging sehr langsam vor sich, der Kaiser von Rußland hatte zwar Bülow Verstärkungen versprochen, aber diese blieben vor der Hand noch aus, und in seinem Rücken zogen die starken Ströme an, mit Eis zu gehen, sodaß die Schiffbrücken abgefahren werden mußten und alle rückwärtigen Verbindungen zeitweise unterbrochen wurden. Dazu kamen noch persönliche Widerwärtigkeiten, die Aussicht, unter Wisingerode's Befehl zu treten, den er noch gekannt, als er eine bloße Postcharge beim Prinzen Ferdinand in Berlin bekleidete, während er selbst schon Stabsoffizier gewesen. Dennoch bewahrte er die volle Klarheit des Geistes, welche der Feldherr bedarf, und schon im Januar begann er seine neuen Operationen. Wegen der beiden Unternehmungen auf Antwerpen hat er bitteren Tadel erfahren; unser Verfasser weist denselben mit militärischen Gründen zurück. Als das dritte deutsche Bundescorps unter dem Herzoge von Weimar endlich in den Niederlanden eintraf, wurde Bülow mit seinem Corps zur schlesischen Armee nach Frankreich berufen. Der Prinz von Dranien erkannte ihm in einem eigenhändigen Schreiben die Ehre der Befreiung Hollands zu, und verlieh ihm eine lebenslängliche Rente von 3000 Dukaten, welche nach seinem Tode in eine auf den jedesmaligen ältesten Sohn übergehende erbliche verwandelt wurde.

Unser Werk, das neben Bülow's mit Vorliebe behandelten Operationen auch die andern nicht vergessen hat, wendet sich nun den Streikkräften zu, welche nach Bülow's Abmarsch in den Niederlanden zur Vertheidigung kamen. Der Herzog von Weimar hatte die schwierige Aufgabe, zwischen elf Festungen eingepfercht, darunter

Antwerpen und andere starke Plätze, gegen eine überlegene Macht das Land zu behaupten und die Verbindung mit der schlesischen Armee zu sichern. Wir lesen, mit welcher unermüdblichen Thätigkeit, unterstützt durch seine entschlossenen Unterführer und Streifcorps, der ritterliche Fürst diese Aufgabe gelöst hat. Ohne Wechselfälle ging es dabei freilich nicht ab. So wurden die Sachsen bei Sweweghem geschlagen. Der Verfasser sagt darüber:

Auf diese bittere Weise rächte sich der Ehrgeiz Thielmann's, mit seinen Landwehren, die meistens noch keinen Schuß gethan hatten, den Veteranen Maison's entgegengetreten zu sein. Seine Truppen aber lieferten den schlagenden Beweis, welche Gefahr es hat, über ihre Zahl und ihren guten Willen die Ungewohntheit der Disciplin und die Diensttätigkeit vergessen zu wollen.

Es ist das eine Wahrheit, welche sich zu allen Zeiten wiederholt. Um so rühmlicher war die Vertheidigung von Tournay durch den weimarischen Obersten von Egloffstein gegen Maison's siegestrunkenen Truppen. Vier Tage später ging im Hauptquartier des Herzogs von Weimar zu Brüssel die Nachricht von der Schlacht bei Paris und dem Einzuge der Monarchen in die französische Hauptstadt ein, am 9. April die von der Thronentsagung Napoleon's, worauf am 12. ein Waffenstillstand den Feindseligkeiten auf diesem Kriegstheater ein Ende machte.

Unser Werk schließt damit. Wir erkennen die große Klarheit und Uebersichtlichkeit desselben gern an und hoffen, wenn nach dem großen Kriege der Gegenwart wieder Ruhe und Muße zu kriegsgeschichtlichen Studien eintreten sein wird, daß es seinen Zweck, jüngern Kameraden dieselben zu erleichtern, nach Wunsch erreicht. Einige dankenswerthe Ergänzungen über die in Holland, Brabant und Flandern zur Verwendung gekommenen Truppentheile, namentlich die Freicorps und deren Uebergänge in spätere Formationen, sind angefügt. Die Vollendung der „Geschichte der Nordarmee“, auf welche der Verfasser hofft, dürfte aber noch auf sich warten lassen, da der Verfasser derselben, General von Ollech, bei Ragob schwer verwundet worden ist.

Karl Gustav von Bernck.

### Neue Erzählungen.

1. Neue Novellen. Von Elise Polko. Siebente Folge: Versunkene Sterne. Leipzig, Schlicke. 1867. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Wenn Elise Polko, diesem Bändchen neuer Novellen den Titel „Versunkene Sterne“ gab, so wollte sie damit andeuten, daß es von verschollenen, vergessenen Gräßen, von Menschen handle, die einst ihren Glanz, ihre Bedeutung gehabt, nun aber im Dunkel der Zeit verschwunden sind. Unsere Dichterin liebt es, die Dinge und Leute ein wenig von der romantischen und sentimentalen Seite zu nehmen. Sie ist ein weiblicher Brachvogel, ein weiblicher Brachvogel im Genre des Novelletchen, der Skizze, des Essay. Wie jener liebt auch sie die sonderbaren Räuze, die Originale, die kranken Herzen, die verworrenen Geister, die Narciße und Prinzessinnen Montpensier. Das Bizarre, das Fadenscheinige, das Wunde zieht sie an;

wol auch das Leichtflunxige und Frivole, sobald demselben nur ein befriedender Reiz, irgendeine rührende und ergreifende Seite abzugewinnen ist. So haben z. B. die kleinen Geschichtchen von Mademoiselle Maupin und Prinzessin Champagner immerhin ihre Heldinnen aus der Demi-Monde, aus dem lodern Leben der pariser Bohème, d. h. der Kunst- und Schauspielerwelt genommen. Aber man muß der Autorin einräumen, daß sie diese Elemente in einer besonders pikanten Art zu behandeln weiß. Sie gibt alles in leicht umrissenen Linien, in einer ziemlich effectvollen Wischmanier der Darstellung, in der Personen und Zustände in einem gewissen Halbdunkel, wie im Dämmerlicht oder Schatten erscheinen. Es streift, huscht, rauscht im Lesen etwas an uns vorüber, das wir nicht genau erkennen, das sich nicht ergreifen und festhalten läßt, das aber eben darum pikant und interessant erscheint. Das Ganze ist oft nur wie ein Bild, das, von einem brillanten Streiflicht erhellt, uns wunderbar anzieht, aber bereits wieder verschwunden ist, ehe es uns klar geworden. Elise Polko ist Meisterin in jenem Stil, den man den Stil der dichterischen Escamotage nennen könnte und dessen Kunst mehr im Flug und Rausch der Bewegung, als im positiven Schaffen besteht. Die Einleitung, der Aufzug, die literarische Toilette gewissermaßen sind der Hauptreiz ihrer Arbeiten. Es rauscht und hauscht alles an ihnen von Atlas und Gaze; es flimmert von echten und falschen Steinen, von natürlichen und nachgemachten Perlen; es flattert von Wändern; dazu kommen große, vielsagende Augen, eine elegante Hand, ein kokettes Lächeln, ein phantastisches Loupet — eigentlicher Körper, ein gesundes, kräftiges Fleisch, d. h. ein compacter, ausgebildeter Stoff ist weniger vorhanden. Da erscheint viel Unzusammenhängendes, Unmotivirtes, Lodergeflühtes, Voraussetzungsloses.

Diese Mademoiselle Maupin mit ihrer leidenschaftlichen Liebe zu der Freundin, die sie doch nachher aufgibt, um einen langweiligen Mann zu heirathen, ist im Grunde ein ganz unmögliches Persönchen, eine räthselhafte Erscheinung, die sich die Verfasserin die Mühe gibt, uns erklären zu wollen, deren Erklärung sie uns aber eigentlich schuldig bleibt. Jene Prinzessin Champagner, die pariser Schauspielerin Melusine, wird nicht klarer und läuft mit der Wachsfigurscene im londoner Cabinet der Madame Tussaud wie ein Märchen aus. Jedenfalls wäre es wünschenswerth gewesen, diese Scene noch mehr und gespensterhafter ausgeführt zu sehen. Auch ein befriedigenderer Schluß dürfte der Sache von Nutzen sein.

„Eine Soirée musicale“, worin der italienische Componist Paisiello mit seiner Abneigung für deutsche Musik und Musiker artig hinters Licht geführt wird, ist ein kleines Rococostückchen von gefälliger Ausführung. „Lebensraum eines armen Musikers“ muß als etwas zu verschmommen und farblos erklärt werden. „Die Todt der Charlotte Corday“ dagegen ist angeführter, wenn auch freilich sie nicht ganz hält, was sie verspricht. Das Psychische ist etwas zu obenhin behandelt; die einzelnen dunkeln Momente, wie der Tod des Malers und die



Erinnerungen an die Mörderin des Marat dagegen meisterhaft. Die Novelle selbst ist stofflich nicht ganz ausgetragen. „Im Hause der Frau Hofrätthin“ ist ein hübsches, allerdings nur blasses und zärtliches novellistisches Pastellbildchen, auf dem die einzelnen Figuren mit wenigen Strichen, aber doch wohl erkennbar gezeichnet sind. Hofrath Professor Johann Gottlieb Böhme und seine Frau in Leipzig in ihren Beziehungen zu Goethe in seiner Studentenzeit werden dem Leser recht charakteristisch und in einer Art vorgeführt, die durchaus interessiren muß. Es liegt ein feiner poetischer Hauch über dieser Skizze, die, so skizzenhaft sie selbst auch bleibt, doch wol jedes zarter organisirte und gebildete Gemüth durch einen Anflug wehmüthiger Ironie fesselnd anziehen und bestriden wird.

Nicht in Vergleich mit den Arbeiten Elise Polko's zu stellen ist das folgende:

2. Schatten und Licht. Ein Novellenkranz von Julius Waldan. Erstes Bändchen. Aachen, Poesen. 1866. 8. 10 Mgr. wenigstens nach der Geschichte im ersten Bändchen nicht; denn „Die Spielhölle“ muß entschieden für eine Erzählung der allergewöhnlichsten Art erklärt werden. Ein paar Schauspieler, ein Stückchen Demi-Monde und ein Spielhaus — das sind die Elemente dieser Novelle und noch obenein ohne allen psychologischen Reiz, plump ausgemalt und von keiner höhern Idee getragen. Ein alberner, eitel aufgeblähter Sänger läßt sich von einer abgelebten, schamlosen Primadonna und zwei vagabundenhafte Mimen an der Nase herumführen, um zuletzt durch Vermittelung eines gütigen Geschicks, in Person eines Polizeibeamten, aus ihren unsaubern Händen befreit zu werden: das ist der ganze Inhalt, der, ohne Geist und im banalsten Stile vorgetragen, nur ein sehr gedankenloses und wenig literarische Ansprüche machendes Publikum zu befriedigen im Stande sein wird.

Nicht viel höher steht:

3. Heimwärts. Eine Geschichte aus unsern Tagen. Berlin, Wiegandt und Grieben. 1866. 8. 28 Mgr.

Wahrscheinlich verdankt das Werkchen seine Entstehung einer weiblichen Feder, wenigstens ist es zutastend, verschwommen und dilettantenhaft genug, um auf diese Vermuthung zu bringen. Es läßt sich demselben eine gewisse Feinheit der Empfindung, ein Hauch von Gefühl nicht abstreiten, aber das alles ist blaß und kränkelnd, wie bei einer hysterischen Frau. Die Menschen dieser Erzählung geben sich alle Mühe originell zu sein; aber sie bringen es nur zu einer abgeschmackten Schrullenhaftigkeit. Der Held der Geschichte, ein Theolog, der Lehrer in einem Erziehungsinstitute ist, reißt sich von einem Mädchen, das er liebt, nur deswegen los, um als Missionar die weite Welt zu durchziehen, weil eine gutmüthige mütterliche Freundin seiner Geliebten ihn beiseitenräumt und hören will, ob er auch ernstliche Absichten hat. Ein Freund dieses Novellenhelden macht später jener mütterlichen Freundin über ihr Beginnen folgende Vorwürfe:

Es kam Ihnen nicht zu, Vorziehung zu spielen und mit Gewalt ein Herz beseligen zu wollen, das zu sehen und schlichtern war, an sein eigenes Glück zu glauben. Er hatte sein

ganzes Leben lang nach Liebe gedürstet und geschmacht; darum konnte er nicht gleich mit vollen Zügen trinken. Zum Glücklein gehört auch ein gesunder Muth. Was tropfenweis genossen heilt und stärkt, kann, im Uebermaß geboten — tödten und verderben.

Als hierauf entgegnet wird: „Glück könne das Herz nie zu viel empfangen“, heißt es an der betreffenden Stelle weiter:

„So — meinen Sie?!“ schrie Forster (eben jener gute Freund), mit einem gewaltigen Rückfall in sein früheres Wesen (weltschmerzlicher Humor). „Dann lassen Sie mich einmal helfen. Geben Sie Acht!“ Und mit einem raschen Griff raffte er den Eimer vom Boden auf und schlenkerte mit mächtigem, wohlgezieltem Schwünge das Wasser so heftig zwischen die aufgestellten, blühenden Gewächse, daß Aeste und Stämmchen zernickten, viele Köpfe zerbrechend auf die darunterstehenden niederprasselten und das milchige Gemisch von Schlamm, Blättern und Blüten die erschrockenen Damen fast bespritzte. Weibe freischten laut auf und sahen ihn an, als fürchteten sie eine plötzliche Geistesstörung bei ihm. Ehe sie sich von ihrem Entsetzen erholt hatten, war der unheimliche Gast mit hastigem Abschiedsgruß und einem grimmiigen Lachen enteilte — der ganze, wilde Forster von ehemals!

Dieses Beispiel wird genügen, um von den Menschen dieser Geschichte eine Vorstellung zu geben: sie zeigen ein ganz läppisches, kindisches Wesen, und wir sollen davon ergriffen und erschüttert werden. Fritz Auer, jener Theolog, ist mit seiner Empfindsamkeit ebenso lächerlich wie dieser wilde Forster, dessen Demonstration ad oculos, auch an einem curiösen Stüd von Hausarzt, doch immer nur als eine Flegerei erscheinen kann. Gesundes Leben, Wahrheit und Natur fehlen überall. Die Leute dieser Novelle sind lauter Hirngespinnste, Schwenen ohne Wärme und Blut, die an dem Leser hinhuschen, ohne daß er sie fassen und erkennen kann. Was sie thun und treiben, soll „aus unsern Tagen“ sein; allein es ist so befehmend, so sonderbar absteckend davon, daß man darüber nur sich verwundern und mit dem Kopfe schütteln kann. Wenn unsere Zeit so abgeschmackt, so krank sensibel, so nur mit den Fingerspitzen lebend wäre, so müßte man an ihr verzweifeln, denn es wäre die Welt des Treibhauses, der Ungesundheit, der Unfähigkeit. Jeder frische Laßzug der Geschichte müßte sie über den Haufen werfen. Gott sei Dank, daß es so schlimm nicht ist und dies „Heimwärts“ nur für die Ausgeburd eines weichen, feinsüßlichen, aber allzu zärtlich schaffenden Geistes gelten muß. Was er bietet, ist gut gemeint und von einem sinnigen Haxche umspielt; aber dieser Hauch ist zugleich der heiße Athem einer stehenden Brust.

Aus einer ziemlich kernhaften und gesunden entflammte dagegen wol:

4. Schloß Friedelshausen. Ein Sittengemälde aus dem Jahre 1615 von Justus Trennung. Frankfurt a. M., Seyder und Zimmer. 1866. 8. 24 Mgr.

nur daß die Schöpfung trocken und über Gebühr breit erscheint.

Die Erzählung behandelt eine geschichtliche Begebenheit, eine Mordthat, die am fürstlichen Hofe von Kassel stattthat und eine strenge Ahndung fand. Allein dem Verfasser ist es leider nicht gelungen, seine Leser für den

Thäter zu interessiren. Zunächst verstand er nicht, für die That fesselnde Motive aufzustellen, spannend auf diese vorzubereiten und sie selbst dann in erschütternder Weise auszubenten. Der Autor ist zu ängstlich, das Schreckliche, das er lang und weitläufig vorbereitet, auch wirklich zu schildern und vorzuführen. Bei der Katastrophe seiner langhingejagten Geschichte angekommen, bedeckt er sie mit Schweigen, weil er fürchtet, man würde den Anblick von Blut nicht zu ertragen im Stande sein. Den grausamen Tod eines verwegenen, tollkühnen, mordbelasteten Mannes durch das Schwert des Henkers beschreibt er nicht, obwohl dieser Tod doch eine gewisse Genugthuung göttlicher Gerechtigkeit athmet; dagegen muthet er ungeheuer seinen Lesern das qualvolle und schreckliche Ende eines jungen, unschuldigen Mädchens zu, dessen Herz und Liebe von jenem ganz unverbient mit Füßen getreten worden ist.

Man würde diese Art zu verfahren unbegreiflich finden müssen, wenn ihre Ursache nicht allzu leicht in einer gewissen sentimentalischen Geistesrichtung des Novellisten zu erkennen wäre. Vor der dramatischen Tragik des Selben schreckt er zurück, aber in dem Untergange des armen Kindes schweigt er, weil es rührend ist.

Die streng geschichtliche, fest zugreifende Gestaltungskraft ist es, welche Justus Treumund abgeht und veranlaßt, daß sein Werk, bei aller Ruhe und Klarheit des Stils, bei aller feinen Schilderung und gesunden Entwicklung, doch nur wenig Theilnahme und fast gar keine Spannung einflößt. Der Schriftsteller nimmt seinen Leser auf eine ziemlich lange und umständliche Wanderung mit, die, wie er versteht, auf einem majestätischen Berggipfel endigen soll; aber nachdem man sich auf Umwegen ermüdet, durch Aufenthalt bei geringfügigen Umständen abgespannt hat, bleibt man endlich am Fuße des Berges stehen, weil seine Abgründe erschrecken könnten.

Man wird uns eingestehen, daß ein solcher Auslauf der Unternehmung enttäuschend und niederdrückend ist. In der That ist der Ausgang des Romans äußerst matt und nicht lohnend genug für die Mühe und Zeit, die man darauf verwendet. Justus Treumund muß vor allen Dingen lernen, seinen Stoff interessanter zu behandeln und zu gipfeln. Ohne diese Kunst dürfte er mit all seiner Begabung und all seinem Fleiß sich nie einen eigentlichen Erfolg verschaffen.

5. Irrwege. Erzählungen und Novellen von Ludwig Habicht. Zwei Bände. Breslau, E. Trewendt. 1866. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Diese Sammlung gibt aufs neue einen Beweis von dem achtungswerthen Talente dieses jungen, strebsamen Autors. Hauptsächlich darauf angewiesen, für belletristische Zeitschriften und Zeitungsfeuilletons zu schreiben, sieht sich derselbe veranlaßt, den Wünschen und Neigungen des Tags nachzukommen und Stoffe zu wählen, wie sie dem Geschmack und der herrschenden Mode entsprechen. Wir finden also unter seinen erzählenden Arbeiten derzeit vorwiegend Criminalgeschichten oder Vorfälle, welche einen dunkeln, unheimlichen Hintergrund haben, weil gerade

solche im Augenblick den Blättern die begehrtesten erscheinen. Aber wenn auch Ludwig Habicht sich hierin nachgiebig zeigt und mehrentheils dasjenige liefert, wonach das stärkste Verlangen geht, so sucht er doch immerhin diese, in der Neuzeit allerdings sehr gepflegte, aber auch oft mit haarsträubender Nachlässigkeit und stilistischer Nothwendigkeit behandelte Richtung durch eine gewisse psychologische Vertiefung und Sauberkeit der Diction zu heben und zu adeln. Das belegt z. B. gleich die erste Novelle: „Frauenurtheil“, worin mit geistiger Feinheit der natürliche Instinct der Frauen nachgewiesen ist, mit dem sie in einem verwickelten Criminalfalle die eigentliche Triebfeder des Verbrechens entdecken, indem der gewiegte Jurist gerade durch seine juristische Spürnase, die ihn zu den gewagtesten Combinationen bringt, sich von der richtigen Spur ableiten läßt. Aber nicht allein in der Entdeckung der wahren Unthäterin, sondern auch darin noch documentirt der Autor das „Frauenurtheil“, daß er die Giftmischerin mit seltenem Geschick ihre Mittel und ihre Helfershelfer sich wählen läßt. Für den Leser freilich hätte der Verfasser das Errathen der wahren Schuldigen immer noch etwas schwieriger machen dürfen.

„Eines Helden Jugendliebe“ behandelt eine romantische Episode aus dem Leben Ludwig von York's, jenes preussischen Generals, der sich durch seine Convention von Tauroggen vom 30. December 1812 ewig denkwürdig für die deutsche Geschichte gemacht hat. Der Vorgang ist hübsch und fesselnd erzählt, und nur den einen Vorwurf wird man der Arbeit nicht ersparen können, daß nämlich York's Aufgeben seiner Geliebten zu wenig oder jedenfalls zu trivial motivirt ist. Eine poetischere Ursache hätte dafür erfunden werden müssen, als die ist, welche Habicht angibt und die allein darin besteht, daß York nicht Vermögen und Stellung genug zu haben glaubt, um sein Mädchen glücklich zu machen. Ein eiserner Charakter, wie York geworden, sollte am wenigsten durch solche hausbackene Bedenken sich abschrecken lassen können, und unser Erzähler hätte hier also durchaus ein tragischeres Moment für seine sonst so artige Novelle zu finden gehabt.

„Zwei Witwen“ behandelt einen etwas abenteuerlichen Stoff, nämlich zwei Frauen, die mit einem und demselben Manne, den man ermordet gefunden, verheirathet gewesen sein wollen. Wie sich schließlich erweist, hat die eine von ihnen nur in trügerischer Absicht die Rolle der Baronin von Albenhoven, der Gemahlin jenes Ermordeten, gespielt, und nachdem ihr falsches Spiel entdeckt, gibt sie sich selbst den Tod. Ihr Vater aber hatte schon früher den rückkehrenden angeblichen Gemahl getödtet, um die ruchlose Gaukelei nicht ans Licht kommen zu lassen. Das Ganze ist höchst absonderlich und unwahrscheinlich; die finsternen Theile der Geschichte aber müssen als durchaus spannend und anziehend geschrieben anerkannt werden. Der Vetter Hugo darin ist freilich eine wenig glückliche und sehr gesuchte Figur.

„Zum Schein“ ist eine barocke Bauerngeschichte, in der die Capuleti und Montecchi eines Dorfs lange und

entsetzliche Kämpfe führen und sich ebenfalls erst zur Versöhnung einigen, nachdem der auf lauter falschen Voraussetzungen begründeten Familienfeindschaft grausam hinge-  
schlachtete Opfer gefallen.

„Eine schwere Zunge“ ist ebenfalls eine Mordgeschichte, in der indeß zunächst schon die gewählte Ueberschrift zu wenig zu ihrem Rechte kommt, um ganz befriedigen zu können.

„Das Gegenüber“ ist eine mehr heitere Erzählung, die durch freundlichen Ton und angenehme Grundstimmung eine glückliche Abwechslung bietet.

„Nur eine Magd“ und „Dunkle Existenzen“ sind skizzenhaft gezeichnete Bilder, die sich mit in den Kauf nehmen lassen, wenn sie auch freilich gerade kein erhebliches Interesse zu erwecken im Stande sind.

Seedor Wehl.

### Eine elsasser Balhalla.

Biographies Alsaciennes. Erster und zweiter Band. — A. u. d. L.: Oeuvres choisies de Louis Spach, Archiviste du Département du Bas-Rhin. Zwei Bände. Paris und Strassburg, Berger-Levrault und Sohn. 1866.

Eine in gefälliger und sogar eleganter, wenn auch nicht gleichmäßig befriedigender Darstellung getroffene Auswahl der vom Verfasser seit 15 Jahren theils in periodischen Blättern, theils bei besondern wissenschaftlichen Anlässen selbstständig veröffentlichten, aber nicht in den Buchhandel gekommenen Aufsätze rein historischen Charakters oder in die Gebiete der Literatur, Archäologie und Administration schweifend; auch elsassische Biographien genannt, weil sie Männer betreffen, die entweder dem Elsass entstammen, ihm ihre vornehmlichste Thätigkeit widmeten, oder einen wichtigen Abschnitt ihres Lebens in Strassburg oder Kolmar verbrachten und ihre Entwicklung und ihren Einfluß den Beziehungen zu Deutschland schulden. Bei einigen der Geschilderten inzwischen wird keiner unserer Leser geneigt sein, sie jener französischen Provinz nur im entferntesten zu vindiciren; sie gehören nach ihrem ganzen Sein und Wirken ausschließlich unserer deutschen Erde, und der gemeinsame Rahmen, unter welchen ihre Porträts gefaßt sind, paßt nur insofern, als der Verfasser ein Elsasser ist. Mit demselben Rechte könnten wir eine durchgreifende andere Eichtung fremdländischer Größen vornehmen und sie unter die Reife unserer Sonne versetzen. Ein wenig Eifersucht ziemt uns schon, angesichts der chronischen allgemeinen Aneignungsbegierde unserer übergeliebten Nachbarn.

Da wir als deutsche Leser fast in keiner der hauptsächlichsten Skizzen ungewohnt und durch Neuheit frappante Züge zu entdecken vermögen, die unser deutsches Interesse fesseln, die meisten Persönlichkeiten auch längst Gegenstand literarischer und dabei weit erschöpfenderer Behandlung geworden sind, bedarf es wol kaum der Erwähnung, daß wir diese literarischen Porträts die alle mehr einem nicht zu tief gehenden Unterhaltungs- oder Bildungsbedürfnis als gründlichem Forschungstrieb genügen, hier nur flüchtig besprechen können.

Der Verfasser eröffnet den Reihem mit Papst Leo IX., den er nach Schöpslin's „Geschichte des Elsasses“, Dunkler's „Geschichte der Heiligen des Elsasses“, Höfler's „Deutsche Päpste“ und Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom“ behandelt. Gottfried von Strassburg ist nach den einschlägigen Schriften von Wattrich, von der Hagen, Simrod und mit Benutzung der Literaturgeschichte von Gervinus bearbeitet, und nach der Ausführung schon dieser Schriftsteller darf man die im weiteren Verlauf vollkommen bekräftigte Rnthmähung ziehen, daß Spach eine bei seinen Landsleuten nicht häufige Kenntniß unserer Literatur besitzt, nur daß seine kritische Würdigung einzelner bei uns vielfach auf heftigen Widerspruch stoßen würde. Daniel Spedlé (1536—89), kein Elsasser, aber seit 1577 Baumeister in Strassburg, hat sich namentlich um das Befestigungswesen verdient gemacht, was wir eingehender nachgewiesen gewünscht hätten, als hier geschehen, während dem Leben Dominique Dietrich's, Ammeisters von Strassburg (1620—94), eine unsern Erachtens ganz unersparliche Ausdehnung gegeben worden. Daß Johann Daniel Schöpslin (1694—1771) bei den französischen Gelehrten in größerer Werthschätzung steht als bei uns, kommt im nächsten Artikel zu neuer Betätigung, und ebenso ist die literarische Wirksamkeit des Abbe Grandibier (1752—1805: „Histoire ecclesiastique de Strasbourg“, „Essai historique et topographique sur l'église cathédrale de Strasbourg etc.“), deren Verdienlichkeit wir keineswegs verkennen, über Gebühr ange schlagen. Darauf folgt das Leben des strassburger Maire Friedrich von Dietrich (gest. 1793), dessen Familie übrigens nicht deutschen Ursprungs ist, dessen Urältervater im Gegentheil seinen rechten Namen Dibier willkürlich umwandelte: für die Specialgeschichte der ersten französischen Revolution ein sehr beachtenswerther Beitrag, der die allgemeine und exklusive Länge desselben wie die besondern Sympathien des Verfassers für seinen Helden rechtfertigt. Dagegen macht die Skizze über Jeremias Jakob Oberlin (1735—1806) den Eindruck eines bloßen Püdenbüßers. Folgerichtiger wäre der unmittelbare Anschluß der Biographien des niederrheinischen Präfecten Adrien de Lezai-Marnésia (1769—1855) und der Generale Rapp und Coehorn gewesen. Aber die Gedächtnisrede auf den 1826 verstorbenen Pfarrer Oberlin, den Civilisator von Van de la Roche, jener alten, fünf Dörfer umfassenden Seigneurie, welche man das elsassische Sibirien nennen könnte, ist ein Meisterstück durch idyllischen Zauber fesselnder Kleinmalerei.

Im zweiten Bande tritt uns zuerst Otfried von Weissenburg entgegen, ein Fragment, das ihm Germanisten gern erlassen haben würden. Ebenso wenig werden deutsche Literatoren in den Excursionen über Sebastian Brant, Thomas Murner, Fischart und Moscherosch irgendwelche neue Gesichtspunkte oder stoffliche Bereicherungen entdecken. Das einzige Bemerkenswerthe hierin ist die unsers Wissens in Frankreich zum ersten male versuchte Opposition gegen einen der Cardinalfehler in der Geschichte der deutschen Dichtung von Gervinus, nämlich die

im Streben nach Vermittelung absoluten historischen Zusammenhangs aller geistigen Erscheinungen oft völlig ungeschichtlichen Verbindungen und heterogenen, gleichsam bei den Haaren herbeigezogenen Vergleiche. In der Kritik Sebastian Brant's ist denn unter vielen jener unglückseligen, aber halbgelehrte Bildung sehr bestechende Hang zum Parallelismus so schreiend, daß sich Spach trotz der Ueberschätzung dieses riesigen Denkmals einer ästhetisch unfähigen und pedantischen Gelehrsamkeit nicht enthalten konnte, gegen den absurden Vergleich mit Molière in guter Begründung zu protestiren. Die Untersuchungen über Grimmeschaufen sind im wesentlichen Recapitulationen der Arbeiten von Passow, Hermann Kurz, Heinrich Kurz, Adalbert Keller und Gervinus. In der Schilderung des ebenso genialen als unglücklichen Dichters Reinhold Lenz bewegt er sich den Facten nach im Allerbekanntesten, und in der Beurtheilung mit einer auch bei uns noch wuchern den Beschränktheit, welche wir kategorisch zurückweisen müssen. Wer es nicht begreift, daß die Quelle von Lenz' Unglück einzig und allein aus seiner Bekanntschaft mit Goethe entsprossen, will uns ein schlechter Psycholog scheinen; und wer seine Werke mit Sonde und Messer der platten Moral untersucht und die steinerne Schale ihrer Paradoxie mit dem Kerne verwechselt, gebe es auf, Dichter zu wirbeln, vor welchen alle Mädchenpensionate verschlossen werden. Lenz war kein Talent, dem man, wie Spach nach der Weise aller derjenigen meint, die nach sogenannten ethischen und religiösen Kriterien prüfen, gleichsam aus Mitleid ein bescheidenes Plätzchen im Gedächtniß der Nachwelt gönnen soll; vielmehr war er ein Genius, dessen Uebermächtigkeit selbst durch die brillantesten Constellationen am deutschen Dichterkimmel hervorleuchtet. Goethe konnte ihn freilich mit allem Fug ein vorübergehendes Meteor nennen, das nur augenblicklich über den Horizont der deutschen Literatur hingezogen und ohne Zurücklassung einer Spur plötzlich verschwunden. Heute dagegen wird dies kein Mensch mehr unterschrei-

ben, wenn er nicht, abgesehen von der Befähigung des Erkennens, die letzten 30 Jahre dramatischer Dichtung verschlafen oder verträumt hat. Und die Zeit ist nahe, daß Lenz noch mehr zu der verdienten allgemeinen Ehre gelangt.

Von den übrigen Stücken des zweiten Bandes unserer Sammlung ist die Darstellung des Lebens Brant's de Ribeaupierre (richtiger Braun von Rappoltstein), jenes Abenteurers, der in den Schicksalen des Elsaß während der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts eine auffällige und wunderliche Rolle durchführte, die werthvollste, auch durch Herbeischaffung neuen Materials. Indes nimmt sie nur das eingengteste Interesse des Specialhistorikers in Anspruch. Sonst erhalten wir noch Beiträge über die strassburger Bischöfe Wernher und Konrad von Buzung. Die fernere, größere Hälfte wendet sich vorzugsweise an französische Leser. Sie bringt die Lebensbeschreibungen von George D'aneaux (1794—1853), dramatischem Dichter und Geschichtsschreiber; Theodor Guirard (1818—55), ausgezeichnete Uebersetzer des Sophokles; Francois Genin (1802—55), Herausgeber der ungedruckten Briefe Margarethe's von Angoulême, Königin von Navarra, des Chanson de Roland u. a.; Joseph Willm (1797—1853), am bekanntesten durch seine „Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hegel“ (4 Bde., Paris 1846—49); Christian Bartholmæ (1815—56), Verfasser der „Histoire philosophique de l'Académie de Prusse, depuis Leibnitz jusqu'à Schelling“ (2 Bde., 1850), von Spach gerade so überschätzt wie früher von Matter; Theodor Kreis, Philologe (1802—60); dann von dem Polygraphen Renouard de Bastierre (1803—65); dem Zeichnerkünstler Henri Lebert (gest. 1835); den strassburger Maires Friedrich von Lärdeheim (gest. 1850) und Friedrich Schützberger (gest. 1859), und zuletzt biographische Notizen über den 1865 verstorbenen niederrheinischen Präfecten Louis Gers.

J. W. Ebeling.

## Feuilleton.

### Literarische Plaudereien.

Aus der Theaterwelt haben wir das großartige Fiasco zu melden, welches das Birch-Pfeiffer'sche Drama: „Die Frau in Weiß“, am wiener Burgtheater erlebte, ein Fiasco, welches zu dem berliner Erfolge in einem schreienden und, wie wir nicht verhehlen dürfen, für die Hauptstadt Norddeutschlands wenig schmeichelhaften Contrast steht. Die „Neue Freie Presse“ berichtet hierüber: „Solange diese Bühne steht, hat sie vielleicht nie ein so schandbares Stück gesehen wie Frau Birch-Pfeiffer's nach einem englischen Roman bearbeitetes Schauspiel: „Die Frau in Weiß“. Es wurde verhöhnt, verlacht, ausgezischt.“ Jedenfalls ist dem Stück in Wien kein gutes Recht widerfahren wie in Leipzig und dies Attentat, das Frau Birch-Pfeiffer mit diesem Drama auf alle dramatische Poesie und auf den Geschmack des Publikums ausübte, nach Gebühr zurückgewiesen worden.

Inzwischen hat Paul Heyse's „Maria Moroni“ am berliner Hoftheater einen getheilten Erfolg erlebt, der einem Fiasco zum Verwechseln ähnlich steht. Kritik und Publikum in Berlin haben unserer Beurtheilung dieses schwachen Heyse'schen

Dramas (Nr. 3 d. Bl.) recht gegeben. Wir suchten nachzuweisen, daß diese Handlung eine höchst traurige Geschichte, aber keine Tragödie sei; daß dieser Matteo, dessen Eifersucht den Ausschlag gibt, doch nur der Held eines Messgemäldes mit Eideru von diesem Jahr sein könne; daß sich das Genre in die Tragödie einbränge; und daß „Maria Moroni“ eine treffliche Novelle geworden wäre, so aber nur ein zusammengebasteltes Stück von mußwillig bunter Arbeit sei. Heyse sollte endlich zu der Einsicht kommen, daß ihm das dramatische Talent versagt, daß das Gelingen in seinen Dramen wesentlich novellistischer Art, daß die poetische Grazie eine hoch zu schätzende Eigenthümlichkeit, aber für einen Dramatiker zu den geringern und keineswegs für seinen Beruf maßgebende Eigenschaften gehört.

In den „Theaterbriefen“ von Janus novus in der „Neuen Freien Presse“ finden wir folgende Betrachtungen über das Verhältniß der deutschen und französischen Bühnen und Autoren, wie es sich durch die internationalen Verträge neu gestaltet hat:

„Wenn nichts die deutschen dramatischen Autoren bewegen kann, sich zu schütten und durch einen geschäftsleitenden Aus-

uß sich jene Association zu verschaffen, welche dem einzelnen erreichen unmöglich ist, so wird dies im Laufe der Zeit der Handelsvertrag, welchen der Zollverein und nun auch Oesterreich mit Frankreich abgeschlossen haben, zu Wege bringen. Infolge dieses Handelsvertrags, dem auch ein Vertrag zum gegenseitigen Schutze des geistigen Eigenthums beigeschlossen ist, werden nämlich die Theater Uebersetzungen aus dem Französischen, zu denen die deutsche Bühne jetzt zur Hälfte lebt, so theuer zahlen müssen als Originalstücke; ja theurer, denn — die Gesellschaft der dramatischen Schriftsteller Frankreichs hat für Deutschland die Firma Bote und Bod in Berlin als Vertreterin der Rechte eingesetzt, und diese wird es sich sicher angelegen lassen, durch ein organisirtes Bureau die französischen Autoren vor Nachtheil zu bewahren, während die deutschen Autoren, nach wie vor ihren Idealen nachsinneend, in den möglichst idealen Zuständen fortvegetiren. In großen, vielbühnigen Städten wird jene Bühne, welche ein größeres Honorar ist, das ausschließliche Recht, ein französisches Stück aufzuführen, erhalten, und so wird dann das Bestreben, solche Stücke aufzuführen, mehr hervortreten, es wird die tüchtige Production fördern.

Von diesem Umfange sollten die deutschen Autoren Nutzen ziehen und rasch einen Verein gründen. Umfaßt dieser Verein die Mehrzahl der dramatischen Schriftsteller, treten ihm hervorragenden Dichter bei, so ist der Erfolg gewiss. Die Novitäten kann selbst die deutsche Bühne — trotzdem sie reiches classisches Repertoire besitzt, das größte unter allen Theatern der Welt — nicht leben, und fühlen erst die Directoren, daß Ordnung gemacht wurde im Staate der Kunst, so wird sich jeder hüten, von der Gesellschaft in Acht und Abacht zu werden. Um diese Autoren-Gesellschaft zu gründen — und um den momentanen Verhältnissen Rechnung zu tragen, in Wien, die andere in Berlin, die miteinander wieder in Verbindung stehen könnten — dazu bedarf es nichts, als sich pariser Association des auteurs dramatiques zu copiren.

Wir können diese Betrachtungen nur unterschreiben. Allerdings ist in Deutschland schon oft der Versuch gemacht worden, die dramatischen Schriftsteller zu einer solchen Vereinigung zu bewegen — und immer vergeblich. Es sind Sammlungen ausgeschrieben worden, aber unbeachtet geblieben. Generalintendanten hatten die Liebeshörigkeit, die deutschen Dramatiker selbst einzuladen, zusammenzutreten, einen Verein zu gründen und ihre Rechte wahrzunehmen. Eine solche Necksamkeit verdiente um so größere Anerkennung, als sie feindlichem Lager kam; denn im ganzen Leben die deutschen Dramatiker mit den Intendanten auf einem gespannten Fuße betrachten dieselben mit mehr oder weniger Grund als geschworenen Feinde, die ihnen die Bahn zur Unsterblichkeit versperrten. Der bresdener Shakespeare-Verein verfolgte gegen dieselben Tendenzen, nur leider im Verein mit einer sehr unpraktischen Vorschläge, zu denen wir das Feste rechnen, welches Stücke den Intendanten zur Aufführung empfehlen sollte. Es war vorauszu sehen, daß ein solches aturgisches Vorhaben erfolglos bleiben mußte.

Alle diese Bestrebungen waren vergeblich. Die deutschen Dramatiker sind einmal nicht unter einen Hut zu bringen, wo es ihr wohlverstandenes Interesse gilt. Nation und Kunst haben nichts gethan, den esprit de corps in ihnen zu fesseln. Die Glücklichsten, die sich auf die Lantiermen der Hofbetten, halten es vielleicht für überflüssig, sich mit den Nation zu associiren — und doch sind gerade diese die Unruhigsten, ohne deren Betheligung der ganze schriftstellerische Kampf in den Lüften schweben würde.

Jedenfalls ist der jetzige Zeitpunkt sehr geeignet, eine Initiative hierin zu ergreifen, wenn die deutschen Autoren nicht die französischen im Nachtheil sehen sollen. Es ist nicht eben, warum die ersten auf jede Wechselwirkung, auf alle geistige Vertheilung verzichten sollten. Dann aber müßte

Association der Association gegenüberstehen, ihr die Hand reichen und bald die gegenseitigen Rechte wahrnehmen.

Soviel wir wissen, hat auch der Deutsche Schriftstellerverein, der sich im vorigen Jahre etwas weiter ausgebreitet und reorganisiert hat, die Lantiermen mit unter die Zielpunkte seines Strebens aufgenommen. Die bresdener Regierung und das Norddeutsche Parlament könnten denselben ohne Schwierigkeit und ohne irgendein Recht zu verletzen für Norddeutschland zum Gesetz erheben. Damit ist indeß nur etwas erreicht, nicht alles. Wenn der Schriftstellerverein eine abgeschlossene Section der dramatischen Schriftsteller aus seiner Mitte bildete, so wäre vielleicht der Kern und Anknüpfungspunkt zu weiteren Bestrebungen gegeben. Doch die möglichste Selbstständigkeit müßte dieser Section zu theil werden — das dramatische Schriftstellertum ist eine Specialität.

### Literarische Notizen.

Der neueste Band der „Jahrbücher der deutschen Geschichte“, auf Veranlassung und mit Unterstützung Sr. Maj. des Königs von Baiern herausgegeben durch die Historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften: „Kaiser Heinrich VI.“, von Theodor Loebe (Leipzig, Dunder und Humblot), ist soeben ausgegeben worden. Gleichzeitig kündigt die Verlagsbuchhandlung eine Preisveränderung der früheren Bände dieser für jeden Freund vaterländischer Geschichte interessanten Jahrbücher an. Wir erwähnen von den früher erschienenen Werken: Heinrich Eduard Bonnell's „Anfang des Karolingischen Hauses“, Ernst Dammert's „Geschichte des ostfränkischen Reichs“, Siegfried Strich's „Jahrbücher des deutschen Reichs unter Heinrich II.“, Heinrich Hahn's „Jahrbücher des fränkischen Reichs, 741–752“, Georg Waig's „Jahrbücher des deutschen Reichs unter König Heinrich I.“

Ein für alle Freunde englischer Literatur empfehlenswerthes Werk ist die Söcular-Prachtausgabe des „Landpfarrers von Balesfeld“ von Oliver Goldsmith mit englischem und deutschem Text und comischen Illustrationen im Cruikshank'schen Stil (Berlin, Kortkamp, 1866). Otto Roquette hat zu dem Werke eine geschicht orientirende Einleitung geschrieben.

Von dem umfassenden und verdienstlichen Unternehmen Adolf Stern's: „Bibliothek der Literatur des 18. Jahrhunderts“ (Berlin, Eichhoff, 1866) liegen uns die ersten sechs Lieferungen vor, in denen der Herausgeber Addison's Beiträge zum „Zusatz“ und „Plauderer“, Diderot's und Voltaire's Romane und Erzählungen, Swift's Tagebuch in Briefen an Stella, in Uebersetzungen unserm Publikum vorzuführen beginnt. Der Literaturhistoriker des 18. Jahrhunderts, Hermann Fetscher, leitet das Unternehmen mit einem empfehlenden Vorwort ein, in welchem er mit Recht darauf hinweist, daß die großen Bildungskämpfe des 18. Jahrhunderts nicht ein für die Gegenwart Abgethanes, sondern für Gegenwart und Zukunft noch mächtig Fortwirkendes sind.

### Bibliographie.

Hergentöcher, J., Photius, Patriarch von Constantinopel. Sein Leben, seine Schriften und das griechische Schisma. Nach handschriftlichen und gedruckten Quellen. 1ter Bd. Regensburg, Ramm, 1867. 24. 8. 3 Thlr. 18 Ngr.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von H. v. Raumer. 4te Folge. 7ter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Holtel, R. v., Erzählende Schriften. 3fter und 4ter Bd. Göttingen. Eine Sammlung vermischter Aufsätze. Dresden, Teubner. 16. 1 Thlr. 15 Ngr.

Deutsches Künstler-Album. Redigirt von W. Müller v. Königs- wintz. (17ter) Jahrgang 1867. Düsseldorf, Breidenbach u. Comp. Gr. 4. 3 Thlr.

Zwei Monate Preussisch. Ein Lebensbuch der preussischen Invasion in Rhein im Jahre 1866. Nach Originalberichten und authentischen Mittheilungen bearbeitet. Herausgegeben von der Redaktion der „Kriegsteilnehmer“. 1te und 2te Hef. Brunn, Busch u. Bergmann. Gr. 8. 2 1/2 Ngr.

Morel, G., Lateinische Hymnen des Mittelalters, größtentheils aus Handschriften schweizerischer Klöster. Als Nachtrag zu den Hymnen-sammlungen von Mons, Daniel und A. herausgegeben. 1ste Hälfte. Münster, Gebr. Bunsiger. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.



# Anzeigen.

## Deutsche Allgemeine Zeitung.

Verlag von F. A. Brodhaus in Leipzig.

Mit dem 1. Januar beginnt ein neues Abonnement auf die Deutsche Allgemeine Zeitung, und werden deshalb alle auswärtigen Abonnenten (die bisherigen wie neuereintretende) ersucht, ihre Bestellungen sofort bei den betreffenden Postämtern anzugeben, damit keine Verzögerung in der Uebersendung statfinde und weil sonst die Lieferung vollständiger Exemplare nicht garantirt werden kann.

Als ein Hauptorgan der liberalen und nationalen Richtung in Sachsen und in ganz Mitteldeutschland, wird die Deutsche Allgemeine Zeitung der Wahlbewegung für den norddeutschen Reichstag, sowie diesem selbst, eine besondere Aufmerksamkeit in ihren Leitartikeln wie in tatsächlichen Mittheilungen widmen.

Die Deutsche Allgemeine Zeitung erscheint außer Sonntags und Feiertags täglich nachmittags mit dem Datum des folgenden Tags.

Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2 Thlr. Inserate finden durch die Deutsche Allgemeine Zeitung die weiteste und zweckmäßigste Verbreitung; die Insertionsgebühr beträgt für den Raum einer viermal gespaltenen Zeile 1 1/2 Ngr.

Verlag von F. A. Brodhaus in Leipzig.

## Deutsche Liebe.

Aus den Papieren eines Fremblings.

Herausgegeben und mit einem Vorwort begleitet von

Max Müller.

Zweite Auflage. 8. Geh. 24 Ngr. Geb. 1 Thlr.

Diese zuerst anonym erschienene Schrift, eine seelenvoll und mit psychologischer Feinheit erzählte Novelle, hat in Deutschland wie namentlich auch in England (wo sie auch übersezt wurde) so zahlreiche Freunde gefunden, daß der bekannte in England lebende deutsche Gelehrte Prof. Max Müller dadurch veranlaßt ward, sich nunmehr bei der nöthig gewordenen zweiten Auflage auf dem Titel zu nennen. Dieser Umstand wird dem Buche — das sich durch seinen Inhalt wie auch durch sein ansprechendes Gewand besonders zu einer Gabe für die gebildete Frauenwelt empfiehlt — zu den alten gewiß noch viele neue Freunde zuführen.

Bei Georg Reimer in Berlin erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Brutus und Collatinus.

Ein Trauerspiel

VON

Albert Lindner.

(Preis - Gedicht.)

Brosch. 15 Sgr.

Verlag von F. A. Brodhaus in Leipzig.

## Geschichte von Ungarn.

Von

Ignaz Aurelius Fessler.

Zweite vermehrte und verbesserte Auflage, bearbeitet von Ernst Klein.

Mit einem Vorwort von Michael Horváth.

Gr. 8. In 16—20 Lieferungen zu je 20 Ngr.

Erste Lieferung.

Das in den Jahren 1812—25 erschienene Werk «Geschichten der Ungarn und ihrer Landsassen» von Ignaz Aurelius Fessler, allgemein als die beste in deutscher Sprache geschriebene Geschichte Ungarns anerkannt und seit längerer Zeit gänzlich vergriffen, erscheint hier in zweiter Auflage, eingeführt durch den berühmten ungarischen Historiker und Staatsmann Michael Horváth. Dasselbe wird in dieser neuen, zeitgemässen Umarbeitung dem ungarischen wie dem deutschen Publikum gleich willkommen sein, zumal die gedrängtere Darstellung und zweckmässigere Druckeinrichtung den Umfang sehr beschränkte, der Preis mithin wesentlich billiger gestellt werden konnte. Um die weiteste Verbreitung des Werks zu ermöglichen, erfolgt die Ausgabe in Lieferungen zu je 20 Ngr.

Die erste Lieferung ist soeben erschienen und nebst einem Prospect in allen Buchhandlungen vorrätig, woselbst Unterzeichnungen auf das Ganze angenommen werden.

## Zeitschriften für 1867

aus dem

Verlag von F. A. Brodhaus in Leipzig.

### Blätter für literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

4. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2 1/2 Thlr.

### Deutsches Museum.

Zeitschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben von Robert Prutz und Carl Frenzel.

8. In wöchentlichen Nummern von 2 Bogen. Vierteljährlich 2 1/2 Thlr.

### Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart. Monatsschrift zum Conversations-Lexikon.

Neue Folge. Herausgegeben von Rudolf Gottschall.

8. In halbmonatlichen Heften von 5 Bogen. Jedes Heft 6 Ngr.

Vorstehende Zeitschriften gehören zu den geschätztesten und gelegendsten der deutschen Journalistik und sind jedem Leserkreis, jedem vom gebildeten Publikum besuchten öffentlichen Local als Lektüre zu empfehlen. Man abonniert bei allen Buchhandlungen und Postämtern. Probeummern sind in allen Buchhandlungen zu haben.

Verantwortlicher Redacteur: Dr. Eduard Brodhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brodhaus in Leipzig.













